



6003









Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

---

Jahrgang 1905.

---

\*\*\*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

MF 78

Digitized by Google

I. Wissenschaftliche Beilage.\*)

**Adelsgeschichte.** Hilfsmittel und Quellen der sächsischen, Mit Bezug auf das sächsische Adelsgeleitz vom 12. September 1902. Von Regierungsrat Prof. Dr. E. Dreyerreich, Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern 100, 101, 102, 103, 104.

**Ägypten.** Leipziger Ausgrabungen in, von \*a. 117.

**Ägyptische Religion.** Der alte Orient und die, von Alfred Jeremias 21.

**Ältereinsammler (Die)** im Erzgebirge. Von Robert Berge 72.

**Aktorientalistisches Nachl.** Von Dr. Johannes Jeremias, Harrer in Göttingen 102.

**Alttestamentliches.** Von G. Schneidermann 27.

**Amundsen's Polarpedition.** Von M. 136.

**Andreas.** Christian, von Karl Fr. Romel 40.

**Andreas als Naturlehrer.** Der Mäthenedichter Hans Christian, von Dr. E. S. Jörn 1+6.

**antiken Gelehrten.** Schicksal mit, von Rudolf Schneider 96.

**Arten-Zeichner.** Ein neuer Beitrag zur, von J. R. 109.

**Archäologischer** zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Aus dem Wanderleben eines, von o. 116.

**Arsenal in Sachlen.** Das frühere Verkommen des, von Robert Berge 144.

**Asien.** Die Religiosität, von Dr. . . . 39.

**Baderreform** als Vorbedingung für bessere Wohnverhältnisse? Brauchen wir eine, von A. Freyher v. Reich, Regierungsrat in Chemnitz 58, 59.

**Bismarck.** Allerhand, von Ludwig Grimm 78.

**Büchereiband.** Die Entwicklung des, von K. F. N. 28 29.

**Bücher-Verfahren.** Pericrite, Gedruckt am 22. März 1875. 27.

**Cornelius** literarische und musikalische Werke in erster Gesamtausgabe. Des Dichters-Musikers Peter, von Arthur Emolian 65, 66.

**Darstellung.** Die, von Dr. Armin Haje 133.

**Darstellung (Kriegs)** und drei Jahrhunderten, von P. O. Schmidt 23.

**Dramatische Weltkamp.** Der, von Dr. Ernst Wachler 2.

**Eber-Gebirgsbuch.** Marie v., zum 76. Geburtstag der Dichterin (geb. 12. September 1830), von Karl Fr. Romel 108.

**Ein feste Burg** ist unser Gott? Wann und wo entstand das Lied? von G. Wagnard 22.

**Erkenntnisbuch.** Das Jubiläum eines, von J. Winter 22.

**Erinnerungen vor 40 Jahren.** Zum 25. Mai. Von -r. 120.

**Erster (Ott), „Der Peter“.** von Adolf Stern 141.

**ersten Menschen** nach jüdischer und moslemischer Sage. Die Erschaffung des, von Aug. Wünsche 1.

**Erzähler.** Die, von A. 5.

**Farbenholzschnitt.** Der japanische, von -r. 143.

**Finkenartige Vogel** im Herbst und Winter. Untere, von G. Kreschmar 121.

**Fischerei.** Verurteilung des, von Dr. E. S. Jörn 20.

**Fonitane (Tubero)** gemahlte Stein. Von Adolf Stern 142.

**Frank-Jubiläum.** Das, von M. 105.

**Frühlingshimmen.** von -gk. 42.

**Gebäudeinsicht** auf Ehren Jäger-Majestäten der Könige Albert und Georg von Sachsen. Herausgegeben vom Edsch. Kunstverein zu Dresden. Von Wörst Schneider, Oberst j. D. 111.

**gelehrter Schmucker** unserer Vergessener. Ein, von G. Kreschmar 23.

**Gefährliche Freunde** der Land- und Forstwirtschaft. Von G. Kreschmar 46.

**Generalstab.** Veröffentlichungen der kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Oberst, von T. 21.

**germanischer Art.** von, von Ht. 152.

**Gerhardt.** Der Dingbuch in, von Dr. Peter Thomsen-Dresden 8.

**Gesangbuch.** Das L. evangelische Leipziger, von Hans Hofmann, Duis-Leipzig 1.

**Geschichte der Wissenschaften.** Öffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen, am 26. Mai 66, am 14. November 136.

**„Gothaer“** (Der, vor hundert Jahren. Von Neuberg 158.

**Großknecht-Dorf** und die Fährten für die Entlassenen. Die technische Ausbildung der schwachmännigen Knaben in der Königl. Landesanstalt zu, von G. 33.

**Grundriss** für das Königreich Sachsen. Die historisch-statistischen, von Dr. O. Ermlich 7.

**Wagner** und sein Ring. Das tragische Moment im, Ein Beitrag zum Verständnis der Idee in Friedrich Schellings Tragödie. Von F. G. 12.

**Hartleben.** Otto Erich, gestorben am 11. Februar 1905. Von Karl Fr. Romel 22.

**Hausfrau (Abol)** Unteres Leben. Von G. B. 21.

**Hebbels Leben.** von J. R. 25.

**Heldenmission (Die)** als Kulturträgerin im Zeitungswesen. Von Th. Wehler-Dornau 2.

**Herr.** Wilhelm, Geb. am 24. September 1835. Von K. F. N. 112.

**Hesslich** einst und jetzt. Das Lust- und Bergbuch in der, von Dr. Hans Bachmayer-Dresden 149, 154.

**Hofmann.** D. Rudolf, zu seinem 80. Geburtstag. Von Pastor Hugo Schatz in Tittersbach bei Frauenstein 1.

**hohen Rufen.** Ein Sonntag auf dem, Staje und dem Wippenjellerland von Dr. Carl Meier 63.

**Jahresausstellungen** in Italien. Von Walter Trede, Palermo 42.

**Japanische Schrift.** Von Rudolf v. Gottschalk 21.

**Jubiläumsgesellschaft.** Jahresbericht der Pfortlich, 24.

**Jahresgeschichte** als Kulturgeschichte. Von Oberförster E. Schier 127.

**Jüdischen Meer.** Herbsttage am, von Dr. Alexander Kumpelt 117, 118, 119, 120.

**Jordan (Wibem)** „Ribelunge“ in wofflicher Ausgabe. von J. R. 71.

**Kalorien.** Hans Sommer in, von Dr. Alexander Kumpelt 85, 86, 87, 88.

**Kant's Gedächtnis.** Neue Literatur zu, von Dr. Grimm 19.

**Karfreitagsgedanken.** von D. 47.

**Koch.** Hermann Gottfried, von J. W. 2.

**Kocher.** J. Albert v., von -g- 124.

**Kärner (Peter)** und der Kultur zu Pagan 1595. Ein Beitrag zur sächsischen Reformationsgeschichte. Von P. Johannes Ordel in Verdau 122.

**Kunstschatze** (Eine) auf dem sächsischen Landtage von 1603. von C. N. 127.

**Künderhand.** Ein Manuscript für, zu Alphonso Stäbels Gedächtnis. Von Hermann Ohl 89, 90.

**Krieg** auf Schwabensfeldern am Ausgang des Mittelalters. Die Darstellung von, von Carl Riedner 139, 140.

**Leipziger Theater** um 1774. Ein Beitrag zur Geschichte der, von Karl Fr. Romel 129.

**Leibniz's deutscher Zeit.** Aus, von Raimund Friedrich Kaindl-Gutenow 122.

**Lebendige Pflanzen.** von Dr. C. M. 126.

**Lehrerlein.** In der Heimat von Bauhoff, von E. Z. 69.

**Lehrer und Drehermeister** von Richard Strauß in neuer wofflicher Ausgabe. von Arthur Emolian 7.

**Ling.** Hermann, von Karl Fr. Romel 76.

**Lit.** Friedrich, 13.

**Literaturgeschichte** von einem Franzosen. Eine deutsche, von Julius Sahr 23.

**Literaturgeschichtsschreibung.** Deutsche, zum 100. Geburtstag von Georg Gervinus (20. Mai). Von Karl Fr. Romel 60.

**Luise** Anteil an der Politik 1805-1810. Der Königin, von Otto Kammel 23.

**Luise's Eintrag** ins Kloster. von G. H. 22.

**Maisfelder.** Der, von Dr. Martin Brück 62.

**Maloria (Die),** ihre Verbreitung durch die Räden und ihre Bekämpfung. von Dr. C. M. 10.

**Malberg (Der)** bei Groß-Börschen. Eine Burganlage aus der Sordenszeit. von Fr. Max Käse 23.

**Meeresküsten** in der Nord- und Ostsee. von M. 53.

**Meisel.** Adolf, von Dr. Paul Rahn 12.

**Meteorologischen Institutes.** Zur Geschichte des Königl. Sächsischen, von Dr. Friedrich Riessig 72.

**Militärische Vortragswerke** und Zeitschriften. von -r. 120.

**Moltke's Italienischer Feldzug** des Jahres 1859. von -r. 6.

\*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern

**Möbhaufen.** Waldm. Von R. M. 11.  
**Naßf. und Wäpfer** des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Von Arthur Smolian 110.  
**Nauffliteratur.** Neue, Von Arthur Smolian 66, 67, 145, 146.  
**Nauffpfeife** in einer jüdischen Dorfgemeinde. Von Johannes Nautenbrauch, Leipzig 124.  
**Naturgeschichte (Die),** die Wesen, Werden und Wandern. Von Dr. César Dübhardt 43, 44.  
**Naturwissenschaft und Theismus.** Von Dr. Grimm 45.  
**Nathanias Hec.** In ihre Kindheit als Hon. Dr. E. S. Jahr 64.  
**Neubriefe.** Die Empfänger der, Von M. 142.  
**Nobelmessie.** Das Klima von, Von Dr. Friedrich Kienzel 153.  
**nachgehende Eheprognostik.** Ein Ausflug in das, Von Strafe 150.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Die Expedition durch die, Von M. 152.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Die neue Nomenclatur der Tage im Königl. Schch. conangelischen, Von Prof. Dr. Gustav Hoffmann 73.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Die Kreuzschule in, Von Alton a. Bahn 70.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Borgehichtliche aus der jüdischen, Von R. N. 79.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Der, Von - e. 4.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Die klimatologische Forschung in, Von Dr. Friedrich Kienzel 36.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Von h. K. 128.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Ein bisher ungedruckter Brief Leopold, Mitgeteilt von Hans F. Helmolt 61.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Eine neue Methode der, Von Dr. Friedrich Kienzel 24.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Zu den Alten der, Von Prof. G. Schneidermann 31, 114.  
**Nachweissungsfähigkeit.** (Zum) auf höheren Schulen. Von Prof. G. Schneidermann 137.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Robert, Zum 100. Geburtstage des Dichters. Von Hans Benjann 72.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Neue Feig, Von J. R. 21.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Eine Wanderung über das Schicksal von, Von Hellmuth Schmidt 80.  
**Nachweissungsfähigkeit.** (Ein) Konvalescenz-Ergebnis. Von P. 33.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Einmalig. Verlehnung nach dem, Von Dr. Friedrich Kienzel 17.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Schulen deutscher, Von Karl Fr. Romol 30.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Johann Hermann, Zweiter Band der von Dr. Arthur Brüder besorgte Gesamtausgabe. Von Arthur Smolian 32.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Von Gedächtnis seines hundertjährigen Todestages. Von Heinrich Löber 44.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Schüler seiner Forsch. und Winter und sein „Demetris“. Von Adolf Stern 61, 62.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Zur, Von Rudolf v. Gottschall 41.

**Nachweissungsfähigkeit.** Neue Schriften über, Von Rudolf v. Gottschall 65.  
**Nachweissungsfähigkeit.** (Das) in alter Zeit. Von P. 48.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Das Auftreten von, Von Gr. 27.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Philipp Jakob, Von Dr. Köhler 16.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Spielmann, Der, Eine Tappe aus dem Böhmerwald. Von Joh. Peter 10.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Steinbauens Geschichte der Deutschen Kultur. Von Dr. R. Bruchmüller 74, 75.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Stern (Abol.) zum hundertjährigen Geburtstage (14 Juni 1905). Von Heinrich Löber 62.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Stifter, Waldert, zum 100jährigen Geburtstage des Dichters. Von Joh. Peter 125.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Strafpor am Aoon. Eine Pilgerfahrt nach, Von Dr. Strubach 42.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Südliche und Argentinien dieselbe und jenseits der Kordillere. Streifzüge in, Von Th. Linde 77.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Südpolexpedition. Die schwedische, 24, 26, 26.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Sündenfall (Der) und seine Folgen nach jüdischer und moslemischer Sage. Von Aug. Wünsche 25.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Ichnologische Zeitschriften. Von H. K. 81.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Ichnologische. Die Wohlthätigen der. Eine prähistorische Skizze und anderer anderer Heimat. Von Karl Zoske 143.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Verlehnung in Deutschland. Wesen und Entwicklung der, Von Paul Wendorf 11.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Neue. Jules, Von K. F. N. 38.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Vogelwelt. Winterleben in der, Von Robert Berge 12.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Volksheiligtümer. Neue Bände des Schicksals, Von J. R. 138.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Volksheiligtümer. Eine Wallfahrt in der, Von Hermann Fähring Schöpf 27.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Volksheiligtümer. Von H. P. 84.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Wagnerian. Zur, Von Arthur Smolian 131.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Waldfeste (Der) überliefert in seine Bedeutung für Land und Volk und die zu seiner Lösung erforderlichen Mittel. Von Hans Oberbiller 30.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Oberbiller 30. Schier Krennig 14.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Weibes nach jüdischer und moslemischer Sage. Die Erschaffung des, Von Aug. Wünsche 67.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Weihnachtsgeschichte (Die) im Spiegel germanischen Auen- und Wäpfer. Von W. D. 131.  
**Nachweissungsfähigkeit.** weidlichern Mittelmeer. Reisen im, Von - e 50.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Wetterberichtsbüchlein (Ter) in den Vereinigten Staaten. Von Dr. Friedrich Kienzel 112.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Wetterbericht (Die) auf der Jagdippe. Von Dr. Friedrich Kienzel 64.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Wäpfer. Friedrich Otto, Von Robert Berge 28.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Zeichnenden Ränke (Die) in Japan. 63.  
**Nachweissungsfähigkeit.** Zander. Der, Von Dr. R. Kunath 122.

## II. Hierzu Verzeichnis der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

**Nigeria.** Ein Tag in, Von Dr. jur. Wpl 236.  
**Nigeria.** Nierenterrain. Königl. Schicksal, Von - m - 3, 32, 56, 85, 129, 254, 283, 283.  
**Niederlegung.** Von Barrer Lodi-Barentin 278.  
**Nationalsozialbewegung (Die) und der deutsche Weinbau** 209, 209.  
**Nationalsozialbewegung.** Die Tätigkeit der, 60.  
**Nepalerrn.** Von T. 76.  
**Nepalerrn.** Lebenshaltung gewerblicher, Von \*e 55.  
**Nepalerrn.** Reich. Die, 87, 117, 155.  
**Nepalerrn.** Hauptversammlung des Landesverbandes Evangelischer, Von - e 72.  
**Nepalerrn.** Arbeitererhebungsfrage. Die Vereinigung der, 132.  
**Nepalerrn.** Arbeitererhebungsfrage (Die) in der Zeitgeschichte der, 132.  
**Nepalerrn.** Arbeitererhebungsfrage-Rangefest in Wien. Eröffnung des I. Internationalen, 218.  
**Nepalerrn.** Armee und Sozialdemokratie. Von Schmalz, Generalmajor a. D. 175, 24.  
**Nepalerrn.** Armenpflege und Wohltätigkeit. 25. Jahresversammlung des deutschen Vereins für, 221, 222.  
**Nepalerrn.** XXXIII. Deutscher, 145.  
**Nepalerrn.** Kapaschische. Die Dresden, Von H. S. 2.  
**Nepalerrn.** Kapaschische (Das) im Jahre 1904, 78.  
**Nepalerrn.** Von Giffel und seine Kurmittel. Von am Ende-Dröben 161. Die Einführung der Winterfuge in, Von am Ende 257.  
**Nepalerrn.** Kasaldrungen. Die Sicherung der, 215.  
**Nepalerrn.** Baumwollenerkrankung (Die) in Deutsch-Ostafrika 10.  
**Nepalerrn.** Bauartigkeit in deutschen Städten. Von - e. 53.  
**Nepalerrn.** Beamten-Ererbefälle. Die Leipziger, Von E. C. Jurewitz 228.  
**Nepalerrn.** Beobachtung. Die bedingte, 62.  
**Nepalerrn.** Bekämpfung Heilmittel gegen die Tuberkulose 255.  
**Nepalerrn.** Bekämpfung Heilmittel gegen die Tuberkulose. Ausführungsbestimmungen über die Beschaffung von, 123.  
**Nepalerrn.** Bergbau im Jahre 1904. Der jüdische, 16.  
**Nepalerrn.** Biographien. Erinnerungen an, 49.  
**Nepalerrn.** Biographien. Von P. 200.  
**Nepalerrn.** Biographien. Der deutsche, Von Hans Wolfgang Engel 122.

**Nepalerrn.** v. Doras (Katharina) Geburtstest und ihre Jugendzeit. Von W. B. 23.  
**Nepalerrn.** Braunshweig. Ein Gang durch, Von S. Wätzig Willkomm 141.  
**Nepalerrn.** Bremen. Sommerfeste am, Von C. K. 168.  
**Nepalerrn.** Brodhaus. Zum Jubiläum des Hims B. A., 240, 241.  
**Nepalerrn.** Bronzezeit beim Kapellstein. Fund aus der, Von K. J. 45.  
**Nepalerrn.** Bumeang (Der) ein Sportplatz. Von - e - 190.  
**Nepalerrn.** Bundes der Wandrer. Generalversammlung der, Von S. & H. 31.  
**Nepalerrn.** Dage. Zum, Von D. K. 67. Zum zweiten 211.  
**Nepalerrn.** Charlottenburg. Die Hochschülervereine von, 123.  
**Nepalerrn.** Chirurgen-Verein. 24. Versammlung, 97, 98, 92.  
**Nepalerrn.** Christbaum und. Wie der Lannbaum aus, Ein Märchen. Von Ludwig Grimm 228.  
**Nepalerrn.** Cheonif 1905. Schicksal, 302.  
**Nepalerrn.** Cornwall. Auf Bierhandel in, Von Theodor Höhne 260.  
**Nepalerrn.** Daq. Ein, Ein Gedicht von D. H. 153.  
**Nepalerrn.** Tabacur Jellensand und das jüdische Wäpfer. Ein Ausflug in, Von Prof. Dr. B. Hofbich 153.  
**Nepalerrn.** Deutschen (Die) im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reich 181.  
**Nepalerrn.** Deutschen Ehepaare 1903.04. Aus der Zeitschrift über die, 1, 3, 4, 6, 11.  
**Nepalerrn.** Deutsch-Schwäbische. Brief eines deutschen Offiziers aus, 78, 142.  
**Nepalerrn.** Dalkarhausen. Zur Brief eines, 211.  
**Nepalerrn.** Dorfkirchen. Puffische, Von Dr. S. 286.  
**Nepalerrn.** Eisenwald (Ein) in Siedeln. 24.  
**Nepalerrn.** Eisenbahnstunde in Russland. Ein Momentbild von dem 276.  
**Nepalerrn.** Filderberg. Des Rinnensatz zu, Von Ludwig Grimm 169.  
**Nepalerrn.** England in deutscher Beleuchtung. Von W. B. 227.  
**Nepalerrn.** Erzgebirge. Mit Schmelzhäfen in, Von Fritz Bottenbacher 38.  
**Nepalerrn.** Evangelischen Bundes. Generalversammlung des, 226, 227, 228.  
**Nepalerrn.** Evangelischen Bundes. Hauptversammlung des Schicksals Landes-Vereins der, 217, 218.  
**Nepalerrn.** Fabrikarbeiterinnen. Die Arbeitstätigkeit der, 74.  
**Nepalerrn.** Fachschulen in Kordoberia. Von D. Grunze 116.  
**Nepalerrn.** Fachschaft im Erzgebirge. Von L. 14.

Kocherthaben. Von W. Glösen-Schmid 247.  
 Krieger. Von Gelen, 187.  
 Kriechproduktion und Viehdverbrauch in Deutschland 120.  
 Kriechsteuerung. Ein Vorschlag zur, Von Schmalz, Generalmajor  
 J. 2. 243.  
 Kurfürstliche. Die 49. Versammlung des Sächsischen, 131, 146, 147.  
 Kurantprogr. Zur, 235.  
 Krausentzweifeln. Der elegante Schmied in den, Von W. Glösen-  
 Schmid 11.  
 Krausenvereine. Die oberbergischen und vogtländischen, 28.  
 Kriechsprünge für das deutsche Meer. Über die, 63, 64.  
 Kriechberg, 155.  
 Kralien (Caer durch) bei Zemberg, dann zurück und über die hohe  
 Estra nach Ungarn. Von Frank-Redern 170.  
 Kurbtendenz. Hundert Jahre, Von L. 262.  
 Kuchhüter 223.  
 Gemeindeg. Sächsischer, 69, 70, 71.  
 Kuchherre. Die. Von A. 95; Der Eig der, 120.  
 Kuchschuttwiesens. Die Entwidlung des deutschen. 5.  
 Kuchschützerverein für die, Von W. B. 10, 35, 47, 65,  
 85, 266, 269, 279, 291.  
 Kuchprüfung (Die) im Handwerk 32.  
 Kuchprüfungsstelle. Versammlung des Deutschen Vereins für öffent-  
 liche, Von F. 185, 215, 216.  
 Kuchschuttwiesens. Die Kuchschuttwiesens im Jahre 1903. Die  
 öffentlichen, 104, 106.  
 Kuchwerke. Kuchschuttwiesens für das Jahr 1904. Aus den Jahres-  
 berichten der Königl. Sächsischen, 161, 164, 166, 169, 169.  
 Kuchwein. Der Kuchwein an der Küste, 63.  
 Kuchtribat f. Kuchgerichtspräsident 89.  
 Kuchtribut. Aus der, Von - " - 140.  
 Kuchmerriten. Wilhelm Rich. v., 1881-1896 Oberbetreuer der  
 Kreuzzeitung 112.  
 Kucharbeiten (Werbliche) im Mittelalter. Von Eise Renu 67.  
 Kuchwandel. Der Deutsche, 39, 40, 269, 269.  
 Kuchüberträge. Die neuen, 24.  
 Kuchwerk und Kuchschuttwiesens. Von Dr. Hans Koch 266.  
 Kuchwertergeldes im Kuchschuttwiesens. Uebersetzung über die  
 Durchführung des, 107.  
 Kucharbeiter. Unter der, Von Nord 204.  
 Kuchschulb. Jahresversammlung des Bundes für, 137.  
 Kuchschule. Einzieher, Von Richard Wolf-Kühn 120.  
 Kuchschulstrich. Das, Von T. 125.  
 Kuchinter. Am. Ein oberbergisches Waldbild. Von S. Rätzig-  
 Bülowen 152.  
 Kuchstellen und v. Genealogischen Taschenbücher. Die Kuchschischen,  
 Von Ernst Dr. Karl Eugen 248.  
 Kuchschische Angelegenheiten. Aus den Memoiren des Prinzen Kraft zu  
 84, 264.  
 Kuchstrin (Der) im Voglande 180.  
 Kuchschischen. Buzg. Name, Farben und Sagen der, Von Otto  
 Leiner 21.  
 Kuchschischen. Die Versicherung landwirtschaftlicher, Von Rechtsanwalt  
 Dr. Bergmann-Weipzig 224.  
 Kuchschischer. Generolverammlung des Verbandes Sächsischer, 226.  
 Kuchschischen und Architekten-Verein. Hauptversammlung des Sächsischen,  
 Von F. 201.  
 Kuchschischen. Der Kongress für, Von D. K. 223, 224, 225, 226, 227.  
 Kuchschischen. Die Kuchschischen. Kuchschische für, Von St. 108, 109, 110.  
 Kuchschischen. Sächsischer, 154.  
 Kuchschischen-Versicherung (Die) im Kuchschischen Sachsen für das Jahr  
 1904 268.  
 Kuchschische. Auf einem betenden Kuchschischen-Kampfer nach, Von Eitz  
 Söderke 4.  
 Kuchschische-Gesellschaft. Urle. Von Nord 161, 161, 174, 176,  
 180, 182, 187, 189, 190, 191, 195.  
 Kuchschischen. Der Gewerksamler zu Weipzig 114, zu Dresden 124.  
 Kuchschischen. Der Gewerksamler Weipzig 51; Dresden 65, 132;  
 Chemnitz 25; Ruch st. Clara 135; Wera 133; Sittau 147;  
 Wera 165.  
 Kuchschischen. Aus den Spuren der, Frühlingswanderung am Redor  
 von D. Jacobi-Reichbuch 122.  
 Kuchschischen und Volkserziehung im Kuchschischen Sachsen. Von A. 222.  
 Kuchschischen. Der Kuchschischen. XIII. Jahreskonferenz des Vor-  
 standesverbandes der evangelischen, 143.  
 Kuchschischen (Der) in Dresden, 249, 260.  
 Kuchschischen. Der Kuchschischen. Die Entfaltung des, 68.  
 Kuchschischen. Von den bei der deutschen Armee, 18.  
 Kuchschischen. Die 40 Millionen-Umverteilung, Von Walmine Lampadius  
 207.  
 Kuchschischen. (Eine) für die Küste. Von K. 65.  
 Kuchschischen. Von - - - 122.  
 Kuchschischen. 52. Deutsche, Von S. u. H. 193, 194, 195,  
 196, 197.  
 Kuchschischen. Russische und deutsche, Von Schmalz, General-  
 major J. D. 172.

Kuchschischen-Gebiets. Aus der Zeitschrift über die Entwicklung  
 des, 21.  
 Kuchschischen. Der Deutsche evangelische, Von P. 29.  
 Kuchschischen. Über den Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend  
 die Freiheit der Religionsübung. Aus der Zeitschrift des  
 Deutschen Evangelischen, 30.  
 Kuchschischenjahrmarkt. Ein satirischer, Von Walmine Lampadius 21.  
 Kuchschischenhandwerk. Der Nilfolgenzeitung. Die Unmöglichkeit der, 64.  
 Kuchschischen. und Kuchschischenstellung für das Kuchschischen-Gebiet in An-  
 wesenheit der Kaiserin der Königin. Feiertliche Eröffnung der  
 Internationalen, 85, 85, 61, 68, 69, 70.  
 Kuchschischen. Von - - - 27.  
 Kuchschischen. Der zweite Deutsche. Von - - - 227, 233, 234, 235;  
 Die Prüfung auf dem, Von P. 283.  
 Kuchschischen für Weipzig. Königl. Sächsischer, 204.  
 Kuchschischen. Chemnitz kirchliche von E. 37, 38, Freie sächsischer  
 Weipziger von Schier-Wilch 50, Ruffenau von P. 50, Kuch-  
 schischen 102, Weipziger 118, 119, Deutsche Evangelische in Weipzig  
 116, 146, Böhmen 165, 169, Sächsl. kirchliche 244.  
 Kuchschischen in Weipzig. Eingang des, 87.  
 Kuchschischen im Flämmischen Grund 58; in Weipzig 68; in Ostbay.,  
 Werten zc. 74; in Weipziger 81; in Gröbenheim 116; in der  
 Oberlausitz 125, 125, 126; in Weipzig und Chemnitz 139;  
 in Tabelle 169; im Boglande 195, 196, 197, 198; in Wera  
 192; in Meranien mit Wollschiffen 212; in Annaberg und  
 Sächsl. 212; in Kuchschischen 239.  
 Kuchschischen für Weipzig 99, 99.  
 Kuchschischen in Weipzig, 38, 39, 40, in Chemnitz 61, 62, 63.  
 Kuchschischen (Die) auf dem Lande, 78.  
 Kuchschischen-Versicherungs-Verein im Kuchschischen Sachsen im Jahre 1904.  
 Die Gestaltung des, 220.  
 Kuchschischen (Karl), 50jähriges Jubiläum der Weipzigerfabrik, 117.  
 Kuchschischen. Von E. Sächslischen. Von K. 165.  
 Kuchschischen. Die Darstellung der, Von A. S. 22.  
 Kuchschischen von 1870/71. Aus einem, 309.  
 Kuchschischen. Die Kuchschischen. Von W. Lampadius 199.  
 Kuchschischen. Der angelsächsischen und der englischen. Von Eise  
 Renu 14.  
 Kuchschischen. Das Realisationsrecht der, Von W. B. 162.  
 Kuchschischen. 43. Umfassung des, 239, 240.  
 Kuchschischen-Verein. Sächslische, 116.  
 Kuchschischen. Sächslische, 1, 222.  
 Kuchschischen-Versicherungs-Verein im Kuchschischen Sachsen. Außerordentliche  
 Sitzung der, 202. Weipzigerbericht, der für das Jahr 1904 298.  
 Kuchschischen und Arbeiter. Von - - - 166.  
 Kuchschischen. Die Kuchschischen, 260; des preussischen, 282.  
 Kuchschischen. Die Kuchschischen. Die, 211.  
 Kuchschischen. Sächslische, 229, 230.  
 Kuchschischen. Auf Grund des Weipzigerberichtes von 1868. Eine  
 kirchliche Zusammenstellung der Ergebnisse, 269.  
 Kuchschischen im Kuchschischen Sachsen. Allgemeine Tage der, 163.  
 Kuchschischen und Sozialdemokratie. Von W. B. 8.  
 Kuchschischen kirchlichen Kreisverband Weipzig. Die Lage der Landwirt-  
 schaft und der landlichen Arbeiter im Bezirk des, 290.  
 Kuchschischen-Verein. 33. Jahresversammlung des Deutschen, Von  
 H. F. 22 33, 34, 35.  
 Kuchschischen-Vereinsmitgliedern im Jahre 1904. Die deutschen, 189.  
 Kuchschischen-Vereinsmitgliedern nach dem Verhältnis der Jahres-  
 prämie zu billigen? Ist die Verteilung des jährlichen Weipziger-  
 gebiets, 274.  
 Kuchschischen des Inspektionsbezirkes Weipzig II. Generalsammlung  
 der, Von W. 268.  
 Kuchschischen. Hauptversammlung des Sächsl. 231, 232, 236.  
 Kuchschischen. Die Kuchschischen? Von op. 210.  
 Kuchschischen. Wer ist der Rechtliche des Alten, Von op. 70.  
 Kuchschischen. Von Neubau des, Der innere Ausbau,  
 Von op. 228.  
 Kuchschischen. Gründung und erster Grundherr, 102.  
 Kuchschischen. Sachl., 100.  
 Kuchschischen. Von - - - 27.  
 Kuchschischen. Land und Leute der, Von - - - 23.  
 Kuchschischen. Hieronymus, 168.  
 Kuchschischen und den Weipzigerverhältnissen in Sachsen.  
 Beziehungen zwischen der allgemeinen, (Mitteilung des Königl.  
 meteorologischen Instituts) im November 1904 10, im Dezember  
 1904 38, im Januar 1906 69, im Februar 86, im März 111,  
 im April 130, im Mai 170.  
 Kuchschischen. Kongress gegen den, 235, 239.  
 Kuchschischen. Der erste, Von Pastor Tobit-Baronhin 98.  
 Kuchschischen. In Sachsen 210, 211, 213, 214, 214, 217; des Corps  
 218, 219, 220.  
 Kuchschischen. Von J. B. 209.  
 Kuchschischen. Von Stiften Copen. Von Walmine Lampadius 28.  
 Kuchschischen. Zum hundertjährigen Geburtstage, Von  
 Jc. 224.  
 Kuchschischen. Die, 269.



Martha. Reisebriefe aus, von Rudolf Jabel 212, 214, 216, 220, 266, 267, 279, 283.  
 Martinstag. Der, von ys. 263.  
 Maximilianfesttag. Der, 126.  
 Menzel. Von Dr. Georg Biermann 217.  
 Menzel-Gedenkreden von Ludwig Büchig 74.  
 Reichs-Rathen-Berichtes auf den Ehrenbäumen. Erörterung des 128.  
 Militärvereinsbundes. Generalversammlung des Königl. sächsischen  
 von S. 127.  
 Mittelgebirge. Das sächsische, von F. W. Kronsor 104.  
 Mittelhausbürg. Sächsischer, von \*a. 278.  
 Madericht. Von Clara Schott 28, 53, 65, 96, 127, 160, 190,  
 221, 270, 297.  
 Maffie-Deufals in Berlin. Die Enthüllung des, 251.  
 Maffische Stammesbaum. Der, 93.  
 Mante Telegrafa. Von Theodor Böhm 76.  
 Marienburg. Jagdschloß, von G. M. 123.  
 Manni Zamalski in Kalksteinen. Ein Besuch des, von Malvine  
 Kampmann 248.  
 Nagelst. Im, Bilder aus dem Schwarzwald. Von Anna  
 Decker 222.  
 national-liberalen Partei. Klügerer Vertretertag der, von zw.  
 117.  
 Neantles 1906 174.  
 Neugründungen und Kapitalerhöhungen im September. Von  
 A. C. 232.  
 Oberamerica. Von der Kreuzfahrten in, von Alfred Müller 180.  
 Oberfranken. Curt durch, von Ludwig Grimm 216.  
 Christfrankische. Kulte der Beratungsstellen bei der, 79, 80.  
 Oberfranken. Von Joh. Berens 23.  
 Oberfr. Zum, von D. 23.  
 Oden in Rom. Von Gustav Starke 22.  
 Oden-Reise-Prüfungen an den sächsischen Gymnasien, Realanstalten  
 und Seminaren. Die diesjährigen, 22.  
 Panorama zu Leipzig. Die Schlacht von Wapame im, von  
 J. R. 17.  
 Paraguay. Auswanderung nach, 16.  
 Paskete. Die, von Eile Heme 201.  
 Pöthlen. Von, von H. 126.  
 Pöthlenstr. Neuordnung des, 145.  
 Peter-Verfassung (Die) in St. Petersburg. Von A. S. 42.  
 Pfingsten. Von D. E. 123.  
 Pfingstwanderung im Vogelland. Eine zweitägige, von P. 123.  
 Pilz (Der) als Nahrungsmittel. Von G. H. 122.  
 Pirna. Die Jubelfeier der Stadt, 199, 200.  
 Pirna (Stimmrecht) (Das) und seine Äußerungen. Von Dr. R. 70.  
 Politik des Jahres 1904. Die äußere deutsche, 1.  
 Post- und Telegraphenverkehr im Jahre 1904. Der sächsische, 226.  
 Postamt zu Elbeberg und Renzsch jugend. Wie es in einem, von  
 B. Bauer 202.  
 Pramenen- und Stadtsöhne. Von Mathilde Glösen-Schmid 128.  
 pramenarische. Eigenheiten der Theologie und Diktoren der vier  
 Schulstufen. Berichtnis der auf der Universität Leipzig vom  
 1. November 1904 bis 30. April 1906 116, vom 1. Mai bis  
 31. October 268.  
 Psychiatrie. Deutscher Verein für, 28, 29.  
 Quaderberg. Der, von C. R. 122.  
 Rausgasse. Die neue, von J. 1.  
 Raife in Vergangenheit und Gegenwart. Die weiße und gelbe, 235.  
 Rathaus. Die Telephonzentrale im Leipziger, von Ehr. 228.  
 Rathaus. Einweihung des Neuen Leipziger, 224, 225, 227.  
 Realgymnasien. XIV. Hauptversammlung des Herrns Sächsischer,  
 von H. 222.  
 Recht und links bei Eisenbahn. Neue Führer auf den Hauptbahnen  
 im Deutschen Reich. Von Prof. Dr. B. Halbaj-Renhabens-  
 leben 160.  
 Regemenners der Erde. Die größten, von K. 122.  
 Reichsanzeigerform. Zur, 42.  
 Reichsbauwesen für das Rechnungsjahr 1904. Die Ergebnisse des, 201.  
 Reichsbauwesenbericht für 1906. Aus dem, 269, 275, 276.  
 Reichsbauwesen bis Ende März 1904. Ausprägung und Eingehung  
 von, 64.  
 Reichsvereine. Die neuen, 222.  
 Reichsverband. Die Gründung des, 216, 222.  
 Reichsversicherungsgesamt und Arbeiterversicherung 41.  
 reiche. Die neue früher, von Eile Heme 102.  
 Reiterwechsel (Zum) an der Universität Leipzig 254.  
 Rheinpfalz (Die) im Herbst. Von Gr. 227.  
 Rindern. Schnee an der, von T. B. 16.  
 Romane, Erzählungen x. Im Fodorite Park von Anna Decker  
 1 bis 22. Mein Freund Stolmann von Elisabeth Wolfram 22.  
 Uebert der Liebe von Eile Wolfram 40 bis 60. Fern von der  
 Welt von E. Goldstein 61 bis 105. Kapit von Grethe  
 Kuer 126 bis 112. Die gerichte Brand von Fritz Strommner  
 120 bis 122. Das von F. Hoff-Rabe 124 bis 124. Geimliche  
 Glade von R. von Decker 124 bis 202. Das seltene Kind  
 von Alfred Seffen 202 bis 221. Dienst zweier Herren von

M. U. Binder 222 bis 290. Zwei Christbäume von Fritz  
 Reuter 221 bis 228. Die Fruchtbaum Welkheit von Her-  
 mann Runde 229 bis 201. Das Hauptbild aus der Wieder-  
 erer-Zeit von Anna Decker 102.  
 Königen-Rang 22, 100, 101, 102.  
 Kundheitsbericht. Der internationale, von O. R.-r. 124.  
 Kundliche Frauen und Sanftmänner. Von E. Heme 45.  
 „Lauter“ von Richard Strauß und die Herausforderung des Berles  
 im Königl. Opernhaus zu Dresden. Von Arthur Grotjan 227.  
 Kundheitsbericht. Wie. Das Urteil des Nationalen Ehrengerichts-  
 hofs im Regierungsbezirk Leipzig in Sachen der, 22.  
 Salzkommission. Reisebericht nach dem, von Dr. K. 126.  
 Schädelkrammeln in Wirtia. Von — — — 42.  
 Schiller und Leipzig. Von R. M. 104.  
 Schillerausstellung (Die) im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.  
 von — — — 120.  
 Schillerfeier (Die) 1859 in Leipzig. Von F. Bendorff 66; in  
 Leipzig 1906 22.  
 Schladitz. und Reichshof in Königsrich Sachsen 105, 169, 222.  
 Schwaningel f. General der Artillerie s. D. 2. 2.  
 Sehen in der zeitgenössischen Presse. Von Hans Teut 203.  
 Sehen. Sächsische Heidentaten bei, von J. R. 128.  
 Seis. Von Sch. 163.  
 Septemberfeier. Rindliche, 206, 209.  
 Stammeischen Jubiläum. Die, Eine sähringer Humoreske von K.  
 Trinius 62.  
 Stimplantation. Zum bevorstehenden Durchbruch des, von M. 44.  
 Sommerfröhen. Von Loh 203.  
 Sozialdemokratie. Der Patriotismus der, 222.  
 Sozialdemokratische Einflüsse bemerkt werden? Wie kann die  
 männliche Jugend vor, von Schmoll, Generalmajor s. D. 126.  
 Sozialdemokratische Parteiliste in Jena 217, 218, 219, 220, 221,  
 223, 223.  
 Sozialpolitik. Verein für, 226, 227.  
 Sprachfrage. Die deutsch-romanische, von Johannes Henrich 123.  
 Staatsbahnen. Die Güterförderung auf den sächsischen, von (. 222.  
 Staatsbahnen. Sommerfahrplan der Königl. Sächs., 88, Winter-  
 fahrplan 212.  
 Staatsbahnen und der mitverwalteten Privatbahnen. Be-  
 triebsergebnisse der sächsischen, im Monat September 1904 26.  
 im April 1904 29, im November 1904 74, im Dezember  
 1904 111, im Januar 1905 130, im Februar 123, im März 129,  
 im April 229, im Mai 229, im Juni 251, im Juli 228.  
 Staatsbahnen im Jahre 1904. Die sächsischen, von — x 177,  
 178, 179, 180, 181, 182. Die Rentabilität der einzelnen  
 Linien 229.  
 Staatsbahnen. Rechnungsbilanz der sächsischen, von — x  
 115; Bahnerträge 144.  
 Staatsbahnwesen betreffend. Das sächsische, 22.  
 Staatswirtschaft. Einiges über sächsische, 206.  
 Stadt- und Landgemeinden in der Leipziger Gegend. Die deut-  
 schen, von W. R. 221.  
 Städtebild. Sächsische, Dämon von Otto Paul Thomas 113.  
 Städtebild. Erster Deutscher, 216.  
 Städtebild (Deutsches) in englischer Beleuchtung 12.  
 Stagemann v. Mor 24.  
 Steuer- und Wirtschaftstreuer. 30. Generalversammlung der  
 Vereinigung der, 28, 29.  
 Stistungswesen (Das) in Leipzig. Von L. W. 123.  
 St. Petersburger Straßen und Straßenleben. Von G. Mätzig-Wil-  
 lomm 24.  
 Straßenbahnbeamten. Hauptversammlung des Vereins Deutscher,  
 von H. S. 126, 127.  
 Streitig der Bergleute. Neuere Forschungen über den, von  
 \* 166.  
 Stäbelpartei. Ferdinand v. Nichtsosen und die deutsche,  
 246, die ersten Berichtigungsbücher 254.  
 Stäbelpartei. Zur Behelfsfrage, in, 22.  
 Systeme in unserer Kultur. Die fünf, von Dr. Emil König 290.  
 Tarmina. Von Gustav Starke 22.  
 Tarmina. Das Theater von, 22.  
 Tarmins Geschichte zu Dresden: Die Feierlichkeiten bei Ein-  
 weihung der neuen Institute an der Königl., 122.  
 Teufelstein (Das) in England 222.  
 Thamschule vor dreißig Jahren. Abends- und Weihnachtsstage  
 auf der alten, von Dr. F. M. 228.  
 Thüringen. Eine Reiterfahrt durchs östliche, von P. Gröfel-  
 Verban 102.  
 Tower in London erzählt. Was mir der, von Georg Meyer  
 (Würzen) 274.  
 Trief. Der, von F. M. H. 246.  
 Universität Leipzig. Personalverhältnis der, für das Sommer-  
 semester 1905 129, für das Wintersemester 1905/06 221.  
 Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen. Berichtnis der im  
 Sommerhalbjahr 1906 auf der, 25; im Winterhalbjahr  
 1906/07 127.  
 Verkehrsverträge (Das) Leipzig. 25.

- Wichsjählung im Königreich Sachsen vom 1. Dezember 1904.** Vorläufiges Ergebnis der, 84. Das endgültige Ergebnis der, 93.
- Wielawa.** Alte und neue, Von G. N. 134.
- Walfestende.** Hauptverammlung des Vereins für sächsische. Von o. 263.
- Walfestende (Die)** am 1. Dezember 1905 197, 276
- Walfestende vom 1. Dezember 1905.** Einwohnerzahlen der 80 sächsischen Städte mit Residierter Städteordnung nach dem vorläufigen Ergebnis der, Zusammengefaßt im königl. Statistischen Landesamte 296.
- Waldlein.** Zum, Von Ludwig Grimm 259.
- Wasserstraßen und Schiffsfahrtsabgaben** 197.
- Weihnachten.** Von D. K. 298.
- Weitmarkt.** Die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf dem, Von A. C. 245.
- Werra.** Von der mittleren, Von Dr. H. 116.
- Wirtschaftsjahr 1905.** Das, 298, 299, 301.
- Wittol.** Ein Witt mit Henbril, Von Hans Bertram 281.
- Witterungsverlauf.** (Mitteilung des königl. meteorologischen Instituts) im Monat Dezember 1904 15, im Januar 1905 49, im Februar 70, im März 104, im April 118, im Mai 165, im Juni 173, im Juli 196, im August 223, im September 265, im Oktober 210, im November 293, — im Jahre 1904 24.
- Wittum.** Seebäder der Juhunsi auf, Von Dr. F. Wagner 147.
- Wörth.** Auf dem Schlachtfelde von, Von Hans Teut 181.
- Wahnanfrage.** Zur, 29, 101.
- Wamskata.** Von —"— 85.
- Zar (Der)** im russischen Sprichwort. Von K. D. 139.
- Ziegenbalg.** Bartholomäus, 194.
- Zeltaril.** Der neue deutsche, 26.



Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 1.

Dienstag, den 3. Januar, abends.

1905.

D. Rudolf Hofmann.

Zu seinem 80. Geburtstag.

Von Pastor Hugo Sachse in Dittersbach bei Frauenstein.

Am 3. Januar wollen sich, wie schon kurz gemeldet, 80 Jahre, das Dr. theol. et phil. Rudolf Hofmann, Königl. Sachl. Geh. Kirchenrat, Domberr des Hochfürstl. Preisen, ord. Professor der Theologie an der Universität Leipzig, zu Kreiße bei Dresden als Pfarrethohn geboren ward. Hunderte von dankbaren Schülern, zum Teil in angesehenen Stellungen in Staat, Kirche und Schule, widmen an diesem seinem Freudentage dem verehrten Lehrer ein treues Gedenken, und mit fröhlicher Bewegung darf der Jubilar selbst auf eine in mannigfachen Aemtern reichgezeichnete Wirksamkeit zurückblicken. Er, der einst als Schüler der Weimarer Fürstenschule angehört hatte, konnte nach Beendigung seiner Studienzeit und nach kurzer Tätigkeit als Nachmittagsprediger an der Leipziger Universitätskirche und als Pfarrrer zu Görzthal bei Leipzig der allerberühmten Bildungsstätte seiner Jugend von 1854 bis 1862 als anregender Lehrer, namentlich der Religion und des Deutschen, seine Dienste widmen. Von 1862 an gehört er der theologischen Fakultät der sächsischen Landesuniversität, erst als außerordentlicher, seit 1871 als ordentlicher Professor an. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckt sich auf alle Zweige der Theologie. In das Gebiet der ergeißelten Theologie gehören seine Schriften: „Über das Wesen des Menschenjohnes“ (1847) und „Der Berg Galiläa“ (1856), in 2. Auflage 1896 als Defensionsprogramm erschienen unter dem Titel: „Galiläa auf dem Oberge. wohin Jesus seine Jünger nach der Auferstehung beschickte“. Der historischen Theologie gehören an: sein „Leben Jesu nach den Apokryphen“ (1851) und seine „Symbolik“ (1857), der systematischen Theologie seine „Lehre vom Gewissen“ (1866). In die praktische Theologie und Pädagogik schlagen ein außer einem 1869 erschienenen Bändchen „Predigten“ und seinen 1881 veröffentlichten „Predigten über das Vater Unser“ seine Schulbibel (1875, 2. Aufl. 1877) und die Defensionsprogramme: „Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt auf der Universität“ (1881) und „Rechtfertigung der Schule der Reformation gegen ungerechtfertigte Angriffe“ (1889). Zu diesen Schriften kommen noch eine Anzahl Artikel in Herzog's Realencyclopädie. Sicherlich würde die Zahl der Schriften des so ungemein vielseitigen Theologen noch größer sein, wenn ihm nicht seine Hauptzeit durch seine ausgedehnte seminaristische Tätigkeit und durch seine Wirksamkeit als 2., zuletzt als 1. Universitätsprediger (1862 bis 1890) außerordentlich in Anspruch genommen worden wäre. Nicht weniger als drei Jahrzehnte besuchten, viel Korrekturarbeit erfordernden Seminaren hat D. Hofmann vorgehalten: dem lateinischen 1862 bis 1869 und 1871–86, dem homiletischen 1869–70 und 1886–90 und dem pädagogischen 1863 bez. 1866 bis jetzt. In den Lehramt an Predigerkollegium zu St. Pauli gehört er seit 1874; außerdem ist er Mitglied der Prüfungskommissionen für Theologen, sowie für Kandidaten des höheren Schulamts und der Pädagogik. Als Seminarleiter hat D. Hofmann wohl seine bedeutendste, aber auch innerlich befriedigendste Tätigkeit ausübt. Dem Schreiber dieser Zeilen war es vergönnt, dem homiletischen Seminar Hofmann's mehrere Semester als Mitglied, darunter ein Semester als Senior, anzugehören. Hofmann galt als strenger Kritiker; von den Rezensionen der gehaltenen oder schriftlich gelieferten Predigten, die an jedem Mittwochs stattfinden, bleibt ihm unerlöschbar im Gedächtnis haften die scharfe Logik, mit der der Mann, der in den von ihm veröffentlichten Predigten mit einer edlen Diktion stets eine klare Disposition verbunden hat, die kritische Sonde anzulegen pflegte an Thema und Teile der

zu behandelnden Predigt, ferner die Meisterschaft, mit der er eine Reihe von tertiären Dispositionen entwickelte, sowie die Anerkennung, die er dem, nach an der gelieferten Predigt zu loben war, zuteil werden ließ. Der aufmerksame Schüler konnte aus der Kritik des Lehrers sehr viel lernen. Im Predigerkollegium zu St. Pauli behandelte D. Hofmann ausgedehnte Kapitel des Kirchen- und Schulrechts in so klarer und instruktiver Weise, daß den Mitgliedern eine wertvolle Vorbereitung für die berufliche Pfarramtseinführung zuteil wurde.

Wodurch aber Hofmann am erfolgreichsten gewirkt hat, und was seinem Namen ein dauerndes Gedächtnis verschaffen wird, das ist seine Tätigkeit in pädagogischer Hinsicht. Schon ein Jahr nach dem Antritt seiner Universitätsprofessur (1863) gründete er, der drei Jahre lang als Pfarrrer und Erbschulinspektor und acht Jahre lang als Professor an St. Afa, deren Schüler er einst gewesen war, reiche pädagogische Erfahrungen gesammelt hatte, die „pädagogische Gesellschaft“, die 1866 vom Kultusministerium zum offiziellen „pädagogischen Seminar“ erhoben ward. Neben diesem Seminar ging seine wohl in jedem Wintersemester gehaltene viertelwöchentliche Vorlesung über „Pädagogik und Geschichte desselben“ einher. Hofmann betrachtet die Pädagogik als eine Wissenschaft, mit der sich zu beschäftigen die Theologie ebenso das Recht wie die Pflicht hat. Behandelt wird die Pädagogik in der praktischen Theologie, in deren System sie ein integrirendes Glied an der Stelle bildet, wo von der ersiehenden Funktion der Kirche die Rede ist, also neben der Katechetik. Die Kirche baut das Reich Gottes in das junge nachwachsende Geschlecht hinein in Form der kirchlichen Erziehung. Die evangelische Pädagogik hat zu zeigen, wie die ganze Erziehung und der ganze Unterricht so einrichtig ist, daß sie zwar weniger eine bestimmte christliche Materie, aber wohl einen ganz bestimmten christlichen Geist, der allen pädagogischen Mitteln und Maßnahmen eingehaucht ist, in die jungen Gemüter hineinbringen helfen. Das ist auch der Grund, warum die Kirche in betreff der Schule nicht bloß den religiösen Unterricht oder die Aufsicht über denselben beansprucht, sondern ein solches Band mit der Schule wünscht, welches ihr die Möglichkeit bietet, auch in allen übrigen Tätigkeiten der Schule ihren christlich-erziehenden Einfluß geltend zu machen. Nur haben wir kein Recht, die Kirche ohne weiteres mit der Geistlichkeit zu identifizieren, sondern können uns auch Organe der Kirche zur Ausübung ihrer Rechte und Pflichten denken, die aus der Zahl der Laien, freilich kirchlich gesinnter Laien, genommen sind. Die Kirche, wenigstens die evangelische, wird nie der Entwidlung der Schule hinderlich oder gar feindselig entgegenreten, und der evangelische Theolog ist, soweit er dies in Wahrheit ist, ein geborener Freund, Pfleger und Förderer der Schule. Daraus aber geht hervor, daß er Recht, wie Pflicht hat, sich auf dieser Stellung nicht verdrängen zu lassen, d. h. dafür Sorge zu tragen, daß ihm das voraussetzende Postulat, d. i. die Bekanntheit mit der Pädagogik, und darnach sein Anteil an der Arbeit und Leitung der Schule nicht verloren gehe. Jenes weiß auf das wissenschaftliche Studium der Pädagogik, dieses auf die Fortbildung zur eignen Ausübung derselben hin. So wissenschaftlich und praktisch ausgerüstet ist der Theolog auf dem Lande der geeignete Erbschulinspektor. Es hiesse unendliche Gelegenheiten zur Wirksamkeit hat das Reich Gottes verloren geben, wenn die Kirche zulassen wollte, daß sich das Band zwischen ihr und der Schule immer loser gestalte. Das sind in Kürze die Gedankenreihen, aus denen sich für Hofmann die un-

umgängliche Notwendigkeit der pädagogischen Vorbildung der Theologen ergibt. (Vgl. die Einleitung zu dem 1881er Programm: „Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt auf der Universität.“) Diese Vorbildung zu vermitteln, ist kein Lebenswert. Dafür gebührt ihm der wärmste Dank, besonders unserer Landesbrüder. Daß aber Hofmanns Tätigkeit sich nicht auf die studierenden Theologen beschränkt, dafür ist schon der Titel des vorgenannten Programms Beweis. Hofmanns Seminar soll nicht der pädagogischen Vorbereitung der zukünftigen Erbschulinspektoren, sondern überhaupt der Vorbildung für das höhere Lehramt dienen. Darum sind auch nicht Theologen, sondern auch Philologen, Pflanzmaler, Naturwissenschaftler und Pädagogen Mitglieder desselben gemein. Wenn aber die Unterrichtsvorleser an verschiedenen Volksschulen stattfinden, so ist das infolgedessen kein Schade für die künftigen höheren Lehrer, als ja das dort erforderliche besondere pädagogische Geschick, namentlich in formaler Hinsicht, auch für den Unterricht an der höheren Schule nur von Nutzen sein kann. Die Bereitschaft des Hofmannschen pädagogischen Seminars vor anderen gleichbenannten Instituten besteht darin, daß Hofmann seinen Seminaristen nicht nur Gelegenheit zu praktischer Übung gibt, sondern ihnen auch durch den Besuch der verschiedensten Unterrichtsanstalten (höherer und niedriger Schulen, Taubstummenanstalt, Blindenanstalt, Kindergärten usw.) Gelegenheit gibt, den gesamten Schulerzänismus kennen zu lernen und durch Anknüpfen vorzüglichen Lehrkräfte das eigene pädagogische Urteil zu schärfen. In jedem Montag nachmittags 3–4 Uhr findet ein solcher Schulbesuch statt. Jedes reiche Gelegenheit für die Studierenden, innerhalb weniger Semester mit allen Schulgattungen bekannt zu werden! Ein Vorteil für die eigenen praktischen Übungen der Seminaristen ist es, daß ihnen zur Übungssektion stets eine volle, disziplinierter, im Zug befindliche Klasse im gewöhnlichen Raume einer Leipziger Bürger- oder Bezirksschule zur Verfügung steht. „Eine im Zug befindliche Klasse ist selbst einem unerfahrenen Einfluß auf den Praktikanten; sie nimmt ihn gewissermaßen selbst in Schutz, also daß er es sofort an sich merkt, ob er die Schüler mit methodischem Geschick in den gewohnten Bahnen leitet, oder ungefährlich daneben fährt; ob er die Fragen richtig stellt, oder durch das exakte Antworten der Schüler außerdem gemacht wird, daß sie auch an ein exakteres Fragen gewöhnt sind.“ (Die praktische Vorbildung x. S. 22.) Ein weiterer Vorteil ist der, daß sogleich nach beendeter Lektion der außer dem Praktikanten noch anwesende Seminarist und der Direktor des Seminars ihre

Kritik abgeben, und wenige Tage danach in einer Parallellasse — die großen Schulen Leipzig geben dazu die Möglichkeit — dieselbe Lektion vor anderen, oder gleichalterigen Schülern noch einmal und meistens in verbesserter Form gehalten werden kann. Da das Seminar nur etwa vier Wochen an einer Schule weilte und die einzelne Klasse in der Regel nur für zwei Übungsstunden im Jahr in Anspruch genommen wird, so ist der Gefahr der Störung des Schulbetriebes vorgebeugt.

Es ist eine große Arbeitslast, die das pädagogische Seminar seinem Leiter auferlegt; an vier Wochentagen hat Prof. Hofmann je zwei Stunden dem Seminare zu widmen; dazu kommt noch die Stunde Schulbesuch in einer oft weit entfernten Schule am Montag nachmittag; selten vergeht eine Sprechstunde, in der sich nicht Seminaristen einfänden, um eine demnächst zu haltende Lektion mit dem Leiter des Seminars zu besprechen. Naturgemäß ist, daß bei so ausgedehnter praktischer Übung die theoretische Unterweisung der Seminaristen in der Hauptsache nur in der „Vorlesung“ erfolgen kann. Einem besonderen Vorzuge dürfen sich deshalb die Mitglieder des Predigerkollegiums zu St. Pauli erfreuen, da ihnen seit dem Sommerhalbjahr 1901 eine theoretische Unterweisung für die einzelnen Unterrichtsdisciplinen durch D. Hofmann zuteil wird, mit der Unterrichtsübungen Hand in Hand gehen. Drei Semester ist Verfasser dieses Mitglied des pädagogischen Seminars gewesen, ein Semester hat er als Mitglied des Predigerkollegiums an den pädagogischen theoretischen Vorträgen und praktischen Übungen teilgenommen. Er bekennt, davon reichen Gewinn gehabt zu haben. Wenn er heute kein Amt als Erbschulinspektor mit Freudigkeit ausübt und in seiner Tätigkeit für die Schule ein wirksames Mittel für die Förderung des Reiches Gottes in der Gemeinde sieht, das aufzugeben selbst unter niedrigen Umständen ihm schwer werden würde, so verdankt er dies seinem Lehrer D. Hofmann. Ein Zeichen der Dankbarkeit für seinen Lehrer sollen diese Zeilen sein. Es würde aber dem Bilde D. Hofmanns ein wesentliches Stück fehlen, wollte man nicht der persönlichen Einwirkung gedenken, die er auf seine Schüler ausübte. In freundschaftlicher, ja väterlicher Zuneigung ist er ihnen, sofern sie nur einiges Interesse an seiner besonderen Arbeit zeigen, zugehen. Wenn bemerkt er sich für sie, wenn sie die Universität verlassen, und an ihrem späteren Geschick nimmt er von fernem Anteil. Möge Gott ihm vergelten, was er in einem langen und reichen Leben für unsere Kirche und Schule, insbesondere aber auch für seine Schüler getan hat!

### Vöcherbesprechungen.

— Deutscher Ordens-Almanach. Handbuch der Ordensritter und Ordensdamen deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der Deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Jahrg. 1904/05. Carl Dunder, Berlin W. 35. LV1 und 1322 S. Jährg. 12. 12. — Über das Ordenswesen orientiert auch das wiederholt, J. B. 1856, aufgelegte „Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. Geschichte, Beschreibung und Abbildungen der Insignien, Medaillen usw.“ Brüllé, Gent und Leipzig. Verlag von Carl Muquardt, sowie das Buch des Verlags von Moriz Wahl über die Orden, Wappen und Flaggen aller Regenten und Staaten in originalgetreuen Abbildungen (Leipzig 1880, wozu ein Supplement 1887). Außerdem gibt es über einzelne Orden und Ordensgebiete spezielle Monographien, so über die preussischen Orden von Goltze, über die luxemburgischen von Lies, über den Orden vom goldenen Vlies auch über Beiträge in der Wiener genealogischen Zeitschrift Adler: des Baron v. Reiffenberg's histoire de l'ordre de la Toison d'or (Bruxelles 1830) usf. Verzeichnisse von Dekorierten waren bisher nur für amtliche Benutzung bestimmt. Das vorliegende Buch stellt alle Dekorierten deutscher Staatsangehörigkeit zusammen und wurde dabei von einer großen Anzahl amtlicher Behörden unterstützt. Die hierdurch hervorgerufene große Verlässlichkeit paarte sich mit Übersichtlichkeit und Sauberkeit der Drucklegung. Die als Einleitung beigegebene Abhandlung des rühmlichst bekannten Berliner Universitätsprofessors Bornhak, welche an Friedrich Karl v. Meier (unseres Hofrats 2, 2, Kap. 2 „von den Ritterorden deutscher Reich“) Schiller (bei Bluntschli und Hertou, Deutsches Staatsörterbuch VII, 1862, S. 381 ff.) und Robert v. Mohl (Politik I, 1862, S. 155 ff.) anknüpft, stellt die Geschichte des Ordenswesens unter große historische Ge-

sichtspunkte und verdient in weiten Kreisen gelesen zu werden. Nicht nur die Zahl der Orden, sondern auch die der Ordensverleihungen hat in den letzten Menschenaltern stetig zugenommen. Aber die geschichtliche Entwicklung läßt sich nicht rückwärts schrauben. Wir können ebenso wenig zu den einfacheren Formen des Ordenswesens des 18. Jahrhunderts wie zu dem der Kreuzzüge zurückkehren. Die neuere Vermehrung der Orden an Zahl und Verleihungen entspricht einem Bedürfnisse des Staates. Während die Orden früher nur die höchsten Stufen der Gesellschaft erreichten, dringen sie jetzt in immer weitere Kreise ein. Darin prägt sich aber nur das gegen früher verdarbete Verhältnis von Staat und Gesellschaft aus. Während der Staat früher nur auf den obersten Schichten der Gesellschaft ruhte, hat im 19. Jahrhundert die Teilnahme am staatlichen Leben immer weitere Schichten erfasst. Damit hängt ganz natürlich auch die Erweiterung des Ordenswesens zusammen. Und wir befinden uns noch keineswegs am Ende dieser Entwicklung. Dem vorliegenden Band sind außerdem Abhandlungen über Rittertum und über den preussischen Schwarzen Adler-Orden und den bayerischen Hausritterorden vom heiligen Hubertus beigegeben sowie ein Verzeichnis derjenigen Regenten, welche Orden und Ehrenzeichen verliehen unter Angabe ihrer nächsten Verwandten. Ed. Heydenreich.

— Eridon Dragalaki, Zum Kontinent des eifigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition, Fahrten und Forschungen des „Gauß“ 1901/03. Mit 400 Abbildungen im Text und 21 Tafeln und Karten. Berlin brochiert 18. 1/2, geb. 20. Verlag Georg Olms, Berlin. — Von vornherein ist bemerkt, daß auch der Leiter der Deutschen Südpolarexpedition ein monumentales Werk in der Geschichte der Wissenschaften, insbesondere der Erforschungsgeschichte unseres Erdballs gegeben hat, daß das Buch eines der besten in der deutschen Meißelatur des

vergangenen Jahrzehnts ist. Nachdem in den Einleitungsabschnitten Entstehung der Expedition, Mitglieder, Organisation, Expedition und Ausrüstung näher getrennterhandelt sind, geht der Verfasser zur Beschreibung der Expeditionroute, der dabei erfolgten mannigfachen Arbeiten und Ergebnisse über. In schlichten, einfachen, dabei aber gemauerten und auch humorvollen Worten wird uns alles vorgeführt; und so kommt es, daß selbst Nichtkenner des Gebietes, die rein sachlichen Erörterungen gelten, wie dem Bau des Camps, den Rückschlüssen interessieren. In der Geographenschule des Freiberrn v. Nitzschhofen hat sich v. Drögalski zu einem freien Naturbeobachter entwickelt; das zeigt er auf Schritt und Tritt, besonders wenn er die Landschaftsbilder der Tropen und des eiffigen Südens charakterisiert. Das größte Verhältnis brachte aber auch der Leiter der Expedition den Arbeiten seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter, denen die größte Bewegungsfreiheit innerhalb ihres Forschungsgebietes gewährt war, entgegen. Immer reich er während die Forschungsergebnisse seiner Mitarbeiter ins red' Licht zu heben, ganz gleich, ob es sich um die Arbeiten des V. Aguilera, Dr. Hildinger, des Zoologen und Botanikers Prof. Dr. Bombhöfen, des Geologen Dr. Philipp, des Bakteriologen und Klimatologen Dr. Gajert oder um die Arbeiten der Schiffskaffiziere handelt. Auch den verschiedenen Leistungen der kleinen Mannschaft verleiht er nicht seine Anerkennung. Das für die Expedition entworfene Programm ist vollständig erfüllt worden; bebauert ist nur, daß dem Leiter von den Reichsbehörden nicht die Mittel gemährt wurden, die einen zweiten Vorstoß nach dem Süden an anderer unbekannter Stelle ermöglichen; denn das war der Wunsch von Drögalski, mit seinem trotz des langsamen Ganges doch gut bewährten Schiffe, mit seinem erprobten wissenschaftlichen Stabe und seiner erprobten Mannschaft noch einen zweiten Winter in der Antarktis zu verbringen und zu forschen. An dem Orte, wo der Gang das erste mal übermüdete, war nichts mehr zu erreichen. Trotz der fähigsten Eiden, die in der Erkenntnis des einen Teiles des antarktischen Kontinentes noch geblieben sind, können doch wir Deutsche uns besonders über die Ergebnisse freuen, zumal, wenn man sie mit den bis jetzt publizierten Berichten der anderen gleichzeitig ausgehenden antarktischen Expeditionen vergleicht. Der deutsche Expeditionsbericht gibt wieder einmal ein glänzendes Zeugnis von deutscher Arbeit, von deutschem Fleiß und von deutscher Gewissenhaftigkeit. Von den Ergebnissen selber sagt Drögalski: „Wir haben unseren Plänen getreu die Spuren der Antarktis frühzeitig schon in den Tropen gesucht und gefunden. Auch die Entwicklung und die wachsende Lebendigkeit magnetischer Kräfte haben wir Schritt für Schritt vom Äquator bis in die Meere der Antarktis verfolgt, gleich wie am Boden des Ozeans die Niederschläge langer Zeiten, bis sie im hohen Süden immer mehr das deutsche Gepräge des eisumhüllten Kontinentes trugen. Wir haben Johann die Vorboten der Antarktis in der Zone der ewigen Weltwinde getroffen, in Strömungen, Pflanzenformen, Glibbergen selbst und andern mehr und haben uns mit ihnen eng auf den Inseln dieser Gebiete berührt. Wir waren Johann in das Eis getragenen, soweit es ging, nämlich bis zu einer von Osten nach Westen ziehenden Kette, die ein weiteres Vordringen nach Süden unüberwindlich verbot, und hatten von derselben ein Jahr lang gelegen und die Natur der Antarktis in ihrer Größe wie in ihren Geheimnissen kennen gelernt. Wir hatten hier auf rechtzeitige Befreiung gemartet zunächst voller Zuversicht, dann, als das Frühjahr vorüber und der Sommer gekommen, und keine Zeichen waren, daß das Eis sich löste, noch auch mit Bangen. Niemand wußte ja, wo wir lagen, wir aber wußten, daß kein Mensch und dort am Gaußberg suchen und finden würde.“ Während dieser Zeit wurde die Eiswelt des Meeres wie des Inlandes eingehender untersucht sowie Gezeiten und Meeresströmungen. Die Strömungen gingen, vorherigen Theorien entgegen, von Süden nach Norden und schlossen mitgilt die Bewegung einer Drift aus. Auch die Natur mit ihren Schreden hat die Expedition genussam kennen gelernt. Der Wert der deutschen Südpolarexpedition liegt neben den vielen neuen Resultaten zur Erkenntnis der Geographie, Geophysik und Biologie unseres Erdballs vor allem auch in der genauen detaillierten Wiedergabe aller Erfahrungen in der Erforschungsweise der Antarktis. Dadurch ist es zu einer großen Fundgrube wichtiger Beobachtungen für andere antarktische Expeditionen geworden. Der beigegebene Reide und angezeichnete Bilder- und Kartenstempel erhöht den Wert des Buches. Eine weite Verbreitung ist dem Werke von ganzem Herzen zu wünschen. Daß es in keiner Bibliothek fehlen wird, ist selbstverständlich;

aber auch im deutschen Haus soll es sich einen Ehrenplatz erwerben.

Gajert, Die deutsche Südpolarexpedition, ihre Aufgaben, Arbeiten und Erfolge. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. Preis 1  $\mathcal{M}$ . — Gajert, der Arzt der deutschen Südpolarexpedition, veröffentlicht in der vorliegenden Broschüre einen Vortrag, den er in der allgemeinen Sitzung der 76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte zu Breslau am 19. September 1904 gehalten hat. Gajert geht von den Arten in der Methode der Polarforschung aus. Er entwickelt sodann das Programm, das die deutsche Expedition für ihre Arbeit im fernem Süden zu befolgen hatte, und führt zuletzt im einzelnen aus, wie die deutsche Expedition ihren Aufgaben nachkam. Das in dem Berichte über die deutsche Südpolarexpedition (Wissenschaftliche Zeilage Nr. 4, 1904) gefaßt wurde, findet sich durch die jetzt allmählich an die Öffentlichkeit gelangenden Berichte der Expeditionsmitglieder bestätigt. Mit Recht betont Gajert am Schluß seiner Ausführungen, daß es geradezu verkehrt ist, die Arbeiten einer Expedition nur mit heimatischem Maßstab zu messen, daß es unrichtig ist, bei der Kritik nur die Resultate eines bestimmten einzelnen Wissenszweiges ins Auge zu fassen. „Nirgends wird man so sehr bewußt, wie nahe und innig die verschiedenen Zweige der Wissenschaft sich berühren, als auf einer Expedition, und so will die Expedition auch als Ganzes aufgefaßt sein und als Ganzes beurteilt werden.“

— B. Sievers, Aften. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit etwa 180 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. (Allgemeine Länderkunde, V. Teil.) 15 Bieferungen zu je 1  $\mathcal{M}$ . oder in Halbleder gebunden 17  $\mathcal{M}$ . Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Zwölf Jahre sind verfloßen, seitdem Sievers' „Aften“ veröffentlicht wurde. Gerade die jetzt erscheinende Neuaufgabe kommt einem längst gebeten Wunsch weiter Interessentenkreise entgegen. Es fehlte uns schon lange an einer guten, populär gehaltenen und auf freier wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Länderkunde von Aften. Das ist in den letzten zwölf Jahren nicht alles auf asiatischem Boden vor sich gegangen! Die großen Entdeckungstriebe, die Eroberung von chinesischen Besitzteilen durch europäische Großmächte, die Reaktion des Sinesismus gegen die Fremden 1900, die Wegung der Mandchurien durch Rußland 1900, die Erbauung der sibirisch-mandschurischen Eisenbahn 1891—1903, der Einfluß Orients in der regelmäßigen deutschen Dampfschiffahrt, die neuen Bahnbauten, der russisch-japanische Krieg 1904, das Vordringen der Engländer gegen Tibet 1904 u. v. a. m. haben dem asiatischen Kontinent ein anderes Antlitz gegeben und haben ihn geradezu zum Tummelplatz der großen Politik gemacht. Aus dem vorliegenden ersten Hefte kann man sich über den Inhalt der neuen Auflage Allgemein orientieren. Der Stoffreichtum liegt der bewährte Plan der andern bereits in zweiter Auflage erschienenen Bänden, denselben Bestand zugrunde. Sobald das Werk vollständig vorliegt, werden wir hier nochmals genauer darauf zu sprechen kommen.

— Rußland in Aften. Band VII. Die Beziehungen Rußlands zu Japan (mit besonderer Berücksichtigung Koreas) von Kraemer, Königl. preuß. Generalmajor z. D. Leipzig, Buchvertrieb u. Co. — Die in Ostasien zwischen Rußland und Japan entbrannten Kämpfe stellen das Interesse der Gesamtheit in so hohem Maße, daß man es freudig begrüßen muß, wenn ein mit den russischen Staats- und Heeresverhältnissen so vertrauter Kenner wie der Verfasser das Wort ergreift, um uns die politische Lage und das Kampfsujet eingehend zu schildern. Wir finden in dieser kleinen geschichtlichen und militär-geographischen Skizze zunächst eine kurze Übersicht der Geschichte Koreas bis zum Jahre 1900, sodann eine geographische Beschreibung dieses Landes, Besprechung seiner Bevölkerung, der wirtschaftlichen Verhältnisse, des Handels und seines Heerwesens, obgleich das letztere von geringer Wichtigkeit ist, da die koreanischen Truppen überhaupt nicht am russisch-japanischen Krieg teilzunehmen. Zum Schluß folgt noch eine Skizze der Beziehungen Rußlands und Japans im fernem Osten und eine Vorgeschichte des Krieges. Die Beziehungen bzw. Streitigkeiten zwischen Rußland und Japan über Abgrenzung ihrer Interessenfelder reichen schon zurück bis zur Regierung Peter des Großen, und seit dieser Zeit ist Rußland unaufhaltsam nach Osten bis an den Stillen Ozean vorgedrungen, dessen Besitztüme wiederum dem nach dem Stillen Ozean strebenden Jaischhof der Japaner

von jeher begehrt erschien. So mußten die beiden Rächte aufeinanderberausen. Diese politischen Vorgänge sind sehr anschaulich und folgerichtig vom Verfasser erzählt. General Krähler wendet seine Teilnahme besonders auf das, was er den Sieg wünscht, denn der Kampf ist nicht bloß ein blutiges Ringen um politischen Einfluß, sondern auch ein Kampfsatz des gelben Mannes mit dem weißen. „Kupfand ist der Schutz gegen die gelbe Gefahr, deren düstere Wolken sich schon im Osten zusammenballen. Im Interesse der europäischen Völker ist ihm der schließliche Sieg zu wünschen.“ Das Buch kann sehr empfohlen werden.

— Dr. Carl Peters, England und die Engländer. Berlin, Verlag von G. W. Schwesigke & Sohn. Preis 5 Mk. — Seit dem Werte Oulast J. Steffens „England als Weltmacht und Kulturstaat“ ist kaum ein antwortendes Buch über England geschrieben worden als das von Carl Peters. Wo Peters nur irgendwo und wo Gelegenheit nimmt, seine weltpolitischen Ansichten zu entwickeln, ist er feindselig, reich an Gedanken und reich an Anregungen zum Nachdenken. Während eines fast ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthaltes hat Peters die Gelegenheiten wahrgenommen, die kritische Bücher gründlich zu studieren. Seine Darlegungen bringen darum auch viel Neues. Wirken unter und dürfte darum ein fortigiertes, wahrheitsgetreues Bild über englische Verhältnisse willkommen sein. Vom Land, dessen landwirtschaftlichen Reize meisterhaft gezeichnet werden, geht der Verfasser zum Volk über. Auf Grund dessen statistischen Materials belehrt er über den englischen Volkswirtschaft, über Meer und Flotte. Den englischen Volksschatzer feiert er nach den einzelnen englischen Volksschichten; dabei verweilt er allerdings länger bei der Sicht, als den Schattenseiten. Er tadelt mit Recht verschiedene englische Untugenden, aber der Begriff des „Gentleman“, der wohl in England die über den Reichtum seine Vererbung hat, dürfte in anderen Staaten infolge des eingebildeten, oft brutalen Auftretens der Engländer kaum recht verstanden werden. Die imperialistische Politik Englands sucht Peters scharf zu begründen und macht das vor Zurückführung des Chamberlain'schen Programms geradezu das Fortschreiten des großen britischen Reiches (als geographisches Wirtschaftszentrum) abhängig; mit andern Worten: Großbritanniens Wohl und seine Kolonien mit einer einheitlichen Zollmauer umgeben, wenn es als Weltreich fernherhin bestehen will. Bei den hierher gehörigen statistischen Abwägungen ist dem Verfasser ein Fehler in der Berechnungsweise unterlaufen. Die Ein- und Ausfuhrziffern und die einzelnen Gegenstände des Warenverkehrs genügen noch nicht, sondern die Herkunft der einzelnen Warenartungen. Großbritannien bezieht aber den größten Teil seiner Rohstoffe und Lebensmittel nicht aus seinen eigenen Kolonien, sondern aus Amerika und Rußland. Die britischen Kolonien erzeugen weber genügend viele noch so billige Waren wie das Ausland; zudem vermögen die Kolonien bei ihrer dünnen und langsam wachsenden Bevölkerung die industrielle Massenproduktion des Mutterlandes nicht aufzunehmen. Ein britisches Reich, das sich selber genügt, sieht ganz gut auf dem Papier aus, nicht aber in der Wirklichkeit. Mit Carl Peters muß man aber darin übereinstimmen, daß die Macht des britischen Reiches vor allem in der Größe einer außerordentlich entwickelten Schiffsahrt und in der Menge und Billigkeit der zur Unternehmung, zu Vererbung stehenden Kapitalien liegt. Besonderen Wert erhalten die Darlegungen Peters' durch die öfteren Vergleiche mit deutschen Verhältnissen; er kommt hierbei zu dem Schlüsselfaßat: „Großbritannien ist für uns das klassische Vorbild in der Herausbildung der freien Individualität und der auf sie begründeten Schaffung neuer Gemeinwesen über See; Deutschland ist für die Briten das Muster in allen staatlichen Organisationen, insbesondere für Heer und Schule.“ Auch der Vergleich mit dem alten Romerreich wird mehrmals herbeigebracht. Das England-Buch von Dr. Carl Peters wird nicht allein das große Publikum, sondern auch der Geograph, der Volkswirtschaftler, der Diplomat und Politiker mit großem Nutzen lesen. Eo.

— Fr. Ludwig, Die Milbenplage der Wohnungen, ihre Enttöpfung und Bekämpfung. Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von Otto Schmeil in Marburg und Dr. S. Schmidl in Leipzig. Verlag von S. O. Teubner. 22 S. 0,80 Mk. — Vor noch nicht einem

Jahrzehnt nahm die Deutsche Zoologische Gesellschaft ein Wert in Angriff, so weit auskühnend, daß es bei vielen bedeutendes Kopf-schütteln erregte, das Tierreich, eine Aufzählung und genaue, zur Untercheidung hinlängliche Beschreibung aller bisher bekannter Tierarten. Der Satz, der unter einem Zoologen oft genug einen Menschen verriet, der möglichst viele, möglichst alle Tiere kennt, ahnt nicht, welche Aufgabe sich die deutsche Wissenschaft damit gestellt hat; denn es ist vorauszusetzen, daß die deutschen Zoologen, unter Jubelname der ausländischen Fachgenossen, in einem Menschenalter trotz aller unwillkürlichen Einschränkung mit ihrer Arbeit fertig werden können; der Umfang des äußerst mühsamen Unternehmens ist noch gar nicht abzusehen und wird unsere großen Konzeptionsmeister jedenfalls noch übertreffen. Aber die Gesellschaft ließ sich dadurch nicht abschrecken. Denn selbst wenn das Wert ein Torio bleiben sollte, so sagte man sich, der Nutzen der Arbeit, möglichst viele Tiergruppen in ihrem jetzigen Bestand nach einheitlicher Methode festzulegen, wird nicht anzuheben können. Und darin hat man Recht behalten. Die vorliegende Prospektur ist ein bereits Beispiel. So manche feine unscheinbare Tiergruppe wäre nur wenigen Spezialisten an der Hand umfangreicher Literatur zugänglich gewesen. Jetzt kann jeder nur halbwegs Eingeweihte, sobald die Gruppe im Tierreich erschienen ist, übersehen, was bekannt, was neu; und noch mehr, er kann die einzelnen Formen klar unterscheiden. So war es ein guter Griff von Ludwig, dem bekannten Strizier Biologen, daß er die Gelegenheit benutzte, und über jene minutiösen Plagegeister, die sich, wie es scheint, mit den modernen Verkehrsmitteln in der Gegenwart weit leichter verbreiten, sich in ihrem Wohnungen einnisten und uns durch Verunreinigen des gesamten Innenraums den Aufenthalt vollkommen verleben können, Küffnung zu geben. Er hat dann zu den Milben, die bekanntlich zu der großen Klasse der Spinnentiere gehören, andere Wohnungseinde mit Massenvermehrung hinzugefügt, die Holz- oder Büchereiläute, Insekten also. Wer unter den Angriffen der Tierchen zu leiden hat, wird in der Prospektur guten Rat zur Abwehr finden, gegen die Holzläute bequem genug, gegen die Milben weniger einfach, denn die sind geistig gegen gewöhnliche Mittel. H. S.

— Praktische Anleitung zu richtigen Hilfsstellungen bei gymnastischen Übungen nebst einem Anfang: Jued der frei- und Gewerbetätigen in körperlicher und in militärischer Beziehung. Von v. Dresty, Oberst a. D., zuletzt Direktor der Militär-Turnanstalt. 8. Auflage. 1,60 Mk. Berlin 1904. G. S. Mittler & Sohn. — Der Verfasser des vorliegenden kleinen Buches, auf dem Gebiete des militärischen Turnens durch seine frühere dienstliche Stellung reich erfahren, will durch diese Anleitung lehren, 1) wie auf die leichteste Weise bei schwachen Schülern eine gymnastische Übung durch Handanlegung des Lehrers unterstützt und gefördert werden kann, und 2) wie durch praktische Hilfsstellungen während der Übungen Unglücksfällen vorgebeugt wird. Das Buch, erläutert durch Abbildungen im Text, kurz und prägnant in seiner Fassung und handlich in seiner Form, ist wohl geeignet, dem Lehrer ein willkommenes Hilfsmittel zu bieten. H. L.

— Das eigne Heim. Winkte vor und nach der Gründung eines Haushaltes. Für alle Verhältnisse in Stadt und Land dargestellt von L. Härtner. Mit 16 Abbildungen. Preis, Konrad Greifling. 1 Mk. — Die Kunst beruht fast gegenwärtig sehr vortheilhaft das Handwerk. Das Gewerbe ist seit einigen Jahren zu einem Kunstgewerbe im besten Sinne des Wortes geworden. Damit geht allerdings eine Umwandlung des Stiles Hand in Hand, und es ist für den Laien schwer, sich zurechtzufinden unter dem, was altmodisch, was modern ist und der Zeit der Unreife angeht, und dem, was modern ist im guten Sinne. Ein Metzger bei Ausstattungen dürfte daher manchem willkommen sein. Das obengenannte Buch will ein guter Berater des Laien werden und gibt in dem Kapitel „Der neue Stil“ recht brauchbare Ratschläge. Inbald sind die Abbildungen nicht alle im besten Sinne modern. —

— Die Spalierrebe. Von O. W. Doerner. Mit 29 Textabbildungen. Berlin 1904, Paul Parey. Pr. geb. 1 Mk. — So klein dieses Büchlein auch ist, so gehört es doch zu den besten, welche über Weinpalierkultur geschrieben worden, sind und kann deshalb zur Anschaffung sehr empfohlen werden. E. S. Z.

**Erstein**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die königliche  
Censurbehörde der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Ver-  
trag 6, bezogen werden.

der

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

**Nr. 2.**

Donnerstag, den 5. Januar, abends.

**1905.**

## Die Heidenmission als Kulturträgerin im Zeitungswesen.

Von Th. Wehler-Herrnhut.

Unter den wertvollen Diensten, welche die Vertreter der christlichen Kulturwelt, insbesondere die Missionare, den unglückseligsten Völkern leisten, steht obenan die Festlegung ihrer Sprache in Lauten und Schriftzeichen und im weiteren Gang der Arbeit die Schöpfung einer Nationalliteratur, eines Bücherwesens wie einer periodischen Presse.

Taran haben, von Beginn ihrer Wirksamkeit an, auch die Missionare der Herrnhuter Brüdergemeine gearbeitet. Wir wollen hier nicht alles aufzählen, was sie in dieser Richtung geleistet haben, um die Ostindianer, die Estimo Labrador, die Indianer Nord- und Mittelamerikas, die westindischen und südamerikanischen Völker, die südafrikanischen Hottentotten wie die Kaffern, ja selbst die Australier und die Bewohner der Hochländer des Himalaya im Innern Asiens, neuerdings aber vor allem unsere schwarzen Mitbürger in Deutsch-Ostafrika in eine höhere geistige Bildungssphäre emporzuheben und ihnen die Schätze der höchsten Kultur, die wir kennen, zu übermitteln. Nur eins! Vor mir liegt eine Reihe höchst eigenartiger Probezeugnisse, Produkte der periodischen Literatur überseerischer Nationen der verschiedensten Hautfarbe, die des Interesses wohl wert sind. Es sind sieben Zeitungen, die in fünf verschiedenen Sprachen abgefaßt sind. Eine davon hat einen Halbgrönländer, namens Lars Müller, zum Herausgeber. Er stellt den Schriftleiter, Verleger und Drucker in einer Person dar. Sie trägt den Titel „Aftangadlitut“, d. h. juristisch-mächtiger Beistand, mit dem Untertitel: „Allelei angenehm zu hörende Erzählungen, besteht schon eine ganze Reihe von Jahren und wird auch von den Missionaren mit regelmäßigen Beiträgen bedient. Es ist die einzige in Ordnung erscheinende Zeitung in grönländischer Sprache. Ihren Hauptinhalt aber machen Jagdgeschichten aus, sowie die Wiederabgabe mündlicher Erzählungen und Übersetzungen der bereits in böhmischen Zeitungen erschienenen Berichte aus den Ländern der Zivilisation. Da der wohl allseitig begabte Schriftleiter aber im vorigen Jahr zu seinen Vätern verlarmselt wurde, ist und zweifelhaft, ob das interessante Blatt in gleicher Güte wie bisher weiter erscheint.

Dagegen lenken die sechs anderen Zeitschriften unsere Aufmerksamkeit noch wie vor in gleicher Weise auf sich. Zwei von ihnen erwachsen dem Vorden Südafrika. Sie nennen sich in deutscher Übersetzung: „Der „Osnantalder Bote“ und „Der Kinderfreund“. Im holländischen Blatt, der Umgangssprache der farbigen Bevölkerung der Kapkolonie, geschrieben, erscheinen sie monatlich und zwar nun schon seit 45 beziehentlich 44 Jahren. Osnantal ist der Name der ersten Missionsstation der Brüdergemeine in Südafrika und damit zugleich der ersten Niederlassung evangelischer Christen im dunklen Erdteil überhaupt. Die ersten Anfänge ihrer Gründung liegen 1½ Jahrhunderte zurück. Im Jahre 1737 hatte sich dort der Wähere Georg Schmidt niedergelassen, der vorher sechs Jahre lang um seines Glaubens willen in einem böhmischen Gefängnis geschmachtet hatte, dann nach Sachen ausgewandert war und sich der Herrnhuter Brüdergemeine angeschlossen. Er wurde nach sechs Jahren gezwungen, das Kapland wieder zu verlassen, drei andere Herrnhuter Sendboten aber nahmen fünfzig Jahre später (1792) die umfangreiche Arbeit unter den Hottentotten wieder auf und brachten sie allmählich zu schöner Blüte. Heute ist Osnantal ein kleines Paradies, eine fruchtbarere Dasein inmitten afrikanischer Land- und Steinvügel, ein Gemeinwesen von 3000 Einwohnern mit blühenden Cichyanzungen und üppigen Gartenanlagen. In der Mitte des Missionsplatzes ragt eine Kirche auf, die im Jubeljahr 1892 für 60000 Mark erbaut wurde, und daneben

steht ein Gehilfeneminar, mit dem eine Druckerei und Buchbinderei verbunden ist. Aus diesen letztgenannten Werkstätten gehen die beiden Zeitungen hervor, deren Schriftleitung in den Händen des Seminar Direktors liegt. Sie gehören zu meinen schönsten Jugend-erinnerungen, jene Stunden, da ich den farbigen Jünglingen beim Segen, bei der Bedienung der Druckmaschine, sowie beim Buchbinden zuschaute und ihren Eifer beobachtete.

Zwei weitere Zeitschriften, ebenfalls in holländischer Sprache geschrieben und auch von Missionaren der Brüdergemeine geleitet, erscheinen in dem südamerikanischen Surinam oder Festsland Guyana. Die eine „Makzien“ genannt, hat mit Beginn laufenden Jahres bereits den 52. die andere „De chrystelike Huisvriend“, den 15. Jahrgang angetreten.

Jahrelang haben auch die westindischen Missionare der Brüdergemeine Wochenblätter für ihre Christen und zwar in englischer Sprache ausgehen lassen; heute ist dies nicht mehr nötig, an periodischer Literatur in ihrer Sprache ist ja kein Mangel.

Der Kulturfortschritt der Völker wird erstehen zwei literarische Reusheiten, deren eine in der Estimoprasche Labrador (in Nordamerika), die andere im tibetischen Dialekt der Bewohner Klein-Tibets im Innern Asiens geschrieben sind. Erstere führt den Estimo-Titel: „Aglait Unanainort“, zu deutsch: „Blätter für alle“ oder „Allgemeine Zeitung“, die zweite heißt zu deutsch „Vadaler Nachrichten“ oder „Vadaler Zeitung.“ Letztere erscheint erst seit 1. Jan. vorigen Jahres, das Estimoblat hat bereits einen zweiten Jahrgang hinter sich. Beide werden nicht nur von Missionaren der Brüdergemeine herausgegeben, sondern auch von Presse des Missionshauses in Rain (Labrador) bezw. Ush (in Labrador) gedruckt.

Der Form nach stehen die Zeitungen hinter den Großfolio-Blättern der zivilisierten Nationen zurück (sie umfassen nur vier Quartseiten), dem Inhalt nach aber nehmen sie das Interesse nicht weniger in Anspruch. Begreiflicherweise müssen die Schriftleiter damit rechnen, daß ihren Lesern das Verständnis für europäische, ja auch für jegliche andere politische und soziale Verhältnisse noch recht abgeht; sie erörtern daher vor allem Fragen des lokalen Lebens und besprechen wirtschaftliche und kirchliche Zustände des eigenen Landes. Immerhin wächst die Bekanntschaft mit europäischen Sitten und Gebräuchen unter jenen in großer Abgeschiedenheit dahinlebenden Völkern wunderbar schnell, ja selbst mit der Sprache Englands und Deutschlands werden einzelne unter ihnen mehr und mehr vertraut. Die Labradorbewohner haben durch den Verkehr mit den deutschen Missionaren, die seit 1½ Jahrhunderten Beziehungen mit den Estimo unterhalten und seit dem Jahre 1771 an jener Küste seit ansäßig sind, andererseits durch den Umgang mit englischen und neuseeländischen Fischern, welche in den Sommermonaten die südlichen Wohn- und Fangplätze aufsuchen, mancherlei von Europa gehört, und einzelne haben sich auch Kenntnisse in der deutschen und englischen Sprache angeeignet. Sie konnten schon mehrfach den großen Nutzen derselben spüren. Erst in den Jahren 1899—1901 geschah es, daß ein Amerikaner Labrador-Estimo nach Europa, Nordafrika und in die Vereinigten Staaten hinüberlode und sie dort für Geld sehen ließ. Sie waren für die Pariser Weltausstellung bestimmt, ertrugen aber das Klima Frankreichs nicht und mußten daher bald hierhin, bald dahin dem Unternehmer folgen. Auf diesen Wanderungen, auf denen sie dem selbst- und gewinnstüchtigen Weissen machtlos ausgeliefert waren, kam ihnen die Kenntnis der genannten europäischen Sprachen stellenweis anheim zu fatten.

Genug, wir sehen aus diesem Beispiel: so ganz hinterwärtlich dürfen wir uns und die Bewohner jenes entlegenen Weltwinkels nicht mehr vorstellen. Und daher kann auch in der neuen Zeitung an diese schon vorhandene Kenntnis europäischer Zustände bei Berichten von Krieg und Frieden, politischen und sozialen, städtischen und bürgerlichen Verhältnissen in den christlichen Staaten angeknüpft werden. So berichtet eine Nummer des Labadorblattes von Albanion Edua und mulliangalo Alexandra, womit König Edward und Königin Alexandra von England gemeint sind, sie sind dieselben ihren Labador-Unterthanen auch im Bilde vor. Daneben handelt die Zeitung öfters von den Erwerbsverhältnissen, die bei einem solchen Jäger und Fischerort, wie die Estimo sind, mannigfachen Schwankungen unterworfen sind. Höchst interessante Mitteilungen macht ein Artikel, der die jungenbrecherische Überschrift Malignakatsat pinasuarvingmut illingajut trägt, d. h. Erwerbsbestimmungen, wir würden sagen: Jagdgesetz. Es sind damit nicht neuerdings festgesetzte Bestimmungen gemeint, sondern es handelt sich um uralte Gebräuche der Estimos, die nur jetzt einmal, und zwar unter Anleitung der Missionare, von den Eingeborenen selbst schriftlich festgelegt wurden. Welch interessante Sitte nennt da z. B. Punkt 2 dieser Regeln! Dieser heißt nämlich in wörtlicher Übertragung: „Folgende Seetiere: Seehund, Walros, Weißfisch, und folgende Vantiere: Rentier, Fisch, schwarzer Bär, Wolf, Eisbär, Wiesel, Marder, Fischotter werden, wenn sie von zwei oder mehr Männern zugleich geflossen werden, gleichmäßig geteilt, wenn die Kugel auch nur eine ist und erkannt wird. Ja, es wird gewünscht, daß, wenn die Beute unter sich Theilenden den Blag noch nicht verlassen haben und ein Nachzügler kommt, diesem von sämtlichen Teilhabern eine Kleinigkeit geschenkt werde.“ Dies die wortgetreue Übersetzung. Gemeint ist im ersten Teil der Regel natürlich der Fall, daß mehrere Jäger auf ein und dasselbe Tier schießen. Bei verschiedenen Arten von Finten, zumal da die Estimo die Kugeln selbst gegossen haben, kann es oft leicht herausgefunden werden, welche Finte die Kugel entzündete, die das Tier tötete. Und im zweiten Teil des Gesetzes beachte man die sozialfreundliche Bestimmung, die ein molaische Ernte-Berordnungen erinnert und dadurch an Wert und Interesse gewinnt, daß sie ebenfalls nur einen Brauch wiederbringt, der bei den Estimos von alters her beobachtet wird und nicht erst auf drückliche Einflüsse zurückzuführen ist.

Den Lesern der Labador Zeitung kann schon bedeutend mehr kulturgeschichtlicher, politischer, europäisch-sozialer Stoff zugemutet werden. Das Programm des Blattes läßt sich in folgenden vier Punkten zusammenfassen. Es will bringen: 1) Mitteilungen aus den verschiedensten Ländern der Erde und Schilderungen ihrer Bewohner, 2) Erzählungen allerlei Art, 3) Musterbriefe

zur Erlernung der Briefschrift, was deshalb von großem Vorteil für die Leser sein wird, weil bekanntlich die Schrift- und die Umgangssprache im Tibetischen ungemein verschieden sind. Diese beiden Idiome haben weiter auseinander als das Deutsche und das Englische Endlich 4) stellt das Programm in Aussicht: Abhandlungen über religiöse Lehren, Erklärungen der wichtigsten Aussprüche der heiligen Schrift. Gerade durch letztere Artikel werden die Leser, die von verschiedenen Bekanntheiten angehören, Tibeter (Buddhisten), Mohammedaner, Hindus, am leichtesten mit dem christlichen Religionsystem bekannt gemacht und christlicher Einfluß in weiteste Kreise hineingetragen werden.

Daß Missionar Freunde, der Herausgeber, gerade darauf Wert legt, ist verständlich. Dafür aber verlangt er von seinen Lesern und den Abnehmern seines Blattes sehr wenig. Keine 10, 20, 30 K jährlich bezugsgeld, wie dies im zivilisierten Europa üblich ist. Er löst jede einzelne Nummer für nur reichlich 3 S ab.

Aus den genannten vier verschiedenen Gebieten bringt nun gleich die erste Nummer interessante Stücke. Voran steht ein politischer Bericht, in dem an der Hand von Mitteilungen aus dem Bombay Guardian über das Vorgehen Englands in Tibet Nachricht gegeben wird. Weiter wird referiert über die gegenwärtigen Zustände in Mozambik. Betont wird der Druck, unter dem die dortigen Christen leben. Es folgt eine Erzählung, ein Brief und endlich ein Artikel, der an ein überdeßes Sprichwort anknüpft. Dieses lautet: „It der Lama selbst nicht vollkommen, wie kann er dann Sterbende weiterverbessern“, nämlich in eine bessere Geburt in der Seelenwanderung, vielleicht im buddhistischen Paradies? Bei Besprechung dieses Wortes handelt der Verfasser von den religiösen Juhänden Labalaf und weist schließlich auf den einzig „wahren, großen Lama“ hin, auf Jesus Christus. Von diesem allein bezeugten seine Feinde, daß er sündlos sei, nur er ist imstande, den Menschen wahrhaft glücklich und selig zu machen. Wer Näheres von ihm zu wissen möchte, möge sich ins „Neue Testament“ der Christen verliehen.

Welch großartige Kulturträgerin ist die Mission! Ihrem Einfluß allein ist es zu danken, wenn diese unzivilisierten Völker allmählich menschenwürdiger zu leben beginnen. Und wenn dieselben jetzt bereits anfangen, die segensreichen Wirkungen einer Presse schätzen zu lernen, was für eine beachtenswerte Stufe ihrer geistigen Hebung ist damit schon erreicht!

Jedenfalls haben ihre Herrnhuter Missionare wieder einmal bewiesen, daß sie, wie ihre Kollegen in anderen Teilen der Welt, weit davon entfernt sind, Feinde der Kultur zu sein, nein, sie leisten ihr und damit der zivilisierten Welt bewundernswürdigen wertvollen Dienste.

### Heinrich Gottfried Koch.\*)

Am 9. Januar sind zwei Jahrhunderte verfloßen, seit der um das Leipziger Schauspielwesen wie um die Entwidlung der deutschen Schauspielkunst überhaupt so verdienstvolle Heinrich Gottfried Koch das Licht der Welt erblickte. Die Geschichte der deutschen Bühnenkunst erkennt ihm den unbestrittenen Ruhm zu, bahnbrechend für die auf Naturwahrheit bringende Richtung gewesen zu sein und für den Bestand des deutschen Theaters die ersten erfolgreichsten Schritte getan zu haben. Koch knüpft sich an den Namen Heinrich Gottfried Koch die Wiederbelebung des neuen molaischen Dramas in Deutschland. Für die Bedeutung Kochs für seine Zeit als Darseller spricht am bredesten die Tatsache, daß Lessing ihn als Vorbild darsteller geradezu bewunderte und ein Stück zu schreiben unterließ, als sich Koch von der Neubereichen Truppe trennte, um sich nach Wien zu wenden.

Heinrich Gottfried Koch wurde am 9. Januar 1705 in Oera als Sohn eines armen Handelsmanns geboren. Zu unermittelt, um seine in Leipzig begonnenen Rechtsstudien fortsetzen zu können, ging er beim Eintreffen der Neubereichen Truppe in Leipzig 1728 zur Bühne und wurde in kurzer Zeit durch sein vielseitiges Talent die Hauptstütze bei der „Neuberein“. Besonders

Anerkennung verschaffte er sich in den Charakteren der molaischen Lustspiele, in denen er die sogenannten „Mantelrollen“, die Crispin, Sganarollo, Mascarillo spielte, das heißt Figuren, welche nach der alten französischen Tradition die maskentragende Tracht mit einem feinen Mantel beziehielten. Durch seine wissenschaftliche Bildung schenkte er sich zugleich zu einem „Dramaturgen“ bei der Neuberein auf. Er dialogisierte, bearbeitete und übersezte Stücke für die Truppe, ja — er malte sogar neue Dekorationen für seine Prinzpalin. Ein Brief derselben an Gottsche, datiert von Nürnberg (1731), enthält die Worte: „Koch malt erdachtlich, und häufige Michaelismesse werden vor unsere Schaubühne mit lauter neuen Verordnungen auszuspielen.“ Vom Jahre 1749 an begann Heinrich Gottfried Koch seine künstlerische Tätigkeit in Leipzig durch die Übernahme der Schönenmannschen Truppe und erhielt für dieselbe das kurzfristig sächsische Privilegium. So wurde er der Konkurrent der Neuberein, die auf zwei Schaubühnen, in Quantität Pole und im Blumenberge, ihre Aufführungen gab. Der neue Unternehmer sah sich daher genötigt, seine Bretter anfangs unter freiem Himmel, in Richters Garten, aufzuschlagen. Am 6. Juli 1750 eröffnete Koch seine Komödie mit der „wilden Insel“ von Sainjoiz und dem „Harlekin“ von Dominique. Zum Glück für sein Unternehmen sollte sich schon zur Michaelismesse des genannten Jahres die Gesellschaft der Neuberein auf, so daß Koch das freundliche Anerbieten seiner ehemaligen Direktorin, ihr Theater im Blumenberge und das in Quantität Pole zu beziehen, mit

\*) Als Quellen für die Arbeit sind zu nennen: Galerie merkwürdiger Neuberliner von Heyden (1858); H. Prosch, Geschichte der dramatischen Literatur; E. Freundt, Geschichte der deutschen Schauspielkunst und zwei in der Arbeit angeführte alte Leipziger Schriften über Kochs Schaubühne (1755).

Freuden annahm. Hier wirkte er bis 1758, wo sein Unter-  
nehmen durch die Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges der-  
maßen behindert wurde, daß er die überflüssige Truppe des auf-  
und davongegangenen Schönenmann in Süd übernahm und nun  
hier, sowie später in Hamburg, wovon er seine Schaubühne ver-  
legte, die Blauprobe seiner Tätigkeit fand. In seiner Truppe  
befanden sich die ersten Kräfte damaliger Zeit, die Schauspiel-  
erthof, Bräcker, Starke, Wittich und Stud. Uffing, Sobbe,  
Bessels, Dreyer fanden in Koch Abendjahren im geist-  
reichen Verkehr mit dem uernüchlich an der Vervollkommnung  
seiner Truppe arbeitenden Manne. Trotz seiner Erfolge zog es  
ihn jedoch schon 1763 wieder nach Leipzig zurück. Da insofern  
die Baudrucker um August II. und Kurprinz Friedrich Christian  
die Aufführungen verhindert wandte er sich nochmals für eine  
kurze Zwischenzeit nach Hamburg zurück. Bereits im nächsten  
Jahre betraf der Dresdner Hof Kochs Gesellschaft kontraktlich auf  
drei Jahre an das Dresdner Hoftheater. Doch zeigten sich schon  
nach Ablauf des ersten Jahres derartige Schwierigkeiten für den  
Behand des Unternehmens, daß man Koch seinen Vertrag kündigte.  
Er kehrte nach Leipzig zurück, bewirkte hier den Bau eines  
neuen Schauspielhauses, des jetzigen Alten Theaters, und eröffnete  
dasselbe am 6. October 1766 mit „Derrmann“ von E. Schlegel  
und der „Inermuteten Rückkehr“ von Regnard. Hierüber be-  
richtet Goethe, der sich damals als Student in Leipzig befand, in  
„Tizian und Wahrheit“. Durch Einführung des Singspiels belebte  
sich damals das Interesse für die Bühnenkunst in einer Weise,  
die die Begierde nach Harnisch brachte. Ein Professor Winkler,

dessen Vorklesungen mit dem Beginn der Theateraufführungen —  
abends 6 Uhr — zusammenfielen, beschwerte sich über die „Ver-  
führung“ der akademischen Jugend zum „Theaterausflug“. Die  
Folge war der oberrheinliche Erlaß im Juni 1768, daß Koch  
nur noch zweimal wöchentlich, Mittwoch und Sonnabend, spielen  
dürfe. Nach fruchtlosen Begenvorstellungen wandte Koch Leipzig  
den Rücken; von der Herzogin Amalie nach Weimar berufen,  
begünstigte er auch hier. — Erlaß wurde sein Zerbrüchler —  
die Oemrichtung, Leipzig nur noch während der Messen be-  
suchend. Endlich errichtete sein Wanderleben den ruhigen Osten  
in Berlin, wo er, mit Königl. preussischem Privilegium aus-  
gestattet, Schachs Theater baute. Bis zu seinem am 3. Januar 1775  
erfolgten Tode wirkte er hier gleichwie in erster Linie für die  
Einführung operettenartiger Werke, für die er in Hülfe eine be-  
deutende musikalische Kraft gemonnen hatte. Unversehens aber  
bleibt es ihm, daß er noch zwei Jahre vor seinem Tode mit der  
Aufführung von Goethes Jugenddrama „Ody von Zerbrüchlingen“  
und kurz darauf mit der Inszenierung des „Clavigo“ allen an-  
deren Bühnen voranging. Die vermehrte Aufmerksamkeit, die  
Koch für die Bühnenkunst zu erwecken verstand, hatte endlich auch  
ein nicht minder bemerkenswerthes Ereignis zur Folge, die Theater-  
kritik in Leipzig. Als die Anlässe derselben kein untreues Zie-  
im J. 1755 in Leipzig erschienenen Schriften „Schilbereien der  
Kochschen Bühne“ und „Bemerkungen Gedanken über den Zustand  
der Kochschen Bühne“ auszulassen, so daß mithin die Leipziger  
Theaterkritik gegenwärtig auf ihr 150jähriges Bestehen zurück-  
bleibt. J. W.

**Bücherbesprechungen.**

— Boehmer, Jul. Lic. Dr., Pfarrer in Raben,  
Mission und Mission. Missionstheoretische Erörterungen  
für Bibelreunde. 8°. 67 S. Stuttgart, Druck und Verlag  
von Greiner & Pfeiffer. 1 M. — Wenn seiner Zeit Johann  
Lobias Sed noch seines biblischen Standpunktes die Mission ableh-  
nete, so find in neuerer Zeit umgekehrt Bedenken geltend ge-  
macht worden, zwar weniger gegen die Ausübung der Mission,  
als gegen die Auffassung, Jesus selber habe den Missions-  
gedanken gehabt und den Missionsbefehl gegeben. Besonders hat  
Harnack in seiner „Mission und Ausbreitung des Christentums  
in den ersten drei Jahrhunderten“ den Missionsauftrag Jesu  
abgesprochen. Aber es ist nicht allein diese wichtige Frage, die  
den Verfasser zu seiner Schrift oder den ihr zugrunde liegenden  
drei hier zusammengefaßten Aufsätzen veranlaßt haben mag, er  
woll vielmehr überhaupt den Missionsfreunden durch seine Unter-  
suchungen dartun, wie die Mission sowohl im Alten wie im  
Neuen Testamente einer sicheren biblischen Begründung nicht ent-  
behrt. In seinem dritten Teile setzt er sich auch mit Harnack  
auseinander. Wir dürfen alle, denen diese Fragen am Herzen  
liegen, besonders auch solche, denen vielleicht über die Missions-  
tätigkeit und ihre biblische Fundamentierung Zweifel gekommen  
sein könnten, auf die Boehmerschen Ausführungen aufmerksam  
machen. D. K.

— Paul, G., Pastor in Lorenzried, Schriftführer der  
Sächsischen Missionskonferenz, Die Mission in unseren  
Kolonien. Drittes Heft: Deutsch-Südwestafrika. Mit  
mehrerer Illustrationen und einer Karte. 8°. 186 S. 1,50 M.  
Verlagsbuchhandlung G. Lubwig Ungelert (vorm. Fr. Richter),  
Dresden. — Der Verfasser fügt hiermit zu seinen beiden früher  
erschienenen Heften, welche die Mission in unseren Kolonial-  
ländern behandeln (Togo und Kamerun und Deutsch-Ostafrika),  
ein drittes, das auf ein besonderes Interesse zu rechnen hat.  
Beitritt es doch diejenige unserer Kolonien, auf welche die Mide  
gegenwärtig vor allen anderen gerichtet ist. Hierzu kommt,  
daß gerade die Mission in Deutsch-Südwestafrika nach ihrer so  
verdientlichen Pionierarbeit in letzter Zeit so großem Argwohn  
und so vielen Verdächtigungen ausgesetzt worden ist, daß es sehr  
angezeigt erscheint, von einem so unterrichteten und ersten Be-  
obachter, wie es der Verfasser dieser Schrift ist, eine eingehende  
und objektive Darstellung der Verhältnisse zu erhalten. Denn so  
weit ab diese auch liegen, man hat beim Durchlesen dieser Schrift  
überall den Eindruck, daß hier nur nach umfassender Kenntnis-  
nahme und gewissenhafter Prüfung eine Stimme zugunsten der  
auch vom Reichsfanzler angegriffenen Missionare abgegeben wird.  
Besonders wichtig und zeitgemäß erscheinen die Mitteilungen über  
die südwestafrikanische Mission in den deutschen Gebieten während

des noch andauernden Hereroaufstandes. Der Verfasser hat mit  
seiner Schrift nicht bloß der Rheinischen Missionsgesellschaft, die  
seit etwa 60 Jahren in jenem Lande mit Erfolg tätig ist, son-  
dern der Mission überhaupt einen sehr anerkennenswerten Dienst  
erwiesen. D. K.

— Monatschrift für Innere Mission mit Ein-  
schluß der Diakonie, Diasporapflege, Coangelisation und gelamten  
Völkertätigkeit. Herausgegeben von D. Theodor Schäfer,  
Pastor, Direktor der Diakonissenanstalt in Altona. Osterloch,  
G. Wertschmann. Jährlich 12 Hefte. 6 M. — Wenn lassen wir  
uns durch die Übersendung eines Heftes von dieser Monatschrift  
die angenehme Verpflichtung auferlegen, an dieses altbewährte  
Organ für die christlichen Liebeswerke empfehlend zu erinnern.  
Es ist der 27. Jahrgang, der jetzt erscheint. Wer das Blatt  
nicht kennt, wird, wenn er nur irgendwelche Teilnahme für die  
darin vertretenen Sache hat, sicher wenigstens den Namen des  
Herausgebers kennen. Er ist einer jener Berufsarbeiter der  
inneren Mission, die mit großer Begeisterung für ihr Werk eine  
umfassende Sachkenntnis und, nach beinahe das wichtigste ist, eine  
große Frömmenheit und Risikofreudigkeit besitzen. Er wird als Heraus-  
geber seiner Sorge tragen, wie er es seither getan hat, daß  
alle Unberücksichtigkeiten und alle Verfehlungen widerständigst Art  
von seinem Blatte ferngehalten werden. Auf den Inhalt der  
einigen Nummer einzugehen, hat schon deshalb wenig Zweck,  
weil das meiste davon aus Fortsetzungen von Artikeln besteht,  
die im Vorjahr begonnen waren. So wollen wir nur einen  
einigen, verhältnismäßig kurzen Beitrag erwähnen. Es ist der  
Wiederabdruck eines Berichtes des Grafen von der Rede-Bolmer-  
see von Jahre 1876 über die wunderbare Gründung seiner  
Rettungsanstalt Düsseldorf. Wie gut tut der Herausgeber daran,  
solche alle Nachrichten, die nur in den Fachbibliotheken und  
gelegentlich einmal unter den Büchern eines einzelnen vorhanden  
sind, dem gegenwärtigen Gedächtnis zur Erbauung und Nach-  
ahmung wieder zugänglich zu machen! B. K.

— Ein Rundgang durch Bethel, Sarepta, Raja-  
retz, Wilhelmsdorf, Weisingsmoor. 119 S. 4. Auf-  
lage. Verlag der Buchhandlung der Anhalt Bethel bei Biele-  
feld. Nach Mitteilungen von Pastor v. Bodelschwingh zusamen-  
gestellt. 50 S. — Man glaubt ein kleines Städtchen vor sich  
zu haben, wenn man die Karte, die eine Gelamianische der  
Bodelschwinghschen Anstalten gibt, ansieht. Vielen, die diese An-  
stalten besucht haben, wird diese illustrierte Schrift eine wertvolle  
Erinnerung bieten, auch für andere wird sie von Interesse sein.  
Besonders die Vorhörer ähnlicher Wohlfahrtsanstaltungen seien  
darauf hingewiesen. D. K.

— In den Hauptkapiteln des alten Glaubens. Acht  
Predigten zum Neujahr und allerlei Artzehr. Von Oskar  
Schulze, Pastor des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin.

Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. — Um Streitpredigten handelt es sich also, glücklicherweise aber nicht um solche, die als Streitpredigten gehalten worden sind; sie sind vielmehr nur um das vorhandene Kampfes willen gedruckt worden. Der Verfasser pflegt in seinen Predigten die im Schwange derer Irthümer zu ermahnen und zu widerlegen, wie das recht und billig ist. So hatte er denn einst in einer Predigt im Gegensatz zu dem Unfang der sogenannten christlichen Wissenschaft das Recht und die Pflicht des Christen betont, in Konkretheitfällen die von Gott gegebenen Mittel der Genesung anzuwenden, und im Gegensatz zu dem methodistischen Wahne die Notwendigkeit hervorzuheben, sich täglich neu zu beten, sowie vor der Bekehrungs-Kennzeichnung, wenn wir der Hilfe wegen so sagen dürfen, nachdrücklich gewarnet. Diese Predigt war für den Berliner Traktatören zuerst zum Druck erbeten, dann aber abgelehnt worden, weil man dort an jenem mannbaren Kulturen gegen solche Irrtümer Anstoß genommen hätte. Mit Recht bemerkt der Verfasser im Vorwort, wie weit wir gekommen sind in der Suche der deutschen Reformation, wenn man in einer Gemeinschaft, die dieser dienen will, vor den verkehrten Weisheiten und dem amerikanischen Ekelwesen sich treppelstol verbeugt. So hat er denn diese Predigt und fünf andere, in denen auf ähnliche Weise Stellung genommen wird gegenüber den Irrthümern, seinerseits in Druck gegeben, und wir empfehlen die sächlichen, lichtvollen und in der Polemik durchaus maßvollen Zeugnisse eck evangelischen Glaubens zur Nachahmung im betreffenden Falle.

— Unser Glaube in lebendiger Lehre. Von Johannes Piening, Pastor in Wolau. Gdmn Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin. 3,25 K. — Der Verfasser, der sich schon durch mehrere vollständige religiöse Schriften bekannt gemacht hat, gibt hier eine christliche Glaubenslehre, die sich auf dem apostolischen Glaubensbekenntnis aufbaut und durchaus den Lehren unserer lutherischen Bekenntnisschriften entspricht, aber insofern wesentlich abweichend von ähnlichen Lehrbüchern, als sie das sojektiv Dogmatische so weit beiseite läßt, als es in diesem Falle nur möglich ist. Die einzelnen Bestandteile der christlichen Wahrheit werden so ausgesprochen, wie das seit Melanchthons Zeiten üblich gewesen ist, werden biblisch begründet und auf alle mögliche Weise dem Verständnis und der Glaubensüberzeugung des Lesers nahegebracht, aber sie werden nicht in ein zusammenhängendes System gebracht und unter keine einheitlichen Gesichtspunkte gestellt. So lautet die christliche Lehre nach der Ausgabe der heiligen Schrift, und demnach ist sie so für den glaubenden Christen wahr, das ist etwa der Standpunkt des Lebenden in dieser Sache. Und aus dieser Stellung des Verfassers erklärt sich, der Titel, den er gewählt hat: lebendige Lehre soll man hier finden, das heißt Lehre, die von einem vorhandenen Leben lebensvolles Zeugnis ablegt. Der Verfasser lebt selbst in und aus der Wahrheit, die er lehrt, aber er hält auch fleißig Umschau, aber er dies sein Glaubensleben nähre und stärke. Und diese Mittel der Ernährung und Erhaltung hat er nun hier wie in einem Brottisch zusammengetragen. Außer den selbstverständlichen Quellen, aus denen der Glaube seine Nahrung schöpft, kommen hier alle jene Ergebnisse und Erfahrungen in Betracht, die aus dem einen Christenleben heraus in das andere mirksam werden, Anregungen geben und Einfluss ausüben können auf Gewissung und Überzeugung. In diesem Stück hat der Verfasser einen erstaunlichen Eifer des Suchens und des Findens offenbar jahrelang entwickelt. Was nur irgend Kunde gibt von der Kraft und dem Segen des christlichen Glaubenslebens und in Ausprüchen bekannter Persönlichkeiten oder sonstige seinen Ausdruck gefunden hat, das hat er gesammelt und verwertet, wo es ihm möglich schien. Das man hier und da ein Fragezeichen setzen kann zu der einen oder anderen Notiz, ob sie auch ganz richtig und berechtigt sei, das ist nicht von erheblicher Wichtigkeit. Denn der Verfasser will ja gar nicht damit beweisen im strengen Sinne, sondern anregen und Einfluss üben auf Herz und Gemüthen. Soll man also das Buch irgendwo einordnen in die theologischen Disziplinen, so könnte es als ein vollständiges Apologikum bezeichnet werden, und als solche ist es für Prediger, Lehrer und denkende Christen aller Stände bringlich empfohlen. B. K.

— Franz Wach in Teisden (vorm. Professor am I. L. Gymnasium in Saaz), Das Religions- und Weltproblem.

Dogmengeschichtliche und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die deutsche Menschheit. Mit einer Selbstbiographie und dem Bildnisse des Verfassers. Dresden und Leipzig, E. Neison (A. Lind). 2 Bände, auf 20 K. — „Wann man von jeder größeren literarischen Arbeit sagen kann, sie hieße gewissermaßen einen Teil des inneren Ich des Verfassers, so gilt dies um so mehr von dem Werke, das ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe.“ Mit diesen Worten hat der Verfasser selbst im Vorwort eine Handhabe zur kurzen Kennzeichnung des vorliegenden Werkes gegeben, insofern dasselbe im Einflussbereiche evangelischer Theologie Anspruch auf Beachtung erhebt. Jenseits nämlich im Gebiete römischen Kirchenthums, wird ihm ohne Zweifel eine höhere Bedeutung beigemessen sein, schon deswegen, weil es aus Kampf und Ringen mit der dort herrschenden Religions- und Geistes-Unfreiheit hervorgegangen ist und mithin vielen, die unter dieser Knechtschaft litten, als Hilfsmittel zu einer solchen Befreiung dienen mag, wie sie der Verfasser selbst erlitten hat und im Vorwort beschreibt und in seinem Werke zur Auswirkung kommen läßt. Nach der Teilnahme evangelisch-christlicher Kreise an der jetzt durch die römischen Kirchengebiet, besonders Österreich, ziehenden Freiheitsbewegung wird sich aber im ganzen auch die Freude am vorliegenden Bude als einem bedeutsamen Erzeugnis dieser Bewegung richten, um so mehr, als es eine fast persönliche, wie und da nicht ganz den Schein von Cirkel vermeidende Färbung zeigt und nach Inhalt und Form nirgends verhehlt, daß es die auf den römisch-kirchlichen Verbrauchsarten empfangene Schulbildung ist, über welche hier mit großer Kraft und achtungswerter Wirkung hinaus getrebt worden ist. Es wäre daher ebenso unbillig, das hier Gebotene einfach an dem Maßstabe der protestantischen Arbeit der Gegenwart zu messen, wie es unangebracht wäre, wollte man es ohne weiteres der gesamten „bedenklichen Menschheit“ als durchaus muntergültig empfehlen. Dazu trägt es bei aller Tüchtigkeit seines Inhalts, abgesehen von tatsächlichen Fehlgriffen (z. B. S. 678 ff.), zu sehr die Mängel des Kampfes an sich, insbesondere einen gewissen Mangel an Stoffbeschränkung und Zucht des Denkens und Sprechens bei naiver Überfälligkeit der eigenen, stark rationalistisch gerichteten Denkraft. Dem Judamann wird das Buch auch und gerade bei solcher befonderen Würdigung des Interesses und Wertvollen genug bieten. Möge ihm jedenfalls eine kräftige Wirkung in der Richtung auf Befreiung christlicher Völker aus römischen Banden beschieden sein! O. Schneidermann.

— Johannes Kolbe, Pastor und Kreisstudienlehrer, Die Biblische Geschichte in Lebensbildern. Ausgeführte Katechesen für die Oberstufe. Erster Teil. Das Alte Testament. Dritte Auflage. gr. 8. 219 S. Preis 2,80 K., arb 3 K. Verlag von J. O. Ballmann, Leipzig. — Wir müssen uns zwar verjagen, auf diese bereits mehrfach aufgelegte Schrift an dieser Stelle näher einzugehen, aber dürfen bekennen, daß wir mit der Art des Verfassers, der lebensvollen und praktischen Auffassung und Ausföhrung des biblischen katechetischen Unterrichtsstoffes und freudig einverstanden sind. Kolbe verfährt nach dem Grundbude, den wir bezichtigen können: nichts bloß mechanisch, sondern lebens- und verständnißvoll, nichts bloß auswendig, sondern auch recht innerlich! Dabei ist der Bezugshalt der heiligen Schrift und der Offenbarungshandpunkt im Gegensatz zu Deligisch-Bibel-Stellung, denn auch durchaus keine verbale Inspiration festgehalten. Wir dürfen auf diese katechetische Behandlung alttestamentlicher Lebensbilder empfehlend aufmerksam machen. D. K.

— Brandt, Bihl, Pfarrer in Reichenbach (Reinproing), Aus dem Leben eines „Unbekehrten“. 50 S., 10 Grmpf. 4 K. 71 S. Trad und Verlag von G. Bertelsmann. — In einer Zeit, in welcher neben einer zunehmenden unchristlichen und unchristlichen Gewissung auch ein Christentum mit ungelunden Überreibungen sich hienemacht, will diese Schrift denen, die in methodistischer Weise auf eine besondere Bekräftigung drängen und das Wort „Bekehrung“ zu einem Formelwort gemacht, eine heilsame Nahrung geben. Sie ist in Form einer Geschichte geschrieben, ja, es ist ein Stück Lebensgeschichte, das der Verfasser uns bietet. Namentlich allen denen, welche die landeskirchliche Richtung der Gemeindefreikirche betonen, empfehlen wir diese Schriftchen zur Verbreitung. D. K.



**Erstein**  
Dienstage, Donnerstage  
und Sonnabende und kann  
für sich nur durch den  
Gebraucher, der Königlich  
erhöhten der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Ver-  
trage 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig

Nr. 3.

Sonabend, den 7. Januar, abends.

1905.

Die Erschaffung des ersten Menschen nach jüdischer und moslemischer Sage.<sup>1)</sup>

Von Aug. Wünsche.

Zu den von der jüdischen Sagen- und Legendenbildung reich umwobenen biblischen Persönlichkeiten gehört vor allem das erste Menschengepaar, Adam und Eva. Manche der in den beiden Talmuden und den zahlreichen Midraschwerken aufgeführten Sagen und Legenden ist in die moslemische und christliche Legende übergegangen und hat hier einen bedeutsamen Fortbildungsprozeß durchgemacht. Dazu, daß sich neue, mensliche nicht immer laienartige Elemente an den Grundstoff anreiheten, sind einzelne Sagen weiter geponnen worden und haben oft ein ganz neues Gewand erhalten, so daß es nur dem Kenner möglich ist, die ursprüngliche Gestalt zu erkennen. Was aber den jüdischen Sagengebilden ganz besonderen Reiz gegeben, besteht darin, daß sich in ihnen oft altorientalische Vorstellungen spiegeln, Vorstellungen, die der babylonischen Altreligion angehören und durch Verpflanzung auf jüdischen Boden in einem neuen Gewande erschienen. Man sieht daran zugleich, wie die Juden unter der altorientalischen Weltanschauung standen und in ihrem Denken und Dichten unwillkürlich beeinflusst wurden.

Hinsichtlich des poetischen Wertes der auf das erste Menschengepaar sich beziehenden jüdischen Sagengebilde kann man verschiedene Meinungen sein. Die einen werden sich angeheimelt fühlen, sie werden poetischen Duft verspüren, Sinnigkeit der Auffassung, Schwung der Phantasie, Tiefe des Gehaltens, mitunter auch humoristische und witzige Züge, die anderen wieder werden ihnen keine hohe Bedeutung beilegen, vielmehr hin und wieder sogar abgehen werden. Mit dem Maßstabe, mit dem wir Norderns poetische Sagengebilde zu messen pflegen, darf man die alten jüdischen nicht messen, es gilt auch hier das Wort:

Wißt du den Dichter recht verstehen,  
Mußt du in Dichters Lande gehn.

Jedes Volk entfaltet in seinem poetischen Schaffen, insbesondere in seiner Sagenhaltung, seine ihm eigentümliche Geschmacksbildung. Das eine jedoch wird sich jeder zugestehen, daß in dem um die ersten Menschen geponnenen jüdischen Sagenkreise eine tiefreligiöse sittliche Gedankenwelt verborgen ruht; ihr kann sich auch derjenige nicht verschließen, der nichts von der poetischen Schönheit verpärt.

Wir beginnen mit Vorführung der Sagen und Legenden, welche sich auf den Plan Gottes, einen Menschen zu schaffen, beziehen. Dierelben sind durch das Bibelwort Gen. 1, 26: „Gott sprach: Laßt uns einen Menschen machen in unserm Bilde nach unserer Ähnlichkeit“ hervorgerufen. Der Plural fiel auf; mit wem redet Gott, mit wem pflegt er Beratung? Antw. Zunächst mit Himmel und Erde. Er glied einem Könige, welcher zwei Ratgeber hatte und nichts ohne deren Zustimmung unternahm. So wohnt mit dem Werke jedes einzelnen Tages. Er glied einem Könige, der einen Gerichtshof hatte und nichts ohne sein Urtheil tat. Nach einer anderen Ansicht beriet er sich mit seinem Herzen. Da das Schöpfungswort nicht nach Wunsch ausfiel, vergl. Gen. 6, 6, so wurde er über sich selbst aufgebracht. Er glied einem Könige, welcher durch einen Baumeister einen Palast aufzuführen ließ. Als er den Palast sah und dieser sein Mißfallen erregte, geriet er über den Baumeister in Zorn. Oder er glied einem Könige, der durch einen Unterhändler Waren kaufte und Schaden davon hatte, deshalb befragte er sich über den Unterhändler. Ferner stellte Gott bei der Erschaffung

des Menschen deshalb mit sich Überlegungen an, weil er voraussetzte, daß von ihm Geschöpfe und Freier entstehen würden. Er sprach: Erschaffe ich ihn, so gehen Freier von ihm hervor, erschaffe ich ihn nicht, wie sollen Gerechte von ihm hervorgehen. Was machte er? Er erlenkte den Wandel der Freier aus seinem Angesichte und verband sich mit der Eigenschaft der Barmherzigkeit und erschauf so den Menschen.

Obne Zweifel spricht sich ein tiefer Sinn in den Sagen aus, in denen Gott Überlegungen über die Zusammenfügung des Himmlichen, Geistigen, Irdischen und Stofflichen bei der Erschaffung des Menschen anstellt. Er sprach: Erschaffe ich den Menschen in der Ähnlichkeit der oberen Wesen, so lebt er ewig und stirbt nicht, erschaffe ich ihn dagegen in der Ähnlichkeit der unteren Wesen, so stirbt er und lebt nicht ewig. Deshalb beschloß er, ihn nach der Ähnlichkeit der oberen und nach der Ähnlichkeit der unteren Wesen zu schaffen. So thatete er ihn mit vier Eigenschaften von den oberen und vier Eigenschaften von den unteren Wesen aus. Er ist und trinkt und vermehrt sich und stirbt wie das Tier und er steht aufrecht, spricht, versteht und sieht wie die Dienthiere. Nach einer talmudischen Version<sup>2)</sup> hat der Mensch nur je drei Eigenschaften mit den oberen und unteren Wesen gemein, er hat Verstand, geht aufrecht und bezieht sich der heiligen Sprache wie die Dienthiere und ist, trinkt und pflanzt sich fort wie die Tiere.

In einer anderen Sage stellt Gott diese Überlegungen an: Erschaffe ich den Menschen von den oberen Wesen, so sind diese um ein Geschöpf mehr und der Friede in der Welt ist gefährdet, erschaffe ich ihn dagegen von den unteren Wesen, so sind diese um ein Geschöpf mehr und der Friede ist gefährdet. Infolgedessen beschloß Gott ihn von den oberen und unteren Wesen.

Kulturgehichtliche Bedeutung hat der kleine Sagenkreis, nach dem sich Gott, wie bei allen seinen Handlungen, so auch bei der Erschaffung des Menschen mit der Thora<sup>3)</sup> berät, die schon zwei Tausend Jahre vor der Welterschöpfung vorhanden war<sup>4)</sup>. Sie erhob Einspruch gegen die Erschaffung des Menschen und stellte vor: Herr der Welten! die Welt ist dein und der Mensch, den du erschaffen willst, ist dein, doch er ist kurz an Tagen und satt an Verbruß (s. Hi. 14, 1) und fällt der Stunde anheim<sup>5)</sup>, wenn du deinen Zorn nicht zurückfährst und mit ihm langmütig verläßt, so wäre es besser für ihn, er stürbe nicht zur Welt. Jedoch Gott antwortete ihr: Werde ich denn umfonst der „Gangmütige“ genannt, der groß ist an Guld<sup>6)</sup>?

Wiederer Legenden wieder haben die Beratung Gottes mit den Dienthieregen zum Gegenstande. Diese widerstrebten der Erschaffung des Menschen. Als Gott zu ihnen sprach: „Wir wollen einen Menschen machen in unserm Bilde nach unserer Ähnlichkeit“, warfen sie die Frage auf: Worin besteht das Wesen des Menschen (welches ist sein Zweck)? Gott antwortete: Gerechte sollen von ihm hervorgehen. Er offenkarte ihnen den Wandel der Gerechten, vornehmlich ihnen aber den Wandel der Freier.

<sup>1)</sup> Ebenda 16a.<sup>2)</sup> Diese Vorstellung von dem Alter der Thora fußt sicher auf der altbabylonischen Anschauung von einem himmlischen Rade, in dem alle Götter und Schicksale des Weltlebens von Ewigkeit her eingetragten sind. Alles, was auf Erden geschieht, ist bereits oben im Himmel vorausbestimmt.<sup>3)</sup> D. h. er gerät in Emdie, wenn sich die Gelegenheit ihm darbietet.<sup>4)</sup> S. Birke de R. Eliezer. c. 11.<sup>1)</sup> Wo nicht andere Quellen angegeben sind, beruht die Darstellung auf dem im Midr. Beresch. I. Par. 8-14 aufgeführten Texten.

Hätte er dies letztere nicht getan, so hätte er nach seiner Gerechtigkeit die Erschaffung Adams nicht bewirken können.

Nach einer anderen Legende tellten sich die Dienstengel bei der Erschaffung Adams in verschiedene Parteien. Die einen sagten, er solle nicht, die anderen dagegen, er solle erschaffen werden. Die Gnade sprach: Er werde erschaffen, denn er wird menschenfreundlich (mildtätig) sein; die Wahrheit sprach: Er soll nicht erschaffen werden, denn er wird sich der Lüge hingeben; die Gerechtigkeit sprach: Er werde erschaffen, denn er wird Gerechtigkeit üben; der Friede endlich sprach: Er soll nicht erschaffen werden, denn es wird nur Streit und Jamal entstehen. Da nahm Gott die Wahrheit und warf sie zur Erde. Während die Dienstengel noch so miteinander stritten und Rat hielten, erfolgte die Erschaffung des Menschen und Gott sprach zu ihnen: Was streitet ihr euch noch, der Mensch ist bereits erschaffen.

Eine salmudische Legende<sup>6)</sup> erzählt: Als der Heilige den Menschen erschaffen wollte, schuf er eine Schar von Dienstengeln und sprach: Ist es euer Wille, daß wir einen Menschen machen in unserem Bilde? Sie antworteten: Herr der Welt! Was werden seine Taten sein? Er sprach: So und so. Darauf wandten sie ein: „Herr der Welt! Was ist der Mensch, daß du ihn geduldest, und der Menschensohn, daß du ihn beaufichtigst (Ps. 8, 6)?“ Da streckte Gott seinen kleinen Finger zwischen sie und verbannte sie. Darauf erschuf er eine zweite und dritte Engelschar. Diese sprachen vor ihm: Herr der Welt! als die ersten vor die Einmündungen erhoben, was hat es ihnen geboten? Die ganze Welt ist dein, tue, was du in deiner Welt tun willst.

Nach einer anderen Legende<sup>7)</sup> entgegneten die Dienstengel Gott auf sein Vorhaben: „Wir wollen einen Menschen machen.“ „Was ist der Mensch, daß du ihn geduldest?“ Wogegen antwortete Gott, merket ihr seine Weisheit sehen. Als Gott den Menschen erschaffen hatte, versammelte er vor den Dienstengeln alle wilden und zahmen Tiere und alle Vögel und richtete die Frage an sie: Wie heißt dieses, wie heißt jenes Tier? Da sie es nicht wußten, sprach er, wollt ihr die Weisheit des Menschen kennen lernen? Ja, werde ihn fragen und er wird mir ihre Namen sagen und alles mit Namen benennen. Er ließ darauf eine jegliche Gattung von Tieren an dem Menschen vorüberziehen (vergl. Gen. 2, 19) und fragte ihn: Wie heißen sie? Adam antwortete: Dieses Tier heißt Esel, jenes Esel, dieses Pferd, jenes Kamel. Und wie heißt du? Ja, sollst du eigentlich Adam heißen, weil ich von der Erde erschaffen bin.<sup>8)</sup> Und wie ist dein Name? Du sollst Herr (adoni) genannt werden, denn du bist der Herr (adon) aller deiner Geschöpfe.

Erdäugt sei endlich noch, daß Gott nach einer Meinung<sup>9)</sup> bei der Erschaffung Adams mit den Seelen der Frommen zu Rate ging, wobei auf 1. Chron. 4, 23 angespielt wird.

Mehrere Sagen und Legenden behandeln den Schöpfungsakt sowie die körperliche und geistige Ausbildung des ersten Menschen. Da die Erschaffung am Freitag erfolgte, so werden die einzelnen Stunden angegeben und es wird dabei bemerkt, wie weit in jeder die Bildung Adams vorrückte. Gott selbst erscheint als ein Bildner, der Lehm oder Ton zu einem Kunstwerk formt. Zu der ersten Stunde wurde der Staub Adams zusammengezogen, in der zweiten wurde er geteilt, in der dritten geformt, in der vierten wurde ihm die Seele eingeblasen, in der fünften wurde Adam auf seine Füße gestellt, in der sechsten gab er den Geschöpfen die Namen, in der siebenten wurde ihm Eva zugesellt, in der achten erhielt sie das Verbot, von der Frucht des Erkenntnisbaumes nicht zu essen, in der neunten befestigte sie zu zweien das Lager und kamen zu vieren heranzu, in der zehnten wurde Adam in das Paradies gebracht und übertrat das Verbot, in der elften wurde er gerichtet und in der zwölften wurde er vertrieben.<sup>10)</sup> In veränderter Reihenfolge meldet eine andere Sage die einzelnen Entwicklungsstufen und Vorgänge. In der ersten Stunde wurde der Staub gemalmelt, in der zweiten die Gestalt entworfen (die Maßbestimmung getroffen), in der dritten war der Mensch ein unentwickelter Klumpen, in der vierten wurden die einzelnen Glieder angefügt, in der fünften erhielt der Mensch die verschiedenen Öffnungen, in der sechsten empfieng er die Seele, in der

siebenten stand er auf seinen Füßen, in der achten wurde ihm die Eva zugeführt, in der neunten wies ihm Gott das Paradies an, in der zehnten bekam er den Befehl, in der elften sündigte er und in der zwölften wurde er vertrieben, um zu befehtigen, was Ps. 49, 13 geschrieben steht: „Der Mensch überachtet nicht in seiner Gerechtigkeit.“<sup>11)</sup>

Die allmähliche Entfaltung des Menschen kommt auch in der moslemischen Sage zum Ausdruck. Nach einer Erzählung bei Mal'udi mit Bezug auf Sur. 15, 26 lag Adam 80 Jahre als unförmlicher Klumpen, darauf verlieh ihm Allah erst menschliche Gestalt, aber es fehlte ihm noch die Seele. In diesem Zustande blieb er wiederum 120 Jahre. Jetzt erst blies ihm Allah den Lebensodem ein. Auch hatte dieser Adams Körper nicht völlig erfüllt, so wollte er sich schon aufrichten, doch es fehlte ihm die Kraft und er fiel wieder zurück. Darum heißt es Sur. 17, 12 und 21, 38: „Der Mensch ist mit Haß erschaffen worden.“ Als Allahs Hauch ganz in Adams Körper eingegeben war, fing er an zu niesen, worauf Allah ihm zurief: „Sprich: Gepriesen sei Allah! und möge Allah dir gnädig sein, o Adam!“ Etwas abweichend berichtet Tabari und Ibn el-Haf, daß die Engel dem Adam, aber es beim Eindringen des göttlichen Lebensodems zu niesen begann, zuriefen: „Sprich, Gepriesen sei Allah!“, worauf Adam sagte: „Gepriesen sei Allah, der Herr der Welten!“ und Allah antwortete: „Dein Herr sei dir gnädig, o Adam!“ Adnan forderte Allah den Adam auf, die Engel zu begrüßen. Er leistete Folge und sprach: „Friede über euch!“ Diese erwiderten: „Über dich sollte Friede und Allahs Barmherzigkeit!“ Allah sagte: „Das soll hinfort deine und deiner Nachkommen Begrüßung sein!“

Nach einer Überlieferung bei Tabari rief Adam, als er den göttlichen Lebensodem in seinem Körper verspürte, Allah zu: „Berlei dich, o Herr, damit du vor Sonnenuntergang noch fertig wirst!“ Der berühmte Korancommentator Jamachschari bemerkt zu Sur. 21, 38, daß Adam, sobald er das Augenlicht bekam, schon Gefühle nach dem Früchten des Paradieses hatte.

Bevorzugung durch orientalische Geistes zeigen die moslemischen Erzählungen von Allahs Einführung der Seele in Adams Körper. Sie war schon tausend Jahre vor Adam erschaffen und wollte die himmlischen Räume nicht verlassen, um Wohnsitz im engen Körper eines Menschen zu nehmen. Wegen dieses Widerstrebens traf sie Allahs Strafe, so daß sie, wie sie gegen ihren Willen sich mit Adam vereinigte, gegen ihren Willen sich wieder von ihm trennen sollte. Nachdem Allah sie zuvor in das von ihm abstrahlende Lichtmeer getaucht hatte, haudte er sie mit solcher Gewalt an, daß sie sofort durch die Nase in Adams Kopf fuhr.

Manche Sagen deuten auf die kosmopolitische Natur des Menschen hin. Die ganze Erde wird als seine Heimat betrachtet, jeder Ort, der ihm Wohnbarkeit und die notwendigen Bedingungen zum Leben gewährt. So brachte Gott nach einer Sage den Staub zur Bildung Adams von allen vier Ecken (Winkeln) der Erde zusammen, roten, schwarzen, weißen und gelben. Aus dem roten machte er das Blut, aus dem schwarzen die Eingeweide, aus dem weißen die Knochen und Adern und aus dem gelben den Körper. Warum brachte Gott den Staub aus den vier Ecken der Erde zusammen? Er dachte: Wenn der Mensch von Osten nach Westen oder umgekehrt von Westen nach Osten wandert, oder wenn er sonst auf einem Orte sich befindet und ich da seine Bestimmung trifft, von der Welt zu scheiden, so soll die Erde nicht sagen können: Hier ist der Staub zu deinem Körper nicht von mir genommen worden, ich nehme dich nicht auf, lehre zurück zu dem Orte, von dem du erschaffen wurdest. Der Referent bemerkt ausdrücklich: Daraus kannst du erkennen, daß an jedem Orte, wohin der Mensch kommt und ihm das Los trifft, zu sterben, der Staub seines Körpers sich befindet und er zu ihm zurückkehren kann.<sup>12)</sup> Einer anderen Version zufolge nahm Gott roten, schwarzen und weißen Staub vom Orte des Tempels und von allen Himmelslegenden, mischte ihn mit den Bahären der ganzen Welt und bildete daraus Adam.<sup>13)</sup> Diese Vorstellung, daß der Mensch überall auf der Erde wohnen sollte, wird auch von den Kirchenvätern Coprian und Augustin vertreten, weshalb sie den Namen Adam als Notation betrachten und in die Wörter *Arcahali, Jhuas, Aexros und Mesopajia* zerlegen. Eine ähnliche Zerlegung des Wortes adam (adam) findet sich auch

<sup>6)</sup> Sanh 88b.

<sup>7)</sup> E. W. de den Houten R. 8. vergl. Ber. v. Bar. 17, 4.

<sup>8)</sup> Beispiel von adam, Mensch und adamah, Erde.

<sup>9)</sup> Pirke de R. Eliezer c. 11.

<sup>10)</sup> E. Pirke de R. Eliezer c. 11. vergl. Sanh. 38b.

<sup>11)</sup> Adah de R. Nathan c. 1.

<sup>12)</sup> Pirke de R. Eliezer c. 13.

<sup>13)</sup> Jer. Tagg zu Gen. 2, 7.

Stala 5a. Der syrische Autor der Schöpfungsgeschichte (ed. Bezold, S. 8) erzählt, daß Gott von jedem der vier Elemente ein ganz kleines Theilchen nahm und daraus den Menschen bildete, um ihn alles, was in der Welt ist, untertänig zu machen.

Als Schöpfungsort wird Jerusalem bezeichnet, der Ort, wo Jesus gekreuzigt wurde. In Jerusalem erfolgte auch Adams Einennung zum König, Priester und Propheten und hier erhielt er die Herrschaft über alle Geschöpfe. Diese kamen vor ihn und er gab ihnen Namen und sie beugten ihr Haupt vor ihm, beleten ihn an und binten ihm.

Dieselbe kosmopolitische Tendenz tritt noch in folgenden Darstellungen hervor. Adam war so groß, daß er die ganze Welt füllte, seine Größe reichte vom Noregen bis zum Abend und von Mitternacht bis zum Mittag; kurz er nahm den ganzen leeren Raum ein und reichte von einem Ende der Welt bis zum andern. Nach dem Talmud<sup>11)</sup> war Adams Körper von Babel, sein Haupt vom heiligen Land, seine Glieder stammten von den übrigen Ländern. Eine Darstellung meldet, daß Adams Staub auf einem reinlichen Orte, dem Nabel der Erde, gesnetet wurde.<sup>12)</sup>

Dieselbe weltbürgerliche Gedante beugnet und mit verschiedenen Abwägungen auch in der arabischen Sage. Die vier höchsten Engel, Gabriel, Michael, Israfil und Israfil brachten von den vier Enden der Welt den Staub herbei, aus dem Allah den Körper Adams bildete.<sup>13)</sup> Bei Tabari, Annal. I, 75, Jbn el Mir I, 20 und Mas'ûdi I, 51 ff. wird erzählt, daß Allah, als er den Adam erschaffen wollte, den Engel Gabriel entsandte, um Staub von der Erde zu holen; diese weigerte sich jedoch und sprach: „Ich rufe Allah gegen dich um Hilfe an.“ Darauf schickte Allah den Engel Michael, doch die Erde widersetzte mit denselben Worten. Darauf beauftragte Allah den Todengel mit der Sendung. Dieser schmar, daß er nicht eher zurückkehren wolle, bis er den Willen seines Herrn vollzogen habe. Bei seinem Erscheinen zeigte sich die Erde und er nahm von ihrer Oberfläche weissen, schwarzen und roten Staub, daher kommt es, daß die Menschen von verschiedener Farbe sind.

Nach einer Tradition wurde der erste Mensch vom Orte seiner Sühne erschaffen, wobei auf Er. 20, 24 angepielt wird, Gott sprach nämlich: Ich will ihn von dem Orte seiner Sühne erschaffen, d. i. von der Stelle des Tempels, an der später der Altar sich befand. In gleicher Weise äußert sich der jerusalemitische Talmud: Gott nahm einen Kessel voll Erde vom Orte des Altars und bildete daraus den Adam.<sup>14)</sup>

Ähnlich meldet die mohammedische Legende, daß zu Adams Herz und Kopf der Staub von Metla und Medina genommen wurde, also von den Stellen, wo später die Kaaba und das Grab des Propheten sich erhoben.

Mit mancherlei sagenhaften Elementen verwebt erscheint die leibliche Ausstattung Adams. Auf platonischen Einfluß geht die Vorstellung zurück, nach welcher der erste Mensch ursprünglich als Androgynos (Mannweib) geschaffen wurde. Er hatte zwei Gesichter. Um ihn zu einem selbständigen Paare zu machen, zerlegte ihn Gott in zwei Hälften und bildete zwei Rücken; aus der einen Hälfte machte er den Adam und aus der anderen die Eva.<sup>15)</sup> Auf diese Tatsache wird die Stelle Pl. 139, 5 bezogen und dahin gedeutet: hinten und vorn hast du mich gebildet. Nach einer Überlieferung machte Gott dem Adam, nachdem er ihm eine Rippe genommen, einen Verstand und ein Gefühl darüber, damit er beim Sitzen seinen Schmerz empfinde, oder damit er nicht lässlich außsähe wie ein Tier. Des weitern wird berichtet, daß Adam in körperlicher Frische und unergleichlicher Schönheit aus Gottes Hand hervorging. Als kräftiger Jüngling wurde er geschaffen, 20jährig, sein Fußballen verbrunfete den Glanz der Sonne, noch mehr aber sein Antlitz. Wunderbare dicit nicht darüber, wird erklären hinzugefügt; wenn ein Mensch zwei Metallklößen anfertigen läßt, die eine für sich, die andere für einen seiner Hausbesorger, für wen wird er wohl die schönere machen lassen? Doch für sich. So hat auch Gott den Adam zu seinem Dienste erschaffen, die Sonne aber zum Dienste des Menschen, mußte da nicht diese von jenem verbrunfett werden? Durch Auffstellung einer Stala sucht der Talmud die Schönheit

Adams dentlich zu machen. Die Schönheit des Ab Kašana war ähnlich (eig. war aus dem Auge) der des R. Abahu, die Schönheit des R. Abahu war ähnlich der unseres Vaters Jakob, die Schönheit unseres Vaters Jakob war ähnlich der des ersten Menschen, die Schönheit des ersten Menschen aber verhält sich zu der unfrigen wie die Gestalt des Affen zum Menschen.<sup>16)</sup> Insbesondere wird das Schwermüden Adams gerühmt. Gott hatte ihn mit dem Lichte ausgestattet, dessen er sich selbst am ersten Schöpfungstage bediente. Mit ihm konnte Adam von einem Ende der Welt bis zum anderen sehen. Als Gott aber die Verderbtheit des Sittlichkeitsgehaltes und der Zerrissenheit (des Turmbaus) sah, entzog er ihm dieses Licht und verberg es für die Frommen im Jenleth.<sup>17)</sup>

Von diesem Uebersicht meldet die apokryphe Legende: „Als Adam aufrecht stand, mußte er seine Augen schließen, denn sie konnten das Licht nicht ertragen, das aus der Mitte des göttlichen Thrones ihm entgegenstrahlte. Was bedeutet dieses Licht? fragte er Gott, indem er seine Hand gegen den Thron erhob und mit der andern seine Augen beschirmte. Es ist das Licht eines Propheten, antwortete Gott, der von dir abflammen wird und in späterer Zeit zur Welt kommen wird. Bei meiner Herrschaftlichkeit nur um seinetwillen habe ich dich und die ganze Welt geschaffen. Er führt im Himmel den Namen Adams (der Verleugerten) und wird einst auf Erden Adamam genannt. Durch ihn wird die Menschheit von den Irrwegen der Lüge und des Lasters wieder auf den Pfad der Tugend und der Wahrheit geleitet werden.“<sup>18)</sup>

Wie der erste Mensch mit großen körperlichen Borjügen ausgestattet war, so nicht minder mit geistigen. Vermöge seiner Intelligenz und Geschicklichkeit lernte er alle Handwerke. Aus Jel. 44, 11 wird gelehrt, daß die Bildner von ihm abflammen; selbst das Innere des Buches soll er verstanden haben. Gott selbst war sein Lehrer. Er führte ihn in der ganzen Welt herum und sprach zu ihm: Hier kann gepflanzt, dort kann gefast werden. Nach arabischer Sage lehrte Allah den Adam, die Namen aller Säugetiere, aller Vögel und Insekten, ja sogar aller Fische im Meere, sowie die Art ihrer Begattung und Ernährung, ihre ganze Lebensweise und den Jweck ihres Daseins.<sup>19)</sup>

Schließlich ließ Gott den Adam den ganzen Geschicklichkeitsvollzug des Lebens auf der Erde schauen, alle großen Ereignisse und Vorgänge bis an das Ende der Tage. So zeigte er ihm die Generationen mit ihren jedesmaligen Lehrern, Weisen und Führern und ließ sie an ihm vorüberziehen.<sup>20)</sup>

Nach einer Überlieferung sah er den König David und jehante ihm sieben Jahre von seinem Leben, was durch Hinweis auf Ps. 61, 7 erschlossen wird.<sup>21)</sup> Das Leben Adams sollte nämlich 1000 Jahre dauern, er wurde aber nur 930 Jahre alt. Die folgenden sieben Jahre sind die Jahre, die Gott dem David geschenkt hat. Um diese Lebensverlängerung als einen zwischen Gott und Adam geschlossenen Vertrag von geschickter Gattigkeit erdienen zu lassen, erzählt der Talmud zu Gen. S. 41, daß Adam darüber eine Urkunde ausgehelt habe, die von ihm, Gott und dem Engel Metatron unterzeichnet worden wäre.

Auch die mohammedische Sage kennt dieses zwischen Adam und Gott geschlossene Vertragsverhältnis. Tabari und Jbn el Kir berichten, Gott habe dem Adam alle Generationen mit allen Propheten gezeigt, darunter auch den König David. Bei dieser Gelegenheit erlauth Adam, daß dem David nur eine sehr kurze Lebensdauer bechieden war. Das ging ihm zu Herzen und er bat Gott, ihm vierzig Jahre zu seinem Leben hinzu zufügen. Gott ging darauf ein, zog die vierzig Jahre von Adams Leben ab und ließ sich darüber eine Urkunde ausstellen, die von allen Engeln als Zeugen unterschrieben wurde. Als später der Todengel vor Adam erschien, um seine Seele in Empfang zu nehmen, hatte Adam vergessen, um seine Seele in Empfang zu nehmen, hatte Adam vergessen. Er sprach zum Todengel: Meine Zeit ist noch nicht um, ich habe noch vierzig Jahre zu leben. Da hielt ihm der Todengel die Urkunde vor und Adam mußte sich in sein Schicksal fügen. Darauf wird der Gericht des Propheten bezogen: „Adam war vergesslich und seine Nachkommen

<sup>11)</sup> Genb. 38ab.

<sup>12)</sup> Sirte de R. Eliezer c. 11.

<sup>13)</sup> E. Weil, Bibl. Legenden der Kufelmannen S. 12

<sup>14)</sup> S. Roffr VII, 3.

<sup>15)</sup> Bergl. Plato, Symp. c. 14 u. 15.

<sup>16)</sup> Baba meja a. 84 a.

<sup>17)</sup> Gbagio 12a und Genb. 38b.

<sup>18)</sup> E. Weil a. a. O. S. 14.

<sup>19)</sup> E. Weil a. a. O. S. 15.

<sup>20)</sup> Ribr. Tschellum zu Ps. 139.

<sup>21)</sup> Sirte de R. Eliezer c. 19.

find es auch, Adam leugnete ab und seine Nachkommen tun es auch."

Demit beschäftigte sich Adam im Paradiese, worin bestand seine Arbeit? Die tagelangen Erörterungen über diesen Punkt trüpfen an Gen. 2, 15 an, wo es heist: „Er (Gott) setzte ihn in den Garten Eden, ihn zu bebauen und zu bewachen.“ Es wird die Frage aufgeworfen: Was für eine Arbeit gab es wohl im Paradiese? Reicht da etwa, daß es ein Gartenwerk gab, wie z. B. das Beschneiden der Heinstäbe, das Pflegen und Eggen des Bobens, oder das Binden und Mähen? Wachen doch alle Räume da von selbst. Oder das Beflechten des Gartens? Es ging ja ein Strom hindurch. Was wollen demnach obige Werke befragen? Sie beziehen sich auf die Beschäftigung mit den Thera und das Bewachen des Weges zum Baume des Lebens. Unter dem Baume des Lebens ist nichts anderes als die Thora zu verstehen s. Prop. 3, 18.

Mit Anknüpfung auf die Worte Gen. 5, 1: „Dies ist das Buch der Geschlechtsfolge des Menschen (Adams)“ wird endlich in einer Erklärung bemerkt, Gott habe in einem Buche dem Adam alle diejenigen vorgezeichnet, welche von ihm bis auf die Zeit der Auferstehung von den Toten abhätten würden.

Die erste Tat, welche die Sage von Adam meldet, ist ein Lobpreis des Schöpfers. Es heist: Als Adam alle Geschöpfe erlebte, die der Ewigge geschaffen, fing er an den Namen seines Schöpfers zu verherrlichen und sprach: „Wie viel sind deine Werke, Ewigster! du hast sie alle mit Weisheit gemacht, voll ist die Erde deiner Bestimmung (Pl. 104, 24).“<sup>29)</sup>

Vornämlich war der Einbruch, den der erste Mensch auf die himmlischen und irdischen Welten machte. Es wird erzählt: Als die Dienstengel die Gottähnlichkeit Adams sahen, wurden sie an ihm irre und wußten nicht, wer von ihnen größer sei, Gott oder der Mensch. Schon wollten sie vor ihm das dreimal Heilig anstimmen. Da ließ Gott auf Adam einen tiefen Schlaf fallen, nun wußten sie, daß es ein Mensch war. Gleich einem Könige, welcher mit seinem Eparchen in einem Reifemagen fuhr, die Landbewohner wollten gern dem König einen Hymnus anstimmen, allein sie wußten nicht, wer von beiden der König sei. Was tat der König? Er rief den Eparchen aus dem Wagen, nun wußten alle, daß dieses der Eparch war. Etwas abweichend stellt eine Sage die Sache so dar: Als Gott den ersten Menschen schuf, bildete er ihn nach vorn und nach hinten und die Dienstengel stiegen herab, um ihm zu hulbigen, der Feilige jedoch

nahm ihn unter seine Flügel und legte seine Hand auf ihn, nachdem er aber gesündigt hatte, nahm er seine Hand wieder von ihm weg.

Nicht minder wie die Dienstengel wurden die Geschöpfe auf der Erde an Adam irre. Sie dachten, er wäre ihr Schöpfer und wollten ihm göttliche Verehrung bezeigen. Er aber wehrte es ihnen mit den Worten: Ihr seid gemacht, nicht anjubelten, wir wollen zusammen gehen, um den Lebendigen, der uns alle geschaffen, mit Macht und Hobeit zu fleischen und über uns als König zu erheben. Adam machte sich zuerst auf, um Gott als König anzuerkennen, dann folgten ihm alle übrigen Geschöpfe. Er rief aus: „Der Ewigge ist König! mit Hobeit hat er sich angehen, der Ewigge hat sich angehen, sich mit Macht umgürtet, und fest ist das Erdenrund, wanket nicht (Pl. 93, 1).“<sup>30)</sup>

Auf einen ähnlichen Vorstellungskreis lassen wir in der arabischen Legende. Auch war Adam leiblos, so konnten alle Himmelsbewohner mit ehrfurchtsvollem Schweigen an der Warte des Paradieses vor ihm und verwunderten sich über seine Größe, bis sie zum ersten der sieben Himmel hinaustrat. Nur Jöbis machte eine Ausnahme. Von Reid über Adams schöne Gestalt und sein geistreiches, liebliches Kuscheln erzählt, sprach er zu den Engeln: „Wie möget ihr an einem hohlen, aus Erde geschaffenen Wesen Wohlgefallen haben? Von diesem Geschöpfe ist nur Schwäche und Gebrechlichkeit zu erwarten.“<sup>31)</sup> Weil Jöbis sich weigerte, Adam zu hulbigen, und sprach: „Wie soll ein von Feuer geschaffener Engel sich vor einem aus Erde gebildeten Menschen vernügen?“ wurde er aus der Schar der Engel ausgeschlossen und ihm der Zugang zum Paradiese verlag.

Wie in der jüdischen Sage verherrlicht Adam seinen Schöpfer auch in der arabischen. Er hielt vor den in gebaueten Reihen vor ihm aufgestellten Engeln eine Predigt zum Ruhme und Preise der Allmacht seines Schöpfers. Dabei stellte sich heraus, daß er die Engel weit an Gelehrsamkeit und Sprachkenntnis übertraf, zumal er inländische war, jedes Ding in selbstig Sprachen zu benennen.

So liegt in den auf die Erschaffung des Menschen bezüglichen jüdischen und muslimischen Sagen in der Tat ein reicher Ideentreis religiösästhetischen Inhalts. Das alttestamentliche Schriftwort hat ihn geboren; in ihm hat er seine Quelle, in ihm aber auch seine Mündung.

<sup>29)</sup> Birkle de R. Kleiser c. 11.

<sup>30)</sup> Birkle de R. Kleiser c. 11.

<sup>31)</sup> E. Weil a. a. O. S. 13.

### Bücherbesprechungen.

— „Bewußtsein — Gefühl“, eine psycho-physiologische Unteruchung. Von Dr. J. Oppenheimer, Harat und a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens Heft XXIII. Preis 1,80 M. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. — In der vorliegenden Schrift behandelt der Verfasser aufbauend auf seine früheren Untersuchungen über den Schmerz, das Gefühl und den Schlaf rein empirisch die Bewußtseinsfrage. Er bestimmt das Bewußtsein als Gefühl von den körperlichen Veränderungen, die infolge von Sinnesindrücken und deren Wirkung auf die verschiedenen zentralen Zentren auftreten. Es sind chemische Vorgänge, die im sogenannten Höhlengrau ablaufen. Die Beantwortung der Frage jedoch, wie auf diesen chemischen Vorgängen ein Gefühl wirbt, ist auch nach des Verfassers Meinung, und man muß ihm darin beistimmen, Sache metaphysischer Spekulationen.

— Nikola Perschids Photographie in natürlichen Farben. Von Hermann Scheidemantel. Leipzig, E. Faberland. Preis 5 M. — Das Problem der farbigen Photographie ist nichts Neues mehr. Es bewegt schon lange die Gemüter der Fachleute. Auch erstiert schon lange die sogenannte farbige Photographie, die jedoch im Grunde genommen nicht mehr gewesen als ein Farbenbrud, zu dem die Photographie nur die Konturen des Bildes gab, während die Farbe selbst von dem Drucker nach Gutdünken gegeben wurde. Die Farbenphotographie im Polivertverfahren war bis dahin so mangelhaft, daß man von einer solchen eigentlich gar nicht reden konnte. Erst Perschid, der vor längerer Zeit in den Räumen des Leipziger Kunstvereins mit seinen künstlerischen Photographien ja auch eine Anzahl seiner Dreifarbenphotographien ausgestellt hatte, ist

es nach jahrelangen Versuchen gelungen, tatsächlich eine Farbenphotographie zu schaffen, deren Verfahren streng photographisch ist und in die keine andere Technik hineinspielt. Die fotografischen Effekte werden durch ein Kopierverfahren in drei Farben erzeugt. Scheidemantel hat in seinem Buche die Details genau und gemeinverständlich auseinandergesetzt und auch die nötigen Angaben über Verwendung der Apparate nach Perschids Modellen gegeben. Das diese ganze Erfindung von weittragender Bedeutung ist, dafür werden bald die praktischen Resultate sprechen, die die Reproduktionstechnik im allgemeinen daraus ziehen wird. Medizinisch kann allerdings die Farbenphotographie nach Perschids Methode nicht ausbeutet werden, denn sie wird stets individuell gehandhabt werden müssen, da sie hauptsächlich künstlerischen Zielen dienen will.

— Hermann Muthesius: Kultur und Kunst. Verlag bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904. 4 M., geb. 5 M. — Auch von Muthesius' von freier Hand aus fließende und auf den Weltgrund der besprochenen Erscheinungen bringende Art lernt, wird von den Gedankenängen dieser gesammelten Aufsätze freudig überrascht. Unsere bisher so sehr auf Schein und äußerliche geänderte Wohnungskultur, die bedeutungsame Umbildung unserer altsteinzeitlichen Ansammlungen, welche im plötzlichen Verlassen einer mehrtausendjährigen Entwicklung des Schmuckes auf schmucklose Zweckmäßigkeit und Eleganz hindrang und die durch Verbilligung sich so mühsam heraufarbeitende bürgerliche und häusliche Baukunst werden außerordentlich anregend durchgesehen. Zuletzt wird die in Deutschland im Bereiche der Baukunst im Gegenjage zu anderen Künsten noch immer gültige „Wiederherstellung“ scharfer und überzeugender Kritik unterzogen. H. T.

Erscheint  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Genehmiger, die Königlich  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Ver-  
trag 6, bezogen werden.

Bezugspreis  
der Abholung: 1 M 26 1/2,  
bei unentgeltlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 31 1/2, für  
auswärts 1 M 64 1/2,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5 1/2.

Redakteur: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 4.

Dienstag, den 10. Januar, abends.

1905.

## Der Ofen.

Die Feuerstätte, der Herd, ist der Mittelpunkt, von welchem seit den ältesten Zeiten alles Kulturleben ausgegangen ist. Das erste Zeichen menschlicher Niederlassung und Ruhe nach Jagd, Kampf und Wanderung ist die Einrichtung der Feuerstätte und die Erwerbung der heisenden und erdärmenden, speisebereitenden Flamme. Um den Herd versammeln sich die ersten Gruppen, an ihm knüpfen sich die ersten Sittensätze, an ihm wurden die ersten roten Religionsbegriffe zu Kulturgedrängen formuliert. Durch alle Entwicklungsphasen der Menschheit bildet er den heiligen Brennpunkt, um welchen das Ganze sich ordnet und gestaltet. Die Kulturbedeutung des Herdes spricht sich in der Verehrung der Flamme aus, welche seit den alten Ägyptern als gemeinsames religiöses Symbol alle Völker des indogermanischen Stammes verbindet. Ihren poetischen Ausdruck hat sie bei den Griechen in der schönen Sage vom Prometheus gefunden, welcher den Menschen das heilige Feuer vom Himmel holt und dafür als allerer Kulturverbreiter büßen muß. Bei Griechen und Römern bildet der Herd den Mittelpunkt des Hauses und erhält bei jenen zur Beküperin die Hestia, bei diesen die Vesta samt den Penaten. Und selbst nachdem die ursprüngliche materielle Bestimmung dieses wichtigen Theiles des italischen Hauses sich verloren hatte wurde die ideale Bedeutung desselben in der heiligen Flamme der Vesta mit religiösem Sinne gehegt und es blieb das Atrium samt dem Herde und den Bildern der Laren und Penaten das Familienheiligtum, in welchem alltäglich und bei festlichen Anlässen die gemeinsame Hausandacht verrichtet wurde.

Inzwischen war man bei fortschrittlicher Verfeinerung des Lebens auf künstlicherer Mittel bedacht gewesen, den Wohnräumen in der kälteren Jahreszeit oder in rauheren nordischen Himmelszeiten die nötige Wärme zuzuführen. Rauch und jumeiß sand die Anwendung beim Hypokaustum in den warmen Ländern, dessen unterirdischer, auf kurzen Pfeilern ruhender Fußboden durch heiße Dämpfe erwärmt wurde, die man auch mittels dünnerer Röhren an den Wänden der Gemächer umherleitete. Als die Römer dießseits der Alpen weiter nordwärts drangen mußten sie in ihren Wohngebäuden diesem Heizungsstystem allgemeine Ausdehnung einräumen, was aus den zahlreichen, immer von neuem ans Licht gezogenen Überresten römischer Villen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz hervorgeht. Im eigentlichen Süden mochte man sich bei der Mitte des Klimas auch ohne Heizvorrichtungen in den weiten Wohnungen durch den kurzen Winter helfen, indem man zu wärmerer Kleidung seine Zuflucht nahm oder in reicheren Häusern durch besondere südliche Lage sich eigene Wintergemächer schaffte. Auch kommen kleine tragbare metallene Ofen, Feuerpflanzen und bewegliche Herde mehrfach vor, wie die pompejanischen Ausgrabungen beweisen. Die Kocher sind im Süden die Heizvorrichtungen spärlich und die Römern begnügt sich mit dem kühleren Feuerhüben, das sie auf den Eschöf nimmt und in dankbarer Zärtlichkeit ihren marito nennt. Ähnlicher Art waren wohl bei den alten Bedauern jene Feuersteine, an welchen man sich zur Winterzeit wärmte. Da sitzt bei Jeremias 36, 32 König Jojakim im Winterhause vor dem Feuer, dessen Flamme er die unheimliche Rede des Jeremias übergibt, welche Juda aus Baruchs Buche dem Könige vorzutragen mochte. Solche metallenen Kohlenbecken stellte man vor sich oder in die Mitte des Zimmers und bedeckte sie mit einem durch Leppide verhängten Holzgestelle. Noch jetzt ist dies die Art, wie die Perser zur Winterzeit sich gegen die Kälte schützen. In der Mitte des Wohnraumes steht das Kohlenbecken unter einem Holzgestell, über welches ein bis zur Erde herabhängender Leppid gebreitet ist.

Die ganze Familie kriecht unter diesen Leppid und hockt zusammen um den Feuerofen.

Das germanische Altertum leitete vom göttlichen Feuer des Wlises den ersten Ursprung der Herdflamme ab, die des Hauses heiligsten Eschöf und Mittelpunkt ausmacht. Der Donner selbst hatte sie anfangs entzündet. Um den Herd erbaut sich das Leben des Hauses, der Familie, des Stammes. Und so ergab sich aus der Bedeutung des Herdengottes als Schützer der Herdflamme eine Fülle von Beziehungen zur sittlichen Welt. Das heilige Herdfeuer, das die Himmelsflamme vergegenwärtigte, mußte die Braut dreimal umwandeln. Dreimal wurde neu ansehendes Gesinde, wurden neu erworbene Jünger um daselbe geführt. Sie traten dadurch sittlich und rechtlich in den geweihten Raum des Hauses, der Familie ein.

Aus dem feineren Herde entstand später der Ofen, wie die Etymologie des Wortes ergibt, und so wurde auf diein manche Sünde übertragen, welche sich jener anfänglich zuwenden durfte. Neue Mäde soll man zunächst in den Ofenofen schauen lassen. In der Reuejahrsnacht, wenn die Lere der Zukunft sich öffnen, guden die Jungfrauen in den Ofen und gewahren darin das Bild des zukünftigen Bräutigams. Mehr als ein hohes Kind ist schon, vor alters ernsthaft, in neuerer Zeit überhaupt im Pänderpiel vor dem Ofen auf die Knie gesunken und hat mit Inbrunn gerufen:

„Hier Ofen, ich bete dich an,  
Bist mir einer frommen Mann!

Täher wird auch der Ofen im Kinderpiel zu Gevatter gebeten. Fieberkrante Kinder erhall sich man in den Ofen legen, was wiederum auf uralten Feuerdienst zu deuten scheint. Häufig begegnet uns in Sagen und Märchen der Zug, daß dem Dier gebeitet wird. Was man seiner menschlichen Seele zu verraten gelobt hat, das erzählt man dem Ofen; hinter ihm verdecken sich aber Menschen und so kommt das Geheimnis an den Tag. In der Sage von der Wurdnacht, die in vielen Städten der Schweiz erzählt wird, ist es mehrmals der Ofen, dem man die Entdeckung des Verrates und die Rettung der Stadt verdankt. Hinter dem Ofen erzählt der Badernde Gelehrte die Verschöderung gegen Järich. Dem Ofen verdat ein Bettelbube die Bajner Wurdnacht, ebenso Mähing die Öregerer. Auch sonst kommt das „Hinter dem Ofen sitzen“ in Märchen und Sagen zahllos vor. Selbst in den Rechtsanfügungen hat der Ofen seine Bedeutung. Denn wie das Entzünden des Feuers das Symbol rechtlicher Befugnähme ist, so wird dem Rechtsföfen das Feuer gelöst und der Ofen eingestrichen.

Geben diese Hinweisungen einen Begriff von der poetisch bedeutungsvollen Rolle, welche Herd und Ofen in den Vorstellungen der germanischen Völker spielen, so wird die Frage um so gerechtfertigter, welche historische Entwicklung dieses wichtige Moment neuerer Kulturgeschichte durchgemacht hat. Der einfache, auf Steinplatten erhöhte Herd, wie er sich selbst in den Pfahlbauten schon nachweisen läßt, war wohl die ursprüngliche Form der Feuerstätte auch im gesamten germanischen Kulturkreise. Daraus aber nahmen frühzeitig zwei verschiedene Arten von Heizvorrichtungen ihren Ursprung: der Kamin und der Ofen. Beide haben eine Zeitlang nebeneinander bestanden, wie dies schon in der karolingischen Periode nachzuweisen ist. Zu weiteren Verläufe teilt sich Europa in beide Formen so, daß der gesamte Süden und Westen dem Kamin den Vorzug gibt, namentlich Italien, die penninische Halbinsel, Frankreich und England, merkwürdigerweise auch Holland und Ostirienland, so wenig diese letzteren zu den wärmeren Ländern zu rechnen sein mögen;

die nördlichen und östlichen Gebiete, vor allem die slavischen und germanischen Länder, wiewol letztere sich die Schweiz, sogar mit Einschluss ihrer französisch redenden Theile, zugesellt, nehmen den Ofen in ihre Kunst, obwohl darum der Ramin nicht ganz ausgeflohen ist. Will man der Wortabstammung nachgehen, so würde der Ramin (camino, caminata) bei den romanischen, der Ofen bei den germanischen Völkern heimlich. Wesentlich sind es jedoch, die älteren Jonen des europäischen Völkergebietes, welche an die Stelle des flüchtig und ungenügend wirkenden Raminfeuer's einen soliden Wärmebehälter in ihren Zimmern aufstellten, welcher geeignet ist, einen hohen Grad von Hitze in sich zu erzeugen, anzulammeln, lange festzuhalten und gleichmäßig nach allen Seiten auszuströmen. So wird der Ofen zum Repräsentanten des eigentlichen Familienlebens in seiner warm umarmenden Gemüthslichkeit und muß sowohl seinem Wesen als seiner künstlerischen Gestaltung nach als die höhere Kulturform von beiden bezeichnet werden.

Die primitivste Art germanischer Feuerstätten finden wir noch heute in dem niederländischen Bauernhause, in dessen ganzer Anlage und die uralte Hauseinrichtung des erst deutschen, sächsischen Stammes aufweisend ist. Menschen und Tiere sind hier noch unter demselben Dache, trothgedeckter Dache vereint. Inwischen den wohlgepflegtesten städtischen Düngehäusern hindurch, welche den Eingang kühleren gelangt man durch das zwieselige Tor, welches Raum für den hochbeladenen Gertenwagen bietet, auf die Lenne oder Ziele, wo das Korn gedroschen wird. Zu beiden Seiten derselben ziehen sich Ställe für Pferde und Kühe hin, die über ihre Krippe hinweg friedlich hinstäuben. Im Hintergrunde der Ziele erhebt sich der Herd mit seinen metallenen Feuerböden für die Holzflöhen und mit seinem Mantel für den Rauchfang. An den Seiten liegen das Wohnzimmer und die Schlafkammern der Familie, aber der Herd bildet den Mittelpunkt des Ganzen. In ihm ist der Platz der Hausfrau, die von hier aus das ganze Haus, die Wohnräume und die Ziele mit ihren Ställen und ihrem Eingang übersehen kann.

Diese einfache Form des Herdfeuers scheint im Mittelalter auch bei den Burgen noch lange im Gebrauch geblieben zu sein. Daneben kommen aber schon in Karolingischer Zeit eigentliche Ofen vor. Unvollständig geht dies aus dem berühmten Bauwerk des Klosters Sant Gallen hervor, welcher bekanntlich um 820 angefertigt wurde und das Idealbild einer vollständigen Klosteranlage jener frühmittelalterlichen Zeit vor Augen stellt. Hier sind drei verschiedene Heizungssysteme nebeneinander in Anwendung gebracht. Unter dem Schlafsaal der Mönche befindet sich eine Wärmeofen, an deren Außenwand ein großer halbrunder Ramin hervortritt, und in einiger Entfernung von demselben ist der Ausgang für den Rauch als freistehender, auf vierfüßigem Unterbau sich erhebender runder Schornstein gezeichnet — wahrscheinlich ein römisches Hypocaustum. Daneben findet sich die einfache Herdeinrichtung in der Mitte des Speisesaales der Fremdenwohnung. Weit häufiger aber wird die Erzeugung der Wärme durch eigentliche Ofen bewirkt, die mit länglich runder Form in den Ecken der Stuben angebracht sind. Die Wohnzimmer, Krankenräume, Gollzimmer haben durchgängig ihren Ofen, und selbst die Gefrisse und das Stübchen des Bruders Pförner sind damit versehen. Der große Saal, in welchem man zur Abend ließ und Abfrühmittel nahm, wird sogar durch vier in den Ecken angebrachte Ofen geheizt. Jedenfalls liefert diese merkwürdige Zeichnung ein Bild von der Kulturhöhe, auf welcher schon damals die großen Klosterinstitute angelangt waren. Man darf aber nicht vergessen, daß Abteien wie St. Gallen für die Zivilisation ihrer Zeit ungleich derselben Standpunkt einnahmen, wie heututage die volkreichen Haupt- und Weltstädte für die unsrige. Daß daneben auf dem Lande ebenso wie in den wenigen erst aufkeimenden Städten und selbst auf den Burgen des Nordes zumist die primitivere Feuervorrichtung noch lange im Gebrauche war, läßt sich nicht in Abrede stellen. Welcher Art die Ofen in Sant Gallen gewesen, ob sie aus gebranntem Tonlacken oder aus Stein gefertigt waren, muß dahingestellt bleiben.

Ein Seitenstück zu jener Anlage des frühesten Mittelalters gibt uns der letzte Blütheepoche jenes Jüngerrams an der entgegengelegten nordöstlichen deutschen Grenzmark das Schloß Warenburg, die glanzvolle Residenz des Hochmeisters des Deutschen Ordens. Wie die Hochburg und das noch stattlichere Mittelalters nach außen hoch über dem hohen Ufer des Rogalstromes in die fruchtbarere Niederung schauen, so sind die Räume im

Innern nicht bloß mit allem Kunstsinne jener Zeit, sondern auch mit einer seltenen Vorliebe für behaglich verfeinerte Lebensart ausgerüstet. Dahin gehört vor allem die Heizeinrichtung. Unter dem großen Ordensbrüder, der durch seine islanthen Granitküsten und palmenartig ausgebreiteten Fächergebirge den Einbruch freien Seewegs macht, liegt in dem mit mächtigen Gewölben versehenen oberen Kellergefloß ein gewaltiger Ofen, zwölf Fuß lang und zehn Fuß breit. Das Innere desselben ist durch einen gemauerten Rost in zwei Abteilungen getheilt: die untere war für die Feuerung bestimmt, die obere enthielt eine Menge lose nebeneinander liegender Feldsteine, welche von den durch den Rost fließenden Flammen glühend gemacht wurden. Im oberen Gemölbe des Ofens sieht man 36 Öffnungen, aus denen Röhren durch den darüber befindlichen Fußboden des Remter's gehen. Von diese Röhren in den Saal ausmündend, lagen in dem mit glattierten Fliesen gedeckten Fußboden Kalksteinplatten mit runden Löchern, welche durch kupferne Deckel geschlossen waren. Aus jedem Gemölbe des Ofens führt sodann ein weiter Rauchfang, der in einem Schornstein endigt, den Rauch hinaus. Sobald das Feuer ausgebrannt war, wurden die Kohlen aus dem Ofen genommen, damit nicht Kochendampf in dem Remter dringe, und der im Schlot befindliche Rauchfang, welcher in der Mitte eine Öffnung hat, mittelst eines eisernen Deckels geschlossen. Um den Rauchfang zu öffnen und zu schließen, war in der westlichen Wand des Remter's eine lamellenartige Vorrichtung angebracht. Dar vor Rauchfang geschlossen, so ließ man die durch die glühenden Feldsteine erhitzte Luft durch die Heizröhren in den Saal, und je nachdem man einen höheren oder geringeren Wärmegrad hervorbringen wollte, öffnete man mehr oder weniger Heizröhren. Ähnliche Vorrichtungen liegen unter den übrigen Wohnräumen des Hochmeister'schloßes. Dieses mit aller Duellung und selbst mit Raffinement durchgeführte Heizeisystem hat sicherlich seinerzeit schon als etwas Außerordentliches dagestanden, denn soweit Ueberreste mittelalterlicher Burgen ein Urteil gestatten, lassen sich nur einfache Ramin nachweisen. Daß dieselben schon in künstlerischer Form oder mit prächtigem Material ausgeführt waren, beweisen die Trümmer des Barbarschloßes zu Gelnhausen, sowie eine Stelle im Parcial, wo sogar drei Marmoramine in einem Saal vorkommen. Daneben wird in den Zeichnungen des Mittelalters mehrfach auch der Ofen genannt, aber ohne irgend welche Beschreibung. Das Wort Ramin selbst kommt gar nicht vor; dafür gilt durchgängig Fimerrame.

Bewähren jene Stellen auch seine Anschauung, so bezeugen sie dem Ofen doch neben dem Ramin eine allgemein verbreitete und bekannte Erfindung. Welcher Art jene Ofen waren, ist zweifelhaft, doch spricht manches für ungebrannte und glasierte Radeln. Denn während die ältesten bekannten eisernen Ofen schwerlich über das Jahr 1400 hinaufgehen, finden wir schon auf Darstellungen vom Ende des 13. Jahrhunderts die Radelofen. In Konstanz entbedte man beim Umbau eines Hauses Wandgemälde aus jener Zeit, auf welchen ein Ofen mit tellerartig verjüngten Radeln vorkommt. Seine gebrückte Form und der luppelartige Aufsatz erinnern noch deutlich an den primitiven Badofen. Glasierte Radelofen werden sodann häufig in allem Schutze bei Neubauten oder zurücklassigen Nachgrabungen gefunden. Im allgemeinen muß man aber bei Zeitbestimmungen derartiger Reste wohl im Auge behalten, daß in den Arbeiten der Kunsthandwerker meistens ältere Formen sich noch lange selbstbenachteiligt erhalten, nachdem in der Architektur und den höheren Künsten oft schon neue Umlösungen stattgefunden haben. Die Anwendung glasierter Radeln zu Zimmerofen dürfte für das 14. Jahrhundert festzustellen sein. Wiederholt die neuere Zeit hat unter diesen Raminformen aufgedeckt; dennoch kommen Radelofen des Mittelalters im südlichen Deutschland noch mehrfach vor, wenn auch kaum einer derselben über das 15. Jahrhundert hinausreichen mag. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts tragen diese Radelofen das Gepräge der Renaissancekunst, die erst da über die Alpen gebrungen ist. Man darf sich daher nicht wundern, wenn bei den Ofen noch im 17. Jahrhundert da und dort an gotischen Stufenformen festgehalten wird.

Die Glanzepoche der Ofen in Deutschland sind die Jahrzehnte vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, wohl auch noch die ersten zehn Jahre desselben, als der Krieg noch mehr lokalisiert blieb. In dieser Periode erhebt sich der Radelofen als selbständiges Gebäude von ansehnlichem Umfang in einer der Ecken des Wohnzimmers. Die enge Ecke zwischen Ofen und Wand wird fast immer zur Anlage eines erhöhten Sitzes

benutzt, zu welchem man über zwei breite Stufen gelangt. Während findet sich auf beiden Seiten des Ofens ein solcher Sitz; dann mochten in gemüthlicher Freierluste Vater und Mutter, durch den warmen Hausfreund mehr verbunden als getrennt, auf den bequemem Eisen bequäglich ausruhen. Die Kinder mochten dann in belebendem Spiel an den bunten Bildern des Ofens und seinen modernen Sprüchen sich ergötzen und dabei einen erbeutenden Kursus biblischer Diktorie, griechischer oder römischer Geschichte und Mythologie oder noch besser vaterländischer Heldentaten der Vorseit ablebieren. Was im traumatischen Bemühen des Vaterhauses sich der Phantasie so anziehender Weise eingedrängt hatte, das mußte unauslöschlich dem Gedächtniß eingedrängt bleiben. So war der Ofen wieder genorden, das der Herz einkniff gewesen war: der Mittelpunkt des Familienlebens, in dessen traulicher Nähe jung und alt sich zusammenbrängte. Welchen Einfluß vollends die kunst- und farbenreiche Gestalt des Ofens auf die Ausbildung des Sinnes für Schönheit und Kunst geminnen mußte, das bedarf keiner weiteren Erörterung. Dieser Bedeutung entsprechend, wurde der Ofen mit einer Sorgfalt ausgestattet, deren kein anderes Hausgerät in gleichem Grade sich rühmen kann. Nicht bloß die Röhren des ganzen Ofengebäudes wurden mit plastischem Schmuck

oder farbiger Zier bedekt, auch die Wandflächen des Zimmers in der Nähe des Ofens erhielten ihre prächtige Verkleidung in bemalten Röhren und selbst dieser Teil des Fußbodens wurde mit glasierten Fliesen belegt. Denkt man sich zu dieser heiteren Pracht den gebürten Ton der gekühlten Wände und der reich geschnittenen Federn und über alles das den Farbenschmuck gemalter Wappen oder vaterländischer Beschichten in den Fenstern, so erhält man ein Bild gemüthlichen Wohngens und künstlerischer Harmonie.

In dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts wirkt auf die kunstvollen Ofen die bitter- und spruchreiche Weise des 17. Jahrhunderts noch eine Weile nach; um die Mitte des Jahrhunderts nehmen die Ofen die geschweiften Linien des Rokoko an und gehen auf die vierseitige Grundform zurück. Die spätesten Erzeugnisse künstlicher Vortrefflichkeit bei der Auskündigung von Ofen kommen im Jahre 1757 vor. Nachher folgte die Zeit der tief antifizierenden Ofen des Kaiserreichs, an denen nur einige graue Ornamente als dürftige Reminiscenzen der ehemaligen Pracht sich zeigen. Heute sind unsere Ofen bei verbesserter Konstruktion und bei vielfacher technischer Veredlung der Thätigkeit doch im höheren Sinne hilflos; die Kunst hat keinen Teil mehr an ihnen.

### Bücherbesprechungen.

Deutsche Politik. I. Band. 1. Heft. Das Deutsche Reich als Nationalstaat von Ernst Cass. München, J. F. Lehmann. — Der Verfasser, der Leipziger Professor und frühere Reichstagsabgeordneter Dr. Cass, beabsichtigt unter dem Titel „Deutsche Politik“ in drei Bänden den Inhalt der von ihm seit dem Jahre 1888 an der Universität Leipzig gehaltenen Vorlesungen zu veröffentlichen, und zwar soll der erste, fünf Hefte umfassende Band die Heimatspolitik, der zweite in gleichem Maße fünf Hefte die Weltpolitik und der dritte in neun Hefte die Kolonialpolitik behandeln. Jedes Heft wird für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden. In dem vorliegenden ersten Hefte des ersten Bandes erörtert der Verfasser die Frage, ob das Deutsche Reich ein deutscher Nationalstaat sei. Diese Frage wird verneint, aber dargelegt, daß es nach dem Zweck seiner Schöpfung ein Nationalstaat werden müsse, und daß die Vorbedingungen dazu vorhanden seien. Aus dem einleitenden Satze der Reichsverfassung, wonach die verbündeten Regierungen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerlich desselben vollen Rechts sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes geschlossen haben, glaubt Prof. Cass schließen zu sollen, daß der Zweck des Deutschen Reiches eben die Pflege und Wohlfahrt des deutschen Volkes sei, und daß hier die Förderung der Ausgestaltung des Reichs zu einem deutschen Nationalstaate ausgesprochen worden sei. Daraus zieht er in bezug auf die unterirdische Behandlung der Bewohner des Deutschen Reichs, soweit sie Deutsche sind oder nicht, die Germanisierung der letzteren, die staatliche Regelung der Ein- und Auswanderung, die Beschränkung der einheimischen Produktion auf das heimische deutsche Volkstum, das deutsche Fürstrecht, die Verfassung des Bundesrats im Deutschen Reich, Reichsaulandern gegenüber und andere nationale Fragen und Forderungen die seinem politischen Standpunkt entsprechenden Konsequenzen. Diese gehen und in manchen Punkten entscheiden zu weit; wir wollen es uns aber verlagern, an diese Stelle darzutreten, was uns an den alldeutschen Vorträgen sympathisch ist und was uns davon trennt. Jedenfalls bieten die Hefchen Ausführungen, die mit einer kurzen Übersicht über die nationalen Verhältnisse fremder Staaten abschließen, auch für die Interessen, die deren politischen Standpunkt und die Bestrebungen des Verfassers nicht allenthalten teilen.

Die Wohlfahrts-einrichtungen Berlins und seiner Vororte nach einem Anhang über öffentliche Armenpflege, Arbeiterversicherung und andere für die Wohlfahrtspflege wichtige Rechtsgesetze. Ein Auskunfts-buch herausgegeben von der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Berlin, Julius Springer 1904. — Dieses auf auswendigen und zuverlässigen Quellen beruhende systematische Verzeichnis der in Berlin und seinen Vororten bestehenden Wohlfahrts-einrichtungen, das der Zweck hat, allen, die sich dem Zweck und der Hilfe Bedürftigen als Berater und Helfer zur Seite stellen wollen, ein wirklich praktischer Wegweiser zu werden, ist bereits in breiter

Auslage erschienen. Es enthält eine Anzählung der gesamten Wohlfahrts-einrichtungen Berlins und der Vororte unter Angabe des Zwecks, der Vorstände und der bisherigen Tätigkeit bei einzelnen Missionen, kirchlichen, gemeindlichen und privaten Vereinigungen, mit Ausnahme derer zur Beschaffung billiger Wohnungen, der Universitäts-Stiftungen und der mehr geschäftlichen Zwecken dienenden Spar-, Kredit-, Vorschuß- und Darlehnskassen, sowie gewisser städtischer Stiftungen, die nur einzelnen Personenklassen zugute kommen und daher für die Allgemeinheit kein Interesse haben, und legt ein breites Zeugnis für die fortwährenden Fortschritte ab, die sich auf dem Gebiete der Armen- und Wohlfahrts-pflege so wie anderwärts so auch in der ersten Stadt des Reichs in den letzten Jahren vollzogen haben, wozu nicht gesagt sein will, daß es zur Verringerung der Not, die vielfach gerade in den größten Städten, die sich Arbeitslose und Arbeitslose mit Vorliebe zu ihrem Aufenthaltsort zu wählen pflegen, in erquickender Weise herbeizutritt, nicht noch vieles zu tun übrig bliebe. In einem Anhang finden sich praktische, belehrende Mitteilungen über die Grundzüge der Berliner städtischen Armenverwaltung und die Tätigkeit ihrer Organe, über die Unterhaltungs-pflicht gegenüber Familienangehörigen, Vormundschaftsrecht, Erziehungsrecht und Fürsorge-erziehung, über Kinderhülfe und Arbeiterversicherung. Den Schluß macht ein ganz besonders sorgfältig angefertigtes Register, das den praktischen Gebrauch des nahezu 500 Druckseiten umfassenden Auskunfts-buches wesentlich erleichtert.

Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Leipzig, G. B. Gernann 1904. — An Büchern, die über Japan, das Wunderland, geschrieben worden sind, das in wenigen Jahrzehnten zu einer hohen Stellung im Rate der Völker sich emporgehoben hat, ist kein Mangel. Sie sind aber fast durchgängig von Nicht-Japanern geschrieben, denen das volle Verständnis für die Eigenart des Landes und seiner Bewohner abging. Ein Engländer, Alfred Stead, der lange Zeit in Japan gelebt hat, ist daher auf den Gedanken gekommen, ein von Japanern und zwar von Autoritäten und Fachmännern verfaßtes Werk über deren Land herauszugeben. Injüngere und ehemalige Minister, deren hohe Staatsbeamte, Universitäts-professoren usw. erklärten sich zur Beizug bereit und so ist das vorliegende eigenartige Werk zustande gekommen, das dem Kaiser von Japan gewidmet werden durfte und in dem wertvolle Verhandlungen über das Wachstum des Landes, die nationale Politik, die Organisation des konstitutionellen Staates, die Einrichtungen des Heeres, der Flotte, die finanzielle Verwaltung, das Bankwesen, Handel und Industrie und Schul- und Erziehungswesen, das Rechtswesen, Kunst und Literatur, das Zeitungs-wesen, die Kaiserliche Familie usw. sich vereinigen finden. Im Anhang sind die seit der Eröffnung des internationalen Verkehrs im Jahre 1868 ergangenen Kaiserlichen Erlasse und Kundgebungen sowie verschiedene wichtige Gesetze und Staatsverträge abgedruckt. Besonders Interesse hat uns das aus der Feder des japanischen Delegierten bei der Gaager Konferenz Nagao Kinga hervorgegangene lebendige Kapitel über die japanische Diplomatie erregt,

in dem zugleich eine Darstellung der politischen Ereignisse im ersten Teile der neuen Ära, insbesondere der endlichen Lösung der Zukunftfrage und der Koreaangelegenheit gegeben wird. — Die wunderbaren Fortschritte, die Japan in der Kultur und Zivilisation gemacht hat, müssen ebenso rücksichtslos anerkannt werden, wie die Intelligenz und Bildungsbegeisterung Anknüpfungspunkte seiner Bewohner. Wenig günstig lauten dagegen die Urteile der Europäer, die mit Japanern dienlich oder geschäftlich sei es in ihrem eigenen Lande oder in dem unsrigen verkehrt haben, über die Charaktereigenschaften der Vertreter der gelben Rasse. Der Verfasser des zehnten Kapitels über Religion, Professor Inazo Nitobe, sucht den Japanern von Europäern unter anderen gemachten Vorwurf, sie seien zu höflich, am aufrichtig zu sein, oder, wie sich ein Missionar dröhnend ausdrückt, sie seien eingestrichelte Lügner, damit zu entkräften, daß er behauptet, der Japaner pflege nur aus Stolz oder Rücksichtnahme auf andere die Wahrheit zu unterdrücken, und sich auf das Wort des Qur'ans beruft, Ehrlichkeit im Felde sei nicht leicht zu erzielen und aufrecht zu erhalten, sie sei eher ein Produkt des Parades und der Arbeitsstätten. Freilich soll auch da bei den Japanern diese Tugend vielfach vermist werden.

— Reiches Material zur Geschichte der Brüder des gemeinsamen Lebens bieten die von Richard Döbner herausgegebenen Annalen und Akten über die Niederlassung im Südchinesen zu Hübshheim, die den 9. Band der Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens bilden. Einzelne Notizen finden sich über Metzberg und Metzberg, wo Luther bekanntlich ihre Schule besucht haben soll. Ein feines Bild aber ihres Lebens und Schaffens wird in den Statuten der Hübshheimer Kongregation entworfen. Wir lesen da, wie sie, ihrer wissenschaftlichen Neigung folgend, sich mit Vervollung von Handbüchern und Buchbindearbeiten beschäftigten, daneben aber verschiedenen Handwerken nachgeben. Die Grundlagen ihrer „modernen Frömmigkeit“ waren Selbstsucht, Gehorsam, der Welt eckig Gottes- und Menschenliebe, sittlicher Wandel und das Ringen nach einem wahren, vollkommenen Leben. In den von 1440 bis 1568 reichenden Annalen werden die wichtigsten Ereignisse erzählt und zwar von einem Manne, der dem Hause 50 Jahre angehörte und 17 Jahre die leitende Stelle innehatte. Es ist dies der Rektor Peter Dieppardt, der als schwacher und kranker Knabe aus dem Klerikatslauf zu Beruf und dem Handbuchsmaner Knechtus gekommen war, zunächst als Koch, dann in der Schreibzelle beschäftigt wurde, bis er zu höherer Würde emporging. Im November 1467 begann er mit seinen Aufzeichnungen. Auch sonst bietet der Band hochinteressante kulturhistorische Jäger aus dem Gebiete der kirchlichen Kunst, des täglichen Lebens, der Krankenpflege, des Schulwesens.

— Wolff-Ihüring, Philosophie der Gesellschaft. 1. Teil: Individualismus und Sozialismus. Berlin 1904. Richard Schröder Verlag. 4 M. — Als eine Kampfschrift bezeichnet der Verfasser selbst sein Werk. Auch in der temperamentvollen Schreibart merkt der Kenner der Streitliteratur sofort, daß es von Marx begründete, von der Sozialdemokratie gelebte Gesellschaftsauffassung sowie die materialistische Welt- und Lebensanschauung, die auf der gleichen Seite viele Vertreter hat. Summieren magst Wolff-Ihüring zu weit vor, behauptet zu können, am völlig im Rechte zu bleiben. Nicht alle werden ihm glauben, daß der Philosoph seiner Religion bedarf (S. 185) oder daß sich die tüchtige Erziehung in der Regel auch zum äußeren Erfolg durchdringe (S. 61). Auch die Meinung, daß literarisch Gute sei das Gemwinbringende (S. 156) für den Buchhändler, dürfte in den Tagen, da die Senlationshörschüren Triumphe feiern, nicht zutreffen. Von den „Verden des Sokrates“ (S. 184) zu reden, ist ein Lapsum. Aber den Grundgedanken Wolff-Ihürings dürfte doch nicht widersprochen werden können, auch wenn man dem darwinistischen Standpunkt des Verfassers nicht ablehnend beitrifft. Wenn Wolff-Ihüring den Vordröhner der sozialistischen „Zukunftstaats“ sagt: „In einer Gesellschaftsordnung, die dem Individuum jede sittliche Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit nimmt, ist keine Entwidlung, keine Kultur und Sittlichkeit möglich“ (S. 198), so hat er das vorher mit guten Gründen bewiesen. Schade nur, daß philosophische Deduktionen auf die Massen nicht wirken. Sie folgen dem blinden Instinkt, nicht dem klar scheidenden Urteil. Arbeit am Instinkt meistlich vieler muß vorausgehen, ehe unser Volk sich entscheiden wird nach

Gründen der Vernunft, wie sie Schriften von der Art der vorliegenden bringen.

Dr. Grimm.  
— Dr. Hermann Friedmann, Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. Berlin, Verlag von Springer Verlag. 1904. 242 S. 5 M. — Eine Vorkühre, die nicht ganz leicht zu beurteilen ist, da sie vieles Gute neben vielen Falschheiten und Unvollkommenheiten enthält. Der Autor hat sich in der Philosophie und den verschiedensten naturwissenschaftlichen Disziplinen umgesehen; man hat das Gefühl, daß er ziemlich spät auf seine Züge gekommen ist, er hat, wie es scheint, nicht ohne Paß eine Menge moderner Arbeiten gelesen, er operiert mit modernen Fachworten, aber oft ohne Klarheit; er wählt Beispiele für seine Thesen, die aus neuen Streitschriften stammen, aber man merkt, daß ihm die Grundlagen der biologischen Wissenschaften, welche viel mehr oder oft viel bessere Beispiele liefern, nicht geläufig ist. Das Schlimmste aber ist, daß er von einer bestimmten theoretischen Ansicht ausgeht, die er durchsetzen will. Ihm ist der Gedanke unempfindlich, daß die Vorfahren des Menschen einst, wie die Säuglinge noch jetzt, auf allen Vierern gegangen sein sollen, daß der Mensch nicht von Anfang mit der aufrechten Haltung und mit seiner ganzen Würde aufgetreten sein soll. Aber — man merkt die Klischee, und man wird verstimmt. Sobald ein wissenschaftliches Problem tendenziös aufgestellt wird, wolle die Arbeit fehlschlagen. Die Wissenschaft darf, wenn sie Erfolg haben will, nur objektiv operieren, niemand zu Lust und niemand zu Leid. Sonst kann höchstens eine ephehere Reflameschrift herauskommen. Seine Argumente sucht der Verfasser in allen möglichen Gebieten, in der Bildung, die er Cogenese nennt fast Cogenese, in der vergleichenden Anatomie und Vientotik, in der phylogenetischen Chemie, Paläontologie und Entwicklungsgeschichte. Er stellt eine neue Vererbungstheorie auf, worin er gegen die Chromotomen polemisiert. Er setzt an Stelle der Descendenz die Konvergenz und überläßt der Analogie einen größeren Spielraum als der Homologie, ohne doch die Andeutungen in dem üblichen Sinne der Biologie anzunehmen, was zur Verwirrung anrichten kann. Er erklärt auf vornherein, daß er auf die ausführliche Berücksichtigung der Literatur nicht eingehen kann, sondern ein gedrängtes Lehrgebäude aufzurichten will. Gleichwohl wird viel Raum durch oft sehr ausgiebige Zitate verbraucht. Bei der Frömmigkeit, mit der notwendigweise das breite Material behandelt werden mußte, ist eine Widerlegung im einzelnen nicht immer leicht. Ein Beispiel mag zeigen, wie schnell er mit dem schwierigsten Soden sich abfindet. Die Entdeckung der Wirbel säule erscheint ihm spielend leicht, es ist das Prinzip eines Brückenbogens, der an beiden Seiten auf einem doppelten Pfeiler ruht, wobei die Extremitäten die Pfeiler abgeben. Daß die Tiere eine Schwanzwirbelsäule besitzen, scheint ihm gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Ähnlich ist's überall. Mit dem Hauptproblem, der Entdeckung des Menschen, findet er sich ebenso rasch ab. Ihm ist es ganz klar, daß das menschliche Ich irgend einmal plötzlich und unvermittelt aufgetreten ist. Weil dazu aber eine Mutter gehört, die es in ihrem Leibe austrägt, so mag irgend ein Tier diesen Dienst geleistet haben; und der erste Mensch mag etwa von einer Wölfin nicht nur, wie die Gründer Rom's, gezeugt, sondern er mag in ihrem Leibe aufgewahrt sein. Hier möchte man fast glauben, der Autor habe sich einen Scherz machen wollen. Trotz alledem wird man das Buch nicht aus der Hand legen, ohne in mehr als einer Hinsicht sich kritisch angeregt zu fühlen. Schade, daß die vielseitige Arbeit nicht zu einer schärferen geistigen Durchdringung und Konsequenz geführt hat. So wie sie jetzt ist, kann sie dem Fortschritt und der Descendenztheorie schwerlich Abbruch tun. Die Sylvia hippolais ist hoffentlich mehr ein Produkt des Horrtors, als des Verfassers. H. S.

— Die ideale Ehe, wie muß sie beschaffen sein? Von Dr. med. Norbert Grabowsky, Art. Leipzig, Mar Epokh. 50 S. — Auf 38 Seiten setzt der Verfasser, der sich in der Borrede als einen „Führer der Menschheit im Heiligen“ vorstellt, seine recht unklaren Ansichten über Ehe und manches andere, j. B. über Tabak- und Alkoholenz, über die von ihm gegebene und deshalb einzuschneidende Instrumentalmethode, mit genügendem Selbstbewußtsein auseinander. Der Verfasser hält das Erscheinen seines kleinen, harmlosen Büchleins für „nötig“; wir sind der Meinung, das Buch hätte auch ungeschriebenen bleiben können. W. Sm.



Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

der

Bezugspreis  
bei Abholung: 1. M. 25 A.,  
bei wöchentlichem Zustehen  
unter Kreuzband: für  
einmal 1. M. 51 A., für  
abwärts 1. M. 64 A.,  
vierteljährlich  
Eingel. Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

Nr. 5.

Donnerstag, den 12. Januar, abends.

1905.

## Die Etrusker.

Um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends, um die Zeit also, in der nach der Sage die Begründung der Könige aus Rom und die Errichtung der Republik erfolgt, finden wir Italien nördlich des Tiber und des Metauro bis über den Po hinaus besetzt von den Etruskern. Bei den römischen Schriftstellern kriegen sie meist Zoster, bei den Griechen Iorrbener oder Tyrsener, sie selbst haben sich Kelener oder Falsker genannt. Statt Zoster findet man auch häufig die Benennung Tyrsener. Daß die Etrusker in den übrigen Italien völlig fremdes Bevölkerungselement repräsentieren, das ist bereits den Alten klar gewesen, und Dionysius von Halikarnass hat mit seiner Bemerkung, das tyrische Volk stimme mit keinem anderen in Sprache und Sitten überein, sicher die im Altertum allgemein herrschende Ansicht zum Ausdruck gebracht. Die ständig sich mehrenden Funde von Resten der eigentümlich hohen Kultur dieses Volkes, einer Kultur von ganz anderem Gepräge als die der Italiker, verbunden mit der Entdeckung zahlreicher Inschriften, die man lange nicht zu deuten vermochte und auch jetzt noch nicht vollständig lesen kann, haben auch eine Reihe neuerlicher Forscher veranlaßt, immer wieder ihre Aufmerksamkeit diesem Problem zuzuwenden. Der ganz fremdartige Charakter dieses Volkes ist auch von ihnen mit wenigen Ausnahmen stets anerkannt worden, aber im übrigen herrsche unter den Gelehrten, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, ein solcher Streit der Meinungen, daß es schon, als ob man die Lösung des Problems als ganz hoffnungslos aufgeben müßte.

Aber so pessimistisch dürfen wir nicht mehr sein. Die letzten beiden Jahrzehnte haben uns eine Anzahl Untersuchungen gebracht, die eine Reihe von Punkten mit so großer Wahrscheinlichkeit beantwortet, daß wir wohl ohne Bedenken für Wahrscheinlichkeit Gemisheit setzen können. Und während die philologische Kritik die Berichte der Alten schon als Märchen und Phantasiegebilde in die wissenschaftliche Kumpelpartener geworfen hatte, zeigen die neuesten Arbeiten, daß die antike Überlieferung in ihren Grundzügen als richtig angenommen werden muß. Es handelt sich bei dem Etruskerproblem um folgende Hauptfragen: Sind die Etrusker Italiker oder nicht? Welches sind in dem letzten Falle ihre nächsten Verwandten? Woher stammt die hohe Kultur der Etrusker? Wenn sie Italiker sind, so müssen sie diese Kultur von außen empfangen haben; sind sie keine Italiker, so haben sie diese entweder schon aus ihrer Heimat mitgebracht und in Italien weiter entwickelt, oder nach ihrer Niederlassung in Italien von außen bekommen.

Abgesehen von den Nachrichten, die uns die Schriftsteller des Altertums überliefert haben, dienen als Grundlage für die Untersuchung die zahlreichen etruskischen Kulturreste, die der Erde obenerbacht hat, und die in den Inschriften erhaltenen Sprachreste. Die erste Quelle muß natürlich am vorzüglichsten benutzt werden, da das Altertum ja eine kritische Geschichtsschreibung und Sprachforschung in unserem Sinne nicht kennt. Die Reliquate, zu denen das Studium der Denkmäler und der Sprache führt, müssen, wenn sie von der Überlieferung abweichen, dabei vorgezogen werden. Aber auch die beiden letzten Quellen haben nicht immer den gleichen Wert. Die Untersuchung der aus der Erde gehobenen Denkmäler gestattet und zwar, zu erkennen, ob die betreffende Kultur aus älteren Stufen in derselben Gegend durch kontinuierliche Entwicklung entstanden ist, oder ob sie importiert ist, und in welchem Falle auch, woher und auf welchem Wege sie in die betreffende Gegend gelangt ist. Aber fast nie können wir auf Grund dieser Tatsachen die Stammesangehörigkeit der Träger dieser Kultur bestimmen. In dieser Hinsicht führt uns

sicherer das Studium der Sprache. Wenn auch eine Sprache von einem Volke auf ein anderes übertragen werden kann — in der Regel zwingt der politische und wirtschaftlich härtere Teil den schwächeren seine Sprache auf —, so dürfen wir doch im allgemeinen in dem Nachweise der Sprachverwandtschaft zweier Völker auch eine Andeutung ihrer Blutsverwandtschaft sehen.

Die meisten Forscher, die sich mit der Etruskerfrage beschäftigt haben, haben sich fast nur auf die sprachliche Seite. Das archaische Material findet in der Regel keine genügende Berücksichtigung und doch beantwortet es einen Teil des Problems, wie die Untersuchungen von Montelius<sup>1)</sup> ergeben, so klar und deutlich, daß dieses als gelöst gelten könnte, auch wenn wir nichts von der Sprache wüßten. Doch sehen wir zunächst, was die antike Literatur zu berichten weiß.

Wenn wir von dem sehr spät schreibenden Dionysius von Halikarnass absehen, so sind, wie ich bereits bemerkt habe, alle griechischen und römischen Schriftsteller einig in der Anschauung, daß die Etrusker keine Italiker, sondern aus dem Osten über die See eingewandert seien, und zwar hält man sie für identisch mit den Pelasgern, tyrischen Pelasgern oder Tyrrhenen (Herodot spricht nur von Pelasgern, die übrigen Schriftsteller gebrauchen alle die Benennungen ohne erkennbare Unterschiede). Zwar lassen die verschiedenen Berichte keine Abweichungen erkennen, aber für das Ganze bleiben diese ohne Bedeutung. So läßt Hellanikos von Lesbos Pelasger aus Thessalien nach Mittelitalien einwandern, während nach Herodot Pelasger aus Lydien nach Etrurien gezogen sind. Antiklid berichtet ebenfalls, daß tyrische Pelasger aus Kleinasien nach Etrurien gekommen sind usw.

Die neueste Forschung hat der Überlieferung gegenüber vielfach wechselnde Stellung eingenommen. Bald hat man sie teilweise anerkannt, bald ganz verworfen. Die größere Mehrzahl aller Forscher ist auf Grund der Untersuchung der sprachlichen Reste der Etrusker zur Anerkennung des nicht-italischen Charakters ihrer Sprache gelangt. Dies war auch schon die Ansicht, später (1877) von Deede neu herausgegebenen Werke über die Etrusker ausdrücklich. Zu der gleichen Auffassung bekennen sich auch Pauli, Sophus Bugge, Thomsen u. a. Zu den wenigen, die anderer Ansicht sind, gehören Gorssen und Deede. Gorssen hat in einem zweibändigen Werke über die Sprache der Etrusker (1874 und 1875) diese als italischen Dialekt zu bestimmen gesucht, aber schon bald nach dem Erscheinen dieses Werkes vermochte Deede zu zeigen, daß die Schlussfolgerungen Gorssens ganz verfehlt seien. Merkwürdigerweise hat Deede diesen Standpunkt später verlassen und als einziger unter den deutschen Forschern, die sich während der letzten beiden Jahrzehnte mit diesem Problem beschäftigt haben, die Auffassung vertreten, die Etrusker seien Italiker und ihre Sprache sei am nächsten verwandt mit dem Ostitalienbrischen. Wenn nun auch die anderen drei eben genannten Forscher so weit einig sind, daß sie alle die etruskische Sprache als gänzlich verschieden von den übrigen bekannten italischen Dialekten betrachten, so weichen sie doch voneinander ab in der Beantwortung der Frage, ob wir im Etruskischen überhaupt eine indogermanische Sprache zu sehen haben. Der ausgezeichnete norwegische Sprachforscher

<sup>1)</sup> Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. I. Bd. Letzt und Letzt. Stockholm 1896. Der erste Band behandelt Norditalien, der zweite in Bearbeitung befindliche Mittelitalien.

Sophus Bugge hat 1890 dies nachzuweisen gesucht, und zwar glaubte er in der armenischen Sprache die nächste Verwandte des Etruskischen zu erkennen. Aber dieser Versuch muß jetzt wohl als gedeutet angesehen werden, und die von Pauli stets verlorene Zehle des nichtindogermanischen Charakters der etruskischen Sprache hat seitdem nunmehr allgemeine Anerkennung gefunden.

Doch zu welcher Sprachgruppe gehört denn das Etruskische? Hat es Verwandte unter den lebenden Sprachen oder liegt es vollkommen isolirt da? Auch diese Frage, deren Beantwortung ja durch unsere sehr geringe Kenntnis des Etruskischen sehr erschwert wird, scheint durch Pauli's und Thomsen's Untersuchungen ihrer Lösung um einige Schritte näher gekommen zu sein. 1886 führte Pauli in den *Notae*, daß zwar zwei vorher auf Lemnos gefundene Inschriften aus vorgriechischer Zeit in einem dem Etruskischen nahe verwandten Dialekt abgefaßt seien. Er suchte dann weiter zu ermitteln, ob unter den lebenden Sprachen noch der etruskischen verwandte vorhanden seien, und kam dabei zu dem Schlusse, daß wir in den südaufstauischen allerdings solche vor uns hätten. 1899 gelang es Thomsen<sup>1)</sup>, zu zeigen, daß Pauli zwar auf dem richtigen Wege gewesen war, aber seine Stelle der südaufstauischen Sprachen die nordaufstauischen seien und zwar deren östliche Gruppe, die lesbische. In seiner vorzüglichen Reihe bezeichnet Thomsen diese Ausprägungen nur als Hypothesen, aber diese Hypothesen haben doch den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, die den bereits hervorgehobene mangelhafte Kenntnis, die wir vom Etruskischen haben, überhaupt zuließ. Besonders bemerkenswerth ist es, daß alle die zuletzt besprochenen Untersuchungen aus den Dten, auf Kleinasien, als die Heimat der Etrusker hindeuten. Denn wenn die etruskische Sprache wirklich mit lautlosischen Sprachen verwandt ist, so müssen auch die Etrusker und Kaufleute einmal gemeinsame oder nahe benachbarte Wohnsitze gehabt haben, also die Etrusker ursprünglich im Innern Kleinasien's, vielleicht im alten Kappadokien und auf dem armenischen Hochlande geblieben haben. Die Anschauung, die Etrusker seien der Rest einer ursprünglich über ganz Italien, Griechenland und Kleinasien ausgebreitet gewesenen Urvölkerung, muß ohne weiteres abgelehnt werden, da wir mit nahezu absoluter Sicherheit zeigen können, daß von den beiden in Etrurien erkennbaren Bevölkerungslagen, einer östlich-umbrischen und einer etruskischen, die etruskische auf italischen Boden jünger ist.

Die Aiten haben aber, wie schon berichtet wurde, die Etrusker nicht nur als von Osten gekommene Einwanderer betrachtet, sondern sie auch mit den Pelasgern identifiziert, die in der griechischen Überlieferung eine große Rolle spielen, und wir müssen uns daher zunächst einmal klar machen, was wir uns unter diesen Pelasgern eigentlich vorzustellen haben. Die Pelasger, so heißt es gewöhnlich, sind nach Ansicht der Griechen die Urvölkerung Griechenlands. Wenn wir aber die ältesten Berichte über die Pelasger bei Homer, Herodot ufm. lesen, so finden wir diese Angabe durchaus nicht. Es wäre ja auch ein merkwürdiger Widerspruch, wenn die Griechen die Erinnerung an eine ihnen vorausgegangene Urvölkerung bewahrt haben sollten, da sie doch die Erinnerung an die Thaten ihrer eigenen Einwanderer verloren hatten. Die Erzählung von den Pelasgern als einer vorgriechischen Bevölkerung ist eine späte Erfindung und als solche auch schon lange erkannt. Homer und Herodot erzählen nur, daß an dieser oder jener Stelle Pelasger gewohnt haben. Wir haben gar keinen Grund zu der Annahme, daß die Pelasger in Griechenland älter sind als die Griechen selbst, oder ebensowenig begründet ist die namentlich in den letzten Jahrzehnten hervorgeratene Ansicht, die Pelasger seien Italier, die nur in der griechischen Phantasie existirt hätten.<sup>2)</sup> Vielmehr müssen wir in den Pelasgern, was auch Pauli anerkennt, ein historisches Volk sehen, dessen Verhältnis zu den Griechen sich dann allerdings anders darstellt, als die landläufige Tradition annimmt.

Wenn wir alle Punkte zusammenstellen, so Pelasger gewohnt haben sollen, so zeigt sich, daß es lauter Inseln und

Küsten nahe Gebiete waren. Dieser Umstand schon könnte uns dahin führen, in den Pelasgern ein Seevolkserfloss zu sehen, etwa wie die nordischen Binger, das sich an vielen Punkten der griechischen Küste und des griechischen Inlandsee's festgesetzt und lange Zeit die Griechen fast beinaheht, Hellenenwie auch eine wirkliche Herrschaft über sie ausgeübt hat, aber später von den griechischen Küsten verdrängt wurde. Alles, was die ältesten Quellen über die Pelasger berichten, steht in voller Übereinstimmung mit dieser Annahme. Eine weitere Züge dieser Ansicht scheinen die schon erwähnten griechischen Inschriften auf Lemnos zu liefern. Die Aiten berichten, daß in Attika Pelasger gewohnt hätten, daß diese aber später von den Athenern vertrieben worden seien und sich auf Lemnos angeliedert hätten. Thukydides nennt die Pelasger Tyrkener. Während des jonischen Aufstandes haben die Athener Lemnos erobert und die „pelasgischen“ Urvölkerung dieser Insel vertrieben. Also erst um diese Zeit im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts v. Chr. ist die Insel von Griechen besetzt worden. Wir sehen damit vor einer merkwürdigen Reihe von Thaten: Pelasger, aus Attika vertrieben, haben sich auf Lemnos niedergelassen (Herodot); zwei auf Lemnos gefundene Inschriften aus vorgriechlicher Zeit sind in einem dem Etruskischen sehr nahe verwandten Dialekt abgefaßt (Pauli u. a.). Dies legt den Schluß nahe, daß die Inschriften von Pelasgern herrühren und die Etrusker Pelasger oder doch ihnen sehr nahe verwandt sind, wie es die Aiten behaupten. Allerdings nennt Homer Simitar als Bewohner von Lemnos; es sind dies wahrlich nicht Thraker, da wir noch in historischer Zeit einen thrakischen Stamm dieses Namens am Strumun finden. Aber wenn das auch richtig ist, so ist damit Herodot's Angabe noch nicht widerlegt. Es ist doch nirgendwo gesagt, die Pelasger hätten Lemnos unbewohnt gefunden. Die Simitar Homers konnten ja eine vorgelagerte Bevölkerung dieser Insel sein. Übrigens wissen wir nicht von einem sinitischen Aitahabete, wohl aber können wir die Übereinstimmung der Inschriften auf Lemnos mit dem Etruskischen erkennen.

Wenn nun auch schon hieraus hervorragt, daß wir keinen Grund haben, die Angaben Herodot's zu bezweifeln, so erkennen wir das noch deutlicher, wenn wir die Reste der ältesten Kulturen im südlichen Mittelmeergebiet vergleichen mit denen der etruskischen. Da aber die Behandlung dieses Punktes hier zu weit führen würde, so sei hier nur darauf hingewiesen, daß die neueren Untersuchungen einen Zusammenhang der etruskischen Kultur mit der sogenannten mykenischen und Siderzeit erkennen lassen und daß wir mit großer Wahrscheinlichkeit in den Pelasgern die Träger der mykenischen Kultur zu sehen haben.<sup>3)</sup>

Auf welchem Wege sind nun die Etrusker nach Italien eingewandert? Während die griechischen und römischen Historiker ohne Ausnahme von einer Einwanderung über die See berichten, hat man in neuerer Zeit eine solche als unmöglich hinstellen wollen und demgegenüber die Theorie aufgestellt, die Etrusker seien aus ihren ursprünglichen Sigen in Kleinasien zunächst nach Mitteluropa gewandert, hätten, von dort verdrängt, sich nach Süden gewandt, zunächst Latien, und zwar namentlich das Gebiet des heutigen Graubünden und Tirol in Besitz genommen und seien schließlich noch weiter südwärts gewandert. Ein Teil von ihnen habe sich des Gebietes um Verona bemächtigt, die Eguaner, der Rest sei über den Apennin nach Etrurien gezogen.

Daß diese Ansicht unmöglich richtig sein kann, wird durch die Ergebnisse der modernen prähistorischen Forschung bewiesen. Der schwedische Forscher Montelius<sup>4)</sup> hat das Verdienst, durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die prähistorische Chronologie in Italien, die leider noch nicht vollständig veröffentlicht sind, die von der Erde uns wiedergegebenen Reste der prähistorischen Kulturen in Italien (überhaupt in Europa) eigentlich erst zum Reben gebracht zu haben. Er hat gezeigt, daß während der Bronzezeit, die in Italien vor 2000 v. Chr. begann und gegen das Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in die Eisenzeit übergang, in Norditalien wie in Mittelitalien die gleiche ungehörte Kulturentwicklung zu erkennen ist. Die Typen der

<sup>1)</sup> Pauli, Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos Leipzig 1886.

<sup>2)</sup> Thomsen, Remarques sur la parenté de la langue étrusque. Överigt over det kongelige Danske Videnskaberne's selskabs forhandling, 1899, S. 373—398.

<sup>3)</sup> So Eduard Meyer (Forschungen I, 1—124) und Julius Beloch (Griechische Geschichte I, 163—165).

<sup>4)</sup> Diesen Punkt beschäftigte ich später noch eingehender zu behandeln.

<sup>5)</sup> Sein Hauptwerk, das schon erwähnte: La civilisation primitive en Italie. Bd. I, Stockholm 1895. — Bd. II im Druck. — Vgl. außerdem: Montelius: Pre-classical chronology in Greece and Italy. Journal of the Anthropol. Instit. of Great Britain and Ireland 1897. — Montelius, The Thyrrenians in Greece and Italy. Ebenda.

einen Periode, sie sind immer entstanden aus den Typen der vorhergehenden. An Stelle der in den ersten beiden Perioden der Bronzezeit herrschenden Beizeugung der unverbrennten Leichen tritt in ganz allmählichem Übergange die Leicheneverbrennung usw.

Mit der Wende des zweiten Jahrtausends v. Chr. haben wir plötzlich in Norditalien ein ganz anderes Bild als in Mittelitalien. Während in Norditalien der Übergang zur Eisenzeit in demselben ungekehrten Entwicklungsstadium stattfindet, während die Typen der frühen Eisenzeit hier fast unmittelbar an diejenigen der Formen der späten Bronzezeit, treten in Mittelitalien plötzlich eine Reihe ganz neuer, fremdartiger Typen auf, die nicht die geringste Beziehung zu den vorausgegangenen bronzezeitlichen erkennen lassen. Während in Norditalien auch in der frühen Eisenzeit die Leicheneverbrennung die einzige Form der Bestattung

ist, tritt in einem Teile der mittelitalischen Gräber schon gegen Ende des zweiten Jahrtausends wieder die Beizeugung unverbrennter Leichen auf usw.

Wir sehen deutlich, daß eine fremde Kultur in Italien einzudringen beginnt, und alles spricht dafür, daß ein aus dem östlichen Mittelmeergebiet in Italien einwanderndes fremdes Volk, eben die Etrusker, diese Kultur mitgebracht hat. Und der Umstand, daß die Kultur in Mittelitalien schon im 11. Jahrhundert v. Chr. auftritt, während in Norditalien sie erst im 6. Jahrhundert deutlich erkennbar ist, beweist, daß die Einwanderung nicht von Norden her erfolgt sein kann, sondern auf dem von der historischen Überlieferung angegebenen Wege stattgefunden hat, nämlich auf dem Seewege.

A.

### Bücherbesprechungen.

— Björnkræne Björnson, Gesammelte Erzählungen. Zweiter Band. Verlag Albert Langen, München.

— Wie der erste Band dieser Erzählungen enthält auch der zweite größere und kleinere Novellen und Skizzen, welche alle von derartigen Darstellungsweise des skandinavischen Schriftstellers Zeugnis ablegen. In allen ist die landschaftliche Nordlandschönheit mit Liebe ausgeführt und die Volkstümen werden mit eingehender Detailmalerei geschildert; es sind fast alle normenische Dorf- und Bauerngeschichten; nur „Die Nordlandreise“ ist mehr beschreibender und schildernder Art; sie führt uns in die nördlichsten Regionen Norwegens bis nach Hammerfest und zu den Finnmärcern. In einer Zeit, in welcher der fluge Haas alle Spalten der Zeitungen füllt, kann auch eine Pferdegeschichte wie „Bladen“, deren Held ein Hengst ist, der mit einem Bären einen siegreichen Kampf befehdt, auf den Anteil der Leser rechnen. Außer einigen kleinen Skizzen wie „Älternest“ enthält die Sammlung drei größere Erzählungen. „Eisenbahn und Kirchhof“ führt uns in Gemeindefreistädte, bei denen die Pöbelität mit dem materiellen Interessen im Kampfe liegt; es handelt sich darum, eine der Gemeinde sehr vorteilhafte Freieisenbahn über einen Kirchhof zu führen, aus welchem die Großwälder, die Wäpferen der Familien, ausgegraben werden müssen. Die beiden Hauptcharaktere, welche Gegner in diesem Streite sind, werden von dem Dichter mit manigen Strichen gezeichnet; auch das Soutfaste kommt zu seinem Recht und der durch die Funken der Lokomotive verursachte Brand ist ein die ganze Situation gut beleuchtender Schlüsseffekt. Die Darstellungsweise Björnsons spielt gerade in dieser Richtung ihre besten Trümpfe auf. Die beiden umfangreicheren Erzählungen, „Ein froher Burck“ und „Der Brautmarck“ sind in der Hauptsache mit seinen Jägen ausgeführt Liebesromane, in welche auch der Unterschied der Stände mitkreinzieht; denn die vornehmen Bauern und die kleinen Häusler sind durch eine große Klust geschieden, über welche die Liebe nur durch einen fähnen salto mortale hinwegsetzt. In den Schwärzvälder Dorfgeschichten findet sich übrigens oft dasselbe Motiv und Romeo und Julia sind auf den skandinavischen Klümen überhaupt wie in den Schweizer Dörfern. Freilich, das nordische Kolorit hat eine und nicht gerade sympathische Eigenart, wie wenn die Liebenden einander näher geführt werden, indem sie zuhahmen einen Bären das Fell abziehen; doch die Liebe selbst ist mit einer zarten und innigen Reiztheit geschildert und diese Mädchen, diese Marcks und Miltrids haben etwas sehr Wädhenshaftes und Quellsüßes; sie haben freilich in allen Erzählungen der vorliegenden beiden Bände eine große Familienähnlichkeit; auch geht der Weg, den die Liebe wandelt, immer per aspera ad astra, der schroffe, energische Björnson führt seine Paare zum Transalpin, wie der gemäßliche deutsche Lustspielbildner.

K. v. G.

— Jahre der Jugend. Roman von Carl Federn. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1904. — Ein Roman, der eine an sich dürftige Handlung mit seinen psychologischen Schattierungen und geistvollen Reflexionen aus schmückt. Johanne, die Tochter kleiner Leute, ein junges Mädchen von großer Gewandtheit in allen gymnastischen Übungen, eine treue Krankenpflegerin, wird die Frau eines berühmten älteren Professors und Mediziners, den sie bei Erkrankung ihrer Mutter herbeigerufen. Die Ehe wird nicht glücklich; die Tochter aus erster Ehe sind der neuen Mutter abgeneigt. Ein junger Dr. Marquard, ein schöngestigter Dozent, mit einer tranken Frau verheiratet, geminnt ihr Herz; sie verläßt das Haus ihres Vaters;

sie erklärt, daß sie nicht zu seiner Frau passe. Sie wird Gesellschaftlerin bei einer reichen vornehmen Dame. Hier treten zahlreiche neue Personen auf; gut gezeichnete Charaktertypen; aber die etwas verwidelten Familienverhältnisse in diesen Kreisen lenken zu sehr von der Haupthandlung ab, von dem Seelenbilde der Heldin. Erst als der junge schöne Kesse des Professors, Luz, ein Adonis und Antinous, der als Knabe schon sich zeigte, als der Borsang eben aufgegangen war, wieder auf der Bühne erscheint, wird die Spannung wieder mehr wachgerufen. Er löst den Dr. Marquard ab, und wird der Geliebte Johannens, bis seine Liebe zu der jungen eigenartigen Elinor diese verdrängt und ihr nur eine müde Resignation übrig läßt. Das Spiel und Würfespiel dieser verschiedenen sich ablösenden Neigungen bildet den Gehalt des Romans. Es ist indes Carl Federn nicht gelungen, und für seine Heldin Johanne ein tiefstes Interesse einzuschließen; der Standpunkt der bürgerlichen Moral, welche die Abenteuer dieser geschiedenen Frau Berthelm unbedingt verurteilen muß, bleibt in seinem Rechte, denn die übermächtige Macht einer großen Leidenschaft tritt nirgends so hervor, daß sie die Liebe in ihren Bann zwingt. Noch mehr gilt dies aber von dem jungen Luz, der nicht ist als ein Liebhaber, der von der älteren Johanne zur jungen Elinor desertiert, sonst aber nicht das geringste in der Welt bedeutet. Davon abgesehen enthält der Roman treffliche Charakterzeichnungen, wie besonders diejenige der beiden Schwestern Marie und Elinor und des Mittelmeilers v. Hogerath, übrigens der einzigen Gestalt, auf welche einige Reflexe humoristischer Beleuchtung fallen, und viel treffende Bemerkungen über ästhetische und soziale Fragen. Manches Naturbild ist stimmungsvoll ausgeführt. Der Roman gehört, wenn man die Jean Paulsche Verteilung in Werte der italienischen und niederländischen Schule festhalten will, durchaus den ersteren zu. Genschilder aus dem Volksleben finden sich nirgends. Die Anhänger des modernen Naturalismus kommen so wenig auf ihre Rechnung wie die sensationsbedürftigen Leser und Lesrinnen.

R. v. G.

— Baron Sinai. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Übersetzung von Fritz Waldstein. Verlag von Heinrich Mielen, Dresden. — Von der „Sattigkeit“, die noch jüngst ein deutsches Mägdlein in einem kurzen Öreemilf den Römern der Gyp, alias Gräfin Mirabau-Martel, nachzulegen wußte, ist in dem „Baron Sinai“, dessen deutsche Übersetzung nun schon in zweiter Auflage vorliegt, eigentlich wenig zu finden. Er erweist sich vielmehr im Vergleich zu manchen andern Erzeugnissen moderner und nicht nur kinderheimischer Velletristik einer gewissen Echtheit, sowohl des Stoffes wie der Form, ohne jedoch den lebenswürdigen Zauber und die anmutige Grazie, Bortzüge, denen die deutsche Übersetzung in anerkennungswürdiger Weise gerecht zu werden sucht, vermischen zu lassen. Auch von der bei unserm westlichen Raabar gern gelegenen Aktualität ist die Gyp ihrem Werte eine genügende Dosis beigebracht; lassen doch die finanziellen und juristischen Manöver des Barons Sinai manche Erinnerungen an Panama nach werden. Ueberhaupt erscheint die ganze Figur dieses Pariser Börsenfürsten, dem einzig und allein seine semitische Abstammung Strupel verursacht, stark aus dem Leben gegriffen, wobei die prononziert jüdischen, aber nicht abstoßenden Rassecharakterzüge dieses nur von dem Streben nach geldgieriger Anerkennung beherrschten Mannes wie durch einen leichten Flor verhüllt und gemildert anmuten. Ein prächtiger Gegenlag zu diesem modernen Topos des Judentums ist der Gyp daneben in der flammesloßen, glaubensbetonen, greifen Mutter des Barons gelungen, die von den oberflächlichen Gesell-

schömenischen des Faubourg St. Germain sich aufs vorteilhafteste abhebt. Mit geistlicher Natürlichkeit vermag und die Gop dabei sowohl in dem bourgeoisen Heim des Maitre Guérande, eines der gewandtesten Mitglieder des Pariser Bureaus, wie in den ersten Salons des französischen Hochadels heimlich zu machen. Von den verschiedenen Episoden ihres Romans interessiert namentlich der in wohlthätiger Zäusung dahin sterbende Peter und sein Freund, der von vornehmer Erziehung besetzte Paul de Chinat, der in der ganzen vorklassischen Umgebung des Barons Sogno als der einzige Republikant echter Aristokratie ist. — Neben der geschickten Darstellung und der spannenden Komposition sind es vornehmlich literar. und sozialgeschichtliche Momente, die dem Roman etwas mehr denn Durchschnittsreue geben.

— **Der Bürger. Roman von Wilhelm Uhde.** Verlag von Fern. Sermann Nachf., Leipzig. — Es herrscht nachgerade, ein reichliches Dugend Jahre nach Hoffings „Überreiß“, kein Mangel mehr an Romanen mit Helden von Tadeln, Jünglingen aus den Kreisen der bildenden und lebenden Künste; wenn bei dem nur war zu häufigen Fehlen von fesselnden Charakternuancen und bei den oft ganz zum Vermochten ähnlichen Handlungsfortschritten nicht eminente stilistische Vorzüge über den meist recht schablonenmäßigen Aufbau derartiger Werke hinwegzusetzen, wird solche literarische Kost anspruchsvollerem Geschmack bald zuwider sein. Leider wird selbst dem wohlwollendsten und eifrigsten Verteidiger der Demeis schwer fallen, das uns Wilhelm Uhde mit seiner Darstellung der Geschehnisse **Der Bürger** nach irgend einer Richtung hin Neues zu sagen hat. Daß der Held des Romans ausnahmsweise einmal nicht „am Weibe“ zugrunde geht, sondern mit der Ermählten seines Herzens, der Tochter eines Diamantgrubeneßigers, glücklich im Ehestande landet, nachdem er seiner letzten Liebe, einer völlig in der Tradition gezeichneten Greisensfigur, den Scheideweg geschritten hat, spricht sowohl für das nachlässige Herz des Autors, wie für die robuste Natur seines Schütlings; daß dieser Mann dabei auch noch unter Verletzung seiner früheren dichterischen Ideale einen hässlich (!?) prämierten Roman schreibt, läßt zwar auf eine gewisse Revolutionsfähigkeit und Einsicht in den literarischen Bedarf des Publikums die besten Schlüsse ziehen, vermag aber Herz und Sinne des Lesers ebenso wenig in zwingenden Bann zu schlagen, wie die übrigen vom Autor mit mehr oder weniger großem Plomb vorg. tragenen Entwürfen psychologischer und physiologischer Natur von leiber ganz selbstverständlicher Art. Auch in der Charakterisierung bleibt Wilhelm Uhde völlig auf der breiten Oberfläche der Mittelmäßigkeit, nur daß er einzelne Typen, so die Vertreter der Kirche und der Justiz, recht einseitig und aufscheinend nicht ohne persönliche Befangenheit zeichnet. Ebenso ist die öfters unteririschen hervor. gehobene Kritik an saloppen Erscheinungen von Seiten, die weder Beruf noch Neigung zum Salonleben haben, ein schon recht verbrauchter Censurenstrich unserer jüngeren Belletristik. Nicht minder gehört die ins Übermäßige aufgebauete Episode des verrückten Grafen nicht zu den glücklichsten Einschüebungen des Romans, der Vereiterten nichts Neues zu finden vermag und für weniger geistliche Charaktere durch die schillernde Darstellung eines innerlich hohlen Gesellschaftskritikers recht verderblich auf Herz und Sinn wirken kann.

A. — **Durch Stillsein und Hoffen.** Roman von Edna Hall. Autorisierte Übersetzung von Ilse Charlot. Verlag von Georg Wiegand, Leipzig. — Nicht ohne Jaagen bin ich an die Letztte dieses Buches gegangen. Erreuen sich doch die englischen Romane, zumal die aus weiblicher Feder, des Rufes, mangelnde Liebe durch grösztmöglichste Breite zu erregen. Edna Hall hat mich angenehm enttäuscht. Beschränkt der Anfang ihres Romans durch eine rasche und flotte Führung der Ereignisse, denen die letzten Jahre des zweiten französischen Kaiserreichs und die Schredenfolge der Pariser Kommune einen historischen Hintergrund von ergreifender Wirkung geben, so eut. beugen auch die ruhigeren Seiten, die das vermeinte Geschwisterpaar der Walltons später in England erlebt, keineswegs spannender Abwechslung und fesselnder Darstellung. Vor allem interessiert das Schicksal der jungen Esperance, die im Hause ihres englischen Verwandten, des Bekanten von Wiesler, aufgenommen, in der Fremde in Stille und Hoffnung ihr Los zu ertragen sucht. Denn dem durch Patrgüte und

Brudertiefe vermöchten Mädchen bereiten die herben englischen Umgangsformen manche trübe Stunden, deren Schöberung dem Leser wertvolle psychologische Anklänge auf die Persönlichkeiten galtonianischen und angloamerikanischen Ethos eröffnet. Neben der detaillierten Charakteristik fesselt der Roman vornehmlich durch die anziehende Darstellung des Lebens in der kleinen englischen Landstadt mit ihrer herrlichen göttlichen Kathedrale und dem stillen Heim des Zetans, in dem Esperances Oheim seinen geistlichen Pflichten ebenso eifrig obliegt, wie seinen astronomischen Liebhabereien, aber die er nur gar leicht den Blick für das reale Leben und seine Anforderungen verliert. Zum Schluß nimmt die Erzählung dann noch einmal ein lebhafteres Tempo an, um die Heldin durch Tage und Monate schwerer Prüfung hindurchzuführen, in denen die nimmer Gattin und Mutter geordnete Esperance die tröstende Kraft ihres Wahlspruches „Durch Stillsein und Hoffen“ aus neue zu erproben vermag. So endigt das Buch als ein rechter Familienroman im besten Sinne des Wortes, bietet aber auch in vielen Einzelheiten literarisch Anspruchsvolleren manches Fesselnde und Interessante.

A. — **Demoiselle Engel.** Eine Altbremer Hausgeschichte von B. Schulz-Smidt. Reich illustriert von B. Hoffmann. Preis gebunden 3 M., gebd. 4 M. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. — Ein anmutig wirkendes Kulturbildnis aus der Zeit, wo in die Schöberperiode des Koloto die ersten tragischen Töne des sich mächtig vorbereitenden napoleonischen Weltkrieges hineinfielen. Die Geschichte spielt in Bremen; zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die alte Handelshaus mit ihren behäbigen Bewohnern glaubt gegen Sturm und Unwetter sich geföhrt, aber drüben in Holland ist der Teufel los und wer irgend kann, nimmt vor diesem Heißaus. Auf ihrer oft kostlos veranlaßten Flucht kommen viele der Holländer, Männer, Frauen und Kinder, auch nach Bremen. Der wohlwollende Rat erweist sich ihnen gegenüber zwar wenig gottfeindlich, aber diesem und jenem gelingt's doch, in der Fremde festen Fuß zu fassen, und zu diesen wenigen Glücklichen gehört die Heldin des Geschichtsbildnis, Demoiselle Engel. Und das Altbremer Herrenhaus hat seine Freude an dem holden Eindringling, mit dem die Sonne kommt und erst die rechte Lebensfreude ihren Einzug hält. Nur der junge Herr des Hauses, der ernst und spröde geartete Patriegier, erhält sich der „Detailisten-Lochter“ gegenüber anfangs ablehnend, aber schließlich, den Letzt förmlich überredend, erweist sich seine Zuneigung zu dem jungen Mädchen doch so mächtig, daß er sie zum Weibe nimmt. Die der Geschichte zugrunde liegende Handlung ist sehr dürftig und auch mehr skizziert als eingehend ausgearbeitet. Um so mehr zieht die Verfasserin auf die Kleinmalerei des Drum und Dran verzoand. Das Mädchen ist von großem Stimmungsvorzug und aus der Art, wie das alte Bremen mit seinen gutgearteten Bürgern, die „in strengen Zuchten und sicheren Ehren, mit Lieben, Strafen und Gutermehren“ ihr Dairin ausgefüllt haben, geschildert ist, spricht echte und tiefe Heimatliebe, die in dem oft bemährten Können der Schriftstellerin auch hier einen ansprechenden Ausdruck findet. Die häßliche Ausstattung des Buches, insbesondere die sauber ausgeführten Illustrationen verdienen ebenfalls Anerkennung.

M. U. — **Das entführte Bild zu Satb.** Histor. Roman von Dr. F. Stolze, Hofstod, G. J. E. Hoffmann (Hoffmann & Wette) 1904. — Dieses Buch gehört dem Reiche der Phantastie an, wie Laboulayes bekanntes Paris en Amerique und einzelne Bücher, die wir an dieser Stelle besprochen haben, z. B. ein Marktwohnber über die Erde, Rückbild auf Österreich im Jahre 2000 und ähnliche. Hier findet sich der Verf. im Traume in die Vereinigten Staaten von Nordamerika versetzt, wo inzwischen die heutige moderne Entwidlung in die höchste Potenz und z. T. in wirtschaftliche Marzheit umgeschlagen ist: Der Staat ist z. B. der einzige Kaufmann im Lande, die Bande der Ehe sind gelöst, die Liebe ist frei, jeder erhält für sein Vermögen ein Bonbuch, aus dem er alle seine Bedürfnisse bestricket um. Eine Menge anderer Einrichtungen sind wiederum auf sinnreiche Weise ausgefaltet: kurz vor seiner Phantastie einmal frei die Jügel schreien lassen will, wird aus dem Bude viel Vermögen schöpfen. Hier möchten sogar glauben, daß einiges darin Stoff zu praktischen Anregungen bieten könnte. In der Hauptfache kommt es freilich immer anders als man denkt und Gott vergüte, daß es so kommt, wie es hier geschildert ist.

Nr. 6.

Sonnabend, den 14. Januar, abends.

1905.

## Moltkes Italienscher Feldzug des Jahres 1859.

Der Italiensche Feldzug des Jahres 1859 ist bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1862 von der damaligen „historischen Abteilung des Generalstabes der Preussischen Armee“ herausgegeben worden und dann noch zweimal in erneuter Auflage erschienen. Da aber Moltke als der geistige Urheber dieses Wertes bezeichnet werden muß, auch der im Kriegsjahre des Generalstabes noch vorhandene Entwurf des zweiten Abschnitts sich als eigenhändige Arbeit Moltkes erweisen, so ist dieses Werk unter die „Militärischen Werke“ des vereinigten General-Feldmarschalls\*) mit aufgenommen worden. Ist das Werk selbst zwar im unveränderten Vorlaut wieder herausgegeben worden, so gewinnt diese neue Auflage doch an besonderem Wert durch die erneute Durcharbeitung von seiten der Kriegsgeschichtlichen Abteilung, Ergänzung und Ausstattung mit zahlreichen Anmerkungen und Fußnoten, wozu auf die seit der ersten Veröffentlichung reich angewachsene einschlagende Literatur Bezug genommen wird, namentlich auf die beiden Generalstabswerke der Österreicher und Franzosen, sowie auf Friedingsbe, „Genebets nachgelassene Papiere“ u. a. Auch dieses Werk Moltkes zeichnet sich durch klare Anordnung, flotte, flüssige Erzählungsweise und lehrreichen Inhalt aus. Wenn man nach dem erstmaligen Erscheinen dieser Geschichte des Italienschen Feldzuges in Österreich durch sie teilweise unangenehm berührt und verstimmt war, so ist dies wohl erklärlich, denn die Uneingebung des Bearbeiters wendete sich unvorhergesehen mehr jener Partei der beiden Kriegführenden zu, die energisch und zielbewußt die Offensiv ergriff und durch mutige Initiative das Kriegsglück an ihre Fahnen zu zwingen mußte, nämlich den Verbündeten, während sowohl das unsichere Gerumstalten, als die unklare Befehlsgabung der österreichischen Führer Moltkes überlegter ruhiger und bestimmter Art durchaus jünder war. Moltke hält sich bei der Darstellung des Feldzuges nicht lange mit der Erzählung der politischen Vorgänge und Bewilligungen auf, sondern beginnt seine Schilderung sogleich mit der entscheidenden Tatsache, daß Österreich zu Anfang des Jahres 1859 seine Lombardischen Garnisonen verstärkt hätte, nach wiederum zur Folge gehabt, daß die Mobilisierung der ganzen piemontesischen Armee Mitte März verlagert wurde, aber auch Frankreich nun in den Arsenalen und Höfen eine gewaltige Tätigkeit entwickelte. England veruchte zwar Mitte April unter den Mächten zu intervenieren, indem es mit dem Vorschlag einer allgemeinen Entwarnung hervortrat, doch ging Österreich auf diese Vorschläge nicht ein, schied vielmehr am 19. April sein Ultimatum direkt nach Turin, worin es unversöhnliche Entschlossenheit Cardinios forsetzte. Moltke sagt darüber: „Von rein militärischen Standpunkt erscheint dieser kühne Schritt völlig gerechtfertigt. Nur müßten auch von diesem Augenblick an alle politischen Rücksichten in den strategischen unterordnen. Das Schwert war gezogen, nur das Schwert konnte jetzt noch entscheiden. Alles kam auf ein rücksichtslos schnelles Handeln an.“ Doch in Wien leben wir wiederum ein Zaubern und Schwanen, wie so oft in der Politik des Kaiserstaates, und das Einrüden in Piemont wurde verschoben. Während man vormem hoffen durfte, die Sardinier früher anzugreifen, als die Franzosen Hilfe bringen konnten, lagen die Dinge nun weniger günstig. Es erfolgte dann doch am 29. April, freilich nur zwei Tage

später, das Überschreiten der Grenze, es waren „aber zwei Tage von großer Bedeutung, wo jede Stunde von Wichtigkeit war“. Kaiser Napoleon hatte nicht gegögert; als die Sommatom dem Grafen Camour am 23. April überreicht worden war und er hieron telegraphische Kenntnis erlangt hatte, war von ihm sofort Befehl zum Einrüden in Piemont erteilt worden. Moltke knüpft an diese Vorgänge sehr interessante Betrachtungen: „Wir haben jetzt zu prüfen, welches die militärische Macht war, auf die das kühne Vorgehen des Wiener Kabinetts sich stützte.“ Worauf eine eingehende und sehr sorgfältige Beurteilung der beiderseitigen Streitkräfte folgt, aus der wir einige seiner klassischen Vorschläge hervorheben möchten. „Die Zusammenfassung des Hauptquartiers einer Armee ist von einer Wichtigkeit, die nicht immer genügend erkannt wird. Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat.“ Die Herausgeber bemerken hierzu, daß er in demselben Jahre seinem Bruder Adolf schrieb: „Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgendes Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen.“ Dann sagt Moltke weiter: „In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Resultat gemeinsamer Erörterung einer kleineren oder größeren Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sich vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieser Zahl schon darf nur eine Meinung zur Geltung kommen. Die militärisch-hierarchische Gliederung muß der Unterordnung, auch des Oberankens, zu Hilfe kommen. Dem Kommandierenden darf nur diese eine Meinung, vorbehaltlich seiner eigenen Prüfung, und nur durch den einen dazu Befugten vorgebracht werden. Ihn möge der Feldherr nicht nach der Rangliste, sondern nach seinem wahren persönlichen Vertrauen.“ Man umgebe aber einen Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer — je mehr, je vornehmer, ja je gelehrter, um so schlimmer — er höre bald den Rat des einen, bald des andern; er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkt, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die durchaus begründeten Einwürfe eines Dritten und die Abhilfsverschlüsse eines Vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter noch motivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird.“ Am glücklichsten ist aber der Feldherr, der noch eine Kontrolle über von seinen Entwürfen, Plänen und Absichten legen soll: einen Delegation der höchsten Gewalt im Hauptquartier oder doch einen Telegraphenbrakt im Rücken. Daran muß jede Selbständigkeit, jeder rasche Entschluß, jedes kühne Vorgehen, ohne welche doch der Krieg nicht geführt werden kann.“ Die Bearbeiter bemerken hierzu, daß das österreichische Armeesoberkommando der Militärzentralanzlei in Wien untergeordnet war, an dessen Spitze der alte Generaladjutant Feldmarschallleutnant Graf Gröbner stand. Zum letzten Abzug wird ergänzend angefügt, Moltke habe im Juli 1859 an seinen Bruder Adolf auch das schöne Wort geschrieben: „Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.“

Belonderst interessant ist die Charakteristik der französischen Generale, welche 1870 die Gegner Moltkes waren. Über Mac Mahon sagt er, daß er sich in Klagen wie in der Ström die entscheidendste Zuneigung seiner Truppen erworben habe und seine Leistungen dort teils noch im trübsten Klendeten gewesen, und

\*) Moltkes Militärische Werke. Herausgegeben vom Großen Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Gruppe III. Dritter Teil: Der Italiensche Feldzug des Jahres 1859. Mit 2 Übersichtsarten, 8 Skizzen und 20 Sandzeichnungen. 1904. 10 M., geb. 14 M. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

dem Marschall Cantobert rühmt er nach, die französische Armee dankte es ihm vorzugsweise, „daß sie in der Krüm jene fürchtbare Leibenzelt vor Sebastopol ausdauern konnte, ohne zugrunde zu gehen, während neben ihr die englische Armee durch den Mangel sehr geschädigt fürstörge zusammenstürzte.“

Moltke sagt dann weiter: „Eine gerechte Kritik darf nicht den nachmaligen Verkauf der Dinge, nicht die Kenntnis der Verhältnisse, nie sie nachträglich vorliegen, zum Maßstab ihres Urtheils nehmen, sondern muß sich fragen, was konnten die Leiter der Begebenheiten zur Zeit ihres Handelns davon wissen.“ Er folgert nun, daß der österreichische Heerführer wissen mußte, er habe es jetzt nur mit der sardinischen Armee zu thun, die Franzosen vermochten diese noch nicht zu unterstützen und sein Heer war dem Gegner um fast 40 000 Mann überlegen. Unvergleichbar war demnach das schnellste Vorrücken für die österreichische Armee das Sicherste, jede Verzögerung mit einer größeren Gefahr verbunden.“ Für die franco-sardinischen Unternehmungen wäre nach seiner Ansicht eine Aufstellung in der Gegend von Pavia das Wichtigste gewesen, denn sie hätte für die Defensiv die größten Vorteile geboten und „der franco-sardinische Angriff mußte sich von Pavia aus für ein Vorgehen auf dem linken oder rechten Ufer des Po entscheiden. Das erstere sähete am directesten auf den wichtigen Punkt Mailand, aber ein solches Unternehmen erschien unmöglich, solange ein nicht geschlagenes österreichisches Heer bei Pavia nur vier Meilen entfernt in der Planie dieses Vorkampfes stand. Die Verbindung mit Genua wurde dabei aufgegeben, die mit Turin gefährdet. Die Schlacht mußte dem Fest von Mailand vorangehen. Rückten die Verbündeten am rechten Pover vor, so umgingen sie alle die bedeutenden Wasserläufe, welche von den Alpen herab dem Po durch die Lombardische Ebene zufließen. Bei den tatsächlichen Verhältnissen in Parma, Modena und Lodianna konnten die Franzosen eigentlich ganz Mittelitalien wie eigenes Land ansehen und nötigenfalls selbst statt auf Genua sich auf Livorno blicken.“

Endlich am 29. April begannen die Operationen, am 30. April land der strategische Aufmarsch der österreichischen Armee hinter dem Tordoglio statt. Die österreichische Offensiv konnte offenbar nur ein Objekt haben, die sardinische Hauptarmee, kein anderes. Diese stand in unmittelbarer Nähe hinter Po und Tanaro. Dort konnte sie in kürzester Zeit mit großer Überlegenheit angegriffen werden.“

Die Österreicher standen am 2. Mai in einer vier Meilen weit ausgehenden Stellung bei Robbio und Pieve, waren somit in vier Tagen nur vier Meilen vorgezogen. Dies bedeutete nicht darauf hin, daß man zu einem sofortigen und entscheidenden Handreich entschlossen war. „Im piemontesischen Heere herrschte die größte Spannung“, denn man wußte, daß von französischer Seite noch keine Hilfe zu erwarten war. Am 3. Mai unternahm die Österreicher schwache Aufklärungen, um gewaltsam einen Einblick zu erlangen, wobei die ersten Schüsse fielen und die 13. Jäger einige Verwundete hatten.

„Obwohl nun in der Tat nichts gesehen war, was die Verhältnisse anders gestaltet hätte, als sie je zur Zeit waren, wo man das Vorrücken beschloß, so gab man den Angriff dennoch auf, und das österreichische Heer stand nun schon am Ende ihrer Offensiv.“ Allerdings hatte eine Regenperiode begonnen, die alle Unternehmungen sehr erschwerte. „Diese Ungunst der Witterung war freilich ein nicht zu berechnender Zufall; aber eben weil solche Ereignisse nicht vorherzusehen sind, ist ein solches Handeln so überaus wichtig im Kriege, wo nur der gegenwärtige Augenblick unser ist.“ Nach unfermher Umherzügen ein Zurückziehen in die völlige Passivität. Moltke urteilt: „Die rasche Kriegs-erklärung wäre nur durch einen schnellen Sieg über die Piemontesen zu rechtfertigen gewesen. Man war zögernd dazu vorgegangen, als sie noch allein standen, und hatte die Opfer gebracht, die ein Angriff gegen ihre Front kosten mußte. Der strategische Überfall war gleichfalls nur angewendet, nicht aber ausgeführt worden.“ Die Japaner haben jüngst diese Lehre bekräftigt.

Nach einem fortgesetzten Herumtasten und Hin- und Hermarschieren der Österreicher kommt es am 20. Mai zum Gefecht bei Montebello, wo sich die österreichischen Truppen mit ausgezeichneter Tapferkeit schlagen. „Aber sie waren stets nur nach und nach und in ungenügender Stärke ins Gefecht geführt. Man hatte so viele Aufnahmestellungen rückwärts genommen, daß das, was wirklich gegen den Feind stand, unterliegen mußte. Obwohl

in seinem Kantonnement ganz überragend mit einem Angriff bedroht, hat General Forey seine Division schnell verarmlet, mit der Offensiv geantwortet und den beabsichtigten Überfall in einen Sieg verwandelt. Im Gegensatz zu dem österreichischen Verhalten verwendet er bei allen Kämpfen alle seine Kräfte. Dieses frächtige Verhalten hat für sich — den Erfolg.“

Doch auch diese blutige Lehre von Montebello brachte keine Änderung in der österreichischen Kriegsführung. Die österreichische Armee stand seit mehr als 14 Tagen unverändert in der Lombolina, aber innerhalb des verhängten Abschnitts war eine fortwährende Bewegung, ein Hin- und Hermarschieren, welches den Truppen die Ruhe nicht zugute kommen ließ. Die Lage des Grafen Gualai war allerdings schwieriger geworden, denn nunmehr hatte der Feind Zeit gehabt, sich zu verstärken, dazu fehlte es an Nachrichten und Kundschafter waren nicht zu erlangen, ein gutes Zeugnis für die Vaterlandsliebe der Italiener. Vor gewaltsamen Retrospezierungen über die trennenden Flußlinien hinüber schredte man zurück, denn man fürchtete schon einen Hauptangriff des Feindes. Man hing also gänzlich von den Unternehmungen des Gegners ab.“ „Unterdes bereitete sich nun der Angriff der Verbündeten wirklich vor.“ Moltke erörtert nun in seiner bekannten klaren und folgerichtigen Weise drei Möglichkeiten für das Vorgehen der franco-sardinischen Armee. Aber die schließliche auch von den Verbündeten gemählte Angriffsrichtung, die schwierigste der drei angeführten, urteilt Moltke: „Es blieb dann aber noch die dritte Möglichkeit: eine Umgehung der rechten Flanke der Österreicher. Die Offensiv genährte dabei den Franzosen einige Hilfe; bei Brezzola und Novara konnten sie nur auf den äußersten rechten Flügel des Feindes stoßen. Bis hierher waren gar keine Schwierigkeiten, weiter aber wurden alle Verhältnisse für die Spitze gestellt. Die Verbindung mit Genua war dann ganz ausgegeben, die mit Turin in hohem Grade gefährdet. Man stand mit dem Rücken nach der neutralen Schweiz. Die unerlässliche Bedingung des ganzen Unternehmens war, daß die Verbündeten Sieger in allen Schlachten blieben, daß also die Taktik für die Strategie einlind.“ Dann sagt er weiter: „Weiß sind der Einsicht Kaiser Napoleons die großen Bedenken, welche dieselben Hoffnungen gegenüberstanden, nicht entgangen. Allein er durfte seinem Heere vertrauen und war den Österreichern numerisch überlegen. Er handelte schnell, überlegend, kräftig und dem so Handelnden fallen meist immer die Vorteile zu, welche dem Abwärtenden entgehen.“

Diesem sündigen Unternehmen gegenüber gingen die Österreicher zurück und verzeigten wiederum ihre Kräfte in einer acht Meilen ausgedehnten Stellung östlich des Ticino von Barese bis Piacenza. Sie hatten allerdings den Vorteil einer vorzüglichen Stellung und als Anlehnung für den linken Flügel die Festung Piacenza. In dieser Stellung traten sie in ein Verhältnis zurück, welches auch militärisch jetzt gewiß nicht günstiger war, als wenn sie, ohne den Krieg zu erklären, den vereinten Gegner ruhig abwarteten. Sie hätten dann ihre Rüstungen vollenden können und wären mit sieben kompletten Armeekorps und mit geschonten Kräften in verarmletter Aufstellung dem Verbündeten beim Überdrücken des Ticino oder des Po entgegengetreten.“

Die entscheidende Überlegenheit der Zahl und ihr Verarmlettete sie genährte den Verbündeten eine Freiheit des Handelns, die sie auch entschieden ausnützten und den rechten Flügel der zerplitterten österreichischen Aufstellung am 4. Juni bei Magenta angriffen. Hier auf dem rechten Flügel befehligte Graf Clam. Die Hauptoperationslinie der über die Ticinobrücke vordringenden Franzosen bildete die große Ghauffee nach Mailand und die Eisenbahn. Hier bei Ponte Ruovo di Boffalora begannen die Angriffsbewegungen des Kaisers Napoleon, während Mac Nafon, von Norden kommend, gegen Flanke und Rücken der Magigliorfont vorging und mit der Fortnahme von Magenta die Schlacht entschied. Über den Verlauf der Schlacht urteilt Moltke: „Die Beschuldigung, daß Graf Gualai anberthals Stunden habe vergehen lassen, ehe er seine Befehle erteilt, ist völlig grundlos. Ihm fällt nicht zur Last, daß er Graf Clam zu spät unterstützte, sondern noch unserer Ansicht, daß er ihn nicht zurückzog, bevor er eine Unterstützung bedurfte. Der halbe Tag war verfloßen. Das V. Korps stand zwei und eine halbe, das VIII. vier Meilen von Magenta entfernt. Nur das III. und VII. Korps konnten heute noch das Gefechtsfeld erreichen, und von diesen wurde auch noch eine Division rechts weg, gegen Mailand zu, geschoben. Wir sehen hier dieselben Anordnungen wie bei allen früheren Gefechten. Ein

Teil der Armee wird gegen den Feind geführt und dabei noch durch allerlei rüd- und feindwärtige Aufstellungen gehemmt, während die Franzosen mit allem, was sie haben, angreifen.“ Blieben wir auf den Verlauf der Schlacht zurück, so sehen wir, wie die Eigentümlichkeiten des Schlachtfeldes ein fortwährendes Einzelgefecht herbeiführt hatten. An eine so allgemeine Vereinzelung waren die Österreicher nicht gewöhnt, die Leitung durch die Offensiv wurde dadurch außerordentlich erschwert, ja unmöglich gemacht. Demgegenüber zeigte sich die Ausdauer und Fähigkeit der französischen Infanterie, die Feindigkeit und Selbstständigkeit des einzelnen Mannes bei weitem überlegen. Das Feuer ganzer Kompagnien und ganzer Bataillone, welche in Schüßenslinien sich auflösten, wurde bei geheimer Benutzung bedehender Gegenstände den österreichischen Kolonnen sehr fühlbar und die Bedrohlichkeit der Leute dadurch noch erhöht, daß sie meistens vor der Gefecht das Gepäck ganz ablegten, eine Maßregel, die freilich nicht überall zu empfehlen ist. Wenn zwar jene Feindweise auch die französischen Truppen sehr auseinanderbrachte und manche von ihren Fahnen abnahmen, so mochte doch jedem einzelnen der Trieb bei, sich immer wieder am Gefecht zu beteiligen.“

Die Schlacht war keinesfalls am 4. Juni entschieden, noch war die Möglichkeit für die Österreicher vorhanden, am nächsten Tage zur Offensive überzugehen. Moltke sagt darüber: „Als Graf Opulski um 9 Uhr nach Abbiate grosso zurücktrat, hatte man im Hauptquartier nicht das Gefühl, daß die österreichische Armee geschlagen sei; die Wiederaufnahme des Kampfes am folgenden Tage war beschlossen und die Dispositionen dazu wurden noch in der Nacht entworfen.“ In der Nacht aber traf vom Grafen Lam die Meldung ein, daß der Zustand seiner Truppen nicht mehr gefechtsfähig sei, er sich deshalb auf Galiano zurückgezogen habe. Daraufhin entschied sich auch der Kommandierende für den Rückzug, was aber nicht unbedingt nötig war. „Damit war den Franzosen der Sieg bei Magenta unerwartet und die Klüftung der Lombardei die unausbleibliche Folge.“

Auch die Verbündeten schienen am Abend des 4. Juni nicht den Eindruck gewonnen zu haben, einen entscheidenden Sieg errungen zu haben, erst der Abzug der Österreicher machte ihnen dies am folgenden Tag klar. Eine Verfolgung war inselbesehens aus unterließen und drei Tage nach der Schlacht war das vordere Korps nur drei Meilen über das Schlachtfeld hinausgekommen.

Am Morgen des 8. Juni zog Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Garben mit dem König Viktor Emanuel in Mailand ein. Die Österreicher standen 15 Kilometer südlich mit der Brigade Roden in Melegnano. Aus dieser unbequemen Nähe mußten sie vertreiben werden, ehe man sich in der Hauptstadt sicher fühlte. Marschall Baraguey d'Hilliers erhielt den Befehl, den Feind noch am 8. Juni aus Melegnano zu verdrängen. Die Österreicher hatten den ganzen Vormittag auf den feindlichen Angriff gewartet und nicht abgeloht; als endlich hierzu die Erlaubnis erteilt worden war, wurden die Truppen hierbei von dem feindlichen Angriff überrollt. Die Österreicher, welche sich ebenso feindsinnig als hartnäckig in dem verbarbarierten Ort verteidigten, konnten dem Ungestüm der Franzosen und ihrer Übermacht nicht lange widerstehen und zogen sich wiederum zurück. Ein um 8 Uhr abends ausbrechendes Gewitter setzte dem blutigen Straßenkampfe ein Ziel, auch hörte jõe weitere Verfolgung durch die Franzosen auf. Moltke sagt über dieses Gefecht: „Eine Stellung vorwärts des Zefles und überhaupt ein so ernstes Gefecht konnten wohl nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn man mit der Armee wieder über den Lambro vorgehen wollte. Eine allgemeine Offensive gegen die nunmehr völlig verammelte Macht der Alliierten lag aber gewiß nicht in der Absicht. Man wollte einen Halt auf dem Rückzug und Nachdruck über die Bewegungen des Feindes, und es scheint, daß man füglich die Opfer des blutigen Kampfes bei Melegnano, sowie die moralisch nachteilige Wirkung einer abermaligen unglücklichen Unternehmung hätte vermeiden können.“

Vicenza, welches bei der Vorbereitungen zu dem Feldzuge erst in einen verteidigungsfähigen Zustand versetzt worden war, wurde nunmehr auch aufgegeben. Hierbei kommt Moltke auf sein Zielungspläne: Flankenstellungen zu sprechen, denn es war die Ansicht aufgestellt worden, daß die Österreicher, gestützt auf diesen Fleck, die Lombardei aus einer Flankenstellung dort hätten verteidigen sollen. „Dagegen muß bemerkt werden, daß zunächst das

österreichische Heer, ohne verfolgt zu werden, das augenblickliche Schutze nicht bedurft, und das Flankenstellungen ihre Wirksamkeit über gewisse Entfernungen hinaus nicht mehr üben. Eine Flankenstellung hinter dem Raviglio granbe hätte unbedingt den Anmarsch der Franzosen nach Mailand verhindert, eine solche hinter dem Po gewiß nicht das weitere Vordringen.“ Dann sagt er: „Das Standhalten der österreichischen Armee bei Vicenza hätte für beide Teile alle Verhältnisse auf die Spitze gestellt. Solche Situationen aber sind zugunsten des Stärkeren, des rücksichtslos Vorgehenden, der mit dem Gefühl des Sieges eben erst erfüllten Armee. Nach unferer Anknüpfung konnte das österreichische Heer bei Vicenza in die unheilvolle Lage geraten. Nur ein entscheidender Sieg vermochte den Befehl der Lombardei noch zu retten.“

Die Verbündeten setzten ihren Vormarsch erst am 11. Tage nach der Schlacht bei Magenta fort, nachdem Napoleon die Gewißheit erlangt hatte, daß der Gegner über die Adna zurückgegangen sei, und zwar in ganz anderer Richtung, als wie der Feind zurückgegangen war, auf der von Mailand nach Brescia führenden Straße. Die Armee verließ hierbei wiederum in enger Veramlung, es scheint, daß der Kaiser Napoleon noch immer einen Angriff der Österreicher erwartet hat.

Da die Österreicher weit mehr als die Franzosen daraufangewiesen waren, ihren Rückzugeln nahe zu sein, so hatten sie ihren Rückzug in der Richtung auf das Festungsbereich fortgesetzt. Durch das langsame Nachfolgen der Verbündeten begünstigt, war es inzwischen den Österreichern nunmehr gelungen, sich dem Feind auf dessen Hauptoperationslinie wieder direkt vorzulagern. „Auf dem Höhenstrahl südlich des Garda-See, mit der Artilleriegarde an der Spitze, brach die österreichische Armee sich schon jetzt in einer Stellung, welche für die Verteidigung wie für die Ergreifung der Offensive gleich günstig erscheint.“

Das letztere hatte man auch wirklich beabsichtigt, am 19. Juni abends sollte die gesamte Armee auf einer Linie von Lonato bis Acquafredda verammelt sein; würde man sich dahin nicht selbst angegriffen, so sollte am 20. die Offensive beginnen. Eine vollständige Angriffsdisposition war ausgearbeitet.“ Diese Absicht wurde aber aufgegeben, als der Kaiser Franz Josef am 16. Juni den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht in Italien übernommen hatte. „Der Kaiserfranz hatte seine ganze Willkürmacht entfaltet, um sein Bestimmtes in Italien zu sichern.“ Trotzdem wurde die Stellung Lonato—Galligiano am Gchie ausgegeben und noch in der Nacht zum 20. Juni die am Gchie lebenden Abteilungen hinter den Mincio zurückgezogen.

Am der Ueberleitung der Armee, an der Verpflegungsort der Truppen, an der Leitung der Befehlsvermittlung u. a. tat Moltke viel auszustellen und sagt: „Bei Beurteilung der Leistung der Truppen in der Schlacht dürfen diese Umstände nicht außer Rechnung gelassen werden.“

Dagegen war es nunmehr den Österreichern gelungen, ihren verbündeten Gegnern an Infanterie und Kavallerie um etwas, an Artillerie sogar erheblich überlegen zu sein, so daß erneut an ein Vorgehen der Armee gedacht wurde, welches auf den 23. anberaumt wurde. Moltke sagt: „Die Marschdispositionen des Feldzeugmeisters Baron Hess hielten die Truppe in zweckmäßiger Weise zur Verfügung, ihre Verbringung in der Schlacht nur nach Sache des Feldherrn.“

Die Verbündeten waren in Rücksicht auf die großen Verpflegungsschwierigkeiten langsam gefolgt, in 16 Tagen nur 16 Meilen und standen am 23. bereit mit ihren Positionen östlich des Gchie. Im Hauptquartier des Kaisers Napoleon mußte man mit Bestimmtheit, daß das ganze österreichische Heer eben erst den Rückzug über den Mincio angetreten hätte, „alles deutete darauf hin, daß es dort den Angriff der Verbündeten abwarten werde; es war daher durchaus nicht wahrscheinlich, daß es jetzt auf neue Vorrücke, um eine Position wieder einzunehmen, die eben erst verlassen worden war.“

Napoleon beschloß daher nun am folgenden Tage weiter gegen den Mincio vorzugehen. Das Unglück für die Österreicher mochte es, daß diese ihren Vormarsch am 24. Juni erst auf 9 Uhr vormittags festgesetzt hatten, vorher sollte noch abgeloht werden. Im Gegenzug hierzu war bei den Verbündeten, um die große Hitze zu vermeiden, der Aufbruch sehr früh morgens befohlen, die Soldaten erhielten vor dem Aufmarsch Kaffee. So kam es, daß die Franzosen bereits den Aufmarsch ihrer tiefen Kolonnen bewirkt haben, um ihre Spigen, die bereit mit dem

Feind in Verdringung gekommen sind, zu unterstützen, als in den österröichischen Bivalls noch abgeloht wurde. Wolke sagt: An Berichterstaten und Anfragen genöthigt scheint alles auf höhere Befehle zu warten, und doch hatte bis um 9 Uhr noch keine einzige Wiedung über das, was seit drei bis vier Stunden voring, ihren Weg durch die Korps- und Armeelommandos bis zum Hauptquartier gefunden.

Das Schlachtfeld von Solferino zerfällt in zwei völig verschiedene Teile. Der südliche gehört der Ebene an, hier konnte die Kavallerie Erfolge erzielen, der nördliche dem sogenannten Mincioertrien, einem von diesem Flusse durchschnittenen Hügellande, welches in den Orten S. Martino, Solferino, Cavriana, Nedele und Guisigolo der Verteidigung höchst günstige Stützpunkte bietet. Um S. Martino und das stattliche Schloß von Solferino mit Kirche und dem mit einer 6 Fuß hohen Mauer umgebenen Kirchhof tobte der Kampf besonders hart und roogte mit wechselndem Glück hinüber und herüber. Als diese wichtigen Punkte endgültig aber in die Hände der Franzosen und Piemontesen gefallen waren, namentlich als Solferino verloren war, wodurch die österröichische Stellung in der Mitte durchbrochen war, vermochten die tapfern Österröicher weitere Erfolge nicht mehr zu erzielen. Auch dieser Tag endete siegreich für die Verbündeten. Die Österröicher mußten sich hinter den Mincio und schließlich bis in ihre Festung erred zurückziehen.

Am 6. Juli landete Kaiser Napoleon den General Fleury mit Bessenshülfskandvorschlägen nach Verona. Die Gründe, welche den Kaiser bewegen, im völksten Siegeslauf den Krieg abzubrechen — denn der Bessenshülfskand wurde von ihm nur als erster Schritt für Wöschung des Friedens betrachtet — sind wohl hauptsächlich politischer Natur gewesen. Er hatte immer nur einen italienischen, nicht aber einen europäischen Krieg führen

wollen, und in letzteren mußte er unausschließl verwickelt werden, wenn er den Kampf weiter forstete. Die sardinischen Bepollen streifen bereits bis an die Grenzen Deutschlands, und der Kaiser mußte nicht, ob er seine Bundesgenossen an dem Übertrittenden derselben zu hindern imstande sein werde. Bressen hand völig rückte. Die Mobilisierung von zwei Dritteln der Armeo war beendet, der Rest befand sich auf der Kriegsbühne. Es war kein Geheimnis, daß am 15. Juli der Eisenbahntransport nach dem Rhein beginnen werde, welcher in sehr kurzer Zeit ein Heer von 250000 Mann dort versammelte, denen die übrigen deutschen Kontingente sich anzuschließen bereit waren. Somit war erste Befestigung im Verzuge. Hierzu kam noch eine Mißstimmung über das Behalten Victor Emanuels, dessen Befstreben, sich möglichst unabhängig zu stellen, je länger je mehr hervortrat.

Auch im österröichischen Kabinett war man der Beendigung des Krieges geneigt, die Finanzen waren zerrüttet, die Kräfte des Landes erschöpft. Da sich die Bündnisse begegneten, so war ein Verändändnis bald erreicht und am 12. Juli wurde bereits der Präliminarietriede zu Villafranca unterzeichnet, dem am 10. November der Friede von Zürich folgte.

Dieser kurze Auszug aus dem Moltkeschen Werke dürfte vielleicht geeignet haben, wie lehrreich und seltene für den Soldaten und den Geschichtsforscher die Lektüre ist. Unterliegt wohl das Studium durch wertvolle Beilagen in Karten, Skizzen und Handzeichnungen von Moltkes Hand über Truppenstellungen und Operationen. In diesem Bande wendet der Generalstab zum erstenmal auch die neue Orthographie an. Dieser Band bildet eine höchst mündenswerte Ergänzung zu Moltkes Militärischer Korrespondenz aus den Dienstbüchern des Jahres 1859 (Wierter Teil).

### Bücherbesprechungen.

— Von Adob nach Ninioe im Jahre 711 v. Chr. Von O. J. E. Leipzig, Otto Wigand. — Durch den Vereinbezug der Sage vom Propheten Jona in die babylonisch-assyrische und griechische Mythen- und Sagenwelt hat sich die Verf. eine Aufgabe gestellt, deren vöilige Lösung der wissenschaftlichen Forschung wohl niemals gelingen wird. Wohl darf es jetzt für auseracht gelten, daß babylonisch-assyrische, wie auch ägyptische Mythen- und Sagengebilde sich im alttestamentlichen Schrifttum und in religiösen Vorlesungsbüchern der Griechen wiederfinden und eine entsprechende Fortspinnung und Umbeutung erhalten haben, aber lautliche Ähnlichkeit oder wohl gar lautlicher Gleichklang der Namen in den betreffenden Sprachen sind für die Bezeichnung noch nicht beweisen, wie auch ähnliche Ereignisse und Geschehnisse der Personen den inneren Zusammenhang keineswegs feststellen. Immerhin aber bietet das Buch eine Fülle von interessanten Bezeichnungen, die den Leser fesseln und zum Nachdenken anregen. Das Wirken des hebräischen Gottglaubenden in Ninioe, der alten assyrischen Metropole, erscheint in farbenprächtigster Beleuchtung und der Verf. innigster Ehrfurcht würd, wenn die kulturhistorischen Ergrabungen im mesopotamischen Lielande irgend ein Zeichen jutage fördern möchten, das die ehemalige Anwesenheit des Jona's dabeist bezeugte. Gerade hinsichtlich der Bewertung der hebräischen Texte gebührt der Verf. entschieden das Verdienst, dieselben in guten Übersetzungen der gebildeten Laienwelt jutänglich gemacht zu haben. Nicht allein das altorientalische Völkchen, vor allem der Gott Marbul in seiner heiligschicklichen Bedeutung, tritt lebhaft vor unsere Geist, sondern auch die Nachstellung der Kosmokratoren Assurbanipal, Sargon und Sanherib und ihre gewaltigen Eroberungszüge. Auch was die Keilschriftzettel an tuisinnigen Epen, religiösen Gmnen und Gebeten aufweisen, ist, soweit es allgemeines Interesse hat, und mit der Propheete des Jona's im Zusammenhang steht, zur Verwendung gekommen. Durchaus richtig ist die Ansicht, daß die jüdische Schriftgelehrsamkeit zu Jelu Zeit dem kleinen Propheetenbuche im alttestamentlichen Kanon wenig Beachtung geschenkt hat. Jona spielt im Talmud nur eine untergeordnete Rolle. Erst in späterer Zeit hat sich die jüdische Kadab des biblischen Stoffes bemächtigt, wie dies aus Pirke di Rabbi Eliezer und dem kleinen Jona'smidrasch mit seinen verschiedenen Rezensionen erhellt. Auf dieses Faktum hingewiesen zu haben, ohne das diebzugehörige Quellenmaterial zu kennen, gereicht der Verf. entschieden zur Ehre. Aug. B. N. f. d. e.

— Dr. Th. Effenshans, Psychologie und Logik

zur Einführung in die Philosophie. 4. Auflage. Leipzig. Sammlung Wölschen, geb. 0,80 .x — Psychologie und Logik auf 133 Seiten kleinen Formats — ich will nicht leugnen, daß ich geknurt habe, als ich das Büchlein das erste Mal zur Hand nahm. Und doch fielt auf engem Raume viel Studium, Wissen und Urteil; dazu ist die Darbietung gewandt, während ein Sachregister und eine das Empfehlenswerte hervorhebende Literaturangabe die Brauchbarkeit des Heftchens noch erhöht. Freilich können die sonstigen Sätze, die knappen Hentungen, die naturgemäße därtigen Beispiele dem Anfänger schwerlich Freude machen. Darum empfehle ich das Büchlein lieber solchen Freunden philosophischer Propädeutik, die schon unter anderer Leitung sich auf dem Gebiete tüchtig umgesehen haben und nun einen Überblick genießen wollen, der ihnen die charakteristischen Hauptlinien klar und scharf entküllt. Sie werden Ordnung und Befestigung des reichen Stoffes erlangen.

Dr. Grimm.

— Aus der Feder des Prof. Werner Sombart an der Universität Breslau liegen uns in drei Bändchen der S. J. Göttingischen Verlagsanstalt in Leipzig Arbeiten über das Gernerbewesen (2 Bändchen) und die gewerbliche Arbeiterfrage vor, die sich vom geschichtswirtschaftlichen Standpunkte aus mit dieser wichtigen Gegenständen unserer inneren Politik beschäftigen. Der Verfasser behandelt darin mit Klarheit und Rürze die gewerbliche Arbeit und ihre Organisation im Altertum, dem Mittelalter und der Neuzeit mit Berücksichtigung der grundlegenden Gernerbezüge, er wendet sich insbesondere dem Handwerke und der Industrie zu, besetzt sich eingehender mit der Theorie der gewerblichen Konkurrenz und streift die gewerbliche Schulpolitik. Der Arbeiterfrage mit ihren Nebenfragen (gemerfschickliche Arbeiterbewegung, Arbeiterschn, Konsumtenorganisationen, Arbeiterversicherung, Arbeitlosenfürsorge, Wohnungreform usw.) ist eine besondere Darlegung gewidmet. Zugegeben, daß der Verfasser sich vielfach an lästige festlebende Tatsachen hält, ja daß er in der Hauptsache wiederholt, was von anderer Seite oft beiprochen worden ist, so ist nicht zu verkennen, daß seine Art der Behandlung, seine Darlegungen das Persönliche aufstreifen bemüht und eine selbständige Auffassung auch do logo ferenda in den weitestgen Stoff hineinzugetragen befreht hat. Seine Schreibweise ist eine seltene und frei von unnötigem Beiwerk, dabei gedankenreich, und beweißt scharfe Beobachtung. Die Sombart'schen Arbeiten bedeuten jedenfalls eine wertvolle Bereicherung der Fachliteratur und verdienen daher die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die sich wissenschaftlich mit Sozialpolitik beschäftigen. Jedes Bändchen kostet 80 s. ∞

Trud von D. G. Teubner in Leipzig.



Ersteilung

Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis

bei Abholung: 1 M 26 S.,  
bei nachträglicher Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 S., für  
außers 1 M 64 S.,  
vierteljährlich.  
Einzeln Nummern 5 S.

Redakteur: Dr. Julius Kießert in Leipzig.

Nr. 7.

Dienstag, den 17. Januar, abends.

1905.

## Die historisch-kartographischen Grundkarten für das Königreich Sachsen.

Schon wiederholt, zuerst vor 12 Jahren (1892 Nr. 2 der Wiss. Beilage) haben wir an dieser Stelle auf ein neues Verfahren zur Herstellung historischer Karten aufmerksam gemacht, das Prof. W. v. Lubichum (Lüdingen) in einem Kuffchen erregenden Vortrage gelegentlich der 37. Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geographen und Altertumsvereine (1891) empfohlen hatte. Jetzt, nachdem sieben die Grundkarten für das Königreich Sachsen, sowie die Königl. Sächs. Kommission für Geschichte ihre Verteilung übernommen hat, vollendet sind, ist es wohl angezeigt, nochmals auf den Gegenstand, der ohne Frage allgemeines Interesse verdient, zurückzukommen.

Es handelt sich dabei um ein Mittel, die Schwierigkeiten zu überwinden, die bisher der kartographischen Festlegung geschichtlicher, aber auch volkswirtschaftlicher, volkshändlicher, statistischer und anderer Forschungsergebnisse im Wege standen. Welch mannigfachen Nutzen solche Festlegung gewährt, weiß jeder, der sich mit derartigen Studien beschäftigt; fast nur durch die Entwerfung von Karten läßt sich über die mannigfachen Zustände und Verhältnisse ein klarer Überblick gewinnen, und die Naturwissenschaften haben daher schon längst umfassende kartographische Arbeiten unternommen — wir erwähnen nur die treffliche geologische Karte Deutschlands. Aber es war bisher dem einzelnen Forscher überaus erschwert, die Ergebnisse seiner Arbeiten auf Karten einzutragen, vor allem, weil ihm eine Unterlage dafür fehlte; die vorhandenen Karten sind zu teuer, um als Zeichenmaterial zu dienen, und eignen sich auch deshalb nicht dazu, weil sie für Entwürfe zu wenig freien Raum bieten. Aus ihnen aber mittels Durchpaulens Karten herzustellen, wie man sie braucht, kostet außerordentlich viel Mühe und Zeit.

Lubichum schlug daher die Herstellung von billigen Kartenblättern für ganz Deutschland im einheitlichen Maßstabe der topographischen Karte des Generalstabs, also 1:100 000, vor, die je zwei Sektionen dieser Karte umfassen und auf denen sich unter Fortlassung der heutigen Landes-, Bezirks- und Kreisgrenzen, des Straßen- und Eisenbahnnetzes, der Schotterungen für Höhenverhältnisse und Wälder lediglich die Gewässerläufe und die Ortshäuser finden, die letzteren jedoch unter Beibehaltung der auf den Generalstabskarten feststehenden Ortsgrenzungsgrenzen. Diese Ortsgrenzen- oder Flurgrenzen sind deshalb für historisch-geographische Zwecke von großer Wichtigkeit, weil sie — wenigstens in den meisten Teilen Deutschlands — mit großer Jähigkeit durch alle Jahrhunderte hindurch festgehalten wurden, alle wertvolle Anhaltspunkte gewähren für alle Arbeiten, die auf die Bestimmung territorialer Grenzen irgend welcher Art hinauslaufen. Die „historischen Grundkarten“, wie sie Lubichum nannte, sollen nicht Selbstzweck sein, sondern lediglich ein Hilfsmittel für die Enttragung von Forschungsergebnissen. Wie unentbehrlich ein solches Hilfsmittel ist, das hatte sich schon früher bei der Bearbeitung des größten historisch-geographischen Unternehmens herausgestellt, das gegenwärtig in Deutschland in der Ausführung begriffen ist, nämlich des 1887 von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde beschlossenen historischen Atlas der Rheinprovinz; für ihn wurden schon 1889 derartige Karten mit Ortsgrenzungsgrenzen hergestellt, die reiche Frucht getragen haben.

Lubichum, der selbst eine solche Karte im Maßstabe 1:100 000 für die oberen Tonau- und Redargegenden bearbeitet hatte, plante dann weiter noch zwei Klassen von Grundkarten, solche im Maßstabe von 1:500 000 (Provinzialkarten) und solche im Maßstabe von 1:1 500 000. Man hoffte, daß die Herstellung der beiden letztgenannten Klassen von der Reichsregierung übernommen werden und daß diese auch Zuschüsse zu der Herstellung der

Karten in 1:100 000 gewähren würde; leider war die Reichsregierung aber, obwohl die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin die Bedeutung des Unternehmens anerkannte, nicht in der Lage, die erforderlichen Mittel zu gewähren. Es galt also, die einzelstaatlichen Regierungen und die geographischen Gesellschaften und Vereine dafür zu interessieren.

Das ist denn auch, wenn auch nicht so schnell, wie es sich der verdiente Urheber und unermüdete Förderer des Planes dachte, in erfreulicher Weise gelungen, und auch Bedenken, die gegen das genannte Unternehmen laut wurden, konnten das nicht verhindern, da die Richtigkeit des Grundgedankens doch allgemein einleuchtete. Abgesehen von der Rheinprovinz sind die historisch-kartographischen Grundkarten bereits für einen großen Teil Deutschlands ausgeführt; so ist für die Reichsländer Elbisch-Bohmen, für Württemberg, Sachsen, Bayern, Hessen, Baden, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Gotha, Anhalt, für die preussischen Provinzen Brandenburg, Posen, Sachsen, Schleswig-Holstein, Westfalen die Arbeit teilweise schon vollendet, teilweise wenigstens begonnen. Selbst jenseits der Reichsgrenzen, in Holland und Belgien, wird sie eifrig gefördert. Man darf wohl hoffen, daß auch diejenigen Gebiete, wo man teils aus Mangel an Mitteln, teils aus andern Gründen sich noch nicht dazu hat entschließen können, bald nachfolgen werden, so daß in absehbarer Zeit die Grundkarten im Maßstabe von 1:100 000 für ganz Deutschland vorliegen werden. Dank der verständnisvollen Unterstützung der sächsischen Staatsregierung ist im Jahre 1898 in Leipzig eine mit dem historisch-geographischen Institut der Universität verbundene Zentralfstelle für die Grundkarten begründet worden, deren Aufgabe ist, sowohl die fertigen Blätter als auch die auf Grund derselben hergestellten historischen Karten zu sammeln. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Zentralfstelle alljährlich eine Übersicht über die bisher erschienenen Karten veröffentlicht, womöglich unter Beigabe einer Übersichtskarte, auf der die fertigen Blätter durch Farbe oder Schraffierung hervorgehoben sind.

Sachsen war eines der ersten deutschen Länder, in denen der Grundkarten-Gedanke Wurzel faßte. Schon 1891 haben der Königl. Sächs. Altertumsverein und der Verein für Erdkunde zu Dresden Mittel zur Herstellung eines Probeblattes zur Verfügung gestellt. Freilich ergab sich alsbald, daß diese Mittel selbst für einen Anfang nicht hinreichten, weil die Feststellung der leider auf allen veröffentlichten Karten feststehenden Ortsgrenzen mit erheblichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war. Als aber im Jahre 1896 eine Königl. Sächs. Kommission für Geschichte begründet wurde, die die festliegende umfassende historische Forschungen in ihren Arbeitsplan aufnahm, konnte man mit der Bearbeitung der Grundkarten nicht länger säumen. Es wurde ein aus den Professoren Blicher, Lamprecht, v. Madsen, Nagel, Ruge und dem Unterzeichneten bestehender Ausschuss gebildet; eine treffliche sachmännliche Kraft gewann man in dem Vermessungsingenieur Ehmer zu Dresden, die lithographische Anstalt von Reinhold Lorenz ebenfalls selbst übernahm die Herstellung. So konnten denn schon im Jahre 1898 die ersten Blätter, die Sektionen Döbeln-Ghemnis und Dresden-Dippoldiswalde, erscheinen. Die Grundkarte bildete natürlich die Generalstabskarte; daneben wurde ein im Archiv des Zentralbureaus für Steuervermessung vorhandenes Exemplar der in den Jahren 1830—1843 von der Königl. Kameralvermessung ausgeführten Karte von Sachsen benutzt, auf dem die Ortsgrenzungsgrenzen anscheinend genau handgeschrieben eingetragen waren. Leider ergab sich in der Folge, daß diese Entwürfe doch nicht zuverlässig waren; man sah sich genötigt, auf die in den Bezirkssteuerannahmen vorhandenen Flurstreife

zurückzugreifen, was einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Geld verurteilte, aber auch die Brauchbarkeit der Karten wesentlich erhöhte. Im Auftrage der Kommission veröffentlichte der Verfasser dieser Zeilen eine Broschüre „Erläuterungen zur histor. statist. Grundkarte für Deutschland, Königreich Sachsen“ (Druck von S. O. Teubner in Leipzig, 1899), auf die wir alle, die sich weiter über Herstellung und Zweck der Grundkarte unterrichten wollen, verweisen. Da grundsätzlich die Karten nicht an den Landesgrenzen abtreden, sondern auch die angrenzenden Gebiete, soweit sie auf den betreffenden Sektionen der Generallandskarte liegen, in gleicher Weise wie die sächsischen bearbeitet werden sollten, so bedurfte es einer Reihe zeitraubender Verhandlungen mit den Nachbarstaaten, um auch die dortigen Gemarkungsgrenzen eintragen zu können. Die Herstellung der nördlichen Grenzsektionen (Härbig-Galle, Düben-Weipzig, Zörgau—Cisdah, Finsterwalde—Großenhain), sowie der westlichen Grenzsektionen Heiß-Gera übernahm auf ihren Wunsch die histor. Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt, verpflichtete sich aber, eine größere Anzahl von Klägern der Königl. Sächs. Kommission abzulassen, die ihrerseits die Gemarkungsgrenzen der Königl. Sächs. Gebietsstelle zur Verfügung stellte.

Im Jahre 1904 hat die Arbeit, soweit sie der Königl. Sächs. Kommission oblag, ihren Abschluß erreicht, und auch die von der histor. Kommission für die Provinz Sachsen übernommenen Blätter sind fertig mit Ausnahme von Heiß-Gera und Finsterwalde—Großenhain; das erstere Blatt wird in wenigen Wochen erscheinen, der Vollendung des letzteren stehen allerdings noch einige Schwierigkeiten im Wege, die aber hoffentlich bald zu überwinden sein werden. Es sind also folgende Blätter erschienen, die teils ein, teils zwei Sektionen der Generallandskarte umfassen (die beigelegten Zahlen bedeuten die Sektionen der Generallandskarte): (364/389) Härbig—Galle, (365/390) Düben—Weipzig, (366/391) Zörgau—Cisdah, (393) Kamens, (394) Riesa, (415/441) Borna—Athenburg, (416/442) Döbeln—Glemnis, (417/443) Dresden—Dippoldiswalde, (418/444) Bischofswerda—Königsstein, (419/445) Bauscha—Jitzau, (420/446) Gersdorf—Girschtighe, (467/492) Greiz—Dol, (468/493) Jwidaun—Zobanngangensdorf, (469/494) Annaberg—Wieritzthal, (470) Gorbau, (471) Fürstenaun, (472) Bunzel, (515) Hammerbrunn.

Es kommt nun darauf an, daß sich die landesgeschichtliche Forschung im weitesten Sinne daran gewöhnt, diese Karten zur Eintragung der Forschungsresultate fleißig zu gebrauchen; eine große Anzahl von historisch-statistischen Karten, die mit Hilfe der

Grundkarten herzustellen sind, führt eine den „Erläuterungen“ beigegebene Übersicht auf. Schon sind erfreuliche Anfänge zu verzeichnen; so haben Lehrer Wörthig-Dresden Karten der Bürgergrafschaft Dohna, der kursächsischen Ämter um 1800, der Güter des Klosters Altleipe, Professor Dr. Oeg in Döbeln Karten über die wendische und deutsche Besiedelung, Seminaroberlehrer Dr. Beder in Waldenburg eine Karte der Pöbjege Meisen entworfen. Im Königl. statistischen Bureau sind die Karten zur Herstellung einer Übersichtskarte über das wendische Sprachgebiet in Sachsen nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 (abgedruckt in Jahrgang 1902 der Zeitschrift des genannten Bureau) benutzt worden. Vor allem aber werden sie fleißig im historisch-geographischen Institut der Universität Leipzig gebraucht; die Schulung, die hier junge Historiker und Geographen im Gebrauche der Grundkarten erfahren, wird sicher von großem Nutzen sein. Erst wenn zahlreiche Einzeluntersuchungen auf diesem Wege kartographisch fixiert sind, wird man an die Herstellung eines geschichtlichen Atlas von Sachsen denken können, der wirklich wissenschaftlichen Bedürfnissen zu genügen vermag. Und wie in Sachsen, so sieht es überall; die Grundkarten werden sich als vortreffliches Hilfsmittel erweisen, um die historische Geographie Deutschlands, für die noch so außerordentlich viel zu tun ist, auf neuen Grundlagen aufzubauen. Voraussetzung ist dabei freilich, daß jeder Karte gewissenhaft in einem beigelegenden Heft die Quellen beigelegt werden, nach der sie bearbeitet ist.

Um die Benützung der Karten möglichst zu fördern, werden sie zu dem nicht entfernten die Herstellungskosten bedeckenden Preise von 30  $\mathfrak{M}$  für das zwei Sektionen der Generallandskarte umfassende, von 20  $\mathfrak{M}$  für das nur eine Sektion enthaltende Blatt von der im Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindlichen Bestelle für die Grundkarten oder von der Zentralfeste in Leipzig abgegeben. Erwartet wird, daß von jeder mit Hilfe der Grundkarten gezeichneten historischen Karte eine Kopie (zu der die erforderlichen Grundkarten unentgeltlich gegeben werden) der Bestelle für die Zentralfeste überwiegen oder wenigstens eine Mitteilung über die Vollendung der Karte gemacht und diese selbst auf Wechseln zur Herstellung einer Kopie eingesandt wird. Diejenigen, die auf die Publikationen der Königl. Sächs. Kommission subscribriert haben, erhalten je ein Exemplar der verschiedenen Sektionen auf Wunsch unentgeltlich.

Wüßte der Erfolg des Unternehmens den großen Hoffnungen, die man darauf gesetzt hat, aber auch dem großen Aufwande von Mühe und Geld, den die Herstellung der Grundkarten nötig gemacht hat, entsprechen. Dr. F. Ermisch.

### Lieder und Orchesterwerke von Richard Strauß in neuer wohlfeiler Ausgabe.

Die von einer Wiener Aktiengesellschaft herausgegebene „Universal-Edition“, die zunächst im wesentlichen doch nur eine relativ wohlfeile Neuauflage klassischer Musikwerke war, mag als solche in den reichsdeutschen Ländern gegenüber den dort allenthalben seit langem eingeführten gleich wohlfeilen und bestens registrierten und ausgestatteten Musikheften der Edition Peters und ähnlichen Verlagsunternehmungen einen schwächeren Stand gehabt und allgemeiner Verbreitung wohl nur mit einigen Spezialpublikationen — wie beispielsweise dem Te Deum und den Symphonien von Anton Bruckner, den Opern von Friedrich Smetana, Liederalbums von Fritschhof, Goldmark, Riessl und Macagnani und Tanzsammlungen von Lanner, Müllerder, Strauß Vater, Strauß Söhnen, Suppé und Ziehrer — gefunden haben. Durch kausliche Erwerbung des Münchener Verlages Jos. Kibl ist die Wiener Aktiengesellschaft Universal-Edition nun aber in die Lage gekommen, ihrer Ausgabe eine statistische Reihe vielbegehrter Gegenmusikwerke einzurichten und sich durch den Kleinbesitz dieser den Zugang zu aller musikalischen Welt erzwingen zu können. Der neue Katalog der Universal-Edition verzeichnet nunmehr die prächtigen Nilow-Ausgaben der Eulen- von Gramer und Gopin, der Tanzweisen aus Gluck'schen Opern und vieler Eulde, Variationswerke und Sonaten von Händel, Bach, Scarlatti, Gauden, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Weber und Chopin, — Clementi's „Gradus ad Parnassum“ in der Ausgabe von Zaunig, Klavier-, Gesangs- und Chorwerke von Max Regner, sowie schließlich die Mehrzahl aller Bildung von Richard Strauß veröffentlichten Liederwerke. Man findet da ebensoviele die Kammermusik- und Klavierwerke der Frühzeit (darunter auch das Violinconcert op. 8 in D-moll, das

Klavierquartett op. 13 in C-moll und die Es-dur-Sonate op. 18 für Klavier und Violine), als auch die großen Orchesterwerke der F-moll-Symphonie op. 12 ab bis zum „Don Quixote“ op. 35, und schließlich die Vieleropra 10, 19, 21, 26, 27, 29, 32, 36 und 37, die eine große Anzahl der allbeliebtesten Gesänge von Richard Strauß enthalten, und den Klavierauszug der Oper „Guntram“. Die Werke für Kammermusik und für großes Orchester stehen meistens auch in Uebersetzungen für Klavier zu zwei und zu vier Händen verzeichnet, und im allgemeinen ist ein kleiner Abdruck von den Rißzeichnungen ursprünglichen Breiten vorgenommen worden. In sehr dankenswerter Berücksichtigung des heutzutage allgemein erge gewordenen Verlangens nach Billigung der musikalischen Bildungsmittel fand die Herausgeber der Universal-Edition auch noch einen Schritt weiter gegangen und haben sofort nach Eintritt in das Verlagsrecht an den Strauß'schen Kompositionen die Orchesterwerke in kleinen Partituren und die Lieder in vier Akkompagnen erscheinen lassen, wobei dann der Preis der einzelnen Orchesterpartituren von 25  $\mathfrak{M}$ . auf 4 bis 6  $\mathfrak{M}$ . ermäßigt und für die 43 Lieder, die einzeln je 1,20  $\mathfrak{M}$ . kosten, ein Gesamtpreis von 12  $\mathfrak{M}$ . resp. 18  $\mathfrak{M}$ . (in vier Bänden gebunden) angesetzt worden ist. Innerhalb der vier Hefte des Lieder-Albums, die alle in doppelter Ausgabe — für hohe und für tiefe Stimme — herausgegeben wurden, sind sämtliche Lieder der vorerwähnten neun Opera so angeordnet, daß jedes Heft neben allbeliebten Gesängen auch einige unentfandener bringt, die man aber gerne mit in den Kauf nehmen kann. Da gerade Richard Strauß auch in seinen Liedkompositionen die Eigentümlichkeit wahr, niemals langweilig und nichtfliegend zu sein. Mit besonderer Freude werden aber

die Eingenden im ersten Akbumbande: „Du meines Herzens Knechtlein“ und die Gesänge „Morgen“, „Reinem Kinde“, „Die Nacht“ und „Ach noch mit unaltdämler Mann“ — im zweiten Bande: „Traum durch die Dämmerung“, „Ich trage meine Minne“, „Wie sollten wir geheim sie halten“ und „O süßer Mai“ — im dritten: „Heimliche Aufforderung“, „Auerlesen“, „Schlagende Herzen“, „Ruh“, und „Himmelsboten zu Liebchens Himmelbett“ — sowie schließlich im vierten: „Gälicie“, „Schön sind, doch kalt die Himmelssterne“ und „Mein Vater hat gelagt“ antreffen. Die Akten über den ganz eigenartigen Kunstfall „Richard Strauß“ sind naturgemäß heute, da der Landrichter noch in rühiger Schaffenstakt unter den Sterblichen weilt, noch nicht abgeklüftet; wohl aber hat sich allenthalben schon das Urteil herausgebildet, daß Strauß als Liebeskomponist gar manches vollkommen-neue und wunderbar stimmungsburchtätige Meisterstücklein zum deutschen Liebesliede beigetragen hat, und daß er mehr noch als Orchestertkomponist der Landrichter von Gebiete erschlossen und das orchestrale Ausdruckvermögen ganz beträchtlich gemehrt hat. So bilden denn auch gerade die Partituren seiner symphonischen Werke ganz neue, farben- und gestaltenreiche Sphärenwelten und zugleich Höchstleistungen des modernen kompositionstechnischen und instrumentationshistorischen Könnens, mit denen der Musiker von heute sich unbedingt zu beschäftigen und auszuinbegrüßen hat. Bei dem bisherigen Preise von 25  $\text{M}$ . für jede Straußsche Partitur und bei dem Mangel an öffentlichen Bibliotheken, die auch neuerliche Werke zu kostenfreiem Studium darbieten, mag es manchen Musikbesessenen

troß eifrigen Bemühens kaum gelungen sein, sich in zureichender Weise mit den Werken von Strauß vertraut zu machen, und die nunmehrige wohlfeilere Herausgabe dieser Partituren von seiten der Universitätsbibliothek ist daher wirklich als eine sehr dankenswerte, wahrhaft verständnisfördernde Tat anzusehen. In hübscher, sauber reproduzierter Handabgabe, die im Format den bekannten kleinen Guleuburg-Partituren ziemlich gleich ist, erscheinen in der Universal-Edition die Partituren nachstehender Werke von Strauß: „F-moll-Symphonie“ op. 12 (6  $\text{M}$ .), „Symphonische Fantasia „Aus Italien“ op. 16 (6  $\text{M}$ .), „Don Juan“ op. 20 (5  $\text{M}$ .), „Rachet“ op. 23 (5  $\text{M}$ .), „Tod und Verklärung“ op. 24 (5  $\text{M}$ .), „Zill Guleuburgs lustige Striche“ op. 26 (4  $\text{M}$ .), „Also sprach Zarathustra“ op. 30 (5  $\text{M}$ .), und „Don Quixote“ op. 35 (5  $\text{M}$ .). Besonders deutlich nehmen sich die weniger systemreichen und darum größer geratenen Partituren der beiden opern 12 und 16 aus; aber auch in den anderen Werken, bei denen jeweils nahezu dreißig Stimmenstimme auf eine Seite zu stehen kommen, ist das Notensbild sauber und klar ausgefallen, so daß man sich immerhin noch mit bloßem Auge in dem Straußschen Notengewimmel zurecht finden kann. Zu einem um 50  $\text{S}$ . erhöhten Preise werden die Partituren auch kartoniert mit Leinwandrücken und Golddrucktitel — und bei gleichzeitigem Bezuge aller acht Bände in einer Kassetten geliefert, und es ist also von seiten der Wiener Gesellschaft wirklich alles gegeben, um Richard Strauß den Interessenbild- und handgerecht zu machen. Frage solch dankenswerter Bemühens reicher Erfolg beschieden sein! Arthur Smolian.

**Bücherbesprechungen.**

— Dr. Eugen Heinrich Schmitt, *Der Idealstaat. Band VIII der „Kulturprobleme der Gegenwart“*. Berlin, Rabel Verlag, 250  $\text{M}$ . geb. 3  $\text{M}$ . — Ein Denker von eigenartiger Entwicklung, der in mancher Hinsicht einseitig, jedenfalls aber ehrlich ist, hat sich der Darstellung und Beurteilung der wichtigsten Utopien und Ausführungsversuche, die dem besten Staatsvertrauen gelten, zugewandt. Die Auswahl ist subjektiv; so hätte die „civitas Dei“ Augustins (wenigstens die Darstellung der 6. Periode) als eine noch heute wirksame Umbildung von Platons Staatslehre wohl Erwähnung finden können; auch die in einigen Dichtungen niedergelegten Ideen (von Wolfram Graf-Häusern bis zu Goethes pädagogischer Prooim) hätten Beachtung verdienen. Schmitt selbst betont ja wiederholt, daß die Frage nach dem Idealstaat keine bloß wissenschaftliche sei. — In der Anordnung ist Schmitt nicht recht glücklich. Darstellung und Kritik, chronologische und assoziative Verbindung der Einzelabschnitte gehen durcheinander, und darum wird es dem Leser nicht immer leicht, die tieferen Grundlagen in der Weltanschauung zu erkennen, die Schmitt doch in den Träumen und Laten der Utopisten aufzeigen will. Dazu kommt des Verfassers able Reimung von den „Machthabern“, die bei seinem sonstigen Optimismus nicht recht verständlich ist. Es gibt geistlich so gut wie solche von egoistischen. Und wenn Schmitt von einer pseudo-idealistischen Lehre des Christentums, von dem himmlischen Gewalttherrn, der die schwachen Menschen in unendlicher Nachsucht qualmt, als von dem Hauptgemisch des Fortschritts spricht, so scheint er den jüdischen Jahwekult, die Anselmische Theorie, — aber nicht das Christentum zu kennen. So bereitwillig er die günstige Wirkamkeit religiöser Einflüsse für das Gedeihen bestimmter historischer Gemeinwesen anerkennt, so wenig hat er von der Weiterbildung, die gerade im christlichen Prinzip liegt, eine Vorstellung. Vom „weltlichendsten Erkennen“ auf Grundlage des mathematischen Denkens ein irridesches Paradies zu erhoffen, ist nicht angängig, solange es noch Arme im Erdb gibt. Der intellektuell veranlagte Mensch wird immer unbrüchiger von Erkennen bleiben; nur wo die Gemütsverderbnisse eine nebenhergehende Befriedigung finden, wird Friede einziehen — beim Einzelnen und im Staate. — Nachdem so Stellung genommen ist, sei das Buch als interessante Lektüre empfohlen; der Stil erhebt sich stellenweise von Trivialen zu schöner Anschaulichkeit; eine Fülle von Stoff ist dem Leser zugänglich gemacht. Dr. Grimm.

— H. S. Francis, *Die Weiterentwicklung des Darwinismus, eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen.* (Heft 12 der gemeinverständlichen Dar-

ministischen Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von B. Breitenbach, Oberlinchen.) 136 S. mit 53 Abbild. 1,50  $\text{M}$ . — In ebenso geklärt wie umfassender Weise hat Francis die neuen Richtungen und Erwerbungen der Biologie zusammengefaßt, auf zoologischem wie botanischem Gebiete, einfaßl. der Paläontologie, soweit es im Rahmen einer Vortragsreihe möglich war, ohne die Verständlichkeit zu beeinträchtigen. Für das Belle an den Ausführungen darf man wohl den mit harter Betonung immer wieder durchgeführten Gedanken halten, daß alle diese modernen Richtungen, mögen sie sich von Darwinismus frei oder in gegensätzlicher Stellung befindlich dünken, doch nur durch ihn ins Leben gerufen sind und als Weiterbildungen von ihm aufgefaßt werden können. Ferner ist wohl ein gutes Recht der historischen Ubersicht der Hinweis, daß von Darwins positiven biologischen Behauptungen bei weitem die meisten sich als korrekt erwiesen haben, trotz der kritischen Sonben, mit welchen die vertiefte Methodik von allen Seiten seine ihnphären Schwächen geprißt hat. Das Hauptverdienst der gewählten Bewegung bleibt immer der siegreiche Durchbruch des Entwicklungsgedankens, der Degenerationstheorie. — Es ist nicht angängig, bei der Fülle des Materials, das zusammengetragen wurde, eine nähere Ubersicht zu geben. Der Gang der Erörterungen ist der folgende: Zuerst wird der Begriff des Darwinismus selbstgelegt; er ist so weit gefaßt, daß als autdarwinistisch nur die Konstantien hingestellt sind. Diese bilden im Hauptteil, der „Weiterentwicklung“, zunächst ihre Ueberlegung. Als Weiterbildungen gelten: 1) der Neo-Darwinismus, Neur' inere Selektion, Weismanns Alimadit der Naturzüchtung, die verschiednen Zerbuchungstheorien, 2) der Neo-Lamarckismus, direkte Anpassungen und Bruch: ihrer Erklärung durch Simer u. a., 3) der Mutationismus, der ja von den Volutariern in erster Linie geprißt wird und bei uns in Correns einen hervorragenden Vertreter hat, 4) der Neo-Vitalismus, die Berechtigung der Naturphilosophie von Haeckel bis zu Driesch's Hypothese. Hier ist wohl zweifellos der Punkt, über den sich andere Darwinianer mit Francis wiederum auseinandersetzen werden. Wenn letzterer meint, daß durch den Vitalismus die Grenzen der chemisch-physikalischen Erklärungsmöglichkeiten erst selbstgelegt und damit die Richtungen künftiger Arbeit bestimmt seien, so wird man ihm entgegenhalten, daß solcher Vitalismus zu allen Zeiten, solange Naturphilosophie getrieben wird, derartige Schranken aufrichten wollte, bis neue Erfahrungen sie weiter hinanschieben. Oder glaubt der Verfasser, daß die Menschheit mit der Gründung von Waldhain, auch dem Prinzip nach, schon am Ende angekommen sei? H. S.

— G. Nie, *Proletäre, Atome, Weltalter.* 140 S. mit 27 Figuren im Text. Verlag von S. G. Teubner, Leipzig. 1  $\text{M}$ . geb. 1,25  $\text{M}$ . — Das kleine Buch, das zu der populärwissenschaftlichen Sammlung „Aus Natur und Götterwelt“ ge-

hört, ist hervorgegangen aus einer Vortragserie bei Gelegenheit eines Ferienkurses, den die Universität Greifswald im vorigen Jahre veranstaltete. Der Verfasser hat die Form des Vortrags, durch die eine größere Lebendigkeit erreicht wird, beibehalten, ist aber über den engen Rahmen des Kurses weiter hinausgegangen. Solche Kurse haben zu den großen Vorzügen, daß sie die Lehrer zwingen, in möglichst knapper Darstellung die Quintessenz irgend einer wissenschaftlichen Disziplin klar zum Ausdruck zu bringen und damit die Zuhörer, noch über ihre gewöhnlichen Lehrbücher hinaus, auf den modernsten Standpunkt zu erheben, — sofern sich's nicht etwa, was hier nicht der Fall ist, um die Übermittlung rein praktischer, experimenteller Vorteile handelt. Somit kann *Mies* Arbeit als ein äußerst dankenswerter Versuch warm bewillkommen werden, als ein Versuch, ein größeres Publikum über die letzten theoretischen Konsequenzen der heutigen Physik aufzuklären, soweit es sich mit relativ einfachen Mitteln irgendwie ermöglichen läßt (die Grenzen, wo es ohne kompliziertere mathematische Rechnungen nicht abgeht, werden überall rüchaltlos bezeichnet). *Mies* wehrt sich dagegen, daß man die heute geltende Lehre von Molekülen und Atomen mit der der altgriechischen Philosophen verwechsle; die letztere soll wirklich nur auf philosophischer Spekulation beruhen, die moderne aber auf positiver Sinnwahrnehmung, auf dem physikalischen Experimente. Wenn nun auch ohne weiteres zuzugeben ist, daß die moderne Lehre in engster Anschmiegun an geistreich erschlossene, klare Naturgesetze und an eine Methode raffiniert durchgeführter Versuche und Beobachtungen mit großer Folgerichtigkeit aufgebaut wurde, so ist nicht-überkommener der rein philosophische, metaphysische Charakter der über die Natur der Moleküle, der Atome und des Weltalters, d. h. über den letzten Grund der Materie aufgestellten Behauptungen, wie mir scheint, mit Rechtigkeit zu erweisen. Dafür seien nur einige Sätze zitiert. S. 85. „Es ist unauflöslich, über die Atome der greifbaren Materie weiter forschen zu wollen, wenn man sie nicht immer mit einem ungreifbaren Stoff, dem sogenannten Weltäther, betrachtet.“ S. 87. „In dem Begriff des Weltäthers kommen wir durch streng logische Überlegungen, denen nicht das geringste Hypothetische beigemengt ist. Hypothesen würden wir allerdings machen, wenn wir diesem Stoff ohne sicheren Grund dieselben Eigenschaften beilegen wollten, die uns von den greifbaren Körpern vertraut geworden sind.“ S. 9. Unauflöslichkeit, Gewicht, Trägheit, Elastizität. Höchst wahrscheinlich sind diese Begriffe auf den Weltäther überhaupt gar nicht anzuwenden.“ S. 91. „Die Atome bilden, miteinander verknüpft, Moleküle. Die Moleküle werden wieder miteinander verknüpft zu den greifbaren Körpern. Was ist der Akt zwischen Atomen und Molekülen? Es kann nicht anders sein als der Weltäther, denn es gibt keinen anderen Stoff außer ihm und den Atomen.“ Im letzten Satz wird geradezu Hypothese auf Hypothese gehäuft. Weil man die Verknüpfung braucht von einer Verknüpfung, von einer Raumausfüllung, wird ein Stoff angenommen, der sich jetzt auf die Negation aller sinnlichen Erfahrungen gründet, die wir von der Materie haben. Die erst noch zu erscheinenden Atome müssen durch ihn verknüpft werden, weil es keinen andern Stoff gibt als eben der hypothetischen. Und diese Kette von Schlüssen soll ohne Hypothese sein! Oder ein andere: Die Eigenschaften des Äthers werden aus denen des Vakuaums abgeleitet; und doch heißt es an anderer Stelle, daß wir bisher kein Vakuum kennen; denn auch in den denkbar luftverdünntesten Räumen sollen die Moleküle noch so dicht gehäuft sein, daß keine Poriung besteht, jemals die einzelnen sichtbar zu machen. Alle diese Einwände gelten nicht dem Buch, sondern der allgemein angenommenen Hypothese vom Äther. Wann erlebte der Genies, der uns definitiv von diesem Konzepte befreit? Damit soll wieder nicht gesagt sein, daß eine solche Annahme nichts für den Fortschritt der Erkenntnis leisten könne, was mit der ganzen Geschichte der Wissenschaft in Widerspruch stände. Und *Mies* Buch führt in vortrefflicher Weise aus, wie man von den verschiedenen Seiten dazu kommt, die Eigenschaften der Materie bei einer bestimmten, außerordentlichen Verdünnung sich ändern zu sehen, es gibt einen Einblick in das stolze Gebäude, das die Physik unter Verknüpfung der verschiedenen Energien mit Hilfe von Molekülen, Atomen, Äther, Ionen und Elektronen errichtet hat. Die Gesetzmäßigkeit der wechselseitigen Beziehungen ist zu einer großen Einseitigkeit geworden; und doch muß man sich klar bleiben, daß alle jene Begriffe

bisher nur metaphysischer Art sind und j. I. den sinnlichen Erfahrungen ins Gesicht schlagen. H. S.

— **Deutsche Gartengestaltung und Kunst.** Von Camillo Carl Schneider. Mit 4 Abbildungen. Leipzig 1904. Schöbe (W. Jungbans). Preis 4,50 M. — Ein Buch, dessen Wertüre und neuer Gedank, noch besondere Belehrung genährt hat und welches — davon sind wir sehr überzeugt — auch für diejenigen, in deren Interesse es geschrieben wurde, kaum von größerem Nutzen werden dürfte. Vieles Wundervollwertige in seinen Ausführungen hätten wir dem Verfasser zugunsten des leider in weit geringerer Umlaufe vorhandenen Guten besonders gern gesehen. Zu erstem zählen wir vor allem das Kapitel: „Von Wesen der Kunst und vom künstlerischen Schaffen“, zu welchem Schopenhauer, nach diesem der Bruder des Verfassers, Dr. Carl Camillo Schneider, und Tolstoi den Hauptinhalt liefern müssen, sowie das folgende Kapitel: „Die Gartengestaltung als Ausdrucksmittel für Kunst“, das ebenfalls hauptsächlich durch die Ausführungen von Die, Schopenhauer, Dr. R. E. Schneider, E. v. Gaitmann und Kant zusammengefaßt wird und in welchem wir j. B. unter anderem hören, daß die Verlegungen von Dr. R. E. Schneider (welder übrigens nach der Darstellung des Verfassers weder mit Camillo Carl Schneider, noch mit Carl Camillo Schneider verwannt oder verknüpft ist) nicht anders als ein „weidwärtiger ästhetischer Drei“ seien. Daß das Kapitel von der historischen Entwicklung der Gartenkunst nicht gerade gründlich ausgefallen ist, wollen wir dem Verfasser nicht allzu sehr nachtragen, um so mehr überdies weil ihm aber keine namentlich in den die wichtigsten Vertreter der deutschen Gartenkunst und die deutsche Gartengestaltung der letzten Jahrzehnte behandelnden Kapiteln zutage tretende Art, überschmänglich zu loben oder in einer Weise zu tadeln, welche weit über die Grenzen des Erlaubten geht. Um derartig über die Ansichten und Werte anderer Fachgenossen den Stab brechen, ihnen Anerkennung und Giltigkeit, Präferenzdröckerei und sonst noch vielerlei wenig Schönes vorsetzen zu können, muß man doch selbst ein ganz außerordentlich Weiser seiner Kunst sein. Daß Schneider in dem zweiten und dritten Teile seines Werkes auch gute, nachahmenswerte Ansichten entwickelt, in seinen Darlegungen vielfach recht gut und gesunde Ziele anstrebt, sei ihm gern zugegeben. Er hätte nur oft — zumal auch im 1. Teile des Buches — noch viel färger aber deutlicher sagen können, was er meint. Manches mutet den Leser allerdings etwas eigenartig an, so j. B. wenn er mit Schulse-Plauburg nicht auf die hinter dem Hause liegenden Gartenpartien, sondern auch namentlich alle Villen- und Landhaus-Vorgärten hinter hohen Mauern gänzlich verliert und den Charakter des Gartens nur durch auf und an der Mauer wachsenden Fleu, wilden Wein, Fauslauch oder durch andere über die Mauer ragende Baumspitzen“ dem Spaziergänger angedeutet wissen will. Unsere Villenströfen würden sich dann sicher recht unmutig und adwechslungsreich ausnehmen, etwa so wie die Straßen orientalischer Städte, welche wohl noch niemand schon gesehen haben wird. An Stelle der Vorgärten, die überhaupt schon nach Schneiders Ansicht deshalb in Wegfall kommen können, weil die Häuser unmittelbar an den Fußsteig gebaut und alle die „so häufigen, färbenden“ Einfassungsbänder entfernt werden sollen, will der Verfasser den Fußsteigen entlang sich ziehende Blumenstreifen durch die Stadterweiterung angelegt haben. Und solche Blumenstreifen, die wohl sehr bald von Spaziergängern zertampelt und von Hundcn zertrampelt werden würden, sollen dem Auge der Vorübergehenden den Anblick anmutiger Vorgärten erliegen. Könnten dann nicht wenigstens die graue Einfassungsmauern mit farbreichen Bildern im Sezessionsstile bemalt werden? Auch wenn der Verfasser die Häuser, die Laternen, Rantelbilder, Telegraphen, Posten rot, blau, violett usw. angraben, auf den Rasenflächen der Promenaden und Parks einen reichen einheimischen Blumenflor sich entwickeln und die ganze schöne Jahreszeit hindurch prangen sehen möchte, so ist das (wie noch mancher andere von ihm geäußerte Wunsch) doch wohl nur Sache seines persönlichen Geschmackes. Noch eins: Vier recht dürftige Abbildungen, welche das Werk Schneiders nur aufweist, können wohl kaum zur Illustrierung eines Themas, wie das in vorliegendem Buche behandelte, genügen, auch wenn dasselbe den gemialten Autor zum Verfasser hätte.

Dr. G. S. Sarn.

**Ersteinst**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Druckgeber, die Königl. che  
Redaction der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 3, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
bei Abholung 1. K 25 S.,  
bei wöchentlichem Auslieferung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. K 31 S., für  
auswärts 1. K 64 S.,  
vierteljährlich  
Ganzene Nummern 6 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig

Nr. 8.

Donnerstag, den 19. Januar, abends.

1905.

## Der Dingstuhl in Gersdorf.

Von Dr. Peter Thomfen-Treden.

Es hat lange gedauert, bis man die in den Kirchenbüchern der einzelnen Pfarreien verboragenen historischen Schätze zu heben begann. Seit Bismarcks's Anregung \*) wird jetzt freilich mehr und mehr in ihnen geforscht und gar manches gefunden worden, das Licht in dunkle Verhältnisse bringt. Nachfolgende Zeilen dürften vielleicht für manchen von Interesse sein, da sie einen Einblick gewähren in das Leben und Treiben einer kleinen Dorfgemeinde im 16. Jahrhundert.

Die Gerichtsbarkeit vom Vortrecht des Grundbesizers. Die Reformation führte auch hierin manches über den Hausen, Klöster und Stifter, denen ganze Dörfer zu eigen gewesen waren, wurden aufgelöst, ihre Rechte mußte ein anderer übernehmen. Besonders schwierig war die Neuordnung in Gersdorf bei Leisnig. Das Dorf gehörte dem Kloster Buch <sup>2)</sup>, die Pfarre scheint unter dem Patronat des Sornziger Klosters gestanden zu haben. <sup>3)</sup> Mit der Durchführung der Reformation trat der Pfarrer an Stelle des Klosters, er erhielt die niedere Gerichtsbarkeit. Über wen und wie dieselbe ausgedehnt wurde, darüber gibt das älteste Kirchenbuch von Gersdorf Auskunft. Angelegt wurde dasselbe 1696 nach dem Pfarrbauchbände, bei dem die meisten Akten verloren gingen, von dem damaligen Pfarrer, M. Daniel Littmann. <sup>4)</sup> Ihm scheinen aber noch manche alte Nachrichten zu Gebote gestanden zu haben, vielleicht aus Akten, die nicht in der Pfarre aufbewahrt wurden, jetzt aber nicht mehr zu finden sind. Da er mit Eifer auf seine Rechte als Pfarrer hielt, erröthet es sich, daß er an den Anfang des Kirchenbuchs allerhand schrieb, was für ihn, sein Einkommen und sein Ansehen von Wert war. Nach einem kurzen Bericht über das Brandunglück reproduziert er die 1595 aufgenommenen Matrikel <sup>5)</sup>, fügt aber in dieselbe den ausführlichen Bericht über den Dingstuhl in Gersdorf ein. Solcher Dingstühle gab es nach Kamprab, Chronik von Leisnig, S. 287 f. in der Leisniger Gegend mehrere; es ist mir aber nicht bekannt, ob sich auch über andere Nachrichten erhalten haben. Bisherlich findet sich einzig im Leisniger Patarsarchiv, das von Kamprab benötigt worden ist.

Nachdem alles genau ausgezählt ist, was der Pfarrer zur eigenen Wirtschaft an Gebäuden, Feldern und Wiesen benötigt, folgt eine Zusammenstellung des Zehens, der ihm jährlich zu Martini an den verordneten Kirchweihen zugewiesen werden soll. Im Ubergersdorf werden 20 Güter genannt (1555<sup>7)</sup>: 21, in Niedergerdorf 19 (1555: 29), in Kieselbach 8 (1555: 9), in Wallbach 17 und in Luchlagen 5. Von den 20 Gütern in Ubergersdorf hegen 14 juczuhagen unter der Lehnskapheit des Pfarrers, in Niedergerdorf nur 1, während ihm in Luchlagen alle 5 Güter zugehören. Er erhält Zins von ihnen, der früher in das Kloster Sornzig gegeben wurde, ebenso das 20. Schoß, wenn deren einer verändert wird <sup>8)</sup>, also den Weiser wechselt. Während die oberste Gerichtsbarkeit natürlich dem Kurfürsten von Sachsen zusteht, der sie durch das Amt Leisnig ausübt, hat der

Pfarrer die niedere Gerichtsbarkeit über diese 20 Güter. Darauf folgt:

„Auch hat ein Pfarr ein Dingstuhl auff der Pfarre oder zu Luchhain macht zu halten, dahin alle seine besetzten erbsenen und alle Lasten, die darauf gehen, wie im Amt, tragen müssen. Zu diesem Ehedinge muß ein Erbar Rath zu Leisnig erscheinen wegen einer Wiesen unter Kieselbach, die Herren viele, welche einem Pfarr zu lehn gehörig, wie dann der selbige Pfarr auff der Wiesen Pfundung und Gerichte von Alters her hat, wie solches des Pfarrers Gerichts und lehnsbüche bezeugen, darinn zu befinden, was zu des Pfarrers Gerechtigheit gehörig, welches in allen und neuen lehns- und Gerichts-büche also lautet: Was zu Erbgerichte gehörig. Nehmlich: Partraffen, schlege die nicht iddlich noch wunde (?) bringen daraus feine wunde wirdt, also braun und blau, schlechte lügen kraffe, schelwort die außers halben hoben und besetzten Verlohen und Orten gesehen, unzüchtige mutwillige geldren, Meßer Rüge, wenn niemandt dadurch beidigt worden, meher und verbotene waffen tragen, verbotene maht <sup>9)</sup> oder spiel teit haben oder spielen, deube <sup>10)</sup> die unter 3er Schilling h. e. weniger den 4 gl. werth und alle lachen die nicht von Vereintigen lassen herstellen, all schude und gelde, schaden, pfundunge, güter liegende, lebende, fahrende, bewegliche oder unbewegliche, die betreffen viel oder wenig, das feiner des andern Gesunde miete, weil es in seinem dienste und brodt noch unuerlaubt ist, es geschede denn mit seinem vormeijn, bey kraff so hoch sich der jährliche lohn desleiben Diensthofen erstreckt. So soll ihm auch hin fürder ein jedes Gesunde an jeimlicher besolungn beruigen lassen, nach gelegenheit feiner zur arbeit geschicklich(sic) also feiner dem andern kein Gesunde abpracricieren u. durch größere Besolungn oder sonst aus dem Dienst bewegen. Es soll auch feiner außers halben gedöhl. Nizietz ein gefinde annehmen, das seinem vorigen Herrn nicht außgebeinet hen straff wie obbedeult, welcher halben teit den Gerichten und die andere helfste dem alten feinen Herren sollen verfallen seyn ic. Aus dem Ausschreiben zu Sachsen des Churfürstns (sic) Mittwoch nach Martini zu Loraqu gegeben im 50. Jahr ic.

Was zur Erbgerichte des Pfarrers gehörig zu rügen: Erstlich so sollen alle Erbsenen und irrige sachen, so an Wäntern, Steinen, Hainen u. Häunen vorhanden, angerügt werden. Auch alle irrige Sachen, so in Erbselbe über schude u. Gelde in der Pfarrelehns Gerichten verhandelt u. was die Erbshuld u. andere gebreden sein in diß Gerichsbuch verzeichnet und die Hülffe darüber bei feinen Gerichten gewarrent. Es soll auch feinen des Pfarrs lehnsleuten einigerrn Gehings Gebot durch einen andern Richter gelaget werden, sondern durch den Pfarrers lehns geordneten Richter gelaget. So auch jemandt von des Pfarrs lehn lauten gefänglich verführt durch desleiben Pfarrers lehns geordneten Richter zu gefänglich gestellt werden soll. Es sollen auch habersachen, verlungne blutrünstig braun u. blau, schelmort und wenns nicht Kampfer oder Bein schrotig (?) wurden, so auff den lehn gütern oder Pfarr gerichten geschessen alsoer vor gericht gerügt und vorbracht werden. Es weisich aus das gericht u. lehnbuch <sup>11)</sup>, und sagens die alten Pfarrelehnten aus, das so oft ein Neuer Pfarr eingezogen Ihme auch die besetzten durch Godes Richter find übergeben worden, wie davon im Gerichsbuch also:

<sup>1)</sup> Vgl. Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte, herausg. von Dibelius u. Bräutigam, Heft IV. 1901.

<sup>2)</sup> Vgl. Kamprab, Chronik von Leisnig, S. 310 ff., P. Dr. Paulinus in der Neuen Sächs. Kirchengalerie, Sp. 97 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. dazu meinen Aufsatz über Gersdorf in der Sächs. Kirchengal., I, Sp. 263 ff.

<sup>4)</sup> Vgl. Sächs. Kirchengal., I, Sp. 278 ff.

<sup>5)</sup> Ein zweites Exemplar derselben befindet sich in Luchlagen; dadurch ist die Lesung der Namen sichergestellt.

<sup>6)</sup> Weiterhin hat Littmann auch die Matrikel von 1555 abgeschrieben, auf sie beziehen sich diese Angaben.

<sup>7)</sup> Soll heißen: Wort.

<sup>8)</sup> Diebstahl.

<sup>9)</sup> Das war 1595 lt. Inventar noch vorhanden.

Juramentum praescriptum a Johann Stauden<sup>10)</sup> Leisnicensi quæstor rusticiis Pastori Görsdorffensi subditis a. d. 1580 Julij 27 die scito Jacobo addito: »Zuß ich N. N. dem Pfarrern zu Görzdorff, M. Wolfgang Weiborn<sup>11)</sup> als meinem Erbherrn in allen ziemlichen und billigen Sachen zur Erbherrigkeit gehörig untertänig und gehorsam sein will, das ichwore und gelobe ich, als mir Gott helfe durch sein heilig Wort. Juravorunt (?) rustici omnes erectis digitis ambobus Leisnicensi in ædibus quæstoris praesentibus Domino Jacobo Eskan<sup>12)</sup> antecessore suo, Johanne eius filio, Georgio Stroh olim viatore Leisnicensi effente ipso quæstore hanc in (!) die Jacobi formulae juramenti. Juramentum personae Judicialis: »Ich N. N. grebe und gelobe beg meinen wahren treuen und wortten, daß ich meinem Erbherrn dagegen in seinen Rechten so fern ich auß meinen fünf Sinnen verstehen und erkennen kann, getreue und gemäß sein, auch jedermann gleich und recht thun will, unangesehen Geld, guth, gift und gabe, freind- und freundschaft, oder des etwas, auch zu ichwören wo ich schweigen soll und nichts was meinem Herrn schädlich sein der dank zu reden, solches alles wie erzelet, will ich sit und ist mit handt angethen, alzeit unverbrüchlich halten, dazu mir Gott helfe.«

Jährlich einmal oder wenigstens alle zwei Jahre ist der Dingstuhl gehalten worden. Allein bereits Johann Edelreich (1586—1594 P. in Görzdorff) hat die Gerichte niemals bestritten, auch die beilegen nicht an sich nehmen lassen<sup>13)</sup>. Dies benützte der damalige Amtschreiber Georg Pfeifer<sup>14)</sup> in Leisnig, der zwei Güter in Görzdorff gekauft und zu einem vereinigt hatte, wozu auch nicht vor dem Pfarrer als Belehener erziehen wollte, und bewirkte<sup>15)</sup>, daß dem Pfarrer die Rechtsobst genossen, dieselbe dem Amte Leisnig überweisen und ihm dafür 33 Gulden jährlich gezahlt wurden. Aus dem alten Gerichts-buche des Littmann aber auch eine Gerichtsüberhandlung abgeschrieben, die in folgendem mitgeteilt werden möge. »Gerichte gehalten wegen des Pfarrlehn zu Görzdorff daleibit uff der Warrern den 13. Noobr. das ist Montags nach Mart. 1581 von M. Wolfgang Melhorn. Richter und Schöppen: Georg Linner, Richter und Gerichtsherr. Martin Hunger. Hans Storlow. Caspar Pflze, Richter zu Luedhagen. Urban Freit. Nicol Schilling. Vom Erbsen Rath zu Leisnig! abgehandt: Georg Reichel, Bürgermeister. Donat Kloppe, Rathsherr. Erse Rude. 1. Es rügen die zu Luedhagen, daß wo ein Rathsherr nicht wirken kann, daß sie einen mögen halten, Es sen mer es wolle. 2. So sie ein Lauggericht haben, mögen sie hier holen laien (<) leisnig und andern orthhen, auch das gesend anderswo geben, sind nicht gen Görzdorff zu gehen gezwungen. 3. So eine Wirtschaft in Dorf gehalten, dürfen sie nirgend anders wohin ins gemeine her gehen. 4. Zwischen Luedhagen und Minowig<sup>16)</sup> ist ein Wiesenplan gelegen, heißt der gemeine theil, darauff ist eben so wol zu huten tug und recht und mocht haben als die zu Minowig. — Ritter Ruge. 5. Sie rügen, auch die Luedhagener, manne sie inne gemeine Orte trinten wollten, mögen sie hingehen wo sie himwollen. 6. Sie rügen auch daß sie nicht von einand wissen denn alles liebes und gutes. — Ehrerhdorff. 1. Sie rügen, daß sie 3 Viehweg haben auß Th. Weuldners (<out) einen, den andern auß Urban Dieleins, den Itten auß der gemeine oben zum Dorff hinaus neben Hansbold von Döben<sup>17)</sup> gut. 2. Sie rügen nicht denn alles liebes und gutes von ein and. 3. Sie weisen nicht denn allen freyer fruchtig von Waltheim nach Goldig, gese, wollen wandersleute eine sühntsch daraus machen, soll abgeschafft werden. 4. Sie rügen, daß ein Erbar Rath zu leisnig wegen einer wiesen unter Kiebelbach auß dem Berichtelag erziehen muß auß der Pfarr Görzdorff oder zu Luedhagen, wie vor alters bräuchlich, auch die Pfandte niemandt denn dem Lehnherrn zu antworten. 5. Sie rügen, daß Hansbold von Döben seine obschläge<sup>18)</sup>

in der kraß nicht recht halte. 6. Sie rügen, daß blaus Thiel ich zu der Itten ruge erst kommen undt Hansbold von Döben weder selbten noch durch einigen Anwalt zu gerichte kommen, sind beyde zu büßen. 7. Sie rügen, daß Urban Thiel sey gang außblieben, berufft sich auß erfassung des Schöffers zu leisnig, ich darsen sich gründlich zu erkundigen. 8. Sie rügen auch, daß haberlachen, schell und schmachwort, braun und blaue schlage gehören alle in Warrers gerichte, wegen ihrer belehnten güter und gerichte auß und in denselben. 9. Sie rügen, daß sie macht haben leinmber und Schneider auch andre handwerkfleute in der Gemeine zu halten. 10. Sie rügen auch, daß sie macht haben auß vor den Bisch (?) in Leisnig Getreidig vor ihre behaltung und bedörffnen einzulauffen. 11. Sie rügen, daß Gabriel Michel seine Winter Saat mit seinen formlein beschidet, auch noch heut um Martini seinen lafer nicht eingeführt, verurtheilt das Wid auß benachtharte Saat zu gehen undt schußlichn dieselben selbe um zu wüthen. Klagen. 1. Es klaget Hans Storlow, daß er mit seiner Pflandlein Stieffauer Gabr. Michel seine richtigkeit und rechnung machen kann, sind Ihme auß gehebter bandt 14 Tage zur richtigkeit gegeben und gemacht. 2. Es klaget Georg Schiefferbeder auß Gabr. Micheln, daß er Ihm um belimtes und zuvor herausgegebenes Klerich nach nicht heut um Martini zur Winterlaas geeret habe, begreuet volle bestritung seines selben in 14 Tagen, auch einleihen des lesherrns wegen lügen anstich. 3. Die Gerichte in gehebter bandt sprechen Gabr. Micheln die auß uff 5 gl. zu, darum daß er mit unvorigenliten Worten und tritten vor die gehebte bandt gerten, hat an des Richters stuch angelebet, sich mit verträge abzuhanden. Es hat Mich. Rommel sein gut in Ehrerhdorff, das er von Donat Galtten erkaufft, vor gerichte in lehn genommen, auch dem Richter, Schöppen und Schreiber<sup>19)</sup> Urbanus Kunzwig wie gebräuchlich die gebür alsobald entridet.«

Auf den folgenden Blättern hat Littmann allerlei zusammengeschrieben, was ihm des Bemerens werth schien: Eine Zusammenstellung des Einkommens des Pfarrers, desgl. für den Schulmeister, Inocentieren, Ordnung für die durch die Gemeinde ausgesuchte Bestellung des Pfarrers d. anno 1624, mehrere Absätze betr. die Braugerichtsheit der Pfarrer von 1704 bis 1723, die Matricel von 1555, Absätze (<der Wistarter) bei der Pfarre Görzdorff und allerhand Nachrichten über die Pfarodie. Bestimmungen über Kirchenbuse wegen Sünden gegen das 6. Gebot.

Im Dorf sind in alter Zeit mehrere Anliege anständig gewesen, wie schon zum Teil oben erwähnt wurde. So werden genannt 1555: Albrecht v. Hennis in Ehrerhdorff (gab 4 1/2 Scheffel Dezen), Hans Georg v. Polenz<sup>20)</sup> in Niedergerdorff (1 Scheffel, 2 Metzen), Joachim v. Aras in Kiebelbach<sup>21)</sup> (1 Scheffel weniger 1 Meye), in Luedhagen: die Frau Polenzen (3 Scheffel [sic. Scheffel]; 1595: Verthold v. Altmannshöfen<sup>22)</sup> (4 1/2 Scheffel, hat also das Gut des Albrecht v. Hennis übernommen; zwischen beiden muß es Hansbold v. Döben besitzen haben, i. o.), außerdem noch erwdhnt, daß ein Gut in Niedergerdorff jetzt wüßt seye, früher aber Christoph v. Damm (1555 als Christoph Thum angeführt) und Carl v. Tegnit<sup>23)</sup> gehört habe.

Die Vermuthung ist nicht von der Hand zu weisen, ja wird durch die alten Berichte sehr wahrscheinlich, daß es auch diesen Anliegen nicht befähigt, als Unterthane des Pfarrers vor bürgerlichen Richtern zu erscheinen. Kurzum, ca. 1590 war es mit dem Dingstuhl zu Görzdorff aus und vorbei, und rechtlich ist solcher geschwundenen Macht und Herrlichkeit wozu Littmann 100 Jahre später keine Nachrichten in das alte Kirchenbuch geschrieben haben.

<sup>10)</sup> Damit ist der Schulmeister gemeint.

<sup>11)</sup> Der Familie v. Polenz gehörten die Güter Gätzig, Sommeritz, Kleinbuschitz bei Döben, vgl. Knechte, Kreuz aßg. Deutsch. Adelslexikon, VII, S. 205 ff.

<sup>12)</sup> Die Familie v. Aras war 1580 bei Leisnig anständig, vgl. Knecht I, S. 115. — Ramprad, S. 299 (Kospitz); 301 (Warkwitz); 302 (Kolltrerra. Volzig).

<sup>13)</sup> Ein Verthold v. A. erhielt 1517 Commowich, Wüdrin und Zöllwig, ein andrer Hansorff und Collmen; vgl. Knechte I, S. 62.

<sup>14)</sup> Beide Familien sind nicht nachgewiesen; die Schreibung ist durch das 2. Expl. sichergestellt; wahrscheinlich hand. aber im Original für den 2. Namen „Hennig“. Vgl. zu den hier vorkommenden Namen auch: Kirchenbuchnachrichten von S. M. [den Rehmern], als Man. gedruckt: Altmannehöfen in Collmen, Döben in Borna, Tegnit 1474 bei Leisnig.

<sup>15)</sup> Job. Staube war Schöffer in Leisnig 1569—1587, vgl. Ramprad, S. 273.

<sup>16)</sup> M. Wolfgang Weiborn, Ramme aus Freiberg, war 1580 bis 1605 P. in Görzdorff, geht in Hladan bei Zörgau.

<sup>17)</sup> Sonst Hächte oder Hachorn genannt, aus Zwidau.

<sup>18)</sup> 1587—1602, vgl. Ramprad, S. 278.

<sup>19)</sup> Die alten Berichte lassen darthun, daß er sich dazu mit noch anderen Belehnten verband, vgl. am Schluß.

<sup>20)</sup> Minowig, ein Dorf an der Straße von Leisnig nach Hartze, nach Leisnig eingepfarrt.

<sup>21)</sup> Vgl. am Schluß.

<sup>22)</sup> Am Beginn des Oberborses fällt die Straße ziemlich weit ab.

## Bücherbesprechungen.

— E. Bedenhaupt, Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. Heidelberg, Winterliche Universitätsbuchhandlung, 5 M., geb. 6 M. — Es sollte bei aller Produktion weit mehr, als durchschnittlich geschieht, auf die Qualität der Erzeugnisse gesehen werden. Das ist der Grundgedanke, von dem aus der Verfasser, welcher der Bandwirtschaft und dem Brauereiwesen nahe steht, zu den letzten Fragen der Kultur, der Welt-erklärung, der Weltentwicklung aufsteigt. Bei den nötigen Feststellungen und Forschungen wird man Wein, Hopfen, Baudecker, Menschen in so ziemlich allen Zonen zur Tätigkeit der heutzutage nur auf engumgrenzter Relationsbreite vorhandenen edlen Sorten und Rassen heben können. Eine göttliche Voraussetzung, zu der sich Bedenhaupt entschieden bekennt (§. 111), hat die Bedingungen dazu schon in Chaos gelegt. Pflanzl. und Chemie sollen also zu ungeheuren Reichtum führen; mit einer Reihe von Tabellen und einer vorsichtig abgemessenen über-Theorie der sich Regeneriert übrigens nicht abschliet, wgl. S. 244 unten) sucht Bedenhaupt selbst den Weg der von ihm geforderten Untersuchungen anzuweisen. Mit sehr klaren Gründen weist der Verfasser aber den Gedanken ab, da ubermenschen im Sinne Kiehlers erdandigt wären; er kommt eher auf eine „Animation des Glases“ hinaus, die sich bei reichlicher Produktion des Angenehmen und Edlen ja wohl in höherem Mae erreichen liee als bei der. Anregung gibt das Buch jedenfalls viel; die Mitfolgerfrage z. B., von deren Besprechung er ausgeht, scheint geredeter behandelt als das bei vielen lebenspraktischen Biologen gebraucht geschieht. In der Darstellung der Gedanken können neben vielen Druckfehlern die stilistischen, grammatischen und orthographischen Sonderbarkeiten, in denen der Verfasser wohl seine Subjektivität zu stark zum Ausdruck bringt.

Dr. Grimm.

— Giordano Bruno, Das Kosermittelma. Ins Deutsche übersetzt von Ludwig Kahlenbeck. Leipzig, Eugen Diederichs. 4 M., geb. 5,50 M. Die Vertreibung der triumphierenden Besette. 7 M., geb. 8,50 M. Titelzeichnung von E. K. We. — In soeben Bänden, deren Titel-seiten einen aus Flammen emporsteigenden Phönix zeigen, erscheint eine deutsche Ausgabe von Giordano Brunos gesammelten Werken bei Diederichs in Leipzig. Der Einführungsband bringt nach einem Porträt des Nolaner's die Biographie Brunos und eine allgemeine Würdigung seiner Weltanschauung. Der Herausgeber und uberseher weist auf die Spuren der Philosphie Giordano Brunos hin, welche sich bei Descartes und Spinoza, Leibniz, Goethe und anderen finden, deutet auf die vielfachen Übereinstimmungen hin, die sich zwischen Schillers sthetischem Weltbild und demjenigen Brunos aufzeigen lassen, und leitet so mit einer ganzen Fülle von Fäden hinüber zu den Werken selbst, die er in sehr geschickter ubersehung gibt. Die poetischen Stellen geraten ihm in der ubersehung nicht minder wie die dichterischen; er gibt einige Wortspiele des Originals glücklich in deutschen Nachbildungen, und weist dort, wo ähnliche Umklangungen nicht recht möglich sind, wenigstens in den Anmerkungen auf das verlorene Gehegane hin. In den Erläuterungen, die beim „Kosermittelma“ 18, hinter der „Vertreibung“ nicht weniger als 107 Seiten füllen, steht daneben eine Menge von fruchtbareren Anmerkungen, Quellenangaben, Vergleichen. Auch eine Kritik der Meinungen Giordano's tritt hier gelegentlich auf. Das mit dem Gebet die Religion selbst verworfen würde („Vertreibung“, Seite 281), ist freilich eine Ansicht des Verfassers, gegen welche sich sogar Kirchendauser anführen lassen. Die Bibelstelle 1. Tim. 6, 10 hätte nicht als „deutsches Sprichwort“ angesehen werden sollen (S. 324). Auch hätte in einer der vielen Anmerkungen der Hinweis stehen dürfen, da Bruno sich irrt, wenn er meint, da die Juden die von Moses erhobte Schlange (4. Mose 21, 8), gleich nach Erlangung der begehrten Wohlthat zerbrochen haben („Vertreibung“, S. 225). Das Joel warb erst unter Hiskia vernichtet (2. Kon. 18, 4). Wenig bemerkenswert für einen Vertreter Brunos mit Shakespeare, für dessen Botschaftlichkeit übrigens der Herausgeber auch nur ganz vorsichtig eintritt, sind die angegebenen Parallelen. Neben den Koppertinischen Ansichten lassen sich bei Shakespeare ama ein Duzend andere aufzählen: Der Dichter nimmt eben, wenn er von Sternen und ihrer Bewegung spricht, diejenige Deutung, welche für seinen poetischen Zweck gerade geeignet scheint. Und so viel haben alle die soebenigen Schriften, die sich

um das „Shakespeare-Gebirniss“ gruppieren, doch bewiesen, da mancherlei, was uns für den großen englischen Dichter charakteristisch scheinen konnte, Gemeingut des Streites war, in dem er lebte. — Zu den beiden vorliegenden Werken Brunos selber liet sich sagen, da wirklich kein anderes uns soweit an Brunos Verion heranführt, wie der Dialog, welcher sich an den durch allerlei Londoner Miverhaltnisse erchimerten Besuch einer Reisezeit am Kosermittelma knüpft. Neben der grozigigen Entwicklung der astronomischen Aufschauungen des Nolaner's zeigt sich da keine Satire und Kampfschreie, keine immer grostele Behandlung selbst des Allgaltigen, kein hartes Selbstbewusein und die dennoch immer wieder durchbrechende Sehnsucht nach der Stille suen Friedens. Bei weit Anstrengung kostet unserm Geistes die Durcharbeitung des großen Dialogs, in dem der aus Ende seiner Tage kommende Zeus (übrigens hat schon Epikur diese Ansicht von der Dauer des Kosmos) den Himmel reinigt von all den Bestien, die bisher als Sternbilder darin triumphierten. Fast alle die Wesen, mit denen die Astronomen die himmlischen Käufer besuttelt haben, werden als Betreter von Katern bargehelt; an ihre Stelle treten nurliche Lebewesen — wie wichtig wirkt sie in den kurzen Werken des Schillerischen Tiefreises — gibt Giordano Bruno Gelegenheit, die Menschheit und uberhaupt die Wohlthaterei zu geisseln, die seinem scharfen Auge sich deutlich genug enthüllte. Das er, der Mann der geistvollen Analogie, dabei oft zu weit geht, sich im Jorne nicht halten kann, auch da, wo die Grenzen unseres Erkennens zur Vorsicht mahnen müssen, war das Verhängnis seiner Lehre wie seines Lebens. Es ist ein sones Schicksal Kahlens, da er den genialen Nolaner, trotz der Darben im Exil bete, immer wieder als den edlen Menschen sieht, dem viel vergeben werden mu, weil er viel geliebt hat. — geliebt vor allem das, was ihm die Wahrheit ist. Dr. Grimm.

— Dr. phil. P. Bed, Die Nachahmung und ihre Bedeutung für Psychologie und Volkerverkunde. Leipzig 1904. Hermann Paade. 5 M. — In Vollstandigkeit von systematischen Darstellungen und rationalen Erklärungen bestehender Einrichtungen und Zuständen hat sich unsere Gesellschaft gewöhnt, uberal die Verunft, das Wissenschaftliche, als erregendes Moment zu betrachten. Man hat Gründe aufgestellt, die in Wahrheit gar nicht vorhanden waren. Dem gegenüber sucht nun Bed nachzuweisen, da vielfach beim Tiere wie beim Menschen die Handlung das Urspringliche war, die Bewustseinsmomente das Abgeleitete sind (§. 173). Ramentlich mu die Wichtigkeit der Nachahmung für das Tun der Einzelnen — und ganzer Völker — höher eingeschätzt werden. Bei dieser Nachahmung, die unter suggestivem Einwirken oft unvorstandlicher Vorbilder zustande kommt, kann und wird sehr leicht die Zweedvorstellung im Nachahmenden festeln. Vielleicht wird später ein Zweed der ganz unvorstandlich gewordenen, ja spaltlichen Handlung ad wieder untergegraben, wie Leibesorgane, die wegen Nichtgebrauchs schrattpelt sind, im Gange der durch Generationen fortlaufenden Entwicklung eine neue, von der früheren Verichtigung abweichende Tätigkeit übernehmen. Da der Verfasser ausdrücklich die Nachahmung als nur einen wichtigen Grund neben anderen hervorhebt, kann man ihm in den Grundlinien seiner Anschauung beipflichten; seine Deutung einzelner Handlungen ist freilich jenseits denklich. Seine Zuversicht, da sich alles Irrationale im menschlichen Seelenleben durch die Entwicklungstheorie auflösen lassen mu, in den statlichen Gefühlen und Trieben nur die Überreste des einzigen kollektiven Handelns vorliegen geht zu frolich ins Allgemeine. übrigens liegt doch wohl die Nachahmung ein psychisches Erfassen des Nachzunehmenden voraus. Suggestion ist ohne ein empfangliches psychisches Wesen nicht denkbar. Und Gefühle und Triebe statlicher Art werden irgend einmal doch ihren bewusten Anfang genommen haben. Da dieses Bewustsein aber sich entwickeln konnte, ist für sich nicht durch die Nachahmungstheorie erklärlich. Das Buch ist gut geschrieben; der ironische Einschlag belebt mehrfach die Darstellung. Dr. Grimm.

— Allgemeine und spezielle Wirtschaftsgeographie von Ernst Friedrich. Mit 3 Karten. Leipzig, Verlag G. J. Goshen. — Der Verfasser kommt mit seinem Werte gerade zur rechten Zeit, denn das Fehlen eines geordneten Vorwurfs von der Galtung des seitigen ist diesseitig niemals unangenehm empfunden worden als in den letzten Jahren, der Zeit der Gründung und Entwicklung deutscher Handelsschulen, zu deren

wichtigsten Lehrgegenständen die Wirtschaftsgeographie gehört. Einmal war die bisher vorhandene Literatur als recht dürftig, zum andern boten die Werke doch nicht viel mehr, als das für höhere Handelskranzialien durchaus Notwendige. Das aber genügt weder für den Handelshochschüler, noch für den Universitätsstudenten. Dazu kommt, daß Friedrich von völlig neuen Gesichtspunkten aus an die Aus- und Durcharbeitung seiner Aufgabe gegangen ist, daß er den Stoff in einer wesentlichen neuen Art und Weise behandelt, und zwar zum Vorteile für sein Werk und zum Vorteile für den Lernenden. Es ist Kagerl's Oeif, der das Werk durchweht — eine gute Empfehlung! Auf dem Gebiete der Kartographie als Autorität bereits bekannt, hat Friedrich namentlich in seiner „Wirtschaftsgeographie“ ein treffliches Zeugnis dafür abgelegt, daß er es verstanden hat, in möglichst knapper, dabei erspahnlicher Form ein literarisches Hilfsmittel zu schaffen, das durchaus geeignet ist, „den Anfänger in der Wirtschaftsgeographie die Wichtigkeit der menschlichen und geographischen Faktoren für die Wirtschaft und die Art ihrer Wirksamkeit in den Grundzügen erkennen zu lassen“. Dies ist der Zweck des ersten Teiles des Werkes, der „Allgemeinen Wirtschaftsgeographie“, die sich mit der Aufgabe der Wirtschaftsgeographie, ferner mit der dynamischen Wirtschaftsgeographie oder der Lehre von den Faktoren der Wirtschaft befaßt und im dritten Abschnitt die statische Wirtschaftsgeographie oder die Lehre von der geographischen Verbreitung der Faktoren der Wirtschaft behandelt, ein Kapitel, das namentlich in seinem 4. und 5. Abschnitt (Pflanzen und Tiere) für den Lernenden eine wahre Schatzkammer darstellt. In erhöhtem Grade gilt dies von dem zweiten Teile des Werkes, von der „Speziellen Wirtschaftsgeographie“. Nach Erdteilen und Ländern gruppiert, ist es dem Verfasser hier tatsächlich meißtens gelungen, „die für die lokale Wirtschaft und den Handel wichtigen Produkte ziemlich vollständig zu erwähnen“ und somit eine prächtige geographische Produktenskunde zu schaffen, die nicht nur den Studierenden ein ausgezeichnetes Kompendium bietet, sondern gewiss auch dem im praktischen Leben wirkenden Kaufmann ein willkommenes Hand- und Augenstück sein wird. Besonders Wert gewinnt das Buch durch seine statistischen Beigaben, die zur Veranschaulichung wesentlich beitragen. Man deutet den Inhalt des zweiten Teiles am besten mit den Worten des Verfassers an, der jeden Abschnitt mit der Sammelwirtschaft beginnt, der Ausnutzung der natürlichen Pflanzen- und Tierwelt (nicht des Bergbaues) eines Landes, dann die andern Wirtschaftsformen folgen läßt, den lammlenden Bergbau wegen seines Zusammenhanges mit der Industrie vor dieser einfügend. Das Resultat der Wirtschaft: Volkswirtschaft und Siedlungen, soweit nicht schon erwähnt, macht den Schluß. Das Ergebnis einer Unsamme mühsamer Arbeit ist in dem Buche aufgefaßt. Lehren und Verwenden und unserer Kaufmannschaft sei das Werk auch wärmste empfohlen. M.

— Brodels Erziehungsmitel nach der Konzentrationstheorie bearbeitet für Kindergarten und Familie von Angelika Hartmann, Seminarvorleserin in Leipzig. Erste und zweite Hälfte. Leipzig und Frankfurt a. M., Jägerische Verlagsbuchhandlung. 8°. 143 und 183 S., br. 4 M., geb. 4,80 M. — Mit Recht hebt die Verfasserin hervor, daß es nötig sei, die Anschauungen, welche dem Kinde durch Spiel und Beschäftigungen übermittelt werden, möglichst planvoll zu ordnen, um damit dem Kinde eine tüchtige Entgegennahme zu ermöglichen und es nicht etwa zu veranlassen, sich durch zu vielfache und zu verschiedene Eindrücke zu zerstreuen, und so dem eigentlichen bildenden Verfahren entgegenzuarbeiten. Die Stoffe sind nach den Jahreszeiten geordnet. Die vorliegende erste Hälfte bietet vier für den Frühling: das Schneeglöckchen, die Schwalbe, das Weiden, Spaten und Gade, und fünf für den Sommer: die Föhner, die Fische, der Storch, die Biene, das Getreide, während im Herbst der Apfel, der Gals, die Taube, im Winter die Vogel im Winter, der Christbaum, Kitz und Maus, das Pferd, die Puppe behandelt worden. Bei jedem Stoffe wird folgende Einteilung befolgt: Sproch, Erzählungen, Lieder und Gedichte, Bewegungen- und Märchenspiele, Rätsel, Beschäftigungen. Unter den letzteren sei das Formen aus Ton hervorzuheben, dessen bildende Wirkung immer mehr Anerkennung findet. Die Notizen sind teils in Volkssprache, teils der Diefenbach'schen Sammlung, z. B. Frau Schwalbe ist eine Schwärmerin, entnommen; auch Gull und andere neueren Kinderliederdichter sind vertreten. Einen

großen Teil hat die Verfasserin beigeheuert. Bei verhältnißiger Auswahl und Benutzung wird das Buch sich als praktische Anleitung erweisen. Das auf die Volksschule gemünzte Wort gilt auch vom Kindergarten: es ist sein Ruhm, daß er mit geringen Mitteln viel erreicht. a.

— Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung) als Hilfsbuch zur Einübung einer mullergültigen Aussprache. Herausgegeben von Wilhelm Bistor, Professor an der Universität Marburg. Erster Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. London: David Nutt. Paris: G. Klincksieck. Neunort: Lemke & Buchner. Amsterdam: Sülpheische Buchhandlung. Kopenhagen: G. Ehrh. Urms Nachf. 8°. XII und 158 S. 3 M. — Von der neuerdings erschienenen Literatur ist die zweite Auflage von Siebs Bühnenaussprache (1901) z. B. S. 146 und 147, sowie die zutolge Vereinbarung der deutlichen Bundesregierungen untereinander und mit Österreich festgestellte neue Rechtschreibung S. 151 berücksichtigt worden. Auch inhaltlich ist manches gebessert. So ist S. 16 und 17 bei dem Kinderliede „Bade, bade Kuden“ der epische Eingang hinzugefügt worden. Bemert sei, daß in Mitteldeutschland die zweite Zeile unter Weglassung des Artikels lautet: „Bäder hat gerufen“. Auf die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Bühnens hinzuweisen ist kaum nötig in einer Zeit, die die theoretische und praktische Bedeutung schönen Sprechens zu würdigen weiß, namentlich für uns in Leipzig, wo Professor Sievers wertvolle Anregungen und Anweisungen erteilt. Wer, durch Neugier oder Beruf veranlaßt, der mündlichen Rede besonderes Interesse zuwendet, wird mit Nutzen immer wieder S. 3—13 durchsehen. a.

— Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moriz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. Zweiter Band (bis zum Ende des Jahres 1546). Leipzig, B. G. Teubner, 1904. XIX, 1064 S., 8°. Preis gebietet 20 M. — Ganz abgesehen davon, daß es sich von selbst versteht, über ein verhältnißmäßig sehr breit angelegtes, schwer gelehrtes Regestenwerk (für 3 Jahre reichlich 64 Vogen!) an dieser Stelle ausführlich zu werden, darf ich wohl auf meine Anzeigen in den Bf. Beilagen vom 10. März 1900 (S. 1 der Urkunden) und 4. Juni 1903 (erste Hälfte des 2. Bandes der Urkunden), sowie auf meine Besprechung des ersten Bandes der Darstellung (z. B. vom 28. Mai 1898) kurzgehend hinweisen. Selbstverständlich beruht der Hauptwert dieser neunten Veröffentlichung der K. S. Kommission für Geschichte darin, daß man namentlich wenigstens bis zum Ende des Jahres 1546 die archivalischen Unterlagen beisammen hat, um den bis zur Wittenberger Kapitulation reichenden 1. Band der eigentlichen Geschichte Morizens von demselben Verfasser Schritt für Schritt kontrollieren zu können. Diese Probe besteht Brandenburg's Werk durchaus; das sei ein für allemal ausdrücklich betont. Gerade deshalb aber meine ich für meine Person, daß die — an sich gewiß berechtigte — Polemik gegen Simon Jäsel auf S. XVII f. nicht sehr passend untergebracht ist. Einzig und allein im Jahrbuche des Geschichtsinstituts für das Peragium Braunschweig, die Abweisung jener idealen Handlungs- und Betrachtungsweise am richtigen Platze gewesen — hier scheint sie mir der Würde des Ganzen nicht völlig zu entsprechen. Ht.

— Die Begründung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen in den Jahren 1898 bis 1902. Zargeßelt von der Verwaltung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek. Posen 1904. 82 S., 4°. — Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen. 1. Jahresbericht: Gatsjahr 1902 (von der Eröffnung am 14. November 1902 bis 31. März 1903); 2. Jahresbericht: Gatsjahr 1903 (vom 1. April 1903 bis 31. März 1904). [Beide] von dem Direktor Prof. Dr. Rudolf Fode. Posen 1904. 25 und 18 S., 4°. — Es ist hochfretulich, zu sehen, in welsch schöner Weise sich diese Kulturart der preussischen Regierung wie des ganzen deutschen Volks (vgl. das Verzeichnis der Gschenker in der „Begründung“) auf geförderbten Posen entfaltet hat. Und hochfretulich ist es auch, zu sehen, das für die Berichterstattung darüber ein so würdiges Gewand hat gekühlt werden können. Im übrigen wolle man den gut orientierenden Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 202 vom 3. September 1904 vergleichen. Ht.



## Erscheint

Dienstags, Donnerstags und Sonnabends mit dem für sich nur durch den Herausgeber, die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße 5, bezogen werden.

## Bezugspreis

bei Abholung: 1.4 25.3,  
bei wöchentlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Jahres 1.4 51.5, für  
außerwärts 1.4 64.2,  
vierteljährlich  
Kleinzel Nummern 5 2.

## Das I. evangelische Leipziger Gesangbuch.

Im Jahre 1901 habe ich in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung und zwar in Nr. 114 und 115 eine längere Skizze über die evangelischen Gesangbücher veröffentlicht, die in Leipzig seit der Reformation vor allem in Gebrauch gewesen sind. Das waren von etwa 50 in Leipzig gedruckten Gesangbüchern nur 11, die wegen ihrer weiten Verbreitung und Benutzung über die andern hervorragten. Als erstes solches bedeutungsvolles und weitverbreitetes Leipziger Gesangbuch ist bis dahin allgemein das zur Einführung der Reformation 1539 in Leipzig erschienene Walter'sche Gesangbuch. Aber schon damals war es mir klar, daß es noch ein früheres evangelisches Gesangbuch von Leipzig gegeben haben muß.

In den Akten der theologischen Fakultät zu Leipzig (vgl. Seidemann, Beiträge II, 36 Nr. 10) findet sich nämlich der Bericht eines Leipziger Rathsherrn Hieronymus Walther vom 11. Februar 1533 an den Herzog Georg den Bärtigen von Sachsen. Dieser hatte ja beabsichtigt, um die lutherische Lehre in seinem albertinischen Sachsen zu unterdrücken, strenge Verbote erlassen, daß kein Buchhändler lutherische Literatur drucken oder verkaufen dürfe. Infolgedessen mußte der Rat der Stadt Leipzig auf Anordnung des Herzogs von Zeit zu Zeit Revisionen bei den Leipziger Buchhändlern abhalten. Im Interesse des Leipziger Buchhandels, der schon damals ein Hauptzweig des Leipziger Handels war, nahm aber der Rat diese Revisionen nicht sehr genau, sondern ließ den Buchhändlern die Möglichkeit, bedeutentliche Literatur beiseite zu schaffen, bevor die Revision kam. In dem obengenannten Berichte des Leipziger Rathsherrn heißt es nun, daß der Rat „bey den buchhändlern Luthersche Bücher habe suchen lassen, aber nicht mehr, denn 2 kleine linderbüchlein gefunden“. Des weitern meldet aber der Leipziger Rathsherr Hieronymus Walther, der im Uebersetzungsamt der andern Mitglieder des Rates sich beim Herzog in Aussicht setzen wollte, „daß nächstens einer zu uns (Walther) gekommen sey und vne die 3 Bücher gepredt“, die Walther dem Herzog mit dem Berichte zugleich überfandte, nämlich „das sangbuchlein hette er bey plumen gelaufft, welcher die auch alle gedruckt, wie 5. fl. gnaden hinten an den buchlin vermerken sönnen; den psalter und sumarien hette er bei Hans Francken gelaufft. So hette die bei hawenschilt (Janschild) auch alle voll, sy lassen die aber nicht Jedermann sehen“. Aus diesem Berichte interessiert besonders das „sangbuchlein“. Es ist bei plumen gedruckt, wie hinten in dem Buchlein angegeben ist (dort hand immer der Drucker, der Druckort und die Jahreszahl). Das ist natürlich der Drucker Michael Blum in Leipzig, denn die einzige Druckfirma dieses Namens, die es damals in Deutschland gab, war in Leipzig, und ihr Zubehör war von 1514 bis 1527 Michael Blum sen. und von 1527–1550 sein Sohn Michael Blum jun., zwei Leipziger Buchhändler, die beide schon frühzeitig zur Reformation hinneigten. So hatte Michael Blum j. A. 1524 eine Petition von 105 Leipziguern „um Anstellung eines lutherischen Predigers“ mit an den Herzog gerichtet.

Es ist also dies bei plumen gedruckte sangbuchlein ein Leipziger Gesangbuch, und es ist natürlich ein evangelisches Gesangbuch, denn man hielt es ja laut des Berichtes geheim und ließ es nicht Jedermann sehen.

Trotz vieler Nachforschungen wollte es mir früher aber nicht gelingen, auch nur etwas mehr als diese bloße Feststellung des Vorhandenseins eines Leipziger Gesangbuches vor 1533 zu erbringen. Heute bin ich nun in der glücklichen Lage, dieses geheimnißvolle „sangbuchlein“ von plumen selbst vorlegen und den Inhalt dieses nummern 1. Leipziger Gesangbuches hiermit zum erstenmal veröffentlichten zu können. Darum dürfte die Mit-

teilung der 63 Lieder dieses ältesten Leipziger Gesangbuches gewiß manniichfachen Interesse begegnen.

Das Buch selbst trägt zunächst den Titel: Enchiridion geistlicher gesonge vnd Psalmen für die leien mit viel anderen denn zuvor gebessert. Sampt der Vesper, Metten, Complet vnd Messe.

Auf der letzten Seite steht: „Gedruckt durch Michael Blum.“

Dieses älteste Leipziger Gesangbuch ist nur noch in einem einzigen Exemplare vorhanden. Dasselbe befindet sich unter der Signatur „Indicateur Fötis Nr. 1354 auf der Bibliothèque Royale zu Brüssel“ — eine (etwas mangelhafte) Abchrift davon hat die Seibelberger Universitätsbibliothek. Das Brüssler Exemplar ist Klein-Oktavformat, 10 > 13 cm, und trotz der Bemerkung, die wahrscheinlich sich früher Befiger, François Fétil, ein Sohn des großen Musikgelehrten Fétil, der Oberbibliothekar in Brüssel war, auf einer Seite vor dem Titelblatt gemacht hat: „le petit volume n'est pas dans un état de conservation satisfaisant“, noch recht gut erhalten.

Das Michael Blum'sche Gesangbuch beginnt mit der — wortgetreuen — Vorrede aus Walther's Georgenbüchlein von 1524, „daß geistliche Lieder singen zu und Gott anheimeln sei“, nur daß an einer Stelle eine Zusatzbemerkung gemacht ist, in der sich ein merkwürdiger Fehler findet. Sinter den Worten der Vorrede „und hin — die Lieder — dazu in vier Stimmen bracht“ steht nämlich die Bemerkung in Klammern „wie denn zu Wittonburg in M. D. XXV jar ausgegangen“. Das muß natürlich 1524 heißen, denn da ist ja dieses vierstimmige Georgenbüchlein Walther's zum erstenmal erschienen. Dieser irrtümliche Zusatz in der Vorrede findet sich auch schon im Erster Enchiridion von 1526, gedruckt von Johannes Voerfelt zu der Sonnen (I. Auflage wohl 1526, II. 1526, III. 1526; der Zusatz steht in der I. und III. nicht, nur in der II.) und im II. Aoidauer Gesangbuche von 1528. Edon das deutet darauf hin, daß der Herausgeber unieres I. Leipziger Gesangbuches bei der Abfassung seines Buches diese beiden Uebersetzungen Voerfelt II 1526 und Joidau II 1528 mit benutz hat. Das Blum'sche Gesangbuch enthält nur 63 Lieder oder, wenn man die 5 in den liturgischen Gesangstücken noch eingerechnet mitschneht, 68. Davon sind 26 mit Noten versehen. Da aber die Melodie „Pange lingua“ zweimal vorkommt, so sind es nur 25. Merkwürdigerweise läßt Blum fast allenfalls in die Latinsprache um.

Das Buch selbst war, wie die meisten damaligen Gesangbücher, zweifach. Und zwar enthielt der

I. Teil des Gesangbuches, Nr. 1–37, die sogenannten Wittenbergischen Lieder, das sind alle bis dahin erschienenen Lieder Luthers (24.) und seiner Freunde Jonas, Agricola, Speratus, Hegensalt, Stiefel, Spengler und Elisabeth Freuziger (in unserem Buch fälschlich Elisabeth W. bezeichnet), und der

II. Teil, Nr. 38–63, brachte eine ganz Anzahl neuer und guter Lieder aus anderwärts erschienenen Uebersetzungen. Die Lieder dieses ersten und ältesten Leipziger Gesangbuches sind nun nach der Anordnung von Blum die folgenden:

\*) Nur durch die überaus große Liebenswürdigkeit des deutschen Besorger an der Universitätsbibliothek zu Brüssel, des Hrn. Hlarr K. Beyers, bin ich in der Lage, eine zuverlässige und genaue Abschreibung dieses ältesten Leipziger Gesangbuches zu stellen. Ich möchte Hrn. Hlarr Beyers auch daher auch an dieser Stelle für die annehmelichsten Auskünfte und für die liebenswürdigen Bemühungen meinen allerverbindlichsten Dank aussprechen.

- 1) „Wo bitten wir den heiligen Geist, umb den rechten Glauben afferneiß“ (4 Verse).
- 2) Hymnus Veni sancte spiritus. Martinus Luther (mit Melodie). „Kommt heiliger geist herre Gott, erfüll mit deiner Gnade gut“ (3 B.).
- 3) „Witten wir im Leben sind, mit dem Tod umfassen“. Martinus Luther (3 B.).
- 4) Der 130 Psalm. De profundis clamavi. Martinus Luther (mit Mel.). „Aus tieffer not schrey ich zu Dir, Herr Gott erhör mein ruffen“ (5 B.).
- 5) Der heilige Geist viel gelobet. Martinus Luther. „Gott sei gelobet und gedienet, der uns lehret das gepelheit“ (5 B.).
- 6) Ein Lied von den zweien martirer Christi, zu Brüssel von den Sophisten in Löwen verbrant. Karl Luther. Dessenchen im jar 1523 (mit Mel.). „Ein neues Lieb wir haben an, das wolt Gott unser Herr“ (12 Verse).
- 7) Der 10. Psalm. Ut quid Domine recessisti, zu singen wider den Mordichid und sein reich. Michael Stiffel (mit Mel.). „Dein armer hauff, Herr, thut klagen, großen Zwang von widerdriff“ (18 B.).
- 8) Der Hymnus Pango lingua. gedreht durch Michael Stiffel. „Wenich dein sang mit gelang löh geben Ghorischen Sacrament“ (6 B.).
- 9) Der 12. Psalm Saluum me fac zu singen vnd erhebung des heiligen Trancionien. Martinus Luther (mit Mel.). „Ach gott vom Himmel sieh herein, und las dich des erbarment“ (6 B.).
- 10) Christ ist erstanden, geschreift Martinus Luther (mit Mel.). „Christ lag im todes banden, für unser lud gegeben“ (7 B.).
- 11) Der 67. Psalm. Deus miseratur nostri. Martinus Luther (mit Mel.). „Es wolt uns Gott gnedig sein und seinen Segen geben“ (3 B.).
- 12) Der 51. Psalm. Miserere mei deus. Von der gonzten, das ist von der wesentlichen und erbaune, sompt vber fruchte. Erhardus Dreywald (mit Mel.). „Erbar dich mein o Herrre Gott nach deiner großen Barmherzigkeit“ (5 B.).
- 13) Ein lied von dem gonzten Christlichen Leben. Martinus Luther (mit Mel.). „Su fernt dich lieben Christen gemein und laß uns frölich springen“ (11 B.).
- 14) Ein lied von sal und widerbringung des menschlichen geschlecht. Lazarus Spengler (mit Mel.). „Durch Adams fell ist ganz verderbt menschlich natur und wesen“ (9 B.).
- 15) Die gehen gepot aufft lenge. Martinus Luther (mit Mel.). „Die sind die heiligen zehn gepot, die vns gab unser Herrre Gott“ (12 B.).
- 16) Die gehen gepot aufft fürte. Martinus Luther. „Wenich wiltu leben seliglich und bei Gott bleiben ewiglich“ (5 B.).
- 17) Die gehen gepot noch eins aufft fürte. Johann Agricola. „Gottes recht und wunderbar wilt uns herr Moyses zeigen“ (7 B.).
- 18) Hymnus Veni redemptor gentium. Martinus Luther (mit Mel.). „Tu fom der heiden heiland der ingangenen sind erlan“ (8 B.).
- 19) Hymnus A solis ortus. Christum wir sollen loben schon, der reinen Magd Marien son“ (8 B.).
- 20) Ein lobgesang von der gepurt Christi. Martinus Luther. „Gelobet seist du Ihesu Christ das du Wenich geporen bist“ (7 B.).
- 21) E. Johannis Huch viel gehelert. Martinus Luther (mit Mel.). „Ihesus Christus unser heiland, der von vns den Gottesjorn wand“ (10 B.).
- 22) Der 117. Psalm. Laudate Dominum omnes gentes. Johannes Agricola (mit Mel.). „Frölich mach wir Alleluia singen, aus hipper gir vners Herrrens springen“ (4 B.).
- 23) Der 128. Psalm. Benedicti omnes qui uident domi. Martinus Luther (mit Mel.). „Got dem, der in Gottes furcht stet, v auff seinen wegen geht“ (3 B.).
- 24) Der lobgesang Simonis. Das Nunc dimittis. Martinus Luther (mit Mel.). „Mit Fried und Freud ich fahr dahin, jan Gottes milten“ (4 B.).
- 25) Der 124. Psalm. Nisi quia Dominus etc. Martinus Luther. „Wer Gott nicht mit vns diese Zeit, so lo Iheral sagen“ (3 B.).
- 26) Der 124. Psalm. Nisi quia Dominus etc. D. Jonas. „Wo Gott der Herr nicht bey vns helt, wenn wir Feinde loben“ (8 B.).
- 27) Ein lobgesang von Christo. Elisabeth W. (mit Mel.). „Herr Christ der einig Gottesjorn, vater uns ewiglich“ (5 B.).
- 28) Der 14. Psalm. Dixit insipiens. Martinus Luther. „So spricht der unweisen mund wot, den Gott wir meinen“ (6 B.).
- 29) Ein lobgesang aufft des Oberst. Martinus Luther (mit Mel.). „Ihesu Christus unser heiland, der den tod vberwand“ (3 B.).
- 30) Hymnus Veni creator spiritus. Martin Luther (mit Mel.). „Kom Gott schöpffer heiliger Geist, behaß das Herr der Menschen hein“ (7 B.).
- 31) Das Patrem zu deutsch. Martinus Luther (mit Mel.). „Wir glauben an ein enen Gott, schöpffer himels und der erden“ (3 B.).
- 32) Gott der vater von vns vnd des. Martinus Luther. „Gott der vater von vns vnd des las vns nicht verderben“ (3 B.).
- 33) Ein gesang D. Sperati zu besennen den glauben, aus dem

- alten vnd neuen Testament gegründet (mit Mel.). „Es ist das heil vns kommen her von quod und lauter güt“ (14 B.).
- 34) Ein gesang D. Sperati zu bitten vnd folung der Besserung aus dem Worte Gottes (mit Mel.). „Hilff Gott, wie ist der menschen not so groß, wer lan es als ergein“ (6 B.).
- 35) Ein gesang D. Sperati zu besennen den glauben aus dem alten und neuen Testament gegründet. „Jun Gott strib ich das er hat aus nichts geschaffen himel und erden“ (9 B.).
- 36) Der andere Psalm. Quare fremuerunt gentes. Johannes Agricola (mit Mel.). „Ach Herr Gott, wie haben sich wider dich so hart geseht“ (10 B.).
- 37) Der 46. Psalm. Deus noster Refugium et virtus. Martinus Luther. „Ein feste burg ist unser Gott, ein gute wehr und wessen“ (4 B.).
- 38) Bis hierher geben die Wittenbergischen Lieder und gesang. Dieweil die andern nu auch gemein sind, wollen wir sie auch hornachher setzen.
- 38) Capitain Herrre Gott (mit Mel.). „Capitain Herrre Gott Vater mein dein gub erlöser“ (9 B.).
- 39) Raragal Georgenlied. „Snab mit Herr ewiger Gott, das mir sein not“ (8 B.).
- 40) Ein ander geistlich lied. „Wag ich danglich nicht widerhan, vns ungnad noch“ (3 B.).
- 41) Der Hymnus Christe qui lux. „Christe, der du bist tag und liecht, für dir ist verborgen nichts“ (7 B.).
- 42) Das lied Maria zart dererbeit. „O Ihesu zart, Götlicher art, ein roß on alle Dornen“ (7 B.).
- 43) Das lied, die stad vom himel, gendert. „Christum vom himel ruff ich an vnn dieien großen Ruten mein“ (6 B.).
- 44) Das Vater vnser vnn gesang weise. „Vater vnser, der du bist im himel, ferre Ihesu Christ“ (9 B.).
- 45) Ein ander Vater vnser. „Ach vater vnder der du bist im himelreich hoch bei vns“ (3 B.).
- 46) Ein häßlich geistlich lied von trafft Göttilchs worts. „O Herrre Gott dein Göttilch wot, ist lang verundelt bichen“ (8 B.).
- 47) Ein lied von dem wege vnsr seligkeit (mit Mel.). „Jun Ihesus namen beten wir an das best das wir gelernt han“ (7 B.).
- 48) Das lied Kosma wo war dein gehalt, Christlich dererbeit, von der errennis Christi. „O Christe, wo war dein gehalt des Bapst Siuekers leben“.
- 49) Ein lobgesang von der gepurt Christi, den man auff Weihnachten singet, geschreift. „Ein kindlein so idelich ist uns geporen heit“ (4 B.).
- 50) Das andere Psalu Quare fremuerunt gentes, durch Andream Knapp zu ausgelegt. „Hilff Gott, wie geht das immer zu, das alles wolt so grimmer“ (7 B.).
- 51) Am Christen Gutes vns omnes verdracht. „Dant sagen wir alle Gott vnsern Herren Christ“ (1 B.).
- 52) Der 11. Psalm. In Domino confido, im thon ich Gott vom himel. „Ich traw auff Gott dem Herren mein was sprech ich zu meiner leute“ (4 B.).
- 53) Der 127. Psalm Nisi dominus edificauerit domum. „So Gott junm haus nicht gibt sein gunst, so arbet jederman vmbloß“ (5 B.).
- 54) Der 13. Psalm. Uaque quo Domino obliuisceris. Im thon, „Wo fernt dich, Herr wie lang wiltu vergessen mein von meinen großen nöten“ (3 B.).
- 55) Der 9. Psalm Confitebor tibi Domine. Im thon Aus tieffer Rot. „Ich wilt dem Herren sagen Tand von gonzem meinem Deyren“ (9 B.).
- 56) Der 15. Psalm Domine quis habitabit im thon Aus tieffer Rot. „Herr wer wird wonen vnn beiner gutt auff dein heiligen berg“ (8 B.).
- 57) Der 146. Psalm Lauda anima meo dominum. Im thon Aus tieffer Rot. „Wein ferl lobt den Herrn rein, ich wilt loben den Herren“ (5 B.).
- 58) Der 149. Psalm. Cantate domino canticum. Im thon Aus tieffer not. „Singe dem Herrn ein neues lied von der heiligen gemeyne“ (3 B.).
- 59) Der Hymnus Pango lingua (mit Mel.). „Rein Sang erling und frölich sing“ (6 B.).
- 60) Conditio alle syderum verdracht. „Herr heiliger schöpffer aller Etern erleucht vns die mir sind so fern“ (7 B.).
- 61) Der Hymnus Vexilla regia prodeunt verdracht. „Des Königs panir geht erfür, die frucht des Trupes (schwert empur“ (7 B.).
- 62) Der Hymnus Vita sanctorum auff Osterfest. „Der heiligen leben thats fets nach Gott streben“ (6 B.).
- 63) Der 68. Psalm. Si vero uique iustitiam. Im thon Aus tieffer not. „Wolt ir denn nicht reden einmel, das wahrhaft und gerecht“.

Zeigt schon der Titel des Blümlichen Gesangbuches, der mit dem von Amidaun II aus 1528 bis auf die weggelassene Bemerkung hinter den Worten: Sämt die Wörter durch die ganze Wochen auf einen iglichen tag wörtlich übereinstimmt und ebenso mit dem des Enchiridions von Wittenberg 1526 —

gedruckt wohl von Hans Lufft —, daß der Leipziger Drucker nicht eine ganz selbständige neue Liedersammlung bietet, so weist die Anordnung und Auswähl der Lieder noch viel mehr auf eine direkte Abhängigkeit Blums von Lufft und von Fridau II, aber auch von anderen Gesangbüchern (wie vom Klugischen 1529, wie von Oberst II 1526 Gfrurt, siehe oben) hin. Das war ja auch ganz natürlich. In anderen Städten besorgten Mitarbeiter Luthers die Herausgabe solch einer neuen evangelischen Liedersammlung, Männer, die infolge ihrer theologischen und allgemeinen Bildung ganz anders zur Auswahl und Anordnung der Lieder befähigt waren als der einfache Leipziger Buchdrucker Michael Blum. Einem Gesangbuchherausgeber wie dem Raim Blum blieb daher nicht anderes übrig als ein gutes und brauchbares Extradition entweder einfach abjudieren, oder selbst nach eigenem Ermessen aus mehreren andern Werken das ihm gut Scheinende auszuwählen. Diesen letzten Weg betrat Blum und konnte ihm um so eher betreten, als er ja gerade in Leipzig, das schon damals einer der Hauptorte des deutschen Buchhandels war, die anderwärts erschienenen Gesangbücher leicht bekommen konnte.

Blum hat nun vor allem das Lufft'sche Gesangbuch mit seinen 42 Liedern benutzt. Diese hat er alle in seine Sammlung aufgenommen, eine ganze Anzahl sogar genau in derselben Reihenfolge. Sodann hat Blum von den 68 Liedern aus Fridau II 59 herübergenommen. Neun Lieder daraus — nicht 7 wie Zelle meint — hat er weggelassen und zwar 6 Lieder von Hans Sack:

- 1) „Wach auf in Gottes Namen du werthe Christenheit“ — ein reformatorisches Kampflied.
- 2) „Wach auf mein's herzen schöne.“
- 3) „Christe, wahr Sohn Gottes, from, dein Lob wir ewig preisen“ — ein Christusbild.
- 4) „Christe du anfänglich bist ein Wurzel untrer Seligkeit“ — ein Lied vom christlichen Glauben.
- 5) O Gott Vater du hast Gewalt ohn End gezüht“ — Rechtfertigungslieb.
- 6) „Nichte mich Herr und führ mir meine Sach“ — Bearbeitung des 43. Pf.

Diese Lieder von H. Sack's haben alle das Reformationszeitalter nicht überlebt und sind, obgleich sie damals in den meisten Gesangbüchern standen, doch bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts fast aus allen Sammlungen verschwunden.

Weiter hat Blum ausgearbeitet:

7) „Der Tag, der ist so freudentrich aller Creature“ — eine Bearbeitung des alten Dies est laetitia, die Fridau II zum erstenmal gebracht hatte.

8) „Ach bist mich Leid und schmach Klag“ — ein reformatorisches Rechtfertigungslieb von Adam v. Fulda, ein mit wunderlichen Innenreimen versehenes, gekünsteltes Lied, einem weltlichen Volkslied nachgebildet und damals sehr verbreitet, und endlich

9) „Uns ist geporn ein kindlein von Maria der Jungfrau rein“ — ein Weihnachtslied in 14 zweijährigen Strophen. Statt dieser 9 mit gutem Geschmack weggelassenen Lieder bringt Blum 4 neue bedeutungsvolle Gesänge, nämlich:

1) „Gnad mir Herr emiger Gott, daß mir sein not“ — das Martinalgesangbuch (Georg v. Brandenburg), es fand zuerst in dem verlorenen Joseph Klugischen Gesangbuch von 1529, von dem das II. Kloster Gesangbuch von 1531 in seinem 1. Teile ein getreuer Abdruck, allerdings in plattdeutscher Sprache, ist.

2) „Wag ich Unglück nicht widerstahn“ — das Lied der Königin Maria von Ungarn; auch das findet sich — als Gesangbuchlied — zum erstenmal im Klugischen Gesangbuch von 1529; ferner die beiden Lutherlieder:

3) „Gott sei gelobet und gebenedit, der uns selber hat gepfeilt“ — ein alter vorreformatorischer Fronleichnamsgesang, zu dem Luther eine 2. und 3. Strophe frei hinzusetzte. Dieses Lied stand dann allerdings schon im Erfurter Extradition (Zustulb 1) von 1524, dann in Hofstod I von 1525.

4) „Eine feste Burg ist unser Gott“ — dieses Lied hat Blum entweder aus einem Flugblatt abgedruckt oder er hat es, was mir wahrscheinlicher ist, dem Klugischen Gesangbuch von 1529 entnommen. Es ist wohl unter den jetzt noch vorhandenen Gesangbüchern das Blum'sche Leipziger Gesangbuch das erste, in dem „Ein feste Burg“ in hochdeutscher Sprache vorkommt.

Weider hat Blum am Ende seines Gesangbuches seine Jahreszahl angegeben, so daß es schmer ist, das Jahr zu bestimmen, in dem dieses erste Leipziger Gesangbuch erschienen ist. Da aber Blum mehrere Lieder, die nur erst im Klugischen Gesangbuch von 1529 gefaßt waren, in seine Leipziger Sammlung aufgenommen hat, so kann sein Buch frühestens Ende 1529 herausgekommen sein.

Nach dem oben erwähnten Berichte des Leipziger Rathsherrn Walthar aber war das Gesangbuch 1533 bereits im Handel. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man 1530 als das Entstehungsjahr dieses ersten Leipziger Gesangbuches ansieht. Es wurde gewiß von den Leipziguern, die seit den Tagen der Disputation in immer größerer Anzahl zur Reformation hinneigten, trotz der strengen Verbote des Herzogs Georg des Bärtigen im geheimen fleißig gekauft und benutzt. Es war mit seinen 63 Liedern auch in der That eine recht gute und brauchbare Sammlung der neuen evangelischen Lieder.

In einer Besprechung (Neues Schöp. Kirchenblatt Nr. 20) meiner Studie „Zur Geschichte der Leipziger Gesangbücher“, die als eine wesentliche Erweiterung und Ergänzung jener früheren Artikel aus Nr. 114 und 115 der Wstf. Zeil. der Leipz. Stg. von 1901 seeben im Kommissionsbericht von Hinrichs-Leipzig in Buchform erschienen ist, wird gefordert, daß man doch endlich einmal von diesen ersten Leipziger Gesangbüchern, vor allem von denen, die nur noch als Unica vorhanden sind wie eben dieses Michael Blum'sche I. Leipziger Gesangbuch von 1530 und das Baltens Schumann'sche II. Leipziger Gesangbuch von 1539 faksimilierte Neuabdrücke veranlassen möchte.

Das wäre in der That sehr dankenswerth, wenn so der Inhalt dieser interessanten, musikgeschichtlich und hymnologisch so wichtigen ersten evangelischen Leipziger Gesangbücher jedermann zu bequemer Forschung leicht zugänglich gemacht würde. Möchte sich bald ein Leipziger Verlag finden, der sich dieses Verdienst erwirbt. Hans Hofmann, Christoph-Leipzig.

## Der dramatische Wettkampf.

Drei Schach, der ausgezeichnete Kunststern, hat einmal in seiner höchstollen Weise ausgeführt, daß die Blüte der griechischen, spanischen, englischen Dramatik sich aus dem Wettkampf der Dichter erkläre, und daß im Mangel dieses Wettkampfes die jüngernde und unfröhliche Entwicklung des deutschen Schauspielers begründet sei. Was meint er damit?

Sehen wir uns die Kunstansänge jener Zeitalter an. Die Bühnengestaltung ist höchst einfach, die Plakate unbeschränkt, die Möglichkeiten unendlich. Wie drei Theater kennen nur das Drama der Lebenden und des eigenen Volkes. Eine gemeinsame Volksüberlieferung verbindet alle: auf Sage und Geschichte, Volkstüm und Kunbart, Kimerreim und Reigen baut sich das Theater auf und gewinnt dadurch ein eigenartliches Gepräge. Unbeirrt durch fremde Mächte, bilden die lebenden Dichter, indem sie den heimischen Stoff allein oder vornehmlich behandeln, reich Feinbearbeiteten in Sprache und Stil aus: eine nationale Kunstform des Dramas entsteht. Wie anders heute! Die Bühnengestaltung ist höchst verwickelt; die Plakate, der Szenenwechsel, die Möglichkeiten beschränkt. Das Drama der Lebenden und des eigenen Volkes sieht sich durch das Drama der Ver-

gangenheit, durch das Drama der andern Völker auszuheilen eingekerkert. In der Hauptstadt pflegt eine Bühne das französische Sittenlied, andere bezuzogen das norwegische und russische. Die Volksüberlieferung ist völlig vergessen oder mißachtet. Nicht einmal in der Hauptstadt kann, bei dem bunten Gewirr von Stücken jedes Alters, jedes Geschmacks, jeder Volkart, von einem klaren Wettkampf der lebenden heimischen Dichter gesprochen werden, geschweize denn in anderen Städten. Ein Gemisch von hundert Einflüssen fernneinacht daher die meisten Erzeugnisse der Gegenwart; aller feiner Grund fehlt. Dabei wird dem Drama der Raum noch durch die wertlose Fabrikware der Wagner entzogen; und die gefährliche Entwicklung des südlichen Theaterwesens begünstigt diesen Verfall immer mehr.

Was ist dagegen zu tun? Ich sehe nur eine Möglichkeit: durch völlig neue Anlagen und Einrichtungen die religiöse, nationale und volkstümliche Grundlage des Theaters wieder herzustellen. Das Mittel hierzu ist die sommerliche Festbühne unter freiem Himmel. Ihr Ursprung liegt im Volksbrauch, ihre Stätte in der Sagenheimat, an dem Glanzpunkt einer geschlossenen Landschaft. Sie ist einfach; und ihre

Anlage ohne Vorhang erfordert eine neue Dichtung ohne Uteinstellung, die wir nicht besitzen: die in Ernst und Schmerz auf der Volkserlebung ruht und dem ganzen Volke verständlich ist. Hier erst kann sich der Weltreiz des lebenden Dichtergleichnisses erneuern; hier erst eine neue Form, ein eigener Stil, ein eigenes Drama sich entwickeln. Hier wird bei der Küber-

ordentlichkeit der Veranstaltung in kurzer Hochsommerzeit auch das Auserordentliche verlangt und das Alltägliche verbannt. Es ist unsere Aufgabe, die Finanzen und reiche Materialität unserer Stämme und Gauen künstlerisch zum Ausdruck zu bringen und ein solches dem dramatischen Weltkampf entsprechendes Nationaltheater der Deutschen zu schaffen. Dr. Ernst Bachler.

### Bücherbesprechungen.

— Geschichte des Volkes Israel. Von D. Hermann Goutbe, Professor in Leipzig. (Grundriß der theologischen Wissenschaften, 14. Abteilung.) 2. Aufl. Mit Plon von Jerusalem und Überfeldkarte. Lektionen und Leipzig, Mohr (Paul Siebed). Preis 6 M., geb. 7 M. — Es geschieht nicht aus Überdichtung seiner sachmännlichen Fähigkeiten auf alttestamentlichem Gebiete, daß Unterzeichnete an dieser Stelle das vorliegende Buch in 2. Auflage hier zur Anzeige bringt. Vielmehr besinnt er sich gern und grundtätig (nämlich in Hinblick auf den jetzt mehr als je angelegenen Grundriß einer Leistung der Arbeit) zu bestimmter Urmöglichkeit auf dem Gebiete alttestamentlich-historischer Einzelforschung. Allein bei der „Geschichte Israels“ handelt es sich keineswegs nur um solche. Schon ältere Namen dieses Gebietes, wie „Geschichte des Alten Bundes“ oder „Alttestamentliche Heilsgeschichte“ veranschaulichen das Gegenteil. Und dieser Sachverhalt wird auch nicht aufgehoben durch einmalige gewöhnlich sachliche neuere Namen oder durch eine entsprechende Rücksicht der neueren Forscher: tief im Beweisen ebenso wie in der Geschichte der christlichen Gemeinde begründet liegt deren lebhafteste Teilnahme an Israels Geschichte, liegt ihr heiligstes Vertrauen zu Israels heiliger Schrift. Daraus folgt aber nicht das, was eine ältere, nur vermeintlich rechtgläubige, und noch auch jetzt noch eine überlebende und gewohnheitsliebende, nachdrücklich irrtümlich zu nennende Auffassung will, daß sich aus einer unbegrenzten Gleichgültigkeit von Heiliger Schrift und Gottes Wort an der Hand einiger Bestandsbehälter unter Ausschluß jeglicher geschichtlicher Entwicklungsbildigkeit eine von jedem Kinde zu begreifende, dann nur scheinbare, Geschichte Israels von vornherein konstatieren lasse, — sondern es folgt im Gegenteil für jeden Christen und wählenden Theologen, der nicht die heiligen Schriften mehren will, daß diese heiligen Schriften phantasiegemäß nach allen Regeln der Wissenschaft, und zwar jetzt der neuesten, wirklich erfordert und nach den schließlichen Ergebnissen der heiligen Wissenschaft immer neu geprüft und gerichtet werde. Warum ist das freilich nicht, und jedenfalls nicht jedermanns Ding, und die verhältnismäßig Wenigen, die davon Bescheid wissen, verdienen für ihre Arbeit einen Lohn, um so mehr, als sie sich überdies unter Verzicht auf Unfehlbarkeit ihres Wissens für die Gebiegenheit und Wahrhaftigkeit ihrer Arbeit der Gemeinde verantwortlich wissen. In diesem Sinne darf die vorliegende zweite Auflage von Professor Goutbe's Geschichte Israels hier mit Nachdruck begrüßt und ernster Beachtung, auch weiterer Kreise, empfohlen werden. Nicht nur weil das Buch, als ein rechter Grundriß, annützig geschrieben und übersichtlich angeordnet, eine rasche Orientierung über die einschlagenden Fragen ermöglicht, sondern auch weil die 2. Auflage dieses Lehrbuches ein Zeichen des für jeden Kenner ohnehin unzulänglichen Sockelverhaltes ist, daß die darin von einem so künftigen und überzeugten, rührigen und einflussreichen Universitätslehrer vortragene Auffassung für einen Teil des theologischen und pädagogischen Nachwuchses jetzt nahezu maßgebend geworden sein dürfte, ganz abgesehen von gebildeten, wählenden gelehrten Kreisen der Gemeinde. Hiernach wird sich auch Anherzubehenden oder bisher fernstehenden Kenntnisnahme und Auseinanderlegung, um nicht mit Prof. Goutbe's Buch, so doch mit der neueren Behandlung überhaupt dringend empfehlen. Daß sich daraus schließlich immer wieder ein Antrieb zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung und mithin auch ein Anlaß zur Neuerordnung eines dazu bestimmten besonderen literarischen Organs ergeben sollte, darin ist Prof. Goutbe, dem auch seinerzeit Kirche und Christenlaube am Herzen liegt (vgl. S. 27, 34, 36), mit dem Unterzeichneten einverstanden. Wie letzterer sonst zur Sache steht, hat er im obigen angedeutet. Er hat im Laufe der Jahre manche kirchliche Vorstellung drängen und auf neuentstehendem Gebiete sogar selbst mit solchem Verzicht vorangehen müssen. In dem, was D. Goutbe hier ausgeführt, bereitet ihm noch manches innere Miße, um

nicht zu sagen Schmerz, wie J. B. eine sehr entschieden durchgeführte (aber auch tüchtig begründete) Umgestaltung der Epistoler bis zu den zwölf Söhnen Jakobs in Stämme und wählende Völkerverhältnisse, während ihn (S. 11 f.) eine fröhliche vorläufige Zurückweisung der Wortliebe G. Windlers (und nach diesem von H. Jeremias) für die Annahme vorherrschender astronomischer Anschauungen angenehm berührt hat, die Ausführungen (S. 34 ff.) über die Bedeutung des Moses aber, und seiner Geschichte geradezu erfreut, ja (vgl. I. Cor 10) erbaute haben. Aber Leid oder Trauer dürfen nicht entscheiden über geschichtliche Wahrheit. Darum steht auch bringend zu hoffen und zu raten, daß die oben empfohlene Stellungnahme nicht auf gemeinde- oder pastorale Stimmungsaussagen hinauslaufe, sondern daß von allen Teilen in steigendem Maße „aus dem Bewußtsein wachen“ nach demjenigen gesucht werde, was für sicheres Ergebnis und was dagegen für persönliche Vermutung zu gelten habe, bez. wo etwa Fehler vorliegen. Dazu eben sollte es bei oben berührten wissenschaftlich-didaktischen Organen dringend bedürfen. Denn mit der ebenso aufzudeckenden als gewissen-einschlackernden Berufung auf zwei unvereinbare Richtungen ist nicht mehr getan. — Die 2. Auflage unterscheidet sich nicht wesentlich von der ersten. Die wichtigsten Neuerungen sind in vorstehendem mit angedeutet.

G. Schubertmann

— Entscheidung, Entscheidung und kirchliche Trauung. Nach der Schrift und der Entscheidung von August Ebeling. D. Dr. Günterloh, E. Bertelsmann. 1. M. 50 s. — Es ist sehr zeitgemäß, wenn man sich angefaßt des neuen Bürgerlichen Ehebuchs auch mit dem im Titel dieser Schrift genannten staats- und kirchenrechtlichen Vorgängen auseinandersetzt. In der Tat wäre es nach allen Seiten hin von beglückender Wirkung, wenn die evangelischen Kirchen, soweit das überhaupt möglich ist, die Rechtsprechung des Bürgerlichen Ehebuchs als ihrem Standpunkt entsprechend anzuerkennen ließen. Der Gegenstand wird sich ohnehin nie beseitigen lassen, daß die Kirche eine Ehe, die von einem Nichtchristen geschlossen wird, nicht unter ihren Segen stellen kann, und daß sie nicht jede Verwendung eines geistlichen Scheidungsgrundes als sittlich erlaubt hinstellen darf. Aber in mancher anderen Beziehung läßt sich eine Uebereinkunft erzielen. Und im Sinne eines solchen Friedenswerdes sind die hier vorliegenden Untersuchungen veranfaßt. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier ganz unzulässig, weil die Ansichten des Verfassers auf einschlagenden Studien über die Auslegung der betreffenden Bibelstellen und über die kirchenrechtlichen Fragen beruhen; wir müssen ganz ausführlich begründen, warum wir in diesem oder jenem Punkte nicht bestimmen könnten. Aber selbst wenn das viele Punkte wären, würde der Wert seiner Schrift dadurch nicht verringert werden. Den sehen wir vor allen darin, daß der Leser durch seine Ausführungen geradezu gezwungen wird, jenen biblischen und kirchenrechtlichen Fragen auf den Grund zu gehen und sich Beweiskraft darüber zu verschaffen, ob es beispielsweise irgendwelchen biblischen Scheidungsgrund wirklich gibt. Das haben viele Theologen und Juristen bis jetzt als ganz selbstverständlich angenommen. Der Verfasser beantwortet diese Frage auf Grund der gewöhnlichsten Untersuchung der bekannten Aussprüche Jesu und des Apostels Paulus mit dem entschiedenen Nein. Wer nun mit dieser und mit anderen Entscheidungen Recht hat, das können wir nicht behaupten, weil wir es hier nicht beweisen können. Aber einer sorgfältigen Prüfung sind diese Fragen nicht wert; und zu diesem Behufe muß man die gelehrte und lehrreiche Schrift lesen.

B. K.

— Fischer, D. Albert, Das Deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von B. Lämpel. Heft 8 und Heft 9, je 2 M. — Wir dürfen auf das Erscheinen zweier weiterer Hefte des großen hymnologischen Werkes aufmerksam machen; sie behandeln die Kirchenliederbücher der norddeutschen Dichter bis auf Johann Rist.

D. K.

**Erscheinung**  
Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verkauf der, königliche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
Verdichtung: 1. M 25 S.,  
bei mündlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 S., für  
auswärts 1. M 64 S., für  
vierteljährlich  
Gingener Nummern 5 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 10.

Dienstag, den 24. Januar, abends.

1905.

### Die Malaria, ihre Verbreitung durch die Mücken und ihre Bekämpfung.

Eine derjenigen Krankheiten, die bis in die neueste Zeit in Bezug auf ihr inneres Wesen in fast unüberwindliches Dunkel gehüllt war, die allen Versuchen, sie völlig zu entschlüsseln, nicht unterbelebte Schwierigkeiten entgegengelehrt hat, ist die Malaria oder das Sumpffieber. Bei uns eine relativ seltene Erscheinung, ist sie in Italien eine furchtbare Volkskrankheit, die Tausende von Menschen alljährlich dahinstreckt, beherrscht sie als Plage ganz Süd- und Ost-Europa und macht sie die Tropen für den Europäer nahezu unbewohnbar. So ist es denn wohl erklärlich, daß allerorts jede Entdeckung, die uns in der Kenntnis dieser Krankheit um einen Schritt förderte, mit größter Spannung verfolgt wurde, daß die engstichtige Fassung dieses Rätsels, die ja nunmehr erfolgt ist, überall ungeteilte Freude hervorrief, um so mehr, da dadurch die Hoffnung gegeben ist, diesen tobdringenden Gegner der Menschheit mit Erfolg zu bekämpfen, vielleicht sogar gänzlich zu überwinden.

Die Malaria beginnt in der Regel ganz plötzlich mit Frostgefühl oder Schüttelfrost. In wenigen Stunden steigt die Temperatur auf 40–41° C, hält sich einige Stunden, während deren der Patient selbst die gelährteste Körpertemperatur empfindet, und fällt dann unter Schweißsecretion rasch wieder ab, oft bis unter die Normale. Auf einen solchen Anfall folgt eine Pause von ein oder zwei Tagen; dann wiederholt er sich und immer tritt im weiteren Verlaufe der Krankheit das Fieber in entsprechenden Zwischenräumen auf, jeden dritten Tag also, wenn zwischen den ersten beiden Anfällen ein fieberfreies, jeden vierten, wenn zwei fieberfreie Tage dazwischen liegen. Man spricht demnach von einer Tertiana mit Anfall an jedem dritten und Quartana an jedem vierten Tag. Stellt sich das Fieber täglich ein, so haben wir es aller Wahrscheinlichkeit nach, wie wir später noch sehen werden, nicht mit einer einfachen, sondern doppelten resp. mehrfach Injektion zu tun, doch soll auch, entgegen der Ansicht vieler Autoren, nach Gell in Sommer und Herbst eine wirkliche Quotidiana vorkommen. Unter den Tertianen werden nämlich zwei Modifikationen unterschieden: die milde, im Frühjahr auftretende „Frühjahrstertiana“ und das schwere „Sommerherbstfieber“, mit welcher letzterer Form die tropische Malaria identisch ist. Sie wird auch als maligne oder perniziöse Form bezeichnet, da sich die Anfälle in die Länge ziehen, also einander nähern und so ein kontinuierliches Fieber erzeugen. Jedemfalls zeigen alle diese Formen, welche in ihrer Gefährlichkeit ganz verschieden sein können, als charakteristische Erscheinung den rhythmischen Verlauf des Fiebers, und doch kann dieses auch bei der Malaria, wie Koch es in Ostafrika und Niederländisch-Indien beobachtet hat, sogar gänzlich fehlen. In diesen Ländern wird eine große Zahl eingeborener Kinder sehr schwer von der Malaria befallen, ohne daß das gewöhnliche Fieber das Leiden anfänglich, fälle, die übrigens auch in Ostafrika und Italien beobachtet sind. Der krankhafte Zustand verrät sich bei den Kindern nur durch seine chronischen Fiebererscheinungen, das Anschwellen der Milz, starke Blutarmut, Blutvergiftung und schließlich auch den physiologischen Verfall, der sie unausweichlich allen dazwischen tretenden Krankheiten überlieft. Sie wachsen wenig, entwickeln sich nur langsam und bewahren während ihres ganzen kurzen Lebens das Aussehen leidender Wüßburden. Die mikroskopische Untersuchung ihres Blutes läßt den Arzt über die Ursachen ihrer traurigen Lage auf: man findet in ihrem Blute die Malaria-Parasiten.

Die Malaria kann also nach dem Gesagten akut oder chronisch auftreten, sie kann sich langsam oder schnell, allfällig oder heimlich entwickeln. Um sie festzustellen, hat man zwar verschiedene Mittel zur Verfügung, das sicherste ist jedoch zweifel-

los, das Vorhandensein des Krankheitsreggers im Blute mikroskopisch nachzuweisen. Seit der Entdeckung desselben durch den französischen Militärarzt Laveran im Jahre 1880 weiß man nämlich, daß die Malaria durch die rasche Vermehrung besonderer Parasiten im Blut erzeugt wird. Diese Tierchen, die zur Klasse der Sporozoen gehören, bestehen aus einer einzigen Zelle und sind für die Entdeckung des Sumpffiebers beim Menschen mit Sicherheit drei Arten nachgewiesen. Es sind dies das Plasmodium malariae, dem man das viertägige, das Pl. vivax, dem das dreitägige, und die Laverania malariae, der das Tropenfieber zugeschrieben wird. Übrigens ist auch eine große Anzahl von Wirbeltieren, besonders von Vögeln, die in sumpfigem Gelände leben, dieser Krankheit unterworfen. Es sind zwar nicht die vorgenannten Sporozoenarten, die hier die Urheber des Fiebers sind, doch so nahe Verwandte, in Gestalt, Entwicklung und allen Wesenheiten ihrer Lebensgeschichte diesen so ähnlich, daß ihr Studium dazu beitragen hat, die Geschichte der drei menschlichen Malaria-Parasiten aufzuheben und klarzustellen. Die überaus wichtige Untersuchung J. S. von Hof, eines englischen Militärarztes in Indien, durch die der Einfluß der Mücken bei der Verbreitung der Malaria nachgewiesen wurde, ist bei 1898 und 1899 an den Springlingen von Kalkutta gemacht worden. Die Auffindung der Krankheitsregger selbst bei den Vögeln verdanken wir dem russischen Naturforscher Danilewsky. Schon 1885 beschrieb er die Parasiten im Blute der Elster, des Hohlhäubers und der Gule. Einige Jahre später beobachtete Grassl und Seltitz in Sizilien die Malaria-Regger der Tauben, Buchfinken, Falken, Krähen und Raben. Weitere Entdeckungen bezüglich der Entwicklungs-Geschichte der Malaria-Parasiten wurden im Laufe der nächstfolgenden Jahre an denjenigen der genannten wie verschiedener anderer Vogelarten gemacht und so die einzelnen Entwicklungsstadien dieser, die beim Menschen viel schwieriger festzustellen gewesen wären, beobachtet.

Die Malaria-Parasiten bewohnen die roten Blutkörperchen. Kurz nach der Injektion eines solchen finden wir in denselben den Parasiten in Form eines kleinen Kügelchens, welches allmählich heranwächst und einen immer größeren Raum im Inneren des roten Blutkörperchens einnimmt, bis es schließlich fast die ganze Größe desselben erreicht hat. Während der Parastill anlässlich eines Beweglichkeits befißt, wird diese nach und nach geringer, um endlich ganz und gar auszuhöhen. Dabei hat sich während dessen im Innern des Parasiten ein schwärzliches Pigment abgeteilt. Hat dieser nun seine definitive Größe erreicht, so daß er fast den ganzen Blutkörper ausfüllt, so beginnt er sich zu vermehren. Er sondert sich in 9–12 radiär geteilte, birnenförmige Körper, die sich schließlich unter Zurücklassung eines Restkörpers, welcher aus unbrauchbaren Substanzen des Mutterkörpers, besonders dem Pigment usw. besteht, voneinander trennen. Zudem diese Körperchen, die sogenannten Merozoiten, neue Blutkörperchen angehen, bedingen sie den folgenden Fieberanfall. Der ganze Entwicklungs-gang erfolgt bei Plasmodium malariae in 72 Stunden. Die neu entstandenen Merozoiten maden nun denselben ebenfalls innerhalb dieser Zeit durch und so fort, und jedesmal tritt, wenn dieser vollendet ist, ein neuer Fieberanfall auf, daher die regelmäßige Wiederkehr desselben an jedem vierten Tage. Ist der Mensch am folgenden oder übernächsten Tage nach der ersten Injektion von neuem infiziert worden, ihm also eine zweite Gruppe von Krankheitsregger eingemischt worden, so wird diese ihrer Entwicklungs-gang mit entsprechendem Zeit-unterschied von der ursprünglichen vollen, das Fieber also

einen doppelt verträglichen Charakter zeigen. Es wird je zwei Fieberstage geben, die durch einen fieberfreien Tag getrennt sind. Eine dritte Infektion und demzufolge eine dritte Gruppe von Krankheitserregern wird dreimal verträglich, d. h. den täglichen Typus erzeugen. Haben wir es mit *Plasmodium vivax* zu tun, so wird der Entwicklungsgang des Parasiten nach 48 Stunden vollendet und bemerksprechend an jedem dritten Tage ein Fieberanfall hervorgerufen. Die Komplikationen, welche sonst noch durch wiederholte Infektionen oder durch Kombination der verschiedenen Fiebererreger auftreten können, wird sich der geeignete Leser noch mit Leichtigkeit selbst klarlegen können. Worin die Ursache zu suchen ist, daß mit der jedesmaligen Vermehrung des Parasiten ein Fieberanfall Hand in Hand geht, ist mit Sicherheit noch nicht nachgemittelt. Wahrscheinlich wird entweder seitens des angreifenden Parasiten oder der sich zur Wehre setzenden Blutkörperchen eine giftige Substanz abgeschieden, die ins Blut gelangt und infolge ihrer Verbreitung durch die Adern auf das Nervensystem einwirkt und so die Fiebersymptome hervorruft.

Der bei der Vermehrung des Parasiten übrig gebliebene Restkörper, der, wie schon gesagt, hauptsächlich aus Pigment, den sogenannten Melaninfortsätzen besteht, wird von den weissen Blutkörperchen, den Leucocyten aufgenommen, meist in der Milz, der Leber, den Nieren, dem Gehirn usw. deponiert, daher dann jene Organe eine schwärzliche oder erdhalbe Farbe zeigen, die bei der Obduktion das Kennzeichen der Malaria ist. Die alten Ärzte kannten diese braunschwarze Färbung und schrieben sie bei der Leber der „schwarzen Galle“ zu. Die Bezeichnung der schwarzen Farbe zum Sumpffieber wurde erst im 18. Jahrhundert durch einen berühmten Arzt namens Lancasi nachgewiesen.

Zu nach dem Mitgeteilten jedes von Malariaparasiten ergriffene rote Blutkörperchen zu einer mehr oder minder schnellen Verminderung verurteilt ist, so erklärt sich daraus die Bluanämie, welche im Gefolge des Sumpffiebers erhebt. Diese ist, je nach der Zahl der betroffenen Blutkörperchen, mehr oder weniger tiefgehend. Bei schweren Fällen kommt ein erkranktes Blutkörperchen auf 100 gesunde; das Verhältnis kann aber bei den allerschwersten Erkrankungen auf 1 zu 10, ja sogar auf 1 zu 3 steigen und ist dann natürlich die Blutanämie tödlich.

Wie gelangt aber nun der Malariaparasit in das Blut des gebundenen Menschen? Niemand konnte vor ungefähr einem Jahrzehnt noch auch nur mit einiger Sicherheit den Weg angeben, auf dem die Infektion erfolgte, ebensowenig befanden begründete Vorstellungen über das noch Analogie mit anderen Parasiten anzunehmende Ausbreiten der Malariaerreger aus dem befallenen Körper und über ihr weiteres Verhalten. Keine der gebrochenden Hypothesen war imstande, alle gemachten Erfahrungen zu erklären, denn wenn man auch die Erfindung von Malariafortsätzen in der Luft voraussetzte und ihr Einbringen durch die Luftwege annahm, so blieb es z. B. doch räthselhaft, warum die Feste nur in geringer Höhe über dem Boden oder nur in bestimmten Räumen vieler Häuser vorkommen, warum sie nicht überall hin durch Luftströmungen verbreitet werden usw.

Erst die allernueste Zeit hat hierüber Klarheit gebracht, mehrere Forscher sind ziemlich gleichzeitig und zum Theil ganz unabhängig voneinander auf die Idee gekommen, daß bei der Malaria blutsaugende Tiere eine Rolle spielen. Aus bestimmten Gründen konnten einzelne Blutsauger von vornherein ausgeschlossen werden, andere dagegen, wie die Stechmücken oder Moskitos, verdienen besonders verdächtig. Die Annahme, daß die Stechmücke die Malaria verbreite, ist übrigens nicht neu und unter den Eingeborenen der verschiedensten Gegenden schon lange bekannt, hind doch Koch, daß die Neger Chaitras sogar für Fieber und Stechmücken ein und dasselbe Wort gebrauchten. Doch erst Manson's Untersuchungen über den Entwicklungsgang der Filaria, jenes Wurmes, welcher im Blute des Menschen vorkommt die unter dem Namen Elephantiasis bekannte, juchbare Krankheit hervorruft, hat die Malariaforschung auf den richtigen Weg gewiesen. Durch diesen Forscher zu eingehender Untersuchung angeregt, gelang es Koch, den Nachweis zu erbringen, daß ein Malariaparasit der Vögel seine weitere Entwicklung im Darne einer Stechmücke (*Culex pipiens*) vollzieht, sich dort vermehrt und darauf in die Speicheldrüsen übergeht, aus welchen er dann durch den Stich der Moskitos wieder zu dem Vogel zurücktritt. Damit hatte die Moskitos-Malaria-theorie wenigstens für die Malaria der Vögel positive Begründung erfahren und ihre Geltung für die Malaria des Menschen war sicherer geworden. Hier setzen nun

Untersuchungen italienischer Forscher, besonders Grassi, ein, dem es nicht nur gelang, diejenigen Moskitosarten, welche durch ihren Stich die Malaria auf den Menschen übertragen, nachzuweisen, sondern auch die Entwicklung der Parasiten im Körper der Mücken auf das genaueste zu verfolgen. „Ich ging“, so schreibt Grassi, „von der Beobachtung aus, daß in Italien die gesunde Erde erhitzen, die von einer geradezu jaßlosen Menge von Moskitos beunruhigt werden, und folgte ihrentwegen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach nur gewisse Arten der Malariaübertragung befähigt werden könnten, vorausgesetzt, daß die Malaria durch Moskitos verbreitet wurde. Von dieser Prämisse ging ich aus, um zu bestimmen, ob und welche Moskitosformen verdächtig sind. Ich stellte einen wahren Indizienprozeß gegen alle blut-saugenden Tiere und schloß mein Verhör, indem ich den Anopheles claviger und zwei Gulezarten in Anklagezustand versetzte. Nach einer langen Reihe von Verhören und Beweisen gelangten wir zu dem Resultat, daß die erstere dieser Mückenarten, der Anopheles claviger, der wahre Schuldige sei.“ Mit dem Menschenblute zusammen saugen diese Moskitos die Reime der Malaria auf und übertragen sie auf den Menschen. Der Mensch infiziert sich ausschließlich durch den Stich der Anopheles.

Wie oben beschrieben worden ist, pflanzen sich die Malaria-parasiten im menschlichen Blute auf ungeschlechtlichem Wege, durch sogenannte Schizogonie fort. Neben den Produkten dieser Fortpflanzung beobachtet man aber im Blut, allerdings erst nach mehrwägiger Krankheitsdauer, noch die sogenannten Gametozoen oder Sichel, die sich schließlich zu verschiedenen gestaltetem Geißeln zweierlei Art differenzieren. In ihnen haben wir nun, wie wir jetzt wissen, die zur Paarung bestimmten Individuen, die Gameten, vor uns; das eine, fugeelig, ist weiblichen, das andere männlichen Geschlechts. Dies letztere ist aber in Wirklichkeit nicht nur ein Individuum, sondern, um einen an die Blumenhochzeit erinnernden Ausdruck zu gebrauchen, ein Antheridium, aus dem 4, 6, 7 männliche Elemente hervorgehen können.

Die Paarung geht nun niemals im Blute des Fieberkranken vor sich, sondern ausschließlich im Darne des Moskitos; gelangen die Gameten nicht dorthin, so gehen sie im Blute des Menschen zugrunde. Im anderen Falle, wenn sie also rechtzeitig in den Körper des Anopheles gekommen sind, vereinigen sich die männlichen Elemente mit den weiblichen Gameten, vorausgesetzt allerdings, daß diese bei dem Übergang in den Magen der Mücken keine zu starke Temperaturerniedrigung erfahren, da sie sonst von ihrem neuen Vater verdaut werden. Aus der Verschmelzung der beiden Geschlechtsindividuen entsteht nun ein rundlicher Körper, der sich alsbald in ein bewegliches Würmchen verwaubt. Im allgemeinen hat dies bereits, bevor die Verbaugung des aufgesaugten Blutes seitens des Anopheles vollendet ist, den Magen verlassen und sich in der Magenwand eingemittelt. Hier wächet es gewaltig und wird zu einem fast mit bloßem Auge erkennlichen, tuglichen Gebilde. Dieses Wesen erhält den Namen Amphion; der reife Amphion besteht aus tausenden von verlängerten Spindeln, die in einer vom Wirt um den Amphion gebildeten Kapfel ruhen. In einem gewissen Moment berstet die Kapfel und entleert alle diese kleinen, sehr beweglichen, Sporozysten genannten Spindeln in die Leibeshöhle des Anopheles. Auf Grund eines wunderbaren Geseges sammeln sich die Sporozysten in den Speicheldrüsen, vielleicht angezogen durch eine eigentümliche, von diesen letzteren abgesonderte Substanz. Wenn der Anopheles sich, entleert er mit dem Speichel auch die Sporozysten in die Wunde. Während diese nun im Körper der Tiere zugrunde gehen, vermehren sie sich in dem Menschen und beginnen auf diese Weise die ungeschlechtliche Generation. Die Malariaparasiten des Menschen mögen also einen Generationswechsel durch und bedürfen zur völligen Entwicklung zweier verschiedener Organismen; die ungeschlechtliche Entwicklung geschieht im Blute des Menschen, die geschlechtliche im Körper von Anophelesarten. Die Übertragung auf den Menschen erfolgt ausschließlich durch den Stich von Anopheles, die in ihren Speicheldrüsen reife Sporozysten der entsprechenden Plasmodien beherbergen, und die Infektion der Anopheles ausschließlich durch Saugen am Körper malarialranter Menschen. Ein Anopheles, der keine Malariaarten gefressen, oder, wenn dies geschehen, selbst noch ohne infizierte Speicheldrüsen ist, kann die Malaria nicht übertragen.

Die Anophelesarten, deren Vorden hauptsächlich in feinen, oft austrocknenden Dümpeln leben, suchen genöthigt nach der Bewaldungen der Menschen auf, fliegen niemals hoch, sondern halten sich mit Vorliebe wenige Meter über dem Erdboden auf

Die im Herbst befruchteten Weibchen überwintern an geschützten Stellen im Freien oder in Häusern, Kellern, unter Treppen, in Ställen, Scheunen usw. und sind die Erzeuger der ersten Generation des nächsten Jahres. Jedenfalls erklären sich aus der Oberrückgeschichte diese Tiere zahlreiche, bisher unerklärliche Erkrankungen, die die Malaria betreffen. Bekleidete sind zurzeit etwa 50 Arten, von denen 5 resp. 4 in Europa vorkommen. Soweit bis jetzt bekannt ist, können sämtliche die Malaria auf den Menschen übertragen. Untersuchungen lassen sie sich von den unerschädlichen Steckmücken leicht dadurch, daß sie, wenn sie sich niederlegen, den hinteren Teil ihres Körpers erheben, d. h. von der Unterlage entfernt halten, während diese ihn nach unten senken.

Dank den Fortschritten der Zoologie sehen wir jetzt die Lebensgeschichte der Malaria Parasiten unverhüllt vor uns liegen, das so wichtige Problem der Malaria gelöst und damit auch die Möglichkeit gegeben, den Kampf gegen diese Krankheit aufzunehmen. Das Nächstliegende war natürlich, die Malariaarten, die Malariaüberträger sind, auszureizen. Selbstverständlich ging man dabei nicht von dem Gebirge aus, alle gefährlichen Anopheles zu töten; der Kampf galt vielmehr den Eiern und Larven. Um diese zu vernichten, sollten alle stehenden Gewässer trocken gelegt oder mit Petroleum oder anderen öligen Flüssigkeiten begossen werden. Da die Anopheles schlechte Flieger sind und höchstens einige hundert Meter zurückzufliegen vermögen, außer wenn sie von Winden fortgerissen werden, so würde es genügen, eine Strecke von  $\frac{1}{2}$  bis 1 km rings um europäische Anwesenheiten herum in der angegebenen Weise zu behandeln. Der schon anlangt genannte englische Militärarzt Ross ist es hauptsächlich gewesen, der dieser Methode der Malariaabstumpfung das Wort gegeben und sie auch an der Westküste Afrikas zur Durchführung gebracht hat. Er hat auch nach seinen Mitteilungen erreicht, daß an Orten, wo es früher viele Miasmen gab, dieses Tier sehr selten geworden ist; das aber konnte er nicht verhindern, daß nach den Regenzeiten bei der Bildung unzähliger kleiner Pfützen diese wenigen Weibchen plötzlich in Zahl wieder sehr rasch zunehmen. Da die Trockenlegung der Lämpel zudem mit nicht unerheblichen Kosten verknüpft ist, so hat diese Methode eine weitere Verbreitung nicht gefunden.

Eine zweite, hauptsächlich durch Grassi in Italien erprobte Methode besteht darin, daß man die Menschen von den Eiern der Anopheles schützt, indem man Lüftungsgänge, Fenster usw. mit feiner Tragbaze vergittert, so daß die Mücken nirgends eindringen können. Da diese nur abends und in der Nacht fliegen, so müssen sich die in Malaria-gegenden wohnenden Menschen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in ihren Häusern aufhalten oder sich, wenn sie zum Verlassen derselben gezwungen sind, durch Schleier und Handtücher schützen. „Das von mir“, so schreibt Grassi in bezug hierauf, „in der Umgebung von Pástum an mehr als hundert Personen gemachte Experiment, welches mit allen nur rücksichtsvollen Vorkehrungsmaßnahmen ausgeführt wurde

hat in schlagender Weise dargetan, daß es genügt, sich vor den Anophelesischen zu schützen, sich erfolgreich vor Malaria zu bewahren.“ Trotz ihrer Erfolge ist diese Methode für unsere Kolonien aber nicht verwerthbar. Die Zeit tritt vor und tutz nach Sonnenuntergang ist in den Tropen die schönste, und die ganze Zeiteinteilung ist so eingerichtet, daß diese Abendenstunden der Erholung gewidmet sind. Wollte man verlangen, daß schon vor Sonnenuntergang alle Europäer in müden Häusern sich verriegeln oder mit Fausthandtüchern und großen Masken herumlaufen, so würde man wenig Entgegenkommen finden, und wollte man es trotzdem durchzuführen versuchen, so würde man den vorhandenen Lebensrisiken opfern und dafür ein Geschlecht von Hypochondern züchten. Dagegen verspricht nun, wie Dr. Steudel, Oberstabsarzt vom Oberkommando der Schutztruppen, mittelst (Wartenlaube Nr. 33, 1903), die von Robert Koch begründete Methode der Malariaabstumpfung auch für die Tropen den gewöhnlichen Erfolg. Koch sagte sich nämlich, daß nur diejenigen Anopheles durch ihren Stich die Malariakeime auf gesunde Menschen übertragen können, welche vorher von einem malarialastanten Menschen Blut gefaßt haben. Ihre Stiche sind dagegen bedeutungslos, wenn keine Menschen an Orte sind, von denen sie mit dem Blute Malaria Parasiten aufsaugen. Demzufolge müssen in Malaria-gegenden alle Bewohner, die mit Malaria Parasiten befaßt sind, so lange mit Chinin behandelt werden, bis diese aus dem Blute verdrängt worden sind, und so die Anopheles vor Infizierung geschützt und damit an der Verbreitung der Malaria verhindert werden. Daraufzufolgende Versuche haben nun durchaus zufriedenstellende Erfolge gezeigt, so daß auch gemiddelt die Rochsche Methode zur Bekämpfung der Malaria in Dar-es-Salam zur Anwendung gebracht ist. Stabsarzt Mülling, der Leiter dieses Abstumpfungsvorhabens, ist von einem weisen Feilgehilfen und einer Schwester, sowie einer Anzahl farbiger Hilfskräfte unterstützt. Die ganze, etwa 8000 Einwohner zählende Stadt ist in 20 Bezirke eingeteilt, und wurde in einem nach dem andern durch Blutuntersuchungen festgestellt, welche Personen Malaria Parasiten beherbergen. Diese wurden sämtlich einer Chininur unterzogen und noch später durch erneute Blutuntersuchungen kontrolliert. So wurde allmählich ein Stadtteil nach dem andern gleichsam erobert. Im letzten Jahre sind unter den Europäern in Dar-es-Salam um ein Drittel weniger Malariaerkrankungen beobachtet worden, als im vorhergehenden Jahre. Zu einem definitiven Urteil, wie weit sich der Erfolg dieser Expedition steigern läßt und ob und wie das Erreichte für die Zukunft festgehalten werden kann, ist es nach Steudels Anschauung jetzt noch zu früh. Jedenfalls stehen wir der Malaria nicht mehr ganz so machlos gegenüber wie früher, ja wir dürfen hoffen, daß es in nicht allzu langer Zeit gelingen wird, diese gefährlichste Krankheit der Tropen auf ein Minimum einzuschränken und damit viele Hundertthenden, die bisher für den Menschen unentbehrbar waren, der Kultur derselben zugänglich zu machen.

Dr. C. M.

### Bücherbesprechungen.

— Die bis jetzt veröffentlichten Werke von Prinz Emil Schönath-Carolath läßt die Goldschiede Verlagsbuchhandlung in Leipzig jetzt in neuen Auflagen erscheinen, ein dankenswertes, freudig zu begrüßendes Unterfangen, zumal es durchaus ernst, künstlerischen Arbeiten gilt, denen man einen größeren Wertesatz nur wünschen kann. Das gilt vor allem von den drei Novellen des Dichters „Der Freibeuter“, „Regulus“ und „Der Heiland der Tiere“, die, in zweiter Auflage publiziert, sich erheblich von der gemeinten Unterhaltungslektüre durch geschmackvolle, flüssigen Vortrag und geschickten Aufbau der gut erfundenen Fabel auszeichnen. Nicht ganz das gleiche Lob, wenigstens nicht uneingeschränkt, kann man des Autors „Dichtungen“ zollen, die — ein seltener Erfolg! — bereits in siebenter Auflage vorliegen. Ein ohne Frage nicht gewöhnliches Talent, in bilderreichen Versen seine Gedanken auszudrücken, verleiht dem Dichter dazu, bisweilen gar zu viele Worte zu machen, ja in poetische Weichheitsigkeiten zu verfallen. Das stört besonders in seinen mehr epischen Poemen, die mir im übrigen mit ihren stark reflektierenden Elementen Schönath-Carolaths Eigenart am meisten zu offenbaren scheinen und wohl auch seine Stärke ausmachen. In den rein lyrischen Stücken, wie sie sich z. B. im ersten Teile seiner „Dichtungen“

finden, zeigt er hier und da sich abhängig von großen Vorbildern und bringt auch in der Gedankentiefe wenig Neues. Am originellsten und ursprünglichsten wirkt er hier, wenn er ganz schlichte Weisen anspricht, wie das einige der Gedichte „Aus der Jugendzeit“ deutlich erkennen lassen. Daß der Dichter übrigens formal ganz beträchtliche Fortschritte gemacht hat, sieht man, wenn man diese Gedichte mit den Versen aus der letzten Zeit vergleicht, obgleich jene vielleicht am sichersten erkennen lassen, was für ein starker Lyriker in Schönath-Carolath steckt. Hoffentlich finden die Werke des Dichters, der überdies durch die überaus jugendliche Ehrlichkeit seiner Einstellungen besticht, auch in den neuen Ausgaben willige Hörer und Leser; sie verdienen es! A.

— Pentagramm. Novellen von Carl Baron Torrefani. E. Biederstein Verlag, Dresden. — Torrefani ist kein Biedersteiner; nach langem Stillschwimmen ist's diesmal ein Novellenband, den der Autor des „Pentagramms“ unter dem seltsam klingenden Titel „Pentagramm“ hier veröffentlicht. Dieser ist übrigens, wie zur Bewätigung des Publistams mitgeteilt werden soll, lediglich wegen der Fünftigkeit der Erzählungen gewählt. Im übrigen haben, mit Ausnahme der ersten („Der Diener“), die Novellen absolut nichts Mystisches an sich; im Gegenteil: die Mehrzahl der Geschichten liest sich ungemein anregend und stellt der Passionsromanistik Loretanien, der mit Recht zu den besten österreichischen Erzählern gerechnet wird, ein neues

glänzendes Zeugnis aus. Ein tiefer sittlicher Ernst in Verbindung mit einem feinen Humor, wie er nur einer gereiften Lebensanschauung entspringt, eine Charakteristik von außerordentlicher Trefflichkeit, die nie an der Oberfläche bleibt, sondern immer in die Tiefe geht, ein hartes poetisches Empfinden, das allen billigen Wirkungen aus dem Wege geht, und ein origineller Stil von reicher persönlicher Note — das sind die Vorzüge, die den Schöpfer der Pentagramm-Novellen weit über das Obere der gefälligen Unterhalter, der angenehmen Plauderer heben. Es können viel Schriftsteller und auch Dichter von ihm lernen, in seiner Meisterleistung Heimat, wie draußen im Reich.

— Allein ich will. Roman von Frieda Frein u. Wilom. C. Viewegs Verlag, Dresden. — Auf franco-bavarischem Grenzgebiete, im Süden des Thüringer Waldes, dem Schloßplatz von Frieda v. Wilom's vorliegendem Roman „Hüter der Schwelle“, leben auch die Menschen ihres jüngsten Wertes, das vielleicht noch mehr denn seine Vorgänger als eine beachtenswerte literarische Erscheinung anzusehen ist. Kräftiger Erdgeruch quillt aus den Schilderungen des Lebens der alten Feudalgesellschaft, der Pöbel und Hölle, in deren weitestgehender Waldsamkeit der freiere Zug der neuen Zeit nur mühsam Eingang findet. Zwar haben die altzeitigen Herren von dem unerbittlichen, rufelosen Fasnachtskampf wenig zu spüren, — recht und schlecht leben sie nach der väterlichen der Bewirtung ihrer Besessenen, in dem Monotonie etwas patriarchalischen Armen- und Krankenpflege eine bescheidene Abwechslung bringt; aber die allüberwiegende Ökonomie der Waldbauern vermag mit den gesteigerten Anforderungen neuerzeitlicher Kulturbedürfnisse nur mühsam Schritt zu halten, und Reformatoren, wie der rührige Pfarrer Lonhard, finden hier neben empfänglichem Boden auch vielfach latente, ja aktive Widerstand. Schmerz noch als der in den Kreisen seiner Amtsbarkeit als Materialist beleumdete Niedergelassener Landpfarrer hat es der geistliche Oberhirte in dem hochbegabten Wäldersohnen, so daß er der ganzen Energie des jugendlichen Feuerkopfs bedarf, um die Pfarrherren nicht nur in ein näheres Verhältnis zu Gott zu bringen, sondern auch für seine Kirche nach Möglichkeit zu gewinnen. Unerbittlich streng sich und der Welt gegenüber, verlangt er auch von der spätesten Gefährtin seines Lebens, der jungen Komtelle Hölten, völligen Verzicht auf das Dasein seine Freunde, Bewahrung im Entlagen und stellt nachdrücklich absterbende Forderungen, die das junge Mädchen nicht zu erfüllen vermag. Kein Wunder, daß die Wege der beiden so grundverschiedenen Menschenfinder sich bald wieder trennen: die Komtelle kehrt zu den Lebensgenüssen und in die Kreise der Jünger zurück, der Pfarrer verträgt sich nur um so eigenmächtiger in die schonungslose Erfüllung seiner Amtspflichten, bis ihm eine rapid verlaufende Lungenentzündung diesen für immer entzieht. Neben diesem trotz seines ästhetischen Eifers prächtigen Menschentypus und seines naturfrischen Komtellenbedachtens treten und noch eine große Anzahl gut gezeichnete Charaktere entgegen, vor allem das holländische Elternpaar, er in seiner selbständigen Urwürdigkeit mit geradem, biederm Sinn, die Baronin mit ihrer durch maßvolle Mutterpflichten entfalteten nervösen Anglichkeit, daneben die Brüder, zwei edle „Bittumsche“ aus Dresden, mit Primanerenthusiasmus und Tertiarerliegelei. Weniger bedenklich, aber noch in voller persönlicher Fröhlichkeit, hebt sich die geistliche Verwandtschaft heraus, der alle feignierte Diplomat und die unternehmungslustige Gräfin aus fürstlichem Geschlechte. Reich und geschlossen ist der Kreis dieser Standespersonen, die wir in dem Buche mit ihrem verschiedenartigen Fühlen und Meinem kennen, verstehen und zum Teil auch lieben lernen und mit deren temperamentvoller Schilderung sich Frieda v. Wilom wieder als eine der besten schriftstellerischen Kennern des mittelbayerischen Landvolks ausweist. A.

— Kunst. Roman von August Hauschner. Verlag von Albert Langen, München. — Ein Frauenroman, eine Vatergeschichte, nicht ungeschickt vorgetragen, nur etwas reichlich mit psychologischen Deduktionen durchsetzt. Man fühlt's: ein nicht unbedeutendes Talent, das freilich das Stofflos noch nicht ganz Meister geworden ist. Vor allem hätte sich vieles in gedrängterer Form sagen lassen; zahlreiche Längen und Breiten im Beweis hören des öfteren das Interesse an dem Gegenständlichen der Handlung, in deren Mitte ein Maler — Hans Staiger — und ein Mädchen — Marianna Brucker — mit vielem Geschick gestellt sind. Die Darstellung der vielgestaltigen Schicksale, die diese beiden Menschen zusammen und dann wieder auseinander

föhren, macht neben der zum weitläufigsten Teile ganz ausgezeichneten Schilderung der Pariser und Berliner Künstlerkreise in der Hauptrolle den Inhalt des Buches aus. Das Beste an ihm ist die Charakteristik der beiden Hauptfiguren, die seines Empfinden mit scharfem Bilde verbindet und namentlich in der Schilderung der Frauenseele stark und originelle Züge aufweist. Dabei berührt eine gewisse Ehrlichkeit und Einfachheit im Stil nie in der Darstellung, der alles Nebenwollen fern liegt, von vornherein überaus sympathisch neben der ersten Auffassung von Kunst und Leben, die aus dem ganzen Buche spricht. „Die Kunst ist ein gewaltiger Tempel. Wer nicht vermag, bis in ihr Allerheiligste zu dringen, kann ihr nur empfangungsdiol in einem stillen Vorhofe dienen. Alle ihre Säulen sind geistig!“ — ein schönes Wort, das deutlich erkennen läßt, wie ehrlich es Auguste Hauschner in ihrem Schaffen meint. Jedemfalls wird man der Weiterentwicklung ihres Talentes nach dieser jüngsten Probe ihrer Begabung mit doppeltem Interesse folgen müssen, mag man an der „Kunst“ auch noch dieses oder jenes aufzufassen haben. A.

— Michael Hely. Roman von Adam Karillon. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, C. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1904. — Ein biographischer Volkroman, dessen Held, Michael Hely, seines Zeichens ein Dorfmeister, sich vergeblich in die Höhe zu arbeiten sucht und durch Selbstmord endet. Seine Entleerungen, seine Anaben- und Jugendfreude, die allerdings bisweilen lebensgefährlich zu werden drohen, treiben ihn aus seiner Heimat im Denwald fort. In einem Schwarzwalder Dorf sucht er sich ein neues Heim zu gründen; er liebt eine vermögliche Bauernochter, die sich ihm bündigt; das Verhältnis bleibt nicht ohne Folgen. Trozdem weigert sich der Bauer, seine Einwilligung zu geben: ein bergleutener Handwerker pakt nicht in die Familie eines anständigen Bauern. Mas aber den Falltritt des Mädchens betrifft, so findet sich ein Bäutigam bäuerlichen Standes, der darüber hinwegsetzt. Dem Michael Hely ist die Heimat verlohnen; er sucht sein Glück bei den Fremdenlegionären und kehrt nach mancherlei Erlebnissen in den Denwald zurück, wo er als Glöckerer und Totengräber bei dem Leben fristet, bis man seinen Stodentum nichtreicht und er sich aus Verzweiflung von seinen Trümmern herunterstürzt. Eine Kraftnatur, stark und auch der Empfindungen fähig, die es aber in der Welt zu nichts bringen kann. Glücklichselbst wird ihm das Verbrechen erspart, zu dem er sich bereits entschlossen hat; er lauert dem Bauern, dessen Nothum ist ein ihm erwartetes Lebensglück betrogen hat, unterwegs auf, um ihn niederzufallen; aber sein Opfer ist so betrunken, daß er nur Elend empfindet und den Verachteten, der zu Boden getaumelt ist, liegen läßt, ohne ihm ein Leid anzutun. Wer sich in dem Roman nach Sensationsmotiven umsieht, wird sich mit dieser Situation begnügen müssen, abgesehen von dem Galloischen Panathenäen, in welchem der Reichthum des Hauptkaupten und der über die Sclavie gewortene, totgeblauete Anatomiedienei die Hauptrolle spielen. So wird die Handlung vermöchten Lehrern dürftig erscheinen; dem der vorliegende Band der Grote'schen Sammlung hat einen ansehnlichen Umfang. Die Schilderungen von Land und Leuten aus dem Denwald und Schwarzwald sind eben behäbig wie lebendig. Die Volksthe bei Hochzeit, bei Jagdmärkten mit ihrem buntem Trubel, bei Herbstschaffung neuer Wälder sind mit einer Detailmalerei gefeilt, daß die Anhänger des neuen Naturalismus daran ihre Freude hätten könnten. Gleichwohl darf betse den Verfasser nicht zu seinen Jüngern zählen. Es handelt sich bei ihm nicht um eine selbstgenügsame Darstellung der äußeren Dinge; sein Humor ist von echtem Humor durchdrungen und erinnert bisweilen an die Farbungsbung in den Jean Paul'schen Hölpen; ja, man könnte es vielleicht tabeln, daß seine sinnigen Reflexionen, mit denen er ihre Freude begleitet, sich bisweilen zu hoch über den geistigen Gehaltskreis seiner Helden erheben und daß da bisweilen der Schilder oder gar Feinrich Heine aus dem olumpischen Gemöhl hergortucht. Doch dem Humoristen steht frei, was dem Epiker strengen Stils verboten sein würde. Auch das Beischniffische als episch, und die seitenlangen Beiträge zur Tierpsychologie, besonders wenn es sich um die Empfindungen und Schicksale des Hundes Fleischmann handelt, sind von echtem Humor durchdrungen, allerdings von jenem behäbigen Humor der alten Schule, der den Reuelten bei ihren humoristischen Schnell- und Witzbüch abhanden gekommen ist.

R. v. G.



# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kisser in Leipzig.

**Bezugspreis**  
 der Abholung: 1. M 26 A,  
 bei wöchentlichem Zusendung  
 unter Kreuzband: für  
 Bezugs 1 M 61 A, für  
 auswärts 1 M 64 A,  
 vierteljährlich  
 einzelne Nummern 5 A.

**Nr. 11.**

Donnerstag, den 26. Januar, abends.

**1905.**

## Wesen und Entwicklung der Verkehrsvereine in Deutschland.

Von Paul Wendorf.

Die Verkehrsvereine sind aus der Idee heraus entstanden, eine Vereinigung von Gleichgesinnten zu bilden, die insofern Anteil am Fremdenverkehr eines Ortes haben, als sie durch Förderung desselben sowohl die wirtschaftliche Entwicklung der Bevölkerung heben und somit das eigene Geschick verbessern, als auch durch Berücksichtigung begründeter Ansprüche der Fremden deren wesentliche Vorteile verschaffen. Es sind darum gemeinnützige Interessen die Triebfeder zur Schöpfung der Verkehrsvereine geworden. Hieraus ergibt die Aufgabe derselben, den Fremdenzuzug zu steigern, den Zugewogenen und Passanten den Aufenthalt angenehm zu machen und sie vor Überforderung und Ausbeutung zu schützen, sowie Streitigkeiten zwischen ihnen und Einheimischen zu schlichten. In letzter Linie lenkt der Verkehrsverein eines Industriortes sein Augenmerk auf solche Fremde, die durch ihre Niederlassung am Orte als Gewerbetreibende, Fabrikanten und Arbeiter die Steuerlast desselben heben.

Indem der Verkehrsverein gewisse Mittel zur Erreichung seiner Ziele anwendet, tritt er in Verbindung mit Behörden und städtischen Verwaltungen und in Beziehung zu den Industrie und Handel tretenden Korporationen, zu den Vereinen von Verkehrs-, Unterrichts- und Bildungsanstalten; er befaßt sich mit örtlichen Angelegenheiten, die mit dem Fremdenverkehr eng verknüpft sind, als Eisenbahn-, Post- und Gasbahnsachen, Privatpensionen, Wohnungsvermietungen, Steuer- und Zollwesen, Arbeiter- und Lohnverhältnissen, Theatern, Schaulustigen, Vergnügungsveranstaltungen und Sehenswürdigkeiten, sowie allen den geschäftlichen Einrichtungen, welche mittelbar und unmittelbar die Interessen der Fremdenbewegung dauernd berühren. In etlicher Beziehung wirkt der Verein, indem er Kenntnis von Hand und Deuten vermitteln hilft, den Sinn für landschaftliche Schönheiten und die Liebe zur Natur weckt und die Feiselst fördert.

Die Mittel zur Erfüllung seiner Aufgabe werden dem Verein einerseits durch die angegebenen Verkehrsbeziehungen gemehrt, andererseits muß er sie aus sich selbst heraus schaffen. In der Hauptfache betrifft seine Tätigkeit folgendes: 1) Die Sorge für Erschließung und Erleichterung der Zugänglichkeit von Sehenswürdigkeiten des Ortes, die für den Fremden wichtig sind, Walken der Kunst und Wissenschaft und des Kunstgewerbes, Ausstellungen, Bibliotheken, Anlagen und Bautlichkeiten; 2) Schöpfung von gütlichen Eisenbahn-, Post- und Straßenbahnverbindungen, Fahrgelagenheiten und sonstigen Transportmitteln in und mit dem Orte; 3) Regelung des Fremdenführerwesens und der Wege-markierungen; 4) Betrieb der auf den Verkehr sich beziehenden Literatur; 5) Verlegung derselben an geeigneter Stelle (Anbringung von Plakaten, Detonation der Schaukasten) und mündliche, sowie schriftliche Auskünfte, Hinweise und Rat schläge über alle den Fremdenverkehr berührenden Anfragen vermittelt einer Geschäftsstelle; 6) Auffüllung und Berichtigung der Statistik der im lokalen Verkehr stattfindenden Fremdenbewegung; 7) Anweisung eines Fonds für Förderung und Ausgestaltung, sowie zum Schutz des Ortes; Schöpfung von Sammelpunkten und öffentlich wirkenden Vergnügungshäusern; 8) Zusammenschluß aller Verkehrsvereine zur Wahrung der gemeinsamen Interessen und zur erweiterten Entfaltung einer gemeinnützigen Tätigkeit, zu welcher der einzelne Verein zu schwach ist, namentlich in bezug auf allgemeine Verkehrsfragen, Herausgabe eines Bundesführers, Kanal- und Bahnanlagen größeren Stils, Fahrpreisvergnügungen, Eisenbahnverbindungen, Errichtung von Auskunftsstellen, Austausch von Druckschriften, Angelegenheiten bezüglich der richtigen Materialverteilung, Reinigungsaustausch.

Die Erfüllung dieser Aufgaben und die geeignete Schöpfung der Mittel lagen eben den Behörden und städtischen Verwaltungen, sowie Einzelinteressen allein ob. Der vermehrte Zuzug von Fremden (aber auch die Abnahme des Fremdenverkehrs) einerseits, sowie die Erkenntnis des Wertes eines Ortes als Sammelpunkt von Zuziehenden andererseits, die denselben zu bestimmten Zwecken als Aufenthalt auszuweisen, als Bad, Sommerfrische, Kurort, mußten die Erweiterung der Verwaltung der Fremdenangelegenheiten zu Verkehrsvereinen notwendig machen.

In manchen Orten bildeten sich die Fremdenverkehrsvereine, auch „Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs“, „Verkehrs-kommission“, „Verein für Fremdenverkehr“, „Verein zur Hebung des Verkehrs“, „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen“ genannt, aus den sogenannten Verschönerungsvereinen, die zur Zeit zum Teil Hand in Hand mit jenen gehen oder integrierende Bestandteile derselben bilden. Ihre Aufgaben sind einfacher Art. Indem sie darauf ausgehen, den Fremden durch die landschaftliche Lage bedingte Naturvorzüge eines Ortes vor Augen zu führen, beschränken sie sich zum Teil auf den Hinweis auf diese Merkmale und berücksichtigen dabei mehr die Umgebung des Ortes, als diesen selbst.

Es ist nicht ohne Grund anzunehmen, daß oft der Fremde selbst die Anregung zur Gründung eines Verschönerungsvereins gegeben hat. Er äußerte bei seinem Besuche die Wünsche in bezug auf Wegebau und Wegunterhaltung, auf Anlage von Spaziergängen, Baumpflanzungen, die Schatten spenden sollen, und auf Begreine; Aussichtspunkte wurden festgelegt und Plätze zur Erfrischungskörtern und zum Ausruhen vorgeschlagen. Vorhanden waren auch Gedenktafeln, war die Ausschmückung von vorrändigen Versammlungsräumen. Dazu trat notwendigerweise die Verbesserung der Verkehrsmittel, sobald der Fremde seinen Besuch wiederholte. Der Schritt, einen Verkehrsverein ins Leben zu rufen, war somit getan; nach der Auffassung und Darbietung der landschaftlichen Sehenswürdigkeiten des Ortes und der Umgebung schloß sich die Schöpfung der oben angegebenen Mittel, um den Fremden weiter für die Vorzüge eines Ortes zu interessieren und ihn gütlich festzuhalten, vor selbst an.

Die Entfaltung des Verkehrswesens hängt mit der Entwicklung der Verkehrsmittel eng zusammen. Sobald gute und billige Verkehrsmittel vorhanden sind, wird die Lust zum Reisen erregt und das Interesse für Gesundheitspflege und Erholungskuren erweckt. Hiesbei tritt in neuerer Zeit die Ausübung des Reiseports hinzu, dessen Betriebsmittel eine große Zukunft haben. Hier beratend, unterstützend, vermittelnd und verbessernd einzutreten, nicht nur in bezug auf Verkehrsverhältnisse, sondern auch in Hinsicht auf Industrie und Handel, Schöpfung von passender Kleidung, Verpflegung und Unterkunft, von Werkstätten zur Reparatur der Fahrzeuge, Gebrauchsgegenstände usw., von Hilfsstationen, war dem weiteren Ausbau der Verkehrsvereine vorbehalten. Behörden und Kurverwaltungen, Wirte und Geschäftsleute als Mitglieder gaben nicht nur Fingerzeige, sondern sorgten im eigenen Hause, indem sie die Gründungen auf dem Gebiete der Technik, der Hygiene und Balneologie sowie die Erfahrungen und Entdeckungen in Handel und Gewerbe ausnützten.

Die Zeit, da man einen Fremden mit Vorurteil und ungerechterem Mißtrauen entgegnet und ihm Haus und Hof verschloß, ist längst vorbei. Die Verkehrsvereine zeitigen bei der Bewässerung die Erkenntnis, daß ein reger Fremdenverkehr zum Wohlstand und zur Entwicklung eines Ortes nur beitragen kann.

Die Ausnützung der von den Verkehrsvereinen für die Fremden geschaffenen zweckdienlichen Verkehrsmittel und Einrichtungen hat den Einzelreichen für den Fremdenverkehr geminnen sollen.

Ein besondrerer Anstoß, sich zu gemeinsamem Handeln in der Fremdenfrage zu bewegen, ist der Weltwettbewerb der Crisophon einer Landeshauptstadt untereinander, Fremde herbeizulocken. Diefür gibt ein Rundschreiben des Münchener Fremdenverkehrsvereins vom Jahre 1903 Zeugnis. Es heißt hierin: „Die Fremden werden uns einfach abspenstig gemacht, und wird der Propaganda unserer Konkurrenten nicht mit aller Energie entgegengetreten, so ist eine Krise unausweichlich.“

Als Beispiel für den Nutzen des Fremdenverkehrs ziehen wir nochmal München heran. Kommerzienrat Brögler legt in seiner Schrift „Die Bedeutung des Fremdenverkehrs für Bayern“: In runder Zahl stellt sich die jährliche Frequenz auf 400 000 Fremde; verbleibt jeder Reisende durchschnittlich 3 Tage in München, so ergeben sich 1 200 000 Reisetage; 10  $\mathcal{M}$ . Gehaltslohn für einen gerechneten ergibt im ganzen 12 Millionen Mark. Sicher ist anzunehmen, daß die Fremden die gleiche Summe für andere Bedürfnisse (Theater, sonstige Vergnügungen, Anstaltskosten, Reiseausgaben) anwenden; ferner kämen für die Stadt an Einnahmen 24 Millionen Mark heraus.

Einer der ältesten Verkehrsvereine, wenn nicht der erste, ist der 1875 gegründete „Verein Einheimischer und Fremder zur Wahrung gegenseitiger Interessen“ in Dresden. Er entstand nicht infolge der Überbürdung der einzelnen Interessenten mit Arbeit durch vermehrten Fremdenzufluß, sondern im Gegenteil aus der Erfahrung, daß eine Abnahme des Fremdenverkehrs schädlich für die Stadt sein würde. Diese Abnahme ward auf die das Wohlbedingten der Fremden störende, allgemeine wirtschaftliche Krise der Kriegsjahre (1870/71) zurückgeführt. An dem Beispiele Dresdens läßt sich erkennen, in welcher Weise die Tätigkeit eines Verkehrsvereins seinen Anfang nimmt. Die Grundidee ist dieselbe geblieben. Es werden zwei Hauptpunkte ins Auge gefaßt: 1) Errichtung eines Auskunftsbüros und 2) Bildung einer Vermittlungskommission für Differenzfälle jeder Art zwischen Fremden und Einheimischen. „Das Bureau nimmt Offerten jeder Art, ab Wohnungsangebote, Geschäftsstellen, Unterrichtsstellen, sowie Angebote anderer Dienstleistungen entgegen und sucht allen sonstigen auf den Verkehr mit Fremden bezüglichen Wünschen nach Möglichkeit

zu entsprechen.“ Der Verkehrsverein erweitert seine Aufgabe, indem er dafür Sorge trägt, den Fremden, die es notwendig sein können, den Eintritt in geschlossene Gesellschaften zu ermöglichen.

Auf literarischem Gebiete lag den neuentstandenen Verkehrsvereinen zunächst ob, einen Führer durch Ort und Umgebung zu beschaffen, der auch gewöhnlich die Ortschronik berückichtigt. Daran schloßen sich Karten und Pläne, Illustrationen und Serien von Ansichtspostkarten, die auf alle Sehenswürdigkeiten hinweisen. Durch die Bildung von Ausflüssen wird die Ausführung der Aufgaben wesentlich erleichtert. So haben viele Vereine einen Geschäftsführenden Ausfluß, Preisausfluß, Verkehrsausfluß, Kunstausfluß, Rechtsausfluß, Finanzausfluß und einen Ausfluß für Fremdenwerbung. Kunst- und Preisausfluß suchen auch nach außen hin zu wirken, indem sie durch Vorträge und Ausflüge in geeigneten Vorlesungen für den Verein und den Ort Propaganda machen.

Noch ist nicht überall eine geeignete Geschäftsstelle vorhanden, in welcher allein die gemeinnützigen Interessen vertreten werden. Es ist indes eine Sonderaufgabe des 1902 in Düsseldorf gegründeten Bundes Deutscher Verkehrsvereine, den Einzelvereinen zu einer solchen zu verhelfen. Aus der Mitgliederzahl dieses allgemeinen Bundes läßt sich etwa auf die Anzahl tüchtiger Verkehrsvereine schließen. Diese junge Vereinigung umfaßt zurzeit 117 Mitglieder; davon sind 60 Verkehrsvereine (ohne Nebenwerb), 14 Stadtmagistrate und Ortsverbände, 8 Wobdirektionen, 11 Verkehrsvereine, 8 Gemeinnützige und Bürgervereine, 9 Vereinsverbände, 4 Verkehrsvereine und 3 Einzelmitglieder. Als Ausflugsbuch ist für den „Bund“ ein reich illustriertes „Bundesführer“ erschienen. Bundesorgan ist gegenmütig das „Illustrierte Fremdenblatt Union“ in Frankfurt a. M. Als Vortritt des „Bundes deutscher Verkehrsvereine“ ist seit zwei Jahren Leipzig erwählt worden.

Die Arbeit der Kommissionen und Ausschüsse der Vereine wird durch die sich steigende Frequenz des Fremdenverkehrs, der sich in vier bis fünf Jahren teilweise verdreifacht hat, größer und umfangreicher. Die Vereine bedürfen daher der Beihilfe mehr denn je. Da sie nur gemeinnützigen Zwecken dienen, so möchten wir wünschen, daß sich alle Kreise der Bevölkerung, die direkt oder indirekt Nutzen durch die Förderung des Fremdenverkehrs ziehen, für die Vereine erwidern und ihr Interesse durch Erwerbung der Mitgliedschaft erweisen würden.

### Baldwin Möllhausen.

Am 27. Januar begeht Baldwin Möllhausen seinen 80. Geburtstag. Wie sein Lagerort ein reiches, unermüdeliches Schaffen auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet gewesen, so ist ihm auch im Alter volle Mäßigkeit und Mäßigkeit beharrlich geblieben. Anfänglich für den Beruf des Landwirts vorbereitet, entschloß er sich in den politischen Unruhen der vierziger Jahre ins Ausland zu gehen. Mit dieser Entschließung legte er den Grund zu seiner literarischen Bedeutung, die ihren Schwerpunkt in der wissenschaftlichen Erdbeschreibung hatte. Dreimal durchquerte er in den Jahren 1849–58 den Ozean zur Erlangung Nordamerikas und lernte in jahrelangem Aufenthalt in der Wildnis der Rocky Mountains und Colorado's Land und Leute aufs gründlichste kennen. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in zwei großen Werken von bleibendem wissenschaftlichen Werte nieder, in dem „Tagebuch einer Reise vom Mississippi bis zu den Inseln der Südpole“, für welches kein Ervingerer als Alexander v. Humboldt ein Vorwort schrieb zur Einführung des Verfassers in die Literatur, und in den „Forschungsreisen“.

Wie die Wissenschaft, so erfuhr auch die Erzählungsliteratur durch Baldwin Möllhausen und seine Reizen eine Bereicherung. In nahezu 180 Bänden hat er im bunten Gewand anziehender, epi vollständig geschriebener Geschichten und Erzählungen seine Entwürfe und Erinnerungen dargelegt und in der Reihe der besten Erzähler sich einen Platz gesichert. Wer hätte nicht in seinen jungen Jahren mit kloppendem Herzen Möllhausens spannende Schilderungen gelesen, möchten sie in die widerwilligsten Pläne des Felsengebirges oder in die moosbedeckte Einsamkeit der winterlichen Prärie ihn führen, mit Indianerjungen

oder Büffeljagden ihn vertraut machen. Stets zeigt Möllhausen sich als feinsinniger Beobachter; seine Naturwahrungen sind allenthalben von plötzlicher Wirklichkeit und oft geradezu klassischer Schöne.

Auch als Lyriker ist er erfolgreich hervorgetreten; wir brauchen nur seiner sinnigen „Dreilinden-Lieder“ zu gedenken.

Wie eine Zusammenfassung der Einträge und Arbeiten seines Lebens berührt und seine Dichtung „Vor dem halben Jahrhundert“ in den „Bunten Spenden“ für das Deutsche Dichterheim. Nach einer stimmungsvollen Schilderung des Prärielebens von einli heißt es dann:

Jahre sind seitdem verschwunden, volle fünfzig lange Jahre.  
Was einst Besse der Wälder, Fionderden, braune Fäßer,  
Luk'ger Kitt auf Tod und Leben, ist heranzwacht und greift  
Vor dem Hauch des Eisenroßs, feuerfester, lusterklaubend.  
Nach die Menschen jeder Zeiten sind gelieben nicht dieselben.  
Schnee mit jedem Jahr sich senkte in den Rast und auf des  
Hauptbohr.

Träger waltet in den Adern jetzt das Blut, das abgetilgt.  
Ernte Ruze trat an Stelle jenes wilden Bewärdersfärmens.  
Wehmutsdroll die Blide schweifen in die lang vergangnen Tage  
Nach nach vorne, wo verendend nach des Lebens Wilt und Arbeit,  
Eines Lebens, lang und schön, grüßt jene süße Ruze  
Der gläsernen Jaggeflur.“

Ein Zeugnis von der Frucht seines Alters ist das soeben aus der Feder des Achtzigjährigen erschienene Buch: „Bilder aus dem Reiche der Natur.“ Fürwahr, ein gelegnetes Leben!  
R. M.

### Bücherbesprechungen.

Ein empfehlenswerthes und geeignetes Stück zu Aufführungen an patriotischen Gelegenheiten, hauptsächlich in turnerischen Kreisen, ist das vaterländische Spiel aus der Zeit der Freiheitskriege in 3 Bildern, betitelt: „Vertheilung, Kampf und Erfüllung“ von Archivat Dr. Ernst Mummehofen in Nürnberg, das bei Gelegenheit des 10. Deutschen Turnfestes in Nürnberg aufgeführt wurde und vorzüglich im Verlage des Festausstellers gedruckt erschienen ist. Das Stück führt uns im ersten Bild auf den ersten deutschen, von Turnvater Jahn angelegten Turnplatz auf der Hohensteine bei Berlin, woselbst wir mitten in das „frisch-frommsittlich-reine“ Leben der Turnerer hineinversetzt werden. Die Zeit der Handlung ist der Oktober des Jahres 1812, kurz vor dem verhängnisvollen Untergang der Napoleonischen Armee auf dem Schneee- und Eisgefilden Rußlands. Noch ist der bedeutungsvolle Augenblick nicht gekommen, noch gilt Napoleon als Herr der Welt, aber der alte Turnvater Jahn sieht die Stunde voraus, wo der Kosak anrückt. In veredelt Worten legt er auseinander, weshalb er das Turnen eingerichtet habe und liebe, wie es nicht Mittel zum Selbstzweck sei, sondern einen höheren Ziele gelte: der Befreiung des Vaterlandes aus der Knechtschaft. Alle Belebten, die ein Turner ausspricht, weiß er niederzufolgen, sein treuer Gefährte Friesen stimmt ihm bei, und mit Hilfe ihrer wackigen und glänzenden Vereinskamille gelangt es beiden Männern, alle Turner zur Begeisterung für ihr Ideal: „Abhüttelung des Napoleonischen Joches“ zu entflammen, so daß sie sich zu dem Schwure ertönen, für des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Mit den prophetischen Worten Friesens:

„Wir seh'n uns wieder auf der grünen Heide,  
Blutrot wird sie geräth. Wamoh' Eder geht dahin  
Und um den Bruder riefst man's' heisse Träne!“

schließt das Bild. — Das zweite Bild spielt gegen gemeine Zeit später, am 25. August 1813, am Tage vor dem Gelechi bei Godebusch in Mecklenburg, wo der edle Theodor Körner fiel. Die Scene stellt ein Bivouac des Wüthgen's Korps dar, und verschiedene Typen deutscher Krieger werden uns vorgestellt, die ihre Ansichten und Meinungen miteinander austauschen. Schade nur, daß diese Leute, die doch sämtlich einfache Soldaten sind, nicht im Dialekt reden, die Sprache würde dadurch noch weit wirkungsvoller erscheinen. Die Charaktere aber sind im großen und ganzen glücklich geraten, vor allem der des Verinens. Als der Schleiher die Rede auf Theodor Körner bringt, ist der Sachse, da letzterer sein Vahndmann, äußerst begeistert und mitten in seiner Begeisterung wird er durch Körners Aufstehen unterbrochen, der mit Friesen erwidert und mit lautem Hurra seiens der Soldaten empfangen wird. Der Sachse theilt ihm ein neu's Lied, und alle vereinen sich in diesem Rufe. Körners reicher Lieberquell braucht die Schär nicht lange haben zu lassen; auf einen erhöhten Standpunkt sich stellend, zieht der „deutsche Lützow's“ seine Dreifaltigkeit hervor und trägt sein berühmtes, herrliches „Schwertlied“ vor, welches die Wüthgen aufmerksam anhören und nach dessen Schlußsinn, in überdießige Stimmung verurtheilen, sich zu einer Gruppe vereinen, bis das verordnete Alarmsignal sie aus ihren Träumen reißt, und alle zu den Gewehren stürzen. Hiermit schließt das zweite Bild. — Im 3. Bild, welches nach dem Gelechi bei Godebusch spielt, stehen wir an Körners Leiche, die von den getreuen Wüthgen umringt ist. Friesen, Jahn, Hellrich beklagen den Untergang des tapferen, edlen Helden und Sängers. An seiner Leiche schmören sie, daß sie in seinem Geiste fortwirken werden und wollen für des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit, und Friesen offenbart zum Schluß das Bermächtniß, das ihm Körner hinterlassen, er entküßt das heilige Geheimmis, das ihm dieser vertraut, den vor seinem Geiste erschienenen Zukunftstraum von der Größe und der Macht des deutschen Vaterlandes. Im fernigen Berlin schildert Friesen, was Körners prophetisches Auge geahnt, und in ebenso fernigen, mutigen Worten fordert er zum Aufstehen auf der einmal betretenen Bahn auf, indem er ausruft:

„Doch ich und ihr der Preis, um den wir kämpfen,  
Und groß die Opfer, die wir bringen müssen.  
So weit das Auge reicht, wird rings das Blattheld  
Mit Blut gedängt. Mit unterm Freyblut  
Erfüllen wir des Vaterlandes Wörth,  
Die späteren Geschicktern erk' befehdien.  
Doch laß ich's, für des Vaterland zu kämpfen,  
Und laßet, für des Vaterland zu sterben!“ —

Das ganze Stück ist von echt patriotischem Geiste durchweht und besteht sehr wirkungsvolle Momente. Der Dialog ist einfach, aber manig, würdig und eindringlich, die Sprache edel. Das Stück ist prunklos, wiewohl aber gerade durch seine Schlichtheit für das, für das es wirken soll, für Vaterlandsliebe und -begeisterung. Zudem erzählt darin der oft verarmte und verküppelte alle wieder Turnvater Jahn eine Ehrenrettung, weshalb das Stück bei seiner Aufführung in Nürnberg von der gelamten deutschen Turnerschaft mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Derselbe Beifall wird ihm auch, bis sich mir überzeugt, daß ferneren Aufführungen in Turnvereinen usw. wohl zuviel werden. —

— Das französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71. Wahres und Falsches des Besonderen von G. v. Schmid, Königl. Württ. Oberleutnant a. D. Heft 3. Die Schlacht bei Spichern. Berlin und Leipzig, Friedrich Buchardt. — Dieser Band, in dem der Verfasser seine Besprechung des französischen Generalstabswerkes fortsetzt, umfaßt die Ereignisse in Lothringen in der Zeit vom 3. bis 5. August 1870, die Schlacht von Spichern und den Rückzug der Franzosen. Auch werden darin die Ereignisse auf deutscher Seite in derselben Zeit geschildert, wie sie von den Franzosen an der Hand des deutschen Generalstabswerkes und der Werke von Kardinal v. Bismarck, Dahnke, v. Schell, v. Werdy u. a. dargelegt wurden. Wie der Verfasser es schon in den ersten Heften verstanden hatte, das Wesentlichste auszuscheiden, um diese umfangreiche schriftstellerische Arbeit des französischen Generalstabes den deutschen Offizieren und Lesern mungerecht zu machen, so zeigt er auch hier eine weisse Beschränkung und weist hauptsächlich auf die ungenügende Vorbereitung der französischen Armee, auf die Vermirrung in der oberen Heeresleitung und auf die mangelhafte Führung hin, alles Fehler und Schwächen, welche von der französischen Geschichtsschreibung durchaus nicht verdrängt worden sind. Somit bietet auch dieser Abschnitt des Frühzugs vielfache Beispiele für die Schäden, an denen die französische Armee litt. Bezeichnend dafür ist z. B. die Ermahnung des Kaisers vom 4. August an die Korps-Kommandanten, die Aufbruchzeiten nicht für alle Truppen gleichzeitig anzuordnen. Dies sind Dinge, die uns ganz selbstverständlich erscheinen. Trotzdem blieb aber der kaiserliche Befehl vollständig wirkungslos. Wenn der Verfasser die falsche Verwendung der Reiter-Division tabelt, so wollen wir damit nicht rechten, dieser Fehler wurde auch auf deutscher Seite zu Anfang des Krieges gemacht. Obgleich die Franzosen nach ihren eignen Darlegungen sehr wohl die Uebermacht an Zahl zur Schlacht bereit stellen konnten, wußten sie ihre Heeresmassen nicht zum entscheidenden Schlag zu verarmen. Auch die französische Geschichtsschreibung bietet viel Lehrgreife für dieses Studienfeld. Wir möchten deshalb auch dieses Heft den Offizieren angelegentlich empfehlen. —

— Chronik des Oesterreichischen k. k. Kaiserlich-königlichen 1701—1867, derzeit Dragoner-Regiment Albrecht Prinz von Preußen No. 6. Von Othmar Kocatic, Oberleutnant im f. l. Landwehrinfanterieregiment Olmütz No. 13. Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Buchardt. — Die Angehörigen des alten, hollten Oesterreichischen Regiments werden dem Verfasser sehr dankbar sein, daß er die Geschichte ihres Regiments mit so viel Geschick und Schwung bearbeitet hat. Diese Chronik ist flott, abwechslungsreich, oft recht dramatisch, fast noerndhaft geschrieben, so daß sie sich mit Spannung liest. Besonders für Kampfbeschreibungen hat der Verfasser ein entschiedenes Talent. Die Etage der Schlacht bei Unger, in der der Schwedentönig seinen Tod findet, ist ihm prächtig gelungen, auch hübsche Stimmungsbilder weist er in seine Darstellung ein. Da er ein Oesterreicher ist, muß man ihm manchen Fehler im Sagbau verzeihen, so gleich in der Beschreibung des Lebens des jetzigen Regimentsinhabers. Die Vorliebe für die Reiterwaffe hat nicht Prinz Albrecht gehabt, sondern der Monarch. Das Buch kann allen Militär-Bibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden. —

— Memoiren des Marschalls Macdonald. Memoirenbibliothek. Neue Serie Bd. 4. Verlag von Robert Vuy, Stuttgart. 5,50 M. — Der Verlag von Robert Vuy bringt in seiner mit viel Beifall aufgenommenen Memoirenbibliothek als neuesten Band die Memoiren des Marschalls Macdonald. Unter den Napoleonischen Marschällen ist Macdonald zweifellos einer der sympathischsten Erscheinungen, der auch in Deutschland — ihm war bekanntlich 1812 das preussische Hülfskorps unterstellt — sich durch seinen edlen Charakter Achtung erworben hat. Das

Interesse, das somit der deutsche Leser schon an sich an dieser Persönlichkeit nimmt, wird noch gesteigert durch die Fälle der in den Memoiren des Marschalls enthaltenen Episoden. Für lernen so recht den Werdegang eines der Großen des Empires kennen: wie der Sohn eines schottischen Flüchtlings der Eitelucht der Generale, ja selbst der Ungnade des Kaisers zum Trotz zu den höchsten Ehrenstellen gelangt und durch seine Beziehungen zu Napoleon, Ludwig XVIII. und Alexander berufen wird, eine nicht unwichtige Rolle in dem großen Drama jener Tage zu spielen. Auch die schlichte, ungeschminkte Darstellungweise des Verfassers nimmt für ihn ein und mit Genuß wird jeder, der dies Memoirenwerk einmal gelesen hat, es wieder und wieder zur Hand nehmen. H. Sft.

— Bruchmüller, Dr. W., Zwischen Sumpf und Sand. Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten. Berlin, Deutscher Verlag (Bef. m. b. H.). 286 S. 8°. 3,50 M. — In neuester Zeit hat die geschichtliche Heimatkunde erfreulicherweise wieder viele Freunde gewonnen; sie wird heute gründerfroh allseitig nicht nur als eine berechtigte, sondern als eine notwendige Ergänzung der allgemeingehobenen Bildung anerkannt, ganz abgesehen davon, daß aus sozialpolitischer mit Recht manches von der besseren Kenntnis der heimischen Vergangenheit erhofft wird. Jedoch kleine landchaftliche Gebiete, das genauere Beobachtung als kulturelle Einheit mit wesentlichen gleichen Zuständen erscheint und sich von anderen derartigen Nachbargebieten abhebt, d. h. etwa das Landgebiet, das sich an ein und dieselbe Landstadt anschließt — die sächsischen Amtshauptmannschaften z. B. sind für diese Zwecke schon viel zu groß — sollte von Rechts wegen eine derartige Heimatkunde auf geschichtlicher Grundlage besitzen. Von diesem Ideal wird wir jedoch noch recht weit entfernt, da die meisten der einschlägigen Bücher den Anforderungen, die Wissenschaft und Leben daran zu stellen haben, nicht entfernt genügen. Diese Anforderungen näher zu umschreiben, dazu ist hier nicht der Ort, aber das läßt sich unumwunden aussprechen, daß das vorliegende Buch dem Ideale ziemlich nahe kommt. Der gründlich gebildete Historiker, der sich bereits auf recht verschiedenen Gebieten bewährt hat, hat, ausgerüstet mit positiver Geschichtskennntnis und vertraut mit den Problemen und der Methode der Geschichtsforschung, in das dritte Quellenmaterial, das die Pfarrarchive seiner Heimat darbieten, hineingegriffen. Die genaue Kenntnis der modernen örtlichen Zustände und der Bevölkerung sowie eine innige Liebe zur engsten Heimat — es ist die Umgebung der brandenburgischen Stadt Grotzen — haben die Arbeit zweifellos gefördert und zu ihrem Gelingen nicht wenig beigetragen, aber wenn irgend wo, so wird es hier klar, daß diese letzten Eigenschaften, so notwendig sie sind, allein für solche Arbeiten nicht genügen und nicht, wie mancher denkt, die Begünstigung zu schriftstellerischer Arbeit auf dem Felde der Heimatgeschichte ersetzen. Bruchmüller's Buch ist eine durchaus wissenschaftliche Arbeit, die neue Quellen erschließt und Bekanntes neu beleuchtet. Dabei wird aber schlicht, anschaulich und interessant erzählt, so daß jeder, der ländliches Leben kennt oder kennen lernen will, das Buch mit Genuß lesen und reiche Belehrung daraus schöpfen kann. Es ist ein rechttes für andere Verfasser musterhaftes heimatgeschichtliches Vebuch für weitere geschichtlich interessierte Kreise, das namentlich den Pfarrern nicht ungelegenlich genug empfohlen werden kann. Was sich aus den schlichten und meist scheinbar trocknen Aufzeichnungen der Pfarrarchive machen läßt, welche Fälle von Kennntnissen sie und über das 17. und 18. Jahrhundert vermitteln, kann hier jeder sehen, und namentlich diejenigen Pfarrere, deren Beiträge zur „Sächsischen Kirchengalerie“ noch ausstehen, sollten nicht veräumen, sich noch vorher von Bruchmüller über die Art, wie ein örtliches Archiv ausgearbeitet werden kann, belehren zu lassen. Gegenüber der reinen Ortsgeschichte, die nur dann ersprießlich zu sein pflegt, wenn der behandelte Ort in irgend einer Hinsicht aus seiner Umgebung herortragt oder als anerkannter Typus Beachtung verdient, und wenn zugleich reichliches Quellenmaterial vorliegt, bedeutet die quellenmäßige Schilderung der Zustände, die in einem kleineren kulturell einheitlichen Landgebiete gepferricht haben, bereits eine höhere Stufe kulturgeschichtlicher Darstellung. Hier interessieren schon nicht mehr die einzelnen Ereignisse und Vorfälle an sich, sondern sie werden bereits zu

Symptomen für Zustände; das mehr oder weniger Zufällige scheidet sich schon vom Typischen ab, und dabei ergänt sich das Quellenmaterial, das in den Archiven eines halben Duzend benachbarter Pfarreien liegt, selbstverständlich; es entziehen lebenswahre, anschauliche Bilder aus der Vergangenheit, die naturgemäß nur für ein relativ kleines Landgebiet gelten und nicht wirtschlich verallgemeinert werden dürfen. Bruchmüller schildert und quellenmäßig das Vorleben im nördlichen Teile des Kreises Grotzen, einer Gegend, in der sich sächsisches Volkstum stämmlich nahe mit märkischem berührt (S. 95), und zwar wird dem Adel und seinem ländlichen Hofstall (S. 101—119), dem Pfarrer als Geistlichen und Vertreter der Intelligenz (S. 136—200), dem Dorfschulwesen (S. 201—216) und dem Bauernleben (S. 217 bis 264) je ein Kapitel gewidmet. Dazu kommt in dem kurzen dritten Kapitel „Zwischen Sumpf und Sand“ (S. 92—100) eine Charakteristik der Gegend hinsichtlich ihrer Natur, ihrer Kultur und ihres Volkstums, während eine charakteristische Episode aus dem Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten (S. 120—135) und ein Schlusskapitel über die Drangsale jener Pfarre während des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges die ersten Schilderungen im einzelnen ergänt. Gewissermaßen als Einleitung zu der folgenden speziellen Darstellung wird aber in den beiden ersten Kapiteln die Germanisierung der Mark (S. 15—66) und die Kolonisationsarbeit unter Friedrich dem Großen (S. 67—91) geschildert, damit aber wird der Grotzener Gegend ihre kulturgeschichtliche Stellung innerhalb eines weiten Gebietes angewiesen. Ganz abgesehen davon, daß die Geschichte der jahrhundertlangten Kolonisation so zusammenfassend, klar und allgemeinverständlich dargestellt wird, wie sonst wohl nirgends in der Literatur, ist dieser Aufbau des Ganzen und der Umfang jedes Teiles für die sachgemäße Auffassung des Verfassers bezeichnend; er ist kein Lokalhistoriker mit Schenklaappen, sondern besitzt einen weiten historischen Blick und damit den Maßstab, um örtliche Tatsachen ihrem allgemeingehobenen Werte nach zu beurteilen, aber auch — und das ist das Wichtigere — das geistige Handwerkszeug, um die örtlichen Quellen zum Reden zu zwingen. Ohne das eben ausgesprochene anerkennende Urteil irgendwie abzuschwächen zu wollen, seine einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen. Die Ausstattung des Buches und der Druck sind gut und geschmackvoll, aber deshalb können einige Druckfehler wie S. 141 „charakteris“ für „charakteristisch“ und fünf Stellen vorher „Physognomie“ für „Physiognomie“ — Die Sprache ist im ganzen gemäßt und edel, und es hört deshalb, wenn — allerdings einem märkischen Provinzialismus entsprechend — S. 48 „brauchen“ mit dem Infinitiv ohne „zu“ konstruiert wird. Neben in den einleitenden Kapiteln dankenswerterweise angeführten Schriften über die Kolonisation fehlt leider vielfach das Ercheinungsjahr; dies ist nicht nur wichtig, sondern für sachliche Beurteilung, sondern gehört auch unbedingt zum bibliographischen Nachweis. Ferner wird gewiss manchem Leser mit einer Charakteristik der am meisten benutzten Quellen gebiert gewesen. Was Pfarrarchive sind und was „Kirchrechnungen“ enthalten, das kann sich schließlich jeder vorstellen, aber hinsichtlich der „Pfarrmatrikeln“ — in dieser Gegend offenbar zusammenfassende Aufzeichnungen über Rechte, Bezüge u. dgl. jedes Pfarrere, die gelegentlich der Revisionen aufgestellt worden sind — oder hinsichtlich der „Kurrendebücher“ wäre eine nähere Beschreibung des Inhalts und der Art der Eintragung wohl am Platze gewesen. Solche Bezeichnungen wechseln landchaftlich außerordentlich und werden dem ferner Lebenden leicht unverständlich, während die Eintragung selbst mit kleinen Abweichungen überall wiederkehrt. Über die Geschichte der Grotzener Oberbrücke (S. 99) hätte man vielleicht gern etwas mehr gehört wie überhaupt über das Verkehrsweesen, das nur im Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen getreift wird. Die Straße Breslau—Grotzen—Frankfurt—Berlin, die das Gebiet schneidet und mehrfach kurz berührt wird, hätte dazu Anlaß gegeben, aber auch die schon im 13. Jahrhundert bedeutende Straße Cottbus—Grotzen—Schwiebus—Wentzen—Bofen hätte nicht unerwähnt bleiben sollen. S. 254 wäre der Nachweis, wann wirklich zuerst Kartoffelanbau nachgewiesen ist, recht erwünscht gewesen. Doch das läßt kleine individuelle Wünsche, die nicht viel bedeuten gegenüber dem, was das Buch im übrigen in überaus ansprechender Form bietet.

Dr. Erwin Illle.

## Winterleben in der Vogelwelt.

Von Robert Verge.

**Ersteilt**  
 Dienstag, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
 Wöchentlich 1. M 25.5,  
 bei wöchentlichem Zusendung  
 unter Kreuzband: für  
 Preiss 1. M 61.5, für  
 auswärts 1. M 64.5,  
 vierteljährlich  
 Einzelne Nummern 6.5

Zur Winterzeit, wenn der Frost herrscht, Schnee liegt, der Wind eisig weht, ist das Tierleben nur spärlich entfalteter, denn Insekten, Molken und Gewürm haben sich zum weitest größten Teile in Insektenhäute zurückgezogen, Amphibien und Reptilien halten sich versteckt, verschiedene Säuger ruhen im Winterkafte und die Zugvögel weilen in der Fremde. Die Laubtiere, welche sich an dem fargen Fische zum Mahle einfinden, erscheinen fast gänzlich, und groß ist daher auch die Gefahr derjenigen Arten nicht, die sich hierzu aus der gestörten Welt rekrutieren. Aber sie fallen um so mehr in die Augen, weil sie der Dedung durch die Pflanzendecke fast entkleidet sind und unteren Wohnstätten in vielen Fällen näher rücken, um ihre angeborene Scheu niederzukämpfen, dem qualenden Mangel zu wehren. Auf den Wäldern und Ablagerungstümpfern der Städte, den Gehäusen des Landbewohners tragen dann die Vögel nach allerhand Abgängen, belagern zur Treckenzeit die Scheunentemen und laden sich bei dem Hausgefäße zu Gaste.

Sie erscheinen an unseren Futterplätzen, beobachtend, hirschend, die Verhältnisse erst von ferne mitsräuflich prüfend und durch jede etwa eintretende Zufälligkeit ersichert davon geschickt. Aber das Gefühl, welches ihnen aus den Augen funkt, verrät ihr Versehen, und da der Hunger einen der mächtigsten Hebel bildet, mit denen die Natur nach einem verhältnismäßig ihr Gerüche erhält, befriedigen sie die Begierde. Hundertfach sind hier die Wahrnehmungen, welche man über den Grab ihrer Vorkirch und Klammeln anstellen kann, über die Gabe, Erfahrungen zu sammeln und ihrem Vorteil entsprechend zu verwenden, über das Erinnerungvermögen gegenüber der gegebenen Art der Einrichtung, den Futtergehzeiten und Personen. Sie distanzieren dabei die mannigfachen Critikalitäten, den Ferkelhof, Ballon, Hof und Garten, den Futterstich und v. Verlesch'schen Futterbaum, und zeigen sich überall als unerschütterliche Naturkräfte, selbstständig nur das eine Wohl ins Auge fassend und je nach Bedürfnis gegen irdischen Friedfertigkeit oder jählich, lamerabstuflich oder neidlich. Niemals jedoch scheinen sie die gewohnte Lebensweise, sowie die Gefahren zu vergessen, welche sie in der Umgebung des Menschen wittern. Denn sobald Zauwetter beginnt, die Bäume den Schnee abzustreuen, der Boden einigermassen frei wird und damit der Wann aufbricht, der zur Annäherung an uns führt, verschwinden sie meist in die weite Flur und lassen die üppige Futterfründe verodet liegen. Sie nehmen unsere Segnungen nur während kritischer Zeiten in Anspruch und ziehen es vor, im übrigen ihr Dasein ohne unmittelbare Unterstüzung zu fristen. Der Vogel, der die Entfernungen des Raumes spielend überwindet und seine Schwingen ins hindernisfreie Bereich der Luft zu erheben vermag, scheint im allgemeinen geringere Reizung zu fühlen, sich um Wobensessenen anzuschließen, als die Vierfüßler, und die künstliche Fütterung, so empfehlenswert sie innerhalb unserer Kultur ohne Zweifel ist, bildet gleichwohl nur Epiloben in seinem winterlichen Lebensdrama, welches sich in der Regel anderswo und von Miltätigkeit losgerollt abzumindeln pflegt.

Zu den markantesten Charakterzügen unserer Landvögel zählen jedenfalls die Sträßenarten, namentlich Raben- und Rebschäfer nebst Dohle. Überall sieht man sie in der Flur verstreut, einzeln oder zu mehreren. Die kräftigen Fittiche tragen sie rasch dahin, und das scharfe Auge erkennt mit großer Sicherheit günstige Stellen für den Nahrungserwerb. Der Boden öffnet sich ihren Schnapstheben, wo sie verborgene Witten aus dem Tier- oder Pflanzreiche vermuten, über frantgeschlossenes oder ver-

ebnetes Kleinwilt fürzen sie her wie Spänen des Schlachtfeldes, an den Düngerhaufen auf dem Felde haben sie herum, spahren sich vor den Schleusenmündungen der Städte, umlungen die Schlachthöfe, Abdeckerien, Abladeorte, auf herausgepölte Abfälle lauern, und wo etwas Genießbares winkt, sind sie da. Auf Gräbern betreiben sie den Fischfang, streifen tief darüber hin, machen an verhängnisvollen Buntten Fals, rütteln mit den Fingeln in der Scherbe, an sitzende Witten erinnernd, und auch auf dem Giege sind sie laufend umher. Nur mittags schweigt ihre Tätigkeit. In gewissem Sinne verdrängen sie bei ihrer nicht verschmähenden Unerschütterlichkeit die Geier unserer Breiten. In den Zeiten schwerster Not, wenn sich der Schnee des Bodens und der Wälder bemächtigt, die Sonne gleich einer bleichen Scheibe in der Atmosphäre hängt und alles im Froste harret, erscheint das Tierleben im Freien oftmals zeitweilig erloschen, nirgend eine Handterche, ein Goldammer, Fink oder Sperling auf den verschneiten Landstrassen, kein Rebbühn auf den Ädern, keine Laube getraut sich hinaus, weder ein Dalk ist zu sehen, noch ein Falan tritt auf's Feld hervor. Aber die Krähen bilden der Witterung die Stirn, wie schwarze Lupfen eines Ferkelmannes haben sie im Schnee, halten von einem Baum Umschau oder freischen dahin. So unmelodisch ihre Stimmlaute anmuten, als die einzigen in der verödeten Landschaft erregen sie doch unsere Beachtung. Welche Menge von ihnen überwinter, wird vergegenwärtigt, wenn sie abends zu den gemeinschaftlichen Rastquartieren fliegen, die in mehr oder weniger entlegenen Gehäusen und Wäldungen bezogen werden. Diese Massenflüge, welche aus Nadel- oder Laubholz oder beiden gemischt bestehen, finden sich durch das Land in nützlich sehr verschiedenen Entfernungen voneinander verteilt, doch schon in Abständen von wenig Stunden oder näher kann man ihnen begegnen. Weit und breit eilen die Sträßen allabendlich hier zusammen, auf jeder Richtung, wenn das Lager inmitten des Bereinigungsareals, von einer Seite her, fällt es am Saume derselben belegen ist.

„Gallen die Krähen Ranozio, sich dich bald nach Feuerung um.“ Diese Bauernregel gilt vom Oktober ab. Anfanglich erfolgen die Ansammlungen nur in geringem Maße, allmählich jedoch vermehrt sich der Zug und kann auf Hunderte und Tausende anwachsen, wobei nördliche Scharen hinzuliegen, um Herberge bei uns zu nehmen. In den spätern Nachmittagsstunden fängt das Zuschlagen an, einzeln, in Trupps oder langgestreckten, ledern Verbänden pilgern sie herbei und lassen sich auf den Fluren nieder, durch die gegenseitige Begrüßung zuweilen die Luft erschütternd. Aufe aller Art halten durcheinander, und der Boden ist weislich wie von dunkeln Klumpen besetzt. Näher sich Menschen oder erscheinen sonstige Störungen, so schwingt sich die ganze Gesellschaft mit betäubendem Geschrei empor und strömt in schwankenden Wellen weiter. Auch fallen sie zunächst in der Ruhepause benachbarte Gehäse ein, gegen die Aufdrückung suchend, und verbringen die Zeit mit Flugturnieren, wie man dieselben von ihnen häufig an Türmen wahrnimmt. Sie steigen von den Wipfeln auf, lavieren gegen den Wind, verändern den Schwanz in beständigen Steuerbewegungen, lenken in Bogen zurück, gaulen auf und ab und lassen ein weislich schallendes Stimmengewirr ertönen. Der Speichel legt sich fort, bis in später Dämmerung die Schlafzeit herannah, doch stellen sie denselben unter Umständen ein, wenn keine Antommänge mehr erscheinen und sie sich unbedroht glauben, so daß man meinen könnte, die Restzahl sei entschwinden. Gelangt man jedoch wieder in ihr Gesichtsfeld, ist

es mit der Stille sofort zu Ende. Unter unbeschreiblichem Gedränge stürmen sie schließlich mit Einbruch der völligen Dunkelheit in das Lager, nachdem dasselbe erst von einzelnen und zuletzt durch den ganzen Schwarm (späher in Streifen überfliegen und nicht Verdrängtes entdekt wurde. Wenn man aus dem Dunkel der Nadelbäume das Einschwingen verfolgt, so bemerkt man, wie von den oben lärmenden Massen Gruppen oder einzelne Vögel sich ablösen und laufend auf die Äste niederfahren, dabei an Zweige klaffen und im Segen etwaigen Schnee herabziehen. Gehirnisbooll hüpfen sie wie flüchtige Schatten zwischen die Webel der Koniferen oder beladen das entblätterte Geäst des Laubbolzes, hier gleich düstern Ballen gegen den Abendhimmel absteckend. Ofters erst nach geraumer Zeit ist die Einquartierung beendet, hin und wieder durch Aufschrecken hinausgeschoben. Aber Stille kehrt nicht gleich ein, Flüge werden gemeldet, ausgeworfene Gendolle und Extremite schlagen zur Erde, Raute erklingen, und Nachzügler verursachen neue Umruhe. Bei der Wahl der Bäume wird immer auf bequemen, offenen An- und Abflug geachtet, an zu dichten Stellen dringen sie nie ein. Endlich umgarnet die ermatteten Geißel der Schlaf, tiefes Schweigen, nur selten noch unterbrochen, verdrängt sich, der Friede der Nacht sinkt auf die Schlammern und den rauschenden Wald, und sein Borübergehender würde ahnen, welche Summe entspannten Lebens hier unauflöslich ist. Auffallenderweise spüren jene Vögel den unsichtbar unter ihnen stehenden Beobachter nicht, legen sich auch bei Mond ohne Argwohn bis zu wenigen Metern Entfernung über ihn, daß sie beinahe mit dem Stode zu erlangen sind, und werden von Angeltz zu Angeltz auf dem Waldesbunde heraus betrachtet, ohne das mindeste davon wahrzunehmen. Ähnliches kann man z. B. auch bei Starren und Finken an den Schlafplätzen finden. Einen Punkt würde schon die Nase auf die rechte Spur führen. Es scheint hieraus hervorzuergo, daß die jenseitigen Forscher recht haben, welche den Krähen, wie den meisten Vögeln, keinen besonders feinen Geruch zuerkennen, der sie belästigt, selbst unter dem Schnee den Fuß zu weitem, zumal die Erfahrung gelehrt hat, daß sie beim Einwachen in den Boden oft irren und meistens Gewinnsüchtigen herausfordern. Sie scheinen von keinem akuten Geruchsfähigkeit belangen zu werden, denn als ich z. B. in einer Schneereise, stürmischen und finstern Februarnacht bei Hiedengötter durch einen als Schlafsuchtlichte dienenden Fichtenbestand trieb, vertrieb das (schwarze) Krählein unter meinen Sohlen nur einige der nächsten, welche teils schreiend, teils kumm abflatterten. Da ich vorher das Einfallen der Krähnen abgemerkt hatte, und deshalb ihre große Anzahl konnte, schredte ich nun heftig auf, aber auch jetzt entwichen zu meinem Erschrecken nur die vorbereiten, obwohl in Schwärmen. Wenn ich scheudend weiter schritt, stoben neue Schwärme auf, jedoch noch nicht alle Vögel, denn als ich das Experiment rückwärts wiederholte, verließen an verschiedenen Bäumen erst die letzten ihre Äste. Nunmehr befand sich allerdings alles in Alarm, und weil in diesem Augenblicke der Mond durch das Gewölk brach, zogen sie noch lange aufgeregter umher. Jenes allmählich einziehende Dämonen ließ sich hier feststellen, auch bei lauer und schneller Witterung, und zumellen fliegen sie nur freckenweise, bis der Rand des Gehölzes erreicht ist. Anfangs erfolgt ihre Rückkehr bald, später in ausgedehnten Pausen, teils lärmend, teils sich heimlich herbeistellend, und anschließend nur ungerne verlassen sie die einmal erkorne Ländlichkeit. Ebenso sind vereinzelte vorkommende und über dem sich hilf veraltenden Menschen einschlagene Krähnen oft erst durch mehrmaliges Schredgeräusch aufzujütteln, so daß die üblichen Angaben über sehr leisen Schlummer wohl kaum gültig zutreffen dürften. In hellen Nächten gebärden sie sich, wenn ausgejagt, lebhafter und wagen weitere Flüge. Werden sie im Mondenschein des Urhebers ansichtig, so schweben sie andauernd in großer Erregung über ihm herum und entladen ihren Ton durch ungerinniges Schellen, als hätten sie ein Eigentum zu verteidigen, bis der Einbringling sich verabschiedet, worauf sie beknigt die Lagerstatt von neuem beziehen. Es ist ein ungewohnter Anblick, wenn man fern von der Lichtstimmer und Gebirge der Stadt in einer vom Zauber hehrer Ruhe umflossenen Landschaft, auf die der Mond herabschneit, dem Tun und Treiben jener dunklen (Schwarzer) lauschen kann. Die sonst nicht gerade großen Kreaturen werden durch die Lebensfähigkeit der Bewegungen und den sie umflossenden Schlummer verächt. Schreck nimmt ihre Größe und Deutlichkeit nach dem Hintergrunde perspektivisch ab, aus dem Wogen und Drogen hervor

haben sich in vollen Umrisse ausgeprägte Gestalten neben schräg wie Segel gestellten Flugbildern ab, welche den mannigfaltigen Wechsel der Fledermausfaltung bis zu linearer Verflüchtigung zeigen. Auf und nieder, hin und her wollen die schwarzen, beinahe magisch beglänzte Körper in buntem Wirbel durcheinander, Stimmen überaltäherlich Beschiederartig, vom Bafolo gewissermaßen bis zu den Distanzstrahlen der Zellen, erschallen unerträglich und scheinen einen Reichtum an Abtönung der Empfindungen zu verraten, den man diesen Wesen kaum zutraut. Strähen im Schnee bei Tagesbeleuchtung haben und Künstler anziehend im Bilde dargestellt, berartige nächtliche Szenen aber wiederzugeben, möchte aus nachliegenden Gründen für Fintel und Palette minder leicht sein als der Feder des Schriftstellers.

Breitet man vor Tagesgrauen vorsichtig das Schlafrevier, so kann man sie noch im Schlummer erblicken. Beim Erwachen und Abfliegen spielen sich dann die Vorgänge ähnlich, und nun in genau umgekehrter Reihenfolge ab, wie am Abend. Werden die Vögel durch Alarm gerufen, so fährt Leben in die schlaftrunne Schar, sie erheben sich nacheinander und machen ihrem Umliegen in heftigem Geschrei Luft, lassen sich jedoch, wenn noch unmüde, gern wieder der Nacht hingelassen, bis das Erwachen erst bei vorgerückter Dämmerung, und ihr Schlaf ist also während der Wintertage ein sehr langer. Dieser Umstand fosse die Unmöglichkeit in den Mittagstunden dürfte das Nahrungsbedürfnis entscheiden auf die geeignete Stufe herabmindern. Sie lassen sich dadurch den Entbehrungen des Winters leichter an. Es ist das eine Erscheinung, die offenbar auf die gesamte Tierwelt der kalteren Zone verallgemeinert werden darf. Nach Vogelzitate lassen die Krähnen beim Wachwerden sofort ihre Töne hören, die anfangs bald da, bald dort erklingen, flattern auf, und nun gestaltet sich in einleiner Morgenröthe durch Bewegungen und Stimmenschall wiederum ein Schauspiel von so entsetzlicher Wildheit und Unwürdigkeit, daß es den Zuschauer unwillkürlich schließt. Kurz vor Sonnenaufgang, nachdem die erforderliche Helligkeit zur Orientierung auf größere Entfernungen eingetreten ist, pflügen sich allmählich die gemalten Vogelvolken zu verteilen, in Herden oder einzeln segeln sie bei hellem Wetter hoch, bei unbildertem tiefer von bannen, um ihren Zadrgründen zuweilen, und das anliegende Tagesgestirn betrachten ein verlassenes, wie ausgeblendet daliegendes Gesicht. Die nach längerer Benutzung des Schlafplatzes den Boden bedeckenden Bewölkungen, bis etwa 4 cm lange und 2 cm dicke Nubswolkenhallen von unüberwundenen Stoffen, liefern nebst der Lösung Unterlagen zur Beurteilung der aufgenommenen Nahrung. Wir wollen nicht an die viel umstrittene Frage der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Krähnen herantreten, die je nach Standpunkt und Verhältnissen verschieden beantwortet werden muß, wollen jedoch bemerken, daß sich für die hier in Betracht genommenen Gegenden und Monate keine belastenden Tatsachen von irgend welcher Erblichkeit ergeben. Junges, leicht zu übermäßigem Bild gibt es jetzt nicht, und der Speisegettel setzt sich im wesentlichen aus Pflanzden, Kerntieren, Schnecken, Gendüm und allerhand Abfällen zusammen, wie es die Saison genährt. Stengelrüde, Blänschen, Würzlingen, Moos, Körnerreste, Insektenreste bilden daher neben Steinen und Erde, letztere mit dem Futter vermischt, den Hauptbestandteil der Gendolle, dahingegen ab und zu Schweinsborsten, Fildgräten, Wäuse und andere Knödelchen, einzelne Federn usw. Die geschichteten Krähne und Manöver der Krähnen, welche bis in den März währen, erinnern an jene Nöwenkammere, die die sahle Dünenwelt der Rüste in ähnlichem Grade mirtungsooll bedönnen; außerdem nächtigen wenige oder einzelne abseits von den übrigen, ohne daß man triftige Gründe dafür geltend zu machen wüßte. In Zeiten bitteren Glends hängt morgens bisweilen eine verhungert und errotten gleich einer Trauerklage in den Zweigen, bis der Winterfurm sie herunter segt. Nach alledem zeigen uns die Krähnen in vieler Beziehung ein nahezu typisches Beispiel winterlicher Vogelsoleins und dies möge ihre ausführlichere Behandlung entschuldigen.

Sagax, loquax, furax (istig, schmerzhaft, diebisch), mit diesen Worten hat man treffend die Eigenschaften eines unserer verhängensten Vögel, gewissermaßen des Reinele unter ihnen, gekennzeichnet, nämlich der Gitter. Seltnere rötet sich dieselbe zusammen, lebt vielmehr das Jahr hindurch meistens in Paaren, manchmal zu dreien, vermuthlich indem sich eine einsame jugeseilt. Eigenartig belebt sie nach ihrer Weise die Flur. Unerwartet und fed erklingt das Schadern aus dem Gezweig herüber. Reigt man ihr größere Aufmerksamkeit, so

vernimmt man eine ansprechende Mannigfaltigkeit von Tönen, in welche auch Stimmen anderer Vögel eingeschloffen vorben. So läßt sie sie z. B. das Krästel, sowie die knarrenden Laute der Rothfrottel klanglos ähnlich vortragen. Dann folgt vielleicht ein längeres Gepolter, und inmitten von Schnee und Frost verliert diese Eindringlichkeit der Vögel nicht seinen Einbruch. Das Schaß abgießt, laubere Weiß und Schwarz des Gewandes, der prunkende Metallschimmer in Blau, Grün und Purpur stehen ihr prächtig und den ansehnlichen Schweiß wie eine Schleppe hin- und herlassend, raut sie sich mit äußerster Geschicklichkeit durch die Äste, woraus auf ihre Frolage beim Rastflüßern geschlossen werden kann. Auffällig erscheint auch der Flug, die abgerundeten Flügel, welche abwechselnd in ausgefalteten, dann wieder rasch zapplenden Schlägen bewegt werden, und die Länge des Schwanzes geben ihr etwas Libellenartiges. Sie ist keiner schnellen Wendungen fähig, fliegt ziemlich schwerfällig und meistens geradeaus, kommt gegen den Wind nur langsam vorwärts, bisweilen zurückgetrieben, und nimmt in der Ferne fast die Form eines Papierdrachens an. Im Gegenfall zu den Krähen überquert sie selten viele Streden. Wenn sie nicht allzu leibschmerzliche Verfolgung preisgeben sind befinden die Vögel jede Selbstthätigkeit und man kann darauf rechnen, ihnen beinahe zu allen Zeiten in dem erdlichsten Wohnbezirke zu begegnen. Die kleinen Herden dagegen, welche im Herbst von Dorf zu Dorf auf der Wanderstraße angetroffen werden, sind gewöhnlich noch ungesparrte Junge. Gelante mit Gehölen, Wären, Baumgärten dienen den Eltern zum Aufenthalt, sie lieben die Nähe der Crisphallen und legen sich selbst auf Häuser, weiden aber ebenso ausgebreitete Wälder, wie baumlose Landflächen. In der Nähe der Krähen bemerkt man sie öfters, da sie ähnliche Nahrung nachstrachen, ohne jedoch engere Gemeinschaft mit ihnen einzugehen.

Einer der berücktesten Strauchritter für die gestirnten Wälder, ein „Kneumalnerbiter“, der schmale Eichenhäuser oder Auerst, muß seine Geflogenheiten im Winter ebenfalls erheblich abändern. Wenn ihm auch noch mander kleine Vogel in plötzlicher Ueberraschung zum Opfer fallen mag, so hat er doch einigermaßen Vorzorge getroffen, denn wie sich z. B. der Hamster die Taschen vollstopft und den Haub in seinen Kammern ablagert, so findet sich im Herbst bei erlegten Auerstern der sehr geräumige Schlund nicht selten mit Eichen, Falsenüssen u. dergl. angefüllt, die zur Aufspeicherung in Baumstümpfen oder unter Laub bestimmt waren. Mehr Strich als Zugvogel äussern sie während der Winterzeit in Gesellschaft, paarweise oder einzeln, umher, verweilen, wo sie Nahrung finden, und weichen sich dann weiter. Auf ihre Flugkünste scheinen sie selber kein allzu großes Vertrauen zu setzen, denn wie die Elster mag sie sich nur ungern außer ihre Gemachungen und suchen schleunigt die nächste Baumbedeckung zu erreichen. Dabei entziehen sie nicht gemeinschaftlich, sondern einzeln nacheinander, als wollte der folgende an seinem Vordermann immer erst abwarten, ob die Luft rein ist. Voll Selbstthätigkeit und Unruhe sind sie ebenfalls zum Teil in Bewegung und unterbrechen durch großes Gefreie oder Raufabnung von allerlei Stimmen und die lauterstirnen Lautentönungen von Zeit zu Zeit die Stille der Wintertraue. Sie sitzen gewissermaßen eine europäische Spezialität, da in dem benachbarten Asien und Afrika andere mehr oder weniger verschiedene Formen auftreten und selbst hier in dem angrenzenden Sibirien vorkommende Vögel durch abweichende Färbung gekennzeichnet und von unserem *Garrulus glandarius* als *G. Brandti* getrennt worden ist.

Die Städte werden neben dem Sperling jahraus, jahrein vorzüglich von den elastischen Gestalten der Amseln bewohnt, was in früheren Jahrhunderten nicht der Fall gewesen sein soll. Dies letztere leuchtet auch ein. Denn bei der damaligen Bauweise erblickte der an Gebüsch und Wald gewöhnte Vogel hinter dem unmittelbaren Wallgraben einen Ring von Mauern und Thürmen. Begab er sich hinüber, so erreichte er ein Gewirr gartenloser Straßenzüge, aus welchen nirgends ein Pfädchen lockte, wie er es brauchen konnte. Nicht in nähere Verbindung mit dem Menschen und dessen Wohnstätten gelangend, hielt er sich deshalb scheinbar zurück. Als die Bollwerke fielen und weiträumige Vorstädte mit reicher Pflanzung entstanden, besterten sich auch für die Amsel die Bedingungen, hier konnten sie sich ausbreiten. Die ihnen geschenkte Jüngerung und Hege begreifend haben sie Vertrauen und begannen in dem neuen Gebiet eine solche Vermehrung, daß verschiedene Städte und ihre Umgebung heutzutage zahlreicher von ihnen besetzt sind, als die Wälder. Überwintert scheinen sie in Deutschland von jeher zu haben, wie ebe-

malige Schriften berichten, jedoch mußte und die Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten durch die „Stadtmassel“ näher gerückt werden, wie schon Konrad v. Megenberg 1349 in seinem Buch der Natur schreibt: „Die heimlich Amsel ist freilich wider ihre Natur und singt süßlicher, denn die andere.“ Von ihren Verwandten macht sich am bemerklichsten der Strauchvogel oder Hiemer, welcher Gebüsch, Anlagen, Wären usw. scharrenweise nach Beeren durchstreift und vor dem herannahenden Menschen mit Geschrei entnimmt. Die als lästige Balbweibchen bekannte Mittelrolle hingegen, welche teilweise ebenfalls in unseren Dörfern bleibt, bekommt man seltener zu Gesicht. Von ihr sagten schon die Alten: Turdus sibi ipso malum cacat (die Drossel pflanzt sich selbst ihr Unglück). Denn da sie mit Vorliebe die Beeren der Mistel genießt, die im Spätsahre reifen, die flebrigen Körner aber unverbaut durch den Schnabel wieder auswirft, so trägt sie zur Verbreitung dieses schmarotzenden Gewächses bei, aus dessen Früchten Vogelweizen zu ihrem Frange bereitet wird. In Heben schwärmen häufig die verschiedenen Finkenarten unter, die Haus- und Feldspirlinge, Grünfinken, Hänflinge, Erlenzäufel, Stieglitz, zuweilen vermischt mit Nordländern, wie Bergfinken, Veinfinken oder Räckchen, nordischen Gimpeln, Ammern, mit Kernbeißern u. a. Dasselbe tun Gold- und Graumern, bis zu gewissem Grade auch Haubenlerchen und Trautern, die sich einmal milber, so kann man selbst bei Schnee und Eis mitunter aus jenen Scharen munteres Gewusel hören, ja Gedröschel vernehmen, als sei der Frühling nahe. Die Winterlust dieser Arten besteht größtenteils aus Schmierern, nach denen sie auf dem Boden, an Gräsern und Stauden oder auf Büumen jähren. An Orten, wo jauchzende Gewächse über den Schnee hervorragen, kann man oftmals Haubenlerchen, Ammern, Stieglitz, Hänflinge, Grünlinge und andere Finkenarten emsig bei der Arbeit betreffen und an Erlenzäufeln, Birkenzweigen sieht man Heißige, Stieglitz usw. in den Wätern schwelgen. Ihre Nachtrube vorbringen die meisten jener Arten in der Regel auf Freigen, zusammengekauert und bei unangenehmer Temperatur das Heber zum Schutze aufgeschulert, wosogen Lerchen und Graumern in dem Wetter auf dem Boden kampieren, gebest durch eine Erdbölle, Verriehung, Eichenbühlensche, einen Pflanzenbüschel, Stein, ein Wagnelstück auf dem Wege und dergl., was man leicht wahrnimmt, wenn sie beim Vorübergehen aufstehen.

Als einer der merkwürdigsten Zigeunerögel, mit malerischer Tracht und abenteuerlichem Schnabel, muß hier der tagenunfrüchte Kreuzschnabel (*Loxia curvirostra L.*) eingestuft werden. Denn dieser vielberühmte Fink entwirft sein Liebesleben gewöhnlich inmitten des Winters, wo kein ander daran denkt, bei uns besonders in den rauhen Wäldern des Erzgebirges, Thüringens Waldes usw. In Gegenden, in denen eine üppige Laubentree gereicht an den Frühen prangt, treffen sie öfters in großer Menge ein und vertheilen zur Paarung. Unempfindlich gegen Kälte und Schnee umwerthen die sitzenden Nöhne die Weibchen und nach einiger Zeit beginnt die Nestanlage. Auf einem Klee oder einer Gabel höher oder tiefer wird der Bau in Angriff genommen und schließlich vom Weibchen ausgeführt, wobei es der Gatte durch Lieblosungen und Glang unterhält. Das Nest ist aus dünnen Feiern, Grasähälchen, Moos und Flechten zusammengesetzt und mit zarten Bartflechten ausgepolstert, hat die Färbung der Umgebung und erweist sich weiterhin, tief und weich. Schon beim ersten Erscheiben das Weibchen sigen, legt im ganzen 3—4 und brütet sie in 14—16 Tagen allein aus, während der Ehegatte die Futter zuschleppt. Die Brut wird von den Alten gemeinsam mit vorher im Kropfe erweichten Samen aufgezogen und von der Mutter sorgsam gebudert. Fügige geworden folgt sie den Eltern von Baum zu Baum und läßt sich die Zapfen aufbrechen. Später empfängt sie dieselben halb geöffnet und wird so allmählich angeleitet, sich selbst zu bedienen.

Das lustige Völkchen der Meisen verliert ebensowenig den Lebensmut, haucht seine feinen Locktöne, wie und da fröhlicher Aulse einströmend, in die eilige Atmosphäre und flattert behend in allen erdenklichen Stellungen durch das Gewirg, um Insekten, Spinnen und Schmierer abzukauben. Von Wintergölkchen, wohl auch Baumhäusern und Kleibern begleitet, durchziehen sie in frühlichen Karawanen den schwebenden Forst und in Gärten wie Wätern lassen sie sich ebenfalls bilden. Mit Ausnahme der Schwannweiser suchen sie nachts möglichst in Höchern, Spalten und Öffnungen, wie sie an Büumen, Freilen, Mauern, Gebäuden vorkommen sind, Unterkunft und selbst in Träumen-

röhren, Stangenlöcher eines Rades und ähnliche Stätten schlüpfen sie. Daß insbesondere die Rohrweiser im Winter den Winternischen durch Bestreuen ins Freie gelodeter Bieneu nachtheilig seien, ist schon deshalb nicht von Belang, weil es sich bloß um vereinzelte Pflanz handelt, die noch dazu gewöhnlich erkrankt oder drohen zu sinken.

Mit unermüdlicher Saune und sozusagen einem Anstrich von Humor trotz der strengsten Unbill die winzige Insektengattung des Jaunfängs. Wie er durch Geßirup und Kurzleinet dahintreibt, das kurzgehaltene Schwänzchen scheinig emporgehoben, als wolle er an dieser Stelle gleichsam den mangelnden Schnurrbart markieren, in allen möglichen Windeln verwindend und plötzlich auf Reden wieder hervorschauend! Nicht eine Ader von einem Gräbler oder Lebanten trägt er in sich, flott geht alles von Kratten und auch beim Suchen nach Kerbtieren eilt er nur flüchtig neigend dahin, ohne grübelnde Aebtle zu kalten. Sobald ihm etwas Ungewöhnliches auffällt, erhebt das leichtlebige Geschöpfchen ein jeterndes Schreien und schmettert hin und wieder dem Winter unermüdet sein frisches Liedchen ins Antlitz. Der Flug geht gewöhnlich nicht weit, einem großen Insekt vergleichbar schwirrt der Jaunfäng mit den kurzen Flügeln dahin und scheint bald zu eraubden. Trotzdem ist er sehr genug, große Scereizen zurückzulassen, denn auf Helgoland z. B. wird er nach Wäite regelmäßig als Zugvogel wahrgenommen. An bewässerten Fluß- und Teichufern, in Bainen und Gärten mit Wasser in der Nähe kann man sich fast überall seines Anblicks erfreuen. Unter die Winterlager reißt sich serner die Wasserameise, jener Karroze, schwarzbraune Vogel mit der weißen Kehle und Oberbrust, der die Herzblösigkeit besitzt, in die von Giebertart strogenen Gebirgsbäche zu tauchen, um sich aus ihrem Schloß allerhand Tierchen zu holen. Bei fortschreitender Vereisung wendet er sich an offen geliebene Stellen, wie Wätre und Lasterfchnellen, muß auch wohl die Keie antreten, nach insbesondere Junge tun, und wird abdam in Segenden gewahrt, welche außerhalb seines Heimatbezirkes liegen. An mildern, sonnigen Tagen weiteit er im Tagrubne bisweilen durch seinen angenehmen, teils schwäbenden, teils stötenen Gesang mit dem Murmeln der Wellen. Wie ein farbiger Brillant spiegelt sich der langschänzliche Stögel in der kalten Flut der Gewässer, von einem erhabenen Punkte hinabspähend, um nach Fischen Ausschau zu halten, oder schließt gleich einem schlüßernden Pfeile davon, selten einmal den durchgringenden

Pfiff ausstößend. Ab und zu findet man seine schöne Leide, dem Verhängnis erlegen, in Eis oder Schnee aufgehört.

Die Spechte barren bei und ebenfalls aus, hämmern an den Bäumen herum, haften in Ameisenhaufen ein, kriechen des Nachts und bei unersäulicher Witterung in ihre Höhlen und senden hin und wieder fallende Klänge durch den Forst. Auch die Waldläufer nehmen an dem Winterflug nach Süden keinen Anteil. Auer, Birk- und Fohelwild weisen zwar in Ruhestalt und Nahrung mehrfach Verschiederheiten auf, im allgemeinen sind sie aber alle, wenn die Erde gefriert ist, mehr auf das Baumleben angewiesen als in der wärmeren Jahreszeit. Zum Zwecke der Beköstigung müssen sie unter diesen Umständen in höchstem Maße zu Knospen, Beeren, Samen und Nadeln greifen. Sie graben sich auch in den Schnee ein, teils zu ihrer Sicherheit, teils um der Nahrung willen, und Birk- wie Fohelwild bohren unter dergleichen Gänge hin, um sich Nahrungsquellen zu erschließen. Von ihrer Gewohnheit, auf Ästen zu schlafen, weichen sie in dieser Zeit öfters ab und selbst der fernhafte Kuerbahn vertraut; dann wohl das Sturmwindwüthige Gemach in der lustigen Krone mit einem geschützten Winkel auf festem Grunde. Von den Rebkühnen ist bekannt, daß sie gegen Kälte sich gruppenweise aneinander schmiegen und einschnellen lassen. Jhnen und den Fohlen wird das Los überdies dadurch gemildert, daß man Futter hinausschreit. Das Wassergefäß trifft man am Ende des Wanderzugs äußert zusammengehämmelt an. Am häufigsten bleiben Stodenten Jurid, welche nach eisreifen Fledern zu wechseln pflegen. Feuerzügen daß sich durch warme Abwässer von Fohriten die Zahl offener Beden und Rinnen in den Flüssen erheblich vermehrt, jedoch werden überwinternde Wasserögel dieselben natürlich bloß dort zum Ruhestalt ausersuchen, wo Einsamkeit oder schüßendes Gebüsch zugleich die erforderlichen Bedingungen gewährt. Auch der Zug nordlicher Enten, Säger, Taucher usw. ist zu gewissen Zeiten nicht unbedeutlich. Ab und zu streicht einiebelerich der große Raubwürger einber, hebt sich im Bogen auf einen Pfahl oder Jweig und lugt scharfen Auges nach kleinen Vögeln und Säugern aus. Sie und da schwebt ein Raubvogel drohend wie ein Ungewitter über die Auen, Fuchs, Warber, Jltis, Germalin, Wiesel und mildernde Katzen schleichen entlang, und die Winterögel haben begründete Ursache, nach allen Seiten vor Wiberzügen auf der Hut zu sein.

**Bücherbesprechungen.**

— Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. — Nach untrer neulichen Besprechung der bisher erschienenen Bände der Cotta'schen Jubiläumsausgabe sind uns noch zugegangen Bd. XVII und XVIII sowie Bd. XXV. Der letztgenannte Band bringt den Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit“. Mit bewährter Siderthätigkeit malter hier wie in den Bänden XII—XXIV Richard M. Meyer seines Erkläreramts. Angeführt an die Goethische Selbstbiographie sind zunächst die „Briefe aus der Schweiz“, isbahn aber in einem weiteren Anhang unter dem Titel „Biographische Einzelheiten“ eine Anzahl kleiner Aufsätze, „Einselblüthen biographischer Natur“, die zum Teil hier zum erstenmal in den Bänden erscheinen. Die Geschichtspunkte, nach denen der Herausgeber diese Stücke geordnet hat, kann man nur billigen. Die Aufeinanderfolge dieser Illustrationen zur Lebensgeschichte Goethes ist eine wohl berechnete und berechtigte. Die „Wilhelma“ der Mutter (S. 210) und am Schluß der Reihe die „Selbstbiöderung“ (S. 277), die erst seit 1895 durch die Veröffentlichung Suplans im Goethe-Jahrbuch bekannt geworden ist, sind die beiden schönsten Perlen in dieser Aufzählung. Auch hier trägt zur Beibringung des Erläuterungsstoffes Rich. Meyer in ausreichender Weise Sorge. Band XVII (XXXVI und 349 S.) und Band XVIII (424 S.) bringen Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Das Amt des Interpreten übernimmt hier Wilhelm Freytag. Außer einer vortrefflich orientierenden, gelobtollen, auch neuer Gesichtspunkte nicht ermangelnden Einleitung gibt der Herausgeber zahlreiche Anmerkungen, die sich bei näherer Prüfung als ein würdiger Fortschritt in der Spezialerläuterung des bis jetzt etwas flüchtig bedachten Romans darstellen. — So schließen sich auch diese Bände den bisher er-

schienenen Bänden der Cotta'schen Jubiläumsausgabe, dieses verheißungsvollen, schönen und pietätvollen Unternehmens, würdig an.

Prof. Dr. G. E. Kellerer.

— Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Hans Gerhard Graf. Verlag von Ritten und Loening in Frankfurt a. M. Des ganzen Werkes 4. Band (643 S.). — Wer sich von der literarischen Bedeutung der umfang- und inhaltreichen Gräffschen Arbeit aus den bereits vorliegenden drei Bänden noch nicht hat überzeugen können, zu dem wird der vierte Band, der fast ausschließlich (bis S. 608) der Faustdichtung gewidmet ist, eine einbringlich überzeugende Sprache reden. Befanlich bildet innerhalb der modernen Goetheliteratur das auf dem „Faust“ bezügliche Schrifttum ein besonderes selbstständiges Fach, in dem völlig zu Hause zu sein, ein tätiges Stück Lebensarbeit verlangt. Der vierte Band des Gräffschen Werks gibt die Quinientenz dieser gewaltigen Wissensstoffes. Er ist ein Muster gelehrter Sorgfalt, deutschen Fleißes und deutlicher Gränzlösung. Es muß dabei immer wieder in Erinnerung gebracht werden, daß das Gräffsche Werk viel mehr darbeitet, als der Titel verzeiht, indem die Äußerungen Goethes über seine Werke von fortlaufenden Anmerkungen des Verfassers begleitet werden, die wahre Fundgrube literarischen Wissens sind. Mit diesem vierten Bande hat Graf ohne Zweifel die schwierigste Wegkreise seiner Forschungsreise auf dem Gebiete der Goetheliteratur zurückgelegt. Wie Goethes „Faust“ in der Weltliteratur einzigartig dasteht, so bietet auch der vorliegende vierte Band einen Kommentar dazu, der ebenfalls als ein einzigartiger, feinschärfender vergebens suchender bezeichnet werden kann, einen Kommentar, in dem der Dichter selbst das erste Wort hat und die Schar der Erklärer gewissermaßen den Chor bildet.

Prof. Dr. G. E. Kellerer.



Montag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

der  
**Leipziger Zeitung.**

Bezugspreis  
bei Abholung: L. 25 S.,  
bei wöchentlichem Zustande  
unter Kreuzband: für  
Leipzig L. 51 S., für  
außerhalb L. 64 S.,  
vierteljährlich  
eingelag. Nummern 6 2.

Redakteur: Dr. Julius Kiserl in Leipzig.

**Nr. 13.**

Dienstag, den 31. Januar, abends.

**1905.**

Friedrich List.

Fast sechs Jahrzehnte sind verflohen, seit Friedrich List, einer der namhaftesten Nationalökonomien, die Deutschlands Gelehrtenwelt besaßen hat, nach einem wenig ruhevollem Leben unter dem Einkusse kettenen Lebens seinem Dasein freiwillig ein Ende bereitet hat. Jetzt erst rüht man sich, ihm ein Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung zu widmen, ihm ein Denkmal aufzurichten an jener Stelle, an der man bei Rustein am Abend des 30. November 1846 im frühgefallenen Schnee die Leiche des Mannes gefunden hat, dem es Sagen in erster Linie verdankt, der erste Staat zu sein, der im mittel- und norddeutschen Staatenbunde eine Eisenbahn errichtet hat. Dieses Verdienst allein rechtfertigt es schon, daß wir, um den Plan der Denkmalserrichtung weiten Kreisen bekannt zu geben, in kurzen Zügen des großen Toten gedenken. Daß Leipzig es gewesen ist, von wo aus List jenes große Unternehmen gefördert hat, daß Leipzig es war, von dem aus der erste sächsische Eisenbahnzug in die Ferne braulte, kann die Pflicht nur noch stärker zum Bewußtsein bringen, die uns Sagen erwächst, nach besten Kräften an dem Bause des Ehrenmals für Friedrich List mitzuwirken.

Unser Leipziger Kaufmannschaft ist sich dieser Pflicht wohl bewußt. Aus beruflichem Munde hat sie sich bisher und Strenge, Bekörnung und Leiden des verdienstlosen Mannes schildern lassen. Und so wird auch die Zeit nicht ausbleiben, die kraftvolle materielle Unterstützung des Denkmalplanes, zu der Professor Dr. Sieba von der Leipziger Universität am Schlusse seines über List im Kaufmannischen Verein gehaltenen Vortrages mit warmen und breiteten Worten aufgefördert hat.

Sieba schilderte in kurzen Zügen List's äußeren Lebensgang, zeigte, wie des Neulingerischen Heilgerbers Sohn bestimmt wurde, des Vaters Handwerk zu erlernen, was dem Jüngling wenig zusagte. Er verließ des Vaters Werkstatt und wurde Beamter. Er, der nebenbei in Lätlingen alademischen Studien oblag, ahnte nicht, daß er sehr bald ebendort alademischer Lehrer sein sollte, zu welchem Amte ihn Minister Wangenheim brief, damit List von Lehrstühle aus, erst 28-jährig, helle, die zukünftigen Staatsbeamten in guten Verwaltungsgrundrissen zu erziehen. Wenig zum Torgenten geeignet, dabei Mittelpunkt von Behreibungen geworden, die auf eine Zoll- und Handelsvereinigung deutscher Staaten abzielten, geriet er bei dieser Betätigung seines Strebens mit der Regierung in Konflikt, in dessen Verlaufe er um seine Entlassung als Professor bat, um sich der öffentlichen Tätigkeit als Volksvertreter zuzuwenden. Von seiner Vaterstadt in den Landtag gewählt, entwickelte er dort sogleich ein weit aussehendes Programm von Reformen. Dieser schon List über's Ziel hinaus. Regierung und Beamte fühlten sich durch seine Angriffe verletz und der offenbarberige Kämpfer mußte aus der Kammer weichen, ja selbst, um einer über ihn verhängten Festungshaft zu entgehen, aus seinem Vaterlande fliehen. Unbegnadigt setzte der Gnade Suchende nach drei Jahren zurück, verübte einen Teil der Strafe, um schließlich nach abgegebener Versprechung, sich zu bessern, auszuwandern. Am 26. April 1825 schiffte er sich nach Amerika ein, wo er bis 1832 weilte. List hat diesen Aufenthalt nicht zu beklagen gehabt. Dort unter dem Einbrud der großartigsten Behältnisse wurde er gereizter und klarer über seine Ideen, lernte er die Möglichkeit der Durchführung eines in sich geschlossenen und allmählich zu höherer wirtschaftlicher Vollkommenheit aufstrebenden Staates besser kennen. Das Praktische hat sich in ihm weiter ausgebildet. In den für die pennsylvanische Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen 1827 verfaßten Urnissen einer amerikanischen Volkswirtschaftslehre schuf er einen Vorläufer seines Hauptwerkes, das vor allen Dingen wurde er

mit dem Hebel der modernen Entwidlung, den Eisenbahnen, bekannt.

List hat in Amerika den Grund zu dem Ruhme gelegt, den er heute genießt. Sonst blieb er friedlich derselbe. In erfreulicher Weise aber zeugt es von seinem überwallenden Gemütsleben und patriotischen Empfinden, daß er inmitten des beginnenden Wohlstandes und bei aller Anerkennung, deren er sich in Amerika erfreute, doch darauf sann, wie er alles seinem deutschen Vaterlande, das ihn so arg mißhandelt hatte, zuwenden könnte.

Im Jahre 1832 kam er nach Europa mit dem Auftrage, den Handelsverkehr zwischen der Union und Frankreich zu fördern. An die Beendigung dieses Geschäftes sollte sich eine Anstellung als amerikanischer Konsul in Hamburg schließen, ein Plan, der jedoch an Hamburgs Ablehnung des „Demagogen“ scheiterte. Befehl von inniger Heimatsliebe, löste List dennoch seine Beziehungen zu Amerika. Das ganze Deutschland ist sein — so war die Parole, die er sich selbst gegeben hatte. Im Dienste Deutschlands, für seine ökonomische und politische Reform wollte List sein mit dem Aufsatze aller ihm zur Verfügung stehenden Kräfte. Er überzeugte sich, daß der Korben für seine Pläne nicht günstig sei, und wandte sich daher nach Leipzig. Hier hat er das Größte, was man ihm nachrühmen kann, erreicht: den Grund zu einem deutschen Eisenbahnsystem gelegt. Den Ausbau desselben hat er nachher in einer Eise unermüdlich vorbereitet und gefördert, die ihm von deutscher Seite nie vergessen werden sollte.

Leider gelang es List in Leipzig nicht, zu einer festen Stellung zu kommen, die ihm mehr Haltung verliehen und sein Lebensschifflein in ruhigeren Fahrwasser gelenkt hätte. Im Jahre 1837 verließ er die Stadt und nun begann ein unruhiges Wanderleben, das ihm nirgend mehr recht zur Ruhe kommen ließ. Sein Wohlstand ging zurück, die Sorge für seine Familie lastete auf ihm, seine Helden waren im Kampfe gegen alle Unbill, die er erlitten hatte, gerüttelt. Dennoch hat er auch in dieser Periode glänzende Leistungen aufzuweisen. Er war für die Ausdehnung des deutschen Zollvereins tätig, er brachte das Eisenbahnenwesen vorwärts. Außerdem war er literarisch tätig. Von ihm rührt der Plan zur Herausgabe einer staatswissenschaftlichen Enzyklopädie her, die unter der Redaktion von Rotteck und Wilsdor mit zahlreichen Beiträgen aus seiner Feder als „Nationales System“ erschienen ist. Im Jahre 1841 kam dann das „Kationale System der politischen Öonomie“ heraus, das Wert, das ihm trotz mancher Unvollkommenheiten und Schiefheiten doch unsterblichen Ruhm gebracht hat.

Nach kurzen Aufenthalten in Belgien und Paris weilte er in Weimar, wo er für die thüringische Bahn gegenüber einem Projekte Halle-Kassel eintrat, wandte sich nach Augsburg und München, suchte vorübergehend in Österreich sein Heil und benutzte sich endlich in London, England und Deutschland durch eine Allianz einander näherzubringen.

Doch seine Kräfte erlahmten, sein Leben nahm zu. Schwer- mut drückte ihn. Auf einem Ausfluge nach Tirol, von starken Konzeptionen nach dem Kopfe und Beklemmungen gepeinig, griff List in Verzweiflung zur Pistole und machte seinen Leiden ein Ende. So weit List's äußere Lebensgang in kurzen Umriffen.

Wir ver danken List, daß die geschichtliche Methode der Nationalökonomie zuerst betont und der Begriff der Nationalität wieder zu Ehren gebracht worden ist. List zog gegen die bis dahin herrschende Doktrin der Nationalökonomie, die seit ihrer Gründung durch Adam Smith den Weg der Debatton einschlug, zu Felde. Er nahm als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen die Nationalität. Er stellte die Nation als eine selbständige

Erzelen, als einen eigentümlichen Organismus zwischen dem Individuum und der allgemeinen Menschheit, auf. Daran anschließend entwickelte er seine Theorie der nationalen Produktivkräfte. Er zeigte, daß die ökonomische und politische Verfassung in jedem Lande eine besondere sein müsse, je nach klimatischen Verhältnissen, nach der geographischen Lage, mit einem Worte: je nach den Umständen. Letzt legte Erwincht auf die wirtschaftliche Geschichte der Völker und fand hierbei für die Länder der gemäßigten Zone, daß sie von einem Zustande der Barbarei und des Hirtenlebens aufsteigend zum Ackerbau gelangten, eine Agriculturnatur, dann eine Agriculturnatur- und Manufakturperiode, endlich eine Agriculturnatur-Manufaktur-Handelsperiode durchzumachen. Um nun dieses Aufsteigen auf eine höhere Stufe zu ermöglichen, bedarf es des Schutzes, dessen Sphäre jedoch nicht von ewiger Dauer ist, sondern nur eine pädagogische Maßregel zur industriellen Erziehung der Nation bedeutet. Das ausgesprochene Endziel bleibt die Handelsfreiheit, nur ist es ungewiß, wann es erreicht wird.

Viss Theorie blieb nicht unangefochten. Jest hielt aber: Viss hat nicht nur die Freihandelslehre Adam Smiths bekämpft, er hat die Nöthenigkeit historischer Forschung betont, er hat gezeigt, wie man die großen vorarbeitenden Gewerbezweige auch deshalb unterstützen müsse, weil man durch sie und ihre Raffinerie den Vorkurs in die Höhe bringe, und er hat endlich eine ganze Reihe wirtschaftlicher Forderungen aufgestellt, die wir heute im neuen Deutschen Reichede erfüllt finden, die nach einem einheitlichen Münz-, Post- und Patentwesen, einer einheitlichen Gewerbeordnung, einem einheitlichen deutschen Konfular- und Marinewesen und einer deutschen Kolonisation.

Die Überzeugung von der Nöthenigkeit eines nationalen Handelsvereins führte Viss im Jahre 1819 darauf, einen Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten zu gründen, der die Aufhebung der deutschen Provinzialzölle und die Herbeiführung einer gemeinschaftlichen deutschen Handelspolitik bezweckte. Er war es, der die Tragweite der Reform des preussischen Zollgesetzes vom 28. Mai 1818 begriff und eben deshalb den genannten Verein gründete. Ihm verdankt man auch die berühmte Petition an den Bundeskongress, die die Aufhebung der Zinnzölle, eine deutsche Zollgrenze und Retorsionszölle erbat. Zwar gelang es nicht, auf dem Kongresse zu einer Handels- und Steuervereinigung zu gelangen, doch hatte Preußen, das sich Österreich nicht hatte fügen mögen, sich doch bereitwillig gezeigt, in freien Separatverhandlungen von Staat zu Staat eine Einigung zu bewirken. Daraus ergab sich dann der Zollverein, den seit 1837 nachdrücklich unterstützt und gefördert zu haben das unbestreitbare Verdienst Viss ist. Er sah den Zollverein als diejenige Einrichtung an, die das erste sein sollte, was in der politischen Entwicklung Deutschlands höher erfüllt bleiben war. Darum war er für seine Ausdehnung bis an die Seehäfen mit Einbeziehung der Hansestädte und begründete endlich eine Zeitschrift zur Förderung der Zollvereinsangelegenheit (1843), das Zollvereinsblatt, das von ihm mit wahrer Meisterschaft redigiert war und für die damaligen Erörterungen über alle nationalökonomischen Fragen in Deutschland das wertvollste Material lieferte. Auch hier nahm ihm erst der Tod die Feder aus der Hand.

Die größten Triumphe hat Viss aber dann am dem Gebiete der Eisenbahnpolitik gefeiert. Um das Verkehrsbedürfnis nach Verbesserung nicht. Die wichtigsten Personen hatten allgemeine Begriffe von dem Wesen und Nutzen einer Eisenbahn, die meisten nahmen kein Interesse an einer Sache, die sie nicht kannten. Der einzige, der außer Viss, durch eine Reise in England, Eisenbahnen gesehen hatte, war der Banquier Scrofferts. Nur zu viele

waren geneigt, sie für eines der Projekte zu halten, die lediglich die Wohlfahrt des Unternehmers beabsichtigten. Auch sonst war man sich über das geplante Verkehrsnetz im unklaren und es ist unter solchen Umständen nur zu begreiflich, daß es einmüßig, als Reuever, als Reformator auf einem Gebiete aufzutreten, das so wenig geflirt war. Wurde doch noch im Jahre 1833 von einem Leipziger Zeitungskorrespondenten die Verbindung Leipzig mit Dresden durch eine Eisenbahn als ein Nadelnadeln, das schwierig ist realisiert werden dürfte, erklärt.

Viss hatte schon in Amerika das Problem des Eisenbahnbau es auf seine Seite kennen gelernt. Er plante zunächst einen Schienenweg von den Hansestädten nach Süddeutschland über Leipzig und Frankfurt. Als er aber die bayerische Regierung hierfür nicht zu gewinnen vermochte, überzeugte er sich, daß Leipzig der Kongresspunkt eines deutschen Eisenbahnnetzes werden müsse. Es ist oft genug schon dargestellt worden, wie er hier gewirkt hat. In seiner Schrift über ein südliches Eisenbahnnetz befragte er zum erstenmal alle irgigen, den Eisenbahnen feindlichen Ansichten. Sie stellte Sachsen als den Mittelpunkt eines deutschen Eisenbahnnetzes dar und zeigte, welche unermesslichen Vorteile für den Handel, die Fabriken und den Bergbau Sachsens aus der Realisierung eines solchen Netzes hervorgehen müßten. Auf Viss Anregung kam es zur Gründung eines Eisenbahnkomitees und später einer Eisenbahnkompanie, deren Berichte er verfaßte. Viss war es, der durch seinen berühmten Aufruf in Sachsen das vorübergehend gelunte Interesse wieder zu beleben mußte, so daß, als mit der Subskription begonnen wurde, schon am ersten Tage fast die ganzen 150000 Stück Aktien gezeichnet wurden. Er wirkte auch an der Beratung des Entwurfs des erforderlichen Expropriationsgesetzes hervorragenden Anteil und den Protest, der in kurzer, kühner Sprache zur Begründung der Leipzig-Dresdener Bahn aufordnete, verbandt man ebenfalls seiner Bewandnis. Am 24. April 1837 konnte die erste Strecke von Leipzig bis Althen, am 7. April 1839 die ganze Strecke bis Dresden befahren werden.

Viss wohnte der Feier nicht bei. Er hat das Unglück gehabt, falsch beurteilt zu werden. Man legte ihm als Eignung aus, was lediglich die Folge seiner bedrängten finanziellen Lage war. Er hatte, weil er über der jahrelangen Tätigkeit seine Ersparnisse verzehrt hatte, darauf geredet, als geschäftsführender Direktor angestellt zu werden. Als man ihm das vorwegigen zu mislen glaubte und bei der ihm darauf bewilligten Geldentschädigung den großen Verdiensten entlich, in den Hofen der Sache eingewunken zu sein, wieder aufgeben. Der Schmerz über die erlittene Kränkung hat ihn für den Rest seines Lebens nicht wieder verlassen.

Der Mißerfolg in Leipzig darf keinen Zweifel an Viss Verdiensten bei und auskommen lassen. Sicher gehörte ihm einer der ersten Plätze in der deutschen Eisenbahngeschichte. Er war es, der als erster die umwälzende Bedeutung der Eisenbahnen für Volkswirtschaft, für Kriegsführung, für die ganze menschliche Kultur erkannt hat. Diesen Scharfsinn für das Große hat er gleichzeitig auch in Preußen bemerkt, wo er durch Immediatevorstellungen an den König sich um die Konzeption zum Bau einer Bahn von Hamburg nach Berlin, Magdeburg und Leipzig, sowie einer Bahn von Leipzig nach der preussischen Saline Türensberg bewarb. Aber seine Pläne wurden als retrograd und abenteuerlich bezeichnet und aus der Sache wurde nichts.

Sei seinen Verleuten ist Viss verkannt und nicht verstanden worden. Jetzt ist die Zeit gekommen, um durch Errichtung jenes Denkmals die Ruffein dem großen Toten die längst menschliche Schuld zu zahlen!

### Bücherbesprechungen.

— Einundvierzig Jahre in Indien vom Subaltern-Offizier bis zum Ober-Befehlshaber. Von Feldmarschall Lord Roberts of Sandobar. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Ritter v. Borjofini. Mit Karten und Plänen. 2 Bände. Berlin, Verlag der Schulbuchhandlung Karl Siegmund. — Es ist sehr erfreulich und vom Überlegen recht verdienstvoll, dieses kriegerischen und Feldherrnleben eines englischen Offiziers den Kameraden der deutschen Armee in deutscher Sprache zugänglich gemacht zu haben, denn sonst würden

es doch nur wenige gelesen haben. Dieses Werk verdient aber im hohen Maße die Beachtung der deutschen Leserschaft zumal jetzt, da unsere Blinde mit Sorgen und Bangen nach Südwestafrika gerichtet sind, wo ein ähnlicher Aufstieg ausgebrochen ist, wie ihm Lord Roberts in seiner Jugend, kurz nach seinem Eintritt in das Heer in Indien im Jahre 1857 erlebte, ein Aufstieg, der jahrelang dauerte. Somit wird dieses Buch auch uns Deutschen ein Verdruss sein für Beurteilung der Verhältnisse in unseren Kolonien. Wir sehen darin, daß dieser fürchterliche Aufstieg in Indien gegen die englische Herrschaft, der so unendlich viel Blut und Menschleben

lehre, nur begünstigt und erweckt wurde, weil die Zivilbehörden in ihren allgemeinen Scheldentien und Schmachtmüt die gefährliche Lage nicht erkennen und in falsch angebrachter Rücksicht nicht begreifen konnten. Als dann energische Militär-Befehlshaber einschritten, wurde die Erhebung bald niedergeworfen. Der Fremdenhaß erlähmt seine Bedenken, mit beglücklicher Breite, namentlich bei der Schilderung der Belagerung und Einnahme von Delhi. Wir erfahren viel über englische Heeres-Einrichtungen, Lagerleben, das Leben und Treiben in Indien, über Sitten und Gebräuche der Hindus, auch sind vielfache Natur-Schilderungen eingeflochten, für die der Verfasser ein außerordentliches Geschick betundet. Bis zum Jahre 1867 verlebte Roberts zunächst in Indien, an verschiedenen Kriegszügen und Expeditionen, meist in bevorzugter Stellung teilnehmend, sodann begleitete er als Generalquartiermeister den Oberst Donal Steward auf seinem Zug nach Affinien, der zur Befreiung der von dem Könige Theodor gefangen gehaltenen Europäer unternommen ward. Hierauf verlebte er wieder einige Jahre in Indien, in Simla, von dessen Natur Schönheiten er eine begeisterte Schilderung entwirft. Ende des Jahres 1870 nahm er wiederum teil an der Udschaf-Expedition. Als Friedliebender Zeitalter, unternehmend, mit seiner Frau einen Ausflug nach dem Himalaja-gebirge, dessen Schönheit und Großartigkeit er mit breiteten Worten rühmt. Der Besuch des Prinzen von Wales im Winter 1874 zu 1875 sowie die Proklamierung der Königin zur Kaiserin von Indien hatten große Paraden und glänzende Feste im Gefolge, deren Beschreibung viel Interessantes bietet. 1877 brach der Krieg mit Afghanistan aus, hierbei führte er die Kolonne, welche von Kohat aus im Karakoram vorgehen sollte. Der Feldzug zog sich mehrere Jahre hin und am 1. September 1880 übernahm Roberts den Oberbefehl über die sikhaischen Truppen. Es gelang ihm noch am selbigen Tage, die sikhische Armee gänzlich bei Randahar zu besiegen und zu zerstreuen. Er wurde von seiner Königin durch einen eigenhändigen Brief geehrt, ging nach England, wo man ihn großartig feierte. Erst 1881 kehrte er nach Indien zurück. Im Juli 1885 erfolgte seine Ernennung zum kommandierenden General, in dieser Stellung konnte er sein Organisations-talent in völler Maße verwerten. Lord Roberts mußte sich in dieser hohen Stellung sowohl die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen, als auch das Vertrauen der eingeborenen Fürsten und des Volkes zu erwerben. Dies bekundete sich 1893 bei seinem Abschied von Indien in großartiger Weise. Die Übersetzung ist gut. Das Buch kann warm empfohlen werden.

— Tage der Gefahr. (Die Völkerschlacht bei Leipzig.) Von Fr. Kochly. Im Einverständnis mit den Jugendchriften-Kommissionen des Pädagogischen Vereins zu Dresden und des Leipziger Lehrvereins bearbeitet und herausgegeben von Dr. R. Siegemund. Mit reichem Bilder-schmuck (zum Teil nach zeitgenössischen Stichen gezeichnet) von R. Trache. Dresden und Leipzig, Metz. Nebler, VI, 71 S., 8°. Preis: gebunden 75 s. — Der ursprüngliche Verfasser, Friedr. Kochly (1770—1842), ist wohl nur noch Musikhistoriker leidlich bekannt; seinerzeit war er ein auch sonst vielgelesener Schriftsteller. Die gekürzte Ausgabe seiner vom 25. Sept. bis 26. Nov. 1813 niedergeschriebenen Berichte ist in jeder Hinsicht zu empfehlen. Weiteres soll zu ihnen, machen der ausführliche Titel und seine Beschreibung durch eine hübsche Stempelung überflüssig. Ht.

— Kaiser Wilhelm I. und Leopold v. Orlich. Von Hermann Grimm. v. Egloffstein. Mit zwei Bildern in Holzschnitt und einem Holzschnitt. Berlin, Gebrüder Paetel, 1904. VIII, 93 S., 8°. Preis: 3. — Das selbst bekundete Beröfentlichungen, die gewisse Blätter im langen Wirken Kaiser Wilhelm I. zu vertiefen imstande sind, auf den ersten Beifall gebildeter Leser rechnen dürfen, ist gewiß; drum war es durchaus angebracht, Egloffsteins Edition nach ihrem Abdruck in der Deutschen Rundschau auch einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Hier handelt es sich um die Antworten, die der Prinz von Preußen in dem an Spannungen aller Art überreichten 50er Jahrzehnt auf die Auftritte des ihm gesinnungs-verwandten Militärs- und Reichsrichters, Majors a. D. Leop. v. Orlich, gegeben hat. Kein Örtlicher als Friedrich Nagel hat diesem Ulrich in der A.D.B. (XXIV; 1887) ein Denkmal vom Standpunkte des Geographen aus gesetzt — hier erhalten wir den Eindruck nach der soldatischen und allgemein politischen Seite hin verkräftigt. Schade, daß die Briefe Orlichs verloren oder nicht einzusehen sind! Ht.

— Geistliche Blätter für Volkstunde, herausgegeben im Auftrage der bethischen Vereinigung für Volkstunde von Adolf Straß. Band I. Leipzig, S. G. Teubner, 1902. III, 290 S., 8°. Preis: 7.50. — Dieselben. Band II. Stenba, 1903. IV, 248 und 182 S., 8°. Preis: 11.60. — Als ich vor einiger Zeit (Wiss. Beil. der S. G. vom 31. Dezember 1903) noch zu einem Sonderdruck vereinigte Abhandlungen von Adolph Dietrich und Hermann Wlener aus dem I. Bande dieser „Blätter“ anzuzeigen hatte, habe ich mich offenkundig im Stillen gefregt, weshalb sich wohl ein Leipziger Verlag — und mag er sich in seiner bekannten Universalität seine Grenzen noch so weit ziehen — gerade an Arbeiten eines bethischen Vereins heranmachte. In persönlichen Beziehungen des Verlegers zu dem erkannten Verfasser einerseits, in der Allgemeingültigkeit der Ergebnisse beider Untersuchungen andererseits glaubte ich die innern Gründe jener Verbindung erblicken zu sollen. Aber das mag es nicht allein gewesen sein, wenigstens nicht allein entschieden haben. Vielmehr hat S. G. Teubner sicherlich damals schon ahnen können, daß ein Organ, das von Ad. Straß zielbewußter Hand geleitet wird, die Zukunft für sich hat. In der Tat: schon heute darf man behaupten, daß diese „Geistlichen Blätter“ die Führung auf dem mühseligen aber auch lohnenden Felde der Volkstunde übernommen haben. Und aus vollster Überzeugung kann man den zahlreichen Freunden untrer jungen Wissenschaft, die innerhalb des großen Vereins für sächsische Volkstunde auch für unvollständiger Probleme etwas übrig haben, nur raten, sich diese beiden Bände zunächst mal zur Ansicht kommen zu lassen: sie werden sie nicht zurückgeben wollen. Örtlicher vor allem ist die vom Herausgeber in der Dausfische selbst bearbeitete Geistesgeschichte. Ht.

— Die Verlegung der Büchermesse von Frankfurt am Main nach Leipzig. Von Dr. Felix v. Schroeder. (Baltischhistorische und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Wilhelm Stieba, o. ö. Professor der Nationalökonomie in Leipzig. Neuntes Heft.) Leipzig, Jäh & Schulte, 1904. VI, 83 S., 8°. — Da sich die durch Karl Büchers „Dentschrift“ hervorgerufene Erregung allgemach gelegt zu haben scheint, wird man an vorurteilslos, weil auf historischer Methode begründeten Untersuchungen über die Geschichte des deutschen, namentlich des Leipziger Buchhandels bald wieder Gedanken finden. Die vorliegende Arbeit darf auf Beachtung vollen Anspruch erheben. V. Schroeder weiß, teilweise auf Grund mühsamer Einzelbeschreibungen historischer Art, überzeugend nach, daß durch die zerstörende Wirksamkeit der feuerlichen Büchervermission, einer unzulässigen Zensurbehörde des 16. Jahrhunderts, durch das Schwanden der lateinischen Bücherprache und das Ausschließen der Fremden vom deutschen Buchhändlermarkt bereits gegen 1700 erhebliche Einbußen erlitten hat. Nicht mit einem Male hat sich die Verlegung vollzogen, sondern ganz allmählich. Während Frankfurts Glanz verfiel, ging Leipzigs Stern auf. Dieser zogen sich von Jahr zu Jahr mehr und immer mehr Buchhändler wegen der regeren geistigen Produktion des protestantischen Deutschlands (vgl. hierzu die oberflächlichen Tabellen auf S. 40/41), wegen der bedeutsamen Dank seiner Mittelange für den rein deutschen Buchhandel und wegen der Vordringlichkeit seiner eigenen buchhändlerischen Ereignisse. Außerdem haben die Bestrebungen gegen Unfluten und Answände im Buchhandel und der tiefgreifende Übergang vom Spangerechte zum Konbitions- und Kommissionsvertrieb (Ende des 18. Jahrhunderts) gerade ihrer ihren selbsten Stützpunkt gefunden. So ist bereits vor länger denn einem Jahrhundert die Führerschaft Leipzig zugefallen, das sie bis heute ruhmvoll zu behaupten verstanden hat. Und dabei wird es wohl noch einige Zeit bleiben. Ht.

— Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig. 1) W. Stieba, Die Universität Leipzig im Sommersemester 1904. 2) R. Heintze, Das Königliche Konkoll an der Universität Leipzig (= Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Buerlandbilder Sprache und Altertums in Leipzig. Zehnter Band, erstes Heft). Leipzig, Selbstverlag der Gesellschaft (zu beziehen durch Karl W. Hieremann). 1904. I, 75 S., 6°. — Beide Abhandlungen bieten viel mehr, als ihre bescheidenen Aufschriften zunächst vermuten lassen. Kawentlich freut der erste Ausfluß von einer staunenswerten Fülle wertvollsten Stoffes; vor allem ist der an Angaben aller Art überaus reichhaltige 6. Abschnitt über die akademischen Institute eine Zusammenstellung, die schon so mancher, der über die Leipziger Hochschule das oder

jenen erschöpfen wollte, schmerzlich vermißt haben dürfte. Geinzes Beitrag bedeutet die weitere Ausföhrung eines Satzes im fünften Kapitel von Etobas sonst weit umfangreicher Arbeit. Schade, daß beide Darstellungen nicht in dem etwas dünnköpfig geratenen Bude mit haben Platz finden können, das Anfang 1904 im Weberischen Verlag über „Leipzig im Jahre 1904“ für die Weltausstellung in St. Louis zusammengestellt worden war! Hl.

Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen à 1 M. herausgegeben von B. W. Eiche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Zitau, Haase & Bodenmann, Separat-Rom. Lieferung 2.—5. — Dieses zum Lobe unserer engeren Heimat herausgegebene Prachtwerk, dessen wir schon bei der Anzeige der ersten Lieferung gedenken konnten, nimmt einen würdigen Fortgang. Fast die Hälfte der vorgezeichneten Lieferungen liegt bereits vor. Lieferung 2 setzt mit einer außerordentlich feinsinnigen Abhandlung des Hildebrand-Schülers Prof. Julius Sahr in Gelehrlich bei Königlich ein, der sich das Thema „Von älteren Volklied in sächsischen Landen“ zur Behandlung gewählt hat. Es ist etwas von Kuboff Hildebrandtschem Geiste in diesen Ausführungen, die im Grunde genommen auf den Wunsch hinauslaufen, daß doch in unserer Zeit, von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig, mehr gelungen würde, damit es besser werde in unserm Volksleben und das deutsche Volk zu dem werde, was der dahingehiebene, unergiebige Hildebrand als seinen Beruf im Konzert der Nationen hingestellt hatte, das Gewissen zu werden unter den Völkern. Auch das Volklied in den sächsischen Landen hat reichlich Proben geliefert für die Fähigkeit und Aufgabe des deutschen Volkes zu singen und sein Berufener konnte zur Darstellung dieser Literatur gewählt werden, als eben der volks- und altertumskundige Julius Sahr. Außerdem wird die militärgeschichtliche Abhandlung von Max Dietrich über die Entwidlung des Gewerwesens in Sachsen beendet, ebenso der Aufsatz von Adolf Windt über Sachsen's theatergeschichtliche Vergangenheit. Beide führen bis in die neueste Zeit und sind reich an erfreulichen Ausblicken in die Zukunft. Ein besonderes Interesse beansprucht Paul Geinzes „Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart“: „Das literarische Sachsen“, das reich mit Porträts versehen ist, wie alle Artikel durch das Bild erst ihre rechte Erläuterung erfahren. In der Form eines Vortrags, den ein Literaturkundiger in einer Gesellschaft über das heutige literarische Sachsen hält, an den sich Aussprüche, Diskussion und Klauerei seitens der Zuhörenden knüpfen, eine Form, die etwas Anreuzendes hat und die Trockenheit und Langeweile sächlich ausschließt, wird alles behandelt, was man unter dem „literarischen Sachsen“ verstehen könnte, so daß nichts Wesentliches fehlt. Dieses „literarische Sachsen“ umfaßt nicht nur jene Literatur, die, wie die Schöpfungen von Renatus und anderen, von Sachsen ausgehen, insbesondere sächlich in Mundart und nach den behandelten Stoffen ist, sondern auch jene, die von nach Sachsen eingemanderten Literaten gepflegt wird, mehr oder minder von modernen und anderen Motiven beeinflusst wird und für sich ein Ganzes bildet, trotzdem man auch hier von etwas freisich Sächsischem nicht sprechen kann, da ein Zusammenhalt und eine gemeinsame Grundlage wie bei der schwäbischen Schule und anderen landschaftlichen Gruppen fehlt. Die Tatsache aber, daß diese Literaturgruppe im Mittelpunkt Deutschlands gelegen ist, verleiht ihr doch eine gewisse Bedeutung, so daß man an ihr nicht vorbeigehen kann. Geinzes Ausführungen ist nicht nur Geschmack nachzutrinken, sondern auch Berechtigt in der Behandlung des Einzelnen und er scheidet nicht davor zurück, einmal oder dem anderen der Behandelten alle Wahrheiten zu sagen. Eine außerordentlich liebevolle Arbeit ist die von Prof. Dr. Paul Weidenbach über König Albert, die auf persönlichen Erinnerungen des Verfassers beruht, dem es vergönnt war, in der Nähe des verewigten Monarchen weilen zu dürfen. Hans Stoebe-Tredden verbreitet sich über Jagdschloß Moritzburg und führt uns nicht nur das Architektonische dieses Schlosses vor Augen, sondern gibt auch eine Geschichte desselben, in der August der Starke und manche andere Persönlichkeite eine interessante Rolle spielt. „Sachsens Dorfkirchen“ lautet der Titel eines Aufsatzes aus der Feder des auf dem Gebiete des Dorfkirchenwesens sachkundigen C. Gruner-Tredden, dessen größeres Wert über das

in Rede stehende Thema bekannt ist. Wie Gruner hier mit den in anderer Beziehung interessanten kleinen Dorfkirchen, die sich oft durch kein geringes Alter auszeichnen und mancherlei Schätze der Zeit aufweisen, so befaßt sich der namhafte Schüler Julius H. Haarsbusch mit einem „sächsischen Waldor“, unter dem er Stellen bei Lausitz und Herrmannsbach, an der Parkenquelle, versteht. Haarsbusch, der nicht nur in Italien heimlich ist, wozon sein zuerst an dieser Stelle ergriffenes Wert „Auf Goethes Spuren in Italien“ Zeugnis ablegt, sondern auch in Deutschland und insbesondere in unserer Heimat, die er mit gleicher Liebe behandelt, wie das sonnige Land im Süden, gehört zu jenen Wanderern, die nicht nur sehen, sondern auch fühlen und im Zuhörer eine ungemaine Stimmung zu verbreiten verstehen, die uns so leicht nicht löst und uns fast ebensovort wertvoll ist, wie die Tadelchen selbst, die er uns berichtet. Von dieser Eigenschaft legt Haarsbusch auch hier Zeugnis ab, wo er uns in einen durch seine übermäßigen Schätze an Schönheit und Romantik überreichen, aber doch immerhin recht reizvollen stillen Weltwinkel führt, in den er sich ergötzt, wenn er des Großstadtlebens satt ist und sich ausruhen will, und er schildert in einer Weise, daß man seiner Aufforderung, gleichfalls in sein Buan retro zu kommen, gern Folge leisten möchte. Lieferung 5 ist ein Sondernummer, eine Erzgebirgs- und Vogtlands-Lieferung von großem Reichtum an Wort und Bild. Zuerst verbreitet sich Prof. Dr. F. Jacobi Reichensbach über das „Erzgebirge und seine Bewohner“, indem er Land und Leute, den Bergbau, die Spizengipfelle, die Spielwarenindustrie und alles, was mit dem Begriff Erzgebirge zusammenhängt, liebevoll und vorurteillos, auch Schwächen und Einseitigkeiten nicht übergehend, behandelt. Dasselbe mit Franz Blandmeißer mit dem Vogtlande und den Vogtländern. Auch hier wird das Charakteristische und Poetische des Volkslebens, die Sangeslust herausgeholt und aus der Tiefe gehöhrt. „Eis- und Schneegebirge auf dem Fichtelberge“ schildert sobann Arno Reinert, „Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge“ Franz Blandmeißer, der mit seiner frischen Art nochmals zu Worte kommt. Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Vogtlande „Die Feinstche“ von Richard Artel, ein Dialektstück „Saagamomem“ von Louis Kriebel in Meißbach beschließt sobann das Werk, das sich wie alle Lieferungen von „Aus den Sachsenlanden“ auch eines reichen poetischen Hausschatzes verbunden mit Kunstblättern erfreut. J. K.

— Der deutsche Segelport. Herausgegeben von Marinemaler Wills Stömer. Unter Mitwirkung von Realteur G. Bellig, Regierungsrat Dr. Rich und Schiffbau-Ingenieur de Alpa. Mit 128 Textildern, 15 Aquariedrucken nach Originalen des Herausgebers, einem Tafelungsplane und einer Flaggentafel. Leipzig, J. W. Brockhaus. In Brochband gebunden 25 M. — Das Werk gibt ein allgemein verständliches Gesamtbild des deutschen Segelports, an dessen Spitze sich bekanntlich der Kaiser gestellt hat. Mit dem Heranwachen unserer Flotte ist eine schnelle Entwidlung des Segelports eingetreten, dessen Bedeutung auch für die heimische Industrie immer mehr ins Gewicht fällt. Nach Hunderttausenden zählen die Besucher der Regatten in Kiel, im Berliner und Hamburger Segelverein, die Segelclubs haben an dreißigtausend Mitglieder, und Millionen Mark werden alljährlich den großen und kleineren Wettrennen zugeführt. Das Interesse für den die Liebe zu einer großen Natur verbundenen Sport in weiteren Kreisen zu fördern, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Auf den reichen Inhalt der Publikation mögen folgende Kapitelüberschriften hindeuten: Zur Geschichte des Segelports, Jagttypen, Entwurf von Jachten, Bau von Jachten, Einrichtung von Jachten, Anschaffung und Inbetriebnahme von Jachten, Wettsegeln, Aus den Tagen der Kieler Woche, Jagdreisen, Das Motorboot, Das deutsche Klubwesen, Das Ende der Segelgala. Das Werk bildet die erste zusammenhängende Darstellung alles dessen, was geschichtlich und technisch über den Segelport und seine Werkzeuge und was über seine immer weiter reichende Bedeutung zu sagen und zu wissen von Wert ist. Mit dem sorgfältig geschriebenen Text verbunden ist eine Fülle von Illustrationen, die uns überaus reizvolle Bilder von dieser Tätigkeit auf dem Meere, von dem Regattabellen wie von der Arbeit auf den Werften geben. Im Papier, Druck, in der ganzen Ausstattung ist das Buch ein wirkliches Prachtwerk.

Ersteinst

Donnerstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
sich nur durch den  
persönlichen, die königliche  
Exposition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis

Wochensatzung: 1. M. 20. 3.  
Bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Vierteljahr 1. M. 64. 3.,  
halbjährlich  
jährlich  
Eingeliehe Nummern 5. A.

Redakteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 14.

Donnerstag, den 2. Februar, abends.

1905.

Der bäuerliche Waldbesitz in seiner Bedeutung für Land und Volk und die zu seiner Hebung erforderlichen Mittel.

Von Kass.-Oberförster W. Schier-Chempin.

„Haget den Wald! Er ist des Wohlstandes sichere Quelle, Reich verleiht ihm die Art, langum nur wächst er heran. Er unser Schaffen und Tun, die Entel werden uns richten; Voller uns sorgen mit Fleiß, daß sie uns räumen bereich.“

Daß dem bäuerlichen Waldbesitz eine recht große Bedeutung beizumessen ist, dürfte schon daraus zu schließen sein, daß bereits eine Anzahl von Jahren in verschiedenen deutschen Bundesstaaten bedeutendste Bestrebungen zur Hebung dieses bäuerlichen Waldbesitzes im Gange sind. Auch in Österreich muß diese Angelegenheit eine bedeutende sein, war doch vom österreichischen Reichsvertrage die Behandlung des Kleinwaldbesitzes\* als Thema für den im Jahre 1903 tagenden Fortschrittskongress vorgeschlagen worden. Nach der Statistik vom Jahre 1900 besitzt das Deutsche Reich rund 14 Millionen Hektar Waldfläche, das sind fast 26 % der Gesamtlandbesfläche. Hiervon entfallen 6 1/2 Millionen Hektar = 46,5 % auf den reinen Privatwaldbesitz, wobei Gemeinde-, Stiftungs- und Genossenschaftswaldungen nicht inbegriffen sind. Das Königreich Sachsen besitzt bei einer Waldfläche von 384 500 Hektar (25,81 % der Landesfläche) 176 700 Hektar (= 46,5 % der Gesamtwaldfläche) reine Privatwaldungen, und entspricht demnach hinsichtlich seiner Bewaldungssiffer im allgemeinen wie auch hinsichtlich des Anteiles der Privatwaldungen fast genau der durchschnittlichen Bewaldungssiffer für das Deutsche Reich. Der relative große Teil der im Privatbesitz befindlichen, mit landwirtschaftlichem Betriebe verbundenen Waldflächen Deutschlands entfällt auf Güterkomplexe von 5–100 Hektar Größe, nämlich 53 % des gesamten Privatwaldbesitzes. Das prozentuale Verhältnis der forstwirtschaftlich benutzten Flächen Deutschlands bis zu 100 Hektar Größe, also des Mittel- und Kleinwaldbesitzes, zur Gesamtwaldfläche beträgt durchschnittlich 26 % und ist in den einzelnen Teilen des Reiches ein sehr verschiedenes. Während in Preußen dieser Anteil des Mittel- und Kleinwaldbesitzes mit fast 23 % niedriger als die Durchschnittssiffer für das Reich ist, beträgt er in Bayern 41, in Württemberg über 25,6 in Sachsen fast 31,8%. In der Kreishauptmannschaft Leipzig entfallen fast 30,3 %, in der Kreishauptmannschaft Bautzen aber sogar über 41,2% der Gesamtwaldfläche auf Privatwaldungen bis zu 100 Hektar Größe. Diese Zahlen lassen ohne weiteres erkennen, welche Bedeutung dem Mittel- und Kleinwaldbesitz für Land und Volk zukommt, wenn wir uns die volkswirtschaftliche, kulturbeschöpfende und hygienische Bedeutung der Wälder im allgemeinen vor Augen halten.

Wenn auch der Wald in unserer Zeit zunächst als finanzwirtschaftliches Objekt betrachtet wird, indem seine Haupt- und Nebenprodukte vor allem eine Einnahmequelle für den Waldbesitzer bilden sollen, so besitzt er doch andererseits in seiner Gesamtheit auch eine überaus hohe Bedeutung durch seinen mittelbaren Nutzen, durch seinen Einfluß auf die gesamte Landeskultur und Landeswohlfahrt zufolge seiner Rückwirkung auf Klimabildung, auf die Begünstigung der Luftverbesserung besonders seitens der an Hängen liegenden Waldungen und damit auf die Regulierung des Standes der fließenden Gewässer. Daß dem Walde im allgemeinen außerdem noch eine hohe hygienische und ästhetisch-ethische Bedeutung beizumessen ist, bedarf kaum einer näheren Begründung, ist der Wald es doch in erster Linie, den Kranke und Konvaleszenten, geistig und körperlich überarbeitete wie auch das gesamte Sommerfrühlervolk aufsuchen und als unentgeltliches, allzeit geöffnetes Sanatorium hochhalten. Bei den Betrachtungen über die Bedeutung des bäuerlichen Waldbesitzes

sind daher die beiden Gesichtspunkte: der unmittelbare Nutzen des Waldes für den Besitzer und sein mittelbarer Nutzen für die Landeskultur und für die Wohlfahrt der Bevölkerung ungetrennbar im Auge zu behalten, wenn es sich darum handeln soll, Mittel und Wege zur Hebung des bäuerlichen Waldbesitzes zu finden. Diese Hebung liegt eben nicht allein im wirtschaftlichen Interesse der bäuerlichen Waldbesitzer allein, sondern sie ist auch von allgemeiner Bedeutung. Kann es doch unmöglich gleichgültig sein sowohl in privatrechtlicher, wie auch in volkswirtschaftlicher und kultureller Beziehung, in welchem Zustande sich die bäuerlichen Waldungen befinden, ob deren Erhaltung unter gegebenen Verhältnissen notwendig erscheint. Je besser er bestanden ist, um so wirksamer wird der Wald seine vielseitigen Aufgaben zu erfüllen vermögen, während Waldungen von mangelhafter Beschaffenheit weder dem Besitzer noch dem Gemeinwohle in ausreichendem Maße zu nützen imstande sind.

Wenn wir nun der Frage näher treten, ob der derzeitige Zustand der bäuerlichen Waldungen im allgemeinen ein befriedigender ist, so muß diese Frage leider verneint werden. Selbst wenn wir nur Umfassung in unserem sächsischen Vaterlande halten, so muß das bei der Betrachtung vieler bäuerlicher Waldungen bez. derjenigen Flächen, welche ehemals Waldbestand trugen und der Verbüdung anheimfielen, weil sie weder neu aufgeforstet noch in Ackerland umgewandelt wurden, sich bietende Bild und mit Betrübnis erfüllen. Folge einer auf mannigfache Gründe zurückzuführenden Miswirtschaft befinden sich viele vornehmst gut besessene bäuerliche Waldungen heute in einem Zustande, der oft kaum noch die Bezeichnung Wald verdient. Viele andere wiederum besitzen zwar noch einen nennenswerten Holzbestand, letzterer ist aber auf dem durch stetig wiederholte Bodenfreistellung verarmten Boden von jämmerlicher Beschaffenheit.

Wenn wir befreit sind, eine Deutung dieses vielfach so unbefriedigenden Zustandes der bäuerlichen Waldungen anzubahnen, so ist es unerlässlich, zunächst den Ursachen nachzuforschen, welche die Schuld an der mangelhaften Beschaffenheit vieler dieser Waldparzellen tragen. Der heutige Zustand ist nicht immer kurzerhand herbeigeführt worden, sondern er ist vielfach das Produkt einer langen Zeit und der Waldunzugewandtheit früherer Jahrhunderte. Noch im 18. Jahrhundert wurden die Waldungen für Viehwede, Schweinemast durch Einsicht und Buchedern, Streugewinnung und Ordnung, also zu landwirtschaftlichen Zwecken ausgenutzt. Durch Einführung der Fruchtwechselland und Ausdehnung des Futterbaues sind diese in unserer Zeit als „Waldnebennutzungen“ bezeichneten ehemaligen Waldhauptnutzungen mehr oder weniger aufgegeben worden, nur das eine, größte Übel hat man vielfach ungemindert bestehen lassen, das ist die Bodenfrustration, die ohne alle und jede Rücksichtnahme auf die Bedeutung der Bodenfreistellung für die Bodenkultur und damit für die Ernährungsvoraussetzungen des Bauernstandes ausgeübt wird. Weiter kann als eine der Hauptursachen des unbefriedigenden, ja nicht selten kläglichen Zustandes vieler bäuerlichen Waldungen die oft unzweckmäßige, nicht selten geradezu unvernünftige Art und Weise der Holznutzungen gelten. Sicherlich hat sich viele bäuerliche Wälder von den Verwüstungen des dreißigjährigen und der napoleonischen Kriege nie wieder ganz zu erholen vermocht, weil sie teils wegen der Trägheit und der privatrechtlichen Verhältnisse der Besitzer, teils aus anderen Ursachen einer fortgesetzten Miswirtschaft ausgelegt gewesen sind. Andererseits ist aber auch zu berücksichtigen, daß — wie die Landwirtschaft — die Forstwirtschaft in früheren

Jahrhunderten die Kunde der Industrie gemessen ist und daß dabei im 17. und 18. Jahrhundert, wo die Mineralsohlenlager in Teutoburg noch nicht erschlossen waren, der Berg- und Hüttenbetrieb uneubezert Holzmassen bedurfte. Mit der Vermehrung und der Bergförderung der Holzverbrauchenden Industrien und Gewerbe haben sich naturgemäß die Holzpreise gehoben und diese zufolge des industriellen Aufschwungs in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr in die Höhe geschritten. Preise für Kuppelholz fanden vielen bäuerlichen Besitzern mit noch leidlich erhaltenen Waldbeständen dermaßen in die Augen, daß sie dem verlockenden Gebote und dem Drängen der Holzhändler oft nicht lange zu widerstehen vermochten. Entweder wurden die wertvollsten Stämme in großer Zahl aus den bisher geschlossenen Beständen herausgehauen, wodurch besonders in dezimierten Fichtenbeständen den Stämmen zur weiteren Walddernichtung Lär und Lor geöffnet ward, oder es wurden und werden noch heute ganze Bestände auf dem Stocke bereit zu einer Zeit verkauft, wo diese noch weit von ihrem vortheilhaftesten Ausbaurzeitalter entfernt sind. Würde nemlich ein Teil des Holzverlustes in allen solchen Fällen zur Wiederaufforstung der Abtriebsflächen verwendet, so wäre die Sache noch nicht allzu schlimm. Leider dient aber der glemte Erlös aus dem geschlagenen Holzbestände in nur allzuvielen Fällen lediglich zur Tilgung von Hypotheken oder er wird in den landwirtschaftlichen Betrieb gesteckt oder auch andernweit verwendet. Wilsch wurden ja die abgehobenen Flächen in Ackerland umgewandelt, aber häufig genug blieben und bleiben diese Abtriebsflächen als Odland liegen, für ihre Wiederaufforstung wird nichts getan, Indolenz und Interesslosigkeit der Besitzer am ererbten oder mit den landwirtschaftlichen Flächen erworbenen Waldboden lassen keine Selbstmittel für die Wiederaufforstung und Waldpflege übrig. Solche Fällstände finden wir nur zu häufig außer in nord- und süddeutschen Bundesstaaten auch in Sachsen, besonders im Vogtland und auch zum Teil in der Lausitz. Doch wo viel Schotten ist, wird es wohl auch des Lichtes nicht völlig ermangeln. Insbesondere finden wir neben Trägheit und Interesslosigkeit für den Wald unter den bäuerlichen Waldbesitzern auch Männer, die ihren ererbten oder selbst erworbenen Wald hochhalten, die sich selbst schwer dazu zu entschließen vermögen, die Art an den hoch gewenderten Bestand zu legen. Auch ist nicht zu verkennen, daß, durch die gestiegenen Holzpreise und durch die nicht selten staatliche Unterstützung bei der Holzsanjungsbeschaffung wie auch bei der Kultursaufsührung veranlaßt, nicht wenige bäuerliche Waldbesitzer in unserer Zeit zur Wiederaufforstung abgehobler Flächen, ja selbst zur Aufforstung von entlegenen Feldern mit geringem Boden oder farrigen Wiesen geschritten sind. Leider fehlt aber in diesen erfreulichen Fällen vielfach die weitere sachgemäße Kultur- und Bestandespflege, so daß der Waldbestand in späteren Jahren gerade deshalb häufig nicht den in ihn gesetzten Hoffnungen und Erwartungen des Besitzers entspricht. Dadurch aber leidet andererseits wiederum das Interesse des bäuerlichen Besitzers für den Wald Schaden.

Eines weiteren Umstandes, der in nicht wenigen Fällen zum Abtriebe von noch nicht hiebsreifen Beständen wie überhaupt zu übermäßig starken Holznutzungen in den bäuerlichen Waldbungen — und nicht nur in diesen allein, sondern auch in so manchen anderen Privatwaldungen — führt, ist noch zu gedenken, das ist die übliche Belegungsart des Waldbesses durch die Bodenreit-anhalten und sonstigen Selbstinstitute, soweit sich solche mit der Belegung von Grund und Boden befassen. Diese Belegungsfrage wurde bei der Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins im Jahre 1903 zu Leipzig vom Berichterstatter Rittergutsbesitzer Frhrn. v. Cetto und vom Vizeberichterstatter Rittergutsbesitzer Glewe ausführlich und überzeugend behandelt. Hiernach ist es bei den deutschen Bodenreitankhalten hinsichtlich der Belegung von Waldbungen oberer Grundbesitz, das ein Waldbesitz ohne Verbindung mit landwirtschaftlichem Betriebe, oder ein Grundbesitz, dessen Hauptbestandteil der Wald ausmacht, wenn auch damit landwirtschaftlicher Betrieb verbunden ist, von der Belegung überhaupt ausgeschlossen ist. Ein weiterer Grundbesitz dieser Kreditinstitute ist der, daß, soweit die Belegung von Waldbesitz stattfindet, dieser Belegung nur eine Schätzung des Bodenwertes zugrunde gelegt und dieser nur nach dem Verkehrswerte eines abliegenden ertraglosen Grundstückes berechnet wird. Der Waldbestand als solcher wird grundhändig nicht mit bewertet, falls es sich nicht um einen größeren, geschlossenen, in nachhaltigen Betriebe unter forsttechnischer Leitung stehenden Waldbesitz handelt. Wenn man Waldbungen bis zu 100 Hektar

Größe zum Mittel- und Kleinbesitz rechnet, die der Landwirtschaft und der forsttechnischen Leitung entbehren, so bleiben in Deutschland 26%, besonders in Sachsen rund 32% der gesamten forstwirtschaftlich benutzten Fläche von der Belegung ausgeschlossen. Auf die Gründe, welche die Bodenreitankhalten und die sonstigen sich mit der Belegung von Grund und Boden befassenden Selbstinstitute zu der Verschleidenheit der Belegung des Waldes gegenüber den landwirtschaftlich benutzten Grundstücken veranlassen, vermögen wir hier nicht näher einzugehen. Der Druckbericht über die III. Hauptversammlung des Deutschen Forstvereins vom Jahre 1902 gibt hierüber in den oben angezogenen Referaten ausführlich Auskunft. Bei dem großen Belegungsbedürfnis des ländlichen Grundbesitzes spielt aber der übliche Belegungsmodus für den bäuerlichen Wald eine sehr wichtige Rolle hinsichtlich dessen Erhaltung. Wenn, wie üblich, nur der Waldboden als ertragloses Grundstück, nicht aber zugleich auch der Holzbestand belegen wird, so besteht der Anreiz für den Besitzer, sein Waldbesitz durch Waldbauschwendung zu betriebligen, gleichviel ob damit vielleicht eine unwirtschaftliche Behandlungsmethode — verfrühter Abtrieb — Hand in Hand geht.

Am Schlusse dieser allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen des so häufig unbefriedigenden, mangelhaften Zustandes der bäuerlichen Waldbungen Deutschlands möchten wir noch eines Umstandes gedenken, der einer rationellen Waldbwirtschaft beim Holzwaldbetriebe und insbesondere in Fichtenwaldungen die größten Hindernisse und Schwierigkeiten bietet und der Waldbewirtschaft selbst jenseits ohne Zutun des Besitzers Vorschub leistet, das ist die Kleinheit, die Festreueheit und die noch aus der früheren Ackerbauwirtschaft bariierende ungünstige, langgestreckte schmale Form der meisten bäuerlichen Waldbungen. Die Frage nach dem wirtschaftlichen Werte des bäuerlichen Waldbesitzes hat in den vorangeführten allgemeinen Betrachtungen über diese Waldbungen zum Teil bereits ihre Beantwortung gefunden. Dieser wirtschaftliche Wert ist zunächst ein solcher privatwirtschaftlicher Natur für die Waldbesitzer. Die wirtschaftliche Position eines waldbesitzenden Ausbäuers wird sich jenseits durch Abtrieb seines Waldbestandes verschlechtern, wenn bisheriges Waldland von geringer Feldboden-Bonität in Ackerland umgewandelt wird, oder gar als Odland liegen bleibt. Es ist eine häufige Erfahrung, daß ein Boden, der als Waldboden noch lediglich gute Holzbestände zu erzeugen vermochte, in Feldboden umgewandelt geringwertig oder selbst ertraglos werden kann, da es jumeist an hinlänglichem Dünger für solche Flächen mangelt. Bist es sich aber ein bäuerlicher Besitzer anlegen sein, auf den geringen Bodenflächen seines Bestandes, auf den entlegenen, schwer zu bewirtschaftenden Teilen derselben oder unter Umständen auch nur auf dem etwa vorhandenen absoluten Waldboden an Gängen usw. Waldparzellen in pflegerischer Behandlung zu erhalten, so ist dieser Wald imstande, außer dem dem Besitzer zuzufießenden Erlöse für verkaufte Waldprodukte auch das für den eigenen Wirtschaftsbetrieb benötigte Holz- und Brennholz in natura zu liefern, während andererseits diese unumgänglichen Bedürfnisse gedeckt werden müssen.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß bei der steigenden Tendenz der Holzpreise auf landwirtschaftlich geringwertigen Flächen durch die arbeitertensive Waldbwirtschaft eine höhere Rente zu erzielen ist, als durch landwirtschaftliche Benutzung derselben. Die Besitzer kleiner Waldparzellen legen jumeist Gewicht darauf, daß ihnen neben der Holznutzung für die eigenen wirtschaftlichen Bedürfnisse auch durch den Verkauf von Holz eine Einnahmequelle ermöcht. Da aber die Bewertung des Holzes vor einem gewissen Alter nicht gut möglich ist, zum mindesten sehr unvorteilhaft für den Waldbesitzer sein würde, so kann der Wald mit Recht als die Sparbüchse des Landwirts bezeichnet werden.

Der bäuerliche Kleinwaldbesitz hat den Vorteil einer leichten Bewirtschaftung und erfordert geringe Mittel, was die nötig werdenden Arbeiten auszuführen. Zum größten Teil können die Arbeiten der Bestandespflege oder Holzgerne vom Besitzer und dessen Gefinde während der Wintermonate vorgenommen werden, wodurch es ermöglicht wird, landwirtschaftliches Gefinde auch zu solchen Zeiten entsprechend zu beschäftigen, wo die landwirtschaftlichen Arbeiten nicht drängen. Wenn die Waldbenutzungen beim bäuerlichen Walde früher eine leider allzu große Rolle spielten und für den Landwirt auch heute noch in vielen Fällen sein hauptsächlichstes Interesse für den Wald hervorruft, so würden sie doch jumeist am besten ganz zu unterbleiben haben,

wenn der Wald gebeiden soll; das gilt vor allem von der Nutzung der Bodentreu aus den Waldbeständen. Diese darf nicht, wie ja meist üblich, Regel, sondern soll Ausnahme sein. Nur in Stroh- und heuramen Jahren soll der Wald der notleidenden Schwelmer mit Streuflohen bespringen, im übrigen aber müßte der landwirtschaftliche Betrieb so gehalten sein, daß er auf solche Nebenbenutzungen des Waldes, die letzteren schädigen, ja in manchen Fällen geradezu in seiner Existenz gefährden, verzichten kann. Durch einen auf Waldfreunung begründeten landwirtschaftlichen Betrieb wird nicht nur der Waldboden ausgelesen und der Holzsucht demulde beschränkt, sondern es erlangt diese Waldfreunungsfrage sogar eine nicht allein privatwirtschaftliche, sondern auch volkswirtschaftliche und sozialpolitische Bedeutung dadurch, daß bei regelmäßiger Waldabräumung der selber diese nur kümmerliche Erträge zu bringen vermögen. Das soziale Elend besonders vieler kleinstädtischer Besitzler in Waldgebieten, wo die Waldfreunung und die Düngung mit Waldtreu leider nur zu oft noch eine große Rolle spielt, ist nicht zum wenigsten dieser Art des landwirtschaftlichen Betriebes zuzuschreiben. Es ist eine gar nicht seltene Erscheinung, daß Selbstwirthe, welche an Stallmägen krank, dafür aber regelmäßige Waldtreu in Menge zur Düngung verwenden, wegen Hungerwirtschaften sind, die sich im schlechtesten Fruchtzustande befinden.

Reben seiner privatwirtschaftlichen durch die bäuerliche Waldbeit auch noch eine volkswirtschaftliche Bedeutung zufolge seines Antheiles an der Bewaldungsfläche des Reiches und damit Hand in Hand gehend an der Gesamtholzproduktion. Trotz seiner noch beträchtlichen Gesamtwaldfläche von 14 Millionen Hektar ist unter deutscher Ackerland nicht imstande, den Bedarf seiner Bevölkerung an Ausholz durch eigene Produktion ganz zu decken. Die jährliche Ausholzeinfuhr nach Deutschland, die im Jahre etwa 300 Millionen Mark Wert darstellt, wird sich mit der stetig steigenden Bevölkerungsziffer voraussichtlich weiter erhöhen. Bei dem hohen Anteil der Privatwaldungen und insbesondere auch der bäuerlichen Waldungen an der Gesamtwaldfläche Deutschlands kann es daher nicht gleichgültig für die Ausholzversorgung sein, welche Holzermate diese Waldungen derzeit und künftig erzeugen, wenn sie zum großen Theile in der Lage sind, durch bessere Bewirtschaftung diese Erträge allmählich beträchtlich steigern zu können. Die Staatsregierungen haben daher ein wohlbedachtigste Interesse daran, auch der Holzergieung in den Privatwaldungen wie auch dem allgemeinen kulturellen Zustande letzterer ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Jeneellose konnte die Holzproduktion im besonderen in den bäuerlichen Waldungen beträchtlich gesteigert werden, wenn der Zustand dieser Waldungen nicht in sehr vielen Fällen ein völlig unbefriedigender wäre.

Welche Mittel hierfür nun wohl geeignet sein, eine Besserung des so vielfach unbefriedigenden, ja nicht selten trostlosen Zustandes der bäuerlichen Waldungen anzubahnen und herbeizuführen? Daß diese Frage in verschiedenen anderen deutschen Bundesstaaten eine noch brennendere ist, als im Königreich Sachsen, wird durch das rage, seitens verschiedener Staatsregierungen dieser Frage entgegengebrachte Interesse sowie durch die teils grolanten, teils bereits in Angriff genommenen Maßregeln in diesem Sinne bewiesen. Insbesondere scheint man in Preußen und in Bayern ernstlich gewillt zu sein, selbst mit pekuniärer staatlicher Unterstützung eine Besserung der privatwirtschaftlichen Zustände — soweit eine solche erforderlich ist — herbeizuführen. Preußen und Bayern sind am Zustande ihrer Privatwaldungen noch weit mehr interessiert, als Sachsen, da dort diese Waldungen 53 bez. 46,5% (Sachsen 46,5%) der Gesamtwaldfläche darstellen und dabei dort zu einem viel beträchtlicheren Teile auf absolutem Waldboden stehen, als dies in Sachsen der Fall ist. Dabei fallen jene Waldungen außerdem noch zum Teil unter die Kategorie der für die gesamte Landeskultur so notwendig zu erhaltenden „Schutzwaldungen“, entweder auf Fluglandböden oder an heißen Gebirgsabhängen stehend. Wenn wir hören, daß im preussischen Regierungsbezirk Köslin mit einer Privatwaldfläche von 250 000 Hektar gegenüber von nur 50 000 Hektar Staatswald im Jahrzehnt 1892 bis 1901 38 000 Hektar Privatforsten abgeholt, zum Teil aber nicht wieder aufgeforstet sind, und daß in Bayern, wie das Statistische Jahrbuch für das Königreich Bayern nachweist, im Jahrzehnt 1896 bis 1901 10 664 Hektar Privatwälder weniger aufgeforstet, als abgeholt worden sind, so gibt das wohl Anlaß, ernste Betrachtungen über diese Zustände anzustellen. Der preussische Regierungsbezirk Osnabrücken hat im Zeitraum 1883/1900 20%, Marienwerder 19,1%

an Privatwaldungen verloren. Wenn auch angenommen werden kann, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil davon durch Kauf in die Hände des Staates oder von Körperschaften und sonstigen Großgrundbesitzern übergegangen ist, so meiß doch die Statistik nach, daß in Preußen im genannten Zeitraum 59 600 Hektar Privatwaldungen entweder anderen Kulturarten zugeführt oder zufolge Nichtwiederaufforstung dem Erlaube angefallen sind.

Wenn sich im Königreich Sachsen die privatwirtschaftlichen Verhältnisse nicht in gleicher Weise zugsichtigt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch hier die bäuerlichen Waldungen fortgesetzt an Fläche bedeutend eingeht sind, was viele abgeholt Flächen als ertraglose Wiesen und Aumden unaufgeforstet liegen gelassen sind und daß der Zustand sehr vieler bäuerlicher Holzbestände ein höchst mangelhafter ist. Deshalb tut auch in Sachsen eine Hebung des bäuerlichen Kleinwaldbesitzes in sehr vielen Fällen dringend zu.

Es liegt nun nahe, die Frage aufzuerwerfen, ob in Sachsen eine staatliche Beaufsichtigung der Privatwaldwirtschaft in gewisser Zeit möglich und angebracht erscheint, um eine Hebung besonders des bäuerlichen Waldbesitzes herbeizuführen. Während in Norddeutschland die Privatwaldwirtschaft frei ist, unterliegt sie in Süddeutschland der staatlichen Oberaufsicht. Als im Anfange des 19. Jahrhunderts die neuen Staaten gebildet wurden, waren vielfach noch alte Forstordnungen aus früheren Jahrhunderten in Kraft. Solche Verordnungen sind am 16. und 17. Jahrhundert, die den veränderten Zeitverhältnissen in keiner Weise mehr entsprechen, sind nicht selten in die neuere und neuere Verfassung übergegangen. Für das Königreich Sachsen waren hinsichtlich der Waldbehandlung durch ältere Forstordnungen und durch das Mandat vom 30. Juli 1813 Vorschriften gegeben. Durch die in der Verfassung von 1831 gewährleistete Freiheit des Eigentums wurde auch die Privatforstwirtschaft der staatlichen Aufsicht entzogen. Dieser Rechtsgrundlag der Freiheit des Eigentums ist in Sachsen so tief eingewurzelt, daß die zum Zwecke der Hebung des bäuerlichen Waldbesitzes wohl wünschenswerte Herbeiführung der staatlichen Waldbeaufsichtigung aus unüberwindlichen Widerhand stoßen würde. Die Verhandlungen des Deutschen Forstwirtschaftsraates im Jahre 1900 zu Regensburg haben das Resultat ergeben, daß der Antrag des Ausschusses auf Herbeiführung des Oberaufsichtsrechts des Staates für alle deutschen Waldungen von der Majorität der Versammlung abgelehnt worden ist, da sich dieses Recht des Staates theoretisch nicht begründen läßt, wenngleich ein Eingreifen desselben wohl wünschenswert und berechtigt sein kann.

Nach dieser allgemeinen Darlegung der einschlägigen Gesichtspunkte kann für das Königreich Sachsen die staatliche Beaufsichtigung der Privatwaldungen als ein gangbarer Weg zur Hebung der bäuerlichen Waldwirtschaft nicht bezeichnet werden. Dagegen dürfte ein andererseits, umfassenderes Eingreifen der staatlichen Organe zur Anbahnung besserer Zustände im bäuerlichen Kleinwaldbesitz nicht nur als wünschenswert, sondern auch angebracht der großen und vielfeitigen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Bedeutung desselben als notwendig zu betrachten sein. Dieses staatliche Eingreifen möchten wir aber vor allem nicht dahin deuten, daß es sich empfehlen würde, durch die Staatsforstverwaltung möglichst viele mehr oder weniger verarmte bäuerliche Waldungen aufzukaufen. Eine zumeigebende Veräußerung des bäuerlichen Waldbesitzes, gleich ob an den Staat oder an einen anderen Großgrundbesitzer, kann unsere Erwünschung für keine glückliche Lösung der vorliegenden Frage erachtet werden. Wenn auch durch solche Veräußerung diese Waldungen in längerer oder kürzerer Zeit sicher in einen besseren Kulturzustand zu bringen sein würden, so ist doch zunächst daran festzuhalten, daß der Waldbesitz eine Sparrische für den kleinstädtischen Besitz darstellt, daß ein gut bestodter, zum Gutskomplexe gehörender Wald die wirtschaftliche Position des Landbesitzers läßt und daß ein qualifizierter Bauernstand noch immer das Rückgrat des Staates bildet. Daher sind neben privatwirtschaftliche, volkswirtschaftliche und sozialpolitische Gründe gegen eine zumeigebende Veräußerung der bäuerlichen Waldungen, wie solche leider in Sachsen häufig bereits stattgefunden hat, ebenso wie diese Gründe auch gegen eine zumeigebende Waldrodung und Überführung der Rodedflächen in teilweise recht geringe Feldböden sprechen.

Das Ziel für den bäuerlichen Waldbesitz dürfte wohl mehr in der Hebung seines Kulturzustandes, vor allem in einer sorgemäßigen Aufzucht der Abtriebsflächen, der Wiesen und Aumden liegen. Auch der zugsichtige der weitverbreiteten Gleichgültig-

seit vieler bäuerlichen Waldbesitzer gegen ihren Wald und zufolge der Unkenntnis der fundamentalsten Grundsätze der Waldwirtschaft wesentlich bessere Zustände ohne weitgehende Belehrung und Unterstützung seitens der staatlichen und anderen Organe in absehbarer Zeit nicht erreicht werden können, darüber brauchen wir uns wohl keiner Illusion hinzugeben.

- Als Mittel zur Hebung des bäuerlichen Kleinwaldbesitzes dürften die nachstehenden Erfolge verzeichnen: 1) Die Verminderung vorzeitigen Abtriebes des Holzbestandes, insbesondere die Verminderung der Abholzung von Kadelholzbeständen bereits im Dünungs- oder Stangenholzzustand. 2) Die baldige Auffrischung der Abtriebsflächen vor deren Verminderung durch Weidhölzer, Gras, Beerensträucher, Geißel usw.; der vorhandenen Blößen, Räumden und Seiden, sowie entfernt von der Beaulung gelegener und deshalb schwierig beherrschbarer Felsgründstücke mit geringem Boden, saurer, mooriger Böden usw.; ferner die Anwendung zweckmäßiger Kulturmethoden bei den Auffrischungen und Verwendung nur wirklich guten, fräftigen Pflanzmaterials bei allen Auffrischungen. 3) Eine fortschreitende zweckmäßige Kultur- und Befandpflege, die jetzt leider nur noch allzuhäufig gänzlich fehlt, namentlich hinsichtlich der Ausräutungen und Durchforstungen. 4) Die Gewährung von Prämien und Diplomen seitens der staatlichen Behörden oder der landwirtschaftlichen Kreisvereine für gut ausgeführte und weitesthin pflanzlich bewirtschaftete Waldkulturen. 5) Die auf Anregung seitens der Forstvereineerziehung zu erfolgende Teilnahme von Landwirten, besonders von deren erwerbslosen Söhnen, an den Kulturarbeiten in den benachbarten Forsten, verbunden mit Belehrung über Kulturverfahren und andere forstliche Arbeiten. 6) Die Fortsetzung der von seitens des Staats bereits seit längerer Zeit geübten Abgabe von gutem Pflanzmaterial aus den Staatsforstrevieren zum Selbstkostenpreise und gegebenenfalls auch die Aufzucht oder doch wenigstens die Beaufsichtigung von bäuerlichen Aufzuchtungen durch Forstbeamte bez. Waldwärter und geübte Waldarbeiter, soweit solche verfügbar sind, gegen entsprechende Vergütung seitens der bäuerlichen Waldbesitzer. 7) Die Erziehung von Walzpflanzen in Örgenden mit vorwiegend bäuerlichem, aber geringem Staatswaldbesitz (wie z. B. in der G. Oberlausitz) in Saat- und Pflanzkämpern seitens der Gemeinden oder der landwirtschaftlichen Vereine. 8) Die Beschäftigung der bäuerlichen Waldbesitzer auf solche Waldnebenzweigungen, welche sowohl den Waldboden wie auch den Holzbestand zu schädigen vermögen. Hierzu gehört vor allem die fortschreitende Entnahme der Bodennutz von den Waldbeständen und das Entzweigen von Weidenzieg in die jungen Waldkulturen. 9) Eine systematische Belehrung der waldbesitzenden Landwirte durch forstliche Wanderlehrer im Auftrage und auf Kosten des Staates. Bei dem hochentwickeltesten landwirtschaftlichen Vereinwesen sind gemeinverständliche Vorträge über die wirtschaftliche Bedeutung der bäuerlichen Waldungen und über die notwendigsten forstlichen Disziplinarien durch geeignete Wanderlehrer recht wohl durchführbar. Solche würden wohl ebenso segensreich wirken, wie dies durch die behördlichen Vorträge zur Hebung des Wiesen- und Obsthauens auf dem gleichen Wege ermöglicht worden ist. Daneben könnte an den landwirtschaftlichen Winterschulen der Waldwirtschaft mit besonderer Bezugnahme auf den bäuerlichen Kleinwaldbesitz eine etwas größere Beachtung zuteil werden. 10) Eine möglichst umfangreiche Ausschließung fästlicher Torfstreuulager und die Abgabe der Torfstreu an die Landwirte mit nur mäßigem Gewinn oder zum Selbstkostenpreise. Billige Torfstreu ist wohl das geeignetste Mittel, dem häufigen Streumangel bei das Stallvieh abzuwehren. Von sämtlichen Einstreuematerialien besitzt trockene Torfstreu die größte Nahrungsmittelwertigkeit für Flüssigkeiten wie auch für Galle. Torfstreu liefert daher bei gleichzeitiger Reinigung der Stallflur einen sehr wertvollen Dünger und macht die Waldstreunutzung zu diesem Zwecke entbehrlich. 11) Die Aufstrebung

einer zweckmäßigen Belehrung der Waldungen durch die Bodenforstlehrer, durch die Landesforstrentenanstalten und Meliorationsfonds. Besonders die beiden letztgenannten Anstalten dürften hierzu berufen sein. Wir gedachten bereits bei der Besprechung der Ursachen, welche ungünstig auf die Beschaffenheit und Erhaltung des bäuerlichen Waldbesitzes einzuwirken vermögen, der bestehenden Belehrungsmethode des Waldes. Ergänzend sei hier noch hinzugefügt, welche ungenügende praktische Bedeutung es hat, wenn — entgegen dem derzeitigen Belehrungsmodus — auch der Holzbestand neben dem Boden belehrt werden kann. Bei 6 1/2 Millionen Hektar reinem Privatwald in Deutschland beträgt der Bodenwert bei Annahme von nur 300 A für einen Hektar 1952 Millionen Mark. Den Holzbestandeswert zu 1200 A für einen Hektar im Durchschnitt annehmen, würde dieser 7800 Millionen, also beinahe 8 Milliarden darstellen, dessen Belehrung zurzeit nicht zu erlangen ist. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Bodenbelehrungsinstitute sich nicht dazu entschließen werden, Holzbestände zu belehren, wenn die betreffenden Waldungen nicht einer planmäßigen, nachhaltigen Bewirtschaftung unterliegen, so daß die Institute vor Verlusten durch Überzucht oder völligen Kahlschlag der belehrten Wälder geschützt sind. Um aber für den Kleinwaldbesitz des Landwirtes eine planmäßige Bewirtschaftungsweise unter forstlicher Leitung anlaß der jetzigen plan- und ziellosen Wirtschaft zu ermöglichen, bedarf es eines Weiteren und wir kommen damit zum letzten Punkt unserer Vorschläge zur Hebung des bäuerlichen Waldbesitzes, nämlich: 12) Die Errichtung von Waldbaugenossenschaften oder Waldbaugemeinschaften. Ob diese Maßregel durchführbar ist ohne Einführung der staatlichen Oberaufsicht über die Privatwaldungen bezw. ohne besondere forstpolizeiliche Bestimmungen wollen wir dahingestellt sein lassen. Auch müssen wir es uns verlagern, hier näher auf das Wesen und die Vorgänge derartiger Gemeinschaften einzugehen. In Preußen besteht ein Gesetz über Waldbaugenossenschaften vom 6. Juli 1875, auch in Bayern haben sich bereits mehrere Waldbaugenossenschaften in neuester Zeit gebildet und gut bemöhrt. Die große Tragweite von gemeinschaftlich bewirtschafteten bäuerlichen Waldungen springt schon dadurch in die Augen, daß hierbei die Möglichkeit gegeben ist, diese Waldungen nachhaltig, indem sie dabei forsttechnischer Erziehung unterliegen, zu bewirtschaften. Im allgemeinen wird auch ein zusammenfassender, gemeinschaftlicher Waldbesitz die natürlichen Produktionsfaktoren des Waldes weit besser auszunützen und zu erhalten vermögen als die Waldparzellen im Einzelbesitz ohne häufig unangünstiger Form, in welchen die Besitzer ohne Rücksichtnahme auf angrenzende Bestände nach Belieben wirtschaften und dabei des Nachbarn Wald auf das Empfindlichste schädigen können, ganz besonders, wo es sich um Kadelholzwaldungen, vor allem die sturmgefährdete Fichte handelt. Dort, wo Boden- und klimatische Verhältnisse es ermöglichen, wird sich im allgemeinen der Laubholzausschlag über der Mittelwaldbetrieb besser für den bäuerlichen Kleinbesitz eignen, als der Hochwaldbetrieb, insbesondere der Fichtenhochwaldbetrieb. Nach den Erfahrungen, welche seit mehr als 25 Jahren in Preußen und noch viel länger in süddeutschen Staaten gesammelt worden sind, muß es wohl bewiesen werden, daß durch gesetzliche Bestimmungen allein der Vermögtung und der mangelhaften Bewirtschaftung des bäuerlichen Waldbesitzes wirksam vorgebeugt werden kann. Vor allem tut not, daß die waldbesitzenden Landwirte mehr als bisher die Überzeugung vom Nutzen und Werte des Waldes und die Erkenntnis von dem verderblichen Einwirkungen der Waldschmäherung erlangen, daß sie ihr Interesse, ihre Sorgfalt seiner Erziehung, seiner Pflege, seiner Erhaltung in erhöhtem Maße zuwenden. Denn für den Wald darf wohl mit vollem Rechte das Wortspiele Wort Anwendung finden: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb' es, um es zu besitzen!“

**Bücherbesprechung.**

Ellen und Paul Nischke, Sagenhaab der Stadt Weimar und ihrer Umgegend. Weimar, Bohlan, 240 A — Die letzten Rundgebungen der Volkseele, die sich in den Sagen darstellen, für die Stadt Weimar und Umgegend in ein Ganzes zusammenzufassen, ist ein verdienstvolles Unternehmen, zumal wenn es die höchsten Sachverständnisse geschieht, wie das hier der Fall ist. Mit unenüchlicher Sorgfalt und Mühe hat Dr. Archivar Nischke, von seiner Gattin unterstützt, die weit-

sichtige Literatur lokaler Zeitschriften, Gelegenheitsblätter und Einzelwerke durchforcht. Was zerstreut und an oft weit entlegenen Stellen verborgt sich der Stoff. Schwieriger noch war es, aus mündlichen Quellen zu schöpfen und die wenigen heute noch lebendigen Volkserzählerinnen für die Nachwelt zu retten. Auch hier haben die Herausgeber mit glücklicher Hand gearbeitet. Die Volkstunde wird sich dieses wissenschaftlich zuverlässigen Bundes, das häufig zur Sagenvergleichung auffordert und interessante Einblicke in die Volkspantazie eröffnet, mit Nutzen bedienen. D.



Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 15.

Sonabend, den 4. Februar, abends.

1905.

Philipp Jakob Spener.

Am 13. Januar 1705 feierte Philipp Jakob Spener im Kreise der Seinigen seinen 70. Geburtstag. Gleich darauf überfiel ihn seine letzte Krankheit, die seinem arbeitsreichen Leben am 5. Februar ein Ende machte. Er war geboren zu Kappolsweiler im Oberelsaß, wo sein Vater, Johann Philipp Spener, gräflicher Rat war. „Gott hatte ihm ein ganz ungemeines ingenium bezeugt, sowohl ein sehr scharfes Gedächtnis als auch ein sehr scharfes iudicium“, und seine reichen Geistesgaben wurden von den Eltern und Erziehern, unter denen die Gräfin Kattze v. Kappolsstein und der Hofprediger Joachim Stoll besondere Einfluß auf die Ausbildung seiner Gemütsanlage und seiner Predigergaben gewannen, mit liebevoller Sorgfalt ausgebildet. Im Jahre 1651 besog er die Universität Straburg, um sich durch philologische, geschichtliche und philosophische Studien auf das Studium der Theologie vorzubereiten und sich von 1654 an diesem ausschließlich zu widmen. Besonders anregend wirkten auf ihn die Theologen Sebastian Schmidt und Conrad Dannhauer. Nach einer zur Erweiterung seiner Kenntnisse unternommenen Reise durch die Schweiz und durch Frankreich verfuhr er sich 1660 als akademischer Dozent in Straburg und Lützingen, wurde nach Straburg zur Verwallung eines Predigamtens berufen und vertauschte 1663 dieses Amt mit dem eines Freipredigers in Straburg. Im Alter von 31 Jahren wurde ihm die erste Pfarrstelle und das damit verbundene Seniorat in Frankfurt a. M. angetragen. Am 1. August 1666 trat er sein neues Amt an. Nach 20jähriger trauer Verwallung desselben folgte er am 11. Juli 1686 dem Rufe als Oberhofprediger nach Dresden, den Kurfürst Johann Georg an ihn hatte ergehen lassen. Seine Stellung wurde jedoch bald unhaltbar und am 3. Juni 1691 folgte er der Berufung als Probst nach Berlin.

Unter den vielen Schriften Speners sind die 1675 in Frankfurt a. M. erschienenen *via desideria* von besonderer Bedeutung geworden, weil sie die Fundamentalartikel des Pietismus enthalten. Spener wird meistens als der Urheber des Pietismus angesehen, einer religiösen Richtung, die nicht sowohl die strenge Rechtsgläubigkeit als das Trachten nach Besserung des Lebens, nicht sowohl die Schriftlehre als die Frucht, welche sie für das Leben bringt, zum Kennzeichen des rechten Christen macht, die von der Predigt verlangt, daß sie alles gelehrte und künstliche Bemerk beiseite lasse und sich in einfacher, schlichter Weise an die Herzen wende, um sie zu überzeugen, daß man nicht bloß an Christus glauben, sondern auch in ihm leben müsse, die zur Ernährung und Stärkung des religiösen Verlangens außer dem öffentlichen Gottesdienste noch Privatversammlungen zur Übung häuslicher Andacht für notwendig hält. Es ist kein Zweifel, daß Spener diese Wünsche hegte und nährte, daß er in seiner Wohnung und später in der Kirche Zusammenkünfte zur Förderung häuslicher Frömmigkeit abhielt, daß er in seinen Predigten bemüht war, alles Künstliche zu vermeiden und in Auslegung und Anwendung des Schriftwortes in die Bahnen einzulenken, welche die Reformatoren vorgezeichnet hatten. Typisch für seine Predigtweise ist die über Röm. 1, 16 gehaltenen Antrittspredigt in Frankfurt: „Von der seligmachenden Kraft des Evangelii.“ Ja in einer seiner wirkungsvollsten Schriften: „Do impedimentis studii theologie“ sucht er mit seinen Ansichten und Grundbägen auf die studierende Jugend zu wirken und ihr den Weg zu zeigen, wie man sich durch fleißiges Schriftstudium in der Grundpraxis und durch Aneignung einer angemessenen Predigtweise, die aus dem Worte Gottes schöpft und mehr Religion als Theologie bieten müsse, auf das geistliche Amt vorbereiten solle. Als Kirchenrat und Assessor des Oberkonsistoriums

in Dresden hatte Spener großen Einfluß auf die Landesuniversitäten in Leipzig und Wittenberg, und in Leipzig fielen die von ihm ausgebreiteten Samenfelder auf empfänglichen Boden. Drei junge Magister, August Hermann Franke, Paul Anton und Kaiser Schade hielten ergeztliche Vorlesungen im Werke Speners und gründeten im Colloquium philobiblicum einen Verein zur gelehrten Auslegung und frommen Auslegung der heiligen Schrift. Sie mußten zwar vor den Angriffen der Orthodoxen, von denen sie wegen übertriebener Erweiterung ihrer Frömmigkeit Pietisten genannt und beschuldigt wurden, die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und der Wissenschaft zu fördern, aus ihren Stellungen in Leipzig weichen, aber in der von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1694 in Halle gegründeten Universität, welche als Gegengewicht gegen das strengsüchtige Wittenberg und Leipzig dienen sollte und an welche der ebenfalls aus Leipzig vertriebene Jurist Christian Thomasius, sowie die Theologen Franke und Anton berufen wurden, tat sich für die Bestrebungen Speners und seiner Schüler eine fruchtverheißende Pflanzstätte auf. Von hier aus verbreitete sich der Pietismus über das ganze lutherische Deutschland. Überall bildeten sich kleine Gemeinshöfen der Frommen, welche sich von den Kindern der Welt absonderten und ihr Leben zu heiligen suchten. Aber auch der Bistricprung regte sich. Ratgeber, Kanzel, Ratshülfe, Gericht, der Gemeindevorstand und die Volksehrlichkeit, alles wandte sich gegen die pietistische Bewegung als gegen eine neue Sekte, über welche sich ärgerliche Streitigkeiten und heinliche Gesänt ergab.

Spener war nicht der Urheber der pietistischen Bewegung und war sich dessen deutlich bewußt. Er sieht sich selbst nur als ein einzelnes dienendes Werkzeug an und weiß, daß ein Geist von oben ausgegossen sei, unter dessen Haupte es im ganzen großen Garten der Kirche überall zu grünen und zu sprossen beginne. Schon vor dem Austritten des eigentlichen Pietismus fing sich in der Kirche ein neues Leben zu regen an, und es wurde mancher geistliche Wunsch erfüllt und in Umlauf gesetzt. Speneri anti Spenerium waren in nicht geringer Zahl vorhanden und namentlich lassen sich von Rohlf der laute Bestimmen vernehmen. Da läßt Johann Cusitorp 1659 seine *via desideria* ausgehen, eine Schrift von derselben Bedeutung wie die gleichnamige Speners. Da erhebt Großgebauer 1661 seine „Wächterstimme aus dem verwaisten Jon“, ein Buch, welches mit großer Einsicht und Wärme von den Bedenken der Kirche und deren Verfallmitten handelt und auf den jungen Spener nach seiner eigenen Versicherung einen tiefen Eindruck gemacht hat. Und von ebenbisher vernehmen wir die Klagen und Tadelreden Joachim Schröders, die er in seiner heftigstingenden „Zuchtvolane“ 1666 ausgehen läßt. Speners Geist weilt schon vor dessen Austritten aus so mancher Vorbereitung für Kirche und Schule. So heißt es in Magdeburger Visitationsdekret von 1656: „Es ist bei der Visitation gemerkt, daß viele Prediger nichts oder gar wenig aufzeichnen, woraus abzunehmen, daß schlechter Fleiß müsse angewendet werden. Gleichwie das aber solches rohe und unerbauliche Predigten abgibt, sollen die Prediger Concepte machen, mit Schriften und Sprüchen heiliger Schrift bereichelt einrichten, das sie erbaulich werden, inmaßen sie dieselbe zuordern auf die praxis vitae christianae zu richten haben, anstatt heterogenea von weltlichen Historien, unnötigen Controversien, Allegorien und dergleichen einzumischen, welches alles unerlassen werden soll, weil es bei dem gemeinen Mann den wünschlichen Nutzen bringt.“

Nicht der Urheber einer neuen Richtung ist Spener, sondern durch seine Persönlichkeit und seine Gaben der wirksamste Förderer

und Vertreter derselben, um welchen sich alle geistesverwandten Elemente der Zeit als um ihren Mittelpunkt sammeln. Seine pia desideria sind nicht eine vereinzelte Klagestimme über die Schäden der Kirche, sondern der Grundton von unzähligen gleichzeitig angeschlagenen Akkorden. Kaum hatte Spener das Wort genommen, so stimmten ihm die Gehörungsverwandten freudig zu, gleichsam als hätten sie nur auf das Signal gewartet, um ihre Verzierungswünsche kund zu geben. Er selbst vermittelte, was ihm von etwa 80 Zeitgenossen briefliche freudige Zustimmung ausgesprochen worden sei. Man kann leicht erkennen, daß Spener nur dem Worte verließen hat, was bereits unzählige Herzen bewegt, und daß er mit seinen Behauptungen den tiefsten Bedürfnissen der Zeit entgegenkam. Spener hatte nicht bloß an der Universalität in Rostock Bor- und Mitläufer, sondern auch in Jena, Kiel, Altdorf, Tübingen, Wißen, während die Universitäten in Leipzig, Wittenberg und in seiner Vaterstadt Straßburg sich abwechselnd verhielten. Was ihn aber zum Führer und Haupt der Bewegung machte, war nicht seine Lehre und Predigt, denn da schloß er sich demöthigen Vorgängern an, nicht das Feuer der Begeisterung, denn er war schüchtern und bedächtig, nicht seine einflussreiche amtliche Stellung, denn in Dresden wurde ihm stark entgegengekehrt und in Berlin besaß er nicht das Vertrauen des Könighaus, sondern seine geistliche Persönlichkeit mit den Grundtugenden der Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit. Er war ein Mann von ausgeprägtem christlichen Charakter, der in seinem ganzen Tun und Lassen Gott vor Augen und im Herzen hatte, und diesem Eindruck konnten sich auch seine Gegner nicht entziehen. „Spener“, sagt Kabis, „war eine so ruhige, geregelte, vorrichtige, in allen Lebensverhältnissen musterhafte Natur, daß die Konsequenzen, welche die orthodoxen Gegner aus seiner Richtung zogen, an seiner Persönlichkeit abprallten.“

Spener und seine Schule, die Pietisten, haben das unabweisliche Verdienst, die Predigt wieder an die lebendige Quelle des göttlichen Wortes zurückgewiesen, an Stelle des dogmatischen Schulgelehrts wieder erbauliche Rede gesetzt und an Stelle überflüssiger Formen schlichte und einfache Sprechweise gefordert, überhöhten vorzeitliche Grundzüge für eine wirksame Predigtweise aufgestellt zu haben, aber zu einer erfrischenden und belebenden Predigt sind sie doch nicht hindurchgebrungen, ihr Können konnte mit ihrem Willen, ihre Aufklärung mit ihrer Einsicht nicht gleichen Schritt halten. Spener predigte aus normem Herzen, aber trocken, langweilig und in verpöhter, mit Fremdwörtern gespickter Sprache. Er war kein Prediger von besonderer Kraft und Eindringlichkeit und besaß nicht die Fähigkeit, zu begeistern, zu erschüttern oder hinzureizen. Wenn seine Predigten trotz ihrer Länge und Langweiligkeit doch zahlreiche Hörer fanden, so verdanken sie dies dem Umfange, das hinter ihnen ein Mann von edlem Charakter und christlichem Gepräge stand und ihnen ein tiefes Verlangen nach wahrer Seelenpflege, nach dem lebendigen Gotteswort entgegenkam.

Auch der Ruhm kann Spener und seinen Geistesgenossen nicht geklämmt werden, daß sie anregend und erfrischend auf das kirchliche Leben gewirkt, die Christenaufgabe wieder tiefer erfaßt und ernstlich darauf hingewiesen haben, daß das Evangelium, in Einfachheit gepredigt und aufgenommen als Frucht, auch ein geistliches Leben hervorbringen müsse. Wenn Menschen davon schmeigen wollten, so würden die Steine reisen — in Halle stehen die Franzosen Stütten, ein Siegesdenkmal des Gott-

vertrauens und der Menschensiebe“. Aber auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Verfassung zeigt sich dieselbe Erquickung wie auf dem häuslichen Gebiete. Spener strebte danach, durch bessere geistliche Nahrung und Bepflanzung Ernüchterung und Betätigung des Glaubenslebens herbeizuführen, aber der Weg, auf welchem er zum Ziele zu gelangen hoffte, war gefahrloos und in die Irre führend. Die Verbindung der heilsbedürftigen Gemeindeglieder zu *coelestis in ecclesia* und die Bepflanzung derselben durch die *collegia pietatis* hat Spener als eins der geistlichen Mittel an, die Kirche von innen heraus zu beleben. Aber selbst Spener mit seiner großen Vorwitz und Umsicht und mit seiner unantastbaren Treue gegen die Kirche konnte es nicht verhindern, daß sich bei den Ermedien die Verbindung mit der Kirchengemeinde lockerte und daß das Interesse an den Erbauungstunden die Teilnahme an den kirchlichen Gottesdiensten verringerte und sogar verdrängte. Pietismus und Separatismus waren oft nur schwer zu unterscheiden und die *coelestias* wollten der *ecclesia* kaum noch die Erntezurechtigung zugestehen. So wurden sie im Verlauf der Bewegung nicht das, was sie sein sollten, ein Stärkungsmittel für die Kirche, sondern wirkten durch ihre Pflege einseitiger, subjektiver Frömmigkeit lödend auf den Gemeindeverband.

Der Pietismus Speners war „weich und biblisch“, aber im Kampf mit dem Widerstand, der sich gegen ihn erhob, und mit der Feindseligkeit, die ihm begegnete, verhärtete er sich in seinen Gehörungsverwandten und nahm selbst einen anmaßlichen und hochmüthigen Charakter an. Denn wie will man es anders bezeichnen, wenn von pietistischer Seite an orthodoxe Professoren und Pfarrer, die nach seiner Seite irgend welchen Anstoß gegeben hatten, das Verlangen gestellt wurde, daß sie sich bekehren und um die Wiedergeburt bitten sollten. Was der ursprünglich lautere Pietismus anstreifte aber nicht vollbringen konnte, nämlich eine Erneuerung der Kirche in Lehre und Leben, das konnte noch viel weniger dem von seiner Höhe herabgeliegene gelangen. Die Keigung des Individualismus, sich mit seiner Frömmigkeit aus dem Gemeindeverband loszulösen, ist pietistischen Ursprungs, und aus dem Schoße des Pietismus sind jene Mächter und Separatisten hervorgegangen, welche ihre Stimme gegen den Wert und die Notwendigkeit der Sakramente erhoben.

Die *pia desideria*, die sich in der kirchlichen Bewegung der Gegenwart wieder als erste zeigen, zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Wünschen und Absichten der Pietisten und bei den Bemühungen um die Aufklärung und Vermittlung derselben sind dieselben Begleitererscheinungen erkennbar, welche sich aus dem Verlauf der pietistischen Bewegung beobachten lassen: Betonung der Absicht, das kirchliche Gemeinleben beben und stärken zu wollen, Ungenügen am öffentlichen Gottesdienste und den von den Gemeindegliedern abgehaltenen Bibelfunden, Gemüthlichkeit zu kleinen Gemeinden der Geredeten innerhalb der großen Sündergemeinde, Flucht vor erlaubter Freude u. a. m. Die gesunde und kräftige Nahrung hat aber doch das Seelen- und Gemüthsleben unseres Volkes in den Gemeindegottesdiensten durch die von den Kanzeln und vor dem Altar erfolgte Predigt des göttlichen Wortes, wenngleich es zum Schluß noch einmal betont sein möge, daß Spener und sein Streben auch auf dieses Gemüthsleben anregend und die Innerlichkeit fördernd eingewirkt hat.

Dr. Kujik.

### Bücherbesprechungen.

— Das Florentiner Bildnis. Von Emil Schaeffer. Mit vielen Abbildungen. München, Verlaganstalt F. Brudmann, W. O. Preis 7 M. — Menschengeschicht ist mir mehr als alle Erzählungen und Urkunden“ so schreibt einmal Lavater an Goethe, indem er seinem Bedürfnis Ausdruck gibt, jemanden, der ihn viel beschäftigt hat, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Und auch dem Porträt in der bildenden Kunst ist eine solche dokumentarische Rolle beizumessen. Nicht nur zur Beurteilung eines bestimmten Meisters und seiner künstlerischen Leistungen, und zur künstlerischen Wertschätzung einer bestimmten Epoche hat es seine gemüthliche Bedeutung, sondern es lehrt uns die treibenden Faktoren der Weltgeschichte und damit selbst kennen: es repräsentiert in sich ein Stück Zeitgeschichte, ein Stück von der Weisheit der Menschheit in der individuellen Aeußerung ihres Geistes, ihres Gemüthes. Deshalb ist die Geschichte des Port-

träts, sei es bei einem einzelnen Meister oder in dem Rahmen einer geschichtlich festumgrenzten Zeit, von jeher für den Kunsthistoriker eine besonders anziehende Aufgabe gewesen. Die Archäologen haben uns in dieser Hinsicht viel vorgebracht, und ihre Sammlungen könnten für die neuere Kunstgeschichte vordringlich werden, wenn das Material hier übersehbar wäre. Es muß sich die Forschung zunächst in monographischen Darstellungen bewegen, deren in der letzten Zeit verschiedene erschienen sind. Das oben genannte Werk behandelt eines der dankbarsten Kapitel der florentinischen (nebenbei bemerkt: so muß das richtig gebildete Objekt lauten) Kunstgeschichte: die Geschichte des Bildnisses (im Freisitz), in den großen Wandgemälden und als Einzelbild von Giotto und seinen Schülern (d. h. etwa vom Anfang des 14. Jahrhunderts) an bis auf Angelo Veronesio, d. h. bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Ein köstliches Stück Arbeit eigener Forschung ist in dem schönen Bande niedergelegt, für die Geschichte der reichen florentinischen Kultur jener Zeit ein

tüchtiger Beitrag, für die Kenntnis des Menschen ein lehrreiches Kapitel. Zahlreiche Abbildungen — aber hundert — illustrieren das Buch; wissenschaftliche Belege und Ausführungen sind in einen Anhang verworfen. Allen Freunden der italienischen Kunst- und Kulturgeschichte sei es warm empfohlen. j.—

— Rembrandt. Ein Künstlerleben von Richard Muther. Mit dreißig Abbildungen. Berlin, Egon Fleischel & Co. Preis brosch. 3 M. — Keine langatmige, eine Fülle von Details erschöpfende Biographie, sondern eine feinsinnige, geschmackvolle, feinsinnig geschriebene Studie, die man nicht gern aus der Hand legt, ohne sie bis zum Ende durchgesehen zu haben, nicht erschöpfend für den, der Rembrandts Leben und Werke kennen lernen, aber ungemein anregend für jeden, der die „Schicksalstragödie“ des größten Malers aller Zeiten an der Hand seiner Werke verfolgen will. Mit anderen Worten: eine kunsthypologische Studie, die von einem seinen Empfinden für das Persönliche im Künstler titiert ist, ein modernes Buch über einen alten Meister, modern in der Auffassung und Betrachtungsweise, verständlich für alle, die sehen und fühlen können. Einige Gedanken, die man hin und wieder hat, wollen angedeutet das Ganze nicht viel sagen. Wir sind überzeugt, daß mancher jährlinge Kunsthistoriker auch gegen das Ganze seine Bedenken haben wird. Aber wer besitzt die Gabe, ein so umfassendes Problem in einer so geschmackvollen Form, so faßlich und verständlich in dem Maße zu behandeln wie Richard Muther? j.—

— Paul Hartwig, Anselm Feuerbachs Medea Lucia Brunacci. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. Brosch. 3 M. — Der Herausgeber der interessanten Prosäure, ein in Frankreich bekannter, aus Sachsen stammender klassischer Archäolog, der schon seit vielen Jahren Rom und die engere und weitere Umgebung der ewigen Stadt nach Altertümern mit Mühe durchforscht hat, hat auf seinen Streifzügen in einem Bilirino in der Nähe von Rom die Bekanntschaft einer römischen Dame gemacht, der ehemals Anselm Feuerbach als Modell nachzusehenden Lucia Brunacci, deren Spuren seit Jahren verhallen und selbst von den Biographen des Künstlers nicht verfolgt worden waren. Die jetzt dreizehnjährige Römerin, die einst auf einen unserer größten deutschen Meister einen niegelebenden Eindruck gemacht und ihm zu einer ganzen Reihe von Werken, u. a. auch zu dem berühmten Medea-Bilde Modell gehalten, hat dem Herausgeber neben anderen Erinnerungen an Feuerbach auch eine Anzahl von Briefen des Künstlers mitgeteilt, die im Verein mit ihrer kurzen Lebensbeschreibung einen lebenswürdigen und dankenswerten Beitrag zur Künstlerbiographie bilden. Die Lectüre der prächtigen Studie wird jeden Freund Feuerbachs — und welcher wirliche Kunstfreund zählt sich nicht dazu — von Anfang bis zu Ende fesseln. Otto Greiner hat den Kopf der nunmehr nach römischen Begriffen bejahenden Dame für das Titelbild gezeichnet: ein nicht mehr schönes, aber energisches Profil, das ein gewisser schmerzvoller Zug umspielt — ein sprechender Beitrag zu dem Kapitel, das uns von den Enttäuschungen aus dem Leben eines großen Künstlers erzählt.

— Kirchliche Kunsthaltetümer in Deutschland. Von Dr. Heinrich Berger. Vollständig in ca. 5 Lieferungen. 5 M. Leipzig, Christian Fern. Taubnick. — Das vorliegende Werk, von dem bereits vier ansehnlich starke Lieferungen erschienen sind, macht dem Verfasser und der Verlagsanstalt hohe Ehre. Das Bedürfnis nach einem solchen Werke, das mit der denkbar größten Gewissenhaftigkeit die Ergebnisse der Forschung zusammenfaßt, das überreiche Material in ein faßbares System bringt und damit dem Leser einen Überblick über das ganze große Gebiet der Wissenschaft vermittelt, ist längst ein Bedürfnis, wenn es als solches wenigstens nicht in all den Kreisen, an die es sich wenden, empfunden worden ist. Archäologen und Kunsthistoriker, die ihre Wissenschaft aus den aus der Vergangenheit stammenden Kunstwerken aufbauen, vermögen vielleicht am meisten die Tat des Verfassers zu schätzen, weil sie wissen, wie ein erbloser Fleiß, ja welche Lebensarbeit in einem Werke wie dem vorliegenden niedergelegt ist. Was in Deutschland in den einzelnen Bundesstaaten und ihren Provinzen von kirchlichen Kunsthaltetütern, sei es in den Kirchen, in Sammlungen und in Privatbesitz seit altergrauer Vorzeit bis etwa zum Jahre 1800 (es ist das die Grenze, die nach oben allgemein angenommen wird) aufweist, davon haben wir erst seit einer Reihe von Jahren eine genaue Vorstellung, seitdem die einzelnen Provinzen und Staaten (das Königreich Sachsen unter den Kurlipien des Königl. sächs. Altertumsvereins) über den vorhandenen Bestand immobil und mo-

biler Kunsthaltetümer offizielle Inventarisationsergebnisse herausgeben, deren Bände schon zu einer ganzen Bibliothek angefüllt sind. Umfaßt doch allein das sächsische Inventarisationsergebnis bisher nicht weniger als 28 starke Bände! Diese Literatur, für die im einzelnen Falle selbstverständlich immer die lokale Anordnung maßgebend ist, gilt es zu bemängeln, das überreiche Material zu sichten und in ein System zu bringen! In den meisten Fällen wird sich aber auch die Autopsie als unzugänglich notwendig erweisen haben: welches Maß von Kennerblick legt die Bewältigung der Nielsen-Aufgabe voraus! Das Werk wendet sich aber nicht allein an den Fachkreis der Forscher, die der Arbeit des Verfassers mit selbständiger Kritik zu folgen vermögen. Eine fast vornehmere Aufgabe sucht es vielmehr damit zu erfüllen, das es sich als Handbuch an die Studirenden und die Geistlichen, des evangelischen sowohl wie des katholischen Glaubensbekenntnisses, wendet: sie sollen die kirchlichen Altertümer, die in amtlicher Stellung ihrer Obhut anvertraut werden, in ihrer geschichtlichen Bedeutung verstehen und würdigen, sie sollen sie zu pflegen und behandeln lernen. Und das ist eine Forderung, die unseres Erachtens um so schärfer betont werden muß, als erfahrungsmäßig die meisten Theologen trotz der vorhandenen Inventarisationsergebnisse das Studium der kirchlichen Kunst zu vernachlässigen pflegen. Auf der Universitätsfinden sie entweder kaum Zeit oder keine Gelegenheit zur Pflege solcher Studien, die überdies beim Examen ausgeschlossen sind, und nach Abolition der Universitätsstudien findet sich in den allermeisten Fällen erst recht keine Gelegenheit, das früher Beschaffte nachzuholen. Und trotzdem haben wir es mit der Tatsache zu tun, daß die Geistlichen die herausfinden Hüter der kostbaren Kunsthaltetümer aus vergangenen Zeiten sind. In ihrer Hand kann das Bergenerische Werk großen Segen stiften. Es wendet sich endlich aber auch an die Archäologen, die als Kirchenbauweiser und bei Renovation alter Kirchenbauten zu wirken berufen sind. Wer da weiß, wiech unvorstellbarer Schaden unsern Kirchen durch geist- und vernunftlose Restauration, durch geistlose Modernisierung — selbst aus den neuesten Zeiten sind solche Beispiele nachweisbar — zugefügt worden, der wird mit jedem Freunde alter Kunst den aufrichtigen Wunsch hegen, daß das Pietätsgelübde und die Ehrfurcht vor der Überlieferung nach dieser Seite hin bringend einer Stärkung bedürftig ist. So viel über die praktische Bedeutung und die Bestimmung des Bergenerischen Werkes. Es ist, wie wir schon angedeutet, in seiner Art eine wissenschaftliche Leistung, die man geradezu meisterhaft nennen kann. Der Plan ist reichlich durchdacht und unter strenger Wahrung historischer Grundzüge und absoluter Objektivität (aber mit Berücksichtigung der Bedürfnisse und Wünsche des protestantischen Kultus) durchgeführt; Vertrautheit mit der umfangreichen Literatur ist durchgehend nachweisbar, strenge Sichtung und vorständige Benutzung der Quellen überall angestrebt. Aus dem Buche kann auch der Forscher viel lernen und schon als ein Kompendium, das uns bisher gefehlt hat, wird er sein Erscheinen mit Freude begrüßen. In ein oder zwei Lieferungen soll es zum Abschluß gelangen; wir kommen also auf das Ganze zurück. j.—

— Geschichte des Rheinbundes. Von Dr. Theodor Ritterau, Privatdozenten an der Universität München. Erster Band: Die Gründung des Rheinbundes und der Untergang des alten Reiches. München, G. F. Beck (C. F. W. Bred). XIII, 459 S.; 8°. Preis 12 M. — Das erste Drittel eines bei sich selbstbefriedigend doch sehr umfassend angelegten Geschichtswerkes, das gerade in unserm engeren Vaterlande nach Wichtigkeit und Ziel ein ziemlich harten Beweis darthut. Ritterau hat nämlich nichts Unerwartetes vor, als zu zeigen, welche Kräfte von gesunden Kräften und emittierenden Fähigkeiten Trieben zu dem Vornehmen Nation vor und während des preussischen Vordringens auch die deutschen Mittelstaaten beigetragen haben. Dabei verurteilt er nun nicht etwa — was man vielleicht sofort mutmaßen oder argwöhnen könnte — als eine Art von antizipiertem Anti-Preussische die preussische und die österreichische Politik jener Jahre in Baulch und Bogen, sondern er sieht bloß von vornherein davon ab, eine Darstellung zu liefern, die der Staatkunst jener beiden Mächte in vollstem Maße mit gerecht würde. Und daraus wieder geht hervor, daß er nun nicht etwa alles über den grünen Klee lobt, was an eigenen Regungen der damaligen deutschen Mittel- und Kleinstaaten bemerkenswert ist — im Gegenteil: der Mangel an Rationalgefühl und der Überchwang an kosmopolitischen Unklarheiten, die Tiefsucht und die Ländereigier der Kleinen, das alles wird gebührend niedriger

gebängt. Aber nie verdammt es allerdings der Verfasser, zu untersuchen, wo die Wurzeln dieser Fehler zu suchen sind; und dabei kommen freilich Österreich und Preußen manchmal deshalb schlecht weg, weil ihr Anteil an den zerlegenen Einkünften, die sie auf die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse nicht zu knapp ausgrübt haben, ungeschminkt bloßgelegt und karakelliert wird. Die unangenehm das auch die und da den Berufspöbeln betrübten mag — jeder Vorkritiklose wird doch dies Werk, von dem man behaupten darf, daß es über kurz oder lang einmal kommen mußte, wegen seiner inneren Wahrhaftigkeit anerkennen müssen. Begründet ist die ganze Beschreibung auf eine von Mißfälligkeit zugende Benutzung aller erreichbaren gedruckten und ungedruckten Stoffe (nur zu Seite 6 auf S. 440 muß ich den Kopf schütteln), dessen volle Beherrschung ganz von selbst eine gewisse Überlegenheit mit sich bringt (vgl. z. B. die Bemerkung über die Patumhällung S. 176). Komisch wirkt das Versehen (auf S. 99, 102, 105), aus einem Heinen Berleger einen politisirenden Schriftsteller zu machen. Schicksal stützen ich auf S. IX der Pant an Jm. v. Böhm; sonst ist die durchsichtige und ruhige Ausdrucksweise rückfallslos zu loben. Schon jetzt freut sich der Benutzer auf das Register, das hoffentlich spätestens dem 3. Bande beigegeben werden wird. Ht.

— Kurzsächsische Streifzüge. Zweiter Band: Wanderungen in der Niederlausitz von Otto Eduard Schmidt, Professor an der Jürstenschule St. Anna in Meissen. Mit einem Titelbild und 21 Federzeichnungen von Max Müller. Leipzig, Friedr. Wils. Brunow. VIII, 359 S. 8'. — Wir haben feinerzeit an dieser Stelle die „Kurzsächsischen Streifzüge“ des Verfassers, die uns durch das Gebiet des ehemaligen Kurkreises führten, als eine der wenigen wirklich erfrischend vollständigen Schriften zur sächsischen Geschichte bezeichnet und dabei zugleich hervorgehoben, daß und warum gerade für Sachsen solche Bücher doppelt willkommen zu heißen sind. Zu unserer Freude ist das Urteil allgemein das gleiche gewesen; man hat den Verfasser sogar den sächsischen Fontane genannt, und wenn er auch den Reiz eines im Wortort beizubehalten ablehnt, so ist doch etwas Nützlichem daran. Die günstige Aufnahme hat den Verfasser bestärkt, ein zweites Bändchen folgen zu lassen, das jedem Leser den nämlichen Genuß bereiten wird. Dieimal ist es die Niederlausitz, die er auf Feiertagen durchwandert oder vielmehr durchreißt hat; wieder bietet er uns eine Reihe landschaftlich-bistorischer Bilder, die ebenfalls zuerst als Aufzüge in den Grenzorten erschienen sind; wieder beweisen die ihnen in der Ausgabe beigelegten Anmerkungen, wie wohl vorbereitet diese Reisen unternommen wurden und wie der Verfasser mit seinem Bild für die bezeichnenden Schönheiten der Natur ein einbringendes Verständnis für die geschichtlichen Wandlungen und Zustände verbindet. Die Niederlausitz gehört bekanntlich zum ältesten Territorialbestand der Wettiner; sie haben sie von 1034 bis 1303 besessen, sie gehörte dann, abgesehen von der kurzen Regierung Friedrichs des Strengen und seines Bruders (1350—1364), anderen Fürsten, bis sie 1620 wieder an Sachsen kam und bis 1815 dabei blieb. Hauptächlich die sächsischen Erinnerungen des Landes sind es, die der Verfasser aufreißt. Es fanden ihm dabei verhältnismäßig geringe literarische Hilfsmittel zu Gebote, nämlich außer Lipperts trefflichem Werke „Wettiner und Mittelbäcker sowie die Niederlausitz im 14. Jahrhundert“ nur die von Prof. Jentsch in Guben herausgegebenen „Niederlausitzer Mitteilungen“ und einige, teilsweise recht häßliche Stadtchroniken, während von dem lange geplanten Niederlausitzer Urkundenbuch bis jetzt noch nichts veröffentlicht ist; der Verfasser hat sich also vielfach auf archaische Forschungen im Hauptstaatsarchiv und in den Archiven verschiedener Familien, Pfarren und Städte angewiesen, und das er auch diese Quellen gewissenhaft benutzt hat, legt rühmliches Zeugnis von dem gewissenhaften Ernst ab, der das Bändchen bei aller Bescheidenheit der Darstellung durchweht. Gleich im ersten Abschnitt, „Sensberg und Altdöben“, führt er uns auf ein Gebiet, das ihn besonders interessiert. Altdöben gehörte seit 1749 dem bekannten Antiquar des Grafen Brühl, Heinrich von Dönnern, dem feinsinnigen Kunstsammler und Kenner, der die Dresdener Sammlungen so außerordentlich viel veranbalt; Schmidt gibt, namentlich an der Hand einer kurzen 1763 verfaßten Selbstbiographie, ein knapper Bild seiner Tätigkeit und seiner Persönlichkeit im Rahmen seiner Zeit, wobei natürlich seine bauliche und künstlerische Tätigkeit für Altdöben und die Spuren, die von ihr noch vorhanden sind, besonders berücksichtigt werden. Während der folgende Abschnitt „Aus

dem Spreewalde“ mehr landschaftliche und volkstümliche Schilderung gibt, führt uns der dritte „Von der Spree zur Ober“ wieder an geschichtliche Probleme heran; namentlich das Darlehen Schwabens an der Ober veranlaßt den Verfasser zu treffenden Bemerkungen über die Beziehungen Sachsens zu Polen von den Zeiten Heinrichs des Erlauchten bis auf August den Starcken, auf die wir freilich mit Rücksicht auf den Raum nicht näher eingehen können; besonders die Charakteristik Augusts des Starcken, die sich trotz seiner Schwächen überaus regeln und bedeutenden Mannes“, den der Verfasser sich bemüht aus seiner Zeit heraus zu verstehen, verdient auch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden und wird sicher zu anregender Polemik Anlaß geben. Wieder ein vollständiges anderes Bild gibt der nächste Abschnitt „Das Eist Küsselle an der Ober und sein Hinterland“ — es führt uns die Wirksamkeit der Eisterzler für die Wirtschaftsgeschichte dieser Lande vor Augen und entrollt an der Hand der im Bestirer geb. Staatsarchiv vorhandenen Urkunden ein Bild der Klosterwirtschaft im späten Mittelalter. Weiter bestritten wir den Verfasser dann „vom Schmiedeloch zur Schwarzen Elster“ und werfen Blicke in die Geschichte von Lützen, Lützen, Dahme, des alten Lebus sowie der im Kurkreis gelegenen Städte Schlieben und Herzberg. Das interessante Kapitel ist wohl das 6. „Graf Brühl und seine Schloßer“, wir lernen den Geist jener Zeit und vor allem den allmächtigen Minister, dessen verhängnisvolle Bedeutung für Sachsen der Verfasser vollkommen zurecht beurteilt, aus seinen prachtvollen Schloßbauten in Forst und Pforten, aber auch in Großschön, Altdöben, Lindenan, Oberlichtenau, Seifersdorf, Klundorf, Gausitz, Martinskirchen kennen; in lebendiger Schilderung ziehen die fürstlichen Vermählungen an uns vorüber, die Friedrich der Große in den Jahren 1757 und 1758 über die Besigungen seines verstorbenen Bruders verhängte. Ein Abschnitt über das mächtige Kloster Dobrilug — von seiner Erhebung durch Walter von der Vogelweide an bis zu seiner Auflösung — bildet den Beschluß. Eine gute Reproduktion des bekannten Bildes Augusts des Starcken und des Königs Friedrich Wilhelm I. von L. de Silvester und eine Reihe hübscher Federzeichnungen gereichen dem überhaupt sehr gut ausgestatteten Bändchen zur besonderen Zierde. Wie es recht viele Leser finden und möchte der Verfasser uns bald zu gleichen Wandlungen durch die Mark Meissen, das Osterland und die Oberlausitz einladen. —

— Aus der Geschichte Schönburgs. Herausgegeben von Hugo Goldig, Oberlehrer in Lichtenhain. Selbstverlag des Verfassers (für den Buchhandel: Martin Doerffler, Lichtenhain). 80 S. 8'. Preis 1 Mk. bei direktem Bezug, durch den Buchhandel 1 Mk. 50 S. — Während man noch immer schmerzlich auf die Geschichte des Hauses Schönburg wartet, für die Theodor Schön seit langen Jahren unzulässige Cuellenarbeiten gemacht hat, ist loeben ein kleiner, hauptsächlich für die heimatskundlichen Schulunterricht berechneter Grundriß der Geschichte „Schönburgs“ — richtiger der Schönburgischen Herrschaften — erschienen, dessen Verfasser uns bereits aus mancher kleinen Arbeit in den 1894 bis 1900 erschienenen Schönburgischen Geschichtsblätter bekannt ist. Auf Grund der ziemlich vollständig benutzten Literatur, auch einiger archaischen Forschungen im Lichtenhainer Staatsarchiv gibt er zunächst einen Überblick über die territoriale Entwicklung der Herrschaften im allgemeinen. Wenn er mit Recht die etymologischen Phantasieereien des Kellerman Gedart zurückweist, so find die Namensklärungen, die er selbst gibt, doch auch nicht durchaus einwandfrei; die Ableitung von „Altdöben“ u. dgl. von dem „Albion“ sollte doch endlich einmal aufgegeben werden. Daß aus dem limes Sorabicus ein limes Sorabica geworden ist, wollen wir für einen Druckfehler ansehen! Es folgt ein Abschnitt über die kirchliche Entwicklung der Lande bis zur Reformation und ihre Reformationsgeschichte. Daran schließen sich Skizzen über die Schicksale der Herrschaften in den verschiedenen Kriegzeiten, die sie durchzumachen hatten: der Rußsteneig, dem Bauernkrieg, dem schmalkaldischen, dem dreißigjährigen, dem siebenjährigen Krieg, den Befreiungskriegen, biswischen über die Festzeiten und die Hungernöte 1771—72; ferner eine Schilderung der Ereignisse des Jahres 1848, insbesondere der Festigung des Waldenburger Schloßes, ein pietätvoller Lebensabriß des Fürsten Otto Viktor von Schönburg (geb. 1785, gest. 1859) und einige Notizen über berühmte Schönburger (Georg Agricola, Philipp Roenarius, Paul Fleming, der Geschichtsforscher Pölig, der Naturforscher G. H. Schubert). Wie der Verfasser selbst im Wortort andeutet, findet der Kenner kaum etwas Neues in dem Bändchen; doch genügt es für seinen Zweck. —

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 16.

Dienstag, den 7. Februar, abends.

1905.

## Der „Spielmann“.

Eine Tzpe aus dem Böhmerwald.

Von Joh. Peter.

In der Regel ist der Gebirgswaldler ein ganz besonderer Freund des Tanzes und Gesanges; der Frohsinn aber wird am besten genährt durch Frau Musik und demgemäß spielt die Musik im wilden Bezirker des ferndentischen Böhmerwaldes eine nicht unbedeutende Rolle. Der Freund des Volkes kann sich überzeugen. Keine Maid und kein Burck, kein Großmütterlein und kein Bauer werden sich vorfinden, die nicht im Besitz eines „reinen Gebörg“ und einer hellen Stimme wären, und in jedem Baldborfe werden wir auch sicher dem vielseitigen Musikanten begegnen, der nicht entweder die Fiedel oder die Bratsche, die Fiddle oder die Klarinette, die Trompete oder den Brummbas in seiner Wanne meistertalig zu behandeln verstände.

Der Formusikant des Böhmerwaldes ist eine scharf ausgeprägte Volkstzpe. Er ist überall und insbesondere auf dem Tanzboden gern gesehen, er ist der „Kupfspieler“, „Kupfmeister“ und „Kufbläser“ beim Falschingstanz, er ist der „Kufspieler“ beim Hochzeitschmaus, der Gelegenheitsmusiker bei Ausflügen und geselligen Zusammenkünften; zuweilen ist er auch Wandermusikant, indem er die Welt in allen ihren Weiten durchzist, um Geld zu verdienen und „eine Schule“ durchzumachen.

Das erste Stadium des Waldmusikanten ist die Lehrzeit. Er braucht kein Konservatorium, keinen Kontrapunkt, keinen Generalbass, keine Harmonie- und Kompositionskleber, keinen Meister und Künstler; das sind ihm lauter nebensächliche Dinge! Ihm genügt es, wenn er auf dem Kirchendore wacker die Trompete bläst und die Geize streichen kann, ihm genügt es, wenn er auf dem Tanzboden den „Deutschen“ und den „Landler“ aufspielen, wenn er zu seinen schnurrigen Glang in voll urwüchsigter Kraft und vollstümlicher Frische die Gitarre „klimmern“ kann — und in dieser Richtung ertvird er auch sein Ziel vollständig, in dieser Hinsicht verdient er unsere Bewunderung.

Meistens, in der Regel adt bis zwödf Spielteute vereinen sich zu einer sogenannten „Banda“ und gehören einem „Kapellmeister“. Bei diesem muß der Lehrer als Ghorregent vor sprechen, bei diesem bestellt der Wirt die Tanzmusik oder auch — warum denn nicht? — die Konzertmusik. Tanzmusik wird beinahe jeden Sonntag, ausserdem an den drei Falschingstagen, am Osterdienstag, Pfingstmontag, Kirchtag und zu „Kathrein“ abgehalten. Am „Konzert“ gibt es in der Regel bei gelegigen Ausflügen in den herrlichen Gopwald, bei Schul- und Kaiserfesten und bei Gelegenheitsfesten. Bevor die Musikbender austrückt, wird „Probe“ gehalten, was immer beim Kapellmeister geschieht. Dieser hat die Noten herbeizuschaffen, die Besatzung zu liefern und die Reisepässe ins benachbarte Bawern zu besorgen. Deswegen gilt er auch etwas. Die „Probe“ sürdnet der Formusikant; besonders die Trompeter, die sich auf ihren blank gepulsten Instrumenten ziemlich unflücker süßeln, hören dieses Wort nicht gerne zweimal. Sie haben ja sonst so nichts zu tun, als mit dem Bombardon „Es“ zu lagern und dann zweimal „tom, tom!“ zu blasen — und selbst diese Begleitung macht ihnen oft die größte Schwierigkeit. Auch der Bombardonbläser, der die Musik zu „halten“ hat, damit sie nicht „auseinander“ geht, begehrt oft die musikalische Lobdüne, den Grundton in verkehrten Intervallen anzuschlagen, was das musikalische Ohr außer Rand und Band bringen kann. Die zwei Klarinettenbläser (Es und B), der Falschhornist und der Kithornist führen abwechselnd den „Gelang“ — die Melodie; sie müssen also ihren Mann stellen und sie tun es in der Regel auch in Ehren. Bei der Probe werden die „Stüde“ vorgenommen, die

auf dem Tanzboden oder im „Konzertstüdel“ gespielt werden Gewöhnlich bildet die „Cffatur“ die Einleitung, dann müssen Falschhorn-Variationen, Frien aus alten Opern und schließlich Tanzstüde daran. Gar häufig geht es mitunter bei solchen Proben her; der Fackelmüller schreit sehr oft „falsch!“ läßt sich von einzelnen bestimmte Stellen vorblasen und wenn es nicht geht, so gibt es ordentliche „Griner“, das es für den betreffenden Spielmann „eine Schand“ ist. Wenn dann endlich alles klappt und fracht und schmalz und kring und kring, Bistolo und Trommel auch sich dreinmischen, dann gibt’s im Dorfe großen Zusammenlauf und neugierig lauscht die Menge vor dem Hause und mannt ein trock Wägdlein krampt mit dem Fuße den Takt zur reizenden Vandlermusik, die gar so verführerisch zum Tange lodt.

Nach der Probe geht der Spielmann ins Wirtshaus, um sich nach lo harter Anstrengung genügend zu härtin; dabei geht er gleich auf Konto, wenn die Musik, das „Opiel“, vom Wirt bestellt wurde. Dieser bestellt das Opiel etwa adt Tage vorher. In der Regel ist es Tange oder Hochzeitsmusik. Nachdem die Musikanten Probe gehalten, geht es adt Bagen der Fied- und Holzinstrumente. Sie müssen glänzen und sunfeln, das es einen Namen hat. Die Klarinetten und Flöten müssen gemaschen, eingölt und frisch „bedeiert“ werden, das die Klappen „beden“. Gewöhnlich verlangt der Besteller das „Blasorchester“, weil die Burcken nichts wissen wollen vom „Streichorchester“; sie können das „Krahen“ und „Scharren“, das „Winfeln“ und „Hudeln“ nicht leiden, sie wollen Trompetengebläse, Flötengeläsel und Bombardonorgel, das stimmt besser zu ihren tollen Wärm. Das Streichorchester gelangt nur bei Konzerten zu Ehren. Da sind die „Gerrenleute“, wie etwa der Pfarrer, Lehrer, Förtler, Kollektnehmer, Finanzwache und Gendarmerie, anwesend, die etwas verstehen, und der Kapellmeister schndt darauf, das die Streichmusik nobler ist als die Blechmusik. Zur Tanzmusik finden sich die Spielteute zur selbgeboten Zeit auf dem Tanzboden ein. Hier sitzt in einem Winkel das „Orchester“ ausgeglichen, worauf sie alsogleich Blag nehmen. Der Raum wimmelt von Länzern. Alsbad legen einige Burcken den immer durftigen Spielteuten einige Krüge Bier vor, ein Jaudchen und Trinken hebt nun an, bis sich endlich ein Burcke einen „Deutschen“ „antrieb“ (bestellt). Die Spielteute greifen nach ihren Instrumenten und beginnen zu „klimmen“.

Noch einmal lassen sie nun den steinernen Maßtrag oder die blecherne „Bistich“, woraus sie gemeinschaftlich süßären, in der Runde von Hand zu Hand wandern, gleichsam als ob sie sich zur beginnenden Tätigkeit nodmal härtin wollten. Den ersten Trunk macht der Kapellmeister, der meistentalls die Klarinette oder die Primgelge spielt und ein alterprober Spielmann ist. Er muß eine „Schule“ durchgemacht haben, er muß drei bis vier Nächte „aushalten“ und über einen reichen Vorrat vollstümlicher Weisen verfügen können, muß ferner die „Einfälle“ und die „Belüßigungen“ haben, stundenlang aus dem Stegreif auszublasen, wenn sich der „Was“ einen Landlerischen Angriff. Und zur Ehre der Waldmusikanten sei es gesagt, in dieser Hinsicht sind sie kleine Komponisten und Virtuosen. In der augenblicklichen Erfindung und Wiedererzage neuer, zum Herzen sprechender Vandlerweisen sind sie alle groß und originell, groß aber auch in der Kunst des Trinkens, weil es gar ihre Seltenheit ist, wenn ein solches musikalisches Genie drei bis vier Tage fast ununterbrochen im Kupfspielen aushält, was ganz besonders im Falsching der Fall ist.

Nach dem Kapellmeister trinkt als der Kanonacke der „Flügelhornist“, der einen tiefen Zug machen muß, weil sein Instrument „auf die Brust“ geht. Der dritte in der Rangfolge ist der „Klapphornist“, der mit der Klarinette und dem Flügelhorn abwechselnd den „Gesang“ — die Melodie — führt. Nach ihm trinkt der „Bombardonbläser“, der den Mund am weitesten aufst, weil auch sein „Mundstück“ am Bombardon am weitesten ist. Er macht tiefe, ausgiebige Züge, hat in der Regel ein stattlich hässliches und bekommt auch in der Regel den ersten Rausch unter den Musikanten, so daß er oft mit seinem ehrwürdigen Bassinstrument mitten unter den Längeren steht und wider den Grundton zur schmetternden Musik bläst.

Nun beginnt es auf den stompigen Höhen des Orchesters zu pfeifen und zu poltern, daß die Fenster erzittern. Die Spielleute werden rot und blau vor Eifer und Anstrengung. In der heftigsten Laut heft der „Es-Klarinetist“, der nicht nur die Klarinetten zu spielen, sondern auch zu erfinden hat. Geht ihm der „Einfall“ aus, so gibt er dies durch einen verständnisvollen Blick dem Flügelhornisten zu verstehen, der ihn dann „abblöht“ und zur Abwechslung eine selberfundene Weise zum besten gibt. Geht dem Flügelhornisten der Stoff aus, so führt der Alt Hornist mit höchst eigener Erfindung den „Gang“ weiter. So lösen sich diese drei Skrupel in ihrer Tätigkeit ab. Jeweils läßt sich sogar der mit der „Kuh“, der Bombardonbläser, mit einem Kunststück hören, das freilich in nichts anderem besteht, als in den drei Schlägen „tom, tom, tom!“ Sobald dieses Tom, tom, tom! erschallt, jauchzen die tanzennde Waare, daß es weithin ertönt, denn der Bombardon ertönt sich bei den Waldbüschen besonderer Beliebtheit, weil er vermöge seiner Form und Größe Anlaß zu aßerhand Späßen und Wigen gibt. Oft, wenn „das Klarinell“ dem Bläser zu stark „auf die Brust“ geht, legt dieser das Instrument beiseite und nimmt die Tenorflöte zur Hand und nun ergießen sich durch den dampfenden Tanzraum die weichen Töne des „Pfeifers“. So geht es fort die ganze Nacht. Der Spielmann ist es gewohnt, er hält weder aus, trinkt schwarze Kaffee und schmeißt, wenn sich der Schlaf einstellen will, damit die Augen wieder licht werden, legt jeweihs sein Instrument beiseite und stampft selbst einen Rausch mit. Hier trinkt er in überreicher Menge, die Büschen bringen es umsonst. Oft bekommt er auch seinen Rausch, dann wird er streitsüchtig

und im Nu gibt es dann ein „Gräff“, wobei mit den „Hörblin“ und „Pfeifers“, mitunter auch mit dem Bombardon tüchtig zu geschlagen wird.

Haben die Musikanten dem letzten Burden „hinausgeschpilt“ dann trinken sie noch mit dem Wirt ein Räßlein und teilen den Spiellohn. Mit gestültem Beutel, schlaftrunken und halb benebelt wandert nun der Spielmann heimzu, um sich tagelänger in der Kammer oder auf dem Heuboden gründlich auszuschlafen. Auf ähnliche Weise geht es auch bei einem Konzerte her. Nur bekommt da der Spielmann nicht so viel zum Trinken, er bleibt deshalb nüchtern, macht seine Sache gut und ertreut sich nach getaner Arbeit an dem hübschen Gelde, daß ihm seine Kunst getragen.

Am Vorabende des Kamendfestes eines Dorfoblen erscheinen die Musikanten und bestelln vor dessen Hause und spielen ihm ein „Standel“ (Ständchen) auf; diese Ebre bringt den Gefeierten schier außer sich, jezt wissen's ja die Dörker, daß er etwas ist, daß man auf ihn etwas hält und er zählt den biederen Spiel-leuten in der Regel einen Eimer Bier und will er sich besonders sehen lassen, so „schmeißt“ er noch einige Gulden obendrein. Die zufriedenen Musikanten aber ziehen schmutztraß ins Bierhaus hin, lassen sich den „Eimer“ ins Schankzimmer bringen, der Wirt muß ihn anzupfen, während das Ginfchenken die Spiel-leute sich selbst besorgen, weil sie guten Grund haben, dem Wirt nicht zu trauen. So wird nun gezecht, bis der letzte Tropfen versiegt ist. Während des Gezehens geben sie einige Stücke zum besten, denen die anderen Jeger gerne lauschen.

Oft vereinigen sich mehrere Spielleute und ziehen als Wander-musikanten in die weite Welt hinaus, um Geld und Ehre zu verdienen. Meistenteils schließen sie sich einem wandernden Firtas an und reisen mit diesem von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Mit einer hübschen Erparnis lehren sie dann im Spätherbst zurück ins traute Waldbüschlein, um mit nächstem Früh-jahre wiederum ihre Kunsttreise anzutreten.

So sieht er vor unheimen geistigen Auge, der lustige Spiel-mann des Böhmerwaldes, und vor geben dem Beter den Rat, bei einer Wanderung durch das wildschöne Hochalpberge eine Tanzmusik anzunehmen — die Klarinetten und Gebirgslänge, die er da zu hören bekommen wird, werden ihm Nahrung einflößen vor dem „Spielmann“.

### Bücherbesprechungen.

— Die Geschichte des literarischen Porträts in Teutschland von Friedrich M. Kircheisen. Band I: Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Leipzig, Karl W. Hiersemann, VIII, 170 S.; 8°. Preis 5 M. — Kircheisen's jüngstes Unternehmen (vgl. W. B. W. 17. Nr. 10 vom 12. Febr. 1903) gehört zu jenen immerhin seltenen Werken, die von sich behaupten dürfen, daß sie eine langst gefühlte Lücke tatsächlich ausfüllen: es gab wirklich noch keine Geschichte des literarischen Bildnisses für Teutschland. Freilich muß ich mit einem gewissen Aber hinterdrein kommen; es ist viel, viel mehr Stoffsammlung, die eine Geschichte künftig ermöglicht und erleichtert, als diese selbst ist. Das lehrt ein einfacher Vergleich z. B. mit Lamprecht's „Deutscher Geschichte“ II, S. 191. Was hat dieser (psychologisch allerdings großartig gehaltene und darum sehr interessante) Historiker aus dem allmählichen Werden der Kunst der Charakterisierung mit wenigen Worten zu machen verstanden! Drum kann ich dem Verfaßter nur raten, ehe er die Folgezeit zu behandeln unternimmt, sich Lamprecht III, S. 257 ff. gründlich anzueignen; sonst wird man den Eindruck des Dilettantenhaften an vielen Stellen nicht los werden. Wenn ich übrigens nicht ganz irre, hat der auf S. 2 unter „...“ genannte Dr. M. Kemmerich vor nicht zu langer Zeit in der Zeilage zur Allgem. Zeitung über die Geschichte des literarischen Porträts eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die mir damals außerordentlich gefallen haben, weil sie mit ungleichbarem Geschick das ungewöhnlich redt schwierige Problem in innerlicher Vertiefung zu erfassen und zu lösen suchten. — An äußerlichen Dingen habe ich zweierlei auszuheben: einmal ist nicht überall sorgfältig genug Korrektur gelesen worden; und dann schmerzt mich der häßliche Verlegerstempel auf dem Titelblatt. — Ht.

— Adolf Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Baderborn, Schöningh.

517 S. — Frig. Sacherer, Anthologie aus den griechischen Lyrikern, für den Schulgebrauch erklärt. Götta, Perthes. 180 S. — Lothar Koch, Platon's Oorgias, für den Schulgebrauch erklärt. Götta, Perthes. 193 S. — In den leztorgangenen Jahrzehnten hat die griechische Lektüre in den Gymnasien eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Während früher die Werte der Alten mit behaglicher Umständlichkeit gelesen und erklärt wurden und hierbei in erster Linie das grammatische Verständnis erzielt werden sollte, wird gegenwärtig in den obersten Klassen das Hauptgewicht auf den Inhalt gelegt und dafür die Lektüre in bedeutend erweiterter Umfang betrieben. Wäre dies nicht, es als ob man in den dem früheren Verfahren entgegengegangenen Fehler verfallte, so daß bei der großen Masse des Gelesenen und der Hoffn. mit der man die vorgeschriebene Aufgabe zu erledigen bemüht ist, das sprachliche wie das sachliche Verständnis beeinträchtigt werde. Wollte rasches Fortwärtgehen kann ja nur Schaden bringen, da der jugendliche Geist bei dem Mangel an Lebenserfahrung und geistiger Reife entschieden große Schwierigkeiten zu überwinden hat, um sich mit dauerndem Gewinn in die Behandlung des Lucubriden, Plato, Sophokles zu vertiefen. Von dieser Erkenntnis geleitet haben einschüddole Schulmänner durch erklärende Ausgaben der Schriftsteller das Verständnis der schwierigen Stellen zu erleichtern unternommen und manch treffliches Buch ist auf diese Weise als ein Werk der deutschen Pädagogik und deutscher Gründlichkeit entstanden. Für den Profaischritsteller wird diese Art der Erleichterung vollst genügen, nicht so für den Dichter. Bei ihm bedarf es schließlich doch eines Höheren, einer zusammenhängenden Darlegung, welche vom ästhetischen Standpunkte aus den Wert des einzelnen Dichters selbst erschließt und in seinen Werken den schaffenden Dichter selbst erkennen läßt. Sowie nun auch von Seiten des Lehrers im Unterrichte in dieser Richtung getrieben mag, bei dem großen Umfang des in kurzem Zeitraume zu bewältigenden Stoffes kann nur das einzelne Werk einige Berücksichtigung finden, einen Überblick über die dichterische Gesamtstellung seines Autors

zu geben wird der Lehrer selten imstande sein, da ihm der Vorteil einer langsam fortschreitenden Lectüre verfährt ist. Neuerdings hat man aber ästhetische Erklärungen einzelner Tramen des Sophocles verfaßt (J. B. Martin Wohlrab), um von dieser Seite aus das Verhältniß und damit auch die Freudigkeit des Lernens zu fördern, zumal die Verlagsabhandlung von Ferd. Schöningh in Roderborn hat das Verdienst, durch Herausgabe von ästhetischen Commentarien den dichterischen Wert antiker Dichtungen ins rechte Licht setzen zu helfen: zu den ästhetischen Commentarien zur *Trachin* von Gb. Kammer, zur *Oedipe von Jas. Sigler*, zu den juristischen Dichtungen des *Horaz* von B. Hebbardi-R. Scheller, hat sie nun ein hochbedeutendes Buch, den ästhetischen Kommentar des *Sophocles* des Prof. Dr. Adolf Müller in Kiel, hinzugefügt. Der Kundige weiß, welche Arbeit für den, der mit seinem ästhetischen Gefühl begabt an eine solche Aufgabe herantrat, zu bewältigen war, denn bei der fast unüberschaubaren Literatur über den größten Tragiker der Griechen bedurfte es des angestrengtesten Fleißes, damit nichts Wertvolles außer acht gelassen würde, nicht zu reden von der Schwierigkeit, den so genannten Stoff und die Ergebnisse der eigenen Forschung in einer einseitlichen, klaren und ansprechenden Darstellung dem Leser zu vermitteln. Vor allen ist hervorzuheben, daß das Buch die Resultate gründlicher Studien enthält; da Ulrich v. Wilamowitz-Möllerhoff gegenwärtig in seiner Art wie ein zweiter Gottfried Hermann die griechische Tragödie beherrscht, so hat der Verfasser dessen so zahlreiche Arbeiten für seinen Zweck nutzbar gemacht, sojann aber auch alles andere von Wichtigkeit, was von Welcker und Schneidewin an die auf Seite, Bruhn und Robert geschrieben worden ist, durcharbeitet. Eigenes und Fremdes ist in so geschickter Weise von ihm verschmolzen worden, daß die Darstellung aus einem Guß ist. Das Buch umfaßt sogar mehr als der Titel besagt, da die vorausgeschickte Übersicht über das Leben des Dichters und am Ende die Auseinanderlegung über die Elemente einer Tragödienaufführung im fünften Jahrbucherte streng genommen nicht zur Aufgabe des Verfassers gehören. Dieser seiner Aufgabe wird der Verfasser gerecht, indem er sich zunächst über die Kunst des Sophocles im allgemeinen verbreitet, dann Stoff und Aufbau der sieben erhaltenen Stücke bespricht und daran die Charakteristik der einzelnen darin auftretenden Personen anschließt. Wie wohlthuend für den Leser hierbei das hebevolle Versehen des Verfassers in den Charakter des *Chippus*, der *Antigone*! Ein vierter Hauptteil verbreitet sich über die Entstehung der Tragödie aus dem Satyrspiel, ihre weitere Ausbildung, über die Bedeutung und Stellung des Chores zu den handelnden Personen sowie über die übrigen juristischen Partien, und dies gibt Gelegenheit, nach sorgfältigen Worten über das Wesen der *Musik* über die *Flötenbegleitung* und über die sonstige Verwendung der *Musik* bei der Aufführung zu sprechen. Bei der Wärme, mit der der Verfasser die erhabenen Gesalten des *Chippus*, der *Antigone*, der *Jamete*, des *Philoctet* und andere in lebensvoller Schilderung dem Leser vor Augen führt, gerät er mit sich selbst in Widerspruch, indem er erst die Sphärrertraut des *Nekelolus* über die Kunst des Sophocles stellt und dann im *König Chippus* und in der *Antigone* das Höchste erblickt, was die dramatische Kunst der Griechen geschaffen hat. Der seinen Geist über das Alltägliche und Geweine zu erheben und in das Reich großer, erhabener Gedanken zu versetzen vermag, der wird in den *Schöpfungen* des Sophocles reichen, reinen Genuß finden, das Verhältniß derselben zu erleichtern und damit den Genuß zu erhöhen ist der *Kommentar* Adolf Müllers vortrefflich geeignet. So ist denn zu wünschen, daß die lernende Jugend auf dem so humanistischen Genußnahme nach diesem Buche greift, das Studium desselben wird sich reichlich belohnt machen. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß die äußere Ausstattung geschnackvoll, die Sprache rein und fast ohne Unebenheiten des Stils, der Druck beinahe ganz frei von Druckfehlern ist. Der Berichterstatter kann es sich nicht verlagern, noch auf zwei Bücher hinzuweisen, die dem altsprachlichen Unterrichte zu dienen bestimmt sind, beide im Verlage von Perthes in Gotha erschienen, beide nach den bewährten Grundlängen gearbeitet, die für die erklärenden Ausgaben der Verlagsabhandlung maßgebend sind. Prof. Bucherer in Baden-Baden hat in seiner *Antilogie* aus den griechischen Epitriern mit richtigem Verhältniß die Bedürfnisse der Schule die Auswahl getroffen, namentlich für einem Zuviel sich gebietet und dem Schüler durch knappe Erklärungen die Arbeit erleichtert. Mit gleicher Sorgfalt und pädagogischer Erfahrung hat Dr. Vorjahr

noch in Bremen seine *Kudgabe* von *Platos* *Gorgias* verfaßt. Es mag wohl jezt Jahre her sein, daß man diesen Dialog als für die Lectüre der Prima geeignet zuerst angelegentlich empfahl. Ob praktisch angestellte Beruhte zu einem befriedigenden Gradus geführt haben, ist dem Berichterstatter unbekannt, doch möchte er seine Ansicht dahin äußern, daß trotz des hohen ethischen Wertes, den dieser Dialog besißt, die Lectüre der ganzen, umfangreichen *Schrift* nicht als ratsam erscheint, da *Plato* ohnehin mit der *Apologie*, dem *Kriton* und *Phädon* einen großen Teil der jugendlichen Zeit in Anspruch nimmt; man wird sich mit der größeren Hälfte, etwa von p. 481 b an, begnügen müssen. Zum Schluß noch ein ernstes Wort über die Lectüre der alten Klassiker überhaupt. Der Schüler, der sich baheim auf seinen *Horaz*, *Tacitus*, *Sophocles* oder *Hucodides* vorbereitet, nehme eine der so zahlreichen begabenen Ausgaben mit Erläuterungen zur Hand, um sich nicht an Oberflächlichkeit zu gewöhnen oder nicht Mißbegaben darüber zu empfinden, daß ihm so manches unverständlich bleibt. Erfahrene Schulmänner, von gleicher Liebe zur lernenden Jugend wie zum klassischen Altertume besetzt, haben in erklärenden Ausgaben der Schriftsteller alles getan, dem Schüler Lust am Lesen zu machen und ihn zu nötigen, seine Denkfraft durch Eindringen in den Stoff zu üben. Leider ist diese wohlgemeinten Bestrebungen ein schlimmer Fehler erwachsen in den für so geringen Preis zu tausenden Abfertigungen und Schülerpräparationen, die den Schulbüchermarkt geradezu überschwemmen. Zu ihnen wird mit Faß gegriffen, was da herein sieht, mechanisch und wohl auch flüchtig gelesen — und die Vorbereitung ist fertig. Durch solches Verfahren wird aber die *Schulung* des Geistes gehindert, die *Gründlichkeit* und *Freude* an selbständiger Arbeit verkrüppelt und der *Geminn*, den ein liebevolles Studium der Alten noch jedem verbringt, *zunichte* gemacht. Wer daher der Jugend einen Dienst erweisen will, warne auf das ernstliche vor allen solchen Weitz und Perz schädigenen sogenannten Hilfsmittein! R. S.

— *Bettina von Arnim: „Die Gänderode“*. Zwei Bände. Inseleberlag, zu Leipzig. — Dieser zuerst 1840 veröffentlichte Briefwechsel zwischen Bettina und ihrer Freundin, dem Stiftdamen Karoline von Gänderode, erscheint jezt in einem Neudruck; es ist eigentlich eine seltene Veröffentlichung, denn diese Briefe wurden in den Jahren 1804—1806 geschrieben. Inzuewischen welche Daten und Ortsangaben finden sich nicht in denselben; mit den Zahlen hand Bettina stets auf gespanntem Fuße. Hierzu kommt, daß diese Briefe so wenig wie der Briefwechsel eines Kindes mit Goethe authentische Aktenstücke sind; es liegt ihnen wohl ein Briefmaterial zu Grunde; aber damit springt Bettina sehr willkürlich um; mit neuen Einfällen und neuen Eingebungen ergänzt sie dasselbe. Auch sind ihre eigenen Briefe, die sehr zahlreich und umfangreich sind, die Hauptstücke, diejenigen der „Gänderode“ treten dagegen sehr zurück. Ueberhaupt sehen wir das schmerzliche Stiftdräulchen, welches, 1780 geboren, 1806 durch frühmüthigen Tod endete, indem es aus Liebe zu dem Philologen Kreuzer, als dieser die Verlobung aufhob, sich erdolchte, nur in einer äußerlichen Beleuchtung; ihre schmerzliche Gemüthsart prägt sich nur hin und wieder in ihren Briefen aus; von ihrer tiefen Verzweiflung ist gar nicht die Rede: sie erscheint als die ältere Freundin, welche die Panastrophirungen der jüngeren einzuschranken und zu regulieren sucht, als die maßvollere, — eine Jügelung der geistigen Ausschweifungen, welche sich auch Bettinas Bruder, Clemens Brentano, zur Aufgabe macht, obgleich dieser auch kein Puffername war und in ergötzlichen Unarten der Schwärze gleicht. Die Seelenverwandtschaft der Gänderode mit der Bettina schlang zwar ein auch in diesem Briefwechsel unuerlöschbares Band um die beiden; anderen wird das Stiftdräulchen ebenso überpannt erscheinen sein, wie das Kind Bettina. Die Gänderode war eine Dichterin — und Bettina hat ihrem Briefwechsel einige Proben ihrer Dichtung einverleibt. Ursprüngliche Inspiration ist in denselben nicht zu verkennen; aber es fehlt nicht an Unklarheiten und halbsolchen Ueberhördlichkeiten; die *Romantik*, *Orion*, auch *Hölderlin* färben in ihren Gedichten ab. Mitweilen wird man übermäßig von *Verien*, die das Gepräge einer niederen Dichterkraft tragen, wie die folgenden in „des Wanders Gienlerfahrt“:

Dann schied mich zum Kreis der stillen Wäldie,  
In deren tiefem Schoß das Ghaos schlieft.  
Ich aus dem Dunkel ew'ger Wälder  
Der Lichtgeist es darauf zum Leben rief.

Die Gänderode hatte mehr stille Tiefe als die Bettina, bei der

alles in quellender, sprudelnder Bewegung war. Daß das Stillschweben in guten Stunden auch über einen nummern Sumor verflücht, das zeigt eine Stelle in ihrem Briefen, in der sie das Heim der Bettina schildert, wie es ausfiel, nachdem die Bewohnerin es verlassen — eine der wenigen Stellen des Briefwechsels, wo man festen Boden unter keinen Füßen fühlt: „In deinem Zimmer sah es aus wie am Meer, wo eine Flotte getrieben ist.“ Der Homer lag ausgeklappt auf der Erde; dein Kanarienvogel hatte ihn nicht gefodert. Deine schöne ererbte Nestelste des Drossels lag daneben und der Raufschalme mit den umgeworfenen Spermianpflanz und allen Farneknäueln drum her. Das hat einen braunen Fleck auf deinen schönen Strohpfepp gemacht. Dein Flageolet, das du mitnehmen wolltest und vergesslich suchtest, rate, wo ich's gefunden habe? Im Orangenstübel auf dem Altar war es bis ans Mundstück in die Erde vergraben; du hofftest wahrscheinlich einen Flageoletbaum da bei deiner Rückkehr aufzumein zu sehen. Dann flattert das kleine Dand an deiner Guitarre nun schon seitdem wo weg bist, zum großen Caudium der Schulflechter gegenüber, so lang es ist, zum Fenster hinaus, hat Regen und Sonnenschein ausgehalten und ist sehr abgeblasst, dabei ist die Guitarre auch nicht gefodert worden. Siegwart, einen Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Klavier, das Intenlos darauf liegend — ein Glüd, daß es nur wenig Linte mehr enthält, doch wirst du deine Mondhimmelskompositionen, über die es seine Flut ergoß, schwerlich mehr entziffern. Unter deinem Bett lagte die Sibeth Carl den Jüssen und die Bibel herein und auch einen Seberhanbüschel, der an seine Damenhand gehört, mit einem französischen Gedicht darin. Deine Handbüschel scheint unter deinem Kopfkissen gelegen zu haben.“ So sah es im Zimmer der Bettina aus; wie es aber in ihrem Kopfe ausfiel, das kann man aus ihren Briefen erkennen. Sie sind überaus interessant, es pulsiert darin ein Naturgefühl, wie es sich kaum in den Gedichten unserer besten Dichter findet; es finden sich darin dithyrambische Ergüsse oft von hoher Schönheit. Ebenso oft aber verliert sich der Stil ins Verworrene und Unklare, ins Hyperbolische und wird durch die unzulässigen Naturadressen entstell. Wie bei ihrem Bruder Brentano geht der Protest gegen das Pflasterium, gegen das Gebrauchsrecht durch die ganzen Briefe hindurch. Paradox find alle diese Offenbarungen, die sie selbst erklärt sie einmal für Unfinn. Doch sie will die Welt umstülzen, vor allem eine neue Religion stiften. Über diese „Schwermeligion“ unterhält sie sich lange mit der Gänberode. Bettina ist eine Nachtwandlerin bei Tag; sie flattert auf die Pappeln, spielt auf dem Tische des Laubenschlags in Offenbach Flageolet, steigt allnächtlich in Warburg auf die hohe Warte, wo sie auf einer schwarzen Leiter hinaufklettern muß, und geht droben auf den Brüllungen spazieren, sie sucht die Höhen auf, wo sie die Winde wehen und sie mit den Sternen ungehört Zwiegespräche halten kann. Dabei ist sie ein Kriecher, der das gesellschaftliche Leben verpöndet und mit Behagen Karikaturen desselben zeichnet. Sie ist ein Phänomen. Keine andere Nation wird eine solche schriftstellerische Persönlichkeit aufzuweisen haben — in dieser Schritt: „Die Gänberode“ prägt sie sich ganz und voll aus.

R. v. G.

— **Männchen Kindein**, Roman von Anton Frhn. v. Persall. Preis 4 K. Verlag von Paul List in Leipzig. — Der Roman setzt ungemein wirksam ein mit einer Schilderung der allgemeinen Begeisterung, die sich des bairischen Volkes infolge der denkwürdigen Vorgänge in den Junitagen des Jahres 1871 bemächtigt hatte. Die malerische Genierie, ein Galtbau an der schiedenen Jar, dazu die prächtig gruppierte Stofflage, die die verschiedensten Typen Mäunders dem Leser vor Augen führt, und schließlich die geschickt zusammengestellte Reihenfolge effektvoller Bilder, die der Stimmung des festlichen Tages feinsinnig abgelauscht und mit schier dramatischer Berne wiedergegeben sind — alles das wirkt mit hinreißender Bernalt auf den Leser ein. Weiterhin übt das Werk aber nicht die gleiche jündende Wirkung aus, doch liegt das weniger an der Behandlung als an der Eigenart des Ornamentos. Mit diesem will Persall zeigen, wie die anfangs so hochlobernde Begeisterung und alle die Hoffnungen, die an das erträumte historische Ereignis sich knüpften, sehr bald einer allgemeinen Enttäuschung gewichen sind. Der erwartete Aufschwung im Leben des neugeisterten Deutschen blieb aus, statt des erträumten Erfolges kam ein klägliches Fiasko in der Kunst sowohl als auch im geschäftlichen Treiben. Und alle die Personen, die uns der Verfasser anfangs so frohbefeligt und hoffnungsvoll vor Augen geführt hat, sehen wir nach und

nach zusammenbrechen unter der Last ihrer Enttäuschungen oder wenigstens erlahmen im vergesslichen Ringen um das allzufröde sich erneuernde „Neu“. Nur ganz zuletzt erklären wir, daß dieser und jener doch noch erfolgreich war, daß der anfängliche Niederlage ein endlicher Sieg gefolgt ist. Aber diese Wendung erleben wir nicht innerlich mit, der Erzähler berichtet und wir glauben ihm, doch ohne uns noch so recht daran freuen zu können. Für den Gesamteindruck des Werkes wäre es sicher günstiger gewesen, wenn diesen vielen Freunden und Unzufriedenen mindestens eine erfreuliche Kontrastfigur gegenüber gestellt worden wäre; eine Gestalt, die die Verdäntnisse meisteite statt von ihnen mit den übrigen zu Boden gedrückt zu werden. Trotz dieses Mangels ist der Roman jedoch als eine der besten Leistungen des fruchtbarsten Ariors zu bezeichnen. Der deutlich zu spürende Ernst, mit dem letzterer an dieses Werk herangetreten ist, und das unerwartbare Streben nach innerer Wahrhaftigkeit fordern zu voller Anerkennung heraus, auch ist dem Buche ein zweifelloser Kulturreiz nachzuräumen.

R. Uje.

— **Franz Breda**: Im Frey-Haus und andere Novellen. Berlin, O. Grosche Verlagbuchhandlung. — Wie teie Nachfolge aus den im gleichen Verlage erschienenen Meisterwerken Kaabelers Schilderungskunst weht es aus diesem Novellenzirkelium altberliner Lebens an. Vornehmlich die beiden ersten Erzählungen, das stöchtige patriarchalische Altersbild des Akerburger Millionärs Koff Mette in dem Freyhaus kurzfristigen Angedenkens auf der Breglauer Straße im jetzigen Berlin NO. und die mit barnolischen Konfitten spannungsvoll durchgeleitete Jhulle, die dem Gmnamaloberlehrer Bessel seine Braut verschafft, sind in ihrer gemüthvollen, von echtem Humor durchwurzten Darstellung wahre Kabinettstücke deutscher Novellistik. Sie bieten auf jeder Seite, ja fast in jeder Zeile Emantionen dichtester Schilderungskunst, die das frisch pulsierende Jügendleben ebenso meisterhaft festzuhalten vermag, wie die ruhige Reifeauszeitung und das weise Zurückhalten der absteigenden Jahre. Daneben weht Franz Breda aus in sympathischer Weise auch mit den nicht gerade liebenswürdigen Gestalten seiner Lebensbilder auszufließen, wobei er seinen Nebenfiguren mit wenigen, aber markant charakteristischen Strichen ein individuelles Gepräge verleiht. Nicht ganz so gut hat uns das auf „Dr. Benzels Fahren“ sich entrollende „Sündenregister“ gefallen, das zwar nicht die Reichhaltigkeit der Mozartschen Spermolithe, aber auch nicht ihre groteske Komik besitzt und überdies in dem aus Erzählung und Briefen zusammengesetzten Mikstükl künstlerisch nicht sonderlich erquicklich anmutet. Doch sollen diese Ausstellungen an der Schlussnovelle, die auch in ihrem ganzen Ton nicht so recht in den Rahmen der Sammlung hinein paßt, niemandem das Vergnügen an den übrigen Erzählungen des Bandes beeinträchtigen, um so weniger, als auch sie dem geborenen Berliner und dem Kenner Berliner Lebens manches Interessante und speziell „Nationale“ zu erzählen vermögen.

A.

— **Nacht und Nacht**. Novellen von Gustav Vanbauer. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. — Im phantastischer Ordnung, etwas Unklares und Unreifes geht trotz all der großen Worte durch die beiden Novellen, die jede in einer anderen Weise das Individuum in den Begleiten zur Welt, zu der „Nacht und den Nächten“ gestellt zeigen will. Das geschieht von dem ohne Frage nicht unbegabten Autor namentlich in der ersten Novelle „Arnold Himmelheber“ freilich in einer sehr gewagten Art, die sich gleichhimmlich in Paradoxen, ja Unmöglichkeit fallen, deren Erinnen zwar der dichtesteren Phantasie Landwärs alle Ehre macht, die aber dem Ganzen ein in allem Sinne des Wortes romanhaftes Element beimißen, das einem die Freude an gelungenen Einzelheiten der Arbeit, zu denen der eigenartige, in seinen Voraussetzungen allerdings wieder mehr als gewagte Schluß gehört, so ziemlich verdirbt. Besser liest sich die zweite Novelle „Lebenig tot“, die sich als Jh-Erzählung gibt und die tragischen Lebensschidale eines lantenreichen Arbeitsmenschen in bewegter Weise darstellt, eines etwas Sonderlings, der die Welt verdachten gelernt und ihr dennoch seine besten Kräfte weicht, bis er sich, von persönlichem Unglück auf Schritt und Tritt verfolgt, in die alpine Einsamkeit des Berner Oberlandes zurückzieht, um nur sich allein und seinen großen Wänen zu leben. In der Charakteristik dieses Helden lassen sich manche feine und selbständige Züge erkennen, die Naturfilderungen sind farbig und das Tempo der Darstellung ist an den Höhepunkten der Geschehnisse ungemein lebendig.

A.



# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Bezugspreis  
 bei Abholung: 1. M 25.5,  
 bei wöchentlichem Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. M 51.5, für  
 auswärts 1. M 64.5,  
 vierteljährlich  
 Einzelne Nummern 5.5.

Ersteinst  
 Dienstag, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königl.  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Ver-  
 zeichn. 5, bezogen werden.

Nr. 17.

Donnerstag, den 9. Februar, abends.

1905.

## Verkehrsweg nach dem Salzammergut. Von Dr. Friedrich Kiffert.

Wer von Sachsen oder von Norddeutschland aus eine Reise in das Salzammergut und die östlich angrenzenden Teile der Alpen unternimmt, pflegt zumeist den Weg über München-Köfenheim einzuschlagen, ohne wohl darauf zu achten, daß diese Linie von dem direkten Verbindungsweg erheblich abweicht und einen großen Bogen nach Westen beschreibt. Als Gründe für diese auffällige Besorgung des Umweges können wohl in erster Linie die günstigen Verkehrsbedingungen gelten, die im Laufe der Zeit zwischen Preußen und Sachsen und Oberbayern geschaffen worden sind. Bezieht doch die 10<sup>1/2</sup>tägige Fahrt von Berlin nach München oder die achttägige von Leipzig nach München mit zu den besten Leistungen des durchgehenden Schnellzugverkehrs in ganz Deutschland und von München aus ist für eine bequeme Weiterführung des Verkehrs nach den verschiedensten Teilen des Alpengebietes ebenfalls sehr gut gesorgt. Hierzu kommt, daß auch der in den Monaten Juli und August ein-gerichtete Sonderzugverkehr nach den Alpen den Weg über München nimmt, gleichviel, ob die oberbayerischen Seen und Tirol, ob Salzburg oder ob der Bodensee das Ziel der Reise bilden. Nachdem ist aber zweifellos die große Anziehungskraft, die München selbst, sei es als Kunststadt, sei es in materieller Beziehung, immer wieder von neuem auf das reisende Publikum ausübt, ein Hauptgrund, diesen Weg allen anderen vorzuziehen. Hat sich doch bei zahlreichen Alpenbüchern im Laufe der Zeit geradezu die Tradition herausgebildet, über München zu fahren und in der bairischen Zentrale nach längerer Eisenbahnfahrt die erste Rast zu machen, um dem gestigerten oder dem leidenden Menschen — je nach Bedarf — in den berühmten Kuranstaltungen oder in den Räumen des Königl. Hofbräuhauses eine Erfrischung zu bieten.

So begrifflich diese Vorliebe für die Hauptstadt Süddeutschlands an sich gewiß ist, so wird doch auch andererseits in manchen Reisenden der Wunsch entstehen, ihr Ziel in den Alpen einmal auf anderem Wege zu erreichen als bisher. Dieser Wunsch hat in der Hauptreisezeit sicher ganz besondere Berechtigung. Nimmt doch der Menschenandrang auf den Linien Berlin—München und Leipzig—München im Juli und August bisweilen geradezu beängstigende Dimensionen an, so daß die Vorräte einer schnellen Fahrt durch Überfüllung der Eisenbahnzüge oft reichlich aufgewogen werden.

Die folgenden Betrachtungen sollen an einem Beispiele, an einer Reise nach dem Salzammergut zeigen, welche verschiedene Wege außer dem am meisten benutzten über München zu dem gleichen Ziele führen könnten. Als Ausgangspunkt der Fahrt möge Leipzig, als Endstation der bekannte, im Herzen des Salzammergutes gelegene Badort Zsitz gelten, von welchem aus andere vielgenante Orte Oberösterreichs, des Kronlandes Salzburg und Steiermarks, wie Gmunden, Hallstatt, Sanft Wolfgang, die Stadt Salzburg oder das Bad Kuffsee leicht erreichbar sind. Aus dem Kurbuch ergeben sich folgende Möglichkeiten, Zsitz von Leipzig aus zu erreichen:

I.	II.	III.	IV.
über München— Köfenheim— (Salzburg*)	über Dresden— Freiburg— Bubweis—Zsitz	über Eger— Bubweis—Zsitz	über Regens- burg—Passau— Zsitz
749 km	707 km	658 km	586 km

\*) Von Salzburg bis Zsitz ist die Staatsbahnlinie über Altmann gerechnet (116 km). Die Strecke Salzburg—Zsitz auf der Zollbahn beträgt nur 64 km, ist also 52 km kürzer. Die Fahrzeit ist auf beiden Strecken annähernd die gleiche.

Betrachtet man jetzt die beigefügten Kilometerzahlen, so findet man, daß der Weg über München weiter ist als alle anderen. Die beiden Linien durch Böhmen sind zwar nicht viel kürzer, dagegen beträgt der Unterschied zwischen der Linie über München und der kürzesten über Passau 163 km d. i. fast genau so viel, als die Entfernung Leipzig—Zsitz ausmacht. Eine so beträchtliche Differenz in den Wegereisen muß natürlich auch in den Fahrpreisen deutlich zum Ausdruck kommen. Außerdem aber sollte man meinen, daß auch eine Abkürzung der Fahrzeit gegenüber derjenigen auf der längeren Strecke leicht erzielt werden könnte. Um die Fahrpreise vergleichen zu können, haben wir für die vier genannten Strecken Fahrpreise der II. und III. Klasse für Hin- und Rückfahrt berechnet:

Fahrpreise Leipzig—Zsitz und zurück			
über München	über Prag	über Eger	über Passau
II. 74,60 M	II. 85,60 M	II. 72,40 M	II. 56,80 M
III. 43,80 M	III. 38,00 M	III. 31,20 M	III. 31,00 M

Direkt vergleichbar sind allerdings nur Preise der 2. Klasse, da die Fahrpreise der 3. Klasse auf den meisten österreichischen Bahnen nur für Personenzüge gelten und erst gegen Nachzahlung eines Zuschlages auch für Schnellzüge benutzbar sind. Um auch die Preise der 3. Klasse genau vergleichbar zu machen, müßte man in allen vier Fällen die Zuschlagspreise berechnen und hinzufügen, die natürlich sehr verschieden sind, je nachdem die Linie eine große oder eine kleine Strecke durch österreichisches Gebiet führt. Wer über München fährt, braucht erst von Salzburg an Zsitzfahrt zu zahlen, mer über Eger fährt, muß von Eger bis zum Ziel (470 km) Schnellzugzuschlag entrichten, während in den beiden übrigen Fällen die Gebühren von Prag, beziehungsweise von Altmann an hinzukommen. Unter Berücksichtigung dieser Nachzahlungen erhält man folgende Preise für Hin- und Rückfahrt in der 3. Klasse:

über München . . .	46,30 M
über Prag . . . . .	45,70 M
über Eger . . . . .	40,30 M
über Passau . . . . .	35,10 M

Aus der Betrachtung dieser Zahlen ergibt sich, daß der Reisende in 2. Klasse am teuersten über Prag und am billigsten über Passau fahren würde. Die Reise über Prag ist sogar noch um 9 M teurer als die über München, was durch die hohen Preise der österreichischen 2. Schnellzugklasse im allgemeinen, besonders aber der Strecke Bodenbach—Prag (130 km 10 M) bedingt wird. Die Fahrt über Passau hin und zurück kostet 26,60 M weniger. Die Fahrpreise über München und über Eger—Bubweis stehen sich im Preise ziemlich gleich und sind um ca. 16 bis 17 M teurer als dasjenige über Passau. In der 3. Klasse sind die Fahrpreisdifferenzen geringer. Fast gleichviel kosten die Reisen über Prag und über München, während die Fahrt über Passau um etwa 11 M billiger ist. Nicht man diese Preisverhältnisse in Betracht und bedenkt man ferner, daß auf dem Wege über Prag nur eine, auf dem Wege über Eger aber keine einzige direkte Schnellzugverbindung nach dem Salzammergut vorhanden ist, so können diese Linien wohl nur in vereinzelten Fällen in Frage kommen. Wer schnell und billig zugleich reisen will, wird zur Zeit wenigstens auf die Fahrt durch Böhmen verzichten müssen. Daß es jedoch in Zukunft möglich wäre, auch über Eger günstige Fahrzeiten bis zur Alpenkette zu erzielen, das geht wohl aus den Verboten mit dem neuen Kurzug, dem sogenannten Berlin—Wiener Expresszug hervor, der im vergangenen Sommer die Hauptstrecke Leipzig—

Budweis in wenig mehr als 7 Stunden zurücklegt. Von Budweis bis Jihl bestehen direkte Verbindungen mit 5 stündiger Fahrzeit, so daß eine Gesamtfahrt von 12½ Stunden für die Strecke Leipzig—Eger—Jihl technisch wenigstens möglich wäre.

Gegenwärtig können also die beiden durch Böhmien führenden Linien für den großen Durchgangsverkehr außer acht gelassen werden und wir kommen zu einer Erweiterung der letzten der angegebenen Reichlinien, des Weges über Passau. Die Fahrt über Regensburg—Passau—Wied stellt die kürzeste und billigste Möglichkeit dar, das Salzammergut von Norden her zu erreichen. Gleichwohl wird auch diese Linie zur Zeit verhältnismäßig sehr wenig benutzt. Denn den günstigen Faktoren, geringere Kilometerzahl und billigerer Fahrpreis, steht hier ein anderer sehr hinderlicher gegenüber, nämlich der Mangel einer durchgehenden Schnellzugsverbindung.

Die Station Regensburg bildet bekanntlich den Knotenpunkt zweier ungemein wichtigen und starkbenutzten Linien des mittel-europäischen Schnellzugverkehrs, der nordwärts nach Norddeutschland mit Italien und führt von Berlin über Leipzig—München—Innsbruck nach Rom, letztere vermittelt den Schnellzugverkehr zwischen Köln und Wien über Passau—Einz oder, wenn wir die Verlängerungen mitrechnen, zwischen der Nordsee und dem Bismarck Meer (Ostsee—Konstantinopel). Auf beiden Linien sind neben mehreren Expresszügen (L-Zügen) eine ganze Anzahl guter Schnellzüge in regelmäßigen täglichen Verkehr. Gleichwohl besteht bis jetzt keine Möglichkeit, von dem Schnellzug der einen Linie in einen solchen der anderen Linie überzugehen, da an der Kreuzungsstation kein Anschluß der Verkehrszeiten gegeben ist. Die beiden Hauptlinien stehen also hinsichtlich der beschleunigten Personenbeförderung in Regensburg außer Zusammenhang.

Es kommt es, daß die Reise von Leipzig nach Passau stets nur von Leipzig bis Regensburg im Schnellzuge zurückgelegt werden kann, während die Weiterfahrt bis Passau durch anschließende, langsame Personenzüge vermittelt wird. Welche Verlängerung der Fahrzeit hierdurch bedingt wird, ergibt sich aus folgenden Betrachtungen: Die Strecke Leipzig—Regensburg, 345 km, wird von den Schnellzügen in 6—6½ Stunden zurückgelegt, die Strecke Regensburg—Passau, 118 km, in 1¼ Stunden. Demnach konnte Passau von Leipzig aus in nur durchgehenden Schnellzug in knapp 8 Stunden erreicht werden. In Wirklichkeit aber ist man 10—12 Stunden unterwegs und hat das zwelfache Bergnügen, auf der Strecke Regensburg—Passau an 20 Wechsellichtungen zu halten. In der umgekehrten Richtung liegen die Verhältnisse kaum anders. Dieser Uebelstand, der Mangel einer guten Verbindung mit direkten Wagen, trägt wohl hauptsächlich die Schuld daran, daß eine der schönsten Städte Deutschlands von Preußen oder Sachsen her auffällig wenig besucht wird. Eine schnelle und bequemere Fahrt, bei welcher das Umsteigen vermieden wird, ist eben ein so großes Erfordernis des modernen Reiseverkehrs, daß alle anderen Annehmlichkeiten sich diesem unterordnen müssen. Gar wunderbar außerdem ist wohl schon ein dufendmal durch München gekommen und kennt dessen Sehenswürdigkeiten bald besser als die seiner Vaterstadt, er hat auch das schöne alte Nürnberg pflichtschuldigst wiederholt „mitgenommen“, er hat Regensburg, vielleicht auch noch Bamberg sich angesehen, aber zu einem Arbeiter nach Passau hat die Zeit immer nicht gerichtet. Es war eben zu umständlich und unbequem, einmal „hinterrum“ nach den Alpen zu reisen. Und so wird Passau für den von Norden Kommenden auch weiterhin links liegen bleiben, bis die Verkehrsverhältnisse eine Änderung erfahren haben.

Wir sind überzeugt, daß die Herstellung einer direkten Schnellzugsverbindung mit Passau nicht Anschluß nach dem Salzammergut einen bedeutenden Wandel in der Benutzung dieses Weges zurvorn bringen würde.

Wer einmal den bösen landschaftlichen Reiz, den das bayerische Gölzeng auf jeden Besucher ausübt, kennen gelernt hat, wird sich immer wieder nach dem unerschöpflichen Anblick dieses Landschaftsbildes zurücksehnen. Man wird selten eine Gegend in Teutschland wiederfinden, wo sich die verschiedenartigsten landschaftlichen Einbrüche so aufeinander häufen wie gerade hier, bei der Vereinigung von zwei mächtigen einander ebenbürtigen Flüssen, die doch in ihrem ganzen Charakter, in ihrer Farbe und Bewegung so sehr voneinander abweichen. Von nahegelegenen Standorten aus bieten sich dem Auge in buntem Wechsel immer

wieder neue und schöne Bilder dar, sei es, daß man von der malerischen, die Stadt überragenden Feste Oberhaus das Gesamtbild auf sich wirken läßt, sei es, daß man von einer Anhöhe jenseits des Inn den Blick auf Stadt und Festung Oberhaus genießt oder endlich bei einer Wanderung donauabwärts einen Punkt aufsucht, an welchem zugleich noch das braune Flüsschen als dritter der hier einmündenden Bächeflüsse sichtbar wird und feinerlich zur Erhöhung der Wirkung des farbenreichen Bildes beiträgt.

Aber nicht nur der Naturfreund kann hier in vollen Zügen genießen, auch der Liebhaber alter Baudenkmäler kommt in Passau auf seine Rechnung. Hat doch die alte Bischofsstadt aus ihrer 1100jährigen Vergangenheit mehr des Alten in die Gegenwart hinübergerettet als viele andere, durch Altertümligkeit berühmte Orte. 800 Jahre alte Kirchen wie die Salvator- und Soterienskirche, uralte Klöster, z. B. das Frauenkloster Niederburg, ferner Befestigungen, Verteidigungsbauten und stürme an der Donau und am Inn, zum Teil älter als die von Nürnberg, legen hierfür ein deutliches Zeugnis ab.

Wenden wir uns nach dieser Umschauung nunmehr zu der Frage, ob die oben angebotenen Verbesserungen im Personentransport auch ohne größere Schwierigkeiten durchführbar sind, so scheint es zweckmäßig, zuerst den herrschendsten Teil des Weges, also das Stück Passau—Jihl ins Auge zu fassen. Was rein geographischen Standpunkte aus ist diese Strecke von herorragendem Interesse, da die Bahn durch einen isolierten, den Alpen unmittelbar vorgelagerten Gebirgsblock, den Hausen, hindurchführt, der vom großen Touristenstrom, aus dem Oten her, bis jetzt noch wenig berührt wird. Der Hausen ist ein starkbewaldetes Sandsteingebirge, welches sich zwischen Inn und Traun vielfältig ausbreitet und eine Höhe von etwa 800 Meter erreicht. In den höheren Lagen befinden sich ausgedehnte Braunföhnlengraben, welche von der Wolfsegg-Traunbaler Aohsenferks- und Eisenbahngesellschaft ausgebaut werden. Es sei uns gestattet, auf diese Fahrt noch etwas näher einzugehen. Während der ersten 14 Kilometer bleibt die Bahnlinie am rechten Ufer des Inn, dessen malerische, zum Teil felsige und dicht bewaldete Ufer besonders bei Schloß Neuburg einen sehr reizvollen Anblick gewähren. Bei der altertümlichen Stadt Scharding teilen sich die Schienenwege. Der eine geht ostwärts nach Weis—Einz—Wien, der andere in südlicher Richtung nach dem Salzammergut. Zwischen Wald und Weise eingebettet liegen zahlreiche wohlhabende, kleinere Ortschaften mit stattlichen Kirchen und Klöstern, an denen die Bahn, behäblich langsam anliegend, vorbeizieht. Bei Station Wied, einem freundlichen kleinen Siedort, befindet sich der Schienenstrang schon etwa 150 m höher als in Scharding und Passau. Von hier aus wird die Steigung härter, wir nähern uns dem Kamme des Paustruggebirges. Alsobald hinter der Station Hausen, 570 m, durchfährt der Zug einen längeren Tunnel und erreicht bei Station Holzleiten mit 600 m Höhe den höchsten Punkt der ganzen Strecke. Von hier geht eine kleine Zweigbahn in das Braunföhnlengebiet von Thomastroitz, in welchem jährlich etwa 280 Millionen Kilogr. Braunkohle gefördert werden und eine Arbeiterstadt von 1200 Mann durchschnittlich beschäftigt ist. Hinter Station Holzleiten lenkt sich die Bahn und es eröffnet sich bei der nächsten harten Biegung plötzlich ein großartiges Landschaftspanorama. Die gesamte Alpenette vom Bogmann und Untersberg im Westen bis zum fernen Oisiger in Niederösterreich liegt vor unsern Augen ausgebreitet. In unmittelbarer Nähe erblickt man direkt im Süden die Berge des Salzammergutes mit den charakteristischen Grotten aufgetürmten Gehalten des Traunfleines am Gumbener See und des großen Priel in dem dahinterliegenden toten Gebirge. Auch kann man deutlich den Weg verfolgen, den die Bahn bis zu dem großen Einschnitt bei Attnang-Puchheim und bei Lambach, der Eingangspforte in das Hochgebirge, zurücklegen hat, durch welche die Traun, der Abfluß des Traunsees, herabströmt. Ein erfahrener Alpinist, z. B. Macagnan, urteilt über den Einbruch, den dieses prächtige Landschaftsbild hervorruft, folgendermaßen: „Schon der Berberaum gibt der Landschaft ein überaus eigenartiges Gepräge. Die Horizontalebene nämlich, über welche sich das ganze Gebirgsomphalost aufbaut, beginnt an den nördlichen Ufern des Ritters und Traunsees, verlängert sich westlich bis über Krammstauer hinaus und stößt sich an den Fuß des Untersberges. In dieser Horizontalenebene fällt der Hausen nach allen Richtungen fast gleichmäßig in viel-n reizgebildeten, mit malerischen Waldtönen geschmückten Hügelwellen ab und bildet so mit all-

seinen Wärdten, Kirchdörfern, Flecken und Gehöften eine reizende Basis für die dahinter schroff und vielfachlig aufragenden Kalkwände. Zunächst fallen im Süden der Traunthaler und der Schöberg aus, beide bis an den Fuß sichtbar. An den ersten schließen sich, wie von Omunden aus, links die Kagensteine und die Vorberge des Almtales, rechts der Erlafogel und der Spitzstein bis zu den Bergen bei Obersee. . .

Im Verlauf der Fahrt sehen wir von weitem, bei Station Manning, 519 m, den hochgelegenen, etwa 1/2 Stunden entfernten Mattischen Hofsegg, 700 m, dessen schönes, altes Schloss den Stamm der Hausbrücker frönt und auf weithin die ganze Gegend beherrscht.

Wer es liebt, vor dem Eintritt in die eigentliche Hochgebirgswelt erst noch einmal anzukommen und beim Anblick der majestätischen Alpenkette in ihrer Gesamtheit sich für neue Eindrücke zu sammeln, der möge hier Halt machen und zu dem freundlichen, von Wald umsäumten, kleinen Ort emporkommen, er wird sich für die kleine Mühe und die Einbuße an Zeit reichlich belohnt sehen. Wie wenig gleichwohl diese Gegend von Fremden besucht wird, das gibt sich noch in den recht billigen Preisen der Gasthäuser kund, denn es gehört doch gewiss zu den seltenen Ausnahmefällen, daß man während einer Alpenreise für Übernachtung in gut und sauber ausgestatteten Zimmern nur 40 Kreuzer — 68  $\frac{1}{2}$  zu zahlen hat, wie es dem Besorger dieser Zeilen in der „Foh“ zu Wolfsegg beschieden war.

Von Station Manning senkt sich die Bahn während der nächsten 10 km um volle 100 m und erreicht bei dem wichtigen Kreuzungspunkt Attnang, 418 m, die tiefste Stelle in dem breiten Talboden zwischen Gaudrad und Alpen. Attanng-Wachstein ist die Endstation der eben geschichterten Zweigbahn von Passau, von hier aus geht der Verkehr auf die nach Süden gerichtete Hauptlinie Attanng—Jischl—Steinach—Jrdning über, welche das Salztammergut in einer Länge von 108 km durchschneidet und Oberösterreich mit Steiermark verbindet. In Attanng ist ferner direkter Anschluß nach Wien und nach Salzburg gegeben.

Was nun die Beförderung von Passau aus anbetrifft, so sind auch hier Verbesserungen recht wünschenswert, um dieser Linie zu der ihr gebührenden Stellung unter den Zugangslinien nach den Alpen zu verhelfen. Die Entfernung Passau—Attanng beträgt 80 km. Zu ihrer Überwindung brauchen die besten Pferde gegenwärtig 2 1/2 Stunden. Das die ausnahmslos Personenzüge sind, die an allen den vorhandenen 20 Zwischenstationen Aufenthalt nehmen, braucht bei so langamer Fahrt wohl kaum noch besonders erwähnt zu werden. Für die Monate Juli und August des vergangenen Sommers hatte die österreichische Staatsbahnverwaltung jedoch erkrankung probeweise einen Schnellzug — allerdings nur in der Richtung nach dem Salztammergut — mit etwas kürzerer Fahrzeit (2 Stunden 12 Min.) eingerichtet, der in Passau direkt an den Schnellzug aus Frankfurt—Kürnberg—Regensburg angeschlossen und sogar einen direkten Wagen von Wiedobaden nach Kuffee beiderseite. Mit diesem Zuge gelangte man ohne Wagenwechsel in knapp 3 Stunden von Passau nach Omunden, in 3 1/2 Stunden von Passau nach Jischl und in 1 1/2 Stunden von Frankfurt nach Jischl. Wir erwähnen diese Einzelheit, weil wir diesen Versuch als den ersten Schritt der beteiligten Bahnverwaltungen auffassen, um den Durchgangsverkehr auf die bisher vernachlässigte Eisenlinie Passau—Attanng überzuliefern. Von den weiteren Maßnahmen in der angegebenen Richtung wird es abhängen, ob dieser Weg in Zukunft seinen neuen direkten und bequemen Zugang zu den Seen Oberösterreichs, nach Steiermark, Kärnten, Krain, also überhaupt nach den Chailpen für den Reiseverkehr aus Norden bilden wird. Gegenwärtig oder sogar wir außerhalb der Hochalpen im Juli und August erfordert die Reise von Passau nach Jischl im günstigen Falle 4 1/2 Stunden. Nehmen wir, wie oben ausgeführt, auf die Fahrt von Leipzig bis Passau im direkten Schnellzug rund 8 Stunden und fügen in Passau einen durch die Polizeivernunft vorgezeichneten Aufenthalt von 20 Minuten hinzu, so würde sich bei direktem Anschluß eine Fahrzeit von 12 1/2 bis 13 Stunden für die ganze Reise von Leipzig bis Jischl ergeben. Eine weitere halbe Stunde Zeitersparnis würde allein schon mit Hilfe des oben erwähnten Sommer Schnellzugs Passau—Kuffee gewonnen und es scheint nicht unmöglich, auf dem österreichischen Teil angesichts der sehr wichtigen Geschäftsbiligkeit noch eine weitere Beförderung der Fahrtdauer zu erzielen. Sollte sich dieser Wunsch verwirklichen, so würde man demnach von Leipzig aus

den Omundener See in 11 Stunden, Jischl in knapp 12 Stunden und Kuffee in 13 Stunden erreichen. Von den jetzt vorhandenen direkten Schnellzugsverbindungen erfordert diejenige über Dresden—Prag bis Omunden fast 15 Stunden und bis Jischl ca. 16 Stunden, während man über München etwa eine halbe Stunde länger unterwegs sein würde. Man könnte also über Passau zweifelslos mehrere Stunden Zeit sparen. Selbst wenn aber die vorgeschlagene Schnellzugsverbindung nicht in der ganzen Ausdehnung zustande käme, so wäre doch schon mit einem direkten Schnellzug Leipzig (oder Berlin—Leipzig)—Passau ein bedeutender Schritt zur Verbesserung des Alpenverkehrs im Südosten getan. Dann würde der Reisende eben in Passau die erste Rast machen, so wie das auf dem gewöhnlichen Wege sonst in München geschieht, und dann nach einigen Stunden oder auch am nächsten Tage den Rest der Fahrt ohne Unterbrechung zurücklegen.

Die Wahl von Passau als Zwischenstation auf einer Linie nach dem Salztammergut und den angrenzenden Teilen der Ostalpen, also als Ausgangspunkt der eigentlichen Alpenreise ist aber noch aus anderem Grunde besonders zu empfehlen. Passau ist, wie wir sahen, Grenzstation und es finden hier die Ausläufer des österreichischen Bahnnetzes. Bekanntlich gibt es auch auf diesem, wie in der Schweiz, die Einrichtung der Eisenbahnabonnementskarten, welche den Inhaber zur beliebigen Benutzung aller Strecken innerhalb einer bestimmten Zeit berechtigen, nur mit dem Unterschied, daß diese Abonnements in der Schweiz auf das ganze Schienennetz ausgedehnt werden, während sie in Österreich auf verschiedene Sektionen verteilt sind. Die hier in Betracht kommende Sektion umfaßt, von Passau ausgehend, das ganze oberösterreichische Gebirge, einschließlich der Salztammergutlokalbahnen und der Dampftrichsfahrt auf dem Zwillingstange, sie erstreckt sich im Südwesten bis Salzburg und Wilschhofstein, im Osten bis Ankeiten, welches sowohl über Linz wie auch auf dem durch großartige Natur Schönheiten ausgezeichneten Weg über Steinach—Jrdning—Selzthal das Gekläm erreicht ist, endlich kann man südlich in Steiermark bis St. Michael und Leoben auf der interessanten hochansteigenden Strecke durch die Eisenerger Alpen vorbringen und dort gegen Nachzahlung nach Belieben den Anschluß an die Südbahn zu einer Fahrt nach Graz benutzen. Der Preis eines solchen Abonnements beträgt für 15 Tage 2. Kl. 38 Kr. — 32,30  $\frac{1}{2}$ , in 3. Kl. 22 Kr. — 18,70  $\frac{1}{2}$  für 30 Tage Gültigkeit erheben sich die Preise auf 55 Kr. — 46,75  $\frac{1}{2}$  bez. 33 Kr. — 28,05  $\frac{1}{2}$ . Es ist also für einen verhältnismäßig niedrigen Preis Gelegenheit geboten, einen der schönsten Gebiete in den Alpen gründlich kennen zu lernen.

Wer den Weg über Passau wählt, kann diese von der österreichischen Verwaltung gewährten Vorteile demnach schneller und billiger erreichen, als wenn er den gewöhnlichen Weg über München einschlägt. Denn in letzterem Falle benutzt er die Abonnementskarte bereits von Passau an, während er bei der Fahrt über München erst in Salzburg, nach 160 km längerer Fahrt, in die gleiche Vergünstigung tritt.

Angesichts aller von uns angeführten Momente erscheint es wohl gerechtfertigt, den Verkehrsplan über Passau nach den Alpen durch Einrichtung eines durchgehenden schnellen Zuges aus der bisherigen untergeordneten Stellung herauszuheben. Wir möchten jedoch noch einen Schritt weitergehen. Wie wäre es, wenn die sächsische und bairische Bahnverwaltung im nächsten Sommer einmal probeweise einen Vertrag von Leipzig (Dresden—Chemnitz) nach Passau und eventuell nach Vereinbarung mit der österreichischen Verwaltung bis nach dem Salztammergut abgehen lassen würden? Betrachten wir einmal die Frequenzverhältnisse von Leipzig abgelaufenen Sommerzüge nach dem Süden vom letzten Sommer:

\*) Um diesen Vorschlag in der Praxis zu verwirklichen, könnte man zunächst an den schnellsten Tages D. Zug denken, ab Leipzig 10 Uhr 11 Min. (ab Berlin 7 Uhr 30 Min. vorm.), in Regensburg nachmittags kurz nach 4 Uhr und von hier einen anschließenden Schnellzug wählend, der in Passau gegen 6 Uhr eintreffen könnte. Für Leipzig könnte jedoch mit geringeren Kosten, doch durch Verlegung der Fahrzeiten, eine gute Verbindung durch den Frühjahrszug, ab Leipzig 7 Uhr 12 Min., in Regensburg 2 Uhr 9 Min., hergestellt werden. Dieser Zug tritt genau 1/2 Stunde später dort ein, als der Tagesanlauf Frankfurt—Passau—Wien abfährt. Würde man den einen Zug früher, den anderen später legen, so könnte der Anschluß in Regensburg ermöglicht werden.

Tag	Zahl der Reisenden		Ziel
	II. Kl.	III. Kl.	
2. Juli	292	365	Münden, Salzburg, Ruffeln, Lindau.
14. Juli	215	192	" " " "
15. Juli	349	479	" " " "
15. Juli	21	36	Stuttgart.
15. Juli	46	36	Friedrichshafen.
16. Juli	101	224	Münden ufm.
13. Aug.	247	457	" " " "

In dieser Übersicht fällt uns die sehr schwache Benützung des Juges nach Würtemberg sofort auf. Während die Alpenländer auf ein jedes Termine mehrere Hundert, am 15. Juli, dem Hauptreise tage, sogar über 900 Reisende befristeten, war der Zug nach Stuttgart alles in allem mit nur 67 und jener nach dem Bodensee mit 82 Personen besetzt. Es geht daraus wohl unzweifelhaft hervor, daß für diese Reiseziele die Entsendung eines Sonderzuges nicht als dringendes Bedürfnis angesehen werden kann. Wäre es in Anbetracht dieser Tatsache nicht ganz zweckmäßig, an Stelle des Sonderzuges nach Würtemberg, der wohl als unrentabel wegfallen könnte, einmal den Verkehr mit einem Sonderzug nach Passau zu machen? Da die Entfernung Leipzig—Passau kleiner ist als diejenige von Leipzig bis Münden, so würden sich die Preise in einem solchen Sonderzug eher noch etwas niedriger stellen als für die Erstfahrt nach Münden (II. Kl. 32,50, III. Kl. 23,20 M.). Daß diese neue billige Verkehrsgelegenheit sich einer lebhaften Benützung erfreuen

würde, ist wohl kaum zu bezweifeln. Schon der Reiz der Neubeit, die Möglichkeit, den Alpen auf einem andern Wege entgegen zu eilen und dabei auf bequeme Weise eine der schönsten deutschen Städte kennen zu lernen, würde anziehend wirken. Aber nicht nur zahlreiche Alpenreisende hätten Berechtigung, sich dieses Juges zu bedienen, sondern auch die Besucher des Röhmer Waldgebietes, die von der Jouischenlation Blättling die „Waldbahn“ nach Eisenstein oder auch von Passau selbst zwei Linien nach dem Gebirge benutzen könnten, nach Freyung und nach Dautenberg. Letztere vier wohl bis nächsten Sommer fertiggestellt sein.

Die vorstehenden Anregungen haben den Zweck gehabt, die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf eine bisher vernachlässigte, geographisch und landschaftlich interessante Eisenbahnlinie zu richten, die wohl geeignet erscheint, im Juli und August eine wichtige Rolle unter den Zugangslinien zum Alpengebiet zu spielen und somit nennenswert einen Teil der Alpenbesucher von der so überaus stark in Anspruch genommenen Hauptverkehrsader von Nord nach Süd, der Linie Leipzig—Münden und Berlin—München abzulenkten. Die praktischen Gründe, welche auf eine gleichmäßigere Verteilung des Verkehrs abzielen, kommen der gegenwärtig hart vertretenen geographischen Auffassung entgegen, die auch in der Eisenbahnfahrt ein wichtiges Vebaltungsmittel zur Erwerbung neuer geographischer Einblicke und zur Vertiefung schon vorhandener Kenntnisse erblickt. Sollten diese Ausführungen nach der einen oder der anderen Richtung hin Beachtung finden, so ist ihr Zweck erreicht.

### Bücherbesprechungen.

— Das neueste Heft der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkstunde (Ab. III. Heft 7) enthält außer geschicklichen Berichten und einer Notiz des Schriftführers Dr. K. Gruber über die im letzten Sommer stattgehabten Heimattage in Baldenburg und Waldheim den Anfang eines sehr beachtenswerten Aufsages von H. Beschorner über „unser Flurnamen“. In der vorjährigen Hauptversammlung des Gesamtvereins ist beschlossen worden, das Sammeln der von Jahr zu Jahr mehr verschwindenden Flurnamen kräftig anzuregen; damit diese Arbeit in einheitlicher Weise und ohne dilettantische Feinleierlei für ganz Deutschland ausgeführt werden könne, wurden bestimmte Ratsschlüsse dafür ausgearbeitet, die vom Verwaltungsausschuß des Gesamtvereins abgeben werden. Beschorner betont, daß es bei der Sammlung von Flurnamen in erster Linie auf Vollständigkeit ankomme; nicht eine Auswahl, sondern alle Flurnamen sollen gleichmäßig berücksichtigt werden. Er gibt dann ferner eine Anleitung, in welcher Weise die Flurnamen zu verzeichnen seien und welche Quellen speziell in Sachsen dafür zu Gebote stehen. Ernst Jahn (Annaberg) berichtet über Aberglauben, Sitten und Brauch im sächsischen Erzgebirge. Warrer Rahn gibt den Schluß seines Aufsages über die sächsischen Bauernstuben vom Jahre 1790 und ihre Ausbrüche in der Meisen-/Döbener Gegend. Dialektische Sammlungen vornehmlich d. Meinhold. Alles und Fremdes in der Sprache meiner Heimat (Schluß) und Kurt Müller „Aus der Dauliser Akerflur“ (Fortsetzung). Warrer Richter teilt eine Holz-, Fisch- und Vogelordnung aus einem Erb- und Probenregister im Warr-Archiv zu Liebenau von 1701 mit. Fritz Krub. Oberwartha macht auf eine im Königl. Kupferlichkabinett vorhandene Sammlung von vollständig interessanten Aquarellen aufmerksam, die Szenen aus dem häuslichen Leben der Brüder August und Moriz Reisch enthalten. Endlich mag noch auf eine Notiz von D. Senfner hingewiesen werden, wonach bei der dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung, die 1906 in Dresden stattfinden wird, eine besondere Abteilung der Volkskunst gewidmet sein soll.

— D. Rpreussisches Dichterbuch. Dresden, Carl Reißner. — Das ganze Buch ist nicht mehr, als der gutgemeinte Versuch, eine Anzahl Talente und Talented, die bei Zufall der Geburt auf demselben geographischen Feld zusammengedrückt hat, zu Worte kommen zu lassen. Der Herausgeber sagt in einem Vorwort, daß das Buch „absichtlich nicht auf das Schlagwort »Heimatkunst« gestellt sei“. Warum nennt er die Sammlung dann „Ochpreussisches Dichterbuch“? Der Titel ist irreführend, er müßte lauten „Gebichte gebürtiger Ochpreußen“ oder so ähnlich. Um nur ein prägnantes Beispiel zu erwähnen: Arno Holz steuert zu

der Sammlung drei Gebichte aus seinem Buche „Tafnis“ bei. Diese Gebichte, die im Zusammenhang des ganzen Buches „Tafnis“ als stilvoll wirken, zumal durch die ganze Aufmerksamkeit, den Druck und die Lettern der gewollt archaische Charakter gewahrt ist, diese Gebichte würden in der Sammlung, in gebührenden Lettern gedruckt, gesucht und der Leser fragt sich vergebens, was hat dies alles mit Ostpreußen zu tun? Auch die Übertragungen aus der altindischen Poesie von Goldstein, sowie die schwülen debakanten Gebichte von Marie Madeleine haben nichts mit Ostpreußen zu schaffen. Es bleibt noch übrig, einige Worte über den allgemeinen dichterischen Wert der Sammlung zu sagen. Es findet sich, abgesehen von aller Ungleichheit und Unzulänglichkeit des von den einzelnen Autoren beigegebenen, wohl nicht ein Gebicht, das eine Bereicherung der deutschen Poesie bedeutet, es findet sich aber auch keines, das schließlich als gefaltlos und minderwertig zu nennen wäre. Ein eigenartiges Talent scheint Walter Heymann zu sein, nur mirßt das willkürliche Umpringen mit dem Mythos, das durch nichts begründet erscheint, außer etwa durch das Hasen nach dem Reim, noch fähend.

— Raß Haus. Plattdeutsche Gebichte von Max Dreuer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Max Dreuer, der bekannte Dramatiker, hat einen Band Gebichte in plattdeutscher Mundart herausgebracht. Die 30 Gebichte, die das Buch umfaßt, sind nicht alle gleichwertig; neben einigen mit komischer Pointe, die nur allzuwenig den Stempel tragen, das sie um der Pointe willen gemacht sind, hat er einige humoristische Gebichte, die weniger aufdringlich in der Pointe, einen ausmütigen, lebenswürdigen und schalkhaften Zug tragen. Das Verwollte scheint mir zu sein, daß sich Dreuer bemüht, sein empfundene Stimmungen reflektionsartig, fast ohne alles gedankliche Bewußt, wiederzugeben. Namentlich in diesen Gebichten weht ein Hauch von Heimatliebe, von Seewind und vom Grollen des Meeres. Es sind Gebichte, in denen der plattdeutsche Dialekt nicht als etwas Zufälliges erscheint, sondern als durchaus notwendiger Bestandteil ihres lyrischen Wesens. Die Scholle, die diese Stimmungen geboren hat, verlangt die Umwertung in Werte in ihrer eigenen herbstlichen Weise. Bemerkenswert sind einige der Gebichte mit dem Zug ins Epische, die Dreuer's Talent befunden, mit wenigen Worten geheizte Situationen zu schaffen. Als bestes dieser Art rechne ich das Gebicht „Tor!“ A. Johnson hat das Buch mit Hefeleiten und Zeichnungen versehen, die sich hinsichtlich der Stimmung sowie rein dekorativ den Gebichten feinsichtig anpassen. Für die Leser, die des Plattdeutschen nicht mächtig sind, ist den Fußnoten eine Erklärung etwa unverständlicher Ausdrücke gegeben.

A. H.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Wolffert in Leipzig.

**Bezugspreis**  
 der Abholung: 1. 4 26. 4,  
 bei unregelmäßiger Zusendung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. 4 61. 5, für  
 auswärts 1. 4 64. 5,  
 vierteljährlich  
 Einzelne Nummern 6. 5.

Fr. 18.

Sonnabend, den 11. Februar, abends.

1905.

## Adolf Menzel.

Mit dem Tode Adolfs Menzels ist eine künstlerische Arbeit abgeschlossen, die mehr als 70 Jahre umfaßt, die in der Zeit des Klassizismus und der Romantik einsetzt und bis zur unmittelbaren Gegenwart führt, die fast alle Entwidlungsstufen überdauert hat, die die Kunst des 19. Jahrhunderts durchlaufen hat und die in der Folge ihrer Einzelerörterungen in der ganzen neueren Kunst obengleich ist. Menzels Leben ist eine ununterbrochene, unermüdete Arbeit, gleichsam von Stunde zu Stunde, gewöhnlich Schopenhauers Wort: Genie ist Fleiß ist auf wenige Künstler so anwendbar wie auf Menzel. Aber der Fleiß des Genies ist befähigt, von einer unerbittlichen Logik geleitet, die einmüde dem andern folgerichtig ableitet; er ist die jähe, harte Energie des Intellekts, die wir an einem so gearteten Genie als läuternde ethische Kraft empfinden. Menzel wurde ein halbes Jahr vor dem letzten und größten Romantiker geboren, vor Michel, der längst der Geschichte angehört, zwölf Jahre vor Böcklin, im Geburtsjahre Bismarcks, am 8. Dez. 1815. Die künstlerischen Orдын, die Menzel als 17-jähriger bei seiner Übersiedlung aus seiner Geburtsstadt Breslau nach Berlin geleistet hat, waren Schwab und Rauch. Cornelius stand noch im Jenai seines Ruhmes, die Romantiker fanden jubelnden Beifall. Da schon bald Menzel mit Ipharim, ungetrübtem Blick in die Welt und taublos arbeitete er fast bis zu den letzten Tagen seines Lebens.

Wie Bismarck in politischer, so ist Menzel in künstlerischer Hinsicht die höchste Verfertigung norddeutschen, spezifisch altpreußischen Wesens. Man verlangt vielleicht eine voller atemde Kunst, eine Verkörperung reicher Gefühlswelten als er sie in seinem Gesamtwerk zu geben hat. Man stellt ihr die hohe Lebensfreudigkeit, die tiefe, postgeklärte Naturempfindung Böcklins und dessen unerlöschliche Phantasiekräfte entgegen und findet den norddeutschen Bernhard allzu kühl, den Lebensernst allzu streng und hart, man überhebt aber dabei, das gerade in dieser hart durchgeführten Ehrlichkeit vor der Natur seine einzigartige Größe beruht; denn Menzel erst kam den mächtigen Interessen der Natur und Wahrheit, auf die die deutsche Kunst ihren mächtigen Phantasiebau errichten kann. Ist doch der größte deutsche Phantasienkünstler des 19. Jahrhunderts, Max Klinger, von Menzelschem Geiste genährt. In dieser absoluten Ehrlichkeit und jähren Beharrlichkeit mit denen Menzel seine 71 Schaffensjahre von morgen bis abends, Wochenagen und Feiertage an der Vollendung seiner Aufgaben arbeitete, mit denen er das Komplexionste und scheinbar Unausführbare mit kalter Gemütsruhe machte, ist Menzel gleich Führer eine ethische Größe und für alle Menschen und ihre Arbeit unbedingte Vorbild geworden. Er hat Jahrzehnte geübt und gelitten. Nach des Vaters Tod mitten in den Sorgen um einen Prototerror hat er niemals den Gedanken an sich und seine Kunst ausgegeben. Ohne Mittel, ohne Protektion, unbesugl, unbeherr, gleichsam die Vertonisation von Kant kategorischem Imperativ, führte er den Kampf durch und erröhte in allem Glend das Höchste. Und wie ihm die Not nichts anhaben konnte, so führten ihn die glänzendsten Anerkennungen, der höchste Ruhm und die höchsten Ehren, die nur je einem deutschen Künstler zuteil wurden, nicht um eines Fingers Breite von seinem Wege ab.

Es heißt, Menzel gründlich misverlehen, ihn ausschließlich als den „nächsteren“ Preußen, als den reinsteigen, phantasieelosen Verleumdungsmenschen zu charakterisieren. Gewiß ist Menzel sehr der Phantastik abhold gewesen und er liebte es nicht, die Welt unter dem Scheiter phantastischer Verklärung zu betrachten; aber abgesehen davon, daß die Wahrheit zu sehen, auch den Aderblick des Hellsehenden erfordert, ist er einer der geistvollsten, wigsichtigsten und gedankenreichsten Künstler aller Zeiten gewesen.

Mit einem Julius lithographischer Blätter begann der Lithographendie sein künstlerische Tätigkeit „Künstlers Erdemalen“, sein erstes Jugendwerk vom Jahre 1833 ist eine Besichte im Sinne Goethes, ein tiefsehendes Dokument der Väternisse des Genies, der Wätere eines zwischen seinen Idealen und den kleinlichen Riten des Lebens kämpfenden Künstlers, eine Satire von Ipharim faktischem Witz, über der aber doch auch der goldene Humor leuchtet. Dann folgten 1834–36 die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgerische Geschichte“, ebenfalls eine Folge von Radierungen. Gleichzeitig lernte Menzel auf eigene Faust das Ölmalen und es entstand eine Folge kleiner früher Gemälde. Mit diesen drei Gruppen von Jugendwerken entstand dann noch eine Folge von Arbeiten, fast ausschließlich als Prototerror, in denen Menzel seine schöpferische Kraft, seine geniale Begabung in der Federzeichnung, seine zeichnerische Präzision, seinen intensio starken Blick für das physiognomische Bewußtsein, seine quellende Phantasie und seinen launigen Humor, die sich nicht genug tun können an ornamentalen Formengehilden und gestreiter, tiefsinniger Symbolik, bereit entfaltete. Dürers Randzeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuch, die deutschen Schöpfungen zeichnerischer Phantasie, mögen dem jungen Menzel vorbildlich gewesen sein. Diese bienenemische Prototerror, die Bignetten, Titelköpfe, Lehrbriefe, Diplome, Menukarten in reicher Zahl hervorbrachte, zeigte nicht am Talent Menzels, sondern wies es, nährte es, brachte es zum Sprüngen.

In diesen Jugendwerken treten die charakteristischen Eigenschaften Menzels schon überraschend deutlich zutage, seine ganz unergreiflich geistvolle Art, in Randzeichnungen zu phantasierender und diese symbolischen Paraphrasen mit der denkbar schärfsten Beobachtung der wirklichen Erscheinung zu verbinden, in dem zweiten Julius der strenge Realismus und das erkannte Modellstudium, mit dem er der Zeit um Jahrzehnte vorausseil, der wunderbare Blick für das ungekünstelte rein Menschliche, vor dem das Arrangement und das Pathos der Historienmalerei als hohle Theatralik erschien. Diefe kleinen, haarfchar mit der Feder gezeichneten Arbeiten benutzten wir heute wegen ihrer freien, schwebelosen Komposition, der üppig quellenden Phantasie und der tiefinnigen, oft humorvollen Satze. Man muß sich in Menzels „Vater unser“, dieses große lithographierte Blatt vom Jahre 1837, vertiefen, um zu begreifen, was für ein Riesengenie hier urplötzlich wie ein Phänomen herorgetreten war. Und noch ein anderes, nicht minder charakteristischer Zug, der Menzels Physiognomie wesentlich mitbestimmt, drach von Anbeginn an schon mit voller Kraft durch, die überaus schnelle Überwindung der technischen Schwierigkeiten während der Arbeit. Vom Blatt zu Blatt spürt man Menzels enormes angeborenes Talent für alles Technische der Kunst.

Er experimenierte sein langes Leben in allen Techniken, machte sich alle Vorträge und Eigenheiten, alle Mal- und Zeichenmittel zu eigen und trieb sie bis zur letzten Grenze ihrer Ausdrucksfähigkeit. Schon in dieser Hinsicht sind seine Werke eine fast unausschöpfbare Fundgrube der Belehrung, des Studiums. Er vervollkommnete die lithographische Technik, er schuf den modernen deutschen Goldschnitt, er wurde als Radierer bahnbrechend, er hat der Ölmalerei, dem Aquarell, Guache, Pastell alles entziffen, was er an technischen Feinheiten und Freisheiten gefaßt.

Diese Jugendperiode vielfeitiger Tätigkei, freien, phantasierenden Erfindens wurde durch eine Aufgabe beendet, die für Jahrzehnte die Richtung seiner Tätigkeit bestimmen sollte, die Goldschnittentwürfe für Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“. 1842 ernteten das Werk, geschmückt mit 400 Goldschnittentwürfen

Zeichnungen Menzels. Mit einem ungeheuren Eifer war er daran gegangen, sich die gesamte Kultur der Hofzeit, ihre äußere Erscheinung, den Charakter der Hauptbeurtheilung, ihrer Macht zu den Lebensweisen zur Anschauung zu bringen. Endlose Studien, Skizzen, Entwürfe nach Architektur und Kunstgewerbe, Möbeln, Kleibern, alten Porträts und Bildern füllten seine Pappgen. Den großen König suchte er in Silber den seiner ersten Jugend bis zum hohen Alter auf. Mit unendlicher Geduld und einer geradezu phlogogenen Arbeit begann er die Kleide und Uniformen der Zeit nicht nur nach Studien zu kopieren, sondern auch Modelle mit ihnen zu bekleiden. In dieser dokumentarischen Thätigkeit war er dem Franzosen Meissonier sehr verandert, aber in der phlogogenen Verlebendigung, in der nervösen Schlagkraft der Zeichnung und der geistreichen Freiheit der Beobachtung sagt er tumhoch über ihn hinaus. Das Resultat dieser gewaltigen Arbeit war ein wunderbares Wiederaufleben eines vergangenen Jahrhunderts, des Fredericianischen Zeitalters, das wir selbst mit Menzels Augen sehen und das durch Menzel seine unerwischliche Vollständigkeit gewonnen hat. Der stramme militärische Zug jener großen Zeit ist unter dem virtuellen Einfluss des Künstlers ebenso lebendig geworden wie ihre lapidären Hofkolonnen. Es ist ein prädicantes Leben in diesen Zeichnungen, die nur Menzel selbst überstreifen konnte in den meisterhaften Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, die in den Jahren 1843—1847 in 200 Hefchen vollendet wurden. In diesen Bogen, Schlusskünden, Umrahmungen, Stoffleisten gibt er die geistreichsten Aquarelle, die wohl je ein bildender Künstler geschaffen hat. Die eingreifende Charakteristik, die Schärfe und Schlagkraft, die Feinheit und Filanterie des Menzelschen Stiles seien hier ihre höchsten Triumphe. Hier sind die phantastischen Ideen, die geistreichen Capricios die der ganzen Kraft realistischen Stommens verdichtet und auf kleinstem Raume drängt die Fülle des sprachlichen Lebens. Das eine Bogenne von einer erschütternden dramatischen Größe sein kann, sagt uns die Schlussbogenne zum siebenjährigen Kriege, wo eine starke Männerkraft das Schwert mit dem Siegelstempel vom Blute reinigt. Gleichzeitig arbeitete Menzel an dem großen, 443 lithographierte Tafeln umfassenden „Armeewert“, die absolut vollständige Sammlung der Monumente aller preussischen Regimenter, ein Wert von ebenso erstaunlicher Akkuratheit wie Feinheit der Darstellung, das Menzel 15 Jahre beschäftigte.

1844 erschienen die sechs Blatt Radierverläufe, Wiederbelegungsverläufe einer in Deutschland fast vergessenen Kunst, und 1851 die „Verläufe auf Stein mit Pinsel und Schwaben“. Was in diesen wenigen Blättern aus dem lithographischen Stein geleitet worden ist, stellt das Folgende dar, das die deutsche Originalithographie überhaupt hervorgerichtet hat. Sie sind tech nicht über ihre Begriffe vollendet. Ein Jahr darauf erschien das besonders bekannt gemordene Blatt „Jesus im Tempel“ mit den unübertrefflichen, markanten jüdischen Charakterköpfen und dem geistvollen, feinsinnigen, jüdischen Christusknaben, dessen dunkle Augen in schöner Begierdung leuchten.

Nachdem Menzel alle diese graphischen Techniken erprobt hatte, ging er dazu über, der Maler Friedrich des Großen zu werden. Mit dem in den Jahren 1848—1856 entstehenden Notus von sieben großen historischen Gemälden aus dem Leben des großen Königs entstehen die Werke, die wahrhaft vollständig geworden sind und zu den teuersten und verehrungswürdigsten Schätzen deutscher Kunst gehören. 1848—49 entstand die Bistritz, das erste und am wenigsten bedeutende dieser Gemälde, 1850 die Tafelrunde von Sanssouci und 1852 das Blüthenkonzert, zwei unvergängliche Meisterwerke, wahrhafte Muster, wie geschichtliche Treue in Stimmung und Weimer mit schöpferischer Ursprünglichkeit und den feinsten malerischen Reizen zu verbinden ist. Es folgen: 1854 Friedrich der Große auf Reisen, 1854 die Fußgebung der Stände Schlesiens, 1856 die Schlacht bei Hochkirch, die genialste Schöpfung dieser Gruppe, und im selben Jahre die Zusammenkunft Friedrichs II. mit Joseph II. Auf solche zu bewundern ist hier wieder die Bergengemüthigung der Vorgänge und der Scenerien, die außerordentliche Natürlichkeit, die packende Lebendigkeit, die Ungerungenheit des Lebens, die geistvolle Charakteristik der mannigfachen Hypothesen, die Wahrheit und Feinheit der Beschäftigung, der Haltung, der Gesten, das ridende, geistig-schöne Leben, das alles durchdringt.

So kam Menzel dazu, das Leben selbst zu malen. Zunächst entstand noch ein großes Beremonienbild, die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. October 1861.

Im Jahre 1865 war es vollendet nach 4-jähriger Tüchtigkeit mit einer außerordentlich großen Zahl lebensvoller Porträts. Dann aber wurde er stiller, der größte, vielleicht einzige Historienmaler der vergangenen Epoche, der Führer der großen Bewegung, die in den 70er Jahren auf die Schilderung aners eigenen Lebens aufging. Nachdem er erst der Zeichner, dann der Maler Friedrichs des Großen gewesen, wurde er der Maler des neuen Reiches und des zukünftigen, reichen Lebens der Gegenwart und hat Goethes So wieder zu Ehren gebracht: „Christ n r hinein ins volle Menschenleben!“ Und Schritt für Schritt ging er weiter in der unmittelbaren scharfen Beobachtung der Natur. Die Krönung in Königsberg ist die Triumphplante dieser neuen Zeit. Die Lichtseite, die roten Töne der Uniformen, die schülernden, weisen Seitenroten, das Bogen der Waife, die schwebende Leichtigkeit, womit alle in ihrer Individualität erfasst sind, das Momentane in der Bewegung der Gestalten, die vollständige, ungemengte, hoch raffinierte malerische Unordnung, das sind die Elemente, die jetzt gebietet, immer reicher und freier werdend in Menzels Kunst herrschen. Die Darstellung des Momentanen eines historisch bedeutsamen, die Gemüter in tiefstem Grunde bewegenden Vorgangs steigert sich in dem berühmten Gemälde „Adreise König Wilhelms zur Krone“ zu höchsten, bisher nicht gefassten Virtuosität. Alles wagt, bewegt sich, spricht, atmet, ist durchglüht von dem nervösen Leben, das in diesem Augenblicke patriotischer Bewegung alle durchdringt. Dann entdeckt Menzel die arbeitende Menschheit; 1875 vollendete er das „Eienmalwerk“. Es war in dem damaligen Kunstleben Deutschlands eine revolutionäre Tat von weitestgehendem Einfluss. Ein Wert von solch malerischer Kraft, von einem solchen unabhängigen, komplizierten Schichten, von solcher impressionistischen Wahrheit wirkte wie eine gewaltige Offenbarung. Der alles behebende und alles erobrende Wahrheitstrug, diese mutige, lähne Erhebung eines ganz neuen Stoffgebietes, das einen ungeachteten, ungeheuren Reichtum biliger erstellte, die Liebe zur Farbe und ihre naturwahre Verwertung, die Unterordnung der Dinge unter das Licht und die Luft, die Auffassung der Dinge als malerische Erscheinung im Raume, das war das Neue, das „Moderne“, das Vordringende dieser Gemälde Menzels.

Menzel ging nun zur ausschließlichen Schilderung des modernen Lebens über und das volle Menschenalter, das er noch schuf, ist seine Eroberung der ganzen Welt um ihn herum. 1867 auf der Pariser Weltausstellung hat Menzel die stärksten Eindrücke vom modernen Leben empfangen. Es entstanden seine Bilder aus der modernen Gesellschaft, der Berliner Hofgesellschaft, das wunderbare Ballspiel, die Ballspiele, der Erekl Kaiser Wilhelms im roten Galand der Garde, das Corps, jedes Gemälde ein Juwelier solch malerischer Reize, sprühenden Geistes, kostbarster geistlicher und malerischer Details. Seine neuen Motive findet er überall, in reichster Zahl und mit nie erwartender Wirklichkeitsreue hat er alles gemalt, was sein scharfes Auge in der Welt entdeckte, das Treiben der großstädtischen Straßen, das Gemimmel der vornehmen Bahernte, Handwerker in ihrer Tätigkeit, malerische Kircheninterieur, jede Baumgruppe, jeden Bild aus dem Hof, jeden Straßeneinzel. So immer er wollte, in Riffingen und in Berona, in Gastein und in Salzburg, in Innsbrund und Berchtesgaden, von überall her brachte er Fülle von Arbeiten heim. Besonders aber reisten ihn zur Wiedergeburt das isolierte, selbständige Getriebe der französischen Hauptstadt, das amüsante Leben auf den Boulevards, das Gedänge in den Gärten der Tuilerien. Dieses Gemimmel von ehebenden, trinkenden, flatternden Menschen, von charakteristischen Gruppen und Einzelfiguren in den wunderbar beobachteten Wirkungen des Tageslichts, viele stundenlangen Massen von Licht, Farbe, Bewegung hat er wieder gegeben in Gemälden wie: Sonntag im Tuileriengarten, Restaurant auf der Pariser Ausstellung, Straßleben auf den Boulevards, im Tiergarten, Brannenpromenade in Riffingen, Gottesdienst in Köln u. a. Die Summe dieses könnens vereinigte er in der 1884 vollendeten Piazza d'Erbe in Berona. Nach dreijähriger intensiver Arbeit im Jahre 1884 vollendet, wurde dieses Gemälde mit der ganzen Fülle von Studien zu den zahllosen Figuren in Berlin ausgeführt. Dieses Wert des 70-jährigen ist wohl das höchste, was der Welt Menzels je geben hat, es ist das Resultat seines arbeitenden Lebens. Das in den letzten zwei Jahrhunderten einzig dastehende Vermögen des Meisters, die Natur bis in ihre letzten und feinsten Aufhebungen zu erfassen, zeigt sich hier in seiner ganzen Entfaltung. Es ist um

die Zeit des bemeglesten Markttreibens auf der Piazza d'Erbe in Ferrone. Es mimmt von zahllosen feinen Gestalten auf der Straße, und nur allmählich lernt man in dem Gedränge sich zurechtfinden, die einzelnen Figuren, die einzelnen lebendigsten Vorgänge unterscheiden. Ganz gewiß haben wir keinen Totaleneindruck, sondern es benurruigt uns durch den traurigen Bierwarr seines Details wie ein altes deutsches Relief, wie ein Blatt von Düren. Erst langsam finden wir uns zurecht, indem wir jede einzelne Figur ins Auge fassen und so das ganze Bild Detail für Detail mit dem Auge abtasten. Dann ahnen wir erst, welcher Reichtum an Formen, an zeichnerischen Details, an Naturbeobachtung, an Würde und Fleiß, der nie ermattet" in dieser feinen Steinwandfläche eingegraben sind. Diese drängende, ausserde Fälle des Details, das das intensive und reiche Leben ausdrückt, ist charakteristisch für Menzels ganzes 70jähriges Schaffen. In jeder, auch der feinsten Arbeit steckt eine Unmenge von Arbeit. In jedem Winkelchen seiner Elemente entdeckt man eine strappante Farbenkombination, eine originelle Wirkwirkung. Gleich einem Naturforscher gibt es für ihn nichts Nebenbliches. Er fixiert alles und jedes und erkennt in jedem die wertvolle Auerung des Lebens der großen, überreichen Natur. Seine größeren Werke sind mit Tausenden von Detailbeobachtungen gefüllt, und für jede einzelne machte er seine Studien. Diese Sorgfalt auch für die allerfeinsten Studien bewundern wir an seiner unänderbaren Neige von Zeichnungen in Kohle, Kreide, Blei. Es ist verblüffend, was er fixiert; seine bodenständige Beobachtungsgabe, die mit größter Frachtzeit die Schnelllebigkeit der Momentphotographie verbindet, übertrifft noch den scharfen Blick Dürens und Dionardos. Er faßt die komplizierten, auf ein Minimum von Raum zusammengebrachten Licht- und Farbenphänomene, die flüchtigsten Bewegungen, einen blickartig auftauchenden und verschwindenden Ausdruck, den Cuamit einer Kerze, das Funken eines Ornamentes im Hintergrunde, die Art, wie sich eine Schleppe im Hintergrunde verliert, das Ausleuchten eines Kuppels, die tapfzigste Haltung einer Hand mit absoluter Sicherheit.

Die wahre Leidenschaft, alles was in dem Bereich seines Erbsehens tritt, mit dem Stifte, der Kohle, der Farbe festzuhalten ist vielleicht der markanteste Zug in dem unänderbaren Lebenswerte dieses mehrsträngigen Künstlers. Menzel zeichnet, um zu zeichnen. Fast ganz erfüllt von dieser Leidenschaft steht er dem Gegenstand der Menschen fast feindlich gegenüber. Er faßt die Welt auf als eine Vorratstammer von Motiven, Natur und Menschen beobachtet er mit der Mittellosigkeit des Forstbes und ist fähig, das Leben bis ins äußerste zu zergliedern. Mit Recht hat man ihn das größte descriptive Genie genannt, das die

Kunstgeschichte kennt, und seine Augen sind scharf geschlossenen Opterpiegel geworden. Jedes seiner Werke, auch die feinste Studie, ist ein Mikroskop, hinter dem der immer gleich, fähig, tiefbringende Beobachter steht. Man könnte also Menzel die personalisierte Objektivität nennen. Aber da verstehen wir die geniale Kraft des Meisters, mit der er allem, was er darstellt, das Charakteristische entzieht, wir verstehen die sprühende und hinreißende Lebendigkeit und Energie, mit der er jede Einzelheit zum Ausdruck bringt; in allem ist der Atem geistvollsten, individuelleren Lebens. Es ist allerdings keine Frage, ob besteht ein Mißverhältnis zwischen Menzels ausserordentlichen Werken und der Fülle seiner Studien, diesem unvorzähligen Studienwerte, einem wahren Rajazin kritisch geübter und gesicherter Beobachtungen und Erfahrungen. Des großen Rajazin bildet die gewaltige Basis einer von kommenden Geschlechtern zu schaffenden freien und schöpferischen Weltanschauung. Ohne Menzel hätten wir keine moderne deutsche Kunst, begnügten wir uns noch mit dem Schemen eines unermüden Idealismus. Wunderbar und fall von der Wirkung einer Mythe, wenn wir dieses große Künstlerdasein, das größte, das der deutsche Norden hervorgebracht hat, in schneller Folge an unserem Auge vorübergehen lassen! Als Persönlichkeit von ureigenster Begabung beginnt Menzel, auf allen Gebieten der Malerei und der Zeichnungskunst wurde er der unbestrittene Führer und Meister der Deutschen. Er hat der Historienmalerei neue Wege gewiesen, er hat mit einem geschichtlichen Sinne ohnegleichen Szenen aus der Vergangenheit mit einer so unmittelbaren Überzeugungsraft vorleben, daß man die Geschichtsmalerei mit ihm beginnen möchte. Er ist der Erneuerer des Goldschnittes, der Radierung und Lithographie und hat diese Techniken sofort zu ihrer höchsten Entwicklungsfähigkeit getrieben, er ist einer der geistvollsten Illustratoren und Ornamentisten geworden und lange vor den Franzosen gelangt er zu einem malerischen Impressionismus von so wunderbaren Qualitäten, von einer so breiten und vollen Malerei und einer so unbeschreiblichen Feinheit im Lichte, daß er die meisten Franzosen übertrifft und hier seine Stellung neben Manet behauptet. Bilder wie Bauernbeater, Waldpredigt in Rosen, Viehes aus dem Rindralbum, ein Blumenstück in Garde und besonders das Théâtre du gymnase, die die letzte Dresdener Ausstellung brachte, haben uns die Augen darüber geöffnet. Die Unparteilichkeit von Menzels technischem Können erscheint allumfassend, unbegrenzt. Seinen Tod empfanden schon wir Genossen als ein historisches Ereignis, als den Abschluß einer Hundertjahrentwicklung, vor der wir Ehrfurcht haben.

Dr. Paul Kühn.

### Bücherbesprechungen.

— Rapoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Zum 100jährigen Gedächtnis der Gründung des ersten französischen Kaiserreichs. Von Monseigneur Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheimrat [sic] Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit 64 Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther; XLIV, 256 S.; 8°. Preis: 6. — In der ersten Hälfte des Octobers machte durch die Freie eine Nachricht die Kunde, daß der Kaiser in aller Stille eine außerordentliche Besichtigung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Frankreich seit der Revolution bis auf unsere Zeit drucken lasse; daraus sollte sich der Schluß ergeben, daß ein Bruch des Kontinents des Heiligen Stuhls weniger nachteilig sein müsse als Frankreich. Ich weiß nicht, ob Fischer's Buch in irgendwelchem Zusammenhang mit jener oratio pro domo zu bringen ist; aber in dieselbe Reihe schlägt es, das letzte der erste Bild. Was hier an Verherrlichungen und, wo das schlechterdings nicht geht, an liebesvollen Beteuerungen Napoleons I. hinsichtlich seines Verhaltens gegen die katholische Kirche geboten wird, übersteigt allen Glauben. Besonders bezeichnend sind hierfür die Ausführungen des Verfassers über des großen Korien Sittlichkeit (S. 128 ff.) und seiner Unglauben (S. 200); Monseigneur Fischer mutet dem gebildeten Deutschen damit ein starkes Stück zu. Auch sonst vertritt das Buch einen recht kindlichen Standpunkt (S. 180 ff.). Inaug gerührt hat es mich, als ich die lamoen Memoiren der Sicile de Gwartot (S. 154—161) als historische Quelle ersten Ranges jütirt fand. Auch sonst löst man auf traurige Bekannte, zumallich im illustrierten Teile des „Unternehmens“; denn so

muß man schon das Werk betiteln, wenn man so aufbringliche Reklamenotizen zuläßt wie auf S. 162 und 168. Der Hauptreiz des Ganzen bildet natürlich die überaus niegründige und ungeneuer objektive Darstellung der Vorgänge, die zum Abschluß des Kontinents geführt haben (S. 223 ff.). Alles in allem: hier und da ein sprachliches Goldstorn (S. 199 j. B.) inmitten vieler, vieler Spreu.

— Die Geschichte eines Soldatenlebens. Von Feldmarschall Vicomte Wolfseley. Autorisierte Uebersetzung. Mit Portrait und Plänen. 2 Bände, 366 und 355 Seiten. Preis 12. —, gebd. 15. — Verlag von Carl Siegmund, Berlin. — Aus dem großen Jutereffe, das schon das Original der Memoiren Wolfseleys in Deutschland gefunden hat, ist zu entnehmen, daß dies um so mehr mit der jetzt vorliegenden deutschen Uebersetzung der Fall sein wird. Zunächst wirkt ja an sich schon der landschaftliche und geschichtliche Hintergrund der Aufzeichnungen siesend. Raum zum Offizier ernannt, finden wir Wolfseley in Indien, das darauf im Krimkrieg in den Laufgräben vor der Festung Sebastopol. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat schießt sich der große indische Kastan von 1857/58 mit der Eroberung von Vafnanu an, dann die französisch-englische Expedition nach China und eine Reise nach Jpan. Dann ist er von 1861—70 in Amerika tätig; zunächst als Zuhörer im amerikanischen Kriege in General Vess Hauptquartier, dann in Kanada als Führer der Red-Riverexpedition gegen die Hudsonbay-Gompany. 1873/74 fährt er mit großem Geldsack den schwierigen Felsweg gegen die Nischani durch. Dann endet die Aufzeichnungen. Sie sind reich an schönen Schilderungen von Land und Leuten, reich auch an psychologischen Bildern der handelnden Persönlichkeiten und charakteristischen Anekdoten

Besonders reizvoll wirkt das persönliche Gepräge des Buches; mit einer für einen Engländer dem Auslande gegenüber ungewöhnlichen Offenheit spricht er sich über Menschen und Dinge aus und weiß auf die Schäden hin, die das zu seiner Zeit noch bestehende System des Söldnerkaufs in der Armee und die Leitung von Armeenangelegenheiten durch Zivilpolitiker mit sich bringt. In merkwürdiger Weise kommt er auf die gewöhnliche Unbereitschaft Englands für einen Krieg zu sprechen und predigt seine Landesleute den militärischen Ruhm als eine Art nationaler Religion und Fundament des gesamten Staatswesens: „Eine Nation ohne Ruhm ist wie ein Mann ohne Amt, eine Frau ohne Tugend.“ Die Stimme des erfahrenen und hochbetagten Mannes mag wohl doch beitragen, die in England noch herrschenden Ansichten über Wehrverpflichtung zu wandeln, ebenso aber auch in Deutschland manchen landläufigen Irrtum zu widerlegen, z. B. über die Minderwertigkeit des englischen Soldaten. Wollsey redet nur mit Stolz und Genugthuung von der Tapferkeit, der Anspruchslosigkeit und Bemühtigkeit des verachteten Tomma. Nicht zuletzt erregt natürlich Wollseys Lebensgang selbst Interesse; er zeigt sich als edle Soldatennatur, vor allem aber als glücklicher Soldat, denn in den 22 Jahren, die seine Aufzeichnungen umfassen, liegt er vom Frühjahr bis zum Generalmajor emporg. Eine Fortsetzung des Wertes, die seine Tätigkeit in Afrika und als Oberkommandirender der englischen Panzardivision umfassen soll, verspricht Wollsey, wann sein Buch den Leser interessiert hat; nun, ohne mannigfache Anregung und Befriedigung wird niemand sein Wert aus der Hand legen.

H. St.

— Geschichte des Feldzugs Stobolews in Turkmenien. Von Kucopattin, Generaladjutant Sr. Maj. des Kaisers von Rußland und Kriegsminister. Deutsch von Ulitsch, Leutnant in d. 7. Ostb. Inf.-Regt. Nr. 158. Verlag von G. W. Künzler & Co., Mühlheim a. Rh. im. Oct. 3.50 Mk. — Nicht mit Unrecht hat der Übersetzer der vorliegenden Schrift vermutet, daß sie der Persönlichkeit des jetzt an der Spitze der russischen Feldarmee stehenden Verfassers wegen auf erhöhtem Interesse rechnen kann. Das Buch gibt eine kurze Übersicht über die Tätigkeit der russischen Truppen in Zentralasien von 1839 bis 1876 und behandelt dann eingehend die Eroberung Turkmeniens 1880/81, insbesondere die Einnahme der Festung Dzenkiz-Tege durch Stobolew. Der Stoff ist sehr interessant: Die Schwierigkeiten, die europäische Truppen auf fremden Kriegsschauplätzen, in fremden Klimaten zu überwinden haben — man denke nur an unsere jüngsten afrikanischen Erfahrungen —, treten den Russen dort in erhöhtem Maße entgegen: ungeheure Entfernungen, wasserlose Sandwüsten, Hitze, Mangel an jeglicher Verpflegung für Mann und Pferd. Überwunden wurden sie durch die unbezweigte Energie Stobolews und den Selbennutz seiner Truppen. „General Stobolew ist sehr dazu einzufließen, den letzten Mann zur Erlämpfung des Sieges einzusetzen und lieber mit dem ganzen Detachement einen ruhmvollen Untergang zu finden, als nur eine Fußbreite zurückzuweichen.“ So schießt seine Disposition zum Sturm auf Dzenkiz-Tege und was russische Soldaten in ihrem düstern Getriebe mit so leichten vermochten, zeigen Beispiele wie das folgende: „Gleichzeitig wurde der Kanonier Nikitin gelangen in die Festung gedrückt. Die Festung verlangten von ihm, daß er ihnen zeige, wie man aus dem eroberten Kanonen schießen müsse. Nikitin weigerte sich. Sie schnitten ihm die Finger ab. Auch das half nichts; die Ohren — Nikitin schrie; jetzt zogen sie ihm ein Stück der Haut vom Rücken ab — Nikitin blieb unerschütterlich; nach diesen Qualen erst wurde er entpaupt.“ Aber nicht nur der Stoff selbst, auch Kucopattins Eigenart als Schriftsteller wirkt überaus anziehend. Seine Schreibweise erinnert an die Mollatsche: knappe, kurze Sätze, rednerischen Schmuck erhaltend und dabei doch stets plastisch und lebendig. Die Übersetzung ist gut; einige Stellen erläutern den Text.

H. St.

— Chronik des alten Adelsgeschlechtes der von dem Venztege nebst den bürgerlichen Abzweigungen der Venz (Venz, Venzge) entworfen von H. Dypke, Pastor em. Druck von Wislizen & Witschard, Halle a. S. 455 S. Lz. 8°. Ohne Jahresangabe. — Die vorliegende, auf sehr fleißigen Studien beruhende und würdig ausgehaltene

Familiengeschichte haben wir mit Freude in die Hand genommen. Der Irinpruch, den Herrmann Venz-Golzjminiden auf dem Venzischen Familientage zu Stendal am 4. Juni 1895 ausbrachte, und der mit den Worten schloß:

„Wir alle betreten ein altes Haus,  
Das erblüht sich in der Reiten Sturme und Brause  
Und der alten guten Namen zu halten in Ehren  
Ist unser aller inangichtes Verengensbegreife.“  
„Der wahren Ehren wert sein und bleiben.“  
„Diesen Irinpruch wird jeder von Euch unterschreiben.  
Und so mag blühen bis an der fernsten Zeiten Grenz  
Die alte, ehrenste Familie Venz!“

lenzzeichen den Geist, der die von Pastor em. Dypke entworfene Arbeit durchdringt. Seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart finden sich hochberühmte Namen in der Familie. Viele sind in Zivil und Militär zu hohen Ehren aufgestiegen. Unter den zahlreichen Theologen finden sich 4 General-Superintendenten und Konfistorialräte; andere wurden Geheimräte, Präsidialen und Hofräte. Allein in der Befreiungskriegsarmee von 1813 wurden 7 Mitglieder mit dem Eichenen Kreuz ausgezeichnet. Wiederholt wurden Mitglieder der Familie in den erblichen Reichsadelstand erhoben. Auch manche hohe Vätergrade findet sich in der Familie. So sang z. B. Siegmund Venz, Lehrer zu Schneepfenthal, Pforten 1869:

Den fähigen Tannennuß entlang  
Leht ich den Schritt zum Bergeshang.  
Ein leises Abendläuten spricht:  
„An Gottes Güte zweifle nicht!“  
Und Friede sinkt in meine Brust,  
Daß Gott hier wohnt, wird mir bewußt;  
Im rauschenden Wipfel, im redbenden Laub  
Erlehn ich, Herr, die Stimme dein;  
Sie sind so lehr die alten Tannen,  
Die ein Jahrhundert wohl umspannen,  
Die Hüpter hoch im Himmelblau,  
Den Fels im lesten Erdensau:  
Doch drauß der Sturm durch Riß und Zwang,  
So denk' ich: Gott ist gnadenreich  
Er schirmt den Starcken wie den Schwachen  
Und wird's mit mir auch gnädig machen.

Der Schwerpunkt der vorliegenden Familiengeschichte liegt in den Biographien einzelner tüchtiger Familienglieder. Als besonderen Vorzug des Buches möchten wir die zahlreichen Porträts bezeichnen, welche beigegeben sind. Durch diese Bilder wird der Wert des Buches wesentlich erhöht! Das muß um so mehr betont werden, als selbst sonst sehr gute Familiengeschichten — wohl der hohen Herstellungsformen wegen — von vieler Art von Beigaben absehen. Und doch hat bereits Voretz in seinem berühmten Handbuch der Genealogie und neuerdings wiederum die Zeitschrift des familiengeschichtlichen Vereins „Molan“ (Herausgeber Hr. Prof. Dr. Unbeheld in Dresden) mit vollem Recht darauf hingewiesen, wie wichtig die Sammlung von Porträts für die Familiengeschichte ist. Es ist tief beklagenswert, daß zahlreiche Bilder durch strupellose Hände ins Ausland, namentlich nach Amerika auf Kimmertreibereisen verschleppt sind. Der auf das Mittelalter bezügliche Teil der Chronik der Familie von den Venztege genügt nicht in allen Abschnitten. Wir wissen, daß es mehrere, ganz voneinander verschiedene Familien des Namens Venztege gibt. Der häufige Fehler, daß die einzelnen Familien nicht scharf auf sprachlicher Grundlage getrennt werden, begegnet auch hier. Namentlich wenn auch solche, die historische Studien eingehender Art aus Unwissenheit nicht getrieben haben, an die Abfassung von Familiengeschichten herantraten, müssen sie sich gründlich mit Sprachkenntnis und Gerechtigkeit befähigen, ehe sie etwas drucken lassen. Haben wir doch durch das moderne Reproduktionsverfahren mittelalterlicher Siegel durch Photographie und Lithdruck in Verbindung mit einer bestimmten Abkürzungsweise der Siegel mit präparierter Masse, die jedes Kleinigkeit selbstbildet, ganz vorzügliche Siegelwerke erhalten, von denen hier beispielsweise nur das großartig angelegte, im Erscheinen begriffene Werk des Hrn. Oberregierungsrats Dr. Post in Dresden über den Adel der Wettinischen Lande genannt sei.

G. Seydewitz.



## Das tragische Moment im „Gyges und sein Ring“.

Ein Beitrag zum Verständnis der Idee in Friedrich Hebbels Tragödie.

Wenn wir die Rezensionen lesen, die die Aufführung von Hebbels „Gyges und sein Ring“ zur Folge hatte, so sehen wir, daß dieses Werk als Tragödie unbefriedigt gelassen hat, ja den eigentlichen tragischen Gehalt vermissen ließ und man sich daher nur ganz dem Genuß der reizvoll schönen Poesie hingab. Da es aber eine Tragödie ist, so mußte man nach einem tragischen Mittelpunkt, nach einem Motive, das sich durch das ganze Stück hindurchzieht und die doppelte Schuld des Königs durch sich allein erklärt und als notwendig so kommend hinstellt. Und es berührt selbst, zu verfolgen, wie man sich sogar in Literaturgeschichten und Hebbel-Biographien alle mögliche Mühe gab, das „Tragische“ in der „Einfügung märchenhafter Elemente“. Ein anderer bekannter Biograph Hebbels, Herr. Krumm, fällt wohl die „dramatische Spannung“ und lange nachhaltende Erstickung, aber für sein Gefühl steht in dieser Tragödie „ein im letzten Kern Unaufgelöstes, viellecht Unauflösliches“. Und diesen Meinungen schließen sich die Literaturgeschichten und auch die vorliegenden Rezensionen an. Selbst Rudolf v. Gottschalk verkennt den eigentlichen Mittelpunkt der Handlung, indem er ihn in der „mühseligen Schwankhaftigkeit“ der Rhodope sieht; und so ist es wohl begrifflich, wenn er die Handlung irrtümlich nennt.

So erregt es uns denn alle eine Pflicht, das Publikum, das ein so reges Interesse an dieser unergänglichen Schöpfung Hebbels nahm und das sich jetzt so bemüht, seinen großen Dichter zu verstehen, aufzuklären und auf den wahren, tief innerlichen Mittelpunkt der Handlung hinzuweisen. Ein Mittelpunkt, aus dem beide an sich so verschiedene Handlungen des Kandaules, als König und als Vater, entspringen. Das tragische Moment ist der Konflikt der Weltanschauungen. Hierin ist der eigentliche Grund der Tragödie zu sehen. Er greift tief hinein in das innerste Wesen der Welt, er spiegelt wider etwas, das ein unergängliches Erbteil der Menschennatur zu sein und das Weltgefühl ewig immer und immer wieder zu bestimmen scheint. Es ist „der Kampf der jungen Götter mit den greisen alten“. Das ewige Ringen der Menschheit um eine neue Form mit der harten Macht der alten. Der Wissende, der den inneren Kern erkannt hat, der „der eingeschulenen Welt“ nur an der altbekanntesten äußeren Form erkennen darf, er blickt eis hart, wenn er den Schlüssel der Welt vorzeitig löst, wenn er ihr nicht gleichzeitig die Mittel zu einem besseren Wege geben kann.

Im Mittelpunkt der Handlung steht durchaus Kandaules. Richard W. Berner in seinen Erläuterungen zu der historisch-kritischen Ausgabe von Hebbels sämtlichen Werken bezeichnet den Hauptzug im Charakter des Kandaules sehr richtig mit den Worten: „Er glaubt sich frei von den Fesseln einer dringenden Tradition, die er bei Rhodope schwer trägt, bei seinem Volke dagegen zu zerstoren sucht.“ Aber dieser Charakterzug ist hervorzuheben; er ist das alleinige Bindendes für die beiden Handlungen und führt im letzten Grunde den tragischen Konflikt herbei, dem die Tragödie den tiefen, unergänglichen Wert verdankt. Und nicht das Unüberlegte ist es, das seinem Glückseligkeit so weit nachgibt, daß er sein Weib dem Freunde zeigt (wie Berner diese Tat motiviert). Das Überlegte würde ihm nicht abgehen und hält ihn nicht ab, sondern der Grund liegt tief in seiner Natur: es ist das Nichtachten fremder Anschauungen und Vorurteile, das zwei solche Handlungen bei einem solchen guten, wohlwollenden Menschen möglich macht. Hier ist auch der einzige Punkt, wo die Auffassung Metastors, dessen Darstellung im übrigen eine ganz hervorragende war, nicht ganz im Sinne der Dichtung ist. Das in überdrömendem Glückseligkeit mittellose

Herz, wie es der Dichter schon selbst gibt, genügt vollkommen, um zu der Tat zu drängen, die am Ende des ersten Aktes beschloßen ist. Diese Weisnahme war also überflüssig. Denn Kandaules achtet auch bei nüchternem Sinn so, wie der „Kronen oder roßigen Schwert“ auch des Schliers nicht. Betrachtet man nun die Tragödie von diesem Gesichtspunkte aus, so kommen wir nicht nur zu einem neuen Beweise des tiefen, idealen Gehaltes, sondern auch zur Erkenntnis des höchsten Wertes, den das Werk als Tragödie besitzen kann, nämlich Einheit der Handlung und tragische Notwendigkeit.

Wie Kandaules, gerade als er sich am glücklichsten weiß, von seinem Glück lassen muß, das ist fürchterlich tragisch. Er, der Glückliche, er kann sein Glück allein nicht tragen. Er besitzt einen treuen Freund in dem edlen Griechen Gyges; mit ihm teilt er sein Glück im Austausch der Gedanken und Gefühle. Nur von dem höchsten Glück glaubt er im Freunde durch Worte nicht den Bitterstoff zu meiden, nach dem sein übervolles Herz verlangt. Denn sein Freund kennt ja nicht sein Weib, er hat es noch nie gesehen, da nach ihrer Verheiratung die Frauen im Schlier das Symbol der Keuschheit sehen. Doch ihm ist das Symbol nicht der Kern, der durch jenes weder geminnt, noch verliert; er weiß, daß wahre Sittlichkeit der äußeren Form nicht bedarf. So zeigt er im Übermaß des Glückes dem Freund sein Weib entschleiert. Doch ihr, die in dieser äußeren Sittlichkeit aufgewachsen, muß dies Verrat an ihrem Heiligsten erscheinen. Nach ihrem stilligen Empfinden darf nur einer auf der Erde leben, der sie entschleiert gesehen, und der muß ihr Gemahl sein. Rhodope verlangt von Gyges die Tötung des verräterischen Gemahls. Furchtend, daß sie sich selbst den Dolch ins Herz stoßen könnte, bringen es die beiden Freunde schließlich über sich, zu kämpfen. Kandaules läßt seinem Freunde um so lieber Weib und Volk, als er nur sieht, daß er beide verliert hat. Denn auch dem Volke gegenüber hat er eine Anklage, die seiner Erkenntnis widerstrebt, nicht als das aufgefälscht, was sie war, nämlich als Symbol.

Ohne das alte Diadem, das fünf Jahrhunderte hindurch seine Vorfahren tragen, und das roßige Schwert des Heracles, ohne diese sichtbaren Zeichen der durch jahrelange Herrschaft errungenen Macht hatten sich nie die Könige seines Hauses dem Volke gezeigt. Doch Kandaules mag es nicht „bloß durch den angekommenen Schmutz zu glänzen“. Vergebens bittet ihn sein treuer Diener, der die Meinung der Menge verkörpert, doch nicht von der alten Gewohnheit zu lassen, da die Hälfte seiner göttlichen Verehrung im Volke in der mit dem Göttermythos verwobenen Geschichte seines Hauses wurzelt:

„O Herr, nicht ohne einen Schander  
Vertrah ich dies Diadem, und nie  
Dab' ich des Schwert am Griff noch angefaßt,  
Das alle Gessellen einmal schlangen.  
Doch Deinen neuen Schmutz betrach' ich gern,  
Wie jedes andre Stück, das glänzt und schimmert.  
Ich kann den Mann ja, der das Schwert geliefert,  
Und jenen, der das Diadem gefügt!“

So empfindet das ganze Volk, und Kandaules ist ihm nicht mehr, was er war, als er bei dem Volksteile im neuen Schmutz erscheint. Gyges, der Grieche, der in den Weltkämpfen drei Siege errang, er scheint dem Volke würdiger, an Heracles' Seite zu stehen. Das Volk, hat es nicht mehr den Schmutz, den Abglanz alter Taten an seinem Heiden, mit neue lehen. Es hat sich Kandaules selbst sein Schicksal geschaffen und er habert nicht mit ihm. Er hat eingesehen, daß die Welt nur im Symbol sich dem Wahren nähern kann. Darum sind diese

„Schleier, Ketten oder roth'gen Schwert“ nötig. So, wie sein Weib, so hatte er auch sein Volk nicht verlegen wollen: er nahm beiden nichts, als was nach seiner Schätzung völlig wertlos war. Denn ihm, der sich selbst zum Mahren durchgerungen hatte, ihm

galten solche äußere Sinnbilder nichts mehr. Aber er hatte nicht beachtet, daß Volk und Weib im äußerlichen Symbol den inneren Gehalt sahen, und daß für sie mit dem einen der andere fehl.

P. G.

### Neue Literatur zu Kants Gedächtnis.

Otto Liebmann, Immanuel Kant. (Genetischer Gedächtnisrede.) Straßburg Karl Trübner. 0,80 M.

J. Freudenthal, Immanuel Kant. (Breslauer Gedächtnisrede.) Breslau W. und F. Marcus. 0,80 M.

Julius Kastan, Kant, der Philosoph des Protestantismus. (Rede, gehalten vor dem Berliner Zweigverein des evangelischen Bundes.) Berlin. Reuther u. Reichard. 0,50 M.

Klois Riehl, Hermann von Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant. Berlin. Reuther u. Reichard. 0,80 M.

Universität Königsberg, Zur Erinnerung an Immanuel Kant. (XV Abhandlungen.) Halle, Buchhandlung des Waldenkaales.

Die hundertste Wiederverkehr des Todestages Kants hat viele berulene und manche ausserordentliche Schriften gegeben, welche den großen Toten und sein Werk der Nachwelt nahe zu bringen suchten. Man darf sich dessen in unserer Zeit des wieder aufblühenden philosophischen Interesses doppelt freuen. Wie alle Gedächtnisrede lehrt auch die Gedächtnisrede der Philosophie viel mehr als nur lernen und befolgen mögen. Da ist ein Festtag mit seinem Stimmungsgelalt und seinen frischen Impulsen voll lebendiger Wirkung. Zwei Pläne pflegen das größere Publikum zu philosophischen Tande zu führen. Der eine geht durch die verwirrenden Fülle der Erscheinungen in Natur und Menschenwelt. Da überformt den Wanderer Bangen und Zweifel an der eigenen Kraft, er sucht nach Spuren im Triebband und sucht sich damit den Helden, dem er sich nacharbeitete zu den Gipfeln der Weltanschauung. Auf anderem Pläne schweifen die Menschen mit mehr historischem Sinne. Sie schauen weniger in die Zukunft, wenden von der Gegenwart vielmehr den Blick auf die Entwürfungen, vor deren Reifeleite sie sich gestellt sehen. Im Gewordenen suchen sie die Kräfte und Eigentümlichkeiten der Vergangenheit zu erkennen; auf einlame Wege schreiten sie zurück bis zu den Quellen der Ströme, aus denen eine neue Zeit Befruchtung und Erquickung schöpft. Aber dem Menschen mit dem universell-modernen, wie demjenigen mit dem schlicht-historischen Sinne leuchtet das Werk Kants als ein weicht sichtbarer Orientierungspunkt. So war für viele der 12. Februar 1904 ein Tag der Sammlung auf hoher Warte.

Selbstverständlich gedachten auch die Akademien und Universitäten in feierlicher Weise des Tages, da Kant vor 100 Jahren von dieser Erde ging. Neben der Universität Königsberg hatte kaum eine so viel Ursache dazu wie Jena. Das hat Otto Liebmann mit Recht hervorgehoben in der Gedächtnisrede, die er in der Kollegienkirche der Saalestadt gehalten. Historischer Boden der Kantischen Philosophie ist ja in Jena: Reinhold interpretierte hier die Schriften des Königsberger Philosophen und Schüler erstahete sie als Denker wie als Dichter mit gleich bedeutamer Intuition. Sichte nahm, gleich Schelling und Hegel, in seiner Jenaer Zeit den Ausgang von Kants Erkenntnistheorie; Herbart und Spitteler stehen im Zeichen des Jenaer Kantianismus, solange sie sich in Beziehung zu der Thüringer Universität befinden. J. F. Fries und C. F. Apelt wirtten in Jena; dort hat auch Bruno Fischer als weitberühmter akademischer Lehrer sein Kantkolleg gehalten und seine große Kantmonographie geschrieben. Das alles führte die Stimmung der Verlammlung heroben, die sich am 12. Februar in der Kollegienkirche zusammenfand, in welcher die Festsache der Jenaer Universität vor sich gehen. Von all der Driehunderte hinweg hat Liebmann dann auf Kants eigenes Wirken zurückgewiesen, indem er mit kurzen Strichen die Umrisse der „Naturgeschichte des Himmels“ und der beiden wichtigsten „Kritiken“ zeichnete, endlich auch noch in Verken Kants dauernde Bedeutung preis. Nicht schwierigen ist, daß diese Stenzen, welche auch in der von Raibinger edierten Schrift zu Kants Gedächtnis, als Einleitung, stehen, nicht glücklic wirtten. Die Gedankenfrucht spießt leider dort und da über den gemessenen Raum der Ottaverime lörend hinaus.

In ebenmäßiger Darstellung Kants, des Menschen, wie des Denkers von geradezu unerreicher Bedeutung, nimmt Freudenthals Rede einen hohen Rang ein. Sieht man von einer hilflichen Unkenntnis (S. 21, vorletzter Satz) ab, so darf man

sich rüchaltlos der Gedankenfülle, die im leuchtenden sprachlichen Gewand einströmt, freuen. Nachdem der Breslauer Philosoph den Denker durch kleine und doch typische Züge — innerlich eines gedungenen biographischen Umriszes — als wahrhaft ehrwürdig den Bergen nahe gebracht hat, weist Freudenthal nach, wie bei Kant im besten Sinne das Denken im Dienste des Willens steht. Von hier aus wird dann Kants Fortentwicklung in der heutigen Theologie und Jurisprudenz, wie das Leben seiner Ideen in Biologie und Kosmogonie beleuchtet, worauf endlich die philosophische Größe des Königsberger Weisen durch Vergleich mit der Vor- und der Nachzeit, ans der sie emporging, sichtbar gemacht wird. Kants Verlebung des Empirismus mit dem Rationalismus gelangt zu klarer Darstellung (S. 18 ff.) und sichtbar wird auch dem weniger vorgebildeten Betrachter, wie hier die Bestimmung der Grenzen wissenschaftlichen Erkenntnis enset in einer neuen tiefinnigen Weltanschauung. Als Fortföderung der edelsten Eigenschaften des deutschen Volkes, der Geisteskraft und Herzensfrömmigkeit, Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit, des Wahrheitsdranges und Wahrheitsmutes (S. 30) steht endlich der Geseerte in vollem Lichte da.

Unter engerem Gesichtswinkel hat der Berliner Theologe Julius Kastan den Denker betrachtet in jenem geistvollen Vortrage, der vor dem Berliner Zweigverein des evangelischen Bundes gehalten worden ist. Kant selbst würde etwas Verwundert gewesen sein, hätte man ihn bei Lebzeiten als den Philosophen eines bestimmten Belanctnisses in Anspruch genommen. Belanctnislich war es ihm eine herzliche Freude, als auch die — so malmigen — katolischen Universitäten Taufschand seiner Lehre zusielen. Das Kastan nicht zu täm behauptet, wenn er Kant schlechthin als „den Philosophen des Protestantismus“ bezeichnet? Es läßt sich doch wohl einräumen, daß der Gedanke in der Wendung, die ihn Kastan gegeben, nicht minder berechtigt ist wie etwa die Bezeichnung der Deutschen als des Volkes der Reformation. Philosophieren heißt für Kastan nach Gott fragen (S. 10). Die Grundformen, nach denen sich Fragestellung und Antwort richten, werden durch Plato und den Platonizismus einer reinen Kirche voll spät-griechischen Geistes; — durch Aristoteles und den Realismus der römischen Hierarchie; — durch Kant und den Wahrheits- und Gewissensdrang der Reformation, des allgemeinen Priekertums bezeichnet. Es ruht eine Fülle der Anregung in solchen Ausführungen; viel mehr erreicht, wenn mehr Vertreter deutschen Geistes in ähnlicher Weise ihren Kant sich gewönnen.

Eine geschichtliche Unterrichtung, die sich zu einer tiefgründigen Auseinanderlegung zwischen Psychologie und Erkenntnistheorie ausmücht, ist Alois Riehls Schritt über das Gerbannits Hermann v. Helmholtz zu Kant. Der große Berliner Gelehrte hat gern die ensfernten Zusammenhänge der von ihm vertretenen wissenschaftlichen Disziplinen mit Lebens- und Weltanschauungen großer Menschen betrachtet; auch hinsichtlich Kants hat er zu den ersten Naturwissenschaftlern gehört, die ausgesprochen haben, daß Kants Ideen trotz aller Philosophieverdrängung der fünfziger Jahre noch leben. Gewiß war auch Helmholtz nicht frei von Überschätzung dessen, was ihm eralt: Wissenschaft hieß. Kants Lehre von den Anschauungsformen und Empfindungsarten erreicht Helmholtz richtig, soweit sie sich durch sinnphysiologische Ausführungen erläutern läßt. „Damit hat er sie aber nur mit niemals völlig sicheren empirischen Anschauungen in Verbindung gebracht.“ (S. 19.) „Kant dagegen sucht die tiefer liegenden Voraussetzungen zu zeigen, unter denen Dinge und deren Verhältnisse zu empirischen werden.“ (S. 30.) Helmholtz hat Kant nicht widerlegt, gar nicht getroffen, wie Riehl mit viel analytischer Scharffinn nachweist. Das mindert aber nicht das große Verdienst, das Helmholtz durch den Hinweis auf die philosophische Behandlung der höchsten naturwissenschaftlichen Probleme, gerade in philosophieindiger Zeit, erworben hat.

Jügen schon die erwähnten Schriften, wie Kant einem Termanen gleich, der nach den verschiedensten Seiten Glanz und Farbe, weißleucht und doch immer leuchtend, verbreitet, so ist vor allem der vornehmste Band, den die Universität Königs-

berg „zur Erinnerung an Immanuel Kant“ herausgegeben hat, voll vieljähriger harter Ketzerei. Mit Recht betont Julius Walter (S. 4), wie wir nicht im entferntesten zu der Hoffnung berechtigt sind, daß in absehbarer Zeit ein anderer Gedankenaufbau in einigender, die Menschheit innerlich verbindender Kraft die grundlegenden Lehren der Philosophie Kants abzulösen bestimmt sein könne. Walter weist dann darauf hin, wie seine einleitende Abhandlung zum Gedächtnis Kants nur wie aus weiter Ferne her über die wissenschaftliche Arbeit sich hinaushebendes zeichnen sollte. Aber die Silhouetten, die er dann gibt, ist scharf und fest geschnitten; Kants Antwort auf die Fragen: was kann ich wissen, soll ich tun, darf ich hoffen? — großjübig und doch treu wiedergebend. Ludwig Bussle untersucht den erkenntnistheoretischen Standpunkt, den Kant in der „nova dilucidatio“ einnimmt. Er kommt dazu, Kant schon in dieser frühen Schrift größere Selbständigkeit gegen die Vorgänger anzuweisen, als gemeinlich angenommen wird, wenn auch die empirischen Elemente in der „n. d.“ nur vorzeitig auftauchen. Den fruchtbarsten Gedanken des Evolutionsismus in den vorliegenden Werken Kants geht der Theologieprofessor August Dörner nach. Als der Anfänger einer neuen Heilswissenschaft, die sich in den vorzüglichsten Formen darstellt, gleicht Kant Sokrates. In einem sehr aufklärerischen Beitrage, der u. a. eine ganz neue und eigenartige Etymologie des Wortes „Gott“ (S. 117), eine glatte Definition des viel mißbrauchten Pneuma-Begriffes (S. 139) enthält, zeigt Otto Franke, wie in Kants Philosophie der gleiche Geist wie in den Lehren der ältesten Mythen, der Aig. Weba und der Upanishaden wie des Buddhismus lebt, während Ludwig Jenz sich über die Selbst von einem Gottfried Hermann erfolglos unternehmenen Versuche verbreitet, in die Kantischen Kategorien ein System der Grammatik hineinzufunktionieren, um so ein abschließendes System der antiken Grammatik zu erlangen. Kants Stellung zum Problem der Außenweltprüfung bespricht nach historischen Auseinandersetzungen Arnold Kolenati. Die Abergläubigkeit des Theismus beweist durch den indirekten Außenweltbeweis der 2. Auflage der R. d. r. V. tritt dabei in sehr klare Beleuchtung. Gesellen hat Regensenten, daß Kolenati für Feststellung der Kantischen Meinung (nicht natürlich ihrer Genese) die einzelnen Werttettel und anderen losen Blätter des Philosophen möglichst beisite gelassen haben will.

In einem Aufsatz über Kant und Pöschel zieht Friedrich Hahn eine Parallele zwischen dem Denker, der so viel Anknüpfendes über Erd- und Himmelshunde geleht hat, und dem ideenreichen Leipziger Geographen. Erstfurd vor dem einen wie Pöschel gegen den andern flingen dabei freundlich mit. Kühler sind naturgemäß die Beiträge, in denen sich Wilhelm Hb über Wortspiel und Sprachgebrauch bei Kant (sehr interessant ist die philologische Untersuchung zu Kant; Jume. S. 176) ausdrückt, und H. Venzberger des Philosophen sprachwissenschaftliche Äußerungen unter die Lupe nimmt (Kants originale Etymologien sind fast alle falsch). In einer Abhandlung, welche bis zu den neuesten Erkenntnissen der mathematischen Wissenschaften heraufsteigt, weist Franz Meyer nach, wie Kants Ansicht von der nur formalen

Weiterbildung der grundlegenden mathematischen Begriffe trotz aller Vermehrung des Wissens noch immer nicht widerlegt ist. Daß es dem bedeutenden Kritikermeister der dieser Abhandlung passiert ist, dreimal falsche Beweisungszahlen unter den Strich zu legen (S. 308, 310, 323), erhebt nicht des unschuldigen Humors. In hohem Maße kritisch verlag sich Hermann Baumgart in seiner Untersuchung der „Grundlagen von Kants Kritik der Ästhetischen Urteilskraft“. Soll bei Kant einmal schon die bloße Auffassung der Form eines Gegenstandes, der „Anschauung“ Lust gewähren, so spricht Kant andererseits von „Beitrie der reflexiven Urteilskraft“ zum lüherzeugenden Akte. Baumgart bekennt sich zur zweiten Meinung und bekämpft die erlere. In weiterem Verlaufe gelangt Baumgart fast durchweg zu der Überzeugung, daß Kant fruchtbar und nützlich nur durch seine Negation der bisherigen Meinungen über das Kunstschöne gewesen sei. Die Auffassung Goethes wird endlich der Kantischen gegenübergestellt. Freilich wird die Intuition des großen Künstleres immer dem nächstgenen Aufbau des Ästhetikers überlegen sein.

Sehr nützlich haben auch an der Kantgabe neben den verschiedenen Vertretern der theologischen und der philosophischen Fakultät auch die Juristen beteiligt. Da ist Alfred Mamej vertreten mit einer scharfsinnigen, auf das Privatrecht exemplifizierenden Skizze über Rechtswirkungen und juristische Aufgaben, in der Kant mit viel Gehalt als Gedächtnis bei einer juristischen Kontroverse herangezogen wird. Edward Kohlfraus bekennt sich in einer Abhandlung über desirpative und normative Elemente in der Vergeltungslehre des Strafrechts, zu Adolf Meel, dem desirpative Verländer des Strafrechts, nicht aber zu Meel als Vergeltungslehre, was dieser gar nicht gemeint sei. Otto Gradenwitz aber gibt in einem legislatorischen Aufsatz über den Willen des StifTERS eine historisch wie psychologisch gleich interessante Darlegung, wie Kant in einem bestimmten Falle dem Staate das Recht gewährt haben mag, ändern eingzugreifen, wo Vernunft Unfian, Wohlthat Plage geworden ist.

Vergleichlich hat Referent in dem Königsberger Kantbuche nach einem Beitrage aus der Fakultät getuscht, der Gulelan angehöre. Nur bei der Arbeit aus dem physiologischen Institut, die Otto Weis begetragen hat, wird ein Mediziner als Mitreferentator genannt. Es galt da eine Untersuchung der „Energie von Affekombination und Pupillenreaktion“. Pupillenreaktion und Inmersion des nervus opticus gehen nicht durchweg zusammen, ist das Resultat. So erfreulich es ist, wenn die Psychophysik solchermassen in einem Werke zu Kants Gedächtnis sich zeigt, so vergißt man darüber doch nicht, wie schön es wäre, wenn dem Manne, der den „Streit der Fakultäten“ geschrieben, keine der alten Fakultäten zur Gedächtnis geleht hätte. Trotzdem ist aber das Königsberger Kantbuch von erkaunlicher Höhe. Und mer es lieb, eben den mitgeteilten Ergebnissen aus die zum Ziele führenden Verboben zu verfolgen und zu vergleichen, dem erwacht ein hoher Genuß intellektueller Art, wenn er durch dieses Werkes Lektüre an seinem Tode mitfeiert den Mann, zu dessen Gedächtnis das kleine Buch geschaffen wurde. Dr. Grimm.

### Bücherbesprechungen.

— Katharina v. Hüllesien, Gnadenwege. 134 S. Ged. 2 M., dg. geb. 3 M. Buchhandlung der Berliner Stadtmision. Berlin SW 61. — Daß mit einem Bildnis der Verfasserin ausgehattede, in zweiter vermehrter Auflage vorliegende Buch enthält elf Erzählungen, alle getragen von religiösem Sinn und erfüllt von stilligen Tendenzen. Die Geschichten sind gemacht geschrieben, in prägnanter, fesslender Form und oft mit poetischem Schwunge. Bald ist es Erntes, bald auch Heiteres, bald Erdtrübsale, bald Erlebetes, was sie bieten. Wir empfehlen die kurzen sinnigen Geschichten zum Vorlesen in Familien, für Volk- und Schulbibliotheken. D. K.

— Arnold Seydel, Archidionus an St. Nikolai in Berlin, Unterricht in der christlichen Religion auf heilsgeschichtlicher Grundlage. In Anlehnung an den kleinen Katechismus Luthers für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und Mittelschulen, für Lehrerseminare, für den Konfirmandenunterricht und zur Selbstunterweisung für die christliche Gemeinde bearbeitet. 208 S. gr. 8. 2. Aufl. und Verlag von G. O. Leubner, Leipzig und Berlin. 2.60 M., in Weinwand gebunden 3.20 M. — Iniosen als die Lehrpläne der Unterrichtsankalten, für welche vorliegende „Unterricht in der christlichen

Religion“ besonders vorgesehen ist, noch die biblische Lehre und den wirklichen Katechismusstoff voraussehen, dürfte an die Benutzung des Gesagten Buches für diesen Zweck kaum recht zu denken sein. Die „heilsgeschichtliche Grundlage“ ist dem Verfasser durchaus seine festliegende, und die Anlehnung an den Katechismus ist eine recht haltlose, mehr formelle als materielle. Es werden die Worte beibehalten, selbst die „Inspiration“ aber in dem Sinne, daß jedes Genie ja immer auf besonderer Begabung beruht, seine Leistungen demnach als gegeben angesehen werden müßten, und die Kunstwerte als „Schöpfungen“ bezeichnet würden. Verschiedenheit der biblischen Berichte z. B. von der Auferstehung Christi gilt, soweit von leiblichem Schauen die Rede ist, als ein Zeichen, daß die evangelischen Schriftsteller darauf keinen Rachedruck legen. Große Schwierigkeiten bereitet dem Verfasser, der sich gerne auf Arbeiten der „wissenschaftlichen“ Theologie beruft, alles Übernatürliche, das Wunder, die Auferstehung, Nimmessahrt Jesu usw. Hier geht ja und nein durcheinander, freilich mit überwiegender Nein, so daß eine besonders für den Schulunterricht wünschenswerte festere Stellung und Klarheit fehlt. Wunder sind „Taten oder Ereignisse, über die man sich wundert“, und bei denen es sich keineswegs um übernatürliche Dinge und ein unmittelbares Eingreifen Gottes handelt. Die Erzählungen des

Kufenhanden bedeuten ihm „innere Erlebnisse der Jünger, verbunden mit einem leblichen Schauen“. Die letzte Erscheinung bedeuten die Jünger als Himmelfahrt Christi, weil Christus ihnen dann nicht mehr erscheinen lei; sie geschieht, ohne daß ein besonderes Ereignis vor ihren Augen stattfand. Nach des Ref. Meinung kann es einem Lehrer schwer zugemutet werden, nach diesem Lehrbuch „auf heilgeschichtlicher Grundlage“ zu unterrichten. Dazu noch die Grundlage, wenn alles in der Luft steht? —

— Wissen und Glauben. Sechzehn Vorträge von Dr. C. Wüster, a. o. Professor an der Universität München. Zweite, neu bearbeitete Auflage. München, C. F. Beck'sche Verlagshandlung. Oskar Deb. 3 K. — Diese Vorträge hat der Verfasser 1893 zum erstenmal herausgegeben, nachdem er sie zuvor wiederholt gehalten hatte. Die neue Auflage hat die notwendigen Änderungen und Ergänzungen hinzugefügt, wie sie durch mehrere der Themen, beispielsweise über die Entwicklungsgeschichte der Erde und über die Entstehung der Arten, selbstverständlich nach zehn Jahren erlortet wurden. Der Standpunkt des Verfassers ist der, daß er der wissenschaftlichen Hauptforderung der katholischen Kirche, alles Wissen müße von der Kirche aus den Stempel der Wahrheit empfangen, schroff entgegentritt, dagegen aber das selbständige Gebiet des christlichen Glaubens nach seiner verschiedenen konfessionellen Bestimmtheit als berechtigt durchaus anerkennt. Ja, er gibt sich selbst als eine tief religiöse und sichtlich beeinflusste Persönlichkeit. In diesem Sinne erörtert er das Verhältnis von Wissen und Glauben in der Gegenwart, gibt eine Übersicht über die Geschichte der Erkenntnistheorien und stellt die Grenzen alles menschlichen Erkennens fest. Dem gegenüber wird der Begriff des Glaubens normiert und der Ursprung der Religion nachgewiesen. Die meisten Vorträge beschäftigen sich dann mit den drei Hauptproblemen, auf deren Gebiet die Verstandeserkenntnis und die Ansprüche des Glaubens vornehmlich aufeinander treffen, mit dem Wesen Gottes, der Entstehung und Entwicklung des Lebens, der Selbständigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele. Hier zeigt der Verfasser überall deutlich die Grenzen, bis zu denen menschliche Erkenntnis allein führen kann und bei denen der Glaube als ein unentbehrliches Hilfsmittel des irdischen Lebens einzusetzen hat. Die ganze Behandlungsweise der großen Frage beruht auf Kunst, zu dessen hundertjähriger Gedächtnisfeier diese zweite Auflage erschienen ist. Aber die Erörterungen sind keineswegs bloß eine Erneuerung der kantischen Gedanken; sie betätichtigen vielmehr die Fortschritte der Erkenntnistheorie bis zur Gegenwart und bieten vor allem einen allgemein verständlichen Überblick über die wirklichen und die eingebildeten Ergebnisse der naturphilosophischen Spekulation in unseren Tagen.

B. K.  
— Der göttliche und der menschliche Faktor im Wesen der heiligen Schrift. Fingerringe zur Klarheit über eine brennende Frage. Für angehende Theologen und gebildete Laien herausgegeben von Wilhelm Gerold, evang. Pfarrer. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1 K. 60 S. — Der Verfasser hat sich ein außerordentlich schwieriges Thema zur Erörterung erwählt. Wie oft hat Frank nach einem neuen Lehrbegriff für die Inspiration gesucht! Aber erlert hat er keinen. Und der Verfasser, der in vielen Beziehungen auf Frank fußt, hat auch noch keinen entdeckt, kann sich aber mit allen anderen Theologen der Welt trösten. Das ist freilich schnell gesagt, in welcher Beziehung die heilige Schrift nicht inspiriert sein soll, und in diesem Stück werde wohl alle Dogmatiker, die überhaupt noch Ehrfurcht vor der Bibel besitzen, so ziemlich einig sein: Irrtümer auf historischem Gebiet, Zusammenfassung verschiedener Teile zu einem biblischen Buche und ähnliche Erscheinungen stellen die Tatsache nicht in Frage, daß die Bibel von Gott eingegeben sei, nur dürfen wir nicht an eine Eingebung der Worte denken. Wenn aber der Verfasser dann sagt und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei), daß die Realinspiration an mancher Stelle der Bibel ja der von Gott geleiteten Auswahl der Worte sich gesteigert habe, so empfindet doch sofort die Frage, welche Stellen das seien und wer das zu entscheiden habe. Will man sich mit dem Verfasser und vielen anderen auf das innere Erlebnis des gläubigen Christen berufen, so ist damit auf eine wehrvolle Erklärung hingewiesen, die der eigene machen darf, aber vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist es eine Redensart, die in einem System nicht einen Schritt vorwärts hilft. Nun, ein

System hat ja der Verfasser nicht aufstellen wollen, wie sein sehr bescheidenlich gewählter Titel es besagt. Und wenn wir uns nur an diesen Titel der Schrift zu halten brauchen, so dürfen wir sagen, daß er sehr bemerkenswerde und teilweise wertvolle Fingerringe für das Verständnis der schwierigen Frage zu geben weiß. Alles möchten wir nicht unterschreiben, was der Verfasser über den menschlichen Faktor im Wesen der heiligen Schrift sagt; aber so ist's ja auch nicht gemeint, daß jede seiner Ausführungen als ausgemachte Wahrheit gelten soll. Im übrigen müßen wir uns mit ihm und der ganzen evangelischen Kirche des zufünftigen großen Theologen getrotzt, der eine haltbare Inspirationslehre bringen wird.

B. K.  
— Untere kirchliche Lage. Ein Vortrag von H. G. Schmamm, Pfarrer. Leipzig, J. O. Wallmann. 60 S. — Dieser Vortrag, der auf der Thüringer kirchlichen Konferenz gehalten worden ist, schließt so ziemlich alles in sich, was ein lutherlicher Christ in seiner Kirche Schlimmes finden und für seine Kirche Schlimmes befürchten kann. Sagt er doch in seiner schließlichen Zusammenfassung, wir nennen uns eine Kirche Jesu Christi, eine Kirche Luthers und eine Kirche des deutschen Volkes und seien alles dreies nicht mehr. Nun ist ja gewiß sehr vieles von dem wahr, was der Verfasser zur Begründung seiner Behauptungen anführt, die Kirche sei aus dem öffentlichen Leben verdrängt, sie befinde sich in Auflösung und religiöser Zerlegung, wie solche Klagen, sei es eine Kirche gibt, immer ihre Wahrheit in sich getragen haben. Es liegt im Wesen der Kirche begründet, daß sie in sichtbar Gestalt jederzeit von ihrem Ideal weit entfernt sein muß. Niemand wird leugnen, daß diese Entfernung gerade in unserer Zeit groß genug ist; aber die Behauptung dürfte schwer zu widerlegen sein, diese Entfernung sei sogar noch zu Lebzeiten Luthers, und späteren Perioden ganz zu geschweigen, bisweilen noch größer gewesen. Wir stimmen mit ein in den Ruf nach den Vortragenden, sie grüßet zu halten auf schwere Kämpfe; aber zu einem solchen Anblick auf den kommenden tiefsten Niedergang der Kirche sehen wir keinen Anlaß. B. K.

— Fürs geistliche Amt. Gesammelte Vorträge von Dr. Gottlob Mayer, Pfarrer an der Liebfrauenkirche in Jüterbog. Gütersloh, C. Bertelsmann. 3 K. 60 S. — Der Verfasser geht augenblicklich zu jenen vielbelegten Persönlichkeiten, die immer etwas fertig liegen haben und eine geistliche Aufgabe schnell und gut zu lösen verstehen, und die deshalb immer wieder herannaufen, wenn es sich um Vorträge bei Konferenzen, Synoden und sonstigen Versammlungen handelt. Es sind ihm im Lauf der Zeit nicht weniger als 21 Vorträge erwachsen, die er nun hier unter dem geschickten gewählten Titel zusammengefaßt hat. Sind doch überall geistliche seine Jubler gemeint und sicher auch da, wo er zunächst an Lehrer über die Persönlichkeit des Lehrers in ihrer pädagogischen Bedeutung erredet hat. Im übrigen sind fast alle Gebiete gestreift, die für das geistliche Amt von Interesse sind und deren Gegenstände sich für einen solchen Vortrag eignen. Es würde keinen Zweck haben, die Titel aller dieser Vorträge anzuführen, wenn wir nicht bei jedem einzelnen auch Art und Wert der Behandlung genau berücksichtigen, mozu natürlich der Raum hier fehlt. So müßen wir uns mit der allgemeinen Feststellung begnügen, daß der Verfasser's Standpunkt nach unseren Begriffen ein gesund altmodischer ist, daß er ein echtes, kerniges Ubertertum vertritt, in dem er zunächst an dem bewährten Alten treu schließt, für das als notwendig und heilfam Erkante maßvoll eintritt und sich vor pessimistischen Annahmen, wie vor der frommen Phrasale gleichermäße hütet. Er hat die Geschichte seiner Kirche gründlich studiert, er hat das eigenartige kirchliche Leben Badens, seines Heimatlandes, mit Verständnis auf sich wirken lassen, er hat als lernbegieriger Schüler zu Frommels und Kögels Füßen gesessen, welchen beiden Männern er in verchiedener Form wiederholt Denkmale dankbarer Liebe aufrichtet. Er sieht der Zeit, ihren Vorzügen und Verfehrheiten als ein ruhiger Beobachter und als ein unparteiischer Beurteiler gegenüber und hat nur eine Leidenschaft, die Eingabe an das Coangelium von Christo. So haben wir uns seiner Behandlung der verschiedenartigen Fragen über die Vorbereitung und den Inhalt der Predigt, über Vereinstufen und Coangelisation, über philosophisches Studium und Konzentration im geistlichen Beruf und noch über verchiedenes andere fast ausnahmslos dem Herzen gerecht und wünschig durch diese Anzeiger anderen Lesern zu verstellen Freude zu verstellen. B. K.

## Leipziger Zeitung.

Versteht

Donnerstag, Donnerstag  
und Sonnabends und kann  
sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, besorgen werden.

Bezugspreis

bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Bezug 1 M 51 S, für  
außerwärts 1 M 64 S,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 A.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 20.

Donnerstag, den 16. Februar, abends.

1905.

## Wertsbeurteilung des Fleisches.

Unter den Lebensmitteln spielt bekanntlich das Fleisch unserer Hausfaugetiere, des Hausgefögels, des Wildes und der Fische wohl mit die größte Rolle, weshalb auch die Kenntnis seiner Wertbeurteilung bez. seiner Ninderwertigkeit, die Fähigkeit, seine Art und Qualität zu beurteilen jedem Koch, jeder Köchin und namentlich jeder guten Hausfrau sein müssen, wollen dieselben beim Fleischkauf Betrügereien nicht zum Opfer fallen.

Unter zahlreichen, in dieser Beziehung selbst erlebten Beispielen, wie arg gerade beim Einhandeln von Fleisch unlandige Frauen von unethischen Verkäufern übertrieben werden können, möge nur das folgende als besonders drastisches erwähnt sein. In der Markthalle einer bekannten Großstadt will eine Hausfrau an einem der Fleischstände eine Lammtule kaufen. Die ihr vom Fleischer vorgelegten Kaulen erscheinen ihr zu groß und zu fett. Auf ihren Einwand, daß die betreffenden Kaulen doch nicht von Lämmern, sondern von erwachsenen Hammeln oder Schöphen stammen, hat der Fleischer die Dreistigkeit, zu erwidern, daß er überhaupt nur Lammkaulen verkaufe und die Madame sich davon überzeugen könne, wenn sie sich einen Kopf seiner Kammern anfähe, denn an denselben stände sie noch nicht einmal Schneidezähne im Oberkiefer. Auf die sofortige richtige Antwort der Hausfrau, daß die Schafe, ebenso wie fast alle anderen niederläufigen Säugetiere, 3 W. namentlich auch die Kinder, Ziegen und Hirsch, Verwandten, im Oberkiefer (richtiger ausgedrückt: in den beiden Zwischenkieferbeinen) überhaupt keine Schneide- und Eckzähne besäßen, wußte der Fleischer allerdings nicht weiter zu entgegnen. Hand aufs Herz aber, verehrte Leserinnen, hätten Sie alle dieselbe zutreffende und schlagfertige Antwort zu geben und sich so vor Betrug zu schützen vermocht? Doch wohl kaum, denn auch unter den Bekannten der erwähnten Hausfrau hielten die meisten die vorhin wiedergegebene falsche Behauptung des Fleischers für ganz ordnungsgemäß.

Es ist nun nicht unsere Absicht, in den Kreis unserer Betrachtungen auch alle Krauthäuferscheitungen, welche bei Beurteilungen von Fleisch in Frage kommen können, zu ziehen, da in ganz Deutschland jetzt eine gerozzelte Fleischschau vor der Gefahr, trantes Fleisch beim Einkauf zu erhalten, größtentheils schützt, die darauf bezüglichen Ausführungen außerdem in Kürze sich nicht geben lassen. Wohl aber dürfte es — wie jedes ja auch das vorhin erwähnte Erlebnis beweist — zunächst wertvoll zu erfahren sein, welche Rolle das Alter des jeweiligen Schlachttieres bei der Beurteilung von dessen Fleischqualität spielt.

Bei unseren Hausfaugetieren ermöglichen, außer gewissen Veränderungen, welche Aussehen und Geruch des Fleisches erleiden, und außer der Größe der betreffenden Fleischkörpertheile, eine ungefähre Altersbeurteilung noch mit das Erscheinen und der Wechsel der Zähne, wenigstens es sich hierbei allerdings nicht um ein ganz unfehlbar zuverlässiges Bestimmen, sondern nur um ein allgemeines Schätzen handeln kann und derartige Jahrsalterbeurteilungen — namentlich auch beim Einkauf jüngerer Tiere zur Aufsucht oder Mästung — mehr für die auf dem Lande als für die in der Stadt wohnende Hausfrau Wert und Bedeutung haben.

Sehen wir bei nachfolgenden Betrachtungen von Pferd und Hund ab, obgleich auch der Konsum des Fleisches dieser beiden Tiere — zumal in den Städten — von Jahr zu Jahr an Umfang bekanntlich zunimmt, so haben wir in bezug auf Rind, Schaf, Ziege und Schwein Nachstehendes anzugeben.

Die drei ergrünannten Tiere besitzen als Wiederkäuer, wie wir schon sagten, nur im Unterkiefer Schneidezähne, und zwar drei 8 Stück, welche — von innen nach außen betrachtet —

bezeichnet werden als die beiden mittelsten oder die beiden Jangnen, je rechts und links neben diesen als die beiden inneren und — rechts und links wieder neben diesen — als die beiden äußeren Mittelzähne. Rechts und links neben letzteren beiden stehen als äußerste die sogenannten beiden Eck-Schneidezähne. Eigentliche Eckzähne fehlen oben wie unten, und an Backzähnen weisen Rind, Schaf und Ziege, erwachsen, in jeder Kieferseite oben wie unten je 6 Stück, im ganzen Maule also 24 und, mit den 8 Schneidezähnen im Unterkiefer, zusammen 32 Stück auf, besäßen also genau so viele Zähne wie der Mensch.

Wie beim Menschen, erscheinen auch bei den eben genannten Hausfaugetieren zuerst die sogenannten Milchzähne, welche nach gewissen verschiedenen Zeiträumen wieder ausfallen und durch bleibende Zähne ersetzt werden, was man bekanntlich als Zahnwechsel bezeichnet. Ebenso wie als Milchzähne die mittelsten Schneidezähne eher als die mittelsten und letztere wieder früher als die äußeren oder Eck-Schneidezähne, die vorbernten Backzähne zeitiger als die hinteren erscheinen, geht auch das Ausfallen der Milchzähne und ihr Ersatz durch die bleibenden Zähne in der gleichen Reihenfolge vor sich.

Rind, Schaf und Ziege bringen ihre Milch-Schneidezähne und die vorbernten drei Backzähne als Milchzähne mit auf die Welt oder erhalten dieselben spätestens etwa 1 Monat nach ihrer Geburt. Der Wechsel der Milch-Schneidezähne beginnt aber nach vollendetem ersten Lebensjahre und dauert bis gegen Ende des vierten Jahres hin. Die an Stelle der Milch-Schneidezähne während der eben genannten Zeit herorrauschenden bleibenden Schneidezähne sind größer und breiter, mehr schaufelförmig als die erlireren und werden deshalb auch als „Schaufeln“ bezeichnet. Man zählt nun im allgemeinen Rind, Schaf und Ziege als fast so viele Jahre alt wie die Zahl seiner Schaufeln beträgt. Ziegen dieselben 3. W. die beiden mittelsten Schneidezähne (oder Jangnen) als Schaufeln oder bleibende und nicht mehr als Milch-Schneidezähne, so sind die Tiere mindestens 1 Jahr alt geworden. Sind rechts und links neben den beiden Jangnen auch die beiden sogen. inneren Mittel-Schneidezähne Schaufeln, im ganzen von letzteren also vier Stück vorhanden, so hält man Rind, Schaf oder Ziege für 2-jährig. Als 3-jährig erachtet man sie jedoch, ziegen sie auch noch die beiden äußeren Mittel-Schneidezähne als Schaufeln, und als 4-jährig, sind schließlich die beiden Eck-Schneidezähne ebenfalls Schaufeln oder bleibende Schneidezähne geworden, deren nunmehr also insgesamt 8 Stück vorhanden. Der Wechsel der 3 vorbernten oder Milch-Backzähne vollzieht sich beim Rind zwischen 26 bis 36, beim Schaf zwischen 21 bis 24, und bei der Ziege zwischen 21 bis 27. Lebensmonat. Die 3 hintersten Backzähne erhalten Rind, Schaf und Ziege nicht als Milch-, sondern nur als bleibende Zähne, und zwar den erlireren zwischen 5. und 26., die beiden letzteren zwischen 3. bis 24. Lebensmonat.

Das Schwein hat, erwachsen, in Ober- und Unterkiefer je 6 Schneidezähne, jederseits 2 Eck-(Haken-)Zähne oder Hauer und 7 Backzähne, zusammen also 44 Zähne. Es bringt davon mit auf die Welt die 4 äußersten oder sogenannten Eck-Milch-Schneidezähne und die 4 eigentlichen Eckzähne oder Hauer, erhält 14 Tage bis 4 Wochen nach der Geburt die 4 mittelsten Milch-Schneidezähne oder Jangnen und 8 bis 12 Wochen nach der Geburt die 4 sogenannten Mittel-Milch-Schneidezähne. Auf jeder Seite oben wie unten erlirert der vorbernte Backzahn als bleibender (sogenannter Wolf- oder Liden-) Zahn etwa 5 bis 6 Monate nach der Geburt, die 3 dahinter liegenden Backzähne kommen als Milchzähne zwischen der 1. und 7. Lebenswoche, die 3 hintersten Backzähne als bleibende zwischen

5. und 19. Lebensmonat zum Vorschein. Die Milch-Schneide-zähne wechseln aber zwischen 9. bis 18. und die Milch-Wad-zähne zwischen 12. und 15. Lebensmonat, die Dauer schließlich im 9. Monat.

Wie oben bereits gesagt wurde, gehalten Kälbern und Geruch des Fleisches, sowie die Größe der betreffenden Fleisch-teile fern, auf das ungefähre Alter des betreffenden Schlach-tieres zu schließen; man beachte hierbei in bezug auf die am meisten zum Verbrauch gelangenden Hauslängere-Fleischarten folgende:

Frisches Fleisch von gut gemästeten jüngeren Ochsen und Kühen hat lebhaft, hell blutrotfarbige, mäßig dicke, grobe Muskelfaserung, erscheint auf der Schnittfläche glänzend und, infolge seines Fettdurchwachsens heller marmorirt. Das Fett ist weißgelblich und hart, der Talg blaßgelb, fast geruch- und geschmacklos und bei + 32° R. schmelzend. Das Fleisch alter Kinder ist entweder dunkel blau- oder auch mehr blaß- oder grau- oder mehr gelb (jügel-) oder braunrot, hart- und grobfaserig, dabei aber im allgemeinen mehr von weißlicher schwammiger Konfistenz und fällt sich feucht an. Das Fett zeigt sich gelber gefärbt, schlaffer und weniger als Fleishdurchwachsung. Das Fleisch junger Kinder ist blaßrot, weich und ebenfalls wenig von Fett durchwachsen. Es zeigt sich aber feinfaseriger und len Fett ist weißfarbig sowie fest. Das Fleisch von Bullen oder Züglern ist auffallend grob, dert und trocken, fettarm sowie dunkel-, fast bläulich oder kupfer- oder jügelbraun von Farbe, sein Fett aber weich. Auffallend gelb gefärbt pflegt übrigens häufig sowohl von jüngeren wie älteren Weiderrindern das Fett zu sein. Rind-schmalz wird nach völligem Auswaschen gänzlich weißfarben und körnig.

Das Fleisch von ganz jungen Kälbern hat blaß- oder grau-rötliche Farbe, ist von dem weiß-, weiß- oder rötlich-gelb ge-färbten Fette nicht durchwachsen und, ebenso wie letz-teres, von schlaffer bis mäßig fester Konfistenz. Fleisch und Fett sogenannter nächstjerner, d. h. gleich nach der Ge-burt geschlachteter oder totgeborener Kälber sind sehr schlaff, weif, wässrig, kämigerig und misfarben. Auch das Fleisch von schlecht ernährten, abgetriebenen Kälbern ist schwammig und mis-farben. Das Fleisch gut genährter älterer Mastkälber zeigt ge-wöhnlich lebhaftere, frischere Gerarotfärbung, feine aber etwas jähre Muskelfaserung und bessere Beschaffenheit aus.

Schaf-(Hammel- oder Schöppen-)Fleisch hat ziemlich feste Konfistenz, dicke und seine Muskelfaserung sowie dunkelrote Farbe, welche letztere namentlich das sehr aromatische Fleisch der lebendigen auf der Weide gehaltenen Schafe ausweist. Hammeltalg ist noch weißer und fester als Rindtalg, schmilzt auch nur bei noch höherer Temperatur als jenes. Bei Mastschäpfen haben in der Regel zwar keine dicke Schichten, wohl aber zahlreichere dunkle Streifen von rein weißfarbigem, hartem Fett das Fleisch durchwachsen. Das Fleisch von nicht über zwei Jahre alten, im mittleren Mastzustande befindlichen Hammeln ist das beste. Auch das Fleisch junger, mäßig fetter weiblicher Schafe, die noch nicht gelammt haben, besitzt Wohlgeschmack. Hammelfleisch ist zwar weich und zart, tropfen aber nicht leicht verdaulich.

Ziegenfleisch ist ebenfalls nahrhaft und gesund, im allgemeinen heller gefärbt und noch ärmer an dem rein weißfarbigen, vor-wiegend in der Bauchhöhle (Rierenkapsel) liegenden Fette als Schaffleisch. Während dem letzteren ein gewisser Ammoniakgeruch eigen ist, haben Fleisch und Fett der Ziege den diesem Tiere und besonders seinem mütterlichen Beschlechte eigentümlichen lauren so-genannten Bodgeruch in um so höherem Grade, je älter die betreffenden Tiere geschlachtet werden.

Das Fleisch junger Ziegen dagegen ist leicht verdaulich, aber etwas weißlich und süßlich von Geschmack. Das Fleisch alter Ziegen zeigt sich jedoch zäh, wenig schmackhaft und verdaulich sowie an den Hautmuskeln dunkler gefärbt. Das Fleisch alter Böde ist ungenießbar und unverdaulich. Frühzählig, d. h. als Saug-lämmer fabrierte Ziegenböde liefern ein reich von Fett durch-wachsenes Fleisch, welches ganz delikate Braten abgibt und nicht den geringsten Bodgeruch besitzt. Das Fleisch fetter, fünf bis sechs Wochen alter Ziegenlämmer (so-gen. Uterlämmer), zart und scharf gebraten, wird von vielen sehr gern gegessen. Auch zwei bis drei Wochen alte Lämmer werden als „Schlachtschinken“ verwertet. In der Schweiz, mehr noch in Siebenbürgen, sowie ferner fast überall in Südeuropa genießt man Ziegenfleisch allgemein, und mit be-sonderer Vorliebe das von Weiderrindern, gibt ihm vielfach vor Hammelfleisch den Vorzug.

Schweinefleisch kann sich in bezug auf Farbe und Fettgehalt, je nach Alter, Größe, Ernährungs- oder Mästungsstand außer-ordentlich verschiedenartig zeigen. Das Fleisch jüngerer Tiere ist im allgemeinen zart, wohlgeschmeckend, hell- oder weißlich-grau oder hellrot gefärbt und ebenso feinfaserig sowie weich oder mäßig fest; überall did mit Fett durchwachsen erscheint das Fleisch fett-reicher Schweine, während das von älteren Zuchttauen oder -ebren dunkelrotfarbig, fettarm, fest und grobfaserig, kraft- und schlaff ist. Das Fett normal gefütterter und gebaltener jüngerer Schweine ist schön weiß von Farbe, angenehm und nicht etwa ranzig von Geruch und Geschmack, derweil und feinförnig. Desgleichen erscheint die Schwarte solcher Schweine dünn, zart, elastisch, d. h. dem Fingerbrunde leicht nachgebend und weiß von Farbe, während die Schwarte alter Schweine hochgelb gefärbt, did, fest und hart ist, gedocht zäh, leberartig wird und das Fett ebenfalls gelbe Farbe, ziemliche Härte, ranzigen Geruch und Geschmack annimmt. Auch das Fett von fast ausschließlich auf der Weide gehaltenen, dabei durch einseitige Übertriebene (z. B. Maß-) Mastfütterung schnell fett gemachten Schweinen wird gelb und dert und, gleich dem Fleisch, unangenehm, ranzig von Geruch und Geschmack. Eichel- und Bucherfornal macht das Fett ebenfalls gelbfärbig, aber weich, süß. Mit Krautfuttermitteln, besonders mit Ostfischen herangemastete Schweine besitzen nicht selten widerlich nach Schweiß oder Jarn riechendes und schmeckendes Fleisch und dazu noch triefend weich sowie gelbfärbig werdendes Fett, wie es ältere Juchteber gleichfalls oft aufweisen. Grau-färbig, sowie ranzig von Geruch wie Geschmack werden Fett und Fleisch von mast und oft mit Frühen gefütterten Schweinen. Kartoffelmast macht das Schweinefleisch bleichfarbig, wässrig und sehr weich, kraft- und geschmacklos, das Schweinefett kämigerig, gelbfärbig und übel schmeckend.

Alles gesunde, frische Säugetierfleisch muß den eigentümlich frischen Blutgeruch haben, darf nicht sauer oder sonstige un-angenehm riechen. Ist es schon „alischlachten“ gemorden und hat man es, um ihm ein frischeres Aussehen zu geben, mit frischem Blute betrüben, so geht ihm doch der eben erwähnte frische Fleischgeruch ab. Das er der Fleischer jedoch, um ein ansehnlicheres Aussehen zu verliehen, aufgießen, sieht es alsdann mehr aufgedunnen aus, so kann man diesen unnatürlichen Zustand durch Überstreichen mit dem Finger, wobei die Luft aus dem Fleisch- und Fettgemische mit leise knirschendem oder zischendem Geräusch entweicht, leicht nachweisen. Beim Einkauf von Rieren-stücken achte man darauf, daß dieselben nicht mit unreinem Fett, Talg usw. ausgestopft wurden.

Das Fleisch des Hauskaninchens ähnelt je nach Alter, Er-nährungsweise und Rasse bald mehr dem Kalb-, bald mehr dem Geflügelfleisch, hat entweder eine mehr weizraue oder eine blaß-bezgl. graurote Farbe. Es ist ferner feinfaserig, nicht von Fett durchwachsen und von schlaffer Konfistenz. Das mehr in der Weideböden lagernde Fett zeigt sich weißlichgelb von Farbe.

Das Fleisch des normal gefütterten Hausgeflügels hat fetteren Bestand als das Kaninchensfleisch und, ebenso wie letzteres, ein feines, nicht von Fett durchwachsenes Muskelfasergerwebe. Die Farbe des Fleisches der Hühnererzweimanden ist eine mehr blaße, nur beim Truthuhn nicht bekanntlich das bestfärbige Brustfleisch auffallend von dem dunkel-farbigem Schenkefleisch ab, die des Gänse-, Enten- und Taubenfleisches eine mehr rot- oder dunkel-farbig. Das Geflügel Fett pflegt in bezug auf Farbe, Geruch und Konfistenz je nach Art, Rasse, Alter und Ernährungs-zustand des betreffenden Geflügelieres sehr verschieden, d. h. heller oder dunkler gelb, fester oder weicher, dicker zu sein. Es bildet sich hauptsächlich in der Weidehöhle sowie unter der Haut und bei fettgemäßigtem Geflügel vorwiegend auch noch in der Leber sowie in dem die Muskelfasern umgebenden Fett- und Bindegewebe, und zwar oft in relativ sehr bedeutender Menge, kommen doch z. B. bei Straßburger Fetzgänsen auf 14 bis etwa 2 Pfund auf die Fettleber. Selbsttätiges Geflügel sieht geschlachtet und gerupft in der Regel weniger appetitlich aus und wird deshalb (häufig mit Unrecht) weniger gern gekauft als fleisch mit reich-weißfarbigem Haut. Ähnliches beobachtet man auch bei dunkel-farbigem Hausgeflügel gegenüber weißfarbigem.

Eine wichtige Rolle bei Beurteilung der Güte des Ge-flügel-fleisches spielt bekanntlich das Alter des jeweiligen Geflü-gelieres und die Latiade, das nur das Fleisch von jungem Ge-flügel zart, fettig und wohlgeschmeckend ist.

Will man sich nun beim Einkauf von GausgefäÙel über dessen Alter genauer unterrichten, so beachte man folgendes. Beim GausbüÙen lassen sich, wenn dasselbe noch jung ist, Brustbein, Schnabel und FüÙe leicht biegen oder brechen. Der Sporn des Hahnens, welchen zuweilen, wenn auch von geringerer Größe, auch die Henne aufweist, zeigt sich, solange dieses Tier ganz jung ist, nur als ein knorpelartiger Auswuchs und erst etwa vom achten Lebensmonat des Hahnens an als beständiger Sporn, der bis zum Ende des ersten Lebensjahres etwa 1 1/2 cm lang, sowie noch weich ist, sich beim zwei Jahre alten Hahne krümmt und gegen Ende von dessen viertem Lebensjahre etwa 5 cm Länge aufweist oder etwa halbfingerring ist. Die Hornschuppen an den FüÙen sind beim jungen Hahn glatt, glänzend und frischfarbig, die Krallen heller von Farbe, hart und scharf, der Kamm dünner und glatt.

Beim Truthahn sind, wenn dasselbe jung ist, die FüÙe ebenfalls noch nicht rauchsuppig, sondern glatt und auf den Fußhöhlen noch keine Schwielen vorhanden, die Krallen noch nicht grob, stumpf und schmutzfarbig; die Farbe der Beine überhaupt ist noch eine hellrote. Der pierdeschwanzähnliche Haarschweif hängt den jungen Truthähnen noch nicht lang von der Vorderbrust herab und ebenso ist ihr Fleischspinnen am Oberschnabel (die sogenannten TruthahnfüÙen) noch kurz, die Keilklappen und Halsfleischwarzen noch kleiner sowie heller rot gefärbt.

Bei Truthähnern zeigt sich, solange dieselben noch jung sind, der Hornhelm des Kopfes noch kleiner sowie heller gefärbt, im übrigen sind ähnliche Altersmerkmale vorhanden wie bei den Truthühnern. Beim jungen Truthahn sind die FüÙen bis auf die äußerste oder erste Flügelgehängefeder eine zugespitzte, bei älteren Exemplaren der eben genannten beiden Hühnerarten eine mehr abgerundete FäÙe.

Gänse im reiferen Lebensalter besitzen rauhe, grobe FüÙe, harte Flügel, dicken, starken, unbiegsamen Schnabel, grobe, dicke Haut und vor allem harte Gurgel. Die junge Gans hat zarte, glatte Haut — dieselbe muss namentlich unter den Flügelhäuten hart und dünn sein — weiche Gurgel, hellfarbige, glatte FüÙe, deren Schwimmbälte sich leicht einreihen lassen, blaugelben und weichen Schnabel, einen weichen, noch nicht blauen oder gelben Ring um die Augenpupille und weiche Flügel.

Die Alterskennzeichen der Gänse sind ähnliche. Namentlich ist bei der jungen Gans die Schnabellänge im Verhältnis zur Kopfbreite erheblich größer als bei der alten.

Die junge Taube hat noch glatte und bläÙfarbige, die ältere dunkel- oder rostfarbige FüÙe und lange, gelblich gefärbte Flaumfedern, die überall zwischen die älteren Federn eingestreut sind. Das Fleisch des Wildes ähnelt in seiner Beschaffenheit dem Geflügelreich, ist aber dunkelblau oder braunrot gefärbt, da es sehr viel Blut enthält und deshalb auch schneller verrottet als Gausläugetierfleisch. In Schlingen oder Rehen gefangenem Wild

weist keine Schußwunden auf, und hat man letztere erst dem bereits verendeten Wildbeigebracht, so sieht doch derartigen Wunden das Blutgerinnsel. Das Fleisch von stark abgetriebenem Wild zeigt sich ungleich blutgefäÙt, deshalb auch heller wie dunkler rot an demselben Stücke gefärbt. Geruch und Geschmack des Wildfleischs sind je nach der Wildart sehr verschieden. Organ haut göÙt Empfindliche haben darauf zu achten, daß kein Geruch durchweg, namentlich auch an den Schußwunden und Knochen, ein frischer je, nicht etwa dem einer verrottenden Maus oder sonstigen Käse ähnele.

Auch beim Wildfleisch ist die jeweilige Qualität sehr von dem jeweiligen Alter des betreffenden Tieres abhängig. Deshalb hat man zu beachten, daß j. B. beim jungen Hahn das Fleisch heller, mehr grau-rot gefärbt ist, der Brustkorb sich leichter einbrühen, Rippen und Beinenden sich ebenfalls leichter brechen lassen, als bei älteren Gänen. Durch Zusammenbrühen der beiden hinteren (Baden-)Partien des Unterleibes kann man beim jungen Hahn die mittelsten Schweißdrüsen bis zu Fingerbreite aus- einander sperren. Das Bauchhaar ist beim jungen Hahn weicher als beim älteren.

Das Alter von Reh, Dam- und Edelhirsch läÙt sich, außer durch die Größe der Fleischteile, hauptsächlich noch, ähnlich wie das Alter des Gausläugetierfleischs, schäÙen nach dem Zahnwechsel. Hat ein Reh beispielsweise sämtliche Milchzähne gewechselt und auf jeder Seite oben wie unten keine jeÙs Badzähne, so ist es 15 bis 18 Monate alt geworden, gilt alldann nicht mehr als Kalb. Der Damhirsch wechselt seine Zähne zwischen 10. bis 24., der Edelhirsch zwischen 15. bis 30. Lebensmonat.

Das Wildschwein hat im Alter von 3 bis 4 Monaten, also als Frühling, alle Milchzähne und auf jeder Seite 3 Milchbadzähne sowie 1 Milchfalzenjahr. 8 bis 9 Monate alt, erhält es noch 2 bleibende Badzähne und im Alter von 20 Monaten alle bleibenden Schneide- und jederseits oben wie unten 5 bleibende Badzähne, desgleichen die bleibenden Hauer. Im Alter von 2 1/2 Jahren kommt noch der letzte bleibende Badzahn zum Vorschein.

Unter dem Wildgeflügel kommen Rebhuhn und Fasan wohl am meisten in den Handel. Das Alter spielt in bezug auf ihre Wertbestimmung ebenfalls die größte Rolle. Die Brust des jungen Rebhuhnes ist noch nicht so charakteristisch hellaschlaggrau, FüÙe und Schnabel — erstere namentlich an den Sohlen — sind noch mehr hell- als grau- oder grau gefärbt und noch glatt, nicht rauchsuppig. Namentlich sind auch die mittelsten Schwanzfedern beim jungen Rebhuhn noch kürzer als die übrigen, beim erwachsenen Rebhuhn dagegen gleichlang. Das alte Fasanmännchen hat eine ausgebehnnte, hochrotfarbige Kackhautumgebung des Auges, die beim Fasanweibchen sowie beim jungen Fasan viel geringeren Umfang und bläÙere Färbung aufweist. Die FüÙe der jungen Fasanen sind bleigrau, an den Sohlen gelb gefärbt und glattschuppig.

Dr. G. S. Järrn.

**Bücherbesprechungen.**

— Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Meinel: 1) Karl Sell, Professor der Theologie zu Bonn, Die Religion unserer Klassiker. 8°. 263 S. 2,80 M. Geb. 3,80 M. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. F. Mohr (Paul Siebeck). — Die Lebensfragen wollen allen denen dienen und helfen, die in den überlieferten Formen der Religion und Sittlichkeit Verdammnis und Verzweiflung nach Klarheit und Kraft, nach neuem Lebensinhalt suchen. Darum sollen die sonst so ängstlich mit Schweigen und Verschleiern umgangenen letzten Fragen der Religion und der Sittlichkeit hier im Vordergrund stehen — mit diesen Worten wird ein neues Unternehmen angekündigt, für das viele moderne Theologen ihre Mitwirkung zugesagt haben. Den ersten Beitrag liefert Karl Sell mit der „Religion unserer Klassiker“, die mit großer Werksucht und zahlreichen Quellen erörtert wird. Wir stimmen dem Verfasser darin zu, daß weder Belling noch Herder, weder Schiller noch Goethe Bekenner des apostolischen Christentums oder des landesföÙlichen Lutheriums oder überhaupt einer bestimmten geschichtlich überlieferten Religion gewesen sind. Sie sind singuläre Erscheinungen. Zeugen eigener Religiosität und können nach des Verfassers Meinung auch nicht als Verkünder einer freien protestantischen Zukunftseligion in Betracht kommen, zu der es noch anderer Voraussetzungen und Mittel bedarf, als sie ihnen

zu Gebote standen haben. Die man über diese Punkte auch denken möge, die in dem vorliegenden ersten Band der „Lebensfragen“ gemachten Beobachtungen sind ein Beitrag deutscher Literaturgeschichte nach einem bisher wenig oder nicht erschöpfend behandelten Gesichtspunkt: dem religiösen.

D. K. — Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Erster Band, erstes Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. H. 8°. 80 S. Preis jedes Heftes 1 M. — Eine neue Zeitschrift, die wir als ein zeitgemäßes Unternehmen herzlich willkommen heißen! Im Laufe der letzten fünfzig Jahre hat sich die Goetheforschung und Goethephilologie je länger je mehr zu einem selbständigen Wissenszweige ausgebildet und eine große Zahl hervorragender Gelehrter zu ihrer Pflege berufen. Es hat dabei auch nicht an Zeitschriften gefehlt, die die Arbeitsergebnisse dieser Männer aufnahmen und in den Kreisen der Gelehrten verbreiteten. Wohl aber vermisse man bis jetzt eine Zeitschrift, die sich direkt die Aufgabe stelle, diese Ergebnisse weiteren Volkstreffen zugänglich; denn das Goethe-Jahrbuch und die anderen gelehrten Fachblätter, die der Goetheforschung dienen, sind doch im wesentlichen immer auf die Kreise der engeren Goethegemeinde beschränkt geblieben. Die „Stunden mit Goethe“ scheinen berufen, hier Wandel zu schaffen. Dr. Wilhelm Bode hat bereits in mehreren Schriften in allseitig leichter Weise den Versuch gemacht, Goethes Persönlichkeit, Leben und Überzeugungen weiteren Volkstreffen nahezubringen, namentlich hat sein Buch „Goethes Lebenskunst“ in dieser Richtung

inen bedeutenden Erfolg gehabt. Auf diesem Wege weitergehend will nun Dr. Vobe das ethische Vermächtnis Goethes dem deutschen Volke durch eine Vierteljahresschrift zugänglich machen. Schon der Titel der Zeitschrift ist für diese Absicht bezeichnend. Es sollen Stunden andächtigen Lesens sein da sein, wo der Altmeister an Lebenserfahrungen und fälschlicher Erkenntnis in seinen Werken und in seinem Wirken zum Ausdruck gebracht hat. Seiner Aufgabe aber wird Dr. Vobe voll nur dann gerecht werden können, wenn dabei die eigentlich wissenschaftlich philologischen Ergebnisse berücksichtigt und in der Zeitschrift registriert werden. Daß der Herausgeber sich dieser Erkenntnis nicht verschließt, zeigt der Inhalt des vorliegenden ersten Heftes. Der gewaltvolle Aufschwung von Vobe „Was ist uns Goethe?“ inauguriert das Unternehmen nach seiner ethischen Seite (S. 3—33). Die „Parzelle im Winter“ von Dr. Julius Gentel gibt die Probe einer auf der Goetheforschung ruhenden Interpretation. Die hierauf folgenden jährlichen Mittheilungen, die unter dem Gesamttitle „Spaziergänge“ vereinigt erscheinen, sind Notizen aus der Hauptwerkstätte der Goetheforschung. Um auch dem modernen Geschmack, der nach Bildern und Illustrationen verlangt, Rechnung zu tragen, wird die neue Zeitschrift auch auf Goethes Leben und Werte bezügliche Abbildungen bringen. Das vorliegende Heft bietet ihrer vier: erstens die tragische und die lombische Weise mit Amor an der Trippelischen Goethebüchse nach der bekannten Zeichnung von Angelika Kauffmann, zweitens und drittens Westphaleses und Faust, beide aus der französischen Faustausgabe von 1828 nach den Bildern von Eugène Delacroix und endlich ein Bild Christmanns nach einer Bleistiftzeichnung von F. A. Tischbein (einem Verwandten des bekannten Malers Wilhelm Tischbein). Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß das neue, ein unmittelbar süßlicheres Bedürfnis so entgegenkommende Unternehmen in den weitaesten Kreisen gebildeter Väter freudige Aufnahme finden und die jetzige Vierteljahresschrift bald in eine monatlich erscheinende Zeitschrift sich verwandeln wird.

Professor Dr. J. C. Kellerer.

— Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. Preis jedes Bandes in elegantem Leinwandb. 2 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Mit dem Erscheinen des 11. Bandes, der „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ enthält, ist die fünfzehnbändige Ausgabe nach der Jahres-schluß 1904 zum Abschluß gekommen. Auf dem Fuße ist diesem Schlußbande auch schon ein weiterer gefolgt, der in die zweite Serie gehört und die erste Reihe der Kunstausgabe bietet. Was zunächst den Schlußband der kleinen Ausgabe betrifft, so erscheint hier Dr. Harry Mayne als Herausgeber auf dem Plane mit einer gerechten, die Schwächen und Vorzüge der „Wanderjahre“ ausdehntend Würdigung des Romans, der sich am Schluß des Bandes ein die einschlägige Literatur vollständig beherrschender Kommentar anschließt. Diefem schönen Abschlusse der kleinen Ausgabe folgt als der 22. Band der Gesamtausgabe die erste Reihe der Ausgabe über Kunst, die in Dr. Otto Harnad einen bereits in der Sophienausgabe auf diesem Gebiete bewährten Interpreten gefunden hat. Wir begegnen hier unter anderen den Aufsätzen „Von deutscher Baukunst“, „Einleitung in die Propädeutik“, „Über Laocöon“, „Der Sammler und die Seinigen“, „Büchermann“ und von „Philipp Haderik“ die erste Hälfte. Die nach 1810 erschienenen Kunstausgaben werden den 23. Band füllen. Dem Ganzen voran geht eine sehr instruktive gehaltene Einleitung des Herausgebers. So beginnt die große Ausgabe unter den hoffnungsvollen Auspizien. Jetzt, wo mehrere gleichzeitig erscheinende große Goetheausgaben die hervorragendsten Goetheforscher zu einer intensiven Kraftbetätigung aufgerufen haben und eine gewisse Konkurrenz — das Wort im besten Sinne genommen! — unormwidrig geworden ist, erscheint erst guter Wunsch für glückliche Fortgang des Unternehmens noch am Plage. Die glückliche Beendigung der kleinen Heine-mannschen Ausgabe läßt für den weiteren Fortgang das Beste hoffen.

Prof. Dr. J. C. K.

— Goethes kleinere Aufsätze. In Auswahl von W. v. Seibitz. II. 8°, 371 S. München, Verlagsanstalt F. Brudmann. Preis 2½ M. — Der Gedanke, die kleineren Aufsätze Goethes über Kulturgeschichte, Literatur und Kunst,

Naturwissenschaft und Religion gesondert herauszugeben, darf als ein sehr glücklicher angefallen werden. Diese Aufsätze, die in ihrer Art klassische Vorbilder sind und die lebendigste Anregung bieten, sind in den weitaesten Kreisen der Gebildeten lange nicht so gelesen und gewürdigt, als sie es verdienen. Sie aus ihrer „Brettzettelung in den Gesamtausgaben“ herauszugeben und dadurch auch für die Jetztzeit fruchtbringend zu machen, ist sicher ein dankenswertes Unternehmen. Die Art und Weise, wie in der vorliegenden Sammlung Wolmar v. Seibitz verfahren ist, wird wohl auf allezeit Zustimmung rechnen dürfen. Die Aufsätze kulturgeschichtlichen Inhalts werden in der historischen Folge aneinander gereiht, während bei den übrigen Kategorien die Entstehungszeit für die Aufeinanderfolge maßgebend ist. Auch mit der Freiheit, die sich der Herausgeber nimmt, sich und wieder (wie J. B. in den Aufsätzen „Stapelware und sein Ende“, „Leonardo's Akenomahl“, „Der Sammler und die Seinigen“) Abschnitte, die jetzt von minder aktuellem Interesse sind, ganz zu übergehen, wird man im Hinblick auf die der ganzen Publikation zugrunde liegende Absicht als berechtigt anerkennen dürfen. Als Musterstücke Goethescher Prosaabfassung sind viele dieser Sagen, z. B. „Laocöon“, durch Aufnahme in Lehrbücher, Chrestomathien bereits in weitere Kreise gedrungen, das Verdienstliche der vorliegenden Sammlung beruht aber darauf, daß das Beste, was Goethe an Einzelschriften und wissenschaftlichen Zeitungsbearbeitungen geliefert hat, hier nach Kategorien geordnet, in einem Bande sich vereinigt findet und in dieser Vereinigung als glänzende Manifestation des Goetheschen Geistes erscheint. Fügen wir noch hinzu, daß der Herausgeber auch die erst durch die Sophienausgabe bekannt gewordenen Aufsätze mit berücksichtigt hat und das nötige Erläuterungsmaterial den einzelnen Stücken beigt, so dürfen wir das Buchlein als ein die Pflege der Goethestudien förderndes weiteres Streifen an-genehmlich empfehlen.

Prof. Dr. J. C. K.

— Kulturbilder von den Ostebanden des Mittelmeeres. Federzeichnungen eines Dilettanten. Von Hannibal Graf zu Dohna (Telpichs). Leipzig, Verlag von Georg Wigand. — Ein überaus anziehendes Buch. Der Verfasser sagt, daß er auf den Bildern von Gregorovius gewandelt sei, in seinem Sinne empfunden und geschrieben habe. Wer die klassischen Schilderungen dieses intimen Kenners italiensischer Landschaft und Geschichte gelesen hat, wird ihm Recht geben. Nicht als ob er sein Vorbild erreichte — das ist bisher noch keinem der Nachfolger des königberger Poeten gelungen. Das Wissen des Historikers, die Phantasie des Dichters und die malerisch-plastische Darstellungs-kraft des bildenden Künstlers verschmolzen sich in Gregorovius zu einem einzigartigen Ganzen. Den Wanderbildern seiner Künstlerhand verglichen, bleiben Graf Dohnas Stizzen „Federzeichnungen eines Dilettanten“, wie sie sich nennen. Aber da die Hand, die jene ersten geschaffen, in der Erde ruht, wollen wir uns dankbar der Gaben freuen, die jene andere lebendige uns deut. Sie reicht uns Inselbilder dar. Corfu, das durch Gregorovius loszulösen erst für uns endend wurde, und Sizilien, die Krone Italiens, teilen sich ziemlich gleichmäßig in den Raum des Buchs. Nur wenige Blätter, „Stabiana“ genannt, führen uns auf das Festland. Von Castellamare aus, mo einst das vom Reize verdrückte Stabio stand, entrollen sie ein Rundbild der historischen Stätten des zauberischen neoplatonischen Volk. Dem das Glück jene Augenblicke alle vertraut werden ließ, der wird sich vorwiegend an diesen Schilderungen erfreuen. Die Wander Laocöon's, das unvergleichliche Bild seines amiken Theaters, in das die Schreie der des Ätna hereinblinden, die Tempelstruktur Virginius erheben ihm auch neue in ihrer sonnenverklärten Majestät. Nur einst hat der Autor durch schwarze Brillen und in diesem Vichte gesehen. Denn er Palermo als „die einzige Entdeckung auf seiner Trimarosfahrt“ bezeichnet, so wird er dem lauten Widerspruch über begeben, die dies Eben zu glücklicher Zeit und mit offeneren Augen gefaßt haben als er. Wer dies ihm, es zur Unzeit aufzulösen? Wer die Reinerpracht dort erlebt, weiß, daß es einen gleichen Wänterander auf europäischer Erde nicht zum zweiten gibt. Um sich eines Besseren zu belehren und außer der Romantik, die über der Cappella Palatina und San Giovanni degli Eremiti weht, noch etwas anderes gelten zu lassen, sollte der Verfasser noch einmal gen Palermo fahren.

J. —



Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 21.

Sonntag, den 18. Februar, abends.

1905.

Adolf Hausraths „Luthers Leben“.

Kaum hat Köhlers klassisches Werk „Martin Luther“ in 5. Auflage, von Kammerau durchgesehen, die Presse verlassen, so beginnt bereits eine neue Lutherbiographie zu erscheinen — und wir sind überzeugt, daß Tausende unserer Gebildeten nach ihr greifen werden. Ihr Verfasser ist auf dem Gebiete der Lutherliteratur wohlbekannt, der Heidelberger Professor Adolf Hausrath, von dem man erwarten durfte, daß seine Feder nicht ruhen würde, bis sie unser Volk mit einer zusammenfassenden Darstellung des Lebens unseres größten Landmannes beschenkte. Auf zwei Bände ist das Werk berechnet. Der erste — Adolf Hausrath, „Luthers Leben“. Erster Band. Berlin 1904. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, XV, 572 S. — Johann Caspar Troje, Karl Hase, Ludwig Häusser als „ein Blatt der Erneuerung“ gemeint, zugleich ein Preisverdienst für die honoris causa feiernd der Heidelberger philosophischen Fakultät erfolgte Doktorpromotion — liegt vor, die Zeit bis zum Jahre 1523 umfassen.

Hausrath hat recht, wenn er sagt: „Zu den lebendigen Kräften, die den Protestantismus von heute zusammenhalten, gehört in erster Reihe die gemeinsame Bewegung für Luthers heidenhafte Persönlichkeit. In ihm sieht der Liberale den großen Freiheitskämpfer, der das Joch des Papsttums zerbrochen hat, und der Altgläubige sieht in ihm den Erneuerer des biblischen Glaubenslebens, das unter mittelalterlicher Menschenlehre begraben lag; der Gebildete beugt sich vor dem Schöpfer unserer protestantischen Kultur, das Volk erbannt sich an Luthers Bibel und Luthers Liedern.“ Darin liegt es begründet, daß unser Volk an seinem Luther sich nicht satt sehen und lesen kann. „Jedes Lutherwort spielt in hundert Lichtern und jedem Auge blüht ein anderes Licht entgegen, das man gern festhalten möchte.“

Der Verfasser gibt uns in seiner „Vorrede“ eine Charakteristik Luthers, die geradezu als klassisch bezeichnet werden darf und allein Empfehlung für Hausraths Werk genug wäre, wenn solches der Empfehlung bedürfte.

Einige Züge derselben seien hier wiedergegeben! „Unter allen großen Männern ist Luther der paradoxeste. Schon diese Verbindung von Tieffinn und Mutterwitz, die für ihn so charakteristisch war, ist einzigartig. Sein übermütiger Humor scheint nicht selten gelaunt, mit der ganzen Welt Fingergal zu spielen, aber dieser ausgelassene Humorist empfindet dann wieder eine lak trübender Schwermut, daß er nicht aus noch ein weiß. Dualen, die er nur denen der verdammten Seelen vergleichen kann. Er ist ein geistesgewaltiger, freitruaber Held, sobald er in die Öffentlichkeit hinaustritt und doch wieder ein treuerzögner, naives Kind in allen Dingen des täglichen Lebens. Die arme, gebildete Jugend und die mönchische Gemüthslosigkeit haben ihn zum demütigsten Kollerbruder errogen, aber in einer Halle seines Jergens sitzt ein dämonischer Trost, der, gereizt, den unterwürfigen Mönch zu Ausbrüchen hinreißt, die er selbst als Eingebungen einer fremden Macht empfindet, die härter ist als seine selbstest Vorzüge. Er war der größte Revolutionär des Jahrhunderts und dennoch ein konservativer Theologe, konservativ bis zur Hartnäckigkeit.“

— „In der Einheit seines Lebenszwecks lag die Sicherheit seiner Lebensführung. Weil er nichts für sich wollte, über alle sich freudigen Gesichtspunkte hinaus war und nur nach dem fragte was das Wort Gottes verlange, ist er nie im Zweifel, was zu tun sei, nie zweipaltig in sich, nie bekümmert um die Zukunft. Wir haben zu glauben, zu bekennen und nötigenfalls zu leiden; das ist die einfachste Sache der Welt, und darum hat er weiter zu, wie der Ranzler Brüd das Firmament mit seiner Staatsweisheit küßt, daß es nicht einfaßt, wie Magister Philippus sich grämt, der Kurfürst leucht, der Landgraf flucht.

Der liebe Gott lebt ja und wird das alles besorgen. Man kann alle Blätter der Weltgeschichte umwenden und man wird keinen finden, der so gemalt und so vielseitig wirkte und dabei so schlicht, so ohne allen Hinterhalt und für den gemeinsten Mann so verständlich blieb wie Luther. Das Geheimnis dieser Größe liegt einfach darin, daß Luther niemals an sich dachte, sondern nur an die Sache. Das gab ihm das gute Gewissen, auf dem seine Freudigkeit beruhte, und diese Freudigkeit war es, die sein Volk begaube und mirte. So ist er ein Genie, dem wir uns beugen, und doch auch wieder ein Kind, dessen Einfalt und Treuerzigkeit uns rührt; immer aber ist er für uns Deutsche Fleisch von unserm Fleische und Bein von unserm Bein.“

Man ist im protestantischen Lager verschiedener Meinung darüber, wie Denzels bekannte Schmähchrift zu beantworten sei. Unseres Erachtens sollte es für uns Protestanten genügen, Denzels Tendenz und fast auf jeder Seite jutage liegende Zitateinfallung aufzuweisen. Das ist vollast geschehen, eine nicht gerade schwierige Arbeit! In die von der römischen Kaplanspresse geistig genährten und beherstigten Kreise wird unser Wort nicht bringen. Hausrath, der nicht etwa Luther zu einem Heiligen machen oder auch nur die Härten und Kantien dieser großen Gestalt abschleifen will, fertigt Denzels kurz und bündig in seiner „Vorrede“ ab. „Wenn der Dominikaner Denzels die siebenundszwanzig Bände der Erlanger Lutherausgabe und dazu die opera latina durchkühlt hat, um alle Salt- und Annotierte des sechzehnten Jahrhunderts zu registrieren, so wollen wir über den Geschmak nicht streiten, aber nach der gleichen Methode könnten wir nicht minder klar erweisen, daß der Verfasser von Romeo und Julia, der Dichter der Cordelia und Ophelia eine rohe, schmutzige Seele war. — Aber auch wenn Luther sich ehrsammer ausgedrückt hätte, gegen Denzels Kunst, dem Angeklagten das Wort im Munde zu verrehen, durch die schon die alten Dominikaner glänzten, wäre er hilflos. Wenn Luther die drei Konnen, die er verheiratet soll, in einem passhaften Briefe seine drei Weiber nennt, so hat es Denzels ja schriftlich, was er für ein Leben führte. Wenn er in einer melancholischen Betrachtung darüber leucht, daß in des Menschen Herz der Riß und die Entzweiung gekommen ist, seit Adam Gottes Gebot übertrat, während es dem Tiere noch heute so wohl ist wie im Paradies, so ist für Denzels bewiesen, daß zu leben wie eine Sau Luthers Ideal war. Wenn Luther in seinem Biblizismus erklärt, Monogamie gebiete nicht die Schrift, sondern das bürgerliche Gesetz, so weiß Denzels, daß Luther die Polygamie in Deutschland einzuführen bestrebt war; denn er war ein Misset. Und doch weiß der Vater so gut wie jedermann, daß Luther sogar Wittenberg verlassen wollte, als die unchristlichen Mosen, die aus streng katholischen Ländern in Deutschland einbrangen, auch in Wittenberg sich einbürgern wollten. Gegen das Leben eines Kleander, Ed, Wurner, Emser und wie sie alle heißen, gehalten, ist Luthers Leben fast ein Heiligenleben zu nennen, aber welche Namen hat der Dominikaner für einen Hausvater, der uns andern ein Vorbild ist!“

Daß Hausrath im vollen Besitz der wissenschaftlichen Hüfte ist, eine Lutherbiographie zu schreiben, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Da aber hierzu die seltene schriftstellerisch-poetische Gabe kommt, sich ganz in die Seele seines Helden und inmitten seiner Zeit und Umgebung zu versetzen und von da aus frisch zu gestalten, wenig zu erzählen und unter Benutzung aller Einzelheiten treu und anschaulich zu schildern, so bietet sein „Leben Luthers“ dem Leser einen Genuß, wie er edler und schöner nicht gedacht werden kann. Wenn sei darauf verzichtet, Einzelnes, worin man anderer Meinung

als der Verfasser sein könnte, heranzubringen. Einige Druckfehler, auf die wir hiesigen, wird sicher die zweite Auflage ohne weiteres berichtigten. Der Druck des Buchs ist übrigens die respectable Leistung einer Leipziger Druckerei (Fischer & Wüthig), die im Laufe von neun Wochen den hantlichen Band benutzte!

Und nun mag man zugreifen, lesen und sich der Gedankhalt des Mannes freuen, an dessen Zertritt der römische Dominanz eine Hinrichtung in offizii vornehm, dessen wahres Bild Hansrats Weilerband den Gebildeten der eoangelischen Welt in frischen, lebendigen Farben gezeichnet hat. G. B.

### Neue Fris Reuter-Literatur.

Man merkt, daß seit dem Tode Fris Reuters (gest. 12. Juli 1874) dreißig Jahre vergangen sind und das Privileg, das an seinen Werken haftet, mit dem 1. Januar d. J. erloschen ist. Die neuen Ausgaben der Werke Reuters, unter denen sich sogar bereits illustrierte befinden, drängen sich förmlich und auch sonst beginnt man sich wiederum mit ihm, seinen Schicksalen und seinen Werken zu beschäftigen. Nicht, daß man jemals vergessen hätte, was man an Fris Reuter besitzt, einen Mann, der durch sein unendliches Gemüt auf unsere Zeit befruchtend eingewirkt hat, wie Jean Paul auf die seine, einen Künstler, der seine Form besaß, die er beherzichte, wie Goethe und Schiller die ihre. Aber ein Anstoß zu neuer Verehrung und Begeisterung schadet nicht und so ist uns auch dies für die Verbreitung und Vertiefung Fris Reuters wichtige Jahr als ein Jubiläum willkommen. Der berufen sein dürfte, dem Medlenburger noch weiteres Gebiet in Deutschland zu erobern, als er schon besitzt, seinen Siegeszug auch nach dem fernem Süden auszubehnen, wo ihm die unendliche Verkopfeung von seinem Hauptwerk? „Ut mine Stromtid“ schon vorgebeut und die Wege gebnet hat, ihm, den man den größten niederdeutschen Humoristen nennen kann. Zu dieser Pionierarbeit sind neue, nicht zu teure Ausgaben nötig. Von solchen liegen zwei vor: Fris Reuters sämtliche Werke. Mit Vornort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Heßien. Ein Band zu 959 Seiten. 4 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Und: Fris Reuters sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Dr. Carl Friedrich Müller, Prof. am Königl. Gymnasium in Kiel. Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon. In 4 Bänden, geb. 6 M. Leipzig, Max Heßie. Die erwähnte Ausgabe gehört zu den einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart, von denen schon eine ganze Anzahl vorliegt. Diese Fris Reuter-Ausgabe zeichnet sich dadurch aus, daß sie sämtliche Werke Reuters bietet, außerordentlich billig ist, sich leicht lesen läßt und würdig ausgestattet ist. Zu vielen äußeren Vorzügen gesellen sich innere. Die Textrevision ist eine sorgfältige und die Behandlung der Anmerkungen eine praktische, zweckmäßige geworden. Man hat nämlich von der bisherigen, ein glattes, ruhiges freistilliches föhrendes Gepräge, die hochdeutschen Formen der plattdeutschen Wörter in Anmerkungen unter den Strich zu bringen, abgesehen und dafür ein alphabetisches Glossar am Schluß des Bandes angehängt. Zu den Vorzügen der Ausgabe gehört dann noch ein warmherziges Vornort und eine plattdeutsche gedruckte, liebevolle und anheimelnde Einleitung: „Reuters Leben und Werke.“ Die zwoigeannte Ausgabe reicht sich den bekannten Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben Max Heßiens ein und rühmt sich auch, eine Gesamt-Ausgabe der Werke Reuters zu sein und zwar die am sorgfältigsten hergestellte und die erste wirklich vollständige, die bisher erschienen ist. Sie enthält nicht nur sämtliche Werke Reuters, die von ihm unter seinem Namen veröffentlicht worden sind, sondern auch die Vollerbandgedichte, sämtliche Lustspiele, sowie eine Reihe kleinerer Schriften, die seit Jahrzehnten verschollen und selbst in Bibliotheken kaum aufzutreiben und doch für den Entwicklungsgang des Dichters von großer Bedeutung sind. Die Ausgabe stellt lobahn den unverfälschten Reuter-Text wieder her. Die Texte der Werke Reuters sind infolge wenig sorgfamer Behandlung im Laufe der Zeit verunstaltet und entstellt worden, wie das ja zu geben pflegt und nicht bloß Reuter zugefallen ist. Abgesehen von einer Anzahl den Text verderbender Druckfehler, die von einer Auflage in die andre übernommen wurden, sind nach dem Tode des Dichters von unersetzlicher Hand an manchen Stellen Einschaltungen eingestiftet und Abänderungen vorgenommen worden, während andererseits größere und kleinere Stellen fortgelassen wurden. Soweit arbeitet die Heßiensche Ausgabe einer endgültigen kritischen des niederdeutschen Klassikers, die nicht aus-

bleiben kann, vor. Sie enthält außer einer ausführlichen Biographie des Dichters dreizehn den Werken vorangestellt: Einleitungen, die über Entleerung der Dichtungen, ihre geschichtlichen Grundlagen und über die in ihnen vorkommenden Personen ausführliche Angaben bringen. Die Ausgabe läßt endlich wie die aus der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart hervorgegangene alle Worterklärungen am Schluß der Seite unter dem Texte fort und bringt dafür ein Lexikon des gesamten plattdeutschen Sprachschates in Fris Reuters Werken. Sie enthält auch ein Ortsregister, das alle in Reuters Werken vorkommenden Orte nachweist und über dieselben ausführliche Auskunft gibt. Die Ausgabe, in der die mühselige Gesehtenarbeit eines halben Jahrzehnts steht, zeichnet sich schließlich noch durch äußere Vorzüge aus. Sie ist sorgfältig ausgestattet und der Text gut zu lesen.

Aber nicht bloß die Werke Reuters werden immer mehr bekannt und durchforcht, auch von dem Leben des Dichters gilt das. Davon legt eine liebevolle Schrift des bekannten Fris Reuter-Forschers Prof. Carl Theodor Gaeders, Oberbibliothekar in Greifswald, Zeugnis ab, die sich betitelt: Im Reiche Reuters. Rened von und über Fris Reuter in Wort und Bild. Leipzig, Georg Wigand. Geb. 2 M., gebd. 3 M. Die Schrift enthält erstens einen Bericht über die von Gaeders ins Leben gerufene Fris Reuter-Ausstellung in Greifswald, die, zum dreißigsten Todestage Fris Reuters veranstaltet, in Bild, Schrift und Reliquien alles für Fris Reuter Wichtige aufwies, dessen man behaltt werden konnte, Bildnisse aller derjenigen Persönlichkeiten, die für Reuters Leben, oft für diesen nicht unangenehm, von Wichtigkeit ist, darunter der brüderliche Onkel Lombach von der Hausvogtei in Berlin, aber auch die Freunde Reuters aus der Zeit der Exil, das Porträt von Dörckläuchting u. a. m. An zweiter Stelle ist die Fristrede Gaeders bei der Eröffnung der genannten Ausstellung abgedruckt, die sich mit dem Thema Fris Reuter in Pommern beschäftigt, d. h. mit den vielen Beziehungen, die Fris Reuter zu Pommern hatte, wo Reuter nach der Festungszeit als Privatlehrer lebte, sich mit Louise Kunze vermahte und zuerst als Dichter hervortrat. Reuter gab damals eine Zeitschrift, ein Unterhaltungsblatt für die beiden Medlenburg und Pommern, heraus, woraus schon zur Genüge hervorgeht, daß Pommern und Medlenburg nicht mehr zu trennen sind, auch der Pundart nach nicht, die ja verwandt ist. Auch in Reuters Werken — „Ut mine Stromtid“ — spielt Pommern eine Rolle, von dorther wandert Karl Jovanemann nach Medlenburg ein, von dort verlegt ihn, gleichfalls nach Medlenburg übergehend, sein Platzgeißl Fomachelopp, der böse Tamen des Romans. Der dritte Auszug wendet sich Dörckläuchting zu, seiner heitern Persönlichkeit, dem Herzog Adolf Friedrich IV. von Medlenburg-Estrel. Die Ausgabe liefert hier ein köstliches Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert, aus der Zeit der deutschen Kleinleuterei, und schildert uns jene Turchlaucht von Estrel, die studierenshalber nach der damals noch der Krone Schweden zugehörigen vorpommerschen Universität ging, dort sogar Rektor Magnificentissimus ward, auch nach ihrer Hinfahrt in die medlenburgische Residenz in Verbindung mit der Hochschule und ihr nothgedrungen blieb, eine Figur von selbstbewusster Würde, die in Reuters humoristischer, leicht karierter Darstellung und in jenem Bild fortlebt, das die Greifswalder alma mater in Besitz hat und das auf der genannten Ausstellung zu sehen war. In der vierten Nummer des Buchs: Von Jovan nach Jovan macht Gaeders neue Mitteilungen aus Reuters Leben und Schaffen. Jovanard war ein gräßlich Platenisches Gut mit Esteloh, ungefähr eine halbe Meile nördlich von Stavenhagen, der Vaterstadi des Dichters, und war wohl eigentlich ein „Jungparadies“. Hier waren Reinzinzigen an den Fürsten Blücher vorhanden, den Reuter als schätzbarster Knabe selbst sah, den er auch im Liebe verkehrte. Mit Jovanard und seinen schönen herrlichen Eichen hat Reuter, als er ein reifer Mann und berühmter Poet geworden war, noch von Jovanard aus Beziehungen unterhalten, wie ja Jugenderinnerungen nicht im Gedächtnis ver-

lösen, unergänglich sind, von Eienach aus, wo Reuter seinen Lebensabend zubrachte. Sauerberg führt, indem er großes und kleines aus Reuters Leben aufzählt, zu diesem Kapitel, Jenaach und Jenaach, viel wertvolles biographisches Material bei, das willkommen ist. Er statet sein Buch auch mit einem reichen Bilderfundus aus, der zum Teil Charakterköpfe betrifft, wie Cappel Herie, mit Abbildungen von Dörchläuchting, der genannten Reuter-Kaufstellung zu Greißwald, des Marktplatzes

zu Greißwald aus der Zeit von Dörchläuchting, von Schloß Jenaach, den alten Hohen dorfelst, von Frig Reuter und seiner Bewingung, Reuter auf dem Totenbitt, seiner Grabstelle im ursprünglichen Zustand, alles nach alten Wiedergaben, Originalaufnahmen und Gemälden, mit Fräsmalerei und anderen Beigaben. Diezeitungsmangestellte enthält die Schrift des Dokuments, an denen ein Biograph Frig Reuters wird vorbeigehen können und die für jeden Freund Reuters und seiner Kunst von Interesse sind. J. R.

### Bücherbesprechungen.

— Bilder aus Luthers Leben von Gustav König. Unseren Kindern erklärt von Hans Köh. Leipzig, Verlag von Friedrich Janke. 1905. 32 Seiten. (1 Cpl. 15 s., 10 à 14 s., 25 à 13 s., 40 à 12 s., 50 à 11 s., 100 à 10 s.) — Man kann nur jeden neuen Versuch, unsern Luther dem großen evangelischen Volke nahe zu bringen, mit Freuden begrüßen; doppelt freudig aber jeden Versuch, ihn der Jugend näher zu bringen. Wer eine längere Reihe von Jahren in Kinderergötzen und Konfirmandenunterricht nachgefragt hat, was unsere Jugend von Luther, seinem Lebensgang und seinem Lebenswerk weiß, der wird nicht ohne stille Trauer bemerkt haben, daß das herzlich wenig ist. Wie könnten unsere Kinder ihre evangelische Kirche lieb gewinnen lernen, wenn ihnen an der Hand einer ihrem Verständnis angepaßten Erzählung von Luthers Leben das Werden und der Segensinhalt unserer Kirche zum Bewußtsein geführt würde? „Bilder aus Luthers Leben“ in ihre Hand gegeben würden solchen Unterricht trefflich unterstützen. Was wir dazu brauchen, bietet uns das vorliegende Heftchen. Der Preis ist ein so geringer, daß man wohl die Hoffnung ausprechen darf: Die Leiter von Kinderergötzen werden daselbe Tausenden von Kindern in die Hand geben und nun in einer Reihe von Kinderergötzen Luthers Leben den Kindern erzählen. — Gerade die Dankbarkeit für diese treffliche Gabe des Janaken Verlags läßt mich zwei Wünsche aussprechen. Erstens: Das Papier könnte etwas fester sein. Zweitens: am begleitenden Text dürfte man sich zu bessern sein, so vorzüglich derselbe den kindlichen Ton auch trifft. Der Satz: „Luthers Vater ist ein armer Bergmann und Bauer gewesen“ ist nicht richtig. Besonders in Nr. 3 ist manches anzusetzen, vor allem die Meinung, Luther habe gefaßt, „weil er meinte, Gott wollte und könne ihm seine Sünden nicht vergeben“. Das fassen hielt Luther eben für das Mittel, sich einen gnädigen Gott zu verschaffen. Nicht „vom Erbtater Kloster“ ist Luther nach Wittenberg geschickt worden, um. Der Verlag wird ja leicht dafür Sorge tragen können, daß der Text zu den Bildern verbessert wird. Dem Rezensenten hat das Heftchen schließlich noch einen andern Wunsch gemeldet. Fände ich nicht ein deutscher Verleger, der eine nicht nur auf die Königlichen Lutherbilder beschränkte „Luthergabe für die deutschen Kinder“ mit ausführlicherem Text, der mit Volkstümlichkeit unanfechtbare Willenshaftigkeit verbindet, unserm Volke darbiete?

G. B.

— Waldpredigten des Bruber Traugott. Andachten und Betrachtungen. Bändchen in Thür., Bruno Feigenspan. Geb. 1 M. 50 s. — Die Verlagshandlung hat mit dem Buche eine Besprechung deselben aus dem Schulblatt für Thüringen und Franken eingeholt, in der der Inhalt als rationalistisch und als vergleichbar mit den Stunden der Andacht von Hoffste in rühmendem Sinn bezeichnet wird. Der biederer Rezensent hat das Buch entweder gar nicht gelesen, was ja vollkommen soll, oder nicht verstanden, was noch glaublicher ist, oder er hat unter den Fernen jenes Blattes Wohlgefallen für das Buch erwecken wollen auf die bei uns allein mögliche Weise. Es mag wohl dort zu Lande noch Lehrer geben, die für die Stunden der Andacht schwärmen; nur wäre dann der Rezensent zwar klug wie eine Schlange, aber nicht ohne Falch wie eine Taube gewesen. In der Tat braucht man nur einige dieser Waldpredigten zu lesen, um in dem Verfasser einen Anhänger der strengsten lutherischen Exegetik, sowie die heutzutage überhaupt noch vorhanden ist, zu erkennen. Von Rationalismus ist hier keine Spur. Aber der Verfasser macht allerdings keine Unterrednungen über christlichen Glauben und christliches Leben den Lesern mündgerecht, er redet eine schlichte, volkstümliche Sprache und er häupt nach hohen biblischen Vorbildern an die Natur an, um an ihr das Geistliche deutlich zu machen. So ist es ein sinniger und praktischer Gedanke, seine Predigten einem „Bruder Traugott“,

einem gebildeten, aber in bescheidenster Einfachheit lebenden Geist in den Mund zu legen. In einer stillen Klausel ist er ihn für allerlei vorübergehende oder regelmäßig erscheinende Waldbesucher seine gemüthlich lebenden Vorträge halten. Diese Einfaltung der Sache ermöglicht nicht nur eine beständige Bezugnahme auf die mannigfaltige anregende und ergreifende Poesie des Waldes, sondern auch die Einschlebung von allerlei apologetisch ausgedehnten Zwiegesprächen zwischen dem Waldbruder und seinen Zuhörern. Sehen wir von dieser Einfaltung ab, so haben wir es mit 29 meist kurzen Abhandlungen über Fragen der genannten Art zu tun, namentlich über solche, die dem Denken des schlichten Mannes am nächsten liegen (Reich und arm, Himmel und Hölle, Leben und Schwärzen u. dgl.). Im übrigen haben wir den Eindruck, daß das sehr empfehlenswerte Buch aus erbaulichen Anreden erstanden ist, die ein sehr unterrichteter und mit schöner Luthergabe ausgeübter Theologe etwa für eine christliche Wochenchrift geschrieben hat. H. K.

— Aus der Jugendzeit. Erinnerungen von Dr. D. Voße, weil. Königl. preussischem Staatsminister. Leipzig, Fr. Wilt. Brunow. — Diese Erinnerungen eines preussischen Ministers sind in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Einmal sind sie frisch und lebendig geschrieben, nicht ohne Humor, und enthalten einige lustige Anekdoten aus dem Schüler- und Studentenleben; dann aber geben sie einen neuen Beleg dafür, daß die höheren preussischen Beamten auf den Universitäten meistens den Körper angehört haben. Dies gilt nicht nur von Voße selbst, sondern auch von vielen seiner Corpsbrüder, über deren weitere Laufbahn er Notizen gibt. Voße war in Heidelberg ein Schwabe, in Halle ein Altmärker, tapfer auf der Meutur und begeistert für das Leben der Corps, ohne daß indes seine Studien unter der eifrigen Beteiligung an allem, was die Schwaben und Altmärker unternahmen, gelitten hätte. Auch manden lustigen Streich hat er mitgemacht und verheimlicht es nicht, wenn er einmal mit seinen Kommilitonen in Halle ein höheres Nachträdlerstübchen mißsam seinem Inossen auf den Boden gelegt, sich darauf gesetzt und den armen Nachträdlern verbietet hatte, seinem Berufe nachzugehen. Als dieser sich dann mißsam aus dem Kasten herausgearbeitet hatte, waren die Nachträdler längst verschwand. Manche Anekdoten aus dem Heidelberg Studentenleben würde in „Alt-Heidelberg“ am Plage sein. Die beiden Universitätsredelle heißen Mittelbach und Kapellmann, zu ihrem Ärger wurden sie von den Studenten aber Michelmann und Rappelbach genannt. Einmal wurde eine Paukeri auf der Hirschgasse von Hrn. Michelmann bedroht. Infolge rechtzeitiger Warnung wußten die Laufenden alles Aufzuge beiseite zu schaffen. Den sorggehenden Rebell begleiteten die Studenten, unter dem Jubel der Straßenjungen, wohin er sich auch wandte, im Gänsemarisch und ließen sich nicht von ihm abhaken. Von den damaligen Dozenten geben die Aufzeichnungen mande scharfe Silhouetten, besonders von dem Pandektenlehrer Bangerow, der wie Windig in Leipzig stets in dem größten bis auf den letzten Platz geistlichen Auditorium saß. „Er hatte eine impotente große und harte Figur und trug ohne Halt ganz frei vor. Mit seiner sonoren, sympathisch anklingenden Stimme entwickelte er in rührender Rede ohne Pathos, aber gleichwohl beredt und unwillkürlich, die gespannteste Aufmerksamkeit der Hörer fesselt, seinen Vortrag in lichtvoller, vollkommen durchsichtiger Darstellung.“ Der alte Schloffer „sprach mit jugendlichem Feuer, jureilen, wenn er auf Freiheit zu reden kam, mit Begeisterung. Nur wußte er kein Maß zu halten.“ Seine Hart aufgetragenen Schlagwörter hatten oft etwas Verstecktes, doch seine erdumrige Erdeinung wurde einen gewissen Hauber aus. Von zwei jüngeren Dozenten spricht Voße mit Anerkennung; er rühmt die hirtende Beredamkeit Kuno Fischer und Hermann Fetterer jünderbe, begeisterte und patriotische Vorlesungen. Was hier über Velling und Schiller sprach, notierte sich Voße und er teilt einige dieser Notizen mit. Eingehender noch als die Universitätszeit

ist die Schulzeit besprochen; die Genrebilder aus dem Schul- und Familienleben haben viel Anziehendes; es herrscht in diesen Schilderungen ein gemüthvoller Ton. Die Psychognomien der verschiedenen Lehrer sind markant gezeichnet, ihre Eigenschaften treten scharf hervor; aber nirgends verzeigend sich die vielstöckige Gefinnung des banfahnen Schülers. Die häusliche Erziehung vor sehr religiös und den kirchlichen Sinn bewahrt sich auch der Student mitten im fröhlichen Verkehr der akademischen Jugend. Der künftige preussische Kultusminister spukte vor. Hat doch auch jeder seiner Vorgänger in dem hohen Amt, Dr. v. Müller, in seiner Jugend und die lustigen Anepithere gedichtet. Auch aus der Einjährig-Freiwilligendienstzeit erhalten wir einige zum Theil ergötzliche Lebensbilder; Hesse hat später 1866 die Schlacht bei Langensalza mitgetheilt. R. v. G.

— **Leodor Öhring:** Dreißig Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtliche Beobachtungen. München, G. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Eine Sammlung von Feuilletons, welche wie Scheinwerfer das Münchener Leben beleuchten. Vieles darin ist geistreich ausgeführt, viele stimmungsvoll dargestellt; es bleibt nur zu bedauern, daß Öhring sich darauf beschränkt hat, die Feuilletons als solche zum Abdruck zu bringen, statt sie zu einem Buche zusammenzuarbeiten. Und eine derartige Uebersetzung wäre nicht schwierig gewesen. Jetzt beginnt die Sammlung mit Artikeln über die Entstehung des neuen Münchens unter Ludwig I. und Maximilian, über seine Entfaltung unter Ludwig II., Artikel, die aus den Jahren 1884 und 1885 stammen, und schließt mit Artikeln über die Bauentwicklung und allgemeine Entwicklung des modernen Münchens, die aus den Jahren 1903 und 1904 hervorgehen; eine Veranschaulichung der beiden Seiten wäre doch ein leichtes gewesen und hätte ein besprechendes Gesamtbild gegeben. An sich sind gerade diese Artikel trefflich und interessant, sachgemäß und anekdotisch. Zusammenhängender ist die Darstellung der musikalischen Zustände Münchens und der Entwicklung des Hoftheaters, obwohl auch hier einzelne eingedruckte kleine Extrablätter an die journalistische Fertigkeit des Buches erinnern. Hier finden sich auch Porträts hervorragender Künstler, besonders des Intendanten Postart und der Musikdirektoren Levi und Jamppe. Mit Ausnahme Alberts von Keller fehlen solche Porträts in den Kapiteln, welche die bildende Kunst behandeln. Am siemüthlichsten ist das literarische München bedacht. Charaktertöpfe von der Tafelrunde des Königs Maximilian dürfen doch nicht fehlen, und neben den Wilheln Weibels, Dingelstedts, Bodenstedts und Leschs mußten doch auch einige neuere Dichter Münchens eine Stätte finden; vor allem verdiente Graf Schack eine eingehende Würdigung; wir hätten da lieber einige allgemeine Betrachtungen über die Weltgesellschaft und noch, die über das Städtebild von München hinausgreifen, vermehrt; und außer aber werden die Schilderungen des gefälligen Lebens, in denen besonders der Mangel einer Geldaristokratie und der Vorrang der bildenden Künste hervorgehoben wird, sowie die Kapitel, die dem Volksleben und der Vorkerrschaft des Biergenusses gewidmet sind, dankbare Leser finden. Viele Eigentümlichkeiten von Jaraborn werden in dieser Schrift in Betrachtung gefeiert, viele Gegenstände des Kunstlebens und des sozialen Lebens geistvoll beleuchtet. Hätte durch eine eingehende Reklamation das Schichtenhafte mehr beseitigt worden, so würde das Bild der bairischen Hauptstadt, das uns hier vorgeführt wird, als ein sehnendes Städtebild ohne Einschränkung empfohlen werden können. R. v. G.

— **Mühlhäuser Geschichtsblätter.** Zeitchrift des Altertumsvereins für Mühlhausen i. Th. und Umgegend. (Begründet von Prof. Dr. Eduard Heydenreich.) Mit Unterstützung der Stadt Mühlhausen i. Th. herausgegeben von Dr. Rump v. Strum genannt v. Rauffungen. Leipzig der Stadt Mühlhausen i. Th. Kommissionsverlag von Carl Albert, vorm. O. Dammke Buchhandlung. 128 S. 8'. — Wir haben an dieser Stelle die Tüchtigkeit des Mühlhäuser Geschichtsvereins seit seiner Begründung im Jahre 1899 mit Interesse verfolgt; sie ist ein Beleg dafür, wie anregend der Stadtbau einer Mittelstadt, die sich allerdings eines ausnabmeweise reichen Archivs erfreut, wirken kann, wenn er einer seiner wichtigsten Aufgaben darin sucht, die Einwohnerschaft der Stadt für ihre Geschichte zu erwecken und zur Mitarbeit heranzuziehen. Nachdem Prof. Heydenreich seine Stelle aufgegeben hat, um einem Rufe nach Dresden als Kommissar für Adels-

angelegenheiten im Ministerium des Innern zu folgen, legt sein Nachfolger diese Verrichtungen im gleichen Sinne fort, wie der vorliegende neueste Jahrgang der Mühlhäuser Geschichtsblätter zeigt. Sein Inhalt, der sich vielleicht durch geistliche Anordnung der Aufsätze etwas überflüssiger hätte gruppieren lassen, ist so reichhaltig, daß wir uns auf wenige Anmerkungen beschränken müssen. Unter den Mitarbeitern begrüssen wir eine Reihe und längst bekannter Mühlhäuser Solafgeschichtsforscher. Voran steht der verdiente Chronist der Stadt Professor R. Jordan mit einer Reihe von Beiträgen. Er behandelt den Kurfürstentag, der 1579 in Mühlhausen stattfand, freilich lediglich auf Grund der händlichen Akten, die mancher kulturgeschichtlich Interessante über den Empfang der Gesandten und sonstige äußere Vorgänge, aber nichts über die Verhandlungen selbst enthalten. Ein Aufsatz über die alten Handelswege im Mühlhäuser Gebiet beruht auf H. Rehmers Beiträgen zur Bandochtung des Eichsfelds (über die übrigens K. Sellmann in der „Bücherchau“ eine scharfe und viel Neues bietende Kritik gibt) und auf den Forschungen von Herrn. Heller und Luise Öhring. Reichreich ist eine Zusammenstellung der im ältesten Rathe der Stadt (1551) enthaltenen, damals üblichen Bornamen; der meiste gebräuchlichste war Hans (Johann, Johannes); dann folgen mit weitem Abstand Balin, Claus (Niclaus), Blasius, Jakob usw. Dem aus Weidenboms Akten der Universität Erfurt ausgewogenen Verzeichnis derjenigen Mühlhäuser, die 1392–1636 in Erfurt studiert haben, wünschen wir eine Fortsetzung durch die geistliche Bearbeitung der Universitätsmatrikeln von Leipzig, Wittenberg usw. Jordan hat dann noch eine Reihe von kleinen Mitteilungen gegeben, unter denen wir nur die Zusammenstellung der Mühlhäuser Eigenprose im 17. Jahrhundert hervorheben wollen. H. Pernig gibt in seinem Aufsatz „Aus der Geschichte der gauerbischthümlichen Vogtei Ober- und Niederdorf und Bangula vor dem Hainich“ — in der Hauptfache eine Wiederholung einer 1886 gehaltenen Predigt — einen kurzen Uebersicht über die verwickelte Geschichte dieser Vogtei und behandelt dann besonders den Kampf, den sie 1784–1786 um die Erhaltung ihrer Freiheiten mit den Landesherren führte. Einige Mitteilungen aus der Geschichte des Mühlhäuser Hofwesens (von 1592, 1767, 1770) macht Th. Wienthal. Der Präbiterier Mühlhausens, K. Sellmann, veröffentlicht wiederum einige gemeinschaftliche Nachrichten. Kaum etwas Neues enthält das Aufsuchen von Klemens Wölfer über die Belagerung von Mühlhausen im Jahre 1404 (zu dem wir einen Verweis auf Cod. dipl. Sax. I. B., 2. S. 410 nachtragen). Mehr Beachtung verdient desselben Aufsatz „Magister Helmbold wider die Jesuiten“, in dem auf zwei geistliche Streitschriften des auch als Kirchenliederdichter bekannten Ludw. Helmbold (von 1583 und 1593) hingewiesen und längere Stellen daraus mitgeteilt werden. Der Herausgeber der Zeitschrift, Dr. R. v. Rauffungen, veröffentlicht die älteste Kammerrechnung der Stadt Mühlhausen von 1407 und begleitet sie mit Erläuterungen. Er gibt ferner eine sehr dankenswerthe Uebersicht über den Inhalt des im Besitze der Familie Engelhart befindlichen „Mühlhäuser Wappensbuches“, das angelegt im 18. Jahrhundert, eine reiche Fülle Mühlhäuser Bürgerwappen und Hauswappen enthält. Sein Vorgänger Heydenreich führt nach den Beiträgen zur Immatrikulationsurkunde des Mühlhäusers C. W. Petri (1759) die kulturgeschichtlich interessantesten Bestimmungen der Jener Universitätsgesetze seiner Zeit an. Zur Geschichte der Schängengesellschaften haben Heinrich Spiehoff (Die Gebetsüberbrüderung der Mühlhäuser Bürgerhäusern mit hundert Klöstern des Predigerordens im J. 1404) und C. Reiner (Die Steine der Mühlhäuser Schängengesellschaft) Beiträge geliefert; beide Arbeiten waren schon in der „offiziellen Festzeitung zum 21. Mitteldeutschen Bundesfest“ (Juni 1904) abgedruckt, sind aber hier in verbesserter und vermehrter Form erschienen. Rechnet man hierzu die Fülle von solafgeschichtlich interessanten „kleinen Mitteilungen“ und die „Bücherchau“, so bedarf es kaum der Versicherung, daß der neue Jahrgang der „Geschichtsblätter“ an Reichhaltigkeit des Inhalts nichts zu wünschen übrig läßt. Als Anhang ist dem Heft ein „Rufus an die Mitglieder unseres Altertumsvereins und an alle Geschichtsfreunde beifügiger reger Beteiligung am Sammeln von Bornamen“ beifügt, zu dem ein Vortrag G. Heydenreichs auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichtsvereine in Erfurt (Sept. 1903) den Anlaß gegeben hat; wir wünschen ihm im Interesse der Sache viel Erfolg. — m —

Redakteur: Dr. Julius Kisserl in Leipzig.

Nr. 22.

Dienstag, den 21. Februar, abends.

1905.

Robert Reinick.

Zum 100. Geburtstag des Dichters.

Wenn wir ein Lied von Robert Reinick lesen oder hören,  
dann ist es uns, als tauchten die goldenen Tage der Kindheit  
wieder aus unserer Seele empor.

Gis pupela!  
 Das ist ein altes Lied;  
 Und wer das Lied gehört,  
 Dem werden die Augen weh'.

Und wie eine blühende Girlande leben wir deutlich wieder  
vor uns die jüdischen Bilder, die den Eiderdick umranken, die  
von Ludwig Richter, von Meister Schabow, von Lessing u. a. mit  
gar liebevoller Eingabe gezeichnet sind; kleine Mädchen und Knaben  
ergehen sich auf blumenbunter Wiese, sie tanzen zur Schalmel,  
die ein kindlicher Hirt bläst. Schmetterlinge umgaukeln die  
Tanzenden und irgendwo am Baum steht noch ein Kind, das  
aber nicht tanzt, das nur vom Frühlings träumt.

Und nun nehmen wir das allgemeinere Buch selbst vor —  
denn eine wahre Sehnsucht hat uns erfasst, all' die Bilder einmal  
wirklich wieder zu sehen, die Lieder einmal wieder zu lesen.  
Mit Halt durchblättern wir die vergilbten Seiten: die Bilder  
leuchten noch in ihrem reinen Glanz, in ihrer kindlichen Schönheit,  
in ihrem getreuen Leben wie ehemals. Da find ich alle wieder:  
„Die Spießgrübel“, „Der Bauernhof“, „Die lustigen Führer“,  
„Die klugen wackelamen Hunde“.

Der Zug bricht an,  
 Es rührt der Kahn,  
 Es gackelt die Henne  
 Und steigt zur Tonne,  
 Und macht Geräusch.

Als ob ein Wunder  
 Geschehen sei —  
 Da kommen herbei  
 Die Wagh und der Knecht,  
 Die laufen nicht schlecht.

Und sehen nach  
 Und finden, ach!  
 Unter altem Bunder, —  
 O Wunder! o Wunder! —  
 Ein taubes Ei!  
 Ei ei! Ei ei!

Wir blättern: Märchen wechseln mit Liedern und kleinen  
Erzählungen und immer wieder in Lied und Bild diese naive,  
kindliche, besessene und besingende Poesie: Sonne und Mond,  
Tiere und Pflanzen sprechen, selbst die Gegenstände im Zimmer:

Gar emsig bei den Büchern  
 Ein Knabe sitzt im Kämmerlein,  
 Da laßt herein durchs Fenster  
 Der lust'ge blaue Sonnenstein.  
 Und spricht: „Lied' sind! Du sitzt hier?  
 Komm doch heraus und spiel bei mir!“  
 Den Knaben hört es nicht,  
 Zum Sonnenstein er spricht:  
 „Geh' dich mich fertig sein!“

Und weiter: Die musikalische „Schiffinsel“ erhebt sich vor uns,  
„Angeheiß' Mittagstisch“ erregt uns von neuem und so werden  
in ganzer Reinick's in uns aufleuchten zu lassen.

Robert Reinick ist als Kinderdichter neben Hoffmann von  
Fallersleben zu stellen. Weber Dichter Lieder sind bisher in  
Ton und Inhalt nicht übertroffen worden. Sie liegen neben  
Gebet und erstem eiterlichen Mahnwort die Reime des Guten  
in unser Herz, sie waren und erste Führer nicht nur ins Reich  
einer Menschlichkeit, sondern auch ins Reich der Poesie und der  
Natur. Sie lösten individuelle Kräfte in uns, sie gaben uns  
eine Richtschnur für das Leben, sie halten in uns den schönsten  
Beiß für den Glanz, den Sonnenstein der Jugend, die Tage,  
in denen wir ganz dem schönen Leben und uns selbst gehörten,

in denen wir nichts von Krankheit und Tod, Leid und Sorge  
wussten, die ganz, ja ganz Seele waren.

Aber Robert Reinick, das Danziger Kind, der Düsseldorf'er  
Maler, der frohe Wandrer am Rhein, war nicht nur ein Sänger  
früher inniger Kinderlieder. Er war auch einer der edelsten  
und edelsten Eiderdichter überhaupt. Und das ist vor vielen  
anderen auszeichnet: er ist kein Melancholiker, er ist fast immer  
ein heiterer Sänger, und solcher haben wir Deutsche nicht viel.  
Belannt sind seine neuen Wanderlieder:

O Sonnenstein! o Sonnenstein,  
 Wie schönst du mir ins Herz hinein,  
 Weh' drinnen lauter Liebestu,  
 Daß mir so enge wird die Brust . .

Über:

Sonntags am Rhein.  
 Des Sonntags in der Morgenstund'  
 Wie wandert's sich so schön  
 Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'  
 Die Morgenloden gehn!

Belannt sind ferner seine lustigen Genregedichte, wie  
„Kuriose Geschichte“, „Gefellen-Lied“, die von älteren und neueren  
Komponisten oft „vertont“ worden sind. Ein goldner Duft eigen-  
artiger Mischung liegt über allen diese künstlerisch vornehmen  
Liedern. Volkslied und Minnegefang, die Romantik Eichendorff's  
und die spätere realistische bürgerliche Romantik, die uns z. B.  
aus vielen Zeichnungen Ludwigs Richters bekannt ist, klingen in  
den Poesien Reinick's lieblich und harmonisch gleichsam in einen  
Akord zusammen. Es ist die Poesie der vierziger und fünfziger  
Jahre des vorigen Jahrhunderts, die nicht nur eine revolutionä-  
re war, die selbstverständlich in ihren schönsten Liedern auch  
das Gemüthleben, die Seele ihrer Zeit zum Ausdruck bringt.  
Es war noch die Zeit der Künstlerfahrten, der Reisen im Ver-  
trauen, noch die Zeit einer ins wirkliche Leben herabgestiegenen  
bürgerlichen Romantik. Moriz v. Schwinds Zeichnungen und  
Gemälde krönen diese hinter uns in einem goldenen Schimmer  
liegende Zeit. Einer ihrer feinsten Vertreter ist Robert Reinick,  
an dessen Seite auch aus diesen Gründen etwa noch der rüstige  
Wandrer und lebensfrohe Hoffmann von Fallersleben zu  
stellen ist.

Rudolf v. Gottschall, der selbst noch in dieser Zeit kurzelt,  
untersucht im allgemeinen in seinen kritischen Porträts, die er  
von den Dichtern jener Jahre entworfen hat, gerade die Poesie  
der Eiderdichter, die gewiß keine starken Persönlichkeiten waren,  
aber vielfach desto feinere naive Künstler. Er hat auf jedoch für  
Robert Reinick wahrheitsgütige Worte. Er sagt von ihm in seiner  
„Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ (1875,  
Bd. III, S. 259): „Seine musikalisch hingehauchten Verse  
tragen den Stempel echter Eiderdichtung, die durch keine tieferen  
Reflexionen, schmerzigen Gedanken und Stoffe gehört wird,  
die einfach und feierlich, den Schmelz und die Weiche des Ge-  
fangs herausfordert. Der Vorliebe des Dichters für kleine  
Bilder und für inhaltliche Situationsmalerei hat auf der anderen  
Seite der malenden Kunst eine willkommene Ausbeute gegeben. . .  
Die geselligen Lieder Reinick's atmen die ganze gegen das Ab-  
sterben aufzukommende Frische jugendlicher Künstlerkraft, die Palette  
und Pinsel besetzte waren, den Malerort ausgezogen hat  
und sich nun auf troster Wanderung oder bei einem Glase Wein  
in ein ideales Häufchen hineinlebt.“

Und ein Künstlerleben war es auch, das Reinick geführt hat.  
Er war, geboren am 22. Febr. 1805, der Sohn eines angehe-  
nen Danziger Handelsberin. Er dichtete bereits auf der Schule;

aber mehr noch als die Poetik zog ihn zunächst die Malerei an. Er wurde in Berlin ein Schüler des Historienmalers Begas. Im innigen Verkehr stand er damals — in den zwanziger Jahren — mit Kugler, Mietschel, Drafe, Feder, Schott u. a. Auch mit Higin und Chamisso wurde er bekannt. 1831 ging er nach mancherlei frohen Wanderungen nach Düsseldorf, wo er unter Schadow tätig war und viel mit Zimmermann, Felix Mendelssohn u. a. verkehrte. Um diese Zeit vollendete er sein Bild „Nabel und Jakob am Brunnen“ und begann ein anderes „Der ergebende Pilger“. 1833 gab er mit Franz Kugler das „Viederbuch für deutsche Künstler“ heraus. Er verweilte dann mehrere Jahre hindurch in Italien, namentlich in Rom und bei Neapel. Um seine Gesundheit — ein Magenleiden peinigte ihn oft — wiederherzustellen, lebte er nach Deutschland zurück (1841). Im Herbst 1843 vermählte er sich mit Marie Behrendt, der Tochter des Dr. Behrendt und seiner Stiefschwester, und verlebte letzte sehr glückliche Jahre in Dresden, wo er u. a. mit Rob. Schu-

mann, Blüddemann, Eduard Devrient gemeinschaftlich arbeitete. Er starb infolge eines Fußleiderbruchs am 7. Febr. 1852. Von seinen Werken ist noch zu erwähnen das „A-B-C-Buch für große und kleine Kinder“ (1845), „Die Prinzessin, eine Dichtung“ (1848) und die von Ferdinand Hiller in Musik gesetzte Oper „Konradin der letzte Hohenstaufe“. Eine billige Ausgabe seiner Vieder erschien bei Henschel, Halle (Bibl. der Literatur des In- und Auslandes), sein sehr bekanntes „Märchen, Vieder- und Geschichtsbuch“ erschien nach seinem Tode bei Reibogen & Klasing, Leipzig.

Erinnert sei zum Schluß daran, daß Heineid auch der Verfasser des herrlichen Gedichts: „Zwölfer Mai“ ist, das so beginnt: „Vor Allen eins, mein Kind: Sei treu und wahr, daß nie die Lüge deinen Mund entwehnt! Von alters her im deutschen Volke war Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.“

Gans Benzmann.

## Otto Erich Hartleben.

† Gestorben am 11. Februar 1905.

So rask und leicht, so sorglos heiter und ironisch lächelnd hat nicht bald ein deutscher Licher Karriere gemacht, wie Otto Erich — der Fröhliche! In dem Sturm der achtziger Jahre kam er eines Tages mitten in die Literatur hineingeworfen — ein zweiter, größerer Lehmann, der vor sein schonendes Schicksal einen „Froh“ gepoltert hatte, damit er durch sein Genuale leichter den seltsamen aller Mitter amesse. Man hat sich damals über die feste Jhnenparodie nicht wenig aufgeregt! Und man hat sie sicherlich überschätzt, wie man den guten, aber leider nur allzu lange jugendvollen Otto Erich auch noch in seiner „Angie“ überschätzte, aber sofort hatte er die Lacher auf seiner Seite und mit ihnen zugleich eine Partei, die ihn von da ab trug.

Im Grunde seines Wesens war Hartleben ein Romantiker, ein Romantiker der Ironie vielleicht, der lachte und Kapriolen schlug, weil er wußte, daß ihm die Tränen die Ziele seiner Sehnsucht nur noch mehr verschleierten, ein Romantiker, der die Ironie zugleich mit der Sentimentalität von den Franzosen übernommen hatte, zu denen er so gern in die Schule gegangen war. Und da er einmal der Aufmerksamkeit des „Philisterorgans“ sicher war, schämte er sich auch gar nicht mehr, dies sein Wesen voll und ganz einzugeschick, und brachte uns den „Pierrot Lumaire“. Stellen ist ein Franzose von einem Deutschen genialer nachgedichtet worden, als der glückliche Witrad, dem der elegante Zeichner Hartleben die letzten Feinheiten seiner Rhythmen ließ. Reden Uebermut, sentimental Eitelkeit und leuchtendste Farbenpracht und Neize trugen diese „Pierrot“-gelänge noch in Hartlebens eigene Vieder. Herrlicher ist eine Mondnacht in „San Giovanni“ niemals festgehalten worden:

Die letzte Eichel des versollen Mondes am Himmel Roms in der Johannisnacht hab ich erlegt und früher nicht gerührt, die ich für mich den Sinn erbeuten konnte.

Ich habe neue Menschen liebgenommen — und fibern zum Gebenden steht nun da die letzte Eichel des versollen Mondes am Himmel Roms in der Johannisnacht.

Mein Leben bent ich auch. — Es ruft der Fied auf den Gemüßen schweigender Paläste. Da stirbt sich die Solonna morgenrot, die Schwalben werden wach — und schon verlißt die letzte Eichel des versollen Mondes.

„Meine Verse“, die das Gedicht enthielten, zeigten zum erstenmal den großen Künstler. Der blieb aber nicht stehen. Nun gab er immer reichlicher — gleichmäßig schüttelte er sie aus dem Ärmel — all seine Skizzen, Satiren, Skizzen und Novellen, die ihm den Beinamen des „deutschen Maaupassant“ einbrachten. In der Tat trafen sich die beiden häufig, lachten sich beide zynisch an, der eine im Ernst, der andere im Spaß, und dann gingen sie beide wieder ihrer Wege, der eine hinauf zur Unsterblichkeit, der andere beim nach Deutschland, um sein Publikum zu unterhalten. Ich will nicht sagen, daß dies ein Synonym war, aber er tat wenigstens so, und schon die Art, wie er sich gab, deutet lebendig auf die Philosophie des Zuercherfeld. Richard M. Meyer führt eine Serie von Handglossen an, die als Seitenüberschriften

Hartlebens Novellen stets ironisch begleiteten. Man muß immer von vornerein wissen, daß er sich lustig machte, und so letzte er es lieber gleich oben ins Gedicht hinauf: „Mit nur ist Kroll böse“ oder: „Sie heißt Eise“ oder: „Wie meinen Sie das?“ Das war der neue Trick eines eminenten Erzählertalents, das ihn mit Maaupassant wirklich innig verband, wie er auch die knappe Beobachtung mit ihm teilte, indes er nur der übermächtigen Phantasie des Franzosen entbehrte. Jedoch Hartleben wußte sich zu helfen: er erstigte sie, so gut es ging, in klarem Verstande, und wo der nicht ausreichte, tastete so glücklich sein Gefühl und spielte so heiter sein Humor, daß wir uns wundern, wie gerade er selbst keine „Geistliche vom abgerissenen Knopf“, keine „Vie de bohème“ und vieles andere so gering einschätzte.

Aber sein Herz zog ihn zum Theater. Mit der „Angie“ hatte er begonnen und der Frau seine gemäuelle Betrachtung ins Gedicht geschleudert, ermuntert hatte er mit „Dannach Jagert“ — Rudolph Boshart nennt das Stück „Drei Männer aus dem Leben eines Weichens“ — nach demelien Rezepte fortgesetzt und feister hat ihn die Bühne nicht mehr losgelassen. Er sah es vielmals selbst ein, daß das französisch-novellistische Element in ihm — seine Dramen waren mehr oder minder Parodien oder Satiren — einem vollen Erfolge am hinderlichsten war, aber er wäre nicht Otto Erich gewesen, hätte er seine jugellose Spottlust aufgegeben und sich zu besserer Einsicht bekehrt. Trostlos wartete er immer wieder auf das „Ergebnis“. Mit maßvollem Lärm war das „Gehrenwort“, die „Eitliche Forderung“ und der „Abchied vom Regiment“ vorübergegangen, da entschloß er sich, mit der Zeit zu gehen und eine Ständetragedie zu schreiben. Und er tatte Glück. Das die Tragödie auf hundert deutschen Bühnen immer wieder gegeben wurde, bis sich Hartleben von seinen Lantienen beglücklich in seiner Villa einrichten konnte, beweist zwar nichts für den Wert des „Rosenmontag“, immerhin aber gibt seine ungeteilt starke Aufnahme zu denken. Mag auch die Katastrophe in dem Soldatenstück völlig verfehlt, vom rein menschlichen Standpunkt sogar verdammenswert sein, mögen in dem Drama an inneren Schwächen noch so viele hervorgetreten sein, da sie die erneute Ironie des Dichters nicht völlig zu verdecken vermochte, eines hat der „Rosenmontag“ für Hartleben dennoch wieder bewiesen: das er vielleicht der glänzendste Techniker des Deutschlands von heute und neben Hauptmann sicherlich der schärfste Zeichner ist. Im begrenzten Rahmen des Allzeitlesens mußten diese beiden überragenden Merkmale von Hartlebens dichterischer Persönlichkeit weitbin kenntlich werden.

Hartleben ist jung gestorben. Viele sagen, er selbst sei am eigenen Tode nicht ganz schuldlos; übermäßig wie in der Kunst, habe er auch im Leben manchmal über die Schnur gehauen. Das macht das für uns aus? Was er uns gegeben, das er darum nicht anders, ihm selbst dürfte sein früher Tod benennenswert dünken. Möge man ihm gesagt, daß einer sterben komme im Volglange des Ruhms, indes die Mittelwelt dankbar bekaufte, sie habe ein Beries erhalten, das er nun nicht mehr schmälern könne: er selbst hätte dazu erst ironisch gelächelt und dann erpäht, daß das Märchen von „Atobis und Bion“ eben nur — ein Märchen sei. Karl Fr. Nowat.

**Bücherbesprechungen.**

— Der Krieg von 1859: Bismarck und die öffentliche Meinung in Preussland. Von Annie Mittelhaebl, Dr. phil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachl. X, 184 S., 8<sup>o</sup>. Preis 3,60 M. — Wollte ich mir's recht bequem machen, so könnte ich über die Erstlingsarbeit genau dasselbe sagen, was ich in der Unterhaltungsbeilage der Tagl. Rundschau vom 22. Aug. 1903 über Scheffer's „Preussische Publizität 1859“ geurteilt habe. Alle Mähtung vor dem wirklich nicht ganz gewöhnlichen Heiße, womit Fraulein Doktor die ungläublichsten Zeugnisse der öffentlichen Meinung von damals durchgesehen und ausgelesen hat! Aber etwas Bemerkbares ist dabei nicht herausgekommen; daran ist vor allem die unglückliche Verteilung schuld. Immerhin als Stoff und Borarbeit für ein reichsdeutsches Gegenstück zu Friedjung's „Kampf um die Vorterritorialität“ oder als Auskunftsstelle für Bibliothekare und Antiquare sehr schätzenswert. Hl.

— Historische Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Engel), herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 57. (Der ganzen Reihe 93.) Band. München und Berlin, H. Oldenbourg. 8<sup>o</sup>. — Den nammehr abgelschlten vorliegenden Band der vortrefflich geleiteten Zeitschrift eröffnet ein letzter Beitrag des der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Friedrich Ruge: „Geschichte, Völkertum und historische Perspektive“, der die Beziehungen zwischen der Geschichtswissenschaft und der Völkertum und die Notwendigkeit einer engeren Fügung zwischen beiden darlegt. Er ist wohl in erster Linie veranlaßt durch Hans Helmolt's Weltgeschichte und könnte als eine Einleitung zu diesem Werke erscheinen, zu dem die Geschichtswissenschaft einen im großen und ganzen ablehnenden Standpunkt eingenommen hat. Auch Ruge's Ausführungen, so geistvoll und großzügig sie sind, werden auf manche Bedenken stoßen. — Von allgemeinem Interesse sind die „Kritischen Bemerkungen zur Kirchenpolitik der Stauerzeit“, die R. Hamppe an eines der am meisten bewunderten neueren Geschichtswerke, Albert Haude's Kirchengeschichte Deutschlands, knüpft. So hoch Hamppe das Werk im allgemeinen bewertet, so hält er doch eine Warnung zur Vorsicht bei der Verwendung der Ergebnisse Haude's für nötig, weil die kritische Arbeit nicht durchgehend auf der Höhe steht“. Namentlich zeigt sich dies in den Schilderungen der Persönlichkeiten, die man für die glänzendsten Leistungen des Verfassers hält; daß sie vielfach einseitig sind, sucht Hamppe durch eine ausführliche Darstellung der Verdienste und Politik Vorhand nachzuweisen, die ihm in einem ganz anderen, wesentlich glänzenderen Lichte erscheint, als Haude. Weniger eingehend sind die Nachprüfungen, denen Hamppe die Charakteristiken Konrads III., Friedrich I. und Cnut IV. unterwirft; sein Urteil stimmt hier in der Hauptfache mit dem Haude's überein, doch findet sich immerhin Anlaß zu einer Reihe ergänzender Bemerkungen; über die hochinteressante Erdbeziehung Friedrich's II., die Hamppe freilich nur kurz berührt, kommt er wieder zu einer wesentlich anderen Auffassung. Auch mit den übersehen führenden Personen im Kirchenrecht des 12. Jahrhunderts, den Päpsten Gaborian IV., Alexander III., Innocenz III., dem Kanzler Rainald von Basel beschäftigt sich der Aufsatz eingehend. Kann man auch nicht allenfalls dem Verfasser zustimmen, so gewährt sein Aufsatz doch ohne Frage reiche Anregung und bedürft durchweg angenehm durch die vornehme Art der Kritik. — Einen wichtigen Beitrag zur Kriegsgeschichte des 15. Jahrhunderts gibt Guffas Wolff „Das französische Heer unter Karl VII.“. Er weist nach, daß Karl VII. nicht als der Begründer des legendären Heeres und einer nationalfranzösischen Infanterie angesehen werden darf; daß erstere gab es schon früher, und was es an Infanterie besaß, war ebenfalls eine ältere Einrichtung und ging kurz nach dem Tode Karls VII. wieder zugrunde, ohne daß sich etwas Neues daraus entwickelt hätte; erst sein Sohn hat den Grund zur modernen französischen Infanterie gelegt; dagegen ist es Karls Verdienst, „daß er die Macht des feudalen Königtums durch bessere Organisation so stärkt, um die Engländer vertreiben und die großen Basallen in weiterer Stärke zurückdrängen zu können“. — Einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte des 30-jährigen Krieges und zur Charakteristik Wallenstein's bedeutet der Aufsatz von Moriz Ritter über „Wallenstein's Eroberungspläne gegen Breda 1629“. — In den Anfang des 18. Jahrhunderts führt uns eine Abhandlung von G. Fr. Preuß „König Wilhelm III., Bayern und die große

Allianz 1701“. Sie schildert den Versuch des Königs von England, den Kurfürsten Karl Emanuel von Bayern zum französischen Bündnis hüberzugeben auf: Seite der Mächte, die am 7. Sept. 1701 die große Allianz gegen Frankreich schlossen; es war dies die Aufgabe der Mission des holländischen Obersten Montmolin, dessen Berichte nebst einer Reihe anderer Materialien aus den Archiven zu München, Wien, Genua, London und Paris der Arbeit zugrunde liegen. Der Versuch blieb benanntlich ergebnislos; der Kurfürst von Bayern und sein Bruder der Kurfürst von Köln blieben die einzigen deutschen Bundesgenossen des französischen Königs im Kampfe um das spanische Erbe und blühten dafür nach der Schlacht bei Höchstädt mit Acht und Verlust ihrer Länder. Die Arbeit wirkt manches interessante Schlaglicht auf die verworrene Politik der Mächte und auf den Charakter und das waghalsige Spiel des Bayernkurfürsten. — Die Briefe der Mutter des Frhrn. v. Stein an Laoter, die Alfred Stern aus der Züricher Stadtbibliothek veröffentlicht, verdienen das bisher wenig feststehende Bild der bedeutenden Frau und sind recht bezeichnend für das geistige Leben der damaligen Zeit. Ihr Bild hat Laoter in die physionomischen Fragmente aufgenommen; leider ist es nicht mit Sicherheit darin nachzuweisen, bestimmt ist es nicht dasjenige, das W. Lehmann dafür hat halten wollen. — Eine Unternehmung von Fr. Wuth zur Vorgeschichte des Krieges von 1866 betrifft ein im Anzuge zu den Gedanken und Erinnerungen mitgeteiltes Pro memoria Bismarck's für einen dem König zu haltenden Vortrag über die Beziehungen zu Italien (vom 2. Mai) und das Verhältnis dieser Kriegserfolge zu den von La Marmora, Chiava und Gocone veröffentlichten italienischen Berichten. — Unter den Misselen finden wir eine Polemik zwischen Hans Telrad und Koler über die Arie-führung Friedrich's des Großen, ferner interessante Briefe Kant's an Geng (1827/28) und eine Unternehmung über das Verhältnis von Kant zu Burke, beides aus der Feder des kürzlich jung verstorbenen Paul Wittichen, endlich eine vom Herausgeber veröffentlichte Niederchrift des Staatsministers v. Rotter (von 1843) über die preussischen Weltmilitär während des Feldzuges 1813/14. —

— Neujahrblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig. I 1905. 112 Seiten, Preis 3,50 M. Leipzig, Verlag von G. E. Giesecke 1905. — Es hat bisher in Leipzig an einem periodisch erscheinenden Organ, das sich die Pflege der Stadtgeschichte zum Ziele gesetzt hätte, ganz gefehlt. Die nur in größeren Zuschnitten von oft mehreren Jahren erscheinenden Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzig oder der Leipziger Kalender, der ja auch in durchaus dankenswerter Weise der Geschichte Leipzigs seine Aufmerksamkeit zuwendet, konnten diese Lücke nicht ausfüllen. Deshalb sind diese unter der Ägide Prof. Dr. Guffas Buchmann's erscheinenden Neujahrblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig mit Dank zu begrüßen, obwohl auch sie, schon wegen ihres nur einmaligen Erscheinens im Jahr, nicht genügen, das Fehlen einer eigenen periodischen Zeitschrift für die Geschichte Leipzigs zu ersetzen. In einer dem Hefte beigelegten Ankündigung des Verleges wird gesagt, der Herausgeber dieses ersten Heftes der Neujahrblätter, also Dr. Prof. Dr. Buchmann, habe schon wiederholt den Versuch gemacht, eine eigene Zeitschrift für die Geschichte Leipzigs ins Leben zu rufen. Der Versuch sei aber jedesmal an zwei Bedenken gescheitert, einmal an dem, daß die Abnehmer fehlen würden, zweitens an dem, daß die Zeitschrift keinen genügenden Mitarbeiterkreis finden würde. Die Wichtigkeit des ersten Bedenkens lassen wir unerörtert. Dem zweiten müssen wir widersprechen. Es gibt in Leipzig eine ganze Reihe von Historikern, die auch bereits auf dem Gebiet der Leipziger Stadtgeschichte gearbeitet haben und die naturgemäß sehr gern auf diesem Gebiet noch eingehender arbeiten und ihre Hilfe einer solchen Zeitschrift leisten würden, wenn ihnen dazu Raum und Gelegenheit geboten würde, d. h. eine Zeitschrift zur Aufnahme ihrer Arbeiten da wäre und das städtische Archiv ihnen die nötigen Unterlagen für ihre Studien böte. Noch eine andere Bemerkung der Verlagsankündigung muß zurückgemeldet werden, nämlich der Vorwurf, die Tagespresse habe die Pflege der Stadtgeschichte ganz aufgegeben. „Dochstens unter dem Gesichtspunkte des Jubiläums oder des Geschichtskalenders“ (Seite vor 65 Jahren, Seite vor 211 Jahren u. dgl.) bringt sie ab und zu noch eine abgerissene Notiz“ heißt es dazu weiter. Zunächst ist es höchst unangebracht, sich gegenüber solcher hier eingeräumten geringfügig gefennjurdneten

Detailarbeit, mag bei ihr immerhin viel Dilettantenhaßes unterlaufen, auf das hohe Pferd des Wissenschaftlers zu setzen, da die Presse durch solche kleine Erinnerungskartell viel dazu beitragen, in der breiteren Masse der Leser den Sinn für die Stadtgeschichte zu erhalten und zu beleben, ohne dessen Vorhandensein auch größere Unternehmungen ihre Wirkungstraft verlieren oder platzt auf den Boden fallen. Dann aber trifft der Wermuth nicht einmal zu. Wir wollen hier nur von der Leipziger Zeitung sprechen und brauchen da nur auf eine Durchsicht ihrer Jahrgänge hinzuweisen, die bis zu den jüngsten herab (nicht nur in der Wissenschaft. Beilage) fast eine ganze Reihe lokalgeschichtlicher Arbeiten auch größeren Umfangs gebracht haben. Das erste Heft der *Reisjahrsblätter*, um nun auf sie zurückzukommen, enthält zwei Arbeiten von Gustav Wulstmann. Die erste, größere, gibt eine „Geschichte der heimlichen Calvinisten (Kryptocalvinisten) in Leipzig, 1574 bis 1593“ und verarbeitet manches neue und wertvolle Material, so besonders zu den Unruhen in Leipzig im Jahre 1593, so daß wir dadurch einen ganz vorzüglichen Ein- und Überblick über die unerfreulichen religiösen Kämpfe jener Zeit in Sachsen überhaupt erhalten. Der Arbeit ist eine Reproduktion eines auf der Stadtbibliothek befindlichen in Öl gemalten Spottbildes auf die Calvinisten beigegeben, als dessen Schöpfer Wulstmann den Leipziger Maler Johannes Arell, den Sohn des „Fürstenmalers“ Hans Arell annimmt. Für die Geschichte des letztgenannten, dem Wulstmann schon ein Kapitel in seinem Buche: „Aus Leipzigs Vergangenheit“ (Bd. I, S. 120—134) gewidmet hat, fällt auch einiges in dem zweiten Aufsatze der *Reisjahrsblätter* ab, der von Hieronymus Lotter dem Jüngeren und den Fürstenbildnissen im Leipziger Rathaus handelt. Hieronymus Lotter d. J., ein Sohn des bekannten Erbauers des alten Leipziger Rathauses, war Maler und besonders Runkelkammer. Wulstmann behandelt eine Episode in seinem Erbgang eines befindlichen Gemäldes und Kleinodien und sucht ausgehend von einem interessanten Briefwechsel zwischen dem Landgrafen Philipp IV. von Hessen und Lotter den Fürstenmaler Arell als den Künstler für eine Reihe der Fürstenbildnisse im Leipziger Rathaus (einige davon noch dort, andere in der Sammlung des Vereins für die Geschichte Leipzigs) nachzuweisen. Der Arbeit sind 4 Abbildungen beigegeben. Den Freunden der Leipziger Stadtgeschichte werden die *Reisjahrsblätter* jedenfalls eine willkommene Gabe sein. Wir wünschen ihnen geduldierten Fortgang. W. B.

— **Vogtländische Forschungen.** Dresden, Wilh. Baensch. V, 124 S.; 8<sup>o</sup>. Preis 2 M. — Eine Festschrift. Aber eine Gabe, deren Tragik fast an die des zu Friedr. Arell 60. Geburtstags geplanten Sammelwerks herankommt; denn, wenn ich nicht ganz irre, ist der damit Bedachte, St. Geyllens der General der Infanterie j. D. Dr. Curt v. Rand, kurz nach seinem 70. Geburtstage (am 15. Juli 1904) vom Schicksal auf immer abgerufen worden. Der königl. sächs. Altertumsverein, der Altertumsverein zu Plauen i. V., der Vogtländische altertumsforschende Verein zu Hohenleuben und der Geschichts- und Altertumsverein zu Schleiz hatten sich verbunden, dem hochverehrten Forscher auf dem Gebiete der vogtländischen Geschichte diese „Forschungen“ darzubringen. Sie zerfallen in vier Abhandlungen. Zuerst erdriert der Schleizer Archivar Verth. Schmidt (nochmals) die ältesten Nachrichten zur Geschichte des reichlichen Hauses und veranschaulicht seine Ergebnisse durch eine vortreffliche Stammtafel. Danach stellt der Plauerer Rektor Constantin Angermann die vogtländischen Familiennamen zusammen, gruppiert sie in fünf Abteilungen und erklärt ihren Sinn; teilweise kommen dabei recht überraschende Resultate heraus. Hierauf rekonstruiert Oberregierungsrat Hub. Ermisch in Dresden, soweit dies nach dem traurigen Befunde der Quellen überhaupt möglich war, die Urkunden der Stadt Elsterberg zwischen 1368 und 1740. Endlich eine nicht uninteressante Arbeit zur sächsischen Reformationsgeschichte: Der Plauerer Rektor Wilh. Fischer handelt über das Regelhaus der Sammlung der Schwestern der dritten Regel zur Buße des hl. Dominikus und die Beteiligung des Rates an der Säkularisierung des Klosters zu Plauen. H.

— Die Moderne Kunst gestaltet den technischen und illustrativen Inhalt ihrer Hefte höchst abwechslungsreich. Reges Interesse wendet sie dem modernen Kunstleben zu und löst die Vorstellungen der einzelnen Künstlergruppen sowie einzelner hervorragender Künstlerpersönlichkeiten zu ihrem Rechte kommen, wobei die technisch vollendeten Holzschnittdrucke nach Arten moderner Künstler ein vortreffliches Anschauungsmaterial bilden.

Aber auch andere Gebiete, welche in der Neuzeit von allgemeinem Interesse sind, finden in der Zeitschrift Berücksichtigung. So trug die wiedererwachte Teilnahme an alten Bauwerken, der reich illustrierte und interessante historische Einblende gewählende Aufsatz von Oscar Zamm, der Freude an den architektonisch und malerisch reissenden Burgen und Schlössern Rechnung. Wiederm andere Aufsätze beschäftigen sich mit dem Tierleben, der Bühnenkunst, den verschiedenen sportlichen Gebieten u. a. m. Daneben enthalten die Hefte der *Modernen Kunst* ein oder mehrfarbige Meisterholzschnitte, die ganz dazu geeignet sind, einen geschmackvollen Zimmergemäch abzugeben. K.

— **F. v. Kleists Werke.** Im Verein mit Georg Binde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Diese neue Ausgabe der Werke des größten preussischen Dichters, an dem sich das von Kleist auf einen andern gemünzte Wort erfüllt hat, daß er die Stürzigkeit der Zeit langsam wie eine Wurzel sprengte, ist lange mit Spannung erwartet worden. Sie ist auf vier Bände berechnet, von denen die beiden ersten vorliegenden von Erich Schmidt selbst bearbeitet worden sind. Sie enthalten an Text: Die Familie Schroffenstein, Robert Guiscard, Amphitruon, Der zerbrochene Krug, Penthesilea, Das Räthchen von Sellborn, Die Hermannschlacht. Eine feinsinnige Einleitung des Hauptherausgebers Schmidt leitet die Ausgabe ein, die ausschließlich Kleists Leben behandelt. Eingebender mit den einzelnen Werken befaßt sich die Sonderleitung zu jedem Werke, die sich aber auch nur auf das Ästhetische und Historische beschränkt. Der kritische Apparat wird in die Anmerkungen am Schluß jedes Bandes verwiesen, während die Lesarten zu allen Werken in Band 4 vereinigt werden sollen. Erst wenn die vier Bände gesamt vorliegen, wird sich ein Urteil über das Ganze ermöglichen lassen. Die äußeren Verzüge der Ausgabe sind die bekannten der Wienerischen Ausgaben überhaupt. Das Miniaturbild Krügers von Kleist ist dem ersten Band vorgelegt, ebenso das Faksimile des Gedächtnis: An den König von Preußen, zur freien freien Einzug in Berlin im Frühjahr 1809 mit der kritischen Randnotiz: wenn sie hatgehört hätte. J. K.

— **Worlts Reisehandbächer.** Illustrierter Führer durch Leipzig und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woelk. Mit einem Plane der Stadt, einer Karte der Umgebung und über 100 Illustrationen. 238 Seiten. 26. Auflage. Leipzig, Worlts Reisebücherverlag. Preis 50 s. — Von den bekanntesten Worltschen Städteführern ist der färglich in 26. Auflage erschienene Führer durch Leipzig und Umgebung wohl der reichhaltigste. Schon der Text ist umfangreicher als bei den übrigen Hefen; besonders aber ist der Bilderreichtum so mannigfaltig, wie in keinem andern der Worltschen Städteführer. Die hervorragenden Gebäude und Kunstwerke der Stadt sind darin im Bilde zu schauen. Selbstverständlich ist der Entwidlung Leipzigs bis auf die allerzweite Zeit sorgfältig Rechnung getragen worden, wobei sich der Verfasser der Mitwirkung zahlreicher Freunde und Helfer bedient hat. Der beigegebene Plan von Leipzig, auf dem sämtliche Verkehrslinien deutlich eingezeichnet sind, und auf dessen Rückseite sich ein alphabetisches Verzeichnis der Straßen Leipzigs und seiner Vororte befindet, ist im Maßstab von 1 : 25000 gehalten. C. K.

Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Firma Fischer & Kürsten, Leipzig. 1705—1905. 10 S.; 4<sup>o</sup>. Dazu 31 Tafeln. — Ein Jubiläum, das auf einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten gemünzt ist, läßt sich schon hören. So versteht man den nicht geringen Aufwand, den Dr. Paul Eduard Kürsten (Leipziger Stadt- und Dorfanzeiger) zur Herstellung dieser Festschrift veranlaßt hat. Den weitans größten Teil daran haben die Tafeln; der von Johannes Schöly verfasste Text ist ja äußerst knapp gehalten. Jene Tafeln nun sind photographisch wiedergegeben a) der ehemaligen Gründer und Inhaber nebst ihren Frauen usw., also familiengeschichtlichen Charakters, und b) der Häuser, worin die Firma ihren Sitz gehabt hat und noch hat, mit einem Teil ihrer Inneneinrichtung. Ich muß allerdings sagen, daß — de gustibus non est disputandum — mir manches nicht sonderlich gefallen hat; so das Anbringen von 2 Medaillons kleinste Formates auf Kartons von 24×33 cm Größe. Auch die photographischen Aufnahmen an sich (Bolsmann Hof j. V.) wären sichtlich besser ausgefallen, wenn man einen der Leipziger Kunstversteigerer durch ein Preisanschreiben gewonnen hätte, die gewünschten Sachen zu tupen. H.



Dienstag, Donnerstag  
mit Sonnabend und kann  
sich auch durch den  
Verleger, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1. M. 25 A.,  
bei möglicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M. 21 S., für  
außerhalb 1. M. 64 A.,  
vierteljährlich  
Einzige Nummer 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kisser in Leipzig.

Nr. 23.

Donnerstag, den 23. Februar, abends.

1905.

## Dreizehn Dorfschulmeister aus drei Jahrhunderten.

Wenn man heute sagen kann, Deutschland, insbesondere unser Sachsenland, marschiere an der Spitze der Zivilisation, so wissen wir, daß der Faktoren gar viele sind, die diesen Aufschwung mit hervorgerufen haben. Allein, wenn wir auch zugeben, daß jeder Stand in emsigem, rastlosem Schaffen und Arbeiten das Seine zur Blüte unseres Volks und Vaterlandes beigetragen hat, so hat doch der Staat, Fürsten und Stände gleichermaßen auf die Förderung des Landes Bedacht, selbst das gebiegene Fundament gelegt, indem er die Volksschule zu einer Höhe und Leistungsfähigkeit erhoht, die irdesgleichen sucht. Und das nicht nur in Bezug auf die Erfolge im Unterricht, sondern auch in der sozialen Stellung und gehobenen sicheren pefunären Lage, die er dem Volksschullehrer eingeräumt hat. Nicht minder äußert sich diese Fürsorge des Staates in den, der Volksschule dienenden Räumen und Gebäuden, für die unser Sachsen tatsächlich in weiten Kreisen tonangebend geworden ist. Hat doch erst vor kurzem die königl. großbritannische Regierung in London durch ihren Vorkämpfer in Berlin bei dem königl. sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts sich Pläne, Risse und Anschläge sächsischer Landtschulen ausgeben, die drüben über dem Kanal als Vorbilder für zweckmäßige Schulbauten zugrunde gelegt werden sollen, denn es ist nicht mehr der alleinige Vorzug unser großer Städte, daß sie in ihren Prachtbauten für die Volksschule äußere Schönheit mit innerer Zweckmäßigkeit in pädagogischer und sanitärer Hinsicht auf das Beste zu vereinigen wissen, sondern zielbewußt je länger je intensiver eignet sich auch das platte Land die Vorteile des modernen Schulbaues an und kann es vermöge der fleißig bereiteten Beifälle des Staates.

Kein Stand wie der des Volksschullehrers hat im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts eine derartige Wandlung zum Besseren durchgemacht. Von der Schattenseite des mühseligen Kinderlehrers, im besten Falle Schulmeister ist er durch den für seine Ausbildung und sorgenfreie Lage seine Opfer scheuenden Staat und Johann durch seine eigene Thätigkeit und Tüchtigkeit am Ausgange des Jahrhunderts auf einen schönen freundlichen Platz an der Sonne gelangt.

Er ungeheure Fortschritt des Volksschullehrerstandes in Bezug auf seine Ausbildung, Leistung, Bildung, gesellschaftliche Stellung, Befoldung, Unterrichtsiräume wird uns erst auf dem dunkeln Hintergrunde vergangener Jahrhunderte recht klar und deutlich. Das Pfarrarchiv zu Bonndau ergibt einen Zeitraum von dreihundert Jahren umfassenden Überblick über Leben, Taten und Meinungen der dreizehn Lehrer des Ortes, von denen nur der letzte als seminaristisch gebildeter Lehrer an ein Duzend von Schulmeistern sich anschließt.

Der Amtsnahme „Schulmeister“ kam übrigens nur dem früheren Kirchschullehrer zu, der nicht nur seine Schüler unterrichtete und Küsterdienste verrichtete, sondern am Sonntag außer der Leitung des Gesangs und dem Orgelspiel auch insofern im Gottesdienste mitwirkte, als er der Gemeinde ein Stück des Katechismus vorgelesen hatte. Er stand nach Ansehen und auch nach seinen Einkünften weit über dem „Kinderlehrer“, der, auf kleinen entlegeneren Dörfern angeheilt, allerdings ein trauriges Tadeln fristete und meist eine entsetzte Erntenz und wenn es hoch kam ein echrämer Handwerker war.

Das Bild dieses Kinderlehrers bedte man später mit dem Namen des Schulmeisters, der aber wie gesagt eine ganz andere Stellung einnahm und oft auch sehr achtungswürdige Männer in seinem Stande aufwies. Man kann es darum wohl begründlich haben, wenn der Lehrer unserer Tage bei dem Namen „Schulmeister“ erwidert wird. Andererseits ist es ein Zeichen des geistlichen Standes- und Wertbewußtseins, wenn man heute in Lehrerkreisen

sich mit der Absicht trägt, dem „Schulmeister“ als Amtstitel einer leitenden Persönlichkeit im Schuldienst wieder zu gebührender Rechte zu verhelfen und mit dem schönen bezeichnenden deutschen Worte dem schlechtleinischen „Direktor“ den Garaus zu machen.

Sind die folgenden Ausführungen auch meist nur kurze biographische Notizen, wie sie bei verschiedenen Gelegenheiten in Kirchenbüchern, Rechnungen, Bescheidbeschlüssen sich aufgezeichnet finden und erstmalig von P. Jwintzinger um 1798 im allgemeinen zusammengefaßt worden sind, so ist doch immerhin bei einzelnen Schulmeistern dieser Reihe ein klares Bild des ehemaligen Schulmeisters deutlich wahrzunehmen, das sich je länger je mehr von den ihm in früheren Jahrhunderten anhaftenden Flecken und Makeln befreit und gereinigt darstellt.

So wäre denn 1. Simon Große der erste, wenigstens dem Namen nach bekannte Schulmeister von Bonndau. Sein Name wird in der Matritel vom Jahre 1575, der ältesten handschriftlichen Urkunde des Archivs, genannt, ohne daß von ihm weiteres berichtet wäre.

Ihm folgt 2. Gallus Hoppe. Er ist im Jahre 1582 angetreten und 1611 wieder weggegangen. Seine Ehefrau Anna schenkte ihm einen Sohn Christoph und eine Tochter Anna, die mit dem „Dammelnicht auf dem Vorwerk“, also mit einer sehr untergeordneten Persönlichkeit in einem Verhältnis lebte, das nicht ohne Folgen blieb. Abgesehen von den so getrennzeichneten sittlichen Zuständen in der Familie ist diese Notiz jedenfalls auch bezeichnend für das geringe Ansehen des Schulmeisters, dessen familiärer Verkehr ihn und seine Angehörigen nicht mit den Ortsbesitzern und Bauern des Dorfs, sondern mit den Anketzen zusammenführte. Als Ersatz für ihn trat in die Gemeinde: 3. Georg Busch. Er wurde von dem Kollator und Kirchenpatron Hans Christoph v. Polenz auf Litz und Bonndau 1611 angestellt, aber erst 1615 am 8. Dezember im Oberkonsistorium zu Dresden „confirmirt“, d. h. bestätigt und verpflichtet. Die vierjährige Verpönerung der Bestätigung des Archivs war wohl nicht grundlos und beruht ohne Zweifel darauf, daß eben das Konsistorium den designierten Schulmeister als nicht geeignet erkannt hatte und schließlich nur um des lieben Friedens willen nachgab, denn die alten Herren v. Polenz, denen übrigens Schule und Kirche viel verbanden, haben zweifellos ein eherner Stirn auf ihren Kollaturrechten bestanden und ihre Meinung durchgesetzt. Von seiner Frau Dorothea hat er vier Kinder gehabt, von ihm selbst verzeichnet das Archiv weiter nichts, als daß er an der Hauptkrankheit gestorben ist. Diese Hauptkrankheit, „der spanische Pöpp“, wie man sie auch nannte, ist der Beschreibung nach eine epidemische Krankheit wie die Infuenza mit Husten, Kopfschmerz und heftigem Fieber gewesen, die durch mehrere Jahrzehnte hin auftrat und neben der Pest viele Opfer rief dahinstrafte.

Ein bewegtes Leben ist es, welches uns in dem folgenden 4. Gregor Kerschmar vor die Augen geführt wird. Man merkt's, der dreißigjährige Krieg geht durch die Lande. Ein raues Geschick wackelt empor, ihm gehört auch dieser Schulmeister an. Nachdem er vier Jahre Schulmeister in Wochwitz gewesen, wurde er im Jahre 1626 von Christoph Benno v. Polenz hieher beufen und starb 1658 am Sonntag Oculi an der Schindblut, 63 Jahre alt. Seine Frau Maria, die vierzig Jahre mit ihm verheiratet war, starb 1685 im achtzigsten Lebensjahre. Sein Sohn Daniel wird des weiteren nicht erwähnt, seine Tochter Maria verheiratet sich mit dem Schüler zu Wöhl und stirbt frühzeitig, sein ältester Sohn Christian ist das Ebenbild seines Vaters, ein böser Geißel. Der Schulmeister wird geschildert als ein äußerst unmoralischer Mann, der groß und jäh-

jaunig, zant- und freitüchtig gewesen sei und besonders in sittlicher Beziehung Anlaß zu Tadel gab. Das Episcopalarchiv in Großenhain enthält aus jener Zeit Briefe und Berichte des Pfarrers Reich, in denen die unaussprechlichen Kränkungen dargestellt sind, die er seinem Pfarrer zuschrieb. Wiederholt ist er bekräftigt, ja ins Gefängnis gesetzt worden, aber alles ohne Erfolg. Endlich unter dem 1. September 1647 sucht der Kollator v. Polenz selbst bei dem Superintendenten dem D. Meißner in Geln (Großenhain) um Amtsentziehung des Schulmeisters nach, weil er zu der von seinem Sohne Christian verübten Mordthat nicht nur durch seine schlechte Kinderzucht beigetragen, sondern auch noch geschehener That dem Mörder mit einer Art zu Hilfe gekommen sei und den kerkerschlüssigen Vogt Herrmann damit geschlagen habe. Aber die That des Sohnes und das Verhalten des Vaters liegen ausführliche Niederschriften der Verhandlungen vor. Die Sache selbst war kurz folgender. Auf dem Rückweg vom Jahrmarkt in Ortrand Ende August 1647 traf Christian Kreischmar, der mit einem Streithammer bespannt ist, am Nachmittage den Bauern Richter von Ponidau schlafend an der Straße liegen. Ohne jeden Grund tätigt er ihn mit Drohen und Schellen mitzugehen, und als jener im Wortwechsel antwortet, er sei ohne ihn nach Ortrand gegangen, er werde auch ohne ihn nach Hause gehen, schlägt Kreischmar seinen Vorgesessenen auf fremder Bemerkung am hellen Tage mit dem Streithammer nieder, läßt ihn liegen, eilet sich im gerathenen um ihn zu kümmern, und räumt sich noch im nahen Kraußhain seiner Tal. Andere Ponidauer, die vorausgegangen waren, heben den Schwereemundeten auf und bringen ihn nach Hause, wo er nach kurzer Zeit stirbt. Am Abend, als es dunkel geworden, ist der Mörder in der Schmiehe. Da kommt Michael Richter, ein Verwandter des Ermordeten, und mit ihm der herrschaftliche Vogt Herrmann. Ersterer, mit einer Zankfange bewaffnet, verurtheilt dem Kreischmar einen heiligen Stoß und will ihn zur Rede setzen. Das Weib des Schmiedes, neue Bluttat sühnend, eilt über die Straße zum Schulmeister: „Komm, Euer Sohn sitzt!“ Da ergreift der Schulmeister ein Handbeil und eilt dem Sohn zu Hilfe, findet ihn vor der Schmiehe liegend, wahrscheinlich in trautem Zustand, aber ohne jeden Verleibshaben, wendet sich dann zu dem im Dunkel lebenden Vogt und schlägt ihm mit den jörnigen Worten: „Siehe da, bist du es, du Tolmeischer“ mit dem Beil über den Arm. In der selbigen Nacht stürzt der Sohn über Notha in die Wauß und blieb seitdem verschollen; der Vater wird am 2. September vom Superintendenten D. Meißner rinstweilen um Amte entbunden und die gerichtliche Untersuchung wieder ihn eingeleitet. Nur trug Meißner Bedenken, ihn gänzlich zu entsetzen, weil aus den in dieser Sache abgelegten Zeugnissen sich ergeben hatte, daß der Schulmeister in der Hise gehandelt habe. Doch erbot er sich gegen den Kollator, die Vernehmung des Schulmeisters zu versagen, doch so, daß ihm freie Wahl gelassen werden solle, jedenfalls um ihn willig zu machen, Ponidau zu verlassen. Dieß Anbieten nahm Benno v. Polenz gern an, änderte aber auf eingeleitete flehliche Fürbitte seitens des Gemarktsregenten und seiner Familie seinen Vorsatz und ließ den „Ehrenmann“ wieder einlegen. Doch mußte er sich verbindlich machen: 1) bei ihm und dem Pfarrer Reich zu bereuen; 2) gewissen ihm schriftlich vorgelegten Punkten hinfort treulich nachzukommen; 3) dem Vogt Herrmann sechs Taler Gehalts und Heilungskosten zu bezahlen und 4) denen, die während seiner Suspension sein Amt verwalten, Befriedigung zu tun. Der Beschluß am 16. September 1647 aufgerichtete Vergleich sowie die Untersuchungsakten ergeben, daß Kreischmar kurz vorher seines irdischen Lebens halber hatte emigrieren sollen, worüber aber Nachres nicht zu finden ist.

Während seiner Amtszeit war Ponidau von Schweden und Kaiserlichen, Krieg, Brand und Pest fast entvölkert worden. In einem seiner Schreiben an die Superintendenten berichtet er, daß er einmal 20 Wochen fast der einzige Mann im Dorf gewesen sei „dieweil alle, welche konnten, geflüchtet“ und der Pfarrer Mag. Nibel im 50. Amtsjahre während des Kraatzüberfalls gestorben war und der Pfarrer substitutus Mag. Weiß schwer mißhandelt jedenfalls auswärts Zuflucht suchen mußte. Nach seinem 1658 erfolgten Tode setzte Christoph Bruno v. Polenz als seinen Nachfolger ein 5. Hans Schneider, den Sohn des Hans Schneider, Gärtners zu Reinsparthsgrimma. Nach den schimmern Erfahrungen, die Kollator, Aufstichtsbörde und Gemeinde mit dem Vorgänger gemacht, hat man sich ohne Zweifel bemüht, einen möglichst tüchtigen Mann als Schulmeister zu ge-

winnen. Was war das Ergebnis? Das Klagebild geht weiter. Am besten kann man diesen Mann aus einem von dem Pfarrer David Felgenhauer unter dem 4. April 1676 an den Superintendenten D. Meißner in Geln abgeleiteten Schreiben erkennen. In demselben befehrt sich Felgenhauer, daß er ihn ungehorsam, in der Information, im Laufen pro pace, besonders früh außersich nachlässig sei; ohne sein Vorwissen und Erlaubnis weggehe und etliche Tage ausenbleibe, in den Schänken in Pönidau, Rohnau und Ortrand sich oft betreten lasse, bei Kirchtaufen und Hochzeiten den Leuten über Gebühr etliche Tage auf dem Gasse liegen bleibe, darüber die Stimme, jo allen Hül und Verstand verlaufe, seine Mutter auf Antrieb seines ungenegenen, hochfahigen Weibes aus dem Hause gelassen, daß sie sich bei anderen Leuten aufhalten und mit Bitteln habe beschlehen müssen. Sie ist fünf Wochen darauf im Gend gestorben. Und da er selbst versichert, daß er den Trank nicht lassen könne, so bleibe ihm, dem Pfarrer, nichts übrig, als um seine Demission zu bitten, welche jedoch aus unbestimmten Gründen — es gab jedenfalls keinen Grund — nicht erfolgt ist. Ein Jahr darauf, am 21. Juli 1677, fiel sich Schneider vom Kirchengoden wahrscheinlich in der Trunkenheit zu Tode. Das Blat war an der Kirchenmauer lange Jahre noch zu lesen.

Was kann man von der Gemeinde Gutes erwarten, wenn die Schulmeister wie Kreischmar und Schneider sich verhalten über Sünde und Justiz hinwegsetzen? Eine Reihe von Mordthaten in der Gemeinde ist gewiß auch auf ihren schlechten Einfluß mit zurückzuführen. Die fast drakonische Strenge der schässischen fürstlichen Mandate jeder Zeit tiefen sittlichen Verfalls, welche Ehrbruch in gewissen Fällen mit der Einrichtung durch das Schwert, Unfittlichkeit mit Gefängnis so Stauensschlägen und „ewiger“ Verbannung, Trunkenheit mit Gefängnis und Exkommunikation bedrohten, suchte dem Verfall Einhalt zu tun und forderte auch von den Schulmeistern „bei Verlust des Dienstes ehrbares, treues Leben und einen guten Wandel“ und wollte sie von allem „ärgerslichen Uebel und Unmäßigkeit“, sowie Mißthätigkeit jeder Art fernhalten.

Wenn diese Mandate nun auch in den Kriegsläufen und den ihnen folgenden Jahrzehnten großer Not nach außen und innen oft genug nicht angewendet worden sein mögen, so bewirkten sie doch ohne Zweifel einen Umwandel zum Besseren. Dieser heilsame Umwandel für das Schulwesen scheint in Ponidau mit dem Tode Hans Schneiders gekommen zu sein. 6. Christoph Zimmer, der Nachfolger Schneiders, wurde von Wolf Dietrich v. Polenz eingeweiht 1677 und amiierte hier bis zu seinem Tode 1715. Er war ein naher Verwandter des Pfarrers Richter, äußerte sich aber noch kurz vor seinem Tode über seinen Vergehen nach Ponidau in sehr unbefriedigter Weise. Um seine Amtsnachfolger hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er 1684 mit den Fingerparthen einen Verleisch aufrichtete, statt dessen sich diese verbindlich machen, dem Schulmeister in Zukunft fünf Brote jährlich einen Viertelstüffel Korn zu geben. Gottschalk Zimmer aber sein Amt mit möglicher Treue verwalte zu haben. Besondere Klagen und Beschwerden über ihn finden sich nicht.

Nach seinem Tode hält seinen Einzug in die Schule 7. Julius Abraham Werber, von Radisch bei Wittenberg gebürtig, bisher Oeconomieschreiber, auf dem Kammerzuge Kollator bei Geln. Hans Georg v. Polenz designierte ihn am 10. März 1715. Er ward nach seiner am Sonntag Culi 1715 abgelegten Probe am 1. April in Dresden verpflichtet und bekräftigt. Werber ist seinem Amte nicht gewachsen und es mangelt ihm der Gemeinere gegenüber an höherem Auftreten. Bei seinem Amtsantritt haben einige Widerpenlige aus Anlaß des Georg Friedemann von Wöhl und Georg Stammfuß aus Ponidau ihn im Singen irren zu machen gesucht, und wenn er sonst an ihnen vorbeiging und sie grüßte, ihm nicht einmal gedankt mit dem Vorgeben, er sei ein Fremdling, der ihnen unbekannt sei, habe eine schmale Stimme und sei ihnen vom Kollator aufgedrungen. Er wurde hierdurch dermaßen eingeschüchtern, daß er am 9. April 1715 dem Hrn. v. Polenz die Position wieder zurückgab, sich von seinem Schulbuche losgabte und wieder in seinen vorigen Dienst als Oeconomieschreiber nach Kallreuth zurücksetzte. So waren denn im April, Mai und Juni für die Stuben gute Tage, es gab keinen Schulmeister, aber als er nun endlich kam, hätten auch die Großen Urträge zur Zufriedenheit haben können, denn 8. Christoph Lau aus dem Nachbardorfe

Krausnis gebürtig, war ihnen wenigstens kein Fremdling wie Herrler, allein auch ihm wurde der Anfang schwer gemacht und der Willkomm, der ihm geboten wurde, war kein angenehmer. Am 21. Juni designirt und nach abgelegter Probe am 5. Juli befähigt, hat er die längste Amtsdauer von allen Schulmeistern und Lehrern des Orts erreicht, nämlich 55 Jahre. Seinem Amtsamt nicht widerstehen wiederum die Aelider der Gemeinde Böbla, das war Aloha, Raundorf und Wittich in das Kirchspiel Ponidau gehörte. Die Erben des Hans Ernst v. Haubitz auf Böbla protestirten bei dem Oberconsistorium in Dresden gegen seine Befähigung „erstens, weil der Kollator ebendessen zugrundem, daß dieser Lau ihm für sojaben Schulden hundert Thaler geboten; zweitens, weil derselbe seither ein Viehdiebstahl gewesen und mehrmalen für Geld und Schläge beim Trunk aufgerauet, welches nicht wenig Argerniß geben würde, drittens, auch wieder in der That noch Argerniß, weil dessen ungeschickte Probe ausweich, nach Gebühr geübet sei“. Es wurde aber auf diesen Protest keine Rücksicht genommen, sondern mittelst Reichtrips vom 10. Juli dem Superintendenten D. Cledius der Auftrag erteilt, die v. Haubitzschen Erben dahin zu beschleiden, daß die Befähigung des Schulmeisters schon vor einiger Zeit geschehen sei. Lau hat das Schul- und Rühreramt bis zum 24. Februar 1770, wo er das Geistliche segnete, verwaltet und zwar bis 1755 allein und von diesem Jahre ab mit Wittichs eines Substituten. Daß Lau im allgemeinen, trotzdem er einft ein Viehdiebstahl war, ein tüchtiger Mann gewesen sein muß, geht nicht nur aus dem Fehlen jeder Klage über ihn und seine Amtsführung trotz der langen Dauer derselben hervor, man kann es auch daraus erkennen, welche Leute ihn als Schwiegerlohn annahmen. Bau heiratete zuerst 1717 eine Tochter des Bürgermeisters von Otrrand, der nordwärts gelegenen Nachbargrafs, welche als fester Pflanz und Garnison nicht ohne Bedeutung und deren Bürgermeister eine angefehene Persönlichkeit war, und nach deren raichem Tode 1725 im Jahr 1728 Johanna Dorothea Schaf, des Pfarrers P. Schaf in Sachsdorf eheliche Tochter. Jeder der beiden Ehen entstammten drei Kinder. Johann Gottlieb, der älteste Sohn, starb als Student der Theologie in Otrrand. Johann Siegfried starb als Pfarrer von Semdorf bei Dresden. Die jüngste Tochter Johanna Renata verheiratete sich achtzehnjährig mit dem Substitut ihres Vaters Johann Georg Meyer. Auch Lau hat erste Kämpfe um den Decem zu führen gehabt, um ihn in höherem Maße in ausgedehntem Korn, statt in leichten und schweren Broten, großen und meist kleinen Garten zu erhalten. So hat um einen Scheffel Korn, für den der Schänkwirt zwei Garten und zwei Brote anbot und sich dabei auf seinen Kauf brief, das Chertonschloss in Dresden in des Königs und Kurfürsten Namen erste Untersuchung beflehen müssen, die denn auch vom Superintendenten und Gericht in Hain sowie von dem herrschaftlich Polenzschen Gericht durchgeführt wurde. Der Schulmeister wurde abgewiesen, doch ist nach vier Jahren unter Vermittelung des Pfarrers durch Vergleich die gewünschte Einigung erzielt worden.

Nach ihm übernahm das Schulamt sein Schwiegerlohn und Substitut 9. Johann Georg Meyer, Christian Meyer, Zeug- und Hienischlägers in Brodowitz bei Hain, ehelicher Sohn, zuvor Kinderlehrer in den Dörfern Groß- und Kleinraschitz. Seit dem 10. April 1755 war er, wie oben erwähnt, bei vorigen Substitut. Von dem Tode seines Schwiegervaters hatte der Kollator Hans Wolf Heinrich v. Polenz die Aufsicht, ihn nach dem denachbarten Einz, wo die Herrschaft ihren Sitz hatte, zu versetzen und den Einz Schulmeister Johann Christian Böhmig nach Ponidau als auf die besser besoldete Stelle zu bringen. Er änderte aber seinen Vorfall und ließ Meyer wo er war, doch mußte dieser sich verbindlich machen, dem Schulmeister Böhmig in Einz, solange dieser dort im Amte sein werde, alljährlich zwei Scheffel von seinem Decem abzugeben. Seine Frau Johanna Renata geborene Lau war die letzte, die das weiterführende wunderartige Heiligenbild, die Maria von Ponidau gesehen, dessen Ruf Ponidau weithin bekannt gemacht und der Kirche und Gemeinde großen Gewinn gebracht hat, just wie einft zu des Paulus Zeiten die Diana der Ephefer. Unter der Amtsführung Meyers läßt sich von der Schule Ponidau das Verdienst Raundorf ab, das wie kurz vor und nachher auch die übrigen drei eingeparnten obengenannten Dörfer einen eigenen Kinderlehrer anstellen wollten, um seinen Kindern den mehr als fünf Kilometer weiten Schulweg zu ersparen. Die Stiftungsurkunde, die die Ablösung des Schulgelbes von Raundorf an den Schulmeister von Ponidau mit 1 Thaler 14 Groschen scheidet — die Naturalbezüge für den

Kinderdienst wurden nicht beeinträchtigt — läßt die armliege Befoldung und traurige Lage eines solchen Kinderlehrers erkennen: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Allein man sehe selbst die vor dem Ehmlich-Herrnischen Gericht in Krausnis — zu diesem Aitertag gehörte Raundorf — getroffenen Bestimmungen. „Registratura ulterior. Haus Krausnis, den 26. Martii 1763. Nach abgelegener vorkommenden Registratura erklärt sich die Gemeinde zu Raundorf und deren sämtliche membra, wie sie unten, nachdem der mit dem Schulmeister zu Ponidau wegen dessen Entschädigung getroffene Vergleich zu Stande gebracht worden, vor den anzuwendenden Kinderlehrer eine Wohnung zu bauen, vor nötig finden, auch wegen des diesem jährlich zu reichenden Unterhalts sich dahin verbindlich machen wollen, daß sie 1) selbigem jährlich 4 Scheffel Korn, von jedem Hüßner ein Viertel, und von jedem Gärtner jährlich vier Groschen baar Geld abführen und bezahlen wollen, 2) Ihm ein Stüden am Hause von dem Gemeindegelbe zum Garten eingeräumt, sowohl 3) eine Kuh zu halten, und mit unter die Hoch zu treiben gestattet, wozu er sich das Winterfutter selbst schaffen, 4) Aus dem Gemeindegelbe und deren Unteraneuengebölge sich des Bescheßes zu erholen, jedoch am grünen Holze sich nicht zu vergraisen noch dergleichen sich anzunehmen; freilich sollte, dagegen derselbe schuldig sein soll Vormittags von 8 bis 11 und Nachmittags von 1 bis 3 Uhr Schule zu halten, sowohl 6) Sonntags und Freiertags Nachmittags bei ihm in seiner Schulwohnung Besuche zu halten, ingleichen 7) Bei Leiden und ehe solche von Raundorf nach Böbla gefahren werden vor der Thür mit denen Knaben ein Lied zu singen, jedoch soll selbiger die Leiden dahin zu begleiten nicht schuldig sein, man gebe ihm denn zwei Groschen besonders, wozegen 8) der Gemeindegärtner vor seine in die Schule zu schickenden Kinder von jedem 6 Pennig wöchentlich Schulgeld entrichten soll, ingegen 9) Jeder Gimmose nur drei Pennig wöchentlich von jedem Kinde bezahlen darf.“ — Außer den acht zusammen vier Scheffel Korn leistenden Hüßnern waren es etwa zehn Gärtner, die je vier Groschen zahlten, also zusammen 1 Thlr. 10 Gr.; die Zahl der Schullinder belief sich auf höchstens 25, sie zahlten in der Woche etwa 80 s Schulgeld, nimmt man einen regelmässigen Schulbuch durch 40 Wochen hindurch an, so ergibt das Schulgeld, das mit 1 Thlr. 14 gr. in Ponidau abgeföhlt war, im Jahr 10 Thlr. 20 Gr.; zusammen mit dem Anteil der Gärtner also in Summa 12 Thlr. Man sehe sich die armliege Klagen an, in denen die Kinderlehrer haßten, deren einzige Stube Wohnung, Werkstatt, Küche, Unterrichtszimmer und Sonntags die Ställe des Gottesdienfts für die Besuchsbesucher war. Man stelle sich den Kinderlehrer vor, wie er unter dem ausdrücklichen Verbot, sich am grünen Holz zu vergreifen, im Walde das dürre Ritzenk zusammenstellen und an den Hainen, Teich- und Waldändern ein wenig Winterfutter für seine Kuh scheidet. Dagegen war eben der Schulmeister von Ponidau ein vermöglicher Mann und seine Stelle die beste im größeren Umkreise.

Nach Meyers Tod übernahm das Schulamt in Ponidau 10. Johann Georg Berge, der älteste Sohn des Johann Georg Berge, Schneiders in Hühlschönitz bei Rosßgendorf. Dorthin Kinderlehrer in Quaerba bei Vamperswalde, wurde er von Otrrand Wilhelm v. Polenz 1788 zum Schuldiener nach Einz berufen und von dem Vormund des Wilhelm Karl Heinrich v. Polenz dem Hauptmann Johann Ernst v. Wintler auf Sacka im Jahre 1800 als Schulmeister nach Ponidau befördert. Am 2. April trat er sein Amt an und verblieb hier bis zu seinem Tode 1825. Er verheiratete sich mit der jüngsten Tochter des herzoglichen Schulmeisters Schmidchen in Einz, Johanna Christiane. Dieser Johann Georg Berge ist nach den Akten ein genauer und zugleich bestiger Mann gewesen, der in seinem Jorne mehr getrebt, als er verantworten konnte. Von seinen sechs Kindern ist das fünfte, der Sohn Karl Friedrich, seines Vaters Nachfolger geworden 11. Karl Friedrich Berge. Nachdem er bei dem Kinderlehrer in Böbla als Schulgelbe von seinem 15. Lebensjahre an „gelernt“ hatte, trat er das Amt in Ponidau im Jahre 1821 an und verwaltete es mit großer Treue und liebender Sorgfalt bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1855. In ihm hatte die Gemeinde einen Schullehrer, der neben dem sehr tüchtigen Piarer August Benjamin Kuerswald vierzig Jahre in großem Segen wirkte. Unter seiner Amtsführung fand in Ponidau die Ablösung der Naturalbezüge an Korn, Ort usw. statt, an deren Stelle der Bezug einer festen Rente trat.

Die Reife der Berge unterbricht auf 13 Jahre 12. Christian Bernhard Große, des Schulmeisters Johann Christian Große in Gredehreibitz ältester Sohn, welcher am 6. Oktober 1865 hier seinen Einzug hielt und am 9. Oktober einwirkten wurde. Er war geboren 1839 zu Grünberg bei Labenburg und heiratete 1867 die Tochter des Kirchschullehrers Hoffmann in Sada. Unter Große wurden die kirchlichen Aktivitäten gefördert. Als er im Jahre 1878 nach Niederau versetzt wurde, lautete das Urteil, daß die Gemeinde über ihn und seine Amtsführung säßte: Er war ein hochachtbarer, treuer und begabter Lehrer! Sein Andenken wird heute noch hochgehalten.

Nach seinem Weggang erhebt die dritte Generation der Lehrfamilie Berge wieder in Ponidau in 13. Karl Otto Berge. Geboren in Ponidau, vorgebildet auf dem Seminar zu Trebbin-Neustadt, früher Hilfslehrer in Bobstzen, Johann Lehrer in Kleinig an der Elbe, wurde er am 2. Januar 1879 hier eingeweiht und konnte am 2. Januar 1904 unter Anteilnahme der Kirch- und Schulgemeinde sein 25jähriges Ortsjubiläum feiern. Fast 100 Jahre haben die Berge der Gemeinde Ponidau gebient, die in dem Sohne des Karl Otto Berge, Kurt, Lehrer zu Jwdniz, die vierte Lehrergeneration aufweist.

Die Schule in Ponidau steht seit Menschengebenden im Schatten der Ritzke, sie ist errichtet auf einer sorgfältigen Kulturstätte, wie Urnenfunde beweisen haben. Das alte kleine Schulhaus wurde 1787 durch einen Neubau ersetzt, zu dem die 86 Kirchgehören der Pfarodie beisteuerten. Im Verhältnis zu den Hütten, in denen die Kinder der Kinder Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts unterkommen gefunden, nur sie ein fastliches Gebäude, zumal ihr auch ein Schullehrer und zwei Wärter im Dorf Grundbesitz nicht mangelten. Heute ist sie überflüssig, da Böhma und Köhna-Audorf sich in den letzten Jahrzehnten sehr schöne große Schulhäuser errichtet haben, aber 1905 soll sich auch in Ponidau ein schmales und geräumigeres Schulhaus neben dem alten, das seinen Dienst genast, erheben. Da die Schüler der Förster Raandorf und Böttichau mit Köhna bezug Ponidau vereinigt sind, umfaßt die Kirchfahrt heute drei Schulgemeinden, die Befolgung derselben war um 1850 füriert für Ponidau mit 214 Taler, für Böhma mit 120, für Köhna mit 140 Taler. Dieser beträgt sie das Dreifache und es ist gut so, daß Böhm ist treuer, daß Geld ist billiger geworden und der Lehrer muß sorgenfrei seines Amtes walten können.

So sind wir mitten in die lichte helle Gegenwart gekommen auf unserer Wanderung durch die gute alte Zeit. Ist sie wirklich eine gute gewesen? Wohl im Gegenteil. Niemand, weder Lehrer noch Schüler, noch die Gemeinde werden sie zurückwünschen. Wie kläglich hand es um die Ausbildung des

alten Schulmeisters! Es gab eigentlich gar keine. Vom Schreibepult wie Werther, vom Notenpult des Dorfmusikanten wie Bau, vom Pflug wie Schneider, vom Amboss und der Hobelbank, ja fast möchte man's bei einem Kreisfahr annehmen vom Kriegsfähigen her kommen sie und meinen mit Mutterwitz und einem kleinen Wissen, das im Lesen, Schreiben und Rechnen Anlang und Ende fand, zum Schulmeister gefickt zu sein, wenn sich halbwegs damit noch etwas musikalische Begabung und Fertigkeit verband und sie sich im besten Fall als Schulgehilfen eines älteren Kollegen ein wenig Drill und Methode angeeignet zu haben glaubten; und heulte! mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bildet man unter Aufbietung aller Kraft den künftigen Lehrer des Volkes und erschließt ihm den Einblick in die irdische Seele und befragt ihn nicht nur zu unterrichten, sondern zu erziehen! Welch ein Unsterblich der darauf fußenden unterrichtlichen und erzieherischen Erfolge einst und jetzt! Welche abschreckenden Gestalten sind Männer wie Kreisfahr, Schneider und andere mehr, die der Jugend wie der Gemeinde nur ein Beispiel dafür sein konnten, wie man nicht leben und wandeln soll, und heute, gottlob, der Stand des Volksschullehrers geizt mit Bildung nicht nur des Verstandes, sondern des Herzens, berufen an seinem Teil den Großen und Kleinen vorzuleben, was er lehrt, und insolge dessen auch eine ganz andere höhere soziale Stellung einnehmend. Einst war dem alten Schulmeister und Kinderlehrer der Schuldienst in erster Linie Brotenerwerb, heut mehr durch das Herz des rechten Lehrers ein idealer Zug und heilige Begeisterung zu ihm und zu pflanzen auf dem edlen Boden der empfanglichen Kinderherzen; heut kann man es hören von Betreibern der Schule: „Wir ist nie wieder gewesen, als wenn ich unter meinen Schülern saß.“ Einst oft als unruhiger trauer Protester misachtet, denn man würde nur die Arbeit der schwierigen Hand, ist der Pädagoge heute ein geachteter Freund und Berater der Gemeinde geworden und ein treuer Gehilfe des geistlichen Amtes im inneren Aufbau der Gemeinde, im Wissen und Können für das Irdische und in der Festigung des Glaubens auf dem Grund unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Einst geklagt von Nahrungsfürsorgen, zog er oft mit Würde den ihm gebührenden Gehalt ein, der ihm mit Murren gegeben wurde, heute schäme auch die kleinste Dorf-gemeinde die treue Arbeit ihres Lehrers und zahlt ihm willig das auskömmliche Gehalt. Einst Schulraum und Verräumung unzulänglich und oft in trauriger Verfassung und heute schmaud und freundlich, groß und gesund, wie sich's gebührt! Fürwahr ein löstliches Blüten und Wachsen dieses gesegneten Standes des Volksschullehrers, zumal des Landlehrers.

P. S. Schmidt.

### Bücherbesprechung.

©. Haberlanbt, Die Sinnesorgane der Pflanzen. Ein Vortrag. Leipzig, Verlag von Joh. Ambr. Barth. 46 S. 1 K. — Die Brochüre ist die Wiedergabe eines Vortrages, den der Verfasser im September auf der Naturforscherversammlung in Breslau gehalten hat. Er war zu der Behandlung des Themas wohl in doppelter Hinsicht besonders befähigt, einmal als Pflanzenphysiolog von ungewöhnlich weitem Gesichtskreis, Johann als Spezialforscher auf dem beendeten Gebiet. So gibt er denn zunächst einen historischen Rückblick. Die früheren Naturforscher nahmen Pflanze und Tier als grundsätzlich verschiedene Wesen. Dann kamen aber einzelne Forscher, die immer stärker das Gemein-same betonten. Hier sind drei Leipziger in erster Linie zu nennen, Forscher mehr philosophisch und ahnungslos, Ledebur, der dem Kapitel stets einen breiten Raum in seinen Vorlesungen widmete und wohl eine Erwähnung verdient hätte, und zuletzt und am bestimmtesten Pfeffer. Jetzt schlagen die Sinneswerkzeuge, die beide Reiche früher am tiefstrennfendsten zu trennen schienen, in erster Linie eine verbindende Brücke. Sie befähigen die Pflanzen, auf dreierlei Reize zu reagieren, auf mechanische, auf Lebenskraft und auf Lichtreize. Die ersten, die man als Sinneswerkzeuge bezeichnen kann, sind so verbreitet als mannigfaltig; viel einfacher sind die statischen gebaut, die der Pflanze ein Gefühl für die Wech-selkraft geben, ihre Entladung geht Hand in Hand mit der veränderten Auffassung, welche die Zoologie von dem Wesen des Lichts gewann. Wie dieses, somit Schärfe voranden sind, nicht mehr ein Organ für Schallwahrnehmung ist, sondern für

die Regulierung der Gleichgewichtslage, nicht mehr eine Otophore, sondern eine Statoposte, so vermitteln freie Säureförmern in der Pflanzenzelle, dem Plasmaablag, durch ihren Druck die Wirkung verschiedener Haltung des betreffenden Teiles. Das Licht wird durch Oberhautzellen wahrgenommen, die in verschiedener Weise, zum Teil ziemlich kompliziert, feinstenartige Kondensatoren bilden. Die Einzelheiten möge man in der Brochüre nachlesen. Fraglich bleibt es, ob die Pflanze auch für chemische Einwirkungen besondere Geruchs- und Geschmackorgane besitzt. So interessant die Durchführung, so wird der Zoologe doch immer darauf hinweisen müssen, daß alle mehrzelligen Tiere noch ein anderes Kriterium haben für die Sinneswerkzeuge, die Nervenfasern, die den Pflanzen fehlt. Bei den Tieren geht es so weit, daß man allgemein selbst die freie Endigung einer solchen Faser in der Haut ohne besondere Umbildungen in der Umgebung für hinreichend hält zur Wahrnehmung äußerer Reize, zum mindesten der Wärme. Künftiger Forschung bleibt die Entscheidung vorbehalten, ob damit eine grundsätzliche Verschiedenheit für die Deutung der Sinnesorgane, oder aber für die physische Konzentration im Bewußtsein zusammenhängt. H. S.

Bogtändische Forschungen. Die im Gang der Besprechung in Nr. 22 von dem Referenten H. angeforderte Vermutung beruht auf einem bedeutungsreichen Zitiert. Der General der Infanterie k. Z. Dr. Curt v. Haas, Gersleben, erstreckt sich des besten Wohlwills und präsidierende, wie in der 1. Beilage der Nummer 32 vom 8. Februar d. J. zu lesen war, am 6. Februar der Sitzung des Königl. Sächs. Altertumsvereins.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 24.

Sonnabend, den 25. Februar, abends.

1905.

## Die schwedische Südpolexpedition.

Die Kenntnis der Südpolländer ist in jüngster Zeit um ein bedeutendes gefördert worden. Fallen doch in den letzten Jahre nicht weniger, als fünf Expeditionen, von denen drei benannt sind: die deutsche unter E. v. Drygalski, die englische unter Scott, die schwedische unter Otto Nordenskjöld. Auch die vierte, die schottische unter M. S. Bruce ist in der Haupttatsache abgeschlossen, während die fünfte, die französische unter J. Charcot noch in dem Forschungsgebiete weilt, wo sie von der ersten Entlassungsexpedition leider nicht aufgefunden worden ist. Die erigenannten drei gingen ziemlich gleichzeitig aus und waren durch eine Art internationalen Programms verbunden. Die Verteilung der Forschungsgebiete ergab sich für die deutsche und die englische einen nördlichen Zusammenhang als zwischen diesen und der schwedischen, deren Arbeitsgebiet dem der ein Jahr später abgehenden schottischen benachbart war. Der englischen Expedition auf der „Tikooona“ war der südliche Teil des Viktorialandes vorgehien, die deutsche auf der „Gauß“ übernahm die Gebiete um den Indischen Ozean und überwinterte bei dem neuentdeckten Kaiser Wilhelm-Land, die schwedische war in der Westantarktis tätig, und die schottische auf der „Scotia“ ging nach den Süd-Ordnungs-Inseln, so daß ihre Station von der der Schwedischen nur ein paar Breitengrade entfernt lag. Geschähen die drei anderen in der Haupttatsache auf Staatskosten, so wurde die schwedische aus privaten Mitteln bestritten, die nicht gerade reichliche waren. Und nahmen jene einen ziemlich programmatischen Verlauf, so wurde die Tauer der Nordenskjöldischen durch Hindernisse schwerer Art über den Plan hinaus verlängert; der Leiter sah sich nebst seinen Genossen gezwungen, zwei aufeinander folgende Jahre in den Polarzonen zu verbringen, was ein Unikum in der Geschichte der antarktischen Forschungsreisen bedeutet.

Nicht lange nach den Publikationen über den Verlauf und die Ergebnisse des deutschen Unternehmens ist auch ein Werk über die schwedische Expedition erschienen, durch das die unerwarteten und wunderbaren Schicksale derselben zur allgemeinen Kenntnis gelangen und die Stellung der Expedition in der internationalen Forschungsarbeit (sicherlich nicht) wird. Im ersten Bande schildert Nordenskjöld seine eigenen Geschehnisse auf der Winterstation 1902/03 und die von dort unternommenen Schlittenreisen, die zu wichtigen Entdeckungen führten. Im zweiten Bande berichten verschiedene Teilnehmer an der Expedition über ihre besonderen Schicksale, die sich dadurch ergaben, daß Dr. G. Andersson nach der Trennung von dem mit fünf Kameraden auf Snow Hill überwinterten Nordenskjöld im nächsten Jahre versuchte, auf dem Eise nach der Winterstation vorzubringen, daß das Expeditionsschiff selbst nicht zum Entlosse kam, weil es im Schraubens unterging, daß Kapitän Varren mit neunzehn Begleitern den verzweifeltsten Marsch über das Packeis bis zur Vaulet-Insel machte und dann mit drei Kameraden im Frühling darauf durch eine fähne Fahrt im offenen Boot die Verbindung mit Nordenskjöld herstellte. Es wird die Leser dieses Blattes zweifellos interessieren, einiges Hauptfachliche über den Gang und die Resultate der schwedischen Expedition zu erfahren.

Weiter der Expedition war der Dozent der Geologie an der Universitäts Upsala Otto Nordenskjöld. Zu ihren Teilnehmern, deren Zahl sich einschließlich des Schiffspersonals auf 31 Personen

belief, gehörten Kapitän Varren, der sich namentlich durch seine beiden Walfischfang- und Entdeckungsexpeditionen im südlichen Polarmeer in den Jahren 1891 und 1892 bekannt gemacht hatte, Nordenskjöld's Amanuensid Dr. Gunnar Andersson, der Kartograph Leutnant Dufre, der Kandidat der Philosophie K. A. Andersson (zoologische Arbeiten), der Licentiat der Philosophie G. Bobman (magnetische und meteorologische Observationen), der Kandidat der Medizin E. Ekström, der Botaniker G. Stottberg und der Landschaftsmaler J. W. Stofes, ein Nordamerikaner, der schon an Varren's Grönlandsexpedition 1893/94 teilgenommen hatte. Der Zoologe Ohlin mußte 1902 die Expedition wegen Krankheit verlassen. Expeditionsschiff war der Polar dampfer „Antarctic“, dessen Brauchbarkeit Nordenskjöld schon im Jahre 1900 auf einer dänischen wissenschaftlichen Expedition nach Ostgrönland kennen gelernt hatte. Der Plan ging zunächst dahin, eine Abteilung an einem geeigneten, Plage an der nördlichen oder südlichen Seite des Grahamlandes abzusetzen, während das Schiff weiter an König Östgrönland und dann östlich an dem Eisrande entlang fahren sollte.

Am 16. Oktober 1901 verließ die „Antarctic“ die große Hafenstadt Göteborg, und zum erstenmal richtete ein schwedische Polarexpedition den Kurs gegen Süden. Mitte Dezember traf sie in Buenos Aires ein, wo die letzten Vorräte an Bord genommen wurden und ein, wo der Marineleutnant Sobral als Vertreter der Nordenskjöld'sche jugendliche Unterfertigung zulagenden argentinischen Regierung sich der Expedition angeschlossen. Nach fünfzigem Aufenthalt ging es weiter, zunächst nach den Falklandinseln, die im nächsten Winter der Hauptstützpunkt der Dampferexpedition werden sollten, dann nach der Staateninsel, wo die Teilnehmer die letzten Briefe und Telegramme aufgaben. Durch den Druckstand, der Amerika von den antarktischen Ländern trennt, wurde die Fahrt gen Süden fortgesetzt, und am 10. Januar 1902 wurde die König Georgs-Insel, die erste in der Süd-Schellen-Gruppe, gesichtet. Bei der Nelson-Insel erfolgte die erste Landung auf antarktischen Boden. Der ganze Strand war mit großen Seehunden bedeckt, die, grau-grün mit helleren Flecken, zu den Weddell-Seehunden, der gewöhnlichsten Art dieser Gattung, gehörten. Noch mehr Interesse beanspruchten die Pinguine, eigentümliche Geschöpfe, Vögel, die nicht fliegen können, aber so gut wie Fische im Wasser schwimmen und deren wahrer Primat, ob sie auch an der Südküste von Südamerica und an der Westküste Afrikas vorkommen, zwischen den Eismassen des Südpols ist. Die Pinguine sind die charakteristischsten Repräsentanten der antarktischen Tierwelt; sie leben in großen Kolonien von vielen tausend Individuen so dicht nebeneinander, daß man kaum einen leeren Fied erpäßen und sich kaum einen Weg zwischen ihnen hindurch bahnen kann. Nordenskjöld begab sich landeinwärts, um die geologischen Erscheinungen zu studieren und das Pflanzenleben in Augenschein zu nehmen. Er fand, daß das Gestein überall aus einem grünen Porphyrit besteht und sehr wohl von mesozoischem Alter sein kann, obwohl es schwer ist, Beweise dafür zu schaffen. Leider sind die auf dieser Insel genommenen Proben wie seine späteren Sammlungen im ersten Sommer mit der „Antarctic“ verloren gegangen. Am nächsten Tage wurde die Altrabale-Insel passiert, und vor den Polarländern lag Ludwig Philipppland, eine hohe milde Alpenette mit isolierten scharfen Zinnen, unter denen namentlich der Mt. d'Urville hervortritt. Nichts vor sich hatten sie das von alterher bekannte Trinitatland, zwischen dem und dem Festlande die breite Bucht des Östgrönlandkanals hinzieht, und waren nunmehr auf einem Wasser, das nach kein Mensch befahren hatte. Schon jetzt wurde es Nordenskjöld klar, daß dieser Kanal nicht, wie von Varren angenommen, das Ludwig Philipppland von dem Grahamland

\*) Antarctic. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Von Dr. Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, G. E. Varren und G. Stottberg. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Waltheide Mann. Zwei Bände mit 4 Karten, 300 Abbildungen und mehreren Kartenblättern. 375 und 407 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Köhler). Preis 12 M.

trennte, daß diese Gebiete vielmehr zusammenhängen wußten, daß der Orléanskanal in den Berlesche oder, wie er früher genannt wurde, in den Belgica-Kanal lief und also nicht eine föhlde, sondern eine südwestliche Richtung hatte. Im nächsten Sommer, bei dem zweiten Versuch der „Antarctic“ wurde dies völlig aufgeklärt und die Beschaffenheit dieses Gebietes gründlich kubiirt, aber das wichtigste geographische Resultat der Expedition war eigentlich bereits gewonnen. Für jetzt genügt es an Zeit, der Frage genau nachzugehen, denn man kann schon weiter südwestwärts gelangt, als es im Plane lag. Bei Kap Hornsüd erfolgte daher die Umkehr auf dem Wege, den man gekommen war, und weiter am Umweg Philippand entlang, zwischen einem Archipel von Felseninseln und unterirdischen Felsenriffen, die die äußerste Aufmerksamkeit des Kapitäns beanspruchten. Es war sicher, daß ein durchdringender Sund nicht existierte. Am 15. Januar gelangte man vor der Joinville-Insel in einem Sund, den d'Urville von Norden gesehen, den aber vor der „Antarctic“ noch kein Schiff durchsegelt hatte und der von Norden her den Namen Antarctic-Sund erhielt, wie er noch eine an der Nordküste der Joinville-Insel neue entdeckte Insel nach jenem französischen Forschungsreisenden benannte. Die bisherige Karte war zu unrichtig wie möglich. Es ließ sich sehen, daß die Küstenlinie des Ludwig Philippand fast nach Westen abzog, wo sich dem Anschein nach ein tiefer Einschnitt befand. Hätte man sich dem Nord gleich dahin gefehlt, so würde der Kronprinz Gustav-Kanal (zwischen dem Frelände und der James-Ros-Insel) schon jetzt entdeckt worden sein. Statt dessen ging die Fahrt an der Südküste der Dumee-Insel entlang in der Richtung auf die Paulet-Insel, wo Larsen schon einmal gelandet war. Bei dem neuen Besuche stellte sich heraus, daß sie ein eisfroher Vulkan ist, wie Larsen behauptet hatte. Nachdem hier eine Reihe magnetischer Bestimmungen gemacht und Exemplare aller erreichbaren Vogelarten an Bord gebracht waren, segelte das Schiff über die Erebus- und Terrorbucht, den von Ross nach seinem Schiff getauften großen Meerbusen, in fast direkter Fahrt auf die Insel Seymour zu. Diese war von Anfang an als einer der Hauptpunkte für die Wirksamkeit der Expedition auszuweisen, und wenn weiter südlich kein geeigneter Platz gefunden wurde, sollte die Winterstation hierher verlegt werden. Insbesondere lockte Nordenfjöld der Fund an Berkeinerungen, den Larsen 1892/93 gemacht hatte. Da er jedoch bei der jetzt bemerksamen Landung seine Erwartungen in dieser Hinsicht getäuscht sah und nicht wissen konnte, daß er gerade aus den geologisch ärmsten Teil der Insel geraten war, ließ er die Abfahrt fallen, auf der Seymour-Insel das Winterquartier aufzuschlagen. Es wurde ein Depot niedergelegt und die Fahrt südwärts fortgesetzt. Allerdings nicht lange, denn die Eisberghalbinsel zwang den Wider alles Hoffen zur Umkehr, die auf etwa 10 bis 15 Minuten südlich vom 66. Breitengrad erfolgte. Der ursprüngliche Plan, in unbekanntem Örgenden an der Küste von König Oskar-Land einzubringen, war von Naturmächten vereitelt. Die „Antarctic“ wachte sich ohnmächtig, ehe noch der Polarkreis erreicht war, und bewegte sich nun längere Zeit im Nebel-See. Es war eine Entsetzungsfahrt, während der mangelnde wissenschaftliche Arbeiten ausgeführt wurden, aber auch eine neue Beschaffenheit mit dem großen Patric des Südpolarmeeres nicht anküßte. Infolgedessen ging es nach Westen zurück und zwar in schnellem Tempo, da so gut wie keine Aussicht bestand, weiter östlich und südlich etwas ausrichten zu können. Ein heftiger Sturm am 3. Februar brach herein über den Entschluß, die Station in der Nähe von Kap Seymour zu errichten, wenn möglich innerhalb des Admiralitäts-Sundes, wo man mehr Schutz gegen die Stürme zu finden vermeynte. Als das Schiff den Sund, der die Seymour-Insel im Süden begrenzt, am 15. Februar passierte, kam ein neues Landgebiet in Sicht, das ebenso schneefrei wie jene Insel war, und auf ihm der mächtige Gletscher Snow Hill. Er läuft nach Nordwesten in ein schmales Vorgebirge aus, zwischen diesem und dem hohen Lande befindet sich ein niedriger Strand, der durch seine Lage wie durch seine Beschaffenheit ganz besonders für die Errichtung einer Station geeignet erschien. Das belästigte sich bei der vorgenommenen Landung, und außerdem wählte der Ansturm an Fossilien, den man gleich antrat, mit bestimmend auf die Wahl dieses Gebietes als Winterquartier, das von sechs Personen bebaut werden sollte. Es war keine kleine Ausrüstung, die an Land gebracht werden mußte, um ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich an diesem Punkte eventuell zwei Jahre aufzuhalten. Zunächst das Material zum Wohnhause sowie das zu zwei Obdicatorien, ferner Nahrungsmittel, die für 20 Monate berechnet waren, Einrichtungsgegenstände, Kohlen,

Petroleum, Schlittenausrüstung, persönliche Bedarfsgegenstände u. s. w. Mit dem Leiter der Expedition bezogen Bowman, Sobral, Gledfö, Katerlund und Jonason (Teilnehmer an zahlreichen Walfischfang-Fahrten im südlichen Eismeer sowie als Heizer an der Nordpol-Expedition der „Stella polare“) die Winterstation. Die „Antarctic“ sollte zunächst so schnell wie möglich nach Süden gehen, um an einem passenden Platz ein Depot zu errichten zur Erleichterung der Verproviantierung auf den von Nordenfjöld und seinen Begleitern künftig zu unternehmenden Schlittenreisen. Die Führung des Schiffes und der Expedition übernahm Larsen, bis er mit dem später aus der Heimat abgegangenen Dr. Gunnar Andersson zusammentreffen würde. Während des nächsten Sommers ließ dann der „Antarctic“ der Entschluß der Überwinterungspartie als erste Aufgabe zu. Nachdem das Schiff abgegangen war, machten sich die Zurückbleibenden mit allem Eifer an die Bauarbeiten. Der 16. Februar war ein Sonntag, aber daran durften wir uns unter den obwaltenden Umständen nicht kehren. Nach einem gehörigen ordnungsmäßigen Normalarbeitsgange, an dem ich an den Wänden und dem Dach des Wohnhauses genagelt und gerammt hatte, schrieb Nordenfjöld, „glaubte ich doch ein Recht auf einen Nachmittagspausiergang auf die Berge zu haben, um unter Königreich zu beschägen und mir im übrigen eine Vorstellung von den Eisberghalbinseln und den Kapschiffen für die Rückkehr des Schiffes zu machen. Den letzten Abgang hinaus, den ich leider so oft erlitten habe, führte mein Weg. Welche Mengen der wunderwollen Berkeinerungen lagen hier umhergestreut! Nachdem ich den letzten Abgang überstanden hatte, besah ich mich auf dem obersten Plateau, das noch von keinem Menschenfuß betreten worden war. Da war so vielerlei, was die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, eine ganze Probentarte von dem Gestein der Insel lag vor mir ausgebreitet, hier und dort mit fremden Blöden untermischt, deren Erweichung einer besonderen Erklärung bedurfte. Es war so verlockend, sich unterwegs aufzuhalten, aber ich wollte noch weiter ins Land hinein. Der Weg führte an dem Rande tiefer Schluchten entlang; mächtige Felspartien ragten über ihre Umgebung auf, gleich Festungsmauern mit Mauern, Zinnen und Türmen, zuweilen phantastische Formen annehmend, sich gleich riesenpfeifen Spinnzweigen aus der losen Masse erhebend. Es liegt auf der Hand, diesen Vergleich fortzusetzen, denn rings um mich her breitete sich eine Wüste aus, fürchterlicher als die Sahara. Nirgends eine Spur von Vegetation, nicht einmal der Sand hat hier ruhig auf seinem Plage gelegen, alles, was sich bewegen läßt, führt der Sturm mit sich fort, so daß der Boden entweder aus einer dicht gepackten Masse von Steinen oder aus lahlen Felsplätzen besteht, die durch die Einwirkung des Windes ihre Gestalt erhalten haben. Ich aber schreite vorwärts, landeinwärts. Nach Süden zu breitet sich vor mir eine ebne, leicht gewundene Ebene von Eis und Schnee aus. Es ist Snow Hill, „die Schneefuppe“, nach der ich die ganze Insel benannt habe, obwohl ich eigentlich nicht ganz richtig ist, da sie nicht des Schnees halber, sondern wegen der sich schneefreien Lande zum Überwinterungsplatz von uns auszuweisen wurde und dadurch auch in Zukunft bekannt werden wird. Vorhin riefte ich meine Schritte, dort gewinne ich freie Aussicht nach beiden Seiten. Nach Osten zu schneit meine Blicke über das unendliche Meer voll Eis, das aber so verteilt ist, daß unser Schiff sich ohne Schwierigkeit seinen Weg würde hindurch bahnen können. Auch im Admiralitätsfund befindet sich nicht viel Eis. Die Giebel bei der Abfahrt der „Antarctic“ dürfte daher ziemlich überflüssig gewesen sein; das konnte man aber damals nicht wissen. So stand ich denn in dieser großartigen Natur, während die Sonne langsam hinter dem hohen, eisbedeckten Schiebel des Dabington-Berges auf der James-Ros-Insel verschwand, das Eisfeld in weiter Ferne am östlichen Horizont vergoldend. Rings umher vermalte man keinen Laut, einsamer und isolierter konnte kein Mensch sein. Tiefe die Ödland sollte jetzt auf lange Zeit mein und meiner Kameraden Heim, unser all sein! Hier sollten wir der Natur in ihrer gewaltigen Majestät von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und ihr im harten Kampfe ihre Geheimnisse aufzuringen suchen. Würde es uns gelingen? In dieser Stunde glaubte ich fest an die Zukunft, alles lag licht und hoffnungsvoll vor mir, ich fühlte mich so dauhaft, endlich mit der eigentlichen Arbeit beginnen zu können, jener Arbeit, die wohl kaum zur Entdeckung großer Landstrecken führen würde, die aber die feste Grundlage für die wissenschaftliche Forschung schaffen sollte, die gerade das wesentliche Ziel unserer Expedition war.“ Kaum daß das Wohnhaus bezogen war, legte die „Antarctic“ zurück, die durch

ungebrochenes Eis verbunden worden war, an die Christensen-Insel heranzugelen, wo ein Depot für die Überwinternden errichtet werden sollte. Nachdem sie noch eine Ladung Kohlen an die Station abgegeben hatte, fuhr sie wieder ab, und sobald die Zurückbleibenden nun definitiv allein waren, wurde zunächst die Einrichtung des Hauses vorgenommen. Bereits am 20. Februar hatte ein schwerer Orkan über die Insel, und wenige Tage später brach ein neuer Sturm los, der sechsunddreißig Stunden dauerte und die Bewohner gründlich mit diesen fürchterlichen antarktischen Erscheinungen bekannt machte. Die Temperatur betrug in der Zeit  $-10$  bis  $-12$  Grad und die Windstärke ungefähr 20 m in der Sekunde. Im Monat März, der mit dem herrlichsten Wetter anhub, machte Nordenfjöld zunächst Aufzüge in die Umgegend, um die Natur und die Verhältnisse zu studieren, und späterhin mit zwei Begleitern eine Bootfahrt, die dem Zweck diente, soweit überhaupt möglich ein Depot zu errichten, was der „Antarctic“ ja nicht gelangen war, und was vorab im Westen zu versuchen. Obwohl er hierbei nicht so weit vordrang, als er gehofft hatte, konnte er doch auf der an die Bootfahrt geknüpften ersten Schiffsreise feststellen, daß die sogenannte Amiralitätsbucht ein Sund und Snow Hill eine Insel war, und ein gutes Depot auf dem Hauptlande errichten, was eine große Sicherheit für den Fall bedeutete, daß er einmal von der eigenen Insel abgeschnitten werden sollte. Freilich erkannte er auch, wie schwer und gefährlich wegen der plötzlich einbrechenden fürchterlichen Stürme Aufzüge in diesen Gegenden sind. Nach der Rückkehr wurden die noch ausbleibenden Vorbereitungen für den immer näher bevorstehenden Winter getroffen. Wohl war der Breitengrad, auf dem die Station lag, zu nördlich, als daß man unter der eigentlichen Belatnack zu leiden haben würde, aber es bedurfte schon eine Vorrichtung von anderen großen Hindernissen, die die Natur hier den Überwinternden bereiten würde. Mit Eifer gingen dann alle an die wissenschaftlichen Arbeiten. Am wichtigsten waren die magnetischen und meteorologischen Observationen, die nach dem internationalen Programm ausgeführt werden sollten. Die ersten Beobachtungen hatte Bodman übernommen, während an dem zweiten alle Gelehrten teilnahmen. Wie hierbei bemerkt sei, war in dem antarktischen Klima mit seinen Orkanen die Wanderung vom Wohnhause nach dem etwa 100 m abwärts gelegenen Magnetstauden nicht selten ein Kampf um Leben. Auf dem Hügel vor dem Hause waren ein paar Thermometerhäuser aufgestellt, in deren einem sich ein selbstregistrierender Thermograph und Hydrograph befanden; auf einer oberhalb der Station gelegenen Bergspitze war das Anemometer untergebracht, und im Wohnhause waren noch der selbstregistrierende Barograph sowie ein Quecksilberthermometer vorhanden. Dort begann auch Gletsch seine Untersuchungen, die sich hauptsächlich um die Bakterienflora der Erdoberfläche drehten, ein Gebiet, das bisher selbst in den nördlichen Polargegenden niemand zu studieren versucht hatte. Am mühsamsten kam Nordenfjöld zu seinen Arbeiten, denn wenn es auch eine Menge von Verfeinerungen gab, so machte doch schon eine relativ unbedeutende Windstärke mit Kälte jede wissenschaftliche Tätigkeit außer dem Hause unmöglich. Das Leben in den vier Wänden war keineswegs düster. Wir tanzten an, alles um uns her so gemächlich wie möglich zu sehen. Aber da waren drei Feinde: der Branddampf, die Feuchtigkeit und der Schimmel. Nachdem wir mit Kohlen oder mit Speis (von Seehund) heizen, die Folge war allemal die gleiche; es waren offenbar die Speisen selber, die von der Umrührung zu der rüchigen, febrigen Masse bildeten, die sich auf alle unsere Sachen setzte und selbst in die innersten Winkel drang. Alle Gegenstände nahmen allmählich eine graue Farbe an, die Wände und das Dach, die Photographien und Gardinen, die Bücher auf dem Bord, und die Kleider an unserem Leibe. Noch unangenehmer waren die Feuchtigkeit und der Schimmel. An den Wänden verdichtete sich der Wasserdampf, und wenn man des Morgens erwachte, waren sie oft mit glitzernd weißem Schnee und Eismengen bedeckt, die von jedem kleinsten Nagelkopf in der Tappe austrähten. Am Tage schmolgen diese und das Wasser laugte sich in die, die Holz- wände bedeckende Tappe ein, die allmählich in eine schlüpfrige Masse verwandelt wurde. Ebenso erging es allen Gegenständen, die an den Wänden hingen. Einmalum half nicht, und von Filz und Leder war kein genügender Vorrat vorhanden. Am schlimmsten war es in den Winkeln und auf dem Fußboden. Dort gefror die von den Wänden herabtropfende Feuchtigkeit und lautete lange Zeit hindurch nicht wieder auf. So bildete sich eine dicke Eismasse, die sich immer weiter ausdehnte, und in die viele

Gegenstände nach und nach eingeschlossen wurden, um aus unjern Bereich zu verschwinden. Wenn man sie dann gebrauchen wollte, mußte man sie mit einer Gabel loslösen. Am schlimmsten war es unter den Betten und unter den sogenannten Schreibtischen, wo schließlich ganze Berge von Eis entkamen. Damit dies nicht überhandnehmen, mußte man es von Zeit zu Zeit zerlegen und in großen Eimern hinaustragen. Trotz alledem wurde mit Hilfe des Kofherds und eines Primabrenners eine erträgliche Temperatur erhalten. Ende April machte Nordenfjöld mit Jonassen eine Schiffsfahrt nach der Seymour-Insel und fand bei nächstem Studium, daß sie sich für die Anlegung der Station weit besser geeignet hätte als die Snow Hill Insel. Niedriger und viel mehr von Tälern durchschnitten, besteht sie aus losem Sandstein, der an vielen Stellen zerschiebt und außerordentlich zu erhaltenen Fußstufen, Schneeden, Anemoniten usw. ungeschickt. Überaus schön war für den Forscher das Vorkommen der letzteren, das er auf Snow Hill beschränkt geglaubt hatte. Es wurde ihm klar, daß auch wenigstens ein Teil der Seymour-Insel zu der mesozoischen Formationsreihe gehörte. Am 1. Mai erfuhr ich ein Sturm, der eine lange Periode schweren Wetters einleitete. Während der Zeit vom 27. Mai bis 10. Juni betrug die durchschnittliche Windstärke einschließlich der windstillen Stunden 18,6 Meter in der Sekunde; die Durchschnittstemperatur stellte sich ungefähr auf  $-26^{\circ}$ . Vom 10. bis 15. Juni herrschte beinahe beständiges Wetter, so daß auch der Futtenmesser in Ordnung gebracht werden konnte, aber in der zweiten Hälfte des Monats tobten wieder Stürme bei  $-30^{\circ}$ . Im Juli ließen die Winde nach, doch hielt die Kälte an, und erst im zweiten Drittel des August war die eigentliche Kälte des Winters gebrochen. Zwar kamen noch manche schwere Unwetter, ebe es Frühling ward, aber die Bereinigung von Sturm und Kälte lebte nicht wieder. Bereits im Juli begann Nordenfjöld mit dem Plane für eine große Schiffs-Expedition. War es doch eine der wichtigsten Aufgaben der Expedition, zu untersuchen, woraus das vielbesprochene Grahamland eigentlich besteht, ob es ein zusammenhängendes Land oder eine Inselgruppe ist, wie weit es sich nach Süden erstreckt usw. Zwei Monate dauerten die Vorbereitungen der Fahrt, die Nordenfjöld in Begleitung von Sobral und Jonassen am 30. September antrat. Am dritten Tage wurde Cap Forster, das südliche der James Ross-Insel, passiert, wo die Kälte eine scharfe Biegung machte und der Wind in eine Wucht ging, die sich nach Norden erstreckte. Es war dies die Wändung des großen Störpings-Gustav-Kanals, den Nordenfjöld gelegentlich einer Schiffsreise im nächsten Jahre genauer untersuchte. Am 7. Oktober erreichten die Drei die Robertson-Insel, hinter der die sogenannten Seehunds-Inseln sichtbar wurden. Vom Fuße des Christensen-Berges zog sich, soweit man sehen konnte, ein Eiswall hin; alles, was im Westen und Südwesten vor ihnen lag, bildete eine gemaltige Eismasse, mit einem Wort, die Seehunds-Inseln stellten sich nicht als Inseln dar, sondern als Nunataks, Bergspitzen, die aus der mächtigen Eishöhe hervorragten. Aber diese Eisterrasse führte der weite Weg zwischen der Seehunds-Nunatak hindurch und in schrägem Kurs einer weisgerichteten Alpenlandschaft entgegen, die als unbekannt angelesen werden mußte. Noch war sich Nordenfjöld nicht darüber klar, ob sie hier altes Meeris war; aber in den nächsten Tagen belehrten ihn die vielen Spalten darüber, daß es Gletschereis war. Am 18. Oktober erglente er an die äußerste Bergspitze, die im Süden sichtbar war und die von ihm Vordringung-Nunatak genannt wurde. Hier fand die Schiffsreise ein vorzeitiges Ende. Der Sturm, der schon die letzten Tage gewüthet und die Drei mehrfach in die ernsteste Lebensgefahr gebracht hatte, mußte immer noch an, die zahlreichen tiefen Eispalmen machten ein Bormärtdringen unmöglich, und der Proviant konnte nicht, wie berechnet, durch Seehundsfleisch ergänzt werden. Zudem war das Zell zerfallen, und Jonassen hatte sich in der letzten fürchterlichen Nacht einen Arm verliert. Ebe die Umliefer erfolgte, wollte Nordenfjöld auf Schneefußeln weiter südlich zu kommen tradieren, der ankommende Sturm vereitelte aber auch diesen Plan. Er besiegte nur die vorerwähnte Bergspitze, wo er einige geologische Beobachtungen machte, die namentlich durch die zahlreichen fremden, auf dem Gipfel liegenden Felsblöcke an Interesse gewonnen. Diese Blöcke waren offenbar in einer Zeit dahin geführt worden, in der das Eis eine mindestens 300 m weiterreichende Gewalt gehabt hatte als jetzt. Sehr beachtenswert war ferner ein schmaler „Sund“, der sich, soweit das Auge reichte, nach Westen zu zwischen zwei hohen Bergkämme hineinzieht. Dieser Sund war aber ganz mit Gletschereis angefüllt, und so steht

dem fest, daß sich zwischen dem nördlichen Teil des Ludwig Philipp-Landes und dem südlich vom Polarkreise gelegenen Teil seinerlei Verbindung befindet. Nordenskiöld beabsichtigte nun, sich auf dem Rückwege möglichst nahe an der Küste zu halten, die eventuell genauer unterleuchtet werden sollte. Zahlreiche Eispalten zwangen ihn indes, den Kurs wieder nach Norden zu nehmen. Die Heimwanderung nach der Station gestaltete sich nicht mühsamer als das Vordrängbringen. Das Sturmwetter trat so heftig auf, daß sie in fünf Tagen nur vier Stunden marschieren konnten. Erst am 31. Oktober langten sie bei der Christensen-

Insel an, und in der Nacht zum 4. November erreichten sie die Station auf Snow Hill. Die während der Expedition zurückgelegte Weglänge betrug im ganzen 650 km. Entlohnung das Ergebnis nicht völlig dem Werte, so war doch eine bedeutende Küstenkarte entworfen und der Zusammenhang zwischen dem Ludwig Philipp-Lande und den von Larsen gelesehen Gebieten festgestellt, was eine große Veränderung des Kartenbildes bedeutete. Schon allein die Entdeckung der großen Eisstrasse konnte als hinreichender Lohn für die geleistete schwere Arbeit angesehen werden. (Fortsetzung folgt.)

**Bücherbesprechungen.**

— Das Evangelium des Reichthums und andere Zeit- und Streitfragen. Von Andrew Carnegie. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Paul Leonhard Heubner, Handelskammersekretär in Leipzig. Mit einem Bildnis, einer Selbstbiographie und einer persönlichen Widmung des Verfassers für die deutsche Ausgabe. Leipzig, Johannnes von Salscha-Schrenfeld 1905. — In verschiedenen amerikanischen und englischen Zeitschriften hat der bekannte „Multi-Millionär“ Andrew Carnegie in den Jahren 1886—1901 sozialpolitische und politische Aufsätze veröffentlicht, von denen der über das Evangelium des Reichthums in weiten Kreisen das größte Aufsehen erregt hat. Der bekannte englische Staatsmann Gladstone hat dessen Inhalt zum Gegenstande einer im weitestlichen sehr wohlwollenden „Kritik und Unterstüchtung gemacht, während ein anderer hervorragender Kritiker den Verfasser als eine „antichristliche Erscheinung“, eine „soziale Ungeheuerlichkeit“, eine „schwere politische Gefahr“ bezeichnen zu sollen glaubte. Wenn man auch nicht mit allen Anschauungen Carnegies über die Voraussetzungen, Ziele und Bedingungen der Erwerbs-, Ankaufung und Nahrungsmittel großer Vermögensmassen sich wird einverstanden erklären können, so scheint uns doch diese Kritik durchaus ungerichtet und verfehlt zu sein. Im Gegentheil möchten wir wünschen, daß die Ansichten dieses hervorragenden, weltberührenden Industriellen, der sich von einem Spüljungen zu einem solchen emporgearbeitet und durch die Tat bewiesen hat, wie in einer die Allgemeinheit fördernden Weise überschüssiger Reichtum verwendet werden kann und soll, unter seinen Standesgenossen mehr und mehr Verbreitung finden möchten. Bevorzugen wollen wir seine anerkennenden Worte über ein schönes Beispiel rechten Gebrauchs des Ueberschusses in der Richtung, Städte immer anziehender zu machen, als daß er die Günstige Stiltung — denn diese ist doch wohl von ihm gemeint — in Dresden bezeichnt. Die Bemerkungen und Ausführungen des Verfassers über wichtige soziale und kaufmännisch-wirtschaftliche Fragen sind nach Inhalt und auch nach Form überaus anregend und bemerkenswert. Wir greifen einige derselben, die zum Teil auch aktuell bedeutsam erscheinen, heraus: „Tuch die hohe Beherrschung des Besitzes dem Todefall betundet der Staat seine Verurteilung des unwürdigen Lebens selbstschüssiger Millionäre“ (S. 12). „Ein einziger Mann oder ein einzelnes Weib, dem es gelingt, bedächtig vom Betteln zu leben, ist der Gesellschaft gefährlicher und für den Fortschritt der Menschheit ein größeres Hindernis als zwanzig woihrte Sozialisten“ (S. 23). „Wer dem einzelnen Bettler gibt, begeht ein schweres Unrecht, aber es gibt auch viele um Almosen bittende Vereine und Anstalten, denen zu helfen der Gesamtheit um nicht weniger schädlich ist. Sie sind ebenso verderblich wie einzelne Bettler“ (S. 25). „Georges' Fortschritt und Armuth stüzt sich auf zwei Behauptungen: erstens, daß die Reichen reicher und die Armen ärmer werden, und zweitens, daß der Grund und Boden mehr und mehr in die Hände weniger übergeht. Die Wahrheit ist, daß die Reichen ärmer und die Armen reicher werden und daß das Land aus den Händen der Wenigen in die der Vielen gelangt“ (S. 48). „Jungen Leuten hinterlassener Reichtum ist in der Regel unnothwendig, ein Leben voll Armuth und Kampf hingegen vorteilhaft“ (S. 55). In dem Aufsätze „landläufige Illusionen über Aruht“ kommt er auch auf die Form des Ankaufens von Geschäftsbetrieben, die ihren Wirkungskreis behändig erweitern, zu sprechen, die am meisten kritisiert wird, die Warenhäuser. Er erachtet die dagegen erhobenen Angriffe für ungerichtet. Die Hauptfrage sei, ob sie die große Masse Waren zu geringeren Preisen liefern. Die Klage, daß das alte System kleiner selbst-

ständiger Geschäfte dem Staate hundert unabhängige Inhaber als wertvolle Bürger sichert, während ihm das Warenhaus nur fünf biete, sei unbedeutend; der große und erfolgreiche Betrieb hänge von zahlreichen tätigen Mitgliedern ab, die an den Ergebnissen unmittelbar teilhaben (S. 7). In den weiteren Aufsätzen verbreitet sich der Verfasser über die Arbeiterfrage, ferner die Thematia: ferne Besitzungen (Kolonien), Amerikanerium gegen Imperialisimus, die Demokratie in England, Selbstregierung in America, Paßt America England? Der Reichthum und britischer Besitzmismus, in gleich seltsamer, wenn auch hier und da vielerlei Widerspruch hervorrunder Weise. Man kann dem Uebersetzer, der übrigens seine Aufgabe trefflich erfüllt und die insbesondere durch die eigenartige Schreibweise des Verfassers entstellten Schwierigkeiten glücklich zu überwinden verstanden hat, dankbar dafür sein, daß er die vorliegenden zum eigenen Lesen geradezu herausfordernden Aufsätze weiteren Kreisen unlers Vaterlands zugänglich gemacht hat.

— Die festliche Urbevölkerung Deutschlands. Erklärung der Namen vieler Berge, Wälder, Flüsse, Bäche und Wohnorte, besonders aus Sachsen Thüringen, der Rhön und dem Harze. Von W. Krause. Leipzig, Verlag von Paul Gerd. Preis 2,50 M. — Es ist ein ziemlich dunkles und unübersichtliches Gebiet, auf dem sich diese fleißige Arbeit bewegt. Sie soll dazu beitragen, das Licht der Erkenntnis zu verbreiten über eine vor geschichtliche Zeit, in der Deutschland mutmaßlich von einem Volk festlicher Herkunft bewohnt wurde. Der Verfasser miß, gestützt auf Zeugnisse aus den Werken von Caesar, Plinius und Tacitus, sowie auf die Ansichten einiger bedeutender neuerer Sprachforscher, einen Beitrag liefern zur Lösung der Frage, ob Kellen in Deutschland gemohnt haben. Während eines etwa zehnjährigen Aufenthaltes im Rhöngebirge war er vergeblich bemüht, eine große Anzahl ihm unerkennlicher Ortsnamen mit Hilfe des Altkochens zu erklären. Durch das Studium der keltischen Sprache aber ist es ihm klar geworden, daß insbesondere die Bergnamen, denen seine Forderung zunächst galt, ihrem Kerne nach keltisch seien. In dem vorliegenden Bunde hat er nun eine große Menge von Namen, z. B. von Drifastan, Bergen, Fellen, Wäldern, Flußläufen, Wohnstätten, auch Personen- und Familiennamen aus keltischen Ursprung zurückgeführt. Wären seine Erklärungen richtig, was in vielen Fällen recht zweifelhaft erscheint, so wärdten manche bisher allgemein gültige Annahmen, besonders solche, die auf slawische Erklärung beruhen, aufgegeben werden. Die Anordnung des Stoffes läßt an Ubersichtlichkeit etwas zu wünschen übrig. Den Schluß des Buches bildet ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß sämtlicher erklärten Namen. C. R.

— Leopold Kaiser, Japan. Interessantes aus dem Mikadoreich. Verlag Continem. Ihes Gutmann. Berlin W. 50. Preis 1,50 M. — Gehört auf gute Quellen, wie auf Marcus Jnos' „Commentaries on the Constitution of the Empire of Japan“, Andro Siegfrieds „Le développement économique et social du Japon“, Arthur Drosos' „The new far east“ u. a. m. gibt Kaiser ein lebenswarmes Bild des japanischen Kaiserreichs. Neues wird ja dem mit Claffen einigermassen Vertrauten nicht geboten, aber darin besteht ein großer Vorzug des Buches, daß es bei aller Kürze das Wissenswerthe über das moderne Japan bietet. Der Inhalt erstreckt sich auf das moderne politische Leben, sodann auf Japan und das Land, Frauenleben und Frauenbewegung, Unterricht und Erziehung, den wirtschaftlichen Aufschwung, Japan und den Welthandel, Meer und Flotte, die Arbeiterfrage, die Presse, die Reichspflege, Fäden, Spruchweisheit, Patente und Erfindungen. Einige Druckfehler wurden fndens, so unter anderen die auf dem Kopfe stehende letzte Zeile von Seite 104. Es.



**Ersteinst**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die königliche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Hirsert in Leipzig.

Nr. 25.

Dienstag, den 28. Februar, abends.

1905.

## Die Schwedische Südpolexpedition.

(Fortsetzung.)

Auf der Station hatte sich inzwischen nichts von Wichtigkeit ergeben. Es war jetzt die Zeit, in der man die Küstler der „Antarctic“ erwartete. Im Nordenfjölds Tagebuch vom 18. November heißt es: „Seute ist es ein Jahr her, seit mir an Bord des Schiffes den Vortragsstab von Larsen's früherer Landung auf der Seymour-Insel im Jahre 1893 feierten. Ich glaube damals nicht, daß ich jetzt hier, an derselben Stelle, in diesem Winter, nach allen Richtungen hin von unangenehmem Eis umgeben, sitzen würde. Seute ist es ein wenig früher als in der letzten Zeit, — 20°, und noch immer haben wir ununterbrochen denselben Wind. Jonassen kam gestern nach Hause und erklärte, im Norden dreite sich das klare Wetter aus, und er sei ganz sicher, daß er die Rallen des Schiffes hinter der Godburn-Insel gesehen habe, aber es ist nicht das erste Mal, daß er dergleichen berichtet, und jetzt scheint ihm niemand mehr glauben. Rein, wenn das Eis in Bewegung geraten soll, so daß das Schiff hierher kommen kann, muß die Witterung umschlagen und der Wind aus einer anderen Richtung wehen. Ich bewundere meine Kameraden, von denen keiner das geringste Zeichen von Ungeduld an den Tag legt.“ Anfang Dezember machte Nordenfjöld eine Fahrt nach der Seymour-Insel. Er fand an der südlichen Mündung eines kurz vorhin von Eköf und Godman entdeckten Cuertals in den Strandflüssen in einem grauen Tonfischer zum erstenmal eine Spur, die darauf hinwies, daß versteinertes Holz nicht der einzige Pflanzenrest der antarktischen Gegenden ist. Er entdeckte zahlreiche Spuren von Pflanzenversteinerungen, von denen allerdings keine eine bestimmte Form hatte. Ein anderer interessanter Fund bestand in losen, umgehärteten Knochen eines Wirbeltieres, dessen nähere Bestimmung sich am Ort nicht vornehmen ließ. „Schwerlich kann man,“ schreibt der Forscher, „aus einer Expedition wie die unsere eine in ihrer Art bedeutungsvollere Entdeckung machen. Eine der größten Probleme, das uns die Erforschung der geographischen Verhältnisse vergangener Zeiten stellt, ist die Rolle, die die Südpolaregegenden in jener wichtigen Periode — der zweiten Hälfte der Kreideperiode und der ersten Hälfte der Tertiärzeit — gespielt haben, wo höhere Tiere und Pflanzen jüngerer Arten anfangen auf der Erde aufzutreten. Die Verteilung der Landorganismen auf der südlichen Halbkugel weist viele Eigentümlichkeiten auf, namentlich insofern, als näherungsweise Formen in allen drei Weltteilen, in Südamerika, Afrika und Australien, vorkommen, die unter den jetzigen Verhältnissen keine Landverbindung mehr miteinander haben. Dies läßt sich am besten dadurch erklären, daß man eine große Landmasse um den Südpol herum annimmt, die in der Vergangenheit mit diesen Weltteilen in Zusammenhang gestanden hat und über die Tiere und Pflanzen von der einen Seite der Erde nach der anderen wandern konnten. Einen Beweis für die Richtigkeit einer solchen Theorie konnte man inbessen vor unserer Expedition nicht liefern. Auch der eben angeführte Fund genügt für diesen Zweck nicht, denn abgesehen von einigen größeren, noch nicht bestimmten Knochen, rührten alle von mir gefundenen von einem Pinguin her, der bedeutend größer gewesen sein muß als die größte jetzt lebende Art (Kaiserpinguin). Immerhin war diese Beobachtung — an und für sich außerordentlich interessant, da hierdurch bestätigt wurde, daß der Pinguin schon in längst vergangenen Zeiten, wahrscheinlich schon zu Anfang der Tertiärperiode, in den antarktischen Gegenden heimisch war. Aber für das allgemeine Problem wäre es natürlich von noch größerer Bedeutung gewesen, wenn es gelungen wäre, Überreste von Landhöheren anzutreffen. Ich würde indes an diesem denkwürdigen Tage noch eine Entdeckung machen, die die eben angeführte

Hypothese in hohem Grade bekräftigt. Als ich an das Cuertal zurückkam, machte ich Halt, um dort zwischen den ersten meine Forschungen nach Pflanzenfossilien fortzusetzen. Lange suchte ich, ohne etwas anderes als Fragmente zu finden, bis mein Blick auf ein braunes, grobes und hartes, unförmliches Gestein fiel, und herein sand ich endlich, was ich so lange gesucht hatte: zahlreiche, große, ganz deutliche, wenn auch im allgemeinen feinerweise wohlhabendere und leicht bestimmbar Blätter, die von einer Menge verschiedener Formen von Laubbäumen, Nadelbäumen und Farnen herührten. Es wird mir schwer, die Freude zu schildern, die ich in diesem Augenblick empfand. Hatte mir ein Traum vorgegaukelt, der mich vor allem anderen veranlaßte, diese Gegenden als Wirkungsfeld aufzulegen und die Winterstation auf die Seymour-Insel zu verlegen, hatte ich eine Öffnung gebedet, deren Erfüllung für mich fast mit der Frage gleichbedeutend war, ob die Expedition als gelungen angesehen werden konnte oder nicht, so war dies mein gläubiger Wunsch, hier bestimmte tertiäre Pflanzenversteinerungen zu finden. Ich schrieb in mein Tagebuch über den Fund: „So sind denn auch diese Gegenden des äußersten Südens, die jetzt in Eis begraben liegen, von ewigen Stürmen umtraut und in ewige Kälte gefüllt, einmalig mit üppigen Wäldern bedeckt gewesen, in denen wahrscheinlich große Säugtiere umhergeirrt sind. Es ist, als würde man mit einem Male der übrigen Welt bedeutend näher gerückt, wenn man diese Erinnerungen aus einer Zeit sieht, wo es auch hier einen Sommer und einen Frühling gegeben hat... Professor Nathorst in Stockholm, der später das mitgebrachte Material untersucht und bestimmt hat, weist darauf hin, daß, da man bekanntlich Blätter aus dem Meeresboden, weil vom Meer entfernt, antreffen kann, man diesen Fund nicht als unumstößlichen Beweis dafür ansehen darf, daß die in Frage kommenden Pflanzen aus der nächsten Umgebung ihres Fundortes stammen. Inbessen gilt diese Bemerkung auch für das Vorkommen von tertiären Pflanzen im nördlichen Polargebiet. Ferner ist darauf zu erwägen, daß eine Überführung der Blätter, z. B. aus Südamerika, in diesem Falle sehr wenig glaubhaft erscheint. Obwohl Pflanzenüberreste sehr weit ins Meer hinausgeführt werden können, so ist dies doch eine Ausnahme, und die größere Wahrscheinlichkeit spricht stets dafür, daß sie aus der Umgebung stammen. Auch sind diese Blätter in einer Strandablagerung angetroffen, und da ein Beispiel von einer in unserer Zeit stattgefundenen Überführung von Pflanzen in größeren Mengen an einen entfernteren Strand mir nicht bekannt ist, so neige ich mehr zu der Annahme, daß sie aus einem benachbarten Lande herührten. Schließlich scheint das Gestein hier aus einem vulkanischen Stoff zu bestehen, der sich also verhältnismäßig schnell gebildet haben muß. Hierdurch wird es noch weniger glaubhaft, daß die Überführung aus weit entfernten Gegenden so regelmäßig und so reichlich vor sich gegangen sein sollte, daß Blätterüberreste in diese ganz mächtige Ablagerung eingebettet werden konnten. Von besonderem Interesse ist der Fund von Buchen und Araukarien, da diese Pflanzen auch in den Sammlungen aus der älteren Tertiärperiode vorkommen, die ich früher aus dem Magelansgebiet mitgebracht habe. Es sieht also so aus, als ob diese Familien, ebenso wie die Pinguine, wirkliche antarktische Typen wären.“ Anfang Dezember machte Nordenfjöld die Forschungen auf der Seymour-Insel fortsetzen, aber im Eis hatten sich offene Stellen gebildet, die eine Schlittenfahrt nach den Fundorten unmöglich machten. Die nun folgende Zeit verstrich in einräumiger Weile. Jeden Tag, wenn das Wetter schon war, wanderten mehrere

Gefahren auf den Basaltberg, den höchsten Punkt auf der schneefreien Snow Hill-Insel, um nach dem Schiffe auszuweichen. Die Observationen gingen regelmäßig fort, ob es jemand Luft verpürte, eine längere zusammenhängende Arbeit zu beginnen. Vom 9. Januar 1903 an meiste es wieder stark aus Süden oder Südosten, und man mußte nachtrahen, daß das Eis jetzt an der Küste wieder dick gepackt liege. Glücklicherweise ahnte niemand, daß in diesem Sturm die „Antarctic“ zwischen Eismassen ihren Unterzug gefunden hatte. Bismehr befristigte man sich damit, die Vorbereitungen für eine nochmalige Überwinterung in Betracht zu ziehen. Die Kohlenvorräte reichten lange nicht für einen zweiten Winter aus, daher mußte Seehundspeck als Brennmaterial eingelagert werden, wie denn auch für die Ernährung Fleisch von diesen Tieren und von Pinguinen zu beschaffen war. Es begann daher eine eifrige Seehundjagd, und auf der Seymour-Insel wurden vierhundert Pinguine getötet. Mitte Februar bestiegen sich die Führertruppe von neuem und belebten die Hoffnung auf Entzug. Doch am 18. Februar sank die Temperatur auf  $-10^{\circ}$ , ein schwerer Sturm erobert sich, der Sommer war zu Ende. Am nächsten Tage zeigte sich Eis nach allen Richtungen hin, und nahe am Lande war es am dichtesten gepackt. Jetzt ward es den Seehunden eine Gewissheit, daß sie noch ein Jahr auf Snow Hill ausharren mußten. Von diesem Tage an sprach lange Zeit hindurch keiner mehr von dem Schiffe. Noch nie hatte ein Mensch zwei Winter hintereinander in antarktischen Gebieten zugebracht, und so wollte man diesen seltenen Fall mit allen Kräften ausnützen. In erster Linie gewannen die meteorologischen Beobachtungen durch den verlängerten Aufenthalt, aber auch fast alle anderen Arbeiten kamen dadurch zu einem erhöhten Wert. Ende Februar und Anfang März herrschte sehr unregelmäßiges und oft stürmisches Wetter; bald trat schwere Kälte auf, die nach einigen besseren Apriltagen die nächsten drei Monate anhält. Der zweite Winter war zu Anfang wesentlich kälter, dafür aber unerschütterlich weniger stürmisch als der erste. Das gehaltete einen häufigeren Aufenthalt im Freien und bewirkte, daß den Seehunden die Zeit nicht noch langamer verstrich. Mitte Juli ging der Wind nach einem Morgen mit  $-30^{\circ}$  in einen Sturm von Norden her über, während die Temperatur am Abend auf  $+4^{\circ}$  stieg. Diese überraschende warme Witterung dauerte mehrere Wochen an — der 5. August brachte die höchste im südlichen Polargebiet beobachtete Temperatur von  $+9.3^{\circ}$ . Der übrige Teil und der ganze September waren indeed wieder kalt und auch stürmisch. Wir übergehen hier die überaus fesselnde Schilderung, die Nordenskjöld von den Stimmungen und der Lebensweise in diesem zweiten Winter gibt, von den Tagen und Monaten, die unter wissenschaftlichen Arbeiten, unter Träumen und Gedanken an die Zukunft einsinnig dahinschliefen. Nordenskjöld war entschlossen, auch in diesem Jahre eine Schlitzenfahrt zu unternehmen. Es erschien ihm zunächst verlockend, an der Hand der gewonnenen Erfahrungen oberhalb in derselben Richtung wie im vergangenen Jahre nach Süden vorzugehen. Aber weder in geographischer noch in naturwissenschaftlicher Beziehung versprach dieser Plan sonderlich ein anderes, den er entworfen hatte. Beim Betrachten der von der Expedition besuchten Küste trat deutlich hervor, wie völlig unbekannt das nördlich von der Station gelegene Gebiet noch war. Man konnte demgegenüber auf besonders reiche geologische Ergebnisse rechnen, und in Bezug auf die Geographie war Nordenskjöld zu der Ansicht gelangt, daß die im vorigen Jahre hinter Kap Foster entdeckte große Bucht sich mit der hinter Kap Gordon (Bago-Insel) zu einem mächtigen, durchgehenden Kanal vereinige. Wollte er diesen in erster Linie erschließen, so war ein weiteres Ziel die Mesogonierung der Verhältnisse im Norden im allgemeinen für den Fall, daß die Überwinternden bei unglücklichen Eisverhältnissen während des kommenden Sommers versuchen müßten, über das Eis bis an offene Meer vorzudringen und dort eventuell mit der zu erwartenden Entzug-Expedition zusammenzutreffen. Außerdem wollte er zwei bestimmte Plätze ausfinden, um sie näher kennen zu lernen und dieselben Nachrichten über seine weiteren Pläne für ein etwa früher dorthin kommendes Schiff niederzulegen. Es waren zuerst die beiden Orte, an denen die übrigen Kameraden um diese Zeit in düsterer Finsternis den Zeitpunkt erwarteten, an dem sie ihre Vereinigungsüberläufe mit den Anstalten der Winterkation beginnen konnten. Von der Ausführung des letzteren, um die angenehme Zeit in der Tat umgehenden Unternehmen rieten ihm jedoch seine Gefährten auf Snow Hill dringend ab. Am

29. September wurde die Schlitzenreise angetreten, und wenn auch der Start mißglückte, ein schweres Unwetter Nordenskjöld und Jonassen schon bei der Bodor-Expedition zur Umkehr nach der Station zwang, so wurde die Fahrt doch einen Tag später von neuem begonnen. Es war die bedenklichste auf der ganzen Expedition, denn sie führte zur Entdeckung der großen Bucht zwischen Kubmig Philipp-Band und James Ross-Insel, die Kronprinz Gungo-Kanal getauft wurde. Auch diese Insel wie die zweite an der Ostküste des Kanals gelegene Bago-Insel erhielten erst durch Nordenskjöld ihre Namen. Auf dem Eise des bedenklichen Kanals, an einem Vorgebirge der Bago-Insel erfolgte außerdem am 12. Oktober die unerwartete Begegnung mit Dr. Anderson, Tule und Grunden, die wir Nordenskjöld selbst erzählen lassen. Er befiel sich in südlicher Richtung vom Kanal her auf dem Vorste nach dem äußersten Kap und war bei dem erwähnten Vorgebirge angelangt. „Es wollte mir fast scheinen, als ob drinnen ein paar schwarze Gegenstände von ungewöhnlichem Aussehen auftauchten, aber ich dachte nicht weiter darüber nach, in der Meinung, daß es einige vom Abgang herabgelagerte Steine seien. Da fragte Jonassen plötzlich: »Was ist das da oben im Meer, was so sonderbar aussieht?« Ich warf einen Blick nach dem Ufer hinter und antwortete: »Ja, es sieht allerdings aus wie Menschen, aber es sieht natürlich keine, vielleicht sind es ein paar Pinguine,« und ohne weiteres setzte ich den March fort. Jonassen entgegnete jedoch schnell: »Wollen wir nicht lieber Halt machen, damit der Dr. Doktor nachsehen können, was es eigentlich ist?« Zum drittenmal betrachtete ich die Gegenstände, sie sahen wirklich ganz sonderbar aus, und eine Ahnung sagte mir, daß hier etwas von Bedeutung vorgehe. Ich machte Halt und ging an den Schlitzen, um das Fernrohr hervorzuholen. Meine Hand zitterte ein wenig, als ich es vor die Augen hielt, und das Jüttern nahm zu, als ich mich auf den ersten Bild davon überzeuge, daß es wirklich Menschen waren. Ob es zwei oder drei waren, was sie bei sich hatten oder was sie taten, an dergleichen Einzelheiten dachte ich gar nicht. Schnell packte ich das Fernrohr wieder ein, der Schlitzen wurde geschlossen, und im Galopp steuerte wir auf das Land zu. Ich befiel mich in der bestiglichen Erregung und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Vielleicht waren es einige der Kameraden von der Station, was sich nur durch einen eingetretenen größeren Unglücksfall hätte erklären lassen, aber viel glaubhafter noch erschien es mir, daß die „Antarctic“ zurückgekehrt sei und Leute ausgehandelt habe, um uns zu suchen, oder vielmehr, um sich nach der Station zu begeben. Wir kamen schnell einander näher. Jetzt wurde es klar, daß zwei Menschen und ein Schneehuhn entgegenkamen. Bald nahmen wir einen schwachen Fuß, den ich deutlich als ein Hura aufstieß. Ich selber antwortete nicht darauf, denn die Sache erschien mir noch zu räthselhaft. So viel konnte ich jetzt unterscheiden, daß es ein paar wunderliche Gestalten waren, die sich uns näherten. Jonassen rief mir etwas zu, was ich nicht verstand; hinterher erzählte er mir, er habe gefragt, ob ich nicht der Sicherheit halber den Revolver herausnehmen wolle, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein. Das Gefühl der Furcht lag mir in diesem Augenblick völlig fern, ich war ganz davon in Anspruch genommen, die uns Entgegenkommenden anzufahren. Denn was ist ich für mir? Zwei Männer, schwarz wie Fuß, von Kopf zu Fuß mit schwarzen Kleidern, schwarzen Gesichtern und hohen schwarzen Mützen, die bei Jonassen und mit den Gedanken an Gilder ermeder; die Augen, die mit eigenartigem schmerzlichen Ausdruck bebte, schlossen sich der schwarzen Gesichtsfarbe so genau an, daß das Ganze an eine Art feindlichen Maske mit hölzernen Öffnungen für die Augen erinnerte. Sie zuvor hatte ich einer solchen Mischung von Jivonisation und dem äußersten denkbaren Grad von Bewilderung gegenübergestanden; mein Mutmaßungsformeln stand hilflos, als ich mich bemühte, ausfindig zu machen, was für eine Art Menschen dies sein konnte. Jonassen eben angeführter Vorschlag beruhte auf der Vorstellung, daß die Erscheinungen einem unbekanntem antarktischen Naturvölke angehören könnten. Ich selber neigte wohl am meisten zu dem Glauben, daß wir es hier mit den Müßlingen einer ausländischen Expedition etwa der Brucceichen zu tun hätten, oder daß wir Gegenstand eines unerklärlichen Maskenspiels seien. Die räthselhaften Männer reichten mir die Hand mit einem heiligen Guten Tag! Guten Tag! in reinstem Schwedisch. — Guten Tag! Guten Tag! lautete meine Antwort. — Hast du etwas dem Schiff gehört? — Nein. — Ja, wir auch nicht! Wie steht es auf der Station? — Gut, ausgezeichnet in jeder

Beziehung. — Nun folgte eine kurze Pause, während der mein Schiff arbeitete, ohne daß ich mir jedoch eine klare Auffassung von der Situation zu bilden vermochte. Es währte jedoch nicht lange, bis die Erklärung kam. »Ja, wir versuchten im vorigen Sommer bis zu Euch vorzudringen, aber es gelang uns nicht; wir hatten darauf gerechnet, von der »Antarctic« abgeholt zu werden, mußten aber den Winter in einer kleineren Hütte nördlich von hier zubringen und befinden uns jetzt auf dem Wege zur Station.« Jetzt hatte ich also den Zusammenhang erfahren, war aber noch so in Anspruch genommen von dem Gedanken an dies sonderbare Zusammentreffen, daß ich kaum wußte, was ich antworten sollte, als derjenige, der hauptsächlich das Wort führte, bemerkte: »Aber du kennst mich gar nicht wieder.« — Nein, allerdings weiß ich nicht recht. — Ich bin Dufe, und das ist Gunnar Anderson. — So war denn das Rätsel völlig gelöst, und ich stand wieder mitten in der Wirklichkeit, aber in einer, die wunderbarer war als alles, was meine Phantasie hätte erdichten können. Ich weiß nicht, ob die geschätzte Gese länger währte als nur einen kurzen Augenblick, denn von der Bläulichkeit der Zeit hatte ich in diesem Falle nur eine sehr unbestimmte Auffassung. Da war noch vielerlei zu erklären. »Gruben ist der Dritte in unserem Bunde, er ist bei dem Schlitzen und dem Felt zurückgeblieben.« Wir richteten den Kurs auf das am hier sichtbarste Felt, bald waren wir an Ort und Stelle und wurden von dem fränksten in dieser unermarct vereinigten Gesellschaft willkommen geheißen. Die Hütte und den Schlitzen sich selbst überlassen, vergraben wir eine Weile alles um uns her, um dem wunderbaren Märchen zu lauschen, das unsere Freunde uns erzählten.

Gunnar Anderson hatte — wir folgen hier dem von ihm im größeren Teil des zweiten Bandes gegebenen Berichte — Mitte Januar 1902 die Heimat verlassen, um sich nach Port Stanley auf den Falklandsinseln zu begeben, wo er sich der Expedition nach ihrer Rückkehr von der ersten Reise in das südliche Eismeer anschließen wollte. Da die »Antarctic« bei seiner Ankunft am genannten Ort noch nicht eingelaufen und erst binnen einem Monat zu erwarten war, benutzte er die Zeit zu einer naturgeschichtlichen Untersuchung der Inselgruppe, wobei er auf einer Fahrt mit einem kleinen Spononer fast um Leben gekommen wäre. Der Segler strandete, und Anderson mußte über Land Hof von erreichen, von wo ihn ein Postkoffi nach Port Stanley zurückführte. Dort lag schon die »Antarctic«, an deren Bord ihm die fränksten Kameraden von der bedeutungsvollen Fahrt an der Westküste des Ludwig Philipp-Landes, von der Winterstation auf Snow Hill, von einem schweren Sturm bei den Süd-Schotelands-Inseln usw. berichteten. Am 1. April lichtete das Expeditionschiff wieder die Anker, um trotz des bevorstehenden Winters einen Ausflug nach Süd-Georgien anzutreten. Zunächst wurde der deutschen Station an der Hooval-Bay, die aus dem internationalen Observationsjahre 1882/83 herrührt, ein Besuch abgestattet und dann in der Cumberland-Bucht eine aus Anderson, Dufe und Stottberg bestehende Abteilung ausgesendet zu kartographischen, geologischen und biologischen Arbeiten, während die »Antarctic« auf einen zoologischen Zug an der Küste entlang ging. Der Aufenthalt in jener Bucht dauerte länger als einen Monat; er war mit allerlei interessanten und wertvollen Forschungen angefüllt, über die Anderson in einem eigenen Kapitel seltend zu berichten weiß. Mitte Juni verließ das Schiff die Küste von Süd-Georgien und lief Anfang Juli in Port Stanley ein, wo es bis zum September liegen blieb. Um diese Zeit ging die »Antarctic« nach Ushuaia (Fruerland), behufs gründlicher Ausbesserung der Segel und Ladefahr und Einnahme von Kohlen und Proviant, was alles, dant der großartigen Freigebigkeit des argentinischen Staates, dort zur Verfügung der Expedition stand. Während dessen unternahm Anderson in Begleitung des Matrosen Wenersgaard einen Ausflug ins Innere des Landes, um eine zoologische Untersuchung des Lago Fagnano anzustellen, zu der vor sechs Jahren Vorbesuche und Ohlin auf einer Expedition nach diesen Gegenden aus Mangel an Zeit nicht gekommen waren. Am 4. November trat die »Antarctic« dann die Fahrt nach dem Süden an. Schon am vierten Tage zeigte sich der erste Eisberg, und in der Nacht auf den 10. d. Mitt. begegnete man den ersten von Bellen zerfressenen Treibeisflocken. Das kam unermarct, denn die Süd-Schoteland-Inseln pflegen im allgemeinen ohne Eisbindernisse zugleich zu sein, und man hatte am dort vorhergehenden Jahr, freilich später im Sommer, hier völlig eisfreies Wasser angetroffen. Zwei Tage danach wurde der Weg auf dem 61° l. Br. von einem dicken Padeisgürtel verperrt. Vom 13. bis 17. No-

vember war das Wetter still und sonnig, und sobald das Eis sich ein wenig verteilte, arbeitete sich das Schiff ein Stück hindurch. In der Nacht zum 18. erhob sich ein Sturm, die »Antarctic« kam ins Treiben, gelangte aber am 22. in offenes Küstengewässer an der Außenseite der Süd-Schoteland-Inseln und lief am folgenden Tage in den Bransfield-Sund ein, mit dem Kurs auf die Deception-Insel, wo sich die Eisbergschwärme gänzlich gesehleten. Auf dem Wege nach dem Mr. Farlan-Sund wurden hydrographische Arbeiten ausgeführt, die ergaben, daß das Bransfield-Bassin das tiefste bekannte Gewässer der Erde ist. Über den Bransfield-Sund, an der Vitrolde-Insel vorbei hielt die »Antarctic« auf Kap Murray zu, und es erfolgte nun eine genaue Kartierung des Orlean-Kanals, durch welche die der Belgica-Expedition richtiggestellt wurde. Auch kam es zu unvollständigen Sammlungen der Flora auf den eisfreien Inseln und Bergabhängen im genannten Kanal. Am 7. Dezember näherte sich das Schiff der nördlichen Mündung des jetzigen Antarctic-Sundes, dessen Eingang durch dickes Eis völlig verarmtelt schien. Darin wollte den Zugang erzwingen, brachte das Schiff auch in offenes Wasser unterhalb der Joinville-Insel, sah hier jedoch die weitere Straße verperrt und suchte nun einen Weg an der Außenseite der Insel entlang. In der Nähe von Francois Point ließ man wieder auf dickes Padeis, und so war auch hier der Weg verperrt. Vom 11. bis 16. Dezember lag die »Antarctic« im Padeis fest und trieb dann in nordöstlicher Richtung immer mehr von ihrem Ziele ab. Am 19. befand sie sich wieder an der Nordküste der Joinville-Insel, wo sie über die Weihnachtstage ruhig im Eise verblieb. Der bereit im Auge gefaßte Plan einer Schlittene Expedition trat immer mehr in den Vordergrund. Als man sich aus dem Eise in nördlicher Richtung herausgeschlupft hatte, um an der Mündung des Orlean-Kanals einen Platz zur Ausreise auf Schlitzen zu wählen, zeigte sich das Inlandeis an der Küste südlich von Kap Roquemare, besonders schwer zugänglich, und so erfolgte die Rückkehr in den Antarctic-Sund. In einer Nacht südlich vom Mount Bransfield wurde die Landung bewerkstelligt, und von hier aus unternahm Anderson und Dufe mit Gruben den Versuch, über das Inlandeis Snow Hill zu erreichen. Der Versuch scheiterte am Schmelzwasser, das den Trei an der Sidnen-Hebri-Bay den Weg verperrte und sie am 7. Januar 1903 nach Überwindung lebensgefährlicher Situationen zur Umkehr zwang. Sechs Tage später schlugen sie auf dem Depotlag, von wo sie gekommen waren, wieder ihr Felt auf, in der Erwartung, daß die »Antarctic« sie spätestens im März abholen werde. Die Zeit bis dahin verging mit geologischen und zoologischen Exkursionen. Anderson erwiderte eine Fossilienflora aus der Trias- oder der Jura-Periode, eine vollständige Raupigkeit aus dem Südpolargebiet. Wie dem Befehl des Treibeises, schrieb er, »wechsell unsere Vermutungen über das Schicksal der »Antarctic«. Würde sie unverrichteter Sache von Osten her zurückkehren, oder würde sie vielleicht aus Süden kommen, fassengeschmidt mit Nordwindstöße und einem Kameraden an Bord, und mit einer heiteren Lösung des dunklen Rätsels? Von den Höfen oberhalb des Lagerplatzes haben wir oft sonderbare Dinge in der Richtung auf die Vitrolde-Insel zu. Dort befinden sich zahlreiche Eisberge, deren Lage sich mit Wind und Sturm verändert. Wenn sich dann der Nebel da draußen bald verdichtet bald hob, oder Schatten und Sonnenlichter unter jagenden Wolken über die Eisriesen bahin-luschten, nahm wohl der eine oder der andere von ihnen die Form eines Schiffes an, das seinen Kurs auf unsere Sekt-luchtsucht wucht zu richtete. Aber die Tage vergingen, und aus den Wochen wurden Monate, ohne daß die »Antarctic« wiederkehrte. Die Notwendigkeit, hier überwintern zu müssen, wovon wir früher nur als unbestimmter Möglichkeit gesprochen hatten, nahm jetzt allmählich die Form einer drohenden Gewißheit an. Mit nur zwei vom Sturm zerfessenen Jellen und einem unzulänglichen Proviant ausgerüstet, standen wir dem Polarwinter gegenüber. Es handelte sich darum, der Natur die Mittel zur Erhaltung unseres Lebens: Wohnung, Speise und Feuerung abzurufen.« Mitte Februar begannen sie mit dem Bau einer Hütte aus Steinblöcken, deren Mauerflächen mit feinem Strandfles ausgefüllt wurden; den Schlitzen bauten sie in ungeschützter Lage als Dachstuhl ein, innerhalb der Mitte errichteten sie das große Felt, unter dessen Bodenperrennung (geteertes Getreid) ein aus Pinguinohaut zusammengerührter Teppich als Isolierung gegen den getrennten Boden kam. Später wurde die Wind-seite der Mauer noch mit einem dicken festanliegenden Schneewall befestigt. Den Proviant ergänzten sie durch Schitzung zahlreicher

Vingine und die Jagd auf Seehunde, deren Speck auch zur Feuerung dienen mußte. Aus der Schilderung des Lebens, das sie in dieser düsteren Hütte inmitten eines graumalen Klimas führten, sei folgende Stimmungsbild herausgehoben: »Gruben sind, Er ist heute Koch. Heute ist vorzüglich er! aus dem Schlaf er geweckt, hat sich angekleidet und ist in das Köchlein hinausgegangen, wo er nun Feuer in dem »Tranqualeme« angezündet hat. Während das dünne Rauchlein im Kaffeegefäß aufsteigt und der Seehundspieß in der Pfanne prasselt, kist er da und singt. Aber jetzt schwärzt er plötzlich. Offenbar nimmt eine müdige Arbeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch halb schlafelungen liegt er im warmen Schlaf und lauscht seinen Bewegungen da draußen. Manah einer eifrigsten Morgen habe ich selber dort gesehen, und jeder kleinste Laut verriet mir, was er vornimmt. Jetzt tragt er mit einem Stück Holz den Fuß unter der Pfanne weg, und nun legt er die ersten Fleischstücke in das siedende Seehundfleisch. Dann heist er auf und stampft eine Weile auf und ab, um den Blutmensch in den erstarren, vor Kälte schmerzenden Füßen wieder in Bewegung zu setzen. Der Sturm heult und pfeift in dem kleinen Schornstein, und bei den schimmlichen Bögen legt ein raschender, prasselnder Strom von losgerissenen Schneeflocken über das Dach hin. Gruben hat nun draußen in der Küche die »Lampe« in Ordnung gemacht, hat sie mit Speckwürfeln gefüllt und einen neuen Docht hineingebracht. Er reicht sie in die Hölzöffnung hinein und stellt sie auf eine umgekehrte hölzerne Kiste am Eingang. Die qualmende Tranlampe vermag nicht die Dunkelheit unserer schwarzen Höhle zu erhellen, in der die ruhigen Wände alles Licht verdrängen. Aber oben an der Decke leuchten und flimmern, sich von dem dunkeln Hintergrunde abhebend, Tausende von kleinen, meistens sternförmigen Eiskristallen. Sie verschwinden, je mehr die Dämpfe die während der Nacht im Zell abgetriebene Luft erwärmt. Jetzt ist das Frühstück fertig. Gruben kommt zu uns ins Zell, wünscht uns guten Morgen und beginnt »auszudecken.« Zuerst stellt er den Tisch, d. h. die umgekehrte hölzerne Kiste, auf den jetzt freien Platz zwischen Zuse und mir hin, wo während der Nacht kein Schlaf gelegen hat. Dann kommt das »Service.« Die weiße Emaille der Tischfüße schimmert hier und da unter der lebrigen Schicht aus Ruß und Fett hindurch. Wenn man den warmen Kaffee trinkt, bildet sich am Rande der Schale ein weißer reiner Fied von der Unterlippe. Dies ist jedoch nur das alltägliche Aussehen der Schalen, denn jeben Sonntag Mittag werden sie mit Schnee gereinigt. Als Teiler für das gebrauchte Fleisch benutzen wir drei leere Kotteltdosen, deren jedes Raum im Verein mit dem guten Eschensfeld sie zu diesem Zweck geeignet machen. Nachdem wir gegessen haben, reichen Zuse und ich Gruben unsere leeren Gefäße mit einem anerkennenden »Danke für die Maßigkeit!« Und er antwortet: »Keine Ursache.« Diese Höflichkeitserformeln werden regelmäßig zwischen dem jeweiligen Koch und den beiden unbedachtlichen Kameraden ausgetauscht nach jeder Mahlzeit und während der ganzen Überwinterung, und es war uns in unserm elenden verwitterten Dasein eine förderliche Erquickung, in dieser kleinen Höflichkeit einen schwachen Widerhall des Umgangsstones in zivilisirten Verhältnissen zu vernehmen. . . Abends ist unsere beide Pfandbühnen, wenn wir in den Schlafklößen liegen. Wir sind abwechselnd bemüht, einander zu zerstreuen. Zuse erläutert militärische Fragen, Gruben erzählt von seinem wechselvollsten Seemannleben, ich komme mit kleinen zoologischen und geologischen Beiträgen, und selbst Steine werden zu Brot für die hungernden Gemüther in diesem einsamen, eisförmigen Leben. Bücher besitzen wir nicht. Wenn wir das Auge durch ein paar gedruckte Seiten erquickend wollen, müssen wir die wenigen Disten hervorholen, die noch von »Le lait condensé« ic. vorräthig sind, und die Fikstext lesen, aber auf die Dauer ist das wenig erbaulich. Dem Mangel an Berührungsliteratur suchen wir dadurch abzuhelfen, daß wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was wir unter günstigsten Verhältnissen gesehen haben, und es uns gegenseitig mittheilen. Freilich waren das Gepolander, das Erzählen, das Scherzen nur vereinzelte Cafen in einer Wüste von unendlicher Weite, und wir beobachteten selbst mit Staunen, wie unsere Beobachter sich eine wunderliche und dürftige Kostoff aus den banalsten Erinnerungen zusammensuchten. Gleich zu Anfang der Überwinterung kam Zuse auf den Gedanken, und ein Schachspiel anzufertigen. Der vortierliche Deckel einer großen Kattobode diente als Schachbrett. Er wurde in 64 Felder abgetheilt, und von jedem zweiten derselben wurde die Farbe weggelassen. Als Figuren verwendeten wir Patronen

und dergleichen Gegenstände. In einer Hinsicht war es ein Vortheil für uns, daß wir der einfachsten Werkzeuge ermangelten. Eine Arbeit, die mit postendem Gerät schnell und leicht hätte ausgeführt werden können, nahm hier Tage und Wochen in Anspruch, jeftelte unser Interesse und veranlaßte uns zu der nötigen körperlichen Bewegung.« Die Witterung im Bemitter war dadurch gekennzeichnet, daß Nordwinde von uns und über Ruß und Südwestküste mit schneidender Kälte einander in schneller Folge ablösten. Später wurde das Laumeter selten, aber das Tagetage Andersson spricht doch sagt von Regen im August. Sowie es das Wetter erlaubte, hielten sich die Drei im Freien auf, und als endlich der Mittwinter überhanden war, beglückte sie das kleine Stück, das die Sonne mit jedem Tag über dem Landeise der Weken höher lag. Der Entlast sollte von Norden her kommen, aber um von ihm erreicht zu werden, mußten sie den Süden nach der Winterstation wandern. Falls nämlich die »Antarctic« mit Mann und Maus untergegangen war, suchte niemand, daß sie hier lebend zurückgeblieben waren. kamen sie von der Hoffnung ab, wie sie ihre eigene Überwinterungstelle genannt hatten, nicht fort, so konnte es geschehen, daß sie im Laufe des Sommers ein Entlastschiff durch den Sund haben läßen, ohne sich durch Signalfur oder dergleichen demerbar machen zu können. Ihr Leben hing offenbar davon ab, daß sie Snow Hill erreichten, und dazu war Es erstorblich, über das sie gehen konnten. Es entstand daher eine begreifliche Freude, als Anderson am 2. September von einer Rettungsgerüstung den Kameraden die Botschaft heimbrachte, daß das Eis wenigstens bis an die Vega-Insel hinan festlag. Schon früh im August hatten sie mit der Ausrüstung für die Schlittenfahrt begonnen, und am 20. September waren alle Vorbereitungen beendet, auch noch einige kleine wissenschaftliche Arbeiten, u. a. die Kartenfolge von der Hoffnungsbucht, vollendet. Ein schwerer Schneesturm verzögerte jedoch den Aufbruch, der erst am 29. September erfolgte. Langsam kämpften sie sich vorwärts in wechsellndem, oft hüthmendem Wetter. Am 6. Oktober kamen sie an den Kronprinz Gustav-Sund. Quer über dessen Mündung erstreckte sich der Eisband ein Streifen von Kap Gordon auf der Vega-Insel. Rings um das Kap lag kein Eis. Gelang es ihnen nun, über die Vega-Insel nach Snow Hill zu kommen, so durften sie sicher sein, daß die »Antarctic« oder ein Entlastschiff sie dort im Sommer erreichen würde. Die Verhältnisse waren jetzt für die Schifffahrt offenbar günstiger als mitten im Januar im vorhergehenden Sommer, und auch im Antarctic-Sund war, wie sie in den letzten Wochen beobachtet hatten, das Wasser bis an die Wolamel-Insel eifriert. In schneller Fahrt ging es daher über den Sund auf die Vega-Insel zu, bei der sie am 9. anlangten und wo sie auch glücklich das im Januar dort errichtete kleine Proviantdepot wiederfanden. Trotz schwerer Frostzeiten, die Zuse und Gruben heimsuchten, wütheten sich doch alle Drei den fotografischen und geologischen Untersuchungen, durch die ein Ueberblick über die Beschaffenheit des zurückgelegten Oebieds gewonnen wurde. Duse stellte fest, daß der Sibian Herber-Sund vor der Vega-Insel mit dem Kronprinz Gustav-Kanal zusammenhängt, und teilte mit Anderson die Auffassung, daß die Fahrt vom Vandeis der Vega-Insel nach Süden auf jenen Sund nahezu unmöglich war. Infolge dessen gingen die drei am 11. Oktober auf das Treibeis zurück, um die genannte Insel aus der Innenseite zu umfieren, und auf diese Weise kam es zu dem demwärtigen Zusammenreffen mit Nordenfjöld und seinen Kameraden. Am Morgen des 12. waren sie zu einem Felberverzug der Vega-Insel gekommen, den sie später »Vergiberg« der guten Begegnung« taufte. Sie hatten gerade Halt gemacht, um ihr Mittagessen zu kochen, als einer von ihnen ein paar dunkle Gegenstände entdeckte, die sich in der Ferne vom Eise abhoben und die durch das Fernrohr als Menschen erkannt wurden. Binnen kurzem spielte sich dann die schon von Nordenfjöld beschriebene Scene ab. Es war, wie Andersson sich ausdrückt, ein Zusammenreffen, das sich mit der Blut einer heftigen, fast unfaßbaren Freude für alle Zeit in unser Gedächtnis eingebrannt hat. Die Vereinigung kam in einer Weile zustande, die er nie für möglich gehalten hatte; er und seine Gefährten, die auf einen Entlastschiff ausgezogen waren, wurden an jenem Punkte in einer ziemlich dröhnigen Lage aufgefunden. Andererseits brachten die drei Männer, die so viel hatten erdulden müssen, drei gute Nachrichten mit: daß sie vor der »Antarctic« als Ulfuan Anweisungen zwecks einer Entlastschiffpedition nach Schweden geschickt hatten und daß nach allem, was sie gesehen, der Seemeeg bis weit in den Golf hinein offen dalag. (Schluß folgt.)

Erscheint

Donnerstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die Königliche  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Ver-  
träge 5, bezogen werden.

Bezugspreis

Wiedholung 1. M. 25 S.,  
bei mündlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M. 21 S., für  
außerhalb 1. M. 24 S.,  
vierteljährlich  
Übrigere Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 26.

Donnerstag, den 2. März, abends.

1905.

## Die schwedische Südpolexpedition.

(Schluß.)

Nach dem denkwürdigen Zusammenreffen mit Anderson, Lufe und Gruben auf dem Eise des Kronprinz-Gulaf-Kanals als Nordenskjöld die Fortsetzung seiner Schichtenfahrt auf. Einmal bedurften die beiden Entgegenkommen mit ihren erforrenen Fäßen der Ruhe und ärztlichen Behandlung, und dann waren weitere Forschungsarbeiten im Norden schon durch die von jenen bewirkte Rettungsanordnung überflüssig gemacht. Da sie auch die Verbindung zwischen der Schwed. Herber-Bay und der großen Bucht feststellten hatten, so wurde der Rückweg durch letztere genommen und glücklich zurückgelegt. Am 16. Oktober trafen alle auf der Station ein, wo man die neuen Ankömmlinge mit begeisterten Freuden begrüßte und sie hies sich endlich aus wilden Männern wieder in zivilisierte Menschen verwandeln konnten. Über alle kam jetzt gleichsam ein neuer Welt, eine gewisse Fröhlichkeit, obwohl doch die Lage eine sehr ernste war. Als die „Antarctic“ im vorigen Sommer ausblieb, war das Angehörige der Gwaderhälmisse begrifflich, aber jetzt wußte man, daß das Wasser an der Hoffnungsbucht bis tief in den Herbst hinein eisfrei gewesen war. Es blieb also nur die Möglichkeit, daß das Schiff eingetroten war oder Schiffbruch oder eine schwere Havarie erlitten hatte, und das erste Ergebnis nicht so wahrscheinlich wie das zweite. Dennoch gab sich niemand trüben Gedanken hin, jeder tat vielmehr sein Bestes, den andern zu ermutigen, und sprach von der Zukunft mit zuversichtlicher Hoffnung. Während die beiden Kranken sich allmählich erholten, wurden in der folgenden Zeit kürzere oder längere Ausflüge nach der Godburn-, der Seymour- und der Lodder-Insel gemacht, von nun auch Anderson sich in den dortigen wissenschaftlichen Schätzen umfah. Am 8. November befanden sich alle auf der Station, nur Bodman war mit Akerlund auf der Seymour-Insel abwesend. Im Laufe des Nachmittags wurde Nordenskjöld aus dem Wohnraum gerufen, weil einer gefahren haben wollte, daß vier Personen über das Eis daherkämen. Bald waren alle Gefährten vor dem Hause versammelt, um auf das Eis hinauszufragen. In der Tat waren es mehr als zwei Gestalten, und es sah wirklich so aus, als seien es Menschen. Nordenskjöld eilte mit der Mehrzahl der Kameraden ihnen entgegen, und nach einer Weile fanden sie vor zwei argentinischen Offizieren, die durch die erwähnten Befährten von der Seymour-Insel zur Station gekommen waren: Kapitän Trjapin, Vizekonsulhaber der bei jener Insel ankommenden „Uraguan“, und Leutnant Jalous. Nach der ersten Begrüßung stellte es sich heraus, daß die argentinische Regierung, da jede Kunde von der „Antarctic“ ausblüht, eigens für die Nordenskjöldische Expedition eins der Schiffe ihrer Flotte ausgemietet hatte. Das Kanonenboot war am 1. November von Uthman Südwärts gegangen, hatte bereits am 6. die Godburn-Insel in Sicht bekommen, sodann östlichen Kurs genommen und war am 8. früh bei Kap Seymour vor Anker gegangen, wo das weiße Jell Bodman die weitere Direktive gegeben hatte. Nach den notwendigen Besprechungen lehrten die Offiziere nach der Seymour-Insel zurück, mit ihnen Zule zur Vornahme von Kartierungsarbeiten. Die Jantistebanden gingen sofort daran, alles zum letzten Aufbruch vorzubereiten. Da Kapitän Trjapin auch mitgeteilt hatte, daß in Schweden eine Entsendungsexpedition ausgemietet werde, so ließ Nordenskjöld noch in der Nacht einen orientierten Bericht an den Chef ihrer Expedition ab, mit dem er die Anzeige verknüpfte, daß er und seine Gefährten auf der „Uraguan“ zurückkehren würden. Beim Schreiben unterbrach ihn jemand mit der Mitteilung, daß auf dem Eise sechs oder acht Personen sichtbar waren. Weil Kapitän Trjapin einige Leute vom Schiff zur Hilfeleistung beim Laden hatte senden wollen, erregte diese Nachricht keine Verwunderung, und

erst nach einiger Zeit, als man immer noch nichts von ihnen hörte, ging Bodman ins Freie, um nach ihnen zu sehen. „Bald darauf“, erzählt Nordenskjöld, „entsank unsere Arbeit unferen Händen; wilde, durchdringende Gurrufe dringen an unser Ohr: »Larsen, Larsen ist hier!« schreit Bodman. Wir haben in der letzten Zeit ja so viel erlebt, daß uns nichts mehr unmöglich erscheint, aber noch immer will ich meinen Ohren nicht trauen. Es muß ein Irrtum sein, die Ursache des Tages hat Bodman veranlaßt, seine Wünsche in Worte zu kleiden. Ich fürzte jedoch mit allen andern hinaus, und im nächsten Augenblick sind alle Zweifel zerstreut. Dort auf dem Hügel im Dunkel der Sommernacht begrüßte ich Larsen, K. K. Anderson und vier weitere Kameraden, die gerade im rechten Augenblick von ihrem Überwinterungsplatz auf der Pauler-Insel eingetroffen sind, um sich mit uns zu vereinen. Keine Feder vermag die grenzenlose Freude dieses ersten Augenblicks zu schildern. Ginz war klar, die in das Dunkel der Ungewissheit gehüllte Spanne Zeit, die zwischen diesem Tage und unseren letzten Nachrichten von der Schiffsexpedition lag, umfloß Leid und Unglück. Daß unsere Liebe, alle »Antarctic« nicht mehr existierte, ersah ich sofort, aber in diesem Augenblick empfand ich nur Freude bei dem Anblick der Männer, an die ich eben noch mit der tiefsten Hoffnungslosigkeit gedacht hatte; wußte ich doch, daß wir diese Gegend jetzt gemeinsam verlassen würden. Wie tief mich auch das Mittel erfasste, als ich hörte, daß ein junger Seemann aus ihrem Kreise auf dem Wahlsplaz geblieben war, so mußte ich doch dankbar anerkennen, daß alle die anderen ihre Gesundheit und ihr Leben erhalten hatten. Im Triumph führten wir die Neuangetommenen in unser Haus. Alles wußte sie, die einen Winter im tiefsten Eise durchlebt hatten, erfreuen und erquiden konnte, wurde schnell verbeigeholt, und diese Wölfe hatten einen ganz anderen Genuß von dem, was wir zu bieten vermochten, als unter Besuch am Vormittag! Das Wunderbarste von allem war aber für sie das eigentümliche Zusammenreffen, das sie unsere Station an demselben Tage erreicht hatten, wie die Entsendungsexpedition, die sie noch weniger als wir schon so früh im Sommer ermartet hatten. Von einer ungeheuren Bedeutung war es doch, daß beide Parteien gerade in dieser Reihenfolge eingetroffen waren! Wemersgaard's Lob, der Verlust der »Antarctic«, die durchgestämpften Leiden, die ungemessene Zukunft — vor der Ankunft der Argentinier würde uns das alles ein harter Schlag gewesen sein, während die Freude ob der Errettung der übrigen jetzt alles andere aufwog.“

Wie hatte sich das Schicksal der „Antarctic“ und ihrer Besatzung gestaltet, leit Dr. Anderson und Lufe mit dem Matrosen Gruben am 29. Dezember 1902 von Bord gegangen waren? Am Solhofestage wurde das seinen Kurs gegen Norden nehmende Schiff durch Eis zum Stillliegen gezwungen. Am 2. Januar setzte sich das Eis in Bewegung, das die „Antarctic“ hauerlos nach Süden führte und sie jeden Augenblick in die Gefahr eines verheerlichen Zusammenstoßes mit einem Eisberge brachte. Am 4. Januar kam die Pauler-Insel in Sicht, deren Küsten ganz mit Eis blockiert waren. Bald lag das Schiff auf neuem fest, und das Eis begann zu schrauben. Am 10. Januar nahm die Pressung zu, die „Antarctic“ hing immer höher, während das Eis an ihren Seiten zu Meß gemahnen wurde, aber sie entzog sich doch nicht genügend dem Druck, und so zerbrach noch am Abend dieses Tages das Steuer, sprangen mehrere Mitglieder der Besatzung und entlief ein großes Teil am Küstertreiben. Mit Einwirkung aller Kräfte wurde nun Tag für Tag an der Rettung des Schiffs gearbeitet, und mit jeder Änderung des Windes, mit jeder angedehnten

Verteilung des Eises hob sich die Hoffnung der tapferen Männer, daß ihr Werk gelingen werde. Am 3. Februar erhielt die »Antarctic« jedoch einen neuen heftigen Stoß, das Eis verdichtete sich, und wenn auch der Kampf mit vermehrter Anstrengung fortgesetzt wurde, so gab doch eine genauere Untersuchung des Schobens allen die Gewißheit, daß Menschenmacht hier verlegen würde. Am 10. kam das Eis nochmals in Bewegung, offenes Wasser wurde erreicht und das Schiff fuhr noch ein Stück in der Richtung auf die Paulet-Insel zu; aber als wieder Treibeis kam, erfolgte die Katastrophe, die Stottsberg sehr unglücklich schildert. »Das Wasser reichte jetzt bis an das Zwischendeck, es konnte sein, daß die »Antarctic« ganz sichtlich sank. Deshalb war es ratsam, sich auf das Eis hinaus zu begeben. Die schwedische Flotte wurde unter der Befehl geführt, ebenso die Standarten aus dem Groß- und Besan-Waak. Und dann verließen wir die »Antarctic«. Die Veräurungen wurden gelappt, und langsam glitt sie dahin. Um sie noch weiter fortzuschaffen, griffen alle Mann zu und zogen sie an dem Teil der Eishölle vorüber, auf dem unsere Sachen lagen. Wir schleppten sie förmlich zu Grabe. In einer langen Reihe lagen wir dann auf dem Rande des Eises und konnten unsere Blicke nicht von der »Antarctic« wenden. Sie war wieder näher zu uns herangezogen. Noch arbeitete die Mahlschne; das Feuer war freilich gelöscht, aber der Dampf noch nicht ganz entwichen. Noch gingen die Pumpen, aber das Geräusch wurde immer schwächer. Leise sank das Schiff mehr und mehr, jetzt entscheidend der Klamm am Bug, jetzt reichte das Wasser bis an die Keesel, und mit Gefräß stürzten die Eishölle und die Wassermaßen auf das Deck. Den Ton verzeigte ich nicht, solange ich lebe. Es war unermülich, es erschütterte mich bis in mein Innerstes! Jetzt werden die blau- gelben Farben in die Tiefe hinabgezogen, der Belanmarkt schlägt gegen den Rand unserer Eishölle und zerbricht, dann fällt der Großmaß, die Tonne raselt gegen den Girband und der Wimpel mit dem Namen Antarctic verschwindet in den Wellen. Das Bugspriet — die letzte Mastspitze — es ist vorbei.« Nachdem das Heim und mit ihm viele Früchte stieflicher Arbeit verloren waren, begann der Kampf der Männer um das Leben. Zwanzig Menschen befanden sich auf einer treibenden Eishölle, ganz auf sich allein angewiesen. Sie mußten versuchen, über das treibende Eis Land zu erreichen, um dort eine Hütte zu bauen und ihr Dasein zu fristen. Ihr Ziel war die Paulet-Insel, deren steiler Gipfel im Nordwesten aufragte. Unter den schwersten Mühseligkeiten, bei Verlust von Proviant und allerlei notwendigen Gegenständen, landeten sie, nachdem sie mehrfach durch die Strömung aus der Richtung gebracht worden waren und manchen harten Strauß mit wechselndem Eis hatten bestehen müssen, am 28. Februar in ihren Booten an der östlichen Insel. Die nächste Tätigkeit galt der Beschaffung von Pinguin- und Secund- Fleisch sowie dem Bau einer Hütte aus Balatblöcken, die mit den Händen losgebrochen werden mußten. Schon am 3. März verzuchteten K. A. Anderson und drei Matrosen, nach dem Orte zu rathen, wo Dr. Anderson und Dufe abgelehrt worden waren, doch zwang Sturm sie zu baldiger Umkehr. Das schlechte Wetter hielt lange an und die Tage frohen schneeförmlich dahin. Weiß und tot lag die Natur da, mit antarctischer Gemalt traten Stürme auf, und bald war die Steinhölle bis zum Giebel und Dach im Schnee begraben. Draußen umherzugehen und zu klettern, bildete im eigentlichen Winter ein trübeliges Vergnügen. So lag man meist in den Schlafhöhlen, plauderte und träumte von — Essen und vom Entsch. Anderson und Stottsberg hatten jeder ein paar Bücher gerettet, mit deren Lectüre sie sich die Zeit vertrieben. Alles Interesse konzentrierte sich auf den Kampf ums Dasein. Auch Krankheit und Tod brach in die kleine Schar ein, die im Juni dem jungen Pennesgaard seine letzte Aufschüttung auf antarctischem Boden bereiten mußte. Endlich kam dann der Tag, an dem Larsen, K. A. Anderson und ihre Begleiter die Bootfahrt nach Snow Hill antraten. Sie trugen die ganze Hoffnung der Zurückbleibenden; küßten jene das Leben zwischen den Eishöhlen ein, dann war es auch um die andern geschehen, deren Aufenthalt niemand kannte. Am 31. Oct. fuhren Larsen und seine Begleiter ab. Bei günstigem Winde benutzten sie das Segel, sie die Rosamund-Insel in Sicht kam. Dann zogen sie das Boot auf eine Eishölle, schleppten es weiter über Treibeis, landeten am 2. Nov., als sie Badetis antraten, bei hartem Südoststurm auf der Trigau-Insel (späterer Name), setzten in der folgenden Nacht mit der Strömung die Fahrt fort und waren am 4. Nov. abends in der Hoffnungsbucht, wo sie die kleine Steinhölle fanden und von einer an einer Stange befestigten

Zaue die Mitteilung ablasen, daß Dr. Anderson, Dufe und Gruben dort vom 11. März bis 28. September abimertret hatten; eine über der Zaue angebrachte Fiasche barg ein Schreiben und eine Kartenlinie. Sturmwetter hielt Larsen vier Tage fest. In der Frühe des 7. November brachen sie bei schönem Wetter auf und ruderten den ganzen Tag auf die Sidney-Herbert-Bay zu, auf den Spuren Dr. Andersons und Dufes, um deren Schicksal sie besorgt waren. Beim Einbiegen in der Admiralitätslinie stellte sich ihnen ein Hindernis entgegen, das mit dem Boot nicht zu überwinden war. Das Eis lag nämlich in getader Linie und Kap über die ganze Bucht nach der Godburn-Insel und Rio Seymour zu. Infolgedessen wurde das Boot an Land gezogen, und am 8. November nachmittags traten Larsen und seine Begleiter den beschwerlichen Fußmarsch nach Snow Hill an, wo sie noch spät abends bei der Station anlangten.

Am Tage nach dem Eintreffen der Argentinier und der sechs Expeditionsmitglieder von der Paulet-Insel begann auf der Station ein heftiges Baden. Der Transport war lang und schwierig bei dem sehr schlechten Eis, der Weg nach der östlichen Spitze der Insel überlag sechs Kilometer. Auch gab es auf der »Uruguay« keinen Überzug an Platz. So mußte denn viel zurückgelassen werden, das entweder an sich oder durch die damit verknüpften Erinnerungen Wert hatte. Binnen zwei Tagen war die Einschiffung beendet. Ein draußerer Durrast auf der Reeling aufgestellten Offiziere und Mannschaften des Kanonenbootes hatte die Expeditionsmitglieder beim Erscheinen an Bord empfangen, und wenige Minuten später dampfte das Schiff gen Norden. »Am Abend stand ich«, schreibt Korbenstjöld, »allein auf Deck und ließ die Wälle an der vordrübenden Küste entlang schweifen. Wie sonderbar erschien es mir, daß ich hier jetzt auf einem Dampfer fuhr, wenn ich an unsere Wanderungen zu Fuß oder mit dem Schlitzen dachte. Wie hätte sich unsere Lage in einer so kurzen Zeit von 48 Stunden verändert! Aber in die Freude über die Gewißheit, auf dem Heimwege zu sein und über die Zukunft alle Sorgen abgeschüttelt zu haben, die so lange unser Gemüt bedrückten, mischte sich ein Gefühl tiefer Wehmuth. Eine Phase des Lebens war jetzt abgeschlossen, sollte nie wiederkehren. Wie viele Erinnerungen knüpften sich nicht an jede Felsklippe, über die das Auge glitt, — niemals würde ich jede beiden letzten Sandsteininseln vergessen, die mehrere Jahre hindurch unsere Heimat gewesen waren. Nun fuhren wir an der nördlichen Landspitze vorüber, und das Land lag hinter uns, verschwand mehr und mehr unsern Blicken. Ich ging in die Messe hinaus, und unter Gepolauer mit unsern liebenswürdigen Wirten verließ der Abend. Angeleitet ruhte ich eine Stunde in meiner Koje, bis wir die Paulet-Insel erreichten. Vor zwei Uhr war ich wieder auf Deck. Es war ein herrlicher Morgen mit der wunderbaren nächtlichen Beleuchtung, wie man sie nur in den Polarregionen sieht. Alles war still, das Meer tiefblau, nur einige Würfel und Schollen schwimmenden Eises erschienen hin und wieder auf der Oberfläche. Vor uns erhob sich die Eiswölbung der Dundee-Insel, und den Mittelpunkt in diesem Gemälde bildete die dunkle vulkanische Insel, die jetzt unser Ziel war. Immer näher heran kamen wir, schon unterstiegen wir mit dem Fernrohr das mächtige Badrgeir, das die Schiffbrüchigen auf dem höchsten Gipfel errichtet hatten, um die Aufmerksamkeits einer erwarteten Entlassungs-Expedition auf sich zu ziehen. Alles schlief noch, außer den sich im Wasser tummelnden Schwärmen von Pinguinen, die schleunigst vorüberzogen, als wollten sie den Weg an den Strand zeigen, wo unsere Gefährten von einer Rettung träumten, die, ohne daß sie es wußten, ihnen schon so nahe war. Das Eis verdichtete sich immer mehr und bildete an der Insel einen zusammenhängenden Rand. Jetzt fuhren wir an der letzten Landspitze vorüber, und vor uns lag die unermessliche Pinguininsel, die ich vor 22 Monaten von der »Antarctic« aus besucht hatte. Nun zeigte man uns einen niedrigen, kaum sichtbaren Steinhölle, der während so langer Zeit zwanzig Personen als Heim gebietet hatte. Es war 4 Uhr, als die Sonnenscheibe sich über dem Horizont erhob, die ganze Natur in ihren goldenen Glanz häßend. Tief ergriß mich der Bedeutung der Stunde, betrachteten wir das und umgebende Bild, als plötzlich die Stille durch die Dampfföhne der »Uruguay« unterbrochen wurde. Dreimal ließ sie ihren Ton erschallen, der von dem Echo der Felsen zurückgeworfen wurde. Während meines ganzen Lebens habe ich mich nicht so ergrißen gefühlt, wie in diesem Augenblick.

Fretsch ist nur ein schwacher Ausdruck, aber er ist der bedeutsamste, den ich finden kann. Alles was so anders als in dem denkwürdigen Augenblick, wo ich selber als überraschter Teil nehmer in der Sanhlung stand. Hier war ich im Grunde nur ein Zuschauer, aber ich empfand es bezeugen vielleicht um so tiefer, daß wir doch alle als unermordete Erretter zu den Kameraden kamen und sie aus einer Lage befreiten, die an Zückerkeit noch kaum übertraffen werden kann. Eine ganze Weile vor vergangen, seit die Dampfpieste erlöste, da wurde es in dem Steingebäude lebendig. Einer nach dem anderen troch aus der Pute heraus. Man glaubte fast sehen zu können, mit welchen Willen der Verwunderung sie uns betradtetten, noch im Zweifel, ob es Traum oder Wirklichkeit sei. Man sah, wie sie eifrig geküßelten und miteinander redeten, und wie alle allmählich an den Strand herunterkamen. Bald waren auch unsere Boote ausgefetzt, und wir suchten und zwischen den Eisküsten hindurch wendend, nach einem geschützten Platz, an dem wir landen konnten. Fußgeschwärtz, Schwamp, abgemagert, in zerrissenen Kleidern kamen uns unsere Kameraden entgegen, aber ihre Gesichter, denen die Entbehrungen des Winters ihr Gepräge aufgedrückt hatten, strahlten vor Freude. Wir begrüßten einander — nach wechselwollen Gefühlen war die Expedition wieder vereint! Fast mit Anbacht betradeten wir die feuchte, schwarze Hüfte, in der alle diese Männer einen ganzen Winter zugebracht hatten. Alle Kostbarkeiten müssen gesammelt werden, sowohl das, was einstmals von der »Antarctic« gerettet wurde, wie auch die wissenschaftlichen Schätze, die während des Aufenhalts auf der Insel zusammengetragen waren. Wie auf der Seymour-Insel, wurde hier ebenfalls ein ausgezeichnetes Depot von dem Proviant der »Uruguay« errichtet, und man konnte sich kaum eines Gefühls des Reides erwehren, wenn man daran dachte, was diese Vorräte an Konserven, Tee, Zucker, Brot usw. bedeutet haben würden, wenn sie ein paar Monate früher dort vorhanden gewesen wären. Jetzt lag uns noch die Erfüllung einer traurigen Pflicht ob. Einer der Kameraden hatte während der gelirigen Fahrt ein Kreuz mit Zinndraht gemindert, das bestimmt war, den mächtigen Steinhaufen zu töden, unter dem Widdersgaard seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Schweigend umflanden wir den Hügel, in tiefer Dankbarkeit gegen ihn, der uns davor bewahrt hatte, fast immer von dem Faterland und unsern Lieben in der Heimat getrennt zu bleiben und unser Leben an diesem öden Strand zu beschließen, wo die Scharen der Pinguine bald die einzige Trostsmache bilden würden." Nachdem die Bewohner der Paulet-Insel und alle Gegenstände, Sammlungen usw. an Bord genommen waren, richtete die »Uruguay« ihren Kurs nach dem dritten Überwinterungsplatz, der Hoffnungsbuch in Antarctic-Gebiete. Bei ihrem Wetter ging die Fahrt an der Zunder-Insel entlang und vorüber an den links liegenden Inseln, die nach den Argentinern die Jrijar- und die Uruguay-Insel getauft wurden. Das Kanonenboot ansetzte in der Hoffnungsbuch, während Nordenfjöld und Dr. Andersson an Land gingen. Um die jetzt verfallene Hüfte herum, die nach Entfernung des Tages und der Beltmand nur mehr einem gewöhnlichen Steinbügel glich, sammelte es von Pinguinen, die wieder die unbegrenzten Herrscher dieser Welt waren. Nachdem Andersson's geortigte Sammlung an Pflanzenossilien und andere geologische Proben an Bord gebracht waren, hatte die zweijährige Arbeit in der Welt des Eises ihr Ende erreicht. Auf der »Uruguay« genossen die Expeditionmitglieder eine Oaktfrucht, die Nordenfjöld aus höchste rühmt. Die argentinische Regierung hatte das Entschluß auf sich schnell und dabei mit aller möglichen Sorgfalt ausgerückt. Die Südpolarfahrer fanden an Bord eine vollständige Ausrüstung an Winterkleidern vor, von dem reichlichen Proviant wurden, wie erwähnt, recht stattliche Depots an zwei Stellen abgegeben, die Offiziere brachten den Gelehrten ihre ganze Bequemlichkeit zum Opfer, nichts wurde verschumt, was allen den Aufenhalt auf dem Schiffe angenehmer machen konnte. Nach einem Besuch des argentinischen Observatoriums auf der Neujahr-

insel zwecks Vergleichung der mitgeführten magnetischen Instrumente mit den dort aufgestellten wurde Santa Cruz angelaufen, wo die offiziellen und hunderte von Privattelegrammen zur Aufgabe gelangten. Am 30. November lief die »Uruguay« in den La Plata-Fluß ein, am 2. Dezember erfolgte der glänzende Empfang der Südpolarfahrer in Buenos Aires durch Admirale und Offiziere der Republik, durch Vertreter von Obrigkeit und Gesellschaften. Acht Tage später schiffte sie sich auf der »Luzaca« ein, die ihnen von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft zu freier Reize nach Europa zur Verfügung gestellt worden war. Am 6. Januar 1904 trafen sie in Hamburg ein, und wenige Tage darauf empfingen sie in Palma die ersten heimatischen Willkommensgrüße. Alle jubten gemeinsam nach Stockholm, wo sich die Expeditionsmitglieder voneinander trennen mußten. »Vielein Grund hatte ich«, so beschließt Nordenfjöld sein Buch, »den Kameraden beim Abschied zu danken. Einer frätigeren Stütze, als mir die beiden, mir am nächsten lebenden Männer, die Leiter der Überwinterungsstationen an der Hoffnungsbuch und auf der Paulet-Insel, der Dozent Anderson und Kapitän Larsen gewöhnten, hat sich wohl nie ein Expeditionsschiff rühmen können, und man kann lange suchen, ehe man einen tüchtigeren und arbeitsameren wissenschaftlichen Stad findet, wie die Männer, die meine Begleiter waren. Sowohl in Zeiten des Erfolges, wie während der größten Schwierigkeiten hatten und die Offiziere und die Mannschaft der »Antarctic« ohne Murken zur Seite gefunden, stets bereit zu den härtesten Arbeiten und den schwersten Opfern, um die Tradition früberer Polarerepditionen, die aus ihrer handianzischen Heimat entfanbt waren, nicht zuschanden zu machen.«

Wer die beiden Bände des Wertes über die schwedische Südpolarerepdition aufmerksam durchliest und sich in die wechselnde, häufig sehr schwierigen und gefahrvollen Situationen lebendig hineinversetzen kann, wird dieses Urteil nützlich gelten lassen. Es sind auch auf anderen Polarfahrten genug rühmliche Beispiele von opfermütiger Energie und Ausdauer gegeben worden, aber wohl auf keiner solche, die die hier verzeichneten übertrifft. Durch tapferes Ertragen von Entbehrungen und Leiden stehen die Leistungen der an der Hoffnungsbuch und auf der Paulet-Insel mit den primitivsten Mitteln gegen alle Härten des antarktischen Klimas zur Überwinterung gezwungenen Expeditionsmitglieder obenan, und niemand wird ohne Mitleid und ohne Bewunderung die betreffenden Schilderungen lesen, die allenthalben das Gepräge schärfster Wahrhaftigkeit tragen. Nordenfjöld wie Anderson und Stottberg zeigen in ihren Darstellungen die Gabe eines klaren, nützlich und fließenden Vortrags; sie schreiben geschickt und dabei ungetrübten, ob sie wissenschaftliche Dinge behandeln oder die Natur schildern oder von dem täglichen Leben erzählen, persönliche Gefühle und Stimmungen ausdrücken. Man folgt ihnen von Anfang an mit Spannung und warmer Teilnahme und man ist ihnen dankbar für den weiten Einblick, den sie uns in die Durchführung ihres bedeutungsvollen Unternehmens gewähren. Daß dieses von Erfolg geträumt war, daß sie eine Reihe der wichtigsten geographischen und geologischen Entdeckungen machten wie durch andere wissenschaftliche Beobachtungen die Kenntnis der verschiedenen antarktischen Verhältnisse förderten, ist der verdiente Lohn ihrer im vollen Sinne des Wortes hingebenden Arbeit, der sich vielleicht noch reicher gestaltet hätte, wenn sie nicht durch die bescheidenen Privatnotierung der Expedition gleich während des ersten Sommers in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt gewesen wären. Das Hauptergebnis ist die Feststellung, daß Submie Philipp-Land und Grahamland ein zusammenhängendes Gebiet sind, daß der Oriskany-Kanal den Gerlade-Kanal fortsetzt und daß ein langer Sund, der Kronprinz Gustav-Kanal, die Kojinikel vom Festlande trennt. Mit diesem Resultat und den spezialwissenschaftlichen Funden und Observationen nimmt die schwedische Expedition eine glänzende Stellung in der internationalen Forschungsarbeit ein, die in unserem Jahrzehnt der antarktischen Welt gewidmet worden ist.

### **Bücherbesprechungen.**

— Geschichte der Rechtsanwaltschaft von Adolf Weiler, Rechtsanwalt und Notar. Leipzig, G. E. M. Pfeffer 1905. (625 S., 12 M., geb. 14,50 M.) — Die Geschichte der Rechtsanwaltschaft hat bis jetzt eine genügende Bearbeitung nicht gefunden. Die Prospektbücher beschränken sich auf das Nötigste

und geben in der Hauptsache nur die jeweils geltenden Bestimmungen; die innere Entwicklung der Rechtsanwaltschaft lassen sie beiseite, und doch verdient der Stand der Rechtsanwalte eine größere Berücksichtigung, zumal in der neueren Zeit, wo mit der durch die Prospektbücher gegebenen bedeutenderen öffentlichen Stellung, mit der gewachsenen inneren Organisation der Rechtsanwaltschaft auch das Ständebewußtsein gewachsen ist. Es muß deshalb das

angeregte Werk Beifall verdient werden, das eine solche Geschichte bietet, und das Verdienst des Verfassers ist um so höher zu schätzen, als es oft an vorbereitenden Werken gemangelt haben wird. Finden sich daher hier und da Lücken oder kleine Unrichtigkeiten, ist dies wohl verzeihlich und berichtigt nicht den Wert des Buches nicht. Der Verfasser geht zunächst auf die Ämter des Richters, Rechtsanwälters und Vorsitzers (Vorsprecher) des ältesten deutschen Reichs zurück, um sodann die Vorsitzenden in ihrem Amte zu schildern, auch den *saccharo* oder *sagbaro* zu erwähnen. Jene Personen waren nicht eigentliche Anwälte im jetzigen Sinne, sondern mehr Gutachter des Gerichts, die oft von den Parteien um ihr Gutachten angegangen wurden und dabei nicht die Rechte der Partei vertraten. Die Vorsitzenden, Vorsitzler waren ebenfalls nicht eigentliche Vertreter der Partei und nicht von ihr gewählt, sondern vom Richter gegeben; sie trugen den Rechtsfall vor und legten den Rechtsstandpunkt dar und wurden so wenig als belangen angesehen, daß sie dann auch bei Bindung des Urteils mitwirken konnten. Die Gerichtsvorsprecher und Gemeindevorsprecher hatten eine andere Tätigkeit, wenn sie auch auf ähnliche Anschauungen wie bei den Vorsitzenden beruhte. Der Verfasser bespricht dann kurz die Advokaten im römischen Rechte, die *rogator* und *procurator*; die *advocati* oder *juris consulti*, die Gutachten abgaben, während der *orator* oder *patronus* das Wort für die Partei führte. Später vermischt sich die Unterscheidung und es entwickelte sich ein berufsmäßiger *Gammalrecht*, gegen den schon unter den römischen Kaisern Klagen wegen des Hinausgehens der Prozesse, zu hoher Forderungen erhoben wurden. Das alte deutsche Recht ließ eine Stellvertretung an sich nicht zu und gestattete nur später die Vertretung durch *Galmwurf* (Übertragung des Anspruchs auf den Vertreter) oder durch *Mandat* in besonderen Fällen (z. B. für Frauen, Kranke) oder durch gerichtliche Bestellung; daneben gab es noch eine Stellvertretung durch *Gewalt* oder *Amtesverhältnis*, so für den Pfarrer, Kirchen, Klöster usw.; die Beamten, die nicht nur in der Vermögensverwaltung und in Prozessen, sondern auch bei Ausübung der Gerichtsbarkeit vertreten, wurden *advocati* oder *Bögte* genannt. Erst nach und nach wurde eine Stellvertretung in weitem Umfange zugelassen. Der Stellvertreter (*muatporo*, *Vormant*, *Gewalthaber*, später vorzugsweise *Anwalt* genannt) war nicht bloß der Prozeßvollmächtigte, sondern überhaupt der *Bevollmächtigte*, etwas anderes als der Vorsitzende, neben dem er darum auch auftreten kann. Daraus ergab sich eine Zerteilung des Berufs in *Advokaten*, die die schriftlichen Arbeiten, und *Prokuratoren*, die die mündliche Tätigkeit überhatten. Der Verfasser schildert diese Entwicklung, insbesondere nach dem Einwirken des kanonischen Rechts, bei den Gerichten, vornehmlich bei dem Reichskammergericht und bei den Hofgerichten der einzelnen Fürsten eingehend, so für Württemberg, Sachsen, Österreich und, wie selbstverständlich, für Preußen. Hier werden u. a. die logen. *Wittensräte* und *Justizkommissare* in ihrem Wirken dargestellt. Weiter werden die *Advokaten* und *Advokatanwälte* des französischen Rechts in Hannover und Braunschweig erwähnt. Im letzten Abschnitt bringt der Verfasser die Geschichte, die die Rechtsanwaltschaft sich etwa von Beginn des 19. Jahrhunderts an bis zur deutschen Rechtsanwaltsordnung entwickelte. Lange hatte dabei noch jene Zerteilung des Berufs seine Wirkung geübt, so z. B. in der Leipziger Oberhofgerichtsordnung von 1492, bei dem Reichskammergericht, später in Preußen, in den französischen Rechtsgebieten, obwohl daraus nicht geringe Nachteile und Verzögerungen entstanden. Die Überwindung jenes Zustands bedeutete daher einen wesentlichen Fortschritt. Auch die Anwaltsstage und Anwaltsvereine streben nach engerem Zusammenschluß und Festung des Standes. Von der größten Bedeutung war aber für die Rechtsanwaltschaft die vom neuen Deutschen Reiche erlassene Rechtsanwaltsordnung und die Stellung, die die Rechtsanwaltschaft in dem neuen Prozeßverfahren erhielten. War durch diese ihnen eine mehr öffentliche Stellung gegeben, so erhielten sie durch jene Ordnung eine Organisation, die sich über das ganze Deutsche Reich erstreckte, und die Möglichkeit, die Standesinteressen und das Standesbewußtsein nach außen wie insbesondere nach innen (Kanzalkammern, Ehrengerichte, Ehrengerichtshof, Disziplinardisziplin) zu wahren und zu fördern. Der rechte Gebrauch dieser Stellung und dieser Befugnisse liegt im eigenen Interesse der Rechtsanwaltschaft.

Der Gang des Werkes konnte im vorstehenden nur sehr kurz mitgeteilt werden. Das Buch selbst bietet viel mehr und in manchen Teilen, so z. B. über das Verfahren in den älteren Rechten, liefert die Verhältnisse beim Reichskammergericht, über das Vorgehen in Preußen gegen die Advokaten und Procuratoren im Anfang des 18. Jahrhunderts sind lebendige Schilderungen der Vorgänge gegeben, die auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen. Beweist sich der Verfasser in seinem kurzen Vorwort nur an seine Berufsgenossen, so kann sein Werk hier allen Gebildeten zum Lesen empfohlen werden. K.—d.

— Karl Zimmermann, *Einmal Sam. Amerikanische Reise* und Kulturbilder. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder. Preis 4 Mk. — Die letzten zwei Jahre haben und verschiedene Amerikaniker besucht; ich denke besonders an die von Goldberger, Polenz und Münsterberg. Während die ersteren trotz Hervorhebung einiger Schwächen mehr in eine Bemüdung der amerikanischen Verhältnisse ausklingen, labelt Zimmermann die meisten amerikanischen Einrichtungen und das spezifisch amerikanische Volk samt und sonders. Von diesem sagt er, daß es sich in seinem ganzen Einnen und Streben, in seinem ganzen Handeln und Fühlen als niedriger Typus offenbare, der das höchste Ziel seines Strebens darin liege, möglichst schnell zu großem Reichtum zu gelangen. Der Amerikaner unterschreibt sich in dieser Richtung „wenig von dem monotheistischen Typus, dessen Tugenden und Tugenden auch nur dem Wägbareren gilt und in dessen eingetretener Seele sich noch nicht ein Säubigen Verlangen nach etwas Höherem findet. Der Edelsteufel flucht so sehr im Amerikaner, daß sein ganzes „Ich“ von dieser Leidenschaft beherrsch wird. Der Geldwut tritt in all seinen Äußerungen zu tage. Das „to make money“ und „how is the business?“ sind mehr als stereotyp, landläufige Ausdrücke, sie offenbaren das ganze Seelenleben des Amerikaners, der neben der Welt des Geldes keine andere mehr kennt.“ Zimmermann weiß nach, wie der Geist der Selbstsucht alle Verhältnisse des amerikanischen Lebens durchdringt: ökonomische, politische, gesellschaftliche und kirchliche, wie die nordamerikanische Republik nur noch als Plutokratie aufzulösen ist, aus der der alte demokratische Geist, wie er die Gründer der Republik hervorgeht, völlig verschwunden ist. Immer wieder gießen Zimmermanns Darlegungen darin, daß das moderne amerikanische Leben durch die großen Gegensätze von Reichtum und Armut, durch das Fehlen eines jeglichen Idealismus und durch einen traffen, alle Nützlichkeiten verwertenden Egoismus gekennzeichnet ist. Die europäischen Begriffe von Moral, Charakter, Selbstbewußtsein sind dem Amerikaner fremd. Diese Behauptungen erläutert der Verfasser durch viele Beispiele. Wie Goldberger ein ausgesprochenes Amerikanerfreund ist, so ist Zimmermann ein ausgesprochenes Amerikanerfeind; zwischen beiden liegt offenbar das Richtige. Goldberger und Polenz gegenüber hat Zimmermann voraus, daß er mehrere Jahre in der Union gelebt hat und sich durch längere Autopsie eine gründlichere Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse erworben hat. Das Buch dürfte Nationalökonomem, Ethnologen und Kolonialpolitikern recht empfohlen sein. Nicht vergessen sei, daß sich durch das ganze Werk der Gedanke wie ein roter Faden hindurchzieht, daß es die vornehmste Aufgabe des Deutschlands in den Vereinigten Staaten wäre, möglichst es über 12 Millionen Deutsche gibt, sich zusammenzuschließen und zu organisieren, um hierdurch insland greift zu werden, seine nationalen Eigentümlichkeiten, wie Sprache, Sitten und Anschauungen, den fremdländischen und vielfach noch deutschfeindlichen Einflüssen gegenüber festzuhalten. Ee.

— E. Bettelein: *Einmal-Kunst*. Leipzig, 1905. Bernhard Richter's Buchhandlung, 8 Jll. und 31 S. Preis 1,20 Mk. — Einst war Kunst Himmelfahrt. Seit es ein Meister wanderte, da mo er baute, vermunds in bedächtiger Arbeit sein Werk mit dem Boden. Die Kunstwissenschaft, die neuen Verkehrsmittel, Buchdruck und Buchhandel, eine viel raschere Arbeits- und Bauweise haben heute eine Afterskunst großgezogen, die weder bodenmäßig noch konstruktionsmäßig, noch natürlich im Ausdruck ist. Die verkehrte Kunstausübung fand, nach unheilvollsten Niederfall in System der Buchhändler, welche Kunstweilker hat Kunstschöpfer erzielen. In dieser Erkenntnis mahnt der Verfasser, zur Sachlichkeit und Einfachheit zurückzukehren. Möchten seine Worte beherzigt werden. H. T.



Redaktion: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 27.

Sonnabend, den 4. März, abends.

1905.

## Ein Markstein in der Volksschulgesetzgebung Sachsens.

Von Hermann Dähry-Rothlig.

Das „Generale vom 4. März 1805, das Anhalten der Kinder zur Schule und die Bezahlung des Schulgeldes betreffend“ bezeichnet, so wenig es auch nach dem Titel scheinen mag, einen Hauptstein in der Verbesserung des Volksschulwesens Sachsens. Es ist, sagt der kundige Fepppe 1860 in seiner Geschichte des deutschen Volksschulwesens (II, 207), als der Anfang der neueren wie als Schlüssel für allen Geschichte des Volksschulwesens anzusehen. So verdient es nach hundert Jahren ein Wort der Erinnerung.

Sein Erscheinen ist vorbereitet durch die allgemeine geistige Erziehung in den vorausgehenden Jahrzehnten und ihre Aufzählung in Sachsen. Die Aufklärung kämpfte ohne Rücksicht auf Größe und Größe vom Standpunkte der Vernunft für andere Anschauungen in Religion, Staat, gesellschaftlichem Leben und auch für eine vernünftige Erziehung. Gegenüber dem Pietismus stand sie letzterer Diebstahls, sie will „intelligente, geistig gebildete, praktisch brauchbare, lebensfrohe und wohlwollende Menschen“ bilden. Die vorzüglich konfessionale, damals Kirche und Schule leitende Oberbehörde Sachsens folgte in Erziehungsfragen zwar nicht dem Rationalismus, verschloß sich aber nicht dem Gedanken einer zeitgemäßen Verbesserung der Schulen.

In diesem Sinne wirkte als eine der einflussreichsten Persönlichkeiten der edle Graf v. Jochensthal, 1767 – 78 Bizepräsident des Oberkonsistoriums. Gemäßigt pietistisch gesinnt, zugleich aber das Gute von den Vertretern der Aufklärung und des Philantropismus anerkennend und nachahmend, förderte er als Herausgeber der Nova agenda scholastica und durch das 1763 von ihm begründete und geleitete Leipziger Intelligenzblatt die Volksschulreform, indem er eintritt „für möglichste Gemessenheit in Ausbreitung aller Arten von unparteiischen Vorlesern und praktischen Kenntnissen, verbunden mit dem unveränderlichen Blide auf ihre ewige Gültigkeit“. Die Schule, und ganz besonders die Schule auf dem Lande, wird im Intelligenzblatt ein Gegenstand seiner Fürsorge. Nach v. Jochensthal Ausscheiden aus dem Konsistorium förderte kein gleichermächtig Nachfolger Oberkonsistorialrat Dr. Rädler „als Vorkämpfer, Schul- und Lehrerfreund mit erstaunlichem und zu jedem Opfer bereitem Interesse die Schul- und Bildungsangelegenheiten Sachsens“.

Umsetzung, Leitung und Förderung der Volksschule war seit den Tagen ihrer Begründung unter den bei der Schule interessierten sozialen Faktoren Familie, Gemeinde, Staat, Kirche in einer Enge der Kirche. Die Volksschule wurde als kirchliches Institut betrachtet, obgleich schon die Reformatoren und vornehmlich Luther der weltlichen Obrigkeit die heilige Pflicht auferlegte hatten, sich des fittig gekleideten, ungebildeten, unwissenden und hilflosen Volkes anzunehmen. In der Zeit der Aufklärung tritt jedoch die Auffassung der Volksschule als politischer Anhalt mächtig hervor. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts will, ohne die Beteiligung der Gemeinde und Kirche auszuscheiden, die Schulpolitik des Staates gefährt wissen, dessen Macht und Lebensbedingungen auf der Entwicklung des Volkes beruhen, der, wie es heißt, nur geben kann, wenn seine Bürger gut erzogen sind. Es erscheint als Pflicht des Staates, die unendlichen (weltlich-ökonomischen und geistigen) Kräfte, die im Schoße der Nation schlafen, zu wecken und dem in der Brust von tausend und abertausend Menschen wohnenden Genius durch besserer Bildung die Flügel freizumachen. Vermöge seiner Souveränität hat der Staat das Recht, in alle Lebensverhältnisse einzugreifen und sie durch Gesetze zu ordnen.

In Sachsen treten solche Wünsche an die Regierung in der sozialen und wirtschaftlichen Not hervor, die der Siebenjährige Krieg über das Land gebracht hat und die zu lindern und zu heben auch die höhere Volksbildung ein Mittel werden soll. „Ein für allemal liegt der Wohlstand einer Republik lieblich in den Schulen verborgen“, spricht man auf dem Landtag 1763 aus (Hütting, Die Beginnen des Siebenjährigen Krieges, im Archiv f. Sächs. Gesch. 1904, S. 91/92) und 1766 sagt die Ritterschaft in einer Eingabe an die Regierung: „Der Staat hat zu wenig Gewalt in den Schulen, Schulen gehören untreulich nach gesunden politischen Prinzipien unter die Polizeiaufsicht.“ Und diesem Gedanken entsprechend, heißt es in einem Kommissionsbericht der Ritterschaft zur Wiederherstellung des Landes 1766: „Soll die Schule gehoben werden, so muß vor allem der weltlichen Obrigkeit mehr Disposition zugestanden werden.“

Kein Wunder, wenn nach solchen Wünschen und Forderungen aus dem Lande die Regierung Schritte tat zur Verbesserung des Volksschulunterrichts in Stadt und Dorf. Preußen hatte bereits mit seinem General-Volksschulreglement 1763 ein Vorbild gegeben. So erhält 1770 die Lausitz eine neue Schulordnung und 1773 folgt für die Erblande die „Erneuerte Schulordnung für die deutschen Stadt- und Vorstädte der Kurfürstlichen Lande“, die den Unterricht in den Schulen „der Erkenntnis des gegenwärtigen Weltalters gemäß anzustellen“ Anleitung geben soll. Sie umfaßt das Ganze der öffentlichen Erziehung und des Unterrichts der Volksschule. Sie erhöht die Anforderungen im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, fordert Realunterricht, orthographische Übungen, deutsche Aufsätze und besteht dem Utilitarismus der Zeit entsprechend, nicht zu lehren, was vermuthlich zeitweilen nicht nützen werde.

Aber die Schulordnung konnte erst gelegnet wirken, wenn es bei Besetzung der Schulstellen nicht an Männern fehlte, die den höheren Ansprüchen der Zeit zu genügen vermochten. Der Staat fühlt die Verpflichtung, für eine besondere Vorbildung der Volksschullehrer zu sorgen. Es würde, heißt es in einem Bericht des Oberkonsistoriums 1763 (Bohle, Der Seminarerbanke in Gurlaschen S. 94) zu merkwürdiger Aufnahme des Schulwesens, mooson die Mühseligkeit des Staates unermesslich abhängig, gereichen, wenn Seminaristen für Schullehrer in der Stadt und auf dem Lande angelegt und dazu von der Landeshoheit ein zulangliches Quantum ausgelegt würde.“ So entstehen durch staatliche Fürsorge die Seminare zu Friedrichstadt-Dresden 1787, zu Weissenfels 1796 und ihnen ähnliche Privatankalten zu Freiberg und Plauen. Die edle Frau v. Fleischer verspricht ein Legat von 40000 Talern für Seminarewerke zu stiften, da sie „im stillen oft ihre Betrachtung darüber gehabt, daß nicht allein Lehrer und Freunde unserer heiligen Religion, sondern auch alle vernünftigen staatsdienlichen Personen einstimmig die Besetzung der niedrigen Schulbedienten mit geschickten und rechtgeschaffenen Lehrern für eines der unentbehrlichsten und ersten Mittel zur Verbesserung der Wohlthat eines Landes halten“. Die Schulordnung von 1773 gibt in Kapitel XIII noch die Anregung, daß in den Oberklassen der Stadtschulen sächsische Subjekte ausgesetzt werden, die unter Aufsicht und Anleitung des Superintendenten oder Pfarrers vom Rektor und Kantor zu Lehrern in den unteren Klassen der Stadtschulen und zu Schulmeistern, Katecheten und Kinderlehrern auf dem Lande habereit werden mögen, auch falls nach dem Urteil des Superintendenten ein und der andere Schulmeister geschick, einen jungen Menschen zu treuer Verwaltung eines Kinderlehrers- und Schulmeisterbedienten

unter Aufsicht und mit Beistand des Pfarrers vorzubereiten, so möge es erlaubt werden. Die bereits im Amte stehenden Lehrer aber regt man an, sich durch Schulconferenzen und Vesegeellschaften in ihrer Bildung zu fördern.

Das Volksschulwesen auf die Zeit entsprechende Höhe zu bringen, blieb nur noch zweierlei zu wünschen übrig, und diese Wünsche erfüllt das Generale vom 4. März 1805. Das ist erstens der Schulzwang. Solange die Schule vornehmlich trübselig anhielt war, reben die Schulordnungen nur von einer Schulpflicht, einer sittlichen Notwendigkeit der Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, zu deren Erfüllung sie zu bestimmten Zeiten von der Kasse gemacht werden sollten. „So wenig wie zum Kirchenbesuche“, sagt Superintendent Hoffmann 1832, „wollte man auch zum Schulbesuche zwingen, sondern es lieber dem Gewissen eines jeden überlassen, für sich und die Seinigen von den kirchlichen Lehr- und Bildungsmitteln Gebrauch zu machen.“ Und wenn auch vereinzelt eine für die Bildung ihrer Untertanen besorgte Obrigkeit für Unterlassung von Strafe redet, ein allgemein durchgeführte Heranziehung der Kinder zur Schule konnte man nicht. Das genügt dem omnipotenten Staat der Aufklärung nicht mehr, die Schulen müssen Staatsanstalten sein, und ihre Leitung und Ueberwachung darf nur in seinem Auftrag geschehen. Kraft seines vormundschaflichen Rechtes über die Unmündigen verpflichtet er die Eltern unter Androhung von Strafe bei Verläumdung, ihre unterrichtsfähigen Kinder in die Schule zu schicken, damit keines in Erziehung zu sittlich-religiöser Lebensauffassung und Missethätigkeit und in den für das Fortkommen im bürgerlichen Leben unentbehrlichen Kenntnissen und Fertigkeiten vernachlässigt werde. Der Schulzwang, um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in den meisten deutschen Ländern staatsförmlich angeordnet, beruht in Sachsen auf dem Auftrag der Landstände 1766, worauf die Regierung unter dem 7. August desselben Jahres das Reskript, die Haltung der Kinder zur Schule betreffend, und unter dem 24. Juli 1769 ein Generale erläßt, worin den Eltern bei Strafe eines alten Schodes geboten wird, die Kinder vom 5.—14. Jahre Sommer und Winter in die Schule zu schicken. Diese Bestimmung wird dann im 2. Kapitel der Schulordnung von 1773 wiederholt. Landesherrliche Verordnungen fanden jedoch im Patrimonialstaat durch Stadträte und Gutsbesitzerhäften eine mehr oder weniger vollständige Ausföhrung. Diese behandelten entweder zu wenig Interesse an der Sache oder beurteilten mit übergroßer Nachsicht die vorgebrachten Entschuldigungen der Eltern: Die Kinder müßten im Gewerbe oder in der Landwirthschaft mit arbeiten und Geld verdienen helfen, sie seien auf dem Lande, insbesondere bei der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Stelle der früheren Hoppelkut eingetretenen Einzelkut als Kuchbirten nötig, der Weg zur Schule sei zu schlecht, es fehle den Kindern an genügender Kleidung, oder wie es in einer Eingabe der „Parochianen“ zu Taura bei Wurastädt 1774 wegen Schulverräumnisse als Entschuldigung noch heißt: „Vergleichen Kinder, die in die Schule gehen und lernen sollen, eignen sich nicht mehr zur Arbeit, sondern liegen über den Hüften und beschäftigen sich aus Furcht vor Strafe ohne Unterlaß mit den zu Hause aufgegebenen Aktionen.“ Dr. Wödel hat in einer Arbeit über das Volksschulwesen in der ehemaligen Diöcese Jandau aus den halbjährlich eingereichten Schulbesuchslisten zwischen 1774—1791 wiederholt die Bemerkung gefunden: „Hat abermals das ganze Halbjahr verläumd“, „hat die Schule noch nicht geüht“, „ist mit keinem Fuß in die Schule kommen“, „ist nicht gekommen“ uim. Und die zusammengestellten Schulverräumnisse mehrerer Jahre zeigen bei sehr vielen Schulen inderthatlich hohe Zahlen. So klagt denn auch das Generale vom 4. März 1805 § 1, daß die ergangene Verordnung wegen Anhaltens der Kinder zur Schule von einem großen Teile der Untertanen vernachlässigt worden sei, und wiederholt in § 7 und 8 die Verordnung in verhärteter Weise. Die Eltern sollen nicht mit Geld, sondern mit Gefängnis un-nachlässig gestraft werden, wenn sie ohne hinlängliche Entschuldigungsbüchse Schulverräumnisse ihrer Kinder zulassen: mit 7 Tagen bei 8 Tagen Verläumdung hintereinander im Quartal, mit 6 Tagen im Wiederholungsfall. Der Beginn der Schulpflichtigkeit der Kinder in den eingeschulden Orten wird auf das 6. Jahr in Orten, die über eine halbe Stunde von der Schule entfernt liegen, auf das 7. Jahr festgesetzt. Rathemmen, deren Schulkenntnis und Verfertigung sich ungenügend sich erweist, sollen vom Konfirmandenunterricht ausgeschlossen werden und über

das 14. Jahr hinaus die Schule so lange besuchen, bis diesem Mangel abgeholfen ist.

Und eine zweckmäßige, heute in den einfachen Landtschulen übliche Einrichtung hängt in ihrer Entstehung mit der Ordnung des Schulzwanges zusammen und wird im Generale von 1805 § 19 zuerst befohlen: die Zeitung der Kinder auch in der einfachen Landtschule in 2 Klassen, von denen allemal nur eine gegenwärtig ist und in besonderen Stunden den ihren Zeitungen angemessenen Unterricht empfangt. Die Einrichtung sollte den Eltern gewisse Aufschuldigungen für Schulverräumnisse ihrer Kinder abkneiden.

Die Kinder sollten ihnen nicht den ganzen Tag entzogen werden. Es wurde aber damit zugleich ein wichtiger innerer Fortschritt im Landtschulwesen erzielt, denn der Lehrer brauchte jetzt keine Kräfte zwischen größeren und kleineren Schülern nicht mehr zu zerstückeln; nur einer Klasse hatte er Kummerfameit und Tätigkeit zu widmen und konnte so ihr Interesse besser anregen und die Leistungen steigern. Dazu kam nun noch die im Generale von 1805 § 19 unerlässliche Anlegung und Einrichtung besonderer und zu seinem andern Behuf zu gebrauchender Schulläden. Ohne eine besondere Schullade zu ungestörter Arbeit können wir uns heute eine Schule gar nicht denken; aber dies in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine solche im sächsischen Landtschulhaus außerli selten vorhanden. Die Schullade war zugleich Wohn- und Wirthschaftsküche der Familie des Lehrers. War der Schulmeister etwa nebenbei Handwerker, so fand auch noch der Weibstuhl oder Schneiderstisch darin. Der Schulmeister Berger in Grotzen bei Waldheim († 1780), ein leidenschaftlicher Ochsenzüchter, müstete sogar in einem harten Winter in der Schullade hinter einem Ofensteg einen Ochsen, bis der Superintendent sich gehörnte hospites in solchem Raum verbat (Kirchengalerie 1842 XI, 142). Die Schulordnung von 1773 c. XIX, 2 hielt nun zwar neben der einen Stube noch eine Stube anzulegen und anzubauen für „sehr nötig“, aber man hatte dem „nicht nachgeleht“. Das Generale von 1805 bezeichnet sonach mit seiner scharfen Verordnung einen wichtigen Schritt der Volktschule zu ihrer Selbstständigkeit.

Noch ein anderer Punkt ist es, durch den das Generale von 1805, § 13 eine Wichtigkeit im Volktschulwesen erlangt; es ist die Sicherstellung des Schulgeldes für den Lehrer. Als die Kirche im 16. Jahrhundert aus dem Dorfe dem Ritter Rülherbau und Kircheneinkommen für die mit zu übeue Unterrichtstätigkeit gemessenen zur Verfügung gestellt hatte, da war das nach und nach aufgekommene Schulgeld die erste, lediglich für die Schulaltigkeit bestimmte Vergütung. Man gab seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert in Sachsen wöchentli 2—6 s fürs Kind, selten mehr, zahlte es aber am Ende der Woche nur dann, wenn das Kind die Schule auch wirklich besucht hatte. Wenn die Eltern die Kinder nur ein oder zwei Tage in die Schule schickten, sagt 1727 der Pfarrer von Lautenbach bei Grotzen, „geben sie statt 6 s die Woche nur einen oder zwei.“ Fehlte das Kind die ganze Woche, so ging dem Schulmeister auch die ganze Wochenentnahme verloren. Und manchmal Vater hielt sein Kind absichtlich zurück, um den „Schuldireier“ oder „Zecher“ zu sparen. „Ehrent, die ihre Kinder im Sommer zur Schule schicken könnten“, schreibt 1791 der unbekante Verfasser der Schrift über die böstlichste Verbesserung der kurfürstlichen Dorfschulen S. 40, „unterlassen es bei ihrer Armut gar zu gern, damit sie das Schulgeld ein halbes Jahr hindurch nicht bezahlen dürfen.“ So gab's für den Schulmann oft einen erstföhligen Kussal im Einkommen und natürlich Klagen. Wooll soll ein armer Schulmann leben, wenn ihm jährlich das halbe Schulgeld entgeht, äußert 1775 Superintendent Ullig in Venig in einem besondern Anlaß, als Kinder in Wolfenburg ein halbes Jahr nicht in die Schule gekommen sind. Und der oben erwähnte Oberkonsistorialrat Rüdler bemerkt in einem Gutachten 1785 (Wöfel, 114): Es sind der Schullehrer Einkünfte besser und zuverlässiger in Hinsicht deren Betrages und Erlangung zu bestimmen, damit sich die Lehrer für ihre laute Arbeit wenigstens eines gewissen Lohnes, den ihnen die jetzige Einrichtung wegen des Schulgeldes nicht verschafft, zu erwehren haben. Da bringt das Generale von 1805 in § 13—19 eine bedeutame Änderung. Es ordnet an, daß das Schulgeld vom Tage des Beginnens der Schulpflicht bis zu deren Ende ohne Unterchied, ob das Kind in die Schule gekommen sei oder nicht, oder ob sein Anhalten durch Krankheit, Abwesenheit oder sonst zu entschuldigen sei, nach dem ordtlichen Sage

wöchentlich oder monatlich zu bezahlen sei. Für arme Kinder hat es die Gemeinde zu entrichten. Und damit alle aus der eigenen Erziehung desselben hervorgehenden, ihre pflichtmäßige Schulfreizeit auf mehr als eine Woche währenden unangenehmen Folgen vertrieben werden mögen, wird den Schullehrern die eigene Entlassung des Schulgelbes bei 10 Thl. Strafe oder verwandtschaftlichen Geländnis verboten und einem hierzu bestellten und verpflichteten Schulbeirathemer übertragen (§ 18), der es noch Abzug von zwei Groschen für jeden eingekommenen Taler dem Schullehrer monatlich zu übergeben hat.

Die geistlichen und weltlichen Behörden wurden im Generale (§ 19) aufgefordert, zu der beschleunigten Einführung einer besseren Einrichtung des Schulwesens alles, was in ihren Kräften liege, vorzüglich beizutragen; es sollte die oberste Behörde, von ihnen bezeugten Pflichtes mit Wohlgefallen bemerken, hingegen sollten diejenigen, welche sich in diesem Stücke nachlässig und kaumfelig benahmen, nicht nur dem Schullehrer den hieraus für ihn entstehenden Schaden zu ersetzen gehalten sein, sondern nach Befinden außerdem mit nachdrücklichen Rindungen angesetzt werden. Das traue viel dazu bei, daß das Generale von 1805 für die sächsische Volksschule einen großen Fortschritt bezeichnet und eine neue Zeit der Entwiklung ankündet. Es wird uns von den verschiedensten Seiten und aus verschiedenen Gegenden des Landes bezeugt, daß das Manu von 1805 eine bessere Ordnung der Dinar ge- schaffen habe. Man nimmt es wieweilich genauer mit den Schulverhältnissen. Die Vierteljahre werden fix eingegeben und Gehaltsrückstände werden häufiger. Wenn trotzdem die Wirkung noch nicht überall eine solche war, wie der Gesetzgeber wollte, so lag der Ursache einmal in der Organisation des Schulstaates, der bei der mehr oder weniger strengen Ausföhrung in weit höherem Maße als in der streng zentralisirten Verwaltung des modernen Staates von dem Interesse der weltlichen und geistlichen Vorgesetzten für die Sache abhing; sie lag ferner mit in den Lehrern, die den Anwillen der Gemeinden nicht erregen wollten und lieber, soweit es möglich war, auf die Vorteile des Gesetzes verzichteten. Denn die Gemeinden waren vielfach nicht willig, da sie die Wohlthaten des Gesetzes nicht als solche empfanden.

### Bücherbesprechungen.

— Was ich am Wege fand. Vätter und Väter aus Literatur, Kunst und Leben. Von Karl Theodor Gaeders. Mit Zeichnungen zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften usw. im Text und auf Tafeln. Neue Folge. Leipzig, Georg Wigand, 6 M. — Diese neue Folge von Gaeders' Bindungen enthält dankenswerthe Beiträge zur Geschichte der Dichtung und Kunst. Sie setzt mit der klassischen Zeit ein und liefert zuerst etwas für Literatur über Klopstock, indem Gaeders einen Bericht der Richte des Grafen Bernstorff, des dänischen Ministers und Schones des Meissnasängers, die nach Weimar verdrängt war, Sophie v. Schardt, über Klopstock zum Ausdruck bringt, der zu dessen Behen, dem Wesen seiner Kunst und der Geschichte seiner Wirkthätigkeit, die wir heutzutage nicht mehr recht verstehen können, da in häufig übertriebenlich ist, manches Neue beileuert. Behauptet man, daß Klopstock, heutzutage kaum noch gelesen, für viele Leute lediglich ein Wort und ein Begriff, in der Veltüre der Schulen nur noch durch etwa ein Tugend, allerdings unvergänglicher Den vertreten, doch der Vater der neueren deutschen Poesie ist, die mit ihm einigte und wieder Gefühl und vor allem Schwung in die Gemüther brachte, so erregt das doch begrifflich, zumal es für die Bedeutung eines Mannes ja nicht darauf ankommt, daß seine Werke dauernd lebendig blieben, sondern auf die Anregung, die ihr Autor gegeben. Das sieht man so recht deutlich an Herder, dem die zweite Gabe Gaeders' gilt. Herder wird, sieht man von einigen Gedichten und dem Gid und den Volksliedern ab, jetzt kaum noch in die Hand genommen und doch ist sein Einfluß auf uns so groß, da wir alle, auch der Öringlinge und Prosaisten unter uns, mit Herderschem Geiste und seinen Ideen getränkt sind, die Kenntnis seiner Werke also gar nicht mehr nötig ist. Gaeders beschäftigt sich mit zwei Frauen, die in Herders Leben eine Rolle spielten, der Gräfin Maria von Schamburg-Lippe, der ersten Landesherrin Herders, deren Hofprebiger er war, einer frommen, ein gottesdienstliches Leben führenden Dame, die vielfach durch Prüfungen und Leiden hindurch gegangen war, deren Beziehungen zu Herder rein ideeller Natur waren, einem

Wo Behörden und Lehrer sie doch durchzuführen suchten, ging es, wie vielfach gemeldet wird, nicht ohne unangenehme Vorgänge aus. Das bezeugt Dr. Rödel aus der Juidauer Gegend; es läßt sich auch aus der Moskauer und andernorts erweisen. „Bis zum Jahre 1806“, schreibt der Lehrer in Seidenbain bei Bieschburg, „lebte die Gemeinde mit dem Lehrer ihrer Kinder im trautesten Verein, aber weil er durch Geis voranläßt, die seit 50 Jahren zumider bestehende Ordnung änderne, wird er von allen Seiten angefeindet.“ Seit Erlass des neuen Schulbetrhls von 1805, bemerkt der Schulmeister von Laura bei Burgstädt 1806, bin ich schon oft das Opfer mancher Frevel geworden. Als am 11. Juli viele hiesige Einwohner der Schulverhältnisse ihrer Kinder halber auf meine diesfalls nicht-mäßige Anzeige vor dem Amtsgewicht erschieuen mußten, wurden mir nachh darauf 4 Bette Erdäpfel und 9 Bette Gurken, welche Früchte sämtlich in der schönsten Blüte standen, Stof für Stroh ausgezogen und mir meine Urnte zu meinem Schaden verzeilt. Auch schänten die Eltern ihre Kinder groß und klein ohne Unterlass in die Schule und setzen sich gegen alles Erinnern hartnäckig über die Klasseneinteilung hinweg.“ Und der Lehrer Knobloch in Buerdorf bei Burgstädt, der seine Schule nach den Vorschriften des Mandats zu verbessern suchte, erlittet die Gemüther so gegen sich, daß er beim Oregonübungsgange von 40-50 Personen abgemieien wurde, Beleidigungen erfährt, die ihn bei der Jugend herabsetzten, so daß er den Umgang einstellen mußte. Man verweigerte ihm auch das Schulgeld. Schulmeister Vindemuth in Hohenstorf bei Lunzenau muß sich wegen Anzeige von Schulverhältnissen 1807 gar gefahren lassen, mit den größten Schimpfnamen, wie schlechter Kerl, Hundstöß und schlimmere, öffentlich belegt zu werden.

Das Generale von 1805 knüpft rückwärts an die Bestimmungen von 1763 und 1769, sowie an die Schulordnung von 1773 an und sucht die Bestrebungen seiner Zeit im Volksschulunterricht zu verwirklichen. Es zeigt mit dem, was es an Wünschen übrig läßt, vorwärts auf das Erklärungs-Generalve von 23. November 1811 und das das Volksschulwesen Sachsens auf neue rechtliche Grundlagen stellende Schulgesetz vom 6. Juni 1835.

Selenbündnis glichen, und der schon oben genannten Sophie v. Schardt. Das Verhältnis zu dieser drohte weniger ideal zu werden, blieb indes durch rechtzeitiges Einlenken und Besinnen doch ein bloß fruntpflichtliches. Sophie v. Schardt war nach einigen Urteilen der Freigenossen eine Kottete, nach andern wieder nur schlau und lebensfähig, wofür auch der Ausdruck in ihrem Schattentris spricht, jedenfalls eine immerhin bedeutsame Frau, die später den Renegatenschritt zum Katholizismus tat. Auch von dieser interessanten weiblichen Persönlichkeit werden Dokumente veröffentlicht, die ein beachtenswertes Licht auf die Zeit werfen. So kann gett Gaeders auf das Gebiet der Kunstgeschichte über und führt uns die beiden Doredb von August. Unter den beiden Doredb ist Doredb Vater und Sohn zu verstehen, Christian Adolf und Friedrich, aus dem Lübacher Patriergewichte, ersterer ein in seiner Zeit gefächter Dichter, den sogar Goethe anerkannte (gar brave Gedichte, die eine lebenswerte moralische Tendenz haben), Verfasser der Lieder: Komm, lieber Mai, und mache, Blöße, liches Weiden, Das waren mir selige Tage, Warum sind der Tränen, Überseher der französischen Tragiker, ein baltischer Patriot in Jännerer Zeit, 1813, der für seine Vaterland viel Outes wirtte, für seinen begabten Sohn idwärtete, der, Friedrich, auch, selbstamerweise, kann man lagen, da er Niederdeutsch war, den Schritt zum Katholizismus tat, in Rom, wo er, wieder selbstamerweise, seinen niederdeutschen Naturell entgegen, das zu allem anderen eher als zur Schmärmerei und Verdäunung neigt, zur Schule der Nazarener gehörte, die, dem Zuge der Zeit folgend, Natuel, ihren Meister, gewissmaßen in gefälliger Form, in sentimentalem Lichte sahen, der Vater des Einzugs Christi in Jerusalem in der Marienirde zu Lübeck. Sodann kommt Karl Friedrich v. Natorm zu Wort, jene merkwürdige Persönlichkeit, gleichfalls, wie die beiden Doredb, Lübecker, einer der bedeutendsten Männer der Stadt, Kunsthistoriker, Mäcen, der Friedrich Doredb förderte und zu fördern suchte, und Weibels, gleichfalls eines Lübeders, Talent entdeckte, sich vielfach, da er wohlhabend war, Kunststudien treibend in Italien aufhaltend, wo auch er den Übertritt zum Katholizismus vollzog, eine unruhige, unbedriehtige Natur, in Verbindung mit Pöllaant, dem Autodidaktten, wüßten, ihn gelegentlich befehden, der in seinem

Buche über Rafael gleichfalls der sentimental Auffassung des Uebnaten huldigte, von der schon die Rede war. Jedemfalls war Humors eine interessante Persönlichkeit voll intensiven Wirkens, deren Spuren sich nicht vernichten lassen werden. Gaeberg bringt neues Material zur Kenntnis derselben bei. Mit der Romanistik befaßt sich die kleine Studie: Bettina v. Arnim und Markus Niebuhr. Markus Niebuhr war der Sohn des bekannten Historikers Barthold Georg Niebuhr, des Verfassers und Vaters der Römischen Geschichte, und gehörte zu den Söhnenlingen Friedrich Wilhelms des Vierten, in dieser Eigenschaft seine Laufbahn machend. Wieder in die Hanfschäde und zwar nach Hamburg führt der eingehende Artikel: Neues von einem alten Hamburger Dichter. Unter diesem Hamburger Dichter ist Johann Diederich Gries zu verstehen, der Uebersetzer des Tasso, Johani, Hojard, Galberon, ein Mann von großem Formalen, wie eben diese Uebersetzungen bezeugen, von denen der Uebersetzer nicht mit Unrecht rühmen konnte, daß sie keinen unedeln Reim, keinen hiatus enthielten. Gries war aber auch selbst Dichter und für diese Eigenschaft bringt Gaeberg reichlich Proben bei. Gries lebte in Hamburgs schwerer Zeit, als diese freie Stadt unter der Gemaltherrschaft Napoleons und des Marckalls Davoust sauzte. Vermögend, eht Kaufmann, dann, seiner Keigung folgend, Student und Literat, in Verbindung zu den großen Kreisen Weimars, zu Goethe, zum Frommannschen Haus in Jena tretend, verlor er durch den Zusammenbruch eines Banqgeschäfts, dem er sein Vermögen anvertraut hatte, welchen Zusammenbruch die Unglücksfälle verschuldeten, alles und war froh, daß der Ruhm, den seine Ueberfertigkeit ihm eingetragen hatte, ihm eine Pension von Friedrich Wilhelm dem Dritten von Preußen einbrachte. Daß dieser geistig rege Mann als ehter Hamburger auch die Freuden des Lebens zu schätzen wußte, beweist die humorvolle Episode aus seinem Leben, die Gries in die Worte seidet: Hamburger Nauchfleisch in Jena. An der Zeit, die Gries' Gesichts, ein tüchtiger Vokan Hamburger Nauchfleisch, in Jena vereinigt hatte, sahen berühmte Leute, Feuchden der Wissenschaft, Aristokratien, Männer von Namen, die noch heute Bestand haben. Jetzt geht der Weg, an dessen Raim Gaeberg so vieles fand, nach Norden und wir bekommen eine Geschichte der Schidale des Frühlingsängers Legnár in Deutschland zu hören. Deutschland, das stets für das Ausland so viel übrig hatte und dafür die eigenen Seile vernachlässigte, hat, wie für Schalepears, so auch für den Ruhm Gaeberg's Legnár's viel getan, hier einmal das rechte treffend. Gaeberg's Aufsätze geben eine bis ins Einzelne gehende, sich auf Weisheitsfühlende Geschichte von Legnár in Deutschland und zwar in der Hauptstadt eine Geschichte der Beziehungen zwischen Legnár einerseits und seinen drei besten deutschen Uebersiegern Amalia v. Selzig, Gottlieb Mögnete und Gottfried v. Leibniz andererseits und dann der Beziehungen zu Goethe, Schleiernmacher und andern bedeutenden Leuten seiner Zeit, die dem schwedischen Dichter ihre Hulbigung nicht verweigern, die sich J. B. auf einer Reise ausprägte, die der trank Legnár nach Karibbad machte. Auch hier bewundern wir wieder den Dienestlich Gaeberg's, der viel zusammengetragen hat. Nach einer kurzen Skizze: Marckall's aus Jovings Ehenbuch mit Bezug auf Adrian van Okabe, die die innere Bernachenschaft zwischen dem berühmten Holländer, den besonders Goethe rühmte, und dem amerikanischen Schriftsteller nachweist, nach einer kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Banberliteratur: Ein schlesischer Wälfahrtort (St. Annaberg) geht Gaeberg auf die Fische der ländlichen Bestattungsgründe in England ein, deren Poesie durch Poesie erklären, durch die Dichter, namentlich Schalepears, der ein treuer Sohn der Heimat und des Landes war, der die Volksdräude mit ihrer Vorliebe für sinnigen Blumenkranz kannte und sie liebesoll und ergreifend und rührend in seinen Werken wieder gab, ein eht vollständiger Dichter! In den großen englischen Evidäten ist die Bestattung längst zu einem festen Punkt geworden, der kalt läßt, auf dem Banbe jedoch hat sich auch in England neben dem unermüdlich Roben, J. B. den Leidensschänen mit ihren Erzfellen, noch viele Allerlei und Schönes erhalten, das allerdings, vom Zeitgeist angezogen, bald dem Schidial des Berges verfallen dürfte. Den Beschluß des interessanten Gaeberg'schen Buchs, das einer Wanderung durch eine bunte, abwechselungsvolle Landschaft gleicht, bilden Mitteilungen über ein Alt-Ründener Mythenenspiel aus dem Jahre 1510, also aus der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, der Befreiung des Geistes durch die Reformation, das in künstlicher unzusammenhängender Form, aber ergreifend die Au-

gewalt des Lobes darstellt, dessen Bild das Mittelalter hat neben den äppigen Lebensgenuss stellte, den Reichen ermahnt, an die Brust zu schlagen und ans Ende zu denken und an das, was nachher kommt, Hölle oder Fegefeuer oder ewige Seligkeit, und das momento mori zu beten, auf diese Weise durch das auf der Bühne gesprochen Wort das ergänzend, was der Geistliche auf der Kanzel in seiner Predigt etwa noch unerlebigt gefassen haben sollte. Gaeberg's Buch ist mit einer großen Reihe seltsamer und wertvoller Abbildungen und Familienbilder versehen und durchschlossen, die nicht seinen geringsten Schmud bilden. J. R.

— Archiv für Kulturgeschichte hrsg. von Dr. Georg Steinhäufen. III. Bd. I. Heft. Berlin, Verlag von Alexander Dunder. Jahrespreis 12 M. — Das erste Heft des neuen, dritten Jahrganges bringt wieder neuen Notizen, Bücherbesprechungen und Bibliographie eine Reihe trefflicher kulturgeschichtlicher Arbeiten. Zu nennen ist zunächst Richard M. Werner's Untersuchung über den allbekannt und beliebten Struwwelpeter, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung in seinfinniger Weise herausgearbeitet wird. Gustav Bauch, der Spezialist auf dem Gebiete des Frühhumanismus, handelt über Platon's Wilhelm's Raimundus Mitridates, den ersten fabelhaften Kölner Gebräuten und Humanisten, dessen Lebensschidale bisher noch ziemlich im Dunkel lagen, so daß er sogar von der Forschung in jenen Personen hergeleitet worden war. Als Sohn eines jüdischen Rabbiners ist er es schließlich noch sehr wechsellernen Schidalen bis zum Kardinal gebracht, wohl als der einzige aus dem Orden jener fabelhaften Poeten, dem diese hohe Auszeichnung widerfahren ist. Einige sich fast widersprechende Urteile über das Tanzen in der Reformationszeit stellt H. Otto Glemen in Joidau zusammen. Ubrigens darf man dabei von den fast übertriebenden Schilderungen der oft recht zelotischen Sittenprediger gegen das Tanzen ein gut Teil abziehen, um ungefähr das Richtige zu treffen. Über Hofnarren aus pomeranischen Herzogthümern schreibt iodann Dr. A. Haas in Stettin, während Arthur Dr. E. Jint in Osnabrück an der Hand eines autobiographischen Lebenslaufes die Abenteuer eines Alchemisten aus dem 17. Jahrhundert in äußerst fesselnder Weise wiedergibt und Dr. Hjalmar Erbsen einen Beitrag „Zur Geschichte der Liebe als Krankheit“ liefert, die uns von den Alten bis zu den Krzten auf der Höhe und am Ausgange des Mittelalters führt. W. B.

— Der gefielteste Kater. Von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Junfermann. — Gustav Falke, der beliebte Hamburger Dichter, der Verfasser einiger sänmungsrollen Lieber und drohigen Humoresken, hat den „gefielteste Kater“ zum Helben eines kleinen humoristischen Epos gemacht. Ludwig Tieck's „gefieltester Kater“ war im Grunde eine Literaturkomodie, ein polemischer Märchen. Gustav Falke sahte den Stoff in seiner ganzen Naturmächtigkeit und Reiztheit auf und ließ es an drohigen Bildern aus dem Tierleben nicht fehlen, deren satirische Beziehung zum Menschenleben von selbst in die Augen springt. Wie dieser kuge Kater Jint seinen Herrn und Reizebegleiter Hans durch alle Jährlichzeiten hindurchschleift und ihm zuletzt eine Prinzeßin und eine Königinzone verfaßt — das ist ein in ganz erzähllicher Weise dargestellt, obzihen es an einzelnen langweiligen und durch triviale Alltäglichkeit befremdenden Stellen nicht fehlt. Das Vorbild Falke's war indes nicht Tieck's Märchenrama, sondern Goethe's Keine's Fisch, nur daß der Märchenfater sich, abgesehen von einzelnen Begegnungen mit einzelnen Vertretern des Tierreichs, mehr in der Menschenwelt bewegt, während das alte Tierreos seinen Reizen meistens mit anderen Tieren verfahren läßt. An Goethe's Vorbild erinnert auch das Versehen, das Falke gemacht hat, der Hexamer. Wir können diese Wahl nicht glänzlich finden, vor allem deshalb, weil der Dichter das Fos, auf dem er reitet, nicht zu behandeln und zu beherrschen weiß. Der selige Plautus hatte schon von den Hexametern Goethe's und Schiller's gesagt:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wie den —  
 was würde er zu den Hexametern Falke's sagen, die sich bisweilen gar nicht handieren lassen, die von Platen gerügten Daktylen, denen das Weigensicht eines Sponebus angehängt ist, zahlreich enthalten und oft gänzlich der Einschnitte der Kasus an den von der Metrik gebotenen Stellen entbehren. Ein so unantürlich behandeltes Versehen ist föhrend, nicht etwa für eine pedantische Kunstfriterei, sondern für jedes thätigste Gefühl. Warum denn einen Knipplbaum bauen? Da fährt man doch lieber über die Wiefe auf ungebahntem Weg. R. v. G.

## Friedrich Otto Wünsche.

Wieder hat der Tod einen hochverdienten Vertreter der Wissenschaft aus unserer Mitte gerissen. Professor Dr. Wünsche, der herorragende, durch ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus rühmlich bekannte Botaniker, ist am 6. Januar 1905 verstorben. Ein Sohn der sächsischen Lausitz, wurde er in dem Böhmisches Witzsch nördlich von Bautzen, wo sein Vater als Kunsthändler und dem glücklich Einfiedelschen Rittergute tätig war, am 19. März 1839 geboren. Später wechselte die Familie nach Königswartau über, um eine eigene Gärtnerei einzurichten. Da er nicht mit Glücksgütern gesegnet war, nötigten ihn die Verhältnisse, sich zum Jugend auf an Arbeit zu gewöhnen, wobei die Beschäftigung des Vaters seine Aufmerksamkeits schon frühzeitig auf die Natur hinleitete. Und wie einbruchslos mußte sich diese in seine empfänglichen Sinne eingraben inmitten einer durch moderne Kultur nur wenig berührten Landschaft, wo dem Blicke noch jetzt die bunten Felsen eines Reges mächtiger, von höheren Wassergeräuschen, rauschenden Rohrwäldern und artigen Baumgruppen umrauschter Teiche begegnen, in weisfremder Einsamkeit sich düstere Kiefern- und Fichtenhöden hinziehen und von keinem Dampflichte berührt Oriskanten maleisch im Laubdrin verstreut liegen. Bereits in dem Knaben erwachte daher die Liebe zur Pflanzenwelt, freuten die Anfänge seiner späteren Bedeutung. Die Eltern suchten ihm, ihrem einzigen Kinde, eine seiner Begabung angemessene Ausbildung zu geben und schickten ihn daher 1853 zunächst in die Präparandenanstalt und 1855 auf das Seminar zu Bautzen. Hier fand er durch Oberlehrer Ruffmann, der den naturwissenschaftlichen Unterricht erteilte, eine vortreffliche Förderung in seiner Lieblingsbeschäftigung, während der als verdientvoller Pädagog bekannte Seminardirektor Dressler ihn erfolgreich in die Erziehungsanstalt einführte. Als er Oftern 1859 mit sehr günstigen Zeugnissen das Seminar verließ, erhielt er eine Anstellung als Lehrer in Bernsdorf bei Kamenz. Schon damals fühlte er sich der Aufgabe gewachsen, in weiterem Kreise zu wirken und rief einen Abendunterhaltungs- und Leserverein ins Leben, in welchem er gemeinnützige Vorträge vorzutragen und gute Volkschriften vorzulegen gedachte. Nach einem Jahre wurde er an die erste Bürger Schule in Jittau berufen, wo ihm die fruchtbarste Pflege der Umgebung mit regem Gärtnereibetriebe und das schöne Gebirge ebenfalls vielseitige Anregungen boten. Von 1862 ab übernahm er den ganzen naturwissenschaftlichen Unterricht seiner Anstalt und bald darauf auch die Physik und Chemie an der gewerblichen Sonntagsschule. Der Naturwissenschaftliche und Gebirgsverein „Globus“ in Jittau verbandt ihm seine Entfaltung. 1864 legte er durch Verheiratung den Grund zu seinem Familienfidei.

Entscheidend für ihn ward nun die Wendung, welche seine vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts 1867 verordnete Anstellung am Gymnasium in Jwidau mit sich brachte, wo ihm insbesondere die Naturwissenschaften und später auch regelmäßig geographischer Unterricht übertragen wurde. Diese Verlegung verschaffte ihm den unschätzbaren Vorzug, in einen Bildungstriebe zu gelangen, in welchem wissenschaftlichen Bestrebungen warmes Verständnis, Verständnis und Anerkennung zu teil wird. Der junge Gymnasiallehrer ging deshalb in seinen Aufstufen voll Begeisterung alsbald an die Lösung größerer Aufgaben, und weil die damals gebräuchlichen Handbücher zur Einführung in die Pflanzenkunde, wenigstens nach Sachsen betraf, in mehrfach Beziehung nicht mehr als zeitgemäß gelten konnten, arbeitete er mit genialem Griff eine neue Erstausgabeflora für das Königreich Sachsen aus, die 1869 im Verlag von Teubner in Leipzig erschien und einen

durchschlagenden Erfolg erzielte. Vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts den Direktionen sämtlicher Gymnasien, Real Schulen und Seminare besonders empfohlen, nahm sie ihren Siegeslauf durch das ganze Land und erlebte 1904 die 9. Auflage. Der deutsche Pädagog hatte offenbar dem Gelehrten die Hand geführt, so daß das Buch ebensoviel den Ansprüchen der Wissenschaft, wie den Bedürfnissen der lernenden Jugend gerecht wurde. 1869 zum Oberlehrer befördert, promovierte er 1871 ohne Universitätsstudium hinter sich zu haben nach bestandener Prüfung an der Universität Leipzig zum Doktor der Philosophie. Als Dissertation hatte er der Fakultät eine neueraufgegriffene Schrift über die Gefäßströmungen Sachtens mit dem Titel *Flores Saxonicas* eingereicht, welche 1878 in 2. Auflage erschien. Nun entwickelte er mit rastloser Schaffenslust eine fruchtbringende schriftstellerische Tätigkeit und veröffentlichte schon 1871 die *Spizflora von Deutschland*, welche u. a. in den meisten deutschen Universitäten Eingang fand, gewiß ein glänzendes Zeugnis ihres Wertes, ins Holländische überetzt worden ist und später unter dem Namen: *Die Pflanzen Deutschlands*, durch Aufnahme aller deutschen Fauna- und Blütenpflanzen erheblich erweitert, 1901 die 8. Auflage erfuhr. In ihr, wie in der *Erstausgabeflora von Sachsen* sind außer den wildwachsenden auch die Kultur- und zahlreiche Ziergehäuse enthalten. 1877 gab er ein Werk über die Pilze heraus, auch ins Französische übertragen, 1879 mit v. Schlegel den *Insekten*, 1882 im Auftrag der Verlagsbuchhandlung von Bären in Berlin eine vollständige Neubearbeitung von *Schubert's* Anleitung zum Botanisieren (neue Auflage 1901), 1887 auf Veranlassung der Thiermännischen *Vorbereitungshandlung* in Gotha das *Mineralreich* in Band 5 der gemeinnützigen Naturgeschichte von Venz, 1889 den 1. Teil zur *Spizflora von Deutschland*, die niederen Pflanzen umfaßt, 1893 die *Alpenpflanzen* (2. Ausgabe 1896), sowie die *verbreiteten Pflanzen Deutschlands* (4. Auflage 1903), 1895 die *verbreiteten Käfer Deutschlands* und 1896 die *verbreiteten Pilze*. In den neunziger Jahren veröffentlichte er im Verlag von Gebr. Holtz in Jwidau 4 Hefte pädagogischen Charakters unter dem Titel: *Der naturwissenschaftliche Unterricht in Darbietungen und Übungen für Lehrer an Volksschulen und höheren Lehranstalten*, welche die *Farne* (jeft 4. Auflage), *Laubmoose* (2. Auflage), *Gräser* und *Pilze* behandeln. Als Sonderabdruck aus den *Jahresberichten des Vereins für Naturkunde zu Jwidau* erschienen im Laufe der neunziger Jahre die beiden Vorträge: *Goethe als Naturfreund und Naturforscher* und *„Blide“ auf die Entwicklung der Naturwissenschaften*. Im *Therprogramm* des Jwidauer Gymnasiums von 1874 befanden sich Vorträge zur *Flora von Jwidau*, wozu die *Jahresberichte des Vereins für Naturkunde von 1874, 1886, 1888 und 1893* weitere Beiträge aus seiner Feder bringen. Beiträge zur *Flora von Sachsen* enthalten die *Jahresberichte* von 1875, 1889 und 1891. In der *Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung* veröffentlichte er ferner einen *Aussatz* über eine naturwissenschaftliche Reise des Königs Friedrich August II. von Sachsen, des Botanikers auf dem Thron, nach Montenegro, in den fünfzig Jahren im Jwidauer *Wochenblatt* eine laufende Reihe von *Beisprechungen* über die *Ergebnisse der sächsischen Botaniker* und endlich ebenso in dem *Jwidauer Tageblatt* bis Ende Juni 1902 regelmäßige *Berichte* über die *Sitzungen des Vereins für Naturkunde*.

Wenn wir tiefem Einblick in die reiche literarische Tätigkeit des seligenen Verfassers nehmen, welche Arbeiten über *Mineralogie*, *Insektenkunde* und hauptsächlich *Botanik* in sich schließt, erscheint ihr Inhalt allerdings wesentlich auf die Zweige der *Morphologie*,

Süheimat und geographischen Verbreitung begrenzt, während die seit Darwin fast in den Vordergrund der Forschung gerückte Biologie nahezu unberücksichtigt bleibt. Dies dürfte vorzugsweise daraus zu erklären sein, daß der Verfasser schriftstellerisch außerordentlich in Anspruch genommen war. Der Verfasser arbeitete sehr häufig weit nach Mitternacht und bis gegen Morgen und es blieb ihm nicht genügend Zeit übrig, sich auch in dieses umfangreiche Gebiet zu verlesen. So bekräftigt sich auch bei ihm das faulstische Wort, daß unsere Taten selbst so gut wie unsere Leiden unseres Lebens Gang bestimmen. Was seinen Schriften hiernach an Breite der Grundlage abgehen mag, dessen ist vollkom. an Tiefe und Vollendung. So hat er, im kleinsten Punkte die höchste Kraft einleuchtend, Hervorragendes geleistet und sich in der Bekräftigung als Meister erwiesen. Ohne an dieser Stelle in eine allseitige Würdigung seiner Werke einzutreten, seien vornehmlich einige charakteristische Züge derselben hervorgehoben. Weniger im Laboratorium oder in Museen machte Wünsche seine Studien, als vielmehr an der unergänzlich ausquellenden Lebensfülle der Natur selber. Gemessenmaßen mehr Floristatiker holte er auf zahlreichen Ausflügen und verschiedenen größeren Reisen wissenschaftliches Nützliches herbei, um dabei dann mit prüfendem Auge in seiner reichhaltigen Bibliothek, in welcher sich immer die neuesten Erscheinungen vorfinden, die Schätze der Literatur zu benutzen und das umfängliche Herbarium zu Rate zu ziehen. Voraussetzungslos und ohne vorgefaßte Meinung an die Erscheinungen herangehend, hatte er sich, unerträglich durch ein erstaunliches Gedächtnis, einen großen Reichtum klarer Anschauungen und Kenntnisse erworben und vermochte jederzeit aus dem Vollen zu schöpfen. Auf diesem Vollen entsaß er seine Beschreibungen, die sich überall durch treffende Genauigkeit, scharfe Heraushebung des Kennzeichnenden und meist auch Reizvoll auszeichnen und jene anschauliche Unmittelbarkeit der Mitteilung aimen, welche noch stets Wissensdurstige pädte. Durch Ausarbeitung übersichtlich gegliederter didaktischer Tabellen vervollkommnete er die analytische Bestimmungsmethode bis zu einem Grade, der es selbst weniger Kenner ohne Zuhilfenahme von Abbildungen möglich macht, vermittelst seiner Floren eine unbekannte Pflanze mit fast

untrügllicher Folgerichtigkeit festzustellen. Durch das alles tat er schon dem Anhänger die Pforten zur Botanik weit auf und erwacht sich wesentliche Verdienste um die Ausbreitung des Studiums dieser Scientia amabilis. Hierin ist aber seine Bedeutung nicht allein begründet, sondern da seiner Sorgfalt kein Fortschritt der mitteleuropäischen Pflanzenkunde entging, geben seine Bücher fortgesetzt ein vollständiges und zuverlässiges Bildnis des jeweiligen Erkenntnisstandes, während sie durch Einleuchtung eigener Forschungsergebnisse und vorzüglich sehr viel neuer Standortangaben der Wissenschaft direkte Förderung zollten. Infolge der weiten Verbreitung seiner Schriften gebührt Wünsche in Deutschland zweifellos zu den volltätigsten Gelehrten der Gegenwart, und wo irgend Botanik getrieben wird, kennt und ehrt man seinen Namen schon vom Segler an.

Außerordentlich viel verdankt ihm auch der Verein für Natursunde in Jwidau, dem er mit seiner hoch über den Durchschnitt hinausragenden unermüdbaren Arbeitsfreudigkeit bis zum Tode angehört, 1886 zum Vorsitzenden, 1902 zum Ehrenmitglied und 1903 zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Ihm wurden mit Schülern oder gleichgesinnten Freunden von ihm wissenschaftliche Ausflüge in die Umgebung unternommen, welche er zu einer trefflichen Schule der Beobachtung zu gestalten wußte, und mandem jungen Talente verhalf er auf den Pfad schriftstellerischen Erfolgs. Noch in der letzten Zeit, als er unter erschütterndem Verfall aller Kräfte in den Jägerland getreten war, plante er ein neues Werk über die Tierflora Deutschlands, das indes nicht mehr zur Ausführung kam.

In seinem ganzen Wesen prägte sich Seelenadel aus, er schien er schlicht und einfach, anspruchslos und bedürfnislos, heiter und zu Schmerz aufgelegt, äußerem Glanz und Kufup abhold, eine innerliche Natur, die weit entfernt von allem Schein nur nach der Wesen tiefe trachtete. Er verdrängte die eckelsten Seiten des mitteleuropäischen Volkstums, der er nach Geburt und Erziehung angehörte. Auch als Gatte und Vater war er liebevoll und fürsorglich. Er wird im Gedächtnis aller, denen es vergönnt war, näher mit ihm zu verkehren, als vollster Forscher, als gütiger und lauterer Charakter ohne Label fortleben. Robert Berge.

### **Bücherbesprechungen.**

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seelig. Jahrgang VII (1904). Neue Folge der Deutschen Geschichts- und Geographischen Anzeiger. Der Jahrgang Fol. 15. Jahrgang. Heft 3 und 4. Leipzig, B. G. Teubner. 8<sup>o</sup>. — Die Schlusshefte des vorliegenden Bandes enthalten zunächst eine Reihe gebiegender Forschungen zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Karl Hampe ergänzt nach einer Krieffammlung der Pariser Nationalbibliothek unsere Kenntnis von den Verhänden der deutschen Könige Philipp von Schwaben und Otto IV. zur Erneuerung des Königreichs Sizilien und teilt nach gründlicher kritischer Untersuchung die vier Briefe (aus den Jahren 1205, 1211 und 1212), um die es sich handelt, ihrem Wert laut nach mit. — M. Guggenheim weist den Einfluß nach, den die Staatslehre des Aristoteles (in der Übertragung des Wilhelm v. Moerbeke) auf den Defensor pacis, das berühmte Werk des Marsilius von Padua, gehabt hat; erst durch Marsilius ist die Politik des Aristoteles „fruchtbar geworden für eine Zeit, die bevrufen war, griechische Freiheitsideen auf neuem Boden unter veränderten Verhältnissen dem Leben wieder zuführen.“ — Kleinere Beiträge zur Geschichte des Mittelalters geben B. Hilgner, der seine recht- und unangenehmsten Ausführungen über den Schillingsschnitt der Eva Chamavorum und der Lox Frisionum gegen die Angriffe von P. Dez vertritt, Altfried Kemnitz, der durch die Erläuterung einer Stelle des älteren Rrietenrichs Stabrecht aus eigentlichen Stadtrichtern den Schultheisen, nicht den Vogt, nachweist, und H. Davidsohn, der in einem Aufsatz über Garbowolle und Garbotuch die Vormeister der Ludfabrikation Norditaliens in den islamitischen Reichen Nordafrikas und der vorendlichen Palmbelie sucht. — Auf das Gebiet der neueren Geschichte führt uns ein Aufsatz von Georg Friedrich Preuß über Maxjarin und die Emerbung Ludwigs XIV. um die deutsche Kaiserkrone 1657. Er wendet sich gegen die Ausführungen Kriemhards, der eine ernsthafte Kandidatur Ludwigs nachgewiesen zu haben glaubt und dem sich neuerdings Erdmannsdörffer, wenn auch mit gewissem Vorbehalte, und namentlich der Franjoise Henri Balf ausgedrückt hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß Maxja-

rins Ziel zwar war, dem Hause Habsburg die Krone zu entreißen, daß aber der entscheidende Anstoß zu einer französischen Kandidatur lediglich von Deutschland, aus den Kreisen des Kurfürsten von Mainz, ausgegangen ist. Maxjarin hat sich nicht verhehlt, daß die deutschen Fürsten in ihrer großen Mehrzahl nicht geneigt sein würden, den mächtigen französischen König als Kaiser über sich zu sehen. — Wilhelm Bröding nimmt, veranlaßt durch ein dilettantisches Schriftchen von Anna Bagemann, nochmals die Unternehmung über die Persönlichkeit des Mannes mit der eiemern Maße auf, der 1698 durch den Gouverneur Saint-Mars von den Inseln St. Marguerite und St. Denis in die Bastille mitgebracht ward und hier 1701 farb, und begründet ausführlich die Ansicht, die er schon in einer 1898 veröffentlichten Schrift vertreten hat, daß der Übergang niemand anders als der einjährige manuanische Minister Graf Mattioli gewesen sei. — Auch über die Kreise der Jagdenossen hinaus verdient vor allem der fesselnde Aufsatz von Julius Kaeffl über Theodor Mommsen Beachtung zu finden. Er erwirft ein klares und zureichendes Bild von der bei aller Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet doch so außerordentlich vielseitigen Fortschrittsfertigkeit des großen Verstorbenen, begründet als die Voraussetzungen, von denen Mommsen ausging, seine Ansicht von der Einheit des Volkstums und von der folgerichtigen Entwidlung der staatsrechtlichen Begriffe und Institutionen, verdrängt aber auch die Bedenken nicht, die sich gegen Mommsens Methode und gegen ihre von den politischen Bedanken der Neuzeit stark beeinflussten Ergebnisse gelten machen lassen, Bedenken, die jedoch nicht zur Unternehmung der Birkmaier-Mommsens führen dürfen. „Der Reichtum wissenschaftlicher Bewegung auf dem Gebiete deutscher Geschichtsforschung zeigt sich nicht zum wenigsten gerade darin, daß neben Kante Mommsen und Treitschke stehen.“ — Das verfloffene Jahr hat der Geschichtswissenschaft außer Mommsen noch eine Reihe bedeutender Männer entziffen; die „Nachrichten und Notizen“ enthalten ausführliche Andenken an A. Jödlbaum (von Keulen), Ottolar Lorenz (von Reuten) und Friedr. Schirrmacher (von E. Schäfer). Auf ihren sonstigen reichen Inhalt und auf die große Zahl gebiegender Rezensionen können wir nur in Kürze hinweisen. Als Beigabe erscheint Maßloßs mit ge-

wehrt Sorgfalt bearbeitete Bibliographie zur Deutschen Geographie 1903/04.

— Sammlung Götting. Nr. 176. Landeskunde des Königreichs Bayern von Prof. Dr. B. Götting. Mit 18 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, G. J. Göttingische Verlagshandlung. Preis geb. 80 s. — Das vorliegende Buch bringt auf engem Raume einen sehr reichen Inhalt. Bringt es auch keine Geographie von Bayern im strengen Sinne des Wortes, so will es doch zum Erfassen der Erscheinungen im Sinne der heutigen Erde und Völkerverhältnisse führen. Die Behandlung ist größtenteils nur eine beschreibende; der beschränkte Raum gestattet es nur hier und da eine geographische Begründung der Erscheinungen und Verhältnisse zu geben. Alle Gebiete des Landes, auch die sogenannten abgelegenen, werden betrachtet und hinsichtlich ihrer Bodenform und ihrer Beschledung gekennzeichnet. An einen kurzen Abschnitt über Lage und Grenzen reiht sich folgende drei Hauptteile: I. Bayern südlich der Donau. II. Bayern nördlich der Donau. III. Die Pfalz. Im ersten Hauptteil werden die Alpen im allgemeinen und ihre Entstehung, ferner im besonderen die Allgäuer, Bayerischen, Salzburger Alpen, das Alpenvorland Mittel und westlich des Rugs und das Donautal behandelt. Der zweite Hauptteil enthält die Beschreibung des Regen- und Raabgebietes, des fränkischen Jura, des nordöstlichen Randgebirges und der westlichen Triasplateaus. Der dritte Hauptteil beschäftigt sich mit der Rheinebene, dem Donnersberg und Westpfälzer Bergland, dem Bietrich und der Gardt. Die beigefügten lauter ausgeführten Abbildungen und eine Karte des Königreichs Bayern erhöhen den Wert des Buches, das, in richtiger Weise bemerkt, dem erkrankenden Unterricht in Schulen verschiedener Art erspriessliche Dienste leisten wird und jedem gebildeten Freunde des bayerischen Landes, der die Kenntnis des Heimatlandes erweitern und befestigen will, empfohlen werden kann.

C. K.

— Sammlung Götting. Nr. 199. Landeskunde des Großherzogtums Baden von Prof. Dr. Otto Kienig. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, G. J. Göttingische Verlagshandlung. Preis geb. 80 s. — Das Großherzogtum Baden, im letzten Viertel des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durch Verbindung zahlreicher und verschiedenartiger Staatsgebilde zu seiner heutigen Ausdehnung herangemacht, ist durch seine Bodenbeschaffenheit und den Reichtum an geschichtlichen Erinnerungen, durch seine ganze geistige und materielle Kultur ein so bedeutsames Land, daß es ein allgemeines Interesse über seine Grenzen hinaus wohl beanspruchen darf. Die vorliegende Bandbestunde gibt in knapper und klarer Darstellung über die mannigfaltigen Bodenverhältnisse und über die Bevölkerung und Besiedelung des Landes von der ältesten bis zur jüngsten Zeit Auskunft. Der Stoff zerfällt in 20 Abschnitte. Es werden behandelt: die allgemeinen geographischen Verhältnisse, die territoriale Entwicklung Badens, die geologische Bildung der Rheinebene, Bodensee, Rhein und Donau, das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt, die Rheinebene mit dem Ackerfruchtbar, der Oberrhein, das Bauwand und fränkische Jügeland, das Neckarjügeland, der Schwarzwald, der Jura vom Rhein bis zur Donau, das Jura und das Jügeland am See (Bodensee). An die Rand anschließt sich ein wirtschaftlicher Überblick, worauf noch Abschnitte über den Stand und die Bewegung der Bevölkerung, über die innere Entwicklung des Großherzogtums Baden und über das Herrschertum der Jägeringer folgen. Einige geologische Merkwürdigkeiten, Bauart der Häuser, Volkstrachten usw. werden durch treffliche Abbildungen veranschaulicht. Beigefügt ist eine gute Karte von Baden im Maßstab 1:900000. C. K.

— D. Krummel, Die Deutschen Meere im Rahmen der internationalen Meeresforschung. Heft 6 der Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des Geographischen Instituts an der Universität Berlin, herausgegeben von deren Direktor Ferdinand Ström. v. Richthofen. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. Preis 1,50 Mk. — In dem sechsten Heft der Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde gibt Dr. D. Krummel, Professor der Erdkunde in Kiel, eine klar geschriebene, kurz umrissene und dabei doch allumfassende Geographie unserer deutschen Meere. Kein anderer Werk ist besser geeignet, in die Physik der Nord- und Ostsee einzuführen. Die Darlegungen gelten zunächst dem Meeresboden, sodann dem Meerwasser, seinem Salzgehalte, seinen Strömungen und Niveauunterschieden. Einen besonderen Wert erhält die Krummelsche Abhandlung auch darin, daß sie einen Einblick in das Unter-

nehmen der internationalen Erörterung der nordeuropäischen Meere gewährt. Gerade von diesem Unternehmen, das nicht die Erforschung der fernsten und tiefsten Regionen der Wasserwelt, wohl aber die unserer heimischen Meere, die Europa nach Norden hin umspülen, bezweckt, ist im Binnenlande noch recht wenig bekannt. Das Buch ist ein praktisches, ein wirtschaftliches; denn es betrifft die Zukunft der Hochseefischerei und die Sicherung ihrer fernern Ertragsfähigkeit. Mit einer haarenwortreichen Zielteiligkeit, einer musterhaften Gründlichkeit, einer minutiösen Scharfe der Methoden und einem bedeutenden Stoffumfang (jährlich gegen 1 Million Mark) werden viermal im Jahre, im Februar, Mai, August und November, die gesamte Ostsee und Nordsee einschließlich des Kanals, die schottischen, isländischen und norwegischen Gewässer, die Murmansee bis nach Kamaja Semlja hin, gleichzeitig auf jedesmal denselben Linien und denselben Stationen nach gleichem Programm unterzucht. Den Ausgangs- und Endpunkt der deutschen Terminfahrten auf dem Forschungs-dampfer Polstein bildet Kiel. Hier werden auch die Ergebnisse dieser Fahrten verarbeitet und der Zentralfstelle in Kopenhagen mitgeteilt. Ko.

— Karl Steinmetz, Eine Reise durch die Hochländer Oberitaliens. Mit 13 Abbildungen und 1 Routenkarte. W. Hartleben's Verlag, Wien und Leipzig. Preis 2,25 Mk. — Die nördlichen Teile der Balkanhalbinsel sind uns wohl bekannt, weniger die südlichen Ländergebiete. Ein Reizen mit großen Mädelgeleiten, ein vulkanisch zitternder Boden, wo Revolution und Ausübung von Blutrachegeleiten zur Tagesordnung gehören, hat wenige Forscher bisher in jene Gebiete geleitet. Diese Länderreise zugänglich zu machen, will das neue Unternehmen des Verlegers von Hartleben: „Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen.“ Dr. Carl Patzsch, Kustos am böhmisch-bergegnungswissenschaftlichen Landesmuseum in Sarajevo, leitet das neue Organ. Als erstes Heft ist die Reise von Karl Steinmetz erschienen, eines weiserlichen Ingenieurs, der auch Südbamerica durchquert hat. Seine Reise führte von Scutari durch die Malicja nach Djafosa, Prizren und Kallandole, sodann durch Meridia, Dulagino und die Marken der katalonischen Hochländer nach Scutari. Er hat verschiedene Gebiete als Reisender zum erstenmal betreten und fortgerichtet durch seine Beobachtungen manche Aufschlüsse, die bisher gang und gäbe waren. Bei vielen seiner Schilderungen, die flott und interessant geschrieben sind, muß man sich wirklich fragen: Sind derartige Dinge in unserer Europa noch möglich? Die beigegebenen, lauter ausgeführte Karte orientiert recht gut. Ko.

— Josef Engensperger. Ein Bergsteigerleben. Eine Sammlung von alpinen Schilderungen nebst einem Anhang: Reisebriefe und Kerguelentagebuch. Mit 14 Kupferdrucken, zwei Karten der Arguelen, einem Panorama und 150 Textillustrationen. Herausgegeben vom Akademischen Alpenverein München. Preis elegant geb. 20 Mk. — Mit dem Titel „Josef Engensperger. Ein Bergsteigerleben“ soll zunächst zum Ausdruck gebracht werden, daß das Werk dem Freunde der Alpenwelt gilt, insbesondere der ausgewählten Gemeinde der Hochtouristen. Doch hat das Werk weit allgemeineres Interesse, gilt es doch dem Andenken jenes modernen deutschen Bergsteigers, der fern von seiner Heimat auf dem einsamen Kerguelentande sein Leben im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes aufbaute. Der größte Teil des Sammelwerkes enthält die touristischen Aufzüge und Vorträge, die zum Teil Josef Engensperger bei verschiedenen Gelegenheiten selbst veröffentlicht hatte, die zum Teil noch unerschrieben vorliegen. Durch jeden Absatz weht eine frische Seeligkeit, ein köstlicher Humor kommt überall zur Geltung, die große Gemütsstärke in der Auffassung der runderen Bergsteigerwelt spricht auf jeder Zeile. Ein Sohn der deutschen Alpenwelt, war Engensperger von Jugend an mit den Alpen und ihren Gefahren vertraut. Sohematisch, vom Weiden zum Schwernen und immer Schwernieren, hat er sie weiltend gelernt. Er war ein Hochtourist ersten Ranges, sowohl im Feldklettern als auch auf Eis und Schnee. Seine Kräfte und sein Können suchte er stets richtig abzumessen. Darum empfand man auch so wohlthuend die Sicherheit und Schlichtheit seiner Darstellung der schwierigen Alpentouren, so z. B. der Erstbesteigung des Schmittalmes, der Sololubergsteigung des Totentritts zur Binlerferstube, der Winterersteigungen schwieriger Allgäuer Gipfel, wie der Tretschspitze und der Jöbsts. Die Jöbsts war sein Lieblingsberg, dem jährlich mindestens eine Besteigung galt. Engensperger hat über

dreißig Entdeckungen und neue Routen in den nördlichen Kaskaden und in den Dolomiten ausgeführt. Dem größten Publikum wurde Engenperger bekannt, als er zum ersten meteorologischen Beobachter auf dem Zugspitz-Observatorium erwählt wurde. Fast ein Jahr lang hat er auf seiner hohen Warte ausgeharrt, um sich sodann der deutschen Südpolar-Expedition anzuschließen, für die er durch seine pflanzlichen wie geistigen Kräfte außerordentlich geeignet war. Kaum glaublich schien uns darum die Kunde, als im Frühjahr 1903 gemeldet wurde, Engenperger sei auf der Kerguelenstation an der Verbrüderungsteil gestorben. Da wir die Schicksale der Kerguelenstation nur aus wenigen fragmentarischen Berichten kennen, so ist das Tagebuch ein wertvoller literarischer und wissenschaftlicher Beitrag zur Geschichte der Expedition. Es ist höchst tragisch, wie die hochliegenden Hoffnungen in den ersten Seiten des Tagebuchs auf den letzten in ein bitteres Sterben ausgingen; ein junges hoffnungsvolles Forscherleben in der Blüte der Jahre dahingerafft. Was aber Engenperger in der kurzen Zeit seines touristischen und wissenschaftlichen Wirkens geschaffen hat, es wird fortleben in den alpinen Kreisen wie in der Wissenschaft. Der Akademische Alpenverein zu München konnte aber sein hochgeschätztes Mitglied nicht besser ehren als durch die Herausgabe der Gemäldeausgabe und des Tagebuchs des Verstorbenen. Der von tüchtigen Kräften des Akademischen Alpenvereins beigegebene Bilderband macht das Werk zu einer Fierde nicht bloß der Alpenvereinsbibliotheken, sondern auch jeder Privatbücherei. — Es.

— **Freitag's Weltatlas.** Ein geographisches Taschenbuch für jedermann. Druck und Verlag der kartograph. Anstalt G. Freitag & Berndt, Wien und Leipzig. — In zweiter vermehrter Ausgabe ist Ende vorigen Jahres dieses praktische Taschenbuch erschienen, das 55 Haupt- und 23 Nebentafeln nebst einem alphabetischen Verzeichnis von mehr als 15 000 Namen und statistischen Notizen über alle Staaten der Erde in sich birgt. Der Wert des Büchleins wird noch erhöht durch einige Sonder- und Nebentafeln, die einzelne Länder im Brennpunkte des politischen Interesses, wie die Balkanstaaten, Marokko, Aethiopien ufm. eingehender behandeln. Für Veranschaulichung der Ordnungsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete in Afrika ist dem Kartenbilde „Mittel- und Südafrika“ eine Nebenkarte des Deutschen Reichs beigelegt. Die deutschen Schutzgebiete in der australischen Inselwelt werden auf einem besonderen Kartenbilde enthalten, das auf einem Nebenbilde auch den auf Deutschland gebotenen Teil des Samoaauswärtigen zeigt. Der Verlag hat sich auch bemüht, die Veränderungen auf politischem Gebiete nachzutragen; so sind zwar die ehemaligen Burenstaaten in Südafrika sowohl auf der Hauptkarte von Afrika als auch auf der schon erwähnten Karte von Mittel- und Südafrika noch durch besondere Färbung markiert, wie sie auch noch die vor der Waffengreifung durch die Engländer üblichen Bezeichnungen tragen, jedoch hat man den veränderten Verhältnissen insofern Rechnung getragen, als der Vermerk „Brit.“ auf beiden Karten nachträglich eingebracht ist. In der nächsten Auflage wird sich jedenfalls das ganze britische Gebiet in Südafrika in der — leider so häufig auftretenden — roten Uniform präsentieren. Im übrigen kann der Weltatlas in Taschenbuchform bestens empfohlen werden. J. O.

— **Der Stein der Weisen.** Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie, Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Redaktion H. Frhr. v. Schweiger-Dersfeldt. Wien und Leipzig, Carlven's Verlag. — Der jetzt abgelaufene 33. Band des 17. Jahrganges 1904/05 hält sich an die als bedürftig erkannte Einrichtung der Zeitschrift, welche sich bestrahlt: Wer viel bringt, wird jedem etwas bringen! Kann auch der vorliegende Band noch immer nicht das Rezept bringen auf Erlangung des „Steins der Weisen“, der uns uralte Metalle in edle zu verwandeln vermag, so lassen doch gerade im vorliegenden Bande enthaltene Mitteilungen über Radium und Indium, über X, N, K, und S-Strahlen erkennen, daß auf dem Gebiete der Chemie und Physik noch Aufschlüsse zu erwarten stehen, die von hoher Bedeutung für die ganze Naturwissenschaft und vielleicht für die atomistische Anschauung sind. Nicht minder wichtig erscheinen die zahlreichen kleinen Mitteilungen auf dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie, der Physiologie und Hygiene. Die Abschnitte Technik und Bergbauwesen, Bauesen und Flugtechnik enthalten manche interessante Angaben, doch auch Naturkunde, Länder- und Völkertunde, Oceanographie, Waffen- und Marinewesen haben Beachtung gefunden nicht nur durch

kleine Notizen, sondern auch durch längere Aufsätze, denen im ganzen Bande 377 Abbildungen zur Erläuterung und Erleichterung des Verständnisses gemachter Angaben beigegeben wurden. Für den geringen Preis von 6 Mk bietet somit jeder Semestlerband tatsächlich das Wichtigste aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Technik und Medizin, so daß die große Verbreitung, welche die Zeitschrift im Laufe von 16 Jahren gefunden hat, wohl erklärlich erscheint. — 6.

— **W. Marshall.** Die Tiere der Erde (Die Erde in Einzeldarstellungen II. Abteilung), eine vollständige Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. In 50 Lieferungen à 60 s. Lieferung 33-44. — Das Werk ist tüchtig fortgeschritten, die zweite Hälfte der Vögel geht bis Lieferung 38, die Säugetiere reichen bis 42, die Fische haben nur wenige Seiten beanspruchen können, dann folgt die erste Hälfte der Insekten. Es kann also für die niederen Tiere nur wenig Raum bleiben. Das Interesse des großen Publikums ist ja auch zu weit den Säugetieren und Vögeln zugewandt. Gegen die landläufigen Einteilungen sieht es vortheilhaft ab, daß die Reptilien nicht in 4, sondern in 5 Ordnungen geteilt sind, indem zwischen Skrobidae und Gehäni die urzeitliche Bräunendecke den Rang einer besonderen Ordnung einnimmt, und daß mit Recht, wie auch dem Laien aus der trefflichen Schilderung ihrer Besonderheiten klar werden wird. Denn des Autors besondere Begabung, auch solche körperlichen Eigenheiten, die zunächst wenig ins Auge fallen und unbedeutend erscheinen, durch Behebung auf die Lebensweise ins rechte Licht zu setzen, macht auch den spröden Stoff dem Verständnis zugänglich. Daß das Begelbete meißlerhaft geschildert ist, bedarf kaum der Ermahnung, denn das bildet Marshall's bevorzugte Domäne. Auch über die Abbildungen kann diesmal das Urteil in vieler Hinsicht günstiger lauten. Wenn auch noch häufig genug der große Unterschied der Intensität, mit der die Gegenstände der die Farben auf unser Auge, mit der sie auf die photographische Platte wirken, unangenehm herortritt, wenn auch vielfach der zutreffliche Wertebereich des zoologischen Gartens viel mehr die Auswahl bestimmt, als das Verhältnis des Tieres, wenn auch einzelne Tapan, wie die Giesentemfildröde oder das gemeine Chamäleon, den Amateurphotographen ja gar zu vielseitigen und gekünstelten Aufnahmen veranlassen auf Kosten anderer Formen, so tritt doch der große Vorteil des Momentbildes vernehmlich klar zutage, bei dem Chamäleon z. B., das die Junge herausgeschleubt, ebenso bei größeren Gruppen, bei den unzähligen Baumfäuletieren, die sich auf den Ästen eines Stammes in wunderlichen Stellungen zusammenhängen, oder bei den noch mehr geduldeten brütenden Albatrossen auf der Sandwivinsel Laysan. Unter den Reptilien treten, nach dem Vorgange des englischen Autors Saville Kent, die absonderlichen australischen Gehäni, die Molochs und die brotlige Kragegedde, wenn sie auf den Hinterbeinen einherläuft, in den Vordergrund, so daß hier in der Tat eine Reihe höchst eigenartiger und seltener Objekte dem Leser nahe gebracht werden. Hier handelt sich's um lauter Dinge, bei denen nicht leicht das Auge des Naturforschers und die fixierende Künstlerhand zusammen treffen. — H. S.

— Die hohe Jagd, herausgegeben von Frhr. v. Rosenberg, H. Martensen, K. Brandt, Dr. Sturm u. a. Mit 28 Kunstdrucken und zahlreichen Textabbildungen. Verlag von Paul Parey, Berlin. — Soeben beginnt die 2. Auflage der hohen Jagd in 18 Lieferungen à 1 Mk zu erscheinen und wollen wir nicht veräumen, alle Freunde der Jagd darauf aufmerksam zu machen. Der Erfolg der 1899 erschienenen 1. Auflage dieses heroischen Werkes, welches das weite Gebiet der hohen Jagd in erschöpfender Weise zur Darstellung brachte, war ein durchschlagender; die 1. Auflage ist längst vergriffen und das Erscheinen der 2. Auflage wird allenfalls mit Freude begrüßt werden. Das Werk ist unter den Händen der hervorragenden Mitarbeiter ein neues geworden und ganz wie es bei dem Gegenstände und Vorbildes des Werkes, bei „Tieftes Niederjagd“ der Fall ist, so bietet auch die Darstellung der hohen Jagd vollständiges warm pulsierendes Leben. Der Genuß der Darstellung wird erheblich gesteigert durch die auf hoher künstlerischer Stufe stehenden Illustrationen, die vor allem Karl Wegner, Ernst Otto und Ewald Krubi zu danken sind. Alles in allem ein Werk, dessen Besitz eine Fierde und Freude für jeden Weidmann bedeutet. — f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Ersteinst

Ersteinst, Donnerstags  
aus Sonnabends und kann  
sich nur durch den  
Presenstempel, die Königl.  
Staatsdruckerei der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, besorgen werden.

Bezugspreis

Wöchentlich 1. M. 25 S.,  
vierteljährlicher Zustellung  
einer Kreuzung: für  
einige 1. M. 21 S., für  
auswärts 1. M. 24 S.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 29.

Donnerstag, den 9. März, abends.

1905.

## Vorgeschichtliches aus der sächsischen Oberlausitz.

Der vorige Sommer war für die Altertumsforschung, die zum großen Teil eine Grabstätigkeit ist, infolge seiner großen Dürre nicht günstig. Dennoch ist die Oberlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte nicht ohne Erfolg tätig gewesen und es mag ein kurzer Bericht über die gemachten Altertumsfunde unter Begegnung auch für weitere Kreise nicht unangebracht sein.

Die meisten Grabfelder unserer Gegend gehören bekanntlich dem sogenannten Lausiger Typus der Gräber an, den Professor J. Gensch in Guben, der genaueste Kenner unserer Altertümer, jetzt in die Zeit von etwa 1300 bis 300 vor Christi Geburt versetzt und zwar so, daß auf die ältere Zeit, der besonders die Becklarnen und doppelkammrigen Gefäße eigenständig sind, in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christus die Blätterzeit mit einer schier unermesslich reichen Mannigfaltigkeit der Gefäßformen folgt. Dieser Blätterzeit des Lausiger Typus ist das schon lange bekannte, sehr reichhaltige Kleinfundergräberfeld (nordöstlich von Baugen) zuzurechnen, das sich in untrübe sonst ziemlich metallarmen Gegend durch häufigere Bronzebeigaben auszeichnet. So wurde diesmal in einem Grabe eine schöne 13 cm lange Nadel mit plattem, in der Mitte verlichem Kopfe und ein im Feuer zusammengeschmolzener Ring gefunden. Neu entdeckt wurde ein aus Gräulich Tuffsteinen Grund und Boden der Töbelsitz am Wege nach Göbda brunnliches Urnengestell, auf dem neun Gräber geöffnet wurden, von denen einige noch in die älteste Zeit des Lausiger Typus gehören dürften, während die meisten der Blätterzeit entstammten. Die Formen der Beigefäße waren sehr mannigfaltig: Töpfchen, Schalen, Tassen, sogenannte Tränenkrüge, ein sogenanntes Rauschgefäß und ein Brüllgefäß; Metallbeigaben fehlten. Einige Carabinerwerkzeug ließ sich etwa 1/2 m unter der Oberfläche eine dünne Knochenspitze verfolgen, in der gebrauchte Steine, Holzstiele und Knochen verstreut waren. Ebenfalls neu in Angriff genommen wurde erst im Frühjahr ein 1/2 Stunden nordwestlich von Baugen beim Dorfe Salzenort gelegener Urnengräberhof, der in Bezug auf die Masse der Beigefäße in diesem Gräberhofe bis jetzt der einzig dastehende. Entschieden doch eins von diesen nicht weniger als 27 Gefäße! Ein andres, das sich nach dem Jubilate der kleinen Knochenmengen als Kindergrab ansprechen ließ, enthält ungefähr ein Dutzend unermesslich kleiner und niedlicher Töpfchen, Schälchen und Krügel. Während die alle der Blätterzeit des Lausiger Typus angehörig Gräber auffällig wenig auf unmittelbar unter der letzten Deckstrateme liegen, trat man ein seiner Form nach jüngeres Geschick in der Tiefe von etwa 80 cm an und zwar unter einer breiten Schicht von Holzstiele und Asche, die 3 m weit verlegt wurde und vermutlich einen Verbrannungsplatz dorrteilt. Bemerkenswert ist, daß wenige hundert Schritt von diesem Gräberfeld in einer Sandgrube früher mehrere feinschichtige Gefäße gefunden worden sind.

Bei dem oben erwähnten Dorfe Töbelsitz befindet sich auch ein der wenigen Hügelfelder der Lausitz wenigstens teilweise erhalten und zwar nordöstlich davon in einem Waldchen aus dem sogenannten Lustienberge. Während sich jetzt noch einige Dutzend Hügel dort erheben, breitete sich dieier alte Friedhof noch vor einem halben Jahrhundert viel weiter nach Westen aus und soll ehemals viele Hunderte von Gräbern umfaßt haben. Bereits im Jahre 1903 waren drei Gräber geöffnet worden, ohne daß man außer einer merkwürdigen Steinlegung, einigen Knochenresten und einigen flammigen Scherben etwas darin fand. Auch voriges Jahr ergaben die zwei geöffneten Gräber nichts als Knochenreste von offenbar unentwickelt befestigten Leiden, einige Feuersteinplättchen und einen einzigen großen Scherben, dessen Alter nicht zu bestimmen ist. Nachgrabungen auf einem Felde nördlich von

Töbelsitz, das ehemals solche Grabhügel trug, führten nur zur Auffindung einiger aus altslawischer Zeit stammenden Scherben (einer durch die Wellenlinie als solcher bezeichnet). Es scheint demnach, als hätten wir es hier in der Tat mit einem der sonst vergeblich geluchten und schmerzliche vermissen menschlichen Friedhöfe zu tun, obwohl der Mangel an jeglichem Grab (Eilen) auffällig ist. Vielesicht bringen später wiederholte Grabungen Gewisheit. Diese wäre insofern von hoher Wichtigkeit, als noch jetzt manche einen Teil unserer Gräberfelder mit Urnen des Lausiger Typus den Wenden zurechnen möchten, indem sie geltend machen, es wäre doch wunderbar, daß wir sonst gar keine Friedhöfe und Gräber der alten Wenden feststellen könnten; wo denn deren Leiden hingekommen wären? War es aber bei den Wenden nicht Sitte, den Toten Beigaben ins Grab zu legen, wie deren die Gräber auf dem Lustienberge ermangeln, so kann man sich nicht wundern, daß Gräberfelder dieser Art nach Einweihung der Hügel durch den Vandmann keine Spur hinterlassen haben. Es mag erwähnt werden, daß eine Menge solcher Hügel, die man von vornherein für Gräber zu halten geneigt ist, weil sie für vollständig bei der Fortkultur zusammengegeronene Steinhausen zu dicht und zahlreich nebeneinander liegen, sich auch auf dem Gernobobergberge, dreieiertel Stunden von der Inermittelschaft nach Osten zu erstreckt, befinden. Auch von diesen wurden bereits vor 3 Jahren einige geöffnet, und auch in ihnen fand man nichts als eine Schicht Lehmterde und in einem wieder einen altmenschlichen Scherben.

Auch für die Burgwallforschung konnte etwas getan werden. In einer Entfernung von etwa 1 Stunde südlich von Baugen beginnt das Lausiger Bergland mit einer Bergtette, die allmählich von der Ebene durch drei Berge: Trohmsberg, Schmoritz und Wehltener gebildet wird. Die Kruppe des mittlsten, der Schmoritz, von der man einen schönen Blick in das Hügelland von Baugen genießt, wird von einem künstlich aufgethauenen Steinwall umgeben, der schon lange Gegenstand der Wißbegierde war. Die Anlegung eines neuen Weges über die Höhe leitend des Föhrters machte nun im Herbst einen Durchstich des Walles nötig und bei dieser Gelegenheit konnte eine genauere Untersuchung desselben stattfinden. Es ergab sich, daß der Wall, dessen Sohlenbreite ungefähr 5–6 m, dessen Höhe innen etwa 1 1/2 m, an der äußeren Seite 2 m beträgt, aus Schichten mozerget gelagert, flacher Steine, zwischen denen lehmige Erde und verrostete Holzstücke bis zu Balkenstärke eingelagert sind, besteht. An der inneren Seite trat man unter der Giesnarbe zunächst eine Schicht roher Steine, zum Teil beträchtlich große und regelmäßige Steinplatten darstellend, sodann wieder jumeist lehmige Erde und abwärts eine Lage von flachen Steinen, die fast alle auf der untern, teilweise auch auf der obern Seite handgrischwärtig waren, sodann endlich verrostete Balkenstücke und sonstige Holzreste, und in hartem Feuer geätzte Erde und Steine, darzwischen in allen Schichten zerstreute Gefäßbruchstücke und zwar jumeist deutlich altslawischer Art, namentlich auch solche mit der flammigen Schilderseite zu sagen, das sich an der Innenseite des Walls fast vollkommenartige niedere Wohnungen an denselben anlehnten, die aber zuletzt verbrannt und in sich zusammengefallen sind. Ähnliches hat J. Schmidt (Reichard, der Berliner, Bes. f. Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte 1900, S. 315) für den Stromberg bei Weßberg festgestellt, während der Aufbau des Walles doreist verschiedener Art ist; zu den Schloßmüllern ist der Schmoritzwall nicht zu rechnen. Wenn man früher geneigt war, dies zu tun, so erklärt sich das Aufsuchen von Schloßmüllern an oder auf ihm, von dem wohl früher erzählt wurde, anders. Eine weitere Grabung im Wallfel ergab in geringer Tiefe

meist unmittelbar unter der Grasnarbe eine Kulturschicht, die aus massenhaften Schladen, Scherben, Kische, in Feuer geschmolzenen Steinen und gebranntem Lehm zusammengesetzt ist. Auch zwei verrostete Eisenstücke fanden sich.

Die Schladen weisen auf Eisenbereitung hin, die Scherben sind zumieist aus ausgeprochen allmännlich, zum Teil mit Wellenlinien sauber verziert. Besonders auffallend waren mit einer grünen Malur versehene Reste von Tongefäßen, von denen einige den Eindruck von frühen eines Ziegels machten. Auch die Schladen wurden mehrfach in der Form eines Kugelforms gefunden, als ob sie aus einem so geformten Ziegel sämen. So wies vieles auf eine Schmelzhütte hin, doch gelang es nicht, eine entsprechende Masse von Holzspänen u. dergl. festzustellen. Nahe der Ofenöffnung des Walls wurde endlich ein 3 m tiefer Einschnitt in den festigen Boden als ein Sammelbrunnen (Zisterne) nachgewiesen; denn nachdem man den Boden des Felsenlochs von Gestrüpp, Erde und Steinen befreit hatte, floss man aus Wasser. Die Schmorgrube ist sonach als allmännliche Wohnstätte, bei der sich eine Eisenherstellung befunden zu haben scheint, nachgewiesen. Schon im Bericht über die Funde des Sommers 1903 (vergl. Bl. f. d. B. d. B. v. Jg. vom 19. Jan. 1904) wurde einiger hochinteressanter feineitlicher mit Schmorverzierung versehenen Gefäße,

die einer Sandgrube beim Dorfe Burt nordöstlich von Banherz entnommen, gedacht. Jetzt enthält das Museum der Gesellschaft nicht weniger als 8 solcher feineitlicher Gefäße von Burt, von Lopi, Balen- und Wafform, deren größte 35 cm und 24 cm hoch und ebenso breit sind. Der schon oben erwähnten Fundstelle bei Salzenforst auf Oberöchner Fzur entkamen 4 kleinere Gefäße, von denen zwei ganz, zwei teilweise erhalten sind und die bis auf einen ebenfalls mit Schmorverzierung verziert sind. Ein weiteres Gefäß von Leutwitz bei Demitz, das an der Anstaltstelle des Dalles eine Kreuzverzierung trägt, befindet die beträchtlichen Maße von 46 cm Höhe und 44 cm Breite. Ein letztes notwendiges Gefäß ist aus Kalseritz bei Al-Mariertenen vorhanden. Näheres über diese mehr als 3000 Jahre alten Gefäße wird in dem bald erscheinenden Jahreshefte der Oberlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte enthalten sein. Das Dorf Burt hat noch ein weiteres Zeugnis für sehr alte, vielleicht feineitliche Besiedlung der Gegend aufzuweisen; es befindet sich nämlich auf dessen Fzur nicht weit vom romantischen Sprietald, dem „Abgott“ gegenüber, ein mit Bruchstücken von Feuersteinen, namentlich prismatischer Feuersteinmesser, Steinpilzsteinen sowie Steinkeulen überhäufes Feld, das also sicherlich eine Feuersteinwerkstätte darstellt. R. N.

### Bücherbesprechungen.

— Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen, gesammelt von W. V. Herzfeld. Sechste Auflage, durchaus neu bearbeitet von Hans J. Helmolt. Berlin 1905. Verlag der Haude u. Spenerischen Buchhandlung. Preis 4 M. — Ein Buch, das in sechster Auflage vorliegt, bedarf kaum einer besonderen Empfehlung. Sein Verfasser, William Dennis Herzfeld, war eine der eigenartigsten Persönlichkeiten unter den deutschen Schriftstellern. Geboren am 21. November 1839 als Sohn des großbritannischen Konsuls in Memel, widmete er sich der kaufmännischen Laufbahn. Er erhielt eine einflußreiche Stellung bei dem Begründer der Chrenpfeiligen Südbahn und begründete dann ein Bankgeschäft in Berlin, das er bis 1895 fortführte; am 2. Mai 1898 ist er gestorben. Als Finanzschriftsteller war er Mitarbeiter der ersten Börzenzeitungen und bearbeitete Salinas Börzenjahrbuch. Daneben aber hatte er sehr vielseitige andere Interessen. Er beschäftigte sich eingehend mit Philosophie und veröffentlichte ein „Schopenhauer-Negitler“, am meisten aber zog ihn die Literatur und Geschichte an. Auf diesem Gebiete las und sammelte er unermülich; er war Mitarbeiter an Büchermans „Geheiligten Worten“, und die Frucht dieses Sammelers war „Der Treppenwitz der Weltgeschichte“. Mit dem Worte „Treppenwitz“ bezeichnet man Bemerkungen, die jemand erst beim Heruntersteigen der Treppe, nachdem er von der Kubizung kommt, also nicht mehr am geeigneten Orte, macht. Hier ist damit eine Sammlung von Erzählungen und Anekdoten gemeint, die sich als unwahr herausgestellt haben, die der Geschichte nicht während des Ereignisses, sondern erst hinterher eingefallen sind. Eben diese Geschichten pflegen sich, weil sie gemüßlos, poetisch, witzig, pointiert und charakteristisch sind, dem Gedächtnis am tiefsten einzuprägen. Es ist nun zwar eine Übertreibung, wenn Herzfeld sagt, daß gerade das Piktante, das Witzende, das Graziende, das Begleitende, ja das Hinreichende in der Geschichte „meistens“ gelogen ist; es gibt auch sehr viele wahre Tatsachen, die pikant, rührend, ergründend, begeistern, hinreichend sind, aber für sehr viele der bekanntesten derartigen Erzählungen trifft das Urteil Herfelds zweifellos zu, wenn auch der Ausdruck „gelogen“ nicht oder nur selten paßt. Ebenso zweifellos ist es eine unabweisbare Forderung, diese Geschichten auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen und sie als unwahr zu bezeichnen, auch wenn liebenswürdige Illusionen dadurch gehört werden. Aber uns scheint mit dieser sehr verdienstlichen Tätigkeit die Aufgabe an manden Stellen nicht vollständig erfüllt. Viele dieser Geschichten sind im gewöhnlichen Sinne ungeschichtlich, sie sind unwahr, erfunden, „gelogen“, enthalten aber im tieferen Sinne historische Wahrheiten. In einem kurzen Nachwort geben sie oft eine treffendere und wahrere Charakteristik von Personen, als lange Darlegungen wahrer Tatsachen tun können; in einem unwarren Faktum kennzeichnen sie eine Entzündung, haben sie die Quintessenz historischer Vorgänge vorzüglich hervor; sie sind oft der bedeutendste Niederschlag der Einbrüche, die Personen und Tatsachen hinterlassen haben. Wir

wollen nur ein Beispiel anführen: Von Karl V. wird erzählt, daß er in San Juste sich abgemüht habe, zwei Uhren in ganz gleichen Gang zu bringen; es sei ihm nicht gelungen und er habe endlich ausgerufen: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Wert sind, kann ich zur völligen Übereinstimmung nach einem Geleite bringen, und ich Tor möchte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können.“ Diese Geschichte ist unwahr; es ist sogar unwahr, daß Karl V. zu der Erkenntnis gekommen sei, seine politische und kirchliche „Welt Herrschaft“ ruhe auf solchen Voraussetzungen, und doch findet diese Geschichte in ihrem inneren Gehalt eine historische Wahrheit, die wertvoller ist als manche historische Tatsache: sie spricht aus, daß das Lebenswerk Karls V. scheiterte, weil er sich der mächtigen Weisheit des Individualismus, die ihren tiefsten Ausdruck in der Forderung der Gemeinheitsfreiheit fand, widerlegte; sie spricht aus, daß Staatsmänner diesen Namen dann am meisten verdienen und dann die größten Erfolge erzielen, wenn sie läbig sind, ihrer Zeit den Puls zu fühlen und den oft noch unklaren Strömungen die Wege zur Erfüllung zu weisen. Um nicht mißzuverstehen zu werden, wiederholen wir, daß es unbedingt nötig ist, die Unwahrheit solcher Geschichten festzustellen, aber ebeno nötig erscheint es uns, ihren tiefsten Gehalt, ihre tiefere Wahrheit nachzuweisen. Wir wollen damit nicht etwa von der Lektüre des vorliegenden Buches abshrecken, wir glauben vielmehr eher dazu anzurufen, indem wir auch denen seine Lektüre empfehlen, die ungenau auf Illusionen verzichten: wir möchten ihnen zurufen, daß viele dieser Geschichten trotz ihrer Unwahrheit doch auch einen historischen Wert haben, und möchten sie aufordern, dem nachzugeben. Was der neu Herausgeber an dem Werke geändert hat, ist im einzelnen nicht zu ersehen. Er selbst erklärt, daß er die Eigenart des Buches nicht angetastet habe, und daß sich kein Mittel im wesentlichen auf gelegentlichen Bessern, Ergänzen oder auch Weglassen beschränkt. Dem entspricht selbstlich, daß „durchaus neu bearbeitet“ das Titel nicht, doch liegt freilich verständlich in der pietätvollen Beschränkung kein Wortwari.

A. Bs.

— Briefe von und an Gottlob Ephraim Lessing. In fünf Bänden. Herausgegeben von Franz Wunder. Erster Band: Briefe von Lessing aus den Jahren 1749—1771. Dritter Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746—1770. Leipzig, G. J. Bachmanns Verlagsbuchhandlung. — Den von Bachmann herausgegebenen sämtlichen Schriften Gottlob Ephraim Lessings, deren dritte Auflage der Münchener Literaturhistoriker Franz Wunder besorgt hat, werden fünf Briefbände angefügt, die Briefe Lessings und an Lessing gerichtete Briefe enthalten, alle, soweit sie der Herausgeber Franz Wunder erreichen konnte. Wunder hat sich im Vorwort über die Grundlage, denen er bei seiner Veröffentlichung der Lessingschen Schriften und der Briefe folgte, ausgelassen und wir dürfen ihm völlig zustimmen. Bei der Bearbeitung der Briefe ging er, wie bei der der Lessingschen Schriften im engeren Sinne, vornehmlich auf möglichst Vollständigkeit und auf genaue

Verzögerung des ursprünglichen Wortlauts aus. Nicht immer kann er beide Absichten vollkommen durchführen. Viele Briefe von und an Lessing sind spurlos verloren, von vielen anderen sind wenigstens die Handschriften längst verschollen. Um aber doch alles Erreichbare in seiner Ausgabe zu verringern, begnügte er sich nicht mit dem Abdruck der Briefe, deren Text uns ganz oder auch nur in Bruchstücken erhalten ist, wie das zuletzt in musterhafter Weise Karl Christian Redlich that, sondern er verzichtete auch alle jene Briefe aus, die von und an Lessing, deren Wortlaut zwar nicht auf uns gekommen ist, deren Inhalt wir aber mindestens zum Teil erschließen können, sei es auch nur aus anderen Briefen Lessings oder aus Antworten darauf. Sie überlassen es bequemere und immerhin vollständiger, was Lessing als an Briefen verfaßt und empfangen hat, mit welchen Personen er namentlich den schriftlichen Verkehr ausgetauscht habe, welche Fragen ihn und seine Korrespondenten der Reihe nach beschäftigt. Ist uns freilich über den Inhalt und die ungelährte Entstehungszeit solcher im Wortlaut nicht überlieferter Briefe gar nichts bekannt, wissen wir also nur, daß Lessing an einen Verwandten oder Freund außer den uns erhaltenen Briefen früher oder später noch andere jetzt spurlos verlohren gerathet hat, so zählt Munder diese verlorenen Schriftstücke nicht auf. So find die Briefe, die Fürstlich-Kölnig Brunschwilich an seine Eltern schrieb oder von ihnen empfang, von deren Inhalt wir aber nicht das Geringste mit unabweisbarer Sicherheit zu erfahren vermögen, natürlich nicht verzeichnen, ebens nicht die, die Lessing als Schriftsteller verfaßt hat und die seine literarischen Urtheile einschließen, und die nicht, wie anderer Natur, Lessing im Auftrage des General-Lesartens — sie werden am Schluß des zweiten Briefbandes in einem besonderen Anhang vollständig mitgeteilt werden — schrieb, ebens nicht zwei von Lessing an Hamburger Behörden gerichtete Gesuche. Während im dritten Briefbande fünf bisher ungedruckte Briefe veröffentlicht werden, deren Inhalt allerdings nicht bedeutend ist, konnte der erste nur um einige gleichgültige Fettel mit Gelbanweisungen vermehrt werden. Wo uns die Briefe Lessings oder die Antworten darauf noch handschriftlich erhalten sind, gibt Munder ihren Wortlaut buchstabengetreu mit allen Sonderarten der Orthographie und Interpunction wieder; fehlt den wörtlichen und an sich bedeutungslosen Wechsel zwischen großen und kleinen Anfangsbuchstaben bei den Worten der Anrede verzicht er nicht. Abweichungen der Drucke von den Handschriften verzeichnet er nicht, da sie nirgendb auf eigenhändige Änderungen Lessings zurückzuführen, also ohne kritischen Wert sind. Dagegen führt er sorgfältig alle Verbesserungen an, die Lessing selbst und seine Korrespondenten während der Niederschrift eines Briefes vornahmen. Überhaupt merit er alle handschriftlichen Zusätze und Korrekturen an, mögen sie von dem Schreiber oder dem Empfänger des Briefes oder von einem Dritten herrühren. Die ersten Herausgeber von Lessings Briefen waren dem Wortlaut der Handschriften gegenüber nicht immer so zurückhaltend. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit gaben sie ihn nicht blos wörtlich wieder und von Auflage zu Auflage fühlten sie sich genöthigt, immer wieder zu neuen kleinen Änderungen des überlieferten Textes berechtigt. Daher legt Munder in den sehr zahlreichen Föllen, wo uns die Handschriften der Briefe nicht mehr erhalten sind, seiner ersten Ausgabe stets die ersten Drucke zugrunde und führt die abweichenden Lesarten späterer in der Regel gar nicht an. Auch in der Orthographie und Interpunction folgt er bei diesen in der Handschrift und nicht erhaltenen Briefen genau dem jeweiligen ersten Druck. Die oft recht weit schwebenden Anmerkungen, mit denen die Herausgeber der ersten Sammlungen, besonders Nicolai, den Briefwechsel belastet haben, sind jetzt zum großen Teil wissenschaftlich wertlos geworden. Munder nahm sie daher im Gegenfatz zu seinen Vorgängern nach und nach ab, die sie meist mit abdrucken, bloß ausnahmsweise auf, wenn sie eine wichtige Erklärung oder literarhistorische Nachricht enthalten, die wir nicht schon aus anderen besseren Quellen schöpfen können, vor allem, wenn sie wertgeschichtlichen Wert haben. Sonstige Erläuterungen trägt Munder nur sehr sparsam bei, am ersten die Eigennamen, besonders wenn sie in den Handschriften oder ersten Drucken blos mit dem Anfangsbuchstaben abgefaßt waren. Dabei bemerkt er sich Redlich's Ausgabe und Alfred Schönes Neudruck des Briefwechsels zwischen Lessing und Eva König gegenüber zu Dank für manchen Aufschluß verschafft. Nach Redlich's Beispiel numeriert er die Briefe und verweist bei jedem auf das Schreiben, auf das er

oder das auf ihn antwortet. Aber die Handschriften und ersten Drucke berichtet er ausführlicher als seine Vorgänger und zwar bei jedem Briefe besonders, während Bachmann und auch noch Redlich verschiedene für mehrere Briefe gehörige Angaben nur einmal, alles zusammenfassend, aussprechen. Diese Munder'sche Ausgabe der Lessing'schen Briefe ist mit Freude zu begrüßen, sie ist mit der Sorgfalt und Gründlichkeit verfaßt, wie wir sie bei dem bekannten Forscher von vornherein voraussehen durften. Wenn diese Ausgabe vollständig vorliegt wird man sich an sie zu halten haben und gern halten, da sie bequem ist und jeden wünschenswerten Aufschluß gibt. Dabei, was ebenfalls hervorzuheben ist, hat das Auge seine Freude an dem deutlichen großen Druck. Naturgemäß kommt diese umfassende Ausgabe vor allem für den gelehrten Forscher in Betracht, für den sie sich genau mit Lessing befassen will; doch auch der, der nur einen Einblick in Lessing's Persönlichkeit zu nehmen will, wird sich gern an sie wenden; ihn werden vielleicht neben den Briefen an Wendelssohn, Gleim, Nicolai die an Eva König am meisten und mit Recht interessieren.

A. S.

— Causerien über Theater. Von Theodor Fontane. Herausgeber Paul Schlenker. Berlin, P. Fontane & Co. — Das lebenswürdige Naturall des Dichters verleiht sich auch nicht in die besten Plaudereien des Kritikers. Fontane war fast zwei Jahrzehnte hindurch längere Referent der Vossischen Zeitung über das Berliner Königl. Schauspiel. Paul Schlenker, sein späterer Nachfolger in dieser kritischen Thätigkeit, jetzt Direktor des Wiener Hofburgtheaters, hat jene Kritiken jetzt gesammelt herausgegeben, allerdings nur ein Drittel derselben, damit nicht Hervorragendes und Charakteristisches durch Ueberflusse erdrückt wurde. Auch Kürzungen wurden vielfach vorgenommen, vor allem die ausführlichen, oft dichterisch wertvollen Inhaltsangaben geopfert. Auch eine kleine redaktionelle Nachhilfe blieb bisweilen nicht aus; waren doch die Kritiken Fontanes mit matter Tinte in den Satz gegeben worden; Zeit und Mühe wird jo den Theaterkritikern nicht gelassen, am wenigsten in neuerer Zeit, wo sie sogar zur Nacharbeit verpflichtet werden. Das ist ein Mißstand, den die Berliner Presse entgegenhat. Ob die Kritik etwas früher oder später ergeht, das ist dem großen Publikum ganz gleichgültig; ihm kommt es nur auf eine gute Kritik an. Paris ist gewiss die erste Theaterstadt der Welt und die Pariser gebulden sich gern, bis am letzten Tage der Woche die Kritik über die Auführungen in derselben ergeht. So wird ein am Montag gegebenes Stück erst am Sonnabend besprochen und damit vergliche man die Besprechung, womit die deutsche Theaterkritik erst am nächsten Morgen das über Kopf in die Blätter purzeln muß. Der Herausgeber soll über die Eigenart der Fontane'schen Theaterkritik in der Einleitung treffende Urtheile, welche man nach der sorgfältigen Lectüre derselben nun bekümmern kann. Dramaturgische Abhandlungen, eingehende Motivierungen wird man in diesen Kritiken vergeblich suchen; aber es sind Urtheile, gleichsam frisch vom Feß, Einbrüche der Aufführungen auf ein empfindliches Gemüth und einen gebildeten Geist, dessen Eigenart sich freilich gegen manches ablehnend verhält, was ihr fremd ist, aber sonst an sich sein gutes Recht hat. Nach seinen letzten Romanen galt Fontane für einen moderneren Schriftsteller; in seinen letzten Kritiken ist er sogar so modern, daß er in einem gänzlich verfehlten Stück wie die „Familie Schlick“ — eigentliches „Kunstabend“ erblüht! Wie treffend war dagegen die äußerst schlagfertige vernichtende Kritik Paul Lindau's! Doch der altpreussische Balladenbinder, der auf einmal als Senior der Modernen in den Literaturgeschichten auftaucht, hatte immer ein feudales Feß und man merkt den Schlag derselben auch in diesen Kritiken, wie z. B. — der bei gänzlich ablehnender Besprechung von Gugloms „Uriel Aesch“ — und doch der Verfasser für alles, was die Markt Brandenburg betrifft, nach wie vor die wärmsten Sympathien begehrt, bemerkt auch seine Kritik der „Luitpolds“ von Widenbrach, die er weit höher stellt als die „Karfinger“ dieses Dichters. Auch Schlenker erwähnt in seiner Einleitung, daß die wenigsten dieser Ansicht sein werden. Doch wie oft man auch mit Fontane nicht übereinstimmen mag — man wird diese Kritiken alle mit Interesse lesen; sie sind so warmherzig, so überzeugend, so erleuchtend; überall finden wir treffende Bemerkungen und auch die gute Laune des Autors wirkt oft erheitend. Dabei bleibt sein Witz meist schonend und selten greift er zum Töschlagen, wie in der Kritik über Kohlensachs „Macchianelli“. Da heißt es, die beste Rolle des Stückes sei der Sängernummer Contard, der schon auf dem Fettel die Bezeichnung „stumm“ trägt. „Es ist die einzige

Figur des Stüdes, die nicht Dummes sagt.“ Auch manches Anekdotische läuft mit unter, wie die für das Anschauungsleben charakteristische Mitteilung, daß bei einer Aufführung von Herbers „Kolumbus“ in der Kabine des süßen Entdeckers zur Aufschämung eine große Karte von America hing. Von den Dichtern werden Laube, Benebig, Lindau, Willenbruch freundlich behandelt. Gerhart Hauptmanns Trilingsdrama: „Vor Sonnenanfgang“ erfährt eine gütliche Wobredung; vor allem gefiel dem Kritiker die Persönlichkeit des Dichters, als er auf der Bühne erschien. Man merkt indes den Kritiken an, daß die literarischen Erörterungen bei ihnen abgeblättert haben. Die Kritiken aus den 70er Jahren sprechen noch mittheilen von Idealen und Idealismus; die aus dem folgenden Jahrzehnt nähern sich schrittweise dem Naturalismus, der ja gegen das Ende desselben das Oberwasser bekam. Einige Kritiken werden von dem Herausgeber mit solchen Abfärgungen veröffentlicht, daß von dem Werke selbst kaum noch die Rede ist und nur einige allgemeine Bemerkungen übrig geblieben sind, zu denen die Aufzählung den Anlaß gab. Die Kritiken der Dramen nehmen die bei weitem größere Hälfte der Sammlung ein; es folgen die Charakterbilder einzelner Schauspieler, mit mehr oder weniger liebe angeführter Vorbild. Clara Ziegler und Adalbert Malowitsch gehören nicht zu den Lieblingen des Autors. Tagedien finden wir andere Künstlerkörpe mit einem Skizzen ausgemalt, daß in der Theatergeschichte idon lange verblüht ist. K. v. G.

— Die gotischen Zimmer. Familienschicksale am Jahrhundertende. Von August Strindberg. Berlin und Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. — Ein merkwürdiges Buch! Von vielen Seiten wird es als ein Roman angeblüht, doch es fehlt jede einheitliche, zielbewußte Führung der Handlung, jede Spannung auf ein künftiges Geschehen! Die Jean Paulschen Romane erlöschten gewiß durch ihre Entschungen von Erzählblättern, von kumerischen Exkursen und selbständig losgerissenen Betrachtungen den unbelangenden Genuss an dem Fortgang der Ereignisse; aber es ist doch Entwidlung darin und die Handlung schreitet einem bestimmten Ziele zu; hier bei Strindberg ist alles chaotisch, ein Anekdote von Charakterköpfen, biographischen Skizzen, anekdotischen Fragmenten! Will man für irgend eine Person, irgend ein Schicksal Teilnahme empfinden, so zerstückert es uns wieder unter den Händen oder wird verstrüht unter einem Mist von Betrachtungen de omnibus rebus et quibusdam aliis. Er selbst kündigt das Werk her als eine Chronik von Familienschicksalen an; es ist die Familie Berg, deren Erbseife uns der Verfasser erzählt; der eine Bruder, Gustaf, ist Adalbert, der andere, genau der Scharfschütze, Postas. Jener wird durch die politischen Verhältnisse beiseite geschoben, die er nicht zu beerriden vermag, und sein Sohn Folger übernimmt die Redaktion. Der Borg ist das Mundrohr des Autors; er sprudelt über von Paradoxen und Apomismen, er ist der Betreter einer früh zugreifenden, aber roh sich äußernden Genialität. Der eine Sohn Gustaf, Anders, hat sich der Landwirtschaft gemidnet, kommt aber auf seinen grünen Freitag; wie er unter ungünstigen Umständen bei den Nachbarn Geld zu borgen sucht, das wird ganz lebendig erzählt; es handelt sich dabei um gefährliche Schiffsfahrten über das Eis, das bereits bebenfliche Sinnen zeigt. Über die Notlage der schwedischen Landwirtschaf erhalten wir da Mitteilungen, die uns das ganze arme Land in einem sehr trüben Lichte zeigen. Der neue Redakteur Folger wird wegen Majestätsbeleidigung verurteilt und kommt ins Gefängnis. Das sind allerlei Begebenheiten, die sich im Schoß dieser Familie zutragen; doch die eigentlichen Katastrophen befehen in Eberungen. Gustaf läßt sich von seiner Frau scheiden, der Borg von der leinigen, und nach das jüngere Geschlecht betrifft, den Adalbert Folger und den Archibald Kurt, so find auch ihre Erbschicksale trübsaler Art. Da spielt Strindberg seine blühenden Trümpfe aus; er läßt die Frauen und auch die Hunde; aus diesen Antipathien macht er kein Schil, ob er die Frau Postor Berg oder den Wulst schildert — es find gleich unheimliche, in die tiefsten Schichten gedeutete Bilder. Nur die Medizinerin Esther, die mit ihrer spiritistischen Gralen Mar durch einige Kapitel des Romans herumspaziert, wird menschenfreundlicher behandelt, freilich, sie ist so unverbislich wie möglich und macht auch die Bekanntheit des Grafen in einem Haute, wobei sie mit einigen Surenanten geht und wohin sich sonst nicht leicht ein weibliches Wesen aus andern Gesellschaftskreisen verirrt. Wenig Wohlwollen erwirkt Strindberg auch den Norwegern und ihren großen Dichtern, die wie Crang-Utand aussehen, Jöben und Björnsen; besonders auf den stupiden

Jöben hat er es abgesehen; er bringt ihn freilich in gute Gesellschaft. Wenn die drei größten Fumbugmacher: der herrlichste Postas, der unmusikalische Wagner und der stupide Jöben einmal anfangen sind, dann kommt die Zeit wieder ins Gedächtnis: Scharfholera, Götterdämmerung und Noas! „Was Teufel!“ Die Erzählung selbst ist in diesem von der Sprache aufgeblöheten Roman Rebenfaste; die Lust zu fabulieren ist bei Strindberg geringer, als die Lust zu idomieren, und ebenso fehlt es mit der Beschäftigung für das eine und das andere. Teilnahme für die Personen und ihre Schicksale weiß der Autor nicht zu erregen. Außerdem werden die schwedischen Zustände in einer Weise unrichtig, die wenig dichterisch, aber sehr lehrreich ist und oft mit trocknen statistischen Zahlen wirtschafte; es läuft dabei so viel spezifisch Schwedisches mit unter, daß die Leser, die anderen Völkern angehören, sich nicht leicht hineinfinden und daß sich betragende Werke als Meisterwerke in die Weltliteratur nicht eindringen können. Es spricht sich spröde Genialität, die aber etwas Wüßtes und Ungeliebtes hat und den verbreitetsten Anschauungsmittel des Geistes schlägt, aus diesen „Gotischen Zimmern“. Der herausfordernde Janismus, der sich in plebejischen Ausdrücken gefüllt, erinnert an die Vorliebe für dergleichen, die sich beiweilen bei geistigen Eberungen einstellt. Einen französischen Schriftsteller, Pellaban, dessen Vicos supremas das einfachste Anlandesgefühl auf den index der librorum prohibitorum legen muß, stellt Strindberg über Jola — ein Beweis für seine Vorliebe für das Extreme, wenn auch die „Gotischen Zimmer“ solche Detailsüberzungen der ungebundensten Überfreiheit nicht enthalten. Wenn Strindberg der große lebende Nationaldichter der Schweden ist, so müßten diese von einem schwarzgläubigen Bestimmnis nicht bloß angefränkt, sondern förmlich durchleuchtet sein. Nur so wird von Swedenborg spricht, wird er warm und anerkennend, und für den Mystizismus scheint er Sympathien zu haben, die bei einem Schriftsteller, der in den Naturwissenschaften so bewandert ist, wie Strindberg, unerklärlich sind. K. v. G.

— Der Rosenwirt von Wimpfen. Eine alte Geschichte aus einer alten Stadt. Von Konr. von (Ob. Kirchengr. D. Frohnklaus). Prosch. 2. geb. 3. A. (Leipzig, E. Angleich). 2. verb. Auflagen. — Derselben Verfassers „Käuterwilde von Wimpfen“ fehlt wohl in seiner Jugend- und Volkshistorie. Der „Rosenwirt“ ist ein würdiges Sentimental dazu, ein Volksbuch, wie es ihrer heute nicht zu viele gibt. Als Ganzes betrachtet ist es ein wahres Cabinetstück, dem man nicht davon anmerkt, daß umfangreiche archivaie Studien über einen alten Prozes ihm zugrunde liegen. Nichts wird hier geschilbert, beschrieben, das ganze Erben und Treiben in der kleinen Reichstadt am Anfang des 18. Jahrhunderts tritt uns in so plastischer Anschaulichkeit entgegen, das man den Ort, die Leute, die Zeit schneller und gründlicher kennen lernt, als durch umfangreiche Studien. Wir sehen eine Revolution im kleinsten Verhältnisse, die des Humors nicht entbehrt, aber doch uns mit wermütigen Ernst erfüllt. Dem im Grunde stehen wir auf der Seite dieser schlichten Landwerker und Bürger, die in ihrem Gerechtigkeitsgefühl nicht begreifen können, wie das überherrschende und eigennütige, oft ränkevolle Regiment ihres Magistrats den Schutz der Beförden findet, wie selbst der gute Kaiser Joseph in Wien“ sie mit erster Vermahnung abweisen kann, als sie vertrauensvoll zu ihm kommen. Besonders der Rosenwirt ist in seinem unbelangenden Rechtsgelübte eine prächtige Erscheinung. Dine es zu wollen, wird er dadurch an die Spitze der aufgeregten Bürgerchaft gehoben und gehoben. Er wird, ohne es zu ahnen, zum Empörer gemacht, im schmerzlichen Lichte erht, das schmerzte aber hat er zu tragen, als er der Macht sich beugend, von denen, die zu ihm aufgeschaut, zum Verdreht gestempelt wird. Als er aber bei der großen Ueberrumpfung in selbstloser Weise andere retten will und dabei aufkommt, da erkennen sie alle, was er war, und sein Begrüßnis wird zu einem glanzvollen Ehrentugnis, das ihm die gesamte Bürgerchaft ausstelt. Wie der Rosenwirt, so find auch die anderen Gehehlen mit kräftigen Strichen charakteristisch gezeichnet, besonders der alte Parzer, der vermittelnd eingreifen will und darum selbst als Revolutionär in Anklage verkehrt wird. In die Geschichte spielt die Politik mit hinein, wir werden antichauend in die Zeiten der trantigen Heiligtümlichen Zerrennenheit Deutschlands verlegt, wo ein Nachbarlandlein wirtschaf die Verlegenheiten des andern anzunehmen suchte. Vor allem aber lernen wir ein Stück Menschheits- und Seelengeschichte in diesen Büchlein kennen, das wir wiederholt aufs wärmste empfehlen. Dr. v. L.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 30.

Sonnabend, den 11. März, abends.

1905.

## Schulen deutscher Schauspielkunst.

Mit der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, die sich aus nichtlagenden Anfängen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts plötzlich zu überirdischer Höhe erhob, ist Wolfgang Goethes Name nach vielfach stehigen Bestrebungen aus dem ungenügend verdienstlichen, das war bei Norddeutschen kritischer Kopf mit seiner „Hamburgischen Dramaturgie“, in der er in musterghaltiger Knappheit das Beste an Regel und Gesetz aus griechischer Überlieferung, italischer großer Vorzeit und unmittelbar ringender Gegenwart planvollste, auf Deutschlands Bühnenkunst Einflüsse von vornehmlicher und dauernder Bedeutung geäußert, hatte sogar sein herausragendes Werk das unsterbliche Verdienst für sich, das deutsche Theater für alle Zeit von französischer Abhängigkeit befreit und der lächerlichen deutschen „Gausträußerei“ den Lebenshauch gegeben zu haben, so war von Leipzig auch gerade durch die Dramaturgie eine bislang ungekannte Richtung ausgeht, die Deutschlands Bühnenkünstler in der Folge auf wunderliche Abwege drängte. Was der Dichter in seinen trübenden Abhandlungen vielfach von einem „eblen Realismus“ sagt, mit dem die Wahrheit unbekannt der Schönheit sich durchsetzen müsse, vermochten wohl einige wenige Geister — etwa Adernann, Gföb und Schröder — sich zu eigen zu machen, indem sie die markantesten Züge ihrer Individualität höchsten Forderungen auf glückliche Art anpassten: die übrigen wählten ihren Bestimmung, wie es ihnen zeitweilig gut dünkte, oder spitzelten, wie ihre Direktoren in zweifelhaft künstlerischer Einsicht das gezeigte Publikum durch allzu forcierte Dramatik am wirklichsten zu erheitern vermeinten. Drei Bühnen suchten endlich nur, was gut und brauchbar war an heimischen Mimen, fortwährend in ihren Kreis zu bannen und gebadeten damit allein schon zu einem günstigen Gedeihen deutscher Kunst reichlich beitragen zu haben: das Schauspielhaus zu Hamburg, das mit Schröder an der Spitze auf die schwer genug erzwungene Führerschaft vorwärts noch nicht verzichten wollte, die Bühne Mannheims, für die Dalberg warb, und das königliche Nationaltheater zu Berlin, das Döbelen mit Pfand neuzeitlicher Gedachte. So glänzend aber auch die Namen waren, die jeder dieser drei Theaterleiter für sich zu gewinnen suchte, so gering an Wert war doch ihr Gesamtwirken als solcher, da sie ihr Haus von vornherein willig einem Vorwärtstum eröffnet hatten, das sie später nicht wieder zu bejagen vermochten. Pfand, Ludwig Doering, Engelbrenner, Friederich Ullmann und Clara Döbelen hielten jeder nach für sich den Berliner Typus in mehrheitlicher Zeichnung dar: ein bloß einseitige Band, das sie alle zusammenfassen, war ein unüberwindliches äußerlich von Routine getragener Realismus, in dem es und zu leise besänftigend schon Weimarer Klänge kühner spielten. In vorerster Überdichtung des rein Darstellerischen verband es in diesen Tagen mächtigsten Startums aus Deutschland Theatermännern kaum ein einziger, den Begriff unerläßlicher Zusammengehörigkeit unter seinen künstlerischen hochzubalen, jener weitverbreiteten Zusammengehörigkeit, die in aller Stille seines Weimarer Mutterheims fast zur gleichen Zeit Goethe für die überdauernde didaktischer Schöpfungen gefunden hatte, Goethe, dem freilich der Dichter wichtiger war als der Theaterdirektor.

Vor kurzer Zeit, da ich an gleicher Stelle (Wiss. Beilage 1904 Nr. 90) von Heinrich Laubs dramaturgischer Wirksamkeit sprach, hatte ich Gelegenheit, Goethes Weimarer Reformen in kurzer Charakteristik zu streifen, der nimmer noch einiges hinzuzufügen wäre. Da Goethe in die Entwicklungsgeschichte der deutschen Schauspielkunst eingreifen sollte — schrieb ich ungeschicklich damals — vor ihm im eigenen Werdegang längt der Dichter abwärts gekommen, der sich einst — nicht anders als der junge Schiller — im „Oedip“, im „Gygoni“ und im „Clavigo“ noch

von Stimmungen zu befreien suchte, die Tausende um ihn in Atem hielten. Längst war er aus Italien heimgekehrt, „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ lagen vollendet und Weimar war zu ihm gekommen. Eine seltsam tiefe Stille hielt Herzog Carl Augusts Hof unvermirt von allem Lärm der Welt und feierlich umfing sie seine Kunst. Berpant vor jeder herbe Laut, in leiser, schwärmennden Höflichen Sprachen die Gäste im Salon der Frau v. Stein und ausdrucksvoll schmiegte sich dem edlen Wort die vornehmste Gebärde an. Und in den stillen Straßen dieser Stadt der Schönheit, die längst nicht mehr wideraltete von des jugendwilden Goethe Streichen, achtete man noch sorglich seiner Würde, daß sie natürlich und voll Anmut sei. Mit seinen Willen und Gärten, mit seinen Grotten und Tempeln ward Weimar gleichsam selbst zur Bühne, auf der die erhabenen Gestalten seiner Künstler sich lichtvoll bewegten. Immer ist Goethes diese eine Kunst der Aristokraten gewesen, so mußte auch Goethes Schauspielerei zunächst dem Empfinden des Aristokraten zu Gefallen spielen. Im Wort des Dichters, daß ja so sorglich geübt war, sollte er mit allem Wohlklang schweben und dem weisen Faltenswurf Iphigenies mußte die begleitende Geste in klassischer Ruhe entsprechen. In stoffem Gegenlag zu ganz Deutschland wurde zu Goethes Tagen in Weimar gespielt, denn nur in Weimar wurde der Schauspieler zum bedingungslosen Wertzeug. Von der unantastbaren Würde der darzustellenden Helden scheint Goethe auf den ersten Blick später freilich ein wenig abgelassen zu sein. In seinen Regeln für die Schauspieler schreibt er: „Zugabe gibt es Charaktere, die dieser Würde entgegengegesetzt sind, z. B. die häuerischen, tölpelischen ufm. Diese wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtsein das Gegenteil vom Anhängigen tut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erseinerung und keine platte Wirklichkeit sein soll.“ Aber wieviel Bauern begegnen wir bei Goethe? Bei Schiller sprechen sie meist in Lateinern. Mit dem Realismus war es also doch wieder nicht. Das Jugenderlebnis war kaum ernsthaft zu nehmen. Vor allem sollten die Charaktere nicht Wirklichkeit sein.

Goethes Schule war nur in Weimar denkbar. Für den in Schönheit und Form gebildeten Aufgauer war sie dort mit ihrem fein empfindenden Nuancen mit Gnad berechnet, für Deutschlands übrige Städte und Bühnen bedeutete sie einen waltenden Rückschlag gegen einen Realismus, der in immer brutaleren Formen überzugehen drohte, und vornehmlich unterband die von dem Dichtertypen empfohlene Technik des Virtuositentum. Im Gleichnis seiner Durchbildung getatete das klassische Drama an sich selbst das übermächtige Vorausgreifen einer einzigen Charakterrolle. Aber unmittelbar nach Goethes Tode — er hatte mit der ganzen Macht seiner übermächtigen Persönlichkeit seine Schule selbst in ihren Fehlern gehalten — trat eine seltsame Bezaugung von Realismus und Idealismus auf der deutschen Bühne ein. War ein Schauspieler lediglich durch die Darstellung des Derbrealistischen groß geworden, beharrte er natürlich trotz auf seiner Art, vermochte abererreich ein schwächerer seine Individualität denn bei der Menge belächelten Mimenmädchen nicht anzupassen, beschwor er sofort Goethes Namen und Tradition herauf, die so allmählich zur Schablone werden mußte. Man weiß, wie sich in den ersten Jahrzehnten nach Goethes Heimgang oft auf ein- und derselben Bühne Realismus und Idealismus immer erbittert und heftiger — ja selbst auf persönliche Art — bekämpften und wie Deutschlands Theaterzustände darunter immer schwerer litten. Da sie schließlich unendlich zu werden drohten, verriethen wohl ein paar begabte Köpfe —

Guard Devrient, Karl Gutzkow und auch Richard Wagner — gelinde Verringerung durch allerlei Vorschläge, Entwürfe und Pläne zu schaffen, die sie fast gleichzeitig an die maßgebenden Behörden der Preßerei Hofbühne leiteten. Leider fielen sie fast alle in die Bewegungen und Stürme der Jahre 1848—49, so daß sie im Drama wichtiger Ereignisse völlig unbeachtet blieben. Und erst zwei Jahre später ermodete die Zattrast Heinrich Laube, der sich als einer der bedeutendsten Vertreter der jungbewußten Dichterschule längt Namen und Geltung erworben hatte, einen Teil jener Reformen zu verwirklichen, die aus der allerdings schon damals berühmtesten Bühne Deutschlands in Kürze ein Musterinstitut allerersten Ranges schuf.

Als Laube 1850 die Direction des Wiener Hofburgtheaters übernahm, hatte dieses bereits Tradition und Geschichte. Von Maria Theresia der Befestigung des österreichischen Adels erbaut, der sich in niederländischen, spanischen, italienischen, deutschen und slavischen Geschlechtern an der Kaiserin Hof in reichlicher Zahl zusammensand, blieb das Burgtheater der Volksthum von vornherein verschlossen und abhängig von Günst und Laune seines höchsten Publikums, dem es Oper und Ballett, das leichte französische Lustspiel und deutsche Komödie in zweifacher Fülle bot. Im Schauspiel, der sich in Wien in direkter Linie von den Geistescolombianen Staniski und Breukauer herleitete, überdies gesetzlich nicht sonderlich geschützt war, sah man vorerst nur Mittel zum Zweck und selbst eine allmähliche Repertoireveränderung nach der literarischen Seite hin, die Aufschwüfung der Oper, vermochte darin nicht viel zu ändern. Erst später eine Bedeutung, die dem Künstler ein Stück Raum bei, als er um eine würdige künstlerische „Spetiale“-Truppe S. F. Müller mit dem Auftrag auf Reisen schickte: „Er soll vorzüglich auf Jugend, Wuchs, edlen Anstand und reine Rundart sehen. Derselbe dürfte keinen hervorlebenden Nachbarn haben, sein Gang soll fest und nicht schleppend sein, kurz, er müsse durch Anmut seiner Jugend den Schimmer hervorbringen, den man im Schauspielerei lude.“ Müller brachte manch gute Lehren von Leipzig, den er in Hamburg besuchte, von der Reise heim, Lehren, die unter Joseph II. später zum Teil auch verwirklicht wurden. Müller arbeitete übrigens noch an der Eingefügung des bis in die jüngste Zeit übermächtigen Regietollegiiums des Burgtheaters mit und stellte vor allem die Verbindung mit Hamburg her. Schröder und Brockmann kamen nach Wien und lenkten durch ihre frische, natürliche Spielweise die Darstellung in der Richtung in völlig neue Bahnen. „Der Einfluß, den Schröder auf die Wiener Schauspielkunst geübt“, schreibt Edward Devrient, „hat sich von den nachhaltigsten Folgen bewährt, er brachte auf den Burgtheater den Maßstab der Natur zur bewundern Herrschaft und vorangeleitete den Einfluß der französischen Schule vollständig. Er legte die Anerkennung der Hamburger Schule durch und legte den festen Grund dazu, daß die ganze Kunstgattung, welche an Nachahmung der Wirklichkeit gebunden ist, das bürgerliche Drama, das Konversationsstück sich in Wien zu so ungezwungener Wahrheit in der Darstellung, zu einem so einfachen und reinlichen Stil ausbildete, und dieser eine so außerordentliche Dauer gab, wie kein anderes deutsches Theater sich dessen rühmen kann.“ Jedes Schröder vertritt sich nicht mit dem erodierten Kollegium der Regisseure und, als er im Unwillen von Burgtheater schied, lenkte dieses höchst bedenklich wieder in reactionäre Wege ein, die weder literarisch noch darstellerisch bedeutungsvolle Ziele verriethen. Ueberdies führte der Einfluß Kogelwebe und Jfflands, von denen man sich in der obersten Theaterleitung eine besonders wohlthätige Wirkung verprochen hatte, eher eine Verschlimmerung in den Verhältnissen herbei, die zum Ueberfluß von einer leinlichen Zensur hart bedrängt waren. Und nach geraumer Zeit erl unterstügte das verspätete Aufleben der Klassiker — sieht man von den nationalen Dramen Körners ab, war am Burgtheater bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts von deutschen Dichtern teilweise höchst wenig aufgeführt worden — wieder eine Verjüngung des Burgtheaters, das Schreyvogel nun auf ungeachtete Höhe hob. Zunächst schritt er mit aller Energie an die Schaffung eines würdigen Repertoires. In seinem Burgtheaterbuch stellt Rudolf Lotzar die einzelnen Daten auf: Schreyvogel brachte (1827) „Wilhelm Tell“ zum erstenmal, „Wallenstein“ (1814), in demselben Jahre „Maria Stuart“, „Verding“, „Rathen“ (1819), Goethes „Göt“ 1830 und „Zaht“ (1816). Ueberdies bemühte er sich um Klein, ohne ihn leider durchführen zu können. Unter Schreyvogel kam Grillparzer zum erstenmal mit „Sappho“, der „Antrau“ und dem „Goldnen Vließ“ und „König Ottokar“ zu

Wort. „Der treue Diener seines Herrn“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ folgten in sorgsam vorbereiteten Aufführungen. Jedes war Schreyvogel auch eifrig auf den Ausbau seines Ensembles bedacht gewesen. Sophie Schröder war bereits gewonnen, die August Klingemann „im ganzen als ein gediegenes Wert im hochtragenden Stil erziehen“, die leibensschliche Sophie Müller gehörte der Bühne an und Julie Edwe eröffnete die Reihe berühmter Salombanen des Burgtheaters. Korn gab ihr den eleganten Partner im Spiel und schon wenige Anknüpf und Edwe mit und nicht viel später auch der wirkliche Fühner, der Korner hinter mit Rins und Jfflands'sen Sonnenball und Ernst Hartmann hinterließ. Sie alle spielten, aufleuchtend in den drei ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts und unterließ von heimathlichen Schaffen Grillparzer's und Bauernfeld's, obendrein gefördert von den kritischen Anfängen Ferdinand Körner's, mit einem Hauch von Weimar, in klarer Vollendung in die fünfziger Jahre hinein, um die eben Heinrich Laube die letzten Reformen durchzuführen im Sinne hatte.

Laube's äußerliche Stellung zum t. l. Hofburgtheater, sein Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem Oberhofmeisterrat, habe ich lehtsin bereits erwähnt; daß er sich nicht der großen Machtbejahnisse erfreuen durfte, die Guard Devrient sein Amt in Karlsruhe so sehr erleichterten, ist bekannt. Doch bot man Laube von vornherein weitläufige materielle Mittel zur Durchführung seiner Pläne, die zunächst auf ein würdiges Repertoire abzielten. Laube begaue sich natürlich vor der Autorität Goethes und Schillers, er wußte, daß er die deutschen Klassiker überhaupt in Wien keineswegs vernachlässigen dürfe, aber in seiner Beobachtung hatte er doch das leichtbereuehliche, fast ein wenig französiferte Wesen der Donaustadt erkannt und richtete sich danach ein. Scribe, Beaumois, Dumas, Freiliet, Augier und Sardou eröffnete er den Weg ins Burgtheater, er so mochte sogar den Versuch mit jungen gänzlich unbekanntem Dichtern, wenn er aus den eingetragenen Reihen Talent erlab. Kamentlich Ludwig Spindel hat es Laube noch lange nach seinem Rücktritt mit bitteren Worten übel angethan, daß er die ideale Richtung des Burgtheaters weit zurückgeschoben und dafür das leichtere realistische Genre ungehörlich in den Vordergrund gedrängt habe. Ja Laube's Nachfolger gehört das bereits früher zitierte Wort hierher: „Mein Ideal war, nach einigen Jahren jedem Gaste aus der Fremde sagen zu können: Bleibe ein Jahr in Wien und du wirst im Burgtheater alles sehen, was die deutsche Literatur seit einem Jahrhundert Klainisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen.“ „Es auch vieles, was uns Laube von der Bühne des Burgtheaters herab geboten, längst wieder verschollen, so ist dies dennoch keineswegs auf die Unrechtigkeit der von Laube dem Publikum vorgezeichneten Wege zurückzuführen. In den vielfachen Anknüpfungen, die Laube schon in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit zu erdulden hatte, sind viele seiner Reformen und Einführungen, von dem Wege vertrieben Intrigue vereitelt oder, wenn sie sich dennoch durchgesetzt, nach seinem endgültigen Rücktritt völlig unterdrückt worden.

Ubrigens hat Laube dem Wiener Burgtheater weit weniger Dichter als Schauspielerei zu schenken gewußt. Wo immer er das darstellerische Genre traf, erstand er es sofort an sich zu stellen, wenn sich auch die hervorragende Begabung des Künstlers vorerst nur in Reime zeigte. Laube war überzeugt, daß jeder Direktor seine Schauspielerei erziehen müsse und so läßt er seine Stellung zunächst in den bitterern genommenen Richtigkeiten eines Regisseurs aus. Wenn Laube auf der Bühne stand, entging ihm auch nicht das Unwesentlichste, Stief, Jnzierung, Darstellung, alles lebte in ihm zu einem Begriff verschmolzen, alles überließ er. Er hat selbst einmal den Versuch des Regisseurs in seiner kurzen, treffenden Weise zusammengefaßt: „Das Wichtige in den Vordergrund zu stellen, das minder Wichtige nur deutlich zu machen und das Gleichgültige im Schatten zu lassen. Der Jnziensier muß nachhinken, das äußerliche Arrangement der Scene, Gruppierungen, Aufzüge, Fuß, Schmutz und all dergleichen ist wohl auch seine Sade, aber es ist verhältnismäßig Nebenadie. Die Motive des Stüdes in Geltung zu bringen, das ist Hauptadie.“ Unbedingtes inneres Zusammenenspiel, das die einzelnen Künstler gleichsam mit einer Kette gegeneinanderzernag, war und blieb ihm Grundbedingung aller Schauspielkunst. Daß er der Individualität des einzelnen Künstlers nicht zu nahe trat, beweist die enloeie Reihe berühmter Namen, die erst Heinrich Laube Deutschland, ja bez. ganzen Welt:

gelüßt machte. Um ein Moment freilich stimmte sich der ob seiner Strenge gefährdete Bühnendirektor bei den Aufführungen seines Hauses wenig oder vielmehr gar nicht: um das Material-Debitative, für das ihm der Sinn völlig abging. Erst einer seiner unmittelbaren Nachfolger, Franz Baron v. Dingelstedt, suchte in Laubes Künstlerharmonie auch eine Ueberstimmung mit den rein finnlichen Bühnenwirkungen zu bringen — eine in ganz Deutschland immer fruchtiger sich durchdringende Keuerung, um deren Zustandekommen sich Dingelstedt nicht weniger als Richard Wagner und die Meininger verdient gemacht haben.

Baron Franz v. Dingelstedt war ans Burgtheater von der Wüthener Hofbühne berufen worden, die er als Intendant bereits einige Jahre geleitet hatte. Schon in München hatte er den Segenszug zu Laubes Theaterkunst immer härter betont und charakteristisch für seine ganze Art ist eine Anekdote, die Laube von ihm überliefert hat. Laube war mit Dingelstedt in München einmal in früheren Jahren zusammengetroffen und legte ihm in einem seiner erhitzen Gespräche, zu dem Dingelstedt kein Wort beisteuerte, all seine Ideen über Rollenbelegung, würdigen Epischen, Verständnis eines Regisseurs ufm. dar. Als Laube endlich erschöpft gendert hatte, öffnete Dingelstedt mit einem kühlen Acheln den Mund und wachte sich liebenswürdig an den Kollegen: „Mir scheint gar, Sie nehmen die Sache ernst!“ Dingelstedt war ein nüdnerer Praktiker. Ihm lag vor allem daran, pompöse Wirkungen auf der Bühne zu schaffen, ein gründliches Vertieuen in die Dichtung selbst lag ihm fern. Er hatte gleich Laube das Gewissen aus dem Ensemble, aber er achtete auf das durchdringende Wort, auf die Gebärde des Schauspielers weniger, als auf sein Gemüth. Die Handlung der Stücke, die er auführte, mußte stehen, die Rollen sollten symphonisch zusammenklingen, die Ritterrüstungen blühen. Er operierte am liebsten mit Massen. Der im Augenblick herausfuchende Eindrud — am besten vom vierten Rang aus empfangen — galt ihm alles, wenn auch der eine oder der andere Zug im Gesichtsbild nicht ganz stimmte. Dingelstedt war ein Phantist. Er war nicht weniger als gründlich, aber unbewußt näherte er sich doch den Bestrebungen, die Wagner um dieselbe Zeit in München, später in Bayreuth in Atem tielten.

Wagner ging bei seinen Reformplänen von der tiefen Ueberzeugung aus, daß ausschließlich der Oper oder vielmehr dem Musikdrama, dessen Typus er bereits geschaffen hatte, die Bühne der Zukunft gehöre. Das Schauspiel, wie das moderne Drama überhaupt, galt ihm für veraltet. Und alle Künste sollten sich vereinigen, um die übertragende Bedeutung des Musikdramas zu rechtfertigen: Musik, Dichtung, Schauspielkunst und Malerei waren bestimmt, ihm in einem geschlossenen Ganzen zu dienen, indes je bildlanger nur teilweise oder jedes für sich in der Oper vertreten waren. Auf ähnliche Vereinigung aller Künste in einer Hauptgattung hatte ein Jahrhundert vorher übrigens schon Rousseau gedrungen. Richard Wagner ging noch weiter. Ihm war die Pflanzstätte der Kunst seine Stätte zur Erholung nach des Tages Mühen, seine Kunst sollte erhaben über allen Nebenweiden stehen und überaus nationalen Charakter tragen. In einem Ort, den die Natur durch ihre schönste Pracht dazu auserwählen hatte, sollte sich eine Art Tempel erheben, zu dem das Volk drei- oder viermal wöchentlich wallfahren konnte. Es sollte ein Nationalfesttag sein. In Bayreuth hat ja Wagner dann später seinen Wunsch zum Teil auch verwirklichen dürfen. Das deutsche Schauspiel freilich verordnete er nicht zu übergeben, nur die Oper blieb in heute in seinem Bann; in der Umgestaltung des Dramas ist ihm Herzog Georg von Meiningen selbständig und glücklich zuvorgekommen.

Als Herzog Georg II. 1866 den Thron bestieg und sich damit zugleich auch zu seinem eignen Intendanten machte, erkannte er sogleich die Gefahr, die die Oper als festliche Nebenbühlerin des Dramas in sich barg, und schloß sie deshalb von seiner Hofbühne von vornherein aus. Dem Schauspiel höherer Stills sollte nun doppelter Aufwand zugute kommen. Im Grunde verlangte Herzog Georg nichts anderes wie Wagner: harmonisches Zusammenwirken aller Künste — bis auf Musik und das Aufgreifen des letzten technisch-technischen Mittels und Mitteldens, um die Schönheit des Eindrud zu wahren. Dieser sollte malerisch und in Stimmung geistig sein, er sollte in den Geist der Dichtung reiflos verankert. Die Zeit, in die der Dichter führte, sollte mit allen sorgfältig erforscht und wiedergegebenen Kleinigkeiten lebendig vor dem Zuschauer stehen. Erste finden wir in einer historisch-reuener Bühnentreue kaum mehr etwas Ungewöhnliches, wir nehmen sie vielmehr als Pflicht, doch muß man sich vergegenwärtigen,

wie namentlich in den sechziger Jahren gegen dieses historische Kolorit einer Dichtung selbst an den bedeutenden Bühnen Deutschlands gekämpft wurde. Karl Frenzel, ein Meiningener, erzählt, wie in Kieß „Benthesen“ die Berliner Amalonen moderne Schürkleider trugen und Lady Wilford statt in der baltigen Enge ihres Kofelobodorsten Ferdinand am liebsten in offener Säulenhalle die jätischen Geheimnisse ihres Herzens verraten that. Weiter hat man auch in der äußeren Bühnenkunst so manche Fortschritte würdigen gelernt, doch waren es die Meiningener vor allem, die um ihren gefeierten Salspielen das Beständnis für Dekoration und Ausstattung in ganz Deutschland zuerst erschlossen. Herzog Georg selbst arbeitete unermüdet an den Vorkrisen für die Herstellung der Kostüme. Soß er bei „Julius Cäsar“ darauf, daß seine Römer nicht deutschen Provinzialen ähnelten, waren ihm die Granden im „Don Carlos“ nie ritterlich genug, so verlangte er andererseits für Bauern und Fährmann im „Tell“ derbere Realistik. Ein Brief Georgs an den Garderobinspektor Raupp, den Heinrich Stümpe zum Jubiläum der Meininger veröffentlichte, besagt: „Lassen Sie bitte für K. als Fährmann im Tell den Wettermann, den er trägt, nach Zeichnung angemessen verfürzen und ihm überhaupt mit Entfernung der hohen Stiefel und der Spizelmäule so kostümieren, wie ich auf der beifolgenden Skizze angegeben habe. Hahnendress auf dem grauen Hute. Örtzer, der in der Rittstige rechts vorne mit dem Rücken gegen das Publikum steht, muß abreit ausbleuen, nicht wie a, sondern wie b. [Benennung der beiden Figuren auf der vom Herzog mitgebrachten Skizze.] Die Bewaffnung der Bauern ist überaus zu ritterlich. Zu viele federnden tragen Schwerter. Dreißtel, Morgensterne und dergl. roden entsetzt, gemischt mit Schwertern und Ätzen“ usw. Der Brief enthält noch eine ganze Reihe zutreffender Vorkrisen, die der Herzog an Gehler, Rudenz, den Jägern und dem Volt in der Zwingerstube beobachtet wissen möchte.

Wollte Georg das historische Kolorit in den Aufführungen an seiner Bühne bis ins kleinste Detail gemahrt haben, so legte er darum — und nun im Gegenlage zu Wagner, der das gesprochene Drama überhaupt verwirft — dem Worte und der Geste nicht geringere Bedeutung bei. Gleich Laube und Dingelstedt bildete er nicht das Betonen einer einzelnen Partie; Zusammenpiel war auch für ihn unerlässlich. In seiner Strenge ging er darin sogar so weit, daß er volle Anteilnahme selbst von den im Augenblick nicht agierenden Schauspielern forderte. Robert Proß berichtet darüber und über Schauspielerkunstisten dieser Zeit: „Der Figurant soll nicht bloß teilnahmsloser Zuschauer der Scene sein, in welcher er auftritt, er soll als Teilnehmer drittdien erscheinen, selbst wenn seine Rolle die eines Zuschauers ist. Schon Wagner hatte darüber gesagt, daß der Sänger seinen Gesang nicht immer mit dem künstlerisch angemessenen mimischen Ausdruck, daß der misprechenden Gebärde begleite, daß viele Figuranten aber noch weniger bei dem Chore und bei den Figuranten zu finden sei, die sich nicht selten ganz gleichgültig gegen den stattfindenden Vorgang, ja oft sogar ganz unpassend dazu verhielten. Die zur Schau getragene Gleichgültigkeit der an einer theatralischen Scene beteiligten Schauspieler, ihr davon abschwieüendes Benehmen, das Mätern der Zuschauer, das Kokettieren mit den Vogen, das Sprechen in die Kuffen, das Köchern und Wäuen, die Belächelung mit Nebenbungen u. wirt ährend und erläßt auf den Zuschauer ein.“ Herzog Georg wußte diesem Uebelstand in seiner Truppe bald abzuhefen. Selten hatte er Grund zur Klage, daß unpassendes Benehmen seitens der Schauspieler die Stimmung des Zuschauers beeinträchtigte. Weit größeres Kopfgetreben verurachtete ihm, dem Stimmung und die Hauptrolle war, ein anderer Uebelstand: die Einrichtung des Zwischenvorgangs. Wiederholt zwar hatte er Versuche angestellt, die Verbindungen der offenen Scene bei verdunkelter Bühne durchzuführen oder wenigstens Nebelschleier — wie in den Märchenstücken — über den Schauspiel zu breiten. Doch ermielen sich alle technischen Bestre, die er erproben ließ, als unzureichend oder womöglich noch zeitraubender, — über den Zwischenvorgang ist auch Herzog Georg nicht hinausgekommen.

Die Salspieler der Meininger, die 1874 begannen und mit Rainz, Robert, Max Grube, Alois Prach, Theodor Gramert, Auguste Greenberg u. v. a. eine treffliche Schierliche unter Ludwig Chroneggs Führung alljährlich vereint hatten, fanden ihr Ende 1890. In Deutschland Literatür hatte sich mit jeder Gewalt ein Umschwung vollzogen, der den Bestrebungen der Meininger wenig förderlich war. Die entscheidenden großen

Schlagen des Naturalismus waren über Nacht geschlagen, der Idealismus schien auf geraume Zeit der Bühne entrückt. Von Norden war Jhien gekommen, vom Westen drangen mitbestimmend für die Richtung des neuen Dramas Emile Zolas Romane und vom Osten Tolstojenski auf uns ein. Die letzten gerade damals mehr denn je in einem Egonenatum befangen, die sie fremden Eindringlinge gar bald über den Gaumen warfen. Es begann die Zeit Oskar Hauptmanns, in Berlin spielte die „freie Bühne“ das Leben. Man entficht sich noch aus der Zeit ihres Übergangs zum „Deutschen Theater“ recht merkwürdiger Geschichten: wie einer den Geister betrunken gab, ein anderer sich als Fremdling in der großen Szene mit Lady Alford der Gaudouze stich und schlopfte, sie nachdentlich besah und dann endlich der Lady in kurzen, süßen Broden die Bitte ansprach, „sich doch mit dem Stolze Englands zu umgürten, indes er, ein deutscher Jüngling, sie verwerte . . .“ Nur möglich kam die Klärung des Uberschwangs, da das „Deutsche Theater“ in seiner Art den Stil für seine „Aber“-Aufsührungen und das „Friedensfest“ gefunden hatte. Weimars Hoftheater, das an allen deutschen Bühnen lese immer wieder durchgeführte, war der künstlerischer Otto Brahm's endgültig unentraglich geworden, sie wollte das Mithrasische, Raube, das Abflehrende und Abflotende, das nun einmal da war, nicht in Ritzen und Nischen. Das Armeuteile-leste ein, man ging ins Theater und fürchtete sich — oder schüttelte sich — vor Eitel. Und doch war es die Zeit der „großen Wahrheit“, in der man nun lebte! „Der Stil des Deutschen Theaters“ hatte sojagend lehrreine Tugenden. Er war groß in der Abkehr vom Unnatürlichen. Er war groß im Vermeiden. Verjehend gebadet, er war groß im Herausarbeiten voraltener Innerlichkeit, wobei der Ton auf dem Verhalten liegt. Meine Lieben, die geringe Begabung der nördlichen Rassen für die Schauspielkunst fand auf dieser Bühne den bewundernswertesten Ausdruck. Die Germanen sind ja weniger gemacht zur Schauspielkunst als zur Verneinungskunst. Germanische Völker generieren sich. Vom Christentum haben sie die Abtötung übernommen, die Selbstunterdrückung (während die lateinischen Stämme den Marienkult vorzogen). Oder kommt dies Verhüllen vom Nebel ihres Firmaments? Dann war das „Deutsche Theater“ . . . das deutscheste Theater. Ein nördlicherer Stil der Schauspiel-

kunst wird nicht mehr durchbrechen . . .“ Das war der Höhepunkt des „Deutschen Theaters“, der Höhepunkt der Ballermann, Pittner, Reinhard, wie ihn Alfred Kerr festhalten sucht, doch brach sich das lässliche Element, das der Berliner Kritiker ihrer Begabung auskathete, schon von neuem Bahn: Josef Kainz war gekommen und seine Art. Wieder lebte die verachtete Wucht des Wortes auf, wirklamer denn je, und wieder bezwang die unmaßstäbliche Geste. Mit dem Naturalismus rang von neuem der Romantizismus. Kainz griff die modernen Gestalten im Spiele aus dem Leben um sich und die toten Klaffter rih er aus dem Grabe, daß er sie vor uns hinstellte, als wären sie unsere Nachbarn. . . . Mit dem Naturalismus verträglich der neue Romantizismus schließlich in einer sonderbaren Mischung: über Norderlands Schmelzkunst ist er bis zum modernen Impressionismus vorgegangen, der Kunst unserer Tage, der „Kunst der Wenigen und Auserwählten“.

Brahm's Armeuteile-Drama war tot, wieder kam eine Wandlung. Aber sie kam diesmal nicht von der Bühne und ihren Streichern, sie kam von den Dichtern. Nicht mehr Lippen wollten die Dichter schloffen, scharfumsrissene Gestalten, sie gaben in Schleiern ihre Schöpfung, in dunklen materiellen Tönen sprachen sie zu uns. Und sie schufen nicht mehr für die Menge des Volkes, sie schufen für die Kisten. Ihnen hätten sie am liebsten ein eigen Haus erbaut, darin sie selber Wirt wären, ein kleines Haus, vom matten Kumpeln halb erleuchtet, und jeder Schall sollte fortklingend von den Wänden schweben und an der Decke sollte jeder Schein sich widerpiegeln. Auf der engen Bühne, beinahe unter den Gakten, spielten, nein, malten die Künstler und zeigten Keren. Und man nannte das „Das intime Theater“ . . . Reinhard's „Kleines Theater“ zu Berlin ist der Tapus dafür. Dort spielen die Ejsoldt, die Bertens neue Kunst, die Schauspielkunst „der Eimen und Fiede“. Sie spielen die Salome, die Elektra und Strindberg's Fräulein Julie. „Zu prunkende Gemwand verjessenen Orients, in die Habern Elektras wollen sie die Seelen ihrer Jodelinnen pressen und sie entfallen sie in der nördlichen Witternennad, strömen sie aus in den tropisch schmalen Königsgarten Salomes. In einer Geste fangen sie dort den Schrei der Seele. Und dort spielen sie die jüngle Kunst. Aber auch sie hat ihren Tradition. Karl Ft. Rowat.

**Bücherbesprechungen.**

— Gib mir die Hand. Roman von Rudolph Strag. J. O. Cataloche Suahandlung Nachfolger, Berlin und Stuttgart. — Rudolph Strag hat sich durch einige in der Alpenwelt spielende Romane ein dankbares Publikum erworben; er hat für Landschaftsmalerei ein sehr lebendiges Kolorit, welches ihm auch nicht verläßt, wenn er uns ein Städtebild vorführt. Das beweist sein neuer Roman, in welchem die russische Handelsstadt Odesa nicht nur die Szene bildet, wo die Handlung sich abspielt, sondern mit ihren verschiedenen Bauwerken, ihrem Willen- und Speicheroiertel, mit ihrem Hafen und mit ihrer Bewegung ihrer handeltreibenden Bevölkerung sich für unser Interesse in den Vordergrund drängt. In der Tat möchten wir diesem Teil des Romans, der sogar einen ethnographischen Wert in Anspruch nehmen kann, indem das Volkergemühl der Handelsstadt in seinen verschiedenen Typen anschaulich und getreu geschildert wird, noch den Vorzug einräumen vor der friernden, romanhaften Handlung, welche allerdings zum großen Teil aus diesen sommerzeitlichen Verhältnissen herauswächst und mit ihnen auch engte verwebt ist. Die Heldin des Romans ist Lise Sandbauer, die Frau eines Großkaufmanns deutscher Abstammung, dessen Vater aus dem Schwarzwald eingewandert ist und der sich große Reichtümer erworben hat. Doch sie süßt sich unbedringt in ihrer Eide. Der Gatte ist ein eleganter Lebemann, der ihr nicht treu ist und ein intimes Verhältnis mit der Frau eines leontinischen Malers hat. Auch sein ganzes leichtfertiges Wesen wird ihr immer mehr unympathisch, besonders als sie in Roloff einen Mann kennen lernt, der sich aus einem abenteuertigen Leben zu solcher Tüchtigkeit emporgearbeitet hat und Profutur in dem Sandbauerschen Geschäft geworden ist. Ursprünglich ein Edelmann aus Deutschgründ, war er so tief gekommen, daß er sich mit dem Schwarzarbeiter, dem Faberarbeiter Odesas sein tägliches Brot verdienen muß. Doch dann bemegt sich sein Lebenslauf wieder aufwärts; seine Umsicht und Energie machen ihn zur Seele des

Sandbauerschen Geschäftes, solange der Vater lebt, und der Sohn, der Gatte Lises, empfindet mit kindlicher Gefinnung seine geliebte Überlebenen. Er entzieht sich seinen Ratschlägen, macht eine genaoge Spekulation mit Rohrzucker, als ein Ausburodrobot den Getreidehandel schloßte, starrert in Schiff, welches die Ware nach Galag führen soll, aber bereits von der Ankerstadt der Welt heimgeführt wird, so daß es dort an den Donau-mündungen von der Quarantäne zurückgeboten wird, wo die ganze Ware zugrunde geht. Sandbauer wird bankrott und nimmt sich das Leben aus Roloff kann zu Lise sagen: Gib mir die Hand — und so endlich das Verhängnis für den etwas geluckten Titel des Romans eröffnen. Das Gefühl, das Auslangen ein Roloff mit töneren Fäden ist, gewinnt man auch bei der Lektüre dieses Romans. Er enthält übrigens einige originelle Charakterbilder, wie dasjenige von Lises Vater, der mit Orakeltränken und Schwarzwälder Uhren handelt, und das des uralten Millionärs Kaspar Furtwegung, des gebühten unheimbaren Mannes, vor dem sich alles beugt. Die meisten Schilderungen sind so anschaulich, daß man glauben möchte, der Autor sei selbst in Odesa heimisch — und in dieser Vermutung wird man bestärkt durch die Tatsache, daß er in dem Roman einen Ehrenbürger Odesas erwähnt, der seinen Namen trägt.

K. v. G.

— Anders, Heinz, Wer wird selig? 8<sup>e</sup>. 68 S. 1,20 M. Verlag von Ernst Fiedler, Leipzig. — Eine von theosophischen Standpunkt geschriebene Schrift, die mit der kirchlichen Lehre sich in mehrfacher Widersprach befindet, j. B. in dem Artikel von der Trinität, der Satisfaktion usw. und die schließlich das seligmachende Moment in der liebevollen Gekinnung findet. Der Verfasser greift bei aller Berufung auf die Schrift doch manchmal sehr j. B. in der Aufhebung von Joh. 1, 1. Auch ist die Lehrenmeinung von einem Zustiegungstand (wenig auch nicht in römisch-katholischer Ausgestaltung) von der biblischen Theologie nicht so beieitigt, wie er glaubt. D. K.



Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 31.

Dienstag, den 14. März, abends.

1905.

Veröffentlichungen der Kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabes.

Die Kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes entwickelt seit einiger Zeit eine besonders rege Tätigkeit in der Herausgabe von Geschichtswerken, Studien über Kriegskunst, Strategie, Taktik und archaische Forschungen und die Verlagsbehandlung von G. E. Mittler läßt es sich in hervorragender Weise angelegen sein, diese Erscheinungen mit großer Sorgfalt zu behandeln und sie mit reichem und gutem Kartenmaterial, Skizzen u. dergl. auszustatten. Es liegen uns wiederum mehrere dieser Werke vor:

1) Der Siebenjährige Krieg. Sechster Band: Deutchen. Preis 12,50 M., gebd. 15 M. — Mit „Deutchen“ schließt die Darstellung des denkwürdigen Feldzugsjahres 1757, in welchem das Jünglein der Schicksalswaage hin- und herschwankt. Es hatte siegreichend für König Friedrich begonnen, um die Mitte des Jahres aber erlitt er die empfindliche Niederlage von Kolin, er mußte Böhmen räumen und auch seine Führer auf den Rebentriegelschauplätzen wurden geschlagen. Der König selbst aber eilt mit seiner kleinen Armee nach Babeln, um die Franzosen bei Koblenz zu zersprengen, dann wendet er sich sofort wieder nach Schlesien; der Sieg von Deutzen am Jahreschluß bringt diese Proving wieder in seine Gewalt und führt seinem Heere gute Winterquartiere. Die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse ist auch in diesem Bande von einer hervorragenden Klarheit und Folgerichtigkeit, die Erzählung fließt und dramatisch. Der Almarich des Königs von Preußen bis zum Vorabend der Schlacht ist knapp und übersichtlich geschildert. Auch hier bewahrt die Schrift das alte Wort, daß dem Mutigen die Welt gehört. Während der König nach den Unglücksstoffschäften von Breslau sofort der Armee in Schlefien mit den verfügbaren Truppen zu Hilfe eilt, verhielt sich die österreichische Heeresleitung tatenlos und wiederum nur abwartend. „So geschah im wesentlichen nichts.“ Auch am Schlachttage ließen sich die Österreicher von dem Könige täuschen. Die Beschreibung der Schlacht ist für den Lektürer besonders lehrreich, weil hier bei Deutzen zum erstenmal das gelingt, was der König seiner Armee zwischen dem 2. und 3. Schlefischen Kriege so unerträglich gekostet, worin er sie gescheit hatte, nämlich die sogenannte „schwere Schlachtordnung“. Hatte diese künstliche Bewegung bei Prag und Kolin versagt, so kam sie bei Deutzen zum ersten und legendarum so erfolgreichen Verwendungs. Dieses taktische Mittel konnte man aber nur bei einem Gegner wagen, der es sich gefallen ließ, der freiz abwartete, „wohin der König seine Maßnahmen richten werde“. Als dann am Abend der Schlacht ein Truppenteil den berühmten Oberst von Deutzen, den „Ran dankt alle Gott“ anstimmte, pflegte sich der Siegeszug gleich Sturmbeurlauben über das ganze Schlachtfeld fort. Wahrhaftig ein erhabender Augenblick! — Die an die Schlachtdarstellung geknüpften Betrachtungen sind eine Goldgrube für Kriegsgeschichte und selbstverständlich ein wahrhaftiger Lobgesang auf König Friedrich. Die einige Beispiele: Seite 62 heißt es: „Die Erinnerung an Kolin vermag seine Kühnheit nicht zu mindern. Wohl versteht er sich keinen Augenblick, daß eine Niederlage dem Untergange gleichbedeutend ist, aber gerade die ungeborene Gefahr reizt die Kraft seiner Seele.“ — „Von dem Augenblicke an, da der Königliche Oberbefehl den Befehl zum Antritten Weidels erteilt hat, greifen seine Generale mit einem Bekenntnis für seine Absichten, mit einem Blick und einer Tatkraft selbständig ein wie in seiner anderen Schlacht bisher.“ Weiter ist gesagt, daß die Fehler der österreichischen Führung sehr viel zu dem für die Preußen glücklichen Ausgange der Schlacht beigetragen haben. „Des Königs Verdienst wird darum nicht gesmälert, es besteht darin, daß er den Kampf mit

seinen schwachen Kräften überhaupt gewagt hat, und in der Meisterhaft, mit der er die Entscheidung zu seinen Gunsten im Anfang an zu sichern wußte.“ In diesem Bande werden dann noch die Ereignisse im nordwestlichen Deutschland seit der Schlacht bei Koblenz sowie die Ereignisse in Pommern 1757 bis Ende März 1758 geschildert.

2) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Sechste Heft: Der preussische Kavalleriebetrieb vor 1806. Von Jans, Hauptmann im Großen Generalstab. 1904. 2,40 M. — Hauptmann Jans, der hauptsächlich sich in diese urkundlichen Forschungen vertieft hat, brachte uns im 5. Heft eine recht fesselnde Studie über die Infanterie-Ausbildung vor 1806 und läßt nun im vorliegenden 6. Heft eine ähnliche, sehr lehrreiche und interessante Arbeit über den preussischen Kavalleriebetrieb vor 1806 folgen. Diese Abhandlung dürfte namentlich den Offizieren der Kavallerie viel Beherzigungsmertes und auch für die Gegenwart noch sehr reiches bieten, doch auch für den Geschichtsforscher ist sie von nicht zu unterschätzendem Werte.

3) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1904. 3. und 4. Heft. Jährlicher Bezugspreis 15 M. — Diese Vierteljahrshefte liefern wiederum sehr lehrreiche und fesselnde Arbeiten sowohl von älteren längere erprobten Heften der Feder, wie vom General Berdy du Bernois und Generalleutnant v. Rohne, als auch von jüngeren und jungen Offizieren, die sich auf diesem Wanderfeld des Weites und der Feder gewagt haben. Oberleutnant Frhr. v. Freitag-Boringhofen, dessen geistvolle Schriften man stets gern liest, legt seine wohlbedachten und fesselnden Studien über Clausewitz in beiden Heften fort, desgleichen der Major im Generalstabe Wolff — unser Offizier — seine scharfsinnigen, sachlichen und gerechten Betrachtungen und Beurteilungen über den russisch-japanischen Krieg. Die Ermittlung der Kenntnis der östlichen Arbeit für weitere Defekturien möchten wir ganz besonders wünschen, da hierin die so vielfach verbreiteten irrigen Anschauungen über die Kriegsführung in Ostasien, nach denen der Krieg auf das Schnellste beendet werden müsse, von sachlicher Seite berichtigt werden können. Es finden sich fobann noch folgende Aufsätze: „Über unvorhergesehene Situationen“ vom General Berdy du Bernois, „Erfahrungen der Engländer im südafrikanischen Kriege auf dem Gebiete der Befeldung und Ausübung“ vom Hauptmann v. Harten. „Die Schwimmübungen der Kavallerie“ Regimenters des XVII. Armeekorps an der Weidseil 1903“ von Hauptmann Kunze. „Die reglementarische Festsetzung der japanischen und russischen Infanterie“ von Optm. Reichardt. Von demselben: „Aufsichtliche Infanterie-Weidreiter.“ „Taktische Fragen“ von Major Wolff. „Die Verwendung der großen Feldsignalausrüstung“ von Optm. Weiser. „Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika“ von Optm. Schwabe. Im 4. Heft: „Die Entwicklung der modernen Feldartillerie“ von General v. Rohne. „Die Kämpfe am Kladsa Dag in Armenien im Jahre 1877“ von Oberst. Fernstrom. „Eine Winterübung in Ostpreußen“ von Optm. v. Legat. „Französische Anstalten über die Verwendung der Kavallerie im Gefechte“ von Major Kuhl. „Über Tätigkeit und Einfluss der Schiedsrichter bei den Übungen“ von General v. Zinsl. J. D. Frhr. v. Faltenhausen. An diesen Heften ist namentlich das erhellend, daß sie die Kriegsführung der neuesten Zeit und die dabei bereits gesammelten Erfahrungen in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen.

In den Akten der religiösen Erärung.

1) Zivilisation und Weltfriede. Impressionen zu einer Lehre von Glückseligkeit und Erkenntnis. (Bon) Anthropos. Dresden, E. Vierion (R. Zinte). 253 S. N. 8. Preis 4 M.

2) Dr. Robert Grabowsky's Lehren und Entdeckungen sowie ihre reformatorische Bedeutung für Religion und Wissenschaft. (Von ihm selbst). 2. umgearbeitete und vermehrte Aufl. Leipzig, R. Spohr. 90 S. N. 8. Preis 1,20 M.

3) Jesus ein Arier. Ein Beitrag zur völkischen Erziehung von H. Müller. Leipzig, R. Singsamer. 74 S. N. 8. Preis 1 M.

4) Woran sollen wir glauben? Entscheidung der religiösen Glaubensfrage nach neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Von Dr. phil. Robert Kury. Böhmisch 1. Th., V. Heiligenstein. 189 S. gr. 8. Preis 3 M.

In Nr. 1 trägt ein Ungenannter in recht eigenwillig gehandhabter Sprache sehr verhängnis überaus wohlmeinende Vain-Gebanken vor, wie solche der Titel an die Hand gibt und wie sie ihm in irgend einer stillen Ecke gekommen sind.

In Nr. 2 feiert weniger bescheiden ein Arzt Dr. Grabowsky sich selbst und seine Gedanken als reformatorisch bedeutung. Er wählt die „herausfordernde“ Form, um dem bisher erfahrenen Theologiengelehrten entgegenzuwirken. Diese Verbindung von hoher Selbstbeziehung mit harter Freude an idealem Streben verleiht dem Büchlein eine gewisse Deutlichkeit für alle, die es angeht. Im ganzen handelt es sich um einen populären Niederschlag der neueren philosophischen Bewegung, deren Ergebnisse, willkürlich gruppiert, der Verfasser aneinander als Verdienst sich selbst beizugeben, wie das Dilettanten gern tun. Es handle sich um eine Entdeckung der inneren Welt“ (S. 89). „Wir nehmen eine Welt im Ich wahr“ (S. 11 f.). „Materie ist zugleich Geist“ und umgekehrt“ (S. 17). „Liebe ist die Grundlage aller echten Philosophie“ (S. 36). „Gott ist die Liebe und alles Geschaffene sein Ebenbild“ (S. 55 f.). „Das Wesen der Religion ist“ (S. 87 f.). „neben ethischem Nutzenhandel steht Erkenntnistrieb und Streben“ (S. 87 f.). „Wir sollen göttlich werden“, d. h. aber: jeder „in der Welt seines Innern eine eigentliche Welt bauen“ (S. 89).

In Nr. 3 geht Dr. med. H. Müller, gleichfalls ein Laie in kräftiger wie wissenschaftlicher Bezeichnung, aber als Rassen-antiker ein ziemlich tabular (S. 5, 15, 48), der „orthodoxen Priesterhaft“ mit ihrer Lehre samt der Welt kritisch zu Worte, indem er nicht nur die Vermutung aufstellt, sondern den vermeintlichen Beweis führt, daß Jesus, etwas als Gallier (gleich Gallier und Galatzer), nicht ein Jude und also Semit, sondern ein Arier war, also dem germanischen Volke nicht nur gelte, sondern auch rasse- und blutverwandt: nur unter dieser Voraussetzung, meint der Verfasser (er sich dafür eingehend aus den feinen Carl, einen von ihm liebend beobachteten Schulfreunden, brust, S. 8 ff.), könne das Evangelium für das deutsche Volk dauernden Wert haben. Wo bleiben aber dann die anderen Völker und wo das jüdische? Soll ein jedes Volk, eine jede Klasse einen eigenen „Messias“ haben? Und nimmt man auch die Möglichkeit an, daß in Jesu Arien nicht rein jüdisches Blut floß: wo bleibt die allemalig gewisse Tatsache, daß er von sich und jedem anderen für einen Juden gehalten wurde und noch wird, außer etwa von den heilensich-tönnisch-antemistlich getrimmen

Böllern des Abendlandes? Sein ganzes Wirken ruht, geschichtlich angesehen, auf dieser Voraussetzung! Und was wäre das Große, wenn ein Glied eines anderen Volkes dem jüdischen Volke so machtlos Widerstand leistete? Ist's nicht viel größer und bedeutungsvoller, daß in dem (auch von Müller hochgeprehten) gemaltigen Heiden Jesus das jüdische Volk, freilich nicht so fein denkend, wie der moderne Antemist will, und freilich innerlich angeregt und über sich selbst hinausgehoben aus durch die Beziehung zu anderen Völkern, in gemaltigen Kampfe sich selbst bezwangen und seine Eigenart am Kreuze dahingab — mit dem Ergebnisse, daß Jesus allerdings nicht mehr des jüdischen, aber auch keines anderen Volks Sonderreigentum war (1. Kor. 9, 19 ff.)? Man kann aus dem frisch geschriebenen Büchlein allerlei lernen, wenn auch nicht so wie der Verfasser meint. Und der Unterzeichnete insbesondere mit seiner Arbeit hat beim Lesen viel Besorgnisse erlebt. Aber vor allem sollte der Verfasser selbst von der einschlagenden reichen wissenschaftlichen Literatur der Gegenwart für sich lernend erstehen Gebrauch machen, ehe er so lächerliche Behauptungen: nun wird ihm — nicht die Kirche aber — die Wissenschaft selber lächelnd als Laiein einschlagen, unbeschadet des psychologisch-pathologischen Wertes seiner Ausführungen.

Nicht so leicht wird dem Unterzeichneten die Stellungnahme zu (Nr. 4) dem Vorge von Dr. Robert Kury. Schon besser Schritt über die vorerlässige Propheete zeigt den Verfasser als einen klarfassenden, ernsthaften und dialektisch begabten Denker. Das gleiche erhebt man aus der vorliegenden Schrift, und in dieser tritt noch eine anmutige, persönlich getrimme und warme Darstellungsform hinzu. Wenn sie trotzdem hier nur als ein Zeichen derjenigen religiösen Erärung eingeführt wird, so hat dies seinen Grund einmal in dem (trotz gewollter schöner Bescheidenheit) anpruchsvollen Gewande ihres Auftretens, vor allem aber in der unabweislichen Selbstlichkeit ihres Ergebnisses. Denn das „das Geschlechtsideal das einzige Lebensideal“, „das Grundprinzip das sittlichen Handelns, Religion und Glaubensideal vom vollkommensten Bekleidungsstern“ nur für einen in kümmerlich Erärung beschriebenen Denker sein kann, scheint dem Unterzeichneten aus verschiedenen Gründen unannehmlich. Der Verfasser wird dieses Urteil nach seinen Arien Kapiteln auch wohlwollend billigen und begreifen. Man wird ihm auch noch entgegen kommen und sagen dürfen, das Büchlein sei sehr beachtenswert, und es löhne die Mühe, zu finden, wo der Fehler eigentlich liege, und ob irgend eine ein Missverständnis walte, das den Knoten löse. Der Verfasser hat das Buch einer Dame geschenkt. Vielleicht kommt diese noch zu Hilfe, indem sie ihm den Dienst leistet, den Gretchen an dem geliebten Faust bei Goethe äbt: Aber du hast kein Christentum! Das scheint der Verfasser auch nicht haben zu wollen, so wenig wie eigentlich Religion. Aber er scheint im Grunde nicht zu wissen, was dem Christen Religion ist, und er weiß jedenfalls das geschichtlich gegebene Christentum so wenig zu würdigen wie die Bedeutung der Gemeinde als Zwischenschaltung und den geschichtlich Christus, vgl. S. 14 und Kap. 3—4, 6 ff. Wahrscheinlich hängt der Fehler hiermit zusammen, und die herkömmliche kirchliche Unterweisung hat ihn dann mit verschuldet.

Prof. O. Schneidermann.

Bücherbesprechungen.

— Reuters Werke. Herausgegeben von Wilhelm Seeemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — In den Herausgaben der Reuterschen Werke, die das „Freiwerden“ des Dichters in schneller Folge veranlaßt hat, gestellt sich eine weitere, die vom Bibliographischen Institut begonnen worden ist und die besonders geigen zu werden verspricht. Schon äußerlich dadurch, daß sie sich ganz den bekannten Kurstitelerausgaben dieses Instituts anschließt, wie auch inhaltlich durch die sorgfältige Behandlung des Textes und der Erläuterungen. Sie ist auf fünf Bände berechnet, die gebunden 10 M. kosten sollen, und wird neben „Nächsten an Rimeis“ — diese beiden Sammlungen füllen den von vorliegenden ersten Band — die „Stromtid“, die „Frenzelenitid“, „Schnurr-Murr“, die „Festungstid“, die „Reis“ nach Willigen“ und „Danne Nale“ sowie in zwei für den Herbst in Aussicht genommenen Bänden die übrigen Werke mit Ausnahme der Briefe enthalten. Die Bearbeitung rührt von Prof. Dr. Wilhelm

Seeleman her, dem als Herausgeber des Niederdeutschen Jahrbuchs wie durch Schriften über niederdeutsche Literatur und besonders auch über Reuter in fastreihen wohlthätigen Königl. Oberbibliothekar in Berlin. Den ersten Band hat er mit einer Darstellung von Reuters Leben und Werken eingeleitet und darin manche wertvolle Rufführung über Lebensbeziehungen und Zusammenhänge von Werken des Poeten gegeben, auch hervorgehoben, wie wesentlich der Gebrauch der Mundart zu der Anschaulichkeit und der Eigenart der Reuterschen Dichtungen beitrug und auf den Stil wirkte. Unter dem Zeit der neuen Ausgabe sind nur die weniger geläufigen Worte überlegt, während dem ganz unerfahrenen Leser ein dem ersten Bande angefügtes Wörterverzeichnis Hilfe bietet. Die am Schluß des Abdruckes von „Nächsten und Rimeis“ gegebenen Erläuterungen, namentlich die Hinweise auf die Quellen ihrer Gedichte, sind in bezeichnendem Sinne wertvoll. Die weiteren vier Bände erscheinen in zweimonatigen Pausen.

— Gitter, Martha, Der Sohn des Zürmerts. Erzählung. 12<sup>e</sup>. 275 S., geb. 90 s. — Schmid, Charlotte,

Ein Wanderleben. Eine Erzählung. 12\*. 251 S., geb. 80 s. Beide verlegt durch den christlichen Verein im nördlichen Deutschland. (Schriftenreihe bei Paul Klöpfer in Gießen und B. G. Schulze in Leipzig.) — Maria Theresia ist als gewandte Gräfin lange besetzt und schließlich erst hier das Leben und Streben eines jungen Mannes, der mit Gottes und treuer und edler Charlotte Hilfe und Anleitung zu schönem Ziele gelangt. Charlotte Schmid weiß durch ihre erste Erzählung ebenfalls zu helfen und edle Triebe anzuregen. Das Wanderleben, das ein früh verwaistes Mädchen als Pflegerin und zuletzt Anstaltsoberrin in mannigfachen Diensten hingebender Liebe führt, ist schlicht und in schönen, wahren Einzelzügen geschrieben. D. K.

— Die christliche Liebesätigkeit. Eine Anleitung zu praktischem Christentum von R. Dalhoff, Pastor am Diakonissenhaus zu Kopenhagen. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung aus dem Dänischen mit Vorwort von D. Theodor Schäfer. Göttersloh, C. Bertelsmann. 4 K. — Den Inhalt dieser Schrift hat D. Schäfer schon in der Monatschrift für Innere Mission veröffentlicht. In seinem Vorwort zu dieser Ausgabe rühmt er die Durchdringung und Beherrschung des gesamten Stoffes und die schöne, allgemein verständliche Sprache, die den wissenschaftlichen Wert der Darstellung nur erhöht. Das Urtheil ist richtig. Streng genommen, will der Verfasser von allem reden, was nur christliche Liebe überhaupt tun kann; da aber die ganze Anlage des Buches auf eine reichliche Berücksichtigung aller Gesichtspunkte hinweist, so tritt selbstverständlich alles das in den Vordergrund, was durch vereinigte Kräfte und irgendwie geordnetem Zustande kommt. Was der einzelne als Christ in der Liebe zu leisten hat, das muß natürlich auch jede christliche Gesamtheit als ihre gemeinsame Aufgabe betrachten. Und nur diese letztere Tätigkeit hat im eigentlichen Sinne eine Geschichte. So wird sein Buch zu einer Diakonie, einer Lehre von der Diakonie, dem christlichen Dienen in der Liebe. Aber die einzelnen Abschnitte beschäftigen sich nur zu einem kleinen Theil mit der Theorie der Sache nach biblischer Lehre, ihr größter Theil ist jedochmal der Geschichte der vorhandenen Leistungen auf dem betreffenden Gebiete gewidmet. Und in diesen geschichtlichen Theilen des Buches erkennen wir seinen Hauptzweck, ohne damit die biblische Begründung der einzelnen Forderungen irgendwie herabzusetzen. Im Allgemeinen ist hier neben manchem, was noch weiterer Förderung anheimzustellen wäre, viel Bemerkens- und Beherzigenswerthes beigebracht. Aber im allgemeinen herrscht über die biblischen Grundlagen der Lehre vom christlichen Dienen doch ziemliches Einverständnis, und allzuviel Neues läßt sich hier schwerlich mehr sagen. Was der Verfasser dagegen über die Begründung, Entwicklung und Ausgestaltung dieser Diakonie in Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland auf Grund genauer Studien und vielfach eigener Erfahrung zu sagen weiß, das ist in Deutschland zum guten Theile noch ganz unbekannt; und auch von der Liebesarbeit in England und Holland wird vieles berichtet, das noch an besonderer Stelle zu finden, aber der Mehrzahl der Leser nicht ohne weiteres zugänglich ist. Natürlich ist der Verfasser nicht minder bemerkt in der Geschichte der Diakonie in Deutschland, und es wird sein Buch wohl auf lange hinaus die Hauptquelle bilden für die Darstellung des Ganges, den die einzelnen Zweige dieser Arbeit von Süden nach Norden oder umgekehrt genommen haben. Dem Zweck der Allgemeinverständlichkeit entsprechend hat sich der Verfasser mit schematischen Feststellungen und Einleitungen nicht lange abgemüht. Er handelt von der Sache, wie sie sich ihm darbot, von dem Begriff der Diakonie, von dem Subject, das sie ausübt, von ihrer Bestimmung und von dem Gegenstand, an dem sie ausgeübt wird. Wie sich die biblische Lehre, die Theorie von ihrer praktischen Befolgung und die Geschichte des Geschehen auf diese einzelnen Kapitel verteilt, wird jeder mit der Sache befaßte Leser sich leicht zurechtlegen können. Das beste aber ist, das Buch zu lesen; das ist unersetzlich für jeden Berufarbeiter in christlicher Liebesarbeit, nicht minder nöthig aber, ja vielleicht noch nöthiger für solche, die ihr noch fern stehen. B. K.

— Die Tugendlehre des Christentums geschichtlich dargestellt in der Entwicklung ihrer Lehrformen mit besonderer Rücksicht auf deren zahlenmäßige Eintheilung. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre und Sitte. Von Otto Höfler. Göttersloh, C. Bertelsmann. 6 K. — Nur der Fachmann wird sofort aus dem Titel erkennen, welchem Zweck dieses Buch dienen soll. Für allgemeinen Verständnis wird man besonders hervorheben müssen, daß es sich hier weder um ein

Lehrbuch der Ethik oder eines Theils derselben, noch um eine Geschichte der Ethik handelt, sondern nur um eine Geschichte der christlichen Tugendlehre, insofern und insofern diese letztere sich entsprechend bestimmten Zahlenverhältnissen aufbaut. So darf es beispielsweise nicht wundernehmen, daß das berühmte Buch von Sartorius: „Die Lehre von der heiligen Liebe“ hier keine weitere Würdigung findet, als daß sein Verfaßer, die christliche Tugendlehre nach der Jehnzähl der Gebote zu gestalten, als mißlungen bezeichnet wird. Dagegen ist irgend ein mittelalterlicher Ethiker, dessen Namen und Wert nur wenige Menschen kennen, für den besonderen Zweck des Verfassers deshalb eine wichtige Person, weil er irgend eine neue Verschmelzung der vier Kardinaltugenden mit den drei christlichen Tugenden oder eine neue Reihenfolge in der Aufzählung der sieben Tugenden aufgebracht hat. Die Verwendung des Zahlenschemas bei der Gestaltung der Tugendlehre, das ist es, was den Verfasser wesentlich interessiert. Das vorliegende Werk ist eine Ergänzung und Weiterführung der 1893 von ihm herausgegebenen Schrift „Das Lehrbuch von den sieben Haupttugenden“, und wie dieses sich wesentlich mit der vorreformatorischen Zeit befaßt, so fällt auch in dem neuen Buch das Schwergewicht der Behandlung auf diese Periode, da ja in der neueren Ethik die Ehrfurcht vor der Bedeutung der Zahl und das Spiel mit den Zahlen zurückgetreten ist. Überhört man die Menge des beigebrachten Stoffes, so hebt man in Bewunderung vor dieser Belesenheit in der ganzen betreffenden Literatur, vor diesem Sammelwerke, dem nichts entgangen ist, was zu dem bearbeiteten Gebiet gehört, und vor dieser gelehrten Gewissenhaftigkeit, die sorgfältig auch das aufwärts und beurteilt, was an und für sich völlig bedeutungslos ist. Aber darin liegt der Wert des hochgelehrten Buches, das sich vielen anderen des Verfassers ebenbürtig an die Seite stellt, das man aus ihm sich Kunde schöpfen kann darüber, was jemals christliche Theologen zum Ausgangspunkt und Einteilungsgrund ihrer Tugendlehre erwähnt haben, und daß jeder zukünftige Ethiker sich hier Gewißheit suchen kann, ob die neuen Gesichtspunkte, die er etwa entdeckt zu haben glaubt, in der Geschichte der Ethik nicht längst schon aufgefunden und geltend gemacht worden sind. Aber auch wer keine Ethik schreiben und keine Geschichte der Ethik studieren will, wird mit Freude Kenntnis nehmen von dieser Zusammenstellung aller der geistreichen oder auch wunderlichen Gedanken, die christliche Belehramtlichkeit in zwei Jahrhunderten auf diesem Einzelgebiete hervorgebracht hat. Als Ergebnis seiner Forschungen für die künftige Gestaltung der ethischen Wissenschaft selber bezeichnet der Verfasser die Erkenntnis, daß weder das klassische Schema noch der Zehlsatz als Einteilungsgründe den Anforderungen der gegenwärtigen Wissenschaft genügen, daß man vielmehr darauf bedacht sein müsse, die von Stufe zu Stufe fortschreitende Verengung und Vereinerung des Christentums mit seinem Heiland zum Kerngehalt einer wahrhaft christlichen Ethik zu ermöhen. B. K.

— Kirchengeschichte Deutschlands von D. Albert Hauck, Professor in Leipzig. Vierter Teil. Die Hohenstaufenzeit. 2. Hälfte. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 10 K 50 s. — So ist denn auch der vierte Band des großen Werkes vollendet, das als ein Glanzpunkt in unserer deutschen geschichtlichen Literatur erachtet. Diese zweite Hälfte führt die Geschichte der Theologie bis zu Albert dem Großen zu Ende, behandelt die Bedeutung des Christentums für das Kulturleben der Periode (Geschichtsschreibung, weltliche Wissenschaften, geistliche und weltliche Dichtung, bildende Künste), erzählt die Geschichte der Mission bei den Sorben, Pomern, Obdriten, Polen und Balten, schildert die Kämpfe der Hierarchie gegen Heinrich VI. und seine Nachfolger und gegen Friedrich II. und entwirrt zum Schluß eine Darstellung der gegenseitlichen Richtungen, die sich teils von der Kirche trennten, teils in ihrer Mitte sich Geltung verschaffen (Katharer und reformatorisch Gesinnte). Beigegeben sind Verzeichnisse der Inhaber sämtlicher in Betracht kommender Bischofs- und sämtlicher Klöster Deutschlands, so vollständig, wie sie nur zu beschaffen waren. Endlich folgt eine Literaturübersicht, die fast 14 Seiten in Anspruch nimmt. Hier sind alle Ausgaben der vorhandenen Literatur dieses Zeitraumes, sowohl der Bücher als auch der Briefe und Staatschriften, sowie alle Bücher und periodischen Publikationen, die sich mit jener Literatur und der gleichzeitigen Geschichte befassen, namhaft gemacht. Ein Blick auf dieses Verzeichnis mit seinen weit über 300 einzelnen Büchern und Traktaten verschafft unmittelbar einen Begriff von der Reichenleistung der Sammlung und Sichtung, die auch dieser Band erfordert

hat. Diese Bücher, zu denen noch die großen, in früheren Bänden schon erwähnten Sammelwerke kommen, kann der Verfasser unmöglich alle gelesen haben; aber er muß ihnen Inhalt insofern kennen gelernt haben, um genau zu wissen, was sie ihm für eine Zwecke boten, und sich nicht entgegen zu lassen, was für sein Urteil entscheidend werden konnten. Und dabei handelte es sich nicht bloß um geschichtliche Quellen, sondern auch um die systematischen und praktischen Werke der großen Theologen, deren Einfluß auf Leben und Lehre der Kirche nachgewiesen werden mußte, und um die vorhandene weltliche Literatur aus der Hochschulkreise, aus der wir die meisten der Hauptstoff für ein Urteil über kirchengeschichtliche Ereignisse und Zustände zu gewinnen moß. Diesen Hinweis auf die ungeheure Arbeitsleistung dieses Wertes wollten wir nicht unterlassen um solcher Leser willen, die den erforderlichen Blick für solche Dinge nicht besitzen, damit sie das, was diese kirchengeschichtliche Deutschlands ihnen bietet (und wie vieles ist darunter, das hier zum erstenmal für weitere Kreise in Erscheinung tritt!), auch mit dem vollen gebührenden Dank entgegennehmen. Im übrigen hat es der Verfasser nicht nötig, daß auch wir an unserm Teile weitere Klänge des Ruhmes anstimmen für ein Werk, das bereits innerhals und außerhalb Deutschlands alzeitige Anerkennung gefunden und seinem Schöpfer die höchsten Ehren des Gelehrten eingebracht hat. Ist doch dieser Band zugleich eine Dankgabe für die verlebte juristische Doktorwürde der Universität Freiburg i. B. Daß aber hier gar nicht der Ort ist, gegen irgendwelche Einzelheiten und Kleinigkeiten Einwand zu erheben, haben wir schon bei der Anzeige der ersten Hälfte ausgesprochen (Wiss. Beil. Nr. 146 vom 1902). Nur einen Wunsch möchten wir bescheidenlich vorbringen, weil er sofort erfüllbar ist und dem Interesse des weiterszuführenden Wertes selber dient. Der Stoff, der hier behandelt wird, läßt es nicht zu, daß die Echtheit der Sprache irgendwie in den Vordergrund gestellt werde. Auch ist es nicht jedem gegeben, wie Rano Fischer, die schwierigeren Gegenstände in ebenso klarer, wie schöner und fließender Sprache zu behandeln. Aber eine Eigenschaft der Ausdruckweise hat sich der Verfasser, wie uns dünkt, je länger, desto mehr angeeignet, daß er über die Gebühr den Nernand und den Jedermann aufreizen läßt, die etwas denken, fühlen, reden oder tun. Manche Stellungsschreiber gebrauchen das Wort „bekanntlich“ gerade da, wo die Sache eigentlich so gut wie niemandem bekannt ist. So behauptet der Verfasser in verschiedenen ähnlichen Wendungen oft genug, jedermann wisse etwas, was aber durchaus nicht jedermann weiß oder außer ihm und einigen Professoren niemand weiß. Solche Wendungen erklären sich leicht bei einem hochgelehrten Mann, der sich unwillkürlich immer von seinesgleichen umgeben sieht; aber für die Mehrzahl der Leser beinträchtigen sie die Wirkung der sonst so gewählten Sprache und hindern die Beseitigung der an und für sich so wohlvermerkten Behauptungen. B. K.

— Der Stufenbau und die Geſetze der Welt-Geschichte von Kurt Dreyſig. Berlin, Georg Bonbi, 1905 (ſtatt 1904). III, 123 S.; 8°. Ähnlich wie Karl Lamprecht, der diese Zwischenbetrachtung ja nun glücklich erledigt hat, empfand auch Prof. Dreyſig das lebhafteste Bedürfnis, sich vor Vollendung seiner eigentlichen großen Kulturgeschichte (vgl. Wiss. Beilagen vom 6. Nov. 1900 und 4. Juli 1901) gründlich methodologisch auszusprechen. Wenn auch durch diese Verfahren die Geduld der Subskribenten auf eine harte Probe gespannt wird, so gewinnt doch das Hauptwerk dadurch entschieden an Berichtigung der Auffassung. Im vorliegenden Buche hat der Verfasser 7 Abhandlungen, von denen die 5 ersten bereits in Harvard's Zukunft 1902/04 veröffentlicht worden sind, zusammengestellt, denen man nämlich das Bob nicht verjagen kann, daß sie — wie man sich auch nach den Einzelheiten und Schlüßergebnissen zu ihnen stellen mag — lebhaft zum Nachdenken anregen. Dreyſig's Stärke ruht im Gruppieren verfassungsgeschichtlicher Tatsachenreihen; und seine Auffstellungen zu solchen birgt edlen Reiz in sich. Seine Schwäche liegt meines Erachtens hauptsächlich darin, daß er meint, seine hiesig geistreichen Einzeligkeiten müßten allgemein verbindlich sein — sie tragen den Stempel der Subjektivität offen an der Stirn. Darob wirft seine Marotte, alle (!) zusammengelegten Haupt-Wörter auch im Druck in ihre Bestand-Teile aufzulösen; gelegentlich geübt, könnte sie belehren — so löst sie nur und ädet an. Ht.

— Schneidermann, J., Dr. H. H. H. Die bleibende Bedeutung Immanuel Kants in einigen Hauptpunkten

gezeichnet. Vortrag, gehalten in der Jahreskonferenz der Geisteswissenschaften in der Gypothek Leipzig II am 13. Juni 1904. 8°. 19 S. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 50 S. — Der hundertjährige Tobesakt Kants (12. Februar 1904) hat das Andenken an den großen Philosophen erneuert. Je mehr in der Gegenwart von gewissen Seiten die Kantische Philosophie herabgesehen worden ist, ja „ein Rezept zur Verdrängtheit“ genannt werden konnte (Fr. Nieſche, der im Hinblick auf den in hohem Alter schmerzhaftig gewordenen Philosophen sich so äußert), um so zeitgemäßer erweist es, auf die bleibende Bedeutung Kants hinzuweisen. Der Verfasser tut das von seinem Standpunkt aus, indem er die Stellung Kants zur Religion, besonders zum Gebet und Evangelium als „verhältnißlos“ richtig kennzeichnet, und auf der anderen Seite trefflich ausführt, wie Kants Vernunftprinzip jede Ueberhebung zurückweist, aber ein transzendentes Denken festhält und vor allem die Verbindlichkeit und die sittlichen Wirkungen des Gebotes betont. Schuebermann hat mit seinem Vortrage einen beachtenswerten Beitrag zur Beurteilung Kants gegeben. D. K.

— P. J. Möbius, Rieſche. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 3 A. — Über die Frage nach Rieſche's geistigem Zustande, meint Bernann in seiner Philosophie der letzten Jahrzehnte“, könne man hinweggehen, daß die Wirksamkeit des Denkers bestehen bliebe, auch wenn dieser schon lange krank gewesen ist, als er Werke veröffentlichte. J. St. Chamberlain erlaubt sich den Satz, daß Rieſche's Bahnhin in dem Augenblicke beginne, da er sich von Wagner abgewandt habe. Beide Äußerungen dürften herangezogen werden, wenn man eine Reclatierung dieses 5. Bandes von Möbius' ausgemählten Werken schreiben wollte. Ein Schriftsteller, der so tief und weit — namentlich als Erklärer — wirkt wie Rieſche, muß gerade in den Tagen seiner Wirksamkeit auf die Zurechnungswürdigkeit von berufener Seite untersucht werden, sonst entscheiden Unberufene je nach ihrer Meinung. Möbius hat sehr gründliche Studien für die Rieſche's Arbeit unternommen; seine Diagnose, seine Schilderung der progressiven Paralyse, die Verwendung der Schriften Rieſche's wirkt in sehr hohem Maße erleuchtend. Gelegentlich rechtfertigt Möbius seine Methode, gibt er die höheren Gesichtspunkte seiner Darlegungen an; man's läßt er rücksichtslos bloß erraten. Das Buch gibt einen nicht leicht wieder los, wenn man sich einmal damit befaßt hat. Es kann vielleicht auch da und dort die einseitige Erhebung oder Verdamnung Rieſche's zu geräucherter Urteil umbilden. Das wäre unserer ganzen Zeit heilam, in der man so gern überreibt. Zwei Bilder, das Rieſche's nach der ersten Wüste Klinger's, und das von Rieſche's Mutter, schmücken das Werk, dessen gute Ausstattung sich würdig an die vier früher erschienenen Bände reiht. Dr. Grimm.

— Edmund Hoppe, Die Philosophie Leonhard Eulers. Eine systematische Darstellung seiner philosophischen Leistungen. Göttingen, J. A. Berbes. — Bei der Vertiefung in die physikalischen und mathematischen Arbeiten Eulers ist der Verfasser auch den Bemerkungen nachgegangen, die Euler in seinen verschiedenen Büchern, akademischen Vorträgen und Briefen über überhaupt philosophische Fragen gemacht hat. Die klaren, folgerichtigen Gedankengänge, die der geniale Mathematiker aus den Resultaten seiner Selbstbeobachtungen aufbau, stellt Hoppe unter den Hauptkapiteln Erkenntnistheorie, Metaphysik, Psychologie, Natur- und Religionsphilosophie zusammen, läßt fast überall Euler selbst zu Worte kommen und gibt einleitungsweise eine allgemeine Würdigung Eulers, während er am Schluß bemerkt ist, die Stellung zu umgrenzen, welche Euler innerhalb der Geschichte der Philosophie zukommt. Vielleicht überhäuft Hoppe dabei etwas die erkenntnistheoretischen Leistungen Eulers, während der großen Mathematiker's würdevolle Selbsteinheit in Fragen der Religionsphilosophie größere Hervorhebung verdient hätte. In dessen ist ja unzulug, daß erkenntnistheoretische Untersuchungen heututage im Mittelpunkt des philosophischen Interesses liegen. Wenn Hoppe (S. 159) von den „berühmtesten Wirbelbewegungen“ des Descartes spricht, kann ihm entgegengehalten werden, daß in unseren Tagen Bunt und Zersplitterung jener Lehre gerühmt hat (Graf). — Wird somit in Einzelheiten die Bewertung der philosophischen Ansichten Eulers eine verschiedene sein, so darf man doch Hoppe bestimmen in der Freude über die Totalität derselben, wie sie das vorliegende Buch und freundlich erschließt. Dr. Grimm.

Johann Hermann Scheins Werke.

Zweiter Band der von Dr. Arthur Prüfer besorgten Gesamtausgabe.

Hinsichtlich der Tonkunst ist die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geradezu ein Zeitalter der Entdeckungen gewesen; in kurzen Zeitraum von 50 Jahren wurden da nicht nur das kaum erst aufgefunden Inseiland der Programmkunst dem Verleher eröffnet und der neue Kontinent des Musikdramas erschlossen, sondern zugleich auch die halberstohlenen Klangwelten des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wieder aufgetaucht und neu aufgefunden. Das mit einer lebhaften Sachvermittlung 1850 entgebene Bemühen um Wiedergewinn aller wertvolleren Vergangenheitsmusik mußte geradezu als eine durch mächtige Heranweilen der sogenannten „Zukunftsmusik“ hervorgerufene Gegenströmung erscheinen, wenn es nicht bekannt wäre, daß an den Entdeckungsfahrten nach alten Tonländern auch viele musikalische Fortschrittler mit lebhaftem Interesse und manchem reiflichen Bemühen beteiligt gewesen sind. Das Mit- und Nebeneinander zweier so gemaltigen Kunstströmungen ist im Grunde wohl dadurch zu erklären, daß den bedeutenderen Musikern des neunzehnten Jahrhunderts durch tieferreichendes unioereselles Wissen der Blick sich zu historischer Würdigung der verschiedenartigen Kunstmöglichkeiten und Kunststile gemieit hatte und daß also lebhaftes Verlangen nach vollem Wissen auch über die Vergangenszeit der Tonkunst zu eifrigem Spähen nach weit zurückliegenden Manifestationen des Musikgeistes antrieben mußte.

Man gelangte dabei zunächst zu mancherlei Aufführungs- und Ausgabeversuchen mit älteren Tonwerken, dann in energischem Weiterzudringen auf alte Manuskripte und Drucke zu wertvollen Einzelpublikationen von langvergessenen Gesangs- und Instrumentalkompositionen und sernerhin gar zu imposanten Gesamtausgaben der Werke von Johann Sebastian Bach (1685 bis 1750), Georg Friedrich Händel (1685—1759), Heinrich Schütz (1585—1672), Giovanni Pierluigi da Palestrina (1514 bis 1594) und Orlando di Lasso (1532—1594). Dem neuwachsenden Interesse an der in Bachs Schöpfungen gipfelnden Instrumental- und Solokunst sind im 16. und 17. Jahrhundert hatten aber dann noch viele ältere Meister ein Vorkommen in ihren Orgel- und Klavierwerken (so Johann Peter Sweelind, Giacomomo Frescobaldi, Johann Jakob Froberger, Dietrich Buxtehude, Johann Ralpor v. Kell, Johann Badelbig, Johann Rudow u. a. m.) oder in ihren Gesangskompositionen (so Hans Leo Hasler, Heinrich Albert, Franz Linder, Matthias Weckmann, Henry Purcell u. a. m.) zu verdanken, und wie durch das Wiederaufleben der „Passionen“ das Interesse für Heinrich Schütz und dessen Evangelien-Kompositionen gewe worden war, so wandte sich die sichbildende Musikforschung von Schütz aus dann weiter noch zweien altdeutschen Meistern zu: dem einfligen Leipziger Thomaskantor Johann Hermann Schein (1586—1630) und dem Hallensischen Organisten Samuel Scheidt (1587—1654), die von ihren Zeitgenossen sehr hoch geschätzt und durch Prägung des Ruhmeswortes von den „drei großen S“ gar auf gleiche Stufe mit dem großen Passionsvorgänger Bach gestellt worden waren.

Der alten Samuel Scheidt nahm sich Dr. Max Seiffert, der verdienstvolle Herausgeber der Werke Sweelinds, mit verständnisreicher Fürsorge an und brachte bereits 1892 als Band I der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ den instrumentalen Teil (Kompositionen für Orgel und Klavier) des Scheidtschen Hauptwerkes, der „Tabulatura nova“, zur Neuausgabe, — der biedere Johann Hermann Schein aber fand einen gebiegenen, wissenben und gewissenhaften Sachwalter in Dr. Arthur Prüfer, der nach einigen vorausgeschickten Vorarbeiten — einer Biographie „Joh. Herm. Schein“ (1895) und der Publikation von „20 aus-

gewählten weltlichen Liedern von Joh. Herm. Schein“ (1900) — nunmehr im Verein mit dem durch die fast ausschließlich dort erscheinenden Gesamt-Ausgaben musikwissenschaftlich aberbedeutungsvollsten Verlagshause Breitkopf & Härtel um die Herstellung einer auf acht Foliobände angelegten Ausgabe von Johann Hermann Scheins sämtlichen Werken bemüht ist.

Um Weihnachten 1901 erschien der das „Venuskränzlein“ und das „Banchetto Musicale“ enthaltende erste Band der Gesamtausgabe, der auch an dieser Stelle gebührend berücksichtigt worden ist, und nunmehr, drei Jahre später, ist — nachdem inzwischen eine Auswahl von Instrumentalstücken aus dem ersten Bande in Partitur und Stimmen für den praktischen Gebrauch zugänglich gemacht wurde — auch der zweite Band der sämtlichen Werke von Joh. Herm. Schein, eine reichhaltige Sammlung von mehrstimmigen Gesängen mit Instrumentalbegleitung, fertiggestellt worden. Schein's in den Jahren 1621—1628 entlassenes dreiteiliges Lieberwert „Musica boscareocia“ oder „Waldlieberlein“, das, umrahmt von einer musikwissenschaftlich wertvollen Einleitung des Autors (mit angefügtem Luelennachweis und kritischem Kommentar) und von 9 als Anhang beigegebenen „weltlichen Gelegenheitskompositionen“ Schein's, den Inhalt dieses zweiten Bandes bildet, ist, von Arn. Dr. Prüfer für die Gesamtausgabe auf das Sorgfältigste revidiert und bei ausschließlicher Anwendung des Violin- und Bassklaviers in moderne Notierung übertragen worden, dazu aber hat der Herausgeber nach der von Schein über der dritten Stimme angebrachten Bezeichnung vollständige Begleitungen zu sämtlichen 59 Gesängen des Bandes ausgearbeitet und in zweihändigem Klavierlage die drei Gesangsstimmen unterlegt, so daß nun auch Laien ohne sonderliche Mühe die zum Teil sehr reizvollen Schein'schen Liederlein — ganz nach den in Schein's Vorrede zur „Musica boscareocia“ angegebenen Aufführungsmöglichkeiten als Gesangsterzette (2 Soprane und Bass) mit oder ohne Begleitung, als Gesangsduette (2 Soprane, oder Sopran und Tenor, oder 2 Tenore) mit Begleitung — oder auch als begleiteten Sologefang vortraben können.

Auf Grund der vom Komponisten selbst eingeräumten Möglichkeit einer Aufführung der Lieder durch nur eine von Instrumenten begleitete Singstimme erklärt Dr. Prüfer in seiner Einleitung mit großer Recht Schein's „Waldlieberlein“ für die ersten deutschen Spuren des kurz zuvor erst in Italien durch Ludovico Viadana aufgetragenen einstimmigen begleiteten Gesanges, und er weist sernerhin nach, wie in der „Musica boscareocia“ das neue Stilprinzip der Monodie erstmalig in einer nach Willkürlichen Art leichtest gefügten weltlichen Liedmusik zur Anwendung gelangt sei. Dabei hat Schein, wie Prüfer richtig bemerkt, in der „Musica boscareocia“ die Unterformen selbständiger und freier geführt als im „Venuskränzlein“ und ist also zu einer glücklichen Vereinigung des monophon-attribitiven mit dem polyphon-imitatorischen Stile gelangt. Man hat in der „Musica boscareocia“ also jedenfalls ein musikwissenschaftlich und kunstgeschichtlich sehr bedeutames Wert vor sich: erste Versuche, mit der Liedkunst aus höher Meisterwohl herabzusteigen und sich — zwar nicht gleich an das Volk — aber doch wenigstens von den Musikhütern weg an die Musikliebhaber in höchsten und in bürgerlichen Kreisen zu wenden.

Die der Neuausgabe beigefügten Nachbildungen von Titeln und Debattationsblättern zur „Musica boscareocia“ lassen denn auch gemahren, wie Schein den ersten Teil seines Wertes 1621 den schicksaligen Rutzfirmen Hedwig und Magdalena Stille zum nicht unbecuemem Gebrauch in stillen und heimlichen Kammer-

mufsten — den zweiten Teil „ehrenvollen“ Rathherren, Bürgern und Handelpleuten der Stadt Leipzig zur Zuteilung ihrer in der Mufft affektionierten Gemüther — und den dritten Teil dem Herzog Georg Rudolph in Schlefen um des gnädigen Herrn gnädigen Beliebens an der löblichen Mufft willen gerühmt hat, während die der Ausgabe angefügten Fußbansungs-, Glückwunfch- und Hochzeitcarmina wie frohgeliebte Borflänge der Liebertafel anmieten, die übrigens von mehreren Liebern der „Musica boscareccia“ — fo beispielsweise von „Gleidwie ein armes Hirfchlein“ (Teil I, Nr. 16), „Bergehen“ (Teil II, Nr. 16) und befonders von dem fchwungvollen und lehrreichen „Wohlaut, du edle Vgt!“ (Teil II, Nr. 1) — erfolgreich Gebrauch machen dürften.

Im übrigen birgt die „Musica boscareccia“ neben mehreren durch fhematische Behandlung der imitierenden Stimmen und durch einzelne Unehbenheiten der Stimmführung (übermäßige Gelaubfchritte S. 105 letzter Satz, S. 127 vierter Satz, unföhne Quartenfolgen S. 119, 152, 158 und fonft mehr) etwas fammengelchultert wirkenden Stücken gar manche durch Anmut oder gelegentlich felbft Ernst der Stimmung und wohl lautenden Tonfah fessende Lieblein, und fpezieß bei Unterlegung der zu allen Liebern der „Musica boscareccia“ von einem „Liebhober der Mufft“ um 1644 gebildeten grifflichen Zerte ergeben fih bismweilen gar anheimelnde Stimmungsfanfänger an den Kirchenchor (fo S. 114 und 144) und an — Brahm (fo S. 39 und 43). Die gewiffe Uniformität der meiften Lieblekompositionen

wird allerdings noch überboten durch das fücklich-idyllifche Einerlein der Zerte, in denen unter Herbeiziehung antiker mythologifcher Gefhalten unermäßig die Liebe des Schäfers Coridon zur Schäferin Nilli abgehandelt wird, und fo läßt fih von der „Musica boscareccia“ nur bei rechtem Wohlhalten eine nartlich ungetrübte Gemufftstrebende gewinnen, obfchon Dr. Präfer in feiner Einleitung auch in trefflicher Weife zur hiftorifchen Würdigung der Dichtungen vorbereitet.

Im dem nach Art der fönftigen Breitlopf & Gärtelfchen Gefamtausgaben luxuriös ausgeftatteten 160 Seiten ftarken Bande ift nun ein einziger Notenruderschieber aufgezallen — S. 159 Satz 5, wo das zweite Viertel des zweiten Soprans — und nicht a zu lefen fein dürfte —, und diefe Korrektheit des mufftalfichen Teiles fowie die gefchickte und jumeil recht wirkfame Faffung der Begleitungen muffen alfoenthalben ernfte Hochachtung vor dem herausgebenden Wirken des Hrn. Dr. Präfer wachrufen. Jedemfalls wird die „Gefamtausgabe“ von Johann Hermann Schreins Werken“ bei fürderhin gleich trefflicher Redation und Reffion den Bibliothekern und dem Wiffenfchaftlern als ein fehr fchätzbarer Zuwachs zum eifernen Fundus der mufftalfichen Kulturgefchichte gelten, und für die praftifche Mufftffage werden allmählich wohl aus der fülle Schreinfcher Kompositionen die wertvollften Tonfätze und die noch am frifchften duftenden Lieberblüten ausgelesen und zu neuem Klangleben gebracht werden.

Arthur Smolian.

### Wann und wo entftand das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“?

Es ift leicht begreiflich, daß man innerhald der evangetifchen Kirche von jeher verfuht hat, das herrliche Triumpfwied des Protestantismus nach feiner Entftehung zu batorieren. Es ift das Verdienft des Verfassers des unter obigem Titel erfchienenen Büchleins (Magdeburg, G. Buchhandlung 1904), Profefor Dr. F. Größler, das uns alle diefe Verluhte einmal zufammengefellt find. Größler bietet uns zunächft die Anfichten über das Lied bis zum Jahre 1730\*, dann die feit 1730. Er behauptet fih dann ausfürlich damit, die Anficht Profefor H. Tiedemans zu widerlegen, der die Abfassung des Liedes in das Jahr 1528 legt. Größler tritt mit Unficherheit für die bereits im 16. Jahrhundert ausgeprochene Anficht ein, daß das Lied 1521 zu Worms gedichtet fei. Taggen fpricht allerdings, daß das Lied erft 1529 im Trud nachweisbar ift. Größler alaube die fpätere Veröffentlichung „am einfachften dadurch erklären“ zu können, „daß diefes Lied ursprünglich gar kein Gemeinbefind fei follte, vielmehr ein Gelegenheitsgedicht ift, durch welches Luther einer ihn perfönlich beherrschenden Stimmung Ausdruck hat geben wollen oder, man kann auch fagen, im Trange feines Herzens hat geben müffen“. Diefe Behauptung bleibt freilich nur eine Behauptung und es würde unerwähntlich erfcheinen, warum Luther, der dann fo eifrig zur Dichtung von Gemeinbefinden aufforderte, diefes Lied nicht ins Gelangbuch aufnahm. Durchaus unzutreffend ift Größlers Bemerkung: „Nach

dem Wormser Reichstage jedoch lernte das deutfe Volk Luthers Sacke bald (!) als fei feine betrachten und damit war die Zeit gekommen, daß der Inhalt das Liedes in das allgemeine Bewußtfein übergehen und das Lied als Kampflied der Reformatorn gedruckt werden konnte.“ Nach dem jetzigen Stande der wiffenfchaftlichen Forfchung wird man fagen müffen: Ein Beweis läßt fih nicht führen, daß das Lied in diefem oder jenem Jahre entftanden ift. Aber das Wahrfcheinlichfte ift, daß Luther es im Spätherbft 1527 gedichtet hat. Im Auguft diefes Jahres hatte Leonhard Reifer in fchädingen den Wärmertod erlitten. Der Tod der erften beiden Blutzegen (Heinrich Boes und Johann Gid) im Jahre 1523 hatte feine erles Vie gewedt. Jetzt wünte auch die Welt in Wittenberg. Der alte, böfe Feind meinte es mit Ernst. Am 1. November 1527 fchrieb Luther an feinen Freund Ambsdorf — und jeder Zeter diefer Zeilen wird unwillkürlich an Luthers Lied erinnert werden: „So ift draußen Kampf, drinnen Schreden, fchwer genug, Chriftn fucht uns heim. Einen Trost haben wir, den wir des Satans Wüten entgegenhalten, daß wir wenigstens Gottes Wort noch befehen, die Seelen der Gläubigen zu retten, ob er auch die Weiber verflingt. Darum empfehl uns den Brüdern und dir felbft, daß ihr für uns betet, damit wir tapfer tragen die Hand des Herrn und des Satans Macht und List überwinden, fei es im Tod, fei es im Leben.“

G. Buchwald.

### Bücherbefprechungen.

— Die faatliche fchwachfönnigenfürföge im Königreiche Sachfen. Von Dr. med. E. Welger, Anftaltsbezirksarzt in Großhennersdorf in Sachfen. Dresden, Meißel & Kämmerer (Jah. C. fchwabach) gr. 8. 38 S. 0,60 M. Auch unter dem Titel: Zur Pädagogik der Gegenwart. Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen. Heft XV. (Enderband aus Pädagogifche Studien, XXV. Jahrgang, Heft 6.) — Nur wenig ift in weiteren Kreifen bekannt, welche fegensreichen Anftalten für fchwachfönnige Kinder in Großhennersdorf und Roffen, wie in der Diftriktabteilung Hübnerbürg beftehen. Der jetzige Oberinfpektor O. Ruffe hatte 1898 in der Zeitschrift für die Behandlung fchwachfönniger aus diefem Gebiete Mitteilungen gemacht, jezt bietet das vorliegende fchrittweise eine treffliche Einführung nach der ärztlichen, unterrichtlichen wie Vermaltungsanficht. Aus dem erften Abfchnitte, der über die Entwicklung und Einrichtung der Anftalten handelt, fei verweisen auf die Anweifungen über die Formaltäten und Vorkommungen bei der Aufnahme S. 8 f., die Berpflüchtungen, den Austritt aus der Anftalt und die Fröföge, die diefe auch fpäter ihren ehmaligen Zöglingen angedeihen läßt. Die Unterfuchungsfälle, die ihr für diefen Zweck zur Verfügung fteht, verfügt über

einen Fonds von 150000 M. Sehr der Bedeutung wert ift des Verfassers Wunsch, daß fe durch Stiftungen und fönftige Zuwendungen eine wefentliche Verftärkung erfahren möge zu tatkräftiger Unterfützung der armen fchwachfönnigen, die im Kampfe des Lebens mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der zweite Teil über die Grundzüge der fchwachfönnigenziehung bietet aus dem pftologifchen und methodifchen Gebiete eine Reihe fessender Ausführungen.

— Prof. Dr. P. Schreiber: Deladen — Monatsberichte. Jahrgang VI. 1903. 100 fol.-S. Brummer-Ghemnig. 1904. — Prof. Dr. P. Schreiber: Jahrbuch des Königl. fächf. meteorol. Inftituts für das Jahr 1904. Jahrgang XVIII. 167 fol.-S. Brummer-Ghemnig. 1904. — Seit 1898 fteht das Inftitut die Hauptrefultate der täglichen Beobachtungen an den 12 Korrespondenzftationen monatweise in je 6 Tabellen zufammen und macht fo das bedeutungsvolle Material den Intereffierten möglichft fchnell — gemöhnlich nach Ablauf eines Jahres — zugänglich, weil die Drucklegung der Jahrbücher viel Zeit erfordert und fih nicht feiten verzögert. Die Einrichtung, durch die fih bewährt und foll bis auf weiteres beibehalten werden. Im übrigen gleicht der vorliegende 6. Band feinen Vorgängern. — Durch die Herausgabe diefer Deladenhefte

bei des Jahrbuch selbst keine Änderungen erfahren: 1) Es  
 zerfällt zwar nach wie vor in die bekannten 3 Teile (Beobach-  
 tungen an den 12 Korrespondenzstationen, an der Station  
 I. Ordnung Glemmitz und Zusammenfassung der Hauptergebnisse  
 für alle Stationen), aber die letzten beiden Teile, insonderheit  
 der zweite, sind geführt worden; 2) bei Teil 3, in der übliche  
 "Geschichtsbericht" weggelassen und dafür ist eine sich auf den  
 Inhalt des gebotenen Stoffes bezügliche Einleitung getreten;  
 3) das ganze Jahrbuch wird durch eine sehr beachtenswerte  
 (vgl. die Ableitung der Schwerekorrection), gründliche kritische  
 Bearbeitung der Barometerbeobachtungen im ganzen Königreiche  
 während der Jahre 1866—1890 eingeleitet. Wir glauben, daß  
 das Jahrbuch durch die Veränderungen mehr gewonnen, als es  
 durch die Störungen eingebüßt hat. An der Herbeischaffung des  
 Materials haben sich im Berichtsjahre 176 Stationen (51 zw.  
 100 und 200 m, 33 zw. 2 und 300 m, 34 zw. 3 und 400 m,  
 18 zw. 4 und 500 m, 16 zw. 5 und 600 m, 11 zw. 6 und  
 700 m, 8 zw. 7 und 800 m, 2 zw. 8 und 900 m, 2 zw.  
 9 und 1000 m und der Fichtelberg in 1213 m Höhe) be-  
 teiligt. Als Autoren für die Bearbeitung desselben werden  
 Prof. Dr. Schreiber und Directorialassistent G. Hindemann genannt.  
 Auf die Hiebeigabe selbst nur der wichtigsten Einzelheiten müssen  
 wir verzichten, obwohl das Buch und das Jahr reichlich Gelegen-  
 heit dazu bietet. J. B.

— Der Sachse als Zweisprachler. Vortrag im Ver-  
 zeichnerverein Dresden-Vand von Paul Schumann. Dresden,  
 Verlag von Carl Neisner. 8. 68 S. — Verfasser hat bereits  
 in seiner französischen Landreise für Mitteldeutsch (S. O. Leubner,  
 2. Aufl. 1894) ein wertvolles Hülfsmittel für den phonetischen  
 Unterricht in den sächsischen Schulen veröffentlicht. Während jene  
 Studie den fremdsprachlichen Schwierigkeiten beugen wollte, hat  
 das vorliegende Werk den deutschen Unterricht im Auge. Von  
 besonderer Wichtigkeit sind die Abschnitte: Wie spricht der Sachse?  
 (S. 21—42) und Uebersicht der Aussprache (S. 43—48). Der  
 Sachse eine phonetisch reine Aussprache aneignen will, wird namentlich  
 auch den im ersten Abschnitte bereitgestellten Ausführungen und  
 Nachhilfen jährliche Anmerkungen und Winke erhalten, so über  
 die Verfalls- und Hauptlaute (S. 28—34) und das i, wo z. B.  
 S. 36 eine Reihe deutscher Beispiele aufgeführt werden. Aber  
 auch die theoretischen Ausführungen sind von großem Interesse,  
 insofern wir uns dem starken Urteile über die sächsisch-meißnische  
 Mundart nicht anschließen können. Mit Recht hat der Verfasser  
 hervor, daß uns eine sorgfältige sprachliche Schulung von er-  
 zieherischen, bürgerlichen und nationalen Standpunkte nützt.  
 Eine Reihe lehrreicher Einzelzüge sind in den Anmerkungen bei-  
 gefügt, z. B. Mitteilungen von Dr. Böttig über die frühere  
 Aussprache von tr, gr und gi; Ergebnisse von Untersuchungen,  
 die der jetzige Professor Engel 1889 in Karlsruhe an 1315  
 sechsährigen Schulkindern über Bewußtsein und Umfang ihrer  
 Sinne vornahm; Erfahrungen, die von diesem gebildete Lehrer  
 im Schreib- und Lesunterricht machten. u.

— Die Moderne Kunst, Berlin, Rich. Bong, Kunsterlag,  
 hat es von jeher als eine besondere Aufgabe angesehen, auf  
 die mannigfachen Erscheinungen des Kulturlebens Bezug zu  
 nehmen. Auch die neuesten Nummern der reichhaltig ausgestat-  
 teten Zeitschrift beschäftigen dies auf neue. So nimmt der In-  
 halt einer der letzten erschienenen Nummern neben anderen auf  
 die Forderung des großartigen Architekturwerkes, des Berliner  
 Zolls, Bezug und gibt eine Geschichte des Tombaues mit seinen  
 interessanten Einzelheiten nicht einigen dreißig Illustrationen.  
 Weitere Hefte behandeln u. a. als Thema: "Der deutsche Ge-  
 brauchsbund", das in seiner Art der Darstellung unübertroffen  
 in der letzten vermag; ferner finden wir in einem eingehenden Ar-  
 tikel die "Tagesübungen früherer Jahrhunderte" beschrieben und  
 dargestellt, oder es erscheinen an anderer Stelle "Monatsbilder  
 aus dem Leben der Bankes" in seltener Schilderung. K.

— Eduard, H., Pastor in Windischleuba, Inselinde, Eine  
 Dichterskizze. 150 S. Geb. 3 M. Halle a. S., Rich. Wäh-  
 lmanns Verlag (Max Grosse). — Der Dichter, als Schriftleiter  
 der Wartburg und auch auf dramatischem Gebiet vortrefflich be-  
 kannt, dient uns hier einen Band Lyrik, der allen Anspruch auf  
 Beachtung hat. Es sind fast alle Liebesdramen nicht in moderner  
 Verwendung noch nach realistischen Motiven, sondern in idealem  
 Fluge und in edler Abtönung woblklingend schönen Reimes,  
 etwa 70 kleinere und größere Poesien in sechs Abteilungen.

Mag auch die Anordnung: Die Insel der Jugend, die der Glück-  
 lichen, der Schattenpfeile, der Sagen, der Gottlucher und die  
 Toteninsel etwas Eigenartiges haben, es sind doch alles selbst-  
 betretene Gebilde, Selbsterlebtes und historisch Geschautes. Das  
 Dichten und Sagen des Herzens, Biederkeit und Trennungsauf  
 erscheint in sanfter und inniger Verschmelzung mit dem Natur-  
 leben, mit Waldesgrün und Vireneschatten, Waldenzauber und  
 Sagenfäden — man möchte lieblich Zuflucht, worin sich ein Dichter-  
 gemüt wie in einer Heimat ergeht. Unter den Sagen hat uns  
 ganz besonders das Gedicht: "Der Rulderer" angezogen; es  
 würde sich auch gut zu dramatischerem Vortrage eignen und  
 geht in des Verfassers guteausgewählter protestantischer Welt-  
 richtung. Den Geistlichen verratend und tennemischen die in der  
 Satiristik betrachteten acht Bilder. Wir können nur wünschen,  
 daß auch der äußere Erfolg der Sammlung mit dem inneren  
 Werte im Einklang stehen möge. D. K.

— Die politischen Reden des Fürsten Bismard.  
 Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Herl Kobi.  
 13. und 14. Band. Stuttgart und Berlin. Verlag der  
 J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Bd. 13 8 S.  
 Bd. 14 4,50 M. — Nach langer Pause (der 12. Band erschien  
 1894) sind jetzt in der großen Ausgabe der politischen Reden  
 Bismards als 13. Band auch die Reden erschienen, die der Fürst  
 nach seiner Entlassung in den Jahren 1890—1897 gehalten  
 hat. Es gehört ja zu den besonders unglücklichen Fügungen der  
 deutschen Geschichte, daß man auf diese Zeit nach verschiedenen  
 Richtungen hin nicht mit ungenügenden Empfindungen zurückblicken  
 kann. Ob das, was viele für Schmerzliches und Unerreutes  
 bietet, sich hätte vermeiden lassen, wer wollte wagen, das zu ent-  
 scheiden? Der Objektiv wägende Historiker wird auch laum den  
 Rat haben, die Schuld an diesen Verhältnissen ausschließlich einer  
 Stelle zuzuwenden, schon deshalb, weil unsere Kenntnis darüber  
 im wesentlichen von einer Seite stammt und selbstverständlich  
 subjektive Färbung hat. Es wird dormalteint eine Lösung, nur  
 für einen mit der Fähigkeit seines Radempfindens begabten  
 Historiker lösbare Aufgabe sein, den Regungen und Ballungen  
 der Seelen zweier selbstbewussten Männer nachzugehen, und dann  
 wird das Schlussurteil vielleicht doch lauten, daß wohl manche  
 Härten zu vermeiden gewesen wären, nicht aber der Zusammen-  
 stoß selbst. Die vorliegenden Reden sind wie bekannt gehalten  
 bei den imponierenden Forderungen, die dem Fürsten dabei und  
 auf seinen Reiten von dem deutschen Volke dargebracht worden sind.  
 Wirklich erhebend und in unserer vielfach zerfahrenen Lage  
 tröstlich ist immer wieder der warme Patriotismus und die un-  
 verfehlliche Dankbarkeit, die aus diesen Reden spricht, selbst  
 wenn man zugeben muß, daß an ihnen auch eine an andere  
 Adresse gerichtete Opposition einen gewissen Anteil hatte. Aus  
 des Fürsten Reden aber ertönt die staatsmännische Erfahrung  
 eines langen Lebens, die patriotische Sorge, daß sein Werk  
 Schaden nehmen könne, und die kalte Bemühtung um die ihm  
 vom Volke entgegengebrachte Liebe. Auch diese Reden sind mit  
 ihren Warnungen und Mahnungen, wie die früheren, ein reicher  
 Quell politischer Weisheit, nur würden diejenigen aus diesem  
 Quell nicht im Geiste des großen, stets dem Augenblicke ge-  
 wachsenen Staatsmannes schöpfen, die da verfahren, daß es nicht  
 angeht, politische Weisheit auf veränderte Verhältnisse und neue  
 Aufgaben isablonnenmäßig zu übertragen. Bei Feststellung des  
 Textes ergaben sich für den Herausgeber besondere Schwierig-  
 keiten. Es fehlten ja hier die amtlichen stenographischen Berichte,  
 die bei den früheren Reden zugrunde gelegt werden konnten.  
 Für die Reden aus den Jahren 1890 bis 1893 hat Koch die  
 verschiedenen Zeitungsberrichte und private Aufzeichnungen heran-  
 gezogen, für die der Jahre 1894 bis 1897 konnte er die Wieder-  
 schriften zugrunde legen, die Fürst Bismard selbst noch für die  
 Veröffentlichung in Bismardjahrbüchern durchgesehen hatte. Aus-  
 dem hat Fürst Herbert Bismard alle Texte nachgeprüft und  
 ihnen dadurch denjenigen Grad von Gehört gegeben, der über-  
 haupt nach Lage der Dinge erreichbar ist. Vom kritischen  
 Standpunkte aus wird man sagen müssen, daß dadurch zweifellos  
 ein Text erhalten ist, der die Absichten des Fürsten wieder gibt,  
 ob er in jedem einzelnen Falle, wo Zweifel entstehen könnten,  
 ganz genau so gesprochen hat, wird freilich erst eine besondere  
 Prüfung bedürfen. Angehängt ist dem Bande ein alphabetisches  
 Verzeichnis- und Sachregister. Der 14. Band enthält an erster  
 Stelle Nachträge zu früheren Reden; es sind das 5 Entwürfe  
 zu Reden aus den Jahren 1847, 1848 und 1850 und eine  
 vom Generalmajor Leopold v. Gerlach verfaßte Instruktion zu

einer Rede Bidmards. Daran reiht sich ein alphabetisches Gesamtregister zu allen Bänden der Reden, das deren Bewertung sehr erleichtert wird; nach folgen Berichtigungen und Ergänzungen und endlich in Faksimile eine kurze vom Fürsten eigenhändig forrierte Vorgesichte des deutsch-französischen Krieges. Der Herausgeber hatte für den vierten Band der Reden eine Vorgesichte des Krieges entworfen und zum Druck gebracht; diesen Druck hat dann der Fürst mit Korrekturen versehen; mit diesen Korrekturen sind die Druckseiten hier faksimiliert. Die im vierten Bande der Reden stehende Fassung der Vorgesichte weicht hier noch etwas ab, weil der Fürst den Text noch einmal durchkorrigiert hat. Es bedarf nicht einer besonderen Hervorhebung, daß diese Ausgabe den letzten Band der Reden besonders wertvoll macht; lieber ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Wir beglückwünschen zum Schluss den Herausgeber zur Vollendung seiner Arbeit; es steht in ihr viel Fleiß und eine sehr große Sorgfalt, der auch das scheinbar Kleinste nicht unwichtig erscheinen ist.

A. B.

— In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens. Reisebeschreibungen und Studien von Dr. Karl Sapper mit 76 Abbildungen im Text und auf 28 Tafeln, 2 Holzschnitte und 3 lithographierten Tafeln. Stuttgart, 2 Schmid'sche Verlagsbuchhandlung (E. Kögeler), 1905. Preis gebunden 6,50 M., gebunden 8 M. — Sapper muß entschieden ein Sonntagkind sein. Das furchtbare Erdbeben, welches am 18. April 1902 Quezaltenango in Trümmer legte, die Ausbreitung der Soufrière auf St. Vincent, der Montagne Pelée auf Martinique wenige Tage später, welche viele Tausende von Menschenleben vernichteten, zeigten so viel Neues und Raffinesstes, daß wohl jeder Geologe und speziell Vulkanolog den Wunsch hegte, sich an Ort und Stelle ein Bild von dem Töten der Naturkräfte verschaffen zu können. Sapper konnte diesen Wunsch befriedigen und zwar befriedigen, indem der Verein für Erdkunde von Leipzig und Dr. Verlagsbuchhändler E. Kögeler (Stuttgart) namhafte Beiträge zu den Reisekosten beisteuerten. Von einem Bergsteiger sah zu einer wissenschaftlichen Reise zu erhalten, bedeutet ein Glück, das bekanntlich nur wenigen Sterblichen zuteil wird. Ende August 1902 trat Sapper seine Reise an, Ausgangspunkt gelangte er nach Guatemala, um die am 18. April 1902 durch Erdbeben schwer beeinträchtigte Gebiete zu bereisen. Da werden gemaltige Detonationen hörbar, Gerüche von ungelösten Vulkaneruptionen durchdringen die Luft, Schreden bemächtigt sich aller Gemüter, schließlich kommt die Kunde, daß der Vulkan Santa Maria in Tätigkeit getreten ist. Schon am nächsten Morgen reitet Sapper dem Ausbruchgebiet zu. Eine riesenhafte, weiße, kolumnenblähnlich geformte, von Nischen durchzogene Wolke zeigt ihm den Weg. Bei Los Angeles gelangt er auf eine zusammenhängende Kienbede, die allmählich immer mächtiger wird, die Gegend des blühenden Kaffeebaus mit einem grauen Reichtum überdeckt und mit ihrer Valt Bäume niedergeroben und Dächer eingedrückt hat. Erdbeben schütteln das Land, neue Kienausbrüche machen den Tag zur Nacht, Schwefelwasserstoff und schwefelige Säure verpesten die Luft. Eine Eruption, welche in bezug auf Menge des ausgeworfenen Materials das des Vesuvius vom Jahre 79 jedenfalls weit hinter sich läßt, spielt sich ab und Sapper kann sie mit eigenen Augen, den Augen des Geologen, sehen, ja, er kann noch verfolgen, wie fallendes und stehendes Wasser den Vulkanismus wieder zu besitzigen beginnen. Vom 9. — 19. Januar 1903 besuchte der vom Glück begünstigte Reisende dann Martinique und studierte die Spuren, welche die verderbenschwangeren Glutwolken der Montagne Pelée hinterlassen haben; zwischen dem 21. Januar und 11. Februar durchstreifte er zweimal das von der Soufrière verpöhlteste St. Vincent, konnte dabei den Kraterbrand ersteigen und hinabschauen in den dampfenden und brodelnden Schlund. Nach einer Rundreise auf den nördlichsten Kleinen Antillen besuchte Sapper schließlich vom 27. — 30. März 1903 ein zweites Mal Martinique, besah mit Dr. Wegener die Montagne Pelée und studierte aus nächster Nähe das rätselhafte, viel beschriebene Felsgebilde, das wie ein Gieserpfropf aus dem Schwären 300 m hoch über den Kraterbrand emporragt. Ebdort sah Sapper mit Freunden auf der Terrasse des Observatoriums, da bemächtigte sich der Gedanke eine ziemliche Aufregung, „als zunächst die Risse des Giebes (den eben erwähnten Felspfropfen) zu erglöhen begannen und dann unter leichtem Geräusch eine gemaltige graue und weiße Kien- und Dampf-

fäule mit enormer Geschwindigkeit wirbelnd und quirlend und unter fähiger Ausbreitung emporstieg, um erst in einer Höhe von etwa 3½ Kilometer stationär zu wehen. Wenige Sekunden nach dem Beginn der Eruption (um 6 Uhr 12 Minuten abends) sah man aus der leichten weißen Passatwolke, die den Fuß des Giebes verhäulte, eine graubraune Kien- und Dampfmasse hervorquellen, die wie eine Kienfischlange unheimlich und geräuschlos talabwärts froh. Die Masse besah eine eben wirbelnde und quirlende Oberfläche wie die aufsteigende Eruptionswolke, zeigte aber ganz andere Bewegungserscheinungen: wie eine Flüssigkeit floß sie, etwa 50 m hoch, in dem Tal der Riviere Blanche hinunter, teilte sich an einem darin aufragenden Fiebernis in zwei Arme, die sich unterhalb desselben wieder vereinigten, und sollte mit bedeutender Geschwindigkeit weiter, bis in etwa halber Höhe des Berges die Neigung des Geländes und damit auch die Geschwindigkeit der absteigenden Wolke abnahm; nunmehr fanden die mitgerissenen leichten Gase und Dämpfe Gelegenheit, sich frei zu machen und ihrer Natur folgend in die Höhe aufzusteigen. So entstand eine zweite aufsteigende Wolke, die allmählich an Höhe die erste Eruptionswolke noch übertraf. Der Rest der niederrollenden Kien- und Dampfmasse sah sich inzwischen langsame und langsam talabwärts bis zur Meereshöhe, auf der sie sich immerhin noch einige Kilometer weit hinaus fortbewegte, ehe sie zum völligen Stillstand gelangte, die wirbelnde Oberfläche verlor und zum Spiel der Wellen wurde. Die Kienmassen legten sich nun allmählich ab und überzogen die Basis des Gebildes mit kien-simmernden Klüften, die fast wie Schnee erglänzten.“ So wurde Sapper Zeuge einer der ganz eigenartigen Eruptionen der Montagne Pelée, welche diesen Feuerberg seit dem 8. Mai 1902 brüchig gemacht haben, und mit diesem großen Erlebnis konnte der Glücklich eine Reise abschließen, die ihm in ca. 5 Monate mehr und großartiger Ausbreitungen der vulkanischen Kraft vor Augen geführt hatte, als sie wohl je ein Weltreisender in so kurzer Zeit zu sehen bekommen hat. Alle diese Ergebnisse erzählt Sapper in seinem Buche in anregender und fesselnder Weise; er knüpft daran eine zusammenfassende Schilderung der vulkanischen Geschehnisse in Mittelamerika und auf den Kleinen Antillen während der Jahre 1902 und 1903, sucht die Frage nach deren Ursachen zu beantworten, bespricht die geomorphologischen Wirkungen derselben und beleuchtet endlich auch die sozialen und wirtschaftlichen Folgen, welche jene Katastrophen für die heimeligen Gegenden gehabt haben und noch haben werden. Bei diesen volkswirtschaftlichen Erörterungen hält Sapper weit aus, indem er beschreibt, wie die Arbeitsverhältnisse bei der früher herrschenden Sklaverei lagen und wie sich dieselben umgestaltet haben, als mit der Aufhebung der Sklaverei die Rechte, aber auch die Pflichten der Schwarzen von Grund aus geändert wurden. Wer seine Kenntnisse über das Sklavereien bloß aus dem Roman „Onkel Toms Hütte“ schöpft; hat, wird erstaunt sein, daß auf den Antillen die Sklaven keineswegs bloß Pflichten, sondern auch gesetzliche Rechte in bezug auf Arbeitszeit, Entlohnung und Beschäftigung, daß sie dieselben geltend zu machen wußten, sich aber später im allgemeinen als nicht reich genug erwiesen, um als freie Pflichten daselbst zu leisten, was ihnen vorher im Abhängigkeitsverhältnis nicht eben schwer fiel. Eine Reihe von Tabellen, die auf die geschilderten vulkanischen Ereignisse und auf die beschriebenen wirtschaftlichen Verhältnisse Bezug haben, beschließen das Buch. Die beigegebenen 76 Abbildungen illustrieren den Text in höchst instruktiver Weise, der letztere ist bis auf die zehn der petrographischen Beschreibung der geförderten Eruptionen gemieteten Seiten aus dem Vain verständlich. Es dürfte schwer sein, eine neuere Reisebeschreibung namhaft zu machen, die sich in bezug auf Reichtum des Inhalts und auf Vielfältigkeit der geistigen Anregung mit dem Buche Sappers messen könnte. Möge es seinen Weg nicht bloß in die Gelehrtenbibliotheken finden, sondern vor allem auch zum Wähertritt der Schüler eine Stelle erhalten; es wird dieselben denen lehren, wird ihnen zeigen, wie Naturereignisse beobachtet und geschildert werden müssen, wird ihnen viel weiten, damit sie die Gesetzmäßigkeit der Geschehnisse in der Natur, die Abhängigkeit des Menschen von der Scholle, auf der er lebt, erfassen und verfolgen lernen. Unser besonderer Dank sei schließlich dem Drn. Bergsteiger dargebracht für die freundliche Unterstüßung, die er Sapper zuteil werden ließ, und für die vornehme Ausbattung, in der er dessen Werk dem deutschen Volke dargebracht hat. Et.



## Die technische Ausbildung der schwachsinigen Knaben in der Königl. Landesanstalt zu Großhennersdorf und die Fürsorge für die Entlassenen.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Schuldirektor O. Nischke, der Leiter der Königl. Landesanstalt zu Großhennersdorf, in Nr. 7 und 8 der Zeitschrift für Behandlung Schwachsiniger und Epileptischer, 1904, einen Bericht, der von allgemeinem Interesse ist. Wir erfahren darin, daß die Königl. Sächsische Landes-Erziehungsanstalt für schwachsinige Knaben im Jahre 1846 zu Hubertsburg errichtet und 1889 nach Großhennersdorf verlegt wurde. Ihre Aufgabe ist es, schwachsinige Knaben zu erziehen und möglichst zur Erwerbsfähigkeit heranzubilden. Zur Erreichung dieses Zweckes wird folgender Weg eingeschlagen: Die Zöglinge besuchen zuerst die vierstufige Volksschule. Hier erhalten sie Anschauungs- und besonders viel Handfertigkeitunterricht. Der Unterricht in der Handfertigkeit beginnt mit dem Netzenstreifen, dem Anreiben von langen, farbigen Glasperlen an einen Faden, mit dem Tonformen, dem Flechten nach Fiedel und dem Flechten des dreistöckigen Tadelstempels. Außer diesen Unterrichtsarbeiten werden noch genügende Übungen im Selbstbedienen und gelegentliche Anleitungen zu häuslichen Arbeiten, wie Tischdecken, Zimmerreinigen usw., vorgenommen. Zu den bereits genannten Beschäftigungen treten im weiteren Verlaufe des Unterrichts der Vorkurse noch das Stabsteigen, das Flechten im Papierstichtblatt, das Knudeln und das Schöpfspöpfchen. Nach dem Besuch der Vorkurse werden die Zöglinge in die sechsstufige Schule verlegt, wo sie neben der technischen Ausbildung noch Unterricht in den meisten Fächern der Volksschule erhalten und Informationsfähig werden. Zur Erreichung der Erwerbsfähigkeit bekommen sie Unterweisung in Knudnarbeiten, Näharbeiten, im Regliden, Flechten von Fußabreibern aus Schilf, Stroh- oder Rohrrosten, in Holz- und Papparbeiten, im Rohrstuhlweben und in den Anlagen der Korbmacherei. Während der schulfreien Zeit wird die Gelegenheit, die Haus-, Garten und Feld für die Erziehung zur Arbeit bietet, noch genügend ausgenutzt. Auch der Unterricht in den eigentlichen Schulfächern ist bestrebt, die Schüler zur Kunst des Arbeitens zu erziehen, indem er die Handfertigkeit in den Dienst der Beranfachung, Aneignung und Befestigung der Kenntnisse stellt und dem Darstellungsprinzip die weitgehendste Beachtung schenkt. Nach der Schulzeit treten die Zöglinge in die Arbeitsabteilungen ein. Es bestehen sieben Arbeitsabteilungen, nämlich für landwirtschaftliche Arbeiten, Gartenarbeiten, Küchen- und Hausarbeiten, Korbmacherei, Holzmeherei, Rohrstuhlweben und Flechtarbeiten. Die Verteilung der Zöglinge in die einzelnen Arbeitsabteilungen geschieht mit Berücksichtigung der körperlichen Beschaffenheit, der technischen Beschäftigkeit und der ganzen Individualität eines jeden. Hier werden sie an anhaltende Arbeit gewöhnt. Sie bleiben so lange in der Abteilung, bis sie die Ausbildung erlangt haben, zu der sie vermöge ihrer Veranlagung fähig sind bzw. bis sie nach ihrem Alter oder ihrer körperlichen Entwidlung der Anstalt entwachsen sind. Der Austritt erfolgt gewöhnlich in der Zeit vom 18.—20. Lebensjahre. Neben der Erziehung zur Arbeit sucht die Anstalt ihre Aufgabe an den Schulentlassenen noch durch Erteilung von Fortbildungsschulunterricht zu lösen. Das ist der Weg, den ein Zögling mit halbwegs stetiger Entwidlung zurücklegt, um die Erwerbsfähigkeit zu erreichen. Nun gibt es aber ein Anzahl Zöglinge, die nach dem Besuch der Vorkurse nicht fähig sind, am Unterrichte der sechsstufigen Schule mit Erfolg teilzunehmen. Diese werden, wenn ihr Alter und ihre körperliche Entwidlung noch nicht ihre Unterweisung an die eigentlichen Arbeitsabteilungen gestattet, in sogenannten Abdickeklassen vereinigt, wo sie zwar einigen Unterricht im Anschauen, Turnen und Gesang erhalten, hauptsächlich

aber doch für die eigentliche Arbeit vorbereitet werden, indem sie mit Stoffdecken, Sortieren von Sämereien, mit Knudeln von Knöpfen, Knüpfen einer Naht, Einsetzen eines Fledes, mit Selbstbedienen, mit Gartenarbeiten und Hausarbeiten, mit Spinnmaschinen, Rohrstuhlweben und Regliden beschäftigt werden. Die Erfolge der technischen Ausbildung sind verchieden. Immerhin erreichen 30% der Zöglinge die volle Erwerbsfähigkeit.

Mit der Entlassung ist das Werk der Anstalt an den Zöglingen aber noch nicht zu Ende. Die Anstalt beehrt sie in ihrer Fürsorge, um sie vor fernerem, geistigem und sittlichem Verfall zu schützen. Die Fürsorge beginnt mit der Beurlaubung, die bei Entlassung vorausgeht, um zu prüfen, ob die in der Anstalt erzielten Ergebnisse der Erziehung und Ausbildung sich auch außerhalb der Anstalt bewähren. Die Anstaltsdirektion beauftragt zu diesem Zwecke für den Verlaubbau in der Nähe ein geeignetes Unterkommen in keinem Betriebe bei erheblichen Kosten. Dem Arbeitgeber wird vertragsgemäß sorgfältigste Behandlung und Überwachung des Zöglinge, halbjährliche Einreichung eines Zeugnisses über sein Verhalten und bei besonderen Vorkommnissen sofortige Meldung zur Pflicht gemacht. Ebenso wird der Verdienst bestimmt und auf die Ableferung von etwaigen Ersparnissen in die Sparkasse Bedacht genommen. Die Urlaubsdauer beträgt in der Regel zwei Jahre. Die Urlaubten bleiben der Überwachung und Disziplin der Anstalt unterstellt und werden mindestens einmal im Jahre vom Anstaltsortlande befehrt. Das Urlaubsbegleitsystem bewährt sich sehr gut. Die Urlaubten werden auch unter den Augen der Anstalt in das Leben hinein und erziehen sich ein Zeugnis über ihre Tüchtigkeit, mit Hilfe dessen sie später in ihrer Heimat ihr Fortkommen finden. Nach der Urlaubsdauer wird der Zögling definitiv aus dem Verbände der Anstalt entlassen und kehrt dann in die Heimat zurück. Dort verfährt ihm die Anstaltsdirektion wieder ein geeignetes Unterkommen und bestelt für ihn eine Vertrauensperson (Onkel oder Vetter des Ortes), die den Arbeitgeber bei der Behandlung des Entlassenen unterstützt und dem Pflegebefohlenen mit Rat und Tat zur Seite steht. Alle Jahre gibt die Vertrauensperson von ihren Vorkommnissen bei der Fürsorge Mitteilung an die Anstalt. Die Entlassenen werden auch vom Anstaltsortlande befehrt, um sich von ihrer materiellen Lage und ihrem geistigen Zustande zu überzeugen. Im Nothfalle erhalten sie aus der Unterhaltungsstelle für entlassene Zöglinge der Landesanstalten für schwachsinige Kinder einige Unterhaltung durch die Vertrauensperson. Bei Rückfall des Entlassenen mit dem Geheiß gibt die Vertrauensperson der Anstalt sofort Mitteilung davon, damit der Richter über die geistige Beschaffenheit des Rückfälligen auf Grund der seinerzeit über ihn in der Anstalt geführten Charakteristik unterrichtet werden kann. Hat der Entlassene das militärpflichtige Alter erreicht, so bewirkt die Anstaltsdirektion seine Befreiung vom Militärdienst. Die voll erwerbsfähigen Entlassenen sind als Korbmachergehilfen, Zigarrenarbeiter, Wägenarbeiter, Straßenarbeiter, landwirtschaftliche Arbeiter, Knechte, Handarbeiter in Steinbrüchen, Bergwerken usw. tätig, und ihr Verdienst schwankt zwischen 8—17 Mk wöchentlich. Die befristeten arbeitsfähigen Entlassenen, die nur einen Teil ihres Lebensunterhaltes erwerben, finden entweder Unterkommen bei ihren Eltern oder sie werden in geeignete Familienpflege gebracht. Unter ihnen sind auch wieder welche geistig so beschaffen, daß sie sich nicht für Familienpflege eignen. Sie werden in dem Koloniat zu Großhennersdorf untergebracht. Dieses Gut, 30 ha groß, wurde im Jahre 1894 aus den Mitteln der Unterhaltungsstelle erworben. Hier werden die Kolonisten mit

landwirtschaftlicher Arbeit beschäftigt und für den Satz von 60 bez. 80 3 täglich vorzuzieh. Zur Ausführung der Entlassenen-Fürsorge sind aber reiche Mittel nötig. Aus diesem Grunde ist im Jahre 1865 aus einer 75 K betragenden Schenkung des Partikuliers Wangelndorf in Wermdorf die Unterfürsorgekasse gegründet worden. In hochherziger Weise hat das Königl. Ministerium des Innern der Kasse den Vertrag der Böglingsarbeiten, sowie der Garten- und Feldwirtschaft bei der Anhalt Großherzogs überwiesen. Außerdem fließen der Kasse Beiträge von Gemeinden, Bezirksverbänden und verschiedenen Korporationen auf Ansuchen zu. Dann und wann bekommt sie auch kleinere

Beträge von Privaten. Der Vermögensbestand der Kasse betrug Ende 1903 = 124 965 K. Dazu kommt der Betrag des Koloniaten im Werte von 80 000 K. Unterstützt wurden im Jahre 1903 198 Entlassene mit 3500 K. Damit wird zwar schon viel Not gelindert, aber die Entlassenen-Fürsorge möchte gern noch mehr tun zum Segen der unglücklichen Schwachmünnigen und ihrer Angehörigen. Dazu sind aber Geldmittel nötig, die sie bei dem jetzigen Stande der Unterfürsorgekasse nicht hat. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Entlassenen-Fürsorge in dieser Beziehung die private Wohltätigkeit mehr als bisher zu Hilfe käme.

### Ein russisches Konversations-Lexikon.

Nach 15-jährigem Erscheinen ist der russische Brockhaus\*) nun in 41 Bänden oder 82 Halbbänden beendet; die Band- und Halbbandausgabe erschienen nebeneinander. Das Werk war ursprünglich im Charakter des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons (13. Auflage) geplant, sollte 16—18 Bände umfassen und in 5—6 Jahren beendet sein. Nur die Russen betreffende Artikel sollten gleich von vornherein dem deutschen Werk gegenüber sehr vermehrt und erweitert werden. Dafür glaubte man in den anderen Materialien wesentliche Stützungen eintreten lassen und sich überhaupt zunächst mit Übersetzungen aus dem deutschen Werk begnügen zu können. Allein gleich die ersten Bände zeigten, daß nach diesem Grundsatze nicht gearbeitet werden konnte. Die deutsche Literatur ist viel reicher an speziellen encyclopädischen und wissenschaftlichen Werken als die russische, und was daher in einem deutschen Konversations-Lexikon leicht in einer allgemeinen Übersicht gegeben werden konnte, unter Hinweis auf die Spezialwerke, mußte für russische Leser meist viel eingehender bearbeitet werden und gestaltete sich häufig geradezu zu einer Monographie. Damit hing die Anzahl der Mitarbeiter, von denen im ersten Bande 48 angegeben sind, immer mehr und erlangte auf der Seite im letzten Bande die ansehnliche Höhe von 746 Personen. Ebenso vergrößerte sich die Bändezahl von anfangs 18, dann 32, auf zuletzt 41, und die Zeit des Erscheinens hing von 6 auf 15 Jahre.

In der Gestalt, wie das Encyclopädische Wörterbuch jetzt vollendet vorliegt, ist es also keine Übersetzung, sondern ein wirkliches Originalwerk, verfaßt von den ersten literarischen und gelehrten Kräften Rußlands. Hauptredakteur des ganzen Unternehmens war anfangs Professor J. E. Andrejewski (gestorben im Mai 1891), an dessen Stelle traten A. K. Arsenjew für die humanistischen Wissenschaften und Professor J. F. Petruschewski für die naturwissenschaftlichen. Auch der letztere erlebte das Ende des Werkes nicht, indem er im Februar 1904 starb. Mit dem Eintritt der letzten beiden Hauptredakteure vollzog sich der endgültige Übergang zu einer selbständigen Bearbeitung des Werkes. Sie umgaben sich mit einem Stabe von Hauptredakteuren: der Akademiker J. J. Janibul (für politische Ökonomie und Finanzen), Professor A. J. Karzejew (für Geschichte), Akademiker A. C. Kowalewskij und Professor W. I. Schewjatonow (für die biologischen Wissenschaften), Professor T. J. Mendeljew (für Chemie, Technologie, Gewerbe- und Fabrikwesen), G. L. Rablaw, später Wladimir S. Solowjew (für Philosophie), Professor N. F. Solowjew (für Musik), A. J. Somow (für schöne Künste), A. B. Semjonow (für Landwirtschaft), S. M. Wengelow (für Literaturgeschichte), Professor A. J. Bojeflow (für Geographie). Außerdem wurden noch für jedes wichtigere Spezialgebiet und oft für einzelne Spezialartikel Sachleute herbeigezogen, wodurch die Gesamtheit der Mitarbeiter zu groß geworden ist.

Was bietet nun aber das Werk? Vor allem sehr eingehende und zuverlässige Abhandlungen über alles Russische und auf Ausland Bezüglihe. Insbesondere haben alle Gouvernements und Gebiete, alle Kreise und Bezirke, alle Städte

und Ortschaften, bis herab zu 3000 Einwohnern oder die samt ihrem wie bemerkenswert sind, natürlich auch die Bezirke, Flüsse und Seen, die Völler Rußlands u. a. je besondere Artikel erhalten; ebenso alle wichtigeren Vorgänge und Personen in der russischen Geschichte, Literatur, Kunst, Wissenschaft usw. Ein Gesamtbild des russischen Reichs (in Europa und Asien) gibt der Artikel „Rossija“ (Rußland). Er ist selbst eine Art Encyclopädie des Landes, die fast 900 Seiten mit zahlreichen Tabellen, Tafeln und Karten umfaßt, sowie mit einem eigenen Register versehen ist. Ziemlich große Artikel, oder sogar vier gleich lang, ist auch das Sonderabdruck erschienen unter dem Titel „Rußland in der Gegenwart und in der Vergangenheit“. Hauptfächer: Geographie — Statistik — Staatsverfassung — Finanzen — Landwirtschaft — Industrie — Bildungseinrichtungen — Geschichte — Russisches Recht — Russische Literatur — Kunst — Wissenschaft“ (St. Petersburg 1900). Sehr beachtenswert sind ferner die Artikel über die Slawen, über die an Rußland angrenzenden Länder in Asien, auch die über die griechisch-orthodoxe Kirche und vieles Orientalische. Es sind dies keine Kompilationen, sondern meist Originalarbeiten der besten Sachkenner.

Bei allgemein wissenschaftlichen Gegenständen kann der Unterschied zwischen einer russischen und einer anderssprachigen Encyclopädie nicht groß sein, aber er ist doch auch hier vorhanden, weil die russischen Verleger stets auch ihre heimatische Forderung berücksichtigen und die über den Gegenstand vorhandene russische Literatur anführen, was beides den Ausländern meist nicht zugänglich ist. Besonders gründlich, fast zu ausführlich für eine allgemeine Encyclopädie, sind die Chemie, Technologie, Gewerbe- und Fabrikwesen behandelt unter der Leitung des berühmten Entdeckers des „Periodischen Systems der chemischen Elemente“, Professor D. J. Mendeljew. Ein aktuelles Interesse haben im letzten Bande die Artikel Japan (geographisch und geschichtlich, mit japanischer Sprache, Literatur, Kunst, Musik), Japanisch-Chinesischer Krieg und Japanisch-Russischer Krieg. Nach einer Angabe der Verlagsabteilung enthält das Werk 40 000 Seiten Text, 4000 Textbilder, 110 000 Artikel, 1000 Tafeln und Karten. Unter den Abbildungen, Tafeln und Karten ist viel für die russische Ausgabe extra angefertigt worden. Wenigstens überrascht die am Schluß des Werkes beigegebene Zusammenstellung von Porträts der Hauptredakteure, Hauptredakteure, vieler Mitarbeiter und einiger anderer bei der Herausgabe des Werkes beteiligter Personen, zusammen 285 Porträts. Es ist dies eine interessante Galerie intelligenter russischer Personen, darunter auch einige Frauen.

Gegenwärtig wird zu dem Werke die Herausgabe eines Supplementes vorbereitet. Es wird ebenfalls mit Textbildern, Chromolithographien, Tafeln und Karten versehen sein und in 2 Bänden oder 4 Halbbänden erscheinen. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Firma Brockhaus & Efron auch ein russisches „Kleines Encyclopädisches Wörterbuch“ (3 Bände, St. Petersburg 1899—1902) herausgegeben hat, das außer dem alphabetischen Teil noch 29 besondere Beilagen enthält, welche Übersichten der Hauptwissenschaften, Lehrbücher (z. B. der deutschen, der französischen Sprache) und Wörterbücher geben. Das Ganze enthält gegen 3000 Seiten Text, 337 Abbildungen und 49 Tafeln und Karten. P.

### Bücherbesprechungen.

— Volkstümliche geschichtliche Vorträge von Hans Blum. Berlin, Verlag von Gebriüder Paetel. Preis 6 K.  
— Hans Blum, der Sohn des aus der Revolutionszeit be-

kannten in Wien erschienenen Adelt Blum, hat in dem vorliegenden Bande eine Reihe von Vorträgen veröffentlicht, die er in verschiedenen Orten Badens und der Schweiz gehalten hat. Die Zuhörer haben dabei nicht selten ganz vorwiegend aus Land-

\*) Encyclopädisches Wörterbuch. Herausgeber: J. A. Brockhaus-Verlag und J. A. Efron-St. Petersburg. (In russischer Sprache. St. Petersburg, Buchdruckerei Brockhaus-Efron.) Gr. 8°. 41 Bände oder 82 Halbbände mit Abbildungen im Text, Tafeln und Karten.

teuten oder Frauen oder Schülen und Schäterinnen befanben. Der Berfafter ermahnt biefen Umftand, weil er mit befonderem Nachbruck betont, daß bie Beiträge burdhaus vollftänbig und gemüherfänbig gehalten find. Damit ift fchon ber Zweck ber Berfammlungen gekennzeichnet, und biefen Zweck zu erfüllen, find bie Beiträge nur geeignet. Inbaltlich beziehen fie fich zumieft auf bie deutfe Gefchichte des neunzehnten Jahrhunderts; bie Thematika lauten: „Das perfönliche und politifche Verhältniß Kaiſer Wilhelms I. zu Bismarck (1848—1886)“, „Feldmarſchall Moltke als Krieg und Charakter (1800—1891)“, „Die Schlacht von Waterloo-Belle-Alliance“, „Die Schlacht von Sedan“, „Badens Anteil am deutſchen Aufſtand 1870/71“, „Die Babiſche Revolution“ und zwar 1) „Baden bis 1848. Das deutſche Borporlament. Der Fieberputz 1848“, 2) „Der Sturmputz im September 1848. Die große babilifche Revolution 1849“. Weiter zurück greifen „Die Freiheitskämpfe gegen Karl den Kühnen (1474—1477)“ und zwar 1) „Die Kämpfe von 1474 an bis zur Schlacht bei Grandfon“, 2) „Die Schlacht von Murten und die Schlacht von Marano“; die „Juniabriefe (1769—1772) und ihr Berfafter“, „Der Zug Sumorods durch die Schweiz“. Die Beiträge zeigen eine gut nationale Gefinnung. Natürlich können wir auf Einzelheiten nicht eingehen; anführen wollen wir nur eine Stelle, in der fich Blum über die Haltung feines Vaters zu den republifanifchen Plänen Struves und Herder äußert (S. 219), weil das in Sachſen beſonders intereffant wäre. Die Mitglieder des Borporlaments verſammelten ſich am 29. März zu einem zwanjigen Begrüßungabend und waren höchſt erſtaunt, hierbei von Struve und Herder förmliche Reden zu hören: man müffe dem deutſchen Volke die Republik geben. „Auch mein Vater Robert Blum, der biefen Ergriffen mit unwilligem Erſtaunen zuhörte, war immerhin der Überzeugung, daß die Republik die ideale Staatsform ſei. Aber niemals dachte er daran, ſie anders als auf geiſtlichem Wege, nie ohne die Zustimmung der großen Mehrheit des deutſchen Volkes zu erreichen. Als kurz vor ſeiner Abreiſe von Leipzig nach Frankfurt eine Abordnung aus dem ſächſiſchen Vogtland bei ihm in Leipzig erſchien war und ihm angeblich im Namen einer Volkverſammlung von mindeſtens viertaufend Bürgern“ befohlen hatte: »Binnen längſtens vierzehn Tagen die Republik von Frankfurt mitzubringen... da hatte er an alle einzelnen Glieder der Abordnung die verblüffende Frage gerichtet: »Ob die Herren an allen Orten, von denen ſie herkommen, ſchon Feuerſpigen hätten?« Und als dieſe Frage allerorts verneint wurde, da hatte er das ſächſiſche Wort geſprochen: »Sagen Sie Ihren Auftraggebern: ehe nicht jedes deutſche Dorf ſeine eigene Feuerſpige habe, könne ich ihnen die deutſche Republik nicht beſorgen.« Und nun noch Struves beſtigen Reden im »Weidenbüſch« am 29. März erhob ſich Robert Blum, der unbeſtittene Führer der radikalen Linken, der geſeierter Volksmann und bedeutendſte Redner jener Tage, und ſprach unter lauterſtiller Stille des dichtgefüllten Saales und ungeheurer Bewilligung nur die fünf abmeiſelnden Worte: »Eine Republik könnte Deutſchland ſchon werden, — aber uns fehlen die Republikaner.« Herder und Struve hatten in der Verſammlung von 500 Mitgliedern nur 18 Gefinnungsgenoffen, verließen aber trotzdem die Mehrheit zu „terroriſtischen“. Es gelang das nicht, und Robert Blum brüſtete über ihre Niederlage in einem Briefe an ſeine Gattin (S. 224): „Struve und Herder find wahre Diebſtahl, rennen durch die Hand wie geflohenen Oſen und haben und den Sieg fuchbar ſchwer gemacht. Aber wir haben gefiegt in allem.“ Für alle Zeiten bleibt dieſer Bericht charakteriſtiſch, denn der Radikalismus aller Schattierungen verband — man kann wohl ſagen — alle ſeine Erfolge dem „Terroriſtischen“; dieſer Methode gilt es alſo entgegenzutreten. Doch das nebenbei: wir wiederholen, daß die Beiträge wohl geeignet ſind, die von dem Verfaſſer erſtrebten Zwecke zu erreichen.

A. Bs.

— Landſchaftsbilder aus dem Königreich Sachſen. Herausgegeben von Dr. G. Schön, Seminaroberlehrer, Dresden. 9 Abteilungen mit zahlreichen Abbildungen und je einer topographiſchen und orographiſchen Karte. Jede Abteilung iſt einzeln käuflich. Subſkriptionspreis der einzelnen Teile brosch. ca. 1,50 M. Im Originalband gebd. ca. 2 M. Einzelpreis ca. 25 S. höher. Weißen, Verlag von J. B. Schimpert. — Neben dem Intereſſe, daß man der geographiſchen Erkenntnis im Auslande ſchenkt, nimmt das Intereſſe an der Erforschung der engern Heimat immer mehr zu. Das bezeugt nicht allein die Gründung von Landes- und Stadtmuſeen in den verſchiedenen Teilen des

Deutſchen Reiches, ſondern auch die Gründung von Vereinen zur Pflege der deutſchen Volkstume. Auch im Königreich Sachſen haben die vollſtändigen Beherrungen ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen. Aber einem lebhaft gehobenen Bewußtſe war bisher noch nicht Rechnung getragen worden, nämlich der Erkenntnis des engern Vaterlandes durch trefflich geſchriebene, allgemein verſtändliche, dabei auf wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhende Heimatländchen entgegenzukommen. Sachſen geht nun darin wieder allen andern deutſchen Staaten nachträglich voraus. Denn loſen beginnt ein Wert zu erſcheinen, das nicht allein dem Lehrer eine neue reiche Artung zur Belehrung des heimatlichen Unterrichts ſein wird, ſondern das vor allem ein ſchätzbare Familienbuch werden wird. Das ganze Unternehmen, das auf Anregung des verdienſtlichen Oberſten des ſächſiſchen Seminarweſens, des Hrn. Geheimen Schulrats K. Brüllig, entſtanden iſt, liegt in den Händen des auf geographiſchem Gebiete rühmlichſt bekannten Seminaroberlehrers Dr. Emil Schöne. Ihm zur Seite ſteht ein Stadtrichter Mitarbeiter, alle Schüler Kogel, der ſelber ſo früh verſtorbenen, geiſtvollen Profefſors der Geographie an der Leipziger Univerſität. Glücklich iſt die Einteilung des gelungenen Stoffes nach Landſchaften. Die richtige Erkenntnis des Landſchaftsbegriffs wurde für die Bearbeitung maßgebend; denn die Landſchaft iſt ein geographiſches Individuum. Bei ihm iſt neben den phüſiſchen Faktoren, die an der Umgeſtaltung der Erde arbeiten, hauptſächlich die menſchliche Kulturarbeit ein weſentliches Moment, das die Veräußerung und die Fortentwicklung der Landſchaft mit bedingt. In Sachſen treten neun verſchiedene Landſchaften deutſch hervor: das Vogtland, das Erzgebirge, das Zwickau-Gemüſer Kohlengebiet, das Mittelgebirge, die Leipziger Tieflandbucht, das Elſäſſer Hügelland und Tieflandgebiet, die Elbtal-Landſchaft, die Sächſiſche Schweiz und die Lauſitz. Wüder ſind erſchienen „Die Elbtal-Landſchaft unterhalb Pirna“ von Dr. G. Schöne, „Die Sächſiſche Schweiz“ von Dr. J. Süßler, „Das Vogtland“ von Dr. K. Simon. Trod dem, daß jedes Landſchaftsbild ſeinen beſonderen Bearbeiter hat, ſo wird doch eine gewiſſe Gleichmäßigkeit erzielt, da jeder Darſtellung das gleiche Programm der Ausführung zugrunde liegt. Aber innerlich dieſes Gerüſtes ſind jedem Bearbeiter die größten Freiheiten eſſen, ſo daß dieſenigen Momente, die in dem betreffenden Landſchaftsbild hervorragend charakteriſtiſch ſind, auch beſonders hervorgehoben werden können. Der erſte Hauptteil der Monographien befaßt ſich mit dem Boden, ſeiner Oberflächengestaltung und geologiſchen Entwicklung, und mit den Grundjungen des Klimas und der Bevölkerung, der zweite Hauptteil mit dem Menſchen und ſeiner Arbeit auf dem heimatlichen Boden. Die Bevölkerungsgelchichte wird vorgelegt, innerlich dieſer auch der Volkſcharakter und die wiſſenſchaftlichen und ſozialen Umgebungen. Den wiſſenſchaftlichen Verhältniſſen gelten die Abſchnitte über Produktion, Induſtrie und Handel. Ein dritter Hauptabſchnitt führt nochmals das Charakteriſtiſche der beſonderen Landſchaft vor und hebt einzelne Landſchaftliche Sonderzüge noch beſonders hervor. Jeder Monographie ſind eine topographiſche Karte 1:250 000 und ein Abſchnitt aus der angezeichneten hydrographiſchen Karte des Königreichs Sachſen 1:250 000, die vom Königl. Finanzministerium herausgegeben worden ſind, beigegeben. Die patend gezeichneten Abbildungen werden durch ſehr gut reproduzierte Photographien, die teilsweiſe von den Verfaſſern ſelber aufgenommen wurden, unterſtützt. Dieſe Abbildungen wollen aber nicht bloß zur Unterhaltung beitragen, ſondern vor allem in die Eigenformen der beſonderen Landſchaften belehren einführen. Sie geben mit Jeneis bann, daß ſich die Verfaſſer die Kenntnis des Heimatbodens erworben haben, was dem Werke eben einen ganz beſonderen Wert und Reiz verleiht. Die ganze Ausſtattung des Werkes nach Bilderdruck, Druck, Papier und geſchmackvollem Einband gereicht dem Werke zu aller Ehre. Dem Unternehmen kann ſelbſt die ſchärfſte Kritik nur beſtätigt Glück wüſchen.

Fe.

— Das ſächſiſche Volkſchulweſen. Eine zuſammenfaſſende Darſtellung der ſächſiſchen Schulverhältniſſe von Otto Häſſle. Preis 50 S. Leipzig, Verlag der Leipziger Buchdruckerei Wittgenſchuldſchlag. gr. 8. 48 S. — Der Verfaſſer kommt zu dem Ergebniſſe, „daß aus dem vierzigjährigen ſächſiſchen Volkſchulweſen kein Maßſtab für Sachſen bildet“. In dieſem Ergebniſſe iſt zum großen Teile keine mancherlei Quellenkenntnis und nennigenſe Beſtandſchaft mit der neuen Entwicklung ſchuld. Als Beſpiel für die erſtere greife ich einzelne Punkte aus dem erſten Abſchnitt „Geſchichtliches“ heraus. Hier

wird S. 3 die Nikolaifchule nicht erwähnt, die eine Gründung des Leipziger Rates war. Ihre unteren Klassen hatten die Aufgaben zu erfüllen, die jetzt der Volksschule zukommt. Als Cursen seien die Fortschungen von Wullmann genannt. In Dresden war der Rat betriebl., bezüglich der Kreuzschule sein Patronatsrecht gegenüber dem Bischofe von Meißen geltend zu machen. Verweisen sei auf die Arbeiten von Welser, J. B. im Reuen Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde Band 14. Auch in Dresden dienten die unteren Klassen der Kreuzschule der Volksschulbildung mit. Einleitend ist S. 3 die Auffassung bezüglich der Gewalt der Kirche. Gerade Kurfürst August, dessen Tätigkeit für die Volksschule Verfasser anerkennend hervorhebt, machte klar den landesherrlichen Einfluß, wie gegenüber der Kirche, so gegenüber der Schule, namentlich auch der Volksschule, geltend. Hier hat Verfasser nicht die Instruktionen erwähnt, die für die Visitatoren erlassen wurden, so die Visitations-Kritik von 1555 an; namentlich aber wurden die Visitationen selbst mit ihrer schlichten Betonung des Volksschulwesens von Wichtigkeit für dieselben. Nicht richtig ist, wenn Verfasser annimmt, daß sich die Befehle unter Kurfürst August zum erstenmal mit der Volksschule beschäftigt habe. Verweisen sei J. B. auf die Instruktionen für die Mädchenschule, J. B. die vom Jahre 1533 bei Gelegenheit der zweiten Visitation. Schuldirektor Dr. Jech hat sie in der Bibliothekischen Zeitschrift der Leipziger Zeitung 1904, Nr. 13, S. 49—51 abgedruckt und besprochen. Zu S. 5 sei erwähnt, daß Dr. Schulze nicht Dresdener Superintendent — das war damals Seltenheit —, sondern Geheimrat im neugegründeten Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts war. Als solcher hat er die epochemachende Schritt geführten als Vorbereitung für die Vorläge des Volksschulgesetzes von 1835, das auf ihn zurückgeht. Er hatte die Zustände als Mitglied der Bauprop Konfiskationsbehörde nicht nur kennen gelernt, sondern hatte in Jitau, Odenau und Baugen sachkundig und tatkräftig für Lösung des Volksschulwesens gewirkt. Auch der Porzhalle wandte er sein Interesse zu. Genannt sei außer vielen Probenella bei Baugen. Als Beispiel für die ungenügende Berücksichtigung der modernen Verhältnisse sei Abschnitt 8 über die Fortbildungsschule erwähnt. Der Forderung, daß im Verlaufe unserer Fortbildungsschulen der Geselbstunde und der Volkswirtschaftslehre ein Platz eingeräumt werde, ist bereits nachgekommen worden. Verweisen sei J. B. auf Gerner, Die Fortbildungs- und Fortbildungsschulen in den größeren Orten Deutschlands. Leipzig 1904. S. B. S. 103 bezüglich der chemischen Verhältnisse. Außerdem seien die Veschüler für Fortbildungsschulen, wie methodisch genannt gerade dieses schwierige Gebiet den Schülern vermittelt wird. In dem von den Leipziger Fortbildungsschuldirektoren und -lehrern herausgegebenen Lehrbuche A. Allgemeiner Teil, Leipzig 1901, weiß der 4. Abschnitt des sachlich geordneten Inhaltsverzeichnis nicht weniger als 25 der Geselbstunde und Volkswirtschaftslehre gewidmete Stücke auf. Bezüglich der ländlichen Schulen sei auf das Lehrbuch für landwirtschaftliche Fortbildungsschulen im Königreich Sachsen von Raiser und Rogig verwiesen. Der und zur Verfügung stehende Raum zwingt uns, abzubrechen. Auch wir sind der Meinung des Verfassers, daß „die sächsischen Genossen“... der Volksschulfrage immer mehr Bedeutung werden schenken müssen“.

— Karl Kraepelin, Naturstudien im Garten. Blaubeuren am Sonntag Nachmittags. Ein Buch für die Jugend. Mit Zeichnungen von D. Schmidtrajheim. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1905. Geb. 3,60 M. — Des Verfassers prächtige Naturstudien im Gause sind früher bereits an dieser Stelle gemühd worden. Die im Garten verbundene vollauf daselbe Lob. Die Methode des vortrefflichen Naturforschers und Pädagogen ist die gleiche, der Dialog zwischen einem Lehrer der Naturwissenschaften und seinen drei Knaben. Von den einfachen Erscheinungen, die einen aufgewachten Jungen zu Neugier und Nachdenken anregen können, ausgehend, knüpft der Verf. in klarer Weise Erweiterungen an, die ebenso das positive Wissen fördern, als sie das Verständnis vertiefen und die Phantasie in richtige Bahnen leiten, so zwar, daß aus jeder scheinbar zufälligen Anregung ein abgerundetes Ganzes wird. Ein besonderer Vorteil erwächst daraus, daß die theoretischen Erörterungen fortwährend mit praktischen Beschäftigungen sich verbinden, durch welche Verstand und Gemüt für längere Zeit auf denselben Gegenstand konzentriert bleiben, so daß die Visionen über flüchtige Einbrüche weit hinausreichen, vielmehr von selbst immer wiederkehren und sich einprägen.

Das wird jedesmal sich einstellen, sobald der vorfichtig neugierige Blick wieder auf das Vogelneft fällt, der seine Spalten im eigenen Beete wieder Regenwürmer herausgräbt u. dergl. Ein gut Teil Vogelbiologie bis zu den jährlichen Wanderungen und ihren Ursachen, die Bedeutung der Regenwürmer für die Fruchtbarmachung des Bodens kommen von selbst wieder vor die Seele. Wer aber meint, daß ohne den Besitz eines Gartens für ihn und seine Kinder die Methode unfruchtbar bleiben müsse, der nehme selber das Buch zur Hand, und er wird finden, wie sich an jeden verwandten Naturgegenstand, meinetwegen an eine Zimmerpflanze, ein ähnlicher Reichtum von Belehrung und Interesse anknüpfen läßt. Ein solches Buch wird eben alt und jung fast die gleiche Freude machen, vorausgesetzt, daß wir Ältern der Natur noch mit der gleichen Rauezeit gegenüberstehen wie in unseren Kinderjahren. Ein lobendes Wort verdienen auch die allerliebsten Illustrationen, die sich dem Ganzen in geistiger Freiheit einliefern, selbst wieder freundlich und zu neuen Gedanken anregend. Die Bieleitigkeit des Buches, die sich auf alle wichtigen botanischen und zoologischen Themata erstreckt, mag nur nebenbei erwähnt werden.

H. S.

— Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Römische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Volksschulbuch. Berlin bei Georg Bondi. Preis broschiert 2,50 M., gebunden 3,50 M. — Wenn man die Überschriften der 17 Kapitel des vorliegenden Buches liest, braucht man eine Erklärung, wie der Verfasser dieselben unter dem allgemeinen Titel zusammenfassen konnte. Er gibt diese Erläuterung selbst im Vorwort in folgenden Sätzen: „Einen unermesslichen Wust Staub hat die Naturforschung unserer Tage aufgewirft. Mir scheint es eine erste Aufgabe, keine Unklarheit geistlich hinüberzuwerfen, damit dieser graue Natur-Staub wenigstens auf Momente zu dem auferlebe, was er doch in seiner Verflechtung tatsächlich ist und bleibt: Sonnenstaub. Was für Stäubchen gerade vorüberfliegen, darauf kommt es mir weniger an. Wenn der Unkluge sie nur faßt und vergoldet. Er ist die Einheit dieses Buches, — nicht die Staubteilchen selbst.“ Raunterunter konnte die Reihe von „Sonnenstäubchen“ wohl kaum ausfallen, als die ist, welche Bölsche mit seinem Wissen und seiner Phantasie beleuchtet, spricht er doch, um bloß einige Kapitelüberschriften zu zitieren, vom „Rästel in der Milchstraße“, dem „Kampf um die Haut des Riesenaltars“, der „Weltgeschichte des Nipferbes“, dem „Leben im Weltraum“, dem „Krebs, der vom Himmel fällt“. Voll gläubender Begeisterung für die Natur entrollt Verfasser als überzeugter Anhänger Darwins in glänzender, mitunter fast etwas überschmängeliger Stile ein farbenprächtiges Bild nach dem anderen vor dem Leser. Leben, Entwicklung, Fortschritt ist ihm alles. Vom einzelnen Urtier führt ihn eine lädenlose Reihe bis hinauf zum Menschen, ja er schlägt eine Brücke hinüber von der Erde zu anderen Weltkörpern, deren Bewohner dieselbst schon weiter vorgeschritten sind in der Entwicklung als wir und sich vielleicht an uns unbegreifliche Lebensverhältnisse angepasst haben. Sicher wird bei weitem nicht jeder Leser geneigt sein, an allen Stellen der dichterischen Phantasie Bölsches teilzunehmen, aber ebensowenig kann sich jemand abgestoßen fühlen, durch die Fragen, die ihm gestellt, die Konsequenzen, die aus den naturwissenschaftlichen Theorien gezogen werden. Bei der Verschiedenartigkeit der Themen ist es natürlich, daß nicht alle gleich gut behandelt worden sind, am besten wird Bölsche mit Kapitel aus der Zoologie fertig, die tektonische Geologie dagegen sollte er lieber ganz von seinem Programm streichen. Mir genügt es, wenn die Art zu begreifen, in der der Verfasser seine Aufgaben historisch löst. Wie die Wandlungen, welche auf Grund der fortschreitenden Erkenntnis, der verbesserten Methodik die Lösung eines Problems allmählich, gemessenmaßen mit Naturnotwendigkeit, durchläuft, werden getreu geschildert. Der Forscher erkennt hierbei als Kind seiner Zeit, der Schritt, um den er seine Wissenschaft weiter bringt, begrenzt durch die Anschauungen, welche seine Zeit beherrschen. Bölsche verhilft so seinen Lesern zu einer gerechten Würdigung der Wissenschaft vergangener Zeiten, zu der mancher von uns glücklichen Erben nicht gelangt. Sider verdienen die „Sonnen und Sonnenstäubchen“ einen großen Kreis bewunderer Freunde, die aus dem äußerlichen, mitunter etwas zu phantastischen Blendwerk einen goldenen Kern herauszufinden wissen und — um mit Bölsche zu reden — „das Keimen und Keimwerden einer Wahrheit, einer Erkenntnis im Menschengeiste“ zu erleben gewillt sind. Et.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Hoffert in Leipzig.

Ersteinst

Donnerstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Perausgeber, die Königlich  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis

beizuhaltung: 1. M. 25. A.  
bei ununterbrochener Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M. 61. A., für  
außerhalb 1. M. 64. A.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5. A.

Nr. 34.

Dienstag, den 21. März, abends.

1905.

## Jahresbericht der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1905. Auf die für das Jahr 1904 gestellte Aufgabe der mathematisch-wissenschaftlichen Sektion über die Vorgänge bei der chemischen Differenzierung der Gesteinsmagmen ist eine Arbeit eingereicht worden. Da dieselbe sich indessen nicht sowohl an das vorliegende Thema hält, sondern physikalisch-chemische Studien und Experimente bringt, wolle sich auf einem mit der Aufgabe nur in ganz loyalem Zusammenhang stehenden Gebiete bewegen, da sie ferner überhaupt eine genauere Bekanntschaf mit den zu erklärenden geologischen Erscheinungen vermischen läßt, so entspreche dieselbe nach dem Urtheile der Gesellschaft nicht den gestellten Anforderungen und ein Preis konnte ihr nicht zuerkannt werden. Da eine Adresse für Zurücksendung des Manuscripts nicht angegeben ist, so wolle der Verfasser dieselbe unter Annahmestempel des Postos von dem Sekretär der Gesellschaft, für 1904 - 5 Hr. Geh. Hofrat Prof. Dr. M. Schreiber, zurückverlangen. Die Preisstrafe der historisch-nationalökonomischen Sektion für 1904 hat keinen Bewerber gefunden. Dagegen hat die bereits im Jahresbericht für 1903 erwähnte kulturgeschichtliche Aufgabe jetzt eine erwünschte Lösung erhalten. Die Gesellschaft hatte ursprünglich eine Darstellung der Kulturgeschichtsschreibung von Herder bis auf Freytag, Niehl und Burdhardt einschließlich gemünscht. Eine darauf einlaufende umfangreiche Arbeit behandelt, nach wiederholter Fräherklärung, zwar nicht das gefestete Thema, ganz bis zu seinem Schluß, greift aber dafür über Herder hinaus so eingehend und weit rückwärts, daß die Gesellschaft, zumal bei der ausführlichen Behandlung der dargestellten Teile, demnach geglaubt hat, dem Verfasser den Preis erteilen zu können.

Nach einigen, ebernen, großen Gelesen müssen wir alle uneres Lesens Kreis woblenden" ergab als Verfasser: Hr. Lic. Dr. Ernst Schaumfeld, Oberlehrer in Ludwigslust (Viedenburg). Bemerkenswert ist, daß die Gesellschaft den Reith des Themas - Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von dem Einwirken der Romantik bis auf den Ausgang von Freytag, Niehl und Burdhardt - für das Jahr 1907 wiederum als Preisaufgabe gestellt hat (siehe weiter unten). Für die künftig zu lösenden Abhandlungen hat die Gesellschaft den Preis von 1000 auf 1500 M. zu erhöhen beschlossen. - Für die Jahre 1905-1908 sind von der Gesellschaft die folgenden Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Sektion. 1. Für das Jahr 1905. Während der Staatsabshalt von Athen schon in Vöchts bestanimm Werte eine noch heute maßgebende Behandlung gefunden hat, fehlt es bisher für die Finanzen der übrigen griechischen Staaten an einer umfassen und eingehenden Darlegung, die nicht bloß das einzelnen Staaten Eigentümliche, sondern namentlich auch das ihnen Gemeinlame zur Anschauung bringt, soweit dies mit dem zur Verfügung stehenden Material überhaupt erreichbar ist. Zur Ausfüllung dieser Lücke wünscht die Gesellschaft eine Darstellung des griechischen Finanzwesens, die auf die literarischen und besonders die inhrstiftlichen Quellen zu gründen und wenigstens bis auf die Zeit der römischen Herrschaft herabzuführen ist. Preis 1500 M. - 2. Für das Jahr 1906. Je mehr sich herausstellt, daß die für den „Sprachakt des Deutschen Reiches" gemähte Methode der indirekten Aufnahme ausgemittelter Diastelerzeichnungen nicht imstande ist, ein zur Grundlage für die Erörterung allgemeiner Probleme der Mundartenforschung geeignetes Material zu liefern, um so dringender macht sich das Bedürfnis zur Beschaffung von Korrektivmitteln durch sorgsame Vertiefung in die Spezialgebiete sowie von wohlkontrollierten Einzelgebieten geltend. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend wünscht die Gesellschaft eine zumal das Methodische betonende und insbesondere die, sei es

geschichtliche, sei es räumliche Bedingtheit des Verlaufes der einzelnen Erscheinungsgrenzen ins Auge fassende Erörterung der Frage nach Dialektbildung und Dialektbegrenzung auf Grund direkter persönlicher Aufnahme eines beliebigen deutschen Dialektgebiets, das umfangreich und in sich mannigfaltig genug ist, um auch der Beleuchtung der allgemeineren Probleme dienen zu können. Preis 1500 M. - 3. Für das Jahr 1907. Die Gesellschaft wünscht eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von dem Einwirken der Romantik bis auf den Ausgang von Freytag, Niehl und Burdhardt. Für das Jahr 1902 hatte die Gesellschaft eine Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von Herder bis auf Freytag, Niehl und Burdhardt einschließlich vorgeschlagen. Da von dieser Aufgabe eine Bearbeitung der ersten Hälfte, nämlich eine Darstellung bis herab zur Romantik, inzwischen mit einem Preise gekrönt worden ist (s. oben), so wird hiermit das Preisausgehen für die zweite Hälfte unter dem oben gegebenen Titel erneuert. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß diese zweite Hälfte selbständig gedacht ist: so daß der Wettbewerb um die Lösung auch für solche völlig unbekannt ist, die an der bisherigen Bearbeitung um das Ganze nicht teilgenommen haben. Für Jede wird gewünscht, daß vor allem der innere Gang der Entwicklung dargestellt werde. Dazu sind die jeweils in den Vordergrund tretenden Ziele klar zu beleuchten und besondere Sorgfalt auf die Darstellung der für die Erreichung dieser Ziele in Dienst gestellten Methoden zu verwenden. Ferner ist es die Aufgabe, den Zusammenhang der Ziele und Methoden mit der allgemeinen geistigen Entwicklung, insbesondere der Entwicklung der Biologie, der Ethik und der Soziologie, nachzuweisen. Preis 1500 M. - 4. Für das Jahr 1908. Während die tatsächlichen Voraussetzungen der heimischen Wirtschaftsentwicklung des Mittelalters und die bei aller Verschiedenheit im einzelnen fei gleichmäßig beherrschenden Ideen während des letzten Reichalters mit Eifer und Erfolg durchforstet worden sind, einbeht die nächstfolgende Zeit des patriarchalen Territorialstaates bis jetzt noch jeder nur halbwegs betrieblenden Bearbeitung. Und doch liegt das zunächst für eine solche heranzuziehende Material in den Landesverordnungen der deutschen Territorien nebst den Verhältnissen einzelner Wirtschaftszweige regeln den Spezialgesetzen (Zerforbungen, Bergordnungen usw.) großenteils gedruckt und leicht erreichbar vor. Allen Anzeichen nach gehen auch diese Ordnungen wie von gleichen tatsächlichen Voraussetzungen, so auch von einer einheitlich geschlossenen Auffassung der Aufgabe des woblenden Staates gegenüber dem wirtschaftlichen Leben aus, und es erdeint, auch öhte daß die Speziallösung auf diesem Gebiete bereits eingeleitet hätte, sehr wohl möglich, wenigstens für die größeren deutschen Territorien und die erste nachmittelalterliche Periode zu einer vergleichenden Darstellung der Wirtschaftsentwicklung und der fe beherrschenden grundlegenden Gedanken zu gelangen. Die Gesellschaft wünscht daher eine systematisch vergleichende Darstellung der Wirtschaftsentwicklung der größeren deutschen Territorien in der Zeit vom XV. Jahrhundert bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges unter besonderer Hervorhebung ihres gleichartigen wirtschaftspolitischen Dingengehaltes. Indem die Gesellschaft dem Bearbeiter die Abgrenzung des der Darstellung zugrunde zu legenden Gebietes selbst überläßt, geht sie von der Voraussetzung aus, daß bei Beschränkung der Arbeit auf ein engeres Gebiet es möglich sein dürfte, wenigstens für die Anfänge des staatlichen Eingreifens in das territoriale Wirtschaftsleben neben den gedruckten Quellen auch archivalisches Material heranzuziehen. Preis 1500 M. II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion. 1. Für das Jahr 1905. Es wird eine kritische Untersuchung

über die Ursachen, die Mesodionit und die Bedeutung der Plasmatromung in den Pflanzenzellen gewinnlich. Preis 1500 M. — 2. Für das Jahr 1906. Durch neuere Arbeiten von Hurwicz, Matter, Krause\*) u. a. hat die Theorie der Bernoullischen Zahlen und Funktionen nach verschiedenen Seiten hin eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren. Da eine Fortsetzung dieser Untersuchungen nicht bloß für die Funktionentheorie, sondern auch für die Zahlentheorie wie für die Theorie der elliptischen Funktionen von Wichtigkeit sein dürfte, so wünscht die Gesellschaft dazu die Anregung zu geben und schlägt, ohne damit die Arbeitstrichtung etwaiger Bewerber beschränken zu wollen, eine Untersuchung der den Bernoullischen Zahlen analogen Zahlen, namentlich im Gebiete der elliptischen Funktionen vor, welche die komplexe Multiplikation zulassen. Preis 1500 M. — 3. Für das Jahr 1907. Die wichtige Entdeckung der lichtelektrischen Ströme durch Edmund Becquerel ist durch neuere Untersuchungen unferem Verständnis zwar näher gerückt, aber die experimentellen Ergebnisse widersprechen sich zum Teil derart, daß selbst über die Abhängigkeit der elektromotorischen Kräfte von der Lichtstärke nicht genügend Sicheres feststeht. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die verschiedenen Farben bloßwies entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen und daß bei den von Becquerel benutzten dünnen Schichten zugleich an verschiedenen Stellen elektromotorische Kräfte auftreten können. Die Abhängigkeit dieser elektromotorischen Kräfte von der Farbe und die Bedingungen, unter denen die lichtelektrischen Ströme überhaupt möglich sind, ihr Zusammenhang mit der Photographie und mit den neuerdings von Herz, Hüllwachs und Lenard gefundenen lichtelektrischen Wirkungen bieten für experimentelle Untersuchungen ein weites Feld. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: Es sollen eingehende und einwandfreie experimentelle Untersuchungen angestellt werden, die einen wesentlichen Beitrag zur Feststellung der Gesetze der lichtelektrischen Ströme liefern. Preis 1500 M. — 4. Für das Jahr 1908. Seitdem im Jahre 1818 Deubant die Abhandlung „Recherches sur les causes qui déterminent les variations des formes cristallines d'une même substance minérale“ ver-

öffentlicht hat, sind mit Ausnahme vereinzelter spezieller Studien und der Arbeit von Heinrich Vater über den Einfluß der Lösungsgenossen auf die Kristallisation des Calciumcarbonats umfassendere experimentelle Untersuchungen über das Zustandekommen der verschiedenen Kristallgestalten oder deren Kombinationen bei einer und derselben kristallisierenden Zuhang nicht mehr angestellt oder wenigstens nicht mehr mitgeteilt worden, obgleich die künstlerische Darstellung von Kristallen nach sehr verschiedenem Methoden überhaupt erhebliche Fortschritte gemacht hat. Angesichts der Bedeutung, welche neue Forschungen auf diesem Gebiete voraussichtlich auch für das Verständnis der bei einer und derselben Mineralart hervor tretenden Gestaltungsgegenstände haben würden, stellt die Gesellschaft die Aufgabe: Es sollen unter Berücksichtigung der den Gegenstand behandelnden Literatur auf experimentellem Wege Beiträge zur Lösung der Frage geliefert werden, von welchen beeinflussenden Verhältnissen bei kristallisierenden Substanzen die Entstehung der verschiedenen einzelnen Kristallformen oder die gegenseitige Kombination derselben abhängig ist oder abhängig sein kann. Es wird gewünscht, daß dabei namentlich solche Substanzen in Betracht gezogen werden, welche eine Verallgemeinerung der gewonnenen Resultate auf die natürlichen Mineralvorformnisse zulassen würden und deren vorgenannte Erscheinungen dem Verständnis näher bringen könnten. Preis 1500 M.

Die anzuwendenden Bewerbungsbedingungen sind, wenn nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen einseitig geschrieben und paginiert, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite des Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Jede Bewerbungschrift muß auf dem Titelbrette die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einreichung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zulassung ist an den bez. Sekretär der Gesellschaft (für das Jahr 1905 Geheimrer Hofrat Professor Dr. Wilhelm Bissler, Leipzig, Lindenstraße 1) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekürten Bewerbungschriften werden Eigentum der Gesellschaft.

\*) Hurwicz, Göttinger Nachr. 1897, S. 273 und Mathem. Annalen Bd. 51, S. 196, Matter, Naturforsch. Gesellsch. Zürich 1900, S. 238, Krause, Leipziger Berichte 1902, S. 139.

### Bücherbesprechungen.

— Siehe, daß ich Gottes Kam! Kurze Betrachtungen für die Passionszeit von J. C. Bring, † Pastor an der Diakonissenanstalt in Stockholm. Autorisierte Übersetzung von F. C. Osterloh, C. Bertelsmann. 1 M. 20 s. — Der Verfasser hat in der Passionszeit 36 Anknüpfungen über die Verse Jeremia 52, 13 bis 53, 12 gehalten und dann zum Trud gebracht. Es handelt sich dabei nicht sowohl um eine genau ferlaufende Auslegung dieser Prophetenworte, als vielmehr um ihre Verwendung für die Betrachtung der Passionsgeschichte. Es versteht sich von selbst, daß dabei die Weissagung auch eine gewisse Erklärung findet, aber der Verfasser legt seinem Zwecke entsprechend auf bestimmte Eidge größeres Gewicht und erweitert ihre Gedanken durch reichlichen Hinweis auf die neutestamentliche Erfüllung. Demnach hätte die Anlage der Betrachtungen vielleicht ebenso gut den entgegengesetzten Weg einschlagen können, insofern einzelne Jüger der Passionsgeschichte wären an die Spitze gestellt worden und dabei auf die geliebte Erfüllung der Weissagung hingewiesen worden wäre. Jedenfalls haben sie die Absicht erreicht, eine Hausgemeinde zur rechten Feier des Leidens Christi vorzubereiten, und können auch dazu dienen, andere bei ähnlicher Tätigkeit zu unterstützen und zu fördern. B. K.

— Franz Dibelius, Vom heiligen Kreuz. Schlichte evangelische Preden. H. 4. 61 S. Zweite Auflage, kart. 1,50 M., geb. 2 M. Fr. Rickers Verlag Ludm. Ungelenk, Dresden. — Diese erst vor kurzer Zeit erschienenen Preden des bekannten Prediger Kanzelredners gehen bereits in zweiter Auflage aus, ein Zeichen, daß sie sich schon einen großen Kreis von Liebhabern erworben haben. Auch wir haben sie bei ihrem ersten Erscheinen mit Zustimmung und Freude begleitet und wollen aus neue auf sie hinweisen. D. K.

— Die innere Herrlichkeit des Wortes Gottes. Von J. Wilm. Güterloh, C. Bertelsmann. 50 s. — Über

dieses Thema hat der Verfasser einen Vortrag auf einer Vorkonferenz gehalten und diesen namentlich seinen Konviktbrüdern im Kandidatenstift zu Bielefeld gewidmet. Sein Bedanke ist der, daß es eine innere Herrlichkeit des Wortes Gottes gibt, die sich dem Suchenden kundgibt in einer Weise, daß bei solcher Betrachtung alle Fragen der Kritik gegenstandslos werden. So ist und bleibt beispielsweise die Beschichte Abraham's eine Gottesoffenbarung, man mag nun von ihrer Entstehung und ihrer literarischen Feststellung sagen, was man will. Diese Herrlichkeit des Wortes Gottes läßt sich erkennen in der Beschichte der Bibel, die uns aus den verschiedensten Zeitaltern immer dieselben göttlichen Grundzüge darstellt, beispielsweise, daß Gott die Menschen erzieht, ihr Eigenes aus sich selbst wegzunehmen; sie läßt sich erkennen in den Charakteren der Bibel, die, soweit sie auf Gottes Seite stehen, eine der Welt unverständliche Gerechtigkeit und Hoffnungs treubigkeit aufweisen; und sie läßt sich endlich erkennen in den Gedanken der Bibel, die ihre überweltliche Wirkung ausüben, sobald der Mensch ihnen empfänglich gegenübersteht. Diese Nachweise sind gewiß dazu geeignet, wozu sie gegeben worden sind, Zweifelnden in ihrem Kampfe Beistand zu leisten. B. K.

— Ich setze den Himmel offen. Apokalypse, Kap. 7, V. 54. Biblische Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. Von Dr. Wilhelm Riemann. 3) Das Leben der Seligen im Himmel. Zweite Abtheilung. Mit Bildnis des Verfassers. 2 M. 1) Der Blick in den offenen Himmel. 2. Auflage. 2 M. 80 s. Leipzig, W. Teichgraber Verlag's buchh. Nachr. (Georg Böhm). — Unsere Anzeige über die erste Abtheilung des dritten Teiles (Bibl. Zeit. Nr. 28) haben wir mit dem Wunsch geschlossen, es möchte dem Verfasser beschieden sein, dies sein literarisches Lebenswerk zu vollenden. Der Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden. Aber seine Witwe hat die vorhandenen Vorarbeiten zusammengestellt und so wenigstens einen Teil der

nach ausstehenden zweiten Abtheilung zustande gebracht. Er handelt von dem Lobe der Herrlichkeit als von dem Lobe der Schönheit und Freiheit und von dem Leben der Seele in ihrem verklärten Leibe. Was wir darüber lesen, ist im allgemeinen als gedrückt zu bezeichnen; aber einige Stellen beweisen doch, daß die Herausgeberin gut getan hätte, die Wiederschriften einem Sachverständigen vorzulegen, um manche Unklarheiten und manchen Widerspruch auszugleichen. Sehr dankenswerth ist die Beigabe eines kurzen Lebenslaufes des Frömmegangenen und eines Bildes von ihm; denn das Werk ist jedenfalls bedeutend genug, um das Verlangen des Lesers nach einer Bekanntschaft mit dem Gehalt und der amtlichen Stellung des Verfassers zu erwecken. Was nun den Inhalt anlangt, so ist es ein recht beachtendes Zusammenstreifen, das gerade der Punkt, auf den der zuerst gemahlte Titel mit Notwendigkeit hinweist, unerläßlich geblieben ist. Trotz der starken Hand, mit der der Verfasser in die Tiefe der Gottesgeheimnisse hineinzutreten genöthigt hat, muß er doch eine gewisse Scheu empfunden haben, an dieses Allerheiligste zu rühren, und wir müßten auch nicht, wie seine „Betrachtungen“ darüber hätten von Ratten geßen sollen, ohne manchen Leier, der auch einem gesunden Realismus huldigt, empfindlich zu verletzen. Solange es sich bloß um die Menschenteile und den Himmel handelte, konnte man sich ja manches Ungehörige gefallen lassen. Denn der Verfasser vermahnt sich in einem Abschiedsgruß an die Leser keiner schon erschienenen Bände, den er noch kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hat, ausdrücklich dagegen, seine Betrachtungen auf gleiche Linie mit den vorhandenen Vorträgen über die letzten Dinge zu stellen. Das wird auch niemand getan haben; denn dazu ist seine Schriftauslegung an manchen Stellen viel zu genau und eigenmächtig. Wir haben das, was er Selbständiges bietet, in einer früheren Anzeige als Speculationen bezeichnet, als religionsphilosophische Gedankenbilder, die man sich gern gefallen läßt, wenn sie geistreich und einigermaßen begründet sind, vorausgesetzt, daß man sie nicht als Bekanntschaft christlicher Lehre anerkennen soll. Ebenso eifrig freilich lehrte er jede Verwechslung seines Wertes mit romanhaftesten Behauptungen des Lebens im Himmel ab; was er sagt, soll alles irgendwie biblisch begründet sein, wenn auch nicht mit zwingender Notwendigkeit. Niemand sollen seine Gedanken, wie er sich ausdrückt, ein vorzügliches Maßstabsmaß der Fühlenden des christlichen Menschengeschlechtes bedeuten. Nun, über den Grad dieser Wichtigkeit läßt sich hin und wieder streiten. Aber das geben wir ohne Einschränkung zu, daß solche rein persönliche Uebersetzungen von dem Leben nach dem Tode, wenn sie bei einer so christlich-vollen Betrachtung der Heiligen Schrift sich bilden, wohl geeignet sind, Bausteine zu liefern zu einem Weiterbau der Lehre vom Leben nach dem Tode. In der That enthält das Werk viele überraschende Anwendungen von Schriftstellen, die einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit besitzen, viele, auf die vorher noch niemand verfallen war. Danach ist das Werk ohne jeden Zweifel nicht nur lebenswert, sondern auch recht bedeutungsvoll für dieses schwierige Kapitel der christlichen Lehre. Und wie viele dieser unter diesem Einbruck gelandten haben müssen, das erkennt man aus der Notwendigkeit, noch vor Vollendung des Ganzen eine zweite Auflage des ersten Theiles zu veranstalten.

B. K.

— Zu Jesu Füssen. Ausgemahlte Predigten gehalten in der evangelischen Hofkirche zu Dresden von Dr. Richard Friedrich, Hofprediger und Konfirmandat. Dresden, v. Zahn & Jaensch, — Bitten aus der Gemeinde haben den Verfasser veranlaßt, diese 14 Predigten, an die sich eine Konfirmationsrede schließt, zu einem Ganzen zusammenzufügen. Mit Zug und Redt hat er diesen Bitten nachgegeben; denn es ist ein alter Brauch, daß die Prediger, die auf die Kanzel der Hofkirche besetzen worden sind, auch einer weiteren Gemeinde von dem, was sie gepredigt haben, hin und wieder Kunde geben. Dzieltem Zweck entspricht es auch, daß vor allen solchen Heben berücksichtig worden sind, in denen der Prediger seine Gemeinde auf die Höhen der christlichen Freisterei geführt hat. Nicht der ausgemahlten Predigten sind an Fest- oder Feiertagen gehalten. Diese Predigten nun zeichnen sich zunächst durch einen Vorzug aus: sie sind durchaus zeitgemäß. Der Prediger ist sich dessen bewußt, wie er es im Vorwort ausdrückt, daß er auf seiner Kanzel die besonderen Bedürfnisse dieser seiner Personalgemeinde zu befriedigen hat; aber trotzdem will er auf ihr nicht anders bringen, als die Auslegung des betreffenden Schriftabschnitts. Der Fehler also,

der auf dieser und auf anderen Kanzeln oft begangen worden ist, eine fertig durchdachte Gedantengruppe zur Predigt mitzubringen und diese dem Texte und der Gemeinde auswendigen, ist hier überall vermieden. Denn bei der einzigen Ausnahme, bei der Predigt über Ruth 1, 15—17, die das Gebräde einer Gehobndpredigt empfängt, kann sich der Verfasser auf eine sehr alte Tradition berufen, welche Tradition sogar bei der Auswahl dieses Textes für den bestimmten Sonntag wirksam gewesen ist. Diese Ausnahme entspricht also völlig der Ermartung der Gemeinde, die beim Anhören dieses Textes so gut, wie bei dem von der Hochzeit zu Kana, eine Predigt über die Ehe voraussetzt; und unter diesen Umständen kann auch eine solche Predigt als tertiumquid betrachtet werden. Die Gedanken seines Textes nun pflegt der Prediger einfach so aneinander zu reihen, wie sie aufeinander folgen, was bei den meisten dieser Predigten ganz von selber zu einer Anzahl von drei oder auch vier Predigten führt, die dann unter eine gemeinsame Ueberschrift gestellt werden, und diese Ueberschrift, das Thema, ist dann meist ein ganz allgemeiner Gedanke oder Begriff. Dieser Art der Entschlung entspricht es, wenn aus der Predigt über die Seligverheißungen der Bergpredigt mit Notwendigkeit eine Familie entsteht oder, wie man auch sagen könnte, wenn sie ein Thema mit acht Teilen empfängt. Nicht so einfach, wie die Disposition, verläuft die Auslegung und Anwendung der Textgedanten. Hier geht der Prediger nicht bloß auf das Allgemeinen hinaus, sondern auch auf die besonderen Verhältnisse der Gegenwart mit ihren Mängeln und Irrtümern ein und auf die Zustände, die sich ihm in seiner Gemeinde darstellen. Und das geschieht mit großem Ernst in der Selbstdenkung der hohen sittlichen Forderungen des Christentums. Was die Glaubenslehre anlangt, so steht der Verfasser auf dem Standpunkt der Schriftgläubigkeit, ohne sich jedoch in hitrige Fragen einzulassen. Die besonders für unser engeres Vaterland bemerkenswerte Erscheinung dieser Predigtsammlung sei der Beachtung der Geistlichen und der Freunde der Predigtliteratur dringend empfohlen. B. K.

— Das Leben Jesu in täglichen Andachten von Adolf Stöcker, Hof- und Zomprediger a. D. in Berlin. Berlin, Patrisländische Verlags- und Kunst-Anstalt. 5. u. — So hat man denn auch Stöckers Predigten zu dem angegebenen Zwecke vermerkt; denn um Auszüge aus solchen handelt es sich, nur daß dabei auch Predigten benutzt worden sind, die noch nicht gedruckt waren, und welche Betrachtungen neu entworfen sind. In den meisten Fällen ist also daselbst gesehen wie in den bekannten Andachten aus Ahlfelds Predigten: man hat, mo das anging, die Texte in Teile zerlegt und diesen Teiltexen das entsprechende Stück der Predigt als Betrachtung beigegeben, oder man hat aus einer Predigt einen zusammenfassenden Teil genommen, der eine Uebersicht über das Ganze gewährte, oder man hat endlich nur ein Stück des Textes und nur ein dazu passendes Stück der Predigt vermerkt. Die Auswahl hat Grafin Clara Bernstorff beorgt und, so viel wir sehen, verständnisvoll in jeder Beziehung. Ein passendes Gebet oder Gebetsstück dienen Stöckers Predigten zumeist auch dar; mo das nicht der Fall war, sind Gebete besonders geschrieben worden. Auf die in anderen Andachtsbüchern beigeigten Liebeserrie hat man verzichtet. Das Eigenartige des Ganzen liegt, vom Inhalt abgesehen, darin, daß das ganze Leben Jesu zur Darlegung kommen, also gewissermaßen eine biblische Geschichte aus den Evangelien mit fortlaufender Erklärung geboten werden sollte. Am reichlichsten sind, wie selbstverständlich, die Evangelien des Matthäus und Johannis verwendet, ziemlich ausgiebig auch das des Lukas, während das zweite Evangelium nur mit den wenigen ihm besonders eigentümlichen oder besonders charakteristisch erzählten Begebenheiten vertreten ist. Diese Kürzlichkeit auf die geschichtliche Auseinanderlegung des Stoffes mochte natürlich die Bestimmung der Andachten für einzelne bestimmte Tage unmöglich; und um diesen Mangel wenigstens in etwas zu erieien, sind für die wichtigsten Feiertage im Anfang besondere Andachten beigegeben, die sich bloß auf eine nicht auf evangelische Texte gründen. Was nun den Gebrauch des Buches anlangt, so sind ja Andachten genau vorhanden, damit jeder Tag des Jahres seine besondere habe; aber bei der beschriebenen Anordnung des Stoffes kann keine Rede davon sein, sie einfach der Reihe nach zu benutzen. Es würde dann der Fall eintreten, daß man in der Karwoche auf einen Jubeltag oder zu Weihnachten auf einen Bekehrts ließe, der mit Weihnachtsferne nicht zu tun hätte. Ein eiliger und in der Bibel wenig beachteter Hausvater würde

also mit diesen Andachten nicht viel anfangen können; man muß sich hüten, sich auf den Gebrauch vorzubereiten, und das nötige Bekendnis, um das Passende zu laden. Desho größeren Segen aber werden alle die von dem Tode leben, die einen ordentlichen Religionsunterricht genossen und das darin Erworbene sich bemerkt haben, auf die wemigen Minuten erlauben, die sie auf das Leben verwenden müssen. Der Inhalt endlich bedarf seines Schmuckes, da es sich um Predigten über Tod handelt, wohl des größten Meisters der vollkommnen Predigt unter den Lebenden. Freilich ist eine ganze Predigt von ihm mehr wert, als nur ein Satz; aber er hat selbst dafür gesorgt, daß die erforderliche Ab- rundung der einzelnen Sätze ihnen auf gewisse Weise den Wert eines Ganzen verschaffe. B. K.

— Das neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, überliefert und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Heinrich Wiese. Mit Paralleltellen von D. Eberhard Achte und einer Zeittafel von D. Theodor Zahn. 8. Gebd. 3 M., Lederbd. 4,50 M. Berlin, Verlag von Martin Wernke. — Es werden sich die Bibelübersetzungen besonders des Neuen Testaments sowohl die, welche im Sinne der Vollständigkeit an dem Luthererit nach Möglichkeit erhalten wie die, welche mehr in wissenschaftlichem Interesse und in großer Borttreue gegenüber dem Grundtext diese Rücksichten glauben lassen sollen zu folgen. Zu den letzteren gehört die vorliegende Wieselche Übersetzung, die mit großer Genauigkeit hergestellt und zur Vergleichung und Benutzung neben der Lutherer sehr zu empfehlen ist. Sie ist nach dem gegenwärtigen Stande der Textkritik gearbeitet und bietet in ihren Anmerkungen und den sorgfältig ausgemalten Paralleltellen sowie in der Zeittafel und dem Sach-Register schönemerte Beigaben. Die Ausstattung ist eine sehr gute, die Form eine handliche, nur der Preis einer weiten Verbreitung etwas hinderlich. D. K.

— Alltag im Kirchenjahr. Predigten an den schlichteren Sonn- und Feiertagen von Oberpfarrer Dr. Franz Köhlig in Chemnitz. Dresden, Franz Sturm & Co. Geb. 2 M. 50 S. — Wir haben oft ausgesprochen, daß wir bei der Anzeige von Predigten, die ihrerzeit der Erbauung einer Gemeinde gebietet haben, uns gern der möglichsten Zurückhaltung befleißigen und uns dabei auf die Hervorhebung unangenehmer Vorzüge beschränken, um nicht einen einmaligen Hörer durch theoretische Einwände in seiner nachwirkenden Andachtsstimmung zu verlesen. Die hier vorliegenden Predigten aber fordern selbst gebieterisch ein etwas anderes Verhalten, weil sie, wenn man wohl sagen, zu der gesamten vorhandenen Predigtliteratur sich in einen bewußten Gegensatz stellen. Von verdamnenden Ausnahmen abgesehen, sind ihrer Androhte die die hier folgenden in deutschen Predigten überhaupt nie oder nur bei zwingender Veranlassung gebraucht worden: Nebenbündel, Heimgeländchen, Bergheimische, Sandflöte, Strohgeschleibener Krug, Lwinen, Mauerblümchen (auf dem Ball), Charlatan, Gottes Parzell, Schokhblümchen und Schokhblümchen, Schwimmbüchliche Näherinnen, Alle Jungfer. Die Auswahl könnte beliebig vermehrt werden. Von einem zwingenden Anlaß, den betreffenden Ausdruck zu gebrauchen, kann aber hier nirgends die Rede sein; er ist vielmehr jedesmal statt eines minder verletzenden oder verblüffenden abschließend eingeleitet. Der Prediger kann sich nicht damit entschuldigen, daß derartige sich aus seiner etwas wildbewegten Phantasie erklären lasse, welche Totsache wir übrigens anerkennen; denn er brauchte dann nur jede Predigt einem sachverständigen Ratgeber vorzulegen, um sie davon reinigen zu lassen. Da er das nicht getan hat, so ist der Schluss berechtigt, daß er die Absicht hat, verblüffend zu wirken. Diese Absicht tritt auch bei einer großen Zahl der Predigten in der Wahl des Einleitungsgebändens hervor: Das Nebenbündel unter den Sonntagen, Dem lässlichen Bergheimischen, Vom hebräischgeliebten Krug der Samaritaner, Die Kormsflöte des Glaubens usw. Und von diesem Einleitungsgebändchen läßt sich der Prediger dann in einer Weise gefangen nehmen, daß er auch bei der Bildung des Themas und bei der ganzen Gehaltsentwicklung ihm nicht wieder los wird. In einzelnen Fällen, wo jener Gedanke, wenn auch anregend und eigenartig, so doch natürlich und schmerzhaft war, hat dieses Verfahren zu seltenern Ergebnissen geführt. So läßt sich die Predigt über das Evangelium des Trinitatisfestes, wenn man dem Prediger seine ganze Eigentümlichkeit zugestehen will, als eine vortreffliche

Predigt bezeichnen. In den meisten Fällen aber ist die Sache mehr oder minder verunglückt, nämlich weil die Anlage und Durchführung der Predigt anlangt. Die Predigt über das Evangelium des Samaritaner ist von dem hebräischgeliebten Krug der Samaritaner aus. Jeder intellektuell und ästhetisch normal veranlagte Zuhörer muß, wenn er sich die Einleitung auch sorgfältigstend hat gefallen lassen, mit nicht geringem Staunen vernommen haben, daß dieser hebräischgeliebte Krug auch das Thema der Predigt bilde, aber es muß ihn ein förmliches Entsetzen ergriffen haben, als dieser hebräischgeliebte Krug in drei Predigtstellen richtig wiederkehrte. Wir brauchen nicht noch weitere Beispiele anzuführen, die um eine Bortellung davon zu schaffen, wieviel Gleichnisse, die auf beiden Füßen hinken, wieviel mühselig herausgequälte Beziehungen, wieviel Gedankenstränge und Wortanknüpfungen sich in diesen Predigten finden. Daß diese Predigtweise vielen Leuten gefallen hat, glauben wir wohl; aber es gehört sicher auch das zu den Aufgaben des evangelischen Predigers, den geistlichen Gesmack seiner Zuhörer zu veredeln und sie in eine höhere Gedankenwelt einzuführen. Wir haben um des Bewusstseins willen und sehr wohl unter Neigung diese Wahrnehmungen auszusprechen müssen, weil das Christen die Predigten jedem ersten Theologen die Frage wozumal vorlegt, welcher Mittel sich ein evangelischer Prediger bedienen darf, um die von ihm gewünschte Wirkung auf die Zuhörer auszuüben. Es ist und ist um so schwerer gefallen, dergleichen auszusprechen, weil der Verfasser wirklich Christum predigen will und weil seine schöne Begabung ihn befähigt, gelegentlich auch in edelster Form zu sprechen und wirklich erbaulich zu predigen. B. K.

— Doerne, Fr., Pfarrer in Schönbach O. L., Jesaja, der König unter den Propheten. Jes. Kap. 1—39. In Bibelfunden aus der Berganzigkeit für die Gegenwart ausgelegt. 8°. 255 S.; geb. 4 M., geb. 5 M. Leipzig, Verlag von Friedrich Jantsch. — In aller Schlichtheit und Kürze erzählt der Verfasser den ersten Jesaja mit Hingabe der historischen Kapitel. Wir glauben, daß er seinen Standpunkt richtig wählt, wenn er die Erklärung nach den Zeiterhältnissen des Propheten nicht ohne Anwendung läßt und, wie er im Titel betont, das prophetische Wort aus der Berganzigkeit für die Gegenwart vermetet, und zwar in neuestemaliger Beleuchtung. So bietet er und 25 Bibelfunden, in denen neben dem auslegenden auch das erbauliche Moment nicht ganz jurüdrück. D. K.

— Ahren vom Felde christlicher Betrachtung. Von Ernst Köhn, Pfarrer zu Siegen. Göttersloh, G. Vertelmann. 1 M. 20 S. — Der Verfasser hat die biblischen Betrachtungen, die er für sein kirchliches Monatsblatt geschrieben hatte, gesammelt und mit etlichen anderen und einigen religiösen Absichten zu diesem Bändchen vereinigt. Die 30 einzelnen Aufsätze sind nach dem Kirchenjahr geordnet und sollen nur der Einzelerbauung dienen. Hierfür sind sie auch allein geeignet. Es ist das alte Evangelium, das hier schlicht und kräftig verkündet wird, aber der Gebantenkreis, in dem sich die Auslegung bewegt, ist der der gebildeten Menschen, in dem sich die Geschichte der Kirche nicht fremd find und von den neuen literarischen Erscheinungen wenigstens einige Kenntnis haben. Wollte man die Betrachtungen also Kindern und Diensthöfen zugänglich machen, so würde oft das erforderliche Verändern fehlen. Desho größeren Segen können sie stiften bei Lesern der bezeichneten Art; und wenn der Verfasser auch an ihre Benutzung auf der Seite gedacht hat, so wollen wir diese seine Absicht recht deutlich hervorheben. Das Format ist klein und handlich, und in einem leichten portativen Einband würde das Büchlein gewiß bei dieser Gelegenheit von vielen gern mitgeführt werden. B. K.

— Staehlin, Leonhard, Lic. theol., Konfessorialrat in Aensbad. Über den Ursprung der Religion. 35 S. Broch. 0,80 M. G. F. Verlagebuchhandlung München. — Eine zeitgemäße und dankenswerte, wenn auch hier und da etwas weitreichend ausführliche Unternehmung, worin der Verfasser darlegt, daß die Religion nicht in finnlichen Einbrüden ihren Ursprung habe, sondern etwas schlechthin Ursprüngliches ist. Auch eine evolutionistische Entwicklung aus der rohen Form des Feuerschismus ist nicht zuzugeben, vielmehr ist dieser wie andere polytheistische und heidnische Religionsanschauungen degenerativ aus höher stehen entstanden. Der Monotheismus der Urgzeit ist dem Polytheismus nachweislich vorangegangen. D. K.



**Ersteilung**  
Donnerstag, Donnerstag  
und Samstagabend und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Redaktion der Leipziger  
Zeitung in Leipzig. Post-  
straße 3, bezogen werden.

der

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kisserl in Leipzig.

Nr. 35.

Donnerstag, den 23. März, abends.

1905.

## Hebbels Leben.

Das neuerwachte Interesse für Hebbel, welchen Dichter man sogar zum bedeutendsten Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts rechnen will, hat auch eine neue Biographie erregt, die des bekannten Herausgebers der großen neuen Hebbel-Ausgabe Richard Maria Werner, die unter dem Titel: Hebbel. Ein Lebensbild. Mit Bildnis und Handschrift im Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin erschienen ist (Weitsehenden. Führende Reihe. Eine Sammlung von Biographien. Bd. 47, 48.) Denn die alten Biographien, vor allem die von Emil Kuh, genügen nicht mehr ganz. Die erneute Beschäftigung mit Hebbels Werken hat eine andere Auffassung seines Wesens und seiner Poesie geschaffen, der Rechnung getragen werden muß. Während Kuh das Schwergewicht auf das Aesthetische legte, will Richard Maria Werner den inneren Zusammenhang in den Vordergrund bringen, überhaupt die innere Entwicklung fördern und auf Fragen psychologischer Natur Antwort geben. Die Einheit des Wesens wird ausgedeutet. Die Verbindung des Einzelnen mit der ganzen Zeit soll nur in bestimmtem Maße geschehen. Die Berücksichtigung des literarhistorischen wird unterlassen, weil Hebbel in seiner Zeit allein bestand, ein Einzelner war und seine Einflüsse erst nach seinem Tode begann, jetzt beginnt. Der feste Einblick auf das Wesentliche hat zur Folge, daß manches voreilig eingehend dargestellt worden ist, um dem Blick nicht abzulenken. Aus dem Stillschweigen dürfte aber noch nicht die Unkenntnis des Biographen gefolgert werden, meint dieser, der so dann fortfährt: „Länger verweilte ich bei den Anfängen, weil sich aus ihnen das Weitere ergibt, doch war ich möglichst sparsam mit Zitaten, denn die Lektüre der Biographie hat den Genuss der Werke, Tagebücher und Briefe nicht ersetzen, sondern höchstens erleichtern. Darum vermieð ich auch Monographien der einzelnen Werke, da ich auf die Einleitungen meiner historisch-kritischen Ausgabe verzichten kann und die Forschung nicht aufhört, neue Erkenntnisse zu bieten. Ich will nicht loben oder tadeln, dazu fehlt es mir an dem Recht, ich möchte nur in die Absichten des Dichters eindringen und sie erläutern, so gut ich es vermag und überzeuge, daß ich mich dadurch noch nicht mit ihm identifiziere.“

Die Notiz, mit denen Werner die einzelnen Kapitel überschreibt, kommen alle aus Hebbels Werken oder es trägt denn das Kapitel: Kindheit und Jugend, daß der Biograph seiner Ansicht gemäß sehr ausführlich hält, die Worte an der Stirn: „Die Wurzel muß aufgedeckt werden, denn die Erde verdrückt sie in ihrem Schoß; die Frucht glänzt im Sonnenschein.“ Das Thema von der Kindheit und Jugend Hebbels ist vielfach erörtert worden und man ist zu entgegengesetzten Ansichten gekommen. Die Anschauung, daß Hebbels Jugend eine verlorene gewesen sei, ist von ihm selbst ausgegangen und verfochten worden und man kann dem Dichter die Bitterkeit nicht verzeihen, die ihn befiel, wenn er bedenken mußte, daß er — es war in der Kirchspielkammer seines Heimatortes — noch als zwanzigjähriger bildungsloser und bildungsbedürftiger junger Mann gewonnen war, mit dem Kutcher, also einem gemöhnlichen Menschen, das Bett zu teilen. Auch sonst ging es dem jungen Hebbel gar übel und der bildende Einfluß der Eltern fehlte fast ganz, da der Vater ein verführer, in Armut vergrabener Mann war, der nie daran denken konnte, in die Höhe des Wohlstands und der Freude zu gelangen. Was die Mutter dem Kinde als Ersatz bot, war auch nicht geeignet, um das Fehlende ganz zu ersetzen. Frau Anne Margarete war keine Mutter Schillers und keine Frau Wat, die dem Sohne Frohnatur und die Lust zu sublimieren einzugeben vermochte. Immerhin gab sie doch etwas und hier kann man anknüpfen, um die landläufige Auffassung des Themas Kindheit und Jugend

bei Hebbel etwas zu korrigieren, indem man ausführt, daß Hebbels bittere Ansicht ein wenig subjektiv gefärbt gewesen sei und daß er etwas von Kindheit, die mehr war wie Lot, doch befaß. Die Erinnerungen an die Vaterstadt Wesselsburen, ihre Geschichte, Bergangerien, Gegenwart und was sonst noch war, Reminiscenzen an das Gündchen, die in seinen Gedichten widerlingen, das er liebte, das man ihm entriß, weil der kleine Hund ein unnützer Mißler war, breiten doch ein wenig Goldschimmer über die Erinnerungen an die frühesten Menschenjahre. So kam es, daß Hebbel, als es ihm endlich gelang, von den drückenden Verhältnissen der kleinen Vaterstadt durch das Eingreifen von Amalia Schuppe los zu kommen und in die Großstadt Hamburg überzuführen, um dort zu studieren und sich weiter zu bilden, doch etwas gestürzt für den Lebenskampf dadurch war, daß er herbe und süße Einflüsse der Kindheit und Jugend an sich verloren.

Die Befreiung, der Hebbel sich rühmen durfte und nach der er sich sehnte, um allerdings zunächst keine wirkliche Befreiung, im Gegenteil kam Hebbel in eine größere Knechtschaft und Sklaverei hinein, als die war, aus der er floh, und was nun zunächst folgte, kann man sehr wohl mit des Dichters eigenen Worten als einen „Gang zur Hinrichtung seines inneren Menschen“ bezeichnen. War Hebbel in Wesselsburen abhängig, so war er doch als städtischer Beamter, wennschon niedrigeren Ranges, selbständig, in Hamburg aber war er so unselbständig wie möglich, denn er lebte von den Freigebien der den Honorartoren, die ihm die „Frau Doktorin“ Amalia Schuppe, die fruchtbarste Schriftstellerin, zugehängt hatte, die mehr Gouvernante ohne Liebe als Gönnerin war, und das mußte Hebbel um so mehr drücken, als er ein wenig stolz war. Er kam sich wie ein Mensch vor, der in einer zu engen Klotz geflüpft ist. Überall preßt und zwingt und tneist es und überall will es reichen. Dazu kam, daß Hebbel wenig gesellschaftliche Formen befaß, die ihm hätten von Nutzen sein können. Woher sollte er diese haben? Das Selbstgefühl fehlte ganz oder vielmehr er befaß es wohl, aber es lebte nur in seinem Innern, andere bemerkten es nicht und wenn sie es bemerkten, kam es ihnen lächerlich und unberechtigt vor. Es fehlte die Schulung des Selbstgefühls und die Anerkennung, der Erfolg. Welch eine Rolle dieses Selbstgefühl, der Erfolg im Leben eines Menschen, vor allem eines Dichters und Künstlers spielen, ist gar nicht zu übersehen! Wie peinigend und quälend das Ausbleiben und Fehlen dieser beiden Faktoren für den Künstler ist läßt sich aber sehr wohl abschätzen, wennschon nur im ganzen und großen. Dieser Mangel bedeutet das Ausbleiben einer ganzen Hilfsarmee für den Lebenskampf. Was befaß ein Goethe an diesen Auxiliarruppen! Mit einem Reichthum aus diesen bemerkt Hebbel, an den Begriff Selbstgefühl anknüpfend: „Ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt. Das ist der Fluch der Armut, daß alles, was Selbstgefühl verdrängt, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Hochmut, Annäherung und Ueberehrlichkeit erscheint. Beim Sohn des reichen Herrn: angeborener Adel; bei dem armen: Better. Gittelkeit.“ Demetrius in der Niedrigkeit prägt in Hebbels Stolz dieses Empfinden so aus:

„Ich ward, so lang ich diese Erde trete,  
Gescholten und gehäht, und einen jeden  
hab ich beleidigt, aber doch gescholzt,  
Und sagst ich auch nur guten Tag zu ihm.  
Man ist mit meinen Augen nicht zufrieden.  
Man möchte, daß ich anders Aem holte,  
Von tadelt meine Aem, meine Stimme,  
Und es ist wahr, ich bin ein wenig laut.“

Tas letztere diente auch der „Beitellstudent“ Hebbel von sich bezeugen, denn trotz aller Unterdrückung besaß er eine laute Stimme. Welche Reife spricht nicht aus dem Vortrag über Heinrich v. Kleist und Theodor Körner, den der Jüngling in einem literarischen Verein hielt, in den er in Hamburg getreten war! Wie eilte er damit seiner Zeit voraus, die für Körner eine unreihe Schwärzerei besaß, Kleist aber über die Achsel ansah! Wie redete er doch, bemußt oder unbemußt, für sich selbst, der Verkündete und Sterbende, wenn er Heinrich v. Kleist bediente Worte sprach! Was seinen Kleist habe die Poesie, Körner sei nur für Poesie ergötzt. Kleist wurde von seiner Zeit im Leben angegründet, ignoriert und verkannt, im Tode verhöhnt und von der nächsten Nachwelt vergessen, wogegen Körner sich mit Entschluß ausgenommen, gefeiert, und als er in sein frühes Grab sank, von einer Welt besaggt sah“ (S. 55). Hebbel aber meint — man erinnere sich daran, daß das ein junger Mann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts schrieb —, daß die Zeit dieses Urteils fortgeritten werde. Für Kleist müßte die Zeit kommen. Und sie ist für ihn gekommen, wie auch für den, der diese Worte für seinen Vorgänger sprach, für Hebbel selbst.

Es leuchtet wohl ein, daß der, der so dachte und sprach, sich in Hamburg, in seltsamen Verhältnissen auf die Dauer nicht werde wohl befinden haben und daß es ihn hinausdrückte auch aus dieser Enge, und so leben wir denn Hebbel als Dreizehnjährigen von Hamburg scheidend, an das ihn eigentlich nur das Verhältniß zu Elise Vening band, das zu fest war, als daß es ihm für die Zukunft nicht noch zur Bein werden müßte, um, wiederum ohne Ziel, nach Heidelberg überzusiedeln, um sich dort studienhalber aufzuhalten, Student und Vercor zu werden. Denn die Bewußtheit war Hebbel geworden: Ich bin ein Künstler! Zwar war Hebbel auch in Heidelberg Student, hörte Vorlesungen, aber schon der Jurist Thibaut gab ihm den Rat, die Juristerei an den Nagel zu hängen, indem er sagte: „Sie werden es zu irgend einer Zeit doch tun, denn es heißt etwas anderes in Ihnen, als ein Jurist. Ich traue es Ihrer Energie zu, daß Sie den Entschluß erst nach dem besonnenen Ermessen fassen werden, aber Sie haben schon Zeit genug verloren und müssen zu Rate halten, was Ihnen noch übrig bleibt.“ Diesem Rat folgte Hebbel insofern, als er Heidelberg den Rücken zukehrte und sich nach München wandte, wo sich mehr Gelegenheit bot, sich der zeitgenössischen Literatur zu nähern. Aber diese liest ihn ab, wenn er auch mit dem Wort- und Wadelführern, den Großen des Jungen Deutschland, in Berührung trat. Was galt Hebbel, der nach dem Höchsten rang, sich in das Tiefste vergrub, das dominierende Junge Deutschland? Das sich in irgendeiner Weise dem Tage zuwandte, seine Interessen sich und sich seinen Interessen dienlich machte, mit Spott über die Begriffe Klassisch und Romantisch herfiel und nur das Interessante kannte und bei allem nur an das dachte, was sich durch den Buchhandel heraus „machen“ ließ? Hebbel selbst äußerte sich entsetztlich dahin: „Unreife Wege sind nun einmal verschieden und kein echtes Verhältnis ist möglich. . . solange diese Geistes dominieren, ist für mich an kein Aufkommen zu denken, ich glaube ihnen an dichterischen Kräften überlegen und an polemischem Talent gleich zu sein, die gute Sache ist für mich, der Unmüde über die jammerlichen Halbheiten ist in Deutschland allgemeiner, als die Journale, die sie beherrschten und großenteils selbst schreiben, ahnen lassen.“ Der das schrieb, nach Hamburg, an Elise Vening, die er nicht vergessen hatte, auch — Hebbel war ein leidenschaftlicher Mensch — über einem Verzeihungsverhältnisse zu einem Münchner Kinde, Josefa Schwarz, Seppo genannt, nicht, der Tochter seiner Hausknecht, einer jungen Katholikin, mit rein künstlerischem Wesen, die Hebbel bald fallen ließ, der Einzigen, die neben Christine Engländer und Elise Vening in Hebbels Liebesleben eine Rolle spielt, der das schrieb, jagten wir, war bereits, wie der Leser schon ahnen wird, literarisch und dichterisch aufgetreten und hatte die ganze Qual an sich erfahren, die entsteht, wenn man nicht verstanden wird und demgemäß vereinsamt dahinst, einem Schicksal verfallen, das oft nicht abzuwenden ist, da es in der Anlage des Einzelnen begründet liegt. Diese verzeihliche Stimmung, die noch durch den Tod eines innigstgeliebten Jugendfreundes, Emil Rousseau, verstärkt ward, findet Ausdruck in Hebbels damaliger Lyrik, die wir jetzt erst so recht begreifen und lassen lernen, die tiefstherzlich ist, wenn ihnen nicht weltlichmüßig im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Dazu war der Schmerz zu echt! Gefühllos ward dies Gefühl durch die materielle Not, die der Dichter litt, die ihn zu äußerster Einknappung

seiner Bedürfnisse zwang. Aber Hebbel war tatsächlich, wie R. W. Werner in der Einleitung zu seiner Biographie ausführt, aus härterem Holz geschnitten, als sein Vorgänger G. v. Kleist, der sich verzweifelt und verweigert aus der Welt schloß. Selbst die äußerste Not, die ihn zwang, auf die Promotion in München zu verzichten, machte den harten Dichterman nicht müde. Die Qual erlöhnte an seinem Stolz, an dem Grant seines Wesens verpöhlte der Speer des Mangels und an ihm bedrückte sich so recht das Wort, das besagt, daß es das Zeichen des wahren Kleist ist, wenn der Stolz mit der Bedrängnis wächst. Die Not war ihm das Noth, das er jüdeln und in den Gatteln freizig bändig. Wie es in dem Gedicht: Zu Werdt! heißt:

„Nur, wie ich herrsche, dient das Tier,  
Ein Druß, von dennen Siegt's mit mir,  
Als wär mein Sporn schon blutig.“

In meinem Kotel wölbt der Wein,

Er trinkt mit sich die Mäße;

Ich hab ihn gern auf meiner Spur,

An seiner Wut erob' ich's nur,

Wie ist ich ohne ihn!”

Und der Lohn blieb nicht aus. Als Hebbel nach dreijähriger Abwesenheit von der Heimat München, zu Fuß mit seinem treuen Hündchen, verließ und nach einer beschwerlichen Wanderung bei schlechtem Wetter in Hamburg wieder einzutraf konnte er sich sagen, daß er gewisser erreicht habe: Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, Unabhängigkeit von der Clique und Selbstständigkeit für sich. Er hatte jene Freiheit gewonnen, von der Schopenhauer redet, die Ratten besetzt, das man zwar hungern muß, aber auch ledig der Ketten ist, die der Alltag und die Verhältnisse um uns schlingen. Und er war etwas geworden, auch literarisch, was bei solchen begabten, ringenden, die landläufige Bekanntheit von sich abweisenden Autoren oft über Nacht, ihnen selbst unbewußt, zu geschehen pflegt. So sehr Hebbel bloß auf seine Verse pochte, so wenig er in den nächsten Zukunftsplänen an das Drama, sein eigentliches Feld, dachte, das letztere gäbe doch in ihm: „Diamant“, „Marie und Magdalena“, „Genoova“, „Judith“. Hebbel trat in die Literatur ein, die Pörie war ihm geöffnet und er konnte sagen, daß Kraft ein Ertrag für Glück sei. Wie R. W. Werner das sagt zieht: „Während dieser drei Jahre war sein Charakter und sein ganzes Wesen in innerer Eigentümlichkeit entwickelt worden, Schwanken und Jagen hatten sich verloren, eine geschlossene Persönlichkeit mit feinem Urteil brachte er zurüd. Schon war man in literarischen Kreisen auf ihn aufmerksam geworden und sich ein, daß man zu ihm Stellung nehmen müsse: „Eine Welt der Wirkung lag vor ihm. Er kam allerdings nicht mit einem dicken Bündel von Arbeiten, nicht mit bestimmten Absichten für die Zukunft, aber bald merkte er zu eigener Überraschung, welcher Reizung sich in der letzten Vergangenheit bei ihm angehäuft hatte“ (S. 111).

Es liegt nicht in der Absicht dieser Seiten, diesen Reizum, den Hebbel der erkaunten Welt nimmermehr spendete, im einzelnen breit darzulegen. Der Anlage der Wernerischen Biographie gemäß sind wir nur bestrebt gewesen, die Kindheit und Jugend Hebbels so eingehend wie möglich zu behandeln, um die Grundlage zu gewinnen, auf der sich das Postament zu Hebbels Leben, die Statue seiner Persönlichkeit erheben sollte. Die Wurzel ist aufgetragen worden, aus der die Pflanze wächst, denn die Erde verdrängte sie in ihrem Schoß. Die Frucht glänzt jetzt im Sonnenschein. Und die Frucht fiel mit Schnelligkeit, ließ von selbst vom Baume. Hebbels starke Natur siegte, trotz mancher Rücksälle in die alte Schwermut, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerte, die übrigens doch nur das Verlangen nach Leben betrafen, das in Hebbel arbeitete, ganz wie es in einer Epoche in Schillers Leben der Fall war, der nach der Flucht aus Stuttgart und vor dem Einlaufen in den Oden der Ruhe, in der Bauerbacher Zeit, wo der Dichter der „Mäuber“, der die höchsten Anforderungen an das Leben stellte, das Leben bejahte, wie kaum einer, von trüben Vermittlungsgedanken gepeinigt ward. An die „Mäuber“ erinnert Hebbels „Judith“, die 1840, in kurzer Zeit, entstand, schnell und gewappnet wie Minerva aus dem Haupte des Zeus in die Welt trat. Werner führt des dritten aus, wie dies Werk, ein wüßtes Jugendwerk, wie die „Mäuber“ gleichfalls, in eine Zeit der Ruhe und künstlerischen Ertrüpfung in der deutschen Literatur fiel und wie es im Gegensatz zu den dramatischen Ereignissen des jungen Deutschland — Hebbels unerwartliche Wahrheitsliebe demies sich auch hier — hand und entstand, wie es auch durch den Kontrast zu diesen,

durch die Fülle, die es durch diese personellen, form- und inhaltslosen Produkte erhielt, gewinnt, nie dadurch seine Schwächen, die bruytartig auffallen und die Verurteilung herausfordern, verdeckt, seine Vorzüge in das rechte Licht gestellt werden. Des Erfolgs seines dramatischen Erfindens, der „Jubith“, ward Hebbel nicht recht froh, da seine Beziehungen zu Elise Lening, die ihm einen Sohn gekostet hatte, ihn drückten. Um sich von den Selbstanklagen zu befreien, die ihn in bezug auf sein weibliches Verhältnis zu dem früh gealterten, ihn heiß liebenden, aufopferungsvollen weiblichen Weibe qualmten, das er doch nie heiraten konnte, schrieb Hebbel „Oenone“, in der er, sich selbst im Colo verkörpernd, das schärfste Gericht über sich selbst, das man herausbekommen konnte. Sodann entstand das Lustspiel „Der Diamant“, das es zu keinem Erfolg brachte. All der Mühe, die ihn umgab, die noch durch unvollkommenes Arbeiten, die er des Brotes wegen tat, erhöht ward, freute sich Hebbel durch eine Reise zu entziehen, die ihm möglichst schnelle Ermöglichung, die für ihn die Reise nach dem Glück werden sollte. Sie ging zunächst nach Kopenhagen.

Die Reise nach Kopenhagen galt einem sehr realen Zweck. Er hatte sich um eine Professur oder Dozentur in Kiel beworben, woraus dann ein Reisestipendium entsprang. Hebbel's Geburtsland, war damals noch dänisch, und Hebbel kam, als er von Christian VIII. in Audens empfangen ward, vor seinem Landesherren. Wenn die politische Spannung zwischen Deutschland und Dänemark das Urteil der Deutschen über die Dänen etwas beeinflusst hat, so ist daran zu erinnern, daß Dänemark, seine Könige und Minister in früheren Zeiten für deutsche Dichter sehr viel übrig hatten, sich als Förderer der deutschen Literatur, ja häufig, man denke an Klopstock und Schiller, als Mäcene und Retter erweisen haben. Auch jetzt wieder sollte ein dänischer König, ein humaner Mann, einem deutschen Dichter, dem Verfasser der „Jubith“, beifriedigend bespringen. Hebbel machte übrigens die angenehme Erfahrung, daß er in Kopenhagen nicht so unbelannt war, wie er wohl vermalt hatte. Es ist die Wirkung des Verdientes, daß es mehr von sich reden macht, als es glaubt, auch wenn ihm nicht Trompeter und Pauker vorderehen. Und man muß bedenken, daß die Menschen für wahrhaft gute Leistungen empfänglicher sind, als man gemeinlich nach schlimmen Erfahrungen annehmen zu können meint. Wenn Hebbel in Kopenhagen auch zumest gesellschaftlich lebte, so war sein doriger Aufenthalt literarisch doch nicht ganz fruchtlos. Im stillen ging seine Arbeit vor sich, die man eine Vorarbeit nennen könnte, jenes dem Dichter selbst unbewusste Vorarbeiten von Werken, die dann ganz plötzlich in Erscheinung treten. „Maria Magdalena“ begann zu entstehen, jene bürgerliche Tragödie, in die Hebbel so viel von seiner eigenen Jugend und seinen Leiden in derselben hineingekastet hat, so viel von der Beengtheit und Bedrängtheit seiner Wesselerener Lage, so viel von dem unendlich dämonischen Leben, das auch in der Enge mit und gerade in ihr so furchtbar wirkt. In Paris ist dieses Werk, das Hebbel mit seinem Herzblut schrieb, dann zu Ende gehalten worden, wozin sich der Dichter, der durch sein Reisestipendium gewissermaßen mit gebührender Marshrouten reiste, mannte.

Paris ward, von allem andern abgesehen, für Hebbel dadurch bedeutungsvoll, daß er mit Elise Lening brach, mit der er brechen mußte, notwendigerweise. Wir haben gesehen, was sie für Hebbel in den Jahren seiner Entwidlung und Not tat, wie sie an ihm hing, wie Hebbel ihr zugewand war, trotzdem er sich keinen Augenblick im Zweifel zu sein vermochte, daß er sie nie heiraten konnte. Der Bruch, der unvermeidlich war, ward dadurch beschleunigt, daß der Tod von Hebbel's Schwägerin Mar ihm zeigte, wie das Weib doch unter ihm stand, wie sie ihn nicht verstand und wie das Hindernis an diese aufopferungsvolle Person für ihn gleichbedeutend mit einer Selbstaufopferung gemeiner wäre, einer Hinrichtung seines geistigen Selbst. Jetzt, da Hebbel, nach langen schmerzlichen Kämpfen, dies klar geworden war, daß er brechen mußte, geschah es auch schnell, ja mit einer gewissen Rüste, die dadurch bedingt ward, daß der Mann selbständig ward und auf einmal einnahm, daß nicht nur sie, Elise, litt, sondern er, Friedrich, auch und zwar noch viel mehr. Daher konnte Hebbel, wenn er auch erst später endgültig mit Elise Lening brach, doch, als er in Paris verließ, um nach dem gelobten Lande der Kunst, Italien zu gehen, auf das Verhältnis zur Lening, auf die wilde Ehe mit ihr als auf etwas bereits Vergangenes zurückzublicken, das abzuwürdigen eine Nothwendigkeit war. Die Reise nach dem gelobten Lande der Kunst, die Hebbel antrat,

war jener durchaus ungleich, die einig Goethe tat. Goethe unternahm sie wohlaußgerüstet mit Mitteln und Empfehlungen und in jener begünstigten Ruhe und Stimmung, die ein gesteifter Wille und die Grundanlage bürgerlichen Wohlstandes verleiht. Er ging dahin, um sich abzuklären, sich zu reinigen und sich von den Einbrüden zu befreien, die das zerrüttende Leben in Weimar bei ihm erzeugt, das ihn unbefriedigt, ja unglücklich gemacht hatte. Er wollte einmal ganz als freier Mann, nur für sich und von sich leben, nicht von andern, seine Werte in Ruhe für die gesammelte Ausgabe vorbereiten, was ihm alles auch gelang. Wie andere gestaltete sich Hebbel's Reise nach Italien, wie viel weniger Ruhe und Sorglosigkeit besaß er! Denn er auch weit herumkam, ziemlich weit nach Süden, so stand das Gespenst der Sorge doch stets dauernd vor seinem Auge, so daß ihm keine ruhige Stunde, kein reines Denken ward. Der Mangel befestigte sich an seine Fesseln, hing sich wie ein Fleisgenick an seine Füsse, so daß er kaum schreiten konnte, und wenn er genos, genos er nur das, was sich ihm ohne weiteres bot, moß ihn nichts lockte. Was konnte aus solcher Reise herauskommen? Höchstens Unruhe und Verdruß und der Ärger darüber, daß ein Stipendium ihm zwar, eine Reise zu unternehmen, die ihm doch seinen wahren Gewinn verhielt. Dazu kam, daß auch dies Stipendium, die materielle Unterstüzung hierzu, die Hebbel, der zeitweilen bis zu seinem im Dezember 1863 erfolgten Tode dänischer Staatsangehöriger war, vom dänischen Staat um König genos, ihn schließlich im Stich ließ. Ein Gehalt, das Stipendium, das für zwei Jahre galt, noch für ein drittes Jahr zu verlängern, mißlang. Man bewilligte ihm nur eine Unterstüzung für die Reise nach der Heimat, die Hebbel auch sojahl antrat. Er wollte dabei Wien berühren, um von da nach Hamburg zurückzukehren. Er gedachte in Wien nur einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Aber das Schicksal sagte es anders. Er ging überhaupt nicht nach dem Norden Deutschlands. Er blieb in der österreichischen Hauptstadt für den Rest seines Lebens, der noch fast zwanzig Jahre umfassen sollte. Hier fand er das Glück, das er so lange gesucht und nicht gefunden hatte. Hier ward ihm Ruhe, um seine Werte, die Hauptwerke seines Lebens in Ruhe vollenden zu können. Hier entwidelte sich Hebbel's Manneszeit, die Zeit seiner Reife und Bollendung.

Christine Enghauss war es, die Hebbel dazu verhalf. Christine Enghauss, eine begabte Schauspielerin, eine Persönlichkeit von Geist und Gemüth, ein vollerblichtes Mädchen, lernte der blonde Riese aus dem Norden Deutschlands bald nach seiner Ankunft in Wien kennen und sojort ward es ihnen klar, daß sie zu einander gehörten, die auch zeitweilen, diese Reibungen, die bei Menschen, die sich zu Individualitäten ausgewachsen haben, natürlich sind, abgerechnet, nur zusammen gegangen sind. Christine Hebbel, geb. Enghauss, lebt als hochbetagte Witwe des Dichters jetzt noch und ihr ist Berner's Buch gewidmet. Sie selbst hat es noch erlebt, daß die Werte ihres Mannes, gleich denen berühmter anderer Dichter, die ähnliche Schicksal hatten, nach einer Periode des Vergessens neu zu Kräfthen stiegen, wie es jetzt der Fall ist. Mit dem Tode fürs Leben hatte für Hebbel auch die materielle Not ihr Ende gefunden. Aber es gab ein Hindernis. Elise Lening in Hamburg lebte noch. Schmerzlich ist es beiden Theilen geworden, sich zu trennen. Elise Lening hatte zu entsagen, um dem von ihr Geliebten, für den sie nie eopiert, ein größeres Glück zu verschaffen, und sie hat es so redlich kämpfend getan, daß sie später zu dem Ehepaar Hebbel in Wien in eine Art von Freundschaftsverhältnis treten konnte. Und Hebbel ging von dem Grundsatze aus: Wirr weg, damit du nicht verlierst! Die Notwendigkeit der Scheidung haben wir oben dargelegt. Da beide Theile, Hebbel und Elise, sich mit der Sache abgefunden haben, ist es nummehr an der Zeit, daß die Anglegenheit für die Welt gleichfalls abgetan sei, d. h. daß das Urteil, das sich vielfach zuungunsten Hebbel's ausgesprochen, endlich verstimme. Nun begann für Hebbel eine Zeit des Glücks und der Schöpfenkraft und der Schöpferische. Es entstanden zuerst „Herodes und Mariamne“ und das Märchenlustspiel „Der Diamant“, die beide allerdings bei der Aufführung abgelehnt wurden. Wie Hebbel sich ausdrückte fiel das Publikum bei der ersten Aufführung von „Herodes und Mariamne“ durch. Auch sonst erhoben sich allem Oben aus dem Troß Schwierigkeiten. Die Redaktion einer österreichischen Reichszeitung, die Hebbel aus Gründen des Erwerbs übernahm, war Anlaß, daß er in den politischen Wirren jener, der vierziger Jahre der Parteinehmer für ein verhaßtes Regiment begünstigt ward. Man griffte ihm ob seines Bekanntheits, daß sich nicht in die enge Form des

Parteilichstümmen sagen wollte, das einen Mann verriet, der auf höherer Stufe liegend die Ereignisse mit dem Beistand des Historikers und Dramatikers überließ. Die Beziehungen zu Raabe, der das Burgtheater übernahm, trübten sich. Raabes beständiger Eifer, sein Beharren bei der vorgefassten Meinung, sein Zweifel an Hebbels ethischem Wesen, das seine Unnahbarkeit und sein Bescheidenheit kannte und in jeder Art an die herrliche Wahrheitlichkeit Festhalten erinnerte, zusammen. Hebbels Stille, dem Publikum ohne ein Wort nicht mungerechtes und gemein, verschwand damit vom Spielplan des Burgtheaters, soweit sie überhaupt in denselben eingingen. Eine Art von Ersatz ward Hebbel durch die Bekanntschaft mit Emil Ruy, der erst sein Familiennamen, dann sein Biograph ward. Hebbel nahm sich dieses begabten jungen Mannes öfters an, was ihm zuerst gebant ward. Später kam er auch mit Ruy auseinander, ohne vollständigen Ersatz für den Verlust zu finden. Das häusliche Glück blieb nicht aus. Kinder wurden ihm geboren und ererbten seine Freude am Heim, das ihm endlich geworden. Materiell stand er, wenn auch Sparsamkeit walten mußte, gefestigt da. Später erwarb Hebbel sogar ein Häuschen in Gmunden als eigenen Besitz und schrieb übermüthigerweise: „Es gibt eine Tür, aus der ich nicht herausgerufen werden kann, und einen Garten, über dessen Pflanz ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgendein Mensch etwas daran zu reden hat. . . Ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.“ Daß Hebbel auf den Erwerb bedacht sein mußte, ist schon erwähnt worden. So übernahm er die Wiener Korrespondenz der damals hochbeachteten und einen ersten Rang unter den Blättern einnehmenden Augsburger Allgemeinen. Seine in den Werken neuerdings abgedruckten Korrespondenzen aus den Sturmjahren sind geistig und achtenswerth. Im allgemeinen setzte ihm als Vorgesetzter die Gabe des Journalisten, sich schnell in die Ereignisse hineinzufinden und halb Begriffe und kaum Gelesenes für und fertig zu sagen und zum Druck bringen zu können. Weiter entstanden „Ranes Bernauer“, „Onzes und sein Ring“, die „Ribelungen“, Hebbels dramatisches Hauptwerk, das Hermetengebiet „Mutter und Kind“, das Hebbel als sein Juwel bezeichnete und im Schreibstil wie ein Kleinod hütete. Ehrungen gestelht sich den Schöpfungen zu, so in München, Weimar, wo die „Ribelungen“ 1861 aufgeführt wurden, die auch den Schillerpreis erhielten, für Hebbel nach dessen Ansicht zu spät, da er die Kadriest von der Berechtigung des vom König von Preußen gestifteten Preises auf dem Sterbepfand erhielt. Hebbel starb am 13. Dezember 1863, also ohne die Befreiung seiner ersten Schelmsig Höllein vom bairischen Hofe, das er allerdings persönlich nicht schmer empfunden, erlebt zu haben, an Knochenverweichung, die vermuthlich die Entbehrungen in früheren Jahren herbeigeführt hatten. Wermuth sagte er, als ihm die Berechtigung des Schillerpreises mitgeteilt ward, im Hinblick auf seine jungen Jahre, die reich an Not waren: Das ist Menschenkind! Bald hat man den Wein, bald den Becher! Eine Wendung zum Nüchternen, Weichen, Schönen, Oricklichen, von dem der Dichter in früheren Jahren so wenig wußte, daß er einmal den Genetiv Jovis für Jupiter gebraucht, trat in Hebbels Schöpfungen zum Schluß seines Lebens entschieden ein, wennschon er seine Anfänge nie ganz verworfen konnte, die unter dem Trude standen, den der Proletariat — ein solcher

war Hebbel — an sich erleben muß. Aus diesem Proletariatsthum ist so vieles hergeleitet, hier ist der Ursprung so manches Rätsels zu finden, das Hebbels Werte enthält, das so Ideen nicht immer leicht fällt.

Richard Maria Werner hat seiner Biographie, deren leitende Grundbände wir eingangs dargestellt haben, das Motto vorgelegt: „Biographien sollen keine Rezensionen sein, darum muß die Liebe sie schreiben.“ Und mit Liebe ist das auch, das darf man zugeteilt, geschrieben worden, dafür bürgt schon die bereits zur Sprache gebrachte Bemerkung: „Christine Hebbel in alter Familienfreude zugereimt.“ Aber es ist nicht allein die Anhänglichkeit des Familienmitgliedes, die da spricht. Es ist auch jene Liebe, die entsteht, wenn das Verständnis vorhergeht. „Wenn er (Hebbel) mir nicht viel wäre von Jugend an, ich hätte die Arbeit für ihn nicht leisten können“, heißt es im Eingang und dies Bekenntnis wird man gelten lassen müssen. Nur vor sich von klein an mit einem Dichter beschäftigt hat, erwirbt sich solche Vertraulichkeit mit seinen Werken, wie sie aus den eingehenden Analysen der Werke Hebbels spricht, die Werner seiner Lebensbeschreibung einfügt, macht sich jenes Gefühl zu eigen, das mit dem jählichen Empfinden eines Menschen für eine geliebte Person, der religiösen Verehrung für etwas Höherstehendes, der Liebe zum Vaterlande einige Ähnlichkeit hat. Werner will „nicht loben oder tadeln“, dazu leidet es ihm an dem Mangel, er möchte nur in die Absichten des Dichters eindringen und sie erläutern. Aber indem er dies mit Wärme tut, leitet er auf den, den er beehren will, selbst etwas von jener Wärme über und macht diesen nicht nur fähig, zu begreifen, sondern auch zu lieben. Diese Liebe hat lange Zeit gefehlt, da man Hebbel fast gegenüberstand, der sich nicht zu dem Volke neigte, wie etwa Schiller, sondern wie Heinrich v. Kleist stolz auf seiner Höhe stand und wartete, bis die Menschheit zu ihm kam. Das dauert naturgemäß lange, da spröde Naturen es nicht leicht machen, um sie zu werden. Aber endlich bricht doch das Eis selbst in der Brust des Kältefeind und jener Junge entzündet sich, den man Liebe nennt. Die Menschheit wird allmählich reif, Hebbel zu verstehen, wie sie sich zu Kleist gefunden hat. Denn die Menschheit schreitet vorwärts und gelang endlich auch zu jenem Punkte, den die einnehmende, die ihr als Geistesheiden und fährende Geister voranschritten. So ist uns vieles an Hebbel schon vertrauter geworden, als es der Generation vor uns möglich war, schon manche Widersprüche sind aus dem Wege geräumt, die der Dichter zwischen sich und das Publikum geschleudert. Ob das Verständnis für ihn, wenigstens so halb, ein vollständiges sein wird, daß zwischen ihm und dem Publikum seine inneren Widersprüche, wie es zwischen Schelutens bestehen soll, ist eine Frage. Auch bei Heinrich v. Kleist ist immer noch ein Rest vorhanden, den man ablehnend gegenüberstellt, und das liegt an der Eigenheit des Dichters, die hier gleichbedeutend mit Eigensinn ist. Wird man je zu „Verteilung“ näherer Beziehung gewinnen? Wird ihre Leistung ein Maß für Außenworte sein? Wird es uns nicht ebenso mit Hebbels „Moloch“ ergehen, von andern fremden Werken des Dichters zu schmeigeln? Diese Frage wird sich jetzt noch nicht beantworten lassen. Aber näher treten können wir Hebbel, wie wir ihm schon näher getreten sind, mehr beschäftigen können wir uns mit dem Dichter, dessen Leben wir an der Hand H. Werners haben vorüberziehen lassen, und daß wir das mit Erfolg tun können, dafür sorgt auch das Nebeneinander, der Führer, den uns Werner geliefert hat. J. R.

### Bücherbesprechung.

— Emmerich Brentano, Heiligensprechung der stigmatisierten Augustiner-Könne A. R. Emmerich und deren säkultes Evangelium nach Clemens Brentano von Farrer D. theol. J. Rieth. 8°. 425 S. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M. Verlag von Richard Wöpte, Leipzig. — Auf Grund reichlich stehender Quellen und unter guter Benutzung derselben hat D. Rieth sein zeitgemäßes Werk verfaßt und im Vormort sich über die Veranlassung dahin ausgesprochen, daß Denkschrift über Luther und Lutbertum ihm angeeignet ercheine, zu untersuchen, was denn an die Stelle des „apostolischen“ Wittenberger Augustinerordens die römische Kirche zu setzen beschloß. Er nennt es „ein offenes Geheimnis“, daß man die stigmatisierte Augustinerkönne zu Fämen und die von Clemens Brentano, ihrem Freund und Berührer, verfaßten Visionen der zukünftigen Heiligen hierzu erlesen habe. Es ist

ein tiefer Abgrund von Fälschung und Aberglauben, in den der Verfasser und bilden läßt. Es scheint fast ungläublich, daß selbst ein Theologieprofessor zu Münster (S. Grotemeyer, Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinerkönne Anna Katharina Emmerich. 1900) die im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebende Könne als eine inspirierte Mittelbende und Augenzeugin des Einzuges Christi in Jerusalem ansieht. Bedauerlich genug, daß seiner Zeit von der Regierung angestellte Untersuchung des Zustandes der Emmerich und ihrer Wundermale nicht nachdrücklicher ins Werk gesetzt werden konnte. Das jene Täuschung vor, so hätte man diese Untersuchung nur aufheben und fördern sollen, statt sich ihr so wohl irgend möglich zu entziehen. Man täte gut, auf römischer Seite Luther und die Reformation nicht weiter anzugreifen; dieses Vorgehen dürfte leicht zu ähnlichen Schriften wie die vorliegende führen. Wer dabei vor dem Urtheil aller Einsichtigen den Kürzeren ziehen wird, ist leicht abzusehen. D. K.

Ersteinst

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
darausgehender, die königliche  
Ergebnisse der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis

Wöchentliche: 1 Mk 25 S.,  
bei möglicher Zulassung  
unter Kreuzband: für  
einmal 1 Mk 61 S., für  
auswärts 1 Mk 64 S.,  
vierteljährlich.  
Einzeln Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 36.

Sonnabend, den 25. März, abends.

1905.

## Die klimatologische Forschung in Palästina.

Von Dr. Friedrich Kengel.

In der Geschichte der meteorologischen Wissenschaft nimmt das gelobte Land eine besondere Stellung ein. Ist es doch das einzige Land, von welchem aus meteorologische Beobachtungen in größerer Umlänge oder sogar wirklich ausgeführte Messungen aus den ältesten Zeiten überliefert werden sind. Zahlreiche Stellen aus der Bibel und dem Talmud weisen darauf hin, daß man schon im Altertum bestimmten Witterungsbedingungen größere Aufmerksamkeit schenkte, namentlich solchen, die sich in ihrer Einwirkung auf das praktische, wirtschaftliche Leben des Volkes unmittelbar bemerkbar machten.

Wie für jedes ackerbautreibende Volk, so war auch für die Israeliten ein meteorologisches Element von höchster Bedeutung, der Niederschlag.

In der Bibel werden daher auch alle Arten des atmosphärischen Niederschlags, wie Regen, Tau, Reif, Schnee und Hagel, oft erwähnt und es ergibt sich aus einer Zusammenstellung dieser Einzelheiten, welche Summe von Erfahrungen und Kenntnissen der damaligen Bevölkerung auf diesem speziellen Gebiet zu Gebote gehalten haben muß.

Genau so wie heute (sprach man auch im Altertum schon von einer Regenzeit und einer Trockenperiode, von denen die erstere auf die kühleren Jahreshälfte, die letztere dagegen auf den Sommer beschränkt war. Die Regenzeit wurde in die Zeit der Frühjahrs- und die der Spätjahrs geteilt, neben welchen wohl auch der Regen „zur rechten Zeit“, in der Mitte der Regenperiode erwähnt wird. Die Frühjahrs teilte man wiederum in drei Abschnitte. Die Bedeutung namentlich des Spätjahrs im Frühling für den Ertrag der Ernte war allgemein bekannt.

Über die Dauer der Regenzeit, ihren Anfang und Schluß, ferner über die Gebete und Gebrauche der Juden bei Regenmangel gibt die Mishna, der erste Teil des Talmud, bemerkenswerte Aufschlüsse.

Der erste Regen wurde zurzeit des Laubbüchsenfestes bis zum 3. Marschdorn, also nach Mitte Oktober erwartet, das Ende der Regenzeit zurzeit des Befehlshofes oder im Nisan, Anfang April angenommen. Beide Termine stimmen mit den aus den heutigen Beobachtungen festgestellten gut überein. Um Regen zu bitten begann man am 3. Marschdorn. War bis zum 17. Marschdorn kein Regen gefallen, so hielten die Geseherten drei Fasttage ab. Kam auch der nächste Monat, der Nisan, nach unserer Zeitrechnung der 15. November heran, ohne das ersehnte Raß zu bringen, so wurden von Gerichte drei allgemeine Fasttage angeordnet. blieb der Regen auch dann noch fort, so wurden weitere drei und dann noch sieben Fasttage verfügt.

Bei und Fasttage wurden ferner eingehoben, wenn von einem Regenfall zum anderen 40 regnerische Tage verstrichen waren.

Während sich diese Gebrauche jedoch nur an allgemeine Wahrnehmungen über bestimmte Witterungs Vorgänge anknüpfen, so deuten einzelne Stellen der Mishna und anderer jüdischen Quellenliteratur auch auf wirkliche Messungen des Niederschlags hin. Es ist das Verdienst von H. Vogelstein<sup>1)</sup>, in einer Arbeit über „Die Landwirtschaft in Palästina zurzeit der Mishna“ zuerst auf diese ältesten, quantitativen meteorologischen Beobachtungen, die überhaupt existieren, aufmerksam gemacht zu haben. Der Verfasser gibt im ersten Teile seiner Arbeit ein anschauliches Bild von dem landwirtschaftlichen Betrieb Palästinas in den ersten zwei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung und fährt dann wörtlich fort: „Die Erkenntnis der Bedeutung

des Regens für die Landwirtschaft hatte bereits zurzeit der Mishna zu ziemlich genauen Betrachtungen und Messungen geführt. Die Regenhöhe wurde mit Hilfe eines Gefäßes gemessen; sie sollte in der ersten Frühjahrsperiode 1 Tefah<sup>2)</sup> (= ungefähr 90 Millimeter nach heutiger Rechnung), in der zweiten doppelt so viel, in der dritten dreimal so viel betragen; in dürrer Boden sollte der Regen 1 Tefah, in mittel-mäßigem doppelt, in aufgeborenen Ackerland dreimal so tief in die Erde einbringen. In der zweiten Periode sollte der Regen 7 Tage lang ohne Unterbrechung strömen.“

Diese Angaben charakterisieren offenbar das normale Verhalten des Niederschlags auf Grund vieljähriger genauer Beobachtungen. Zwischen ihnen und den heutigen Messungen besteht eine bemerkenswerte Übereinstimmung, auf welche O. Hellmann<sup>3)</sup> in seiner bekannten Abhandlung über die Entwicklungsgeschichte der Meteorologie ausdrücklich aufmerksam macht. Die Summe aller Niederschläge in der Frühjahrsperiode betrug nach der Mishna 6 Tefah = 540 Millimeter, während Thomas Chaplin auf Grund seiner vieljährigen, seit 1861 in Jerusalem ausgeführten Messungen dafür 500 Millimeter annimmt. Diese Tatsache deutet darauf hin, daß man in Palästina bei der Untersuchung der Niederschlagsverhältnisse in diesen ältesten Zeiten mit großer Sorgfalt verfuhr.

Zwischen diesen ersten Aufzeichnungen und dem Beginn einer exakten, klimatologischen Erforschung des Landes liegt der gewaltige Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden. Denn abgesehen von einzelnen, auf Reisen gelegentlich ausgeführten Beobachtungen von geringem Wert sind regelmäßig und fortlaufende meteorologische Messungen in Palästina erst seit dem Jahre 1846 ausgeführt worden. Von dieser Zeit an basiert die Beobachtungsreihe des englischen Arztes Mac Gowan in Jerusalem. Sie reicht bis zum Jahre 1859. Mit ihr parallel gehen die Temperaturbeobachtungen des deutschen Lehrlers Palmer vom 1. Juli 1847—55 sowie die Messungen des amerikanischen Arztes J. T. Barclay 1851—55, beide ebenfalls in Jerusalem. Alle drei Reihen sind aber, wie verschiedentlich später festgestellt wurde, wegen der Ungenauigkeit der angewandten Meßapparate oder wegen größerer Unterbrechungen nicht gut brauchbar. Sie sind jedoch mehrfach veröffentlicht worden, u. a. in Petermanns Mitteilungen, 1858.

Die wirklich genauen und wissenschaftlich brauchbaren Aufzeichnungen beginnen mit dem Jahre 1861 und stammen ebenfalls von einem englischen Arzt in Jerusalem Dr. Thomas Chaplin. Ihm verdanken wir auch eine gründliche Bearbeitung dieser langjährigen, ununterbrochenen Reihe zu einer Klimatologie von Jerusalem.<sup>4)</sup> Dieser Beobachtungen liegen auch der Abhandlung von Otto Kerlen<sup>5)</sup> über das Klima von Jerusalem zugrunde, welche 1891 erschien.

Seit dem Jahre 1883 werden Chaplins Beobachtungen durch die englische Palästina-Gesellschaft, Palestine Exploration Fund, weitergeführt und in Form von Jahresübersichten in ihrer Zeitschrift, den Quarterly statements, regelmäßig veröffentlicht.

<sup>1)</sup> Nach einer freundlichen Mitteilung des Hrn. Prof. Ostbe in Leipzig bezeichnet das Wort Tefah das Maß der Handbreite, gewöhnlich zu 9 Zentimeter angenommen.

<sup>2)</sup> O. Hellmann: Die Entwicklung der meteorologischen Beobachtungen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Met. Zeitschrift 1901, Seite 147.

<sup>3)</sup> Quarterly statements of Palestine Exploration Fund 1883.  
<sup>4)</sup> O. Kerlen: Das Klima von Jerusalem. Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Bd. 14, Leipzig, 1891, S. 91 ff.

<sup>1)</sup> H. Vogelstein: Die Landwirtschaft in Palästina zurzeit der Mishna. Z. f. l. Wetterdebat. Doktor-Dissertation, Breslau 1894.

Mit der Entwicklung der klimatologischen Forschungen der Hauptstadt hielt diejenige in anderen Landesteilen kräftigen Schritt. Denn nur an wenigen anderen Punkten wurden seit 1870 etwa noch Beobachtungen angestellt.

So liegen von Akabah im Norden meteorologische Aufzeichnungen für den Zeitraum 1869—1879, von Gaja, im Süden, unweit der Küste solche vom Oktober 1869 bis Februar 1871 und für das Jahr 1882 vor.

Mit dem Jahre 1880 beginnen die Beobachtungen in Sarona bei Jaffa, die nicht nur wegen ihrer Vollständigkeit, sondern auch aus dem Grunde besonderer Interesse verdienen, weil Sarona eine der wenigen Stationen des Küstenlandes ist und vorläufig allein als Repräsentant des Küstenklimas in Betracht kommt.

Das Klima dieses nordwestlich von Jerusalem gelegenen Ortes ist auf Grund der zehnjährigen Reihe 1880—1889 von Bläisser in den Quarterly statements 1888—1890, wie auch etwas später von Rohner<sup>7)</sup> eingehend geschildert worden.

Nicht minder wichtig wie Sarona ist die 1890 errichtete Station Tibérias am See Genesareth. Denn dieser Punkt ist die einzige seither ohne Unterbrechung tätige Wetterwarte des Perseuslandes, jenes tief eingeschnittenen vom Jordan durchflossenen Tales, welches sich in meridionaler Richtung vom Hermon bis zum Toten Meer erstreckt. In Jericho, unweit vom Nordufer des Toten Meeres wurden 1896 sechs Monate lang Beobachtungen angestellt, dann aber aus Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit wieder aufgegeben. Seit Anfang dieses Jahres soll jedoch der Betrieb dieser Station wieder aufgenommen worden sein. Tibérias liegt rund 200 m unterhalb des Mitteländischen Meeres. In ein neues Stadium trat die klimatologische Forschung in Palästina erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, und zwar war es der Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas<sup>8)</sup>, dem die Wissenschaft einen wesentlichen Aufschwung auch auf diesem besonderen Gebiet verdankt.

Nachdem auf der letzten Generalversammlung dieses Vereins im Jahre 1891 der Beschluß gefaßt worden war, neue meteorologische Stationen im Lande zu errichten, erhielt Dr. O. Kerker den Auftrag, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. So wurden im Jahre 1895 folgende Orte mit meteorologischen Instrumenten ausgestattet: Jaffa am Karmel, Karmelhotel, Bethlehem, Serisches Palasthaus bei Jerusalem, Festungsschloß Solovj zu Jerusalem, Nablus (Nablus), Gaja, Saïda, Zantur, Ain Karim, Bir Salem, es Salt und Jericho. Bei den meisten dieser Stationen beschränkte man sich auf die Aufstellung von Regen- und Verdunstungsmeßapparaten, einige erhielten jedoch auch Thermometer, Psychrometer und Barometer.

In Jerusalem wurde außer den schon bestehenden englischen und den genannten 2 Regenstationen noch eine neue Station eingerichtet und zum Teil mit Registrierapparaten versehen. Sie hat in dem deutschen Lehrer Dür ein ebenso erfahrenes wie gewissenhaftes Verwalter gefunden. Dergleichen erhielt auch Sarona bei Jaffa eine neue vollkommene Ausrüstung an Instrumenten. Alles in allem wurden durch den Deutschen Palästinaverein 15 Stationen für die Ausübung eines regelmäßigen Wetterdienstes eingerichtet, darunter fünf als Stationen 2. Ordnung mit Barometern, Thermometern und allen übrigen Apparaten, zwei als Stationen 3. Ordnung, ohne Barometer und acht als Regenstationen. Von diesen 15 Stationen sind jedoch überhaupt nur 11 in Tätigkeit getreten, insofern von ihnen Beobachtungen — wenn auch teilweise von sehr kurzer Dauer — im Laufe der folgenden Jahre eingeleistet wurden.

Aber auch diese Zahl ist in letzter Zeit noch stark zusammengesunken. Denn im Frühjahr 1904 waren nach einem Besuche von M. Wandenhorn<sup>9)</sup> nur noch 5 Stationen, also ein Drittel der ursprünglich gegründeten in Tätigkeit. In diesen Zahlen kommen die Schwierigkeiten deutlich zum Ausdruck, mit welchen die wissenschaftliche Forschung in diesem Lande zu kämpfen hat. An Stelle der eingegangenen Stationen wurden durch Wandenhorn zwei neue errichtet, nämlich Wilhelmia bei Jaffa (Kempertolonia) und Chan Datura in der Wüste Juba, an der Jerichostraße. Außerdem ist die Gründung einiger

anderen Stationen auf jüdischen Kolonien auf Betreiben der „zionistischen Kommission zur Erforschung Palästinas“ in Aussicht genommen, welche ebenfalls durch den Deutschen Palästina-Verein ausgearbeitet werden sollen. Diefür sind bestimmt worden Jenmarin im südlichen Karmelgebirge, zwischen Jaffa und Jaffa, sowie el-Methanah am Jordan in der Nähe der Stelle, wo die geplante Eisenbahn Jaffa—Damasz über den Jordan führen wird. Das bisher vorliegende Material ist nach einzelnen Richtungen hin schon mehrfach bearbeitet worden. Denn außer den schon genannten, topographischen Darstellungen des Klimas von Jerusalem von Kerker und des Klimas von Sarona von Rohner besigen wir auch eine wertvolle zusammenfassende Arbeit über die Niederschlagsverhältnisse Palästinas von J. Hilderbrand<sup>10)</sup>, in welcher sämtliche vorhandenen Niederschlagsmessungen bis zum Jahre 1900 Verwendung gefunden haben. Eine erschöpfende, alle klimatischen Faktoren umfassende Bearbeitung des ganzen meteorologischen Materials durch einen bewährten Fachmann der österreichischen Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien steht in einiger Zeit zu erwarten. Der verdienstvollen Tätigkeit des Deutschen Palästinavereins wird აღdann auch der gebührende wissenschaftliche Erfolg zufließen sein.

Im Vergleich zu dieser Entwidlung der deutschen Forschung haben sich die Bestrebungen der Engländer auf demselben wissenschaftlichen Gebiete seither in bescheidenen Grenzen gehalten. Zwar kommt ihnen der Ruf zu, den Anfang gemacht und in der wichtigsten Stadt des Landes seit mehr als einem halben Jahrhundert eine meteorologische Station in Betrieb erhalten zu haben, aber die Ausbreitung des englischen Wetterdienstes im Lande ist nur von geringer Bedeutung.

Von den weiteren englischen Stationen wurde diejenige am See Tibérias bereits erwähnt. Sie besteht seit 1890. In neuester Zeit kommt noch eine gut ausgerüstete Station in Gebron unweit von Jerusalem hinzu, deren 7jährige Beobachtungen 1896 bis 1902 von Andrew Watt und von Hann klimatologisch verarbeitet worden sind.

Es erübrigt, zu diesen Betrachtungen über die Entwicklung der Meteorologie in Palästina noch einige Bemerkungen über die bisher vorliegenden Ergebnisse in bezug auf das Klima hinzuzufügen. Was die Verteilung der Beobachtungspunkte anbelangt, so erstrecken sich dieselben ausschließlich auf das Gebiet zwischen dem Jordan und der Küste. Die einzige im Oberjordanland errichtete Station in es Salt ist seither nicht in Tätigkeit getreten und scheint vom Deutschen Palästina-Verein wieder aufgegeben zu sein.

Das Westjordanland, welches allein hier in Betracht kommt, gliedert sich landschaftlich von West nach Ost in drei verschiedene Gebiete: 1) Das Küstenland mit dem angrenzenden Tieflande. 2) Das Bergland. 3) Das Obor oder das vom Jordan durchflossene Senkungsgebiet zwischen dem See Genesareth und dem Toten Meer. Klimatologisch am besten bekannt ist von diesen Abschnitten jenseitlich der südliche Teil des Berglandes, da sich ja in und um Jerusalem eine ganze Reihe von Beobachtungspunkten befinden, darunter die 26 km südwestlich gelegene Bergstation Gebron.

Zu der Küstenzone liegen zwar verschiedene Stationen: im Süden Gaja, in der Mitte Jaffa und in dessen Nähe Sarona, im Norden an der Bucht von Akko und am fröhe des Karmel, Jaffa sowie auf dem Karmel das Karmelhotel, doch liefert hier bis jetzt nur Sarona den nötigen Anhalt und im Obor ist, wie schon erwähnt, Tibérias der einzige Stützpunkt für klimatologische Untersuchungen, da die Station Jericho im Süden nur sechs Monate in Betrieb war.

Das Klima Palästinas wird gekennzeichnet durch die von alters her schon bekannte scharfe Verteilung des Jahres in eine trockene Hälfte und in eine Regenperiode. Der Gegensatz zwischen dem trockenen Sommerhalbjahr und der Regenzeit in den früheren Monaten tritt so stark hervor, daß die Niederschläge für das Land eine höhere wirtschaftliche Bedeutung gewinnen als irgend ein anderer klimatischer Faktor, selbst die Temperaturverhältnisse eingerechnet.

Die Regenzeit beginnt durchschnittlich im letzten Drittel des Oktober und endet Anfang Mai. Sie erstreckt sich in Jerusalem im langjährigen Mittel auf 192 Tage, so daß die trockene Jahreshälfte etwas länger — 173 Tage — ist. Die längste Dauer

<sup>7)</sup> Met. Zeitschr. 1893, S. 256—262.

<sup>8)</sup> M. Wandenhorn: Die meteorologischen Beobachtungsstationen des Deutschen Palästina-Vereins im Jahre 1904. (Mitteil. u. Nachr. des D. Pal. Vereins 1904, S. 22.)

<sup>10)</sup> J. Hilderbrand: Die Niederschlagsverhältnisse Palästinas in alter und neuer Zeit. Zeitschr. des Deutschen Pal. Vereins. Bd. 25. Leipzig 1902. S. 5—106.

der Regenzeit betrug 227 Tage, die längste 126 Tage, die Abweichungen erscheinen sehr beträchtlich und machen sich dementsprechend auch in ihrer Einwirkung auf die Landwirtschaft, das Gedeihen der Mikraten der Ernte, stark bemerkbar. Der sogenannte Frühregen der Bibel fällt im Oktober und November. Er befeuchtet den ausgebrüteten Boden und macht ihn für die Bearbeitung geeignet. Die größten monatlichen Regenmengen, die allenthalben zwischen 100 und 150 mm betragen, werden im Dezember und Januar, im Bergland auch noch im Februar, gemessen. Tagesmengen von 80 bis über 100 mm sind in dieser Zeit nichts Außergewöhnliches. Diese heftigen Regengüsse fällen die Bäche, Quellen und die Flüsschen, in denen das Wasser für den trockenen Sommer überall aufgespeichert werden muß. Unter Spätr Regen versteht man die Niederschläge von März bis Mai. Sie sind nach Hann für das gebräuchlichste Reifen der Kulturen von großer Bedeutung. Denn ohne sie würden die Körner schrumpfen und verdorren unter der schon sehr frühzeitig wirkenden Sonne. Allerdings vermag reichlicher Spätr Regen allein einen zu geringen Niederschlag im Winter nicht auszugleichen. Nach Hilberichsd bedingt nur reichlicher und gut verteilter Regen während der ganzen Periode auch wirklich eine reichliche Ernte. Die Trockenzeit umfaßt die Monate Mai bis September und die Hälfte des Oktober. Fast gänzlich regenlos verlaufen die Monate Juli und August. Im Juli ist in Jerusalem während eines vierzigjährigen Zeitraumes noch nie Regen beobachtet worden. Auch in den übrigen warmen Monaten sind die Regengüsse ganz unbedeutend und liefern Gesamtschümmen von nur wenigen Millimetern.

Die Jahressummen des Niederschlags sind also in Wirklichkeit nur die in einem halben Jahre gesammelten Mengen. Sie entsprechen im allgemeinen den Jahresniederschlägen des norddeutschen Tieflandes. Ihre geographische Verteilung spiegelt den Einfluß der Bodenformen und der Lage zur Richtung der häufigsten Winde wieder. Am geringsten sind die Regensfälle im Ghor, da die westlich vorgelagerten Bergzüge den vom Mittelmeer wehenden häufigsten Winden den größten Teil ihrer Dampfgehalte nehmen. Die landwärts auf die Gebirgskette aufstrebenden Westwinde kommen daher nach Überwindung des Gebirgsrückens als relativ trockene und warme Winde in das tiefe Senkungsgelände herab.

So hat Tiberias im Jahre weniger als 450 mm Regen, während das Bergland über 600 mm empfängt. Jerusalem meist im 40jährigen Zeitraum 1861—1900 bei einer Höhenlage von 750 m eine Jahressumme von 657 mm auf, Hebron, 884 m, im kurzen, 7jährigen Mittel der Jahre von 609 mm. In größerer Höhe ist eine Zunahme der Feuchtigkeit bis 750 mm wahrscheinlich. Den Ebenen im Küstenland kommen Jahressummen von 500 bis 600 mm zu: Sarona 525 mm, Haifa 615 mm. Schneefall ist in Palästina, wenigstens im Bergland nicht außergewöhnliches, doch bleibt der Schnee selten mehr als einen Tag liegen. Unter 22 Wintern von 1860—82 befanden sich in Jerusalem 14, in welchen Schnee fiel, und in Hebron zählte man im 7jährigen Zeitraum durchschnittlich 4 Tage mit Schnee. Vom 14.—16. Februar 1900 lag dort der Schnee stellenweise 29 bis 34 cm hoch.

Die größten Schneemengen seit Bestehen von meteorologischen Beobachtungen verzeichnete man zu Jerusalem am 28. und 29. Dezember 1879, in welcher Zeit die Schneedecke bis auf 43 cm anwuchs.

Im Küstenland sowie auch im Ghor scheinen dagegen Schneefälle nicht vorzukommen, wenigstens findet man in den Beobachtungen keine Angaben darüber.

Ein weiteres Merkmal des Klimas von Palästina besteht in der geringen Anzahl der Tage mit Niederschlag während der Regenperiode, so daß für den einzelnen Regentag eine sehr große Dichtigkeit des Niederschlags herauskommt. In Jerusalem regnet es während des ganzen Jahres durchschnittlich nur an 56, in Sarona an 59 Tagen und ähnliche Werte sind auch an allen übrigen Orten wahrscheinlich. Rechnet man die mittlere Dauer der Regenzeit rund 190 Tage, so würde noch nicht ein Drittel dieser Zeit als Regentage zu bezeichnen sein, während die übrigen Tage dieser Periode trocken und meist feucht verlaufen. Hann sagt hierüber in seinem Handbuch der Klimatologie Band III, Seite 102: „Selten fällt der Regen mehrere Tage hintereinander, fast gibt es dazwischen einige schöne Tage und diese schönen Tage des Winters und Frühlings gehören zu den angenehmen, die das Klima von Palästina darstellt.“

Hilberichsd berechnet, daß  $\frac{1}{2}$  aller Regenwetterperioden nur einträglich sind, Perioden von mehr als 10 Regentagen hintereinander fanden in Jerusalem in 20 Jahren nur dreimal vor, die längste umfaßte einmal 14 Tage. Der Durchschnitt der nassen Periode stellt sich auf 2,3 Tage.

Dieses Verhalten der Witterung während der Regenzeit kommt auch in den Bevölkerungsziffern deutlich zum Ausdruck. So beträgt an der Küste auch während der feuchtesten Monate die mittlere Bevölkerung nicht mehr als 6, während sie im Bergland gleichzeitig nicht viel über 5 (Sechstel der Himmelsfläche) hinausgeht. Während des trockenen Sommerhalbjahres schwanken die monatlichen, mittleren Bevölkerungsziffern zwischen 1 und 3, als Jahresdurchschnitt ergibt sich für Sarona beispielsweise 4, für Hebron und Jerusalem nur ca. 3. Juli und August verlaufen vielfach bei absolut wolkenlosem Himmel. In Jerusalem zählt man durchschnittlich 140 wolkenlose Tage.

Was nun die Wärmeverhältnisse anbelangt, so fallen zunächst die großen monatlichen und täglichen Schwankungen auf. Das Jahresmittel liegt an der Küste etwa bei 20° und noch etwas darüber und die Monatsmittel bewegen sich zwischen + 12,5° im Januar und 26,0° im August (Sarona). Innerhalb eines jeden Monats kommen jedoch Schwankungen von 20° bis 35° vor und auch die mittlere monatliche wie die mittlere tägliche Schwankung erreichen noch hohe Beträge. In der Verteilung der Jahrestemperaturen macht sich der Einfluß der Höhenlage deutlich bemerkbar. Im Bergland, in der Höhe von Jerusalem und Hebron herrscht eine Temperatur von 15 bis 16,4°, am See Genezareth, 200 m unter dem Meeresspiegel, dagegen eine solche von 23°. Von besonderem Interesse erscheinen die absoluten Extremtemperaturen. An der Küste wie auch im Ghor kommen Kältegrade nicht vor. In Sarona sinkt die Temperatur selten einmal auf 0° (Februar und März), aber nicht darunter, so daß in diesem frostfreien Klima Palmen und Orangendäume in den Gärten der Tempelkolonie gut gedeihen. Ebenenmäßig werden Fröste in Tiberias beobachtet. Die tiefste Temperatur war dort im vierzigjährigen Zeitraum einmal 34° F. = + 1,1° C. Im Bergland dagegen sind Nachfröste und zwar recht intensive, mehrfach beobachtet worden. In Jerusalem tritt es jedes Jahr durchschnittlich in fünf bis sechs Nächten und es kommen Nachfröste auch im April und Oktober noch vor, selten aber hält sich das Eis tagsüber. Als tiefste Temperatur wurde — 4° am 20. Jan. 1864 abgelesen, während in Hebron im Jan. 1898 die Temperatur sogar einmal auf — 7,3° sank. Die höchsten Wärmegrade im Sommer gehen im Lande mehrfach über 40°. In Jerusalem wie in Sarona wurden als höchste Wärme 44,4° beobachtet, in Tiberias sogar 45,5° (Juni 1899), während man innerhalb des kurzen Zeitraumes in Hebron 39,5° als absolutes Maximum (Aug. 1896) feststellte. Der Unterschied zwischen den Extremwerten beträgt also ca. 45 bis 50°. In Tiberias ist die Hitzeentwicklung in den Sommermonaten zweifellos am intensivsten und regelmäßigsten, denn in den Monaten Juni bis September pflegen dort in jedem Jahre Temperaturen von mehr als 40° aufzutreten und die höchsten Monatsmittel, Juli und August, ergeben nach einer vorläufigen Feststellung Werte von ca. 31°.<sup>10)</sup>

In Sarona lagen Temperaturen von 40° und darüber im Juni, August, September und selbst noch im Oktober vor.

Unter den Winden spielen die regenbringenden, aus westlichen Richtungen die wichtigste Rolle, sie walten im Winterhalbjahr vor. Im Sommer herrschen dagegen Nord- und Nordwestwinde. Die Nordwinde sind kühl und erfrischend, man fürchtet sie aber wegen ihrer Schärfe selbst in der heißesten Zeit, da sie Halsentzündungen und Fieber verursachen. Seit der Wind im Sommer aus, so steigert sich die Hitze nachmittags bis ins Untragliche. Die Nächte sind dagegen stets kühl, so heißt der Tag sonst geworden sein mag. Letzterer Umstand, verbunden mit einer äußerst intensiven Laubbildung, macht auf den Hochgebirgen auch in den wärmsten Monaten ein Übernatürliches im Freien zur Unmöglichkeit.

<sup>10)</sup> Nach James Glaisher beträgt die durchschnittliche, tägliche Schwankung zu Jerusalem im 15jährigen Zeitraum 1882—1896 19,8° F. = 11° C, die mittlere monatliche 39,6° F. = 22° C. Weide sind am Heißten im Winter, am größten im Sommer.

<sup>11)</sup> Die Beobachtungen der Station Tiberias unter Dr. Torrance sind von 1896 bis 1901 regelmäßig in den Quarterly statements of P. E. F. durch den englischen Meteorologen und Aeronauten James Glaisher veröffentlicht und in Jahresberichten erörtert worden. Unsere Zahlen sind die zwölfjährigen Mittel dieser Berichte.

leit.<sup>1)</sup> Selbst die Felsbächer trüben des Morgens vor Rässe. Doch vermag die Form des atmosphärischen Niederschlags keineswegs einen Grad für den fehlenden Regen zu bieten und obes Sympendium findet man zu jeder Zeit dort, wo im Winter üppig grüne Weizen und Gerstfelder sich ausbreiten.

Sehr gefährdet ist der Südpolwind, der Scirocco, wegen der großen Trockenheit und Hitze, die er verursacht. Er verweht und trocknet alles und bemerkt außer großem körperlichen Unbehagen auch Fiebererkrankungen. Er ist am häufigsten im Herbst und seinem Einflusse schreibt Hann den geringen Rückgang der mittleren Monatstemperaturen in der Übergangszeit bis zum Beginn des Winters zu.

Seine mechanische Kraft ist — nach einer Silberlung von O. Kerlln<sup>2)</sup> — gewöhnlich nicht groß, zuweilen aber tritt er in schweren Stürmen mit seinem Staub auf, wobei die heiße Luft

<sup>1)</sup> Die mittleren Minima des Juli und August ergeben 18,0 bzw. 17,7°. Abiolate Minima von 13 bis 14° sind in dieser Zeit sehr selten, fast zu beobachten. Vereinzelt kommen auch noch tieferer Temperaturen, bis 10¼°, vor.

<sup>2)</sup> O. Kerlln: Das Klima von Jerusalem. Zeitschr. d. D. Pal. Ver. Bd. 14, 1891, S. 107.

### Bücherbesprechungen.

— Rudolf Lothar: „Das deutsche Drama der Gegenwart“. München, Georg Müller. — Rudolf Lothars neuestes Buch nennt sich nicht die „Geschichte“ des deutschen Dramas der Gegenwart. Es weist nicht an übergroßen Gruppen, dramatischen Namen und überdauernden Schöpfungen den Wert oder Unwert einer ganzen Epoche nach, deren Merkmal in den Erben aus früher ferne verzeichnet werden soll: gleichsam ein Spiegel gibt es nur „Richtungen, Strömungen und Stoffkreise“, Kämpfe mit verdohten Zielen, Ideen, Pläne und Proben wieder, die sich alle um ein dennoch deutlich erkennbares Motiv, um das neuzeitliche Heimitos des Romantismus ranken. Aber Rudolf Lothar ist ein feiner Kopf. Von den Allen weiß er mehr, als den Jungen vielleicht lieb ist, das mühselige Aufbringen ihrer Kunst, ihre brausenden Revolutionen, ihre Scrupelien und ihr Verfall haben sich ihm zu einem Bilde lebensvollster Klarheit verdichtet und die lehrsame Historie trägt ihn fieber nummehr auch in unsere Tage, die er an totgefahnen Prinzipien zwar nicht misst, wohl aber versteht. Daß wir vom müden Naturalismus, der vor zwei Legennien in ein noch mürberes Epigonenatum brach, auf zehn verdiebnen Pfaden — fünf davon mögen ja freilich Jerspfade sein — wieder einmal nach der unversorgten blauen Blume aufzubreiten: das ist nicht neu, das war immer so, — schon da die Stürmer und Dränger sich ihrer eigenen Kunstzeit zu verwundern begannen und noch früher. Und auch der Lust dieser blauen Blume ist nicht anders worden, verändert hat sich bloß unsere Nase, die ihn inmitten aller absonderlichen Blüten eines vormordrischen Menschheitsentwicklung vor Ruancen nicht mehr so leichtlich finden kann. Man kann heute nicht mehr Kunstgeschichte schreiben, ohne auf die politische Geschichte Bedacht zu nehmen, ohne stets Kunstgefühl mit Sozialgefühl zu vergleichen. In welchem engen Kontakt die soziale Frage mit allen Fragen der Kunst steht, das zu erschöpfen, blieb unserer Zeit vorbehalten.“ Alle Schatten und Lichter, die über der Heimatgeschichte des Künstlers, des Dichters lagern, wieht er freilich wieder über sein Wert, alle Fäden, die in der Gesellschaft spinnen, lösting der Dramatik gelichtet zu seinem Namen. Lothar spricht von der Heimatkunst darum, wie vom Stänkefud, vom Drama der Bürger wie der Bauern. Partikularistisch wie alle Kunst ist das Drama von heute, das die Museenbüberei der Naturalisten so vorbereitet hatte. Vom einfärhigen Drama der „armen Leute“ führt zur Sondertragödie des Offiziers keine allzulange Brücke. Die Sehnsucht nach äußerer Bunttheit wenigstens hatte sie schnell gebaut. Die Sehnsucht hatten die Naturalisten, besangen von all ihrem grauen Elend, nicht gefannt. Oder sie hatten sie doch verleugnet. Somit sie aber — und in welcher Form immer — neu erland, lag der Weg zur Romantik auch schon wieder frei: die Sehnsucht ist die Wiege der Romantik. Jmal sie hier ihre schärfste Gegernerin, die trasselle Natur gebat. So erneut sich uns ein emig-nues Wechselpiel. Lothar beleuchtet es als geistreicher, oft amüsierter Zuschauer in allen Tiefen. Er beginnt

wie der Rauch eines Schmelzofens brennt und der Sand das Gesicht der Reitenben verunehrt, die von ihm überfallen werden. Die Sciroccoall hat einen besondern Geruch, nicht unähnlich dem eines brennenden Ziegelfofens.

Wir kommen zum Schluß. Wenn auch die vorliegender Angaben über Temperatur, Niederschlag und Wind bisher nur einer verhältnismäßig geringen Zahl von Beobachtungspunkten entnommen, so gestalten sie zweifellos schon jetzt einen deutlichen Einblick in die Eigenart dieses Klimates. Das Klima Palästinas ist ein subtropisches mit harten Winternöneren, die durch die Lage des Landes im Osten des Mittelmeeres, sowie durch lokale Faktoren, vor allem die Höhenformen bedingt sind. Seine charakteristischen Merkmale bestehen in einem überaus scharfen Wechsel zwischen Trockenheit und Nässe, Wärme und Kühle, sowie in einer jahreszeitlichen Änderung der Windrichtungen. Er aber auch das klimatische Bild in den Umriszen zur Zeit schon vorhanden, so bleibt der Einzelforschung doch noch manche wichtige Aufgabe vorbehalten. Man wird deshalb der grünlichen, wissenschaftlichen Bearbeitung des gesammelten meteorologischen Materials leitens der österreichischen Generalanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien mit dem größten Interesse entgegensehen.

mit Jola, Jblen und Tolstoi, fängt ihre Reflexe auf und weist nach, wenn sie irrelevanten. Er spricht von dem Symboliker Maeterlind, dem Dichter wädhtigen Todesgrauen, dem Stimmungspoeeten, aus dessen Manteltragödie er die Tragikomödie kommender Lage herzulieuen sucht, ihr Urbild führt ihn zu Franz Werfel und Ibsen, über die Sozialkritik der Russen und selbst die ferneren Einflüsse eines Ude gelangt er wieder zum modernen religiösen Theaterstück. Ist sind diese Linien fängigedreht und abenteuerlich, aber Lothars ruhige Definition des Wesens der Kunst, der Einbild, den er in die Technik unseres Dramas gewährt, jene Technik, die als Schablone vorerst nur Unheil stiftete, Rebenunwürde und Rebengebiete, deren Beziehungen zum Drama er Flug aufdeckt, lassen sie doch immer glaubhafter und schließlich meist annehmbarer werden. Daß mit der Entwicklungsgeschichte des Dramas Hand in Hand auch unsere äußere Theaterkunst geht und umgekehrt, ist selbstverständlich. So halt sich Lothar seine Beweise und Belege auch unmittelbar von der Bühne herab — daß sie sich unwillkürlich zu einer glänzenden Charakteristik all derer vereinen, die heute mimen und spielen, verfehlt nicht —, die moderne Kritik muß ihm ihre Einflüsse eingesehen und selbst das Publikum erklärt wieder. Lothars Band zerfällt in zwei Teile. Beschäftigt sich der erste trotz seiner konkreten Beispiele fast ausschließlich theoretisch mit dem Drama der Gegenwart, so gibt der zweite wieder nur die Porträts von Dichtern. Man trifft da in und neben dem vollendeten Essay über „die Wiener“, deren Führer nicht Hugo v. Hofmannsthal ist, manch scharfes Einzelbild guter Bekannter und häufig genaug auch wieder Namen, die mit all den andern vorerst noch nicht genannt sein sollten. Aber Lothar entschuldigst sich: „Wenn wir neben den vielgeleiteten Autoren auch jureitlich ausführlich Dichter besprechen, deren Güte wenig oder gar nicht gespielt werden, so geschah dies, weil in diesen Pöeten die Erwägung deutlich erkennbar ist, die heute und die Kunst emporspricht.“ Gut. Im Grunde fehlt von den Typen keine: zu viel mag uns lieber sein als zu wenig. Und da Lothar immer und überall das Recht der Persönlichkeit für den Dichter versteht, können wir es ihm nicht verdenken, daß er, der fähmlichste mitläufigste Kritiker, das gleiche Recht für sich beansprucht und unser Drama, das er mit unglücklichem Preise studiert, so gibt, wie er selbst es liebt. K. F. N.

— Meyer, E. R., Oberlehrer in Wöglan. Schleiermachers und C. S. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Gr. 8°. 288 S. Geh. 4 M., geb. 5 M. Leipzig, Verlag von Friedrich Janz. — Eine kirchengeschichtliche Monographie, die dem theologischen Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld zu seiner 150jährigen Jubelfeier und insbesondere dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niebisch gewidmet ist — eine quellenmäßige Schrift, die und nicht bloß über Schleiermader, den Herrnhuter und Erbherrnhuter und Herrnhuter höherer Ordnung (o. Brinmann spielt nur eine Nebenrolle) manche schätzenswerte Mitteilung bringt, sondern auch den Herrnhutismus jener Zeit uns recht eingehend und anziehend schildert. D. K.



**Erschint**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die königliche  
Censur der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Wiskert in Leipzig.

Nr. 37.

Dienstag, den 28. März, abends.

1905.

Das Austreten von Spätfrost.

Nach den Beobachtungen von Leipzig trat in den 41 Jahren von 1864 bis 1904 in der Zeit vom 21. April bis 21. Juni 65 mal Nachtfrost ein. Diese 65 Spätfrostfälle verteilen sich auf 22 Jahre, so daß also auf je 2 Jahre etwa einmal Spätfrost kommen würde. Auffällig stark sind die Jahre 1864, 1873 und 1874 an diesen Frostercheinungen beteiligt. Es traten im Jahre 1864 in 5 Nächten, 1873 in 8 Nächten und 1874 in 7 Nächten in der Zeit vom 21. April bis 21. Juni Fröste ein. Der Monat Juni kommt hinsichtlich der Spätfrostfälle, wenigstens nach den Leipziger Beobachtungen, nicht in Betracht. Wenn auch die letzte Aprildebatte bezüglich des Auftretens von Frost an erster Stelle steht, so ist doch auch der Mai stark mit Frostercheinungen in dem 41jährigen Zeitraum durchsetzt. Der späteste Frost trat am 23. Mai des Jahres 1866 ein. Bei allen diesen Frostercheinungen handelt es sich nur um wenige Kältegrade. In der Regel gibt das Minimumthermometer dann Temperaturen von  $-0.1$  bis  $-2.0^{\circ}$  C. an. Es kamen jedoch auch Spätfrostfälle mit über  $-2.0^{\circ}$  C. vor, wenn auch sehr selten. Innerhalb der genannten 41 Jahre war die tiefste Temperatur während der erwähnten zwei Monate  $-2.7^{\circ}$  C. am 24. April 1873.

Aber selbst diese wenigen Kältegrade sind imstande, die Vegetation, die sich in dieser Zeit in ihrem ersten Entwicklungsstadium befindet, empfindlich zu schädigen. Man hat sich daher bereits seit Jahren bemüht, die Wirkung der Spätfrostfälle abzufschwächen oder das Auftreten derselben unmöglich zu machen. Die Frostercheinungen im Frühjahr stehen in enger Beziehung zur Temperaturabstrahlung des Bodens. Ist die Luft so trocken, daß sich die Ausstrahlung des Erdbodens sehr lange fortsetzen muß, ehe eine Verdichtung des Wasserdampfes erfolgen kann, so wird dabei in der Regel die Lufttemperatur bis unter den Nullpunkt abgekühlt. Bei entsprechendem hohem Feuchtigkeitsgehalte der Luft steigt die Temperatur, bei welcher die Auscheidung von Feuchtigkeit beginnt, über dem Nullpunkt und die bei der Auscheidung von Feuchtigkeit frei werdende Wärme verhindert dann ein weiteres Sinken der Lufttemperatur. Man hat aber mit der Feststellung der Ursachen der Erscheinung von Spätfrost auch ein Verfahren an der Hand, mit dessen Hilfe man es ermöglichen kann, rechtzeitig zu erkennen, ob in einer darauf folgenden Nacht Frost eintritt oder ob ein solcher nicht in Aussicht steht. Man ermittelt zu diesem Zwecke bereits am Nachmittage den Taupunkt. Unter Taupunkt versteht man die Temperatur, bei welcher für einen bestimmten Feuchtigkeitsgehalt der Luft die Auscheidung des Wasserdampfes beginnt. Liegt also der Taupunkt am Nachmittage bereits auf dem Nullpunkt oder darunter,

so ist mit Sicherheit Nachtfrost zu erwarten. Für die 65 Fälle von Spätfrost, die in Leipzig beobachtet worden waren, ist nachträglich dieses Ermittlungsverfahren durchgeführt worden. Es ergab sich, daß bei 56 Frostercheinungen der Taupunkt bereits nachmittags 2 Uhr auf dem Nullpunkt bez. darunter lag, weitere 5 Fröste konnten durch Ermittlung des Taupunktes bis abends 6 Uhr vorausbestimmt werden und nur 4 Fröste waren durch die Taupunktbestimmung nicht im voraus zu erkennen.

Dieses Resultat zeigt, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit auf Nachtfrost nach genannter Methode zu schließen vermag. Nur sind zwei Momente dabei im Auge zu behalten, die auf die Bildung von Nachtfrost einen wesentlichen Einfluß mit ausüben. Es sind diese: klarer Himmel und Windstille. Treten in diesen Erscheinungen nach dem Nachmittage Veränderungen ein, so wird selbst dann, wenn der Taupunkt unter Null liegt, Nachtfrost nicht zu erwarten sein. Klarer Himmel und Windstille begünstigen die Bildung von Nachtfrost in außerordentlich hohem Maße, während Wolkendeckelung und Wind das Entstehen von Nachtfrost verhindern.

Die Feststellung des Taupunktes geschieht am einfachsten und sichersten unter Benutzung eines Psychrometers. Man hat für die Zwecke der Nachtfrostprognose eigene Nachtfrostthermometer konstruiert, unter denen aber in der mechnischen Werkstatt von Kühne-Chemnitz hergestellte zweifellos eine hervorragende Bedeutung verdient. Die Feststellung des Taupunktes geschieht hier mittels eines Psychrometers und zwar ist unmittelbar durch einfache Ableitung zu erkennen, ob in einer nachfolgenden Nacht Frost zu erwarten ist.

Die rechtzeitige Nachtfrostprognose, die immer am Orte selbst ausgeführt werden muß, da die Bildung von Nachtfrost vorwiegend auf lokalen Einflüssen mit beruht, ermöglicht es dem Gärtner, Gartenbesitzer oder Landwirt, Maßnahmen zum Schutz der Kulturen im ersten Entwicklungsstadium zu ergreifen. Ganz besonders empfiehlt sich das Räuchern. Vorzugsweise vermag die Bildung von Rauch beim Verbrennen nassen Strohes, Stalldüngers und nassen Heiligh die Ausstrahlung der Erde zu verhindern und Eintreten von Frost zu verhüten. Man hat immer die besten Erfolge mit dem Verbrennen nasser Substanzen erzielt und erklärt sich dies daraus, daß ein Teil der Wärme des Feuers zur Verdampfung des Wassers verbraucht wird und auf diese Weise kein starker Kälteeinfluß des Rauchs erfolgte. Der Wasserdampf zieht als Nebelmasse dicht über dem Erdboden hin und daher ist die Wirkung eine intensivere als beim Verbrennen trockener Substanzen. Gr.

Henriette Bünon-Grabau.

Geboren am 29. März 1805.

Su den talentvollsten Sängern in der Zeit, da Christian August Pohlenz (1827—1835) und Felix Mendelssohn-Bartholdy (1835—1848) an der Spitze des Leipziger Kongertens standen, gehört unstreitig Henriette Grabau. Henriette Eleonore Magdalene Grabau war am 29. März 1805 in Bremen geboren. Ihr Vater war dort Lehrer an der Schule des Kirchspiels der Vieb-frauenkirche und Organist an derselben. Von diesem, der in dem Musikleben Bremens eine Rolle spielte, und dem Musikdirector Niern wurde sie mit ihren Geschwistern Adelheid, Maria und Johann Andreas zuerst in der Musik, in Gesang und Klavierunterricht unterwiesen. Ihr Talent entwickelte sich bald. Sie verfügte über eine angenehme Stimme. 1824 ging sie nach Dresden. Fort setzte sie ihre Gesangsstudien bei dem Gesangslehrer Risch fort.

Im Frühling 1826 kam sie nach Leipzig. Hier trat sie unter Johann Philipp Christian Schulz zum erstenmal am 16. März im Abonnementkonzert mit einer Arie von Rossini auf, mit der Szene aus Tebaldo ed Isina von Porfack: Bella stella matulina. Sie gefiel gleich so, daß die Konzertdirektion sie für den nächsten Winter 1826/27 engagierte und dann fort und fort zwölf Jahre lang. Die letzten drei Jahre stand sie unter Mendelssohn. Sie blieb in den 12 Jahren die Hauptfängerin im Konzert. Die Jahresfrist zur hundertjährigen Jubelfeier der Einweihung des Konzerthauses im Gewandhause zu Leipzig von 1884, der wir teilweise die Notizen entnehmen, lag, von ihr: „Selen ist es, daß eine Künstlerin so lange in ihren Vorträgen gleich bleibt, wie es bei ihr ge-

schab, immer sicher ihr Kunstziel verfolgend, immer gewissenhaft dem Ideale der Schönheit lebend, immer mehr in der Darstellung sich ätzend, immer mehr in dem Wohlklang der Stimme sich vergebend; so mandelte sie ihre Bahn aufwärts nach dem Vichte der Kunst. Daher kam es auch, daß die Fußförschheit in der Jüngung gegen sie sich ebenso gleich blieb, daß die Kritik noch länger bei erstreut noch ausdriek: »sie habe allgemein anerkannt nie schöner gelungen, als in diesem Jahre.« Die außer der Möglichkeit lag es, daß das Publikum sie für ihre Vorträge hätte gleichgültig werden können. Es waren eben nicht Vorträge für den Augenblick. Denn die Stimme hatte weder große Kraft, noch außergewöhnlichen Umfang, die Fertigkeit des Gesanges hatte nichts von »Travours« an sich, die Darstellung nichts von dramatisch-leidenschaftlicher Erregtheit, die Empfindung nichts von Glut, um für den Augenblick hinzureisen; aber in der ganzen Art und Weise ihres Gesanges, der bis zur Vollenbung klar im Klange und rein in der Intonation war, spiegelte sich als wie auf einer klar zu überschauenden, durch nichts getrübt werden würde Fläche das ewig Gleichmäßige, die Schönheit geistig-idealen Wesens in reinem Abglanze wieder. Deshalb erschienen auch die italienischen Kriten bei ihr in einer Bewunderung, welche dieselben sehr annehmlich machte. Song sie aber ein Lied, oder eine Arie wie »Jerusalem, du bist so schön! — man erinnere sich der ersten Aufführung des »Paulus« —, da erreichte sie die Höhe der ausführenden Kunst zu wunderbarer Wirkung.

Die Breitwäpfer Zeitung sagt über sie: »wie über ihre Schwester Adelheid nach ihrer ersten Tätigkeit: »Die Stimmen sind jugendlich und kräftig und die Fertigkeit der ersten (Henriette) ist schon sehr bedeutend, ausgezeichnet für deutsche, als für italienischen Gesang, was uns aber nicht unlieb ist. Ihre Vorträge verdienen alles Lob; überhaupt ist ihr Gesang mehr durch reinen Ton und ungetrübte natürlichen Ausdruck angenehm, was sie sich doch ja auch bei zunehmender Kunstfertigkeit nach der Schule des herrschenden Geschmacks erhalten möge.« In der Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 14. Februar 1827 wird besonders hervorgehoben, daß Henriette im 14. Abonnementskonzert 1826/27 die Syene und Arie aus Fidelio »Abgeschwinder, wo eilst du hin« mit so wahrem Gefühle und mit so feinem und vollem Tone vorgetragen, daß der lebhafteste Beifall den ganzen Saal durchdrachte. In dem Konzert zum Andenken an Beethoven, das am 18. Oktober 1827 aufgeführt ward, sang sie die Arie »Ah perfido, spergiuo«, in dem vorhergehenden Romberg's Komposition der Sehnsucht von Schiller, letzteres mit besonderer Innigkeit.

Daß Mendelssohn den Wert einer solchen Künstlerin erkannte, übertrifft nicht. Er verhalf ihr aber auch zu neuer glänzender Tätigkeit. Auf dem niedererrheinischen Musikfeste in Düsseldorf am 22. und 23. Mai 1836 mußte sie auf seine Veranlassung als Sängerin mitwirken und namentlich bei seinem »Paulus«, den er für das Fest komponiert hatte und dort zum erstenmal auführte, als Solistin auftreten. In der ersten Einladung zu den Konzerten unter seiner Leitung 1835/36 heißt es von ihr: Was die Gesangspartie betrifft, so hat sich das

Konzert ferner der Mitwirkung der durch ihre bisherigen vorzüglichen Leistungen um dieselbe sehr verdienten Demoiselle Grabau zu erfreuen. Unter David, der für den an Walfen erkrankten Mendelssohn eintrat, sang sie am 15. Sept. 1838 im »Paulus«, der in der Paulinerkirche aufgeführt ward, wieder hervorragende Solopartien.

Am Ende der Winteraison am 21. März 1839 trat sie zum letztenmal öffentlich auf. Das Programm dieses Schlußkonzertes lautete: Große Symphonie von Franz Schubert (C-dur, Manuscript); der 42. Psalm von Mendelssohn; Overtüre von Mendelssohn (Manuscript); der Frühling aus dem »Jahreszeiten« von Hayden. In den beiden Vokalarten, Psalm 42 und Hayden's Frühling sang Henriette Grabau die Sopran-Partie. »Ihr herrlicher Gesang«, so heißt es in der oben genannten Festschrift, »verhallte in dem Saale, dem er 13 Jahre lang zur Freude gereicht hatte.« Sie gab die öffentliche Tätigkeit darum auf, weil sie seit dem 2. April 1837 mit dem Kaufmann Julius Alexander Bänau, in Firma J. A. Eimburger, vermählt war und fortan ihrer Familie leben wollte, ihrem Gatten und ihrer am 12. April 1838 gewordenen einzigen Tochter Helene. In privaten Kreisen hat sie noch oft ihre Stimme ertönen lassen und bei kritischen Aufführungen gern mitgewirkt. Das die Arie »Jerusalem« ihr besonders gelang, wird hervorgehoben. 1843 übernahm sie an dem neugegründeten Konservatorium eine Stellung den Gesangsunterricht.

Am 28. November 1852 starb sie, 47 Jahre 8 Monate alt; sie schied aus dem glücklichen Kreise ihrer Familie insolge eines schweren Lungenleidens. Ihre irdische Hülle wurde in dem Familiengrabnis von J. A. Bänau auf dem neuen Johannisfriedhof, II. Abteilung rechts an der Mauer, im mittleren Grab der linken Seite beigesetzt. Ihr Sarg wurde von der Konzertdirektion reich mit Kränzen und Blumen geschmückt. Der neuen Heimgegangenen widmete eine Freundin folgendes Gedicht:

Ein treuer Beifall war Dein ganzes Leben,  
Dem Unsel erger Harmonie entflohen,  
Die ihre Himmelstöne mild entandte,  
Dein artedasteltes Wesen zu befehen.  
So hast in unvergänglich schönen Stunden  
Du alle, die Dir lauchten, sich entzündet  
Mit Deiner Lieder seltsamen Klängen,  
Und freudig sog ein jedes Herz Dir zu! —  
Doch auch als ich zum letztenmal Dich sahste,  
Still traubend an dem Lager Deiner Schmerzen,  
Da lagst mir Dein frohst verklärtes Bild,  
Doch bald die Hülle wahl mit leichtem Flügel  
Der erten Hülle sich bereit entzweigete. —  
Nun ist's vorüber, Ausgetmet hat  
Die süßen Haude, jeder Ton verflungen,  
Nur der Erinnerung Echo lebt in uns.  
Still weinend steht bei: Gatte, Tochter, Freunde,  
Und schauet Dir noch zu der Verklärung Obden! —  
Doch Du hienieden schon so süß gelungen,  
Wie lieblich wirkst Du nun an Gottes Throne  
Ihn preisen in der sel'gen Engel Chöre!

### **Wörterbezeichnungen.**

— Deutsche Geschichte von Otto Kaemmel. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage. Trebbin, Verlag von Carl Damm, Königl. Sächs. Polzbuchhändler. 1905. 2 Bände, 687 und 603 Seiten. Preis geb. 12 M. 50 S. — Kaemmel's Deutsche Geschichte, die heute in zweiter, durchgesehener und wesentlich ergänzter Auflage vorliegt, ist schon bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1889 von der Kritik in ziemlich einseitigem Urteil zugehoben worden, daß sie bei der ihr gestellten Aufgabe, den weiten Vorkreis der gebildeten und denkenden Leser eine übersichtliche, lebendig und anschaulich geschriebene und auf den Resultaten eigener und fremder wissenschaftlicher Forschung begründete Darstellung der deutschen Geschichte zu geben, in vollem Maße gerecht geworden ist. Eine durchgehende nochmalige Nachprüfung der ganzen geschichtlichen hier verarbeiteten Stoffmasse erübrigt sich damit um so eher für uns, als uns für eine solche Prüfung, selbst wenn wir sie vornehmen wollten, schon der Raum an dieser Stelle mangeln würde. Wenn der dem zweiten, vom weltlichen Frieden bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts reichenden Bände als Motto vorangestellte Spruch: »Männer machen die Geschichte« im ersten Augenblick geeignet erscheint, mit seiner apodiktischen Kürze und Ein-

seitigkeit gewisse Bedenken zu erregen, so erlebt man bei späterem Eindringen in die Darstellung auch bei ihm wie bei so manchen derartigen Programmprüchen die angenehme Enttäuschung, daß er weniger, als man wohl befürchten konnte, eine bindende Richtschnur für die ganze Darstellung abgeben hat, als er vielmehr einer gewissen Grundausfassung des Verfassers vom historischen Werden Ausdruck geben sollte, einer Auffassung, die aber ihren Träger nicht gezwungen hat, sich der Fülle und Mannigfaltigkeit der andersgearteten geschichtsbildenden Faktoren ganz zu verschließen. So bemerken wir, daß Kaemmel, der schon im Vorwort zur ersten Auflage sich Wilhelm Ritsch und Gustav Freytag als zu laut verpörricht erklärt, der gesamten kulturellen Entwicklung, den wirtschaftlichen und zeitigen Wandlungen und Strömungen Rechnung getragen und auch die Ergebnisse und Erzeugnisse der neuen Entwicklung unserer Geschichtswissenschaft auf sich hat wirken lassen. Sagt er doch J. B. im 2. Bande auf S. 547 von Lampröck, er habe in seiner »Deutschen Geschichte« den sühen und getöulden Verlust gemacht, den ganzen Werdegang des deutschen Volkes unter sozial-ökonomischer Entwicklungsgesehe zu stellen. In welchem Maße die kulturgeschichtlichen Variation des Kaemmel'schen Wertes in der zweiten Auflage gegenüber der ersten eine Erweiterung erfahren haben,

haben wir in einzelnen nicht nachprüfen können. Dagegen seien hier gleich einige andere wesentliche Vorgänge der zweiten vor der ersten Auflage hervorzuheben. Die Darstellung, die früher mit dem Jahre 1871 abbrach, ist jetzt bis auf die Gegenwart fortgeführt. Diese Erweiterung, verbunden mit anderen Aufstellungen, hat eine Teilung des Werkes in zwei handliche Bände veranlaßt, während früher der eine Band etwas voluminös geraten war. Weiter hat das Werk am Schluß des zweiten Bandes ein ausführliches, die Benutzung wesentlich erleichterndes Register erhalten, das die erste Auflage vermissen ließ. Schließlich sei noch bemerkt, daß die ganze Ausstattung eine elegantere geworden ist. Leider müssen wir hieran zugleich einen Tadel schärfen, der um so schwerer wiegt, als das Werk doch wie für die gebildeten Väterkreise überhaupt, so auch ganz besonders für die Letztere unserer reiferen Jugend auf den höheren Schulen berechnet ist. Unser Tadel bezieht sich auf eine recht lange Reihe sehr löblicher Druckfehler, die besonders den ersten Teil entsetzlichen und zumweilen direkt das Verständnis des Gesagten erschweren. Hierfür nur ein Beispiel. (II. B. S. 344): „Neben solchen Bestrebungen (Weidenmission) sondern nun andere Bemühungen um Erhaltung und Förderung des evangelischen Glaubens in katholischen Ländern.“ Wir haben es etwa nach den ersten 150 Seiten des I. Bandes ausgelesen, und die begehrenden Druckfehler zu vermehren, und es schien uns aber, als ob ihre Häufigkeit später abgenommen habe. Daß sie aber auch später nicht ganz fehlen, zeigt das eben angeführte Beispiel. Nach dieser Richtung wäre also für eine neue Auflage mehr Sorgfalt zu empfehlen. Auch das nicht eben seltene Vorkommen einzelner Buchstaben und Wörter aus der ersten Seite hätte vermieden werden sollen. Zu dem Inhalt sollen nun nur noch ein paar kleine Ausführungen gemacht sein. Wenn auf S. 35 (Bd. I) gesagt ist, daß die Kinder der Germanen bis zur Weltgeschichte meist nach in Haus und Hof umhergelaufen seien, so dürfte wohl schon ein Hinweis auf die klimatischen Verhältnisse genügen, um diese Behauptung als eine irrthümliche erkennen zu lassen. Ein Vergleich zwischen dem Kampf der Germanen gegen Bars und dem Kriege von 1813, oder die Beziehung einer Prophezeiung von der Weidener Kaiser Friedrichs II. als Sänters und Vaters der verorteten Kirche auf Luther wollen uns allzu sehr konstruirt erscheinen. Bei der Besprechung der Dreierbewirktung auf S. 104 (Bd. I) ist es uns nicht klar geworden, wie der Verfasser zu der Berechnung gekommen ist, daß immer nur ein Fünftel der ganzen Flur angebaut gemeint sei, während vier Fünftel als Brache, ewige Weide und Waldland liegen blieben. Meint der Verfasser, daß das Verhältnis von Wald und ewiger Weide zum Ackerland stets ein festes gewesen sei, um die Fünftelung aus diesem Verhältnis herausrechnen zu können, und wie rechnet er? — Aus dem 2. Bande möchten wir zu der Darstellung über das Verhältnis des großen Kurfürsten zu den Konfessionen (S. 23 ff.) bemerken, daß seine Kirchenpolitik, mag sie in der Theorie noch so paritätisch für Reformirte und Lutheraner ausgelegt, in der Praxis doch für die Letzteren manche recht schärbare Härten hatte. Schon das Verbot des Besuchs der Universität Eittenberg für die brandenburgischen Theologen traf nur die Lutheraner. Schlimmer noch war das unter behördlichem Schutze erfolgende Eindringen reformirter Geistlicher in lutherische Pfarrstellen. Einen besonders trafen Fall dieser Art aus dem Jahre 1660 für die Propstei S. Andreas auf dem Berge von Grotzen a. O. hat der Verfasser anderen Ortes ausführlicher dargestellt. Wenn endlich auf S. 531 gesagt wird, daß der Spott seiner agrarischen Gegner Caprioli als den Mann „ohne Art und Palm“ bezeichnet habe, so war es nach unserer Erinnerung Caprioli selbst, der zuerst diese Bezeichnung für sich gefunden hat. — Nach diesen Einzelbemerkungen sei noch ein kurzer Blick auf das Ganze der Darstellung geworfen. Ausgangspunkt für die Betrachtungsweise bleibt bei Kaemmel stets der Gang der politischen Geschichte. Die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe erscheint ihm als ein „zweimaliger Anlauf zur Bildung einer leistungsfähigen Gesamtverfassung für die Nation, gewissermaßen als ein einziger großer Verfassungskampf.“ Danach gliedert sich ihm das Ganze in vier Hauptabschnitte: I. Die germanischen Stämme im Kampfe mit dem römischen Reich (bis 493 n. Chr.). II. Die Heidschiltungen auf germanisch-römischer Grundlage (481—1273). III. Die Auflösung des römisch-deutschen Kaiserthums und die Entfaltung des deutschen Bundesreiches (1273 bis 1871). IV. Das Deutsche Reich als der Centralstaat des deutschen Volkthums (seit 1871). Wir nehmen diese Einteilung

als etwas Gegebenes hin, wenn man über ihre Zweckmäßigkeit auch streiten könnte, und besonders der zweite und dritte Abschnitt etwas reichlich gehandelt erscheinen, denn was uns der Verfasser in diesem Rahmen bietet, darf als Ganzes — einzelne Ausstellungen haben wir ja oben gemacht — als eine durchaus erfreuliche Leistung mit Dank empfangen werden. Unser ersten Höhepunkt der Darstellung bedeutet die liebe- und verständnisvolle Schilderung der weltgeschichtlichen Aufgabe Karls des Großen. Je weiter dann die Entwicklung fortschreitet, um so mehr gewinnt die Darstellung Wärme und Farbe. Je näher der Gegenwart, desto lebendiger führen wir die gemüthliche Anteilnahme des Autors an seinem Stoffe, die dem Leser sich unwillkürlich mittheilt. Eine glückliche Darstellung der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, in der sich Freiheit des Verständnisses mit Besonnenheit und Klarheit des Urtheils harmonisch paart, haben wir — notabene in Geschichtswerken ähnlichen populären Charakters — noch nicht gelesen. Wie knapp und treffend ist z. B. die Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. auf S. 341: „Buerst ein Christ, dann ein Deutscher, ganz zuletzt ein Preuße.“ Auch der in der 2. Auflage ganz neu hinzugekommene vierte Hauptabschnitt, der die Zeit von 1871 bis zur Gegenwart umfaßt, bringt bei aller Gange von selbst gebotener Knappheit eine überraschend sichere und überzeugende Übersicht über den Gang der Entwicklung. Daß auch nach 1866 und 1871 Oesterreich weiter in die Betrachtung einbezogen ist, wirkt zunächst etwas frapierend, erscheint aber bei näherer Überlegung durchaus berechtigt. Zum Schluß wollen wir unsere Betrachtungen deshalb nochmals in eine warme Empfehlung des groß angelegten schönen Geschichtswerkes zusammenfassen, das, getragen von einem gründlichen und ausgebreiteten historischen Wissen des Verfassers, ein warmer und erdärmender Hauch wahrhaft nationalen und patriotischen Geistes durchweht. Unsere reifere männliche Jugend wird in dem Werke einen zuverlässigen und gewissenhaften Führer finden und auch dem gebildeten Manne wird dieses Buch helfen, durch die Erkenntnis des Werdeganges unseres Volkes ein vertiefteres Verständnis für seine gegenwärtige Lage und für die Aufgaben in der Zukunft zu gewinnen. W. B.

— Aus den Sachen Landes. —

Zuliviertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen à 1 M. herausgegeben von B. W. Eise und unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Jitzau, Verlag von Haake und Bodenmann, Separat-Konto. Lieferung 6 und 7. — Lieferung 6 und 7 dieses vortierlichen Unternehmens, das wir aus Anlaß der vorhergehenden Hefte bereits rühmend hervorheben konnten, sind Thüringen gemeindet und erweisen sich als zwei besonders reichhaltige Nummern, die ein Ganzes für sich ausmachen. Text und Illustration reichen sich hier die Hand zum Bande, um eine schöne Gesamtheit zu bilden. Größtenteils wird die Doppellieferung durch einen Aufsatz von Prof. Berthold Paul Förster über die moderne Malerei in Weimar. Wenn von einer eigenen Weimarer Malerschule gesprochen werden kann, so leidet sich das von dem Augenblick her, da der vorstehende Großherzog Carl Alexander in seiner Residenz eine Kunstschule unter der Leitung des Grafen Stanislaus Rauffort des Älteren errichtete, seine Akademie, da er den Zwang einer solchen vermeiden wollte und Wert darauf legte, erkens, daß zwischen Lehrer und Lernenden ein freier, selbstgewählter Verkehr herrschen, und zweitens, daß das oberste Gelehr der Schule der Grundlag sein sollte: freie geistige Entwicklung. Diesem Grundsatz ist die Weimarer Kunstschule bis heute, auch unter der Hand des jungen Großherzogs Wilhelm Ernst und unter der Leitung von Hans Olde treu geblieben und diesem Prinzip verbannt sie es, daß sie als Begründerin, als Ausgangspunkt der modernen Malerei betrachtet werden kann, die an der Kunstschule aber nie eine derartig ausschließliche Herrschaft innegehabt hat, daß sie andere entgegengelegte Richtungen hätte unterdrücken können und mögen. Namen wie Bödlin und Ebnbach, die vorübergehend Lehrer waren, verleiht dieser Weimarer Kunstschule besonderen Glanz. Das nächste Thema bildet die Natur des Thüringerlandes, die ein berufener Schilderer, A. Trinius, in gemüthlicher Weise schildert, indem er mit uns eine jener bekannten Wanderfahrten durch ganz Thüringen über den Bald, zum Teil den Rheinleite entlang, von der Saale zur Hölle unternimmt. Trinius kennt Land und Leute von Thüringen genau, seine Geschichte und Bergangenheit, ist für Landschaft und Volkstum gleichgeister, wovon er nicht verkennt, daß der letztere unter dem Einfluß der modernen Abschleifungslust, die alle Eigentümlichkeiten aufhebt, das Charakteristische aufhebt, unter der Tränne demagogischer Bestrebungen

die „das schlecht regierte Deutschland wieder gehörig in Ordnung bringen wollen, sehr gelitten hat. Erwas ist unter dieser Einflur, Müß und Ministerien aber doch erhalten geblieben, das Sangesflüßige, Besißliche des Thüringer Schlags, das gelegentlich in Besißsinne ausortet, das Carl August einli zu den Worten veranlaßt: „Ein langselbiger, poetischerer Wälken wie meine Thüringer findet Jhr nirgends wieder.“ Die Augspröden waren andere deutsche Fürsten. Wenn man Thüringen das Herz Deutschlands genannt hat so ist dieser Ausdruck wohl nicht nur infolge der geographischen Lage des Thüringer Landes berechtigt. Er begründet sich auch auf der Tatsache, daß Luther, dessen Vater aus Witten stammte, in Gießeßen geboren, ein Thüringer war, wie auch, dieser große Meister, dessen Witz in Eisenach stand, einem weitverbreiteten Geschlechte Thüringer entsproß. In Erfurt trat Luther ins Kloster, in Erfurt betreute er sich nach namenlosen Kämpfen von dem Geistesjoch, das die Bewusstseinszwang der alten Kirche auf ihn gelegt. Erfurt ist die nächste Arbeit der vorliegenden beiden Lieferungen gewidmet, die vom Stadtherrn Dr. M. Doermann herrührt, der uns berichtet über: Erfurt in Vergangenheit und Gegenwart. Mit Luther, seiner Jugend, seinem Ringen und Kämpfen beschäftigt sich denn auch in erster Linie der Doermann'sche Aufsatz. Luther hat während der sieben Jahre, da er in Erfurt's Klostermauern Kämpfe durchzuführen hatte, die an seine Jacobus mit dem Engel einnamen, den Ausdruck: „Erfurt liegt am besten Ort; ist eine Schmerzgube. Da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegrennt.“ Hiermit ist die Notwendigkeit der Errichtung Erfurt's erwiesen, die diese im Ornat gelegene Stadt zum Knotenpunkt des Handels von Ost nach West macht, zur Vermittlerin der Herrschaft von der Elbe zum Rhein, zur Vermittlerin von Thüringen und dem Harz, woraus wieder folgt, daß sie, wie Weimar die geistige, die politische Hauptstadt Thüringens ward, lange Jahre hindurch und auch heute noch ist, wo sie nach einer Periode des Verfalls, den die Ausbeutung der paar Franzosenjahre und der Zeit Napoleon's beschleunigte, unter der Herrschaft des preussischen Königs neu ausgebildet ist, so daß sich der Ausdruck des Herrn v. Dalberg neu bewährt: „In Erfurt ist gut wohnen.“ Dem Namen nach schon von grauen Zeiten her dem Bischofthum von Kurmainz untertan entwickelte sich Erfurt doch selbständig, so daß es, unter der Oberhoheit des kurmainzischen Krummrichs, gegen die eigene Herrin auftreten konnte und sogar die Reformation einführte und eine Stütze dieser ward, wie des Humanismus, dessen Oberleiten sich besonders an die einst hochberühmte Erfurter Hochschule knüpfte, gegen die sich nach Luthers Ausdruck die anderen hohen Schulen Deutschlands ausnahmen wie kleine Schlingenschulden. Durch Erfurt's Hohen schritt drohenden Ganges Ulrich v. Hutten als Student, hier entkanden die Dunkelmannesriebe, die den Anhängern des Allen der Scholastik den Todesstoß verleihten. Hier ward Luther frei vom Rann Roms und wenn man Wittenberg ist die Wiege der Reformation genannt hat, so kann man Erfurt als die Geburtsstätte derselben bezeichnen. Aber die reiche Geschichte Erfurt's gibt der Bilderflut Ausdunst, der sich im Innern des Rathauses zu Erfurt öffnet. Besonders die Luther betreffenden Gemälde — sie gehören zum Bilderdruck der vorliegenden Seite — sind von packender Wirkung. Mit Erfurt beschäftigt sich auch die nun folgende Abhandlung. Alle Kulturstätten Thüringens von Ernst Reuzien, die neben feinsten, kaum einen Namen aufweisen Kulturstätten in den Bauwerken oberhalb des Thores Buchfahrt, die kimmerliche Zustandsstätten menschlicher Wirklichkeit, auf Gumnennot, Mord und Brand im Tale hinweisen, die Hauptstätten der Thüringer Kultur berührt, außer dem gleichfalls bereits genannten Weimar beispielsweise die drei Gleichen mit ihren Erinnerungen an den sogenannten Grafen v. Gleichen mit ihrer sagenhaften, durch die Geschichtsforschung nicht bestätigten Doppels, Arnstadt, Freiburg an der Unstrut, Gotha, Eisenach, Saalfeld, Baulingella, Breitenstein, Radolstadt, Erlamünde, Kahla, Jena, Dornburg, Ramburg, Kreuzburg, Gosef, Raumburg, die Vobedaburg, die Leuzenburg u. a. m. Am Schluß des Fopelbes macht Pastor Rudolf Reichardt in Kotta Mitteilungen über Volkstrübe und Anschauungen in Thüringen. Sie zeugen von jenem Verständnis und jener Liebe, die nötig find, will man die diese Dinge mit Ehrfurcht und Innereise betrachten, die und davon abhalten, die alten Trübe als Un- und Mberglauen, wohl gar als heidnische Wesen und Unfug zu betrachten, der auf

jeden Fall, je eher je lieber, auszurotten ist. Im Gegenteil, pflegen wir die alten Sitten und Anschauungen, die auch in Thüringen, wovon bereits die Rede war, stark im Aussterben begriffen sind! Reichardt begleitet an der Hand der alten Trübe den Thüringer durch das ganze Leben, von der Wiege bis zur Bahre, und fördert dabei manches zu Tage, was nicht jedem bekannt sein dürfte. Die beiden Lieferungen 6 und 7 weichen, wie bereits angedeutet, wieder einen reichen, wertvollen Bilderdruck auf. J. R.

— Bibliotek der Gesamtliteratur des J. und Auslandes. Verlag von Otto Fendel in Halle a. S. — Seit unserer letzten Veröberung der Fendel-Bücherei hat der tüchtige Verlag in der Saalstadt in talcher Folge eine große Anzahl wertvoller Bücher und Schriften für das deutsche Volk herausgegeben. Wie schon früher hervorgehoben wurde, bemüht sich der Fendel'sche Verlag eifrig und treu um die Gunt der Femeit, nicht allein in den gebildeten Ständen, sondern auch in den übrigen Volksschichten. Auch für letztere, die dem hohen Gekantenlage und der bedeutungsschweren Sprache so mancher Dichter und Philosophen nicht würden folgen können, soll aus dem Schape der Gesamtliteratur angelegte geistige Nahrung gegeben werden. Dieses Bestreben aber verdient den Beifall und die Förderung aller Volks- und Menschenfreunde; denn auf keine andere Weise kann dem Überwachen milderwertiger und auf die niederen Triebe im Menschen gerichteter Schriften mit mehr Aussicht auf Erfolg entgegengetreten werden, als dadurch, daß auf den Büchermarkte guter Vellestoff zu billigen Preisen und in sauberer Ausstattung geliefert wird. Dies aber ist bei der Fendel-Bücherei durchweg der Fall, die in ihren 25 1/2 Josten bei gutem Trud und haltbarem Material uns das Beste bringt, was Schriftsteller und Dichter aller Jungen erbadt und geschrieben haben. In erster Linie wird natürlich das mitgeteilt, was deutsche Autoren dem deutschen Volke hinterlassen haben; denn um geistig hinterlassenschaft handelt es sich in den meisten Fällen, da der Verlag der hohen Selbstkosten wegen nur Werte veröffentlichen kann, die für den losenlosen Raubdruck frei geworden sind. So begrüßen wir in der letzten Serie die Werte eines der größten Humoristen aller Zeiten, Fritz Reuters, dessen gemütvoller Humor erstensweise nicht durch bodenheutige Übertragung verflöhert ist. Für die leichte Lebarkeit des plattdeutschen Textes ist durch einige wenige erklärende Fußnoten Fürsorge getroffen. Bis jetzt find von Reuters Werken in der Fendel-Bücherei erschienen: 11 mine Strömten, 11 de Franzosenlid und Moand ist taun'e fru kann, 11 mine Festungsid. Erwähnt sei hier, daß diese Erzählungen, die jedem, der sie einmal kennen gelernt hat, aus Herz gemachen find, auch in eleganten Geschenkbänden zu 3 M. und 1,50 M. verkauft werden. Taf auch sonst der Fendelverlag die vollstümliche Literatur pflegt, ist früher schon betont worden, hier sei nur hingewiesen auf die oberflächlich Porfigeldichte „Im Hitenhaus“ von Schauburger. Heimatskunn ist es auch, die wir in der Erzählung des berühmten Schweizer Jeremias Gotthelf finden, von dem zuletzt „Kite, die Großmutter“ im Fendel'schen Verlage erschienen ist. Jedoch will die Fendel-Bücherei nicht in Einseitigkeit verfallen, darum finden wir auch neben der wahrhaft vollstümlichen Sammlung so manches für literarische Feinschmecker bestimmte Buch. Erwähnt sei hier das Schauspiel de Spanier Don Juan „So gewinnt man Freunde“, ferner Heinrich Leopold Wagner's, eines der Stürmer und Dränger aus dem halffischen Literaturzeitalter, Trauerspiel „Die Rindesmörderin“ und endlich die jüngste Widtung von Karl Weile, das Drama „Velt“, in dem der Verfasser in eigenartiger tühner Weise gegen die moderne Widtung in unserer Literatur zu Frede zieht. Denn wir am Schluß auf die fortgekichte Sammlung von Stücken des so fruchtbarsten Lustspiel-dichters Norrich Benedix, insbesondere auf dessen „Paudtheater“ hinweisen, so glauben wir genaugam angedeutet zu haben, welche reiche Vellestoff in den letzten Serien der Fendel-Bücherei der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden ist. J. O.

— Fischer, D. Ab. Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Herausgeg. von B. Zimpel. Jelt 7. 2 M. 96 S. Verlag von G. Bertelsmann in Gütersloh. — Die Herausgabe dieses tüchtigen hynnologischen Wertes des verstorbenen Verfassers freireit rühtig fort. Wir dürfen bei dem Erscheinen des 7. Heftes auch neue auf diese umfassenende, willenshaftig bedeuten Arbeit hinweisen. D. K.

Redakteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 38.

Donnerstag, den 30. März, abends.

1905.

## Jules Verne.

In Amiens, dem stillen nordfranzösischen Provinzialstädtchen an der Somme, starb am 24. März Jules Verne, der vielgenannte, vielgelesene, vielgelesene Astronom, Pflüger, Geograph und Dichter, inmitten weniger Freunde, deren vertrauten Kreis er in den letzten vier Jahrzehnten kaum auf Stunden verlassen hatte. Wer ihm einst als Kind in „80 Tagen um die Erde“, wer ihm in die Steppen Sibiriens, in die Südpole, nach dem Nordpol, ins dunkle Afrika und — weiß Gott — bis zu den Gestirnen folgte, den mag die gesunde Einsamkeit, sein kühnere Leben überhaupt nicht wenig wundernehmen, zumal die eindringliche Kraft seiner Weltbildung jenen anderen, freilich weit ernstlicheren Aufzeichnungen Stanslows etwa oder Coerdtrups oder Nordenfalks wohlrich nicht nachahm. Der literarischere weiß es besser. Schüler verstand es, in einem kleinen Meisterwerk die niegeschauten Schätze Pompejis und Periklanums leuchtend zu heben, und auch Tels hochs Gasse hat er selbst nie durchwandert. Jules Verne ist über die Grenzen Frankreichs nie hinausgekommen. Mag sein, daß seine literarischen Richter glaubten, sich daraus das Recht kühner Kritik gegen einen Schriftsteller beziehen zu müssen, der unbekümmert um ihr Urteil dennoch von seinem ersten Bande an auf seinem selbstgefundenen Wege verblieb und that, was erst erworbenere Kenntniss seiner Studienreise und ein klar erkennbarer Geist in glücklichen Stunden aus originaler Vernein. Jules Verne hat seine Vorläufer gehabt, weder in Frankreich noch irgendwo in der Welt, Gervano von Bergerac, der als Einziger vor ihm die Reise nach dem Monde verucht, war verschollen und vergessen, da sein Landsmann drei Säcula später seinen ersten Ballonflug unternahm, und selbst Edmond Rostand vermodete das Interesse für den Gascogner, seine Richtung und ihre Art nicht mehr zu leben. So ward Jules Verne zum Begründer einer völlig neuen literarischen Epoche, einer Art naturwissenschaftlichen Romans, von der man vorerst nicht wußte, ob sie auf Entdeckungen anging, ob sich ihr Autor bloß seiner ungezügelten Phantasie erfreuen wollte oder ob sie beides vereine, um Tritte zu belehren. Da Vernes Bücher gleich einer Hochflut die gesamte zivilisierte Welt überschwemmten — selbst in die sogenannte ungelieferte Welt drangen sie ein, da sie zum Teil sogar ins Chinesische überseht wurden —, mochte mancher Ingenieur, mancher Mathematiker und manch ein Techniker über die sonderbar utopische Art des Franzosen, über die finstlichen Zukunftsströme eines Schwärmers noch gelächelt haben, heute, da ihn der rapide Fortschritt der Technik täglich aus neue überholt, denken wir anders. Jules Vernes romantisch-bleicher Geld lust längt im Unterleebod dahin, ehe sich unsere Techniker ihre Köpfe über seine Konstruktion zerbrechen, Jules Verne hatte kein lenkbares Luftschiff, ehe Santos Dumont es zu finden konnte, und längt auch jene Wessentechnik, nach der unsere Kriegsminister sich wohl sehnen mögen. Und man erinnert sich sicherlich noch jener bekannten Scene, da der große Gelehrte am Bahnhofe zu Amiens vor Aufregung zitternd den Korrespondenten des Matin erwartete, der im Auftrage seines Chefs die Erde zwar nicht in achtzig, wohl aber in dreißig Tagen umtreift hatte.

Gewiß! Reale Pläne, sorgsam berechnete und in der gebotenen Form bereits vermerkbare Ideen, Strammgesalten, die wir nur ummerren müßten, hat uns Jules Verne nicht gegeben. Daß aber vielleicht gerade jene, die ihn missliebig befahlen, ein gut Teil ihrer Anregungen bewußt oder unbewußt aus der Rektüre der Kindheit schöpfen, wird der Nachrichte nicht durchweg leugnen dürfen. Viel Grund zur Anerkennung mag allerdings auch in Jules Vernes Nichts liegen, zugleich Literat sein zu wollen. Ein Literat freilich, der eine solch unerhöhte Summe von Wissen

und Kenntnissen in seinem Hirn vereinte, wie sie vor ihm keiner seiner Utopien suchenden Kollegen aufzuweisen hatte. Und da er, der Dicht, seinem Leser eben nur Ideen, Pläne, Bunte und Kombinationen oder doch längst gefundene Erkenntnisse vermittelte, blieb ihm der Weg seiner kühler Wissenschaftlichkeit von vorn herein verlagert, er mußte also Literat werden und wurde als solcher wohlrich nicht der schlechteste.

Aus Nantes war er ausgezogen, um zu Paris, wo sein Vater es wollte, Jura zu studieren. Doch die Literatur zog ihn weit mächtiger an als Frau Justitia. Er veruchte es zunächst mit der Bühne. Daß der junge Mann da freilich für sie schief, scheint nicht gerade sonderlich viel Glück gefunden zu haben. Er veruchte eine ganze Reihe von Operntexten, die wir nicht mehr kennen, ein Lustspiel „Les pailles rompués“ und dann wieder eines „Unze jours de siege“ — an ihnen soll sogar Zumas der jüngere mitgearbeitet haben —, die beiden Stücke wurden auch aufgeführt, man weiß nicht, ob im Gymnase oder an Théâtre historique, tuz, die Anfänge seiner Bühnenlaufbahn sind heute mit Zunft überdeckt, das wohl kaum aus erst zu lästern verlohnte. Dann machte er eines Tages die Bekanntschaft Hru. Kadars, der sich mit großartigen Luftschiffplänen tuz, und Jules Verne hatte dabei — er wußte selbst kaum, wie — seine „Fünf Wochen im Luftballon“ geschrieben. Das Buch hatte einen enormen Erfolg und vor allem den Vorteil, daß sein Autor sich selbst gefunden hatte. Er hörte auf, seine kleineren Wertchen in unbedeutenden Kinderzeitchriften zu veröffentlichen, und lieferte von da ab jahraus jahrein seinem Verleger zwei neue Bände, eine Gemohnheit, der er bis zu seinem Tode treu blieb. So hat er es bis auf den heutigen Tag mit fast automatischiger Regelmäßigkeit bis zu hunderten Bänden bringen können, aus denen als die berühmtesten wohl „Die Reise um die Erde in 80 Tagen“, „Die Kinder des Kapitän Grant“, „20000 Meilen unter dem Meere“, „Die geheimnisvolle Insel“ und „Michael Strogoff“ hervorgehoben sein. Sie tragen vom künstlerisch-kritischen Standpunkte betrachtet alle ein und dasselbe Gepräge. Die Fabel ist abenteuerlich und grotesk durchgebildet und will Spannung, nichts als Spannung erzeugen. Eine Wette, die unter den abenteuerlichsten Voraussetzungen, unter den denkbarwärtigsten Mühseligkeiten und haarsträubendsten Gefahren gewonnen wird, eine Wochschiff, die ein jauretreuer Rurier am Tode vorbei mitten durch die Tataren trägt, damit eine uns höchst gleichgültige sibirische Stellung gerettet werde, ein romantischer Mißantrop, der den Kretern rebellieren hilft und bei elektrischer Beleuchtung im Djean opazieren geht, sorgt immer wieder dafür, daß keineswegs unsere Aufmerksamkeit erlange, wenn uns der Dichter — was ihm die Hauptsache ist — in der Geschichte des konsequenter Pileas Fogg von der barbarischen Sitte der indischen Windenverrennung oder dem eigenartigen Betriebe der Pacificbahn erzählt, wenn er uns die Schnepfepfen Nordasiens und ihre Bewohner schildern möchte oder Kapitän Remo die Anna und Flora der Meerestiefen aufeinandersehen läßt. Jules Verne ist ein guter Psychologe, wenn es sich um seine Leser handelt, er spekuliert auf alle Register menschlicher Sensation. Der eine wird gern wissen wollen, ob sich Pileas Fogg schließlich doch mit der schönen Adschaftrau vermahlen wird, tuz, ob sich dieses seltsame Paar genau auf dieselbe Art „kriegen“ wird, wie in jedem anderen bürgerlichen Roman, der zweite käme gern hinter das blaße Geheimnis von Kapitän Remos Menschenflucht, die jeder andere Romanheld mit ebenso blühlichem Teint und ebenso schwermütigen Augen nur unter minder gefährlichen Umständen zur Schau trägt, der dritte errettet sich der breiten humorvollen Beschäftigkeit des immer hilfsbereiten Passpartout und — jeder kommt auf seine

Rechnung. Jules Verne arbeitet nebenbei noch mit allen Mitteln, die alle nur erdenklichen Gebiete menschlicher Betätigung überhaupt spielen lassen können: Paläste werden mit Petroleum überflutet und in Brand gesetzt, Elefanten treten Dörfer und Karawanen nieder, Bomben schaffen Plag, wenn es die Bequemlichkeit Behinderter erfordert, in einer Sekunde raß der Erpreßzug über die gefährdete Brücke, damit er den rechten Anschluß nicht veräume — was liegt daran, daß sie unter dünnem Regen hinterher einkürzt? Der Leser bewundert die Energie der Bagemutigen, Strogoff schwimmt durch einen brennenden Fluß, Schneerochungen, Sandienlampfen, Indianerüberfälle, der eine bricht den Hals, der andere wird gehend, der dritte bricht das Bein, hunderte der Vier mit, verlieren den Kopf, nur Jules Verne verliert ihn nicht, er, der sich am Ende seiner anstrengenden Fortreit voll Beruhigung eingelehen darf, daß er alles, worüber er belehren wollte, raslos glücklich an den Mann gebracht hat. An der Methode ist nichts auszusetzen, daß sich der Dichter nicht erst mit ein Prologium, um innerlich zwingendste Logik oder gar erst um eine Entwidlung aus dem Charakter seiner Figuren heraus schert, ist klar, wenn man sich am Ende seiner Ausführungen trotz noch einmal die Fabel überdenkt, die ohne die vor lödende Ruat ist. Aber wir vermögen trotz aller Grotesken, die er uns aufsticht, sehr viel zu lernen von Jules Verne. Wenn wir schließlich erleichtert aufatmen, wissen wir ganz genau, an welchem Breitengrad Bombay oder Philadelphia liegt, wir haben die Höhenzahl des Gauriantar oder Chimborasso im Kopf, wir geben Weisheit, wo die Schneefelder des Montblanc begimmen, wo wir nicht mehr atmen können, wir geben prähistorische Steleite aus, deren ungeachtet Knochengebilde und jetzt ein Kinderpiel sind, wir zählen sämtliche Korallenarten im Kopf, wir benutzen, unterschreiben die Hinfuß von den Apachen auf Grund ihrer anatomischen Merkmale, wir kennen die Meilenzahl zum Aloha Geniauri, von dem wir wissen, daß er der nächste Firsiter ist, unbedenklich, springen aus den Mond, erklären dort den Witzbegierigen sämtliche Tief- und Hochländer und wandern im nächsten Augenblicke wieder an den Nilquellen, weil wir zu

den Fostenstollen wollen, deren vielleicht unerforderte Vorstrukturen und was alles andere um und höchst ergründet werden können. Jules Verne springt sogar über die chinesische Pauer und erklärt dort dem allerhöchsten Sohn der Sonne, wie diese seine Mutter eigentlich im genauen ausseht, und daß er dies nur unter großer Fähigkeit tun kann, ist ihm grade recht, denn er weiß, daß wir jult dann mitkommen und gebühlich anreden, was er uns über besagte Sonne und das Maß der Mitte mitteilen will. Es ist immer dieselbe Methode, aber immer wieder wirkt sie, immer wieder verläßt sie und immer wieder lernen wir. Von den tausend Jaktlen, von den tausend Berechnungen, von den tausend Instrumenten schwirrt es uns im Kopf, aber das ungeschätzte Bild behalten wir.

Jules Verne wandte sich in seiner Jugend der Bühne zu. Es ist mehr als nachrichtlich, daß ihm der rasche, sichere Blick für den Effekt, für das dramatisch Wirksame daher auch für seine Romane blieb. Zuerst erliefen sie ja alle fast wie stillichst logisch aufgearbeitete, pompös ausgestattete Operntexte. Das Äußerliche lodt, das Äußerliche wird beschrieben und nur auf das Äußerliche kommt es an. Zur Bühne hat Jules Verne übrigens später noch einmal zurückkehren dürfen, da seine berühmtesten Romane dramatisiert wurden. „Der Courier des Jaren“ — nach „Michael Strogoff“ gearbeitet — hat sich nicht allein auf deutschen und englischen Bühnen lange Jahre hindurch gehalten, in Frankreich selbst bietet er gewinnreichsten Direktoren heute noch ein gernebeltes Repertoirestück. Bezeichnend ist, daß die meisten der dramatisierten Jules Verne'schen Romane von vornherein stets als Ausstattungshüde angefertigt wurden. Der tiefere, belebende Inhalt, das Gute also an des Dichters Bühnengang ja freilich bei der Umarbeitung meist verloren, was blieb, war einzig der an sich wirksame Effekt. Wie jeder anderen erfolgreiche Autor hat natürlich auch Jules Verne eine ganze Schule von Nachahmern gezüchtet. Sie blieb erfolglos, doch war dies vorauszusetzen, denn was ihrem Vater vor allem das dauernd Gehaltvolle gegeben hatte, fehlte ihr völlig, das eminente Wissen, durch sauren Fleiß erworben. K. F. N.

### Bücherbesprechungen.

— Alexander Boehl, Die Lösung des Welt rätsels. 8<sup>o</sup>. 128 S. Breitenau (Pirna). Selbstverlag des Verfassers. 2 M. — Ein eigenes Buch, eine Apologie des Christentums, ausgehend mit ihrem Titel von Hädel's „Welt rätsel“ und von mancherlei anderen Büchern übergehend in die Sprache der Heiligen Schrift, um nachzumeinen, daß diese Welt „eine verbanntensartige Anklagt Gottes“ zur Erlangung der höchsten Menschheit ist. Zu einigen anderen Werturteilen kommt die hohe Selbstschätzung des Verfassers, wenn er im Schlusswort hervorhebt, daß wie Copernicus seinerzeit das astronomische Problem gelöst habe, es einem anderen Zeitgenossen, nämlich ihm, durch die Gnade unsehr göttlichen Heiligherrn gegeben und vergönnt worden sei, im Jahre 1904 n. Chr. also 6000 Jahre nach Erschaffung der Welt das philosophische Problem zu lösen. D. K.

— Konfirmationsreden. In der Kirche zu Tharandt gehalten von Dr. Ernst Siedel, Pastor em. Auf Verlangen in Druck gegeben. Leipzig, Friedrich Janke. 1905. — Das ist eine neue Gabe eines 85 jährigen Schriftstellers. Zwar hat er sie jetzt nicht erst geschaffen, aber doch zugerüstet und geordnet; und die meisten dieser Konfirmationsreden sind gehalten worden, als das Dreißigste oder nahe oder schon herangekommen war. Muttergütlich ist der Fleiß, mit dem die Reden, als sie gebraucht wurden, druckfertig hergestellt worden sind; denn es genügt, die eine oder die andere zu lesen, um zu sehen, daß sie damals so aus Kopf und Herzen des Seelenergers hervorgeflossen sind und nicht etwa jetzt erst eine ansehnliche Gestalt gewonnen haben. Bemerkenswert ist schon die Wahl der Texte, von denen ja mehrere die vielfach üblichen, einige aber doch ganz eigenartig sind. Inwieweit ist das Evangelium von zwölfjähriger Jesus verwendet, in dessen Inhalt der Verfasser das Urbild und Vorbild aller Konfirmationsreden findet. Ihren Hauptwert hat die Gabe in der herzlich verständlichen Art der Rede. Das ist uns als der schönste Vorzug aller Siedel'schen Predigten erschienen, daß nicht ein Satz in ihnen zu finden ist, der nicht mit dem treuen Fleiß der Liebe und mit dem natürlichen Takt des erfahrenen Pastors auf Verständnis und Empfanglichkeit der Zuhörer berechnet wäre. Das ernste,

tiefe Studium, das für den Fachmann sofort erkennbar ist, wenn er die Arbeit liest, hat sich dem Zuhörer nirgends abgedrängt, er kann keine anderen Eindruck gehabt haben, als daß hier ein liebender Vater mit ihm rede, wie das Vaterbild ihm die Worte eingibt. Da ist nirgends Kunst in zweifelsamen Sinne, und doch lauter Kunst im schönsten Sinne. Damit wollen wir ausgesprochen haben, daß diese dreizehn Konfirmationsreden in der Unterried von vielen ihrer Art und von vielen ähnlichen Schriften für jeden jungen Christen eine nicht nur im vollen Maße empfehlenswerte, sondern auch allerseits willkommenes Lektüre bilden. Wer sie seinem Kinde oder seinem Patentinne schenkt, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie aus gelesen werden, sobald das betreffende nur erst dazu gebracht worden ist, einen Anfang zu machen, und vorausgesetzt, daß es nicht zu den blasphemischen und verdorbenen Büchern unserer Zeit gehört. Wir können aber viele Worte herglühender Empfehlung nicht schließen, ohne wiederholt auf die längstbekannten beiden Bücher hinzuweisen, die der Verfasser der herannaehenden Jugend beiderlei Geschlechts zu ihrer christlichen Weiterbildung gewidmet hat. Das ist „Der Weg zur ewigen Jugend“ für Jünglinge, in 14. Auflage erschienen, und „Der Weg zur ewigen Schönheit“ für Jungfrauen, in 12. Auflage vorliegend bei Rudwig Ungeleit in Dresden (je 3 M. 50 S. geb.). Das sind neben einigen wohlbestimmten ähnlichen Schriften die empfehlenswertesten Bücher, die man herannaehenden Kindern in die Hand geben kann, und sie zeichnen sich auch vor den besten, die es sonst gibt, noch dadurch aus, daß sie christliche Lebensweisheit darbieten in der für solche Leser schmackhaftesten Form. B. K.

— Fürst Herbert v. Bismarck's politische Reden. Gesamtausgabe veranstaltet von Johannes Bengler. Im Einverständnis mit der Fürstin v. Bismarck. Mit einem Bildnis Fürst v. Bismarck's. Berlin und Stuttgart, Verlag von H. Spemann, 1905. 426 S. Preis brosch. 7 M., gebd. 8,50 M. — Johannes Bengler hat schon einmal die dies zum Sommer 1898 gehaltenen Reden des am 18. Sept. vorigen Jahres verstorbenen ältesten Sohnes unseres Reichskanzlers herausgegeben. Das vorliegende Buch ist also eine Ergänzung und ein Abschluß der älteren Publikation zu betrachten. Es ent-

hält nach Aussage des Vornortes die älteren Reden genau in der Gestalt, wie sie schon einmal unter der Überscheidung des Fürsten selbst herausgegeben worden sind, die Reden seit 1898 aber so, wie sie von dem nunmehr verstorbenen Fürsten selbst gesammelt worden sind. Wegen die Auswahl und Anordnung läßt sich so mit nicht viel sagen, jedenfalls ist es nicht angängig, gegen den Herausgeber einen Vorwurf nach dieser Richtung zu erheben. Es sei deshalb nur bemerkt, daß uns einige der Wahlversammlungsreden, zumal soweit sie nur in auszugsweisen Berichten kleiner Volksblätter vorliegen, ebenfalls erschienen wären, da sie wesentlich neue Rüge zu dem Bilde des Politikers, wie es sich zumal in seinen Parlamentsreden uns darstellt, nicht beibringen. In ihrer Gesamtheit aber vermittelt uns diese Sammlung, für deren gute Ausstattung sowie für das ausföhrliche fast zwei Bogen starke Register dazu wie dem Herausgeber und dem Verleger Dank schulden, ein wirklich geschlossenes Bild von der politischen Weltansicht des Fürsten Herbert Bismarck, der es keineswegs an Eigenart und Bedeutung fehlte, die voll anzuerkennen die Zeitgenossen freilich oft die überragende Größe seines einzigartigen Vaters hindert, die aber ins richtige Licht zu stellen gerade diese Sammlung der Reden des Fürsten Herbert wohl geeignet ist. Den Neben vorangestellt ist eine kurze Würdigung der Persönlichkeit des vorerwähnten Fürsten durch den bekannten freisinnigsten Parlamentarier und früheren Mitarbeiter des Altredaktionsleiters Wilhelm v. Kardorff-Wobnitz. Es sei gestattet, aus diesem Nachruf ein paar Stellen herzuheben: „Der Berühmte hatte“, so sagt Hr. v. Kardorff, „das Arbeiten in einer guten und scharfen Schule gelernt, dem der Altredaktionsleiter mochte an seine Söhne vielleicht noch größere Ansprüche wie an andere — und was die Fähigkeit anbelangt, ist ein hoch angelegte Politik im Äußeren und Inneren zu leiten, was geübten Menschenverstand, was deutsch-nationale Gesinnung, was Geradsicht des Charakters, was Entschlossenheit und Mut zum Handeln anbelangt, so weiß ich in der Tat keinen unter meinen verehrten Reichstagskollegen, den ich dem Fürsten Herbert hätte an die Seite stellen mögen.“ Über den Einbruch, den das Auftreten des Fürsten Herbert bei den alten Freunden seines Vaters hervorrief, sei nur ein kurzes Wort des konfessionellen Abgeordneten und langjährigsten Reichstagspräsidenten Hr. v. Seydewitz angeführt: „Ich finde, er wird in seinem Äußeren, seinem Auftreten und auch in der Art des Sprechens seinem Vater immer ähnlicher.“ Die Fürst Herbert Bismarck selbst seine parlamentarische Aufgabe betrachtete, schreibt Herr v. Kardorff in folgenden Sätzen: „Fürst Herbert selbst betonte mir wiederholt, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge betrachte er es für seine Hauptaufgabe im Reichstag, falschen Behauptungen der Linken über seine Vaters Politik und lägerlichen Vorendenscheidungen über diese entgegenzutreten.“ „Daß ich über manche Fragen andere Ansichten habe, wie die leitenden Staatsmänner, wissen diese ganz genau, aber es würde mehr schaden als nützen, wollte ich j. B. bezüglich des Verhaltens zur Sozialdemokratie an dem einmal herrschenden Systeme Kritik üben, oder gar über auswärtige Politik Vorlesungen halten, von der ich heute doch auch nur so weit unterrichtet bin, wie mich die öffentliche oder inoffizielle Presse belehrt — oder am Ende mir über Ministerverantwortlichkeit, über verantwortliche und unverantwortliche Halte der Krone oder dergleichen gewisse Dinge den Mund verbrennen.“ Die Bedeutung des Verstorbenen für unser öffentliches Leben sah schließlich sein alter parlamentarischer Freund in folgende wenige Worte zusammen: „Das deutsche Vaterland verliert in dem Berühmten einen begabtesten deutschen nationalen Patrioten und einen haarscharf hochbegabten Politiker, der deutsche Reichstag einen seiner hervorragendsten Abgeordneten, die konfessionellen Parteien eine schwer zu ersetzende Kraft, die deutsche Landwirtschaf eine der besten Vertreter ihrer Interessen, ich persönlich einen treuen, anhänglichen Freund.“

W. B.

— Hauptwerte des Sozialismus und der Sozialpolitik. Herausgegeben von Prof. Dr. Adler in Kiel. Drittes Heft: Das Volksbuch von Fichtelschloß bei Lamnau, aus dem Französischen überf. von Alfred Paeg mit einer Einleitung von dem Herausgeber. Leipzig, G. E. Fichtelschloß, 1905. — Den beiden ersten Veröffentlichungen der Sammlung, Gemeindegut am Boden von Thomas Spencer und Eigentum von William Godwin, reiht sich die wohl nur noch einem kleinen wissenschaftlichen Kreise bekannte Schrift des Vertreters des religiösen Sozialismus des 19. Jahrhunderts bei Lamnau an, dessen

großes Wert über die Kirchenreform „Essai sur l'indifférence ou matière de religion“ seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte, und dessen weiter veröffentlichten Lehren über Gewissens- und Pressefreiheit, über die Berechtigung untrüderter Bäder zu gewaltsamer Erhebung von dem damaligen Papste Gregor XVI. in einer besonderen Engländer bekämpft und verdammt wurden. Der Ausgestaltung seiner sozialen Ideale ist unter anderem das hier in Übersetzung veröffentlichte, im Jahre 1838 erschienene „Le Livre du Peuple“ gewidmet, in dem er vor allem zur Beteiligung der wirtschaftlichen Ausbeutung und Abarrierung der Erziehung der Menschen die Stiftung von Genossenschaften zum Zwecke der Produktion mit glühenden an die Sprechweise der Bibel erinnernden Sätzen empfiehlt. Man müsse der Arbeit das sicher stellen, was ihr billigeres zutomme. Dazu gelte man durch Abschaffung der auf Privileg und Monopol gegründeten Gelese, sowie durch Erpanfion des Kapitals, das den Kredit vermehrt, oder die allen zugänglich gemachten Arbeitswerkzeuge. Die Wirkung dieser Mittel im Verein mit der Macht der Assoziation würde sein, daß man mehr und mehr den Reichtum, der jetzt künstlich in der Hand einiger wenigen konzentriert ist, in eine rein natürliche Bahn lenken, daß man so eine gleichmäßigere, gerechtere Verteilung erzielen und ein ungeheures Anwachsen des Reichtums verursachen könnte. — In der Einleitung zur vorliegenden Übersetzung gibt Prof. Adler ein recht treffendes Bild von dem Leben, Wirken und den Schriften des hervorragenden französischen Schriftstellers, der vergeblich versuchte, die Lehren des Sozialismus mit der Religion, dem Glauben zu vereinigen.

— Meyers Volksbücher, herausgegeben von Dr. Hans Zimmer. Trotz des stets wachsenden Wettbewerbes ist doch noch allbekannte Bibliographische Institut (Leipzig und Wien) in dem weiteren Ausbau seiner im Dienste der Volkshilfe stehenden Sammlung wohlfeiler Ausgaben hervorragender Literatur nicht breiten lassen. Nach wie vor ist es das Bestreben dieses Verlages, unterbrechtlich freierwerbende Bücherräuber zu dentbar wohlfeilsten Preisen (10 S. pro Nummer) der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Auch die jetzt vorliegende Folge der braunröthigen Hefte (Nr. 1387 bis 1404) bringt alten Freunden guter Literatur — und deren Zahl ist ja wohl, ungeachtet der Überflutung des Büchermarktes mit minderwertigem und schlechtem Vellefoll, stetig im Zunehmen begriffen, — wertvolle Bereicherung ihrer Hausbibliothek. Früh Reuters unterliche Werke, die seit dem 1. Januar d. J. Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, werden uns vom Meyerschen Verlag in wohlfeilen sauberen Gesten geboten, die mit kurzer belehrender Einleitung des Herausgebers und mit den zum Verständnis des plastischen Textes erforderlichen Erläuterungen versehen sind. In vorliegender Foliierung sind erschienen: „Was ist die tau' ne Frau kann“ und „U. de Franzosenid“, in einem Bändchen vereinigt, ferner die „Festungstid“ und endlich „Dörflingid“. Die Meyerschen Volksbücher werden zu ihrem Teile mitföhlen, den humorvollen Niederdeutschen im ganzen Deutschland noch vollständig zu machen. Denn künftig im Familienkreise Reuters Dichtungen vorgelesen werden sollen, braucht der Vater nicht erst in die Verhildbiethel zu schiden; denn für billigeren Preis kann er sich die Meyerschen Erzählungen in Meyerschen Volksbüchern zu Eigentum erwerben. Für die Vollständigkeit der Meyerschen Sammlung legen die übrigen Nummern der jetzigen Serie Zeugnis ab. Neben den bekannten Aufsätzen von Robert Bendix: „Die religiösen Studenten“ und „Doktor Welpo“ finden wir Stützen des Rufens K. B. Tschernow und endlich zur Ergänzung der schon früher vom Meyerschen Verlag gebrauchten Gelehrtengebunden die „Konkurrenztabelle des Deutschen Reiches“, die von einem praktischen Juristen mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister ausgestattet worden ist. Das Rüstzeug des Juristen und des Geschäftsmannes neben den zur Erziehung und Fortbildung bestimmten Schriften, ein Beweis, daß sich das Bibliographische Institut bemüht, den verschiedensten Anforderungen und Wünschen gerecht zu werden.

J. O.

— Monographien zur Jugendchriftenfrage. Herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendchriften. Hans Christian Andersen und seine Märchen von Guido Heller. Preis 60 S. Leipzig, 1905, Ernst Wittenberg. 47 S. gr. 8. — Am 2. April 1905 ist der hundertjährige Geburtstag des dänischen Dichters Andersen, dessen Märchen neuerdings wieder in Selbstaussgaben und Auswahl, mit Zeichnungen hervorragender Künstler der deutschen Jugend

dargeboten werden. In ihr Verständnis will der Verfasser einführen. Er schildert den Lebenslauf des Dichters, der namentlich im Anfang manche schwere Enttäuschung erleben mußte. In zahlreichen charakteristischen Zügen wird der Zusammenhang der äußeren und inneren Erlebnisse mit den einzelnen Dichtungen dargestellt, aus geführt, welche Stoffe der Dichter wählte: Natur- und Menschenleben wurden benutzt, aber mit eigenem Leben verflochten. Stil und Darstellungsbequemlichkeiten werden an charakteristischen Proben erläutert. Die Beziehungen zum Volkstume, zu H. M. Hofmann gelangen zur Darstellung. Als Probe sei die verschiedene Auffassung des Sandmanns hervorgehoben. Den Schluß bilden anschießende Mitteilungen über die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Illustrationen von Ludwig Richter bis zu Haslo und Eimer. So erfüllt sich das Wort, das einer der vielen Vorberträge bei seiner Beerdigung trug: „Du bist nicht tot, schloß auch dein Auge sich; im Kinderbetzen lebst du ewiglich!“

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebes- und Lebensgeschichte von Heinrich Söhnrey. Berlin, Martin Barmid. 1905. — Ein uraltes Motiv, das schon in der biblischen Geschichte von Jakob und Esau anknüpft, beherstet die Entwicklung in vorliegender Erzählung. Der zwillinggeborene Haussohn, der den Bruder auf betrügerischem Wege um die Rechte seiner Erstgeburt bringt. Diese unedle Handlungsweise aber ist hier hervorgerufen durch das Gefühl, welches ja in fast allen Romanen alter und neuer Zeit die ureigentlichste Triebfeder der Handlung bildet, die Liebe. Der alte Hendrik Dellers, ein stolze aus der letzten Zeit der bäuerlichen Grundbesitzerhaft, hinterläßt den „wüsten Hof“ seinem ältesten Sohne Steffen, nachdem er vorher mit seinem Nachbar Tiroes angemacht hat, daß dessen Tochter Sophie (Fieze) als Hausfrau im „wüsten Hof“ wohnen solle. Auf Jurensen ihres Vaters und unter dem erschütternden Eindrucke des Todes hat Fieze es dem sterbenden Dellers in die Hand verprochen, daß sie Steffen heiraten will, obgleich ihr Herz tief langem Marten, dem jüngeren Sohne Dellers, angehebt. Dadurch entsteht natürlich ein schwerer Konflikt. Sophie und Marten, die sich im Anlange ausweichen waren, begannen sich wieder und die unterdrückte Liebe lobt in ihnen mächtig empor. Marten will Fieze, auf die er ja viel ältere Rechte zu haben glaubt, als Steffen, nicht aufgeben und so entsteht in ihm der bössliche Plan, den Bruder um sein Erbe zu betrügen. Dies gelingt ihm denn auch, da er sich vom Grundherrn durch unehrliche Mittel den Meierhof zu erschleichen weiß. In zu Mut und Verzweiflung verläßt Steffen den Meierhof, der ihm bestimmt gewesen. Aber auch Marten und Sophie sollen ihres Lebens nicht froh werden; das Bewußtsein der schweren Schuld drückt Fieze nieder, und als am Hochzeitstage Steffen, der sich in Verzweiflung dem Tode ergeben hat, an Vater Dellers Grabe auftaucht und durch seine milben Reden aller Aufmerksamkeit auf sich lenkt, da ist Fienstens Hochzeitstag vermisst, unter Tränen tangt sie den herkömmlichen Brauttag. Als dann am nächsten Morgen Steffen am Grabe seines Vaters tot aufgefunden wird, ist ihr Lebensglück für immer vermisst. Die Söhnreysche Erzählung ist ein Meisterstück beinahe aller Schilderungskunst. Die Charaktere sind mit fröhlichen Zügen herausgearbeitet und die Spannung beim Leser wird trotz der allzuweilen Anlage der Geschichte bis zuletzt wachgehalten. Einzelne kulturhistorische Motive, die der Autor hineinverweben, sind zu sehr in den Vordergrund gerückt und manche Erklärungen usw. sprängen etwas über den Rahmen bäuerlicher Anschauungsweise in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, während andererseits der damalige Aberglauben der Landbevölkerung gar zu oft jütirt wird. Von diesen Kleinigkeiten aber abgesehen, hat Söhnrey auch in diesem Buche dem deutschen Volke eine Gabe gebracht, die ihm gleich neue Freunde erwerben wird.

J. O.  
— Was einem an Arbeit, aber auch an Erfolgen reichen Leben ist am 10. November vorigen Jahres mitten aus einer noch immer schaffensfrughen Tätigkeit im noch nicht vollendeten siebenzigsten Jahre Alphonso Stübel in Dresden von uns geschieden, wie für seine Freunde, so nicht minder für die Wissenschaft viel zu früh, die er durch eine große Anzahl bedeutender Werke bereichert hat. Zugleich hat er sich aber in dem „Museum für Völkertunde“ in Leipzig, einem südlichen Institute, ein Lenzmal gesetzt, in dem die Ernte seiner Lebensarbeit vereinigt ist.

Vor mehr denn zehn Jahren listete er seiner Vaterstadt Leipzig eine reiche Sammlung von Gemälden, Ganzzeichnungen und Photographien, die den Grundstock zu einem dem „Museum für Völkertunde“, das bereits von ihm wertvolle ethnographische Sammlungen erhalten hatte, anzuschließen, die „Museum für Völkertunde“ bilden sollten. Während dieser so glänzenden Anfang namentlich die Völkertunde Sächsenlands umfaßte, ist Stübel im Laufe der Jahre unermüdet und mit großen Opfern bestrbt gewesen, diesen durch Reliefs, Bilder, Karten und andere Darstellungen der übrigen von ihm bereicherten Gegenden zu ergänzen und zu erweitern, so vor allem aus Sontarin, Italien, von den Atlantischen Inseln, Norien und Palatina. Ferner hat er seine ursprüngliche Schenkung noch durch eine große Sammlung von Völkertunden und Münzschiffen, sowie durch zahlreiche sonstige Anschaffungsmittel zur Theorie der Völkertunde vervollständigt. Mitten im Ausbau des „Museum für Völkertunde“ begriffen, ist er aus dieser Tätigkeit abgerufen worden. Aber wie ein vorfichtiger Hausvater in die Ferne blickend, hat er noch für die Fortführung seines Lebenswerkes Sorge getragen und dabei noch bei Lebzeiten die Herausgabe eines Orientierungsmittels veranlaßt, das gegenwärtig unter dem Titel: „Illustrierter Führer durch das Museum für Völkertunde (Alphonso Stübel-Erbschaft)“ bearbeitet von Dr. Paul Wagner, herausgegeben von der Direction des Museum für Völkertunde. Leipzig 1905“ im Trade vorliegt. Wenn auch der Ausbau des Museum für Völkertunde noch lange nicht abgeschlossen ist, so ist doch das Ganze so abgerundet, daß die Herausgabe eines Führers durch die reiche Sammlung möglich und auch geboten war, sollte sie den Nutzen stiften, den ihr Gründer mit ihr beabsichtigt hat. Zur Ausföhrung dieser Arbeit war wohl kein anderer so geeignet als Dr. Wagner, der in jahrelangem intimen wissenschaftlichen Umgange mit Stübel in dessen Intentionen ganz eingeweiht war und die Sammlung gründlich kannte. Jetzt wird nun von der Direction des Museum für Völkertunde den Besuchern der Sammlung in der Arbeit des Dr. Wagner ein Führer geboten, wie er besser nicht gedacht werden kann und ohne den eine Orientierung in den Darstellungen, wie in den wissenschaftlichen Gedankenangabe, der dem Ganzen zugrunde liegt, ganz unmöglich ist. Wie der Laie dieses Führers nicht entzaun kann, so wird auch der Fachmann ihn mit Nutzen gebrauchen können, da er ihm Binde für ein eingehenderes Studium der Sammlung bietet.

⌘  
Bismarcks Karte des Königreichs Sachsen erdient jetzt in 16. Auflage, ausgestattet mit Nachrichten bis zum Frühjahr 1905. Sie von der J. G. Pindtschischen Buchhandlung in Leipzig herausgegebene Spezialkarte (Maßstab: 1:260 000) umfaßt nicht allein das Gebiet uneres engeren Vaterlandes, sondern jetzt in vierfarbigem Steindruck außer Sachsen noch Nordböhmen, Thüringen und die Sächsischer Pfalz. Der Wert dieser Karte, die jedem Touristen, Stadler und Geschäftsreisenden bestens empfohlen werden kann, liegt aber in dem lauberen Trade und der faren Anordnung der Namen und Bezeichnungen vornehmlich in der Vollständigkeit des Materials: Denn sie zeigt uns nicht nur die Grundrisse der Städte nach der Lage und Größe, sondern überhaupt sämtliche Ortschaften, einzelne Vorwerke, Güter, Mühlen usw., ferner alle Hauptstraßen (außerdem die wichtigeren Nebenstraßen) und alle Eisenbahnen mit sämtlichen Stationen und Haltestellen nach amtlichen Auskünften nachgetragen und verbessert. Die Uebersichtlichkeit des Kartenwerkes wird erhöht durch verschiedenefarbigen Trade. So sind die Landes- und Bezirksgrenzen (Kreisoberhauptmannschaften, Amtshauptmannschaften und Amtsgerichte) mit der üblichen grünen Umrandung markiert; durch deutlichen blaue sind die Wasserläufe und lebenden Gewässer hervorgehoben, wobei namentlich auf die tabellose Wiedergabe der jährlichen Reiche und Seen der Preibergenden Sachsen und der angrenzenden preussischen Landschaften hingewiesen sei; schwarz ist die Farbe der Ortsnamen, Eisenbahnlinien und Waldungen, während die Grundrisse der Ortschaften und die Führung der Straßenzüge durch roten Trade anschaulich sind. Die Karte, deren Trade von Hartmann & Wolf in Leipzig ausgeführt worden ist, zeigt eine Bildgröße von 59 × 89 cm; sie kann loslos elegant brochiert (in Taschenformat) zum Preise von 2,50 M. als auch auf Leinwand aufgezogen in biegsamer Fede für 4,50 M. bezogen werden.



Ersteinst  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gesamtheiter, die königliche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Wolffert in Leipzig.

Nr. 39.

Sonnabend, den 1. April, -abends.

1905.

## Die Religiosität Bismarcks.

Es ist menschlich sehr verständlich, daß wir uns die großen Männer, deren Werke wir bewundern, persönlich nahe zu bringen suchen, indem wir forschen in ihren Briefen und in den Erinnerungen derer, die ihnen im Leben nahe gestanden haben; hier, meinen wir, muß sich und das Wesen, das Geheimnis ihrer Persönlichkeit offenbaren. Solche Urkunden privater Natur sind in den letzten Jahren besonders zahlreich über Bismarck veröffentlicht worden; es sei nur erinnert an die Herausgabe der Briefe an die Braut und Gattin und an die Bücher von Keubell, Krauel und Tidemann. In all diesen Urkunden haben wir den eisernen Kanzler kennen gelernt als einen Mann von tiefem und inrigem Gemüt, der sich von der kalten Welt abgehoben fühlte und im Kreise seiner Familie sein Glück fand, dessen Auge mit Liebe ruhte auf seinen Bäumen und Tieren und dessen Ohr empfänglich war für edle Kunst, vor allem für die Beethovens. Und vieles andere noch, seine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, sein ritterlicher Sinn und sein köstlicher Humor treten uns hier mit aller Anschaulichkeit entgegen. Fragen wir aber nun, was der Kern seiner Persönlichkeit gewesen ist, so müssen wir reden von der Religiosität Bismarcks. Er hat es selbst wiederholt ausgesprochen, daß sein einziger Halt in den furchtbaren Kämpfen seines Lebens sein Glaube gewesen ist, und seine Briefe geben im einzelnen den Beweis, wie sehr sein inneres Leben durch sein Christentum bestimmt war. Wenn nun im folgenden kurz die Art der Religiosität Bismarcks geschildert werden soll, so muß von vornherein betont sein, daß es sich hier nur darum handeln kann, was die Religion für Bismarck als Mensch bedeutet hat; außer Betracht soll aber bleiben, wie er als Staatsmann christliche Gebanken mit in seine Berechnungen gezogen und wie er sich zu der evangelischen und katholischen Kirche politisch gestellt hat.

Ich beginne mit einer Darstellung der religiösen Entwicklung Bismarcks. Der Segen einer glücklichen Jugend war unserm Jelden nicht bestritten; schon mit 6 Jahren kam er nach Berlin in eine Erziehungsanstalt, die er später mit Wittteit eine Art Zuchtshaus genannt hat. Von seinen Eltern hat er keine religiösen Anregungen empfangen; mit seinem Vater hat er über Glaubenssachen nie gesprochen, wie er ausdrücklich erzählt, und seine Mutter war trotz einer gewissen religiösen Schwärmerei eine ausgesprochen verständige und ehrethige Natur, so daß sie bei der Erziehung ihrer Kinder den Nachdruck auf die Erwerbung positiver Kenntnisse legte (Brief an die Braut vom 23. Februar 1847). Der Religionsunterricht in der Schule und die Vorbereitung auf die Konfirmation durch Schleiermacher berührte Bismarcks Inneres nicht; vielmehr hörte er mit 14 Jahren insolge reiflicher Überlegung auf, jeden Abend zu beten, da das Gebet bei der Vollkommenheit des göttlichen Naturschlusses eine Vermessenheit enthalte. Als er auf die Universität ging, war seine Anschauung im wesentlichen pantheistisch, und dabei blieb es ungefähr bis zu seinem 30. Jahre. Es gibt eine Fülle von Erzählungen über die ausgelassenen Streiche des übermächtigen Studenten v. Bismarck und des tolen Junkers von Kniephof oder, wie man sagte, vom Kniepof, und er selbst schreibt später (28. IV. 47) an seine Frau im Rückblick auf diese Zeit: „Ich harrie lange in das matte Abendrot, bis zum Überlaufen voll Begehrt und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, die in ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zwand, und erfolglos verachtete, bis ich Dir, mein Herz, zumute, das Waad, dessen reiche Wodung ich im Übermut mit vollen Händen über Bord geworfen hatte, in den Hafen Deines unentwackelten Herzens aufzunehmen.“ Trotzdem darf man nicht meinen, Bismarck sei in dieser Zeit ein oberflächlicher Genußmenschen gewesen. Bei aller

Jahresfrölichkeit hat ihn niemand heraufst gelassen, ja es kam vor, daß er, um seine Arbeitsfähigkeit zu prüfen, in ländlicher Umgebung die Kubiturzeit aus 6 und 5 jagd. Von allen Gemeinen hielt ihn seine vornehme Ebnung zurüd, und er durfte später in dem, was man im engeren Sinne sitlich nennt, sich seines guten Gewissens rühmen. Gerade die Jahre in Kniepof waren von der ernstesten Arbeit ausgefüllt: Der 23jährige brachte es durch seine rastlose Tätigkeit dahin, die Güter, die er völlig veräußert von seinem Vater übernommen hatte, sich in kurzer Zeit erholten. In den Rubelunden las er eifrig philosophische, theologische und vor allem geschichtliche Werke, und oft studierte er tief in die Nacht hinein. Trotzdem war er im Inneren unglücklich: sein ungeheurer Tätigkeitsdrang fand in den engen Verhältnissen seiner Vertriebung, und im Verkehr mit seinen Standesgenossen war er immer der gebende Teil. Religiös kam er in seiner Einsamkeit je mehr er las, immer „tiefer in die Sadgasse des Zweifel“. Mit Wehmur hat er später auf diese Jahre innerer Verre zurückgekauft. „Ich habe manche Stunde trostloser Niedergelagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unerpriestlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entleert und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder,“ so schreibt er an den Schwiegervater, und der Braut erzählt er am 1. Februar 1847 folgendermaßen von diesem Zustand: „Du kannst glücklicherweise nicht beurteilen, mein Herz, mit welcher trostlosen Stumpfheit ich früher nach einer Weise mein Waad betrat, welche Niedergelagenheit sich meiner bemächtigte, wenn mich die Tür meines Zimmers angähnte und das summe Geräde in den lautlosen Räumen mir, gelangweilt wie ich selbst, gegenüberstand.“

Ein Wandel trat ein, als Bismarck in Pommern einen Kreis von Menschen kennen lernte, die im Gegenfah zu dem herrschenden Rationalismus und beeinflusst durch die religiöse Stimmung der Freiheitskriege edles Christentum pflegten, wenn auch nicht frei von Engbegirigkeit. Hier sah Bismarck Christen nicht des Wortes, sondern der Tat vor sich, Menschen, die ihr Glaube zu maßkräftig vorbildlichem Tun antrieb und die in diesem Glauben Zuversicht und Frieden fanden. Mit warmem Eifer verurteilte vor allem einer von ihnen, Moriz v. Blandenburg, ihn zum Glauben zu überreden, und Bismarck fing an, eifriger in der Bibel zu lesen, aber tiefer wirkte auf dem Studierenden das Beispiel, und eine innige Sehnsucht nach dem inneren Glück seiner Freunde erfolgte ihm. Verhärtet wurde der Eindruck, als die junge Frau des ebenenannten Blandenburg tödlich erkrankte. Bis zum Reid ergriff es Bismarck, als er die Gesehtheit sah, mit der die Verwandten ihre Sorge und ihren Schmerz trugen, und die ungetriebene Güterkeit und Zuversicht, mit der die Sterbende ihrem Ende entgegenging. Die Angst um ihr Leben riß das erste inbrünstige Gebet „ohne Grubeln über die Bernünftigkeit desselben“ von Bismarcks Herzen los. Was dann den Ausschlag bei seiner Werdung gegeben hat, ist Geheimnis geblieben. Eines Tages, es war im Jahre 1846, kam er zu Blandenburg und sagte, ihm sei geblieben. Seit habe ihn an den Rücken geworfen und hart geschüttelt. Da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig betenne. Und dieser Glaube, den er so — edt evangelisch und deutlich — nach heißen inneren Kämpfen errungen hatte, der hat ihn begleitet seine ganzes Leben hindurch, nicht als ein Werk neben anderen, sondern als die Grundlage seines Wesens. Berühmt sind die Worte, die er am 3. Juli 1851 an seine Frau geschrieben hat: „Ich begreite nicht, wie ein Mensch, der über sich

nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Betrachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben, das dahinsührt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald weilt wird; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Gedächtniß. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Tisch, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben und abgeben sollte wie ein schmerzliches Fern; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem eingesehnen Frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu spionieren, sich zu mügen, sich zu ärgern, zu intrigieren und zu spionieren — ich weiß es wahrlich nicht.“ Ähnliche Zeugnisse finden sich in den Briefen und Reden überall und zu allen Zeiten, denn Bismarck hat sich nie gekümmert, seinen Glauben jebermann zu bekennen. Das hat er mit folgenden Worten im Abgeordnetenhaus am 10. Februar 1872 offen ausgesprochen: „Was in jenen meinen Äußerungen [von 1847] an lebendiger Erkenntnis und Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheinbar dieses Bekenntnis weder vor der Öffentlichkeit noch in meinem Hause an irgendeinem Tage.“ So fern ihm alle Auldunglichkeit und alle Prophetenmacherei war, so lebhaft fühlte er das Bedürfnis, gerade einer ungläubigen Umgebung gegenüber von dem zu reden, was sein Herz erfüllte. Ich will nur ein Wort erwähnen, das er am 9. October 1878 im Reichstag gesagt hat: „Ich lebe in einer reinen Tätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsch veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter sagt: »An Gott und beste Zukunft glaube nicht hätte.« Es ist solche Äußerungen gegenüber gar nicht zu verstehen, wie einige Kritiker die Religiosität Bismarcks als bloße Anpassung an die strenge Frau und an den christlich gesinnten König aufzufassen können. Ein solches Urteil macht den Mann zu einem psychologischen Räthsel, dessen großartige Wirksamkeit und Offenheit in den Aften, auch in der Staatskunst, ihm den Spinnnamen „der Diplomat in Holzhäuten“ eintrachte, der ausdrücklich auf bestimmte die Religion betreffende Fragen seinem künftigen Schwiegervater deswegen nicht antwortete, weil er fürchtete, unbenutzt gegen sich unwohl zu werden. Diese Barmherzigkeit der Unwohlthätigkeit in religiösen Dingen thut mich bloß dann einen Schein des Rechts, wenn sich Bismarck in christlicher Sinne nur gegen religiös gesinnte Menschen geduldet hätte. Seine Briefe und Reden beweisen das Gegenteil. Wie Bismarck sich auch ungläubigen gegenüber offen und doch nicht aufdringlich oder pharisaisch ausdrückte, zeigt z. B. eine Antwort an einen Ausländer, der seinen Unglauben offen bekante; diesem sagte Bismarck: „Ich wüßte Ihnen von Herzen, daß Gott Sie hat zu Boden wirft und durchstößt; das könnte Ihnen helfen.“

Daß er sich häufiger und ausführlicher über Glaubensfragen solchen gegenüber äußerte, bei denen er dafür Interesse voraussetzen konnte, ist ja nur naturgemäß. Eine wahre Fundgrube sind in der Beziehung die Briefe an die Frau und Gattin, die überhaupt als Letztere gar nicht warm genug empfohlen werden können. Die Verlobung mit Johanna v. Puttkamer fiel zeitlich fast mit seiner Verlobung zusammen — es lag kaum ein Vierteljahr dazwischen — und so ist es verständlich, daß für ihn in der Erinnerung eins ohne das andere nicht denkbar ist. Aber doch wäre die Meinung verfehlt, als hätte sie ihn im einzelnen in seiner religiösen Anschauung beeinflusst. Ihre beiderseitigen Briefe sind voll von religiösen Gesprächen über bestimmte Schriftstellen, über Werttheiligkeit, über das sittlich Erlaubte und ähnliche Dinge, ja sogar darüber, ob man den Namen des Teufels nennen dürfe. Aber immer fehlt er seine Ansicht der ihrigen selbständig gegenüber und sucht, ohne ihr seine Meinung aufzudrängen, ihr Christentum von Weltkluft und Engbrigkeit zu befreien.

Eine wesentliche Änderung in der religiösen Grundstellung Bismarcks ist nicht eingetreten. Auch die Bitterkeit, die ihn nach seiner Entlassung ergriff, und der allzu starke Jubandring jubelnder Verehrer haben daran nichts geändert. Und noch von seinem letzten Krankenlager bewahren seine Angehörigen, wie berichtet wird, rührende Einzelheiten in schöner Erinnerung, die es bestätigen, daß er im festen Gottesglauben gestorben ist.

Fragen wir uns nun nach dem Wesen der Bismarckschen Religiosität, so ist unverkennbar, daß kein Glaube — wiederum edel crangelisch — im Grunde nicht anders ist als ein uner-

klärliches Vertrauen auf die gnädige Führung Gottes. Die Festigkeit dieses Vertrauens beruht darauf, daß es nicht Angelernt ist, sondern etwas Ererbtes; sein Glaube ist unrennbar von seiner Erfahrung. So ist es im Orogen: Der Gang der deutschen, insbesondere der preussischen Geschichte, ihr Zielpunkt in der Schlacht bei Jena eingeschlossen, ist ihm nur erstlich durch eine besondere Vorberestimmung Gottes, und daraus schöpft er das Vertrauen, das Gottes Vorliebe die Zeitschicksal gnädiger als andere Nationen der Zukunft entgegenführt“ (2. IV. 81.) Aus Verlaßtes schreibt er am 27. Februar 1871: „Gott hat uns mit seiner starken Hand so weit geführt, er wird uns ja auch den Frieden fest machen. . . . Mein Herz ist voll bemühten Dankes.“

Obenlo sucht sein Vertrauen auf Gottes Gnade in den Führungen der Familie durchaus auf der Erfahrung der bisherigen Hilfe von oben. „Gott verläßt uns nicht, da er uns so weit geholfen hat, sei nur freudig in Deinem Vertrauen zu Ihm, mein Lieblich; die großen Gefahren hat er gnädig abgewandt, er wird auch über die kleinen helfen.“ (6. II. 51.) „Wir haben (evident) Gott für so manche Bewahrung zu danken und aus seiner Gnade in der Vergangenheit Vertrauen für Gegenwart und Zukunft zu schöpfen.“ (I. VIII. 65.) Dieses Vertrauen auf Gott ist skandinavisch. Es gibt nicht, was Bismarck nicht auf Gottes Fügung zurückführte: Gesundheit und Krankheit, Mut und Feilsand, Trennung und Wiedersehen, Frost und Nebel. So wird ihm alles wunderbar; „in jeder Minute sehen wir Wunder und nichts als solche“, schreibt er am 4. III. 47, und deswegen scheint es ihm als ein Mangel an Logik, den Ausdruck Wunder auf außerordentliche Ereignisse zu beschränken. Der Festigkeit seines Glaubens an Gottes Fügung entspricht die Zuversichtlichkeit seines Gebets, in dem er nicht bloß in Zeiten der Gefahr große und ernste Wünsche, sondern Tag für Tag alles, was ihn bewegte, in kindlicher Demut vor Gott gebracht hat. Freilich finden wir in seinen Briefen auch Äußerungen lebhaftester Sorge; ja es sehen auch nicht resignierte Klagen in Zeiten, wo das Uebermaß der Amtspflichten oder ernstliche Krankheit ihn darniederbrachte, aber immer wieder richtet er sich und andere an seinem Gottesglauben auf. Fast jeder seiner Familienbriefe legt von diesem seinem Vorliebe glauben Zeugnis ab. Er redet von keinem Reipelen, ohne ein „Gott will“ oder „mit Gottes Hilfe“ beizufügen, er spricht seinen Wunsch aus, ohne ihm ein religiöses Gewand zu geben, und zwar findet er stets eine neue Form der Einwickelung, so daß man nicht sagen kann, diese religiöse Ausdrucksweise sei rein mechanisch, unbenutzt. Mit seinem Glauben tröstet er sich auch oft bei scheinbaren Zuversichtigkeiten, und es zeigt die Stärke seiner Religiosität nicht zum wenigsten darin, daß sie sich auch bei kleinen Verdrießlichkeiten bedauert. Aus den zahllosen Briefstellen, in denen sich sein Gottvertrauen zeigt, seien im folgenden einige angeführt: „Gott hat mich auf den Hied gelegt, wo ich ein ernter Mann sein und dem Könige und dem Lande meine Schuld bezahlen muß. Seinen Willen nach beides kräften zu tun bin ich entschlossen, und wenn mir Weisheit mangelt, werde ich ihn bitten, Er gibt reichlich und rächt es niemand auf. Bole Er nur Tisch und die Unfern in seiner treuen Danksbar halten, vor Krankheit und Leid schützen, darum bitte ich morgens und abends inniger als je und glaube an Erfröderung.“ (12. V. 51.) „Das Ergebnis aller Beratung ist die Auflösung der Kammer gewesen, zu der ich kein Herz hatte. Aber es ging nicht anders; Gott will, moju es gut ist. Ran geht der Wohlstand los. Gesund bin ich dabei mit Gottes Hilfe; aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unseres Landes nicht zu verzweifeln.“ (4. IX. 63.) Zu vielen Beispielen aus den Briefen an die Gattin sei noch eine Stelle aus dem berühmten Trostbriefe an seinen Schwager Arnim gefügt: „Wir sind in Gottes gewaltiger Hand ruhig und hilflos, soweit Er selbst uns nicht helfen will, und können nichts tun, als uns in Demut unter seine Schidung beugen. Er kann uns alles nehmen, was er gab, uns völlig vereinnahmen lassen, und unsere Trauer darüber würde um so bitterer sein, je mehr wir sie in Fater und Aussehen gegen das allmächtige Wollen ausarten lassen.“ (16. VIII. 61.)

Zwei der schönsten Blüten Bismarckscher Gottvertrauens sind seine Dankbarkeit und seine Zufriedenheit. Wie dankbar er Gott für alles ist, sehen wir am besten aus einem Briefe vom 28. Juli 1881: „Ich habe viel Sorgen, Arbeit und Ärger gehabt; aber im Rückblick auf 1/2 Jahrhundert fließt mein Herz

in demüthiger Dankbarkeit über, in dem Bekenntnis, daß es mir aber alles Verdienst und Hoffen sich erlangen ist." Und wenn allerlei Bedrücklichkeiten ihn vertrieben, dann mahnt er sich selbst an das Gute, das Gott ihm gegeben hat: "Wenn ich über die Sachen der Außenwelt mich verbitte, so schäme ich mich jedesmal meiner Un dankbarkeit, sobald ich an Gottes Gnade denke, die sich in so reichlicher Fülle an unserm Familienleben bedirft. . . . Es wird mir dann sogar lieb, daß mir Verdruß von außen kommt, denn Sorge und Kummer kann doch im irdischen Leben nicht fehlen, und es ist besser, auf der Straße zu frieren als in dem eigenen Hause." (7. IV. 58.) Wir werden noch oft lernen müssen, den Wecker abzulegen, wenn es uns am besten schmeckt, und dabei über das zu freuen, was wir getrunken haben, an guten Mutes auf das zu verzichten, was wir darin lassen müssen." (8. V. 47.)

Bewundernswert ist seine Fruchtseligkeit; in seinem Munde war das Wort Wohlthät, das so oft mißbraucht, weil ohne innere Berechtigung angewendet worden ist: "Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt." In allen körperlichen Gefahren hat er sich in Gottes Hand gefüßt, und so schwer es ihm wurde, den Gebanten lieb zu gewinnen, daß jeder Tag der letzte sein kann, dem eigenen Leben gegenüber — man denke nur an das Blühende Arentat von 1866 — war er doch wunderbar gleichgültig nach dem schönen Wort, das er einst geschrieben hat: "In ergebenem Gottedtrauen leg die Sporen ein und laß das wider Noth des Lebens mit Dir fliegen über Tod und Vieh, Geßß darauf den Hals zu brechen, aber surschlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig." (7. III. 47.) Daß solche Fruchtseligkeit naturgemäß jeden Aberglauben ausschließt, sei nur deswegen erwähnt, weil Nothig Wuch verschiedne iderghalt gemeinte Äußerungen Bismarcks dahin mißverstanden hat, daß der Kanzler abergläubisch gewesen sei. Bismarck hat sich aber gegen diese Unterstellung mit aller Schärfe gemendet. Auch Aberglaube verdrängt sich nicht mit einem Gottedtrauen, wie es in Bismarck lebte.

Mit dieser unbedingten Ergebung in Gottes Führung scheint aber unvereinbar das Bild des Mannes, für den es nichts Ärgeres gab als Barten und Ungewißheit, dessen ganzes Leben Wille und Tat war. Aber gerade darin, wie sich ihm der Scheinbar unbillige Widerspruch zwischen göttlicher Vorberstimmung und menschlicher Freiheit praktisch löste, zeigt sich, daß sein Christenthum durch und durch gesund war. Den pommerischen Pietisten, von denen seine Religiosität angeregt war, lagen Dualismus und Fatalismus nicht fern, z. B. lehnte Bismarcks Schwiegermutter ärztliche Hilfe hartnäckig ab, und so muß Bismarck wiederholt an seine Frau schreiben: "Gottes Hülfe entscheidet allerdings, aber gerade er hat uns die Arznei und den Krut gegeben, damit durch sie uns seine Hülfe zukomme, und diese in der Gehalt abzulegen, heißt ihn versuchen, als wenn der Schiffer in See sich vom Steuermann loslassen wollte, in der Meinung, daß Gott allein helfen könne und werde. Hülft er uns durch die Mittel, die er in unseren Bereich gestellt hat, nicht, so bleibt allerdings nichts übrig, als sich hilf unter seine Füße zu beugen." (15. V. 47.)

So treibt gerade Bismarcks Glaube ihn zum Handeln. Unerschütterlich ist seine Überzeugung, daß Gott ihn auf seinen Pfad gestellt hat, damit er da wirke. Drei goldene Worte seien erwähnt aus der Zeit, mo er die erste staatsmännische Stellung in Frankfurt antrat. "Ich habe mit feiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und so er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuehnt, wie er es braucht." (3. V. 51.) "Wir sind nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt zuehnt, in das ich gesetzt bin." (26. VI. 51.) Wilhelm I. hat dasselbe einmal schön ausgedrückt, indem er Bismarck gegenüber von dem Dank gegen Gott redete, "daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen." Es standt kaum erwähnt zu werden, daß ein Mann mit einem so tiefgegründeten Pflichtgefühl, wie es Bismarck hatte, seine Meinungen und seine Gesundheits künnten anstelle, wenn die Pflicht rief; und daß die äußeren Ehren ihn nicht lodten, das zeigt nicht nur sein Spott über die Erdenkaiser, sondern das hat er immer wieder ausgedröchen. Ende September 1870, also nach den großartigsten Er-

folgen seiner Politik, hat er sich bei Tisch folgendermaßen geäußert: "Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diene ich dem Könige seine Stunde mehr. . . . Orden und Titel regnen mich nicht. . . . Ich habe die Standfestigkeit, die ich 10 Jahre lang an dem Tag geliegt habe. . . . nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir die besten Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. . . . Wenn ich die wunderbare Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Dunkelkammer gar nicht erlebt haben. . . . Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gebe ich auf der Stelle. . . . Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Kanleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Karzin ausreißt und seinen Kaiser baut."

Mit diesem Pflichtgefühl hängt auch englie zusammen das Verußsein der Verantwortlichkeit. Bismarck hat im Norddeutschen Reichstag am 1. März 1870 gesagt: "Die Scheu vor der Verantwortung ist eine der Krankheiten unserer Zeit, und seine Gedanken und Erinnerungen" kagen über nichts so oft wie über diesen Fehler. Er selbst war davon frei. In jedem Augenblick seiner Amtzeit hand ihm das Verußsein risengroß von der Seele, daß er Entschickungen zu treffen habe, bei denen die Zukunft des Vaterlandes auf dem Spiel hand. Selbst protestantisch konnte Bismarck hier nur eine Autorität, die Stimme in der eigenen Brust, und ihr zu folgen — ohne Schwanken und Jaubern — hatte er den Mut, auch wenn der Erfolg seiner Entschickungen ebenso wenig mit Sicherheit vorauszu sehen war, wie das Wetter in unserem Klima." Ob die Menge ihm jubelte, oder ob er der beliebteste Mann war, das hat ihn dabei wenig berührt — schon der 23jährige war gegen die Meinungen der Deutschen gleichgültig —, aber daß er oft seinen über alles geliebten Herrn, Wilhelm I., gegen sich hatte, das hat ihm die Kämpfe gemüthlich schwer gemacht. Nicht die ungetreue Arbeitslast, obwohl er auch unter ihr zuweilen sich erlag, sondern dies Gefühl der Verantwortlichkeit hat ihn wiederholt schwer trant gemacht und seine Gesundheit schließlich völlig untergraben. Es ist erschütternd zu lesen, wie dieser Mann, der ganz Krast, ganz Wille war, bei den Verhandlungen in Nilsburg 1866, als er alle, auch den König, gegen sich hatte, schmerzhaft aufstand, in sein Zimmer ging und dort von einem besigen Weintrampf besessen wurde, je, mo sie ihm dann, der Gebante nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem offenkundigen, vier Tod hohen Fenster zu fallen."

Wir müssen und dies völlige Aufgehen in der Sache gegenwärtig halten, um die Rücksichtslosigkeit der Politik Bismarcks und seinen leidenschaftlichen Hög gegen seine Feinde — nicht zu entschuldigen, aber zu verstehen; aber so glühend sein Zorn sein konnte — er hat einmal gesagt: "Ich habe nicht schlafen können, ich habe die ganze Nacht gehäht" — immer hat er Person und Sache getrennt, und nie hat er auch seinen Gegnern in persönlicher Verleer etwas nachgetragen. Er konnte — und darin war er Christ — von Herzen vergeben. Während ihm die Ergrählung, wie Bismarck mit dem alten Wrangel, der gegen ihn die größten Beleidigungen ausgesprochen hatte, bei einem feie Zusammentritt. Berühmt lächelnd fragte der alte Feldmarshall: "Mein Sohn, kannst du gar nicht vergeben?" Bismarck antwortete: "Wie sollte ich es anfangen zu vergeben, was ich erlebt habe?" Darauf Wrangel nach längerem Schweigen: "Kannst du auch nicht vergeben?" Bismarck erwiderte: "Von ganzem Herzen." Sie schüttelten sich die Hände und waren Freunde wie in früheren Zeiten.

Vorhin konnten als die schönsten Blüten des Bismarckschen Gottedtrauens seine Dankbarkeit und Fruchtseligkeit genannt werden; die edelste Frucht seines religiösen Pflichtgefühls war seine Demut. Fürst Bismarck war sich dessen wohl bewußt, daß sein Leben eine Kette außerordentlicher weltgeschichtlicher Erfolge war, aber bei aller Krast seines Selbstgefühls war er von jeder Selbstüberhebung so weit entfernt, daß er keinen Dank hegte, als die Liebe seines Herrn und die Abkloftung des eigenen Bewußtseins. Die äußeren Ehrungen, mit denen er überhäuft wurde, bedeuteten ihm dem gegenüber nichts; eher litt er unter dem Gefühl innerer Vereinnamung als schmin delnde Höhe, die mit der Größe naturgemäß verbunden ist. Die Demut Bismarcks war gegründet in dem Gefühl, aus dem heraus er schon am 4. V. 1851 schrieb: "Gott hilft mir tragen, und mit ihm bin ich der Sache besser gemüthet als die meisten unserer Politiker, die statt meiner in Frankfurt sein könnten, ohne ihn. Ich werde mein Amt tun; daß Gott mir den Verstand

dazu gibt, ist Seine Sache." Im November 1883 hat er das schöne Wort gesprochen: "Von meinem Glauben losgeriß, bin ich matt und schwach." In seiner Amtsführung kam zu dieser demüthigen Überzeugung, daß er nur wüthen könnte kraft der ihm von Gott anvertrauten Fähigkeiten, die immer härter werdende Erkenntnis, daß „man so klug sein kann wie die Klagen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Duntle.“ (20. VII. 64.) So schreibt er im Jahre 1864: „Sie sehn daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auflosse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes überhäufigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Züchtimer zu unserm Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich in heilsamer Demüthigung.“ Und ein andermal heißt es in einem Briefe vom 5. II. 52: „Der Strom der Zeit“ läuft seinen Weg doch, wie er soll; und wenn ich meine Hand hineinstecke, so tue ich das, weil ich es für meine Pflicht halte, aber nicht, weil ich seine Richtung damit zu ändern meine.“ „Ich schlug mir gestern aber beliebige die Schrift auf, um die Politik aus dem sorgenvollen Herzen los zu werden, und stieß mit dem Auge zunächst auf den 5. Vers des 110. Psalm. Wie Gott will, es ist so alles doch nur eine Feindschaft, Hölle und Menschen, Krieg und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Auf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauers ereilt.“ (2. VII. 59.) Solche Äußerungen demüthigster Ergebung und tiefsten Glaubens an ein Jenseits zeigen uns, woher Bismarck die Kraft nahm, bei aller rastlosen Arbeit sich nicht an die Dinge zu verlieren, weder zu verzweifeln in schwärzigen Tagen noch sich zu überheben bei den glänzenden Erfolgen. Diefelbe Demuth, die ihn seinem politischen Werke gegenüber erfüllte, zeigte er auch im Privatleben in der Beurteilung der eigenen Person. Er wußte, daß auch sein Glaube oft schwach war, und war „danbar für jeden Zug, der ihn nach innen zog.“ (22. VIII. 60.) Wie er überhaupt von den Menschen sehr pessimistisch dachte, so war er auch durchdrungen von seiner Sündhaftigkeit. Die Gemüthsaffigkeit, bei der er sich selbst prüfte, ließ ihn allerlei Geden und Kantens an seinem Belieben erkennen. Wie deutlich er die besonderen Gefahren seiner leidenschaftlichen Natur erkannte, das zeigt ein Brief an seine Schwiegermutter vom 15. X. 50, in dem er ihr mancherlei Unrecht abbittet; es heißt da: „Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelänge, den jähren Hohn aus meinem Herzen zu bannen und die Unfreundlichkeit zu bessern, die zu fälliger Verbrüßung in meinem äußeren Wesen zu Tage treten läßt, so würde ich Niemanden einen Augenblick haben, in dem Du an meiner tiefen und warmen Liebe zu Dir . . . zweifelst.“ In solch schäblicher herzlicher Demuth deutete sich dieser gewaltige Mann in der Stille vor seinem Gott, aus solcher Gesinnung heraus sind die Worte geschrieben, die wir so oft in seinen Briefen lesen: „Möge die Gnade des Herrn mit uns beiden sein, und ihr Maß nicht in unserm Verdienst finden.“ Diese Demuth machte ihn auch empfänglich für Vorbaltungen anderer. Berührt ist der Brief (vom 26. XII. 65) an den Rittergutsbesitzer Andrae-Roman, in dem es heißt: „Wollte Gott, daß ich außer dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden aus meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe. Wenn ich unter der Holzohr der Sünden, die des Künftigen an Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch wir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dies Vertrauen weder hartnäckig gegen tadelnde Fremdworte noch zornig gegen sieblos- und hoffärtiges Urtheil machen.“ Die erwähnten Stellen zeigen uns auch, daß Bismarck für seine Sünden nur im Vertrauen auf Gottes Gnade und Christi Verdienst Vergebung erhoffte; besonders schön spricht er die höchste Zuversicht einmal mit folgenden Worten aus: „Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt und vor meine Seele trat das ruhige Bild einer von Liebe erfüllten Gänzlichkeit, ein stiller Palen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß bringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, solange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt;

mag auch das Spiegelbild oft matt und erstirbt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.“ (18. VII. 49.)

So hat sich uns das Christentum unseres Reichthumglanzers dargestellt als ein unbedingtes Vertrauen auf Gottes Führung und als ein tiefes Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor Gott. Dieses Christentum ist durchaus praktisch, und wie Bismarck politisch nichts hielt von Theorien, so fand er auch Streitigkeiten über Glaubenslehren fremd gegenüber. Der Mann der Tat konnte hier tiefer gehendes Interesse haben für dogmatische Fragen. Er betrachtet die Religion durchaus unter dem Gesichtspunkt der Seligkeit; was unter dieser höchsten Maßstabe sich als nebenächlich erweist, ist ihm gleichgültig.

In der Bibel hat er täglich gelesen, sie schlug er auf, wenn er irgendwas Trost und Halt fand, seine Briefe und Reden sind voll von biblischen Sätzen und Anspielungen — aber in der Auslegung der Bibel war er durchaus weitferig, und der streng orthodoxen erzogenen Braut erklärt er offen, daß er nicht alles bisher habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Auffällig ist es, daß er besonders häufig Psalmhefen ansührt, sehr selten aber Worte Jesu, wie überhaupt in seiner Anschauung die Beziehung auf Christus fast nur herovortritt, mo es sich um die Vergebung der Sünden um Jesu willen handelt.

Ebenso weitferig wie in der Schriftauslegung ist er Andersgläubigen gegenüber. Das Papsttum als politische Macht hat er mit aller Energie bekämpft; er kannte kein Liebedienerei dem Centrum gegenüber. Im übrigen aber hat er nach dem Wort gehandelt, das er vor Paris einmal gesprochen hat, als von der Überlieferung des Papstes nach Deutschland wieder katholisch würden — ich werde's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube.“ Was er mit dem Worte gläubig meinte, hat er einmal so formuliert: „Ich verlese nicht darunter, daß beide sich genau und wörtlich denselben formulierten Bekenntnis anschließen, sondern nur, daß beide in Ernst und Demuth forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheim stellen.“ (4. III. 47.) Dieser echt evangelische Glaubensbegriff, dem das Vertrauen alles, das Fürwahrhalten im letzten Grunde nichts bedeutet, ermöglichte es ihm, gegen Orthodoxe und Liberale tolerant zu sein und von anbern eben solche Forderung zu fordern.

Es ist verständlich, daß Bismarck bei solcher Anschauung auch den Einrichtungen der eigenen Kirche kein lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Wir erfahren zwar, daß er am Sonntag in Frankfurt nicht ausfuhr, auch Reisen am Sonntag vermied, er berichtet häufig in seinen Briefen von den Predigern, die er gehört hat, wir wissen, daß er auch später regelmäßig zweimal jährlich zum Abendmahl ging, auch hat er als Quästler die Rechte der Kirche immer strengstens gewahrt, aber allem allem steht doch mancherlei gegenüber. Er bekent selbst einmal, daß er öfter den Gottesdienst besuchen könnte, wenn ihn auch die Rücksicht auf seine Gesundheit oft abhielt; er hat es oft vorgezogen, sich zu Hause an der Lectüre einer guten Predigt zu erbauen. Und während er Armen gegenüber sehr mildthätig war, wie zu verständig berichtet wird, erfahren wir von solch freier Opfernüchtheit kirchlichen Einrichtungen gegenüber nicht.

Diese, wie es doch scheint, etwas kühle Stellung der Kirche gegenüber erklärt sich aber aus seiner religiösen Entfremdung; sein Christentum war angetregt durch fromme Vätern, die im Gegensatz zu den rationalistischen Geistlichen eine religiöse Bewegung in Bonnern anzubringen, und außerdem war Bismarck eine viel zu selbständigen überzogenen Persönlichkeit, um kirchlicher Anregung zu bedürfen; auch das kommt dazu, daß er vielfach gerade unter den evangelischen Geistlichen seine bittersten politischen Feinde hatte. Wir haben kein Recht, aber ihn wegen seines Mangels an kirchlichem Gemeinsein zu Gericht zu fügen. Seine Religiosität ward dadurch nicht berührt, die ruhte auf ewigem Grunde.

In dem entflohenen Gottesglauben befanden die geheimen Wurzeln der ungeheuren Kraft Bismarcks; auf diesem Grunde baute sich seine gewaltige Persönlichkeit auf, wie er es einst selbst mit dem Worte bekannt hat, das er sich als Wappenspruch wählte in trinitate robur, in dem dreieinigen Gott meine Kraft!

Dr. . . . . r.

## Christian Andersen.

Der feine, weiche Stimmungspöpel, der liebenswürdige Sängler all' der schlauntesten Mercurfrauen und tollendsten Wasserkrüge, die um das nordische Inselreich in hellen Mondschimmeln Welt und Sund bevölkern, dieer piepieler Phantasi und Trümaer Andersen, dessen Säkularfeier — Andersen ist am 2. April 1805 geboren — das kleine Dänemark nunmehr mit frohbekanntem Stolz beehrt, war nicht allein der Größten Einer in seinem Volke — vielmehr war er sogar der größte —, er zählt auch zu den glücklichen Voten überhaupt, die die Literaturen aller Völker hervorgebracht. Wie selten einem Dichter neuerer oder älterer Zeit sind Christian Andersen, der die frohgemute Schülerlaufbahn seiner Ahnen aus Odense frühzeitig verschmähte, von vornherein mit gütiger Hand alle Wege gebreut worden, die den begabten Jungen aus schnellste in das vielerföhre Land des Ruhmes führen konnten. Und Hans Christian Andersen ging hin und hubierte, da man ihn studieren ließ, und reiste, da man ihn reisen ließ, und veröffentlichte, da er veröffentlicht durfte, und wartete — manchmal ein wenig durch Kritik verstimmt — zufrieden ab, bis er der berühmte Mann auch wirklich geworden wäre.

In Dänemark ging das sehr schnell. Andersen hatte als Dreizehnjährigebriger eine im Grunde ganz glückliche Satire „Die Führeite nach der Insel Amal“ veröffentlicht, ein formgewandtes Phantastisch, dem er recht bald „Die Liebe aus dem Nicolaiturm“ folgen ließ, und mit den beiden Erstlingsbänden schnell auch die Aufmerksamkeit all' derer auf sich gelenkt, die selbst ein mögliches Talent in dem dichterischen Dänemark freudig begrüßt hätten.“ Was Andersen mit den beiden Büchern übrigens versprochen, glaubte er, kaum daß er von seiner ersten Auslandsreise zurückkehrte, auch reichlichlich so gleich halten zu müssen, und ließ nun — von 1835 ab — in rapider Aufeinanderfolge seine drei großen Romane erscheinen, die ihm in den Reihen der literarischen Streiter leinertig den ersten Platz auf lange Zeit hinaus unbestritten sicherten. Will man diesen drei frühen Schöpfungen Andersen — ich meine „Der Improvisator“, „D. 3.“ und „Rur ein Geiger“ — völlig gerecht werden, darf man war allem die Zeit, in der sie entstanden, die Einflüsse, die auf die künstlerische Entwicklung Dänemarks gerade in jenen Tagen von außen her wirkten, und zum mindesten das Publikum nicht vergessen, für das sie geschrieben waren. Künstlerliche Tradition, die zu ihm aus dem Erbe der Väter gesprochen hätte, vermochte dem Dichter keinerlei Vorbild zu weilen. Nur aus Frankreich und mehr noch aus Deutschland schnell damals nach Dänemarks Grenzen eine literarische Hochzeit hinüber, deren schickliche Sentimentalität, deren falsches Pathos kurz vorher ja auch bei uns Wilhelm Hauff bekannt hat, ohne sich ihr selbst freilich ganz entgegen zu können. So mußten auch Andersen's Romane sentimental werden, wollten sie gefallen, von einer entlosten Traurigkeit, die niemals die Frage vergißt, ob sie nicht auch beruendert werde, so spiegelte sich auch das Leid ihres Helden vor allem in den Tränen schöner Verirren. Ein hartes Sensationsbedürfnis, eine ungeschickte Lust nach Abenteuer, die die Handlung meist mit dem gänzlichsten Mangel psychologischer Motivierung behaft, hastet allein diesen Büchern an, deren Charakter als Roman durch Schilderungen der verschiedensten Länder, der verschiedensten Personen und Begegnisse und selbst durch kritische Ergüsse immer wieder verhorben wird. Inzdes, die Zeit der Reiseschriftsteller fand nunschenswerter, was nur als unetragliche Breiten unnerendlich zurückweisen, und lam die Spannung, um deren willen man ja las, nur auf ihre Rechnung, hatte der Dichter des Spalten vollakt getan. Daß Andersen in seinen Romanen für Spannung in diesem Sinne nicht sorgt, wird niemand behaupten können. Schon die seit-

same Geheißigkeit von Rasmus Abthammung, in der sich selbst der bedarrlichte Leser nur mit großer Mühe zurechtfindet („Rur ein Geiger“), oder die Geheimmisträmerie in „D. 3.“, dessen natürlich schwerwärtiger Held einen nach unferen Begriffen fast lächerlichen Konflikt — bedrohlicher als das Rästel seiner Abkunft scheint ihm noch seine Tätowierung — hinter nahezu vierhundert Seiten verbißt, schon diese beiden Motive mögen phantastische Seelen mit dankbarer Genugtuung dem Dichter gegenüber erfüllen. Die merkwürdige Tatsache, das sich Andersen's Romane in ihrer Ordnung, sie es nun nach unten oder oben, immer wieder verschoben, erklärt zwar die Fülle von Neben-umständen, zu deren Verzeichnung er sich bemüht glaubt, die Tatsache selbst entschuldigst sie dennoch nicht. So tritt z. B. der kleine Geiger Christian, der Hauptheld des einen Buches, dem wir schon um seiner schlichten Natürlichkeit willen die größten Sympathien entgegenbringen, fast gänzlich zurück hinter Rasmus und auch die bedeutungsvolle Figur Coas in „D. 3.“ ist viel zu flüchtig herausgearbeitet, als daß ihr ein sich tragisches Schicksal einen tieferen Eindruck hinterlassen könnte. Charakteristisch ist für Andersen, daß er jedem Kapitel seiner Romane ein paar Verse voranstellt, halb von diesem, halb von jenem Dichter, Verse aus allen möglichen Zeiten und Literaturen, die einen feinen Zug bewusster Kollaterie ebensowenig verlesenen wie etwa seine Reife- schilderungen „Aus eines Dichters Bazar“, die zwar Land und Leute Europas aus allen Ecken und Enden ganz trefflich zu schildern wissen, nicht ohne das freudige Selbstgeändnis freilich, sie selbst an Ort und Stelle besucht zu haben.

Von Andersen's Romanfassungen sagte ich eben, daß er sie befindlich verschiebe, daß er also ihre Charakteristik verschiebe. Das gilt nicht immer und überall. Will Andersen das Ereignis in einer Kinderfese, das mäßige Begreifen eines kleinen Jungen, kurz die mäßig aufdämmende Erkenntnis des Lebens in der Kinderstube geben, entgeht er nicht allein der Gefahr des Verzeichnens, sondern vertritt ganz im Gegenteil vom ersten Augenblicke an den vollendeten Meister. Andersen hat die seine ganz eigenartige Methode. Will er die Seele eines Kindes spiegeln, beleuchtet er keineswegs ihre Regungen kritisch oder auch nur objektiv vom Standpunkt des Erwachsenen, in sein berechnender Blickt auf die Wirkung läßt er vielmehr den Jungen oder das kleine Mädchen unmittelbar zu uns sprechen. Dabei gibt er immer nur ihre Bilder und Eindrücke, deren Gedanken er selbst nicht deuten will. Als ganz charakteristisch für diese Art, die auch bezeichnend für Andersen's Märchen ist, seien hier ein paar Stellen aus jener besten Stelle des „Geiger“ Romans angeführt, da Christian zum erstenmal im Rosenberger Theater kommt: „Nun wirst du eine Kommode sehen, in die wir hineingehen,“ sagte Peter (der Begleiter Christians, der mit dem Knaben den Juchsaerraum betritt). „Wir kommen nach der obersten Schublade. Siehst du, die unterste ist etwas herausgezogen, damit die Damen ihren Staat nicht gefährden.“ Sie leisten sich auf die erste Bank. Christian war anständig und summ, das Ganze kam ihm wie eine große Kirche vor. „In das Himmelbett zu beiden Seiten kommt der König und die Königin hinein!“ sagte Peter Wul. „Das große Gemälde uns gegenüber geht in die Höhe wie ein Schiffsstiel und dann kommen die Frauenzimmer herud und strecken die Beine aus, unferl das eine, dann das andere, wie eine Fische in einem Topfe Sabne.“ Die Dichter strahlten hell über die vergoldeten Logen hin, wo die reich-geliebten Damen saßen. Nun kam der König und der ganze Hof. Christian empfand eine seltsame Angst und doch auch eine große Freude; er war ja im selben Hause wie der König, er brauchte nur laut zu rufen, so müßte es der König hören und

würde gewiß fragen: „Wer ruft da?“ — Dieses naive Aneinanderreihen von Bild an Bild, dieses völlige Fehlen logischer Kritik, dieses einzig mögliche Unterjochen von Glanz und Zückerkeit, von Freude und Schmerz, Furcht und Trauer aus bahnmt im weiteren Ausbau den Weg naturgemäß bis zu Anderens Märchen, jenem köstlichen Dichtergelände, dem wir allein unter allen jenen Werken die Unsterblichkeit nie verlagern möchten. Unwillkürlich legt Andersen als Märchenbücher den Vergleich mit einem zweiten Großem im Reiche der Phantasie nahe, den Vergleich mit Wilhelm Hauff, der um die gleiche Zeit etwa und gleichfalls mit seinen „Märchen“ dem deutschen Volk die Früchte seines reifen Könnens gab. So gering im Grunde die räumliche Scheidelinie zwischen Deutschland und Dänemark ist, so weit gehen die Schaffenslinien der beiden Dichter auseinander. Andersen entnimmt seine Sagen und Stoffe den kühlen Fluten nordischer Meere, er wird gut Freund mit all den Göttern, die in und um Dänemark leben, oder er eilt noch höher hinauf nach dem Norden undholt seine Mäthen aus den schroffen Fjorden Norwegens oder den ernten Schwedennävern. Selbst wenn er die Heimat verläßt und den Szenen fremder Berge nachlauscht, wenn er der „Eisjungfrau“ in den Schwieger Oelstern bezaubert, umpielt seine Dichtung noch der kühle, klare Hauch, den einzig seine Heimat kennt Hauff, der Süddeutsche, trifft seine Helben und Gestalten zunächst im Schwarzwald. Wie innig und schlicht er aber die Geschichte vom Peter mit dem feineren Herzen auch erzählen mag, wie deutsch romantisch „Das Birkenhäus im Spreßart“ auch annimmt, so recht köhlich fühlt sich sein Dichter dennoch nie, Hauffs Phantasie vermag niemals Grenzen nicht zu halten, Hauff lebt und träumt im Orient. Die rauschende Pracht, die am Hofe des Scheichs von Alexandria den fremden Sklaven blendet, die einfältige Geschichte vom Kalif-Storch, der das „Mutabar“ vergaß, das heile Unglück Orbalans oder das Nüchternheit eines armen neuwelbten Zoerger bewegen sein Herz weit glüher, als köstliche Eitelgespräche, und wenn er, dessen Vorkost im Norden der Heimat nuzelt, sich auch im Märchen nach dem Abendlande zurückzieht, entsetzt er sich einen Boten, der ihm dann mit Stannen von dem Zusammenreffen mit dem „kleinen Korporal“, seinem Lieblingshelden, berichtet. Anders der Läne. Zwar leant er die halbe Welt weit besser als der Deutsche, da er sie mit eigenen Augen gesehen, zwar weiß er ohne Zweifel maach ein Märchen im Riesengebirge und an der Elbe, in den Karaxzen und am Ebro, was sich's von Niesen und Bäukern herrlich träumen ließe, — dennoch träumt er am besten daheim. Wenn die Stürze des Sommers aus Afrika wiederkommen und sich über Densie auf den Dächern einrichten, hört er zwar mit Begehen, was sie brüchten, aber sie berichten nicht ägyptisch, arabisch, indisch oder gar chinesisch von Arabins Wunderlampe, sie sprechen von ertlen Augenbilde an gut dänisch. Und dann schickt sie Andersen wieder fort und bezieht selbst — vom kleinen „Nolenski“, vom der „Schneeprinzessin“, vom „Meerweibchen“ oder vom „Die Lufoje“ und vom „Wädchen, welches auf Brot trat“ und vom „Däumelchen“. Küß, schlicht, ohne den lebensqualtlichen Ueberhang des verzinsten Dichters, aber wunderbar innig sind alle diese Märchen geschrieben, zugleich linge Allegorien, die verinnbildeln, wie das Gute und Böse im Reime entwirrt, wächst und wirt. Wilhelm Hauffs Märchen zeigen keine Spur von Dogmat, im Fabelreich der Romantik wirt sie nichts als erzählt sein und erzählen, Andersen hingegen ist der geborene Dichter. So geistreich etwa die Idee im „hohen Fürsten“ und vielen anderen seiner Märchen ist, sie wären ungeschrieblich geblieben, längs aus dem Schlußsatz nicht zugleich auch ein Sprüchlein für die Kleinen. Wilhelm Hauff hat sich nicht bedacht, für wen er seine Märchen schrieb — die äußerliche Bildung an seine Schüler tut nichts zur Sache —, Andersen aber schrieb sie für die Mütter, die sie ihren Kindern erzählen sollten. Vielem mag Wilhelm Hauffs ganze Art, der Umstand, daß er noch in der phantastischen seiner Welt stehende Menschen lieben und lieben läßt, ihm-räthlicher sein, viele mögen sie vom dichterisch-künstlerischen Standpunkte weit wertvoller finden, seine Freude hat Andersen darum nicht minder ertrennt, wenn er auch das rein literarische Sprüchlein des eigentlichen Inhaltes wider manchmal ein wenig hinterschiebt. Andersen weiß vermag Andersen, nach Standes wohl der

glänzendste dänische Stilist, seine Traumgesichte, wo er will, durch Lichter und bezauberndem Feuer zu erleuchten. Veräümt, Charakteristisch für des Dichters kühle Begeisterung und unübertroffen in der Märchenbilderei aller Zeiten bleibt die Schlüsselstelle aus der „Eisjungfrau“: „Kalt und tief war das klare, blaue Eis Wasser aus dem Oelstern.“ Audi schaute in die Tiefe, nur einen einzigen Bild war er in dieselbe und es kam ihm vor, als läße er einen goldenen Ring rollen, blinken und leuchten. Er gedachte seines verlorenen Verlobungsringes und der Ring wurde größer, dehnte sich zu einem funkelnden Kreis aus und in demselben leuchtete der helle Oelstern. Ringum gähnten unendlich tiefe Klüfte und das Wasser tropfte wie ein Glodenstein und in weißblauen Flammen erglänzend hinab. In einem Augenbilde überschaute er, was wir in langen, vielen Worten erzählen müßten. Junge Jäger und junge Mädchen, Männer und Weiber, eini in die Spalten des Oelsterns gesunken, standen hier lebendig mit offenen Augen und lächelndem Munde. Tief unter ihnen ertählte der Klang der Kirchenglocken aus den begrabenen Dörfern. Die Gemeinde kniete unter dem Kirchengewölbe, Gesichte bildeten die Orgelpfeifen, der Orgistrom spielte die Orgel. Die Eisjungfrau saß auf dem hellen, durchsichtigen Grunde, sie schwang sich zu Audi empor, läste ihm die Füße und ein Todeschauer durchzitterte seine Glieder, es war, als träge ihn ein elektrischer Strom — Eis und Feuer zugleich.“ Nicht immer freilich erst Andersen an die Schöpfung der gesuchten Bilder so völlig ein, weit lieber gibt er kurze Skizzen, Augenbilde, deren Ausbau in Farbe und Form er der selbstthätigen Phantasie des Lesers überläßt. Sucht er heute durch Farbenkomponenten zu binden, überträgt er morgen schon durch kleine Ausschnittsbildchen, unter die er gerade noch eine erklärende Bogenlinie legt. Man könnte sagen, Andersen hätte dann den Weg zu einer Art Märchenprogramm gewiesen, wie es sein „Silberbuch ohne Bilder“ in der Tat ja auch darstellt. Ob die dort vermerkte Idee, den wandernden Mond zum freundlichen Reporter seiner Erlebnisse zu machen, von Andersen neu ertunden ist, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls aber ist sie glücklich verwendet und wirt. In Frankfurt sah der gute Mond, wie treu selbst das reiche Reichthümlich schwürmige Blätter dem armen alten Kaufe blieben, er sah es, da die Matrone sich aus dem Palaste tragen ließ, in Paris bezauberte er die alte Großmutter, die sich über den ärmlichen Knaben aus Frankreichs Ironie unter Tränen beugte, da er dort mit durchsichtiger Brust und kühnem Blick, aus irgend einem Hüthenhose hört er, wie das kleine Mädchen die gelagte Henne um Verzeihung bittet, oder er hört den Ruf der Frau, die in die schweigenden Wälder die freudige Nachricht jaudt: „Er lebt!“ — und dies und noch tausend anderes gibt er in der entzückendsten Form, die sich fünfundsiebenzig Jahren kaum verändert hat, mit klarer Pointieren, aber immer äußerst wirksamem Ausdrück. Weit mehr noch als in einzelnen seiner Märchen kommt in „Silberbuch ohne Bilder“ der gut gekannte, harmlose und sehr geliebte Humorist Andersen zum Vorschein, der sehr wohl weiß, daß eines der häufigsten Auslaufmittel für den Pädagogen auch der Wig sein mag.

Andersens Dichtertalentschaft war reich gezeugt an Ehen und Arbeit. Als er 1875 starb, hatte er nahezu fünfzig Bände veröffentlicht, darunter seine bekannte Autobiographie „Das Märchen meines Lebens“. Auf allen Gebieten dänischer Schaffens hatte er sich verläßt: Dramatiker, Epiker, Lyriker, Romancier, Reisekrisisteller und Märchenmacher, alles war er gewesen. In den Spiel des Welttrübs, auf den ihn einzig seine Märchen führten, hatte er als Treiber bereits erflommen, was er freilich außer ihnen schrieb, hätte ihn kaum nennenswert gemacht. Der Dramatiker kam über die elementaren Anfänge der Technik nicht hinaus, dem Epiker fehlte der Impuls, der Epiker war zu breit, der Romancier konnte sich des Zeitgeschmackes und verderblicher Abenteuerlichkeit nicht erwehren und den Heiligkeitliester haben — namentlich in Deutschland — glänzendere Namen schnell verdrängt. Von Andersens gesammelten Werken — dem Dänen wohl eine Reliquie — werden die Deutschen wohl eine neue Auflage immer feltener drucken. Die Märchen aber werden wir immer lesen, wie wir sie immer gelesen haben, die Märchen sind sein Vermächtnis — auch für uns.

Karl Bl. Rowat.

### Bücherbesprechungen.

— H. Ebeling, Dr. phil., Glück und Christentum. Zweite durchgesehene Auflage. 108 S. Preis eleg. Leinwand 1 Mk. Verlag von Johannes Hermann, Jüridau i. S. — Das vorliegende Buch, das ein vielbehandeltes Thema mit anerkannter Werteselbstheit und aus reichster Erfahrung von durchaus positivem Standpunkt aus beprägt, redet von dem wahren Glück, das der Mensch in christlicher Glaubensrichtung und erster Lebensaufassung findet. Der Verfasser nimmt gegenüber den mannigfachen Abweichungen von dem ihm feststehenden christlichen Lebensideal eine sichere apologetische Haltung ein und dürfte mit seinen Ausführungen manchem zur Klarheit und Fröhlichkeit helfen können. Zu weit geht er, wenn er keine bis in die Verbalinspiration der Bibel reichende Schriftenausführung entwickelt. D. K.

— Bittnod, Albert Dr., Das Hohelied der Natur. Mit Buchschmuck von H. Wener-Kagan. Gr. 8. 152 S. Preis geb. 5 Mk. Leipzig, Georg Wigand. — Der vorerwähnte Verfasser, der bekannte Leipziger Schulmann, steht nicht bloß bei seinen Schülern noch in guter Erinnerung, sondern hat auch sonst als Pädagoge eine weitgehende Wirkung durch seine zahlreichen Schriften ausgeübt. Hier empfangen wir noch einen reichen Vortragsstoff des idealgerichteten Mannes, der seinen Freunden und Verehrern willkommen sein wird. Man liest mit Interesse, wie er der Natur ihre Melodien abgelauscht hat und in immer neuen Wendungen ihre Wesen zum Ausdruck bringt. Dabei überhört man gerne hier und da einen unreinen Reim oder eine, streng genommen, nicht ganz in regelrechter Form gegossene Strophe:

„Ein stiller Vetter opf're ich hier  
An deinen heiligen Altären,  
Natur, du bist, ich fühl's in dir,  
Ein Widerhall aus Himmelshöhen.“

In diesem Tone geht seine Poesie. Er tritt uns auch überall als ein frommes Gemüt entgegen, das über der Schönheit und Schönerung der Natur auch das Lob des Schöpfers singt. Die Ausstattung der Sammlung ist eine treffliche. D. K.

— Wilh. Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinian's. Vierte revidierte Auflage mit Anhang von 43 Vortragsvorlesungen. München, Verlagsbuchhandlung. — A. Preisendanz und Franz Hein, Hellenische Sängler in deutschen Versen, mit Zeichnungen von Franz Hein. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — Wer vor vierzig Jahren sich mit dem Gesamtgebiete der griechischen Literatur bekannt machen wollte, war genötigt, zu der dreibändigen Uebersetzung von Friedr. Schoell's Histoire de la littérature Grecque profane zu greifen. Sodann erschien, ebenfalls in drei Bänden, 1873—1878 Aue. Nicolais griechische Literaturgeschichte, mit anscheinenden Nachweisen über die gelehrten Hilfsmittel, aber trocken und ungemüthlich in der zusammenhängenden Darstellung. Ein Werk, das in knapper Form und klarem, ansprechendem Stil über der Gesamttrag der Weltarbeit der griechischen Völker orientierte, lehrte, bis Wilh. Christ sich entschloß, für die Sammlung der Handbücher der klassischen Altertumswissenschaften die griechische Literaturgeschichte zu bearbeiten. Nützig ging er in schon vorgerückten Jahren an die mühevolle Arbeit und 1889 erschien die erste Auflage des Werkes, das seitdem jedem Philologen und jedem mehr in die Tiefe gehenden Freunde des griechischen Altertums ein unentbehrlicher Ratgeber ist. Nun ist bereits die vierte Auflage erschienen, von neuem durchgesehen und gegen die frühesten nicht unwesentlich vermehrt. Mit der vor homerischen Poesie beginnend, gibt das Werk Aufschluß über die Literatur der Griechen im weiteren Sinne, so daß auch die Behandlung der einzelnen Wissenschaften eingeschlossen ist, bis auf die Zeit des Kaisers Justinian, der 529 unter dem Konsulat des Theodosius gebot, daß in Äthien niemand mehr Philosophie lehren solle, und damit die Schließung der neuplatonischen Schule anordnete. Wer möchte nicht darüber staunen, daß die in einem Zeitraum von etwa 1500 Jahren geführte Geistesarbeit der Griechen in einem bei dem großen Umfang des Gebietes immer noch mäßigen Bände nur ursprünglich 663, in der 2. Auflage 769, jetzt aber 996 Seiten zuverlässig und in anmutender Form unter Angabe der wichtigsten, auch der neuesten Hilfsmittel bekannt ist? Welch umfassende Gelehrsamkeit und welche geistige Elastizität gebührt nicht dem, die fast unerschöpflichen, untereinander so verschiedensten Persönlichkeiten, die in Frage kommen, scharf zu zeichnen und einer

jeden ihr Recht zuteil werden zu lassen? Und in dieser neuesten Auflage ist kaum eine Seite zu finden, auf der nicht die besternde und veredlichstgebende Hand des Verfassers zu spüren wäre. Freilich der Plan der Sammlung forderte Knappheit, und so mußte der Verfasser in Einführung der Programme und Aufschlüsselung sich große Beschränkung auferlegen; gleichwohl bemüht man die Erwähnung so mancher Schrift ungen, so, um nur ein Beispiel anzuführen, die des Rittmeier Programms vom Rektor G. Müller (1891), worin mit großer Würdigkeitskritik als der Verfasser der kleinen und literarisch doch wichtigen Schrift vom Staate der Äthener nachgewiesen wird. Doch hierüber darf man mit dem Verfasser nicht rechten, man muß ihm danken, daß er den hochbedeutenden Gegenstand in so würdiger Weise behandelt und der Sammlung der Handbücher ein wahres Glanzstück hinzugefügt hat. Die beigegebenen, schon angeführten 43 Vortragsvorlesungen, nach der Auswahl von H. Furtwängler und J. Siegfried, verleiht dem Buche noch einen besonderen Schmuck. Druckfehler sind sehr selten, Panaitis S. 602; mitunter kommen in den Uebersetzungen der Griechen Fehler vor, so S. 661—665, 708. Aus dem Schatze der griechischen Verse haben A. Preisendanz und Franz Hein Uebersetzungen der Elegiker, Meliker, Jambendichter und horischen Verser ausgewählt und in deutschen Versen wiederg. geben. Freie Uebersetzungen zu liefern laßt ihnen fern, sie wollten vielmehr in freie Uebersetzungen setzen, daß auf diesem Gebiete der Poesie, in dem vor allem das subjektive Empfinden zum Ausdruck kommt, hellenisches und modernes Fühlen und Denken sich nahe berühren. Die Freiheit der Behandlung läßt es auch mit sich gebracht, daß die ursprünglichen Metra durch solche, die unserm Ohre vertraut sind, ersetzt wurden und der Reim in ausgiebigem Maße Verwendung fand. Eine ähnliche Wiedergabe hat Heinr. v. Welckel ausgedacht. Oden des Horaz angehängt lassen. Wenn die beiden Verfasser mit ihrer Arbeit in den Weltkreis mit Herder, Jacobs, Heibel, Mühlh eingetreten sind, so brauchen sie das Wagnis nicht zu scheuen, denn die Sprache ist rein, gewandt und kraftvoll, immer mit feinstem Verständnis dem Gefühl angepaßt, das zum Ausdruck kommt. Es sieht zu hoffen, daß diese lebenswichtigen Dichtungen viele Freunde finden und damit auch dem klassischen Altertume neue Freunde gewonnen werden; in einer Poesie, „Amor und die Biene“, mögen die Verfasser ihr Werk selbst empfehlen:

Als Esos unter Asten  
Die Biene nicht gewahrt,  
Stach sie ihn in den Finger,  
Wie das der Biene Art.  
Laut jammernd er die Hände  
Vor Schmerz zumontentrag  
Rath zu der kalten Mutter  
Gilt er, gestigelt, bang.  
„O Mutter,“ rief er, „Mutter,  
Ich bin verworren, ach!  
Denn eine böse Schlange  
Wich in den Finger stach  
Klein, und mit Nadeln — Biene  
Der Landmann sie benennt.“  
Da lächelt Ahabstobie:  
„Denn so der Stachel brennt —  
Der Stachel einer Biene  
Zeugt solcher Schmerzen Laß,  
Bis müssen die dann leiden,  
Die du verwundet hast.“

R. S.

— Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abelken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abelken's Nachlaß herausgegeben von Dr. Adolf Heusermann. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. (VII und 278 S.) Preis 4 Mk. — Der im Jahre 1866 verstorbene Gornialdirektor von Cönnrich Abelken, der durch sein Werk „Cicero in seinen Briefen“ und andere Arbeiten in den Kreisen der Philologen sich einen guten Namen gemacht hat und unermüdet ist, hat auch der Goethe-literatur einen herrlichen Beitrag geliefert durch sein Werk „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775“. Achtunddreißig Jahre sind nun seit Abelken's Tod verstrichen. Da überall vorliegendes Buch die deutsche Goethegemeinde in angenehmer Weise. Wir haben allen Grund, Dr. Heusermann, in dessen Besitz der Nachlaß Abelken's gelangt ist, namentlich für die Veröffentlichung der zwar nicht ganz vollendeten, aber doch bis zu Goethe's Tod geforderten Schrift „Goethe in meinem Leben“ zu danken. Nicht als ob die Goetheforschung dadurch durch neue

Tatsachen bereichert würde. Das Vertouste, Anziehende und Festende der Schrift liegt darin, daß hier ein für das Cole und Schöne begeisterter Mann aus persönlicher Erinnerung und auf Grund persönlichen Verkehrs über den Altmittler spricht und ein an der Schwelle des Todes stehender Greis rückschauend Blickes und zeigt, wie die liebende Verehrung Goethes ein Menschensleben zu bestimmen und zu befruchten vermag. In sechs Kapiteln: „Dönnabrid, Jena, Berlin, Weimar, Ludwigsstadt, Dönnabrid“ schildert der verstorbene Verfasser an dem Leben dieses Lebens diesen Einfluß Goethes. Diese Einfüsse gehen bis auf Abelens Gymnasialzeit in Dönnabrid, seiner Vaterstadt, zurück. Gelesen hat er Goethe zum erstenmal 1800 im Weimarschen Hoftheater als Jenerseits Student bei einer Aufführung des „Wallenstein“, persönlich getroffen zum erstenmal am 21. September desselben Jahres im Hause Griessbachs in Jena, in Gesellschaft des Schillerischen Ehepaares und Meyer. Die Annahme einer Hofmeisterstelle im Hause des Prinzen v. d. Red in Berlin entfernte ihn auf lange Zeit von den Sledern des Weimarschen Hoftheaters. Dann aber (im Jahre 1808) wurde er Lehrer der Söhne Schillers und trat damit in den Kreis derer, die im Goethehause verkehrten. Hier, wo er Goethe in den verschiedensten Situationen sah, durchdrang ihn jenes heilige Gefühl der Verehrung für den großen Mann, und es bewahrheitete sich auch an ihm das Goethewort: „Gegen große Kräfte eines andern gibt es kein Rettungsmittel, als die Liebe.“ Sein ganzes Leben hat dann Abelens an dem Glücke gekehrt, eine Zeitlang an einem Orte gelebt zu haben, wo „die Abendröthe nach einem so hellen Tage so schön war.“ Sein Gymnasiallehrerleben in Ludwigsstadt und dann sein bis zum Tode andauerndes Wirken in seiner Vaterstadt Dönnabrid war ein Leben und Wirken in Goethe; in Goethes Geiste waltete er seines Berufes und freute er sich seines Talents. Abelens ist einer der ersten gewesen, der es an sich empfunden, daß sich die ganze Bildung des Jahrhunderts in Goethe konzentrierte, daß er der eigentliche Genius Deutschlands sei. Gelesen hat er ein Ideal zum letztenmal 1828, als er, auf einer Reise nach Dresden begriffen, einen Tag in Weimar weilte. Käufer dieser nachgelassenen Schrift gibt das Buch noch Schillers Gespräche mit Christiane v. Wurm, der nachmaligen Gattin Abelens, und zwar zum erstenmal in ihrer ursprünglichen Gestalt. Dies und die sich anschließenden Mitteilungen über Schiller und seine Familie (aus Abelens Tagebuch und Briefwechsel) strempeln das Buch zugleich zu einer Festsache für die bevorstehende Schillerjubiläumfeier. Die reiche Fülle des vom Herausgeber aus Abelens Tagebuch und Briefen Geschöpften bleibt aber bei Schiller nicht stehen. Auch andere Persönlichkeiten, wie namentlich Wieland und Voss, treten uns hier lebendig und lebenswarm entgegen. Kurz, das Buch ist eine in jedem Betracht hochwillkommene Bereicherung der Goethe- und Schillerliteratur — um so willkommener, je unerwarteter und überraschender sie erscheint.

Prof. Dr. G. Kellner.

— Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. Fünfte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Marburg, R. G. Eimerische Verlagsbuchhandlung. 1905. Die vierte Auflage dieses Buches, das eine selbständige Fortsetzung zu Bilmars „Die deutsche Nationalliteratur“ bildet, erschien zugleich mit der fünfundsiebenzigsten, der Jubiläumsausgabe jenes Werkes im Sommer 1900. Daß sich jetzt, nach kaum fünf Jahren, ein abermaliger Neubruck notwendig gemacht hat, der gleichzeitig mit der sechsundsiebenzigsten Auflage der Bilmarschen Literaturgeschichte erscheint, bekundet wiederum, wie sehr Sterns Arbeit als notwendige und glückliche Ergänzung derselben anerkannt wird. In der Tat führt sie lehrtere aus gebietete weiter, erzählt sie mit lebhaftig und weist alle Qualitäten auf, die sie auch unabhängig von jener zu einem vortrefflichen, willkommenern Buche machen. Sterns „Nationalliteratur“ berücksichtigt schon in der Einleitung einzelne Dichter und poetische Richtungen, denen Bilmars selbst von seinem Standpunkte aus manches schuldig geblieben ist, und bietet dann eine Darstellung unserer Literatur, die von der Zeit des jungen Deutschland bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Auf wenig mehr als 170 Seiten werden die Schöpfungen, die Bestrebungen und Bewegungen der letzten sieben Jahrzehnte gekennzeichnet und gewürdigt. Daß führt zu keiner trockenen Übersicht, keinem bloßen Subjuzieren. Auch in den kürzesten Ausführungen ist der erste

literaturhistorische Geist lebendig, der jeglichem wahrhaft Schaffenden poetisch-nachfühlendes Interesse schenkt, die Spreu vom Weizen sondert, mit klarem Überblick die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Richtungen und ihren Erscheinungen aufweist, in seiner flüssiger Darstellung das Charakteristische und Dauernde hervorbringt und allesfaßend das treffende Wort findet. Daß der Verfasser bei dem Zweck des Buches in den letzten Kapiteln zwischen dem Lebendigen und dem Vorübergehenden, dem Gehaltigen und Gemachtem nicht immer auf das strengste unterscheiden konnte, daß er sich namentlich gegenüber noch im Fluß befindlichen literarischen Bewegungen, noch gärenden Talenten auf die Frage nach etwemaliger Bedeutung des Einzelnen für die Gegenwart beschränken und manche Namen nennen mußte, die in einem anderen Rahmen und zu späterem Zeitpunkt nicht mehr angezogen werden dürften, leuchtet ohne weiteres ein und wird gerade diesem längst erprobten Kenner und Geschichtsschreiber am wenigsten falsch ausgelegt werden. Stern beendet sein Buch mit einer Betrachtung über die Zukunft der deutschen Nationalliteratur. Einige Sätze dieser Ausblicke mögen unserer Anzeige den besten Abschluß geben. Er verweist darauf, daß die in der Gegenwart emporkommenden Talente sich mit ihren Schöpfungen nicht nur durch immer stärker anschwellende Bezüge der Unterhaltungsliteratur hindurchsetzen haben, sondern viele von ihnen auch selbst vor der Gefahr stehen, von der industriellen Tagesströmung, die zur Verfrachtung der Massen drängt, ergriffen zu werden. Er verweist auf noch bedeutendere Erscheinungen unserer Zeit, auf die verschiedenartigen, die Teilnahme von der schöpferischen Literatur ablenkende Faktoren unseres Lebens und auf die daraus resultierende Übergangung, daß für die rechte Poesie kein Raum mehr bleibe. Er teilt diese pessimistische nicht, der das Verlangen an dem deutschen Volke selbst in sich schließt; denn erst mit dem inneren Leben eines Volkes erlernt der geheimnisvolle Kern, dem immer neue poetische Erscheinungen entweichen. Er läßt die Behauptung, daß dieser Kern erloschen sei, daß es der Dichtung unlerne und kommender Tage an großen bedeutsamen Aufgaben fehle, nicht gelten, sondern leitet aus der ersichtlichen, verirrten Vielteiligkeit uneres Lebens, aus der unangbar angenehmen Zersplitterung die Mahnung für die Poesie her: härter als je die einenden Momente des Lebens zu bewahren, das Menschliche und Ewiges aus den Laufenden der Lebensvorgänge herauszuheben, den Zusammenhang der Anschauung und des seelischen Lebens zu erhalten. „Gewiß legt“, so fährt er fort, „die richtige Verbreitung des Lebens, der seine entsprechende Vertiefung zur Seite gegangen ist, der Dichtung tausend Hindernisse in den Weg; gewiß war es leichter, das Leben einer Zeit und Welt zu spiegeln, in der dem Einzelnen sein Bezug zum Ganzen klarer und sicherer war, als dies heute der Fall ist; gewiß ringt der moderne Dichter mit Elementen, die aller Poesie wie allem Glauben und Leben feind sind, in denen Poesie begehen kann. Wer die Dämonen dieser Tage: den Zweifel, der nach seiner Wahrheit mehr verlangt, die Gemutstucht, die brutale Aktheit, die schwinbelnde Selbstvergötterung, auch für ihre treibenden Geister und stehenden Mächte ansieht, mag den Kampf wider sie für hoffnungslos erachten und der deutschen Literatur nur noch eine Entwicklung in mehr oder minder rascher Entartung zurpfehen. Wer besserer Zuversicht ist und auf den Sieg besserer Mächte vertraut, wer sich erinnert, unter welchen Umständen des äußeren Lebens und über welche Berge von schlechten und niedrigen Dichtungen auch in vergangenen Tagen die Schöpfungen unserer Literatur emporgestiegen sind, die heute in unbelittelter Geltung stehen; wer das Gefühl in sich trägt, daß gesunde Kraft, reines Erleben und edle Bildung sich noch wirksam zeigen und über den nächsten Augenblick hinaus wirksam bleiben müssen, der wird auch in den vielnoeren Erscheinungen des Tags die Öffnung auf ein finstleres Gedeihen der deutschen Literatur bemahren. Was und heute als das Beste der unmittelbaren Vergangenheit gilt, war vor wenigen Jahrzehnten auch dem offenen und prüfenden Auge nicht immer ersichtlich. In dem Gevort der Tageserscheinungen verbirgt sich manches, woran frohe Erwartung geknüpft und an dem die Zuversicht, wenn nicht auf ein drittes klassisches Zeitalter der deutschen Dichtung, das noch Jahrhunderte fern sein mag, so doch auf den Fortbestand der Literatur geknüpft werden kann, die unter den edlen Bestimmern uneres Volkes das edelste ist und bleiben soll.“

— u.



## Zur Schillerliteratur.

1) Schiller, sein Leben und seine Werke von Carl Berger. Erster Band. München 1905, C. F. Beckhe Verlagshandlung.

2) Warbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1905.

3) Schillerleben. Ulm 1905. Heinrich Kerler, Verlagstontor.

Die bevorstehende Schularfeier von Schillers Todestag hat eine Reihe von Veröffentlichungen ins Leben gerufen, die sich mit dem großen Dichter und seinen Werken beschäftigen. Eine Verreichung der Schillerliteratur ist immer mit Genugtuung zu begrüßen; so sehr sie anwachsen mag, sie bleibt immer noch weit davon entfernt, sich an Reichhaltigkeit mit der Goethe-literatur messen zu können. Was die Schillerbiographien betrifft, so sind die umfangreichsten bisher unvollendet geblieben. Die kritische und am meisten ins Detail gehende ist diejenige von G. Minor, deren zwei erste Bände 1890 erschienen; neuerdings hat Weltrich eine ebenfalls umfangreiche Biographie zu veröffentlichen begonnen. Diese beiden Werke, die zu den Lebensaufgaben der Verleger gehören, werden wohl im Laufe der Jahre vollendet werden. Anders sieht es mit der Schillerbiographie von Brahm, von welcher in den Jahren 1888—1892 zwei Bände erschienen sind. Diese Lebensbeschreibung wird wohl Fragment bleiben. Teilw. wird dem Verfasser, der unter der Leitung der Direktoren gegangen ist, die Zeit fehlen, sein Werk weiterzuführen, teils wohl auch die Lust; denn gerade bei Meisterwerken Schillers gegenüber muß der Mitbegründer der Berliner freien Bühne und der kritische Schuppatron des jüngstdeutschen Naturalismus eine ablehnende Haltung annehmen, während er den Jugendschüler Schiller mehr Sympathien entgegenbrachte. Mit den Sturmern und Drängern, denen sich ja in manchen Beziehungen der junge Dichter angeschlossen, hatten ja die neuen Revolutionäre der Literatur vieles gemein; doch bei der Analyse der späteren Dramen Schillers heißt Otto Brahm in einen sauren Apfel beißen müssen. Eine vollständige Biographie des Dichters mit Illustrationen, ein Penzant zur Goethebiographie Heinemanns, hat Weggram veröffentlicht. Zwischen dieser und dem großen Werk von Minor steht dem Umfang nach etwa in der Mitte Carl Bergers „Schiller“, von welchem der erste stattliche Band vorliegt. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß sein Buch den meisten Kreisen erreichbar und nützlich sein soll. Es war daher von vornherein eine gewisse Beschränkung in der Auswahl und Bearbeitung des Stoffes geboten. Alles Beachtenswertere der neuen Schillerliteratur hat er an seiner Stelle verwendet, namentlich auch die großen Unternehmungen Richard Weltrichs und Jacob Minors, welche zahlreiche Einzelheiten im Leben Schillers aufgeführt haben. Man muß der Arbeit Bergers nachsehen, daß sie in einer geschmackvollen, von jeder Überhöflichkeit freien Einleitung und dem Lebensbild des Dichters entrollt und ohne Überhäufung mit überflüssigem Detail alle Überlieferungen benutzt, welche dazu dienen, die Lebensverhältnisse des Dichters und seine geistige Entwicklung in helles Licht zu setzen. Die Kindheit und die Jugendjahre, die Studententzeit auf der Fürstenschule der Solitude und der Stuttgarter Akademie werden und lebendig geschildert, ebenso die Abenteurer auf der Fahrt und der Aufenthalt in Bauerbach. Die Biographen pflegen die Lebensverhältnisse der Dichter gern in ein platonisches Licht zu rücken; was man in den Lebensbeschreibungen Goethes von der idyllischen Friede von Sesenheim und der weimarißen Kinderreichen

Johannis, der Frau v. Stein sieht, beweist daß zur Genüge. Auch Berger geht mit einer gewissen Vorsicht zu Werke, wenn er von Schillers Geliebten spricht, von seiner Laura, der Frau Vischer, die von einigen eine kleine niedliche Frau, von andern eine Manie genannt wird. Daß da von einem platonischen Flus nicht immer die Rede sein konnte, beweist schon die Tatsache, daß diese Laura (später 1785 mit einem jungen Kavallerie auf- und davonging. Das hatte der Regimentsmedikus nicht nötig, denn er hatte ja bei dieser Hauptmannswidwe Quartier genommen. Was Frau v. Raab betrifft, so geht hier der Biograph allerdings weniger distret zu Werke; hier wird „die Sturmeseher der Leidenschaft“ nicht verschleiert; besonders in der Abschiedsszene „schlug die sorgsam beschütete Brust in hoch aufschlauernder Leidenschaft hervor“. Die Doppelliebe Schillers zu den beiden Kuboldhäder Schwestern wird allerdings von unserem Biographen geleugnet; er schreibt, daß dem Dichter jeder Gedanke von Liebe zu Karoline fernlag; das stimmt aber nicht mit den brieflichen und sonstigen Aufzeichnungen überein, die besonders auch aus der ersten Zeit des Jener Aufenthaltes vorliegen; bei der Wahl der Lebensgefährtin konnte Karoline zunächst nicht in Betracht kommen, da sie eine verheiratete Frau war; aber die Sympathien, welche sie dem Dichter einflößte, gingen jedenfalls über eine bloß freundschaftliche Zuneigung hinaus. Da der erste Band mit der Verurteilung Schillers nach Jena abschließt, so wird Berger wohl auf die Beziehungen des Dichters zu den beiden Schwestern noch einmal zurückkommen; denn gerade in Jena war das Schwanken des Dichters zwischen den beiden Frauen am nachweisbarsten.

Berger, wie die meisten neuen Schillerbiographen, verlegt die Abfassung des „Liedes an die Freude“ nicht nach Gohls, nicht in das Händchen, vor welchem der Leipziger Schillerklub alljährlich seine Feste feiert, die beiden die Schulgenossen, die mit Musik herangezogen kommt, das Lied an die Freude singt, während ein Vertreter des Schillervereins mit einem neuen Kranz die Stätte schmückt, wo der Dichter eine so überaus beschwerliche Untertunft gefunden. Diese Freier würde also auf einem chronologischen Irrtum beruhen, wenn das Gedicht, wie Berger und die anderen Biographen meinen, erst später in Dresden entstanden und aus dem dort verammelten Körnerschen Freundeskreise herorgegangen wäre. Doch der Irrtum liegt auf der anderen Seite, da jeder Anhalt für die Behauptung fehlt, daß das Lied an die Freude sei an den Herrn der Erde entstanden. Das ist eine ganz müßige Konjektur, die sich aus einem Literaturwerke in das andere schleicht. Dagegen ist durch die gerichtliche Auslage einer Verwandten Körners die Tatsache bewiesen, daß Schiller das Lied in Gohls gebichtet hat. Der Dresdener Archivar, Dr. Diesel, hat dafür den dokumentarischen Beweis geliefert, und es ist unbegreiflich, wie die in der Einzelscheidung so sorgfältigen Schillerbiographen an einem so nachweisbaren Irrtum festhalten können.

Ein großer Vorzug der Bergerischen Biographie sind die eingehenden Analysen der einzelnen Jugenddramen, die in eine durchaus berechtigte kritische Besichtigung gerückt sind. Was da über die „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ gesagt ist, erscheint wohlnotwendig, stimmt indes mit der fast durchgängigen Beurteilung dieser Dramen überein. Dagegen weicht die Kritik des oft überschmähten „Fiesco“ vielfach von den Meinungen einiger tonangebender Literaturhistoriker ab. Sie trifft aber nach unserer Ansicht durchaus das Richtige; denn wenn auch Schiller hier zum erstenmal den historischen Boden betreten hat, in dem seine sich später so glanzvoll entfaltende dichterische Größe wurzelt, so ist es doch nicht zu verkennen, daß die ursprüngliche Kraft

der „Räuber“ mit ihrer naturwüchsigen Überbolkung sich hier oft in einen erkünstelten Pathosdruck verliert. Sehr treffend sagt Berger: „Das Bekleben, die Wäste der Staatsaktion durch die Blut der Empfindung zu besetzen, verführte den Dichter zu unnatürlichen Ubertreibungen und gemadtem Schwall; bezeichnenderweise vertiegt sich das Pathos gerade da ins Größliche und Ungewöhnliche, wo das Tragische mehr gestülkt als freigewachsen ist; charakteristische Beispiele dafür sind Ferrinas im Oranienbalken schwebender Nachschwur nach Vertas Entzuehung und Hieslos maßloses Wüten an der Seite Lorenzens.“ Auch sonst werden die Gemaltsamkeiten der Erfindung und Grelletheiten der Zeichnung gerügt und es wird mit Recht heroorgehoben, daß dafür nur eine Ursache, die fast entworfen und meistens ausgeführte des Hofen Rules Dastan entschuldigen kann. Auch die Kritik des „Don Carlos“ und die Würdigung der Hauptcharaktere ist sehr zutreffend, und bei der Entstehungsgeschichte des Dramas wird der Zusammenhang zwischen dem Lebensideal des Dichters und seinem poetischen Schaffen in eingehender Weise nachgewiesen. Nur vermissen wir einige Mitteilungen über die Theatergeschichte des Stückes und besonders auch über die von dem Dichter selbst ausgeführten Bühneneinrichtungen, namentlich über die beiden Prosaarbeiten, mit denen Schiller sein Schmerzgefühl den Bedürfnissen des Theaters und der damaligen Schauspielkunst anpassen wollte.

Dies greift ergänzend ein interessanter Aufsatz von Eugen Kilian „Don Carlos auf der Bühne“ in dem Marbacher Dichterbuch (Nr. 2) ein, welches überhaupt manche neue biographische Beiträge und manche für Literaturgeschichte und Bühnengeschichte wichtige Aufträge enthält. Kilian berichtet zusammenfassend über die Zeitgeschichte, daß die tragischallische Fassung in der Rheinischen Thalia von 1785 und 1786, welche die beiden ersten Akte und die erste Hälfte des dritten enthält, wesentlich gelürzt in die erste Buch- und Vollaufgabe von 1787 aufgenommen wurde. 1801 nahm der Dichter eine dritte Umarbeitung vor, mit abermaligen Kürzungen, 1805 eine vierte, welche als Reoation letzter Hand für alle folgenden Ausgaben maßgebend blieb. Die Dichtung ging über alles Bühnemaß hinaus, in der ersten Buch- und Vollaufgabe hatte sie noch 6182 Verse. Schiller sah sich daher zu Bearbeitungen genötigt, um sein Drama den Bühnen zugänglich zu machen; er legt dabei die erste Vereinfachung in der Thalia und die Ausgabe von 1787 zugrunde. Die wichtigste Bühneneinrichtung ist diejenige, die er an Schröder in Hamburg schickte. Viele seiner Kürzungen gingen in die Fassung des Stückes über, in welcher es noch jetzt bei den meisten Bühnen gespielt wird. Vortrefflich war diese Einrichtung nicht; wir haben öfter heroorgehoben, daß „Don Carlos“, wie er jetzt im Durchschnitte gegeben wird, besonders in der zweiten Hälfte dem Publikum unverständlich ist; auch Kilian sagt, daß es ihm schließlich unmöglich ist, den Zusammenhang der Handlung zu erfassen und dem Gang der Intrigue zu folgen. Die Kürzung selbige einen falschen Weg ein, indem sie, statt bei dem übernatürlichen und leicht zu befeitigenden rhetorischen Beiwerk anzuweilen, von dem verkehrten Grundsatze ausgeht, zahlreiche ganze Szenen aus dem Stücke zu beseitigen und zwar Szenen, die für das Verständnis der Handlung sowohl wie für das Gesamtbild der Dichtung unentbehrlich sind. „Don Carlos“ an einem Abend zu spielen, wie König Ludwig II. von Bayern einmal angeordnet hatte, war ebenfalls verkehrt, da die Rückkehrung der Vorstellung sechs lange nach Mitternacht ermüdend wirken müßte; noch verkehrter war es, den „Don Carlos“ in zwei Teile zu zerlegen und an zwei Abenden zu spielen, wie es am Deutschen Theater in Berlin geschah. Neue Bühneneinrichtungen sind mehrfach versucht worden, so von Eugen Kilian selbst mit gutem Erfolg in Karlsruhe. Was die Schillerischen Prosaarbeiten betrifft, so war in der einen alles weggelassen, was gegen den Klerus und die Kirche gesagt wird; auch war der Vater Domingo in einen Pater verwandelt worden; in beiden aber rühmt Carlos sich selbst. In einer dritten angenommen, welche 1790 in der Deutschen Schaubühne erschien, rühmt König Philipp seinen Sohn. In Prosaarbeitungen wurde das Trauerspiel 1787 in Weipzig und 1788 in Berlin gegeben, in Hamburg, Mannheim und Weimar in der Jambenbearbeitung.

Ein anderer interessanter Aufsatz von Gullav Kettner behandelt Schillers Entwurf zu einem Drama „Das Schiff“. Davon war bis jetzt wenig bekannt, die Handschrift besitzt jetzt das Schillermuseum in Marbach. Der Dichter hat den Entwurf nicht ausgeführt, er mochte sich selbst von der Unmöglichkeit der verschiedenen Varianten seiner Erfindung überzeugen. Doch für die Art und Weise seines dramatischen Schaffens ist der Entwurf sehr lehrreich; er ging stets von einem allgemeinen Gedanken aus, den er in dramatische Handlung umzusetzen suchte. Hier wollte ihm das nicht gelingen. Der Gegensatz zwischen Kultur und Natur sollte sich auf einem ersten Schauspiel abspielen; doch die Handlung, die er dazu entwarf, deckte sich nicht damit und erinnerte lebhaft an die Rosenbüchsen Stärke, welche in fremden Welttheatern spielen und damals Rede waren. Es mochte eine stüchtige Annäherung des großen Dichters sein, dem erfolgreichsten Bühnenschriftsteller Konturieren zu machen.

„Schiller und Diderot“, ein Aufsatz von Ludwig Geiger, stellt dem Dichter als Uebersetzer aus dem Französischen sein günstiges Zeugnis aus und weist nach, wie Schiller in der „Bürgerschaft“ mit einem merkwürdigen Plan Diderots zusammenstimmte. Überzeugen ist in den Schiller-Studien von Adolf Frey ein Nachweis der Anregungen, welche Schiller durch Mathissons Gedichte für den „Spaziergang“, das „Gedicht“ und auch den „Wilhelm Tell“ erhalten hat. Über Schillers Beziehungen zu Gerber berichtet Otto Jarnod; über seine Balladenkenntnis und Balladenbildung in zwei wertvollen Aufsätzen Heinrich Vulliamy und Berthold Wigmann. Schillers Beziehungen zur bildenden Kunst“ waren sehr oberflächlicher Art; er selbst nennt sich einen Barbaren in allem, was die Kunst betrifft. Der Aufsatz von Welzel über dieß Thema stellt nun sorgfältig alles zusammen, was sich in Schillers Dichtungen und Aufsätzen hierüber findet, stellt aber fast besonders Interesse ein. Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule“ von Rudolf Krauß und „Schiller in der Karlschule“ von Berthold Pfeiffer sind biographische Beiträge von Wert, die ergänzt werden durch die mitgeteilten Briefe von und an Schiller. Über Schillers Stellung in der transatlantischen Welt berichten drei Aufsätze: „Schillers literarische Stellung in Amerika“ von Marion Dexter Earned, „Schiller als Banntrichter des deutschen Schenkens in Amerika“ von Otto Schneider, und „Der Schillerverein in Amerika“ von Fernande Richter. Das auch sonst mit zahlreichen Schillerporträts, guten Bildern von Mathisson, Wieland und anderen ausgestattete, höchst elegante Schillerbuch enthält noch manches Leisendwerte, Briefe und Aufsätze, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Einzelnes gehört wohl kaum in ein Schillerbuch; vor allem nicht Charakteristiken von Schiller und Göthe, sodann ästhetische Skizzen, wie diejenige Kuno Frandes, welche die innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus behandelt, zwei Richtungen, mit denen der Dichter glücklicherweise nicht das geringste gemein hatte. In dem Aufsatz: „Schillers Idealismus“ von Adolf Bartels kann man allerdings den Fretelweis der jüngstdeutschen Kritik nicht verkennen; er sagt, daß das spezifisch Schillerische im Drama längst überwunden ist, „da alle Schillerdramen von Kuffenberg bis Wilhelmsbruch in der Hauptfache geistert sind“. Schon die Tatsache ist unrichtig, Wilhelmsbruch hat großartige Erfolge davongetragen. Geistesreicht ist nur Gerhart Hauptmann mit seiner naturalistischen Tragödie „Hecate Opera“. Das große Gedichtdrama wird immer an Schalepeate und Schiller antizipieren müssen.

Die Sammlung der Schillerreden (Nr. 3) bietet viel Interessantes; es sind Reden, die bei der Sakularfeier im Jahre 1859 gehalten wurden. Da sprach Jakob Grimm über Schiller und Goethe, Friedrich Theodor Visler über „Schillers Freiheitsgedanken in seiner Grundrißung und Vollenzung“, Carl Gurlow über „Schiller als Held und Vort der Freiheit“, Moriz Gutschalk über die „Bedeutung von Ideal und Wirklichkeit bei Schiller“. Auch von dem Untertitelmitteln sind zwei Reden mitgeteilt, von denen er die erste, Schillers Ideale die Ideale des deutschen Volkes“ am 9. November 1859 in Breslau, die zweite „Die Abwendung von Schiller in der Gegenwart“ am 10. November 1859 in Weipzig gehalten hat.

Rudolf von Gottschalk.

**Bücherbesprechungen.**

— Conrad, Dr., Pastor an St. Jakob in Berlin, Fest und treu! Wehr und Waffe für die konfirmierte Jugend. 32 S. 1.—20. Tausend. Berlin, Martin Bärner. 1905. 20 S., 15—200 Gr. à 15 A., von 200 Gr. an à 14 S. — Wenn wir auch nicht in die überhängeligen Lobspfade einstimmen können, welche die überaus reiche Verlagshandlung dem Wächlein mit auf den Weg gibt, so ist die Schrift doch für den Zweck einer Mitgabe an die Konfirmanden ganz geeignet. Sie ist eine Aufzählung von 1. Timoth. 6, 11 u. 12 und mahnt zum Festhalten an Kirche und Christenglauben. D. K.

— Müller, J. V., weil. Pfarrer in Wittmann, Abendmahlsbüchlein oder Selbstbetrachtungen für evangelische Kommunikanten nebst Anhang zum Konfirmationsstage. 30. Aufl. 134 S., geb. mit Goldtitel 75 A., bei Bezug von mindestens 25 Stück à 60 A., bei mindestens 100 Stück à 50 A. — Gerne weisen wir auf das Erscheinen der 30. Auflage dieses praktischen Büchleins hin, das von uns bereits früher anerkennend besprochen worden ist.

D. K.

— Hedwig Kubrat, Komm zu Gott im Heiland. Ein Andachtsbuch für Kinder. XII, 427 S. Konstanz, Verlag von Carl Fritsch. — Ein Andachtsbuch für Familien, auch für Kinder verständlich, wird lange als ein Bedürfnis empfunden, ein Andachtsbuch nur für Kinder dürfte wohl weniger Aussicht auf treue, regelmäßige Benutzung haben, wenn nicht Vater oder Mutter die tägliche Andacht der Kinder selber nach einer solchen Handhabe leiten. Für diesen mehr mittelbaren Gebrauch erscheint das Buch nicht ungeeignet. Gerninnen würde es, wenn es nicht bloß Betrachtung und Gesichtsfinden enthielte, sondern auch Gebet.

D. K.

— Neben bei der Einweihung des Doms zu Berlin am Montag, den 27. Februar 1905. 8<sup>te</sup>. 15 S. Preis 30 A. Berlin, Königl. Hofbuchhandlung C. S. Müller & Sohn. — Nicht bloß die Neben gelegentlich dieser hervorragenden Feier, sondern auch die Musikstücke und Gesänge, welche zum Vorkommen, dem Domchor und der Festgemeinde angestimmt wurden, sind der Broschüre beigegeben. Diese bietet ein vollständiges Abbild der Einweihungsfeierlichkeit vom eröffnenden Kollektum aus dem Gemeindehelfer Messias bis zum Schlußglaube der Gemeinde: „Aun danket alle Gott“. Die Schrift wird somit sowohl denen, welche der Berliner Domeinweihung betheiligen durften, eine wertvolle Denkschrift sein als auch den nicht persönlichen Betheiligten einen genauen und lebhaften Eindruck der denkwürdigen Feierlichkeit gemäßen. Die Weiherede des Oberpfälzerischen D. Dr. vander Knapp an Pagani 2, 7 an: „Ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen“, ohne jedoch bloß bei diesen Schriftworten zu verweilen. Die Eintritte des Tages, die Kunst- und Silberpredigt des neuen Gotteshauses, die Geschichte des fast eifährigen Baues und seine Vorgeschichte bieten so viele Anknüpfungen, daß ein homiletisch-irregeres Verweilen bei dem Text ausgeschlossen war. Jedenfalls wird die Weiherede der großartigen Feier gerecht und hält sich auf der Höhe der Situation. Nicht ganz in demselben Maße gilt das von der nachfolgenden Predigt des Konfessionalsrates und Hofpredigers Strünger. Schon die Textwahl (4. Moses 21, 16—18) ist nicht eine durchaus glückliche; bei der Fülle der Gebete für diese Feier zu Gebote stehenden Schriftwoorte erscheint dieses Brunnennetz gar zu gedrückt und abgelenkt. Sehr erfreulich berührt in beiden Neben die wiederholte Beziehung zu den Vätern und Lehrern des evangelischen Glaubens, den Zeugen der Reformation, wie denn auch „Eine feste Burg“ das Hauptlied der Festgemeinde war. Der Ertrag der Schrift soll den Armen der Domgemeinde zugute kommen.

D. K.

— Barge, Hermann, Kudreas Gedanken v. Karlstadt. I. Teil: Karlstadt und die Anfänge der Reformation. Leipzig, Friedrich Brandtler. — Barges Publikation füllt eine bisher sehr empfindlich gewesene Lücke in der reformationsgeschichtlichen Forschung aus. Er bietet und die erste in Wahrheit wissenschaftliche Karlstadt-Biographie. Ein namhafter, ihm von weil. König Albert von Sachsen gewählter Studienbeitrag hatte ihn in den Stand gesetzt, in einer großen Zahl von Bibliotheken und Archiven für seine Arbeit Nachforschungen zu halten, die von großem Erfolge begleitet gewesen sind. Es ergaben bedeutende Ausbeute das schiffs-eremnitische Gesamtarchiv zu Weimar, die Stadtbibliothek zu Jülich, das Staatsarchiv zu Basel, die Willelmiana zu Straßburg, die Herzogl. Bibliothek zu Gotha, das Staatsarchiv zu Wittenberg,

die Rathschulbibliothek zu Jülich u. a. m. Eine besondere Freude ist es dem Verfasser gewesen, die von ihm jahrelang vergeblich gesuchten Erklärungen Karlstadts zu Augustins Schrift de spiritu et litera, eine für die Kenntniss der Anfänge der reformatorischen Anschauungen außerordentlich wertvolle Quelle, zu entdecken. Das einzig nachweisbare Exemplar befindet sich im Besitze des Graf von Crawford in England. So ist es Barge gelungen, Material für seine Karlstadt-Biographie herbeizuschaffen, wie keinem zuvor. Und wie fleißig und sorgfältig er dies durchzuführen und wie trefflich hat er auf jeinem Grunde sein Werk errichtet! Seine Darstellung bezieht sich nicht darauf, die Lebensumstände seines Helden vorzuführen. Wir stimmen ihm durchaus zu, wenn er sagt: Die Bedeutung des Mannes im Rahmen der Reformationsgeschichte ließ sich nicht vollbringen ohne ein näheres Eingehen auf die religiösen Strömungen jenes Zeitalters und auf das innere Verhältnis, in dem die von Karlstadt vertretenen Gedanken zu ihnen liegen. Und um seinen Anteil an deutschen Reformationswerke im einzelnen zu bestimmen, war es oft unersichtlich, die besonderen Umstände, unter denen die reformatorischen Anschauungen erlärten und sich durchsetzten, genau zu unterlehen.“ So erweitert sich Barges Darstellung an vielen Stellen zu einer neuen Behandlung der reformationsgeschichtlichen Anfangszeiten, namentlich in der Periode bis zum Jahre 1525. Die sieben Kapitel des vorliegenden ersten Bandes behandeln: Anfänge. Karlstadt als Lehrer der Scholastik in Wittenberg. — Karlstadt als Kanoniker am Klosterheiligengrabe. — Bruch mit der Scholastik. Karlstadt im Bunde mit Luther. — Die Leipziger Disputation und ihre Folgen. — Absage an die Papstkirche. — Die dänische Erbsche. Erweiterung und Befestigung der evangelischen Anschauungen. — Karlstadt als Führer der reformatorischen Bewegung in Wittenberg. Aus einzelnen einzuheben vermögen wir hier nicht. Dankbar erkennen wir, vieles aus dem hochinteressanten Buche gelernt zu haben, und ohne Zweifel wird daselbe die dankbare Anerkennung der Historiker überhaupt und insbesondere der Lutherforscher finden. Nur auf zwei Punkte sei und gestattet hinzumerken. Die Bekämpfung der Mißbräuche des Heiligenaltars finden wir in gleicher Schärfe auch bei Luther, und zwar früher als bei Karlstadt. Es sei nur auf Luthers Predigten über das erste Gebot hingewiesen, insbesondere auf Weim. Ausg. Bd. I S. 412 ff. Diese Stelle berührt sich sehr nahe mit den von Barge S. 107 angeführten Worten Karlstadts. Es ist daher in E. nicht richtig, wenn Barge S. 109 im Hinblick auf Karlstadts „Potemot gegen falschen Heiligen und Reliquienkultus“ sagt: „Auf die Hinrichtung Luthers durfte er in dieser Frage nicht rechnen.“ Auch das scheint mir zuviel gesagt, wenn Barge S. 118 f. im Hinblick auf eine Thelz Karlstadts aus dem Mai 1518 behauptet: „In gleicher Unbedeutendheit ist das Schriftprinzip niemals vorher ausgesprochen worden.“ Dem halte ich das Wort Luthers aus seiner Wittenbergschrift (Weim. Ausg. Bd. IV S. 677) entgegen: Per sacran scripturam omnia metuntur, cuncta iudicantur, rectane an prava sint. Einlich mache ich auf eine in der Jülicher Rathschulbibliothek (Cod. ms. XXXIV) befindliche, von Stephan Roth stammende Handschrift: In Zachariam prophetam nonnulla collecta utuncuoq; ad A. B. An. Carl. aufmerksam. Ob ihr ein Wert für die Karlstadtforschung zukommt, kann ich von hier aus nicht beurteilen.

G. B.

— Baumgarten, O., D., Professor der Theologie in Kiel, Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart. 8. 105 S. Zübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr's (Paul Siebeck) Verlag. Preis geb. 1,80 M., geb. 2,50 M. — Vor etwa Jahresfrist hätte Baumgartens Schrift aus noch größerem Interesse rechnen können, als in diesem Spätherbst. Damals hat die Sakularfeier des Todestages Herders eine zahlreiche Literatur zugute gefördert. Inzwischen ist die Wertung der Persönlichkeit Herders nach ihrer religiösen Seite hin, mit der sich Baumgarten besonders beschäftigt, wichtig genug, um uns auch post festum willkommen zu sein. Baumgarten behandelt, wenn er sich auch auf Darnas, Kühnemanns und v. Ulkels u. a. Arbeiten vielfach bezieht, den vollständigen Stoff als ein genauer Kenner Herders und hat über ihn bereits verstandene Studien veröffentlicht. Hier übergeht er einem weiteten Publikum einen Jntaus von fünf Vorträgen, unter denen namentlich der letzte „Herder und die religiöse Frage der Gegenwart“ aktuell ist. Es ist ihm, wie er in dem Vorwort selbst hervorhebt, nicht „auf die Förderung der gelehrten Forschung“,

fordern auf „die Verwertung ihrer Resultate für die Kultur des persönlichen Lebens“ bei diesen Herberodtungen angekommen. D. K.

— **Briefe vom Meer.** Von Heinrich Berger. Leipzig, C. F. W. Bells. 4 M. — Es ist schon längere Zeit üblich, daß sich jüngere Ärzte für einen Zampfer ammutieren lassen und wenn auch die Geuer „monatlich Nichts“ beträgt, so bietet für die zu leichende ärztliche Beihülfe die Schiffsärztin meist recht gute Verpflegung und den Genuß einer Seereise, der für viele Menschen nicht doch genug anzufachen ist. In vorliegendem Buche schildert der Verfasser, anscheinend ein Arzt aus Thüringen, eine Reise nach St. Louis und hat dabei die Form von Briefen und zwar an seine Frau gewählt. Er zählt darin die Tageereignisse feinsinnig trocken auf, sagt vielmehr wiederholt längere Betrachtungen in den Bericht der Reiserückreise ein. Dem Leser werden sich manche Kabbild durch die feinsinnige Beurteilung des amerikanischen Volkes eröffnen. Wir werden in das Land der Gegenätze geführt, wo der Kampf um den Dollar mütet, die Einwanderer verschiedener Nationen hart aneinander stoßen und sich freie Arbeiter unter strengem Ansehen gesellschaftlicher Agitatoren beugen. Anreger ist aber wohl für alle Leser die Schilderung der Seefahrt selbst, des intimen Lebens einer bunten Zusammengewürfelten Reisegesellschaft und der beobachteten Naturereignisse. Bald hat man Tagesfahrt auf glatter See, prächtige Lichtstrahlungen der auf- und untergehenden Sonne erfreuen das Auge, frische Briesen in mondähnlichen Nächten wecheln mit Stürmen und Gewittern ab, denen selbst die großen Wolddampfer nicht immer vorlungsvoll entgegenarbeiten können, und der Beschauer weiß deren Schilderungen Stimmung zu verliehen, immer aber unterhaltend und belebend zu sein, z. B. durch Beschreibung verschiedener Einrichtungen auf dem Schiffe und der Höhenabstände bei St. Louis. Besonders werden die Briefe aus Newport interessieren und auch denen Interesse abgewinnen, welche die Stadt aus eigener Anschauung kennen, dabei wohl manches gesehen, aber wohl auch manches, was die Briefe beschreiben, übersehen haben. Die Briefe werden sicher die Lust zu einer Fahrt nach Nordamerika anregen und dadurch ihren Zweck erfüllen. — 76.

— Eine kurz vor Weihnachten vorigen Jahres in C. Bierlons Verlag (N. Lindt, K. u. K. Hofbuchhandlung) in Trieben unter dem Namen „Feuerstein und andere Novellen“ von Albert Graf v. Schlippenbach erschienene Novellenammlung (Preis gebunden 2 M.) ist wert, dem Leserkreise empfohlen zu werden. Der Verfasser, ein Großneffe des Dichters gleichen Namens, von dem das Lied „Ein Heller und ein Bagen“ stammt, gehört zu den jüngeren Schriftstellern. Als Grillparzer gab er vor einigen Jahren eine mit viel urwüchsigem Humor geschriebene Reisebeschreibung „Als Strochwirer nach Afrika“ heraus, ihr folgte dann ein auf geschichtlicher Grundlage und Familienumständen ruhender Roman „Die Schwaben in Kürnberg“, ein mehr ernstes Buch, das aber ebenfalls gern gelesen wird. Nach einigen weiteren kleineren Veröffentlichungen bietet der Verfasser jetzt in seinem „Feuerstein“, dem „Trappisten“, dem „Coosfontomandebau“, dem „Galerienslaoven“ und „Im Reichthum!“ — dies sind die Namen der gesammelten Novellen — eine Reihe von Erzählungen, die abweichend von seinen bisherigen Arbeiten einen träumerisch-melancholischen Ton durchklingen lassen, den diejenigen, welche Schlippenbach kennen, zwar verstehen, der ihm aber in seinem Inneren fremd ist und seinen Grund nur in Umständen hat, welche von außen auf ihn einwirken und ihn beschreiben. Wer im Leben selbst schwer zu tragen hat, dem liegt es nahe, Menschenkummer und traurige Schicksale lieber zum Gegenstande der Betrachtung zu machen, als des Lebens heitere Seiten. Obgleich dies ohne Übertreibung und mit dem Hartgefühl eines weichen Gemüths, so werden auch solche trübsinnige Klänge benimmigen anmuten, der sich mit ihnen vertraut macht. Schlippenbachs Novellen fähren zu denjenigen, die einen solchen Eindruck hinterlassen; sie betrieblen den Freund himmelsvoller Kleinmalerei, zumal wenn der Zarbitende mit einem ausgedehnten Erzähler talent begabt ist und auch die an und für sich meist einfachen Gegenstände in einem kleinsamen Gemende erscheinen läßt, ohne den Kern aber dem Äußeren aus den Augen zu verlieren. Man kann nur hoffen, daß Schlippenbach, dessen Schaffenstraft eine rege ist, seine gewählte Feder zukünftig nicht bloß in den Diensten des Sentimentalen stellt, sondern sich auch

wieder farbenfreudigeren Gestalten zuwendet, an ihnen und damit auch im Interesse seiner Leser Freude empfindet. ∞

— **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildtafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbildern. 9. Band. Gantgube bis Jonicus. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 M. — Von Meyers Großem Konversations-Lexikon liegt uns nunmehr schon der 9. Band der 6., gänzlich neubearbeiteten und vermehrten Auflage vor, also beinahe die Hälfte dieses Riesenwerks, das sich vorbereitend längst in weiten Kreisen des deutschen Volkes eingebürgert hat. Der neunte Band, der von Gantgube bis Jonicus reicht und wieder eine Stärke von 960 doppelsozialigen Seiten hat, redigiert ebenfalls das warme Lob, das ich diesem wertvollen enzyklopädischen Nachschlagewerke gleich beim Erscheinen des 1. Bandes der 6. Auflage spendet habe, durchaus sowohl was die wissenschaftliche als auch was die künstlerische Ausführung dieses Bandes betrifft, und ebenso im Punkte der äußeren Ausstattung. Letztere ist ja schon bekannt genug und berart, wie es von diesem angesehenen Verlag gar nicht anders zu erwarten ist. Schon der ebenso solide wie elegante Einband macht einen sehr wohlthuenden Eindruck auf das Auge, das gleiche muß von dem weissen dicken Papier und den leuchtigen Typen, in denen auch die feinsten Details sich schön repräsentiert, gesagt werden. Auch der reiche Illustrationsreichtum dieses neunten Bandes liegt ganz auf der Höhe wie der der früheren Bände. Besonders verdienen die prächtigen Farbenschilderungen, Gerabild, Virologischen, Sphärographen (2 Tafeln), Jähreszeiten, Indische Kultur, Hydromedusen und Insektenfressende Pflanzen recht hohe Anerkennung, sie gehören zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geboten werden kann, und das fällt um so mehr ins Gewicht, als der Preis für den umfangreichen Band an sich schon ein sehr niedriger ist. Auch die sauber hergestellten Karten von Deutsch-Südwestafrika, vom Großherzogtum Hessen, von der Provinz Hessen-Nassau und vom Jüdischen Meer werden vielen willkommen sein, bezuglichen die besondere Textbeilage, die uns genau und übersichtlich über die Bergbewegungen des Hauses Hohenzollern orientiert. Auch der Text verdient wiederum hohes Lob und auch in diesem Bande gewahrt man überall die sorgfältig nachbestehende Hand der Redaktion und ihrer zahlreichen Mitarbeiter, wenn auch ganz vollkommen die Wert in dieser Beziehung ebensowenig wie irgend ein anderes Menschenwerk genannt werden darf und man auch diesmal vereinzelte Unwesentlichkeiten und kleine Unrichtigkeiten billigerweise in den Kauf nehmen muß. So ist die im Artikel Jonicus XXII. führt von Neuz älterer Linie mitangeführte dritte Tochter dieses Fürsten, Karoline, die sich 1903 mit dem Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar vermaßte, inzwischen in diesem Winter gestorben, nachdem der betreffende Artikel, der ziemlich zu Anfang des Bandes steht, freilich längst gedruckt war; immerhin hätte sich vielleicht am Schluss des Bandes die Berichtigung anbringen lassen, wie es überhaupt ganz möglich wäre, wenn jeder Band am Schluss ein Verzeichnis der ja nicht wenigen Personen enthielte, die während des Druckes des jeweiligen Bandes gestorben sind. Von andern Berichtigungen, die etwa bei der nächsten Auflage zu berücksichtigen sind, sei nur noch eine hier angeführt, es heißt da unter Jfland der von letzterem herausgegebene Almanach „Almanach für Theater und Theaterfreunde“, das ist aber falsch, vielmehr führen alle 5 Bände bzw. Jahrgänge dieses seltenen, aber vielgelesenen Taschenbuchs den kurzen Titel „Almanach fürs Theater“. Das sind zwar nur Kleinigkeiten, aber doch geeignet, etwaige Benutzer dieses Artikels irreführen, wie möglicherweise auch die Beziehung Jflands als Sohnes „angesehener“ Eltern irreführen kann, denn in Wahrheit war Jflands Vater einfacher Registrator und die Mutter Hofprometenstochter, also wäre hier die Beziehung „geachteter“ Eltern wohl besser gewesen. Im übrigen erkenne ich die Sorgfalt, die auch auf diesen Band in letzter Beziehung wieder verwendet worden ist, mit Freuden an und glaube auch nach dieser neuesten Probe Meyers Großes Konversations-Lexikon als ganz vorzügliches Nachschlagewerk bestens empfehlen zu können.

Prof. Dr. Karl Siegen.

## Hohenstaufenkätten in Italien.

Von Walther Trede, Palermo.

„Schau, wie des Staufens Hügel  
Ein Wäldchen umschwebt  
Und sonnendrückt die Hügel  
In sel'gem Stuge heit.“

Hoch in den blauen deutschen Himmel ragt auf dem Kyffhäuser das Denkmal des großen Hohenstaufen Friedrich Barbarossa. Deutsche Eichen umraufen diesen gigantischen Bau und löbliche Egen umgeben ihn, der als Kreuzfahrer in einem Strome Kleinasiens sein Hagengrab fand.

Eine unheilvolle Sehnsucht nach dem Süden hat sich des Staufengeschlechts bemächtigt, sie verließen dem „Kaisertraum“. Fast alle rufen sie auf fremdem Boden, nachdem sie um ein fremdes Stücklein Erde gerungen.

Wenn einmal sich der Hauber  
Des Südens öffnet,  
Sein Leben lang im Bergen  
Ein Heimweh tief bemächtigt,  
Das zieht und lockt ihn immer  
Dignab zum goldenen Strand  
Hin, wo in warmem Schimmer  
Wängt das geliebte Land.“

Wo befinden sich in Deutschland Staufer-Reliquien, Monumente aus den Tagen jener großen Bergengenheit, Burgen, in denen sie gewohnt, Schlösser von ihnen erbaut? Wo ist die Stammburg der Staufer, Deutschlands höchste Kaiserzinne, mit ihren Hallen, in denen des Rinnellängers Lied ertönte?

Blutig rot ging die Hohenstaufen-Sonne in Italien auf und blutig rot sollte sie auch untergehen. Barbarossas Sohn, Heinrich VI., vermählte sich mit Costanza, der schönen und reichen Tochter des Königs der Normannen, welche das sächsische Festland mit Sizilien zu einem blühenden Königreich gemacht hatten und deren Herrscher in Palermo residierten. Der letzte Normannenfürst hatte das päpstliche Segelamt, und nun betrachtete sich Heinrich VI., der deutsche Staufenkaiser, als Erbe des paradiesischen Südreiches und zog mit glänzender Macht gen Süden, um das Erbe in Empfang zu nehmen. Wohl war Barbarossas Tattraft auf seinen Sohn übergegangen, aber nicht der Seelenadel, Heinrich VI. hatte nur eine Freude, tannte nur eine Leidenschaft: Herrschaft; um ihr zu frönen, schaute er kein Mittel. Am 30. November 1194 zog der freigeirte Hohenstaule wie ein römischer Triumphator in das geschmückte Palermo ein, sah die herrlichen Paläste dieses weitgeschweiften Normannensitzes, blühte gierigen Auges auf den Königsschlössern der Normannen, der ihm zu Füßen gelegt wurde, und schritt dann zu den ihm gut scheinenden Mitteln, um die Herrschaft zu sichern. Das beste Mittel war die Vernichtung der Wittulieder des Königshauses, sowie aller der Personen, die in irgend einer Weise dem Staufenkaiser verdächtig erschienen. Dies Mittel brachte er zur Anwendung. Er berief eine Art von Parlament und ließ durch dasselbe die nötigen Bluttateteile sanctionieren, welche Grauen und Entsetzen verbreiteten. Als Vorwand benutzte er eine angeblich entdeckte Verschwörung; er ließ die Verurteilten einsperren, andere blenden, andere verbrennen, andere hängen, viele nach Deutschland in die finsternen Kerker schiffen. Die Königin-Witwe und ihre drei Töchter blieben lebenslanglich in einer deutschen Festung, die Leiche des Königs Lantred ward aufgefunden und verhöhet und alle Habe dieser Opfer kaiserlicher Grausamkeit fiel dem Kaiser zu, der die so erbeuteten Schätze auf seine Burgen schafften ließ. Kurz nach diesen Ereignissen erhielt Heinrich VI. die Freudenbunde, das seine Gemahlin Costanza ihm einen Sohn

erhob, den späteren Friedrich II. Wenige Jahre darauf starb Heinrich VI. zu Messina am Fieber.

In den Zaubergärten des Südens wuchs Friedrich II. auf; seinen Vater hatte er kaum gekannt. Durch seine Mutter wirlten besonders arabisch-normannische Einflüsse auf den lebhaften Jüngling ein. Deutschland, das Land seiner Väter, hat er nur vorübergehend kennen gelernt. Die conca d'oro blieb des Kaisers Friedrich liebster Aufenthalt. Seine Künstlernatur beaufschte sich an dem Zauber ihrer düstigen Sternennächte, wenn die Lust wie eine warme Liebföhlung erscheint. Er beaufschte sich an den Monumenten der Araber und der Normannen, in denen das Genie des Arabers sich mit dem byzantinischen vermählt und sichtbar ist. Der jugendliche Herrscher führte hier ein prunkvolles Leben. Kaiser Friedrich zog später nur für eine kurze Zeit in sein deutsches Reich, um sich in Klagen krönen zu lassen, dann fand seine Krönung noch in Palermo und in Jerusalem statt. Fäntmal wurde er als „Kaiser und Kirchenräuber“ vom Bannstrahl der Kirche getroffen.

Der vierthe Dom von Palermo ist das Mausoleum von zwei Hohenstaufen. Ein Eisenalter von durchbrochenem Arbeit gönnt und die Durchsäulen zu den Staufenkäufen, und sofort wird der Blick gefesselt von dem mächtigen Carlomag Kaiser Friedrichs II., über dem, von sechs forintischigen Säulen getragen, ein hoher Baldachin sich wölbt. Der Sark des Kaisers ist ein großes Schmuckwerk, ganz aus Porphy gearbeitet. Er steht auf einer Erhöhung, zeigt unter dem Dache eine vierthe Wandankaffung und vorne im Giebel des Dacheis die deutsche Kaiserkrone. Vier Löwen, Menschen in ihren Tagen haltend, tragen diesen mächtigen Carlomag. Nicht daneben befindet sich der Carlomag Kaiser Heinrichs VI., gleichfalls aus Porphy, überwölbt von einem mächtigen Baldachin. Kein deutscher Sänger hat je des Staufengraves in Palermo gedacht.

Der größte Weidplatz Italiens bildet jene Ebene, welche man „il tavoliere delle Puglie“ nennt. So weit das Auge reicht, dehnt sich dieselbe, in weiter Ferne von düstiger blau erscheinenden Bergen und Hügeln begrenzt, und majestätisch steigt gen Nordosten das Berggebirge des Monte Argano auf, des bekannten Sporns Italiens, während in südöstlicher Richtung jenseit Weideland in die terra di Bari übergeht, das Gebiet des Oliven- und Mandelbaumes. In den Sommermonaten, vom Juni bis Ende September, scheint diese Ebene ein Totenfeld zu sein, denn unter dem sächlichen Sonnenbrand verdorrt daselbst jede Grashalm, jede Blume. Keinen Menschen, kein Tier erblickt man dann weit und breit. Wenn aber im Oktober jene im Süden Italiens wohlbesetzten tropischen Regengüsse fallen, dann reagiert sich in jener Ebene ein neues, wunderbares Leben. Da sproßt und grünt, da wächst und blüht es dort, wie im Norden zur Maienzeit, und von den Bergen nieder, von Hirten geleitet, ziehen zahllose Herden, Schafe und Kinder, in jene Ebene, wo sie von Oktober bis Mai Tag und Nacht im Freien welen. So war es schon zur Römerzeit, so ist's nach heute. Die Welt hat sich in den letzten zwei Jahrtausenden sehr verändert, Apulien hat Römer, Griechen, Normannen, Deutsche, Araber, Franzosen, Spanier als Herrscher gekostet — in jenen ungeheuren Weidplätzen aber blieb alles beim-alten.

Im Centrum dieser Ebene liegt die Stadt Foggia, ein wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnen. Tausende und Aber-tausende von Deutschen, welche Weidland besuchen, fahren dort alljährlich vorüber, aber wie klein ist die Zahl derjenigen unter ihnen, die beim Anblick dieser Stadt sich deutsch-heimatliche

Erinnerungen in die Seele jurüdrufen und der Hohenstaufenzeit erben. Wer denkt beim Anblick dieser Stadt daran, daß sie vor reichlich 600 Jahren die Residenz des größten der Hohenstaufen, Friedrich II., war, also die Hauptstadt des römischen Reiches deutscher Nation? Wer nach Italien reist, hat stets die Reste der griechisch-römischen Welt, die Kunsterbe, die Überbleibsel monumentaler Bauwerke der letzten als Reize vor Augen, und will sich an den Naturreizen und Naturwundern dieses Landes laben. Wer denkt in Weiskland daran, die Reliquien der Hohenstaufenzeit zu suchen? Obendrein liegen diese keineswegs an der von fast allen betretenen Pechstraße. Foggia, eine Stadt von etwa 50000 Einwohnern, macht, wenn man sich ihrem Haupteingang nähert, einen freundlichen und stattlichen Eindruck. Afrikanische Hitze im Sommer, im Winter oft bittere Kälte haben die Einwohner zu erdulden, trotzdem wächst die Stadt zusehends von Jahr zu Jahr. Ihre eigentliche Gründung, ihre Bedeutung als Handelsplatz geht zweifellos auf den Hohenstaufen Friedrich II. zurück, dem auch andere blühende Städte Süditaliens ihr Dasein verdanken. Das gilt z. B. von Castellammare, einer schönen Stadt am Golf von Neapel, die an Stelle des vor ihm im Jahre 79 verödeten Stabiae sich erhebt.

Eine andere Stadt, nämlich Neapel, schuldet demselben deutschen Kaiser viel, denn er war es, welcher in derselben eine reich dotierte Universität schuf, die sich heute in hoher Blüte befindet und etwa 4000 Studenten zählt.

Als wir vor Jahren Foggia kreuz und quer durchwanderten, kamen wir zu einem mit stattlichem Brunnen versehenen Platz, und fanden die Inschrift: Piazza Federico II. Am Brunnen saßen wir Weiber, die Wassertrüge auf dem Haupte trugen. Wir fragten eine derselben: „Wer war denn dieser Federico, von dem der Platz seinen Namen trägt?“ Die Antwort lautete: chi lo sa? (wer kann das wissen?) Ein vorübergehender, gut gekleideter Mann hörte unsere Frage und erklärte sich bereit, nicht nur die gewünschte Auskunft zu geben, sondern auch eine Reliquie jenes Friedrichs zu zeigen. Dieser Mann, der sich als Professor am Gymnasium entpuppte, mußte allerdings über den Hohenstaufenkaiser Friedrich zu gehen, nannte ihn stets Federico di Suavia (Schwaben), schien aber nur die Bedeutung dieses Herrschers für Italien zu kennen und bezeichnete ihn stets als Imperatore Romano. Durch eine enge Straße gelangten wir auf einen andern Platz; der Professor zeigte uns die Fassade eines modernen Hauses und sagte: „Dort sehen Sie die Reliquien des römischen Kaisers Federico II.“ In der Mauer jenes Hauses sieht man einen schmalen Bogen aus Marmor, Blätterformen tragend, durch Alter gebunfelt, ferner zwei Pilaster aus demselben Stoff, welche den Bogen tragen, und an jedem Pilaster einen Adler. Das sind die Reste des großartigen Hohenstaufenpalastes! Seine weiße Fassade in dieser Follburg von Foggia. Seine Gemahlin Elisabeth, die er nach dem Tode der Kaiserin Yolanta heiratete, starb hier im Jahre 1241.

Seitdem Süditalien einen Teil des geringen Königreichs bildet, ist hieselbst der Sinn für die Geschichte des Landes erwacht und wie sehr man die Bedeutung der Hohenstaufenzeit, besonders aber der Regierung Friedrichs II., erkennt, beweisen in einer Reihe von Städten die Namen von Straßen und Plätzen, welche man letzteren neuerdings gegeben hat. Foggia wurde bereits erwähnt. Ähnliches findet man z. B. in Benevento, Manfredonia, Andria. Weiter liegt an der alten von Foggia nach Bari führenden Pechstraße und von ihr ist bekannt, daß Friedrich dort seine weite und in der dortigen Kathedrale zwei Gemahlinnen, zuerst Yolanta, die Mutter Konrads, dann Elisabeth beilagen ließ.

Etwa zwei Stunden von Foggia entfernt findet das Städtchen Lucera seit Jahrtausenden auf die apulische Ebene nieder und zeigt in seiner unmittelbaren Nähe festere Mauern und Türme, die einer von Friedrich II. erbauten Festung angehören und uns eine in Deutschland wenig bekannte Episode aus der Hohenstaufenzeit erzählen. Bekanntlich hatten die Kaiser des römischen Weltreichs in ihrer Hauptstadt eine Leibwache, die größtenteils aus deutschen Söldlingen bestand. Friedrich II., der deutsche Kaiser, hatte ebenfalls eine Leibwache, die aber nicht aus Deutschen, sondern aus Sarazenen gebildet war. Dieser großen Söldnerkaiser finden wir vor reichlich 600 Jahren zu Lucera, in seiner Kaiserburg, die einen Teil der genannten Festung bildete. Dort hält er glänzenden Fei nach orientalischer Weise, dort begrüßen ihn seine

Betreuen als ihren Sultan, und seine Betreuen sind — Sarazenen! Mit ihnen redet der deutsche Kaiser arabisch und in seiner Hofburg umgeben ihn Dichter und Sänger, Hofleute und Krieger, aber kein deutsches Wort wird dort vernommen. Hier lebte Friedrich wie ein orientalischer Fürst, hier war sein Darem, der ebenso streng bewacht wurde, wie heutzutage der Darem des Sultans in Konstantinopel. Dieser Darem begleitete ihn auch nicht selten, wenn er für längere Zeit an anderen Orten sein Hoflager aufschlug. Pracht und Luxus zogen dann mit ihm, Sänger, Dichter, Kautenpfeifer ebenfalls, und wohl nie hat es einen Fürstenhof gegeben, an welchem so sehr die Lebenslust ihr Streben erging, als am Hofe des deutschen Söldnerkaisers.

Die Sarazenen, welche vom 9. Jahrhundert an in Sizilien herrschten, wurden von den Normannen unterworfen und als den Normannensöldnern die Hohenstaufen folgten, schmolz die Zahl der Sarazenen immer mehr zusammen. Unter schwerem sozialen Druck lebend, griffen die Sarazenen Sigillens zu den Waffen und um diesen Aufruf zu dämpfen, sowie um ferneren Empörungen vorzubeugen, verlegte Friedrich III. als er noch in Palermo residierte, alle jene Fremdlinge nach Lucera, gründete dort eine aus etwa 40000 Seelen bestehende Sarazenenkolonie, welche ihren Halt- und Mittelpunkt in der obengenannten festen Festung besaß und aus ihrer Mitte dem „Sultan“ Friedrich eine bedeutende Kriegsmacht als Leibwache zur Verfügung stellte. Die Religion der Sarazenen ward nicht langehalt, vielmehr belagerte sie eine spanische Mofchee und brachten zum Festland manche ihnen eigentümliche Industrie mit hinüber. Diese Kolonie blieb in Lucera Arsenale, Kasernen, Lieferie seine Gewebe, vorzügliche Holzgarnituren, auch bestand sich hieselbst ein Kamel-Gesitt, sowie ein Zwinger für wilde Tiere, in welchem Leoparden für die Jagd abgerichtet wurden. Welches Aufsehen diese „Feiden-Kolonie“ überall erregte, wie der Papst über den Kaiser urteilte, brauchen wir nicht zu erwähnen. Jene Kolonie hat in Lucera von 1283 an fast 80 Jahre bestanden, also noch lange Zeit nach dem Tode ihres Begründers. Später wurde sie von Carl von Anjou ausgerottet.

Doch wenden wir uns nun zu einer andern Erinnerungskolonie an den großen Söldnerkaiser. Dort, wo der weiße Reideplatz Apulien sein Säden endet, beginnt in der Nähe der alten Kaiserstadt Barletta ein Gartengebiet, das sich bis Brindisi und weiter hinzieht. Man könnte es auch ein Waldgebiet nennen, denn man reist dort durch enge Pflanzungen von Eichen und Mandelbäumen. Freilich ein deutscher Wald ist es nicht, die Bäume sind zu niedrig, stehen zu weit auseinander und nirgends überkommt uns jene Stimmung, aus welcher dem deutschen Sänger das deutsche Waldlied entsaß: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da broden?“ Deutsche Wälder kennt Italien ebensowenig, als deutsche, den Suchenhallen nachgebildete Dome. Fremdbartig erscheint dem Nordländer das genannte Gartengebiet, welches die breite Küstenlinie des Adriatischen Meeres ausfüllt. Ein sonderbarer Geßell ist der Erlbaum mit seinem feinen in der Sonne leise kimmernden, fast kahlenen Laub, mit seinem oft trümmen, durchlöchernden Stamm, der eine leicht verhängliche Sprache redet er zu uns; wenn wir ihn innend betrachten, wird er uns zum Bild des gelassenen Zuhlers. Wer im März jenes Küstengebiet durchreist, sieht dort die prächtige Mandelblüte, denn mit den Erlbäumen wechseln die Erlbäume Pflanzungen aus, neben dem Erste der Erlbäume sehen wir das Bild blühender Feiterfeite und darüber hinaus die Majestä des blauen Meeres. Eine Reihe von freundlichen Städten zieht sich dort an Meer hin, die größte unter ihnen ist Bari, welche im Laufe der letzten 30 Jahre ihre Einwohnerzahl verdoppelt hat und unter den Handelsstädten Italiens einen hohen Rang einnimmt. Eine reiche Stadt war Bari auch unter Friedrich II., der jene trostige Burg am Meeresstrande dort baute, wo sie noch steht, den rauschenden Wogen nach. Abwärts von der Feiterstraße liegt ein Schloß in stiller Bergsamkeit Apulien, jenes mächtige Jagdschloß Castel del Monte, wo Kaiser Friedrich am liebsten weilte. Näherhin ist der Weg dorthin. Die mächtigen Mauern umgeben einen Hof. Man gelangt in die unteren acht Eckerhöfen, von denen man zu den oberen acht Hallen emporsteigt, die östlich von Kaiser und seinem Gefolge benutzt wurden. Ob und leer sind diese einst mit Marmor und orientalischen Vorhängen geschmückt gewesen Räume, denen sicherlich die Zier von Balken und Statuen nicht fehlte. Hier weilte Kaiser Friedrich oft, um die Weltbühel zu verlassen, hier erönte in heiterer Morgenfröhe das Hifthorn, wenn es galt das Jagdgerölle zum edlen Sport

der Reiterbeize zu rufen. Hier saßen die Falkenjäger beim frohen Mahl und saßen die mit apulischem Wein gefüllten Goldbecher trafen. Derrlich ist dieser achtsche Mienenbau gelegen und unvergleichlich ist die Aussicht von seinen schweren Thürmen. Der Bischof befehrt ein prächtiges Stück Erde, eine goldgelegnete, sanft zum Meere geneigte Ebene, überst mit Städten und Ortschaften, zur Linken in blauer Ferne ragt der Monte Morgano, dort zur rechten liegt Brindisi, wo einst Kaiser Friedrich II. mit seinen Mannen zur Kreuzfahrt sich einschiffte, endlich dehnt sich die heilige Meerflut. Welche Lust der Beschickte ruht auf diesen Ufern! Deutsche Krieger sehen wir im Geleite durch die Ebene ziehen, an ihrer Spitze deutsche Kaiser, Ludwig II., Otto I. und Otto II.

Noch manche andere Städte an der blauen Adria erinnern an die Hohenstaufenzeit. Kaiser Friedrich II. starb unbefestigt in seinem Schloß Foronjola bei Foggia und als kurz vor Weisnachten 1250 die Todesstunde den Süden und Norden seines Reiches durchzöge, da ging von ihm eine ähnlliche Sage, wie von seinem Großvater Barbarossa: Er wird nicht wiederkommen.

Im Jolge Manfred. Kurz vor dessen Traum. Er hatte seinem Vater die Augen zugedrückt, sofort für seinen Bruder, Kaiser Konrad IV., die Stellvertretung in Italien übernehmen, diesen in Apulien als Herrscher begründet, um ihn gleich darauf zu Grabe zu bringen, nachdem Konrad dem Jünger erlegen war. Konrads Gemahlin Elisabeth hatte im letzten Deutschland ein Söhnlein geboren, Konradin genannt, dessen Reich Manfred in die Hand nahm. Da drohte letzterem Verderben von Seiten des Papstes, dessen Nachstellungen er entfloß, wo in Lucera sich an die treuen Sarazenen zu wenden, in deren Mitte er unabhängig bald und wo er die päpstlichen „Schlüsselknechte“ niederwerfen konnte. Manfreds Stern glänzte, Unteritalien und Sizilien war in seine Hand vereinigt und 1258 strahlte auf seinem Haupte zu Palermo die Königskrone. Die Lage Friedrichs II. lehrten für Sizilien wieder, wo man dem schönen Staufenknaben und seiner Gemahlin Helena zupauchte. Ackerbau und Industrie blühten auf, der Handel belebte sich, Wohlstand und Lebensfreude leuchteten zurück. Im Königspalast am Meerestrande herrschte herrlicher Glanz, geboren durch Poesie und wissenschaftliches Leben, durch Ritterspiel, Lustspiel und Gesang, durch gesellschaftliche Feste und Anmut. Was kümmerte sich Manfred um den Bann des Papstes? Dieser nannte den Hohenstaufenknaben einen Heiden und Herodesjüngling, wandelnde Bettelmedien predigten Aufruhr gegen das von Gott verfluchte Staufenjoch. Manfred ließ Papst und Mönche gewähren. Da plötzlich zog ein Wetter auf. Der Papst hatte den Grafen Carl von Anjou, einen der mächtigsten Fürsten Frankreichs, aufgefördert, mit Herodesmacht nach Italien zu kommen, Süditalien und Sizilien vom Papste gegen einen Jahreslohn als Lehn zu nehmen und den Hohenstaufen zu vernichten. Carl nahm das Anerbieten an und ließ sich in Rom vom Papst Clemens IV. zum König von Sizilien krönen. Seinen Kaufgütern wurde der Titel eines Kreuzherren und der päpstliche Segen zuteil, Carl wurde als der alte Malabbard gerietzen, dem die Aufgabe zugefallen, den suchbeladenen Staufen zu vernichten. Die blutige Walfahrt bei Benevent, wo 1266 treue Sarazenen und tapere Ritter der Übermacht erlagen, wo Manfred den Heldentod suchte und fand, zeigt dir in jener Stadt ein jeder Bürger, keiner aber weiß die Stätte zu bezeichnen, wo auf Joseph des finstern Franzosen der Leichnam des gefallenen Staufen vercharrt wurde, als handle es sich um die Leiche eines Verbrechers. Verschunden ist der Steinbau, den französische Krieger auf diesem Grabe als Denkmal errichteten, und die irdischen Reste selbst? Dante läßt in seinem Purgatorio III, 124, den Manfred also reden: „Wenn dieses Wilt im Worte Gottes beifer der Hirte von Colonna, welchen Clemens Jagd auf mich machen ließ, gesehen hätte, so rufen die Gebirge meines Leibes noch jetzt bei Benevent am Fuße der Bräute, behütet von den aufgehäuften Steinen.“ Papst Clemens IV. nämlich befahl dem Bischof von Colonna, den Leichnam des von der Kirche verfluchten Ketzers Manfred auszulegen und in alle Winde zu streuen. Dieser Papst, welcher dem unglücklichen Staufen Manfred die Graberde verweigerte, hat selbst im Grabe seine Ruhe gehabt. König Manfred, dem die Kirche als einem Verbrecher die Ehre des Grabes verweigerte, der Staufenfürst ohne Satz, ohne Grab, hinterließ seine Gemahlin, die jugendliche Helena, sowie vier Kinder, alle unermündig, Beatrice, Heinrich, Friedrich und Enjio. Fand die Witwe mit den Waisen keine Beschützer? „Wehe dem Be-

stegten!“ Wenn dies Wort jemals Wahrheit ward, so geschah es, als jene Unglücklichen in die Hände des stolzen Siegers Carl von Anjou fielen.

Der Weg von Neapel nach Salerno führt am Befus vorüber und dann durch ein überaus fruchtbares Thal, in welchem die uralte Stadt Nocera liegt, der Geburtsort des Stifter des Tempelherren-Ordens. Schon im Kriege der Römer mit den Samniten war diese Stadt vorhanden. Auf einer stattlichen Höhe erhebt man die Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses. Diefes wurde von Carl von Anjou zum Gefängnis der jugendlichen Witwe Manfreds errichtet, dort hat sie einige Jahre, fern von ihren Kindern, gefamacht und ist dort 1271 im 29. Lebensjahre an grobentem Herzen gestorben. Die Kinder wurden im Galle bei Monte in frangere Gefangenschaft gehalten. Dort haben wir den lebensfrohen Kaiser Friedrich in heiterer Jagdgesellschaft, umgeben von Lautenspiel und Betschlag, gesaht. Kaum 20 Jahre später finden wir das Schloß verödet und hören das Weinen der Entel des Staufenkaisers, die nach ihrer Mutter verlangen. Ein herzloser Wächter war ihnen von Carl von Anjou gegeben und was in den fäulterlichen Gemächern mit den armen Kindern geschah — wer mag es fänden? Wenn die Steine reden könnten, was würden sie erzählen? In dieses düstere Sein von Jammer und Tränen fällt nur ein einziger Sonnenstrahl, die Befreiung der Beatrie. Diese Tochter Manfreds ward früh von ihren Brüdern getrennt und im Galle bei Doo zu Neapel gefangen gehalten. 18 Jahre schmachtete sie dort, da schlug die Stunde ihrer Erlösung. Wie bekannt, war durch die sizilianische Besizer Sigilien von der Herrschaft jenes Carl von Anjou befreit, und Manfreds Krone dort auf seinen Schwiegerohn, Peter von Aragonien, übergegangen, den Gemahl der Costanza, einer Tochter Manfreds aus erster Ehe mit Beatrie von Savoyen. Der Admiral der Sizilianer hatte im Golf von Neapel die französische Flotte geschnitten und erzwang die Auslieferung der Tochter Manfreds. Diefelbe verließ ihr finstere Gefängnis und legte hinüber zum wüsten Sizilien, wo man ihr einen glänzenden Empfang bereite. Und ihre Brüder? Warum wurden nicht auch diese befreit? Hatte denn der neue König von Sizilien, ihr naher Verwandter, sie gänzlich vergessen? Gab es denn keine Seele auf Erden, die sich ihrer erbarmte? Wir vermögen auf diese Fragen keine Antwort zu geben und können nur sagen, daß hier ein historisches Räthel vorliegt, welches bis jetzt eine Lösung nicht gefunden.

Das Galle bei Doo in Neapel ist eine malerische Bucht, auf einem Inselchen in der Nähe des Ufers. Kaiser Friedrich II. hat es vollendet, ohne zu ahnen, daß er seinen Entel ein Gefängnis baute. Hier finden wir später die Witwe Manfreds wieder, hierher ließ der Sohn Carl von Anjous die Unglücklichen bringen. Wie ein erhaltenes Nekrotop beweis, befanden sie sich seither im Galle bei Monte in Ketten schon über 30 Jahre, mer weiß, ob das Galle bei Doo sie kettenfrei geftand? Von der Welt vergessen, von jedem Erbarmen verlassen, find die Unglücklichen etwa 40 Jahre in Haft gewesen und schließlich in genannter Meereshöhe gleich nach 1300 gestorben. Wo ruht König Enjio, Friedrichs II. Uelbling? In Bologna sah er im öden Lurr, lange Jahre, bis ihn der Tod erlöste.

Die Trauerkunde von der im Jahre 1266 gefallenenen Schlacht bei Benevent und dem Tode Manfreds war auch zur Burgbeiniamkeit der Witwe Konrads IV. und ihres Sohnes Konradin gelang und mochte dort als furchtbar ernste Warnung dienen. Wenn trotzdem Konrad der Junge jene allbekannten Zug nach dem Süden unternahm und seine Mutter diesen Entschluß billigte, so mögen wir daraus schließen, wie hart die Überzeugung derjenigen Männer war, welche Konradin zu jener Kriegsfahrt veranlaßten. 16 Jahre alt, kaum ins Jünglingsalter getreten, nahm der Ur-Urenkel Friedrichs Barbarossas von seiner Mutter Abschied, um sie niemals wiederzusehen. Er hatte mächtige Freunde, kräftigen Beistand, sein schänes Unternehmen schien anfangs zu gelingen, da kam es zur Schlacht in der Ebene von Tagliacozza, wo französische Vtr triumphierte. Dem unglücklichen Staufensohn blieb zur Rettung nur die Flucht. Als Bauern verkleidet flohen seine Begleiter mit ihm, ohne Weg und Steg zu kennen, bis sie ein Meer gelangten. Noch einmal wählte ihnen Rettung, denn ein Fischer, dem sie hohe Belohnung versprachen, erklärte sich bereit, sie bis an die Küste des Gebietes von Pisa zu bringen. Woher aber Proviant für die Meerfahrt nehmen? Keiner der Flüchtigen hatte Geld. Da reichte man dem Fischer einen goldenen Ring,

daß er ihn zum Kauf für Brot verwende. Dieser Ring ward zum Verräter. Man vermutete in den Frächtigen vornehme Leute. Diese Kunde kam zu den Ohren des habgierigen Giovanni Frongipani, des reichen Besitzers von Astura, und dieser sandte den Frächtigen ein Schiff nach und hofte sie bald in seiner Gewalt. Frongipani ward zum Juden. Obgleich dem Großvater Konrabin's zu Tode verurtheilt, lieferte er letzteren und seine Begleiter um schönen Lohn an Carl von Anjou aus und nun war das Schicksal des letzten Staufen besiegelt. Beim mehrfach gelegenen Städtchen Astura ward Konrabin aus Land gebracht. Er befand sich in der Hand seines Mörders. Das Urtheil wurde rasch genug gefällt. Keapel, jetzt die größte und vornehmste Stadt Italiens, war vor 600 Jahren von einer turmreichen Mauer umgeben. Derjenige Platz, welcher seit Jahrhunderten „Il Mercato“ heißt, lag zu Carl von Anjou's Zeiten außerhalb der Mauer. Wenn man also heututage sieht, daß Konrabin auf dem Mercato zu Keapel am 12. October 1268 enthauptet wurde, so ist nicht zu vergessen, daß diese Hinrichtung außerhalb der damaligen Mauer geschah, auf einer Stätte, die voll von Schutt war. Der diesen Mercato heututage besetzt, findet dort einen Markt, dem an Originalität überhaupt ein anderer auf Erden gleichkommt. Dohstift ist nämlich das Centrum des Lumpenhandels. Außerhalb der Mauer wurde Konrabin hingerichtet. Der Henker ward, wie die Chronik berichtet, ebenfalls enthauptet, damit er sich nicht rühmen könne, einer fürsichlichen Person das Haupt abgehauen zu haben. Mit Konrabin wurden drei seiner Begleiter enthauptet, vier andere wurden gehängt. Carl von Anjou aber war in nächster Nähe Augenzeuge dieses erschütternden Schauspiel. Die Leiche des letzten Hohenstaufen ward in einen Sarg gelegt und dieser an derselben Stätte verpackt. Der unglückliche Kaisertrödel erhielt folgende Inschrift auf sein Grab: „Der Löwe hat mit Spießköpfen das Adlerjunges

erstaff, hat ihm hier die Federn gerupft und ihm das Haupt genommen.“

Über sechshundert Jahre sind seit den Tagen Konrabin's verschwunden und immer noch bewahrt Keapel die Reliquien desselben auf. An der Oefseite des Mercato befindet sich die Kirche Santa Maria del Carmine, in der ganzen Stadt hochangesehen, weil sich in derselben ein uraltes, angeblich von St. Lukas gemaltes Gnadenbild der Madonna befindet. Im Schiff der Kirche zieht an der linken Seite eine schmerze Marmorstatue die Blicke auf sich, die Jünglingsgestalt des Konrabin, ein Kunstwerk, welches von Thorwaldsen modellirt, in München von Schopps ausgeführt wurde. Wir sehen den Stausenjüngling im Kriegergewand, in der Hand ein langes Schwert. An den Füßen liegt der schwere Helm, von dem mit dem Diadem geschmückten Haupte fallen die Locken nieder. Das Angesicht zeigt eine unergleichen Lieblichkeit, Reinheit und Milde, es könnte als das Antlitz einer Engelstatur dienen. Eine Inschrift auf der Vorderseite des Piedestals besagt, daß Maximilian als Kronprinz von Bayern diese Statue dem Konrabin, einem Verwandten des bairischen Königs Albrecht, dem ersten der Hohenstaufen, im Jahre 1847 setzen ließ. Zwei höchst edel und einfach gehaltene Reliefs schmücken das Piedestal: Konrabin scheidet von seiner Mutter und Konrabin nimmt Abschied von seinem Lebensgenossen Friedrich von Baden. Das Piedestal dient als Sarkophag. Darin befinden sich die Reste der Gebeine Konrabin's, die man seiner Zeit wieder aufwand.

An der Mühle von Messina haucht bisweilen das Meer einen eigenthümlichen Ton aus, den aber nur der legendenmäßige Fischer hört und kennt. Das ist Sirenen-Ton. Hat die Sirene jenen Hohenstaufen erlungen, welche einer nach dem andern an des Südens Küste verlugen und unter einem heiteren Himmel ein frühes Grab fanden?

### Bücherbesprechungen.

— Anna v. Blomberg, Die Bergpredigt. Eine Reihe von Romanen. Dritter Band. Deutsche Treue. 293 S. Leipzig, Verlag von G. Ungleich. — Die beiden vorigen Bände der Bergpredigt haben eine freundliche Aufnahme gefunden. Dieselbe dürfen wir auch diesem dritten christlichen Roman voraussetzen, der mit dem Motto ausgetit: Selig sind die Sanftmüthigen. Er verlegt uns in die Zeit der Erniedrigung Deutschlands, in der eine treue patriotische Familie in allen Drangalen sondbält, und der Held der Geschichte, ein Offizier, statt Mache an seinem ausflucht fast sterbend zurückkehrenden persönlichen Feinde, einem Franzosen, zu nehmen, ihm persönlich und sanftmüthig zu helfen bereit ist. Der Roman ist voll erhabener Motive, spannend und in gutem Stil geschrieben. Das letztere gilt auch von den in demselben Verlage erscheinenden:

Drei Novellen dieser Verlagsfirma: Er trug sein Kreuz und „Gewissen“. 205 S. Preis. 2,50 M. Beide sind lesend und voller Handlung mit trefenreichem Ausdruck und voll sittlicher Momente. In jener steht ein junger Dramatiker am Ziele seiner Mühen, um noch an demselben Tage zu sterben, in dieser kann eine durch die schicksalliche verhängnisvolle Fügung der Pflegebefohlenen in ihrem Gewissen erschütterte Frau keine Ruhe finden, bis sie in die Nacht des Wahnsinns verfallt. D. K.

— Gethsemane. Ein Beitrag zum Verständnis der Geschichte Jesu und unserer Erlösung. Von D. Dr. Hermann Gremer, Prof. der Theologie in Greifswald, Gütersloh, G. Bertelsmann. 1 M. 20 S. — Wir haben diese letzte Schrift des heimgegangenen Theologen in Nr. 21 der Wst. Beil. v. J. gehörend gerühmt als einen sehr bedeutungsvollen Beitrag zur Lösung der schwierigen theologischen Frage, auf die der Name der Verdienstlücke hinweist, haben auch bei dieser Gelegenheit schon des schmerzlichen Umstandes gedacht, daß das die letzte Gabe sei, die uns von dieser Seite beschieden sein kann. Nach dem Tode des Verfassers hat die Verlagsverwaltung die Schrift aus dem neuen Ubersand, damit den Lesern der Abdruck dieser reichbegabten Bauhaben noch besonders verständigt werde. Das soll hiermit geschehen sein. B. K.

— Der Synodalen tag zu Worms am 31. October 1904. Bericht über die Vorträge, Verhandlungen und Feiern erlassen vom Arbeitsausschuß. Zweite Auflage. 95 S. Preis 50 S. Verlag von Moriz Diesterweg in Frankfurt a. M. — Der

Wormer Synodalen tag hat schon mit seiner Tagung gerade am Reformationsstöße und in der Lutherstadt nicht im unklaren darüber gelassen, daß der Gegensatz zum Ultramontanismus und zu der neuen Reichspolitik, die dem deutsch-nationalen und protestantischen Volksempfinden zuwiderläuft, ein Souptiment zu seinem Vorgehen gewesen. Gegenüber dem erschreckenden Mangel an Verständnis für die Aufgaben der evangelischen Kirche im öffentlichen Leben haben die in Worms versammelten deutschen Synodalen eine kraftvolle Pflege evangelischen Gemeindelebens namentlich unter der gleichgültigen Männerwelt, eine Einwirkung auf die Reichstags-, Landtags- und Gemeindefragen ohne Betonung einer bestimmten Parteipolitik und eine wahrhaft vollständige Gesamtvertretung der deutsch-evangelischen Kirche gefordert. Besonders sind sie bedacht gewesen, dahin zu streben, daß dem deutsch-evangelischen Kirchenausschuß zum Zusammenschluß der einzelnen Landeskirchen eine Synodalvertretung an die Seite gestellt werde, damit der kirchenregimentlichen Vertretung eine gemeindliche Interesse und eine regionale Belebung und Kraftentfaltung nicht fehle. Die nun ausführlich veröffentlichten Reden und Verhandlungen, welche protokollarisch vorliegen, bieten einen authentischen Einblick in die sich anbahnende Bewegung und werden weiten Kreisen willkommen sein. Wir können nur wünschen, daß die kirchlichen Einheitsbestrebungen auf jede Weise gefördert werden möchten. D. K.

— Lent, M. Sturm und Sonnenschein. Zwei Erzählungen für die Jugend. 198 S. In Ganzleimond 2,25 M. Jena: I. S. Druck und Verlag von Johannes Neumann. — Die Verfasserin hat sich in zahlreichen Erzählungen der besten Belage als gewandte und anerkannte Jugendschriftstellerin erwiesen. Sie weiß ihren lebhaften Schilderungen zugleich den Geist einer gefunden Religiosität einzufügen. Auch in den beiden neuen Erzählungen hat sie den Ton getroffen, welcher der Jugend frommt und gefällt.

— Stodhaußen, Jenny, „Heil Kaiser Dir!“ Deflamatorium zu Kaisers Geburtstag. 19 S. 30 S. Leipzig, Verlag von Friedrich Junfermann. Das Recht der Aufführung ist an die Abnahme von wenigstens 3 Exemplaren des Festspiels geknüpft. — Das dramatisch gestellte Deflamatorium besteht aus einem Vorspiel: „Im deutschen Wald“, wo Sage und Geschichte sich unter deflamatorischen Ueberredungen, und zwölf nachfolgenden kürzeren Deflamationen und Gesängen — bei Kaisergeburtstagsfeiern sehr brauchbar, besonders patriotischen Vereinen zu empfehlen. D. K.



Erscheint

Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verlagsgeber, die Königliche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Bezugspreis

bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
außwärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Eingelagerte Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

Nr. 43.

Dienstag, den 11. April, abends.

1905.

## Die Naturfrage, ihr Wesen, Werden und Wandern.

Von Dr. Oskar Böhnhardt.

In den vorjährigen Jahrbüchern war jüngst ein Ruf nach zu lesen, der die Leistungen der vergleidenden Märchenforschung nicht eben günstig beleuchtete. Die Aufgabe dieser Wissenschaft verlangt, daß der Ursprung und die Entwicklung weitverbreiteter Märchenstoffe nachgewiesen werde, und dazu ist es notwendig, bei den verschiedensten Völkern die übereinstimmenden Stoffe und Motive anzuspüren, die Werte der einzelnen Fassungen nachzuweisen, die Traditionsgebiete in ihrer engeren Zusammengehörigkeit zueinander zu sondern und die Urursache und deren Heimat festzustellen. Der Verfasser jenes Aufsatzes hat an der Lösung dieser Aufgabe mancherlei auszuführen. Er bemängelt die Ergebnislosigkeit und sagt: Wer sich der Heimalfrage des Märchens zuwendet, dem geht es nicht gut. Er sieht sich in kürzester Frist in eine Art Götzenbild gefüllt, der ihm mit Massen feiner, trockenen Sandes das Gesicht verweht und die Augen verzieht, so daß er schließlich davonkommen sucht, oder er seine Gebete in der Sonne brennen sehen muß. Alles Erstes beweist der Kritiker, ob die Märchenforschung zu irgend welchem Abschluß kommen werde, ob das Jahrhundert seit dem Erscheinen der Grimmischen Sammlung im Jahre 1912 sich runde.

Es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß die langsame Fortschritte dieser Wissenschaft manches zu wünschen geben. Allein der Märchenforscher kann unmöglich im großen Stille arbeiten. Er muß bei jedem einzelnen Märchenstoff die höchst mühevollen Arbeit des Aufsuchens und Vergleichens vornehmen, denn jeder Stoff hat seinen besonderen Werdegang. Es ergeben sich hierbei zwei Hauptfragen, die jedesmal neu zur Entscheidung kommen: 1) Inwieweit hat Wanderung der Märchen von einem Volke zum andern stattgefunden? und 2) inwieweit können Völker vermöge der gleichen menschlichen Gedanken selbständig zu gleicher Erfindung gelangt sein? Erst wenn alle Überlieferungen auf diese Fragen hin geprüft sind, wird man ans letzte Ziel gelangen; eine kritische Geschichte des Märchens. Daß eine solche geschrieben werden muß und wird, kann nicht zweifelhaft sein. Denn die Erkenntnis der Märchenentwicklung ist notwendig für das Studium der Weltgeschichte des Menschen. Aber wenn man weiß, daß z. B. der Aischendöbelstoff in einer kaum übersehbaren Fülle verschiedener Gestaltungen über die Erde verbreitet ist und noch viele andere Stoffe sprechend überall hin verweht erscheinen, so wird man ermaßen können, wie schwer überwindliches Hindernis schon dieser Umlauf allein bedeutet.

Im Hinblick auf die langsame Arbeitsweise und auf den wichtigen Endzweck der Forschung muß es eine dankbare Aufgabe sein, dem Problem auf einem bisher unbetretenen Wege näher zu kommen, indem man nämlich nicht nur ein einzelnes Märchen mit all seinen Schattierungen untersucht, sondern eine ganze Märchengruppe. Die Faktoren, die bei der Entstehung und Entwicklung solcher Traditionen wirken, werden dann weit ausgiebiger als Licht treten, und die Beweisgründe, in Massen vorgebracht, werden von zwingender Kraft sein.

Ich habe daher die Sammlung von solchen Volksüberlieferungen unternommen, die alle einem und demselben Zwecke dienen, nämlich der Naturerklärung. Sie beruhen auf einer gründlichen Beobachtung der einzelnen Naturerscheinungen und Gegenstände und geben die Ursache ihrer Beschaffenheit an, die Antwort auf die sich aufdringende Frage: Wie ist all das, was wir sehen, entstanden? Und warum ist alles gerade so und nicht anders entstanden?

Diese vorstehenden Deutungen finden sich in Märchen, Sagen und Legenden. Der Kürze halber benenne ich die Gruppe mit

dem zusammenfassenden, freilich nicht eben treffenden Namen: Naturfragen.

Die Sammlung und Sichtung gerade dieser erscheint mir auch bewilligen besonders lohnend, weil die Natur immer und überall gleich ist und sich daher leicht erkennen läßt, ob sich die schaffende Phantasie der Völker an dem gleichen Gegenstande in gleicher oder verschiedener Weise versucht. Wenn irgendetwas, so muß es hier sich zeigen, ob die Gemeinsamkeit menschlicher Vorstellungen so groß ist, daß bei Völkern, die ohne Zusammenhang sind, übereinstimmende Sagen entstehen können. Zielt dies aber der Fall, so ist andererseits um so leichter einzusehen, daß die Wanderstoffe über jede Grenze hinweg in alle Ecken und Enden der Erde gelangen konnten. Die Gleichartigkeit der Naturanschauung und Ausdeutung erleichtert eben die Aufnahme der fremden Traditionen; und was da von weit her als etwas ganz Neues zu einem Volke kam, war doch im Kern seines Inhalts nichts anderes, als was man auch einheimischen Erzählungen längst kannte, die phantastische Auffassung und Erklärung der Natur.

Daß ein einzelner Stoff nicht imstande ist, eine vollständige Sammlung des weltumspannenden Stoffes zusammenzubringen, braucht kaum gesagt zu werden. So habe ich denn den Weg eingeschlagen, den die Volkswunde auch bei allen anderen internationalen Aufgaben wird einschlagen müssen: ich habe mich an Jagdgebiete des In- und Auslandes gewendet und sie dank ihrem freundlichen Entgegenkommen zur Erforschung von Materialien gewonnen. Auf diese Weise strömt eine Sagenwelt zusammen, die — wenn auch gewiß nicht vollständig — so doch ausreichend ist zu sicheren Schlussfolgerungen.

Bei dem Umfang der erforderlichen Studien bin ich über die Vorarbeiten zwar kaum noch hinausgekommen; auch fehlen mir noch wichtige Stoffsammlungen wie namentlich die nordische, sibirische und italienische. Dennoch glaube ich auf Grund mehrerer Tausend Naturfragen schon jetzt berechtigt zu sein, ein Urteil über ihr Wesen, Werden und Wandern abzugeben.

Wir modernen Menschen, die wir in gekünstelter Hast, ohne uns umzusehen, dahineilen, — wir haben es verlernt, uns in die Erscheinungen der Natur mit Liebe zu versenken und sie zu verstehen. Wohl laufen wir gern den Ergebnissen der Naturwissenschaft. Aber es fehlt uns doch jener naive staunende Blick, der sich selbst überall umgibt, der die Schöpfung fragend durchmisst und nach dem großen Rätsel sucht: Warum? Es fehlt uns die Poesie des Nachdenkens. Wir müssen unserem Wesen einen Ruck geben, wenn wir die Natur in ihren Einzelheiten empfindend würdigen wollen, — wir müssen werden wie die Kinder. Denn die gehen offenen Auges durch die Gotteswelt, jedes Tier, jede Pflanze ist ihnen lieb, und wohlvertraut sind ihnen die Sterne und Himmel und Erde.

Diese benedictinische Kindheit gibt es auch im Leben der Völker, jener uranfängliche Zustand, in dem die Seele erfüllt ist von all den Einbrüden der rings sie umgebenden Natur. Überall, wohin der primitive Mensch geht, liegen die Rätsel, die die lebendige Naturkraft geschaffen hat, vor seinen Augen, und verwundert stellt auch er die große Frage: Warum? Es ist kein Volk so roh, daß es sich nicht an der Lösung dieser Frage versucht. Ja, man darf sogar: je ursprünglicher sein Geisteszustand ist, um so zahlreicher sind seine Lösungsversuche. Jeder, der einmal nach naturerklärenden Sagen gesucht hat, kann die Tatsache bezeugen, daß sie bei Negern und Indianern am häufigsten vorkommen sind. Das Erklärungsbedürfnis hat sie erzeugt.

Es ist klar, daß der Mensch zuallererst das beobachtet und erklärt, was seinem Fortschrittsstadium am nächsten liegt: die Tiere. Da wird denn z. B. die frühere Ercheinung — Ostal und Farbe — zum Gegenstand der Sage. Warum haben gewisse Vögel einen Schopf? Oder warum trumme Schmädel? Warum haben manche Fische ein scharfes Maul? Und warum dunkle Flecken auf der Haut? Wie erklärt sich der Stumpfschwanz des Hais, des Bären, des Fisches? Wie der gegabelte Schwanz der Schmalbe? Woher stammen die roten Augen der Kröte, des Truthahns, des Weibchens? Seit wann ist der Leib der Biene oder der Ameise eingedrückt? Oder die Junge der Schlange gespalten? Woher kommt der rote Hiel auf dem Kopfe des Unkrautpfeils? Das sind solche Fragen, die überall und zwar in völlig verschiedener Weise beantwortet werden, so daß keinesfalls angenommen werden kann, es habe Wanderung von Volk zu Volk stattgefunden. Ebenso wird die Lebensweise und Eigenart der Tiere auf Ursachen zurückgeführt, also z. B. wo sie leben, — ob im Wald oder im Feld, ob im Wasser oder unter der Erde; ferner ob sie vereinzelt leben wie der Gafel, der Raubvogel, die Spinne, die Schildkröte; oder warum manche das Licht scheuen, wie die Fledermaus, die Gule und der Maulwurf; wie die Tiere sich bei Annäherung des Feindes verhalten, warum manche im Winter dahinein bleiben und frieren, wie die Vögel ihr Nest bauen u. dergl. eine Menge. Auch der Gang und die Flugart findet verschiedene Deutungen, das Schneiden des Fluges, der gemächliche Schritt des Ochs, das Auf- und Abflauen des Wasserpfeils, das Flattern des Fuhns und der schwerfällige Flügelschlag des Aukards. Eine große Gruppe von Sagen beschäftigt sich mit der Entstehung der Feindschaft zwischen verschiedenen Tieren. Der Kameruner erzählt, warum das Fuhn den Käfer verfolgt, der Finne von der Wildgans und dem Falsen, der Isländer vom Falten und Schneehuhn, der Ungar von Schlange und Frosch, von Hund und Falsen, der Indianer vom Fährhund, der der Käse nachstellt.

Mit dieser Naturerklärung verbindet sich sofort auch jener allgemein menschliche Aberglaube, daß die Seelen der Verstorbenen in irgendwelcher Beziehung zur Erde verbleiben. Und so entsteht wie von selbst die Sage, daß gewisse Tiere verwandelte Menschen seien. Meist sind es Vögel, aus deren Art man menschliche Empfindungen zu erkennen glaubt, oder deren Gestalt und Lebensart auf menschliche Vorleben hinzudeuten scheinen.

Gegen die Tierfagen dieser Art treten die Pflanzenfagen auffallend zurück. Sie ordnen sich gleichfalls in die angegebenen Gruppen ein, da auch in ihnen Gestalt, Farbe und Lebensweise auf Ursachen zurückgeführt werden.

Etwas neues begegnet uns in denjenigen Erzählungen, die sich mit den menschlichen Nahrungs- und Genussmitteln befassen. Woher kommt das Korn und der Reis? Warum wächst die Ähre so kurz? Wem verdanken wir den Tee und den Tabak? Wie erklärt sich die Wirkung des Weines oder des Opiums? — so lauten die hauptsächlichsten Fragen, die hier ihre Antwort finden.

Bon' der nächsten Umgebung wendet sich der forschende Blick des Menschen auf den Himmel und die Berge, deren Ferne etwas Geheimnisvolles und Bedeutes hat, und weiter auf den wunderbaren Wechsel des Wetters und den Ursprung des Windes, auf die unergründliche Tiefe des Wassers und die Herkunft des Feuers. Aus der bunten Fülle von Deutungen sei nur das eine hervorgehoben, daß die Sternfagen wiederum ausginge mit dem Seelenglauben verknüpft sind. Wir fassen zusammen und stellen fest, daß alles Große und Kleine, Erhabene und Niedre, Verborgene und Offensbare in der Schöpfung von allen Völkern beobachtet und erklärt wird. Das Ergebnis wäre gering, wenn es nicht einen wertvollen Ausblick eröffnete. Der Mensch nämlich, der fühlend geborene, hat solgerlei Naturerklärung sicherlich nicht erachtet ohne vorausgegangene Naturanbetung. Die Frage nach den Ursprüngen der Religion kann, glaube ich, durch diese Sagen neu beleuchtet werden. Ein Beweis, daß die belebt gedachten und durch Sagen erklärten Naturdinge zugleich angebetet wurden — auch wenn es z. B. niedere Tiere waren —, liegt in den Indianerfagen, in denen der Prärieindio häufig die Rolle des Welt schöpfer spielt und auch andere Tiere mit den Eigenschaften mythischer Personen gedacht werden. Auch sind die naturbedeutenden Sagen der Indianer zumeist so eng mit der Mythologie verknüpft, daß sie einzelne Sagen, losgelöst aus dem Zusammenhange, nicht lebensfähig scheinen. Hier gehören also Naturfagen und religiöser Mythos untrennbar zueinander. Ich darf in diesem Zusammenhange darauf hin-

weisen, daß auch die buddhistischen, mohammedanischen und christlichen Legenden mit einer großen Zahl von Naturerklärungen ausgeschmückt sind. Also auch die Kulturreligion hat die Naturfagen mit der Anbetung verknüpft. Sie hat dem Bedürfnis des Menschen, der einst in engerem Verhältnis zur Natur stand als jetzt, gehörend Bedenken getragen. Und wenn die römische Kirche eine Anzahl altindischer Naturfagen nicht einfach austrotzte, sondern ins Christliche überlegte, so erkannte sie wohl, daß der Begriff des Göttlichen in jenen Kintheilvorstellungen verborgen lag, freilich geahnt nur und im Christentum oder Anknüpfungen gesucht; und diesen Begriff galt es zu läutern. Was z. B. ging die Kirche eine so harmlose Sage an wie die, daß die Himmelsläute durch den Fuchs entlassen, der beim Laufen den Schwanz über den Erdboden schleifen ließ? Der aus Finnland und Afrika bezugte Sage erscheint auch als sinnliche Legende, worin es heißt, daß Christus, als die Juden ihm nachzogen, seinen Stock hinter sich her schleifte. Dieser aber soll den Flußlauf bezeichnen haben.

Nachdem festgestellt ist, welchen Stoff die Naturfagen enthalten, erhebt sich die Frage: In welcher Weise ist er bearbeitet? Welche Motive sind verwendet? Wie wird der Knoten der Handlung geführt und gelöst? Auch hier zeigt sich eine bemerkenswerte Übereinstimmung. Die Farbe der Tiere wird z. B. gern durch das primitive Motiv des Bemalens erklärt. Die Gherositen erzählen, wie der Korfuk, der ursprünglich braun gewesen sei, sein rotes Kleid erhielt. Der Wolf hat ihn einmal, um ihn für eine rettende Tat zu belohnen, an einen Fellen geführt, an dem helle rote Farbe herunterfiel. Da hat sich der kleine Vogel damit bemalt, und seitdem ist sein Gefieder so geworden, wie es jetzt ist. In Deutschland hat die Sage verbreitet, daß der liebe Gott den Stieglitz mit den Fellen seines Farbenpfeils bewies. Verwandt ist das Motiv der Weibung. Die Wascht, sagt der Rumäne, hatte ursprünglich nur rote Fibern. Unzufrieden mit diesem Gewande, daß sie Gott, ihr ein anderes zu geben. Gott aber nahm sie erjährt beim Schwänze und tauchte sie in ein Gefäß mit Asche. Daron sind ihre Fibern bis heute rot und grau gespenfelt. Eine afrikanische Geschichte berichtet von einem Finken, das vom Leoparden verfolgt wurde. Kurz entschlossen überschüttete es ihn mit Suppe, und so erhielt er sein fleckiges Fell. In Indien wird von zwei Männern erzählt, die im Dienste des Confucius standen: Als sie einmal bestraft werden sollten, verlichmen sie den Ernst der Situation dadurch zu zerstören, daß sie sich mit Linte beschmierten. Sie kosteten, den Confucius zum Kochen zu bringen. Der eine der beiden strich sich also über und über schwarz an. Für den anderen langte aber die Linte nicht mehr, und so nahm er auch noch rote. Allein Confucius lachte nicht, sondern verwandelte sie, den Schwarzen in einen Waben, den rot und schwarz Bepinselten in einen Hahn, der beide Farben trägt. Sehr nahe liegt ferner die Vorstellung, daß schwarze oder rote Körperstellen durch Beresungen entlassen seien, daß also z. B. Hund und Wolf sich die Schwänze verbrannt haben, daß das Hermdin mit einem Feuerbrand auf den Schwanz geschlagen wurde, daß der Tiger brennendes Gras trug und daher seine Erreien bekam. Hierzu gestellt sich gern das Motiv der feuerbühenden Tiere, welche das nicht unbefangene Element rauben und abern mitteilen. Während es in Korbarnerita heißt, daß das gefleckte Eichhörnchen der Feuerträger war und daß davon seine schwarze Zeichnung herrührt, so hat in Frankreich der Zaunfönig diese Rolle. Er verbrannte sich die Hügel dabei, und als er nun seine kostbare Haut dem Kottelbären übertrug, da verbrannte sich auch dies und zwar, wie sein Name sagt, an der Kehle. Aber das Feuer steigt nicht nur, es vernichtet auch ganz. So hat es nach indianischer Auffassung den armen Frosch seines Schwanzes beraubt, nach einem sinnlichen Märchen dem fünften Kubuter ein Stiel weggebrannt. Ramentlich werden fable Stellen aus jene verbeerende Wirkung zurückgeführt, so die Blöße, die der Kranich auf dem Rücken hat, die Schopflösigkeit des Wustards, die Nacktheit der Vogelfläße. Interessante Parallelen bieten die jenseitigen Sagen, die die Hellfalten als Fingerzittern erklären. Buddha, so wird in einer indischen Geschichte erzählt, war in der Zeit seiner vormenschlichen Bestirperungen ein Eichhörnchen. Da sah es einen Mann in einem See ertrinken. Mitleidig eilte es herbei und fing an mit seinem Schwanzende das Wasser eilte herauszufischen, um den Ertrinkenden zu retten. Da sah Buddha und strich in Wohlgefalle über die übergründliche Mitleidigkeit des kleinen Geschöpfes lieblosend über seinen Rücken. Seit dieser Zeit trägt das indische Eichhörnchen die Spur von

Strafmas Fingern auf dem Rücken — als drei leuchtende gelbe Streifen. Hierzu stellt sich possend eine Induaner-  
 lige. Sie handelt von mythischen Zwillingen, denen das  
 Gichhörndchen in einem Kampfe wertvolle Dienste leistet.  
 Zum Tanz streicht ihm der eine der Brüder mit seinen blut-  
 benetzten Fingern über den Rücken, und so entsteht die Zeichnung  
 auf dem Fell des Gichhörndchens. Jede dieser beiden Volkssagen  
 behauptet also das gleiche: Belohnung für eine gute That. In  
 denselben Vorstellungskreis gehört auch die indische Buddha-Hand-  
 Pittone, eine Frucht mit heiligen, fingerartigen Auswüchsen.  
 Wie deren Name besagt, wird ihr Aukerles als die Folge der  
 Verührung angesehen. Mäden wird ferner auf jene Sagen-Gruppe,  
 die sich mit der Lebensweise der Tiere beschäftigt, so sollen und  
 namentlich die Wähler, Bohrer und Taucher auf. Sie alle  
 suchen nach etwas Verlorenem. Warum wählen die Schweine  
 im Erdboden? Sie suchen — wie der an Wehspießen gewöhnte  
 Norddeutsche sagt — nach einem entlaufenen Pfannkuchen; oder,  
 wie der Kameruner in einer rohen Geschichte vermeldet, nach  
 einem ausgerufenen Kuge. Warum taucht der Kormoran? Er  
 sucht nach einem untergegangenen Schiff, das er einst mit Wolle  
 befrachtet hat. Die Zümmel, so erzählt der Indier, sind ver-  
 wandelte Hauberrer, die das Meer nach verlorenen Schätzen durch-  
 forschen. In Mabogakar hören wir vom Fuha, das sich eine  
 Nadel vom Geier geborgt und sie verloren hat. Nun spahrt es  
 unablässig, um sie zu finden. Der Specht, sagt der Kumäne, muß so  
 viele Insekten sammeln, als er einst aus einem Sack verloren hat.  
 Alle die genannten Motive bieten sich dem Beobachter überall  
 von selbst dar, und es liegt kein Anlaß vor, anzunehmen, das  
 irgend ein Volk sie von einem andern entlehnt habe. Es würde  
 emden, für sämtliche Naturerscheinungen, die in diesen Sagen  
 behandelt sind, den gleichen Nachweis zu führen: das die mensch-  
 liche Phantasie stets nach denselben Grundthemen arbeitet. Die  
 Fälle der Beispiele — nur so viel sei gesagt — hat etwas Über-  
 wältigendes, wie wenn man in die Werkstätte eines schaffenden  
 Genies tritt und eine Menge von Gedanken und Gefühlen zur  
 Form geprägt sieht. Unmöglich scheint es, alle Einzelheiten zu  
 erschaffen, Nur extensbar ist nur die Kraft und Wandelbarkeit der  
 Gestaltung. Das die Völker diesen Reiz des Mannigfachen und  
 Veränderlichen empfunden haben, läßt sich an vielen Beispielen  
 darthun. Es gibt nämlich Sagen, Märchen und Legenden, die  
 ursprünglich nicht mit Naturerklärung zu schaffen haben, die  
 aber gleichwohl einen erklärenden Schluß aufweisen. Der Sagen-  
 erzähler ist also mit bewusster Absicht darauf ausgegangen, seinem  
 Stoff eine besondere Aufspizung zu geben, ihn entweder sinnig  
 aufzuklären oder überraschend wirken zu lassen. Und dazu  
 diene ihm eben die mittelrühlich gewählte Teutung der Natur.  
 Jeder kennt die Geschichte von den Mäusen, die der Kape die  
 Schelle anhängen wollen. Der Beschluß ist gefaßt, aber es findet  
 sich niemand, der ihn ausführt. — Dem sinnlichen Erzähler  
 genügt diese resultatlose Versammlung nicht. Er fragt sich:  
 Was wird denn nun aus der Schelle, über die die Mäuse be-  
 raten haben? Sie haben ja ihr Geld dafür umsonst hingegeben!  
 Und er berichtet: Der Faustlobb habe sie ihnen abgetauft und  
 in eine Blume gekehrt, — seitdem gibt es Glockenblumen.  
 Ein russisches Märchen berichtet vom Strohhalm, dem Wasschuh  
 und der Schwimmballe, die sich miteinander auf die Wanderchaft  
 begeben. Sie kommen an einen Fluß, der Strohhalm legt sich  
 als Brücke hinüber, der Wasschuh tritt ihn, der Palm zerbricht,  
 der Schuh fällt ins Wasser und ertrinkt. Die Mäse aber muß  
 über das Malheur so furchtbar lachen, daß sie zerplatzt — und  
 das Märchen ist aus. Der Verblüffungsbummer, der im Volk  
 eine große Rolle spielt, hat somit seinen Trampf hingegeben,  
 das spannend anhebende Abenteuer der Wanderer hat sich in  
 nichts aufgelöst, — die Komik bedarf also eigentlich keines  
 weiteren Zusatzes. Eschlagen wir nun aber die Grimnichchen  
 Märchen auf, so entreden wir staunend, daß der Schwanz von  
 Strohhalm, Kohle und Bohne gleichwohl eine besondere Auf-  
 spizung erfahren hat. Die Bohne, so heißt es auch da, plagte vor.  
 Lachen. Aber zum Glück kam ein Schmeißer des Wegs, der nähte  
 sie wieder zu, und seitdem haben alle Bohnen die bekannte Naht.  
 In dieser Weise werden namentlich bislische Legenden, die sich anders  
 vielleicht langsamitig ausnehmen möchten, für den Geschmack der Zu-  
 hörer zurechtgestellt. Eine apokryphe Geschichte aus Jesu Kindheit,

die im zweiten Jahrhundert entstanden ist, berichtet, daß das Jesus-  
 kind mit Zubenfindern gespielt und Bögel aus Ton geformt habe.  
 Da es aber Sabbath war, zeigte ein Jude es seinem Vater Joseph  
 an. Aber als dieser das Jesuskind schalt, klatschte es in die  
 Hände und rief: Spielt fort! Und die Bögel flogen schreiend  
 auf und davon. Da das die Juden sahen, erschrafen sie, gingen  
 hin und verhängten es ihren Obersten, was sie Jesus hatten  
 tun sehen. Diese Geschichte ist zum festn Bestandteile nicht nur der  
 christlichen, sondern auch der jüdischen und mohammedanischen  
 Tradition geworden und hat daher eine weite Verbreitung  
 erlangt. Aber was macht das Volk daraus? Nicht irgend-  
 welche Bögel, sagt es, sondern die schreienden Regenpfeifer  
 waren es, die damals entflohen. — Ja, eine polnische  
 Erzählung geht noch weiter und behauptet, das Christuskind  
 die Nachtigall und die Meise geschaffen und dann auch noch den  
 Bögel der Zubenfinder belebt habe, nämlich die Gule. —  
 Die apokryphen Betrübaten wissen folgendes aus dem Leben  
 des Apostels zu vermelden: Petrus aber wandte sich um, sah einen  
 geräuchernden Thunfisch an einem Fenster hängen, ergriff ihn und  
 sagte zu dem Volk: „Wenn ihr jetzt diesen im Wasser schwimmen  
 seht wie einen Fisch, — werdet ihr glauben an den, den ich ver-  
 kündet?“ Jene aber sagten einstimmig: In Wahrheit werden  
 wir mir glauben. Da ging er zu dem in der Kabe befindlichen  
 Schmirmdreie und sagte: „In deinem Namen, o Jesus Christus,  
 dem bist jetzt noch nicht geglaubt wird, — Thunfisch, — vor allen  
 diesen — lebe und schwimme wie ein Fisch.“ Und er warf den  
 Thunfisch in den Teich, und er wurde lebendig und fing an  
 zu schwimmen. . . . Da folgten dem Petrus sehr viele,  
 nachdem sie das gesehen, und glaubten an den Herrn.  
 In engem Zusammenhang mit dieser Legende steht eine wie es  
 scheint russische Tradition, wonach die Jungfrau Maria bei der  
 Verkündigung, das sie die Mutter des Kindes werden solle,  
 gerade einen Fisch gefressen habe. Da soll sie ausgerufen haben:  
 He! das möglich ist, soll dieser Fisch wieder lebendig werden!  
 Dabei warf sie ihn ins Wasser und — so wird der ursprüngliche  
 Schluß gelaugt haben — der Fisch wurde lebendig, und sie  
 glaubte der Verkündigung. Die Volkserzählung begnügt sich jedoch  
 nicht damit und berichtet, daß dieser Fisch die Seewange war.  
 In der That hat ja die Seewange eine Gestalt, die man als halb-  
 gefressen bezeichnen kann. Beläufig will ich hier einhalten, daß  
 wir in einer melanesischen Sage eine höchst interessante Parallele  
 besitzen, die zur Erkenntnis der Gleichheit von Völkergedanken  
 beitragen dürfte. Denn so verfahren sie auch auszuheilen mag, —  
 die Naturauffassung ist hier wie dort die gleiche. Der Held dieser  
 Sage, Tagaro, pflegt Seewangen zu füttern, die er durch lodenden  
 Gelaug herbeiruft. Das hört ein anderer, ermt den Gelaug nach  
 und fängt die Fische, indem er sie in einen Salzwaflerleuch wirft.  
 Die eine Hälfte ihres Fleisches war aber nicht mehr zu retten,  
 und so heißt die Seewange noch heute: Tagarods Halsfleisch.

Sehen wir uns nun unter den moslimischen Geschichten um,  
 so zeigt sich auch dort die bemerkenswerte Tatsache, daß die bislische  
 Legende ohne Naturerklärung ist, daß aber die Volkstegende sie  
 hinzusetzt. Im Koran steht zu lesen, daß die Jungfrau Maria  
 einst unter einer Dattelpalme feuchtend ausgerufen habe: O wäre  
 ich doch längst gestorben und vergessen! Dagegen erzählt das  
 Volk in Maroffo und Portugal, daß die Datteln infolge jenes  
 Ausrufs noch heute mit einem O gezeichnet seien. Eine recht  
 hübsche Aufschmückung hat eine Erzählung erhalten, die Nohammed  
 aus dem Judentum genommen hat, nämlich die Geschichte von  
 Salomo und der Königin von Saba. Um zu erproben, ob  
 Salomo ein wirklicher Prophet Gottes sei, stellte ihm die Königin  
 mehrere Aufgaben, darunter auch die, daß er durch einen  
 Diamanten, durch den sich ein Loch mit allen möglichen Krüm-  
 mungen wand, einen Seidenaden ziehen solle. Das Einlöbden  
 setzte ihn, wie sich denken läßt, in einige Verlegenheit, bis endlich  
 ein Satan (Salomo beherrschte ja die Weiser) einen Wurm  
 brachte, der hindurchkroch und einen seidenen Faden zurückließ.  
 Salomo fragte den Wurm, womit er ihn für diesen großen Dienst  
 belohnen könne. Da erbat sich der Wurm einen schönen Frucht-  
 baum zur Wohnung und Salomo wies ihm den Maulbeerbaum  
 an, der seit dieser Zeit den Seidenwürmern zum Mutterort dient.

(Schluß folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Fragen der Frauenbildung, Aufsätze und Vorträge von Dr. Wilh. Lünge, Stadtschulrat in Frankfurt a. M. Leipzig und Berlin, Ernst und Verlag von S. O. Teubner. 108 S. 2 M. — Der Verfasser des Buches ist der Meinung, daß die Erziehung der deutschen Jugend noch in mancher Hinsicht rückständig ist, und er will, soweit sich dieser Sag auf die Mädchen bezieht, die Wichtigkeit desselben beweisen, die Schulstrafe erörtern und zeigen, auf welchen Wegen eine Besserung der Verhältnisse erreicht werden kann. Es sind ernste Fragen, an deren Beantwortung der Verfasser herantritt. Welche Hindernisse stellen sich dem Weiter der höheren Mädchenschule in den Weg? Warum muß und wie kann die Erziehung des weiblichen Geschlechts zweckmäßiger gestaltet werden? Wie lassen sich sichere Unterrichtsergebnisse in der höheren Mädchenschule erzielen? Wie ist die höhere Mädchenschule auszubauen? Was ist zu sagen über Frauennot, Frauenpflicht und Frauenrecht? Wie unterscheidet sich die Erziehung der Mädchen von der unserer Knaben? — Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, eine große Anzahl von staatlichen, städtischen und privaten Unterrichtsanstalten für Knaben und für Mädchen in ihrer Arbeit, nicht nur aus Besuchen, kennen zu lernen und in seiner eigenen Amtstätigkeit reiche Erfahrungen zu sammeln. Sein Urteil hat sich also in der Praxis gebildet und ist deshalb um so beachtenswerter. Wenn er zu der Behauptung gelangt, daß von unseren höheren Schulen vielfach nicht das geleistet wird, was geleistet werden sollte und geleistet werden könnte, so harpirt er doch vielleicht diejenigen, meist aber nichtschulpflichtigen Kreise, die den Sieg bei Königgrätz dem deutschen Schullehrer mit zu viel Euphorie zuzuschreiben. Die Behauptung hat aber doch ihre Berechtigung, und diese Überzeugung, klar und ohne unnütze Polemik nachgewiesen zu haben, ist allein schon ein Verdienst des Längeren Buches. Es zeigt aber auch, von der Negation zur Positivität übergehend, wie die Erziehung der Jugend, in diesem Felde der weiblichen, zweckmäßiger gestaltet werden kann. Seine Ausführungen werden in einzelnen Fällen klar und da vielleicht Mißverständnis erfahrung, im wesentlichen werden sie von wirklich sachkundigen Kreisen kaum bestritten werden können. Und hat er nicht aus der Seele heraus gesprochen. Wir möchten das Buch, auch der vielen methodischen Hinweise wegen, die es gibt, namentlich der Beachtung junger Lehrer und Lehrerinnen auswärmen empfehlen; es wird sie vor manchen pädagogischen Mißgriffen bewahren und in der Wahrung und Liebe zu ihrem schönen, idealen Berufe fördern. Aber auch die Alten, die Veteranen im Schulwissen, können noch manches aus dem wertvollen Buche lernen. Wir wünschen dieselben die weiteste Verbreitung, auch unter den Schulbehörden und erst recht unter den männlichen und weiblichen Schulleuten. Das Kapitel, das von der Schuld der Lehrer, der Direktoren, der Behörden und der verehrten Eltern handelt, ist einer der wichtigsten Abschnitte des Buches. „Die Jugend bedarf der heilsamen Liebe in hohem Grade, aber sie ist ihrer auch in hohem Grade wert.“ W. Sm.

— Arthur Bonus, Vom Kulturbau der deutschen Schule. Verlag bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig. 8. 71 S. 1,50 M. — Wer eben mit dem Sotratisten des 18. Jahrhunderts sich beschäftigt hat und das vorliegende Büchlein in die Hand bekommt, ist über die Schwere der Gegenstände nicht wenig erstaunt. Dort die zuverlässigste Überzeugung von der Wichtigkeit und Kraft der pädagogischen Methode, von dem zukünftigen großen Erfolge und dem Glück, das diese Schulung herbeiführen soll. Hier liest man: „Das einfachste und gründlichste Mittel wäre, daß man unsere altfälligen Pädagogen zusammenrücke auf irgend einen deutschen Karneel, einen Teutoburger Wald und sie allda schlächte, wie Elias die Priester der toten Wälder“ oder S. 32: „Was ist sehr charakteristisch, daß das einzige wirkliche Volksthum, welches die letzten Jahrzehnte ungedruckt haben, sichers Denkmals eines Arbeiters, ein Buch, das gar nicht genug empfohlen werden kann, von einem Platte kommt, der die Schulzeit über fränklisch war. Er sehnte große Winter lang. Dann las er zu Hause, spartifizierte, ließ sich erzählen. So blieb er geistig gesund.“ Doch erklärt der Verfasser, die Schule beginne zu ahnen, was sie vermöcht habe, und er will sie antreiben, der Grundfrage auf den Leib zu rücken: „Welche Stoffe bei dem offensichtlich nicht zu ändernden Charakter

der Schule als Massenunterrichtsanstalt auf Staatszwang dieser Schule überfördert werden können, ohne daß Lehrer sowohl als Schüler Schaden an ihrer Seele nehmen, und welche Methode diesen Schaden verringern helfen kann.“ Wie er früher gehalten habe, die Religion aus der Schule zu nehmen, so wundert er jetzt vor einer Vermehrung der deutschen Stunden. Rechnen, Lesen, Schreiben soll in der Volksschule genügen, auch vielleicht noch Turnen und Handfertigkeitunterricht und „wenn es durchaus sein muß, Begriffsbildung, d. h. logisch deutliches Sprechen. Auf den höheren Schulen fremde Sprachen“. Jenseits sind die Schilberungen der Rückwärts der modernen Kultur. Die stimmungsvolle Darstellung ist reich an Pointen und Antithesen. a.

— In der Aula der Dreikönigsschule. Schullehren, gehalten in den Jahren 1884 bis 1904 von Oberlehrer Dr. Th. Vogel, Rektor a. D. Dresden-N., Verlag von Carl Damm, Königl. Schül. Hofbuchhändler. gr. 8. 258 S. 3 M. — Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem der Direktor Beger 1854 bei der Weibe des neuen Hauses der Neustädter Realschule in der Königstraße in Dresden auftrat: „Über dem Tage dieser Feier schwebt ein heiterer Vor schöner Hoffnungen, aus naher und ferne Zukunft Großes und Gütliches verflüchtend.“ Diese kühne Stimmung durchzieht die 24 Reden, die der Verfasser v. J. von seinem Amte zurückgetretene Rektor der Dreikönigsschule aus seiner 23jährigen Wirkenszeit an dieser Anstalt in dem vorliegenden stiftlichen Bande veröffentlicht. Sie tritt in den Ausführungen hervor, in denen er im Punkte der „institia scholae realis“ streitet; in den 19 Enthaltsungsreden für die Abiturienten, wenn er von der Heranbildung eines feiner Präziden und Aufgaben bewußten führenden Standes in unserer Volk zur Vorbereitung gegen die schweren Gefahren spricht, mit denen die Zukunft nicht nur unsere Gesellschaftsordnung, sondern auch unsere Kirche, unseren Staat, unsere Kultur bedroht; in den einen mehr persönlichen Charakter tragenden Reden bei Gelegenheit des Amtsantritts, der Jubelfeier, auch bei der Niederlegung des Amtes, wo neben dem eingehend begründeten Abschiedsgrüße dankbarer Rückblick auf erfolgreiches Wirken und fröhliche Unterstüzung der vorgelegten Behörden, wie froher Ausblick in die Zukunft der Schule und ihrer Angehörigen zum Ausdruck kommt. Die Rede zum Letztens ist nicht dem Beter jene herrlichen Dresdner Tage ins Gedächtnis. a.

— Geschichte des Döbelner Schulwesens von den Anfängen bis zur Gegenwart. Festschrift zur Feier des 25. Stiftungsfestes des Pädagogischen Vereins zu Döbeln. Bearbeitet von Otto Paul Thomas, Lehrer, Vorstand im Pädagogischen Verein. Döbeln, Druck und Verlag von Rudolf Thalwieg. gr. 8. 106 S. 1,75 M. — Vorliegende Festschrift ist vorzüglich ausgestattet. Schon der geschmackvolle Einband zeigt den Einfluß des modernen Kunstgewerbes. Eine Reihe wohlgelegener Bilder sind beigegeben; sie führen dem Leser anschaulich den Unterricht der alten und neuen Schulen nach Größe, Stil und Ausstattung vor Augen. Der Inhalt bietet eine Reihe unbekannter Stücke aus dem Döbelner Schul- und Patschschloß, wie aus dem königlichen Haupt- haatsarchiv zu Dresden. Hervorzuheben sei aus den Anfang, dessen erste Nummer die an den städtischen Schulen bestehenden Bezugsverhältnisse. Das älteste stammt aus dem Jahre 1544, erst 1706 wird das nächste von dem Königl. dänischen Konsuln und Amtmann der Grafschaft Eibenburg und Tschernhork für Döbeln'sche Schulfabrikanten gefertigt; dem 18. Jahrhundert entflammen noch 4, 22 dem 19. Jahrhundert; eins aus dem 20. Jahrhundert ist zur Präzisierung von Schülern der Döbelnschule bestimmt. Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen aus dem inneren Schulleben. So die Leges pro doctibus aus dem Jahre 1600, wo zunächst allgemeine, für alle Lehrer gültige Anweisungen gegeben werden, während Vorschriften für jeden einzelnen folgen. Eine Schulordnung aus dem Jahre 1743 gefaltet einen Einblick in den Unterricht, die Fächer, die Lehrbücher. Von Letzteren sei J. B. Wöderschlag'sche, der erste Verlust eines Realienbuchs, sowie das Vestibulum des Comenius erwähnt. Rechnungstafel wird in der Rektoratsliste nur privatim erstellt, ebenso Geographie. Unter den kleinen Jügen stellt u. a. ein Geßpen von 7 Talern, das die 19 Schüler einer nicht genannten auswärtigen Privatanzahl mit einem Preise an die armen abgebrannten Schüler in Döbeln am 25. Januar 1801 schenkt. a.

## Die Natursage, ihr Wesen, Werden und Wandern.

Von Dr. Cesar Dähnhardt.

(Schluß)

Die biblischen Legenden, die als kirchliche Ueberlieferung zum Gemeingut der Kirchengänger geworden sind, führen uns in eine neue Sagengruppe ein, in die Wanderlegenden. Denn außer denen, die die Volkspantastik mit ursprünglicher Kraft und Eigenart überall erfindet, gibt es auch sehr viele, die durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sind. — Die Prüfung dieser Frage ist äußerst verwickelt, und ich muß mich auf wenige Richtlinien beschränken. Wir unterscheiden zwei Arten der Entlehnung: 1) Die Motiv-Entlehnung, die irgend ein von auswärts übernommenes Motiv benutzt, um es mit neuem Stoff zu umkleiden und in durchaus selbständiger Weise eine eigene Sagenform zu entwickeln. 2) Die Stoff-Entlehnung und zwar zuerst die teilweise Entlehnung, die nur einzelne Sagenstücke, charakteristische Züge und Gestalten entlehnt und diese mit einem anderen Stoff vermischt, so daß allmählich das Amalgam aus etwas Neues entsteht; sodann die vollständige Entlehnung, die eine ganze Sage mit allen wesentlichen Teilen übernimmt. In unserm Archiv für Sächsische Volkskunde findet sich folgende merkwürdige Sage: Als sich die Wasser nach der Sündflut verlaufen hatten und die Erde wieder Bäume und Pflanzen hervorbrachte, da spannte auch der ausgewanderte, trockne Heidenland all seine Kräfte an, aber er konnte wenig mehr als Heidekraut und Moos erzeugen. Da führte er jammersüden Klage vor Gott. Der aber sagte: Bäume könnt ihr nicht bekommen, aber ich habe nur noch dreierlei Samen übrig, sonst ist alles ausgeht. Hier wiere der Vorber, und hier die Sitrone — beides ausermählte Bäume; außerdem aber noch die Kiefer, auch ein ansehnlicher Baum, aber sie hat keine Blätter. Du magst nun selber zusehen, was an jedem ist. So und so prüfte sie und kommt nach 100 Jahren wieder. Hier wen du dich dann entscheidest, den sollst du haben. — Hundert Jahre vergingen, da kam der Heidenland wieder und rief: Ob mir die Kiefer, bieten nützlich, harten, heubendlichen und saligen Baum. Und der Herr sah ihm die Kiefer. Aber wegen der demütigen Gemüthsart des Landes lieb er sie fortan im Winter nie im Sommer grünen. Dieser etwas moralisch klingende Stoff hat für den Laien kaum irgendwies Interesse. Denn seine Sagen- und Märchenkenntnis bietet ihm nichts Ähnliches, woran er anknüpfen könnte, und ihm fehlt jener traumliche Reiz, der gerade im Vergleichen mit anderen Märchen liegt. Sehen wir uns aber in der reinen Sagenwelt der germanen Menschheit um, so entdecken wir zu unserer Ueberzeugung, daß hier ein Wandermotiv vorliegt, das vielfach wiederkehrt, allerdings oft in freier Ausgestaltung. Nur der Kern ist überall gleich, umkleidet wird er nach Willkür und Belieben. Dieser Kern ist in unserer vorliegenden Sage folgender: Ein Weichspinn verlangt von Gott eine Gabe, die aber hat nur einen kleinen, ihm noch übrigen Rest zu vergeben, — und damit muß das Weichspinn vorlieb nehmen. Wir erinnern uns nunmehr sofort an den Stiegitz, der Gottes letzte Farben erhielt, und an das Schneegöschchen, für das überhoben seine Farbe mehr da war und das zum Schnee ging und seinen Weiß erbat, auch an den Kadwad, der seinen Namen erhielt und erbost woglich mit dem Aule:

So will ich denn der Kadwad sein  
 Und ewig meinen Namen schreien!

In Finnland erzählt ein artiges Märchen von einem kleinen Vogel, für den ebenfalls kein Name und keine Gesangsart mehr vorhanden war. Es traf sich aber, daß in der Nähe Vier herunterstürzte; das machte: tropp! tropp! Da wurde er „Vier-

tröpfer“ genannt, und er ruft seitdem: tip-pun! tip-pun! d. h. tropp! tropp! Der Gedanke, daß ein Weichspinn bei der Gabeverteilung leer ausgeht, führt natürlich leicht zu der steinen Änderung, daß ein solches Weichspinn nicht nur nicht zu spät, sondern überhaupt nicht vor Gott erscheinen ist. Der Zulußasser J. B. hat die Sage, daß es an dem Tage, da die Schwänze verteilt wurden, sehr regnerisch gewesen sei. Darum habe es der Klippdachs vorgezogen, hübsch dabeim zu bleiben und sich von getreuen Freunden und Nachbarn einen Schwanz mitbringen zu lassen. Die vergaßen es aber — wer hätte nicht ähnliches schon erlebt! — und so hat der Klippdachs bis heute seinen Schwanz. Mit recht trockenem, gefälligen Humor berichtet ein herberisches Märchen von der Gule und dem Storpion: An dem Tage, da die Tiere ihre Köpfe von Gott empfangen, begehrte der Storpion der Gule, die auf dem Heimwege war. Er fragte sie: Wo bist du gewesen? Die Gule verriet: Ich habe einen Kopf erhalten. Da sprach der Storpion: Wenn man dir so einen gegeben hat wie den da, so mag ich überhaupt keinen. Deswegen hat der Storpion keinen Kopf. Andere unzufriedene und hochmütige Tiere halten es indessen doch für besser, bei der Gabeverteilung anwesend zu sein. Aber sie ernten nur den Lohn für ihre Untugenden. Die Fliber, die sich über ihren Namen ärgert, verzieht verächtlich die Miene, und es bleibt ihr das Maul für alle Zeiten schief stehen. Die Biene, die in silbernen Räucherboxen wohnt und die Gabe des süßlichen Stiches fordern, müßten fortan selbst vom eignen Stiche sterben. Der Storch erhält seine Augen hinten eingeholt und muß rückwärts laufen, weil er Ochsenaugen verlangt hat. Dem Kamel, das Hörner haben will, werden die Ohren weggenommen. Das Verbsun, das sich gegen Gottes Willen erheben will, darf nicht mehr fliegen. Am schlimmsten ist es den Fischen ergangen, die im Vertrauen auf ihre Schnelligkeit nur sechs Flossen erbat und sich rühten: wenn mich die Menschen lebendig fangen, so sollen sie mich auch lebendig schneiden und auf's Kochfeuer legen. Darum geschieht ihnen, wie sie gegot haben. Das endlich auch einiges Mißgeschick bei dieser Verteilung passiert, entspricht dem kräftigen Humor der Volkspantastik. Der Hiel J. B. vergibt seinen Namen. Gott zieht ihm daher trocken bei den Ohren, und seit dieser etwas schalmeierlichen Behandlung sind die Eiskocher so lang geworden, wie sie heute noch sind. Aus diesen Beispielen, die den verschiedenen Ländern Europas und Westras entstammen, scheint mir hervorzugehen, daß es Motive gibt, die die Völker voneinander entlehnen, ohne zugleich auch den Stoffinhalt der von ihnen geerbten Sage zu übernehmen. Diese Wandermotive dienen zur Entwicklung neuer Sagengebilde. Woher sie stammen, wird so lange nicht zu lösen sein, als nicht durch irgendwelche entzweite Stoffbestandteile eine Handhabe für die Kritik gegeben ist. Die Motive allein erscheinen uns als heimatlos. Sie sind überall und nirgend, sie fliegen wie Samenkörner in der Luft, sie finden sie und da ihre Stätte, in der der Wurzeln schlagen, — ihre Herkunft aber ist nicht zu enträtseln. Diese Erkenntnis macht demnach zu äußerst vorrühige Schlusfolgerungen. Ganz anders liegt die Sache, wenn einzelne Tatsachen, Sagenzüge und Gestalten, gewandert sind. Denen kann man nachgehen, und es wird stets festzustellen sein, zu welchem Stoff die gewanderte Einzelheit gehört. Diese teilweise Entlehnung ist bei allen Völkern beliebt. Der Sagenzähler geht mit sorglosem Nachhaken in die Fülle der vorhandenen Ueberlieferungen hinein, wählt nach Belieben, was ihm zur Bildung einer neuen Geschichte tauglich scheint, und bringt

dadurch oft etwas ganz Ansprechendes zutage. Statt vieler Beispiele will ich nur ein besonders lehrreiches anführen, ein Märchen aus Rumänien. „Eine Maus stand unter einer Eiche, als ihr eine Eichel auf den Kopf fiel. Ertrunken stöß sie und traf ein paar Eier, denen sie zurief: Die Türken kommen, sie haben mich schon mit Keulen geschlagen!“ So gleich liefen die Eier mit. Sie trafen eine Kage, und riefen ihr zu: „Die Türken kommen, sie haben schon mit Keulen geschlagen!“ Da lief auch die Kage mit. Dazwischen wiederholte sich mit einem Krebs und einer Gans. Sie alle flohen und kamen an eine Hütte. Jeder verdeckte sich, so gut es konnte: der Krebs in einem Wassereimer, die Kage unter dem Bett, die Gans auf dem Fleck, die Eier sprangen ins Feuer. Nur die Maus fand keinen Platz. Sie kam an den Tücher. Da wachte sie der Krebs in die Kage; sie kam unter das Bett, da fragte sie die Kage; sie kam an den Fleck, da haßte sie die Gans, und im Feuer endlich plagten die Eier und sprangen ihr in die Augen, daß sie ihr anschwollen. Und seitdem hat die Maus geschlossene Augen.“ Hier sind vier völlig verschiedene Märchen durcheinandergeworfen und durch ein drittes Element, die Naturbeutung, notwendig zur Einheit verbunden. Das eine Märchen ist das von Lumpengesinde, das aus Grimm's Märchen bekannt ist, das andere ist von den laufenden Tieren, deren eines das andere mit fortzieht, ein weiterverbreiteter Wanderstoff, der aus Indien stammt. Gewöhnlich heißt es, daß eine fallende Frucht oder ein Blatt für den Beginn des Weltuntergangs angehen wird, mehrere Tiere entfliehen, bis sie schließlich eines Besseren belehrt werden und sich beruhigen. Daß diese zwei Märchenstoffe zusammengewürfelt werden, ist ein echt rumänisches Versehen. Denn der Rumäne liebt es, aus allen möglichen Sagenjagen eine neue Geschichte herzustellen. Während nun der Nachweis, moher die Bekanntschaft einer dergleichen Mischung stammen, meist ohne Mühe geführt werden kann, so häßlich die Schwierigkeiten, sobald man an die Frage der vollständigen Entleerung gerät. Die außerordentlich große Fruchtbarkeit der Sagen und Märchen tritt bei der Wanderung solcher Stoffe, die in unveränderter Gestalt oder nur in leicht erkennbarer Entstellung von Volk zu Volk gegangen sind, mit beinahe erschöpfender Deutlichkeit zutage. Um die schwierige Heimatsfrage zu lösen, muß man über die Hauptträger der Überlieferung Klar werden. Am leichtesten ist nachzuweisen, daß das Griechentum, das Tibetum und der Islam eine besondere Bedeutung als jagenerhaltende und -verbreitende Faktoren gehabt haben. Der Islam hat namentlich in den Jahrhunderten der Eroberungen eine zwischen den Völkern vermittelnde Rolle gespielt; in späterer Zeit hat der Handel der Araber und Indobahnmedaner zugleich mit seinen Waren stets auch arabische und indische Völkerverzählungen mit sich geführt und namentlich auch an die Küste Ostafrikas gebracht. Des weitern ist der Buddhismus auf die Märchenverbreitung von Einfluß gewesen. Die christliche Religionsgeschichte hat die Wanderung buddhistischer Legenden nach Indien bereits einwandfrei bewiesen. Auch heißt sehr, daß durch literarische Quellen eine nachhaltige Einwirkung des Orients auf den Abend hat stattgefunden hat. Dazu kommt — und vielleicht vorzugsweise — die Vermittlung der buddhistischen Mongolen in Betracht, deren ungeheures Reich sich im Mittelalter vom östlichen chinesischen Meer bis an die Grenze Polens und vom Himalaya bis tief nach Sibirien hinein erstreckte. Ihre Glanzzeit begann im Anfang des 13. Jahrhunderts, aber erst am Ausgang des 15. ging ihre Herrschaft in Rußland zu Ende. In dieser langen Zeit muß ein Niederfließen orientaler Sagen im Westen zurückgeblieben sein. Da überdies auch der Islam in dem Mongolenreich herrschend war, so darf der jagenerhaltende Einfluß dieser Macht nicht gering geschätzt werden. Umgekehrt hat aber auch die Wanderung von Westen nach Osten über Rußland stattgefunden. Auf der Handelsstraße z. B., die über die nach dem Kaukasus führte, sind gewiß auch Sagen exportiert worden. Jedemfalls bedürfen die slavischen Volksüberlieferungen der sorgfältigsten Sammlung und Sichtung. Sie sind von der allergrößten Wichtigkeit, insbesondere auch für uns Deutsche. Denn es bezieht ein enger Zusammenhang zwischen slavischen Sagen und denen unserer östlichen Nachbarvölker. Vieles von dem, was an übereinstimmendem Sagenum in Asien und Europa vorhanden ist, stammt sicherlich auch aus weit älterer, ja ältester Zeit. Die mongolische Sprache ist ein Glied des uralaltaischen Sprachstammes, zu dem auch die der Finnen und

Magyaren gehört. Nun besteht aber eine höchst merkwürdige Ähnlichkeit zwischen finnischen, magyarischen und bulgarischen Sagen, eine Ähnlichkeit, die sich zum Teil daraus erklärt, daß diese drei Völker aus ihrer Urheimat, in der sie nahe beieinander wohnten, einen beträchtlichen Sagenstock in ihre historischen Wohnsitze mitnahmen. Ist dies aber der Fall gewesen, so muß dieser Sagenstock naturgemäß Anklänge haben in die Überlieferungen der anderen zum uralaltaischen Stamm gebörenden Völker, also etwa der Mongolen. Sprachverwandtschaft ohne gleichzeitige Sagenverwandtschaft erscheint unvorstellbar. Eine ganz neue Perspektive eröffnen alle die Sagen, die sich auf dem Dualismus, der Gegnerhaftigkeit des Teufels gegen Gott aufbauen, und die mit auffallender Häufigkeit bei den Magyaren, Bulgaren und Südslaven vorkommen. Da wird z. B. erzählt, Gott habe die Biene, der Teufel aber die Wesppe erschaffen, auch sonst suche es der Teufel dem Schöpfer gleich zu tun, und indem er sein Schaffensvermögen im Wettstreit mit ihm erprobe, suche er zugleich auch durch schädliche Geschöpfe Unheil zu stiften. Und nun lese man im parfüssigen Jend-Koelja nach, wie Avramin die Wesppe schafft und allerwegen seine eigenen Werte den göttlichen gegenüberstellt, oder in einer mitteilparfüssigen Schrift, wie die gefüllte Aneise durch Avramin's Bosheit entstanden ist. Ist diese Übereinstimmung ein bloßer Zufall? Oder sollte nicht vielmehr die dualistische Weltanschauung des Irans — mittelbar oder unmittelbar — die Quelle der bulgarisch-magyarischen Sagen sein? Die Hypothese, daß die Bulgaren bereits in ihrer Urheimat dualistische Vorstellungen gehabt haben, wird sicherlich beßens geführt durch erweisliche Anklänge bulgarischer Schöpfungsmythen an die entsprechenden altperfüssigen. Inwiefern im übrigen die Baltanhalbinsel mit ihrem unterdurchschnittlichen Völkergemisch Aufschlüsse für die Sagenvergleichung gewährt wird, soll erst die Zukunft lehren. Ebenso wird die Bedeutung Sigiun's noch des Näheren zu untersuchen sein. Diese Insel war in der Zeit der Kreuzzüge die Hauptstation zwischen Orient und Occident und die normannische Herrschaft hat zweifellos auch Sagen des Nordens nach Unteritalien gebracht und umgekehrt die des Südens nordwärts getragen. Auch auf die Verkehrsstraßen, die die Geschichte und Geographie des Handels uns kennen lehrt, wird besonders zu achten sein. Die Tatsache, daß in der Nähe von Buzen orientalische Märchen aus dem 10. Jahrhundert gefunden sind, gibt zu denken. Was endlich die neue Welt betrifft, so kommt vor allem der Sklavenhandel als Vermittler in Betracht. Übrigens ist stets zu beachten, daß ein großer Teil unserer Märchen- und Sagenkenntnis auf Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts beruht, daß wir also unter Umständen mit ganz modernen Einflüssen rechnen müssen. Kolonisten, Händler und überreiche Missionare haben jederzeit die Überlieferungen der Naturvölker getrieben. In all diesen Schwierigkeiten, die die Frage der Stoffwanderung enthält, kommt noch eine letzte, sehr wesentliche hinzu. Die gesamte literarische Produktion des Mittelalters, die irgendwo zur Sache gebären könnte, muß einer Durchsicht unterzogen werden, also z. B. Predigten, Legendenammlungen, geistliche Traktate, Schwänke und Reimbücher, Naturgeschichten, jüdische Schriften und Überlegungen, namentlich aus arabischen und indischen Quellen. Man sieht, ein weites Feld harret der Bearbeitung. Innerhalb der knappen Umrisse, in denen meine Darlegungen sich halten müssen, ist es ausgeschlossen, auf die oft langwierigen Untersuchungen von Heimatsfragen näher einzugehen. Ich will nur einen Punkt beleuchten, der meines Wissens bisher unbeachtet geblieben ist. Man kann nämlich, wie ich glaube, die Beziehungen zwischen Asien und Europa gelegentlich auf dem Umwege über Afrika aufweisen. Ein arabisches Märchen erzählt etwa folgendes: Der Schafal ärgerte sich, als er die Späne Fische freß, die er selbst gefangen hatte. Zufällig kam gerade ein Perlhuhn herbei und als die Späne das schön geprengelte Gefieder des Perlhuhns bemerkte, rief sie: „Ach, hätte ich doch auch ein so herrlich geflecktes Fell!“ Weist du, wer diese bunten Sprünge macht? entgegnete der Schafal, das tue ich!“ „Ach,“ rief die Späne, „wolltest du mein Fell doch auch mit diesen schönen Flecken schmücken!“ „Warum denn nicht,“ meinte der Schafal scheinbar gutmütig; „wenn du so gern ein geprengeltes Fell haben willst, so hole mir nur ein scharfes Messer und etwas weißer Erde.“ Die Späne, die in ihrer Unwissenheit nicht ahnte, daß der Schafal über ihr geringes Preisen ärgerlich sei, lief davon und kehrte bald mit ein wenig weißer Erde zurück, auch ein scharfes Messer brachte

he mit sich. Der Schafal gebot ihr nun, sich niederzusetzen, hielt sie mit der einen Hand beim Kopfe fest, während er mit der anderen lüftig hier und dort Einschnitte in ihren Rücken machte, dabei sang er frühlich:

„Du ohest meine Fische  
Ich ruder nun auf deinem Rücken.“

Endlich riß sich die Opaline los und bumpelte voller Schmerz mit ihrem schlangengezeichneten Körper davon. Der Schafal aber lagte ganz unbändig, daß er den Rücken der Opaline so schon hatte zurichten können. Diese Geschichte findet sich übereinstimmend in Finnland, wo der Frucht den Wolf in gleicher Weise stürzt und, statt ihn zu schmiden, ihn über juristisch. Parallelen hierzu habe ich, außer in America, wohin sie durch Aeger gebracht sind, nirgends gefunden, und ein so ausgezeichneter Kenner gerade der Wolf- und Fuchsbahn, wie Prof. Krohn in Petersburg, hat bis jetzt keine vermittelnden Zwischenglieder zwischen Finnland und Afrika nachgewiesen. Nun gibt es aber ein indisches Märchen, worin der Wolf durch eine ähnliche plumpe List zum Urheber der schwarzen Streifen des Tigers wird. Dieser fällt gleichfalls geulbig still, bis er die Täuschung gemerkt wird. So drängt sich die Annahme auf, daß es eine orientalische Quelle gegeben hat, die das Motiv der Schmähung enthielt. Diese lärmte nach zwei Richtungen, einmal zu den Finnen (vielleicht noch in die finnische Urheimat) und sodann zu den Schwarzen. Eine solche Vermutung bedarf indessen der Stütze. Da wird denn in einem Märchen der Voppländer, die ja zu den Finnen verwandt sind, von einem betrügerischen Frucht erzählt, der einen Bauer um ein Rennier bringt, indem er ihm einen Sack mit verbrannten Knochen aufhängt und ihn verschwindet, es sei kein elterliches Erbeil darin. „Aber du darfst nicht über hineinsehen“, sagt er, „als bis du über fünf oder sechs Hügel weggegangen bist. Siehst du vorher hinein, so wird alles Gold und Silber zu verbrannten Knochen.“ Darauf geht jeder seines Wegs, der Voppe mit seinem Silberfackel, der Frucht mit seinem Rennier. Aber der Voppe kann seine Reugier nicht bezähmen, sieht in den Sack, bevor er über fünf bis sechs Hügel weggegangen ist, und findet nur leuter verbrannte Knochen. In einem afrikanischen Märchen erbeilte der Frucht einen Stier und eine Kuh und gibt als Kaufpreis einen Topf mit Pfeffererzern, die er feinstäublich mit Honig überfächert hat. Als sich der Frucht entfernt, sagt er: „Zieler Honig ist vom Himmel, deshalb betrachte ihn nicht, bis ich sieben Flüsse überschritten habe.“ Als er aber über sieben Flüsse gegangen ist, sieht der Betrogene den Honig genauer an und findet da eitel Gehirn. Die Übereinstimmung ist hier so augenfällig, daß sie nicht auf Zufall beruhen kann. Ein wertvolles Tier wird für eine nichtige Sache unehrlich ermordet, und die Bedingung, die der Betrüger dabei stellt, stimmt beinahe wörtlich überein. Da nun andre Erzählungen desselben afrikanischen Volksstammes, bei welchem sich jenes Fruchtmärchen findet, nachweislich starken mohamedanischen Einfluß zeigen, so ist die Vermutung annehmbar, daß wiederum eine indomohamedanische Quelle nach Afrika geflossen ist, während eine entsprechende indische Überlieferung auch zu den Finnen gelangte.

**Bücherbesprechungen.**

— Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. Viertes Band (1797—1806). Stuttgart und Berlin. J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. (296 S.) Preis in Leinwand geb. 1 M. — Über Plan und Abicht der trefflichen Sammlung Goethescher Briefe, die Eduard v. d. Hellen jetzt veranstaltet, haben wir bereits bei Besprechung der drei ersten Teile das Nötige berichtet. Es sei nur in Erinnerung gebracht, daß die chronologische Folge in erster Linie bezweckt, den Lebensgang des Dichters widerzuspiegeln, so daß am Schluß des Ganzen eine in Briefen abgefaßte Selbstbiographie vorliegen wird. Auch der vorliegende vierte Band hat diesen biographischen Faden, auch in ihm dienen die zahlreichen, knapp gefaßten Anmerkungen, abgesehen von der Erläuterung einzelner Stellen, vor allem der Bemerkung dieses Planes. Hiernach ist es selbstverständlich, daß in diesem Bande die Person Schillers in den Vordergrund tritt, nächst ihm aber bei der Briefauswahl Christiane Vulpius (seits dem 19. October 1806 Frau von Goethe), Jäger, Anbel, Alberts Berücksichtigung finden. Etwa 60 andere Adressaten, unter ihnen namentlich Gotta, Eichstädt, Carl August, Heinrich

Ein drittes Beispiel, das wenigstens für Finnland beweisen ist In Korea wird erzählt, daß die Krähen im Sommer deshalb eine table Stelle am Staden haben, weil sie sich beim Tragen einer Last durchschleuren. Genau dasselbe, nur auf die Eltern übertragen, hören wir aus Schweden, was sicherlich aus Finnland entlehnt ist. Denn schwedische und finnische Sagen stimmen, wie sich denken läßt, vielfach überein. Wer aber gleichwohl die Krähen als solche indische Einfälle bei den Finnen vorgehanden sind, der sehe sich bei den Hammermanden Maggaren um. Da fällt, um nur eins kurz anzuführen, folgende interessante Übereinstimmung auf: Ehemals, so sagt der Jnder, hatten die Büffel zwei Reihen Zähne und das Pferd gar keine. Eines Tages, als der Büffel von einem Felt nach Hause zurückkehrte, begegnete er dem Pferde. Das hat ihn, er möge ihm seine obere Kinnlade leihen, das es auch zum Felle gehen könne. Der Büffel willigte ein. Aber als nun das Pferd wiederkam, wollte es ihm die Kinnlade nicht zurückgeben. Es sprach: „Wer wollen um die Bette laufen. Wenn du mich einholst, gebe ich dir deine Kinnlade.“ Der Büffel konnte ihn nicht einholen, und so dem hat er im Oerfichter keine Zähne, und was sagt der Ungar? Das Pferd hatte emt Hörner, aber seine Zähne: die Kuh dagegen hatte 2 Reihen Zähne. Da sie nur eine Waffe brauchte, sich zu verteidigen, gab sie dem Pferde die obere Zahnreihe und erhielt dafür die Hörner. Seitdem zeigt das Pferd immer die Zähne, die Kuh aber schnitt ihre Hörner, wenn sie brüllet sich damit. Der enge Zusammenhang dieser beiden Lausgeschichten leuchtet ein, wenn auch das Wort des Bettlaufs und des Fettes in der einen fehlt und die Situation anders gedacht ist. Somit ergibt sich, daß Ungarn und Finnland für den Nachweis indischer Einfälle sehr wohl in Betracht kommen. Und sobald finnische und afrikanische Sagen und Märchen einander gleichen, ohne daß eine plausible Erklärung dafür zu finden wäre, darf auf gemeinsamen indischen Ursprung geschlossen werden. Wiewohl sich nun eine solche kritische Unteruchung der Naturgenuss nur auf ein verhältnismäßig kleines, eng umgrenztes Gebiet beschränkt, so werden sich die Ergebnisse zweifellos auch als nutzbar für die übrige Sagen- und Märchenforschung erweisen. Und darin, meine ich, liegt der besondere Wert dieser neuen, auf eine Stoffgruppe gerichteten Methode. Je mehr sich dann aber die Geschichte solcher Volksüberlieferungen erschlen wird, um so klarer wird man die Kindbeigehichte der Völker und die großen Kulturzusammenhänge ihrer Entwicklung erkennen. Noch freilich ist so manche Arbeit zu leisten, und manch neue Frage wird sich aufrollen. Und wenn man alles das, was der Klärung bedarf, überblickt, so mag man wohl die Ungebuld dessen empfinden, der ein Rätsel lösen will und doch nicht kann. Aber es gilt auszuhalten.

Die Sagenforschung gleicht jenem Knaben des Grimmischen Märchens, der im Schnee ein verschlossenes Kästchen fand und nicht weit davon einen Schlüssel. Er strekte ihn ins Schloß, und siehe! er pakte. Aber nun — sagt das Märchen und hält mit Spannung den Atem an — nun müssen wir warten, bis er ganz aufgeschlossen hat. Dann erkt werden wir sehen, was alles in diesem Kästchen enthalten ist.

Reuer, Charlotte v. Stein und Friedrich August Wolf, der Halle'sche Professor, helfen das biographische Bild verooftücken. Prof. Dr. H. C. K.

— Präparationen zur Behandlung des Dramas „Wilhelm Tell“ in der Volksschule. (Mit einer Orientierungskarte.) Von Lehrer Julius Honobring in Rorschli. Verlag von Bruno Feigenpauer, Pöbnd in Tübingen. gr. 8. 48 S. Preis 60 h. — Das Heft zerfällt in drei Teile. Der erste bietet die geschichtliche Einleitung in fünf Abschnitten: a) Abrecht der Einzüge wird Kaiser und macht Ansprüche auf Zürichern, b) Der Raub Schwabens, c) Das Schweizer Volk in ältester Zeit, d) Die Schweiz als Reichland, e) Schwere Zeiten für die Schweiz unter Abrecht. Das Drama wird in 15 Scenen behandelt: Fünf kommen auf den ersten Aufzug, zwei auf den zweiten, drei auf den dritten, drei auf den vierten, zwei auf den fünften. Zusammenhängende Übersichten schicken jeden einzelnen Aufzug, sowie das Ganze ab; Zeit und Ort der Handlung, Hauptpersonen und poetische Schönheiten werden dazu herorgehoben. u.

— Rudolf Kahner, Platons Phaidros, ins Deutsche übertragen. Jena und Leipzig, Eugen Tiedrichs. 2 M., geb.

3 A. — Nachdem eine schöne Uebersetzung des „Ostmärks“ im gleichen Verlage erschienen, kommt der Phaidros, in dem ja auch von den verschiedenen Arten der Liebe geredet wird, an die Reihe. Die Kritik legt diesen Dialog in die früheste Schriftstellerperiode Platons: nicht zum minderen, weil er die Beschäftigung der philosophischen Lehrtätigkeit Platons enthält. An des Jussos Uter, unter dem Schatten einer Platane im mittäglichen Nympheumhain trägt Phaidros eine Rede des Pyllos vor, die von jener niedrigen Form der Leidenschaft handelt, welche dem Akben des Vertriebs nicht fremd war. In einer entgegenenden Rede scheidet Sokrates die veredelnde Hingebung von der Sinnlichkeit, um dann das gemeinsame Streben der Weisheitsfreunde zum Reiche der Ideen als die höchste Blüte der Neigung zu feiern. Solches Streben zum Höchsten verlangt höchste Anstrengung: Arbeit in der Erkenntnis, schönste Form bei der Darstellung. „Obst mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mähige bedarf!“ (S. 96) klingt der Dialog im Gebete aus. — Die Uebersetzung ist eine durchaus edle; SS. 45 und 60 nur stehen unbedeutende Druckfehler. Gestattet sei zum Schluß eine Bitte an Verleger und Druckerei. Es kommt jetzt die Umfalte auf, den oberen Rand der Blätter sehr scharf zu lassen, namentlich bei Werken, welche die Gegenüberstellung unten tragen. Damit erreicht man, daß Werke, an deren typographische Ausstattung man sonst keine helle Freude haben konnte, unakzeptabel wirken. Liege sich da nicht zur guten alten Einrichtung zurückkehren?

Dr. Grimm.

— Semiramis. Eine Erzählung von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — Bei einem Tragödien wie Wildenbruch könnte man, wenn man diesen Titel liest, glauben, es handle sich um die assyrische Königin und die Erzählung sei nach den assyrischen Keilschriften verfaßt. Doch die Heldin der Wildenbruchschen Erzählung ist die Frauengewerbin eines Frauen- und Modewerks, das sie nach dem Tode ihres Vaters zu glänzender Blüte gebracht hat — eine großangelegte, stolze, majestätische Frau. Ihr Mann war lange Jahre neben ihr hergegangen wie ein Maulthier, nicht wie ein Satte von Fleisch und Blut. Doch „Unerschrocken im Alter von vierzig Jahren ist eine gefährlichere Wüde in der Haltung der Persönlichkeit als Unerschrockenheit im Alter von zwanzig!“ Und so ist Semiramis einer Heroisentröge anheim. Unter der Herrschaft mit einer dem Anschein nach sehr unbedeutenden Frau. Dieser tat es der Götterin vor, vor der ein ganzer Stab von Männern und Frauen sich diente, durch die Wucht seiner Persönlichkeit, den Zauber seiner Augen an. Von diesen erfahren wir meistwürdige Dinge. Das dunkle, wie glühende Kohlen leuchtende Auge, dessen Blick sich auf sie besteten, in sie einbrangen, sich in sie einbohrten, als wollten sie sich einwickeln, Augen, die wie Brandfässer hervorglühten, die danach suchten, wo sie Feuer anlegen konnten, Augen mit dem hellstehenden Blick, der durch die Hände des Weibes ins Innere dringt, Augen, welche die Eigenschaften gewisser Männeraugen hatten, die das Weib, das vor ihnen steht, wie mit Händen erfassen und entleeren — nein, solchen Augen konnte auch Semiramis nicht widerstehen; mit der ganzen gewagten Bildlichkeit der genialen Realistramatik hat uns Wildenbruch diese siegreichen Augen geschildert. Die Geschichte erzählt uns nun, wie Semiramis in den Bann dieses interessanten jungen Schriftstellers gerät, wie sie ihn in ihren Schutzmantel, um eine elegante Wohnung mietet, wie er, getrennt von seiner Frau, seiner Neigung zu dem von Semiramis bezahlten Luxus sich ungehindert hingeben kann und wie sie selbst dann einem Liebesabenteuer nachzugeben die böse Absicht hat. Doch es kommt nicht dazu; der Schlingel, dessen literarische Arbeiten zum Teil auf sie abgestimmt wurden, verrät eine so gemeine Offenbarung, besonders seiner Frau gegenüber, die er ganz hilflos im Stich läßt, daß Semiramis sich von ihm abwendet und die unglückliche Frau, die ihrer Entbindung entgegenfiehet, aus tieferster Not befreit und zu sich ins Haus nimmt. Semiramis hat sich geirrt, das ist ja auch der freeständige Titania passiert. Die Schilderung Wildenbruchs ist eine leidenschaftlich brotge; es ist für eine Erzählung fast zu großer Stil, doch enthält sie viel Spannendes und Glänzendes. Das Milieu einer Zementfabrikation ist sehr gut getroffen; nur der männliche Charakter ist zu sehr eine Zementergasse, die vor dieser Semiramis in tieferer Demut erstrahlt und allen ihren Launen nachgibt, wie der willenloseste Höffling.

R. v. G.

— Briefe von Hermann und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis. Gesammelt von Bettina Ringseis. Berlin, Fontane & Co. — Die Veröffentlichung dieser Korrespondenz hätte wohl unterbleiben können; sie bietet nichts von allgemeinem Interesse, sondern in der Hauptsache nur Familienstück, der in den Familienpapieren am besten aufgehoben ist. Außer ein paar originellen Wendungen in den Briefen Hermann Grimms findet sich in dem ganzen Briefwechsel nichts Beachtenswerthes, nur Berichte über Krankheiten, Besuche und dergleichen alltägliche Vorgänge. Die Familie Ringseis war streng katholisch; der Vater galt sogar für einen Ultramontanen; Hermann Grimm, ein begeisterter Zünger Goethes, vertrat natürlich einen anderen Standpunkt. Die Frauengewerbin sieht hierin einen Grund zur Veröffentlichung ihrer Briefe. — Sie sollen in unserer freierfüllten Zeit Zeugnis dafür ablegen, daß, wo gegenseitige Achtung und Schonung vorhanden, trotz großer Verschiedenheit der Ansichten — sogar in wichtigen Dingen — eine treue Freundschaft wohl durch ein langes Leben bestehen, sich gleichbleiben, ja immer inniger werden und bis über das Grab hinaus fortbauern kann.“ Das ist sehr schön, aber die Tatsache genügt, und auf die Bestätigung derselben durch eine interesselose Korrespondenz hätten wir lieber verzichtet.

R. v. G.

— Heimat des Herzens. Roman von Georg Fehn. v. Ompeda. Verlag von Egon Fischer & Co., Berlin. — Eine Tragödie des Heimwehs! Jenes schmerzlich-süßesten aller Gefühle, unbefugbar, weil es dem instinktmäßigsten Järrüderlangen nach jenem Stück Erde entspringt, das und gebar und dem sich unsere Natur am leichtesten anpassen vermag; die tiefste Krankheit, an der auch unsere Mitgeschöpfe, die Tiere, dolmetschen und sterben können. Warum? Weil das Heimweh dem Instinkt der Kreatur entspringt, dem weder durch Beweise noch Verstandgründe zu helfen ist. Nur solche vergehen an Heimweh, nur solche leiden bitter daran, in denen das intellektuelle Leben noch unentwikkelt geblieben ist. Simone de Gorsieux, die jarte sensitive, liebreizende Südfrauzösin, ist intellektuell ein Kind; der deutsche Graf Karl v. Rumboldten, der Reiteroffizier, dem Dienst und Verdienst Lebensarbeit, dem pöpsische Kraftentfaltung und Ausnützung Lebensbedürfnis ist — auch er, trotz seiner Dergensgüte und treuen Liebe, ist intellektuell noch ein Kind. Deshalb kann er auch so gut seiner Frau, die vor Heimweh in deutschen Landen fast verging, nachhelfen, als er selbst, dem Heimatboden für kurze Zeit entziffen, in Südrantreich, auf der Welsung der Gorsieux, unartig hinoegert. Die Menschen, die Spezien, diese üppige Natur rundum, alles wird ihm verhäßt. Er leidet nach Kälte, nach Nebel, nach märchenhaften Bauerngärten, nach Bier. Er leidet nach seiner Schmadronen, nach seinen Pferden, nach einem wilden Mit. Er fühlt sich totend werden vor Unbehagen an allem, was ihn umgibt. Und das alles, trotzdem jeder ihn, und er den anderen hier wohlthut, trotzdem seine Frau mit ihm lebt, die er anbetet. Hier verdenkt er der armen Simone nicht mehr, daß sie trotz seiner Liebe in der kalten, nüchternen märchenhaften Kleinstadt sich halb tot gefehnt hat nach Saint Mathurin, der Heimat, der Sonne- und gluckertischen. Ja, es ist noch starker als die Liebe, dieses Heimweh; denn die Liebe der beiden treuen Gaiten kann es nicht aus der Welt schaffen, von ihrem Herbe bauen. Denn schließlich, so treu sie sind, Karl und Simone, sie sind Alltagsmenschen. Sie können nicht aus sich selber, wie aus einem unerschöpfbaren Strome, Glück und Anregung schöpfen. Sie sind geistig und intellektuell Arme, sie erwarten alles, allen Wert des Lebens nicht von dem eigenen Innern, sondern von außen. Deshalb triumphiert das Heimweh über ihren Willen. Das Leben der beiden Menschen, ihre Umgebung, ihre intimen Leben sind mit jener photographischen Treue geschildert, an die uns Ompedas Darstellungskunst gewöhnt hat. Man verfolgt bis zu dem traurigen Schluß, dem pöhligen Tod des Gaiten durch einen Unglücksfall und der Heimkehr der jungen Witwe nach St. Mathurin, das Leben der beiden Liebenden mit Teilnahme und Interesse. Ich freilich, das ist nun rein subjektives Empfinden, kann mich des Wunsches nicht erwehren: wenn doch Ompedas können sich, anstatt Durchschnittsnaturen zu malen, der Schilderung einer menschlichen Wesenheit zuwenden möchte, die wahrhaft Größe atmet; nicht nur, wie z. B. Gécile v. Sarron, Größe im Kleinen. Alldann würde man nicht bloß Teilnahme empfinden, sondern sich ergreifen und erheben können.

Elije Wolfram.



Ersteinst  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.liche  
Erbschaft der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

der

## Leipziger Zeitung.

bei Abholung: 1. M 25. A.,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51. S., für  
außerhalb 1. M 64. A.,  
vierteljährlich  
Leipziger Nummern 5. A.

Redacteur: Dr. Julius Häffert in Leipzig.

Nr. 45.

Sonnabend, den 15. April, abends.

1905.

## Naturwissenschaft und Theismus.

Unter dem tiefblauen Frühlingshimmel, der sich in den  
Cheritagen des gesegneten Jahres 1904 über dem schönen Boyen  
ausspannte, schritt ich manche Stunde mit einem österrichischen  
Mathematikprofessor dahin. Solche Sonnentage stimmen weich  
und fromm; etwas von der Osterstimmung, die den vergrübelten  
Frauß bei Glotzenklang und Engelchören überkommt, ergriß mich  
Oster-Spaziergänger, und der alte erkrankte Herr taute so ganz  
und freudig auf, daß einem von Herzen wohl dabei sein mußte.

Er sprach aber von der Naturwissenschaft, wie sie ihm in  
seinen jungen Jahren vom Lehrstuhl herab erklangen lie, und  
— was er heute glaube. Wie es im Anfang von Gottfried  
Kellers „Eingebildet“ heißt, so sang es auch bei ihm: „Dahmal  
war die Naturwissenschaft gerade wieder einmal dabei, die letzten  
Pfeilstrahlen zu lösen.“ Heute ist sie in den weitesten Kreisen  
ihrer Vertreter bescheidener geworden. Ja, so meinte er, sie  
ward in ihrer Weise wieder fromm. Und er schaute in  
die entlose Bläue des Frühlingshimmels über uns und zu  
den schneebedeckten Höhen, die sich über den roten Gebirgsfelsen  
silbertrahlend erhoben, und fog mit mächtigen Jügen die reine  
weiche Luft der warmen Nierdung ein.

Und ein ähmliches Gefühl wie in der Gesellschaft jenes guten  
und überaus vielseitigen Mannes überkam mich, als ich dann  
dahin dem zweiten Band des großen Werkes vorand, in dem  
Gustav Portig I. Theismus und Naturwissenschaft als zusam-  
mengehörig aufsaßt und darstellt. Da schneit auch das Menschen-  
auge in unendliche Fernen und zu leuchtenden Höhen, während  
im tiefen Grund ein milder Hauch von Herzenswarme Knospen  
weckt und Blüten treibt, Schönheit und Liebe entfaltet. Der  
Stuttgarter Hofrat hat ein ungeheures Wissensmaterial bis zu  
den jüngsten Ergebnissen der exakten Wissenschaften darauf durch-  
gearbeitet; er hat es getan, ohne am Einzelergebnis zu  
haken; vielmehr schlingt er um die Menge der Erscheinungen  
das einende Band einer großzügigen erhabenden Weltanschauung.

Die Metaphysik ist ihm „die Krone und Blüte der Gesamt-  
erfahrung“ (S. 500); doch keinesfalls will er die Materie zum  
Nischenbrödel herabgedrückt sehen. „Geist und Materie dienen  
beide einem höchsten Zweck, welchen sie nur durch Wechselwir-  
kung erreichen können. Sie dienen der Vermittlung eines  
Dritten, welches in sich selbst das zureichende Leben ist.“ Bei  
solcher Wechselwirkung aber werden die gemäßigten Resultate in  
sichrer unendlichen Abflutungen durch relativ geringe Mittel er-  
reicht. Mit dem feinsten Kraftaufwand sind die Grund-  
bedingungen gigantischer Entwicklung gesetzt; die Freiheit in  
der Wahl der Untermede ist — infolge des Reichthums der Ent-  
faltungsmöglichkeiten — durch einen Schöpfer gegeben, der „die  
Liebe“ sein muß. Daß in der Zeit ein Weltgesetz des feinsten  
Kraftaufwands sich auch in den Reichen der Astronomie und der  
Biologie aufweisen lasse, will der vorliegende Band des Werkes  
lehren. Eine allgemeine Einleitung geht voraus.

Da spricht sich Portig über Nomismus und Dualismus aus,  
um das, was er Dualismus nennt, zu prinzipieller Klarheit zu  
erheben. „In der menschlichen Weltanschauung sucht der mensch-  
liche Geist die Vielheit des All dadurch zu umspannen, daß er  
alles auf ein Subjekt zurückführt mit seinen Wertmalen.“ Dieses  
gedachte Subjekt muß, wenn es nur Eins überhaupt gibt, auch  
das Wirkliche sein. „Der Saltomortale aus der Möglichkeit in  
die Wirklichkeit muß sich hier vollziehen, wenn es überhaupt eine

Wirklichkeit für den Menschen geben soll.“ So entsteht nicht  
bloß ein metaphysischer, sondern auch ein religiöser, ein natu-  
wissenschaftlicher, in allen Disziplinen wiederkehrender Nomis-  
mus, der Möglichen und Wirklichen identisch setzt. „In der  
dualistischen Weltanschauung hingegen führt der menschliche Geist  
alles zurück auf gegebene Freiheiten, deren Glieder unter sich  
quantitativ und qualitativ verschieden sein müssen, und des-  
halb miteinander nur eine begriffliche Einheit bilden können.  
Unbedingtes und Bedingtes müssen wohl beide zugleich da sein,  
aber als die zwei wesentlich verschiedenen Urfactoren der Wirklich-  
keit“ (S. 15). Die je zwei zusammengehörigen Subjekte besitzen  
die Kraft, „eine ihnen mitgegebene Möglichkeit selbständig in  
eine neue Wirklichkeit zu verwandeln“ (S. 16). Dadurch ist die  
schöpferische Freiheit der Kreatur gewährleistet. Und wenn wir  
nun aus allen Gebieten der Entwicklung nachgeben, kommen  
wir zu der alten schlichten Ansicht: „Gott will möglichst viele  
mit möglichst wenigen Mitteln erreichen, und zwar fortschreitend  
vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfacheren zum Zusammen-  
gesetzten“ (S. 6).

Schon hier leuchtet durch, daß Portig keineswegs den so  
überaus fruchtbarsten Entwicklungsgeanken abweist. Wie er in  
alle Reiche des Erkennens hineingreift, so bemerkt er dankbar  
auch das reiche Tatsachenmaterial, wie es Darwin und die Seinen  
zusammengetragen haben. Er kämpft nur gegen die Art, wie  
Darwin und noch mehr seine Schule philosophiert (S. 455 ff.).  
Häufig klingt da, wie auch in der Besprechung der Newtonschen  
Theorien (S. 140—146) ein nationaler Ton (S. 454) durch:  
Stolz auf deutsche Fleißarbeit und die Warnung vor Über-  
schätzung des Fremden, bloß weil es fremd ist. Die Einschätzungen  
hinsichtlich der Newtonschen Bedeutung in der Astronomie, der  
Darwinischen Methode in der Biologie, wirken dabei durchaus  
überzeugend. Es gibt Stellen in Portigs Polemik, die weit  
weniger glänzend sind.

Aber das soll wahrhaftig keine Herabsetzung des Wertes  
sein. Portig ist mit seinem System so innig verwachsen, der  
Tiefinn seiner Lehre hat ihn dergestalt ergriffen, daß er dem  
Begner gelegentlich trüglicher und formloser entgegentritt, als die  
Sache nötig macht. (S. 231, 268). Mag man den biblischen  
Anfang, daß der Mensch nicht leben lieber mit den Schweinen  
in der Wüste von Tretern lebt, als von den ewigen Wahrheiten  
im Hause des Vaters — gelten lassen (S. 163); den Ausfall  
auf die zürnende Anhänglichkeit „gemisser Kathederbesitzer an ihr  
verlorenes Äfen-Paradies“ (S. 471) ist ebenso unnötig, wie der  
Einwurf auf die Züchtung von Affen durch die akademische Jugend  
(S. 466). Cui bono?

Es zeigen sich überhaupt da und dort Abirrungen.  
Solche sind aber doppelt gefährlich in einem Werke, das durch  
seine ganze Anlage auf einen unvoreingenommenen Gesichtspunkt hin-  
deutet. Im vorliegenden Bande wird das Weltgesetz vom  
feinsten Kraftaufwande aufgezeigt, die Wechselwirkung zwischen  
Firnernen wie innerhalb der einzelnen Sonnensysteme dargelegt,  
Endlichkeit des Raumes naturiert (S. 118), auf Seite 131 ein  
kühner Analogieschluß gezogen und schließlich eine Verherrlichung  
des Prinzipes des feinsten Kraftmaßes in dem Walten des Be-  
wegungsgesetzes, der Spirale der Gestalt und der Gürtel des  
Sternenumlaufs gefunden (S. 156). Erst wo die Materie nicht  
weiter kann, greift der absolute Vernunftwille ein, der all die  
verwickelten Individualitäten des Sternenhimmels geschaffen hat,  
und sent neue höhere Qualitäten in die Materie (S. 169).

In gleichem Sinne wird in dem weitaus grünen Teil des  
Buches das Reich der Biologie durchgearbeitet. Unablässig

\* Das Weltgesetz des feinsten Kraftaufwandes in den  
Reichen der Natur. II. Band. In der Astronomie und  
Biologie Stuttgart 1904. Ror Kiehlmann. 10. K.

drängen sich hier die Sachangaben, deren philosophische Tragweite dann zum Schluß resumirt wird. Wenige Leser werden — selbst unter den Traggeenen — sein, die hier nicht mit immer erneueter Interesse schauen, wie alles sich zu dem Ganzen ordnet und reiht, das der Verfasser aufbauet. Auch hier wird man in Einzelheiten zweifeln dürfen. Es ist nicht unbekannt, daß der Nummenstein leimt (S. 259). Die Dreitheilung von Körper, Seele und Geist beim Menschen, welcher eine Zerteilung von Körper und Seele im Tiere gegenübersteht (S. 354), möchte auch unter den Christen nicht jeder übernehmen. Die durch Schöpfung neu hinzukommende Substanz im Menschen, eben der Geist, der doch individuell seiner Bestimmung und seinen Naturbedingungen angepaßt ist, erinnert sehr an den Occasionalismus. Freilich, hier sind Grenzgebiete, wo eben ein Entschluß das Erkennen abthut.

Für Vortig ist die Auffassung des Menschen als Dreiklang diejenige, welche den erhabensten Begriff vom Menschen gibt. (S. 541.) Die Einheit des Leibes ist die Lebenskraft, die Einheit der Seele ist das unbewußte Ich, die Einheit des Geistes ist das bewußte Ich. Während die Seele nur unbewußt nach dem Belieben der Kausalität wirkt, ist dem Geiste bewußtes Wollen eigen. „Er allein ist tätig, das Belieben der Kausalität zu begrenzen als das Gesetz des kleinsten Kraftausmaßes, und schöpft aus der Überzeugung von der Allgemeingültigkeit deselben Freireiheit im Handeln und Leiden“ (S. 543). Das ist ein Selbstbekenntnis des Verfassers, der auch sonst mit den Auktionen des Gefühls und des Willens neben denen der Vernunft nicht zurückfällt. Und so klingt durch die Fülle des Tatsachenmaterials

und zwischen die kritischen Bemerkungen, aus dem zweiten System und bei den Ruhepunkten der Darlegung immer wieder das mögliche Gefühl, die männliche Überzeugung hervor, daß es nicht bloß eine Veräußerung oder eine praktische Notwendigkeit, sondern daß es von vornherein vernünftig ist, Theil zu sein. „Ehe ich hinübergebe, darf ich noch die ersten Sätze eines neuen Geistesatmens“ (S. 456), bekennet der Verfasser einmal, wie er schon in erster Bande erklärt hat, daß ihn die Tatsachen zum System, nicht vorgefaßte Meinungen zu nachträglicher insystematischer Begründung durch Einzelheiten ge-  
führt haben.

Mit der Überzeugungsfestigkeit ein Propheten steht Vortig auf seiner weit und tief gegründeten Weltanschauung. Und wenn kleiner geeignet ist, Glauben und Wissen, Theismus und Naturwissenschaft zu vereinen, so gründet sich diese Fähigkeit nicht auf Vertiefnung oder oberflächliche Behandlung des erakten Wissens, sondern gerade auf die Resultate des immer tiefer ins Naturgeschehen eindringenden Menschengestes. So ist Vortig Mose vergleichbar, der in ein gelobtes Land der Zukunft von hoher Warte deutet. Sei ihm gegeben, viele hineinziehen zu sehen! Schon hat er schwerwiegende Zustimmung auch aus dem Kreise der Naturwissenschaftler empfangen; sein Dualismus findet immer mehr Anhänger. Mag dem in hohen Lebensjahre stehenden Denker dazu auch noch die Vollendung seines Irres ver-  
gönnt sein! Vielleicht findet Vortig, der ein Zeitiger Kund ist, denn auch noch erneute ehrende Beziehungen zu seinem schätzlichen Primarwerke. Denn wir dürfen uns seines Lebenswertes doppelt freuen, da er unsterblich ist. Dr. Grimm.

### Bücherbesprechungen.

— Kaiserin Augusta. Jüge aus einem fürstlichen Frauenleben. Von F. Bornhat. Dritte Auflage. Mit acht Vorträgen in Lichtdruck. Volkliche Wandlung, Berlin. 231 Seiten. 2. k. 50. s. — Das 1886 in erster Auflage erschienene Buch enthielt den ersten Versuch der Darstellung eines Lebenslaufes der Kaiserin Augusta. Der Wert des Buches besteht hauptsächlich in den Mitteilungen jetzt meist schon verstorbenen Personen, die Zeitgenossen der Kaiserin waren; es macht nicht Anspruch auf eine wissenschaftliche Behandlung. Berücksichtigung haben gefunden die neueren, geschichtlichen Veröffentlichungen, die bei dem Erscheinen der beiden ersten Auflagen noch nicht bekannt waren. Die Verfasserin sagt in ihrem einleitenden Wort zur ersten Auflage: „Das hohe Frauenbild der deutschen Kaiserin Augusta umfaßt das hüße Segensworte oder Weisheit, das sich mit dem leuchtenden Gürtel königlicher Weisheit umhüllt, und es ziemt nicht der Hand des Unberufenen, an diese Hüße zu rühren.“ Sehr wohl! Aber die erste deutsche Kaiserin hat nicht nur als aufopfernde Samariterin recht weislich, segensbreitend gewirkt, sondern sie hat auch sehr ernsthafte Versuche gemacht, in die Sphäre deutscher Politik einzugreifen. Sie hat dem Fürsten Bismarck seine nationale Stillschubarkeit erschwert. Die Verfasserin hat diesen Kampf zwischen dem führenden und verantwortlichen Maßgeber seines Königs und der stattdändig ihr Ziel verfolgenden Frau deselben nicht umgangen; sie hat ihm ein belobendes Kapitel, in dem sie sich auf die Seite der Herrin „als Frau“ stellt, gewidmet. Wir können das vom subjektiven Standpunkte aus verstehen, wenn wir uns auch mehr auf Seite des brandenburgischen Reden stellen möchten. Das Buch liest sich sonst recht gut. Viel Schöpfung hat es nicht gerade; es ist ziemlich nüchtern. Die „Jüge“ hätten mit etwas mehr Leben aufgelichtet werden können. Dieser vielleicht auch nur von uns empfundene Mangel des Buches soll uns aber nicht abhalten, daselbe der deutschen Frauenwelt als eine angenehme Lektüre hiermit zu empfehlen. W. Sm.

— Goethes Faust. Eine Einführung von Ertzhob Egmann. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 35. (400 S.) Preis 6. k. — Wie die vor kurzem erschienenen Erklärungen Irscher Dichtungen Goethes, so ist auch die jetzt vorliegende Arbeit des Verfassers aus akademischen Vorlesungen der Universität Bonn herorgegangen. Den Anlaß, diese Beiträge über die Fausttragödie weiteren Kreisen zugänglich zu machen, verrät uns die Einleitung. Abgesehen von dem vielfach geäußerten Wunsche, die Erinnerung an die genußreichen Stunden dieser Vorlesungen zu einer dauernden zu machen, war für den Verfasser ausschlaggebend die betrübende Wahrnehmung, daß bei

den Unversitätsprüfungen übrigens ganz gut besagliche Kandidaten über Inhalt und Grundidee dieses größten deutschen Dichterswerkes nicht selten „vollkommen die Antwort verlagert haben“ oder die Kenntnis des „Faust“ sich auf einige unklare Reminiszenzen beschränken. In der Meinung, daß hier pariculum in mora sei, daß die Gefahr bestehe, es möge die jetzige Generation die Verbindungsbrücke mit der klassischen Periode ganz abbrechen, entließ sich der Verfasser zur Veröffentlichung dieser Beiträge. So ideal der Beweggrund also auch sein mag, so ist es doch mehr als fraglich, ob damit dem Zeitrome ein wirksamer Damm entgegengekehrt ist, solange die Grundursache des Uebels bestehen bleibt. Diese ist natürlich in der immer schroffer sich bemerklich machenden Abkehr der modernen Bildung von der klassisch-humanistischen Bildung zu suchen. Immerhin darf man auch trotz dieses Bedenkens Egmanns „Einführung“ willkommen heißen. Der Verfasser ist ein Mann, der den neuesten Ideen durchaus nicht fernsteht, aber sie von den Wurzeln unserer Kultur nicht losgelöst wissen will; er hat ein Menschenalter in der Faustidee und insbesondere im Studium des Goetheschen „Faust“ gelebt und gewohnt und ist in dieser Gedankenwelt zu Hause; er berührt sich endlich als geistvoller Interpreten, der seinem Gegenstande stets die interessantesten Seiten abgewinnt und dadurch Höher und Fests stellt. Von vornherein verzichtet er darauf, einen eigentlichen Kommentar zu schreiben; er will in die große Dichtung nur einführen, nur die Grundzüge schaffen für ein späteres individuelles Studium. Er bezieht sich dabei der Form der Paraphrase, der Form der erläuternden Umschreibung, die er mit seinen subjektiven Empfindungen und Auffassungen reich durchfügt. Ein Eingehen auf Einzelheiten würde über den Rahmen einer einfachen Anzeige hinausgehen, und überdies ist es ja selbstverständlich, daß die so viele Häufel ausgehende Fausttragödie auch zu den abweichendsten Lösungen Anlaß gibt. Besonders gelunzen nach Inhalt und Darstellung erscheint Reiterents der Erklärung der Prologe, des Sponculamotus und der klassischen Walpurgisnacht. Was den formellen Aufbau anlangt, so kann man vielleicht Kritik daran nehmen, daß die Paraphrase sehr oft in langes Terzium übergeht, daß dabei die Gredensjensen ganz übergangen sind und auch am Schluß die Scene im Purgatorium noch Fuß und Verlauf unberücksichtigt bleibt. Etwas lösend erscheint es ferner in einer „Einführung“, die doch in erster Linie das Werk als ein Kunstwerk darstellen soll und will (vgl. S. 5), wenn des öfteren auf die Entstehungsgeschichte des „Faust“ zurückgegriffen wird und dadurch die Hüße und Spalten im Aufbau augenfälliger gemacht werden, als sie es tatsächlich sind. Reueinge — und für solche ist ja in erster Linie diese Einführung berechnet — empfangen damit den Eindruck, als sei das Ganze kein Kunstwerk, sondern

eben ein Stückwert. Daß die Entleerung des „Faust“ aus den einzelnen Schichten: dem Urfaust, dem Fragment, der Tragödie, der Helena, nicht übergangen werden darf, daß die „Paralipomena“ und die „Planitzagen“ sowie gelegentliche Äußerungen Goethes sorgfältig zu berücksichtigen sind, ist selbstverständlich, aber in die eigentliche Paraphrase gehören solche Erörterungen doch wohl nicht. Hier wirken sie störend und verflümmern den Kunstgenuss. Trotz alledem steht Reiferer nicht an, das geistvoll geführte Buch allen denen warm zu empfehlen, die dem Gesamtfaust, um mit dem Verfasser zu reden, „bisher schon und stetig gegenüberstehen“, aber Lust empfinden, heimlich zu werden „auch in den labrinfthischen Plätzen des zweiten Teils“.

Prof. Dr. H. C. K.

— Paul Bergemann, *Christ als Kulturphilosophie*. VIII + 640 S. gr. 8. Leipzig, Theodor Hofmann. Geb. 12 M., geb. 14 M. — Bergemann hat sich Klärung und Behandlung pädagogischer Fragen zum Lebenszweck gestellt. Er greift dabei, was berechtigt ist, weit aus. Dem vorliegenden Werke ist eine „Soziale Pädagogik“ und eine „Pädagogische Psychologie“ vorangegangen, dazu soll noch eine „Geschichte der Pädagogik“ kommen. Sehr wünschenswert wäre daneben, daß Bergemann in befähigtem Zusammenhange mit der Praxis der Erziehung kämbe, und zwar mit der Massenerziehung, wie sie der öffentlichen Schule, namentlich den niederen Arten derselben zuffällt. Theorie ohne fortwährende Berücksichtigung an der Praxis mit ihren Härten und ihrer Fähigkeit geht gar zu leicht ins Allgemeine, verliert sich gern zu Edele, aus denen sie sich nicht mehr denken-wertvollt hineinbildet. So irrt er sich einleitungsweife ausfürlich über freien Bege, seine Unterfuchungsquellen und, um dann einen geschichtlichen Überblick über die Eitit zu geben, diese „Entwicklung des fittlichen Bewußtseins in Geschichte und Lat der Menschheit“ ist trotz der bedeutenden Ausdehnung, die ihr Bergemann gegeben, recht ungleichmäßig gearbeitet, das Innerste des Verfassers verteilt Eitit und Bind anders als vielen seiner Zeit berechtigt erscheinen dürfte. Dem Material nach hohe Aufmerksamkeitt zugewandt, Jesu Person und Lehre in recht gebührender Art behandelt, Adam Smith überaus hart bestrichen, während Herbart's Eitit im Gegenfatz zu bekannten Strömungen als „eine der Hauptfache nach unbrauchbare fittliche Anschauung“ bezeichnet wird (S. 244). Ausgebildigere Behandlung hätte Thomas v. Aquino, die ethische Auffassung der Renaissance verdient; auch Hegel, der ja namentlich in unserer Rechtsauffassung wirksam ist, hätte genaueres Eingehen gelohnt. Nun ist freilich Bergemann mit starkem Bewußtsein moderner Mensch: die Gedankensprünge Nietzsche's und Tolstois find ihm als Blitze, welche unter weiterfchwangeres Mitwe durchdringen, von hoher fymptomatischer Bedeutung, während ihm die fittliche Wirkung umständlicher Schluffteien gering erscheint. Er faßt aber die Eitit doch als Kulturphilosophie, stellt sie aber unter den Gesichtswinkel des Entwicklungsgedankens und sollte darum keinen Faktor übersehen, dessen Fortein sich in Produkt unserer weitgelebterten Gesellschaft nachweisen läßt. — Die fystembildende Tätigkeitt Bergemanns würde klarer zu verfolgen sein, wenn der Verfasser fchärfer und eingehender gegliebert hätte. Systeme müssen überfichtlich sein, denn sie sollen zur Klarheit führen. Wenn sich ein Paragraph über 100 Druckzeilen hinzieht, wenn methodische Winke zwischen ausführlichen Beispielen, moderne Schlagworte zwischen psychologischen Erörterungen stehen, so hilft das nicht gerade zur fchönen Eitit. Hat der Leser noch dazu das Mifgeschick, daß ein Druckbogen (der 25. meines Exemplars) zur Hälfte bloß mit dem Text des vorangehenden bedeckt ist, so muß er schon ein wenig Gedankensleferer treiben, um zu erkennen, was denn Bergemann sagen und lehren will. Hätte Bergemann kurz und klar schon die historische Eititlung als einen Gang durch die normativen und die evolutioneniftischen Theorien der Eitit dargestellt und dann die Ziele der Entwicklung gezeigt, auf die er selbst hinarbeiten möchte, so hätte er es sich und seinen Lesern leichter gemacht. Bergemann's Kulturphilosophie bezeichnet als gut, was der Lebens-erhaltung und vor allem der Lebenserhöhung förderlich, als böie, was ihr hinderlich ist. So finden sich für das ethische Handeln individuelle, soziale und humane fittliche Zwecke (S. 438). Ein Zweck, der legten Endes auf die allgemeine Wohlfaht gerichtet ist und mit einwandfreien Mitteln verfolgt wird, ist lobenswert (S. 316, 323); der fittliche Charakter ist als ein solcher zu betrachten, in dem die guten Bewußtseitsseiten das Übergewicht erlangt haben (S. 326). Zu solcher wünschenswerten Disposition soll die

Erziehung durch Gewöhnung leiten. Das ist nur eine schwierige Sache. Die „Natur“ läßt sich bedarflich nicht so leicht aus-treiben, und der Erzieher hat es nicht mit einer Akteure zu tun, in der sich lediglich die Verbrennungen vollziehen, deren Elemente er zubringt. W. H. Riehl, der bei all seiner Vorliebe für paradoxe Antithesen doch ein besserer Beobachter war als manche der neueren Schriftstellerinnen, auf die sich Bergemann so gern beruft, hat in einer seiner Novellen („Seines Vaters Sohn“) sehr hübsch gezeigt, wie sich ein Knabe trotz der widerlichen Erzieher-Eindrücke im starken Gegenfatz zu denselben entwidet. Und jede Mutter, jeder Lehrer kennt weitere Beispiele dergleichen. Bergemann vertraut zu viel auf die Macht des Erziehers. In der Pädagogik wädhst aber eine Panacee so wenig wie in der Theologie oder der Medizin. Und darum wollen wir nicht zu viel verprechen. Man dürfte sonst zu fchmerzlicher Verantwortung von uns fordern. An einer Stelle (S. 561) will Bergemann sogar den Schüler anhalten, „das Tun und Lassen der Menschen gründlich zu analysieren, damit er die inneren Komplikationen, das Spiel der Motive, den Sturm und Kampf in einer Menschenseele, das Hin- und-herge-zogenwerden von den mannigfaltigsten Regungen kennen und damit begreifen lerne, daß das richtige Handeln nicht immer leicht sei“. Diese „gründlichen Analysen“ dürften in der Regel von fchlechten Schülern angefaßt werden. Scheiden wir doch nicht einmal faar, was im eigenen Nutzen vorliegt! Man darf Bergemann selbst als Beispiel hinstellen. Die Macht er zur Milde, die namentlich dem Eitiler zieme. Trotzdem urteilt er gelegentlich sehr hart und einseitig. Daß die Schüler unserer Gymnasien ein sehr mittelmäßiges Material darstellen, weil sie sich aus den bestfenden Klassen rekrutieren (S. 622), dürfte schwer zu beweisen sein. Der anonyme Verfasser des Buches über nationale Erziehung erklärt die gelegentlich auftretenden Ubellände anders. Bergemann ist für Unentgeltlichkeit aller Bildungs-mittel, aber er überläßt, wie die besten Kräfte sich in Kampf und Not am meisten fählen (S. 622). Er tritt warmherzig für die Fabrik-arbeiter ein und preist mit Recht den nun heimgegangenen Professor Abbe, bekennt sich aber andererseits zu der Meinung, daß „wenn Luft und Schmerz wie positive und negative Größen abdiert werden, die Summe immer gleich Null sei“ (S. 446). Wozu dann alles Kulturstreben? Wozu dann auch jenes be-gelittete Eintreten für die Frauenbewegung, deren nicht immer klarer Parteilänger Bergemann ist? (S. 90, 588). — Es liegt in der Art der Abfassung des an schönen und fcharfsinnigen Bemerkungen reichen Werkes, wenn solche und viele weitere Widersprüche zutage treten. Eitriebe Bergemann gedrungener, so würde er ftdochvoller und überzeugender sein. Bis in den Stil hinein zeigt sich das. Bergemann liebt es, Appositionen zu häufen und parallele Sätze zu bauen. Aber das wirkt ermüdend. Und darüber verliert er zuweilen den Grundriß, und nun hängt ein Teil des funtastischen Bauwerkes in der Luft und wirkt fählich (z. B. S. 244, 245, 430). Epiturreer ist, nebenbei gesagt, der Bergemannischen Schreibart vor-zuziehen; von der Kenie statt von einem Xenion zu reden, dürfte ein Barbarismus sein, der vermeintlich gerechener wäre. Doch genug des Klammern! In dem 40 Bogen rathen Werke schwimmt auch das Guten und Eigenartigen recht viel. Wenn das Bählerige der Lösung einmal verdampft ist, der Druck strenger Selbstkritik das Fette und Salzhaltige fomprommiert hat, dann wird Bergemann bei seinem ethischen Wollen und oft treffenden Urteil reine und leuchtende Kräfte bieten. Mag das recht bald geldehen!

Dr. Grimm.

— Hans Lindau: *Untriftige Gänge*. Berlin, Egon Heiseel & Co. — Der Bräufiler, der diese Eitit in Liebe und Verehrung seinem Onkel Rudolf Lindau gewidmet hat, ist also ein Nlieb der literarisch so tätigen und vielgenannten Familie. Seine „untriftigen Gänge“ verraten durchaus wissenschaftlichen Ernst, das Streben nach unparteiischer Würdigung der bedrögenen Schriftsteller und zeugen von einer wohlthuenden Wärme des anerkennenden Urteils. Von der pikanten Geitrichigkeit der Paul Lindauschen Journalenplaudereien findet sich kaum eine Spur in diesen Studien, die im ganzen ein fichtiges Gesicht machen, ja denen es hin und wieder an Eitichkeit der Bewegung fehlt und die in der Lat hier und dort mit zu fchmerzlichen Klagen belaftet find. Ein Vorzug derselben ist es indes, daß sie nicht breitergeleitete Stoffe wählen, nicht solche, die von den Journalisten auf die Tagesordnung gefetzt werden, sondern mehr abseits stehende geistige Größen nach ihrer Bedeutung zu

würdigen suchen. Von neueren deutschen Dichtern ist nur einer charakterisirt, allerdings der besten einer, Adolf Wilbrandt, und zwar mit berechtigter Vorliebe. Was uns Hans Vindau über die Persönlichkeit des liebenswürdigen Dichters, über sein Heim in Hottorf, seine Bekande in Warnemünde erzählt, hat zum Teil den Reiz der Neuheit; denn von der Hottorfer Einsiedelei des geirreten Boeten hat man im ganzen wenig gehört. Das Gelamurteil des Eschaffens kann man nur unterschreiben: „Wilbrandt braucht nicht für seine Muse zu streiten. Es ist unnöthig, Worte für ihr Recht auf Erleuchtung zu verlieren. In ihrer Schönheit erweckt sie zwarloses, harmloses Liebe, in ihrem Reichthum Bewunderung, in ihrer edlen Reinheit innige Freude.“ Eingehend werden die Novellen und Romane Wilbrandts besprochen, von den Dramen „Der Meister von Balmura“ erwähnt. Für das Gelamurteil des Dichters wäre eine Würdigung seiner Schauspielerei und Lustspiele doch hier am Plage gelegen. Ebenso liebevoll ist von den französischen Schriftstellern Anatole France behandelt. Ihm wird vor allem eine prächtige Sprache nachgerühmt, der melodiöse Fluß seiner Worte, der auf seine Landblume eine begaubernde Wirkung ausübt. Die Analyse der einzelnen Romane von Anatole France zeigt und die schriftstellerische Bauart des Dichters und seine Gabe der Charakteristik, die in dem Geliebten Bergeter eine populär gewordene Gestalt schuf, im besten Licht. Der Auffug: „Über den Genuß der Sprache“ knüpft an das große Werk Fritz Maathysen, „Kritik der Sprache“ an, das er in seiner ganzen Bedeutung würdigt und mit meißend zusammenfassenden Sätzen begleitet. Glänzende Anerkennung findet Vampredis „Deutsche Geschichte“; er wird neben Ebel und Treißfale gelobt; seine Energie, sein gesundes, erfrischendes, siegreiches Wesen, der ausgedehnte Stoffbereich, den er beherrscht, die quellreine Frische seiner Diction — das wird hervorgehoben, und nur angedeutet, daß sich vielleicht eigennüßige Gegenströmungen hier und dort in unseren Herzen regen könnten, daß diese aber überhört werden von dem großen Zuge des Ganzen. „Er hat die Felsenherrn, die weisende, ausis Große und Ganze gehende.“ Für Kurz Dikung sucht Hans Vindau Teilnahme zu erwecken, ebenso für Wilhelm Bölsche, den wir für einen der begabtesten unter den strebsamen jüngeren Schriftstellern halten; doch ist die Stütze Vindaus etwas oberflächlich; ein tieferes Eingehen auf Bölsches naturwissenschaftliche Werke und ästhetische Theorien und auf seine großen Romane wäre erwünscht gewesen.

R. v. G.

— Ewald Gerhard Seeliger, Der Stürmer. Eine Geschichte aus Schicksal. Egon Fleischel & Co., Berlin. — Eine schlesische Zeitgeschichte mit philosophischen Perspektiven und Tendenz. Beides ist nicht so recht verknüpfen und dem Ganzen fehlt die Einheit des Tons. Realistische Schilderungen, die bis in das technische Detail gehn, wie bei der Schilderung der Schwestern am Tisch und der beschäftigten Entloferung desselben, wecheln ab mit philosophischen Betrachtungen über Jeanglosigkeit und Freiheit, denn der Held muß sein eigenes Leben leben. Er ist ein Bauernsohn, der anfangs Pfarrer werden soll, aber, vom Gymnasium relegiert, das Seminar besucht und Lehrer wird. Der Lehrer ist ein freier, unabhängiger Mann, wie kein Vater ihm sagt, und glaubt es. Die Freiheit eines Pfortschullehrers, das ist freilich eine starke Illusion. Bald überzeugt sich aus Ertümer davon und als er seinem Schulten ein Tintenfaß an den Kopf gemorfen hat, muß er diese Laubbän aufgeben. Das Aitentat auf seinen Vorgesetzten zeigt und den Helden nicht im günstigen Lichte; er erscheint nicht als ein freier Mann, sondern als ein roher Burche, ein Flegel. Dann wird er Keller, aber die Liebe der Wirtin „mit den tollsolligen Oblewahren“ verdrängt ihn aus dieser Stellung; er nimmt Heirath, als ihn die Pfortbän den Göttern als ihren Bräutigam vorstellt, ohne ihn vorher um sein Jawort befragt zu haben. Jetzt wird er Bagabond, Stromer, Bettler. Hier beginnt nun der eigentliche Roman. Die vorausgehenden Erlebnisse sind nur flüchtig skizzirt; da greifen Bauernaturen, der Napoleon des Dorfs, der gewaltthätige, mit einem ungeübten Verbrechen behaftete Peter Bojal, der besser geartete Trinker Mattheie in die Handlung ein; an Trint- und Bräutigamessen fehlt es nicht; ein so konsequenter Antialkoholiker der Held ist — es wird in dem betreffenden Kapitel maßlos viel Schnaps konsumirt. Die Detailmalerei der Brautwerbung und der mit den verschiedenen Göttern verlebten Hälften macht einen geradezu ermüdenden Einbruch. Stürmer schlägt sich indes tapfer durch,

wird zuletzt selbst Gastwirt, was für einen Antialkoholiker gerade kein geeigneter Beruf ist, und heiratet ein hübsches, von seinem Vorgänger im Reich des Schnapfes verführtes Mädchen, Maria. Trotz aller Bemühungen vermag der Verfasser für seinen Helden keine rechten Sympathien zu erwecken; er ist kein geeigneter Träger für die Tendenz des Ganzen, die überhaupt etwas Unausgegorenheit hat. Einige Schilderungen sind indes lebendig, einige Charakterköpfe, der Peter Bojal, der Mattheie, der Zeitel Ahdels scharf umrissen und gegen den Schluß hin finden sich einige Naturbeschreibungen, wie diejenige des Gewitters, die nicht ohne didaktisches Kolorit sind, aber in ihrem irrlirhen Schwünge gegen die nüchternen Prosa der anderen Kapitel allzulehr abstecken. R. v. G.

— Das Jauchzen der Weigen. Roman von Lubwig v. Floer. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. — „Seine Natur war zu sehr beladen mit Gefühl, wie Blumen zu schwer an Blüten tragen, Bäume zu schwer an Früchten. Er hatte noch nicht gelernt, das, was in ihm lebte, zu beherrschen, die Kräfte noch nicht zu scheiden und zu leiten.“ In diesen Worten des Autors über seinen Helden liegt die ganze Lebensgeschichte des jungen Menschen, liegt die Begründung des Konfliktes, der inneren Zerrissenheit, des Todes. „Das Unzulängliche! Das soll hier Tragödie werden. Hans v. Grothz Jugend war nicht ohne Wollen. Aber schließlich, wer hat nicht in jungen Jahren, ichen durc vorübergehend, die Tiefen des Lebens mit dem Blicke getroffen? Doch wohl nur die, die blind vor allen Tiefen und allen Wundern des Lebens bleiben. Hans v. Grothz, der junge Kavallerieoffizier, verliert sich und findet Gegenliebe; auf kurze Zeit verschwindet aus seinem Wesen alles Schwerelüste, Lustlose, Högernde, seine Seele empfindet das Dainen wie die Harmonie eines Fettes: „Das Jauchzen der Weigen.“ Der Traum entschwindet; die Wirklichkeit ist kalt und hart. Das Glück verbricht, weil der Vater der Geliebten nicht reich genug ist, um die Auktion zu stellen. Der Vater Hans Grothz hat das Erbgut Erbtreiben veräußert und steht nur dem pekuniären Aufkommenbruch. Keine Hilfe zu finden, die Ehe ist unmöglich. Was tut nun Hans in der frühe seiner Jugend, Erblichkeit und Kraft? Er heiratet ein reiches Mädchen, eine anmutige, seine Natur voll Orknum, Liebe und Stärke. Claire Bruner weiß um alle Leiden des lange Geliebten, ihr berit alles zu überleben, zu heilen, zu lieben in der Hoffnung auf ein bescheidenes Glück als Gattin. Ihre Liebe wird Gegenliebe entzündet. Das alles sagt sie dem Manne mit einfachen, rührenden Worten. Und er? Vor seiner Seele flieht das Bild des alten Vaters und das Brauen vor der Auktion. Er rechnet nach, daß er Offizier nicht bleiben könne, von Verwandten nichts zu erlösen habe, daß es glücklich sei „am zu werden.“ Nicht regt sich in ihm von Dankbarkeit, von Würdigung vor so viel Treue und Güte in der Seele des Mädchens, das ihn liebt. Das überströmende Gefühl edler Naturen, geben zu sollen, wiederzugeben, nicht nur zu empfangen, kommt ihm gar nicht. Er denkt nur an sich, was er verlor. „Dann ruddte er zusammen. „Vorwärts Soldat!“ „Ihr sie in ihm. Da lasste er Claire's Hand und lasste sie.“ So schließt der Roman. Ein tuzer Epilog folgt: Sie heirateten. Grothz läßt sich an den Rhein versetzen. Ein Kamerad besucht ihn und erzählt verstimmt: „Mit gefallt Grothz nicht mehr. Sie haben seine sehr gute Stellung im Regiment. Die Frau ist ganz bescheiden, aber er . . . er hat etwas Großprügiges angenommen, er probt da auf sein Geld. Es ist schade um ihn.“ Bei einem Reinen lüzt er. „Drei Tage lag er besinnungslos. Dann löste sich seine Seele und erwachte in das unbesonnte Vano der Harmonie.“ Der Autor legt diese Schlafmorte wie einen Trauerschleier tragischer Verstärkung über den Toten. Dieren Toten, der nicht mehr, als ein Schwächling und Egoist. Seine Selbstsucht, sein Egoismus vor dem Golde sind so groß, daß er nicht einmal versucht, der reinen Seele, der er alles verbannt, ein wenig Glück zu geben, und daß er über dem Besitz des Geldes zum woberlichen Progen wird. Es geschieht in dem Roman nur, daß ein Mensch sich verliert und zugrunde geht, an dem wenig zu verlieren war. Es ist nicht gesund, den Lesern das Unzulängliche verdrämt und verkärt mit der Gloriole der Tragik zu ferrieren. Die Leute seufzen zu machen: Er starb aus Liebe! wenn es sich um den Tod eines Menschen handelt, der an der eignen Armutigkeit, der maßlosen Selbstsucht zerbrach, zeitigt eine Verwirrung der Begriffe, die nicht heilsam wirken kann. Im übrigen gehört das Werk in das Genre guter Offiziersromane und zeigt von Beobachtungsgabe, Empfinden und Talent. Glise Wolfran.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig

Nr. 46.

Dienstag, den 18. April, abends.

1905.

## Das sorbische Sprachgebiet in alter Zeit.

Die historische Ethnographie hat in neuerer Zeit einen wichtigen Bundesgenossen in der vergleichenden Sprachwissenschaft erhalten, die oft noch in Verbältnisse Licht bringt, über die jede geschichtliche Überlieferung fehlt. Das Mittel dabei sind die Flurnamen und Ortsnamen des in Betracht kommenden Landes. Es braucht nur festgestellt zu werden, welcher Sprache diese Namen ursprünglich angehört, um damit zugleich das Volk zu kennen, das diese Namen gegeben und also einstmals die Gegend bewohnt hat. Eine solche linguistisch-ethnographische Studie hat Dr. Ernst Muka vornehmlich unter dem Titel „Die Grenzen des sorbischen Sprachgebietes in alter Zeit“ (im Archiv für Slavische Philologie, XXVI. Bb. Heft 4. Berlin 1904), der wir das Folgende entnehmen.

Die Bemerkung „in alter Zeit“ erklärt der Verfasser selbst folgendermaßen: Es handelt sich um die Grenzen des sorbischen Sprachgebietes zu der Zeit, wo es noch seinen ganzen Umfang hatte, d. i. vor der Unterwerfung und der beginnenden Germanisierung der Sorben im XI. und XII. Jahrhundert. Aber es ist nicht bloß die Grenze den Deutschen gegenüber herzustellen — eine solche Grenze gab es damals nur im Westen des Gebietes und sie war verhältnismäßig kurz. Weit größer war damals die Grenze des Sorbenlandes den benachbarten Slaven gegenüber: im Osten waren es die Polen, im Norden die Polaben (sedlitzische Stämme\*), im Süden die Tschechen (Böhmen). Um das sorbische Gebiet genau abzugrenzen, genügt es daher nicht, einen Ortsnamen nur als slavisch zu erkennen, sondern es mußte auch festgestellt werden, ob er aus dem Sorbischen, dem Polnischen, dem Polabischen oder dem Tschechischen stammte. Auf die sprachlichen Merkmale, die diese Unterscheidung möglich machen, hier einzugehen, würde zu weit führen; es sei nur bemerkt, daß sie sich hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Behandlung der Nasalvokale e und a, sowie der Lautgruppen (urslavisch) tort, tolt und tert, telt in den genannten Sprachen gründen.

Ein weiteres Kriterium sorbischer Ansiedlung war für den Verfasser die Bezeichnung Wendisch (Wendisch) bei Ortsnamen wenigstens an den Grenzen des polnisch-tschechischen Sprachgebietes; denn die Deutschen wendeten den Namen Wendem, bezüglich Wenden, nur auf die Polaben (Obotriten und Lutizen-Wilzen), Sorben und Slawenen (letztere hier speziell Wenden) an, während sie die Polen und Tschechen nie so nannten.

Das sind die Grundzüge, die den Verfasser bei seinen Forschungen leiteten, die Grenzen selbst hat er dann, nach den vier Himmelsgegenenden, in drei Abschnitten behandelt. Die Chuzniz des sorbischen Gebietes (den Polen gegenüber) bildet nach Dr. Muka eine Linie, die von der Talschleife im Jersgebirge längs des Quetz (Gwizd) bis zu dessen Mündung in den Bober (Bohr), dann den Bober entlang bis zu dessen Mündung in die Dorr (Odra, sorb. Wodra) und endlich an der letzten bis zum Dorfe Kuritz, etwas südöstlich von Frankfurt an der Oder geht. An dieser Linie liegen die Städte Sagan und Krossen. Ganz im ehemaligen polnischen Gebiete liegt das Dorf Wendisch Bohrau; es ist dies wahrscheinlich eine ebenfalls sorbische Kolonie wie bekannterweise das Dorf Chymalin an der Odra im Polnischen.

Die Nordgrenze ging von dem Dorfe Kuritz aus, über Fürstenwalde, nicht ganz bis Kopenitz, von da südlich über

Jossen und Baruth nach Dahme, darauf längs der Grenze, die die Mark Brandenburg zuerst mit der Provinz Sachsen, dann mit dem Herzogtum Anhalt bildet, bis an die Elbe gegenüber der Mündung der Saale, und endlich von hier aus westlich über Kalbe, Althedenleben, Nordhausen, das Eichsfeld (Mühlhausen) nach dem Oberlauf der Berra und Fulda. Frankfurt a. d. E., Kopenitz, Berlin liegen also nicht mehr im ehemaligen Gebiet der Sorben, sondern in dem der Polaben (Lutizen-Wilzen). Letztere waren überhaupt die Nachbarn der Sorben auf der ganzen Grenzlinie von der Ober bis zur Elbe, während westlich von der Elbe die Deutschen die Grenzansiedler waren.

Die Südgrenze (den Tschechen gegenüber) ging von der Talschleife (sorb. Sačiznica) über Gablonz (sorb. Jablotze), um den Oberlauf der Neiße (alt-sorb. Niza) herum, den Raum des Jerschen und des Lausiger Gebirges entlang bis zur Lausche (alt-sorb. Lyasa gora), von da längs des Flusses Kammig bis zu dessen Mündung in die Elbe bei Herrnstrickstein. Von hier an zog sie sich weiter auf dem Raum des Erz- und Elstergebirges bis zum Fichtelgebirge, von dem noch nach das Cuellengebiet der Eger tschechisch war; endlich von hier aus längs des Böhmer Waldes bis in die Gegend von Furth und Cham am Regen. Die nördlichen, westlichen und südlichen Ausläufer des Fichtelgebirges (die Cuellengebiet der Saale, des Wains und der Slat) waren, wenn auch, sächsisch, von sorbischen Stämmen besetzt; in dichteren Massen lassen sie am mittleren Lauf des Wains, an der Neiße (Wegnitz) und Nezat. Auch in Böhmen gibt es Ortshöfen, die augenscheinlich ihren Namen nach den Sorben — sie selbst nennen sich übrigens Sorben (Serbo, Serbja) — führen: Serboe, Serbo, Serbice, Serbitz, Serbin usw. Nach der Meinung des Verfassers sind diese sorbische Kolonien auf tschechischem Gebiet, die von sorbischen Auswanderern aus der Mark Meissen zur Zeit des vorigen Kampfes um die Selbständigkeit im XI. und XII. Jahrhundert gegründet worden seien.

Die Westgrenze des sorbischen Sprachgebietes verliert sich im deutschen Sprachgebiet und wird sich nach der Meinung des Verfassers nie in zusammenhängender Linie bestimmen lassen. Im Nordwesten ist sie an der Fulda in Hessen zu finden. Wörtlich vom Wain gehen sorbische Ansiedelungen bis zur fränkischen Saale und bis zum Fuß Sime; im Süden vom Wain bis zu mitterelberrgischen Grenze und über Rotenburg hinaus bis zu den Quellen der Börnitz und der Sulzsch. A. Bacmeister („Altenmannsche Studien“, Stuttgart 1867) hat sogar im nördlichen Württemberg einzelne sorbische Siedelungen aufgeführt. In dichteren Massen finden sich aber sorbische Ortsnamen etwas östlicher, nämlich nördlich und östlich von der Linie Fränkische Nezat—Steigerwald—Kappberg.

Zum Schluß hat Herr Dr. Muka noch den Versuch gemacht, auch die alte Grenzlinie des ober-sorbischen und nieder-sorbischen Dialekts herzustellen, auf Grund der in beiden vorliegenden Entwicklung des alt-slawischen Palatalis. Die Grenze geht danach von Sagan a. Bober (sorbisch Zagan, Zahau), über Mustau (Musakow), südlich an Spremberg in Nieder-L. (Grodtk) vorüber, nach Anslan (Klany), Müdenberg (Kupsik), Ethenwerda (Wikow), dann über Wölgern a. d. Elbe (Hälsa gora), Gilenburg (Jitow), Telsitz (Dolic) nach Halle (alt-sorb. Dobrogora) und vielleicht auch noch weiter nach Witten\*, wie der Verfasser selbst hinzufügt.

Das Vorstehende bietet nur eine kurze Übersicht der Ergebnisse. Aber die hier genannten Räume sind nicht einmal immer direkt entscheidend für die Grenzbestimmung; oft liegt die Entscheidung in den Namen von weniger bedeutenden, in der

\* Auch das ist eine neuere Errungenschaft der Wissenschaft, weil man bis vor nicht langer Zeit alle ehemaligen Slaven bis zur Elbe für Sorben (Wenden) hielt.

Nähe liegenden Fluren und Crischäften. Das ist natürlich alles in der Darstellung des Verfassers genauer erörtert, die überhaupt viele Ortsnamen berücksichtigt und sie sprachwissenschaftlich beleuchtet. Hier und da werden auch geschichtliche Notizen angeführt, die von dem einflüchtigen Vorhandensein

von Gorden in dieser oder jener Gegend Zeugnis geben. Die Arbeit des Hrn. Dr. Kula ist die erste zusammenfassende Erforschung der alten Wohnplätze der Gorden und sie bildet somit eine Grundlage für alle weiteren Forschungen in dieser Richtung.

### Gesiedelte Freunde der Land- und Forstwirtschaft.

V.) Unsere Vögelchen. Wenn nach den langen, bangen Wintertagen unser Inneres wieder freudig erregt ist ob des Einzugs des herrlichen Frühlings und sich dem Jünger der Natur ihre sonnendurchfluteten Hallen wieder öffnen, so darf man diese Zeit wohl mit Recht im Kreislaufe des Jahres obenan stellen. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag“ singt der Dichter; in der Tat hat dies Wort jetzt volle Bedeutung erlangt. Von all den belebten Elementen muß jetzt wieder die Welt der Vögel den Haupttribut zur Verschönerung der Natur beisteuern. In den ersten Reihen der zurücktretenden Jugendgole treten und gleichzeitig mit die besten Sängere entagen; in Hauptvertreter ist kein geringerer als die bekannte Feldlerche (*A. arborea arvensis* L.). Überall dem Ackerbau folgend, verbreitet sich diese Vögelart über unser ganzes Vaterland, wo ihr Aufenthalt in der Regel von Mitte Februar bis Mitte October dauert. Als Singvögel zählt die Lerche zu unseren dankbarsten; denn von der Zeit ihrer Ankunft bis Ende Juli, also fast ein halbes Jahr hindurch, vernehmen wir ihren unerschöpflichen Gesang. Letzterer ist bekannt und sie hier nur hervorzuheben, daß der Grundton in nur feineren und jubelnden Akkorden sich bewegt. Die Lerche trägt den Gesang nicht nur am Tage, sondern auch in mondlichen Nächten vor; ich hörte einst noch am 11. August einen Nachtsänger dieser Art. Trotz der zahlreichen Verfolgungen, denen unsere Vögelchen während ihrer beiden Zugzeiten im Süden ausgesetzt sind, ist ihre Zahl zum Glück für unsere deutschen Fluren und zur Freude aller Naturfreunde doch nicht so zurückgegangen, wie die mancher anderen nützlichen Vögelart. Der Grund hierfür dürfte vor allem in der harten Bemerkung und dem harten Naturreich der Feldlerche, sowie in der Erbnahme unserer, ihr ehemals stark nachteiligen Raubvögel, z. B. des Lärchenfalken und Sperbers, zu suchen sein.

Ungefähr zwei bis drei Wochen später trifft die zweite einheimische Vögelart ein, die Heidelerche (*A. arborea* L. *Galerita arborea* L.). Die Verbreitung dieser Art ist wesentlich beschränkter als die der Feldlerche und liegt am besten in ihrem Beinamen „Heide“ ausgedrückt. Überall, wo sie, die so lieblich blühende Pflanze (*Erica* s. *Calluna vulgaris* L.) in Masse auftritt, wird man auch unsere Heidelerche nicht vergeblich suchen. Dementsprechend ist sie in unserem Vaterlande vorwiegend ein Bewohner des Tieflandes, d. h. weiter Heideflächen und ausgedehnter Kiefernwaldungen, in denen sie gedeiht. In den Bergen kommt sie immer nur vereinzelt vor. Die Heidelerche unterscheidet sich von ihrer Schwester, der Feldlerche, durch geringere Größe und gedrungeneren Gestalt. Während die Feldlerche beim Ausfliegen: *iri-iri* ruft, vernehmen wir von der Heidelerche ein sanftes: *didel, didel, didel!* Während des Einzugs schwebt und schwant sie in flachen Vogellinien durch die Luft. Sehr

gern sitzt sie auf dem Bispel einer Heide, Frische, eines Busches oder bürren Rasen. Mit Vergnügen denke ich noch der Zeit, wo mir einigemal in den Kiefernrieden der Markt sich Belegenheit bot, den entzückend schönen, sanften Lieberreihen dieser Lerchenart zuzuhören zu können:

„Es klang so feig und so weltbergesen —  
Du bist, o Lied der Vögelchen von der Heide —  
Das aus der Wüste sich auf düst're Felsen,  
Auf Silbermoos und Glimmer will ergießen,  
Als lieblichstlich von der Natur Beschickten.“

Die dritte Lerchenart, die Heidenlerche (*A. cristata* L. s. *Galerita cristata* L.), ist ein Standvögel, dessen Verbreitungsgebiet sich, abgesehen von den Anhöhen, auf die von der Kultur geschaffenen Obpläge erstreckt, z. B. weite Sandgruben, bürre Viegrüden, Heide und Grasplage, Ladeplage und Föhungen der Eisenbahntreden. Die Heidenlerche ist mit einer kleinen Federhaube geziert, die sie im Akerfisch hochtrübt und nach Belieben niedrigeren kann. Der vollständige Gesang der Heidenlerche besteht aus vollen ständenden und sanften Tönen, wobei der Vögel sich hoch in die Luft erhebt und bald steigt, bald fällt, bald lange auf einem Punkte zu schweben scheint. In manchen Gegenden ist die Heidenlerche mehr, in anderen weniger häufig oder gar unbesannt, da ihre Einmischung nach Mitteldeutschland erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts von Osten der erfolgte. Für unsere Leipziger Gegend kann sie als häufig bezeichnet werden.

Alle Vögelchen weisen als hauptsächlichstes Unterscheidungsmerkmal die Hintergebe von bedeutender Länge auf. Durch den Bau ihrer Füße sind sie imstande, sich über die Unebenheiten des Erdbodens äußerst schnell fortzubewegen und jählen überhaupt zu den ebenenbelichten Läufern. Der Schwanz ist gerade, walzenförmig, hinten flachend; die Flügelschwer sind eiförmig, mit Federn und Borsten besetzt. Alle drei heimischen Vögelarten entwiceln im Herbst die Natur eine entschieden nützliche Tätigkeit. Die Nahrung der Lerchen besteht aus Insekten, deren Larven und Eiern, sowie außerdem kleinem Gesäme und im Herbst und Frühjahr aus Pöler, welchen sie durch Schlagen auf den Boden auswühlen. In großen Schwärmen vereinigt, tragen sie zeitweise nicht unwesentlich zur Reinigung der Brachfelder von Unkrautsamen bei. Sie verursachen nicht den allerminderten Schaden, da sie von Getreide nur das Ausgeschälene oder nach der Saat Obenaufgebliebene auflesen. In gleicher Weise nützt die Heidelerche der Forstwirtschaft durch Beseitigung schädlicher Insekten und deren Larven. Zum Glück liegen die Zeiten hinter uns, wo jährlich Tausende dieser nützlichen Vögel in den Verdengarnen zum Zweck des Verspeisens gefangen wurden. Der Wert unserer Vögelchen ist ästhetischer und wirtschaftlicher Bedeutung nimmer anerkannt.

IV. Bergl. Bismich. Beil. z. Leipz. Zeitung 1902. Nr. 113.

### Bücherbesprechungen.

— Heinrich Peter Sturz, Kleine Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Blei. Inzelsverlag zu Leipzig. — Heinrich Sturz schreibt eine herrliche Prosa, wie schon Jean Paul anerkannt; er gehört ohne Frage zu den besten Prosaisten des achtzehnten Jahrhunderts, ja er würde zu den besten Feuilletonisten des neunzehnten gehören, wenn er jetzt die Feder führte, so leicht und gewandt ist sein Stil, so geistreich und schlaghaft seine Ausdrucksweise. Sturz war 1736 in Darmstadt geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien Privatsekretär beim Grafen Bernstorff in Kopenhagen, wo damals das Deutschum in Blüte stand, die deutschen Schriftsteller geschätzt und geehrt wurden. Nach dem Fall des Grafen Bernstorff geriet Sturz in missliche politische Verwicklungen; nachdem er unter dem Regiment des Emporkömmlings Etienneux sich noch durch ein geschicktes Davieren behauptet hatte, wurde er, als Kanjau aus Rußland kam, 1772 verhaftet, dann wieder freigelassen und als

Regierungsrat nach Eldenburg geschickt, dem damaligen deutschen Sibirien. Vergeblich waren seine Bemühungen, wieder in die große Welt zurückzutreten; er starb 1779. Der Herausgeber Franz Blei gibt außer diesem biographischen Umriß eine geistvolle Charakteristik von Sturz; er hebt mit Bezug auf seine Darstellungweise hervor, daß er nie trivial wird, obgleich er lieber oberflächlich erscheint, als mit hohlem Klang Tiefe postieren will. Von den mitgeteilten Skizzen und Skizzen sind die Briefe eines deutschen Edelmanns die ergößlichsten; sie enthalten eine lustige Charakteristik der Pariser Sitten und allerlei drohliche Abenteuer. Über den Nationalcharakter der Franzosen und Engländer macht Sturz, der sich längere Zeit in Paris und London aufhielt, viele treffende Bemerkungen. „Die Reise nach dem Teiler“ zeigt uns, wie eine schlaue Frau durch schwinbares Abreden ihren Gatten dazu bringt, das zu tun, was sie wünscht. Weistvoll ist das Fragment über die Schönheit, von satirischer Schärfe die Plauderei über ein paar alte Männen. Was er vom Theater und den Schauspielern sagt, paßt vollständig auf;

auf die Gegenwart. Man könnte aus diesen Auszügen wieder eine Sammlung von Aphorismen ausziehen, wie etwa die folgenden: „Es ist doch müßig um den Ruhm, der von einem Sol nur abwärts fließt. Wie viele Unsterbliche gibt es nicht, die ihren Namen an den Sternen reiben — fünfzig Millionen von ihrer Heimat kennt man sie nicht, zehn Jahre später sind sie vergessen.“

R. v. G.

— **Erzieher zur deutschen Bildung. Erster Band: Joh. Gottfried Herder. Ideen.** Zusammengeheftet von Friedr. von der Lenz. **Zweiter Band: Friedrich Schlegel. Fragmente.** Zusammengeheftet von demselben. **Verlag von Eugen Pierer'sch, Jena und Leipzig.** — Die Erzieher zur deutschen Bildung sind geistige Oerthen unserer Literatur und es ist eine wertvolle Aufgabe, durch Mittelungen aus ihren Schriften immer wieder von neuem ihre Bedeutung dem nachlebenden Geschlechte vor Augen zu führen. Auf Herder und Schlegel sollen Schüler, Damann, Pöhlitz und andere folgen; über die Auswahl wollen wir hier nicht rechten; jedenfalls fehlen darin einige der ersten Dichter und Schriftsteller: Goethe, Lessing, Jean Paul. Einen Johann Gottfried Herder wollen wir indes gern den Vorrang einräumen; mit seiner allgemeinen Bildung, seiner Kenntnis der Weltliteratur, mit seiner Herzgewärme und Begeisterung, seiner künstlerischen Intuition, seiner großartigen Auffassung der geschichtlichen Entwicklung, ist er jedenfalls einer der berühmtesten Erzieher zur deutschen Bildung. Es sind häufig Antiquagen erschienen, in denen unter dem Titel „Vichtspröhlen“ die Aussprüche unserer großen Geister zusammengestellt sind. In diese Vichtspröhlen erinnern die vorliegende Veröffentlichung; doch sie geht auch über dieselben hinaus, indem sie große Abschnitte aus den Werken der Dichter und Dichter im Zusammenhang mitteilt. So werden aus dem weniger bekannten Reisejournal Herders von 1769 größere Abschnitte veröffentlicht, welche durch das jugendliche Feuer der Darstellung und die darin enthaltene Selbsterkenntnis eine besondere Interesse in Anspruch nehmen. Es folgt der Redner Gottes, ein Denkmal Johann Ninkelmanns, Sentenzen über Sprache und Unterricht, Kritik und Dichtung, Ideen zur Geschichte der Menschheit und zur Philosophie derselben. Auf diesem Gebiete schätzte Herder sein reichstes Gedankenfüßhorn aus. Er ist in der That ein Erzieher zur Bildung, anregend in hohem Maße und das ist für einen Erzieher eine der wichtigsten Eigenschaften. Weniger Beruf zu solcher Erziehung hat Friedrich Schlegel; ihm fehlt gänzlich die pädagogische Wärme; seine Charakteristiken aus dem Gebiete der Weltliteratur sind treffend und originell; er erscheint als ein geistreicher Literaturhistoriker, bis ihm zuletzt eine bedauerliche Welle des Liberalismus überrollte. Das fehlt natürlich in dem Gesamtbild des Erziehers zur Bildung, denn es würde nur das trostlose Resultat seiner eigenen Erziehung und Bildung bemessen. So ist das Bild, das wir hier vor uns sehen, ein unvollendetes; ja, es ist auch ein schiefes, denn soziale Stellen aus „Lucinde“ auch in der Sammlung mitgeteilt sein mögen, es fehlt die Apothese der Freiheit und Freiheit, welche für Friedrich Schlegel so charakteristisch ist, und die Apothese der Welt, die sich durch den ganzen Roman hindurchzieht. Das sind freilich keine pädagogischen Heilwahrheiten. Im ganzen handelt es sich hier wirklich um Vichtspröhlen, um ein Sprüchfeuer von Aphorismen; über den Aphorismus und das Fragment ist Friedrich Schlegel kaum hinausgekommen. Er hat darin eine gewisse Ähnlichkeit mit Friedrich Nietzsche, worauf in der Einführung hingewiesen ist, wie auch auf die öfters erwähnte Tatsache, daß Schlegel die Worte apollinisch und dionysisch gegenüber gesetzt, zuerst diesen von Nietzsche weiter ausgeführt gegenüber herorgehoben hat. Man läßt in neuerer Zeit wieder an, die romantische Schule zu überschätzen; die Romantiker und Symbolisten sind allerdings verdächtige Jünger derselben. Auch weiß man, daß ihre Zeitschriften wie des „Kühnens“ und die „Europa“ nur eine Handvoll Abonnenten hatten und nicht viel mehr waren als ein literarisches Zeitschriftenladen, vor dem das deutsche Volk ganz gleichgültig vorüberging. Man möchte bisweilen wünschen, daß die glänzenden Prosearistiken, die einst Arnold Ruge in den Jallischen Jahrbüchern gegen diese alten Romantiker schweberte, dem jüngeren Geschlechte als Gedächtnis jüngerer Zeiten wüden. Friedrich Schlegel, der sich selbst so schief ergoß, kann nur durch einen Mithras den Erziehern zu deutscher Bildung angedei werden.

R. v. G.

— **Ernst Curtius als Sohn und Schüler, als Meister und als Mann.** *Have, pia anima!* Skizzen zu Seinem „Lebens-

bild in Briefen“ von Prof. Dr. Fr. Dasthagen, *Konstod.* Leipzig, Verlag von F. O. Balmann. 8. VIII und 123 S. Preis 1,80 M. — **Oriscentum, Grifentum und Deutlichkeit** war der Dreiflang in dem Leben von Ernst Curtius, der und durch seine griechische Beschäfte, seine Vorträge und Neben manche gemüßigte Stunde bereitet hat. Die Briefe, die sein Sohn vor einem Jahre veröffentlichte, haben zum inneren Verständnis des Gelehrten, Menschen und Schriftens wertvolle Beiträge geliefert und in Gelehrtenkreisen dankbare Leser gefunden. Im vorliegenden Büchlein entwirft der Verfasser mit seinem Verständnis ein anziehendes Lebensbild, heuert auch auf seiner persönlichen Erinnerung manchen wertvollen Zug bei, z. B. über Curtius im Gotteshaus zu Göttingen, über sein Auftreten als Redner. Wie der Knabe unter dem ehrwürdigen Glodenpiel von St. Marien in Lübeck aufwuchs, in einem Elternhause, in dem er um seine Vaterstadt in schweren Kriegzeiten und in langjähriger angestrengter Verwaltung hochverdienter Vater als Muster eines Hausvaters waltete, zum Jünglinge heranreife, zum berühmten Manne wird und jahrzehntlang in vielseitiger Tätigkeit wirkt, das tritt in lebendiger Schilderung vor unser Auge. Geschicht gemäht sind zahlreiche Stellen aus Curtius' Briefen, z. B. über die christliche Partei (S. 12), über das Oriscentum (S. 15), über sein Schülerleben u. a. m. Für breite Kreise ist so das Lebensbild gezeichnet. Namentlich für Gymnasialisten ist das Buch als Lesebuch warm zu empfehlen.

— **Rudolf Prescher, Dreiflang.** Stuttgart und Leipzig. J. O. Gotsche's Buchhandlung Naaslofer. — Rudolf Prescher läßt seiner vor zwei Jahren erschienenen Gedichtsammlung „*Media in vita*“ eine weitere Gedichtsammlung mit dem Titel „*Dreiflang*“ folgen. Er nennt die Sammlung so, weil sie sich aus drei verschiedenen Teilen zusammensetzt: erstens die „*Vieder eines Träumers*“, zweitens die „*Vieder eines Weltfindes*“ und drittens „*Schwänke*“. Abgesehen von der eleganten Diction, dem prägnanten Fluß der Verse und der vornehmen Behandlung der Sprache, die alle drei Teile gleichmäßig auszeichnen, sind dieselben untereinander bei weitem nicht gleichwertig. Im nicht dem Schwächsten, den „*Schwänken*“ zu beginnen, so kann nicht geleugnet werden, daß diese Gedichte trotz aller Liebenswürdigkeit, aller Grazie und allen Geistes doch nicht viel mehr sind, als verzierte Freudenlos, Freudenlos im besten Sinne des Wortes, gehalten und voll seiner Beobachtungen, aber doch zu wenig tief, um eine nachhaltige Wirkung zu üben. Auch in dem zweiten Teile, den „*Viedern eines Weltfindes*“, macht sich die und da etwas gewollt Geistreicheit störend bemerkbar. Um eines wipigen Aporismus willen, eines überflüssigen Reims wegen wird die Stimmung gestört und dann außerst effectvoll die Pointe aufgesetzt. Dies macht sich leider auch bei Gedichten bemerkbar, die sonst einen durchaus reflexiven Charakter haben. Einige Gedichte wiederum, in denen von Anfang an der Hauptreiz auf das Stoffliche und Gehaltliche gelegt ist, bringen es durch ihre effectvolle Pointe zu überausdehnter und nachhaltiger Wirkung. Als Beispiel erwähne ich das Gedicht „*Capriccio*“ auf Seite 149. Am besten zeigt sich der Epiker Prescher in dem ersten Teile, den „*Viedern eines Träumers*“, weil hier das übernehmende Moment die reine Stimmungsschilderung und Stimmungs-auswertung ist. Der von der Zeit in erster Linie Befragte verlangt, wird an diesem Teile seine Freude haben. Die Gedichte „*Die Hand*“ und „*Die Kinder*“ verraten einen Dichter von feinstem, wahrster Empfindung. Alles in allem genommen dürfte die Sammlung Dreiflang dazu angetan sein, dem liebenswürdigen Dichter der *Media in vita* die alten Freunde zu erhalten und selber an ihn zu treten.

— **Rignon.** *Nubia* aus Goethes Roman „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Alfred Müller, Realakademiker zu Auerbach i. Vogtl. München i. B., Druck und Verlag der Akademischen Buchhandlung. 212 S. 8. Preis 1,20 M. (Küchendorfs Ausgaben für den deutschen Unterricht). — Wenn der Herausgeber bei der Ausgabe auch zunächst die Schule im Auge hat, so hofft er doch auch dem Hause damit zu dienen. Er bietet zunächst S. 5–16 eine Einleitung, S. 19–202 den Text, der er ohne Änderungen mit knapper verbindender Erzählung des Zusammenhangs abdruckt, S. 203–210 Erläuterungen, S. 210 grammatische Eigentümlichkeiten, S. 211 die Wiederholung des Wortes. 15 Ausgaben zu schriftlicher Erläuterung machen den Schluß. Die Ausstattung entspricht den hygienischen Anforderungen.

— **Der Festungsgarten.** Roman von Ida Boy-Ed.

Verlag von Lehmann & Klossing. — Der Titel ist ein Symbol: Doch oben auf der Kurlinie, im leuchtenden Glanz und Schmelz des Frühlings, eine Oase von Farbe und Duft, liegt der Festungsgarten, und das Grün und die Blüten seiner Flieder- und Selbstregenschraube verfallen wie ein düster, prangender Kranz die ringum frei abhandelte Umwallung. Ein Gedicht, das die junge Braut an der Hand des Geliebten betritt! allseitig eilt sie von Blüte zu Blüte, von Strauch zu Strauch, bis plötzlich ihr Fuß zurückweicht, Entsetzen sie erstarrt: hinter dem Fieberfuch, der sie entzündet, gähnt ihr der Abgrund grauenvoll entgegen. Entzünden und Tod, so dicht nebeneinander, ein unvorstelliger Schritt verbindet beide. Das ist das Leben. Der Jugend scheint eine Fahrt zum Glück, was doch nichts anderes ist, als ein Lehrgang. Von dem Augenblick an, da in der Seele des Menschen diese Erkenntnis erwacht, schwindet der Freudensausch, die Blüten wandeln sich dem Schauenden zu „Fülle der Besichte“. Ida Sop-Ed hat, wie mir scheint, vor allem den einen Aspekt dieses Symbols malen wollen: Das Unzuverlässige aller Dinge dieses Lebens. Sie gleiten in laudenden Farben und dahinter lauert — wer weiß — vielleicht der Tod. Der Glanz in dem Festungsgarten ihres Lebens ist wenig zuverläßig: Justine Stapphoff, die Heldin des Romans, verliert nach kurzem Glück den Gatten, der als Offizier 1870 fällt. Justine bleibt in karglicher Lage zurück, die Sorge um das Los ihrer jungen Kinder belastet ihr Herz. Sie aber, die Witwe, der niemand Hilfe anbietet, weiß sich selbst zu helfen; sie denuntziert ihr kleines Vermögen zur Gründung einer Konfessionsschule. Das Unheimliche glückt, gedeiht, blüht; Justine kommt zu Ansehen und Reichtum. In dieser Justine Stapphoff zeichnet Ida Sop-Ed einen Typus, mit dem sie sich schon des öfteren liebevoll als Schriftstellerin beschäftigt hat: den Typus der Mutter als eines iactantischen, von der Unerkennung empfindenden durchglühten Weibes. Einem Menschen, dem die Talente des Herrschers und Menschenkenntnis zu eigen sind, und der wohl regiert da, wo das Herz ihm kalt bleibt. Sie ist unumgänglich Herrscherin in der Fabrik, über ihre Leute, da, wo sie liebt, verleiht ihr Talent. Das macht, sie kann sich selber nicht beherrschen, ihr heißes Blut spielt ihr Streich auf Streich. Sie vermag wohl ihr zu erkennen, leidet aber erst post festum, wenn das Gefühl mit ihr durcddringt. Im Festungsgarten des Lebens ist sie sich selber, d. h. ihr Temperament Gefahr und Abgrund. Ihre Tochter, heiß empfindend gleich der Mutter, erbrannt, ein halbes Kind noch, für einen Mann, den sie kaum kennt und gegen den Justine inständig Widerstand empfindet. Diese Ehe, welche eine selbstbeherrschte weiße Mutter hätte vereiteln können, wird durch die weiße Leidenschaft der Gelbten, ihre unerschütterliche Abneigung erst beschleunigt und gesichert. Aus dieser Ehe entspringt ein Quell des Unheils; die liebevollen Beziehungen zwischen Mutter und Tochter werden vergiftet und Mistrauen schießt zwischen beiden. Mit der intimen und feinen Kunst der Situations- und Stimmungsmalerei, die der Verfasserin zu eigen, wird das Heranwachsende und die Lösung des liebevollen Zustandes geschildert. Die Nebenfiguren treten fein und plastisch hervor, sie scheinen natürlich und lebendvoll. Man liest das Buch mit Interesse und Vergnügen am Können des Autors. Die Lösung des gotischen Knotens, der Selbstmord des jungen Gatten, konnte zu dem Jnat verlocken: „Er starb euch sehr gelegen“; denn die Konstruktion dieses Charakters voll Lüge und Schwäche ließe logisch ebenso gut einen anderen Abschluß zu, um so mehr als der Mann im Vollbesitz seiner physischen Kräfte geschildert wird und sein Zustand ein pathologischer nicht genannt werden kann. Es ließe denn, man bezeichne jeden Selbstmordgedanken an sich schon als pathologisch. Für das harmonische Ausklingen des Romans ist jedenfalls der Tod des Ehrenfrieds unerlässlich. Vielen ist schon melancholisch schmerzhaft sympathisch als die Diabononie brutaler Wahrscheinlichkeit. Glise Wolfram.

— Augustulus. Hörtischer Roman aus der Zeit des Untergangs des weströmischen Kaiserreichs. Von K. Giron und H. Togg. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Leo Sibon. Stuttgart, Verlag von Klenker & Schröder. — Dieser Roman bewegt sich in einem Zeitalter, welches und Zeugnis durch die Mäule von Heilz Dahn näher gerückt worden ist. Mit dem „Kampf um Rom“ und den kleineren Romanen aus der Völkerveränderung hat dieser „Augustulus“ die eingehende Schilderung der Volkssitten, der Kostüme, der Einrichtungen der Germanen, Römer und Goten gemein; es ist die Schule

Walter Scotts, der ja auch seine Schotten von Kopf bis zu Fuß im Kostüm ihrer Zeit ausstrüht, wenn er sie auf die Bühne seiner Handlung treten läßt. Auch die Franzosen hatten schon früher ihren archaischen Roman, der am glänzendsten vertreten ist durch Haubert's „Salammbo“ (1862), den in fast noch spielen Roman mit seiner bis ins Kleinste gebenden Detailmalerei. Der Held des Giron-Toggischen Romans ist der letzte Kaiser des Ostens, der Knabe Augustulus, der auch ein Mädchen von gleichem Alter liebt — wir werden an die „Siebzehnjährigen“ von Treger erinnert, obwohl diese Scene ein liebes Kind ist, ganz wie der Augustulus; und diese Inhaberin und mädchenhafte Turkeliebende, die sich durch die ganze Erzählung hindurchzieht, mit ihrer sanften Färbung steht in einem künstlerisch berechtigten Kontrast zu den Taten der rohen Barbarenhelden und den großen sensationellen Vorgängen, mit denen die Erzählungskraft der Dichter und auch die Spekulation auf die Gefühle der Leserschaft sich einvernehmen. Der archaische Roman hat ja mit Bezug hierauf viel vor dem neuen Salonroman voraus; einer jügellosen Phantasie ließ weniger Schranken gesetzt; große und wilde Katastrophen schildert er mit Vorliebe. Das hat schon Haubert in „Salammbo“ getan und selbst ein so wenig effektsüchtiger Dichter wie Heilz Dahn geht solchen geschichtlichen Brutalitäten nicht ernstlich aus dem Wege. Der Brand der Schänke zu den Fioduren auf dem Janiculus wird mit einer auf ein sensationsbedürftiges Publikum berechneten Spannung geschildert; noch prächtiger und packender für unsere Leser ist die Darstellung, wie die Bühlerin Thargelia den Wägen vorgeworfen und von ihnen zerstückt wird. Die Ausführung in der Detailmalerei überwiegt durchweg die Klarheit der Motivierung. So ist Honoraria Augusta, die Mutter des Augustulus, die ihre Mutterkraft bis zum Schluß verleugnet, mehr romanhaft als glaubwürdig; auch Crekes, der Kaiseremacher, ist nicht so geeignet, das er ein tiefes Interesse zu erwecken vermag. Bebeutlicher hebt sich der Germane Odoaker hervor, der dem sinkenden weströmischen Reich den Todesstoß versetzt; die Barbaren aber, die er zusammengefaßt hat und die eine Keilspitze im feindlichen Lager fanden, sind mit brutaler Lebenswahrheit gezeichnet und scharf unterschiedene Charaktertypen. K. v. G.

— Durch eigene und fremde Schuld. Kriminalistische Lebensbilder von Reinhold Stabe. Leipzig, Verlag von Döfbling & Franke. 1904. 3,50 M., gebd. 4,50 M. — Der Verfasser, dessen bekannt durch seine Arbeiten auf kriminalistischem Gebiete („Aus der Gefängnisleerfolge“, „Gefängnisbilder“, „Frauentypen aus dem Gefängnisleben“), bezieht im vorliegenden Werke die Veranschaulichung einiger verbrecherischer Typen in ihrem kriminellen Entwicklungsgange unter Herbeiführung des psychologischen Momentes. Er will im Ergebnis zu den beiden Extremen, die einerseits den Verbrecher gefählos überlassen, andererseits ihn unverdientermaßen erlasten wollen, auf die beim Verbrecher stets wiederkehrende Mischung von Individual- und Sozialschuld hinweisen. Deshalb kommt es ihm weniger auf die verbrecherische Tat an sich an, als vielmehr auf das „wie“ und „woburd“. Die Fälle selbst, die er in den vier Abschnitten „Ein Freiheitstrauer“, „Aus Schmutz nach Liebe“, „Hagar“ und „Überparteilich“ seiner Darstellung zugrunde legt, sind insoweit eben auch keineswegs außergewöhnlich vermisste Kapitalverbrechen, sondern durchaus einfacher Natur. Das Hauptinteresse soll eben der einzelne Rechtstbrecher als Person, als kriminell geborenes Individuum im Anspruch nehmen. So wird der Verbrecher dem Leser menschlich näher gebracht und dem Leser Gelegenheit gegeben, in das psychologische Innenleben des Schuldigen zu schauen, wo er so manche Momente kennen lernt, die ihm den Verbrecher auch als bedauernswerten Unglücklichen zeigen und der Gesellschaft die hohe und legendäre Aufgabe stellen, gesunkene oder bloß verirrte Mitleidigen wieder zugewinnen. Diese ethisch-psychologische Tendenz des Werkes leidet der Verfasser in eine höchst packende und klare Erzählungsform, die den Leser von Anfang bis zu Ende gefesselt nimmt. Das Buch verdient allseitige Beachtung und Empfehlung.

In dem Aufsatz: Die Naturfrage, ihr Wesen, Werden und Wandern in Nr. 43 ist zu lesen S. 170, 2. Spalte feuerbringenden statt feuerbendenden und das noch unbekante Element statt das nicht unbekante Element; S. 171, 1. Spalte Schwimmbloß statt Schwimmblase.



**Ersteint**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
Wöchentlich: 1. K. 25 S.,  
vierteljährlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Posten 1. K. 61 S., für  
auswärts 1. K. 64 S.,  
vierteljährlich  
Kreuzband Nummern 6 & 7.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

**Nr. 47.**

Donnerstag, den 20. April, abends.

**1905.**

### Karfreitagslegenden.

„Und es war um die sechste Stunde, und es ward Finsternis über das ganze Land bis an die neunte Stunde. Und als der Herr verschied, da erbebt die Erde, und die Felsen zerspringen, und die Gräber rathen sich auf, und Handen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und erstanden vielen.“

So berichtet Matthäus und Lukas. Eine gemalte Tragödie, wie die Welt sie nur einmal gesehen, ein unendlicher Schmerz, wie die Menschheit ihn nur einmal gefühlt, führen einen unerhörten Kufsturz der Natur herbei, dessen schrecklose Gemalt eine wunderbar einbringliche Sprache redet. Die ganze Gotteschöpfung nimmt teil an dem Tode des Heilands, und gleichwie die gläubige Seele bis in die Tiefen ergriffen blutet und weint, so wohnt die Erde in ihren Felsen. Kann der Eindruck eines solchen Sterbens würdiger geschildert werden als durch eine so große und wohlthatig erhabene Vorstellung? Kann das rührende Bild des Erlösers dem Menschenherzen feierlicher eingeprägt werden? In Wahrheit, wenn unter menschliches Gefühl sich auflöst gegen die erbarmungslose That des Karfreitags, so vermag jene wohlverdienliche Mahnung die in der Erzählung des Naturereignisses liegt, die Innigkeit unseres Empfindens um ein beträchtliches zu hegen und zu vertiefen. Die ganze Summe des Tages erscheint hier mit Macht und Weisheit zusammengefaßt.

Der Anteil der Natur ist aber nicht nur als eine ernste, sondern auch als eine ungenügend poetische Erzählung anzufassen. Die Phantasie der christlichen Völker hat sich daher mit Vorliebe dieses Stoffes bemächtigt, um ihn auszugestalten, und ebenso hat die Kirche es nicht veräumt, ihn durch eine Anzahl sinnvoller Legenden zu schmücken.

In unserer Zeit, die den zunächst völlig vergehenden Volksüberlieferungen neuerdings ein reges Interesse zuwenden, dürfte es angebracht sein, einen Überblick über die Hauptformen der Karfreitagslegenden zu geben. Sie zeigen die Eigentümlichkeit jählicher biblischer Legenden, daß sie in der Erklärung von Naturereignissen und -vorgängen gipfeln. Der Mensch hat nämlich zu allen Zeiten und in allen Zonen über die Frage nachgedacht: Warum ist die Schöpfung so ausgefallen, wie sie jetzt ist? In welcher Weise ist das Aussehen der Dinge zustande gekommen? Die Antwort aber, die eine poetisch erdornene Ursache angibt, spielt sehr häufig in das Gebiet religiöser Mythen hinüber. Denn es ist offenbar ein höchst reizvoller und betrieberndes Gebante, an die Stelle der unsahbaren Naturkraft göttliches Walten zu setzen und die Art, wie dieses sichtbar geworden ist, sowie die Zeit, wann sie sich geoffenbart, im einzelnen näher zu schildern. Wie anders nimmt sich eine an sich wohlbesannte Naturthat aus, wenn sie sich darstellt als eine bleibende Erinnerung an Vorgänge, von denen die Bibel erzählt! Eine ganze Reihe von Legenden berichtet z. B. von der Erde Noach und ihren Anfassern, und wir hören, daß eine Menge Tiere ein Anteband an die Lage der Sintflut mit sich herumtrugen. Ganz ebenso hat auch der Karfreitag zu naturerklärten Legenden Anlaß gegeben.

Als man Christus freuzigen wollte, so lautete eine ungarische Sage, waren alle Bäume erschlossen, sich nicht als Werkzeug dieser unmürbigen Marter preiszugeben. Die Erde, zu der die Juden zuerst gingen, um ihr Holz zu nehmen, leistete daher tapferen Widerstand. Danach suchten sie die Weide auf, aber sie entschlopfte, indem sie sich nach rechts und links bog. Auch die Tanne wehrte sich, denn sie stach mit ihren Nadeln. Der Espe jedoch nützte ihr Widerstand nicht, sie wurde abgehauen. Seitdem zittert sie unaufhörlich, denn sie fürchtet, man werde sich wiederum ihres Holzes bedienen, um jemand zu freuzigen. — In anderen Sagen heißt es, Christus habe in der Leidensnacht unter einer Espe gezipitert,

und von dem bängen und treuen Gedanken seiner Qual sei sie noch heute erfüllt; oder sie sei erschüttert, weil sie den Heiland habe verblissen sehen, gleichwie auch die Trauerweide seit jener Stunde weine und ihre Äste zur Erde neige; oder endlich, es hätten alle Bäume beim Tode des Herrn gebeut, und nur die Espe sei teilnahmslos geblieben; darum sei sie verbannt, bis an Erde der Tage zu zittern. — Vom Seidelbast vermeldet die deutsche Sage, er sei einst ein solcher Waldbaum gewesen. Als aber die Juden das Kreuz Christi aus seinem Holze jimmerten, traf ihn der Fluß, und er schwam nun immer mehr dahin, bis er endlich zu einem kleinen mageren Sträuchlein wurde. Entsprechend wird in Welschland von der Mistel erzählt, daß sie nur deshalb zu ihrem elenden Schmaraherbslein verurteilt sei, weil sie das Holz zum Kreuze geliefert habe. Diese echt menschliche Auffassung, daß der Gentrödien bestrahlt werden mußte, hat sicherlich etwas Junges und Kühnendes, und rührend ist auch die Treuhertzigkeit, mit der hier gegen die Bäume und für den Gemarkerten Partei genommen wird. In denselben Gedankenkreis gehört folgende in Zürich aufgezeichnete Volküberlieferung: Als Christus in Jerusalem einzog, streute man ihm Palmen auf den Weg. Als man aber freuzigte! rief, wuchsen dem Bäume, von dem man damals die Zweige abgeschritten hatte, Dornen, und es entland die Stachelpalme. Wie der ernige Jude dort und fort wandern muß, ohne zu rathen, so muß sie im Winter und im Sommer grünen.

Daß die Sage andererseits auch das Gegenteil ihrer eigenen Behauptungen zu bekunden vermag, ist bei der Verschiedenheit ihrer Entstehungsorte und ihrer Entstehungsweisen erklärlich. Sie ist niemals einheitlich in ihrem Gedankengang und zeigt oft kaumwärtige Wandlungen. Und so findet sich denn auch die merkwürdige umgekehrte Auffassung, daß die Tanne und Steineiche infolge jenes letzten Dienstes, den sie dem Herrn erwiesen, belohnt worden seien. Ihr immerwährendes Grün, das auch inmitten von Schnee und Eis dauert, wird als eine nachhaltige Wirkung des göttlichen Blutes gedeutet. Auch soll die Tanne die Kreuzzeichnung erhalten haben, daß sie die Äste in Kreuzesform um den Stamm ansetzen darf. Das Esphenholz soll nach polnischem Aberglauben wirksam gegen allen bösen Zauber sein, und das englische Volk ist der Meinung, daß der Solender niemals vom Blig getroffen werde, weil der Erlöser an seinem Holze hing.

Gleich dem Kreuze sind die Ruten, mit denen Jertzen von den Kriegselnchten gezeißelt wurde, und ebenso die Dornkrone zum Gegenstand der Legende geworden. Die Trauerweide, von der die Ruten genommen wurden, vermag um jeder Schmach willen nie wieder zum blauen Himmel emporzubilden. In tiefem Weh läßt sie die Zweige hängen. Auch das Motiv der Bestrafung tritt wieder auf, indem es heißt, daß die Weide nur krüppeliges Geblüch oder niedrige Bäume bilden dürfe; ebenso soll es der Jwertbirke verjagt sein, über die geringe Höhe, die wir an sie kennen, jemals hinauszuzuwachen. Die Zweige des Dornbusches sind nur deshalb so vermorren, weil aus ihnen die Dulderkrone geflochten wurde, und in Ohio wird von einer kleinen hacheligen Pflanze erzählt, sie habe ihre rotbraunen Fiedeln davon erhalten, daß sie am Karfreitag die Stirn des Erlösers umwand.

Das Blut Christi bleibt also zum ewigen Gedächtnis seines Leidens als Farbenprägung sichtbar. Dieser Gehanke ist in gleicher Weise für andere Pflanzenlegenden verwertet worden. Eine besondere Battung der Federweide hat im Bergen einen dunkeln Purpurfiedeln. Das, sagt man, sei ein Tropfen Blut, den der Kreuztrüge dabei hineinfallen lassen. Daß die schwarzbraunen Fiedeln des Kleinstreifers durch das Blut des Heilands erzeugt worden seien, wird auch in der Leipziger Legende erzählt. Ein

gleiches verlaudet von der Karonsmurg, dem Johanniskraut, das auch Selunmunderkraut oder Herrgottsblut heißt, der heilkraftigen Gottesgnad, der gestellten Oräis und anderen. Sie alle haben unter dem Kreuze geklendet und die heiligen Tropfen aufgefangen. Die Oräisblätter sind indes nach einer andern Sage von Maria heißen Tränen verfertigt worden, wie denn auch sonst deren Spuren erkennbar sein sollen; so heißt es z. B., sie seien zu Jittergass oder zu Pfefferkörnern erkhardt.

Auch ein Käfer, so lagt man in Frankreich, lief unter dem Kreuze umher und trank sich voll Blut. Man hat nämlich beobachtet, daß er unter Umständen eine Art roter Flüssigkeit von sich gibt, und französische Kinder treiben daher gerne ihr Spiel mit ihm und singen dazu: „Ob das Blut unser Heilands wieder oder ich löte dich!“

Man sieht, auch geringfügige Dinge dienen der Phantasie um den unsäglichsten Zusammenhang der Naturbeschaffenheit mit dem Karfreitag zu behaupten. Daß die Fische gleichfalls in den Bereich dieser Legenden gehören, liegt in dem Wesen der Sache begründet. Und wieder erscheint das Motiv der Strafe. Denn es heißt, sie hätten deshalb kaltes Blut und würden lebendig aufgeschnitten, weil sie beim Tode des Herrn lustig geknallt hätten. Wie aber die Sage voll Willkür und Wechsel ist, so hören wir andererseits auch vom Willkür dieser Tiere: der Fisch Postage habe sich damals die Augen blutig gemacht, auch hätten sich alle verstockt, um die Qual des Heilands nicht zu sehen. Nur ein Fisch schoß raubrig in dem Flusse hin und her, den unser Herr Christus entlang kam. Als der Herr das Aussehen des Fischers hörte, sah er hinunter, und sein milder Blick traf den Fisch. Da fuhr dieser, wie von Kreuze erlitten, kaltig in den Grund, und leidend trägt er aus jarten Oräten alle die Werkzeuge im Kopfe, die bei Christi Weiden gebraucht wurden, damit er dessen besser gedächte!

Als nun der Herr an die Stätte des Todes kam, so steht in der Bibel zu lesen, da reichten ihm die Kriegsrüchre Essig zu trinken, mit Galle vermischt, und da er's schmeckte, wollte er nicht trinken. Und bei Johannes heißt es: „Darnach, da Jesus wußte, daß schon alles vollbracht war, daß die Schrift erfüllet würde, spricht er: Mich dürstet! Da stand ein Gefäß voll Essigs. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Flos und hielten es ihm bar zum Munde. Die Vollsiegende berichtet, ein Kriegsrüchre habe dem Heiland ein Schilfrohr an den Mund gehalten. Christus aber habe sich an dem Tropfen, der an dem Blatte gefangen, gelabt, und indem er voll Dankbarkeit hineinbist, habe er die Pflanze gekennzeichnet. Auf jedem ausgemachten Roghblatt nämlich ist der Einschnitt von seinen Forberjähnen — zu sehen.

Die Qualen des Durstes haben noch weiter zur Sagenbildung geführt. Ein bekanntes Thema der volkstümlichen Naturgeschichte behandelt die Frage, warum gewisse Vögel zu Zeiten dürsten müssen und um Wasser schreien, z. B. der Regenpfeifer, die Weiße, die Krähe. Das wird nun mit der Kreuzigung Christi in Verbindung gebracht, und man erzählt: „Alle Vögel waren betäubt über den großen Zutritt unser Herrs und namentlich die Vögel, die ihm Wasser trugen wollten: zum Lohn für diese Barmherzigkeit ertheilten sie den hohen Flug und den schönen Gesang. Denn vorzeiten konnten sie sich nicht so hoch emporheben und auch nicht so herrlich singen. Die Krähen dagegen klüben ungerührt. Darum müssen sie in dem heißen Monat August Durst leiden, die Schnäbel aufzureißen, können aber nicht trinken.“

Wir gelangen hier zu einer ganz neuen Gruppe von Karfreitaglegenden, zu denen, die sich mit dem Verhalten der Vögel beschäftigen. Als unser Heiland am Kreuze hing, so verlaudet es in Jandern und in Tirul, da trauerte die ganze Natur; die Vögel schwiegen und die Bäume jüteten. Da hörte Jesus plötzlich ein helles Jämmerern und erblickte ein paar Schnäbel, die miteinander um die Wette sangen. Das erzürnte ihn sehr, und er sprach den Fluch über die leichsinrigen Vögel aus. Deshalb wird man nie mehr eine Schnabe auf etwas Oränem fliegen sehen, — sie hüpfen den ganzen Tag auf toigen Wegen herum, um ihrer Beute nachzugehen, wobei sie fast immer jütieren. — Ähnliches hört man in Rumänien von den Sperlingen anhaben. Sie wollten den Heiland nicht ruhig sterben lassen, flogen unablässig um ihn her und rieten: jiviva, jiviva! d. h. er lebt! er lebt! Jamals waren sie aber noch weit größer als jetzt. Da verfluchte sie der Herr und sprach: „Möget ihr ganz klein werden, euch nur von Brotsamen am Wege nähren, und mögen euch die Menschen verfolgen!“ Und so ist es von

da an gemorden. — Für die Willkür der beweglichen, schwankenden Volksüberlieferung findet sich auch in dieser Legenengruppe ein hübsches Beispiel. Die Schnäbel, die vorhin als teilnahmslos und als lästige Störer erschienen, werden umgekehrt auch als freundliche Helfer gedacht. In Russland gibt es die Sage, daß sie vor der Kreuzigung herbeikommen und die Nadel, die für die Genter bereit lagen, davon tragen. Allein die Sperlinge brachten sie wieder. Und als Christus am Kreuze litt, da riefen die Schnäbel: umher, umher! d. h. er ist tot!, denn sie wollten, daß man ihn nicht länger martere. Die Sperlinge dagegen schrien voll böser Absicht: jist jist! d. h. er lebt und kackelten seine Peiniger zu neuer Grausamkeit an. Darum, sagt das Volk, ist es Sünde, eine Schnabe zu töten, und ihr Axt bringt einen Haufe Glüd. Aber der Sperling ist ein unvollkommener Gast, und wenn er in die Hütte kommt, so ist er ein Verhote des Unglücks. Zur Strafe für seine Sünde sind seine Füße durch unsichtbare Ketten miteinander verbunden, und darum kann er nur hüpfen, aber nicht laufen. — Auch in Dänemark gilt die Schnabe als barmherzig. Sie rief, wie es heißt, sval ham! erfricht ihn! und ist wieder gefegnet; gleich ihr auch der Storch, der sich mit seinem ängstlichen Schrei: styrk ham! kätt ihn! den Lohn der Menschen verdient hat. Der Kiebig dagegen, der die Juden antwortete: pin ham; peinig ihn! ist auf ewig verflucht, er findet weder Axt noch Axt, und seine Eier werden ihm geraubt. — Ähnliches wird in Norwegen erzählt. — Die Eiter und das Kackelchen erscheinen in einer anmutigen französischen Legende als gegensätzliche Charaktere. Sie berichtet: Als der Heiland am Kreuze hing, kamen zwei Vögel geflogen und legten sich darauf. Der eine war die Eiter, die damals der allerhöchste Vogel war. Sie hatte eine Federkrone auf dem Kopf und einen Schwanz, der war so schön, wie der des Phäuen. Doch war sie leider so böse wie schön und wagte es, Christus am Kreuz zu verstopfen. Der andere Vogel war klein und hatte ein graues Federkleid, er näherte sich schüchtern dem Kreuzigen und ließ einige klagende Laute aus. Mit seinen Flügeln wuschte er die Tränen ab, die aus den Augen des Heilands fielen, mit seinem Schnabel jag er die Dornen heraus, die aus dem Heilands Stirn drückten. Da fiel von der Stirn ein Blutstropfen auf die Kelle des Vögels und farbte für immer sein beheldenes Federkleid. „Sei gefegnet!“ sagte Christus zu ihm, „weil du Mitleid hast mit meinen Schmerzen. Wo du hingest, wird dich Glück und Freude begleiten. Deine Eier sollen die Farben des Himmels haben, und du wirst der Gottesvogel, der Überbringer freudiger Nachrichten sein. Zu aber“, wandte er sich an die Eiter, „wirft ein verwundeter Vogel kein. Die Federkrone und die schönen Farben, mit denen du dich brütest und die du doch nicht verdienst, sollst du verlieren. Dein Gefieder soll die Farbe der Trauer und des Unglücks zeigen. Oeb, schlechter Vogel, so sehr du dich müßt, so wird dich der Regen vom Himmel stets dein Nest durchdränen.“ — Die Sage von dem mitleidigen Kackelchen, das sich der wunderte, ist wie in anderen Ländern so auch bei uns Deutschen weit verbreitet. Sie erweist sich einer Beliebtheit, deren sich unter allen Karfreitaglegenden nur noch eine rühmen darf, die von dem Kreuzschnabel, der die Nadel aus Christi Wunden entfernen wollte und sich dabei den Schnabel trumm bog. — Auf eine alte Volksmeinung, die einst allgemein für richtig galt — daß nämlich die Taube eine Galle habe —, ist eine pomerische Legende zurückzuführen. Am Karfreitag, so berichtet sie, floß dieses mitleidige Geschöpfchen am Kreuze vorbei, und als es den Dalder erblickte, ist ihm die Galle vor Nahrung gekloffen.

Auch andere Tiere erweisen sich barmherzig. Als die Spinne sah, daß die Glieder des sterbenden Heilands mit Fliegen bedekt waren, erbarmte sie sich seiner Qualen und machte sich daran, ein Netz um seine schmerzenden Füße zu ziehen. Nach dieser guten Tat zog sie sich an das Ende des Jähens zurück. Aber wie sie sich entsetzte, jehat sich plötzlich der Schatten des Kreuzes auf ihrem Körper ab, so wußte sie eine Wille, und seitdem hat die Gartenspinne bis heute ihr weißes Kreuz auf dem Rücken. — Nicht minder hat sich der Krebs verdient gemacht. Als er die Nadel erblickte, die für die Kreuzigung bestimmt waren, entwendete er einen und machte sich davon. Darum ist er — wie der Bulgare sagt — gefegnet und dient als Jaltenspeise. Diese Legende, die an die russische Erzählung von der nagehloedenen Schnalben erinnert, hat eine interessante Übertragung in Weißbulden erfahren. Es verlaudet nämlich — und zwar gleichfalls bei den Bulgaren — daß ein mitleidiger Wurd in der Nähe des

Kreuzes gestanden und die Vorbereitungen mit angehen habe. Er zählte: zwei Nägel für die Arme, zwei für die Füße und einen dritten, für die große, reine, edle Duldbereit! Und es ward ihm bitterlich wehe zu Sinn; er schlich hinzu und ergriff den Pergenal und steckte ihn ein. Nicht lange, so sollte das Werk beginnen, und man vermiste den Nagel. Sofort wurde befohlen, daß alle, die um das Kreuz standen, unterstüßt würden. Da ward ihm angst, und rasch entflohen steckte er den Nagel in den Mund und verschluckte ihn. Der aber blieb ihm in der Kehle sitzen und wurde zu dem, was wir jetzt Nabelstein nennen. Seitdem gibt es solche Keihen.

Welch herabste Gingabe an den Erlöser spricht aus dieser zwar fähnen, aber ehrlich gemeinten Volkserhebung! Bieviele redliche Religiosität steckt auch in so mancher anderen der genannten Legenden! Nirgends aber ist der Schmerz, der durch den Tod des Herrn gewedt wird, ergreifender dargestellt, als in solchen Legenden, in denen sich das Mitleid der Natur mit der Trauer der unglücklichen Maria vereinigt. Als die Freunde Jesu, so sagt man in Schiefen, den heiligen Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In diesem Schmerze saß sie da, die Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohne ins bleiche Antlitz, auf dem der saße Ead-in des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit ihr, deren Herz ein siebenaches Schmerz durchdrang. Die Birte besonders, unter der die Mutter Gottes saß, zogte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Äste und Zweige tief herabhängen bis auf den Leichnam des Erlösers. Seit jener Zeit gab Gott allen

Birten dieser Gattung das Merkmal, daß sie ihre Zweige zur Erde niederbeugen. Auch führen sie von da ab den Namen Trauerbirten. Selbst ein verdrehtes Tier wie die Gule findet in dieser Stunde das rechte Wort des Trostes. Mit ihrer freundlichen Rede verdient sie sich den Dank der Bergengen und erhält zum Lohn die Erlaubnis, sich von kleinen Vögeln zu nähren. Als Gegenstück dazu erscheint die Kröte. Sie sagt zur Mutter Gottes, auch ihr seien die Kinder genommen, aber sie flage nicht. Da wendet sich Maria mit Widerworten ab und verflucht das gefühllose Tier, es solle niemals verwelten, sondern verdrotet auf der Landstraße liegen bleiben.

So steht der Karfreitag mit Legenden umspannen in der Tradition der christlichen Völker. Und wer in diese verurtheilte Sagenwelt hinabsteigt, dem offenbart sich ein gutes Stück Geistesgeschichte des Menschen und eine Zeit, die reich an Poesie und reich an Glauben war. Aber mehr noch, diese Zeit war glücklich in ihrem Glauben. An der frommen Einfalt der Legende nagte der freisende Zweifel noch nicht. Und wir, die es so herrlich weit gebracht, müßten wir nicht die Hände austrecken nach dem verlorenen Gut? So kindlich diese Fabelien auch oft lingen mögen, können wir nicht daraus lernen, was uns not tut: den Glauben, der Berge verzieht, die Gottesfürchtigkeit, die allwege bekant: bei Gott ist kein Ding unmöglich? Steilab neben der Höhe, auf der wir stehen, klast die Tiefe, neben dem Segen der Kultur der Unwissen. Tuibe Karfreitagsgedanken! Aber getrollen wir uns der schlichen Hoffnung, die uns in den Ocker-glocken läutet! Diese Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

### Bücherbesprechungen.

— Der Welt Ursprung. Die Welt ohne Gott. Wer war Jesus? Brennende Fragen im Lichte der Ewigkeit. (Berte Folger) Beiträge, gehalten von Dr. A. H. Hunzinger, Kolaborator für innere Mission zu Rostock. Schwern i. Meckl., Fr. Bahn. 1. u. 20 S. — Der Verfasser hat schon drei Folgen solcher Frage-überbrennende Fragen veröffentlicht. Sie behandeln sittlich-soziale und religiöse Fragen. Dieses neueste Heft hat sich, megenst in seinem Hauptinhalt, der Metaphysik zugewandt, und wir dürfen wohl sagen, mit einem Erfolg, wie er wenigen Schriftstellern, die auf diesem Standpunkt stehen, beschieden ist. Der Verfasser versteht die schwere Kunst, erste wissenschaftliche Dinge in allgemein verständlicher Sprache zu behandeln. Kinder und völlig ungebildete Leute werden auch ihn nicht verfehen; aber nur einen einigermaßen bewußten Begriff verbindet mit Worten wie Erkenntnistheorie, Monismus, Dualismus, Idealismus und Ähnliches, also mit dem ganz regelmäßig im einfachen wissenschaftlichen Betrieb vorkommenden, der versteht ihn auch ohne weiteres. Der Verfasser sollte diese überaus seltene schöne Gabe der verständlichen Darlegung, die sich gelegentlich mit einem köstlichen Humor verbindet, noch weiter und eingehender ausbauen zu einem ganzen vollständigen Erkenntnistheorie. Vor der Hand haben wir uns an der vorliegenden Zeitung von Herzen erfreut, und wie groß die Freude war, kann nur der ermessen, der sich fortwährend durch ganze Stöße aus gut gemeinter Schriften hindurchzuarbeiten hat. Bieviele Gedrucktes läuft da mit unter, von namhaften Männern in besserer Absicht geschrieben, dem man wohl anmerkt, daß die Verfasser das Beste wollen, daß sie es aber nicht „von sich geben“ können! Wir brauchen zum Ruhme dieser Beiträge nichts weiter zu sagen, als daß sie den naturalistischen Atheismus und den idealistischen Pantheismus und den tatsächlichen Zustand der Welt ohne Gott vom christlichen Standpunkt aus in einer so klaren, klaren, angenehmen Artikulation behandeln wie etwa Bette, das aber der wissenschaftliche Wert der einzelnen Leistungen den der Betreffenden Schriften hoch überträgt. Ein vierter Vortrag behandelt die Frage: Wer war Jesus? ebenfalls einbringlich und überzeugend. B. K.

— Der Beweis des Glaubens. Monatschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von C. Föckler, ord. Prof. d. Theol. u. Greiswald, und F. O. Steude, Sem.-Dir., Lic. theol. u. Waldenburg, Sa. Mit Beihilfe: Theologischer Literatur-Vertrieb, herausgegeben von P. J. Jordan-Warendorf. Düren, H. C. Bertelsmann, Jährlich 8. u. — Von dieser Monatschrift ist uns das erste Heft des laufenden Jahresganges zugehandt worden. Es ist der 40. Band, den sie damit erreicht

hat, und wenn wir nicht irren, ist der ehrwürdige ersehnte Herausgeber von Anfang an beteiligt. Er ist ohne Zweifel einer der gelehrtesten unter den jetzt lebenden Theologen, und sein hohes Alter hindert ihn nicht, fortwährend im reichsten Maße literarisch tätig zu sein. Auch dieses Heft enthält einen Aufsatz von ihm und zwar über Tholud als Apologeten, in dem hauptsächlich seine beiden Gegenchriften gegen de Wettes „Theodor“ und gegen Strauß' Leben Jesu gewürdigt werden. Aber auch der andere Herausgeber, der sächsische Landmann, genießt einen bedeutenden Ruf als fundiger Sammler apologetischen Stoffes, ist also für die Tätigkeit an der Monatschrift hervorragend befähigt. Den besten Beweis dafür liefert sein Neujahrswort, der zum Kampfe auffordert, nämlich zum weiteren Kampfe gegen die materialistische Naturphilosophie, die in Ludenburgs viel besprochenem Vortrag nach längerem Schweigen wieder mächtig ihre Flügel erregt hat. Die in jenem Artikel gegebene Übersicht über den heutigen Stand der Apologetik und ihres Widerspruchs ist für die Zweck des Blattes ersäufend und lehrreich. Einer besonderen weiteren Empfehlung bedarf die altherbärmte Monatschrift kaum. H. K.

— Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag gehalten auf der Zweiten Göttinger Theologien-Konferenz am 9. Juni 1903 von D. Püßiger, Professor der Theologie in Halle. Berlin W 10, Reichs-Christl. Verlag. 75 S. — Wir haben diesen Vortrag schon bei der Anzeige über die Verhandlungen der genannten Konferenz als einen Hauptpunkt bezeichnet und seine große Bedeutung entsprechend hervorgehoben. So begreifen wir es im Namen vieler Leser, daß er jetzt auch allein für sich beschaft werden kann, und bemerken nur, daß hier in überzeugender Weise bewiesen wird, wie die paulinische Rechtfertigungslehre sich als die einzig folgerichtige Darstellung der Gottesstat erweist, die im Kreuzestode Christi laut besten eigenen Aussagen gegeben ist. Es ist die alte gesunde Lehre der lutherischen Kirche, die hier mit großer Kraft und Deutlichkeit vorgetragen wird, dem allgemeinen Inhalt nach ganz übereinstimmend mit dem, was Lippus in seinem ebenfalls genannten Vortrag über das Kreuz Christi ausgesprochen hat, aber mit dogmatischer Schärfe entwickelt und bei voller Gemeinverständlichkeit auf der Höhe wissenschaftlicher Klarheit stehend. Hier gilt wieder einmal das vielgebrauchte Gleichnis von dem erquickenden Trunk, der dem Durstenden bergeboten wird. B. K.

— In das Christentum Wahrheit? Eine Verteidigung des Christentums für das Volk. Von Wilhelm Stubemann, Pastor zu Wittenburg in Mecklenburg. Leipzig, H. O. Waldmann. 75 S., in Porten billiger. — Es ist ein treffliches Büchlein, das hier vorliegt. Es geht von einem Theologen aus, der der Naturwissenschaften mit Liebe und Eifer studiert und dabei seinen Glauben

nicht verloren, sondern gefestigt hat. Diese Kraft und Wärme der Überzeugung gibt seinen Worten allein schon hohen Wert. Aber die Worte sind auch selbst nach Sinn und Ausdruck wohl geeignet für den Zweck, dem sie dienen wollen. Der Verfasser weiß wohl, daß man mit solchen apologetischen Schriften keinen Glauben schaffen kann, wenn keiner da ist; aber er will christlichen Zweifeln Bestand leisten in ihrem Kampfe und vor allen gläubigen Christen, die Heftigkeit von ihrem Glauben zu geben haben, Klarheit der Erkenntnis und Übersicht über die hergebrachten Einwände gegen das Christentum ermöglichen. Deshalb beschäftigt sich seine Schrift mit den großen Hauptfragen, um die sich der Kampf hauptsächlich zu drehen pflegt, mit dem Gottesglauben im allgemeinen, mit der Bibel, mit der Persönlichkeit Jesu, mit der Naturwissenschaft und dem Leben nach dem Tode. Eine weitere Ausdehnung ist mit Recht vermieden worden, weil dadurch der Umfang des Büchleins zu sehr gemindert wäre und seine Erträglichkeit sich vermindert hätte. Was der Verfasser zu den erwähnten Punkten sagt, ist vollständig gesagt, deutlich und scharf ausgesprochen und gut begründet. Auch begegnet man bei ihm durchaus nicht bloß den oft gebrauchten Verweisgründen; er weiß manches beizubringen, was auch für gut geschulte Apologeten noch neu und überraschend ist. Seine Schrift kann namentlich dazu beitragen, bei vernünftigen Lesern einen vernünftigen Begriff von den sogenannten Ergebnissen der Wissenschaft in Sachen des Theismus und seiner deutschen Nachbildungen zu erzeugen.

B. K.

— **Tafel, L. Der Ursprung der heiligen Schrift** (Die Inspiration). Aus dem Normacischen überf. von H. Hansen, Pastor emer. in Floren. 160 S. Verlag von G. Ungleich, Leipzig. — Das Buch ist eine in positivem Sinne beantwortete Frage nach der Urfassung der Bibel. Es gibt zunächst einen recht guten Überblick über die verschiedene Stellung, die man in der alten Kirche, im Mittelalter, in der Reformationszeit, unter den Dogmatikern des 17. Jahrhunderts, im Protestantismus und im Rationalismus der heiligen Schrift gegenüber einnahm. Der Verfasser, welcher sein Buch denn gerichtet hat, „welche die Schrift betragen wollen, was es um die Schrift sei“, will vorurteillos prüfen und gelangt dabei, fern von dem überpannenden Begriff der Inspiration, zu dem Resultat, daß er Grundvollheiten in der Bibel findet, die wir nur durch Menschen übernommen haben, aber aus göttlicher Offenbarung, bei welcher der Geist Gottes so eingegriffen hat, daß nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte, sofern sie Träger der Gedanken sind, des heiligen Geistes Wert sind.

D. K.

— **Hahn, Eugen, Dr. phil., Pfarrer in Heilingen bei Erlangen. Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel.** 1. Heft: Die Bibel als Ganzes. 80 S., 2. Heft: Das Alte Testament. 80 S., 3. Heft: Das Neue Testament. 1. u. 2. Heft (das 4.: Geschichte Jesu und der ältesten Christen, erst im 1905 ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Verlag von J. G. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. — Das 1. Heft bringt kurze Ausführungen über Namen und Umfang, Sammlung und Einzelhaft, Handschriften und Übersetzungen der Bibel, denen eine biblische Kosmologie und Topographie sowie eine fargelagerte israelitisch-jüdische Geschichte bis zum Jahre 135 n. Chr. beigegeben ist, während das 2. und 3. Heft die Einleitungsfragen nach Inhalt und Entfaltung der beiden Testamente behandeln. Das Ganze ist für weite Kreise berechnet und will „die neuesten Resultate wissenschaftlicher Forschung popularisieren, dabei aber vermeiden, bloße Vermutungen als gesicherte Ergebnisse“ hinzustellen. Besonders soll das Hilfsbuch Lehrern an Mittel- und Volksschulen dienen und Studierenden überflüssiges Material vor dem Gramen bieten. Freilich müssen wir bemerken, daß wir die gerade für ein solches Werk nennenswerte Zurückhaltung und streng wissenschaftliche Objektivität vermist haben. Es ist von einem Standpunkte geschrieben, dem eine große Vorliebe für Negationen eigen ist. Selbst abgesehen davon, daß den messianischen Stellen des Alten Testaments eine wirkliche Beziehung auf den erwarteten Messias abgesprochen wird, so beibt auch vom Neuen Testament kein einziges echtes Evangelium; es ist danach in den Evangelien und der Apostelgeschichte Geschichte und Sage, Wahrheit und Fiktion vereint; von den Briefen werden nur der an die Römer, die beiden an die Korinther, der an die Galater, der an die Philipper, der erste an die Thessalonicher und der Brief an Philemon als echt angenommen. Ohne ins einzelne gehen zu können, sei nur erwähnt, daß J. B. die

Bemerkungen über „den Hohepriester des Jahres“ oder „die hundert Pfund Moe und Kräuter“ im Johannisevangelium nicht zu den kritischen Bedenken (vergl. in Bezug auf Joh. 19, 33 auch 2. Chron. 16, 14) oceanlassen konnten. Wir würden besonders bebauern, wenn Lehrer an Volks- und Mittelschulen nach diesem Hilfsbuch zu unterrichten anfangen wollten.

D. K.

— **Drei Bücher von der Kirche.** Den Freunden der lutherischen Kirche zur Überlegung und Besprechung dargeboten von Wilhelm Löbe, lutherischer Pfarrer. Bierter Abdruck. Gütersloh, G. Bertelsmann. I. u. 75 S. — Ende des Jahres 1844 hat Löbe dieses Büchlein ausgehen lassen. Es hat sich mittlerweile mehrfach geändert in der Auffassung von der Kirche, ihrem Wesen und ihren Aufgaben auch bei denen, die sich selbst noch als Genußgenossen des berühmten Mannes ansehen. Löbe will in jeder Beziehung die alte Lehre von der Kirche zur Darstellung bringen und kann damit nur die der altlutherischen Dogmatiker meinen, da man von einem förmlichen Lehrbegriff über die Kirche in unseren Bekenntnisschriften nicht wohl reden kann. Trotzdem weicht er beispielsweise in der Lehre von der Inspiration von jenen beträchtlich ab, hat auch in späteren Jahren selbst einen anderen Standpunkt eingenommen, als in diesem Bude. Das heißt aber nicht, daß das Buch veraltet sei oder in den großen Hauptfragen eine überwundene Anschauung darbiete. Deshalb tut die Verlagsabhandlung recht daran, es immer wieder aufleben zu lassen. Es ist nicht nur die schöne Beweiserung für die Kirche überhaupt und für die lutherische Kirche insbesondere, die seine Lesüre zu einer Erquickung macht; jeder Leser, der seine Kirche lieb hat, wird auch mit Freude die knappe und entscheidende Parierung der biblischen Grundfälle, die für das Wesen der Gemeinde und der Gemeinschaft gelten, in seinen Gedanken verfolgen.

B. K.

— **Rathjuss, v. D., Professor der prakt. Theologie in Greifswald, Handbuch des kirchlichen Unterrichts nach Ziel, Inhalt und Form.** 2. Teil: Die christliche Lehre nach Luthers kleinem Katechismus und 3. Teil: Das pädagogisch-bibeltische Verfahren. 171 und 37 S. 2.20 u., geb. 2.80 u. — 80 u., geb. 1.40 u. Leipzig, J. G. Hinrichsen's Buchhandlung. — Nachdem der Verfasser im ersten Teile seines Handbuchs das Ziel des kirchlichen Unterrichts oder die Konfirmation in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Gestaltung in der Gegenwart eingehender behandelt hat, geht er in den beiden nunmehr vorliegenden und seine gelehrte mit sehr praktischer Arbeit abschließenden Teile dieses Werkes zur Katechismuslehre und zum Unterrichtsverfahren über. Er will zwar keine Skizzen geben und diesem Unterrichts mit seinen Vorklären nicht das ihm eigentümliche selbständige Leben nehmen, aber dem Katecheten zu Hilfe kommen und Rufe und Anregungen geben. Er geht die Katechismusgrundsätze der Kirche nach durch; denn er ist kein Freund davon, den Gang des Unterrichts anders zu gestalten, als ihn der Katechismus in Geseh, Glaube, Gebet und Sakrament ordnet und vorschreibt. Die Sakramentslehre, besonders die Abendmahllehre, auf welche der Konfirmandenunterricht besonders vorbereiten hat, ist etwas kurz weggenommen. Der dritte Teil bringt wohl, indem er an den zweiten anknüpft, hier und da eine Wiederholung, wird aber besonders jüngeren Theologen nur von Nutzen und Segen sein können und sie vor manchem Mißgriff bewahren. Das Werk beruht auf längerer Erfahrung und darf zur geeigneten Benützung sehr empfohlen werden.

D. K.

— **Paul Karig, Pastor in Magdeburg, Komm und siehe es.** Bilder aus der Inneren Mission. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. 8°. 302 S. 1.25 u. — Nach einer Einleitung über den Namen und das Wesen der Inneren Mission, ihren Urheber und ihre Arbeiter im allgemeinen zeichnet der Verfasser uns mit gewandter Feder Lebensbilder und Arbeitsstätten des praktisch tätigen Christentums, indem er uns August Hermann Franke und seine Stiftungen, Johann Wieders und das Rauhe Haus, Kobelt und die Reichsteter Anstalten, Friedrich v. Bodelschwingh und die Bielefelder Einrichtungen, die Herbergen zur Heimat und die Arbeiterkolonien, Adolf Söder und die Berliner Stadtmission, Theodor Fiedner und die Kaiserwerther Diakonissenanstalten, die Trensplege und die Kräftepflanzung schildert. Das Buch ist nach den besten Quellen bearbeitet und darf besonders auch für Kirchen- und Vereinsbibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden.

D. K.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 48.

Sonnabend, den 22. April, abends.

1905.

## Frühlingsstimmen.

Der Venz ist angekommen! Schneeglöckchen haben ihn eingeläutet, die Weiden, die mit ihren schäfernen Blauaugen schon lange gar sehnsüchtig nach ihm ausschauten, grüßen ihn mit süßen Düften, und die Säger in Fied und Gait jubeln ihm in hellausjauchender Freude entgegen, allen voran die Sägerin des Frühlings, die Lerche. Die Schlußnote nach den heimischen Fluren lieft sie all den leichtfüßigen Gemolten weit voraus. Sobald die ersten lauen Venzestüfte wehten, lehrte sie jurad in die liebe, traute Primas, und als sie zum erstenmal emporstieg, über sich des Himmels Blau, unter sich der Fluren Grün, da kannte die Freude keine Grenzen, immer und immer wieder sang aus ihrem schmetternden, jauchenden Wirbel der Jubelruf heraus: „Ach, wo is dat schön! Schön is dat! Schön! Schön! Ach, wo is dat schön!“

Und jeden Tag und jede Stunde erfüllt nun ihr jubelnder Sang die blauen Fernen. Kaum zeigen sich in der Frühe des Morgens die ersten lichten Streifen am östlichen Himmel, so ertocht sie und grüßt mit ihrem Lied den jungen Tag. Höher und höher schwingt sie sich hinauf in den hohen Dom, als wollte sie sich geradewegs in den Himmel hineinbringen. „Mein Vater ist im Himmel, da wollt ich auch gern sein! Doch it's so weit, weit, weit!“ Erblickt sie beim Abwärtssteigen den die Fluren bestellenden Landmann, so fordert sie ihn durch ihr „Jubilier, jubilier, jubilier!“ auf, ebenfalls der Freude über das Nahen des Venzes Ausdruck zu geben. Freundslich begrüßt sie auch die schmuden Dörner: „Dat Winternüt, dat is ion nieblich Täutüch!“ Die Schwabe denkt allerdings etwas weniger optimistisch, wie aus einem Zwiegespräch, das man in der Altmatt belauschte, herorgeht. Auf das Loblied der Lerche

„Alle Jungfern sind schön-ne, sind schön-ne, sind schön-ne,  
Wenn i se seh, wenn i se seh, wenn i se seh,  
Wenn se int Fied gahn, wenn se int Fied gahn,  
Dann sind se schön-ne, dann sind se schön-ne, dann sind se schön-ne“

bemerkte die Schwabe:

„Wenn du sollt se sehen, wenn i se seh, wenn i se seh,  
Wenn se in de Rüche gahn, wenn se in de Rüche gahn,  
Un bim Pott (Topf) hobn, un bim Pott hobn,  
Dann sollt se sit wat ich so men.“

Das Lied des kleinen Frühlingsboten weckt natürlich jubelnden Widerhall, insbesondere bei den Vögeln, die den Winter über bei und bleiben und nicht selten schwer unter den Unlichkeiten der rauhen Jahreszeit zu leiden hatten. Fröhlich schmettert der Fink sein „Zint, Zint, Zint, Frühlings!“ in die Höhe. Wie ihm ist die Freude über den Beginn der schöneren Jahreszeit um so größer, als ja nun auch sein liebes Frauchen wiederkehrt, das den Warten, so leid es ihm auch tat, während der Wintermonate verlassen mußte. Groß ist die Freude des Wiedersehens, und seinen Augenblick mag der zärtliche Gatte sein Weibchen missen. Hat er es einmal aus den Augen verloren, so fragt er auch schon ängstlich: „Seh, seh, seh (ja), bist's mine Braut (Gretel) mit elain?“ Ein gefälliger Nachbar antwortet ihm dann wohl: „Gü, iah, iah! Da sit's im Wärdelstüß.“ Die kleinen finken Weiber sind auch ganz aus dem Häuschen, in ausgelassener Freude spielen sie „Berckelens“ und unermüdblich erndt ihr „Sipido, sipido, sipido“ aus Busch und Baum. Dem Bauern, der im tiefen Winterfeld durch den Wald läuft, rufen sie zu: „Zieh aus'n Pel! Zieh aus'n Pel! Zieh aus'n Pel!“ Der vorrückende Goldammer aber warnt: „'s is, 's is, 's is noch früh-hü!“ und auch der Dänfling meint: „Zit, Zit, Zit!“ „'s isch dünne Vit (Beuten) a wenigle z'rieck!“ Leider behalten sie kalt immer recht, denn der April bringt Sturm und Regen, ja Kälte und Schnee, und ärgerlich brummt der Bauer: „De Vert is'n Lort,

je dülle se s'chrit, je ärger! Init!“ Das geschwätige Weibchen läßt sich aber so schnell nicht aus der Fassung bringen, rasch ändert es sein kurzes Lied und singt nun: „Frid, dir'n Pel! Frid, dir'n Pel!“ Frid, dir'n Pel!“ und wenn der Bauer seiner Ängstlichkeit spottet, so warnt es: „Zieh dich vor! Zieh dich vor! Zieh dich vor!“ wobei es vom Rostschmäder unterstützt wird, das sein „Hüt, bid! Hüt, bid!“ ertönen läßt.

Blüdhilferneie sind es aber nur „schmächtige Schauer“, der junge Venz behauptet am Ende siegreich das Feld und schlägt den greisen Winter in die Flucht. Ist aber die Herrschaft des strengen Nachhers endgültig vorüber, so wird mancher der gesiederten Rächern ganz übermütig. Der Goldammer, der im Winter gar de- und wehmütig den Bauer hat: „Vein Bauer, lät mi in' Schön!“ oder auch: „Bauer, miet mich! Bauer, miet mich!“ erklärt jetzt böhnisch: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ Nun hält er sich für viel zu gut, Knechtsdienste zu verrichten. „Gül, ebl, ebl bin id!“ erklärt er und fordert wohl gar den Bauer auf, ihm dienstbar zu sein, wenigstens so all der über solchen Unbarm ergrünte Bauer gehört haben, daß der Vogel spottete: „Bauer, spann an und hilf mir zieh.“ Der Venz, der beim reiden Müller manches Körnchen Futter fand, geht sogar so weit, den so wie so nicht allzu guten Ruf des Müllers noch mehr zu gefährden: „Güi Dieb, Spigbue!“ ruft er, und die trechen Sperlinge, die im Winter mit kläglichem Stimmte baten: „Gib, gib, gib!“ schrien ebenfalls: „Dieb, Dieb, Dieb!“ Sie, die in ihrem kleinen Spagengrün noch nie über den Unterschied von Wein und Wein nachdachten, haben am allerwenigsten Ursache zu spotten, wenn der Müller ja einmal die beiden Begriffe ein wenig verwechselte. Und so schäme, wie sie es machen, ist es! Oeh weg, weg!“ und auch der Stieglitz ruft dem Spagen entrüftet zu: „Lüg' nit! Lüg' nit!“

Für den Landmann beginnt im Frühling die arbeitsreiche Zeit, Feld und Fied harren der Bestellung, und wenn er damit jagert, so erinnert ihn die muntere Blaumeise durch ihr eifriges „T'zit is do! T'zit is do!“ an seine Pflicht. Ährt er der mahnenden Stimme nicht, so läßt die Hausmeise ihr eindringliches „Spig die Schar, spig die Schar, in Ader fahr!“ hören, die Wadler aber läßt hinzu: „Werd den Knecht, werd die Waag, werd's Sped!“ Streut er die Körner aus das Feld, so erkundigt sich das neugierige Rostschmäder: „Bauer, sieh Haber? Bauer, sieh Haber?“ und der Goldammer bittet: „Baula, Baula (Blauerlein), höhe früh, iah früh, iah a Kernla für mich mit!“ Auch die Lerche hofft, daß von den reisenden Körnern ein oder das andere für sie abfallen wird:

Spig, pip, pip!

Karolen tip!

Dief de arme Vit (Ernte) of wat,

Zef of wat, ief of wat.

Wenden diese Vögelchen der Tätigkeit des Landmanns im Felde ihre besondere Aufmerksamkeit zu, so nimmt die Schwabe unigen Anteil an den Vorgängen in Haus und Hof. Dem faulen Bauernstrotz, der sich früh nur Schwärz aus den Federn finden kann, obgleich es natürlich nicht an Arbeit fehlt, ruft sie zu: „Mischel, Mischel, Mischel, heb auf, 's is heller, lichter Tag, 's is heller, lichter Tag!“ Ärgerlich ist sie auch über die am Brannen schmaugenden Frauen und Mädchen. „Die rätche un dälche, un wenn sie deintummen, iah niene se Fäntele Frit“, spottet sie im Pfah, und in der Schney meint sie in bezug auf die Frauen: „Brotzschell, zwaifschell, Zornn, g'föwätsches Müll und es dipel Öhrrn.“ In früheren Zeiten verrichtete immer großer Jubel bei jung und alt, wenn die Schwaben im Frühling

zurückkehrten. Der Zürmer ließ frohlockend ins Horn, wenn er die ersten Lenzeboten erblickte, hier und da wurde ihre Ankunft sogar von der Obrigkeit öffentlich bekannt gemacht, und in Weiskalen ging ihnen der Hausvater mit der ganzen Familie bis ans Holor entgegen. Dann wurde den lieben Ankommlingen feierlich die Scheune geöffnet, so daß sie nun gleich in alle Räume in Haus und Hof fliegen konnten. Hier saßen sie sich alles gar genau an und waren nicht wenig erstaunt über die Leere in Risten und Kisten. Deshalb versetzte auch der Volksmund ihr trauriges Gezwitsch in die Worte:

„To Johr, as id ful gen,  
Ardern alle Stoppn (Schuppen) un Sturen (Scheuern) duu;  
Nu, as id weer kom,  
Is alles verquidelt, verquaddelt,  
Vergeret un verleert.“

Oder:

„Wenn ich wegzieh, wenn ich wegzieh,  
Sind Riken und Kisten voll,  
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm,  
Ist alles vergeret.“

In diese oder ähnliche Deutungen des Schwalbengesanges hat Härdter gebacht, als er sein Schwalbenlied, diese unterthierliche Heimath- und Kintheilbegehr des deutschen Herzens, dichtete:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,  
Waren Risten und Kisten leer;  
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,  
Wor alles leer.

Einer unserer frühesten und unermüßlichsten Frühlingslänger ist der tongenante Fint. Dem Morgenmünder ruft er zu: „He-he, bist-bist scho wieder le fräijer?“ und den über Land Gehenden fragt er: „Wie mit? Die mit witt?“ (Wie mit wilst?) Weist dann das Weibchen baren: „Nid bejein, nid bejei! Wieder hei!“ so kann man nur gleich wieder umkehren, der Gang wäre doch ein vergeblicher. Das kleine kunstvolle Weibchen hat der muntere Sängler wohl verborgen, und spottend ruft er dem Knaben zu: „Wenn du mein Weib fündst, wilst i dir e Krü-zerle (Kreuzer) gean!“ Wie alle echten

Rustantenteilen liebt er einen guten Tropfen, und oft fragt er seinen Vetter, den Blausint: „Fris, Fris, wilst du mit zu Weine gehn?“ Dieser ist auch meist bereit, aber im Krug zum grünen Joviger“ sind schon andere durstige Gäste gewesen und haben so wader geacht, daß kein Tröpfchen des edlen Nebelalles mehr zu haben ist. Doch deshalb keine Verlegenheit. „Der Wein ist aus, wir jassen Bier, Bier, Bier, Bier!“ meint der Blausint. Ganz damit einverstanden flöset der eben eingetroffene Pörol: „Bier hol! Bier hol!“ und die Singdroffel oder Pöpe unterläßt keine Aufforderung durch ihr: „David, David, drei Kösel für eine Kanne!“ Nun hebt ein fröhliches Pokulieren an, und ein über das andere Mal ruft die Pöpe: „Prost! Prost! Ganz David, Kuhbid!“ Dann aber mahnt der Pörol: „Dast gefault, bezahls auch.“ Davon will nun freilich die Droffel nichts wissen: „Kredit! Kredit!“ ruft sie. Ganz enttäuscht über dies lärmende Treiben läßt der Wiebehopf sein: „U, up!“ (Auf, auf!) hören, aber die Stimme des Mägdeleitsapostels überbört der Ruf des Pörols, der noch lauze nicht genug hat und die Lösung ausgibt: „Bier holn, Bier holn, auslaufen, mehr holn!“

Der Wiebehopf soll früher ein Hirt gewesen sein, der seine Herde auf steinig's Land trieb, damit sie nicht mutwillig umherlaufe und er um so mehr Ruhe beim Fütten habe. Die Tiere magerten aber infolge dessen so ab, daß sie sich nicht mehr vom Boden aufrichten konnten. Zur Strafe in einen Wiebehopf verwandelt, muß er nun auf ewig: „U, up!“ rufen. Jören die niederdeutschen Bauern im Frühling seinen Ruf, so öffnen sie die Stalltüren, um das Vieh auf die Weide zu lassen, den Mägden aber, die in früheren Zeiten während der Wintermonate fleißig spannen, war der Ruf eine Mahnung, die noch vorhandenen Flachsporräte geschwind aufzuarbeiten, denn nun nahm je bald die Feldarbeit ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch. Gärten sie im Winter den Hasen dünn und sein vom Boden gezogen, so ließen sie jetzt den Flachs durch die Finger laufen, gab ihnen doch die Weide den guten Rat: „Spin die, spin die, all Tage drei Stüde.“ Aber auch wir wollen uns des Wiebehopfs: „Auf, auf!“ zu Gemüte ziehen. „Die Fenster auf, die Herzen auf!“ und hinaus in die grünenen Fluren, in den knospenden Wald. Der Lenz ist angekommen! —gk.

### Bücherbesprechungen.

— Zu König Georgs Gedächtnis. Ein Abriß seines Lebens von Prof. Dr. Konr. Sturmhöfel. Dresden 1905. Wilh. Baensch, Verlagshandlung. Mit einem Bildnis. Preis 1,50 M. — Der bekannte Leipziger Geschichtsschreiber hat in diesem kurzen Abriß des Lebens des hochseligen Königs ein treffendes Bild dieses edlen Menschen, Fürsten und Feldherrn gegeben. Die Schrift ist von warmem dynastischen und patriotischen Gefühl eingeben und beleuchtet den gebiegenen, ersten Charakter des Königs Georg recht scharf und wahr, sie ist knapp aber doch erschöpfend. Es hat uns besonders wohlgefallen, daß der Verfasser das entscheidende Auftreten des Königs Johann im Frühjahr 1859 hervorgehoben und den Brief des Königs Johann vom Mai 1859 an den Prinzen Wilhelm von Preußen angeführt, überhaupt auf die deutsche Sentiment der Weltener hingewiesen hat. Zur Charakterisierung des Königs Georg möchten wir bemerken, daß dieser Fürst allerdings durchaus schlicht und zurückhaltend war, aber doch ein hohes Standes- und Selbstbewußtsein besaß und von seiner und seines Hauses und Stammes Würde voll durchdrungen war. Einige Irrtümer möchten wir berichtigen. S. 41. Prinz Friedrich August, des jetzigen Königs Majestät, wurde nicht am 24. Mai, sondern am 25. Mai 1865 geboren. König Georg machte für sich als Prinz keinen besonderen Aufwand, jedoch war sein Palais auf der Lange Straße bei seiner Vermählung durchaus fürstlich eingerichtet, das Bourbonet der Prinzessin künstlerisch ausgestaltet, die Möbel und Tücher waren in buntfarbiger Holzintaria gehalten. Die Beschreibung des Arbeitszimmers des Prinzen entspricht nicht der Wirklichkeit, weder der Flagel stand in demselben, noch der Nähstich der Prinzessin. In der Mitte stand ein großer Tisch von Büchern, Berken, Wappen u. dergl. Der Prinz spielte und sang meistens im Salon seiner Gemahlin. Wenn S. 39 gesagt ist, daß die Prinzessin nicht musikalisch ausübend gewesen sei, so muß dem widersprochen werden. Sie hatte nach ihrer Vermählung noch mehrere Jahre Klavierunterricht bei Professor Graichen, da sie sich aber mehr der Malerei zuwandte, so pflegte sie dann diese Kunst nicht

weiter. S. 70. Erzherzog Otto führt nicht den Namen Österreich, dieser Beiname ist nur dem Erzherzog Franz Joseph verliehen, als Erben des großen Vermögens der Erbe. Warum ist mit diesem Wort der Bemählung der Schwester des Königs-Prinzes Elisabeth, mit dem Herzog von Genoa gebacht? Wir wünschen dem kleinen Heft recht weite Verbreitung. Es verdient sie in höherem Grade. —r.

— Krientalatlas. Krientalatlas zu 32 Ähren der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen von Stephan Reule v. Strabonitz, Dr. ur. utr. und Dr. phil., auswärtigem Mitgliede usw. usw. Berlin, J. A. Starogard, 1898 bis 1904. Quer-Format. XVII S. u. 81 Tafeln. 20 Bieferungen. Preis 24 M. — Wegen des starken Mißbrauchs, der damit getrieben zu werden pflegt, gebrauche ich das Wort „monumental“ nicht gern, aber hier ist es völlig am Plage. Eine Nielsengabe war es, die sich Reule v. Strabonitz gestellt hatte, und mit einer wirklich seltenen Fähigkeit hat er sie im September vergangenen Jahre glücklich zu Ende geführt. Zu dieser Leistung muß man ihn aufrichtig beglückwünschen. Was will denn eigentlich das große Werk? Sein Verfasser ist ein überzeugter Anhänger der Ansicht, daß der Grundriß der Ebenbürtigkeit, der bisher einen teils hausherrlichen, teils deutsch-gemeinrechtlichen Charakter hatte, im Begriffe steht, innerhalb des Kreises der römisch-katholischen und evangelischen regierenden Häuser Europas (einschließlich derer von Rußland, Oriedenland, Rumänien und Bulgarien, deren Staatsoberhäupter wegen ihrer Herkunft in demselben Kreis gehören) allgemeine Rechtsüberzeugung und damit ein Bestandteil des Völkerechts zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Anzeichen deutlich darauf hinweisen, dem je tatsächlicher so. Dann aber wird gerade Reules „Atlas“ eine systematische Verengung außerordentlich lohnen. Er bringt nämlich die Ähren künftlicher eben bezeichneten Herrscher und ihrer Gemahlinnen rückwärts — also nach einem Verschwinden, das dem bei der Aufstellung von Stammnamen üblichen völlig entgegengesetzt ist — hinaus bis zu den Urrurur-Großeltern. Zunächst sollte man meinen: daß sei doch wohl keine allzu bedeutende Arbeit gewesen, für jeden regierenden Fürsten oder seine

Gemachlin die verlangten 62 Ämner aufzustellen. Und dennoch! Ganz abgesehen davon, daß sich Refale in keinem Falle damit begnügt hat, ältere Jahrgänge des „Gespa“ usw. einfach auszuscheiden (überall ist er vielmehr auf die jeweils besten Quellen zurückgegangen), so hat hier und da selbst seine ausbauende und unermüdete Forchtätigkeit schließlich doch vor einem Rästel stehen bleiben müssen, das sich nicht lösen ließ; die vor kaum 200 Jahren erfolgte Blumtuchung ist nicht mehr bloßzulegen. Man wende nicht ein, daß alles habe ja keinen praktischen Hintergrund. Das wäre eine recht oberflächliche Anschauung. Ich will nur eins herausgreifen, was für zu widerlegen geeignet ist. In immer weiteren Kreisen, die mit dem städtischen Leben die engste Fühlung haben, macht sich die Überzeugung geltend, daß für die Aufbesserung oder Reinerhaltung unserer Rasse mehr gethan müßte als bisher. Diefem Bedürfnisse verdanken wir das Ploeghe Racio für Rassen- und Gesellschafts-Biologie; und eine ganze Anzahl anderer literarischer Erscheinungen von Gobineau bis auf Chamberlain und Driedmans quält sich mit dem schwierigen Begriff und Probleme der Rasse ab. Alle diese an sich recht gut gemeinten Untersuchungen werden so lange im Dunkeln tappen, bis wir nicht gelernt haben, aber unsere Voreltern genauere Auskunft zu geben, als dies noch heute in den meisten Fällen möglich ist. Der Bevölkerungsstatistik treibt oder ähnlich gerichteten Vorkerbungen bulbig, kommt ja, will er wirklich die auf diesem Felde sich abspielenden Wandlungen scharf erkennen, ohne ein intensives Studium von Stammbäumen und Kinetikeln gar nicht aus; verzichtet er kurzerhand darauf, dann kann man seinen Aufstellungen und Behauptungen nur den Wert von Broten zubilligen, die jeglicher Verbindlichkeit fast sind. Auch die vielen Fragen, die Dittler Lorenz in seinem Verbruche der gesamten wissenschaftlichen Genealogie (1898) angeknüpft hat und die außer der Statistik auch die Psychologie, Psychologie und Physiatrie, Ererbungslehre und Gesellschaftstheorie sehr nahe angehen, lassen sich nur dann einmündig lösen, wenn sich solche freigelegten Nachforschungen, wie sie uns eben Refale vorgelegt hat, ungeachtetmal wiederholt haben werden. Der Sinn dafür jedoch ist in unserm Volke vorwiegend nur äußerst mangelhaft entwickelt. Es gibt sehr zu denken, was nützlich in den Grenzboten (Nr. 4 vom 26. Jan.) eine Lehrerin beichtete: „Der Großvater ist den meisten Kindern schon unbekannt; von einem Großvater haben sie nie etwas gehört. Unser Volk hat eben nur die engste Familie: Vater, Mutter und Kinder.“ Auf diesem Gebiet ist also noch sehr, sehr vieles zu tun und zu leisten. Aber Anfang ist schwer. Freuen wir uns, daß er in einer so würdigen und vielschreibenden, vermöge einer peinlich gewissenhaften Regelmäßigkeit doch wiederbaren Form greifbar vor uns liegt! Materiellen Gewinn wird der Verfasser auch dann noch nicht haben, wenn die ganze Auflage abgesetzt sein wird. Aber das Bewußtsein, etwas geschaffen zu haben, das — ich sage nicht zwei! — den wärmsten Dank des ganzen deutschen Volkes herausfordert, dies schöne Gefühl mag ihn und seine Mitarbeiter für die aufgemachte unglückliche Mühe in idealer Weise reize entschädigen. Ht.

— Wappen-Fibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln im Auftrage des Reichs Heraldiker herausgegeben von Ad. Hildebrandt. Mit 28 Illustrationen und 4 Tafeln. 6. Aufl. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller. 1906. 66 S. 8°. 1,50 Mk. — Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen des erhaltenden geschichtlichen Sinnes weiter Kreise und des zunehmenden Eifers, mit dem die familien-geschichtlichen Studien betrieben werden, daß ein heraldisches Handbühlchen bereits in 6. Aufl. erscheint. Durch den als eintigen Heraldiker und Genealogen bekannten Grafen K. v. Leiningen-Westerburg war im Verein Herold die Idee angelegt worden, ein kleines Werkchen erscheinen zu lassen, welches in färgelster Form eine Zusammenstellung der wichtigsten heraldischen Regeln, sowie der am häufigsten vorkommenden Verträge folgen sollte. Es konnte keine geeignete Kraft zur Ausführung dieses Gedankens gemonnen werden als der allbekannte Altmeister auf dem Gebiete der Heraldik Prof. Hildebrandt in Berlin, der auch weiteren Kreisen durch die katilische Reihe seiner höchst diegenen wissenschaftlichen Werke über Heraldik, namentlich durch seine Mitarbeit am „Großen Siebmacher“ auf das vorzuzugsweise bekannt geworden ist. Es hat sich auch bei dieser Wappen-Fibel bewährt, daß zu einem knappen Handbuch einer Wissenschaft am besten eine hervorragende Autorität, die das ganze Gebiet völlig beherrscht, als Verfasser gewählt wird. Auf solche Weise läßt es sich erzielen, daß, wie im Wertigen Hilde-

brandts, Auswahl und Anordnung des Stoffes und die Darstellung im einzelnen ganz auf der Höhe der Zeit steht. Der Unterzeichnete muß dem vorerfüllten Buhlein die allerwichtigste Verbreitung wünschen; er hat nur wenig im Interesse einer siebenten Auflage dem Herrn Verfasser anbeizugaben: Unter den Vereinen für Heraldik und Familienkunde fehlt S. 65 der „Roland“, Verein zur Förderung der Stammtunde (Korrespondenz für ganz Deutschland Hr. Prof. Dr. Unbeheld in Dresden), dessen Mitgliedsverzeichnis nach dem Bestand vom 1. Januar 1905 118 Seiten umfaßt; im Verzeichnis der heraldischen Zeitschriften fehlen Seite 64 Bellers Archiv für Stamm- und Wappentunde (Herr. Vogt, Papiermühle bei Koda, S. M.) und das Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Epigraphik, Witau, seit 1901. Seite 65 war auch genügender Raum, Köhners Zeitschrift für Münzen, Siegel- und Wappentunde, Berlin, 1841 ff., Le Hérault d'armes, revue internationale d'histoire et d'archéologie herald., Bruxelles 1869 ff. und die Heraldie-Bibliothek, Tijdschrift voor wapen-, geslacht-, zegel- en penningkunde, herausg. v. J. B. Rietlaaf, Haag 1872 ff. zu erwähnen. Die Festigung von „Urabel“ Seite 54 ist nicht richtig, weil auf benigigen Dittleren erlesenen Abel, der auf bürgerliche Familien des Mittelalters zurückgeht, amwenbbar; in einer neuen Auflage dürfte es sich empfehlen, in dem einschlagenden Artikel gewisse Begriffe eine etwas ausführlichere Behandlung zuteil werden zu lassen. Es wäre zur Vermehrung von Mißverständnissen erwünscht, wenn dabei nicht unerwähnt bliebe, daß die Aufbesserungsvorbereitung zu dem schließlichen Geleg vom 19. Sept. 1902 für den Urabel außer dem Filialionsbeweis den Nachweis verlangt, daß ein Träger des adligen Namens spätestens um die Mitte des 14. Jahrhunderts vorhanden war. Unter „Adelsbrief“ Seite 1 empfiehlt sich zur Begründung der ungläubigstigen der historischen und genealogischen Angaben in Diplomen der Hinweis darauf, daß die Kaiserl. Kasse in Wien die familien-geschichtlichen Daten aus dem Vererbungsbüchern ungeprüft übernahm. Eine kleine Erweiterung von Hildebrandts trefflichem Buche, dessen hoher Wert durch diese wenigen und geringfügigen Ausstellungen keineswegs irgendwie in Frage gestellt wird, würde ihm zum Vorteil gereichen. Insbesondere möchte ich die Herausgebung einiger Hauptstücke der Heraldik der Reichshauptstadt Deutschlands, namentlich der im Osten Deutschlands sehr zahlreich vertretenen polnischen Heraldik empfehlen. Erweiterungen des Artikels „Grabdenkmäler“ mit Bezug auf mehr als 4 Wappen- und „Freier“ mit Angabe der verschiedenen Arten von Freiheiten unter Anfügung der wichtigsten einschlagenden Literatur erscheinen aus nachliegenden Gründen praktisch. Warum Seite 41 die Anrede „Hoch- und Wohlgeborner“ für Freiherren weggelassen ist, nachdem unmittelbar vorher die Anrede „Hochgeboren“ für Grafen verzeichnet ist, bleibt unerfindlich. Dem Verzeichnis guter Wappen-Maler und -Zeichner Seite 61 f. fügen wir für das Königreich Sachsen hinzu: Oberlithograph Lehmann-Dresden, Jollenstraße 14. Die allgemein verständliche Wappen-Fibel Hildebrandts muß um so mehr empfohlen werden, als über Wappentunde im großen Publikum selbst bei Gebildeten, noch die sonderbarsten Begriffe herrschen. Die Heraldik ist kein müßiger Zeitvertreib, sondern eine ernste Wissenschaft, die von ihren Jüngern ein jahrelanges, angestrengtes Studium verlangt. Das vielfach verbreitete Vorurteil, als ob die Wappentunde nur eine Beschäftigung für Mägde sei und keinen anderen Zweck verfolge als die Begünstigung sogenannter „feudaler Lehnzonen“, wird am besten durch die Tatsache widerlegt, daß bedeutende Vertreter der heraldischen Wissenschaft bürgerliche waren und noch sind. Zu wech lächerlichen Folgen es führt, wenn große Meister es für unmöglich halten, sich um Heraldik zu kümmern, dafür führt Hildebrandt Seite 61 eine Reihe von Beispielen an, besonders öffentliche Gebäude. Zwei Beispiele mögen sich leider leicht vermehren. Die Forderung, welche in neuester Zeit besonders Kammerherr Dr. Kefale v. Strabonitz wiederholt gestellt hat, daß auf unseren Hochschulen, wie früher, so auch in Zukunft wieder Heraldik gelehrt werde, ist gut begründet. Die theoretische Heraldik ist in Hildebrandts Wappen-Fibel prinzipiell ferngehalten. Um so besser ist der verfügbare Raum für praktische Heraldik und einige Fragen der Genealogie ausgenutzt. Diese Wappen-Fibel wird auch in dieser ihrer neuesten Form der Periodik stets immer mehr Freunde zuführen; sie sei allen Freunden einer geschichtlichen Betrachtung und nicht zum wenigsten auch unseren Architekten auf das wärmste empfohlen. Eduard Hendenreich.

— Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Neue Folge 8, 1905. Die Besinnahme Baden's durch die Römer. Von Ernst Fabricius. Mit einer Karte. Heidelberg, Carl Winter, 1905. 88 S.; 8". Preis: 1,20 M. — Kaum hatte ich auf dem biblischen Umschlage den Namen „Fabricius“ gelesen, da mocht' ich wie die Frauen beim Romanlesen: ich schlug das Ende der Schrift auf; aber nicht, um zu sehen, ob sie sich frügen, sondern ob noch etwas dahinter liege. Und richtig! Rein „Fabricius“ ohne Karte! Tatsächlich auch diesmal wieder eine Meisterleistung. Umgefaßt 24 cm breit und 35 cm hoch, gibt sie im Maßstabe von 1 : 1 000 000, also bebautet über Baden hinausextendierend (sie erstreckt sich von Rheinbrühl und Wieseln im Norden bis zu Wimblich und Breggen im Süden, d. h. von den Albien und Oberrhein bis zu den Helvetiern und Rhaetern), eine grobkörnige Ubersicht über die Besinnahme des oberen und mittleren Rheins und seines östlichen Vorlandes durch die Römer. Der Text ist ihr durchaus ebenbürtig. In fasslicher Darstellung, der man die Mühe der Fortdichtung gar nicht anmerkt, führt sie uns jene Besinnung vor von den Tagen Cäsars an bis auf Antoninus Pius. Die beste neuere Times-Schrift, die wir haben. Ht.

— Bonaparte, Baron und die Dritten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon von Paul Holzhausen. Frankfurt a. M., Moriz Dietzverlag. XI, 341 S.; 8". Preis 6 M. — Wir Deutschen arbeiten durcheinandlich nicht wenig; und so ist im Laufe der Zeit aus Ausländern so oft und so wichtig anerkannt worden, daß die Unsternrennlichkeit von Fleiß und deutschem Gelehrtentum uns einladig zum Ariem geworden ist. Nach dieser schließlichen Einleitung wird jeder den Grad meiner Verwunderung ermessen können, wenn ich sage: Holzhausens neuestes Napoleonbuch übertrug in entsagungsvoller Kleinarbeit, die dabei doch nie das höhere Endziel aus den Augen verliert, die schönsten Blicke von hundert überaus gelahrten Zeitgenossen um Haupteslänge. Schlichterdinge stolosal. Und dabei — abgesehen von 3% Bogen Anmerkungen und ¼ Bogen Register — durchaus lesbar: wahrhaftig keine seine Kunst! Der Schriftsteller ist bescheiden genug, als Vorgänger auf dem begrifflichweise noch von sehr wenigen bespätigten Felde der Stimmungsgeistesforschung den Leipziger Geschichtsprofessor Waldemar Bendt ausdrücklich namhaft zu machen; nun, er mag damit recht haben. Aber so viel sieht ebenfalls fest: unter den Lebenden gibt es niemand, der in der Literatur des 19. Jahrhunderts das durch die Jahre 1789 und 1821 begrenzt wird, so zu Hause wäre, der ihre geheimsten Ecken und Winkel mit solchem Erfolge gründlichst durchforscht hätte, wie der Bonner Napoleon- und Kriegsfreund. Diesmal hat er sich darauf beschränkt, jene drei Jahrzehnte in inimitischer englischer Beleuchtung bloß zu legen. Aus jeder Zeile kann man lernen. Gelesen nur zu! Ht.

— Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch von Adalbert Wahl. Erster Band. Tübingen, J. G. B. Mohr (Paul Siebeck). XVI, 370 S.; 8". Preis 7 M. — Dr. Ad. Wahl ist ein gar freier Herr. Wer da weiß, wie peinlich ich mich vor literarischen Fehden in Acht zu nehmen pflege — seit 54 Jahren schon weißt ja der Starke gern einen Schritt zurück —, wird den Grad meiner Freude darüber, daß ich das vorliegende Buch im ganzen nur loben kann, richtig ermessen. Das Wahl der berufene Mann ist, die Genesis der großen Revolution entgegen der namentlich vom gegenwärtigen Frankreich zum Dogma erhobenen Selbstschamtheit endlich mal ganz klar zu stellen, hatten schon Anfang 1901 keine „Studien“ (vgl. Wfl. Beil. Nr. 26 vom 2. März 1901) vorhergeht: er läßt sich von keiner Autorität gefangen nehmen, sondern arbeitet auf den Quellen heraus. Einleitend schildert er den Staat Ludwigs XV., da sich hieraus erst die rechte Beurteilung der Regierung seines unglücklichen Nachfolgers ergibt. Diefelbe selbst wird heute bis zum Jahr 1786 vortrefflich in allen einzelnen Betätigungen und Experimenten. Der zweite Band wird dann — hoffentlich in nicht allfernher Zeit — die Darstellung der Ereignisse bis zum Zusammenritte der Generalstände fortsetzen. Interessant erscheint mir vor allem zweierlei: erstens die ziemlich weitgehende, mir persönlich fast wechselliebende Bemerkung der Leistung Hipp. Taine's, der allerdings u. a. den methodisch groben Verstoß begangen hat, daß Ancien Régime unter Ludwig XIV.—XVI. nicht zu ein sich doch aus fortentwickelndes, sondern von A bis Z fast gleichzeitiger Zeitalter zu

behandeln; und dann die gut begründete Meinung, daß die außerordentlichen Unterlassungsünden und offenbaren Fehler bis 1786 nicht notwendigweise den Umsturz hätten heraufbeschwören müssen, sondern daß daran lediglich die Höhe von 1787 bis Anfang 1789 schuld sein. Jedenfalls ein Ergebnis, das zum Nachdenken anläßt. Ht.

— Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition. Von Hermann Hüffer. I. Band. Mit Plänen der Schlachtfelder von Stodach, Cassano, an der Trebbia und Nova. Göttingen, Fr. Andr. Perthes. Broch. 10 M. — Der durch seine früheren Veröffentlichungen aus der Zeit der französischen Revolution bereits rühmlichst bekannte Herr Hüffer, Prof. Hüffer, liefert mit dem vorliegenden Werke einen neuen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Jahres 1799; wertvoll besonders durch die überaus ausgebreiteten und sorgfältigen Quellenstudien des Verfassers, die eine lange Reihe von Jahren in Anspruch genommen haben. In erster Linie für den Gelehrten von Fach bestimmt, bringt das Buch viele bisher noch nicht völlig gelöste historische Probleme zum endgültigen Abschluß, wie den vorklimmatischen Maffatler Gesandtenmord, die Geschichte der Reaktion in Neapel, die Bedeutung der Mailerstrategie für die große Politik. Aber auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten wird das Buch tiefen Eingang finden, das sich außer durch seinen rein wissenschaftlichen Wert durch eine sehr klare und lebensvolle Darstellung auszeichnet. H. St.

— Neun Jahre der Erinnerungen eines Österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Von Graf Joseph Alexander v. Hübnern. Zweiter Band. Berlin, Gebr. Bornemann, III, 277 S.; 8". — Der zweite Band stellt dem Leser noch mehr als der erste; er reicht ja vom Jan. 1857 bis zum 4. Mai 1859, umfaßt also jene folgenschweren Jahre, wo Napoleon III. die Vorherrschaft Italiens spielte. Man merkt es, wie Baron Hübnern auf dem diplomatischen Boden, der so schürftig sein soll, immer sicherer geworden ist; bezeichnend ist in diesem Zusammenhang die Offenheit der Tagebuchbemerkung vom 28. Aug. 1857: „Meine Berichte der 1850 wieder durchgesehen. Sie misfallen mir sehr.“ Und öfter als im I. Bande muß man die Urteile des Schrifters für durchaus treffend erachten; ein meiner Ansicht nach geradezu glänzendes Beispiel hierfür ist die seine Charakterisierung des französischen Kaisers auf S. 17 f., S. 91 ff. und S. 223 f. So kommt man ungewogen bald zu dem Eindrucke, daß bei den mannigfachen Meinungsverschiedenheiten zwischen Hübnern und dem damaligen österreichischen Minister des Äußern dem Grafen Karl Ferd. v. Salschauenheim der Vorwurf der Kurzsichtigkeit wirklich in den weitesten meinen Fällen auf Vollhalt. Aber die Kaiserin Eugénie und ihren aktiven Anteil an der französischen Politik finden sich (so namentlich aus Anlaß des Orsinotentates, S. 55—57) Mitteilungen, die wegen ihrer unglücklichen Unmittelbarkeit geeignet erscheinen, Sabels Beredsamigkeit einigermaßen zu erhitzen. Kurz, im großen ganzen zwar keine aufregenden Enthüllungen, aber interessante Streif- und Blicke über (Neujahrstempeln 1859 und vieles andere) in Höhe und Tiefe. Zum guten Schluß eine topographische Anmerkung: Die böhmische Familie, der u. a. der bekannte liberale Minister des Äußern (1855—57) entstammt, schreibt sich „Wilan XIII.“ Ht.

— Das Deutsche Große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870—71. Von Dr. Wilhelm Buhle, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., 1905. I, 82 S.; 8". Preis: 2 M. — In der Wfl. Beil. Nr. 62 vom 25. Mai 1899 habe ich Blumes „Beschreibung von Paris“ angezeigt dürfen. Daran möchte ich heute hier anknüpfen. Außerdem muß ich der Kürze halber auf meinen Artikel „Im Mitabellgeschosse“ verweisen, weil ich in diesem Bericht über den Salzburger Historiker („Das Freie Wort“ IV, 15, S. 581 ff.) Buhles großen öffentlichen Vortrag, der sich nun als einen Auszug aus dem vorliegenden Schrift darstellt, gebührend hervorzuheben habe. Die Launestien'sche wirdlich auffallend guten, vornehm kritischen Auseinandersetzung liegt wohl in dem Sage (S. 57): „Mollats Schuld an dem Konflikt lag im Zunehmen des Juviers bei Bismarck und Non.“ Dies durchaus begründete Urteil wird sich schwerlich umwerten lassen. Ht.



## Eine Pilgerfahrt nach Stratford am Avon.

Von Dr. Steinbach.

Eine weihevollere Stimmung umgibt den Reisenden, wenn er den Ort betritt, den ein großer Dichter seine Heimat nennt. Ähnlich erregt es mir, als ich nach Stratford am Avon kam. Man fühlt sich Shakespeares nahe, der hier geboren und gestorben ist und an dessen Namen die Tradition des Landstädtchens nicht zu rütteln wagt.

Im Hotel zum „Roten Herde“ war ich abgetrieben, demselben, wo vor fast 100 Jahren W. Irving seine durch schriftlichen Stil ausgezeichnete Skizze „Stratford am Avon“ schrieb. Noch heute zeigt man den Sessel, in dem er saß und das Eisen, mit dem er in Gedanken verortet, das Feuer schürte, als „Geoffrey Cragon's throne and sceptre“. Wunders hat sich niemand in dem ruhigen Städtchen verändert, selbst die Gassen der Shakespeareverehrung sind zum Teil nicht mehr in genau demselben Zustande, wie Irving sie gesehen hat. Daher verlohnt es sich wohl, die Eindrücke niederzuschreiben, die der Reisende des 20. Jahrhunderts von Stratford empfängt, zumal, wenn er aus Zeitschuld kommt, das von jeder Shakespeare fast als einen Nationaldichter anzusehen gemohnt gewesen ist.

Im „Roten Herde“ wohnen außer mir fast nur Landkneute Irlands, die aus dem gleichen Grunde wie ich hierher gekommen waren. Die Amerikaner bilden neben den Engländern den größten Teil der Besucher Stratfords, die jährlich über 30000 ausmachen, während Tausende seltener dahin kommen. Ihrer Verehrung des Dichters haben die Amerikaner auch durch Schenkungen Ausdruck gegeben, indem sie einen „Fountain and Clock Tower“, eine Art Biertrunnen in der Boothstr. errichteten und zwei bemalte Fenster in der Treifaltigkeitstraße hinstellten, von denen freilich das eine noch nicht bezahlet ist, wie ein in der Kirche selbst ausliegendes Büchelchen um wilde Gaben belegt.

Da ich gegen Abend angekommen war, benutzte ich die Zeit nach dem Essen zu einem Spaziergang an den herrlichen Ufern des von Schwämmen und Booten belebten Avon. Das Bild, das sich in der Abenddämmerung bot, war annehmend. Vor mir der belebte Fluß, am anderen Ufer die von allen Wäldern dicht bespaltete Kirche, die die Gebeine des Dichters bewahrt, und dahinter das ruhige Landstädtchen. Ich gradezte bei diesem Anblick der wohlklingenden Verse des „honey-tongued poet“ aus dem „Kaufmann von Venedig“: „How sweet the moonlight sleeps upon this bank Here will we sit, and let the sounds of music creep into our ears; soft stillness and the night become the touches of sweet harmony usw. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als ich mich nach dem Gasthaus zurück begab.

Der nächste Tag sollte ganz dem Beschaun der Shakespeare-reliquien gewidmet werden. Mein erster Gang galt natürlich dem Shakespearehaus in der Denkerstr., das nur wenige Schritte vom Red Horse entfernt liegt. Schon die altertümliche Straße mit ihren kleinen altertümlichen Häusern aus Fachwerk ruft eigenartige Gedanken hervor. Hier hat also der Dichter, damals nur der Sohn des biedereren Volkshändlers Shakespeares, mit anderen Knaben des Städtchens gespielt, auf dieser Bank vor dem Häuschen hat er im Kreise seiner Familie Erzählungen aus aller Zeit gelauscht.

Das einstige Häuschen, in dem der Dichter geboren wurde, ist jetzt Patronatigentum und wird sorgfältig behütet. Freilich befindet es sich schwerlich noch in dem ursprünglichen Zustande, da es mehrfach renoviert worden ist. Die letzte Erneuerung sollte das Ansehen des Gebäudes vom Jahre 1564 wieder-

herstellen, und das ist offenbar gelungen, denn es macht einen recht erweiterten Eindruck. Das ganze Haus besteht nur aus wenigen Räumen von beschränkter Größe. Eine Halle, würden wir heutzutage sagen, in dem ein Gemälde geboren ist. Im Erdgesch. befinden sich außer der hall der geräumigen Hausflur mit einem mächtigen Kamin noch zwei Räume, von denen der eine als Museum benutzt wird. Im ersten Stock nach der Straße heraus liegt das Zimmerchen, in dem nach der Tradition der Dichter geboren wurde. Freilich, außer den vier Wänden wird auch hier nichts ursprünglich sein. Früher waren Wände und Decken vollständig mit den Namen von Besuchern bedekt, ebenso die Fenster mit solchen betitelt. Jetzt sind die Wände schon weiß getüncht und nur einige berühmte Namen wie W. Scott, Byron, Hazlitt, Dickens, Tennyson sind flehen geblieben. Dem gewöhnlichen Sterblichen ist es streng unterlagt, seinen Namen anderswohin als in das zu diesem Zwecke ausgelegte Buch zu schreiben. Die vier Wälder der verchiedenen Räume geben ordentlich Obacht, damit dem Nationalheiligtum kein Schaden geschieht, was übrigens auch nicht gut möglich ist, da in den Zimmern außer den vier Wänden nicht viel zu sehen, also auch nichts mitzunehmen ist und in dem Museum die wertvollsten Stücke, alle Ausgaben Shakespeares Werke sowie Urkunden in wohlverwahrten Kästen sich befinden. Hier ist auch das wurmfressige Schulpaß, an dem der Dichter gefressen haben soll, sein Siegelring nebst verchiedenen Porträts zu sehen. Auch ein Stühchen liegt hinter dem Hause, in dem eine Ausgrabung der in den Shakespeareischen Dramen vorkommenden Bäume und Sträucher angepflanzt ist. Es ist nicht zugänglich, da, wie einer der Diener mir sagte, bald alle erreichbaren Äste und Zweige entblättert sein würden. Jeder möchte eben eine kleine Erinnerung, und wäre es auch nur ein Blatt, aus Shakespeares Garten mitnehmen. Nur schwer konnte ich mich von den Räumen trennen. Aber die Zahl der Besucher wurde so groß, daß ein beschauliches Verweilen in die Erinnerungen nicht mehr möglich war und außerdem gab es noch so vielerlei zu sehen. In der Denkerstr. befinden sich, wie schon erwähnt, mehrere alte Häuser, die dem Shakespeareischen völlig gleichen und diesem an Alter wohl auch nicht nachstehen. Dieselben hätten vor langer Zeit beinahe den Besitzer gewechselt. Der bekannte aus Schottland stammende Millionär Carnegie, der Millionen schon für Zwecke der Volksbildung ausgegeben hat, wollte die pittoresken Häuser kaufen, um sie umbauen und zu einer Volkshochschule einrichten zu lassen. Erst den energischen Bemühungen der englischen Schriftstellerin Marie Corelli ist es gelungen, ihn von diesem Plane abzubringen.

Von Denkerstr. hat man nicht weit zu gehen zur High Street, an deren Ecke das Haus stand, in dem Shakespeare's jüngere Tochter Judith (Mac Luinen) lange Zeit wohnte. Doch ist das alte Gebäude nicht mehr vorhanden. In dem hier jetzt dort befindlichen Hause hat sich eine Papier- und Buchhandlung niedergelassen, in der man Andenken aller Art an Shakespeare und Stratford, vor allem gute Bilder und Photographien kaufen kann. Die High Street und die sich darin schlängelnde Chapelstr. sind durch ihre alten Häuser sehenswert. Darunter befindet sich auch das eigenartige Shakespearehotel, in dem die Zimmer nach Shakespeareischen Städten benannt sind. Einige Schritte weiter gelangt man zu dem Rem Place genannten Orte. Hier war es, wo Shakespeare nach seiner Rückkehr aus London sich angestaut hatte und bis zu seinem Tode, 1616, lebte. Leider ist dieses interessante Haus nicht mehr vorhanden. Es war um die Mitte des 18. Jahrhunderts in den Besitz eines

Gelächeln, des Neo. Francis Cartell gelommen, der es 1759 wegen eines Abgabenstreites niederreißen ließ. Ebenso ließ dieser weidliche Mann den Maulbeerbaum des Lichters fällen, um nicht mehr von Besuchern belästigt zu werden, die von dem Baum ein Andenken mitnehmen wollten! Jetzt sind nur noch einige spärliche, sorgfältig beschnittene Stranbmauern des alten Hauses, ein Brunnen, sowie ein angeblühter Sprößling des Maulbeerbaumes zu sehen. In dem anstößigen Hause sind gleichfalls Shalpeareliquien aufgestellt; auch hat die Stadtgemeinde daneben einen öffentlichen Garten eingerichtet, auf dessen Bänken man vom „sweet Shalpeare“ träumen kann.

Dem New Place gegenüber steht die Guild Chapel und daneben die alte Grammar School, wo der Knabe in die Geheimnisse der lateinischen Grammatik eingeweiht wurde und selbst etwas Griechisch lernte, wie sein Zeitgenosse Ben Jonson sagt. Im selben Gebäude befand sich — eine seltsame Verquickung — die Guild Hall, in der wandernde Schaupieltruppen Vorstellungen gaben, die der junge Shalpeare mit besonderer Vorliebe besuchte haben mag. Das Gebäude, das 1892 restauriert worden ist, macht einen überaus malerischen Eindruck.

Von der Guild Hall aus wendet man sich rechts durch die Chapel Lane nach dem Shalpeare Memorial Building, das im Jahre 1879 errichtet wurde und ein Theater enthält, in dem alljährlich im April Aufführungen Shalpeare'scher Stücke veranstaltet werden und zwar von den besten Schauspielern. In den Anlagen, die das etwa nüchtern aussehende Theater umschließen, ist das Shalpeare-Denkmal aufgestellt, das der Bildhauer Comer im Jahre 1888 der Stadt geschenkt hat. Wir haben hier die oft abgebildete riesige Kolossalstatue des Dichters vor uns; rund um den Sockel befinden sich die Figuren von Lady Macbeth, Prinz Heinrich, Falstaff und Jamlet.

Von Memorial Building, das am Aton liegt, sieht man in nächster Nähe, aus einem dichten Kranz von Ulmenbüschen hervorragend, Strafords größte Sehenswürdigkeit nach dem Geburtshause, die altbewährte, aus dem 12. bis 15. Jahrhundert stammende Holz Trinity Church, die die Weibsteine des Dichters enthält und gewissermaßen sein Mausoleum ist. Zwar befinden sich viele andere Denkmäler in dieser Kirche, doch verlangt es uns, nur das eine zu sehen, unter dem der Staub des Dichters noch unberührt ruht. Die ihm selbst (vielleicht mit Unrecht) zugeschriebene Grabinschrift:

Good friend, for Jesus sake forbear,  
To digg the dust enclosed here,  
Blest be the man that spares thes stones,  
And curst be the that moves my bones.

(Guter Freund, um Jesu willen unterlasse es, nach dem hier eingeschlossenen Staub zu graben. Belagert ist der Mann, der diese Steine unberührt läßt, verflucht sei derjenige, der meine Weibsteine fortzuschafft) ist fast abergläubisch besetzt worden. Über dem Grabe an der Wand links ist die bekannte Büste Shalpears aufgestellt, die kurz nach seinem Tode von Gerard Johnson angefertigt wurde und als ähnlich angesehen wird, da sie mit dem als gleichfalls echt angesehenen Stücke von Martin

Trockenhaut in der ersten Foliolausgabe von 1623 die bemerkenswerten großen Augen und die gewölbte Stirn gemeinsam hat. In der Nähe befinden sich noch andere Gräber, die für den Shalpearekenner Interesse haben, nämlich die seiner Frau Anne Hathaway aus Shottery, seiner Tochter Susan Hall, sowie des Dr. Hall, seines Schwiegerohnes. Nicht minder bedeutend ist das Taufbecken, in dem der Dichter getauft wurde, sowie das Kirchenbuch, in dem wir die amtliche Besichtigung der Taufe und des Begräbnisses finden. Alles dies kann man sehen, nachdem man sich in einem Museum 6 d. bezahlt hat.

Den folgenden Tag verwannte ich zu Audflügen in die Umgebung von Stratford. Am schnellsten, in ungefähr 20 Minuten, ist auf Wiesenwegen Shottery, der Geburtsort von Shalpeare's Gattin Anne Hathaway zu erreichen. Die malerische, von Fleu umponnene und von einem hübschen Gärtchen umgebene Hütte wird zwar noch von einem Nachkommen der Familie Hathaway bewohnt, ist jedoch Rationalienentum und kann jederzeit gegen Eintrittsgeld besichtigt werden. Es sind in dem Häuschen verschiedene Reliquien zu sehen, die aus der Zeit stammen, wo der 19-jährige Jüngling Shalpeare am die acht Jahre ältere Anne freite. Im November 1582 wurde er mit Anne, nach vorhergegangenem Verlöbniß, das allerdings in der Rechtsform der Ehe fast gleichsam, in der — jetzt völlig umgebauten — Kirche des ungefähr drei Kilometer entfernten Eddington getraut. Am 26. Mai des folgenden Jahres wurde ihr erstes Kind, Suanna, getauft. Um jene Zeit mag sich auch, wenn sie überhaupt auf Wahrheit beruht, die Geschichte im Parke des Sir Thomas Lucy zu Charleote zugehört haben. Bekanntlich soll der Friedensrichter Sir Thomas Lucy den jungen Shalpeare wegen des dabei begangenen Wilddiebstahls streng bestraft haben. Im Justice Shallow der Lustigen Weiber von Windsor hat Shalpeare offenbar den Wesiger von Charleote gezeichnet. Nur macht er aus den drei Heceten (lucos) seines Wappens Lucie (loues), die einem alten Wappentrog gut anstehen<sup>1)</sup>. Nach dem Parke von Charleote führt ein hübscher Weg von etwa sechs Kilometer am Aton entlang. Gegen eine Einkassierte von 1 Schilling ist der Besuch des Parkes und des im Tudorstil gehaltenen Herrenhauses gestattet. Der eritere mit seinen alten Eichen und Ulmenbüschen, seinen zahlreichen Krähen und dem wohlgepflegten Wildpark ist der Typus eines Jahrhunderte alten englischen Parkes. Das alte Gebäude, der Herrensig der Lucos, enthält viele Erinnerungen an den Dichter, dem die Nachkommen seinen Justice Shallow offenbar verziehen haben.

Mit dem Besuche von Charleote schloß meine Pilgerfahrt ab, obwohl die umliegenden Dörfer mit ihren teilweise recht alten Kirchen noch manche Erinnerungen an Shalpeare aufweisen können. Doch ich war befriedigt von dem Besuche. Konnte ich doch nun um so deutlicher die wichtigsten Ereignisse der vielfach etwas mühen Jüngend des Dichters verfolgen, um so deutlicher mit ihm auszuverleiben, wie er als geistiger und vermindriger Mann seinen Lebensabend in der Vaterstadt verbringt, für die die Erinnerung an ihn eine Quelle des Wohlstandes geworden ist.

### Bücherbesprechungen.

— Oskar Hellberg, Die Welt unserer Begriffe. Eine Philosophie der Zeitredenen. Halle, Verlag von Oskar Heilig, 150 M. — Es gibt Menschen, die über einen hübschen Vergleich, eine scharf zugespitzte Gegenüberstellung naive Freude empfinden und sich darum von vergleichen nur schwer losmachen können, wenn sie einmal den Ausdruck fixiert haben. Eine derartige Eigentümlichkeit wird man annehmen müssen, um die Entstehung eines Büchleins wie des vorliegenden zu verstehen. Von „analogen Erscheinungen in Natur- und Menschenleben, Uniojesum und Erdenwesen“, „Beteiligung monardisch-protestantischer Denker“ spricht der Urteiler des Heftens; in der Ausführung kommt der Verfasser aber über einige gebrauchte symbolische Ausdrückungen von allerhand Erscheinungen nicht hinaus. Fragen der Weltanschauung lassen sich damit nicht erledigen. Was der Verfasser Systematik nennt, ist ein Aggregat bunter Entwürfe, das stellenweise ungewollt komisch wirkt. Auch die Erdbesitzer Hellbergs sind recht verschiedenartig und Träger ganz unvereinbarer Ansichten. Während ist dabei, wie für die meisten Stimmung gemacht wird. Nichts Bedeutendes wird j. B. dadurch

bedeutet, daß der Weise von Königsberg in der Berliner Siegesallee ein Pläzchen gefunden hat. In zweifellos besserer Richtung geschrieben, ist das Büchlein doch nur ein Zeugnis für die unzureichende Selbstkritik seines Verfassers. Dr. Grimm.

— Robert Hugo Herbig, Der leimegeschichtliche Stammegegeschichte Beweis für das 29ein Gottes. Leipzig, 160 M. — Das Titelblatt des 29ein Textseiten umfassenden Schriftchens enthält die Verbeigung: „Mit dem Erscheinen dieses Büchleins ist der bereits Jahrzehnte währende Streit, ob es einen Gott gibt oder nicht, endgültig entschieden.“ Um Wortwort wird dann als Voraussetzung für den verprochenen „Beweis“ die Anerkennung des biogenetischen Grundgesetzes verlangt, gleichzeitig auch denjenigen 500 M verprochen, der den nun folgenden Beweis zerlören kann. Es ist zu fürchten, daß Herbig seine 500 M verliert, falls jemand wirklich von seiner Auslobung Gebrauch macht. Denn zuerst schneidet der Verfasser sich das biologische Grundgesetz in ganz unbedingter Weise zurecht. Der Mensch entzieht da „durch Vermischung“ (S. 11); Umstände und Zustände des sich entwickelnden Beweins werden also nicht berücksichtigt. Dann wird rundweg erklärt, daß überhaupt nur zwei Faktoren bei der

Menschenbildung wirken (S. 13), und endlich kommt der Verfasser auf Grund einer jedenfalls unbewußten Erschließung (im logischen Sinne) darauf, daß jene beiden Faktoren „anorganische Materie und ein . . . anderes Wesen seien“ (S. 16). Nun ist die Bahn frei. Wenn der eine Faktor anorganische Materie gewesen ist, so muß der andere Faktor ebenso hoch über dem Menschen gehanden haben als die anorganische Materie unter ihm steht“ (S. 17). Das ist als subjektive Überzeugung sehr gut und schön, wenn auch etwas schematisch und oberflächlich — ein Beweis aber steht in solchen Darlegungen nicht — oder doch nur einer von der Art, durch welche sich der Teufel und seine Großmutter auch beweisen lassen. Dazu ist der Gegenstand denn doch zu ernst. Und weil Herrschs Beweis nur Spott betonen erregen wird, welche der Verleger befehlen möchte, ist das Buchlein mit dem vorheißungsvollen Titel eingabezeichnetes Ergebnis.

Dr. Grimm.  
— Otto Weber, *Theologie und Assyriologie im Streite um Bibel und Bibel*. Leipzig, J. G. Hinrichs. 31 S. 50 s. — In dieser Schrift wird der sehr berechtigte Vorwurf gegen die altorientalische Theologie erhoben, daß sie seit 50 Jahren, d. h. seit der Zeit des Beginnes assyriologischer Wissenschaft, weder ihren sprachlichen, noch ihren kritischen Betrieb durch Emancipierung der babylonisch-assyrischen Provinz geändert bez. erneuert hat. Es ist eine Art Selbstironie, wenn der hervorragende Vertreter der altorientalischen Forschung, Wadde, sagt: „Bei aller Anerkennung für das, was wir von der Assyriologie haben, halten wir doch die Zeit noch nicht für gekommen, unter schönen Vorwörfern von der Großthat emporzusteigen zu lassen oder gar selbst die Eingebundenen nachzulassen.“ Da ist es denn kein Wunder, wenn viele Deiche und Dämme durchbrochen worden sind, nachdem die gewaltige Flut des vorerwähnten Altertums ihren Weg gefunden hat. Der Bibel-Babel-Streit ist bezeichnend für die Laiahe der geistlichen Ignorierung der altorientalischen Welt, die in sprachlicher, geschichtlicher und archäologischer Hinsicht einen großen Ausschlag über den bloßen Willen zur Folge gehabt hat. Nur hätte es die Billigkeit erordert, gegenüber der Anklage, daß die Alttestamentler mit ihrem entwicklungsgeographischen Schema einen vorfindlichen Standpunkt einnehmen, und mit ihrer eigenmächtigen Isolierung der bedrückten Altertümer sich selbst den freien Blick verkrampfen haben, auch auf die Sünden der Assyriologie hinzuweisen, die durch ihren allen Eingeweihten bekannten zumutigen Betrieb ein Zusammenarbeiten oft unmöglich machte. Möge dem Geranteninschreiben der Vergangenheit ein einmütiges, von chauvinistischen Befehden freies, der Wissenschaft und der Wahrheit dienendes Zusammenarbeiten folgen, dann wird eine vorherende Sturmflut sich nicht wiederholen, wie sie der Bibel-Babel-Streit insolge gegenseitiger Verständnislosigkeit gezeitigt hat. Die klare und verständnisvolle Schrift Webers gibt übrigens einen interessanten Einblick in die neuen Verluste, den assyriologischen Betrieb auf Grund wichtiger Urkunden der euphratischen Welt mit dem religionsgeschichtlichen zu verbinden. Es ist in dieser Beziehung manche grundlegende Arbeit von Jensen, Zimmer, A. Jeremias getan worden. Nach Gebühr wird hervorgehoben, daß der viel verkantete Hugo Winckler gegenwärtig der beste und geistvollste, mit intuitivem Verständnis ausgestattete Interpret und Flußrührer der altorientalischen Welt ist. Er hat auf dem Steinbruch des babylonischen Altertums Cuaber gebrochen, aus denen die Zukunft Wohnungen bauen wird.

J. J.  
— Edward König, *Die Bibel-Bibel-Frage und die wissenschaftliche Methode*. O.-Lichterfeld: Berlin, Edwin Künze. 45 S. 70 s. — In dieser seltsamen, allgemein verständlichen Schrift werden die methodischen Mängel erörtert, die in dem Bibel-Babel-Streit sich herausgestellt haben. Es fehlen in der Vergleichung der biblischen und babylonischen Literatur die Werturteile, die doch außer Zweifel stellen, daß trotz aller Anklagen und Analogien, trotz aller Parallelen und formalen Übereinstimmungen die Bibel des Alten Testaments für sich den Anspruch einer einzigartigen, in ihrer Göße einleinen, in ihrer Tiefe über alle Abhängigkeit und Übersetzungserfahren Offenbarung erheben kann. Mögen sich henotetische Spuren der Gottesverehrung in Babylon finden, den lebendigen Gott, der mit dem Menschen redet und zu der Welt sich herabläßt, finden wir nur in der Bibel. In diesem Zusammenhang sei auf das häufige „Der Gott, den ich nicht kenne“ in den babylonischen Kupfplänen aufmerksam gemacht. Der Ausdruck ist lediglich als Formel oder Schema eingepreist: der Dichter oder

Priester läßt frei, an dieser Stelle irgend einen x-beliebigen Dämon oder Gott einzusetzen, dem der franten Menschen zu schaffen macht. Nixdend rächt es sich mehr, als in der Religionsgeschichte, wenn man die von ihr zu Tage geförderten Gedanken nach modernen Theorien kombinieren will. König teilt in dem glücklichsterweise für Ruhe gekommenen Bibel-Babel-Streit mit wenigen anderen das Verdienst, auf die unantastbare Einzigartigkeit der biblischen Gedankenwelt mit dem Ernst und Nachdruck des gemäßigten Forschers hingewiesen zu haben. J. J.

— Hugo Bindler, *Die Gesetze Hammurabi in Umschrift und Übersetzung*. Leipzig, J. G. Hinrichs. 116 S. — Die vorliegende Ausgabe der Gesetze Hammurabi beabsichtigt, diese Urkunde der allgemeinen Benutzung für eine tiefer eingehende Beschäftigung brauen zugänglich zu machen.“ Nachdem auch von juristischer Seite die grundlegende Bedeutung des Kodes Hammurabi für das altorientalische Recht, sowie für die rechtsvergleichende Wissenschaft anerkannt worden ist, werden eingehende Studien über sein Verhältnis zu der vorerwähnten Kultur, zur sozialen Struktur des Hammurabi-Feitalters, dann aber auch über Grundgedanken, die sich im griechischen und römischen Recht in auffälliger Übereinstimmung wiederfinden, nicht ausbleiben können. Die Verarbeiten hierzu sind von Kohler-Beiser, D. H. Müller, Stoll, Barr bereits geliefert worden. Es ist darum ein äußerst dankenswerter Unternehmen, dem der Verf. in alzu bescheidenem Maße das „höhere wissenschaftliche Verdienst“ abspriecht, eine sorgfältige, penibel genaue Übersetzung auf Grund genauer Revision der Schiffschen editio princeps allen denen zu bieten, die ohne Kenntnis der Ur Sprache des Kodes bestehen wollen. Bei der Korrekturmithilfe des Verfassers habe ich mich überzeugt, daß Text und Übersetzung leisten, was sie versprochen, und über bisher dunkle und schwierige Stellen lichtvolle Klarheit verschaffen. Die Einleitung gibt einen gebrungenen, von scharfsichtigen Erwägungen durchzogenen Überblick über das literarische Schicksal des Kodes und stellt außer Zweifel, daß derselbe eine Neuschöpfung aus Grund alter Rechtsnormen ist. Daraus erklärt sich auch die merkwürdige Duplizität der Betrachtungsweise in der Einleitung, die einmal die Gesetze als ein Geschenk, also eine Offenbarung des Sonnengottes, dann aber auch als das ureigene Ergebnis eines kaisvolten Genies, wie Hammurabi es war, erscheinen läßt. Nicht aus der babylonischen Weltanschauung, die immer göttlicher Offenbarung gleichgesehen ist, sondern aus den praktischen und irdischen Bedürfnissen seiner Zeit riefte das Recht. Ref. freut sich, daß die von ihm (vgl. Moses und Hammurabi 2. Aufl. S. 6) vertretene Anschauung von dem vorzüglichsten Kenner des alten Orients bestätigt wird. Auf kritische Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Doch soll auf einen Auslegungssfehler in den jüdischen Familiengesetzen aufmerksam gemacht werden, der seit Jahrzehnten (Haupt, zum Familiengesetz) kein Dainen fristet. Es heißt bei Bindler S. 85: „Wenn ein Vater zu seinem Sohne sagt: „Du bist nicht mein Sohn“, so muß er Haus und Hof verlassen. Wenn eine Mutter zu ihrem Sohne sagt: „Du bist nicht mein Sohn“, so muß er Haus und Hausgerät verlassen. Beide Male muß es „he“ heißen (das Geschlecht wird in der alten Rechtsprache nicht unterschieden): diese Beziehung ergibt sich u. E. zwingend nicht nur aus fontastischen, sondern vor allem aus rechtsrechtlichen Gründen. Die Bestimmungen enthalten eine Einschränkung der elterlichen Gewalt, unter Bedrohung des Verlustes ihrer Wuttsphäre, die für den Vater durch Haus und Hof, für die Mutter durch Haus und Hausgerät bezeichnet wird. — Die sachlichen Anmerkungen zum dem Strich enthalten eine Fülle wertvoller Erläuterungen für Philologen, Historiker und Juristen. Die textkritischen Anmerkungen, auf die S. 55 verwiesen wird, fehlen. Wir danken dem Verfasser für die Arbeit, die der Erforschung des wichtigsten Denkmals altorientalischer Weltweisheit erprobliche Dienste leisten wird.

J. J.  
— Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients. Von Dr. Fris Hommel, o. ö. Professor der semitischen Sprachen an der Universität München. Zweite, neubearbeitete Auflage des „Abrisses der Geschichte des alten Orients“. Erste Hälfte: Ethnologie des alten Orients. Babylonien und Chaläa. (= Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Dr. Man v. Müller, ord. Professor der klassisch n Philologie in München. Dritter Band, 1. Abteilung, 1. Hälfte.) München, C. H. Beck (Oskar Bed). 25 Bogen. Preis: 7,50 k. — Es gehört der ganze Juralismus eines deutschen Professors dazu,

einer Wissenschaft, die gegenwärtig Monat für Monat neue, die bisherige Überlieferung und Uebersetzung erschlauernde oder doch fast abändernde Ergebnisse zeitig, gewissermaßen Halb! zuwarten, um von ihr nach längerer Pause wieder einmal einen den Uebersicht über die Gewinne erst erreichenden Durchschnit zu liefern. Denn er muß sich sagen, daß sein Buch, dessen Vorarbeiten ein jahrelanges Sammeln, Sichten und Zusammenfassen bedingten, im Augenblicke des Erscheinens nach so manchen Einzelheiten hin bereits überholt sein muß. Ein um so höheres Verdienst kommt jedoch einem je derartige Opferbereitschaft heischenden Werke, dessen Hauptzweck in den Anmerkungen verzeichnet stehen, zu, wenn von ihm auch nach Jahren gerühmt werden kann, daß es in seinen Grundlinien noch unerrätlich dastehet. Und dies wird von Johanns „Grundriß“ schon jetzt behauptet werden dürfen. Der Verfasser hat, um die Darstellung der Geographie und die der Geschichte Vorderasiens und Nordostafrikas nach Kräften zu entlasten, einen in seiner Art wirklich großartigen und in der bisherigen, an Einzelerkenntnissen überreichen Literatur fastlich einzig bestehenden Uebersicht über die ethnologischen Verhältnisse des gesamten vorchristlichen „alten Orients“ nach ihren sprachlichen, völkern- und religionsgeschichtlichen Zusammenhängen gegeben und außer den Osemiten (Babyloniern und Ägyptern!) — den sogenannten Sprachstämmen gibt es nach Hommel nicht mehr! — und den Westsemiten (Kanaanern, Arabern und Aramäern) dabei auch die Semerier, die ältesten Indogermanen, die sogenannten Arier (denen Hommel u. a. die Etrusker zurechnet!), die Meder und Perser und vom Aethiopienvolk wieder rückwärts sogar die ältesten Germanen und die Rigveda-Inden berücksichtigen zu müssen geglaubt. Weiter enthält diese vorläufige Ausgabe und verdienstvollerweise mit einem provisorischen Register ausgestattet. I. Hälfte noch die Geographie Babyloniens und Palaestinas, darunter eine geradezu glänzende Einzelabhandlung über die Stadt Babel. Auf freundliches Wiedersehen über's Jahr nach Abschluß des Ganzen! H.

— August Strindberg: Die Rachtigal von Wittenberg. Berlin-Leipzig 1904. Hermann Seemann Nachfolger. — Ein Drama Strindbergs, ein Lutherdrama, freilich ohne jede dramatische Architektur, eine Stijzenammlung. Wohl sind alle Lutherdramen eine Reihe biographischer Bilder; der Konflikt des Reformators mit der römischen Kirche zog sich durch sein ganzes Leben hindurch und taufte sich nirgends so energisch zusammen, wie der Dramatiker es wünschen muß. Am meisten dramatischen Zusammenhalt hat nach das Schauspiel Joharias Berners: „Die Weiße der Racht“. Strindbergs Drama besteht aus einem zusammengefaßten Geschehens von Szenen, aus welchem einige Felsblöcke mächtiger Charakteristik hervorragen; doch auch die an sich bedeutendsten Szenen sind nur skizzenhaft behandelt; der Dialog geht nicht über das Epigramm hinaus; nirgends ein feuriger Redefluss von der Begeisterung und der Leidenschaft, lauter Kalamitäten oft recht brutalen Art, wie wir sie aus den Erzeugnissen unserer Sturm- und Drangperiode und ihrer neueren unter der Firma der Moderne schaffenden Nachtreter kennen. In vielen anderen Dramen ist Strindberg doch mehr über das Fragment herausgekommen, als in dieser Silberblöcke aus des Reformators Leben. Im Prolog sehen wir den Knaben Luther, der zwar von den Eltern profane Prügel bekommt, zu dem aber allerlei in der Weltliteratur eine Rolle spielende Persönlichkeiten eintreten, vor allem der Dr. Johannes Faust, der auch später in den andern Bildern wieder auftritt und, wenn wir Strindberg glauben sollen, für die Reformation die wichtigsten Anregungen gibt. Aus seinen Händen erhält Luther die Bibel und im Kloster die Schriften von Hus. Natürlich fehlen in dem Schauspiel nicht die an die Türe der Wittenberger Schlosskirche eingehenden Ipfen und die verbrannte Bannbulle; doch es ist auch die großen Taten Luthers kein dramatischer Akzent gelegt; sie verschwinden in einer periphrastischen Kleinalmalerei. Die Partitur bildet den Schluß: Luther verläßt sie, um mit dem Bilderstürmer Karstbalt abzurechnen. Die Szenen, die in dem Wirtszimmer vor dem Rathhausaal in Worms spielen, haben ebenfalls nicht den großen Zug einer historischen Haupt- und Staatsaktion. Eine hervorragende Rolle spielt Ulrich v. Hutten in dem Drama; in der Szene auf der Ebersburg bei Sickingen, wo Hutten das große Wort führt, kommt Luther natürlich gar nicht vor; dem Gegner der Dunkelmänner wird von dem Dichter gestattet, längere

poetische Aphasien voranzutragen, was mit der Knappheit des sonstigen Prosadialogs in Kontrast steht. Constantia Peutingere hat Hutten mit dem Lorbeer getraut, beide lieben sich; doch der Ritter tritt zurück, er kann nicht heiraten, er ist krank, wenn er auch nicht gerade an Kussloß leidet, wie der arme Heinrich. Das ist ein ganz neues tragisches Motiv für Liebeshellen, das der Dichter von „Romeo und Julia“ nicht kannte. Im Dialog finden sich manche geniale Sätze; doch oft kommt er über ein Stottern nicht hinaus und ebenso oft verläßt er ins Große. Gleich im Prolog wird César Borgia ein „notorischer Lämmler“, der neugewählte Papst ein Schwelmeisund, Saconarola ein Kaufmann, Hus ein erhabler Käß genannt — das ist der Strindbergsche Kraftstil.

— Der Wunderborn. Niederländisch-frieseche Balladen von Georg Kufeler. Verlag von Carl Schünemann, Bremen. — Kufeler arbeitet in diesem vorliegenden Bude auf einem Gebiet, das, man ist versucht zu sagen: etwas aus der Mode gekommen ist. Einige Dichter haben zwar die Ballade auch in unserer Zeit gepflegt, aber eine derartig nachhaltige Wirkung wie beispielsweise Uhland hat keiner zu verzeichnen. Um so erfreulicher ist es, in Kufeler einen Dichter anzutreffen, der mit Geschick, Geschmack und Verständnis dies Gebiet plagt. Es kommt noch hinzu, daß durch alle seine Gedichte ein Hauch von Heimatkunst weht. Weitens sind es Geisteserlagen, die im ganzen deutschen Lande gäng und gäbe sind, die aber dadurch, daß die Begebenheiten in den niederländischen Distrikt verlegt sind, durch das ganze landschaftliche Milieu und die psychologische Beschaffenheit der Bewohner dieses Landes noch einen besonderen Reiz erhalten. Sowohl hinsichtlich der Ausdrucksweise wie hinsichtlich des Rhythmus der Verse bemüht sich Kufeler sichtlich neue Wege zu suchen und zu gehen. Seine Diktion ist knapp, auf das Tatsächliche abzielend, mitunter auf Kosten der Deutlichkeit. In dem Gedicht „Die Waag von Widenbos“ z. B. kommt der Schlußvers so unermittelt plötzlich, daß der Leser nur die Geschichtse erraten kann. Wenn diese Kürze auch bemutete künftlerische Absicht ist, die Deutlichkeit leidet eben doch darunter. Anzuerkennen ist die Fähigkeit des Dichters, im Leser eine geistliche Stimmung zu erzeugen, die unerlässlich ist für die gefestigten, gespendlichen Sujets, die er behandelt. Auch der Humor kommt zu seinem Recht bei Kufeler, ich erwähne als Beispiel das Gedicht „Junfer Bisk“ und die Grottele „Der weiße Floh“. Für Deklamatoren und Rezitatoren dürfte sich in dem „Wunderborn“ manches dankbare Stück finden, das namentlich auch hinsichtlich der Klang- und Lautmalerei interessante Aufgaben stellt. A. H.

— Walter Kintzel, Lieder Hans Dohnekerns, des Gottsuchers. Leipzig, Amelang. 8°. 93 S. Preis brosch. 1,50 M., cart. 1,80 M. — Ein ungewöhnliches Buch; nicht nur wegen seines großen Umfanges, sondern auch weil es ein lange vernachlässigtes Gebiet anbau: die philosophische Zeit. Das gründerliche 18. Jahrhundert liebte diese, und wir können sie von Haller und dem jungen Lessing bis zu Schiller verfolgen, in dessen Obdenkennit sie einen Ausklang von unergieulicher Schönheit fand. Walter Kintzel knüpft nun formell wieder an Hallers und Lessings Alexandriner an, noch an Schillers Abstraktheit, die schlechterdings nicht zu überbieten ist. Ein sicheres Gefühl sagte ihm wohl, daß er da eigene Wege nicht gehen konnte. Mit Glück und Fingergelübde verwehrt er für seine Gedichte, die den geschulten Denker verraten, eine aus Volkstümlichkeit aufstehende Form und bereist damit, daß die große Erzeugnisfähigkeit von 1773, die innige Verbindung unserer Zeit mit dem Volkstümle, noch heute lebendig und auch für die philosophische Zeit möglich ist. Das Kintzel bietet, ist ausgereift und abgeklärt. Es ist eine Art philosophischen Tagebuchs, das uns Hans Dohnekerns als Gottsucher zeigt, von den Tagen der Knüppel durch die Irrungen und Wirrungen brautender Jugend und die schweren Prüfungen der Mannesjahre hindurch, bis er, wenn auch anders als er einst dachte, Gott findet. Kintzel kommt damit der Sehnsucht nach Verinnerlichung entgegen, die schon lange als Ueberfrömmung durch unsere Zeit geht und jetzt mächtig an die Oberfläche tritt. Sein tieferer Mensch wird diese Lieber aus der Hand legen, ohne sich, im Inneren anregert, betriebligt und erhoben zu fühlen. Es ist ein gelundes, tapieres, männliches Buch; möchten es recht viele lesen! Julius Sahr.

**Erstblatt**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gewerbetreibenden, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

**Bezugspreise**  
bei Abholung: 1. M. 25 A.,  
bei mündelicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Stegig 1. M. 31 A., für  
auswärts 1. M. 34 A.,  
vierteljährlich  
Gingelot Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 50.

Donnerstag, den 27. April, abends.

1905.

## Reisen im wechindischen Mittelmeer.

In Nr. 32 d. Bl. sind die Reisebeschreibungen und Studien angezeigt worden, die der Tübinger Professor Dr. Karl Sapper unter dem Titel „In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens“ vor nicht langer Zeit veröffentlicht hat. Der bekannte Geologe berichtet in diesem Buche über wissenschaftliche Reisen, die er in den Jahren 1902 und 1903 unternahm, um in Guatemala, auf St. Vincent und Martinique die durch schwere Erdbeben heimgejagten Gebiete kennen zu lernen, an Ort und Stelle das verderbliche Walten der Naturkräfte zu studieren. Wie das von der Société vermehrte St. Vincent durchstrieft er auch das Trümmerfeld am Mont Pelé zweimal, und bei dem zweiten Besuche auf Martinique traf er Dr. Georg Wegener, den ebenfalls die furchtbare Katastrophe dorthin gelenkt hatte. Allerdings war es diesem nicht nur um das Studium der vulkanischen Erscheinungen selbst, sondern auch um die Kenntnis der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen jener Eruption zu tun. Hat Dr. Sapper in seinem Buche ausführlich von diesem Zusammenreffen, von der gemeinsamen Besteigung des Mont Pelé und der gemeinsamen Beobachtung eines neuen Ausbruchs erzählt, so berichtet nun Dr. Wegener ebenfalls über die mit dem heroischen vulkanologischen unternommenen Expedition, und eine Darstellung wie überhaupt seine Beschreibungen jener Schredensthäler ergänzen vorzüglich die Ausführungen des Spezialisten. Das Programm seiner Reise umfaßt neben dem Besuche von Martinique noch den von Venezuela und die Befichtigung der bisherigen Arbeiten am Panamakanal. Der Besuch von Venezuela kam aber aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung und wurde durch einen Ausflug ins Hochland von Cocharica ersetzt. Das Buch, in dem sich Dr. Wegener über diese Fahrten und Studien verbreitet, befindet die vortreffliche Schilberungsabgabe, die wir schon aus einer älteren Publikation „Herbsttage in Andalusien“ (Allg. Verein für deutsche Literatur) kennen gelernt haben, und ist durch die in ihm enthaltene Fülle von Naturbeobachtungen, Kulturbildern, wirtschaftspolitischen und geschichtlichen Darlegungen des Interesses eines weiten Leserkreises würdig.<sup>\*)</sup>

Dr. Wegener verließ am 22. Februar 1903 Hamburg an Bord eines nach der kleinen dänischen Insel St. Thomas bestimmten Dampfers und traf am 16. März in der Hafenstadt gleichen Namens ein, die zwar jetzt nicht mehr der Zentralpunkt des wechindischen Verkehrs wie früher ist, die aber durch das Anlaufen der Schiffe der Hamburger America-Linie und mehrerer fremder Gesellschaften immer noch einige Bedeutung hat. Zwei Tage später traf er mit Dr. Sapper zusammen, der bei seinem ersten Besuche von Martinique durch schwere Regenwetter sehr behindert worden war und sich nun ein zweites Mal dahin begeben wollte. Es hatten schon im Sommer vorher Expeditionen nach dem Vulkan stattgefunden, aber einmal war nicht alles Wesentliche festgestellt worden und dann auch kein deutscher Gelehrter bei diesen Untersuchungen an Ort und Stelle beteiligt gewesen. Zudem hatte der Mont Pelé in der letzten Zeit eine neue, auffällige Erscheinung gezeigt, über die eine größere Klarheit noch zu beschaffen war. „Im Schutze der schweren Wolkenmassen, die während der vom Juli bis November dauernden Regenzeit die höheren Berggipfel von Martinique fast unausgesetzt dem Blick entziehen, war aus dem Krater ein seltsames Gebilde emporgemacht, wie man es noch

nie bei einem Vulkan beobachtet hatte: eine hohe, spitz Felsen-nabel von erstaunlicher Gestalt und Größe. Am 11. August [1902] hatte man das Gebilde von dem französischen Observatorium bei Fonds Saint Denis in Gestalt einer oben aber den Rand des Kraters emporragenden Jade zum erstenmal bemerkt. Seitdem war es auf geheimnisvolle Weise höher und höher gewachsen, dann zeitweilig wieder niedriger geworden und hierauf von neuem gewachsen. Während dieser Monate und auch in der folgenden Zeit, der sogenannten saison fraiche, war jedoch die Vermessung fast durchweg so ungenügend, daß die Beobachtung der Nabel höchst unvollkommen blieb. Bis zu Sappers Anwesenheit im Januar befand man sich über die Natur des wunderlichen Gebildes noch durchaus im Unklaren, und auch er hatte nichts zu seinem Erkenntnis beitragen können, da er ebenfalls nur vorübergehend und unvollständig die Felsenzäune zwischen den Wollen hatte aufsuchen sehen. Die Franzosen hatten das Gebilde die cône genannt, was in Europa mit „Kegel“ überetzt wurde und zunächst die irrtümliche Vorstellung erzeugte, als ob der ganze Kraterkegel des Pelé einzufallen drohe. Die Erklärung, die man bisher sich für das Wesen der Säule gebildet hatte, war, daß sie aus vulkanischen Brocken entstanden sei, die aus dem Krater noch glühend ausgemorren worden und beim Herabfallen sich in einer bestimmten Säule übereinander lürmten, zeitweilig einfügten und sich von neuem emporwuchsen. Unwissenheit bedurfte diese Auffassung sehr einer Prüfung.“ Wegener und Sapper verabredeten sich zu einer gemeinschaftlichen Expedition, führen mit einem französischen Kolonialdampfer nach Martinique, verließen sich in Fort de France der ihnen auch bereitwillig gewährten Unterstützung des Gouverneurs und gingen unbeeinträchtigt an ihr Unternehmen. Den Berg an der Westseite, auf dem nächsten Wege, zu bestiegen war schon deshalb ausgeschlossen, weil hier der bevorzugte Weg lief, den die größeren und kleineren Glutergationen zum Meer hinab nahmen. Es galt also, quer über die Insel hinweg die Ostseite des Berges zu gewinnen und von dort aus mit dem Winde emporzuheben. Auf einem, vom Gouverneur dem Reisenden zur Verfügung gestellten gut bespannten Artilleriemagen, den zwei schwarzhäutige Artilleristen führten, wurde die Expedition von der vorgeannten Stadt aus früh morgens angetrieben, und zu nächster Stunde erreichte man den Felsen Berg de Vorrain am Ostuße des Vulkans. Am nächsten Morgen lag die flache Boramide des Pelé in ganzer Größe vor ihnen. Bei einer Zuerstberit warteten ihrer zwei Maultiere nebst zwei Negern, und nun begann der Aufstieg. Zunächst umgab sie noch tropische Vegetation, dann durchtritten sie einen Gürtel, so nur einzelne Bäume zerstreut und getötet waren, während dazwischen aus dem Boden schon wieder üppig aufstrebendes Kraut- und Strauchwerk sich zeigte. Bald aber kamen sie in den eigentlichen Bereich der Katastrophe, und zwar des Ausbruchs vom 30. August, der Morne Rouge vernichtet hatte. „Vorher war der Berg, bis nahe an seine Spitze vornichtend, mit dichtem hochstämmigen Urwald bedeckt gewesen, jetzt lag der graue, von Negerninnen durchfurchte Auenboden leer und bloß vor uns, in dieser Gegend, so sonst jedes fließende Erd mit Grün überdeckt ist, ein gerades unmaßlicherer Anblick. Die langen, rhabalen Rippen zwischen den tief eingerissenen Größensfurchen erschienen schauerlich nackt wie die Muskeln und Sehnen eines von der Haut entblößen Korvers. Näher dem Krater war der Wald völlig und spurlos verschwunden. Etwas weiter abwärts fanden noch die verstockten Burzelstämme wie Stoppeln eines Feldes da. An anderen wiederum waren die Stämme zwar niedergebrosen, als hätte eine ungeheure Hand über sie den Berg abwärts hingehoben, aber sie lagen noch

<sup>\*)</sup> Reisen im Wechindischen Mittelmeer. Fahrten und Studien in den Antillen, Columbia, Panama und Cocharica im Jahre 1903. Von Dr. Georg Wegener. Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und vier Kartenstücken. Berlin, Allg. gemeiner Verein für deutsche Literatur. 302 S. Preis 6 M.

unverzagt, nur wie versteinert am Boden, und man sah deutlich an ihrer Richtung, wie sie alle mit einem gleichartigen Aufgestoß sein mußten. . . . Fast noch schrecklicher aber sah es dort aus, wo der Wald noch gegen den Umsturz hangabgehalten hatte. Zur Rechten umfloss Weges, jenseits der ersten Schlucht, war ein solcher Forst zu sehen. In den ersten Reihen gegen den Gipfel hin waren die mächtigen Stämme gerieben und zwischen die anderen gestürzt, hinter diesen Barriaden jedoch hatten dann die gemaltigen Säulen der niedermerrhenen Kraft der Eruptionssolche Widerstand geleistet. Aber nicht ihrer Glut. Trüher und dazwischen hinausende Höhe hatte den Wald lebend getödtet; nach, nicht nur die Blätter und kleinen Zweige, sondern sogar der Rinde beraubt und meist verbodert hatten die Stämme empor, anzusehen wie eine schauerliche Arme bleicher Skelette! So erschütternd der Anblick dieser Vermählung für mich war, so betonte doch Sapper, der den Berg in seinen unteren Theilen schon im Januar gesehen hatte, seinerzeit gerade umgekehrt, wie außerordentlich in dieser kurzen Zeit schon das Bild sich verändert, mit welcher Schnelligkeit der Berg sich mit den Anklängen neuer Vegetation bedeckt habe. In der That, war man erst über den Eindruck im großen hinausgekommen, so erkannte man wohl, wie wenigstens die niedere Pflanzenwelt überall aus der Erde neu hervorzuwachsen begann, und bis wenige Kilometer vor dem Gipfel war der Berg wieder mit einem zarten frisch-grünen Anflug überzogen, der gegen oben hin allmählich dünner und dünner wurde.“ Endlich standen die Reisenden am Kraterrand. Die ihnen gegenüberende Seite des Gipfels erschien als eine halbkreisförmige Dohlenebene, vor den Fortschreitenden begrenzt durch den scharfgezogenen Rand einer grabenartigen tiefen Schlucht, die sich nach Südwesten, gegen St. Pierre zu öffnete. Dies war der Kraterfels, der durch die neuen Auswurfstöffe in seinem Innern bis auf den Spalt aufgefüllt worden war und aus dessen Tiefe sich der coöme mit ungeheurer, fast senkrechter Steilwand reichlich 300 Meter hoch erhob. Am dem nach Süden zu eine scharfe Kante zeigenden röhren föhllös waren weisse Flecken von der hellgelben Grundfarbe deutlich zu unterscheiden, und auf den ersten Blick erwies sich die erwähnte Theorie als falsch. Das Ganze war unzweifelhaft eine einheitliche Masse, wenn auch das Gebüde nicht sehr solid zu sein schien, denn mehrere gemaltige vertikale Risse durchzogen die den Beschauern zugekehrte Steilwand und mehrmals löste sich ein großer Haufen von Steinen ab. Nachdem Sapper die Bildung des Gipfels topographisch skizzirt und Beide charakteristische Gesteinsarten an sich genommen hatten, erfolgte der Abstieg. Am nächsten Tage besuchten sie die Hauptgebiete der Zerstörungen, insbesondere die Ruinen von Morne Rouge und St. Pierre, jenen beiden Orten, an denen mehr als dreihunderttausend Menschen last in einer einzigen Minute umgelommen waren. Die Ruinen von St. Pierre sehen um Jahrtausende älter aus als die von Pompeji; hier ist nichts mehr, was an Leben erinnert, während in Morne Rouge noch ein Teil der Häuser leblich erhalten blieb. Von St. Pierre begaben sich die Reisenden, durch die tieftraurigen Giebrände hart mitgenommen, nach dem französischen Oberatorium bei Fonds Saint Denis, und von ihm aus beobachteten sie am 26. März einen neuen Ausbruch des Vulkan, moon an dieser Stelle bereits in der Anzeige des Sapperischen Buches die Rede gewesen ist. Nur die Wahrnehmungen, die insbesondere an dem Konus bei dieser Eruption gemacht wurden, seien hier getreulich. Die Wegener mittelst, leuchteten an zwei feuerregirten Spalten am Fuß oder richtiger an der „Kehle“ des Konus rath sich folgend hier und dort rote Massen auf, die der Augenzeuge durch das Glas als glühende flumenartige Materie erkannte; sie brachen aus dem Innern hervor, wurden feinstündig abgetrieben und tollten dann abwärts, gefolgt von kleineren, festigen Nachschüben. Aber auch an der mittleren Höhe, bisweilen nahe der obersten Joch des Konus erschienen mehrmals einzelne glühende Flecke, die den Ort nicht veränderten, sondern blieben und langsam verblühten. Diese Erscheinungen ließen sich nicht anders erklären, als daß Teile des Außenmantels der Feienfläche losbrachen und das Innere bloßlegten und daß dieses also glühend sein mußte. Der Konus konnte schwerlich etwas anderes sein als ein Gebilde von Lava, die langsam aus einem senkrechten Schlot in die Höhe gepreßt wird und im Moment des Austritts äußerlich scheinbar erstarrt, daß sie als Turm stehen bleibt. Wegener gelangte zu der Ansicht und sprach sie alsbald auch publicistisch aus, daß dieses Gebüde trotz seiner Steilheit und Höhe doch wenig beständig sein dürfte und schwerlich Jahr-

hunderte überbau'n würde; vielleicht sei dies ein Grund, weshalb wir auch bei Sullanus geologischer Vorzeit nirgends Spuren eines ähnlichen Erzeugnisses beobachteten. Die Folgezeit hat diese Auffassung bestätigt, der coöme wurde in den nächsten Monaten durch Umstürze immer niedriger und ist jetzt nicht mehr. Für die beiden Fortzüge war es also ein Glücksumband, daß sie das merkwürdige Gebüde in der Periode seiner gewaltigsten Entfaltung sehen und auf der photographischen Platte festhalten konnten.

Seinen Plan, von Martinique nach Venezuela zu reisen, mußte Dr. Wegener verlassen lassen, weil der kürzeste Weg, auf den er sich bei der ihm verfallbaren Zeit angewiesen sah, durch eine Podenepidemie gelperrt war. Statt dessen bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, von St. Thomas aus sein drittes Hauptziel, Panama, zu erreichen. Er benutzte den Hamburger Dampfer Gafilla, der über Jamaica und einige Häfen von Columbia unmittelbar nach Colon am Panamataland ging. Nach einer heißen Fahrt auf der Kariben-See verließ der Reisende in Puerto Columbia das Schiff, um mit der Bahn nach Barranquilla, der bedeutendsten Hafenstadt Columbiens, zu gelangen. Er verweilte dort einige Tage und empfing den hellen Eindruck von der deutschen Kolonie, in der damals gerade leider ein Fall von gelbem Fieber vorgekommen war und die Stimmung bedrückte. Wegener verbreitete sich im allgemeinen über diese Krankheit, deren Wesen noch nicht geklärt ist. Der Reisende wollte die Gafilla in Cartagena wieder erreichen, da aber die Dampfgeschwindigkeit auf dem Magdalenaflusse über die Oberertheile ruhte, mußte er zurück nach Puerto Columbia. Am Ozeanport trat er in Cartagena ein, der ältesten Europäerstadt Südamerikas, die nach langer Blüthezeit infolge Verlandung des Hafens immer mehr zurückgeht, doch von außen wie im Innern noch einen starken Nachhall ihrer alten Größe aufweist. Wegen der Verlandung des älteren Hafeneingangs, der einst die berühmten Silberflotten Spaniens vor ihrer Fahrt in die Heimat sah, müssen jetzt die Schiffe einen Umweg nach Süden machen, um durch die sogenannte boca chica in die durch vorgelagerte Inseln gebildete große und schöne Binnenlagune Cartagena zu gelangen. „Zweimal genießt dabei der von Barranquilla Kommende den Anblick der Stadt über dem Meere, beidermal anders und beidermal prachtvoll. Zuerst schwebte die Stadt langsam östlich von uns in der etwas ungleichförmigen Ferne als ein einheitliche weisse Masse vorüber und verschwand wieder, eine unzeitliche, aber die Erwartung hochspannende Erscheinung. Dann näherten wir uns ihr von neuem aus Süden und ansetzten nun dicht vor ihrem Ihari und klar untrüben Bilde, auf dem die helle Nachmittagssonne glänzte. Ein glänzender, wunder schöner Anblick! Die leuchtende, lichte und recht von dichten Mangroven eingelochte Hafenfläche lag teils in schimmernder Spiegelglätte, teils legte sie ein strichmeyer Wind in smaragdgrüne Streifen. Über ihr erbaute sich im Halbdruck vor uns die alte Stadt mit mächtigen Wällen aus granen Cuabern; bunke Gärten grünten darüben und impolante Kuppelkuben und riefenachte Klöster- und Kolliegengebäude stiegen empor. Im Hintergrunde zur Rechten grüßte die kolossalste Höhe, die den Namen la popa führt und von einem marmorischen, weit in die Wände schauenden Klösterbau gekrönt ist. . . . Grandios sind die Wälle, mit jenen stolzen Terrassen erbaut, der an die Feigheit seines Besizes glaubt. Sie sind nicht sehr hoch, aber gewaltig breit, aus mächtigen silbergrauen Korallenblöcken gefügt. Der Mörtel ist so feil, daß der fruchtige Rauch des Meeres auf der Festerseite nur die Cuabern selbst angreifen konnte; erhaben wie ein Bittermelk stehen die alten Mörteflügen darüber. Oben auf den Plattformen ist die Jemertierung noch so feil, daß keinerlei Vegetation dort hat Fuß fassen können. Hier und da schaut man durch Öffnungen in die großen dunklen Behälter hinauf, die das auf die Massen fallende Regenwasser für die Zeiten der Belagerung sammeln; außerdem unterleuten weitläufige Gehängnisse die Wälle. Die Straßen der Stadt sind eng, aber malerisch, vielfach von mächtigen alten, palastartigen Häusern gebildet, mit großen Terragen und schweren alten Türen. Ganz neu in Spanien schaut man durch diese in geräumige, von schönen Säulen abgethlossene und von Galerien umgebene Innenhöfe, die Patios hinein, in denen Brunnen zwischen riefenblättrigen Bananenblüthen stehen. Außen tragen die Fremder Hüter und kleine Ballons, mit langen Tüchern verhängt, ganz wie dabei in Sevilla und Granada. Großartige Korbstrahlen reden sich über die Masse der

braunen Ziegelbäcker empor, mit ihren hochgewölbten, dämmrigen Innentäumen wundervolle kühle Luftorte in der Sonnenglut. In auch der Schatz an Schmalzwerg, Wärrerzweibern, Krustigen, Krostkreimern, Orbsommenten in ihnen heutzü ärmlich, so wissen doch die riesigen Weilerbänke noch immer mit imponierender Größe. Die eine Dichtung mutete mich ein mitten in der Stadt entdokter weiltäufiger alter Klostertochter an, mit spöttigen Krugzügen und abfolument Schmeigen unter der grünen Einsomkeit seiner Majazien- und Mango-Weißel; wie ein Schrei aus der finsternen Zeit der iberonischen Inquisition der Anblick eines schmerzlichen Kienrottes mit süßlangen, dochspartigen Stacheln, der heut' all' Fenstergritter in eine Kirchenwand eingelassen, ehemals aber ein Materinstrument gewesen ist. Auch den Berg der Popa bestieg ich, von wo der Blick auf Cartagena herrlich ist; man sieht, daß die Stadt auf einer großen Insel liegt und weiß wie eine phantastische Krietenblume zwischen Lagune und Meer schwimmt. Als ich durch die kühlen Gassen und leeren Kreuzgänge des alten, verfallenen Klosters dort oben schritt, tobte eine Rote baldschmüßiger Knaben mit großem Hären darin herum. Sie spielten offsbare Revolution, und ich sah, wie sie eine Anzahl Gefangener mit Hilfe von Kupferdrähten irgend einer zerstörten Telegraphenleitung bei den Knöcheln an die Steinbalustraden einer Gallerie gefesselt hatten; zweifellos ein Nachhall der wilden Zeit, die sie mit angehen; und wer die bogeten, schon jetzt leidenschaftsüberzogenen Züge dieser Jungen erblickte, konnte nicht zweifeln, daß sie bereits ein ebenso wildes Habergesellschaft abgeben werden wie ihre Väter."

Stolz reichlich vierundzwanzigstündiger Fahrt traf Dr. Wegener in Colon ein, wo er für die Zeit seiner Studien am Panamanal Canarier nahm, da dieser Ort weniger angeand als Panama ist und sich ausbedem von ihm aus sehr leicht Tagesausflüge an die wichtigsten Punkte der Kanalroute mittels Benutzung der Panama Railroad unternehmen lassen. Der erste Teil des umständlichen Kapitels, das er in seinem Buche dem Kanal widmet, bezieht sich auf die an überausenden Wendungen reiche bisherige Geschichte des Unternehmens. Die hier gegebene zusammenhängende Darstellung des Problems eines mittelamerikanischen Kanals und seiner Behandlung von der ersten Anregung durch Ferdinand Cortez bis zum Vertragsabschluss der nordamerikanischen Union mit der Compagnie Nouvelle du Canal de Panama und der Übernahme der Kanalroute durch ertere im vorigen Jahre ist ebenso dannendert, wie Wegeners Beschreibungen der von ihm besuchten einzelnen Strecken des Kanals interessant sind. Den wichtigsten Abschnitt des Kanalabbaus bezieht er auch, den großen, zehn Kilometer langen, höchsten Teil des projektirten Kanalbetts, den Durchstoß durch die Wasserfeste. Er fuhr mit der Panamobahn, auf der man den Kontinent Amerika in 2½ Stunden durchquert, nach Culabra, dem Orte des weltberühmten Einschnitts. Untermweg, schon am Eingange des Kanals, erblickte er eine erlauchtete Fülle von allerlei Maschinen und Materialien, große Dampfbogenschiffe, Krane, Schienen sowie das erste der Wagazire, die in gewissen Abständen an der Bahn folgen und richtige Borräte an Metallblech, Platten, Hähren, Stangen, Eisenbahnräder u. dergl. m. enthalten. Ein großer Teil des Materials ist unbrauchbar, die in den Magazinen aufgehobenen Teile werden sich aber mit einigen Reparaturen noch verwenden lassen. Bei der Station Gatun wird der Schages-Fluß erreicht, in dessen Tal hier auch der Kanal eintritt. Wegener ließ sich durch einen Nigger in seinem kleinen Einbaumstah den unterhalb Gatun sich abweigenden Kanal oberwärts rübern. „Der Anblick war überaus schön. Es war ja noch nicht zwei Jahrzehnte her, seit dieser Einschnitt geschaffen wurde, aber die Natur hatte seine Ränder bereits vollkommen zurückerobert, ja sie hatte hier, in der Fülle des freien Himmelslichts, sich besonders äppig entfaltet. Undurchdringlich dichtes Gebüsch und große Baumwäpfer umsäumen die Straße, drängen sich weit über den Wasserpiegel hinaus, oft ihre Zweige hineinstreckend, so daß ich, gehdült vor den Sonnenstrahlen, fast die ganze Strecke im Schatten zurücklegen konnte. So war es eine wunderschöne Fahrt. Wenige Minuten unterhalb von Gatun umsping mich bereits die tiefste Einsamkeit des Waldes; mit leiser Eberströmung glitt das Wasser zwischen den Ufern dahin, Lichtstrin in der Mitte, tiefdunkel im Uferthauen. Unter den Bäumen war es löstlich licht. Ich hatte mich auf eine suchtbare Mädenplage gefast gemacht, aber nicht ein Mösquito war zu sehen. Dagegen wabte und lebte es von buntschillernden Bägeln, die fortwährend wie blühende Welleneine über die Wasserfläche

dahinschossen. Kleine, weiße Reiher saßen auf den Zweigen, hoch oben in den Lüften trifteten langlamen Flug die Geier und rechts und links im Fußweg sang und flog es überall von sint- und drosselartigen Tönen. Wätte nicht die heiz gleichmäßige Breite des Wasserlaufs und die gradlinige Erstreckung, die das Krge zwischen blauer und blauer werdenden Baumflüssen in eine dämmende Ferre hinausführte, an die fäntliche Schöpfung dieser Straße erinnert, man hätte glauben können, als erster Entdokter auf einem Urwaldfluß zu fahren. Ein merkwürdiges Ereignis sah zu dem Ende des Surzalans mit seinen weissen Gondulern und den blendenden Wäßenflägen zu beiden Seiten. Der Panamafanal wird, wenn er bertritt einmal fertig ist, eine Durchfahrt von berühmter Schönheit werden." Der Kanal ist auf eine Strecke von 21½ Kilometern von der alten Compagnie im Meereseisau ausgehoben worden, wenn auch nicht überall schon bis zu neun Meter tief. Diese Strecke reicht bis Bahia Solobado, wo zwischen den engen zusammenretenden Wänden des Chagres-Tals die große Doppelstufe und der Damm zur Auffassung des künstlichen Sees errichtet werden sollen. Hier ruhten bei dem Besuche Wegeners die Arbeiter, obwohl ein beträchtlicher Teil der Arbeiter, fast ausschließlich Neger, am Orte verblieben war und in einer nur durch die Bedürfnislosigkeit der Schwärzen erklärlichen Weise in den für sie geschaffenen Dörfern lebte. In Culabra, wo Wegener von dem langjährigen Leiter der Arbeiten an dieser Stelle Mr. Roggi empfangen wurde, war man damals auch nur lässig am Werke, nennlich einige hundert Leute mit Bohrarbeiten an dem Punkte des Kanaleinschnitts beschäftigt waren. Der Reisende beachtete auch das pazifische Ende des Kanals, der von der alten Compagnie im Atlantikum des Rio Grande in dreißig Meter Breite bereits größtentheils fertig ausgehoben worden ist. Serradits mochte sich die fünf Kilometer lange unterirdische Strecke des Kanals durch die lange Reihe von Schwimmdögen kennlich, die das Jahrwallter bezeichnen. Wegener spricht sich am Ende des Kapitels noch über die zukünftige Bedeutung des Kanals nach seiner Vollendung aus. Er meint, daß der mittelamerikanischen Durchstich, als technische Leistung den Surzalans überstrenge, doch einmischen hinter diesem an Wert für Weltwirtschaft und Weltverkehr weit zurückgehen werde, denn der Surzalans setze zwei alle fruchtbarsten Kulturgebiete von dichter Bevölkerung und großem Reichtum, Europa mit Süd- und Ostasien, in Verbindung, während der mittelamerikanischen Kanal aus dem Atlantischen in den Pazifischen Ozean führe, an dessen Ufern die Kultur noch jung und das Verkehrsbedürfnis verhältnismäßig wenig entwickelt sei. Allerdings gehöre die ostasiatische Küste auch zum Pazifischen Ozean, aber der Weg zu ihr sei für Europa durch den Surzalans sehr viel kürzer. Wesentlich näher gerührt werde für Europa und das östliche Nordamerika lediglich die Westküste Americas, deren Entwidlung und Verkehrsbedürfnis sich noch in bescheidenen Grenzen halte und bei der Schmalheit der pazifischen Abdozungen des Kontinents vielleicht in solchen verharren werde. Wegener rechnet den Übermannel an einer zukünftigen Entwidlung des Kanals jedenfalls für Nordamerika heraus, mit dem der Wettbewerb Europas nach Fertigstellung der Panamastraße wesentlich schwerer und das auch politisch eine Verteilung durch den Kanal gewinnen werde. Er schied diese Betrachtungen, nach denen man in Europa der Vollendung des Unternehmens eigentlich mit recht geteilten Geföhlin gegenüberstehen müße, jedoch folgende Sätze nach: „Der mittelamerikanischen Kanal gehört zu den Dingen, die unter allen Umständen kommen werden. Ob wir es gern sehen oder nicht; das Verkehrsbedürfnis der Menschheit wird ihn sich über kurz oder lang erzwingen. Unabwendbare Notwendigkeiten aber soll der Tüchtige nicht bejammern, sondern soll sich darauf einrichten, ihnen zweckmäßig zu begegnen. Wir dürfen das Vertrauen haben, daß die jugendliche Kraft unserer Nation, das insbesondere die Energie und Erfindungsgabe unseres Handelsstandes, die sich so mächtig vordrängend auf der ganzen Erde betätigt, die Mittel finden werde, um die durch den Panamafanal für uns sich ergebenden neuen Möglichkeiten entschlossen auszunützen, den Nothzeiten der neuen Aage entgegenzuarbeiten, ja sie vielleicht auf ungehoete Weise in Vorzüge für uns zu verwandeln."

Um vom mittelamerikanischen Isthmus noch mehr zu sehen und namentlich das Panzschium in einem der Freiluftan, wo es eine große Rolle spielt, kennen zu lernen, fuhr Dr. Wegener Mitte April mit der „Galatia" von Colon direkt nach Puerto Simon, dem Haupthafen von Costarica. In dieser Republik erfreuen sich

die Deutschen, die in den Freistaaten Mittelamerikas überhaupt als Kaufleute und Pfläner hervortreten, einer besonders geachteten Stellung, haben sie doch auch schon in der Geschichte Colonicas ihren Einfluß geltend gemacht. Der Reisende begab sich nach seiner Landung in Puerto Limon, wo gerade wieder Fülle von gelbem Fieber vorgekommen waren, unverzüglich mit der Bahn in das Hochland der Colonicas, nach der Hauptstadt San José, die schon jenseits der Wasserfälle in einer Höhe von 1135 m liegt. Zwei deutsche Herren empfingen ihn und geleiteten ihn nach dem ersten Gasthause der Stadt. „Der Anblick eines Wohnraums“, schreibt er, „vollendete den Eindruck, in einer heimatlichen Welt zu sein, den das Klima, die europäisch gekleideten Menschen auf der Straße, die Trottoirs, die Bäden in zunehmendem Maße auf mich gemacht hatten. Das war ja endlich einmal wieder ein richtiges Zimmer nach unserer Art. Mit ordentlichen festen Wänden; nicht den nothden Bretterverklagen der Tropenhäuser mit ihrem Spielraum oben und unten zum Durchstreichen der Luft, die aber auch jedes Verwundete dem Nachbar preisgeben, sondern tapigert und fest geschlossen, ein intimes Für-sich-Schaffen, wie man es dahin gewöhnt ist. An den Fenstern nicht die offenen Stellschrauben, sondern richtige große Schlossheben; im Raum selbst ein Marmorofen, ein Schrank mit Spiegelscheibe, ein den ganzen Fußboden überdeckender Teppich uogart! Ein Wohlbehagen überkam mich beim Anblick dieser vertrauten Zeugen heimlicher Zivilisation, wie ich es vorher in meinem Reisefloß nicht vermutet hatte.“ Sein erster Besuch galt dem Deutschen Verein, der sich in einem Oberstied der Avenida Central in ungemein traumliches Heim geschaffen hat, dann folgten Streifeieren in der Stadt und Umgegend. San José macht mit seinen Geschäften und Bäden, die etwa gleich denen einer deutschen Mittelstadt ausgestaltet sind,

einen durchaus europäischen Eindruck. Die Hauptkathedrale mit ihrem mächtigen antiken Säulenportikus und die anschließenden Gebäude der bischöflichen Residenz, in entsprechenden klassizistischen Formen gehalten, die Sant von Colarica, das in ganz Mittelamerika berühmte Teatro Nacional — ein Bau, dem tatsächlich nur wenige Schauspielhäuser in Deutschland an die Seite gesetzt werden können —, der Nationalpalast und eine große öffentliche Schule, die aus Eichen und Weißbirk errichtet worden ist, sind die Hauptausfallstellen der Stadt, die auch einige schöne öffentliche Plätze mit wohlgepflegten Parkanlagen aufweist. Die mittlere Jahrestemperatur von San José beträgt 19,6 ° C, nach untern Begriffen herrscht dort ewiger Sommer. Wegener, der von dem Bericht mit den Deutschen den besten Eindruck fortrug, besuchte auch nach Cartago, die an Entwicklung hinter San José weit zurückstehende älteste Stadt Colarica, und unternahm von diesem Punkte aus eine Besteigung des Trazu, des höchsten Punktes des Landes mit einer vielerühmten Rundfahrt über die Hochebene Colarica, die Tiefebene von Nicaragua und die beiden Weltmeere. Beide konnte der Reisende nie wegen starken Nebels nicht genießen, wenn sich auch sonst die anstrengende Expedition als lohnend erwies.

Colarica war das letzte Ziel Dr. Wegeners. Er kehrte von Cartago noch einmal nach San José zurück, fuhr dann mit der Bahn wieder nach Puerto Limon, von dort mit einem Dampfer der Hamburg-America-Linie nach New York, das in acht Tagen erreicht wurde, und dann auf bekanntem Wege in die Heimat. Wir schließen unsere, durch Anführungen aus dem Buche gestützte Anzeige von Dr. Wegeners „Reisen im Westindischen Mittelmeer“ mit dem Wunsch, daß auch dieser seinen neuesten Publikation das lebhafteste Interesse entgegenbrachte werden möchte, auf daß sie nach Inhalt und Form begründeten Anspruch hat. — c.

**Bücherbesprechungen.**

— Das Brandenburgisch-Preussische und Deutsche Heer. Von G. von Bülow. Dresden-Blasewitz, Hof-Verlag R. von Grunow. Preis 2,50 M. — Dieses kleine Heft kann als vollständiges Nachschlagewerk über die Geschichte der preussischen Armee empfohlen werden. Es gibt in kurzen Zügen einen geschichtlichen Überblick, beschäftigt sich mit der Organisation des deutschen Heeres, der kaiserlichen Schutztruppe, der Flotte, den Ausrüstungen und Ausrüstungen, bringt auch Nachrichten über die bedeutendsten Heerführer, Lebensweisen der preussischen Könige und enthält einen Gedeckts-Kalender. Die Offiziere können das Wächlein zum Dienstunterricht wohl verwenden. — r.

— Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Otto v. Sothen, Major und Kommandeur der Kriegsschule zu Cassel. Mit 9 Illustrationen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis geb. 1 M., geb. 1,25 M. — In der vorliegenden Schrift ist, eine gemeinverständliche Darstellung der Kriegsführung, sowie der Entwicklung des inneren Lebens der Armee im 19. Jahrhundert zu geben. Der Verfasser hat hierzu die Operationen von 1806 bis zur Schlacht bei Jena, sowie die Ereignisse von Admigrad und Sedan gewählt und dazwischen einzelne Abschnitte der preussischen Armee und ihrem Offizierskorps vor und nach den Befreiungskriegen, sowie nach 1870 gemindert. Das Buch ist außerordentlich geeignet, das Verständnis für das Kriegswesen des vorigen Jahrhunderts und damit auch für das unsere Zeit zu fördern. In überaus klarer, leichtverständlicher Weise werden die strategischen Grundgedanken der modernen Kriegsführung an den gewählten Beispielen erläutert und ein lebendiges Bild der Armee zu den verschiedenen Epochen gegeben. Gerade in unserer Zeit, wo die Angriffe auf unser Vaterland sich häufen und in den weitesten Kreisen kritisches hingucken werden, vermag ein solches Buch über den wahren Wert jener Angriffe die Augen zu öffnen und Verständnis für moderneres Kriegswesen zu fördern. H. Stf.

— v. Scherff (Gen. d. Inf.), Gewehr und Gelände im heutigen Kriegerkampf. Berlin, Mittler & Sohn 3 M. — Der weichen bekannte Militärhistoriker nimmt in der vorliegenden Studie auf Grund der jetzt bekannten Erfahrungen des schlesienischen Krieges Stellung zu der vielörterten Frage, wie unsere Infanterie im Angriffskampf einwirkend auch in bedingungsloser Ebene an den Feind heranzubringen sei, und bricht auf neue

eine Lanze für den von ihm vertretenen reglementarischen Normalangriff und die treffensweise Überlegung der Unterführungen, im Gegensatz zu den modernen Kabinen, die für das Forttragen der Schützenlinien eine Korn verwerten und den einzelnen Unterführer je nach dem Gelände individuell handeln lassen wollen. Der Widerspruch aus dem gemerischen Lager dürfte wohl nicht ausbleiben; indes auch wer den Ausführungen Scherffs nicht zustimmt, wird zugeben müssen, daß seine Schrift viele beherzigenswerte Mahnungen enthält. Diesem gilt der jetzt schwedene Krieg im Osten eine Lösung der modernen taktischen Streitfragen. Wenn v. Scherff noch die Möglichkeit eines tagelangen Ringens um die Feuerüberlegenheit in Zweifel legt, so beweist der vieltägige Kampf am Scharo bereits das Gegenteil und so dürfte mit Hinblick auf diese Kämpfe die Befürre der vorliegenden Schrift gerade jetzt von erhöhtem Interesse sein. H. Stf.

— v. François (Oberst), Feldberpflegungsdienst bei den schlesien Kommandobehörden. Greif. Zeit. Berlin, Mittler & Sohn, 3,60 M. — Wennschon die tatsächliche Ausbildung der Truppen trotz aller angestrebten Kriegsmäßigkeit der Übungen weit davon zurückbleibt, alle Verhältnisse des Krieges zur Darstellung bringen zu können, so sind die Schwierigkeiten in der Vorbildung für den Krieg noch viel größer beim Feldberpflegungsdienst, der nur in unvollkommener Weise hier und da bei großen Manövern praktisch geübt werden kann. Um so mehr Wert ist demnach auf gründliche theoretische Ausbildung der hierbei beteiligten Organe zu legen. Aber auch hier ergeben sich Schwierigkeiten, den Lehrgang so zu gestalten, daß er nach der applikatorischen Methode eines Kriegspiels nicht nur mit den Vorrichtungen vertraut macht, sondern auch selbständig Handeln, Entschlußkraft und Findigkeit, die vorhandenen Mittel auszunutzen, fördert. Ein sehr wertvolles Hilfsmittel zur zweckmäßigen Anlage solcher Übungen gibt das vorliegende Heft, in dem Oberst v. François seine langjährigen Erfahrungen als Leiter von Feldberpflegungsaufgaben niedergelegt und den weitem Kreisen der Armee zugänglich gemacht hat. Das Buch wird von allen Generalstabsoffizieren, Adjutanten der höheren Stäbe, Trainoffizieren und Intendanturbeamten mit Freude begrüßt werden. In dem 1. Heft wird auf Grund einer an den Oberstfeldzug 1806 angelehnten Kriegslage die Berpflegung während des Normaltages erst durch einen erziehbigen, dann durch einen ausgearbeiteten Kampf behandelt, und zwar in Form von 10 Aufgaben, deren verschiedene mögliche Lösungen einer leitenden Kraft unterzogen werden. Ein 2. Heft soll die Berpflegung beim Operationsstillstand, sowie beim Rückzug zur Darstellung bringen. H. Stf.



Ersteinst

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königliche  
Redaction der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis  
für Abholung L. V. 25 S.,  
bei wöchentlichem Zusendung  
an der Kreuzung:  
Leipzig L. V. 61 S., für  
auswärts L. V. 64 S.,  
vierteljährlich  
60/3/16 Nummern 5 S.

Redacteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 51.

Sonnabend, den 29. April, abends.

1905.

Schillers letzter Herbst und Winter und sein „Demetrius“.

Von Adolf Stern.

Was zur Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahr-  
hunderts hat Deutschland nur die hundertjährige Gedächtnisfeier  
der Geburt zahlreicher Helden seiner klassischen Dichtung und  
Kunst seitlich laut oder still begehrt dürfen. Den einzigen Festtag  
ausgenommen, der zwei Jahrzehnte vor dem Ende des achtzehnten  
Jahrhunderts aus dem Leben schied, haben die meisten und selbst  
die frühesten Träger unserer großen Literaturperiode bis ins  
neunzehnte Jahrhundert herüber gelebt. Solange es die  
hundertfeste Gedächtnisfeier der Unvergessenen zu feiern galt, durften  
wir uns ihnen um ein gutes Teil näher fühlen, als heute, wo  
wir die hundertjährige Gedächtnisfeier ihres Sterbens und  
Scheidens zu begehen haben. Die Jahrbundertgabe des Todes  
Klopstocks und Herders liegen bereits hinter uns. Der 9. Mai  
dieses Jahres, der hundertste Geburtstag Schillers, steht unmittelbar  
bevor und eine gewaltige Bewegung, in der sich der lebendigste,  
tiefste und wahrste Anteil am Leben und Schaffen des vollstän-  
digsten deutschen Dichters, der echte Heroenkult, mit Sentiments- und  
Nellamedebürrnis unserer Tage, mit der rafflosen Lust, die Freie um  
jeden Preis feiern will, lesfam, fast unheimlich mischt, geht durch  
weite Kreise hindurch. Erinnerung man sich, unter welchen Um-  
ständen und Stimmungen die große Feier des hundertsten Ge-  
burtstages Schillers begangen ward, so darf man beinahe sagen,  
dass die Gedächtnisfeier des hundertsten Todestages eine andere  
Welt vorfindet. Nichtabkommener wird sie eroeinen, dass die  
großen geschichtlichen Wandlungen und die vielberuhen Umwertung  
aller Werte am Lieblichstbühner des deutschen Volkes fast spurlos  
vorübergegangen sind. Schillers Wort: „Alles was der Dichter  
uns geben kann, ist seine Individualität; diese muß es also  
wert sein vor Welt und Nachwelt ausgeüßt zu werden. Diese  
seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zu reinigen,  
herrlichen Menschlichkeit hinauszulauern, ist sein erstes und wich-  
tigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf die Fortrefflichen  
zu rühren“ hat für die breitesten Schichten unseres Volkes nicht  
blos das höchste Ziel des Dichters bezeichnet, sondern auch das  
unverrückbare Urteil über ihn bezeugt. Friedrich Hebel sagte  
mit Recht: „Wir müssen uns der begeisterten Liebe freuen, womit  
das deutsche Volk das fadenlose Gemüt und den ungeheuren  
Schmerz, der Schiller trägt, infinktiv zu würdigen versteht.“

Geliebten Lesern gegenüber erinnert man sich gern an die  
letzten Feiern und Betätigungen ihres Lebens. Im Falle Schillers  
tritt hinzu, daß die heroische Kraft seiner Natur, die schöpferische  
Fähigkeit seines Geistes sich gerade in der letzten Periode seines  
Schiedens und Hinkühnens wunderbar bewährt hat. Der  
schmerzliche Widerspruch der Erinnerungen und Zeugnisse der Zeit-  
genossen löst sich in der Erkenntnis, daß der Dichter in der Tat  
die Angst des Jüdischen längst von sich geworfen hatte, daß er  
im „Schattenreich der Schönheit“ lebend, bis ans Ende gesund  
und stark zu sein vermochte. Zwanzig Jahre nach Schillers Tod  
äußerte Goethe zu Geromann, den letzten Brief Schillers zeigend:  
„Seinen letzten Brief bewachte ich als ein Heiligum unter meinen  
Schätzen. Sie sehen, wie sein Urteil treffend und besonnen ist  
und wie die Handchrift durchaus keine Spur einer Schwäche  
verrät. Er war ein prächtiger Mensch und bei vollen Kräften  
er ist von uns gegangen“ und wiederholte damit im Tone  
schlichter Unterredung das schmerzvolle poetische Zeugnis seines  
Epitlogs zu Schillers Glode:

Es glühte seine Wangen rot und röter  
Von jener Jugend, die uns nie entlieget,  
Von jenem Mut, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besieget.

Von jenem Glauben, der sich fest erhobert  
Bald fähig schwärzender, bald geduldig schmieget,  
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
Damit der Tag des Böden endlich komme.

Mit diesem Preise von Schillers Kraft und Weltanbait scheint es  
dann freilich im Widerspruch zu stehen, daß Goethe bereits 1798  
im Fragment seiner „Kühnen“ die ihn erfüllende Vorstellung  
eines frühen Todes des Freundes in Silbe des bevorstehenden  
Endes Kühnen poetisch gespiegelt und beslagt hatte: ~~...~~

— Ah! daß schon so frühe das schöne Bildnis der Erde  
II: Kehlen soll, die breit und weit am Gemeinen sich freut! K!  
daß der gleiche Epilog, der Schillers ungetroden geistige Jugend  
rühmt, doch zugleich daran erinnerte:

Doch wie er atemlos in untrer Rütte  
In Leiden bangte, kümmerlich genas,  
Dass haben wir in traurig schonen Jahren,  
Denn er war unser, lebend miterfahren.

Die Doppelempfindung, der Goethe Ausdruck gibt und die alle  
Freunde Schillers seit 1792 erfüllte, das Bewusstseins, dem Schiller  
selbst in einem seiner ersten und herrlichsten Briefe an Goethe  
Ausdruck gegeben hatte („Nachdem ich meine moralischen Kräfte  
recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine  
Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und all-  
gemeine Heilanstaltion werde ich schmerzlich Test haben in  
mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann und wann  
endlich das Gedächtnis zusammensinkt, so habe ich doch vielleicht die  
Erhaltungsmerte aus dem Strande gefischt“ (Jena, 31. August  
1794) ergreift uns Nachlebende mit doppelter Stärke, wenn  
wir, angelehnt der bevorstehenden Gedächtnisfeier von Schillers  
Sterbetage, uns das Bild seines letzten Verdes und Winters,  
seines letzten Ringens gegen den unerbittlichen Tod vor die  
Seele rufen.

Seit der Berliner Reise, die Schiller im April und Mai  
1804 unternommen, die zu ersten Verhandlungen wegen seiner  
Überfiedlung nach der preussischen Hauptstadt geführt hatte (Ver-  
handlungen, die schließlich nur sein Bleiben in Weimar und die  
Verdopplung der Pension von 400 Talern entschieden, die der  
Dichter aus Herzog Karl Augusts Schatzkammer bezog), war Schiller  
lebender als in den Jahren zuvor. Als bald nach seiner Rück-  
kunft mußte er (Weimar, 22. Mai 1804) dem Verleger und  
Freunde Gotta melden: „Die Reise, das able Wetter und die  
Feststellungen der letzten Tage hatten mir eine gänzliche Er-  
schöpfung und ein fatarisches Fieber zugezogen.“ Um für  
seine Frau, die ihrer Entbindung entgegen sah, dem Weisland stark  
näher zu sein, ging Schiller am 19. Juli nach Jena hinüber. Am  
24. Juli zog er sich bei einer Abendfahrt durch das Dornburger  
Tal eine heilige Erhaltung zu, wurde bei starken Reizfällen  
betlägig und kam aus gemein nicht wieder zum Bewußt-  
sein des leblichen Bewußtens, das ihm schon seit langer Zeit genügen mußte.  
Am 17. Aug. meldete er an Gotta, daß es „mit seiner Erholung  
sehr langsam gehe und er kaum eine Zunahme von Kräften merke“,  
am 31. Aug. gelangt er, „die letzten sechs Wochen ganz aus  
seinem Leben verloren zu haben“, und hatte Goethe bereits am  
3. Aug. mitgeteilt, daß der Anfall freilich überwunden sei, alles  
wieder besser gehe, wenn ihn nur die unerträgliche Hitze zu  
Kräften kommen ließe. „Eine plötzliche große Erweichung  
in sold einer Jahreszeit ist in der Tat fast erdend, und ich  
spüre seit den acht Tagen, daß mein Ubel sich gelegt, kaum einen  
Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der  
Korper wieder ganz hergestellt ist.“ Und dieser Grundton aller

Erwähnungen seines leblichen Befindens verschwindet aus den Briefen Schillers während der letzten acht Monate seines Lebens kaum wieder, obgleich Charlotte von Schiller am 5. Oct. 1804 an Gotta zuversichtlich schrieb, „daß sie sich, da die Periode der Angst nun vorüber sei, als eine zum Leben Wiedererlebte ansehen müßte“. Eben in jenen Octobertagen, wo Schiller und die Seinigen wieder Hoffnungen zu fassen anfangen, verbreitete die Bärzburger Zeitung in Süddeutschland die Nachricht von seinem Tode. Eine Ahnung des bevorstehenden Verlustes, wohl durch vertrauliche Nachrichten aus Weimar genährt, lag gleichsam in der Luft.

Ein scheinbarer Aufschwung von Schillers Gesundheit und Lebenslust in den Monaten October und November 1804 fiel mit den festlichen Tagen zusammen, die für Weimar durch die Vermählung des Erbprinzen Carl Friedrich mit der russischen Kaiserin Maria Paulowna und deren Einzug in die Hauptstadt anbrachen. Das letzte der vollendeten poetischen Werke des Dichters, das Festspiel „Die Huldigung der Künste“, das in den Tagen vom 4.—8. November entfaßt und am 12. November zur Bewillkommung der jungen Erbprinzessin im weimariischen Hoftheater dargestellt wurde, verankerte diesen Tagen seinen Ursprung. Mit dem Wohlgefühl des ungeheuren Ereignisses zwischen der großen nordischen Kaiserin und dem Jügel der thüringischen Kleinstadt und Herzogstreue und wiederum mit der solchen Gewißheit, daß dies keine Weimar etwas zu bieten habe, daß der Kaiserin auch an dem Nova in solcher Weise nicht zu eigen gewesen sei, ließ Schiller alle sieben Künste der Fürstin huldigen und vertheilen ihr den reichsten Lebensstreich zu wehen. Die ideale Sinnesehre, der hohe Gehaltungsflug, die sprachliche Meisterhaftigkeit des Dichters gaben der letzten Gelegenheitsdichtung eine Weisheit und Würde, die der Wirkung gewiß war, und erfüllten die Hörer, vor allem die Gefeierten selbst, mit freudiger Rührung. Schiller selbst theilte die Hoffnungen, die durch den Eintritt der Großfürstin in seine Lebensreise erweckt wurden, er brüdete am Schluß der Festtage (Weimar, 20. November 1804) an seinen Predigerfreund C. G. Körner: „Die Festlichkeiten, die die Ankunft unserer Erbprinzessin veranlaßt, sind nun zu Ende und wir treten wieder allmählich in unser gewöhnliches Philistertum zurück. Außer einem Katastroph, den ich mir geholt, bin ich ganz lässlich mesagelommen, welches ich kaum erwaarten konnte, da man sich bei solchen Gelegenheiten niemals schonen kann. — Der Einzug war wirklich lebendiger, denn alle Welt war auf den Beinen und die Bergstraße nach der ganzen Anhöhe, woran Weimar sich lehnt, war von Menschengruppen besetzt. Die herzogliche Jägerrei, die Kaufleute und die Schängengesellschaft, alle in ihren Uniformen, hielten die Herrschaften ein. Välle, Feuerwerk, Illumination, Musik, Komödie folgten nun sehr Tage aufeinander. Das Festliche aber an der ganz Sache war die aufrichtige allgemeine Freude über unsere neue Prinzessin, an der wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht haben. Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. — Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. — Ich bin nun sehr erwaarten, wie sie sich ihre Erliegen einrichten und wohin sie ihre Tätigkeit richten wird. Oede der Himmel, daß sie etwas für die Künste tun möge, die sich hier, besonders die Musik, gar schlecht befinden. Auch hat sie es nicht verhehrt, daß sie unsere Stapelle schlecht gefunden hat.“

Die frische Teilnahme an der allgemeinen Freude, die berechtigten Erwartungen auf einen neuen Aufschwung des Weimariischen Lebens gaben Schiller noch einmal den jugendlichen Juch zu froher Gesehligkeit, ja ein Eindringen Uebermuths zurück. Heinrich Pöb, der Sohn des Homerübersetzers und Jvallen-dichters, der von 1804—1806 Lehrer am Weimariischen Gymnasium, willkommener jugendlicher Hausfreund im Goethehause wie im Schillerischen Hause, im lehteren überdies Lehrer der heranwachsenden Anaben Karl und Ernst v. Schiller war, hat bekanntlich in Briefen an seinen Freund, den Philologen und Rektor des Gymnasiums zu Cbnabrück Rudolf Bernbard Ahefen, ankaufliche Einzelheiten über das gefällige Leben Weimars in jener Zeit hinterlassen und namentlich die Teilnahme Schillers an der großen Reboute (Wascherade) vom 16. November lebendig geschildert. „Schon acht Tage vorher hatte ich mit Schiller verabredet, daß wir uns dort treffen und recht lustig sein wollten. Als ich auf die Wascherade kam, war Schiller schon da — es

war halb zehn Uhr abends. Wie freute ich mich. Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn wie Schiller die herrschaftliche Loge vorbeipassierte, ward er angehalten und hineingerufen. Nun schlich ich traurig im Saal umher, sah in die Loge hinein, wie der Fruch nach den hohen Trauben, und schaute mich und sehte mich. Aber ich mußte wohl eine Stunde lang vergebens harren. Endlich nahmen die Fürstlichen ihre Schawls und Pelze und rühten sich zur Keesie. Und es ich gemahrt werden konnte wie? war Schiller wieder aus der Loge verschwunden. Da klopfte mir einer auf die Schulter; ich sah mich um und Schiller war's. »Kommen Sie,« sagte er, »ich habe Sie schon gesucht; bestellen Sie Champagner und ich denke, wir suchen uns ein Wäghen aus, wo es gemütlich ist.« Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Kiemer, Stoll, Jain und der Schauspieler Beder saßen. Wir beide füllten nun die beiden übrigen Plätze aus und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bespannt. Unterdessen war die Schilleren es überdrüssig geworden, länger da zu bleiben. Sie schiedte nacheinander drei Abgesandte an Schiller, um ihn zu bitten, sie nach Pause zu befehlen. Das stand aber Schiller gar nicht an; er sagte bei der letzten Botschaft: »Man will mich durchaus fort haben, aber man soll durchaus meinen Willen nicht haben.« Da haben wir zusammen gefressen bis gegen drei Uhr, um untern Trunkfönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht und lannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbelangen in seiner Freude, so offen teilnehmend. — Denke Dir, wir tranken unre neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in territorialen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verliert. Ein eigenes Gemisch von Schallhaftigkeit, Wohlwollen und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibst du etwas. Um drei Uhr gingen mir zu Pause und ich war Schillers oder wenn Du willst er mein Führer. Denn als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig.“

Weiter war weder die kurze Befragung von Schillers Zustand, noch das Gefühl erneuter Lebenslust, das ihn „bequem gefällig“ klimmte, von längerer Dauer. Von Anfang Dezember an verspürte Schiller, daß er im Jestschlag seiner erschütterten Natur zu viel zugemutet habe. Der Winter von 1804 auf 1805 legte ungewöhnlich früh ein und ließ sich ungewöhnlich hart und rauh an. Seit Mitte Dezember ward der gefällige Verkehr mit Goethe unterbrochen. Schiller war durch ein Schnupfenleiden aus Haus gebannt, auch Goethe fühlte sich unwohl und ein langes Unbehagen ging einem schweren Anfall von Rientoll, der zu Anfang des nächsten Jahres sein Leben bedrohte, voraus. Der jüngere Heinrich Pöb wanderte zwischen den Säulern und Kranzengymnastern am Frauenplan und der Gelpandee hin und her. Er war in seiner Sorge um die beiden großen Freunde, scheint aber zunächst mehr für Goethe erbannt zu haben. Dieser suchte anfänglich den Humor zu wahren, meldete Schiller am 20. Dez.: »In meinem Kopfe sieht's noch gar wüste aus. Nur will ich melden, daß die Minorella Velletri angekommen ist und ganz vermundert ausbleibt das Christfest mit feiern zu sollen“, gestand am 9. Januar 1805, daß seine Verläufe, sich der hohen und schönen Welt zu nähern, ihm nicht zum besten gelangen seien und er gern etwas Erzeuliches von Schillers Warte her vernehmen möchte. Schiller aber, der am 23. Januar an Gotta berichtet hatte: „Noch immer herrscht der Katastroph bei mir in einem schredlichen Grade und zwingt mich, da ich meinen Kopf schlechterdings nicht zu einer Hauptarbeit brauchen kann, zu Nebenarbeiten meine Zuflucht zu nehmen“, mußte am 14. Januar Goethe erwidern: »Sehr geht's und allen schlecht und der ist noch am besten dran, der durch die Not gezwungen, sich mit dem Kranksein nach und nach hat vertrauen lernen. Ich bin jetzt recht froh, daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Gerns wenigstens etwas entirpungen und ich habe indessen noch gelebt und gehandelt.“

Eine Nebenarbeit nannte der Hochgemute die Uebersetzung der „Hydra“ des Racine, eine Uebersetzung, bei der es immerhin galt, die Alexandriner des französischen Klassikers in gute, deutsche Hexameter umfingen zu lassen und die mit ihnen fünf Alten dem Weimariischen Theater aus für den 30. Januar ermöglichte, den Geburtstags der Herzogin Luise nach allem gutem Brauch mit einer dramatischen Heuligkeit zu feiern. Aber freilich,

hand der Dichter jetzt hoch genug, um diese Leistung als eine halb mechanische Arbeit ansehen zu dürfen.

Die Hoffnung groß, unmittelbar nach dem Abschluß der „Phädra“ zu dem großen Werke seines Lebens, der mächtigen Demetriustragödie, zurückkehren zu dürfen, täuschte Schiller. Der von ihm in einzelnen Augenblicken geahnte erhabenste Fortschritt seiner eigenen Krankheit, die schneidende Kälte im Februar 1805 und die tiefe Gräulichkeit über Goethes bedrohliches Weiden zu Anfang Februar verstimmmerten Schillers eigenen besorgniserregenden Zustand. Heinrich Voss besaß ausdrücklich: „Biel trug Goethe's gefährliche Lage dazu bei, Schiller aus Krankenlager zu weissen. Ich fand ihn weinend an dem Tage, wo Goethe so elend war (8. Februar 1805). Die folgenden Tage sah er blaß aus, wie eine Leiche, er ging im Zimmer herum, aber seine Hände zitterten und seine Stimme war matt, wie sein sonst so glühendes Auge. Fieberfäule und Chnmadtsanfalle, die Stodung aller förperlichen Funktionen waren ebenso viele Anzeichen, daß der Organismus aus' behagte erschüttert und aus' äußerste geschwächt ist.“ Schiller war ein äußerst liebenswürdiger Kranker, der junge Voss, der verschiedene Nächte bei ihm wachte, weiß nicht genug zu rühmen, mit welcher Beud und freundlicher Zartbarkeit er sich betrug und wie er vor allem seiner Dichte die Angst um seinen Zustand zu eripasen, sie lieber um zu täuschen suchte. „Er deutet wirklich nur an die Personen um ihn her und an das, was für er lebt, an sich aber gar nicht.“ (Heinrich Voss.) Am 22. Februar fragte Goethe bei ihm selbst nach seinem Befinden an: „Wenn es Ihnen nicht jünder ist, ein paar Worte zu schreiben, so sagen Sie mir doch, wie es Ihnen geht? woan ich, so sehr es mich interessiert, nichts Eigentliches erfahren kann. Mit mir ist es wieder zur Eille, Ruß' und Empfindlichkeit gelangt. Herovorbringen aber kann ich noch nichts; welches mich einermassen inkommodiert, weil ich das Windelmännliche Wesen gern bei Seite hätte.“ Am gleichen Tage mußte der Leidengewöhnte, sonst so heroisch der Krankheit Trogende antworten: „Es ist mir ertrollich, wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es beletzt wieder meinen Glauben, daß die allen Seiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei barten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszuweichen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln ertüret und ich werde Mühe haben mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustand überfallen, daß mir ebenso zu Mute ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstande, und besonders habe ich Müde, eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Ubel in meinen Umständen ist.“

Aber kaum sanfte der März die ersten Sonnenstrahlen, so besetzte der gewaltige Mann, der Schiller mitten im Glend der körperlichen Aufstich blieb, diese Muthlosigkeit. „Wie frühlich war Schiller,“ erzählt Heinrich Voss, „als ich zum ertemal wieder ihm pagieren lubr. In den unbelaubten Bäumen sah er einem balbigen Frühling entgegen. An den Frühling früpste er Reisepläne, an die Reisen — Genußleben und an seine Genußleben — Werte, die er noch zu liefern gedachte. Kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Goethe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen jünger und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küsten sich in einem langen herzlichsten Kusse, ehe Eins von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen ermahnte weder seiner, noch des andern Krankheit, sondern beide genossen der unendlichsten Freude, wieder mit heiterm Geist vereint zu sein.“ Und so stark war der Ausdruck der Erhebung über das Leibliche, so entschlossen

die Wiederaufnahme seiner Arbeit, so umfassend jeder Ausdruck seines geistigen Lebens, daß derselbe Berichterstatter, der eben noch Augenzeuge von Schillers Hinsüßigkeit gewesen war, am 9. März an Heinen schreiben durfte: „Schiller ist ganz gesund.“ Genuß war er wahrlich nicht, aber keine alte Überzeugung, daß er in solchen Tagen durch seinen Willen mehr vermöge als ein anderer, ließ ihn noch einmal über die Angst des Frühlings liegen und gab seiner letzten Schöpfung, iemal sie vollendet wurde, das volle Gepräge seines mächtigen und schöpfungsvollen Geistes. Die Entwürfe und Pläne zu dramatischen Leistungen, die aus Schillers Nachlaß veröffentlicht wurden, belesen und hineinreich über den Reichthum der Stoffe, die er noch zu gestalten hoffte, lassen erkennen, daß mehr als einer dieser Stoffe dem dramatischen Stil des „Tel“ und des „Demetrius“ entsprach, offenkundig aber auch, daß Schillers Phantasie von Selbstbildern und Weltproblemen abweichender Art ertgriffen und bewegt wurde, daß er den Drang verspürte, sich die fremdbartigsten Zustände und Konstellationen, iobald sie ein ungemessenes und allgemeines Menschliches einschlossen, gestalten anzueignen. Der Plan zu einer Tragödie oder einer Tragödie und Komödie „Die Polster“ hatte seine Wurzeln in der Teilnahme, mit der ihn das Getriebe der ungeheuren Stadt Paris erfüllte. Ein ungeheures, höchst verwickeltes, durch viele Familien verdrängendes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengefestet wird, immer andere Entdeckungen mit sich bringt, sollte den Hauptinhalt abgeben. Es sollte ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Ertgriffen, von Verderbnis usw. bei jeder Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen werden. Die äußersten Extreme von Zuständen und stitischen Fällen, die idiosyncrasische Muth, wie die naturwidrige Verderbnis, die idiosyncrasische Muth und die düstere Verzweiflung sollten in ihren höchsten Spigen und charakteristischsten Punkten zur Darstellung kommen. Und im volligsten Gegenfaß zu dieser dramatischen Handlung auf dem Nachhintergrunde der Großstadt träumte Schiller von einem Schauspiel „Das Schiff“, das die Eindrücke der rathlos vorstreichenden Weltentdeckung und Meerbeherschung spiegelte, worin alle ertreasanten Motive der Seereisen, der außereuropäischen Zustände und Sitten, der damit verknüpften Schicksale und Zufälle benutzt werden sollten. Es handelte sich um die Aufstich eines Panctum saliens, aus dem alle sich entwickeln, ein Bunt, wo sich Europa, Asien, Handel, Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Kultur, Kunst und Natur darstellen ließen, und eigentümliche, aus dem See- und Kolonialerwerb erwachende Charaktere bestimmt und lebhaft ertziehen. Lauter überraschende Zeugnisse, wie eigentümlich empfänglich für alle großen Ertdeckungen und Ereignisse des Menschenseins und Weltseins Schiller geblieben war, welche neuen Wege und Wertungen des Dramas seine sich vorbringende Meisterkraft bereits in Auge sahste. Goethes Wort: „Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollender, alle acht Tage war er ein anderer, ein vollendetes, jedesmal, wenn ich ihn wieder sah, ertsehen er mir vorgechritten in Belesenheit und Urtel.“ schloß eine gewichtige Wahrheit in sich ein, um so gewichtiger, als all dieser süßen Umlud, all diese Geisteserzie die höchste Kraft des Dramaliter's — die entschlossene Sammlung der Kräfte auf einen entscheidenden Punkt, die übergengende Berichtigung des Lebens nicht schwächte. Die realistische Seite der Schillerischen poetischen Natur hatte an der Fülle der letzten Pläne des Dichters jümeist einen stärkeren Anteil als der hirtliche Schöpfung, der Schiller in der „Brau von Messina“ zum Versuch getrieben hatte, die rein lartische, von der Macht des Schicksals überherrschte Tragödie zu schaffen und sich mit den antiken Tragikern, den Aeschylus und Sophokles, in ihrer eigenen Form zu messen.

(Schluß folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Julius Verne, Ein Drama in Livland. Herr der Welt. Autorisierte Ausgabe. Brockhaus Berne Band 85, 86. Wien und Leipzig, K. Hartleben. Preis des Bandes 75 s. — Der Freund Verne'scher Erzählungskunst wird auch diese beiden neuen Bände mit Vergnügen lesen. Der erste derselben, „Herr der Welt“, ist ein echter Verne, in der Art der phantastischen Beschreibungen des Verfassers gehalten, eine Fortsetzung von „Nobur der Sieger“ und man demüandert auch hier wieder die Kunst, über die der Autor verfügt. So unmöglich im Grunde ge-

nommen die Erzählungen Verne's sind, wenn man sie genau prüft, so glaubhaft ertsehen sie doch bei der Lektüre, indem der Verfasser das Luftgebäude seiner Phantasie stets auf einem Fundamente aufzubauen weiß, so daß man, wie bei einem Rundgemälde im Pantheon den Übergang von Malerei zur Plastik, so hier die Grenze nicht wahrnimmt, die das Greibare vom Urtastlichen scheidet. Dert sind die Erzählungen sehr wohl motiviert, nach sich am „Herrn der Welt“ zeigen läßt. Made ist der Beweggrund für das Handeln Nobur's des Siegers, des Herrn der Welt, der, bei einer Automobilonfakturen künastgefest, zeigen will, was er kann und eine Maschine schafft, die

Automobil, Schiff, Unterseeboot und Luftschiff zu gleicher Zeit ist, mit der der Erfinder der Welt, der alten und der neuen, Trost bietet. Dadurch, daß das phantastische Ungeheuer schließlich bei einer wahrhaftigen Fahrt durch die Luft im Gewitter verunglückt und zerfällt, entbehrt sich der Verfasser der Verpflichtung, die Maschine zu schildern, wie er auch die Triebkraft, die sie bewegt, nur im allgemeinen als elektrischen Ursprungs anzudeuten braucht. Wir müssen die Möglichkeit der Erfindung auf Treu und Glauben hinnehmen. Begründet wird die Jagd, die nun von Seiten des Staats und der verdorbenen Gesellschaft auf das Monstrum unternommen wird, dadurch, daß die Polizei der amerikanischen Union Sorge tragen muß, daß kein Unheil geschieht. Das Fressenetz, auf dem der seltsame mächtige Adler, das Ballonschiff Epouvante, seinen Horst hat, der Great Gray in den Wäldern, gilt als unerforschlich und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Feuerstein, der sich auf demselben erhebt, der in Wahrheit von dem arbeitenden Herrn der Welt und seinen Genossen berührt, sehr wohl auf einen Vulkan stehen kann, der, erloschen, neu in Tätigkeit tritt. Die ängstlich geordnete Umgebung muß berührt werden und das kann nur dadurch geschehen, daß man den Festenetz zu ersticken verurteilt. Der, dem die Tat gelingt, die Geheimnisse des Herrn der Welt zu ergünden, ist ein Detektivomaner Newports und es ist beflügelnd anzusehen, wie man ihm, im Lande des Erfolges, den misslungenen Versuch, den Great Gray zu erklimmen, trotzdem die Unmöglichkeit jutage lag, doch als eine Niederlage auslegt, die wieder gut zu machen Inspector Strod alle Verläufe hat, da er sonst um seine Stelle kommt. Durch Zufall wird Strod auch der Gründer des Geheimnisses und der Erfolg macht ihn sogar zum Bösen des Tages. Er nimmt als Gefangener des Herrn der Welt an der Fahrt mit dem Luftschiff Epouvante teil und entgeht bei der Katastrophe, als die Epouvante zermetertet in Meer stürzt, als Einziger von der Befragung dem Tod. So sieht man, daß alles in der Erzählung schieflegt ist und keine Lücke aufweist und die Anforderungen des Verfassers werden befriedigt wie dem Bedürfnis der Phantastie Rechnung getragen wird. Die andere Erzählung, „Ein Drama in Livland“ fällt aus dem Rahmen der Berneseischen Kunst etwas heraus. Sie hat mit Phantastie nichts zu tun. Gleichwohl ist sie sehr interessant. Es ist eine Abenteuergeschichte, die erzählt wird, und berichtet, wie ein Abenteurer nicht unweilend Handlungen halber nach Sibirien Bekannter die Flucht ergreift, um nach seiner Heimat Livland zurückzukehren, wo seiner die Braut in Treue harret. Die livländischen wie überhaupt die russischen Zustände zu der Zeit, da die Unterdrückung des deutschen Elements in der Ostprovinzen begann, sind außerordentlich genau geschildert und man sieht wieder daraus, wie sehr der lustige Bau der Berneseischen Kunst auf gründlichen Studien beruht, wenn man auch die Mühe nicht bemerkt, die dem Autor verursacht worden ist, sich all diese Kenntnisse aus Büchern und sonst woher anzueignen. Dabei sind Land und Leute von Livland sehr getreu in ihrer Eigenart wiedergegeben. Insbesondere die Landschaft mit ihren Pflanz hat einen über die Fälschtheit, kimmungsbog zu malen, gebietenden Schilderer gefunden. Aber mit der ange deuteten Abenteuergeschichte ist es nicht abgetan. Es wird uns ein märchenhaftes Drama vorgesetzt, wie es der Titel verspricht. Der Räuber, der sich erst zum Schluß entwirrt, wird so gemundet. Der aus Sibirien Entwichene, Wladimir Janof, ist ein Livländer russischer Herkunft und steht in Beziehungen mit jener Familie Rigas, die als Führerin der slavischen Partei von den Livländern deutscher Abstammung und Schinnung lebhaft bekämpft wird, um so mehr, als gerade slavische Wahlen bevorstehen, bei denen sich Dimitri Nicolof, das Haupt der genannten russischen Familie Rigas, und Franz Johansen, der Chef einer mächtigen deutschen Bankfirma dieser Stadt, als Kandidaten gegenüberstellen. Dimitri Nicolof steht in der Schuld Johansens und kann dieselbe zum Verfalltage nicht bezahlen. Die Begleichung geschieht aber in geheim durch Janof, nachdem vorher ein Banknote der Firma Johansen in einer einfachen Schenke der Landstraße ermordet und beraubt worden ist. Die Kammern der geraubten Scheine stimmen mit denen überein, mit denen Janof die Schuld bei Johansen abzutragen sucht. Also, dieser oder Dimitri Nicolof muß der Mörder des Banktranten Koch sein. Aber weder dieser oder jener ist es, sondern der Beförder der einfachen Schenke an der Landstraße, Kross. Doch die Entdeckung geschieht erst, nachdem Nicolof, unschuldig verdächtigt, an-

scheinend als Selbstmörder gestorben ist. Die Ermordung Nicolofs ist aber durch Kross geschehen, der die Scheine vertauscht, und erst auf dem Totenbett bricht Kross dem Popen das Geheimnis, durch dessen Veröffentlichung das Ansehen Nicolofs nachträglich gereinigt und die Gegenpartei, die die Schandtat im politischen Interesse auszubuten verstanden hat, vernichtet wird. Janof aber führt die Tochter Nicolofs, Alfo, als Frau nach langer Brautzeit heim. So wird die Kriminalgeschichte zum Kulturbild. Die Inhaltsangabe aber zeigt, wie seltsam auch diese Erzählung Bernes ist. Die Ausführlichkeit dieser Zeilen aber möge man damit entschuldigen, daß der Autor, der uns schon so viel Interessantes geboten hat, kürzlich seine Laufbahn beendet hat, und diese Zeilen sollen einen Nachtrag zu dem Nachruf bieten, der Jules Verne damals gewidmet worden ist. J. R.

— Novellen von Masuccio von Salerno. Zum erstenmal übertragen von Dr. Paul Salomonski. Erster Band. Altenburg, Theodor Unger Verlag. — Masuccio ist ein italienischer Novellenichter, der selbst für die Italiener neu entdeckt werden mußte. Dies geschah durch Luigi Settembrini, seinen letzten Herausgeber, der auch das gesamte biographische Material zusammengetragen. Sein Geburts- und Todesjahr läßt sich nicht genau bestimmen; doch dürfte er gegen 1420 das Licht der Welt erblickt und kaum das Jahr 1480 überlebt haben, er entstammte einer adeligen Familie und war Sekretär des Fürsten Sanseverino von Salerno. Seine Sammlung: „Novellen“ enthält 50 Novellen, die sind zum erstenmal von Salomonski ins Deutsche überetzt worden; von der auf drei Bände berechneten Übersetzung liegt der erste Band vor; in der Färbung zu demselben gibt der Übersetzer über die damalige politische Verhältnisse und die Zustände in Neapel eingehende Auskunft. Die Novellen selbst hatte der Dichter einer schönen vornehmen Dame, der Hippolyta Forza, der Gemahlin des Herzogs Alfonso von Calabrien, gewidmet. Wenn ein heutiger Novellist, auch der vorgeschrittenen Richtung, die Novellen verfaßt hätte, so würde wohl seine ungeratene Dichtung unangenehm haben; vor Künstlichkeiten und Ignoranz schreit der Dichter so wenig zurück wie sein Vorgänger Boccaccio, ja er geht in der Dichtung eines rücksichtslosen Witzes noch über diesen hinaus. Noch mehr als bei Boccaccio richtet sich dieser Witz gegen den Klerus: fast alle Fabeln dieser Geschichten sind Beiläufige, die sich teils in die freivolles Abenteuer fügen, teils in raffinierten Verwicklungen sich überbietet. Der Reliquienkatalog wird in derbesten Weise verspart in der Geschichte: „Die Unterthanen des heiligen Stuhls“, und in einer anderen, „Die Empfangnis des höchsten Königs“, wird erzählt, wie ein Beichtvater sein Beichtkind, ein frommes, jüdisches Mädchen, dadurch bewegt sich ihm hinzugeben, daß er sie zu überzeugen weiß, sie sei berufen, den höchsten Engelsherrn aus Sicht der Welt zu befruchten. Die Darstellung, wie, welcher der Übersetzer eine gewisse archaische Färbung zu geben suchte, hält sich indes frei von der Ausmalung sinnlicher Situationen; sie ist in vieler Hinsicht „sachlich“ zu nennen, nach, heiter lächelnd und mit überlegenem Spott gewürzt. R. v. G.

— Zwei Kämpfer am Rieberstein. Eine Erzählung aus dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert von Franz Stodhauzen Leipzig, Verlag von Friedrich Janke. 305 Seiten. Preis geb. 3. M. — Mit der vorliegenden Doppelzerlegung hat die Verfasserin ein tiefere, ergreifendes Heftbild geschaffen. Die Erzählung zerfällt in zwei Teile: I. Der Amalofbänger. II. Arnold von Köln. Den geschichtlichen Hintergrund bilden die beiden ersten Kreuzzüge, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst und die Kämpfe zwischen Heinrich IV. und Heinrich V. Sphauch der Handlung ist zumest Köln, dessen damalige Zustände vortrefflich gekennzeichnet werden. Zwei Köhler sind die Helden der Erzählung. Ihre Seelenkämpfe, die sie dem zuerst gewährten Beruf entfremden, die sie aus der Heimat hinaus-treiben in die Fremde, wo sie für ihre Überzeugung wirken und streiten, bis sie schließlich, in die Heimatstadt zurückgekehrt, bei einer beim Brande von Druz, der andere als ein Opfer der Reperverfolgung auf dem Scheiterhaufen, ein grauenvolles Ende finden, sind der hauptsächlichste Inhalt des Buches. Eine Fülle von kulturgeschichtlichen Einzelheiten sind in die Erzählung verweben; insbesondere erzählt man viel von dem Leben der damaligen Heiligkeit. Die Verfasserin ist bestrebt gewesen, ihrer Darstellung eine etwas altertümliche Färbung zu geben und bezieht sich meist sehr harte Sätze, nimmt nicht alle Leser einverstanden sein werden. Das Äußere des Buches ist in jeder Hinsicht geschmackvoll. C. R.

Redakteur: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 52.

Dienstag, den 2. Mai, abends.

1905.

## Schillers letzter Herbst und Winter und sein „Demetrius“.

Von Adolf Stern.

(Schluß)

Freilich, eben der historische Stoff und die poetische Erfindung, die seit der Vollendung des „Tell“ Schiller, trotz Krankheitsanfälligkeit und drohender körperlicher Ermattung beschäftigten, die sich täglich fester gehalten und tiefer, eigentümlicher belebten, schlossen die Macht des Schicksals nicht aus. Der Jung zu einer Kunst, die den Menschen im Drange des Lebens nicht und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Bestirnen zumal, die von der Ahnung oder Erkenntnis durchdrungen wird, daß die Tragik mit dem Menschenleben selbst gefeiert ist, mit dem Verhältnis des einzelnen und seines Willens zum Ganzen, das zum Verhängnis werden kann und unter besonderen Umständen werden muß, erfüllten Schiller seit Jahren mit dem Drang, einen Stoff zu finden, der von der Art des „Oedipus Rex“ wäre und dabei doch aus realen historischem Boden erwüchse. Eine Gestalt, die gleich Oedipus, nur noch unweiser als dieser, schuldlos in die gemaltige Schuld verstrickt wird, aber dann, gleich den dämonischen Helden Shakespeares, die Schuld im Augenblick der Enthüllung auf sich nimmt und im Kampf mit ihr zerbricht, war Schiller aus der Geschichte des falligen Demetrius entgegengetreten. Der gewaltige und tiefe Kosmos, der sich aus den abenteuerlichen und einander vielfach widersprechenden Berichten über die Geschichte dieses Präntenanten herausloht und in dem ungeheuren Augenblick gipfelt, in dem Demetrius erfährt, daß er der Getaufte ist und nun zum Täufer werden muß, verknüpfte sich mit Anlagen und Schicksalen, für die der Dichter eine alte, niemals völlig verlaugnete Vorliebe hatte. Die cäsarische Natur, mit deren großen und kühnem Ehrgeiz sich weichere Gefühle und jugendlicher Schwung verbinden, war seit dem Hieb des ein Ideal Schillers geliebten und schien sich im Demetrius vollendet zu verkörpern. Schon als Schiller sich im März 1804 für die Wahl des Stoffes entschied, sah er klar, daß die höchste Kunst der schwankenden historischen fast legendären Überlieferung ihm erlaube den Helden völlig rein und im guten Glauben an sich selbst, sein vermeintes Geburtsrecht und seine fürstliche Sendung seine Laufbahn antreten zu lassen.

Genau die Wurzeln der Demetriustragödie verließen zurück in den Boden des Wallenstein, andere und härtere in den jahrelang abgelebten Plan zur Tragödie des englischen Präntenanten Marbod. Wenn Frau Piccolomini von seinem Felsherrn auf sagt, er sei mit jeder Kraft zu seiner Würde geboren und mit der Kraft noch obem:

Vuchächlich zu vollbringen die Natur

Dem Herrschalen den Herrschplatz zu erobern,

und als Organisch dazu den gemaltigen Ursprung vor nicht mehr Scheu tragen läßt, als vor dem Ringen mit dem ganz Gemeinen, dem Gewohnten und ewig Gehtigen, vor dem Kampfe mit der Macht, die im verdrängt begünstigen Bewußtsein ruht, so stellen sich der Phantasie des Dichters etwa widerstrebende Gesetze der Menschheitsgeschichte und aller historischen Entwicklung dar. Wenn nach Schillers Entwurf Berlin Marbod „die fallige Hölle eines Prinzen, aber als Mutter für alle Prinzen Frieden sollte“ und die Empfindung der Zukunft sein mußte: „wenn er kein Prinz ist, so verdient er einer zu sein und seine Person ist mehr wert als seine Krone“, so zeigt sich, daß er die Tragik der geborenen Herrscherart, der im gemeinen Lauf der Dinge keine Entfaltung gönnt ist, voll in sich durchlebt hatte. Und wenn im Wallenstein immer ein Stück fallen Ehrgeizes, des Betrags am angekommenen Herrscher zurückgelassen war und der Geschichte des Marbod die volle tragische Kraft und Wirkung

gebraucht, weil der angebliche Verlog von Jort von vornherein ein Verräter war, so wählte über der Geschichte des falligen Demetrius von vornherein eine glücklichere Konstellation. Was heute sein Herkunft und Jugendbiografie des ersten falligen Demetrius, der 1605 mit Hilfe der Polen das russische Reich tatsächlich eroberte, den Jaren Boris Godunow in den Tod trieb, den Thron von Moskau bestieg und nach wenigen Monaten einer vom Anas Skutisoff gestifteten Verschwörung und einem Volksaufstand zum Opfer fiel, keineswegs völlig aufgeklärt. Der Dichter hatte hier die Möglichkeit, zwischen den sich aus entchiedenste widersprechenden Berichten der moskowitzischen Chronik des Petrejus und der „Histoire de Russie“ des Leveque, der schon von de Thou vertretenen Auffassung sich anzuschließen, daß Demetrius ein betrogener Verräter gemeint sei. Der Herausgeber aller Schillerschen Demetriustragmente Guitav Kettner (Schillers Demetrius. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 9. Weimar, 1894) hat in seiner vorzüglichen Einleitung schon darauf hingewiesen, daß de Thou die Tragik, die in dieser Annahme liegt (in den Worten „si male persuasus sum se esse credebam, qui non erat, profecto fortuna, ut alius imponeret, insigni laeti primum successus, mox tristis atque adeo tragici exitus exemplo, mire ipsi imposuit“) gefühlt, aber den Gedanken nicht weiter verfolgt habe. Es müßte eben der geborene Dramatiker, der poetische Meister kommen, um ihm volles Leben zu verleihen.

Nichts ist so lehrreich, aber auch nicht so sehr Zeugnis von dem bis ins Ende wirksamen Schillerschen Ernst, den keine Mühe bleicht, als die Art der Gestaltung, die in Entwürfen, ausgeführten Szenen und dem schließlich mächtigen Torso des ersten und zweiten Aktes uns entgegentritt. Goethes Wort: „Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern, für und widerstreben, wie es zu machen wäre, er ward ebensovornig müde fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen him und herzuwenden. So hatte kein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich nur zeige, wie er die Exposition in einem Prolog bald dem Wallensteinigen, bald dem Orléanischen ähnlich ausbildete wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und sie nie und da zu arbeiten anfing“ bestätigt, daß der Dichter nicht nur heimlich mit dem vorliegenden Körper, sondern ebenso heimlich mit jeder Schwermigkeit des erstoreten und in seiner innersten Bedeutung erkannten Stoffes rang. Dem vornherein hatte sich Schiller gesagt: „Weil die Handlung groß und reichhaltig ist und eine Fülle von Begebenheiten in sich begreift, so muß mit einem frühen Nachdruck auf den höchsten und bedeutungsvollsten Momenten hingewirkt werden. Jede Bewegung muß die Handlung um ein merkliches weiterbringen.“ Immer aber blieb der Ausgangspunkt der erschütternden Tragödie der gute Glaube des Demetrius an sich selbst („Demetrius erscheint zuerst in einem unglücklichen schönen Zustand, als der lebenswichtigen und herrlichen Jungling, der die Gnade Gottes hat und der Menschen. Er ist im Haus des Weindens von Senobrit und wird geliebt von der Marina, sein Weib geht hoch, aber seine Wünsche sind bescheiden. Er zeigt eine fürstliche Großmut, hat einen begeisterten Glauben an das Blind“, von ihm aus sollte sich die echte Tragödie entwickeln. Ja so vollständig waren im Gang der Handlung und dem Hauptverlauf Schillers alle höchsten Wünsche des Tragicus erfüllt, daß Schiller vor dem höchst eigentümlichen und mächtigen Gedanken

zurückzuführen, den Gegenlag der spätern Demetriusle, die von vornherein Betrüger waren, durch einen die Tragödie schließenden Monolog eines dieser Abenteuerer zu verkörpern, einen Monolog, der gleichsam einen satirischen Spiegel des eben verlaufenen Schicksals gebildet haben würde. Dieser Monolog des zweiten Demetrius kann die Tragödie schließen, indem er in eine neue Reihe von Stürmen hineinblicken läßt und gleichsam das Alte von neuem beginnt. Der Mensch ist ein Kofal von verwegener Mut, der schon vorher vorgekommen und sich zu einem festen Abenteuerer und zu Glücklichem gefühlt angesehen hat.“

Schillers Vorstudien zum Demetrius, seine vertriebenen Entwürfe und die Ausführungen der Vorgesichte waren um die Wende der Jahre 1804 und 1805 beendet. Als er sich entschloß, die Darstellung des Lebens seines Helden im Hause des Weimoden von Senodmit, einen ganzen Akt der begonnenen Tragödie, aufzugeben, die Vorgesichte im Schloße zu Sambor auf die knappe Ermahnung in der großen Erzählung des Demetrius vor dem polnischen Reichstage einzuschleusen und mit dem lebensvollen Bilde dieses Reichstages die Exposition des ganzen Dramas zu verbinden, war der März 1805 herangekommen. In neuem Aufschwung und großer Freude schuf er jetzt an der neuen Gestalt seines Stoffes. Das mächtige farbenreiche wunderbare Fragment, an das später alle Fortsetzer anknüpfen und das wir endlich gelernt haben, als ein letztes, selbständig-wirkames herrliches Vermächtnis des Dichters allein auf untern Bühnen zu sehen, entsann in der Zeit vom März bis zum Mai, den letzten Lebensmonaten des Dichters. Am 25. April begann Schiller den letzten Brief an seinen Predner Freund Körner (der mit einem unbemüht annehmlichen Lebe wohl! schließt) mit der halb resignierten, halb hoffnungsvollen Äußerung: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung; aber ich werde Mühe haben die harten Stöße seit neun Monaten zu vermeiden und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen 40 und 50 nicht mehr so, als im 30sten Jahre. Inzwischen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre ausfällt.“ Er ahnte nicht, wie nahe ihm die Nacht sei, in der niemand wirken kann. Ganz erfüllt von der Lust des Weilers am gelingenden Schaffen, fuhr der Dichter bis zum 1. Mai fort an der Demetriustragödie zu arbeiten, die Reinschrift des Monologs der Maria, die auf seinem Schreibtisch gefunden wurde, stammte wohl vom 1. Mai, dem letzten Arbeitstage. Sonntag, den 28. April, hatte er sich gesund gefühlt, noch einmal an den Hof zu gehen. Heinrich Voß, der ihn antleiden half, freute sich seines „gelunden Aussehens“ und seiner stattlichen Figur im grünen Galafrack. Mittwoch, den 1. Mai, erhielt Schiller den letzten Abend Goethes, mit dem er über die Herausgabe der Goetheischen Uebersetzung des Didrotischen Dialogs „Kameaus Rest“ in den jüngstvergangenen Tagen mehrfach conferirt und correspondirt hatte. Jetzt kam Goethe nach Schillers Befinden zu sehen und zugleich etwas von Fortgang des Demetrius zu hören. Er traf Schiller unter seiner Haustür, im Begriff ins Theater zu gehen, wo Schröders Lustspiel „Die unglückliche Ehe durch Delikatessen“ gegeben wurde. Goethe mochte den Freund nicht zurückhalten, doch suchte er sich ebenfalls wenig gestimmt, ihn ins Theater zu begleiten, und so schieden die Engerbundenen an Schillers Schwelle, um einander im Leben nicht wieder zu sehen.

Vom Theaterbesuch dieses letzten Abends außer seinem Hause lebte Schiller wieder heimlich unwohl zurück, am Morgen des 2. Mai fand ihn Voß in einem Mittelzustand von Schlofen und Wachen matt auf dem Sofa liegend. Resignirt und an diese Anfälle längst gewöhnt, sagte Schiller: „Da liege ich wieder.“ Er sollte sich nicht wieder erheben, ein rascher Kräfteverlust, der in den nächsten Tagen eintrat, raubte, nicht ihm selbst und seiner Gatte, aber den nächsten Freunden bald alle Hoffnung auf abermalige kümmerliche Besehung. Er selbst mochte in letzten Stunden nie in alten Tagen philosophisch-ethische Gespräche mit seiner Schwägerin Karoline v. Wolhogen anknüpfen und sagte, als diese, um den Kranken zu schonen, die Unterredung abbrach, mit leiser Unmut: „Nun denn, wenn mich niemand mehr verliert und ich mich selbst nicht mehr verliere, so will ich lieber schweigen.“ Er verfiel, aus einem erquicklichen Schlafe erwachend auf die Frage, wie er sich befände: „Immer leichter, immer freier.“ Im nächsten Traume läßt er die Gedanken des Demetrius. Und erst am letzten Tage, dem 9. Mai 1805, an dessen Nachmittage er die Augen schloß, scheint ihn

ein härteres Vorgefühl des nahenden Endes überkommen zu haben.

Von allem, was Schiller hinterließ, ist der Demetriusvorstoß in seiner leuchtenden Herrlichkeit das poetische Siegel auf Wilhelm v. Humboldts Zeugnis: „Er wurde der Welt in der vollendeten Reife seiner geistigen Kraft entziffen und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesetzt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte und die immer fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand befohlen lassen.“ Just diese letzte nur halbvollendete Tragödie, in ihrem Entwurf die größte und tiefste aller Schöpfungen Schillers, zeigt ihn von der Erkenntnis der tragischen Notwendigkeit voll durchdrungen, in genialer Sicherheit auf die ungeheure Charakterumwandlung losstrebend, hinbrängend, in der der gewinnende Feld zum tragisch Schuldigen wird. Dem polnischen Reichstag bis zum Einzug in Moskau erscheint Demetrius von einer ungeheuren Helle des Glücks, des Erfolgs getragen, in der er, bis zur Katastrophe in Zula, die Wirkung seines guten Rechts mäßigen kann. Die innere Wendung des Ganzen dauerte der Dichter in die Ebene zu legen, in der der Sieggedächte, Hoffnungreiche, Hochgemute, durch die Enttäufung seiner Geburt und des mit ihm getheilten Vertrags von der Höhe seines Bewusstseins herabgestürzt wird. Das Ziel vor Augen, auf dem Gipfel stolzer Erwartung erlahrt er, daß er nicht der Sohn des Jmaan, nicht Prinz Dimitri sei. Da geht die erschütternde Veränderung in ihm vor. Er begriff in einer entscheidenden Minute, daß er, nachdem er so weit gegangen, nicht zurück kann, er vergewissert sich, daß der, der ihn zum Werkzeug des Betrugs gemacht hat, zugleich der einzige Wiler dieses Betrugs ist. Der Mörder des wahren Demetrius, der den falschen erlogen, vorbereitet, geheim gelenkt hat, fordert seinen Lohn von einem, der in diesem Augenblicke der unglücklichste und verwerflichste aller Menschen ist. Von der Wut über das ihm Angekene übermannt und doch zugleich vom Innhalt der Selbsterhaltung getrieben, stößt Demetrius den Mörder nieder, der sich rühmt ihm eine Krone gegeben zu haben. Und so steht die große Bewegung mit seiner vermeinten Mutter, der Karin Maria, steht der Einzug als Jar in Moskau bereit unter dem Druck, daß sich Demetrius nun als Betrüger, als bewußter Täufcher seines Volks kennt. Gleichwohl entfallt er bei der Zusammenkunft mit Maria noch einmal alle ursprünglichen Bestreben und fürchtliche Haltung, ringt ihr ab, da die Stimme der Natur nicht in ihr spricht, wenigstens die Stimme des Tantes nicht zu erschiden. Die Unterredung zwischen der Karin Witwe und dem Thronprätendenten, die Schiller mit Recht eine der größten tragischen Situationen nannte und von der er eine vollendetste Skizze hinterließ, endet mit einer Art Ueberwindung der Maria. Doch ist dies der letzte Sieg des Demetrius. Die verhängnisvolle Stunde, in der er gezwungen war entweder auf die Wahrheit seiner Natur oder auf seine Kraft und den Herrscherberuf, in den er sich schon völlig hingegeben hat, zu verzichten, mißt vom Einzug in Moskau an mit wachsender Gewalt nach. Demetrius setzt Mistrauen in alle, hat Anwandlungen des finstern Argwohns und des härtesten willkürlichen Despotismus. Er ist nicht mehr Herr seines Selbst, wird von der Gewalt fremder Leidenschaften beirrt und geführt, schwankt zwischen seinen Aussen und den Polen, mit denen seine polnische Braut Marina gekommen ist, schwankt zwischen Krinio, der Tochter des Boris Obonowo, und Marina, er fällt unter den Waffen der von Fürst Schuiskoi geführten Empörer, weil sich im entscheidenden Augenblicke Maria nun doch von ihm hinzunehmet.

Verthold Kuerbach hat das Wort geprägt, daß Ausland für die deutsche Bildung gleichsam erst durch Schillers Demetrius entdeckt worden sei, und damit die falsche Vorstellung erneuert, als ob der Dichter von der Fremdartigkeit und Buntheit des Stoffes viel stärker ergriffen worden sei, als von seinem tragischen Kern. Andere haben Schiller gar unterstellt, daß die bevorrechtete Verbindung der russischen Kaiserstochter mit dem Erbprinzen von Weimar auf die Wahl des Demetrius bestimmend geworden sei. Doch diese Impondebilities sind gegenüber den Hauptantrieben der letzten großen und kraftvollen Schöpfung des Todfranken und doch so völlig Gelunden durchaus untergeordnet. Wir fragen beim Lese, wie beim gewaltigen Entwurf der Tragödie, daß es in der That die erste Tragik des Vormuirs, die Bedeutung der Hauptgestalt, der Reichthum der dramatischen Situationen und Charaktere war, der Schiller antrieb, den letzten Kern seines Lebens, den letzten Hauch voller Kraft an den Demetrius zu setzen.

Die Nachgeschichte des Werkes, dessen Lorio erst mit der ersten Gesamtanfrage der Werke Schillers veröffentlicht wurde, liegt in der Erzählung Goethes von seinem Plan, das Drama, das ihm so lebendig gewesen sei als Schiller, zu vollenden. „Nun bracht ich vor Begierde dem Tode zu Trug unsere Unterhaltungen fortzusetzen, seine Gedanken, Absichten und Absichten bis ins Einzige zu bemerken und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Rebatton eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlußt schien mir ersehnt, indem ich sein Leben fortsetzte. Unire gemeinsamen Freunde hofft ich zu verbinden, das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dächten und bestimmend, ich belebend, ühend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte bis zur Brantenkunft eines trüben ähnlischen Weites, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Wenig, aber Entschlußmas, den die Bergewaltung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu leben, wäre die herrlichste Lebensfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir geduldet — Nun aber legten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Vermorttheit noch vermehrte; eigenfennig und übereilt gab ich bei Vorzug auf und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich verseht fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrisen, sein Um-

gang verlag. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verbotnen sich mit dem Katastol zu beschäftigen, den ich ihm aufzudichten gedachte. Sie wendete sich und folgte dem Urid, nam in die Gruft, die ihn gepirnglos eingeschlossen hatte. Nun hing er mir erst an zu verweilen; unablässiger Schmerz ergreif mich und da mich töpferliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, war ich in trauriger Einsamkeit befangen. — Wie oft mußte ich nachher im Laufe der Zeit bei mir lächeln, wenn teilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermisst; mich wolite fort und fort bedänken, als hätte ich ihm und unserem Zusammensein das erfreulichste Stücken können!“

Ob es nur die Hindernisse, der Sturm und die Vermorttenheiten waren, die Goethes Fortsetzung zu Schillers „Demetrius“ hemmen oder ob eine schweigende Erkenntnis der Wahrheit mitwirkte, die Friedrich Hebel ein Halbjahrhundert später in die Worte zusammenfaßte: „man könnte ebenso gut für Schiller amen, als für ihn dichten“ — wer will dies einem Goethe gegenüber ergründen? Gewiß ist nur eins, das keine unter dem Dugend Fortsetzungen des „Demetrius“ ein Lebensrecht erworben hat und das es besser ist, der Lorio bleibt allein leben, als das letzte Zeugnis für Schillers inneres Leben, seine welt-erfassende Phantasie und sein ungebrochenes Gestaltungsbewußtsein. Er mag fort und fort daran mahnen, was Literatur und Bühne in Schiller befehen haben, und klar machen, warum für die Berührung, die Geltung und Nachwirkung des Dichters niemals ein letzter Tag kommen kann.

**Bücherbesprechungen.**

— Beiträge zur niedersächsischen Volkshunde, II. (Fest). Das erste niedersächsische Volkstrachtenfest zu Schöfel. Von Hans Müller, Brauk. Mit Beiträgen von: Direktor Dr. O. Lehmann, Dr. Karl Schaefer, Oskar Schminckrahm, Johannes Kruse, 21 Trachtenbildern nach Photographien des Verfassers und 8 Bauernhaus-Architekturbildern. Hannover, Verträger Jämede, 1904. 58 S.; groß 8°. Preis: 1,80 M. — Ein ganz prächtiger Bericht über ein ganz prächtiges volkstümliches Fest, das mutatis mutandis noch auch für unser engeres Vaterland ein Vorbild abgeben könnte. Anstatt aller weilsaunen Anpreisungen ein paar Proben. Zuerst ein Stück aus dem von Julius Müller in Schöfel verfassten „Plattbütschen Begniewer“ (S. 13). „Also am Sönnabend abend bi halbim Adt lang schööt all use Handwerkers, Zimmerleue ein Märtes, Postmalers un Lijfers'n lobenbuh up sin Döl tolophen kamen. Dar kum vun Hamburg un Bremen gelehrte Uir, Professur un Boomsiters, de wüllt us vertell'n, wie en olet biadet Buernhus boot weern mutt, dat et noch as en Buernhus ulüht un nich as en Apenstall, un annere Herren wüllt use Malers antolten, dat se so'n Hus nu of richtig antriehen bot, dat de Bur siok darup wesen kann as sien Froo up ehr ne Schirt, de se sid bi den Jarber druden laten hett . . . Am Sönddag morgen wüllt wir use oleren leeren Döht ofhalen, de to Foot oder to Wagen oder mit Iersohun ut use ganze leere Redetassenland tolophen kame. De utdrigenen Döht, de in Buernbrucht geht, frigt nu alle enen Jettel, de güll, för Papiergeld . . . Der Vult geht, kann sid nu of de Aftelung un Wattenes Döht antieken. Dor hebbt use einichers un Dreiers allerlei Stöht un Tüch, de Wätters ehr irden Pätjertig, de Kopluue ehr Trachtenstüch un de Malers ut Worpneede söhne Biller utseell . . . Welke dömt of mit na de Kerz ganz un toertl uten leeren Vergott en Besuß maken. Id meen, en Fest, wat mit den anjungen ward — un use Schaeferle Buern sangt Gottlob ehre Festen . . . jümmer noch mit Oelung un Gebet an — son fest kann leenen sieden Verloep nehem.“ — Hierzu ein Stüchden aus der plattdeutschen Festrede des Ballors Wagner aus Gadenberge (S. 31 ff.). „So'n Hus, dat richtig boot is, so'n Hus mut't'n gornich anlehn kün'n, dat dat dar von Menschenhand hintoo is, ne, dat mutt utsehn, as wenn dat dar wüssen wör. Jöht as de Böm un de Blomen, dar frazt ud leen Rinsch na, wer de dar woll hinplunt' hatt.“ Dann kommt er auf die vom volkstümlichen Standpunkt aus verwertlichen Frauenmoden zu sprechen und fährt hierauf fort: „Un mit de Rannschle ehre Woden is dat ud noch nich vel beter. Denn schööt de Döfen lang welen un denn fort; denn sünd se to eng, dat se meist toerweitert ud, un denn so wiedz

as'n Innerrod. Id glöw, dat duert gornich lang mehr, denn gaht use jungen Fern mit verstantige Büren spazieren. Un denn de Kragens!“ . . . „Aner, — wat heist mi de plattbütschen Hus, un dat plattbütsche Tüch? Wat heist mi sogar die plattbütsche Sprak? Jene Mann, de in'n grieken Rod to'n Gobb-disch wesen wör, is, as de Pöter en dor Böstelungen duer malen ded: »Dad schat nich, Herr Pastor, wenn dat Hart man hart is.« So mött wi hüt ud legen. De Hauptst is, dat dat foort plattbütsch blint.“ Das ist vollständig gerade! Ob wir es wohl noch erleben, das auch in Leipzig oder Altenburg mal ein ähnliches Fest veranstaltet wird? H.

— Das 4. Heft des 6. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meissen (Meissen, in Kommission bei Louis Rosch) enthält außer einem vom Schriftführer Rabelstot erstatteten Berichte über die Tätigkeit des Vereins in den Jahren 1898—1903, aus dem namentlich die Mitteilungen über die Wiederherstellung der französischerische und ihre Einrichtung zu einem bildlichen Museum hervorzuheben werden müssen, eine Reihe von dankenswerten Beiträgen zur Geschichte von Meissen und Umgegend. In die vorgeschickte Zeit führt uns ein Bericht von Paul Ribick über die im März 1904 gemachten Urkunden aus Kistenstein bei Meissen und eine von E. Pöschel verfasste lehrreiche Skizze der prähistorischen Besiedlung des Gehägelandes zwischen Meissen und Nieska, in der die weitestlichen Funde und Begräbnisstätten aus der jüngeren Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit und der slavischen Zeit übersichtlich beschrieben werden. Knig v. Kaufungen teilt nach den Originalen des Stadtbüchros zu Mühlhausen in Thüringen eine Korrespondenz Bischof Johann's V. von Meissen mit der Reichshadt Mühlhausen aus den Jahren 1482—83 mit und fügt ihre einige Erläuterungen bei. Ferner vorstentlicht er eine Reihe von Urkunden des Dresdener Hauptstaatsarchivs über einen Konkurrenzstomp des Meißner Apothekers Jacob Döppchen mit dem Kallihen, auch Schneidte und Wundarzt Martin Grim (1685). Einen Beitrag zur Gewerbegeschichte Meißens im Anfang des 18. Jahrhunderts gibt Oswald Rabelstot „Zur Geschichte des Tuchmacherhandwerkes“. Von allgemeinerem Interesse ist der Aufsatz von Otto Eouard Schmidt über „die Meißner Vorberhandlungen zum Hubertusburger Frieden“, die der Geheimleut Thomas Frhr. v. Frisch im November 1762 führte; er teilt die betreffenden Aktenstücke ihrem vollen Wortlaute nach mit. Der Verfasser stellt bei dieser Gelegenheit fest, daß das „Hadenbergische Haus“, in dem König Friedrich II. im Jahre 1761 und 1762 nachdenklich weilte und wo auch diese Verhandlungen stattfanden, das zwischen Domstiller und Burggeller gelegene, einst als die Schöterrie bezeichnete Haus war, in dem sich jetzt u. a. das Bureau des Dombaues befindet und das später zur Erweiterung des Amtsgerichts benutzt werden soll, und regt an,

daß bei seinem Umbau die jetzt vernachlässigt und durch Einbauten entstellten Räume des Obergeschosses, die wahrhaftig dem Könige als Wohn- und Schlafzimmer dienten, gesondert und durch eine Oberkassell an die ursprüngliche Bedeutung des Hauses erinnert werden möchte.

— Das oben erwähnte 4. Heft des 2. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend (Jahrbuch für 1902—1904), Annaberg, Kommissionsverlag der Graefischen Buchhandlung (Richard Velsch), bringt eine für die Handelsgeschichte nicht allein Sachsens sehr beachtenswerte Abhandlung von E. Barisch über die Annaberger Vortenschöten (zugleich unter Bezugnahme auf das Aufstreben von Schöten anderwärts in Deutschland). Über die Schöten, die seit dem 15. Jahrh. am Binnenhandel in Deutschland sich lebhaft beteiligten — zunächst am Hausierhandel, weshalb noch in neuerer Zeit der Ausdruck Schöten als gleichbedeutend mit Hausierer gebraucht wurde, bald aber auch am Großhandel — ist, abgesehen von dem Werte Th. M. Fritschers, The Scots in Germany (1902), noch wenig gearbeitet worden; und das genannte Werk berücksichtigt gerade die Schöten in Sachsen fast gar nicht. Auf Grund umfassender archivalischer Studien in Annaberg und Dresden vermag Barisch eine Fülle von Einzelheiten über die Schöten mitzuteilen, die in Buchholz seit 1537, in Annaberg seit 1557 nachweisbar sind. Ihre Zahl wuchs schnell, und sie wußten den seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts lebhaft betriebenen Vort- und Spizhandel zum guten Teil an sich zu bringen. Dabei wandte sich schon früh der Unwille der einheimischen Händler und Händlerinnen, zu denen die angesehensten Frauen Annabergs gehörten, gegen sie; diese lenkte durch, daß ihnen der Erwerb des Bürgerrechts verweigert und daß der Aufenthalt der von auswärtig kommenden Händler auf kurze Zeit beschränkt wurde. Doch gelang es den Schöten im Laufe des 17. Jahrhunderts diese Hindernisse zu überwinden; eine Reihe angesehener Familien Annabergs stammen von ihnen ab; darunter die Familie Fleischer, die 1703 in den Freiherrstand erhoben wurde und sich durch die Begründung des Freiherrl. v. Fleischerischen Seminars in Dresden (1769) ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hörte — nach Weyers Stroml. infolge eines Verbots der Könige von England — die Einwanderung der Schöten auf; doch löst die Erinnerung an die reichen Vortenschöten noch lange Fort. Ihre wirtschaftlichste Bedeutung ist die, daß sie der ergebungsreichen Textilindustrie den Weltmarkt geöffnet haben; vielleicht sind sie auch bei der Einführung des Klöppeleins und der Pfortamentfabrikation beteiligt gewesen. Es wäre wünschenswert, wenn die Studien des Verfassers die Anregung zu weiteren Arbeiten über diesen interessanten Gegenstand gäben, über den ohne Frage noch mehr Quellenmaterial sich auffinden läßt. — Außerdem enthält das Heft noch Nekrologe einiger im Laufe des Jahres 1904 verstorbener verdienter Annaberger: des Justizrats Dr. E. D. Böhmke, des Steuerrats Maudsch, des Kaufmanns Victor Vaegel. —

— Bilder aus dem Dorfleben von Johannes Gillschiff. Dresden, Verlag von Carl Reißner. 1905. 3. S. Preis 3 Mk. — ... Ok, alderlevoste suster, denkot up uns, wen gi juw swino sla laten; wi eten gans gheren mettwewurste unde leverwurste, de de gut sint, ok versche (frische) ribboser unde [denket?] unser to unsen here broderen, dat se us senden twe vlicken (Speckseiten) de de nütlick (zu genießen) sint.“ Die das ungeschliffen im Jahre 1482 schrieb, war ein Medlenburger Kind, die Herzogin Elisabeth von Medlenburg (siehe Steinbauten: Deutsche Privatleben des Mittelalters, Bd. I, Nr. 373). Auf uns hat diese uns bekannte älteste literarische Äußerung echt medlenburgischen Stammeslebens, als wir sie lesen, einen unaußwählbaren Eindruck gemacht, weshalb wir sie hier an die Spitze der Vortprechung eines medlenburgischen Heimatbuchs setzen. Dieser nahrhafte Charakter ist dem gegneten Lande, mit dem auch die schärfsten Gegner seiner politischen Verfassung den Begriff des gemächlichen Besagens unwillkürlich verknüpfen, bis heute geblieben. In dessen Schwelgerei, die Heimat seiner Kinder, führt uns Gillschiff in dem vorliegenden Buche. Gibt es

hier auch Sand, stellenweise vielten Sand, wie bei Dömitz und Grabow, so daß die Franzosen auf ihrer Expedition gegen Dömitz nach Reuter umkehrten, als ihnen der Sand bis an die „Schinten“ ging, so läßt uns doch Gillschiff an den Seiten seines Buches über die „Nachschaffigkeit“ auch dieses Stückes medlenburgischer Erde nicht in Zweifel. Breit und beglückt, mit einem Werte echt medlenburgisch ist auch der Charakter seines Buches. Ein genauer Kenner und liebevoller Beobachter des Landes und Volks gibt uns Gillschiff Bilder des Volksebens nach eigener Beobachtung und Jugenderinnerungen, die sich zum Teil auf selbst als Kind gehörte Erzählungen stützen, aus der ganzen Zeit des 19. Jahrhundert von der Franzosenzeit bis auf unsere Tage. So gewinnt das Buch als kulturhistorisches Dokument fast ein größeres Interesse, denn rein als Kunstleistung betrachtet. Denn in letzterer Hinsicht muß gelagt werden, daß dem Verfasser zuweilen die Elle länger als der Arm geworden ist, d. h., daß rein literarisch hier und da der Gegenstand des Dargestellten in seinem Verhältnis zur beglückten Breite der Schilderung steht. Auch nicht sich da und dort, besonders in dem zweiten, auch sonst dem schwächsten Teil der Arbeit, den „Vierhänger Sommertagen“, manches in den Aufbau des Buches ein, was aus seinem eigentlichen Gesamtcharakter herausfällt und deshalb trotz selbständigen Wertes einigermaßen lädend wirkt, ich denke dabei besonders an die drei letzten Kapitel der Vierhänger Sommertage „In der Weim“, „Im Rettungsaufe Wehldorf“, „Vint und recht der Gausse“. In formaler Hinsicht haben wir nur die wiederholte falsche Konstruktion des Relativsatzes: erinnern zu tadeln. Der Verfasser sagt stets anhalt: ich erinnere mich einer Sache, „ich erinnere eine Sache“. In der Umgangssprache Niederdeutschlands ist diese Konstruktion allerdings sehr gebräuchlich, in der Schriftsprache bleibt sie trotzdem falsch und muß auch von den niederdeutschen Schriftstellern, wo sie nicht Dialekt geben, unbedingt vermieden werden. Trotzdem, das bei vielen Ausstellungen gegenüber doch wieder betont, weiß das Buch so viele reizende Partien, so viel echten Humor auf, zeigt uns so viele kernhafte Charaktere, daß sein Studium allen Freunden börslicher Kunst mehr Freude bereiten wird, weshalb wir es guten Gemüths warm empfehlen können. W. B.

— Carl Stangens Berkehrzeitung. Herausgegeben von Carl Stangens Reisebureau, Berlin. XI. Jahrgang, Nr. 7—24. — Mit Ablauf des Jahres 1904 hat Carl Stangens Berkehrzeitung, deren wir seit längerer Zeit nicht gedacht haben, ihren 11. Jahrgang beendet. Das Bestreben, über alle wichtigeren Neuerungen und Veränderungen im Berkehrswesen den Herrn schnell und in leichtunbiger Weise Bericht zu erstatten, ist auch aus den uns vorliegenden Heften 7—24 deutlich zu erkennen. Neben diesen Mitteilungen enthält aber Stangens Zeitung eine große Fülle interessanten Wissenstoffes aus der Erdkunde, dem Reiseleben und verwandten Gebieten, auch Erzählungen u. a. m., so daß das Blatt zugleich belehrend und unterhaltend in mannigfaltiger Weise wirkt. Ferner werden darin bedeutendere literarische Erscheinungen aus dem Gebiete der Reiseliteratur eingehend besprochen. Zahlreiche Artikel sind mit guten Abbildungen versehen. — Nach einer unermeßlichen und erfolgreichen Tätigkeit ist Carl Stangens, der Begründer der Zeitung und Schöpfer des seinen Namen tragenden Reisebureaus, das für die Entwicklung des modernen Berkehrsebens bisher eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat, am Ende des Jahres 1904 in den Ruhestand getreten. Die Berkehrzeitung ist mit dem 1. Januar 1905 in den Besitz der Hamburg-America-Einie übergegangen und zwar unter dem Titel „Berkehrzeitung der Hamburg-America-Einie“. Auch in Zukunft wird die Zeitung monatlich zweimal erscheinen und kann von jedermann gegen Erstattung der Spesen (1 Mk. 50 S. für den Jahrgang) kostenfrei bezogen werden. C. R.

— Bornhald, J., Sienrbilchen. 141 S. brosch. 1,50, geb. 2 Mk. Bornhaldsche Verlags- und Kunsthandl. Abt. I: Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Berlin SW. 61. — Eine Sammlung von Skizzen, die, ein Mittelglied von Schilderung und Erzählung, höhere Wahrheiten in fanniger Weise verknüpfen möchte; sie sind in zweiter Auflage erschienen, welche die Tochter zugleich zum Anbenten an die Mutter herausgibt. D. K.



Erste

Donnerstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
sich nur durch den  
Gesamterwerb der Königlich-  
preussischen Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis  
Wöchentlich 1 Mk 20 Pf.,  
vierteljährlicher Preis  
5 Mk 60 Pf., für  
auswärts 1 Mk 60 Pf.,  
vierteljährlich  
12 Mk 60 Pf. Nummern 6 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 53.

Donnerstag, den 4. Mai, abends.

1905.

## Die zeichnenden Künste in Japan.

Die Zeit liegt nicht lange hinter uns, daß man von einer chinesisch-japanisch-japanischen Kunst zu sprechen angefangen hat. Wohl haben auch schon frühere Jahrhunderte die künstlerischen Erzeugnisse des asiatischen Chems angefaßt und bewundert; es gehörte sogar einmal zum guten Tone, sein Heim mit ihnen zu schmücken, und die Früchte füllten ihre Kunstkammern damit, wodurch manch seltenes Stück von hohem Werte erhalten geblieben ist, ja ganze Kunstgervordnisse, wie, namentlich die Keramik, gingen an den chinesischen Stil nachzuahmen, in welcher Beziehung namentlich Tzsching mit seiner Porzellanindustrie, sowie Weisen lautredende Beispiele sind, für die chinesische und japanische Porzellan Vorbilder geliefert haben. Aber in den Augen der damaligen Zeit waren die chinesischen und japanischen Wunderwerke doch nur Kuriositäten und Kuriositäten, den wahren Wert dieser Erzeugnisse, ihre kulturhistorische Bedeutung und ihren ästhetischen Gehalt, mochten man früher kaum eine Ahnung gehabt hat, hat man jedoch erst in unserer Zeit kennen und würdigen gelernt, als man angefangen hatte, diese Nationen nicht nur als ethnographische Merkwürdigkeiten zu betrachten, sondern sich auch bemühte, tiefer in den Volksgeist einzudringen und die Volkskräfte zu verstehen. Ein Strom von gewaltigen Tüben, von überpräbendem Reichtum, von herüberdem Zauber hat sich uns da aufgetan und zwar sowohl auf kulturhistorischem, wie auf volkswirtschaftlichem Gebiete, ganz besonders aber auch auf künstlerischem. Hier begegnen wir bei eigenartiger Empfunden einer seltenen Feinfühligkeit und einer entzückenden Grazie, mit einer souveränen Beherrschung der Natur und vollendetester technischer Fertigkeit, denen es in erster Linie auf Wahrheit ankommt, auf Wahrheit in der Auffassung und in den Tüben, auf Wahrheit in der Wiedergabe und auf Wahrheit in dem dazu zu verwendenden Materiale. Als man nun daran ging, in den ostasiatischen Kunstgebieten einzudringen und ihn zu erfassen, ihn auf seinen Wert zu prüfen und zu ergründen, da wurde des Staunens kein Ende, und die künstlerischen Leistungen, auf die man früher mit Beisingung und einem gewissen Spott über die Charaktere herabgesehen hatte, hingen immer höher in ihrer Bewertung, ja so hoch, daß sie schließlich in ihrer Bedeutung für eine abermalige Renaissance der durch lange Inzucht auf ausgezogenem Boden unfruchtbar gemordenen ostasiatischen Kunst überdacht wurde. In Ostasien, überspannte Köpfe gab es, die allen Ernstes meinten, daß China und Japan uns allein aus dem Verfall retten könnten, in den unsere kulturellen Leistungen fast bis zum vollständigen Untergange geraten waren.

Von allen ostasiatischen Völkern sind die Japaner dasjenige, für das wir die meiste Sympathie besitzen, wie groß auch die Kluft zwischen indogermanischem und mongolischem Empfinden ist. Die japanische Kultur ist aber keine autochthone, keine dem heimischen Boden entsprossene Pflanze, nicht ursprünglich im Volke entstanden, sondern ein ausländisches Gemisch. Das alte Japan, das barbarische, ist von China aus der Kultur zugeführt worden; in den chinesischen Leistungen auf haushlichem, wissenschaftlichem, künstlerischem und gemischtem Gebiete, im öffentlichen wie im privaten Leben, in Handel und Wandel, in Literatur und Kunst, in den realen wie idealen Bestrebungen sind die Chinesen den Bewohnern des großen Inselreiches östlich vom asiatischen Festland Vorbilder, Anreger und Lehrmeister gewesen, wie auch auf religiösem Gebiete. Sonach dem chinesischen Kulturkreis angehörend, der aber auch, was vielfach noch nicht genügend anerkannt und gewürdigt wird, zu einem guten Teil durch arische Einflüsse beengt worden ist, haben die Japaner ihre erste Bildung von China aus über Korea erhalten. Auf diesem Wege ist auch der Buddhismus, der seine Urheimat im nördlichen Indien gehabt hat, aus China nach Japan gelangt, wo er, wie in China den

Taoismus und Confucianismus, so hier allmählich den einheimischen Schintismus verdrängt. So kam auf diesem Wege auch die chinesische Philosophie, die chinesische Literatur, Wissenschaft und Kunst nach Japan, wozu den ersten und wichtigsten Anlaß die teilweise Eroberung Koreas durch Jingu-Kögō um das Jahr 202 nach Christi Geburt gegeben hat. Was jedoch der japanischen Kultur an Ursprünglichkeit abgeht, das ist aber von diesem wertwändig intelligenten Volke durch eine eigenartige Weiterentwicklung in dem neuen Bildungsraume, entsprechend der eigenartigen Natur dieser herrlichen Inselwelt, wieder hinreichend wettgemacht worden. Eine ganz besonders hervorragende wie eigenartige Stellung nehmen in Japan die Kunstleistungen ein. Auf der Natur des Landes fußen, vom nationalen Geiste durchdrungen und belebt, aus der Eigenart von Land und Völkern hervorgegangen, ist ihnen überall neben dem Ursprungscharakter der Stempel des Milieus aufgedrückt, das sie hervorgebracht hat. So ist wie die chinesische auch die japanische Kunst der treueste Ausdruck des Denkens und Fühlens der Volksseele, wie das Spiegelbild der Umgebung, in der die Bewohner bisher in kindlicher Eintadt und mit unerschütterlichem Sinne gelebt und gewohnt haben.

In erster Linie und am einfachsten führt uns die Betrachtung der zeichnenden Künste in den Charakter des japanischen Kunstgedankens ein, wobei uns Boldebarer u. Seidlich in seiner trefflichen „Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes“ ein ausgezeichnete Führer ist. Nach ihm unterscheiden sich die japanische Malerei gleich ihrer Altertümlichkeit, der chinesischen, dadurch von der neueren europäischen, daß sie auf alle Mittel der unmittelbaren Täuschung verzichtet, keine Körperhaftigkeit kennt, sondern sich mit der dekorativen Flächenmierung begnügt, dabei aber tragt der außerordentlich entwickelten Beobachtungsgabe der Japaner in ungewöhnlich hohem Grade das Lebendige zu erwecken vermag. Der Raum bildet bei Chinesen wie Japanern keine fortlaufende Vertiefung, ist wenigstens in der Blütezeit ihrer Kunst, wenn er überhaupt dargestellt wird, nicht den Gesetzen einer strengen Perspektive unterworfen, sondern wird durch eine Reihe von Kullissen fort angebeutet. Die Menschen und Gegenstände, die sich in ihm befinden, haben keine Fandung und werfen keinen Schatten; der chinesischen Lehre zufolge ist der Schlaglichter etwas Zufälliges, das gar nicht dargestellt zu werden verdient. Weber werfen die Gegenstände in der Form von Glanzlichtern das Sonnenlicht zurück, noch spiegeln sie andere in der Ruhe befindliche Gegenstände wider, am auffälligsten tritt dies am Wasser hervor, das weder Spiegelung noch Glanzlichter zeigt. Von einer einheitlichen, die Farben nach einer bestimmten Richtung hin ändernden Beleuchtung, einem Hellpunkt, kann aber auch weder bei Innen- noch Außendarstellungen die Rede sein. Dabei sind die Körperverhältnisse der Gestalten meist ganz willkürlich, teils infolge fehlender Köpfe, teils infolge bewusster Absicht. Die Unbeweglichkeit des Gesichtes erfährt sich aus den besonderen Ausdrucksbegriffen der Japaner, die den Ausdruck eines ries gleichmäßigen Ernstes zur Pflicht machen. Aber auch die Körper erscheinen meist in dem Zustande einer an Erfahrung grenzenden Ruhe; ein leiser Schwung, dem die lose herabhängenden Gewänder willig folgen, eine kaum bemerkbare Bewegung müssen genügen, um den Charakter der dargestellten Person, die Regungen ihres Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen; der Austausch der Gefühle führt auch im Leben zu keiner Berührung des Körpers; der Händedruck ist ganz unbekannt, der Kuß nicht üblich; man pflegt nicht Arm in Arm zu gehen. Selbst die Tänze bieten nur selten Gelegenheiten zu leb-

holieren Bewegungen und meist beschränkt sie sich auf die Pantomie, die durch die Stellung des Körpers, durch die Bewegung der Beine und Hände, namentlich aber durch die andäugdrückenden Gesichts angedeutet wird. In Berührungen und Überschneidungen ist daher wenig Gelegenheit geboten. Die Malerei gilt, nach v. Seidlitz Ansicht, dem Japaner, wie dessen Vorbild, dem Chinesen, nicht als eine Technik, als ein Handwerk, sondern ist durchaus der Kalligraphie gleichgestellt, die eine freie Kunst, eine Unterhaltung für vornehm, auf der Höhe der Bildung stehende Leute ist, wobei es weit mehr noch als auf die Kunst und Fingerfertigkeit auf die Reinheit des Empfindens, die Erhabenheit der Ideen, die Gemüthsheit des Gesammtes ankommt, kurz, wie sich v. Seidlitz ausdrückt, auf die „individuelle Schöpferkraft“. Diese Anschauungen und Ansichten zu prüfen bietet das „Museum für Völkerverständnis“ in Leipzig demnächst Gelegenheit, das gegenwärtig eine Sonderausstellung vorbereitet, durch die die Leistungen der Japaner auf dem Gebiete der zeichnerischen Künste zur Darstellung gebracht werden sollen und zwar sowohl durch Original-Malereien japanischer Künstler, wie durch eine Reihe auslehnender japanischer Farbenholzschnitte, die in Japan hoch in Ansehen stehen und als Kunstwerke eine große Rolle spielen, des-

gleichen durch illustrierte Bücher, wie durch eine Anzahl von Katechons — lang herabfallenden Streifen — oder Dakimons — in horizontaler Richtung sich entwickelnden Rollen —. Dabei soll ganz besonders mit darauf Bedacht genommen werden, zu zeigen, wie sich die zeichnerischen Künste in Japan entwickelt haben, wie sie zu einer bewundernswürdigen Höhe gelangt sind, die wir heute noch ankaunen, und wie sie dann in Verfall geraten sind, einen Verfall, der für die nationale japanische Kunst sehr verhängnisvoll geworden ist, ebenso wie die Abiegung der so leidlichen malerischen Kolläne für die Erleuchtung der Japaner, womit eine bedeutungsvolle und eigenartige Vergangenheit zu Grunde getragen worden ist, die keine Macht wieder heraufbeschwören kann. Bei dem Bestreben des „Museums für Völkerverständnis“, eine Ausstellung zu bieten, die nicht nur in ethnographischer und völkerverständnislicher Beziehung ein reges Interesse erweckt, sondern auch in ästhetischer Beziehung hohen Genuß gewährt, wird das Institut in sehr erfreulicher Weise durch die rühmlichst bekannte Buch- und Verlagsbuchhandlung von Carl B. Hieremann in Leipzig unterstützt, die aus ihrem umfangreichen Lager eine große Anzahl erlehener und wertvoller Blätter von großer Seltenheit zur Verfügung gestellt hat.

### Meeresleuchten in der Nord- und Ostsee.

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen des Meeres ist sicher das Leuchten, das mitunter an der Oberfläche nachgenommen wird. Man hat über dessen Ursache schon längst Erklärungen, aber erst die neuere Forschung hat sich eingehender damit beschäftigt, und insbesondere brachten die ganz kürzlich ausgeführten Untersuchungen eines deutschen Gelehrten, der sich namentlich mit dem Meeresleuchten in der Kleierucht beschäftigt, sehr interessante Aufschlüsse. Während in unserer Nordsee ein ziemlich großes Wesen (*Noctiluca miliaris*) das allgemeine Leuchten an der Meeresoberfläche bewirkt, bringt in der Ostsee und besonders in der Kleierucht ein weit kleineres Geschöpf die gleiche Erscheinung hervor. Es ist dies ebenfalls ein Geißelinfusorium, ein mitropodisches Tierchen mit Wimpern oder Geißeln als Bewegungsorganen. Die Kottikulen sind apfel- oder auch nierenförmige Gebilde von  $\frac{1}{2}$  bis knapp 1 Millimeter Durchmesser von gallertartiger Beschaffenheit und mit einer zarten umhüllenden Haut versehen. Diese zarten Wesen besitzen einen beweglichen Faden, der hin- und herfährt, aber kaum zur Fortbewegung dienen kann, weil er nur wenig Wasser zu verdrängen imstande ist. Er strubelt nur kleine Nahrungskörperchen herbei, die von den Kottikulen in eine winzige Rundöffnung aufgenommen werden. Das Leuchten dieser Geißeltierchen tritt namentlich an dunklen Hochsommerabenden hervor, wenn das Meer an der Oberfläche ermodert worden ist, und dann bilden sie mit ihrem phosphoreszierenden Glanz ein zauberisches Schauspiel. Gleitet ein Boot durch die an der Oberfläche befindliche Schicht dieser Wesen, so entleuchtet inmitten des allgemeinen grünbläulichen Glanzes noch eine intensiver leuchtende Linie, die den Weg des Fahrzeuges bezeichnet. Auch die Ruder erregen heller aufleuchtende Streifen, und wenn sie aus dem Wasser gehoben werden, tropfen Tausende leuchtender Punkte von ihnen herunter, von denen jeder einzelne eine Kottikula darstellt.

In der Ostsee bei Kiel ist es ein anderes Geschöpf, ein sogenannter Panzergeißler (*Ceratium tripos*), der die nämliche Erscheinung, wenn auch in viel geringerer Fröchtigkeits, erzeugt. Aber das Leuchtvermögen dieser marinen Formlinge, wie man ihre lateinische Bezeichnung übersetzen könnte, hat Dr. Otto Sackarias unlängst in seiner Biologischen Station zu Bön umfassende Untersuchungen angeleitet, nachdem schon früher einmal der Kleier Pflanzenphysiologie Kunde sich mit bemeldeten Wesen beschäftigt hatte. Dr. Sackarias untersuchte insbesondere die äußeren Bedingungen, unter denen die Lichtentwicklung bei *Ceratium tripos* eintritt, da es sich zeigte, daß die Geißler, wenn man sie beobachtet, nicht beständig leuchten, sondern in Pausen blühartig Erstrahlen von sich ausgehen lassen. Hierbei fand nun Dr. Sackarias, daß die Lichtentwicklung stets dann am stärksten erfolgt, wenn zwei oder mehrere solcher Wesen beim Umherbewegenden zusammenhängen. Es ist somit der Reiz des gegenseitig aufeinander ausgetretenen Stoßes, der die Leuchtstärke bei den Ceratien zur Be-

stätigung bringt. Auch die Reibung mit den Fingern macht diese winzigen Geschöpfe leuchtend, wie sich daraus ergibt, daß ein Reiz, mit dem man Ceratien aufgestrichelt hat und in dessen feinen Nadeln sich noch immer viele Hunderte hängen bleiben, sofort — auch wenn es schon halb getrocknet ist — über und über phosphoreszierend wird, wenn man mit der Hand darüber streicht. Sackarias untersuchte nun aber auch, wie andere Reize, z. B. chemische, auf die Ceratien einwirken, und experimentierte mit verschiedenen Flüssigkeiten, die er in bestimmten Mengen dem Wasser befügte, worin jene Wesen lebend enthalten waren. Natürlich mußten diese Versuche in einer Dunkelkammer angeleitet werden. Dabei zeigte es sich nun, daß absoluter Alkohol, Formalin, Quecksilberchlorid (Sublimat), Salmiaklösung und Zinknitrat eine außerordentlich starke Lichtauslösung bewirken, wogegen mit Schwefelsäure, Eisessig, Kupfernitrat und Eisenlösung sehr geringe Wirkungen erzielt wurden. Eigenartig mild und doch nachhaltig wirkte Uran-Nitrat als chemisches Reizmittel; es erzeugte ein andauerndes, sanft strahlendes Licht ohne jedes Kulbigen der Ceratien. Nach Dr. Sackarias üben diejenigen Substanzen den stärksten Anstoß zum Leuchten aus, die das Protosplasma, den Träger des Lebens dieser Wesen, am raschesten abtöten und gerinnen machen. Aber man könnte nun auch fragen, welchen Nutzen der Reiz eines so starken Leuchtvermögens dieser kleinen Wesen darbringt, und dafür gibt Dr. Sackarias unter Herbeiziehung schon festgestellter Tatsachen eine ebenso überzeugende wie interessante Erklärung, indem er folgendermaßen argumentiert. Er weist zunächst darauf hin, daß die Spaltulastrebe (*Coccyropsis*) fortwährend Jagd auf die Ceratien machen und im Laufe kurzer Zeit Unmassen davon vertilgen. Aber die Geopoden sind sehr lichtsüchtig, halten sich am Tage in den tieferen Wasserstrichten auf und kommen nur nachts an die Oberfläche. Aber hier treffen sie dann gerade die Ceratien an, die dort besonders heimlich sind und unter welchen sie eine erschauende Verheerung anrichten würden, wenn sich die Ceratien durch Lichtauslösung nicht der räuberischen Tiere entgegenmaßen erwehren könnten. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat somit das Leuchtvermögen der Panzergeißler die Bedeutung eines wirksamen Schutzmittels, das die ihnen die Natur verliehen, in ihrer heimlichen Region, dem oberen Wasserstrich, von dem Eintritt der Fresser zu vermeiden. Es ist dies um so wichtiger, als diese Vetterlein ein hervorragendes Nahrungsmittel für verschiedene kleine Fressarten bilden und somit eine bedeutungsvolle Rolle im Haushalt des Meeres spielen.

Jedenfalls zeigen die jüngsten Forschungen des Dr. Sackarias wieder in augenfälliger Weise, wie interessante Einblicke und die Vertiefung der Wissenschaft in die kleinste Lebenswelt der Gewässer ermöglicht.

### Bücherbesprechungen.

— Unsere Heimat. Illustrierte Monatschrift für die oberrheinischen Länder. Jahrgang IV. Nr. 7. Zum Gedächtnis Friedrich Schillers. — Dieses vortheilhafte Organ des Verbandes vogtländischer Gebirgsvereine hat das uneingeschränkte Lob, das die Leipziger Zeitung ihm mehrfach erteilen durfte, immer wieder bekräftigt. Und so verdient auch die Schillernummer besondere Empfehlung, damit sie nicht untergehe in der Flut der Jubiläumsliteratur. Sie bietet in der That — wie von der vollständigen Gesinnung des Herausgebers, Prof. Spindler in Jena, nur nicht anders zu erwarten war — gerade den Inhalt, den das Verändnis weiter Kreise verlangt: sichten, aber innig-warmen, geschmackvollen, stets anregenden und lehrreichen Stoff. Da ist Schillers Leben in erschöpfender Knappheit vorzüglich dargestellt, da wird seine Bedeutung als Held und Hört der Freiheit, als Dichter des Ideals und als Vorbild eingehend gewürdigt, da werden über Schiller als Mensch und seine Freundschaft mit Goethe treffende Aussprüche Goethes und mehrerer Festredner von 1859 mitgeteilt. Daß diese Redner auch sonst reichlich zu Worte kommen ist nicht zum Schaden des Ganzen. In jenem berühmten Schillerjahre ist so manches Gute und noch heute Gültige über die großen Dichter gesagt worden. Auch der Abdruck von Heinrich Mars in Hamburg gehaltener Rede rechtfertigt sich durchaus. Stimmungsvolle Gedichte und kleinere Mitteilungen unterbrechen die bunte Mannigfaltigkeit der Aufsätze und beleben den Eindruck des Ganzen. Eine schöne Einleitung ist Goebels vollständiger Festzug. Es wäre von Herzen zu wünschen, daß die Schillernummer, die übrigens mit 23 recht guten Bildern, einem Brief und einem Stammbuchblatt des Dichters ausgestattet ist, um ihres sympathischen Kundens treuer Liebe und Ehrfurcht willen in vielen Familien Eingang fände.

D.

— Cervantes' Leben und Werke. Von Dr. Wolfgang v. Burzbach. Mit einem Bildnis. Sonderabdruck aus: Leben und Laten des Ikarissinnigen Oden Don Quijote von La Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Jubiläumsk-Ausgabe in vier Bänden. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1 K. — Diese Schrift des bekannten Literaturforschers will nicht jene Biographien vermehren, die aus bekannten Quellen Bekanntes wiederholen. Sie benutzt vielmehr neues Material, archivalische Veröffentlichungen und bietet ein Bild des Dichters und seines Lebens, das vielfach neu ist. Auf dem Hintergrunde der Zeit, die Burzbach ohne Schminke neugierig, hebt sich das Bild von Cervantes ab, gleichfalls ohne Schönkuma gemaht, der ein Kind seiner Zeit war, bei all seinen außerordentlichen Eigenschaften, ein Mann, der trotz seiner Vorurteilslosigkeit doch von dem spanischen Rationalcharakter und seinen Schmäden viel besaß, z. B. die brombarere Nachgiebigkeit, die den Mund mit tönenden Phrasen voll nimmt, so daß man den Versicherungen nicht immer unbedingt Glauben schenken darf, der trotz der bespöchtlichen Satire auf die Ritterromane seiner Zeit und ihren falschen Idealismus später, in „Persiles und Sigismunda“, wieder zum Ritterroman zurückkehrte, weil er einmal Mode war, und der trotz seiner verhältnismäßig freien Orientierung, der Sitte der Zeit folgend, im Alter fromm ward, wie er überhaupt geistig ein gläubiger Sohn der Kirche war, und als Mitglied des Franziskanerordens starb. Cervantes war eben, jedem eingeeignet durch finanzielle Bedrängnis und Abhängigkeit von Höheren, ein Mensch mit seinem Berufsdruck. Gerade deshalb wird Burzbach aber auch dem Verfasser des „Don Quijote“ um so mehr gerecht und hat um so mehr Ursache, auf sein unerbittliches Hauptwerk mit besonderem Nachdruck hinzuweisen, dessen erster Teil vor nunmehr dreihundert Jahren erschien, während der zweite, der Schlußteil, erst zehn Jahre später folgte. Die Verbreitung des „Don Quijote“ wird nur durch die der Bibel, der antiken Meisterwerke und der Dramen Shakespeares, mit dem Cervantes denselben Lebenslag (23. April 1616) gemeinsam hat, übertroffen. Was seiner Verleugung, seinen Gewaltmaßregeln des Königtums, des Staates und denen eines Anklägers geworden, weil in seinen Interessen geschädigt, einen Klerus, dessen Heiligenschein und Vergeden seinen Abzug mehr fanden, gelang, die Ritterromane, die ein ganzes Jahrhundert fast ununterbrochen herrschten, zu unterdrücken, das ward von Cervantes im „Don Quijote“ durch seinen Wig spielend erreicht, ein neuer Beweis für die Kraft des Geistes. Er verdrängte den „Rinabid von Gallien“ und die zahlreichen Nachahmungen und Nachfolger dieses Abenteuerromans, indem er sie der Vögelheit preisgab. Wie verbreitet

diese Literatur war geht aus der Übersicht hervor, die Burzbach gibt, der sich, was wohl eine sehr dankbare Aufgabe war, mit derselben sehr vertraut gemacht hat. Wie ein Franzose rühmend von Cervantes ausgesagt hat: „Il corrigea son siecle.“ Freilich muß derselbe Ehemännchen auch hinzufügen: „et mourüt de misere.“ Nicht minder eingehend beschäftigt sich Burzbach mit den Meisterwerken, von denen und „Persiles“, die Geschichte des Sigismundens, das sich als Kind vornehmer Eltern erweist, durch P. H. Wolffs jüdischer Bühnenbearbeitung, die nur durch Webers Lustig gemacht gemacht wird, bekannter geworden ist. Cervantes gehört durch die novellas exemplares, die sich durch plastische Darstellung und einen feinen Stil auszeichnen, zu den Begründern der modernen Novelle, wie er durch „Don Quijote“ der Vater des modernen Romans geworden ist. Sonst haben nur noch einige dramatische Arbeiten von Cervantes, seine drastischen Zwischenstücke, die sich durch einen kräftigen Realismus auszeichnen, allenfalls seine Tragödie „Rinancia“ Bedeutung für uns. In den Tagen, da man das Jubiläum von Cervantes' unerbittlichem Roman feiert, wird Burzbachs Schrift ein willkommener Führer sein. Sie behält aber außerdem, ihrer oben geschilderten Eigenschaften wegen, bleibenden Wert.

J. R.

— Ethik Gräfin Salberg: Judas im Herrn. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. — Dieser Roman gehört zu den besten Werken der Verfasserin. Im Mittelpunkt desselben steht ein aus dem Judentum hervorgegangener Kirchenfürst, der nach äußerem Glanz und großer Machtentfaltung strebt, hartzigig, egoistisch, berechnend zuletzt die Volkstimme so gegen sich erregt, daß er aufrührerischen Bewegungen weichen muß, aber von der Kirche selbst, gegen die er sich nicht vergangen hat, feindselig präjudiziert, sondern befordert wird: mit wiffen nicht, inwiefern der österreichische Bischof, der dem jüdischen Stamme angehört und von dem die Kirchengeschichte allerlei berichtet hat, dabei Rabbel gestanden hat. Daß Rabbel der geistlichen Charakterstoffe, die ihn umgeben, man an Gutzows „Jauberer von Rom“ erinnern, so mannigfaltig sind auch hier die geistigen Richtungen ausgeprägt, die sich in scharf markierten Persönlichkeiten abspiegeln; fast in allen aber ist der Kampf der Wahrheitsliebe mit den Geboten der Kirche lebendig und ruft einen inneren Zwiespalt hervor. Da schon mit dem Kaplan Joachim Einsam, einen verschlossenen, still für sich sinnenden Mann, der von dem Bischof herangezogen wird zur Rebatation eines läglichen Wlattes, das alle Schritte des Wächtigen verdächtigen, mindestens verteidigen muß, unsäglich, feiner eigenen Überzeugung länger Sohn zu sprechen, selbst anonomie Gesandtschaften verlassen, in denen er die Gewalttaten des Bischofs anlag. Der gutmütige Pfarrer Ehren aber ist so eifrig bemüht, denselben bei einer Bistumsreise zu buldigen, daß er die Lüge nicht scheut, die Mädchen seiner Gemeinde hätten einen Annonorein gebildet, und sie mit einer entsprechenden Frahm aufmarschieren läßt. Zur Verlosung muß er dafür den jungen Damen in „Irannen Dachsöl“ ein Tanzfest arrangieren, bei dem es lustig und toll genug hergeht und die modernen Tinnen sich für die geistliche Komödie, die sie spielen mußten, schablos halten. Am meisten tritt aber dieser Konflikt bei dem jungen Jesuiten Leontin hervor, der eine Zeitlang ganz im Vordergrund der Handlung steht und dessen Tagebuchblätter einen so Bild tiefer Veritierung geben. Die Ausbildung der Öhrenbeide, die ihn zum Schmeigern verurteilt gegenüber einem Justizmorde, dessen Opfer er sonst zu retten vermöchte, gibt zuletzt den Ausschlag für seinen Austritt aus dem Orden; er verläßt das Gehemnis der Beide, um einen Unschuldigen zu retten. Seine Geliebte, Rina, reißt die Hand einem anderen Jungbrüder, sein Austritt aus dem Orden löst nicht in einem hässlichen Wichte erdienen, er darf diesen Austritt nicht tun, um damit etwas zu erringen, nur um der Sade willen. Diese Rina ist überhaupt in ihrer Wahrheitsliebe und ihrem stillen Gemütsleben ein sehr ansprechendes Mädchenbild. Für die Sade der Verfasserin, solche weiblichen Charaktere in tiefer Innerlichkeit zu zeichnen, legt auch eine andere Mädchenfigur Zeugnis ab, die Schwester des Bischofs, die Äbtin Karthe, die ihrem Glahm treu bleibt, trotzdem daß ihr alter Vater, ein Jude niedriger Bestimmung, in armen Verhältnissen lebend, sie für die Laufe vorbereiten läßt. Daß der reiche und vornehme Handbäcker, Wenan Rab, sie trotz des anfänglichen Widerpruchs der Familie als seine Braut heimführt, ist eines der wenigen erfreulichen Ereignisse, von denen die Romanhelden und Kunde gibt. In das Obette fallen einige frappante Pichter der Schilderung, ebenso in die aristokratischen

Salons, in denen die sterilen Todebuden, solet und Katsch sichtig, ihr Wesen treiben. Das Talent der Verfasserin zeigt sich nicht nur in diesen zum Teil erstickten Schilderungen; sie greift oft in die Tiefe, wie in den Briefen Pontins, dabei hat ihr Stil oft etwas Knappes und Schlaghaftes, beherrscht den vorklassischen Dialekt in den vorzüglichsten Szenen und auch das internationale Auserländische der Salons à la Disip Schubin. Nur selten oft Fremdwörter, wo die Verfasserin selbst erzählt; das klingt höchstens affektiert und präzise. Aber vor allem, der Titel „Judas im Herrn“ — der ist geradezu unerlässlich, mindestens gesucht, und wird auf das Utopikum seine Anziehungskraft ausüben. R. v. G.

— Franz Serwaes: „Die Karaborrier“. Verlag von Herm. Hermann Rühl, Berlin und Leipzig. — Der Kritiker Serwaes zählt längst den besten bei, die wir haben. Sein Essay ist ebenso geistreich wie formvollendend, ebenso lebenswichtig wie persönlich. Uebrig verläßt er, der getrennt eine Meisterstudie über Fontane oder Angenbruder, heute ein glänzendes Buch über Segantini schrieb, durch seine Vorkenntnisse stets von neuem. Kommt er darum mit Traumbildern freischwebender Eigenlust, sollte man dem Kritiker-Poeten zunächst mißtrauen. Aber in erfreulichem Gegensatz zu so vielen seiner dickeren Herren Kollegen enttäuscht er auch da: die „Jaumpflanze der Kritik“, hinter die ihn „raube herrliche Stimmen untreudändig zurückweisen wollen“, mag er getrost überbringen. „Die Karaborrier“ sind keine Utopie. Wenn Serwaes müde von Berufspflichten in seinem Heim ruhet, gelüftet ihn, im Dämmerdämmer sonder Ziel und Zweck in ein unanfindbares Fabelreich hinauszufliehen, dessen Menschen fast so wunderbar sind wie alle die Nachbarn um ihn und dessen kühn projizierte Landkarte so traueroll drohig aussehend wie die Sipfelkarte eines betrübten Hofnarren. Die Herrschaften, die sich in den Provinzen Thuma, Daischumi und Obala ihres fremdeuropäischen Daseins erfreuen, tragen freilich die seltsamsten Namen, aber was wagt? — Die Tragik Euro-Colloids begreifen wir darum nicht minder, wir laden ganz vergnügt auf Zwang und Pöbel und Cuck und wissen, daß Karado-Kruid ein überaus liebenswürdiges Kavalier ist, der bei uns nicht anders möglich wäre wie in Karaborrien. Von den fünf Epiloden, die Serwaes auf seiner Fahrt durch die merkwürdige Insel berichtet wurden, ist sicherlich der Fall des armen Goldarbeiterbooms die wertvollste. Wie der budige Geiger, den ein Wasserloch getretet hat, zur schönen Prinzessin Gebalbe kommt und von ihr scheidet, ein Spielball, den eine Hand in die andere wirft, bis er das Fliegen verlernt, wie dieser weinende Situationskom in jenseitigen Seidenraus, der vielumworbene „Künstler“ mit der Don Juan-Ornasse und zugleich Königin-Geliebte auf Karaborrien lebt, liebt, leidet, trotz und stirbt — das ist mit jener Ironie geschrieben, die all ihr innerlich Weh auch an der berausendsten Erotik nicht mehr überdauern kann. Vieles ist grausam an dem Buche, das auf den ersten Blick fabulierend nur von Kapriolen erzählen möchte, aber es ist die Grausamkeit, die wir alle kennen und fürchten, die Grausamkeit mühsam von Kultur überdeckter Instinkte, deren Geißel in anderen Tagen und anderer Form und viel fantastischer etwa Charles Baubeleire belang. Daß die Erotik auf Karaborrien ihre Rolle spielt wie andernwärts, läßt sich nicht leugnen, daß Serwaes aber nicht hinsieht, um sie allein zu suchen, zeugt von Schwärm. Oern hätte er sich in Karaborrien auf Überwachungen gesetzt gemacht: „Ich hatte mir seit eingebildet, in einem Auserlande zu weilen, das alle unsere europäischen Plagen und Kleinlichkeiten nicht kenne. Doch je mehr ich in die Verhältnisse einbrang, um so häufiger wurde ich an Europa und an das uns allen wohlbelannte Menschenleben gemahnt und mein Buch, alles anders zu finden, nur nicht in Erfüllung gegangen.“ Wo darum nach den Kleinlichkeiten auch alle Tiede ineinander arbeiten wie bei uns, soll der eine nicht sehen. Im übrigen: das Buch ist eine Anti-Utopie. Karl Fr. Kowal.

— Im Elmuth. Roman von Luise Neida Rühl. Bibliothek zeitgenössischer Autoren. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1904. 344 Seiten. Preis gebunden 4 Mk., gebunden 5 Mk. — Glühendes Schwelwig-Holstein! Wenn man dem Waldgeist des Verlanges trauen dürfte, wäre seit dem Jörn Uhl eigentlich jeder Bewohner und jede Bewohnerin der mer-

umflungenen Elberzogtämmer zum Romanbildner prädestiniert. „Eine engere Landsmännin des Jörn-Uhl-Dichters“, das klingt so selbstverständlich und empfehlend, das man sofort in die betreffende Stimmung und wohlwollende Bereitschaft hinein versetzt ist, einen Roman mit viel Erdgeruch, wunderlichen, hieberten, starkspizigen und größerlichen Menschen, allerlei Naturputz, rebenden Tieren und Bäumen, allen Chroniken x in Empfang zu nehmen. An allen diesen äußerlichen Requisite freilich der Romantizität fehlt es auch in Luise Neida Rühl's Roman: „Im Elmuth“ nicht. Auch in den Charakteren und in der ganzen Grundstimmung der Arbeit, dem Kampf um die Erhaltung resp. um die Ergründung eines alten herrenmäßigen friesischen Bauernsitzes begegnet man vielen Anklängen an Jörn Uhl sowohl wie an die Drei Oetreenen. Ob es für die Verfasserin empfehlenswert war, daß, abgesehen von diesen solchen Erinnerungspunkten in ihrem Roman selbst, der Verlag gleich die Aufmerksamkeit auf den Jörn-Uhl-Bildner lenkte und damit einen Vergleich direkt herausforderte, lassen wir dahingestellt. Luise Neida Rühl hat weder im Guten noch im Bösen, weder in der Vertiefung der Charaktere noch in der Formlosigkeit der Darstellung wie Komposition ihr Vorbild erreicht. Deshalb liest sich ihr Buch recht gut und fesselt auch zum Teil fast die Teilnahme, da die Verfasserin, das muß nach dem Vorberlegten doch entschieden betont werden, trotz ihrer bewußten oder unbewußten Anlehnung an ein berühmtes Mutter doch auch eigenes dichterisches Können und selbständige Gestaltungskraft genug besitzt. Schwelwig-Holstein weilt in der Tat zur Zeit eine große Reihe trüglicher bodenständiger Elemente auf dem Gebiet der Romanbildung auf, ihrer Zahl können wir Luise Neida Rühl ganz gewiß zuzählen, sie wird hoffentlich in späteren Arbeiten sich noch mehr auf sich selbst zu stellen lernen. Ihren vorliegenden Roman können wir den Freunden solcher ganz und gar in dem Boden einer Landschaft wurzelnder Arbeiten recht warm empfehlen. W. B.

— E. Runa, Alles oder nichts. Erzählung aus dem Dialektischen. Autorisierte Uebersetzung von Laura Jahn. 188 S. Geb. 1.40 Mk. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins. — Die pseudonyme Verfasserin ist die Tochter des verstorbenen, bei der schwedischen Königin besonders beliebten Hofpredigers G. E. Södem, welche als Krankenpflegerin einige Zeit in Stockholm tätig war, dann durch Krankheit genötigt, bei ihr so teuren Beruf aufzugeben, denselben in Form einer Geschichte schildert. Sind in neuerer Zeit an dem Dialektischen viele Aufstellungen gemacht und auch dadurch nicht wenige veranlaßt worden, denselben den Rücken zu kehren, so wird hier das hohe Glück, das er bei rechter Auffassung und Umgebung zu schenken vermag, mit hoher Liebe gezeichnet. Die Uebersetzung ist eine wohlgeleitete. Das Buch kann Dialektischen oder solchen, die es werden wollen, nur empfohlen werden. D. K.

— Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt mit Zeichnungen von G. Kampmann. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg. — Knodt ist ein feinsinniger und feinfühligler Poet, der mit empfänglichem Herzen hineinlaucht in seinen Wald, in seine Heimat und der die arten, schlichten lieben Klänge, die sein Ohr vernimmt, ebenso lieb und schlicht und art wiederigt oder wiederzugeben versucht. Es ist reine Stimmungsbild und Reflexionsliter, die der Dichter bietet. Wir weisen scheinbar es allerdings, als ob beim Ummerten des Verschautes in Wortreue nicht alles herausgenommen, das gewissermaßen zu viel hinter dem Wort stehen geblieben wäre; auch die Reflexionen scheinen hier und da mehr zusammengefaßt oder gemollt, als unmittelbar aus der Stimmung heraus geboren und unmittelbar empfunden. Durch alle Gedichte geht etwas wie ein quaterilliger Zug gepaart mit einer schlichten, anmutenden Frömmigkeit. Die Zeichnungen Kampmanns, namentlich die größeren, wirken wie leise Akkorde. Nur in einigen Zierleiten hat er in dem Bestreben, schön zu wirken, etwas zu viel getan, die Stillierungen der Glodenblume und der Paimen (das soll's wohl sein) und des Waldes sind zu andringlich und erreden in der Schönheit mehr das Gefühl des zügelig Mürratenfeins, als der bewußten feinsten Klänge. Die Ausstattung des Buches ist eine vornehme und würdige. A. H.

Ersteinst

Erstausg. Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1.425 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1.461 A, für  
auswärts 1.464 A,  
vierteljährlich  
Einzige Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Biffert in Leipzig.

Nr. 54.

Sonnabend, den 6. Mai, abends.

1905.

## Schiller.

Zum Gedächtnis seines hundertjährigen Todestages.

Von Heinrich Vöbner.

Es ist uns nicht leicht gemacht worden, an Schiller festzuhalten oder ihn, den zeitweise verlorenen, wiederzufinden, wiederzuerobern. Eine Wolke von Irralien verhäult zu Zeiten sein wahres Bild, ein mitunter auch affektierter Haß trübte den Blick, und eine Jugend, die die Begeisterung als ungenügend ablehnte, suchte geringfügig lächelnd die Mädeln, wenn die Worte Schiller und Dichter als Subjekt und Prädikat eines Satzes miteinander verbunden wurden.

Und mer genau hinschaut auf die Stimmen der Zeit, der hört aus dem Schillerjubiläum dieser Lebensfeier manden ungetreuen Ton heraus; die einen „machen mit“, wie sie beim Gestrümmel „mitgemacht“ haben; die andern stellen hinstunzend fest, daß es trotz alles Geredes von überwindenen Standpunkten doch so etwas wie eine Schillerfrage gebe; wieder andere machen ein Geschick aus der Sache, ja sie benutzen Schillers Namen zur Bekämpfung der Dinge, die mit der Poesie gar nichts zu tun haben; diese heucheln Begeisterung, jene spotten über den Aufwand von Gefühl für eine nur mit halbem Herzen verteidigte Sache: kurz, wieder einmal zeigt das deutsche Volk in einem bedeutungsvollen Augenblick die alte Unschärfe und Zerfahrenheit, wo es sich um das Befehnis zu einem feiner größten Söhne handelt. Man feiert wohl, aber man feiert mit Vorbehalt.

Im Schillerjahr 1859 war das anders. Durch die (vierehn) Schiller-Neden, welche in einer der gehaltensten Persönlichkeiten zu unserer heutigen Schillerfeier (Juni 1905, Heinrich Kerler) wieder gesammelt und abgedruckt sind, geht ein einheitlicher Zug der Begeisterung, eine Einmütigkeit des Befehnisses zu dem Heiligen und Großen, was als Schillers Erbe von allen gleichmäßig gefühlt wird, daß wir uns verwundert fragen mögen, noch denn in dem seither verflohenen halben Jahrhundert sich zwischen den Dichter und sein Volk gestellt habe? In jenen Neden ist ausgesprochen oder unausgesprochen Schillers Idealismus als der dem Deutschen eigentümliche, seine Lebensanschauung und Poesie als Offenbarung der deutschen Volkseele, als festbarster Volksgeist gepriesen und die Übereinstimmung mit Schiller als die Selbstbejahung des deutschen Gewissens hingestellt.

Und in unseren Tagen wird diese Gleichung von vielen unbedringt abgelehnt, die Schillerseele Götterbewußtsein als eine rein individuelle, seine Kunst als eine hauptsächlich in den Mängeln seiner Begabung zu erklärende Scheintun, seine Kinetik als der Versuch hingestellt, die Forderungen seines künstlerischen Vermögens und die Verlegenheiten seines künstlerischen Unvermögens in ein System zu bringen, das dann für niemand außer ihm Geltung beanspruchen dürfte. Und nachdem Nietzsche's Wort vom „Moralkompromitt von Salkingen“ gesprochen war, erscheint Schiller für viele in die nächste Nachbarschaft Goethes versetzt. So ist dem Dichter, der dem Künstler die Würde der Menschheit in die Hand gegeben, aus den Reihen seiner eigenen Jünger eine Gegenpartei erwachsen, die seine hohe Gestalt fast in ein Herrbild verwandelt hat.

Daß da irgend etwas nicht stimmt, liegt auf der Hand. Man könnte an eine ethnische Veränderung innerhalb unseres Volkes denken. Man könnte wohl auch sagen, daß die in großer Zahl nicht aufsteigenden Vorträger der Literatur seit 1848 in ihrem Innern seinen Zug zu Schiller fühlten. Allein unter den Gegnern sind auch so urdeutsche Männer wie Hebel und Ludwig. Auch reicht die Gegenpartei noch weiter hinauf bis in des Dichters eigene Tage: dieselben Schauspieler, denen seine Poesie ganz neue und dankbare Aufgaben gestellt hatte, vertippten den

Mannheimer Theaterdichter auf seinem eigenen Schausplatz, die Berliner Aufführung lehnte ihn noch auf der Höhe seines Schaffens wie einen Lebensstein rotivivas ab, und die romantischen Überweiber fielen beim Lesen von Schillers Ode keinepa vom Stuhl vor Lachen, wie Caroline Schiller erzählt.

Daneben stehen aber weiteste Kreise der Zeitgenossen völlig unter dem Bann von Schillers Persönlichkeit und Dichtung: von der ersten Mäuberzueführung an bis zu jener Huldigung nach der Vorstellung der Jungfrau von Orleans in Leipzig und den glänzenden Erfolgen der durch Jffland ins Wert gesetzten Berliner Aufführungen. Zweimal werden entscheidende Lebenswendungen herbeigeführt durch Menschen, welche den Dichter nie von Angesicht gesehen und nur durch die innere Übereinstimmung ihres Wesens mit dem Bilde, das sie sich von ihm machen, in seinen Bannkreis gezogenen werden: als Körner seine Hand zum Freundschaftsbunde ergreift, und als der hochgeehrte Augustenburger ihn nach schwerer Krankheit der Not um tägliche Brot entloh. Und was wir von der Aufnahme der Lebensgeschichte im Jahre 1805 erfahren, das genügt von einem Schmerz, wo es nur beim Gefühl persönlichen Verlustes so hart für zu erkennen gibt. „Man meint die Welt, und sollten wir nicht meinen?“ ruft Goethe dem so früh entristenen Freunde nach in jenem wunderbaren Gedichte, das, trotzdem es wie vom Krampf der Tränen tiefer Ergreifensheftigkeit zittert, ein dem Verändnis der Zeit weit vorausweisendes monumentales Bild des Verklärten gestaltet, dessen gefallgebende Züge sich uns Nachgeborenen immer deutlicher und sieghafter als die wahren Züge des oft Verkannten entüllen. Gewiß ist selbst Goethe in späteren Jahren nicht immer mit Schiller einstimmig gewesen, vielleicht waren beide auch in der letzten Zeit vor Schillers Tod etwas voneinander abgerückt: aber daß Schiller ein Etwas besaß, das ihm selber nicht gegeben war und das für die Menschen doch ein Höchstes bedeutet, darüber hat Goethe uns keinen Zweifel gelassen. Und wenn Adolf Bartels Goethes Ausdruck „Schiller war ein wunderlicher großer Mensch“ zum Ausgangspunkt der Betrachtung in seiner Literaturgeschichte nimmt, so möchte ich lieber an sein Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schadel“ erinnern, erinnern auch an die Verse, mit der er des Freundes Andenken pflegte und verteidigte. Dem tiefer Schauenden kann nicht entgehen, daß Goethe die Berührung mit Schiller als eine Weiche in seinem Leben empfand und sein geistiges Erbe als eine wirkende Macht fühlte.

Das Durchgehen einer Persönlichkeit ist immer ein Kampfprojekt. Und somit ist der Kampf gegen Schiller keine an sich aufsteigende Erscheinung, auch nicht, wo es sich um die Fortwirkung seines Wesens handelt. Denn das Verhältnis des Volkes zu seinen großen Männern wandelt sich mit den sich wandelnden Lebensbedingungen. Das zeitlich Beschränkte oder Beschränkende wird allmählich erkannt und als nicht mehr nachwirkend ausgegallt. Wir empfinden Schillers Weltbürgertum als ein Überbleibsel des 18. Jahrhunderts und fühlen uns als Deutsche nicht bloß in unserem geistigen Hochsteben, sondern in unserem endlich genannten staatlichen Zusammenfluß im Reich. Wir lehnen es ab, unter Verzicht auf unser irdisches Teil mit Zeus in seinem Himmel zu leben, und regen uns sehr kräftig und bewußt, um bei der Austreibung der Erde nicht wieder zu spät und zu kurz zu kommen. So haben wir also sehr bedeutsame Punkte aus Schillers Programm inzwischen ausgegallt. Das ist ein geschichtlicher Prozeß. Dennoch ist die Frage, ob nicht in jenen zeitlich beschränkten

Ideen noch immer triebkräftige Keime zu einer Höherentwicklung gerade auf der neu genannten Grundlage unserer deutschen Wirklichkeit vorhanden“ sind und wirksam gemacht werden können. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die höchsten Tendenzen unserer Klassiker eine Vorwegnahme eines noch zu erreichenden Kulturzustandes bedeuten, und daß uns beim Rechnen der höchsten Stufe einſt Schiller die Fühne vorantagen wird.

Solchen Überzeugungen steht die Meinung derjenigen entgegen, die die Nachwirkung Schillers bereits für abgeschloſſen erachten, das entgültige „uns Keime kommen“ über ihn für bald in Kaufſtellen und ihn der Literaturgeschichte, der Schule und den „Klassikerordnungen fürs Volk“ überlassen. Während er für lange Zeiten den Tapus des Dichters reſſlos zu verſperrn schien nach Kunstausſaſſung, Kunſtübung und Lebensführung, erſcheint er zu unſerer Zeit gewiſſen Kreiſen geradezu als der Tapus des Plebeudichters: die einen ſtellen ihn neben Keſchulz, die anderen neben Euripides.

Ich möchte zwei Gründe zur Erklärung dieſer auffallenden Gegenſtändlichkeit geltend machen: man hat Schiller nicht immer richtig geſehen, man hat einen von ungeheißer konſtruierten Schüler, der oberflächlich betrachtet dem wirklichen zu entſprechen ſchien, für den wirklichen genommen. Dieſer Ideal-Schiller entſprach dem Bedürfnis des Volkes, der Schulzeit des deutſchen Volkes, er war der Held der begehrtesten Jugend, die ſich vor allem in Prag und Theſa wiedererkannte. Und in der dieſem Schiller gegenüber ſtehenden Begeisterung hat man kein Bild allmählich geſchleift, bis das Mißverhältnis zwiſchen dem idealen und dem wirklichen Dichter ſich empfindlich fühlbar machte, und man das Märgel entgelten ließ, was dem Nachbilde vorzuwerfen gemeinen wäre.

Der Widerſpruch kam aus Kreiſen, in denen eine gänzliche Veränderung der Kunſtausſaſſung ſich allmählich durchzuſehen begonnen hatte, ein Prozeß, der jetzt ſeinen vorläufigen Abſchluß erreicht zu haben ſcheint. Und darin läge der zweite Grund. Nicht ohne Schuld an dieſer Entwidlung iſt die Behandlung der deutſchen Poſie auf unſeren höheren Schulen gemein. Vier gerade iſt der Kulum des Ideal-Schillers gepflegt worden, die Schule hat, allem konſervativen Juge entſprechend, ihn ſchließlich fanonisiert. Daß der Dichter gerade der jugendlichen Erziehung entgegenkommt, hat ſeine Bedeutung als äſthetiſcher und ſittlicher Erzieher für die Schule nur verſtärkt. Man konnte ihn ſoſt in allen ſeinen Werken der Jugend aneignen, während man bei Goethe viel früher an die Grenze des Gebiets gelangte, daß ſich der ſchulmäßigen Behandlung verſagte. So wurde er unverſehens zum Dichter der Jugend. Und als Höhemente unſeres Einlebens in die Kunſt haben wir immer die Aufführungen ſeiner Dramen empfunden, ohne äußeren oder inneren Zwang, ohne Selbſtäuſchung, als etwas Selbſtverſtändliches, das außerhalb der Diſkuffion ſtand.

Traufen aber ſchritt die Entwidlung der deutſchen Kunſt weiter fort auf ganz anderen Wegen, und es war keine Brücke unſerer Schule und Leben, zwiſchen Schiller und der lebendigen Richtung. Und als wir ins Leben hinaustraten aus unſerer idealen Welt, fanden wir in der Fremde. Und es begann jener unſere Prozeß des Unvermögens der geltenden Werte beim Einleben in die Wirklichkeit, wie ihn jeder durchmachen mußte, der von ſeinem Gymnaſium in ſeine eigene Zeit zurückſetzte, und in dieſem Prozeß des Unvermögens wurde auch Schiller mit hineingezogen: mit dem überlieferten Ideal-Schiller leider auch der unerkantet geliebten Wirkliche. Die Dämon aber, die die ungeliebte Jugend ſchickſal, richtet der Mann nur mit mühsamer Selbſtarbeit wieder auf, und manſch einer läßt die Trümmer im Schut liegen, die das Leben der Entwidlungsſtufe um und häuſt.

Die heutige Jugend aber verliert ihren Schiller ſchon früher als wir ihn einſt verloren: der Primaner ſchon lehnt ihn ab. Aber, wenn nicht alle Jochen tragen, die in dieſer Vorzeit der Gedendfeier zutage treten: die Nation ſucht ihn wieder. Was Schärer in ſeiner Literaturgeſchichte von ihm ſagt mit den Worten aus Goethes Schiller: „Wie Achille lebt er im Andenken der Nachwelt fort und „erregt unendliche Schmach“, das iſt jetzt ſtrauchlich wahr geworden, in tieferem Sinne vielleicht, als es einſt gemeint war im Hinblick auf des Dichters zu frühes Scheiden. Der große Dichter, auf den die Nation barrt, wird von ſeinem Geiſte kein Beſtes haben müſſen, und daran wird man ein erkennen. Tann wird ſich auch zeigen, daß, was Schiller gab, ebenſo gewiß

Kunſt im höchſten Sinne geweſen iſt, wie man es heut verneinen möchte, zum mindelſten, daß der Weg zur „der“ Kunſt, die wir ſuchen, an Schiller nicht vorbeiführt. Es wird ſich zeigen, daß in ſeinem Gesamtwerk nicht bloß eine individuelle Höbenſeitigkeit vorliegt, wie ja auch nicht beſtritten wird, ſondern ein Beſeitliches der Kunſt zu vollendeter Erſcheinung gelangt. Sind Ideen Leben, ſo iſt auch Ideenkunſt wahre Kunſt, ebenſo wie das ſchöne Lied oder das dichterliche Traumpoſtrophie oder was ſonſt dafür gelten mag: wenn nur Form und Inhalt einen Organismus ausmachen, der ſein beſtimmendes Geſetz in ſich ſelbſt hat und es in ſich erfüllt.

Schillers erſtes Auftreten erweckte in den Zeitgenossen ſoſort den Eindruck des Auffallenden. Ertragen von den Ideen, die alle beherrſchten, ſcheint er doch noch etwas ganz Eigenes ſagen zu wollen, etwas ihm ſelbſt vielleicht noch im Halbunſel Dämmern des, dem er ſich aber mit Lebendigkeit entgegenbewegte. Daß er von Rouſſeau herkam, war ſoſort klar, aber ſein Ruf zur heiligen Natur ſingt wie aus einer tieferen See. Nicht außerhalb der wirkenden Menſchheit ſucht er ein Paradies der Unſchuld, um mit den Männern im Graſe zu tänzeln, oder wie die Götter der Edda mit blinkenden Goldſtäben ſpielend ſich zu ergötzen, ſondern innerhalb der geſchichtlich gegebenen Menſchheit will er die Natur wiederherſtellen. Wer die heiligen Ordnungen zertreten von ſich aus unternimmt, was nur durch die Summe aller vorhandenen ſittlichen Energien geleitet werden kann, der ſetzt ſich ſelbſt außerhalb der Natur und ſich ſelber richten, wie ſein Karl Moor. So ſind es von vornherein „der Menſchheit große Gegenſtände“, die nicht nur die Phantafie, ſondern das Geheß des jungen Dichters in Bewegung und Tätigkeit ſetzen. Nicht nur für ſeine individuelle Freiheit, ſondern für die der ganzen Menſchheit tritt er in die Schranken, als Kläger und Anwalt zugleich, in einer Perikla, das dem Individualismus entgegenſpricht, der erſte Epigoniſt, mit ſeinem Kunſtwerk nicht zur äſthetiſchen Werte, ſondern ethiſche Energien ausübend im Leſer und Beſucher. Und ſo iſt es geblieben bis zum Teſt.

Das iſt nicht mehr der alte moralisierende Standpunkt des 18. Jahrhunderts, ſondern eine innere Richtung der dichterischen und menſchlichen Beranlagung, und mo die herausgehoben wird, da muß eine unzulängliche Theorie ihre Verleſenheit anerkennen, aber nicht den Dichter meikern wollen nach Geſetzen, die ſeiner Kunſt als ſeine Natur. In der Phantafie des Dichters erſcheint der Menſch immer „in des Lebens Drang“, die Geſetze des Lebens ſind ihm wirkende Geſalten, und jede Tat hat ihren Kampf hinter ſich und vor ſich. Und der Drang des Lebens erſcheint als die Summe aller in der Menſchheit wirkenden, ſich überdauernden oder brennenden Kräfte: ſo daß der Blick des Dichters mit dem Menſchen zugleich ſeine Welt, die Welt in ihrer Ausdehnung und Entwidlung mit umfaßt, wie die „ſohnliche Phantafie“ des jungen Werkes ſeine Liebe an das große lebendige Geſetz der Natur hängt und die Nähe des Als durch ſein Herz gehen ſüßt. Das iſt ſeine Verſiegenheit der Phantafie, die ihren ſprachlichen Ausdruck nur im Schwulſt finden könnte, ſondern eine innere Notigung durch Naturanlage. Was als Überladung im profaiſchen und poetiſchen Ausdruck des jungen Schiller getabelt worden iſt, erweiſt ſich bei näherem Zuhören nicht etwa als unorganischer Pomp oder nüchternem Schema wie beim Barockstil, ſondern als Perſönlichkeitſtit, der zwar einer äſthetiſchen Erleuterung bedürftig und ſchlag war, aber im Weſen immer Schillers Teil geblieben iſt. Wo er ſich forciert, wie im „Freiſt“, wie in den ihm abgedrungenen Veränderungen bei den Bühnenbearbeitungen ſeiner Jugendſtücke, merken wir ſoſort den Unterſchied zwiſchen Organifiſchem und Inorganifiſchem, wie ihn ſchon die Zeitgenossen merkten. „Da haben Sie wohl wieder Köſſel gemalt,“ ſagte die Schaulpielerin Sophie Albrecht in Mannſtein von ſolchen Stellen.

Der alte Gegenſatz zwiſchen Herz und Welt, Sinnlichkeit und Bernunft, Reizung und Pflicht, wie es das Thema der Sturm- und Drangpoſie geweſen war, iſt auch das Thema von Schillers Jugenddichtung. Er iſt das Thema ſeines Gedankensſchaftens geblieben in mannigfachen Abwandlungen, nur hinaufgehoben in eine Region mit weltumpfangender Perfektive. Er iſt auch das Bewegungsgeſetz ſeines Lebensgeſetzes. Sein Eigentümliches aber iſt, daß er in ſeiner Kunſt nicht nur aufſing auf Darſtellung dieſes Gegenſatzes, ſondern auf Überwindung, wie im Leben, wie in ſeiner Philoſophie. Und daraus erlärſt ſich die eigentümliche Wirkung, die von Schiller ausgeht. Dieſe iſt ſeine rein äſthetiſche. Wie er ſeine Geſhalten nur innerhalb der

Menschheit schaute, so sieht er sich selbst als Dichter auch nur innerhalb der Menschheit. Und hier nicht ohne Widerspruch mit seiner eigenen Theorie. Wohl ist es ihm wie eine Erlösung, als er endlich, von Kant ausgehend, die Schönheit erkannt zu haben glaubt als „Freiheit in der Erscheinung“, das Schöne als etwas durch sein eigenes Geiz bestimmtes Organisches; aber er kann schließlich das Schöne nicht denken ohne Wirkung auf den Menschen, und so heißt er sich gemüht hat, im Anschluß an Kant die Welt des Schönen als ein selbständiges Gebiet des menschlichen Geistes zu begreifen und dessen Geozie zu ergründen: er kann nicht anders, als dem Schönen eine bestimmte Aufgabe innerhalb der Menschheit zuweisen. Darum liegt in seinen Dichtungen hinter dem Ästhetischen immer noch ein anderes. Sie sehen etwas in uns in Bewegung, sie machen stützliche Kräfte frei, was Schiller mit den Worten ausdrückt: der Dichter stellt in uns die Natur wieder her. Er: Dichter wendet sich somit an die höchsten im Menschen vorhandenen Kräfte, er macht ihn „den Göttern eigen“, er hilft dem Menschen zur Sphärenerweiterung, indem er ästhetische Werte in ethische Energien umlegt. Diese können aber nur in Bewegung gefest werden, wenn der Mensch aus erhöhtem Lebensgefühl heraus alles Fremden aus seiner Natur ausschaltet, und durch die trübe Hülle seines wirklichen Ich sein wahres leuchtend und lebenswillig in die Erscheinung treten läßt. „Reiner nehm ich mein Leben von deinem reinen Altare, Nehme den frohlichen Mut lossender Jugend zurüd.“

Man muß freilich willig sein, um den hinreißenden Zauber einer solchen Kunst auf sich wirken zu lassen. Darin zeigt sich eine gewisse Heranvorbereitung Schillers mit Richard Wagner, wie neuerdings immer mehr erkannt wird. Und der werdende Mensch, oder der innerlich sich bewegende wird zur tiefen Wirkung die günstigsten Bedingungen bieten. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein mit sich fertiger Mensch zu seinen Dichtungen überhaupt kein Verhältnis hat. Aber wo Streben ist, da ist auch Schillers Stätte. Mag das von dem, was vorgedrehtene Individuen heute unter Kunst verstehen, etwas abliegen, das Gefühl des Volkes bekräftigt es noch immer als hohe Kunst.

Diese Kunst ist nun aber keineswegs so eidenträchtig, wie das Schlagwort vom Idealisten Schiller es vermuten lassen könnte. Denn Goethe einmal seine fünf Sinne als sein sicherstes Bestitztum bezeichnet und zur Erschaffung von Natur und Leben sich auf nichts anderes als verlassen wollen: so ist auch Schiller nicht mit geschlossenen Augen durch die Welt gegangen und war auf dieser Erde mehr zu Hause, als man gewöhnlich annimmt. Auch ihm ist die Wirklichkeit die Grundlage für seine dichterischen Gebilde; und wo sie nicht mit den Sinnen zu erfassen war, da hat er ein bis ins Einzelne und Kleinste gehendes Studium darauf verwendet, wie es der moderne Dichter für Erzielung einer genaueren Milieuschilderung nicht peinlicher anstellen kann. Nur hört seine Kunst beim Willen nicht schon auf, sondern fängt mit der Wirklichkeit erst an, um ihr den Schein von Freiheit zu leihen, dessen sie bedarf, um in seinem Sinne, in höherem Sinne, zur „Wahrheit“ zu werden. Und zwar verliert sich nicht etwa, je idealistischer die Dichtung Schillers sich zu entwickeln scheint, auf dem Wege von den realistischen Jugenddramen zu den späteren Meisterwerken dieser Wirklichkeitskunst, nicht werden in einem Schwall von hohen Worten die realen Bedingungen des Lebens hinweggeschwemmt, um sich im Meer der Phrasen zu verlieren: sie werden nur mehr in dem Sinne verarbeitet, wie der Historienmaler mit seinen Waffenröcken und Schiefeln und sonstigem Inventar der Bergangenheit verfährt. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, uns in einer künstlich gestalteten Welt zu befinden, aber nicht so weit über der Erde, daß deren natürliche Lebensbedingungen an dem jeweiligen Orte der Handlung unter den vorgeführten Menschen nicht mehr gelten sollten. Bei realistischer Herausarbeitung des Details in der Aufführung merkt man oft erst, was dem Lebenden entgeht, wie der Künstler auch von außen nach innen zu wirken verheißt; das meistehaft geschilderte Milieu des spanischen Hofes im Don Carlos wirkt bestimmd auch auf Charaktere und Handlungen der Personen. Selbst für die Phantasielust in der Braut von Messina bedarf Schiller historischer Voraussetzungen: Glaubens- und Rassenmischung auf dem Boden Unteritaliens erzeugen jenen Symbolismus religiöser und abergläubischer Vorstellungen, aus welchem solche Schicksale hervorgehend gedacht werden können. Daß der Dichter mit der Motivierung in seinen Dramen öfters etwas sorglos verfährt, wird dem gemiehdenden Zuschauer selten bemerkbar, wenn es auch dem nachprüfenden Leser zuweilen zum Bewußtsein

kommen dürfte. Denn, wer sich ihm hingibt, den hält der Dramatiker Schiller wie mit eisernen Händen fest. Das kann nicht nur theatralisches Raffinement sein, wie wohl behauptet worden ist. Zwar hat Schiller das Bühnenhandwerk verstanden wie von dem Strohen vor ihm nur Spaltspare; aber seine Wirkungen kommen von innen, wenn sie auch durch äußeres sehr wirksam unterstützt werden. Man denke an Kabale und Liebe, an den furchtbaren süßen Akt, an den Augenblick, wo Ferdinand ins Zimmer tritt, um Abrechnung zu halten. Nicht das Drum und Dran des verunkelten Himmels, nicht die Nachwirkung jenes jätlichen Faltes zwischen Vater und Tochter verleiht uns in die empfangliche Stimmung für diesen Auftritt: sondern jeder fühlt, weil er's erwarten mußte, in Ferdinand tritt das Schicksal über die Schwelle; er ist nur das äußerlich sichtbare Wesen, in dem die Notwendigkeit des Unterganges, die von innen kommt, Fleisch und Bein angenommen hat. Oder man denke an jenen letzten Augenblick vor der Katastrophe, als Wallenstein in den unruhigen Nachtmittel hinausblickend, der seinen Glückstern verflucht, die Worte halb verloren vor sich himmelmelt: Wenn ich ihn sähe, wär mir wohl. Da richtet plötzlich vor unerm Auge die hohe Gestalt Max Piccolomini sich auf, und daran maßend, daß mit ihm alle, was schon sein konnte in Wallenstiens Leben und Trachten, untergegangen ist und daß jetzt die Dinge, die brutalen Wirklichkeiten ihr Recht an Wallenstein fordern werden.

Man lese sich die Schiller'schen Dramen einmal auf ihre innere Fortbewegung hin an, und man wird über die Kunst staunen, mit der hier entwickelnde Szenen mit drängenden Wecheln, und wie die letzteren dann auf solche Momente hinsteuern, in denen, wie nach einem langen Atemholen, nach einer letzten jögenden Spannung, ein entscheidendes Wort, ein Bild, eine Geste, eine Handlung, die gefürchtete und doch mit dem Gefühl von ihrer Notwendigkeit erwartete Entladung bringt. „Dem Fürsten Piccolomini“, „Er ist zu Schiff nach Frankreich“, „Brecht auf, ihr Munden“ . . . ich will die Preise nicht mehr, nur erinnern an das, was jedem im Theater schon aufgefallen sein muß. In diesen Zusammenhang gehören auch die vielen zu „verfallenen Worten“ gewordenen Stellen, die schon fast zu Trivialitäten heruntergebracht sind, weil man sie wie Scheidemünze weitert. In ihrem Orte wachen sie aus der inneren Situation so organisch heraus und bringen das Fazit des dramatischen Vorganges auf eine so prägnante Formel, daß man sich sichlechterdings nicht anders ausdrücken kann. Ich möchte das auch noch weiter ausdehnen auf die vielgetadelten „schönen Stellen“, in denen Personen, die bei Spiel und Gegenspiel sehr wohl auch sprachlich voneinander differenzier erscheinen, in einer uncharakteristischen gehobenen Redeweise sich ergeben. Gewiß liegt hier ein Tonwechsel vor und eine Ausfallschwankung macht sich fühlbar; aber es sind Zustände des Außerordentlichen, in denen aus dem innersten Grunde eines bis in die Tiefe lebenden Herzens solche Ströme der Empfindung hervorbrechen, Momente, die nach Richard Wagners Forderung zum musikalischen Ausdruck drängen. Ein Gefühl hierfür muß auch Schiller gehabt haben, wenn er in solchen Szenen bis zur Verwendung des Melodrams geht. Seine Verse freilich legen sich die musikalischen Akente selbst. Aber auch in diesen Ergüssen bleibt Schiller innerhalb der dramatischen Situation, und wer hier nur von Metror spricht, der hat sich eben nicht bis zu der Höhe der Empfindung mit fortziehen lassen. Man darf nicht bloß vom gelehrten Drama aus urteilen. Ich bin überzeugt, wenn auch beglaubigte Zeugnisse hierfür nicht vorliegen, daß Schiller beim Schreiben das Drama als einen lebendigen Vorgang innerlich gesehen und mitgeteilt hat. Es ist bekannt, wie gern Schauspieler gerade Schiller spielen, und hierin scheint mir der Schlüssel dazu zu liegen. Die suggestive Kraft seiner Schöpfungen kommt aus seiner produktiven Energie.

Schiller war sich durchaus bewußt, in seiner dichterischen Persönlichkeit etwas ganz Eigentümliches, was andere, auch Goethe, nicht besitzen, was ihm aber als künstlerisch vollwertig erschien, von der Natur empfangen zu haben. Es war das Suchen seiner Seele nach der dem Menschen verlorenen inneren Einheit. Die stützliche Energie und die künstlerische Arbeit, die er mit klarem Bewußtsein über die Notwendigkeit solchen Strebens an die Erreichung des ihm immer deutlicher werdenden Ziels legte, erdienen ihm als die durch Naturanlage von ihm geordnete Lebensleistung. Und in den Momenten innerer Lebensarbeit, wie er sie sich nach dem Sturm und Rang der Jugend durch das

jahrrelange Ringen um die ihm innerlich entsprechende Welt- und Kunstauffassung in geschichtlichen und philosophischen Studien endlich erlöst hat, leistete er auch poetisch sein Höchstes. Daß das nicht der einzige Weg zum höchsten Kunstschaffen sei, hat er aber nicht erkannt, vor allem, wenn er auf Goethe blickte. Wer heut immer nur von „der“ Kunst spricht, die wir suchen, für den hat freilich Schiller gemerkt. Auch die Kunst ist bedingt durch die Individuen, die sie hervorbringen. Dem einen wird sie geschenkt durch die unbedenkbare und unbeflimmbare Guld der Götter. Sein Werk wird wie die Blüte, die durch das Lebensgesetz der Pflanze aus dieser herorgezrieben wird, er ist der Genius, der hat, was der andere sich erkämpft. Die innere Einheit seiner Natur ist ein Göttergesand, einfach geht er und still durch die ererbte Welt“. In Augenblicken inneren Schwanens hat Schiller das in sich schmerzlich vernichtet. Gegen Goethe bin ich doch nur einmal ein poetischer Damp“, schrieb er an Körner, als er ihm das wunderbare Magnonid überlieferte, „so laßt mich schämen, bis ich werde“. Aber es liegt auf der Hand, daß Schiller niemals zugelassen haben würde: nur das ist Kunst, was so fein selber unbewußt zur Sonne aufblüht. Und niemand redet uns ein, daß die moderne Kunst, und gerade sie, so aus dem Unbewußten aufsteigt. Zeiten lyrischer Dichtungswildung wie die unferige mögen das als „die“ Kunst ansehen, ja es mag das Charakteristikum feminerer Epochen sein. Kunstschaffen ist aber nicht bloß Bedären sondern auch Zwingen. Und wenn das künstlerische Individuum vielleicht beides in sich vereinigt, so kann die Mischung auch verchieden ausfallen. Immer kann Schiller bezogen weniger Künstler genannt werden, weil das männliche Prinzip in ihm überwog. Erer möchte es uns um unsere Zeit Bedenken machen, wenn sie Schiller insofern empfindet, nicht um ihn selber. Es ist sogar nichts von Passivität in ihm: bei allem, was er hervorbringt, ist der Wille mit in Bewegung, und neben dem Gefühl auch der Gedante. Es war nicht nur eine Rätigung seiner eigenen Natur, was ihn die „sentimentalische“ Poesie neben die „naive“ stellen ließ, nicht nur das Bedürfnis, das Recht seiner künstlerischen Persönlichkeit neben anderen zu behaupten, sondern die klare Erkenntnis, daß seit alters in den Menschen der Gedante die Idee Poesie ausgelöst habe, und nicht nur die Ausföpfung.

Immer von neuem hat sich Schiller der Berechtigung der sentimentalischen Poesie zu versichern gesucht, immer höheren Anlauf hat er genommen, um sein Eigenes zur Darstellung zu bringen. Und es ist nur natürlich, daß er, der nach Goethes höchst bescheidendem Wort „fürdair in seinem Fortschreiten war“, sich auf den einzelnen Stufen dieses Anstiegs nie lange genigte. In solchen Paufen des Innehaltens kam ihm dann wohl der Abstand zwischen Vollbringen und Wollen stärker zum Bewußtsein als in den Augenblicken des Erfülltesten: und so zieht sich durch seine lyrische Poesie, die den Prozeß seines inneren Werdens am deutlichsten widerspiegelt, immer wieder eine Reizung zur Elegie. Immer von neuem aber verluft er, über Tpele und Antithese hinaus zur Synthese vorzudringen, die beide in höherer Einheit vereinigen soll.

Dieses gewisse Ringen ist das Thema seiner Lyrik, sein poetisches Ziel. Schillers Götterantritt macht eine Erweiterung der Poesie nötig, sowie für die Beurteilung Richard Wagner's auch erst neue Maßstäbe gefunden werden mußten. Die Wissenschaft ist an der Arbeit, wie man jetzt allenthalben gemahrt wird, sie hat auch nachzuholen. Immer mehr wird erkannt, wie die höchsten lyrischen Leistungen Schillers nur aus der genaueren Kenntnis seines inneren Werdens im Zusammenhang mit den Äußerungen seines philosophischen Denkens verstanden und gemindert werden können. Schillers „Spaziergang“ ist ebenso ein Erlebnis des Dichters wie Goethes „Ich ging im Walde so für mich hin“, nur was beide erleben, ist grundverschieden: der eine findet ein Sinnenglück, der andere erlebt in sich die Entwidlung der Menschheit. Wer in Schillers philosophischen Gedichten nur gemeine Philosophie erkennt oder Tiraden der Rhetorik über Gegenstände des Denkens, der ist an der Pölle kalten geblieben und nicht auf das Wesen gebrungen. Das züngende Innere des Dichters legt die Ideen in Bewegung, und in dem Spiel und Gegenpiel derselben ist er ein neues Werden, in ihrem Kampfe wird etwas frei, was aus sich selber lebt, nun Schiller's Idee, sondern „Weltall“, in dem Sinne, den Schiller's Ästhetik mit diesem Wort verbindet. Daß auch in der Gedantenlyrik ein dichterisches Sehen vorliegt, nicht bloß Reflexion, ließe sich bis

ins Einzelne nachweisen. In den „Künstlern“ liegt zumellen Anschauung und Reflexion noch unermittelt nebeneinander, „Ideal und Leben“, der Genius“, „das Bild“, „der Spaziergang“ und viele unter den betrachtenden Dichtchen sind Muster der Gattung gemorden.

Es begreift sich, daß ein solcher Dichter auch da, wo er sich dem Leben, das wir alle leben, näher, bei der bloßen Wiedergabe der Wirklichkeit nicht stehen bleiben wird. Er wird auch da die wirkenden Gelege des Menschenseins zur Erschöpfung bringen. Und hier ist es, was das Volk seinen Schiller am besten verstanden hat: in den Balladen, im Lieb von der Glocke. Selbst der metrische Unverstand der Pädagogen hat diese Gedichte nicht bauern umbringen können, wohl weil sie auch in den Seelen der Unlebendigen einen jenseitigen lebendigen Feuer schlagen, der unter allen Umständen Wärme abgibt. Hier ist es aber für viele besonders schwer, zu Schiller zurückzufinden. Mehr als die Dramen, die sich durch die Aufführung immer wieder erneuern, erlöschen die betamtesten Gedichte abgebraucht, ja ungeliebt, durch allüberreite Parodien und Traosiken unverändert, durch massenhaftes dilettantische Übertragung ihres Schemas auf Gelegenheitspoesien jeder Individualität und Selbstwirkung beraubt. Aber nur für den, der sie als rhetorische Kunststücke betrachtet und sich nicht mehr unbefangen zu ihnen ins rechte Verhältnis legen will. Diese Dichtungen verlangen wie alle anderen, wenn sie wirken sollen, Einfühlung des Höers, man muß sich in sie hineinversetzen und von innen mitleiden. Die Technik des Dichters kommt dem durchaus entgegen. Seine Balladen und verwandten Gedichte sind heimliche Dramen, über sie ging für Schiller seine Rüsther zum Drama. Daher ihre Gegenständlichkeit, ihre Wirklichkeitsnäherheit, ihre Spannung, die seine Vereitelung der Wirkungen, der geschickte Aufbau, das psychologische Interesse, das sie erwecken, und die Schlagkraft der Rhetorikprosa. Wie lähn und rüchlichlos sind die Gegenstände nebeneinander gestellt, und wie wirksam haben sich aus ihrem Kampf die bewegenden Gelege des Menschenseins heraus: so, daß wir sie als beherrschende Gewalten auch über unserm eigenen Haupte schwebend fühlen. „Das bist du“ — das Wort wird heut zur Bezeichnung der richtigen Wirkung des Kunstwertes bis zum Überdruß angeführt: nur für Schiller scheint es nicht gelten zu können. Das deutsche Volk freilich empfindet anders als die Geschmäcker, wenn es gerade dem Gedichte die Palme zuerkennt, in dem es sich selbst erkennt hat: der Glocke. Wie ist hier das allgemeine Menschliche so ganz deutsch, wie find die typischen Situationen des Lebens so ganz auf den unerrücklichen Grundlagen germanischer Dafeinsart erwachsen, das Streben aus der Enge in die Breite, das Gefühl für die Notwendigkeit des Kampfes im Leben so ganz Schillerisch, ebenso wie die Sehnsucht nach dem höher Eingebenen, jenem Frieden, der das letzte Ziel in der der Gemeinshaft aufwärts strebenden Menschheit sein soll. „Freude sei ihr erst Gelaudte“, Lebensbejahung, weil Leben Streben sein muß, Überwindung dessen, was uns an die Bedürftigkeit des irdischen Dafeins fetten will. —

Nach kann mir in unserer deutschen Entwidlung den Augenblick nicht denken, wo die Summe der in Schillers Leben und Dichten — und beides gehört so eng zusammen wie bei Goethe — umgelegten Lebensenergien aufzöhren konnte, im deutschen Volke fortzuwirken. Unser Märden von Weltbürgertum, von der Antike will daran nichts ändern. Den Kampf zwischen Notwendigkeit und Freiheit wird jeder einzelne weiterfämpfen müssen, und wenn er auch nicht mehr in der „schönen Gele“ des Kampfes Ende und den Sieg wird finden wollen, Schiller wird ihm die Waffen dennoch legen. Mag die Kunst ja immer feineren Differenzierungen in der Erfüllung des „Standes Leben“ bis zur Aufschöpfung auch des unbewußten Stimmungsgeltes fortschreiten: die Kunst, die durch den Geist in Bewegung gesetzt wird, wird uns dennoch nicht fremd werden. Das Suchen der Seele nach innerer Einheit wird immer deutsches Erbeil bleiben, höfentlich aber auch die durch Schiller belebete männliche Kraft, das Leben einzusetzen, um es zu gewinnen. Es ist noch gar nicht abzusehen, welche Kräfte durch den durchaus diesseitigen Idealismus Schillers frei werden mögen. „Nehmt die Gottheit auf in euren Bilden, Und sie heigt von ihrem Belentron“. Ist das nicht ganz diesseitig? Und deutet es nicht dennoch zum Unendlichen? Wir leben in Goethe, mit Schiller streben wir. Er wird uns nicht wehren, den Kranz immer höher in die Sterne zu hängen.



Donnerstags, Donnerstags  
und Sonntags und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die Königlich  
Preussische der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 3, bezogen werden.

der

## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis

Bei Abholung 1. R. 25 S.  
Bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. R. 51 S., für  
außerhalb 1. R. 64 S.,  
vierteljährlich  
Eingelie Nummern 5 R.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 55.

Dienstag, den 9. Mai, abends.

1905.

## Neue Schriften über Schiller.

Die Hochflut der Schillerliteratur hat bei der diesjährigen Schillerfeier einen weit höheren Stand erreicht, als bei der Säcularfeier im Jahre 1859; neben größeren Werken erscheint eine beträchtliche Anzahl kleiner Biographien, die sich an das Volk und die Jugend wenden, und wichtige Erscheinungen der Schillerliteratur werden in neuen Ausgaben veröffentlicht.

Das wichtigste und umfangreichste dieser Werke ist wohl Schiller. Von Eugen Kühnemann. München 1905. 8. O. 5. 6. Sechste Verlagsbuchhandlung. — In die Augen fällt zunächst der Umfang, das eine und dieselbe Verlagsbuchhandlung zu gleicher Zeit zwei große Schillerwerke erscheinen läßt. Den ersten Band von Karl Bergers Schiller. Sein Leben und seine Werke haben wir bereits vor kurzem besprochen; nun folgt ihm das vorliegende große Werk von Kühnemann auf dem Fuße nach. Die Frage geht uns hier nicht an, ob der Verleger sich mit dieser gleichzeitigen Veröffentlichung nicht selbst Konkurrenz macht; uns kann es nur darauf ankommen, ob das eine vor dem andern in der Literatur bestehen kann. Kühnemann will viel Neues bieten, die Deutschen sollen sich nicht bei den einmal abgetheilten Meinungen beruhigen, die unautorisirt wiederholten Behauptungen aufgeben, die ganze Auflosung Schillers neuprägen. Die große geistige Gesamtpersönlichkeit Schillers soll aus seinen Leistungen anzuweisen, dazu soll es den Lesern helfen. Wie der Kunsthistoriker erwartet, daß wir das Blatt, über das er spricht, neben seinen Auflass legen und Zug für Zug mit seinem Bericht vergleichen, wie er keinen ehleren Ergeiz kennt, als der schlichte Diener seines Künstlers und des Verständnisses zu sein, so will dies Buch hinführen in das künstlerische Leben der Schillerischen Dichtungen. Von der Biographie Bergers unterscheidet es sich wesentlich dadurch, daß, so wenig die Hauptereignisse und die Beziehungen von dem Dichters Leben zu seiner Dichtung mit Schmeigeln überzogen werden, doch das biographische Detail in seiner Weise ausgebeutet, sondern in Kürze nur das Haupttätliche hervorgehoben wird. Bei Berger überwiegt die kritische Analyse, bei Kühnemann, wir möchten sagen, die kritische Synthese, welche aus den einzelnen Werken die Bausteine zu einem Gesamtbild des Dichters und seiner Entwicklung zusammenträgt. Da fehlt es nicht an neuen und überraschenden Gesichtspunkten — und hierin sehen wir einen Hauptvorzug des Werkes. Großen Wert legt der Verfasser auf die Darstellung der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen; dies gilt schon von den „Mäubern“ und „Fiesco“, noch mehr von „Don Carlos“ und „Wallenstein“; alles vorhanden Material ist mit Geduld zu diesem Zweck vermerkt. Daneben geht stets der Blick auf die großen literaturgeschichtlichen Zusammenhänge, sowohl was die deutsche Literatur als auch die Weltliteratur betrifft. So werden wir bei den „Mäubern“ nicht nur auf die Bibel und Klopstock, sondern auch auf Shakespeare, Rousseau, Goethe hingewiesen; an die Besprechung von „Rabale und Liebe“ schließt sich eine vortreffliche Abhandlung über die Geschichte des bürgerlichen Dramas an, die nicht nur auf Schillers Vorgänger, auf Diderot und Gemmingens „Hausvater“ und auf Bagneris „Kindermörderin“ zurückgeht, sondern auch diese Geschichte bis zu Hebel und Gerhart Hauptmann fortführt. Bei „Don Carlos“ erfahren wir auch etwas über das Drama von Thomas Mann, das sich wie Schillers „Don Carlos“ an das romantische Geschichtswort oder wenn man will den historischen Roman von St. Mal anschließt. Die Auffassung der einzelnen Werke und Charaktere bei Kühnemann geht fast ins Große und dem landesüblichen Tadel wird oft die Spitze abgetrieben. So kommt die Liebe von Mar und Thelma, über welche allseitige Kritiker so oft die Köpfe gezücht, bis viele Schulbubenagen auch mit diesem Häufeluden die nachwachsende Jugend angehetzt, zu ihrem vollen Recht und die

ganze Wallensteinführung wird in so großem Sinn aufgefaßt, daß daneben die nützliche Kritik Otto Ludwig in ihrer ganzen Kleinlichkeit erscheint; ebenso widerlegt er die Ansicht dieses Schafepseuromanen, daß „Maria Stuart“ nur ein Intrigenstück sei. Doch ist die Kühnemannsche Schrift keineswegs eine in Magnanimität trahlende Apothekose des Dichters; sie verdammt die Mängel seiner Werke nicht, aber sie weist nach, wie sie mit der ganzen Eigenart des Dichters und auch mit seinen Vorzügen zusammenhängen. Einzelne Feigkritik gibt er deroiwillig zu: so in „Rabale und Liebe“, welchem Drama er sonst die größte technische Meisterhaft nachrühmt, die Szene zwischen Louise und der Lady Willford, die Verheißung derselben sei sonderbar und unverständlich. Louise habe bei der Lady nichts zu suchen; wie falsch wirke ihre Epithetbigkeit und wie falsch ihr Joch. Ebenso tabelt mit gleichem Recht Kühnemann die Liebesbitten von Bertha und Adenig; sie wirkten unangenehm, frohig und kalt; alles gebe ohne Innerlichkeit in deklaratorischer Pose vor sich. Das Werk Kühnemanns, welches nicht wie dasjenige Bergers als eine Schillerbiographie zu betrachten ist, zeigt eine so verständnisvolle und liebevolle Vertiefung in das Wesen der Schillerischen Dramatik, daß es als eine sehr willkommene Einführung in die Werke des Dichters betrachtet werden kann. Und es wird zu erneuter Betrachtung derselben bei vielen anregen, welche glauben, mit Schiller ein für allemal fertig zu sein und sich diesen Poeten und seine Werte gleichsam an den Schufbüchern abgelaufen zu haben.

In das philosophische Aetier des Schillers führt uns eine andere Schrift: Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander v. Gleichen-Rufwurm. Verlag von Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905. — Eine Sammlung von Aphorismen aus Schillers philosophischen Schriften, besonders aus den Briefen über ästhetische Erziehung und aus seinen sonstigen Briefen, für welche die Sammlung von Jonas als Quelle angegeben ist. Ein einheitliches Band für diese Aphorismen gibt die Einleitung des Herausgebers, eines Urenfels von Schiller, welcher die Philosophie des Schönen, wie sie der Dichter zu begründen suchte, kurz und einleuchtend zusammenfaßt. Die Sammlung zerfällt in drei Abschnitte: „Schiller als ästhetischer Erzieher“, „Anwendung der Grundzüge“ und „Schiller als Kritiker“; sie gibt uns ein Bild dieses rafflos strebenden Geistes, der auch in der Philosophie über Kant hinaus besonders für die Lehre vom Schönen eine neue Bahn brach. Die Zusammenstellung ist eine moßbrüchliche; sie mag aus den ersten Blick den Eindruck apophorischer Zersplitterung machen; bei näherem Einsehen wird man gerade das Entgegengesetzte empfinden. Durch die zahlreichen Briefstellen, welche auch der feinstige Leser sich nur müßsam aus den verschiedensten Korrespondenzen zusammensuchen kann, die aber hier in Reih und Glied aufmarschieren, gewinnen Schillers Betrachtungen und Anschauungen auf dem Gebiete der Ästhetik gerade größere Zusammenhalt und einbringlichere Wirkung.

Keinere Charakteristiken und Lebensabriße des Dichters haben mehrere Autoren auf den literarischen Markt gebracht: Th. Ziegler: Schiller. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1905. — Der Verfasser hat aus mehrfach gehaltenen Vorträgen und aus Universitätsvorträgen diese Bücher zusammengestellt, das einen Band der Sammlung wissenschaftlicher gemeinverständlicher Vorträge „Aus Natur und Geisteswelt“ bildet. Das Biographische spielt darin eine untergeordnete Rolle gegenüber dem Entwicklungsgang des Dichters und der Charakteristik seiner Hauptwerke. Die Darstellung ist klar und faßlich, ohne Ueberblätternhaftigkeit; eine kritische Unterdrückung ist nicht zu erkennen. So hält er den „Wallenstein“ für Schillers Meister-

weil, verschmeigt aber nicht seine Bedenken, daß Max, um schon und groß zu werden, auch seine braven Kürassierregimenter, ohne Fried und Art, ohne Rücksicht auf Sieg, mit in den Tod geführt. Die zweite St. le neben Wallenstein räumt er dem Jugenddrama „Kabile und Liebe“ ein.

Im Gegensatz zu der Hieslerischen Schrift, die hauptsächlich auf die Analyse der Schillerischen Meisterwerke ausgeht, steht die folgende: Das Leben Friedrich Schillers von Adolf Gröndler. Berlin, Vier Welters Verlag. — Gröndler gibt eine Lebensbeschreibung, die sich ausschließlich an die äußeren Vorgänge in Schillers Leben hält und auf seine didaktischen Werte nicht nur nicht einzeln eingeht, sondern sie kaum erwähnt. Die Motive der einzelnen Kapitel sind Schillerischen Dichtungen entnommen und gut ausgewählt; auch bietet dieser Lebenslauf, dem es ja nicht an Bewegtheit und mannigfachen Akzenten fehlt, eine angenehme Lesart. Die Voraussetzung ist dabei, daß Schillers Bedeutung und seine Schriften den Lesern allen wohl bekannt sind. Wegen die Nichtigkeit der biographischen Mitteilungen läßt sich wenig einwenden; nur die Angabe, daß Schiller das Lied an die Freude nicht in Gohlis sondern erst später in Dresden gebichtet habe, ist falsch und hat sich aus den größeren Lebensbeschreibungen in die kleinsten eingeschlichen. Wir wissen nicht, wer von den Biographen zuerst auf diese irige Angabe kam, die jedenfalls nur auf einer Konjektur beruht, raten aber allen Biographen Schillers, sich von Frau Kröner Dr. Dietel in Dresden das Altfländ geben zu lassen, in welchem durch Zeugenaussage vor Gericht festgehalten wird, daß Schiller das Lied an die Freude in Gohlis gebichtet hat.

Was Herrlich ist die nachfolgende Schillerchrift herovogegangen: Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken von Dr. Leo Emolle. Theodor Dobertows Verlag in Wien, 1902. — Emolle widmet seine Schrift den Jünglingen und Jungfrauen seines schönen Vaterlandes; ihnen wie überhaupt der deutschen Jugend will er die Lebensgeschichte des großen Dichters erzählen. Emolle geht so wenig wie Gröndler auf eine Analyse der Dichtwerke ein; er beschränkt sich auf gelegentliche Bemerkungen über Einzelnes, z. B. über den Chor in der „Brau von Messina“; ihm ist es, wie er in der Vorrede sagt, darum zu tun, ein Lebensbild Schillers zu entwerfen und seiner Darstellung den Ton anmutiger Lebendigkeit und Frische zu verleihen. Das ist ihm auch in der Hauptsache wohl gelungen, nur verläßt er hie und da die Belletristik und Einzelnes gemacht an die Anfänge Walter Scottscher Romanepitel, so wenn er im „Paradies der Kindheit“ und Schillers Vater vorführt: „Am 14. März des Jahres 1749 lenkte ein verhältnismäßig noch junger Mann in der allerdings schon etwas defekten Uniform eines mittertäglichen Feldmarschalls sein müdes Kölslein über den heilen Abhang am Neudar, auf dem, recht trostig, mauer- und turmbewehrt, das freundliche schwäbische Städtchen Marbach lag.“ Königlich und Holzgegend bei Frau v. Ungelb in Rudolstadt schildert: „Es war ein trüber Wintertag, und die Straßen des Städtchens noch menschenleerer als gewöhnlich. Da erscholl Pferdegetrappel. Die liebe Krugler fuhr an die Fenster auf.“ Der Kaiser. Königl. Schulrat geht wohl zu weit in dem Behreben, das Lebensbild recht genießbar für seine jungen Leserinnen zu machen.

Schiller. Mäulein für Schule und Haus. Von Prof. Dr. Ernst Müller in Stuttgart. Leipzig, O. Freitag, Wirt, F. Tempst. — Die erste Auflage dieser Schrift erschien 1901 und fand die weiteste Verbreitung; in der neuen ist der erste biographische Teil wesentlich verbessert und das Illustrationsmaterial etwa um das Dreifache vermehrt worden; es finden sich darunter verschiedene Bilder, die zum erstenmal in einem Schillerbuch veröffentlicht werden. Der erste Abschnitt des Werkes behandelt das Biographische, der zweite das literarischästhetische. Einige Kapitel bringen manches Neue oder wenigstens in neuer

Weise Zusammenge stellt. Dazu rechnen wir Schiller im praktischen Leben, die gefälligen Worte aus seinen Schriften und das Kapitel über die Schillerliteratur. Schiller als Philosoph und Historiker wird nach Verdienst genügt, bei seinen Dramen beschränkt sich der Verfasser meistens auf die Inhaltsangabe.

Warum feiern wir Schillers Todestag? Von Verthold Otto. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. — Kurze biographische Skizze, Beantwortung einiger wohl bisweilen im Volke auftauchenden Fragen, z. B. Wieviel muß die Dichtung anders sein als die Wirklichkeit? Was bedeuten die deutschen Dichter und besonders Schiller für das deutsche Volk? Warum die späteren Dramen in Berlin gelehrt sind? Fragen und Antworten sind allgemein verständlich gehalten. Der Abdruck des Liedes von der Glode am Schluß ist wohl überflüssig.

Des deutschen Volkes Schillerfeier. Von Erwin Stein. Chemnitz, Verlag von Alwin Beder. — Eine didyrambische Verherrlichung der Schillerfeier und der praktische Vorschlag, statt dem Dichter Denkmäler zu errichten, lieber unentgeltlich seine Werke an das Volk zu verteilen.

Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. Eingeleitet von Eugen Wolff. Jena, Hermann Costenoble. — Urteile namhafter oder sonst maßgebender Persönlichkeiten über die Bedeutung Schillers, welche von den verschiedensten Seiten in oft sehr treffender und schlagfertiger Weise beleuchtet wird. Eine geistvolle Einleitung des Herausgebers, Schiller im Wandel der Zeiten“ spricht sich auch über die modernen Schillerpuffer aus. Im übrigen war der Herausgeber befreit, die Antworten, welche auf die Umfrage des Verlags so bereitwillig und hingebend erfolgten, in einem gewissen organischen Zusammenhang zu bringen. Er hat sie daher unter verschiedenen Überschriften gruppiert z. B. „Schiller auf der Bühne“, „Schiller als Philosoph“, „Schiller als Künstler“, „Schiller und die Frauen“.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Gustav Stewart Chamberlain. Zwei Bände. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1905. — Die neue Ausgabe dieses Briefwechsels, dieses Gedankenaustausches zwischen den zwei größten deutschen Dichtern wird wieder einem großen Leserkreise ein Werk zuführen, das ein klassisches Gepräge trägt und für die Kenntnis unserer Literatur dort, wo sie einen glänzenden Höhepunkt erreicht hat, von höchster Bedeutung ist. Wie zahlreich auch die veröffentlichten Briefsammlungen herovorgedrungen Schiller sein mögen; der Goethe-Schillerische nimmt unerschreibbar darunter den ersten Rang ein, durch den Blick auf die Geistesarbeit der beiden Dichter, in das Äußerliche, wo sie ihre Werke schufen, durch die Fülle äußerlicher Einflüsse, die von so maßgebender Seite aus übersehen werden. Den Schlüsselworten der Einleitung Chamberlains muß man bestimmen, der Zweck der Sammlung ist: diese zwei großen Persönlichkeiten in den folgenwürdigsten Augenblick ihres Nachsichens und Werdens so tief und so genau wie irgend möglich zu erfassen, das wir selber im Innersten bereichert und gelutet an ihnen empvorwachen.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788—1801. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Hieslich. Drei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Diese Sammlung liegt hier in fünfter Auflage vor, wesentlich in der alten Gestalt; sie wird nach wie vor dieselbe Anziehungskraft ausüben. Schiller und seine Gattin treten lebendig und lebenswürdig vor uns hin; einen besonderen Reiz haben die Briefe aus der Zeit der anmutigen Rudolstädter Idylle. Daß auch Karoline bisweilen zu Wort kommt, kann nur willkommen sein. Ihre geistige Regsamkeit mit ihren oft leuzigen Akzenten hat etwas Belebendes; gehörte sie doch auch lange als die Dritte zu einem fast dreieinigen Bunde. Jene etwas vor Empfehlung dieser Briefsammlung wie auch der vorausgehenden zu sagen, wäre überflüssig.

Rudolf v. Gottschall.

### Bücherbesprechungen.

— Paul Friedrich, Apollon und Dionysos. Ein Beitrag zur dachischen Weltanschauung. Berlin 1905. Richard Schröder. — Als der junge Goethe dem Professor der Rechtsamkeit ein Gelegenheitsgedicht vorgelegt hatte, meinte der Verehrer, es sei nicht sehr maßstreblich, daß sich der ganze Clump wegen der Hochzeit eines Frankfurter Patriarchen in Bewegung

setze. Hier werden die beiden griechischen Kunstgötter herbeigerufen, um mit ihrem ganzen Wesen für das Schicksal Otto Weiningers verantwortlich gemacht zu werden; eines Mannes, der bei dem Werte zwischen Einnigendheit und Selensieben den letzteren nicht ergreifen hat. Friedrich will eine „neudealistisch-apolonische Kultur“, also eine Abwendung von der letzten Apollon-Niechtheit. Einen besonderen Kulturwert, überreichende Kunst kann Referent in diesem Beginnen nicht finden

Jede Einseitigkeit fordert mit der Zeit Ausgleichung. Nach dem Dinnslot-Taumel kommt doch wohl jemand — der nicht von Klängen gerührt ward — die Schlußacht nach Sammlung, Klarheit, fassen geliebte Prinzipien! Die poetische, fast opernhafte Finkleidung ist das Eigenartige am ganzen schon gedruckten Werkchen.

— Goethe. Von Richard W. Meyer. Mit vierzehn Bildnissen und einer Handschrift. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1905. Zwei Bände (gebunden). 12 M., 1. Band XIX, 2. Band XX und in fortlaufender Paginierung 911 S. — Die Vorzüge der Meyer'schen Goethebiographie, als da sind: ein wohlbedachter künstlerischer Aufbau, begeisterte, aber nie die sachgemäße Erörterung übersteigende, auf sich pointiert ruhige, nie aber in Witzeln insartende Darstellungen, das Herausfinden großer Gesichtspunkte, das sicher treffende Kunsturteil, die Beherrschung des wissenschaftlichen, von der Goetheforschung gelieferten Materials, vor allem aber der der Goethe'schen Uniozialität kongeniale Geist, der den Verfasser befähigt, nicht bloß dem Dichter, sondern auch dem Denker, Kunsthistoriker, Naturforscher in gleicher Weise gerecht zu werden, das alles hat die Anerkennung der gebildeten Lesewelt nach und nach gefunden und das Erscheinen einer dritten Auflage nötig gemacht. Gegenüber der zweiten Auflage des Jahres 1898 ist die dritte fast um zweihundert Druckseiten vermehrt und in Berücksichtigung des Zeitgeschmacks mit einem reichlicheren Bilderschatz als bisher bedacht worden. Nicht weniger als 14 Goetheporträts zieren das Buch, die freilich, miteinander verglichen, die auch von Laien oft gemachte Bemerkung bestätigen, daß wir tatsächlich nicht wissen, wie Goethe ausgesehen hat. Die Bd. II S. 740 beigegebene Schriftprobe, „Prometheus“ aus dem „Prometheus“, ist nach einer Originalphotographie des in der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Manuskripts angefertigt. Im Texte sind neu hinzugekommen im 1. Bande das Kapitel „Goethe als Künstler“ (S. 120) und im 2. Bande das Kapitel „Goethe und die Nachwelt“. Letzteres bringt sehr bezeichnende Gedanken zum Ausdruck und faßt die Pflicht der nachgeborenen Goethe gegenüber in die Worte zusammen: „Jene Tugend dem Großen gegenüber zu üben, die er selbst als die höchste gepriesen hat: die Ehrfurcht, das geehrt jedem.“ Und sehr richtig bemerkt der Verfasser am Schluß: „Nicht ein Meister wollte Goethe selbst sein, sondern ein Verehrer. Die befreit er, die sich ihm nicht ergeben.“ Dieses Gefühl im Leser zu wecken, ist die schöne Tendenz der Meyer'schen Goethebiographie. Prof. Dr. H. C. K.

— Goethe und der Materialismus. Von Max Seiling. (154 S.) Leipzig, Oswald Wuyse, 2.40 M. — Der Verfasser, der bereits vor kurzem in einer anregend geschriebenen Broschüre Goethes Beziehungen zu den okkultistischen Studien dargelegt hat, nimmt in der vorliegenden Schrift nochmals scharf Stellung gegen die neuerdings oft wiederkehrende Behauptung, daß Goethe eine Art Vorläufer des ästhetischen Pantheismus oder des modernen Materialismus gewesen sei. Nachdem in jüngster Zeit von vielen Seiten Goethes Verhältnis zur Philosophie, Religion im allgemeinen, zum Christentum insbesondere aufs eingehendste erörtert worden ist, muß man allerdings über die feste und durchsichtige Redheit staunen, mit der sich jene Behauptung immer wieder aufdrängt, und man kann es dem Verfasser eigentlich nicht verdenken, daß er in etwas derber Weise der nagelbaren Entdeckung entgegentritt. Wer Goethes Werke und Briefe nur einigermaßen kennt und sich mit der hier einschlägigen Literatur nur etwas vertraut gemacht hat, weiß, daß in dem formidablen Wandel der religiösen und philosophischen Ueberzeugungen, den man in den verschiedenen Entwicklungsperioden beobachtet, doch ein festes und Dauerndes bestehen bleibt, das bereits in Anaxagoras sich einstellt, dem Platon durchs Leben folgt und dem Orakel die letzten Worte des „Faust“ diktiert. Es ist dies der Zug der Welt, der der rote Faden in Goethes Leben ist. Auf diese Tatsache gestützt unterzieht der Verfasser die Beziehungen Goethes zum sogenannten Okkultismus einer eingehenden Erörterung (S. 72—152). Eine Menge Tatsachen aus Goethes Leben und zahlreiche Stellen aus seinen Werken und Briefen lassen keinen Zweifel, daß Goethe die Hauptmomente des Okkultismus, unter anderem die telepathischen Erscheinungen, für möglich gehalten hat. Von entscheidender Wichtigkeit ist eine wohlüberlegte Ausrufung über die Seherin von Prevorst (S. 112), die er dem Kämpfer v. Müller gegenüber getan hat und in der er betont, daß „diese wunderbaren Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja liegen müssen“ und nur das freckste Spielchen mit

ihnen verwerflich sei. Nach allem wird man dem Verfasser einestimmen, wenn er sagt, daß man weit eher Goethe in den Anhänger des Okkultismus nennen könnte, als des Pantheismus, dessen Dogmatik ihm sicherlich ebenso widerwärtig gewesen wäre, wie es jeder Dogmatismus gewesen ist. Auf Grund einer reichen Blumenlese aus Goethes geistigen Vermächtnis sind offen und ingenuer ausgesprochen zu haben, ist ein Bericht des Professor Max Seiling.

Prof. Dr. H. C. K.  
— Erinnerungen an Goethes Ulrike und an die Familie v. Leveghom-Rauch. (Mit mehreren Abbildungen.) Von Adolf Kirchner. (66 S.) Auffa, Kommissionsverlag von August Großmann. — Der am 13. November 1900 erfolgte Tod Ulrikes v. Leveghom, der letzten Ueib Goethes, und die Feier ihres hundertsten Geburtstages, die am 4. Februar vorigen Jahres begangen wurde, haben eine ziemlich umfangreiche Literatur ins Leben gerufen und die Aufmerksamkeit weitest Kreise auf diese als Wädhin zu liebenswürdige und in ihren späteren Jahren von allen Seiten so verehrtete Erscheinung der Schloßherrin von Tröschitz gelenkt. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, Beamter des Stadtamtes in Auffa, schildert Schloß Tröschitz und das in der Nähe gelegene Schloß Netlau, den Wohnsitz des Barons v. Rauch, des Kisten Ulrikes, in warm empfundenen Darstellungen. Es schließen sich an sehr eingehende Nachrichten über die Familie v. Leveghom, die auf Grund des schriftlichen Nachlasses Ulrikes und von Mitteilungen des Barons Franz v. Rauch gegeben werden. Besonders interessieren werden die Mitteilungen über das Hotel „Zur Stadt Weimar“, das 1821, also im dritten Jahre nach der Erhebung Marienbads zum Kurort, vom Frhrn. v. Bröhl, dem Großvater Ulrikes, erbaut, noch in dem nämlichen Jahre und dann 1822 als Wohnhaus der Familie v. Leveghom den Kurort Goethe so oft aufgenommen hat. „Zur Stadt Weimar“ ist es genannt worden zur Erinnerung an den Großherzog Carl August, der hier 1823 Aufenthalt nahm. Das kleine, mit Wübbildungen versehene Büchlein ist mit jener Pietät und Gefühlswärme abgefaßt, die dem Leser auch Nebenbinge und Kleinigkeiten, die für den Literarhistoriker vielleicht weniger wertvoll sind, lieb und wert sind. Auf alle Fälle ist das Schriftchen ein schätzenswerter Beitrag zur Ulrike-Literatur. Prof. Dr. H. C. K.

— Goethes Sämliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Bds. XIX, XX und XXXV. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — In der Cotta'schen Jubiläumsausgabe, über deren großangelegten und berufensten Goetheforscher zu gemeinsamer Arbeit vereinigenen Plan bereits berichtet worden ist, liegen nunmehr „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (Bd. 19 und 20) und der Schlußband von den „Schriften zur Kunst“ vor (Bd. 35). Um von letzterem hier zuerst zu sprechen, so zeigt sich auch hier wieder Volksgang v. Dettigingen als sachkundiger Herausgeber, wie in den beiden vorhergehenden Bänden. Der vorliegende Schlußband der Kunstschriften bietet unter Festhaltung der chronologischen Folge die seit 1813 erschienenen Aufsätze, im ganzen 34. Es schließen sich noch an „Paraphrasen und Reflexionen über Kunst“ in fünf Gruppen: aus der „Morphologie“, aus „Kunst und Altertum“, aus den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“, aus „Rafariens Archip“ und aus dem „Nachlass“. Es ist dies eine sehr verdienstliche und dankenswerte Mühe, der sich der Herausgeber unterzogen hat, diese gelegentlichen Notizen, Aphorismen und Einsätze Goethes über Kunst und Künstler zusammenzufassen und an den Schluß der Kunstschriften zu stellen, ganz abgesehen davon, daß damit ein von Goethe selbst Übermann gegenüber ausgesprochener Wunsch in pietätvoller Weise erfüllt worden ist. Mit Recht wärnt zwar der Herausgeber davor, aus diesen Gelegenheitsäußerungen etwa ein System aufbauen zu wollen, für welches dieses Material doch keine feste Unterlage abgeben würde; andererseits darf man doch wohl hoffen, daß die hier gegebene Zusammenstellung viele zu weiteren Nachdenken anregen wird. Nicht doch gerade auf dem Kunstgebiete die Genossenschaft Goethes recht ausgenützt hervor, momentane Inspirationen rasch zu Papier zu bringen und für passende Gelegenheiten gemißfährten auf Lager zu halten. Wie „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (Bd. 17 und 18), so haben auch die „Wanderjahre“ in Wilhelm Creizenach einen seiner Ausgabe gewohlenen Interpreten gefunden. Die trefflich geschriebene Einleitung verweilt bei der Entscheidungsgeschichte ihrer Fortsetzung, gibt interessante Einzelheiten aus Puffensens satirischer Parodie und führt die pädagogischen und politisch-sozialen Grundideen des

Romans in klarer Weise vor. Einige Punkte, auf die unter den neuesten Erklärern Harry Waage einget, vermissen wir, auch die in der Person der Matarie in die Erscheinung tretenden mystischen Bestandteile des Romans werden kaum gestrich, in der Haupt- aber reicht das in den Anmerkungen Gebotene zur Verständigung der gebildeten Leswelt völlig aus.

Prof. Dr. H. C. K.

— Stimmen toter Dichter. Briefe, Gedichte, Erinnerungen. Ein Lebensbuch von Gukras Adolf Müller. Hannover, Verlag von Otto Zöblich. — Das Buch will, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, weder eine logenannte gelehrte Arbeit, noch eine höchst überflüssige Sammlung von Aufsätzen über Dichter sein; es bietet nur Erinnerungen, frische Blumen von den Lebenspfaden oder vom Grabe poetischer Liebhaber des deutschen Volkes und öfter auch bisher un veröffentlichte Tatsachen und Bekanntschaft aus ihrem Leben. Da es sich um einzelne bei literarischen Soziat- gängen gepflückte Blumen handelt, so sind natürlich die kleinen Aufsätze ganz flüchtig gehalten; auf die poetischen Findlinge, die meistens aus wenigen Versen bestehen, zeigt der Verfasser meistens biographische Mitteilungen oder sinnige Bemerkungen an. Die erste Skizze führt den Titel: Die Maturie über den Goethe's letzte Liebe; sie handelt von Ulrike v. Weyher, die, als Goethe sie liebte, siebenzehn Jahre alt war und fast als hundertjährige Greisin gestorben ist. Müller hat sie selbst gesprochen. Ulrike erzählt, daß der Großherzog Carl August von Weimar 1822 für Goethe um ihre Hand angehalten hat; sie erklärte, sie hätte Goethe sehr lieb und wenn er ganz allein blühte und sie daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, so würde sie ihm nehmen; er habe aber durch seinen Sohn, der verheiratet sei und der bei ihm im Hause lebe, eine Familie, die sie verdrängen würde, wenn sie sich an ihre Stelle setze; er brauche sie nicht und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern wäre ihr gar zu schwer; sie hätte noch seine Lust zu heiraten. Die Liebe zu Goethe hielt sie indes als größten Lebensganz in ihrem Herzen geborgen. Die Erinnerungen an Georg Hees enthalten manche warme Anerkennung des lebenswichtigen Ägyptologen und Roman- schriftstellers, der von den Jünglingsdeutschen und von den Ultra- montanen oft in so gefährlicher Weise angegriffen wurde. Einige Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprache bringen die drei Briefe des jüngeren Hardenberg über seinen kranken Bruder Nikolaus, Ludwig Tieck und Justus Kerner. Sehr launig ist das mitgeteilte Gedicht des letzteren, das er an seinem schicksaligen Geburtstag seiner Gattin gerichtet hat; er spricht darin seine Verwunderung aus, daß er schickig Jahre lang seine Nase trägt und sein Kopf wie ein Turmknopf sich auf seinem Halse hält: Wenn ich jetzt zusammenbrech', Knie nicht, mein Weib! Aus Hüftelband und Eisenblech Bekehrt sein Menschenblech.

Die Schefel. Erinnerungen bringt zwei bisher unbekannte Gedichte. Das erste enthält den lapidaren Spruch: Alles Geste, alles Würgen, Alles als bester Sorgen Bringt als Lust auch mannde Pein. Alles ohne Dem' erleben, Alles hoffen durch Zeit Erben — Dazu müßt du Dichter sein.

Das andere kleine Gedicht widmet er Simone v. Breußchen nach Kenntnisnahme von ihrer ersten Gedichtsammlung. Es folgt nach Mitteilungen über Ernst Moritz Arndt, eingehende, von freundschaftlichem Gefühl durchdrungene Erinnerungen an Hermann Klüvers, eine kurze Skizze: „Schubert im Gefängnis“ und ein Artikel über Heinrich Heine's Polemik mit Voelkinger. R. v. G.

— Dünung. Gedichte von Wilhelm Löfflein. Verlag von Carl Schünemann, Bremen. — Die Gedichtsammlung, die der Verfasser Dünung nennt, umfaßt fünf Abtheilungen, von denen der erste und der fünfte die besten und geschmackvollsten sind, weil sich in ihnen am deutlichsten das Vermögen des Dichters ausdrückt, kurze flüchtige Stimmungen festzuhalten und im Leser ein Wiederleben herzuverursachen, wenngleich er nicht die elementare Kraft des edlen Verwor't hat, das Verze, Transzendente aus der Stimmung herauszuholen. In den drei mittleren Theilen wird der Verfasser oft sehr konventionell sowohl hinsichtlich des Ausdrucks, wie der Darstellungsweise. Wie mir scheint, könnte der

Teil „Junter Lob“ mehr einen Zug ins Mystische vertragen, während „Vom Begrab“ mehr den Eindruck von Tagebuchaufzeichnungen eines philosophischen Kopfes macht, das will sagen, daß die verstandesmäßige Reflexion vorwiegt. Zu dem Teil „Einer Verlorenen“ klingt die und da eine feine Resignation durch, die des Dichters eigentlicher, innerer Persönlichkeitsentfaltungen zu sein scheint, weil hier das Gefühl des Anknüpfungseins, das den Leser in vielen Gedichten fahrt, ganz und gar fehlt. Hincilien wäre zu wünschen, daß der Verfasser mehr Wert auf natürlichen Ausbruch lege und nicht um des Nihilismus willen geübte Wortstellungen und Wortordnungen vornähme. A. H.

— Fr. Bernh. Störzner, Was die Heimat er- zählt. Sagen, geschichtliche Bilder und denkwürdige Begebenheiten aus Sachsen. Mit Zeichnungen von Prof. D. Seuffert und Maler F. Romland. Leipzig, Arnold Strauch. Vierung 1—12. (Gesamtpreis für 22 Hefte zu 24 Seiten: 5,50 M.) — Es ist nicht leicht, reizvolle Bilder aus der sächsischen Heimatgeschichte und Volkstunde zu zeichnen und den Ansprüchen unseres vornehmten Geschmacks zu genügen. Denn gerade von heimathlichen Schilberungen verlangen wir besonders viel. Störzner's Wert vermag selber nach Seiten der künstlerischen Gestaltung des Stoffes nicht voll zu befriedigen. Der scharfe Einfachheit der Gruppirung und Darstellung fehlt der lebendige Puls, und dergleichen sucht man nach dem anheimelnden Baude, den das Bild ergangener und vergeflener Zeiten zu atmen pflegt. Gleichwohl bleibt dem Verfasser ein großes Verdienst. Er hat eine Fülle vorzugen gezeigten Stoffes mit Fleiß und Sammelarbeit als Wort gezogen und damit der Heimatunde, öfter auch der Volkstunde anerkennenswerte Dienste geleistet. Und wenn die Darstellung auch dem künstlerischen Geschmack weniger zusagen will, so sei doch hervorgehoben, daß der heimathulidische Unterricht der Volksschule es mit Dank würdigen können. Dort ist es als reichhaltige Stoffsammlung recht am Plage. Dem größeren Publikum empfehlen wir das Buch um seiner vorzüglichen Ausstattung willen. Die postheulle Stimmung, die der Text nicht zu erwecken versteht, wohnt erfreulicherweise den Bildern inne und kömmt von da auf den Leser hinüber. Professor D. Seuffert, der unermüdete Leiter des Dresdener Museums für Volkstunde, hat in dankenswerter Bereitwilligkeit seine ausgezeigte Kenntnis des sächsischen Volkstums diesem Werte zur Verfügung gestellt und im Verein mit dem Maler F. Romland einen vorzüglichen, charakteristischen und seltendenden Bilderzweig geschaffen. Die Fülle der Abbildungen ist überdies so flüchtig, daß die Schwächen des Wertes dahinter zurücktreten. Die Reproduktion läßt selber zu wünschen übrig. Im Interesse der volkstündlichen Verbreitung, die in Sachsen nur langsam am Boden gewinnen, sei das Buch empfohlen. D.

— Melzer, Hermann, Dr. Realgymnasialoberlehrer, Luther als deutscher Mann. Tübingen, Mohr. 77 S. 1 M. — Ein Echo auf das mannhafte Kaiserwort, daß Luther der größte Deutsche sei. Auf Grund seiner eignen Schriften wird Luther als deutscher Mann geschildert. Der Verfasser zeigt, wie Luther's nationales Empfinden gemehrt wurde durch die Bedrückungen und die verächtliche Behandlung, wie sie Deutschland seitens Roms erfuhr. Insbesondere wird ihm seit seinem Streit mit Vriariss und Kajetan die tendenziöse Gegenüberstellung von Deutsch und Weich gefolgt. „Eine neue Wacht zog in das Herz des Reformators ein, als er für sein Vaterland zu fühlen und in den Feinden Gottes auch die Feinde Deutschlands zu haßen anfang.“ Das offenbar sich besonders in der klassischen Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“. Als edler deutscher Mann tritt und Luther entgegen in seiner treuen, liebevollen Beschäftigung mit der deutschen Muttersprache, in der Orkiat der Bibelüberlegung, in seiner deutschen Schriftstellerei, in der deutschen Gestaltung des Gottesdienstes, in dem deutschen Lied und der deutschen Predigt. Die Liebe zu seinem Volke und der Gedanke an dessen Zukunft drängt ihn zur rastlosen Fürsorge für die Jugend. Wiederholt fordert er das Studium deutscher Gedichte. Als edlen deutschen Mann bezeichnet Luther sein gemessenbedürftiges Vorgehen im Anfang, seine wichtige, herbe Tapferkeit gegen den erlanten Gegner, seine innerliche Milde und Harten, die konservatorische Haltung, die er in allen Lebenslagen bewahrt. Wir wünschen, es würde von dieser vorzüglichen Schrift eine möglichst billige Ausgabe zur Massenverbreitung insbesondere an unsern höhern Schulen veranhalten. G. B.

Redakteur: Dr. Julius Wolffert in Leipzig.

Nr. 56.

Donnerstag, den 11. Mai, abends.

1905.

## Neue Musikliteratur.

Rumreiß, da es mit dem vielen Erleben und Beurteilen müssen von Musikaufführungen zu Ende geht, geminnen wir Mühe, die mancherlei während der letzten Monate eingegangenen musikalisch-wissenschaftlichen und musikerbiographischen Arbeiten prüfen und begutachten zu können, und erfreulicherweise sind es diesmal vorwiegend hochinteressante und vortreffliche Publikationen, von denen wir unseren Lesern Kunde zu geben haben, so insbesondere einige geübte Studienwerke zur allgemeinen Musiklehre und zur Instrumentationslehre und mehrere zum Teil sehr bedeutende Beiträge zur Lebenskenntnis der Komponisten Mozart, Chopin, Wagner und Hugo Wolf, des Dirigenten Herman Jumps und der untergeklärten Liedersängerin Hermine Spies, wobei wir uns die Befriedigung der soeben in Gesamtausgabe erschienenen literarischen und musikalischen Werke von Peter Cornelius für einen Sonderauslass vorbehalten.

In der hiesigen Sammlung von Leipzigplennigbänden, die vor zwei Jahren schon eine vortreffliche „Musikalische Formenlehre“ (2 Teile) des durch seine Kompositionen und durch seine Lehrtätigkeit am hiesigen Königl. Konservatorium für Musik besten bekannten Musiktheoretikers Stephan Krehl brachte, ist nun von demselben Autor auch eine „Allgemeine Musiklehre“ erschienen, ein anderthalbthundert Seiten starkes Bändchen, das in klarer, auch für den gebildeten Laien verständlicher Ausdrucksweise Aufschluß über die Töne und ihre Benennung, die Notenschrift, Intervalle und Tonleitern, Takt, Rhythmus und Tempo, Vortragsregeln und Verzierungen gibt und dazu auch bereits manche wichtige Belehrung über die Bildung von Akkorden, die Führung mehrerer Stimmen, das Wesen der Tonarten und über Melodie, Formenlehre und die verschiedenen Instrumente enthält. Durch Witaufnahme der auf die Erkenntnis des Wozis Hauptmanns und A. v. Dettlingens basierten Lehre vom „dualen Harmoniesystem“ bereitet Krehl in seiner „Allgemeinen Musiklehre“ auch mehr, als das sonst in bezüglichen Elementarbüchern der Fall ist, zum rechten Verständnis neuerer und neuester Harmoniemerkmale vor, und reichlich beigelegte Literaturhinweise machen es dem wissenschaftlichen Leser leicht, von dem klaren Bränlein der Krehl'schen Lehren aus den Weg zu reicher fließenden Wissensquellen zu finden. Jedenfalls wird Krehl's hiesiges hiesiges Buchlein Anfängern in Musikstudium — als kurzgefaßtes Repetitorium aber auch Vorgeleseneren — treffliche Dienste leisten können, und zweifellos ließe es sich mit vielem Gewinn auch als Hilfswerk beim Gesangs- und Klavier- oder sonstigen Instrumentalunterrichte gebrauchen.

Als zehnter Band der Gesamtausgabe von Hector Berlioz' literarischen Werken wurden durch Breitkopf und Härtel des französischen Meisters grundlegendes „Große Instrumentationslehre“ und die kleinere Schrift „Der Dirigent. Zur Theorie seiner Kunst“ neu veröffentlicht. Das erstere Werk ist von Dr. Teufel Schulz — das andere von Dr. Walter Niemann in tüchtiger, nur hier und da vielleicht etwas allzu-mühsamer Weise veredelt worden, und als Herausgeber wählte Felix Weingartner, der die Herausgabe von einem feinsinnigen Vorworte einleitete und dem Texte mancherlei wertvolle Fußnoten über mittelwärtige eingetretene Verordnungen einzelner Instrumente sowie biographische Daten und Hinweise auf manche von Berlioz nicht angeführte Mutterbeispiele der Instrumentationskunst unterlegte. Der reichhaltige Band, der, im Gegensatz zu älteren deutschen Ausgaben, die vielen auf den Umfang und die Spielweise der einzelnen Tonwerkzeuge bezüglichen feineren Notenbeispiele gleich mit im Texte bringt, folkt nunmehr broschiert 5. M., in Leinwand gebunden 6. M., und in separaten Bänden (Preis 5. M.) sind dazu auch die 66 größten Partiturbeispiele

der Originalausgabe neu geschaffen worden. Sehr zutreffend bemerkt Weingartner in seinem Vorworte, daß Berlioz' Instrumentationslehre durch spätere Werke wohl in dankenswerter Weise ergänzt werden konnte — daß ihr Wert aber trotzdem unermindert derselbe geblieben sei — denn sie enthält nicht nur, mit Ausnahme der Beschreibung irgendwelcher neu erfundener oder zur Verwendung gekommenen Instrumente, alles, was der Lernende erfahren muß, um im Orchester Bescheid zu wissen, sondern sie ist auch ein interessantes Dokument zu Berlioz' Persönlichkeit. Sie offenbart und denkwürdige Sätze dieses idealen Feuergeistes mit seinem vornehmem, leidenschaftlichen Herzen, das hoch und eckel geschlagen haben mag, da er die Feder ansetzte, über das zu schreiben, das sein Sinnes und seine Seele mit so großer Liebe erfüllte, über das Orchester. Nicht nur der Schüler, sondern auch der Meister wird daher von diesem Werke Anregung und Belehrung empfangen können.“ — Unserem Eingehen nach folgte Berlioz' Instrumentationslehre aber nicht nur von Meistern und Schülern der Tonkunst gelesen werden, sondern auch von allen Gut-Musikalischen im größeren Publikum, das ja heute mehr denn je Orchestermusik zu hören bekommt und das oft genug über das Schicksal — wenigstens über das Gegenwärtig-schicksal neuer Instrumentalwerke zu entscheiden hat. Wie schön wäre es da und wie sehr müßte es die Befähigung zu richtigem Urteilsvermögen älterer und neuerer Orchesterwerke mehren, wenn man im allgemeinen über die Beschaffenheit und Verwendung aller Instrumente etwas besser Bescheid wüßte, wenn man mit Berlioz' feinsinnigen Charakterisierungen der verschiedenen Klangfarben und mit seinen bewundernden Hinweisen auf viele besonders schöne oder besonders einbringliche instrumentatorische Sätze in den Meisterwerken vertraut wäre. Zudem leitet Berlioz in seiner Instrumentationslehre auch abseits von allen Spiel- oder fachtechnischen Betrachtungen jederzeit zu ernsthaft-edem Erfassen der Kunst und künstlerischer Aufgaben an und schärfte solchermaßen Ausführenden und Hörenden gleich sehr das Gemissen, so beispielsweise auf S. 88 u. f. gbn. wo er energisch darauf hinweist, daß der Ausführende dem Komponisten unbedingten Respekt schuldet und dazu verpflichtet ist, dem Föhrer die Gedanken des Komponisten in lauterster Ursprünglichkeit zu übermitteln. Weingartner bemerkt dazu in einer Fußnote, wie sehr solche Mahnung gerade heutzutage nottäte, wo nur allzuoft Willkürlichkeit sich als Genialität ausgeben möchte, und hoch aktuell wie diese Anmerkung wirkt auch, was Weingartner in seinem Vorworte (S. 4) jetzt zutreffend über eine auf dem Gebiete der Musik von Zeit zu Zeit immer wieder vorkommende Abföhung von Reaktion durch Ubertreibung und über ein gegenwärtiges Befangensein in letzterer sagt. Des Autors Absicht, mit seiner großen Instrumentationslehre aufklärend und zugleich auch abklärend zu wirken, ist somit auch für die Ergänzungen der Herausgabe bestimmend gewesen, und man hat also das Erscheinen des zehnten Bandes des Berlioz' literarischen Werken, der außerdem in der als Anhang mitausgegebenen Schrift „Der Dirigent“ auch die Kunst des Dirigierens — soweit dieselbe sich überhaupt theoretisch erläutern läßt — lehrt, mit Freude zu begrüßen. Seite 288 beim Notenpiel aus der „König Lear-Duettreihe“ ist übrigens im unteren Systeme der Bassschlüssel zu lesen.

Für alle diejenigen aber, die aus unmittelbarer Nähe in den Klangkörpern der Instrumente des modernen Orchesters hineinsehen wollen, hat die Firma Breitkopf & Härtel soeben auch G. M. Hildors als Supplement zu S. Berlioz' Instrumentationslehre verläßt. „Wert“ „Die Technik des modernen Orchesters“ in trefflicher Uebersetzung von Hugo Niemann herausgegeben. Der als Komponist, Organist und Kompositionss-

Lehrer am Wiener Konservatorium hochangesehener Autor erörtert in diesem Werke auf das Eingänglichste alle in der Kunst erlangenen Spiel- und Verwendungsmöglichkeiten der Orchesterinstrumente und belegt seine Ausführungen mit zahlreichen Beispielen aus den Partituren der Klassiker und vieler neueren deutschen (so Wagner, Bizet, Strauß und Humperdinck) —, französischen (Wounod, Meyer, Grand, Bizet, Lalo, Saint-Saëns, Massenet, Delibes, Widor, Charpentier u. a. m.) —, russischen (Rimsky-Korsakoff, Balakirew, Glazounow u. a. m.) und niederländischen und italienischen (Tinel, Bloff, Giobano) Komponisten. Gleichsam als eine Speziallehre wirken in Widors Werk sechs sehr lesenswerte Kapitel über die Orgel mit allerhand energischen Protesten gegen unerlässliche Neuerungen in der Anlage von Orgelwerken und speziell gegenüber der crescendo-Walze und gegenüber deren Gebrauch beim Spiele von Jungen. Die zahlreichen Notenbeispiele sind bei Widors „Lehrbuch des modernen Orchesters“ mit in den Text hineingedruckt und sechs große Partiturfragmente aus Rensers „Sigurd“, Humperdincks „Hänsel und Gretel“, Glazounows sechster Symphonie, Bloffs „Herbergsprinzeß“, Tinel „Gobolena“ und Giobanos „Siberia“ als Anhang beigegeben, in Anbetracht dessen denn auch der für dieses Werk angelegte Preis von 10  $\mathcal{K}$ . gebietet und 11  $\mathcal{K}$ . gebunden nicht als zu hoch bemessen erscheint.

Eine durch Fr. E. Fischer, hier, verlegte Broschüre „Hinweise und Ratschläge für Gesangs-Elemente vor Beginn des Unterrichtes von Louise Formhals“ (Preis 1  $\mathcal{K}$ .) ist in kürzester, für weit Verbreitung besonders geeigneter Form vernünftigemäße Erwägungen und bewährte Verhaltensmaximen zusammen und wird daher nicht nur solchen, die das Gesangsstudium erst aufnehmen wollen, sondern auch bereits studierenden Singenden gute Dienste leisten können. Besonders beherzigenswertes hat die Verfasserin in den kurzen Abschnitten „Nach welcher Methode?“ „Der Koloraturgang“ und „Vogelisches“, wogegen das in seiner Grundvorlesung: „große Beachtung beim sogenannten Ausgleichen der Stimme“ sehr zutreffende Kapitel „Achtung für die Mittelstimme“ mit der etwas opportunistischen Stellungnahme gegenüber der wohl in jedem Falle berechtigten Meinung zu größtmöglichem Stimmumfang reichst etwas irreführend wirken könnte.

Wir kommen nunmehr auf ein im Verlage von Richard Wöhlke, hier, erschienenem Mozartbildchen zu sprechen, dem weiteste Verbreitung schon deshalb zu wünschen wäre, weil ein Teil des damit erzielten Reinertrages für den Bau eines Mozart-Denkmals in Dresden verwendet werden soll. „Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern von V. Mirows“ (Preis eleg. gebunden 1,50  $\mathcal{K}$ .; eleg. geb. 2,35  $\mathcal{K}$ .) ist die biographisch-novellistisch gehaltene Arbeit eines begeisterten — und allerdings auch etwas engherziger Mozartverehrs, eine Verberkschrift für den abligen Künstler — und mehr noch für den tief-lebensmüden und doch in Not und Leiden dahingegangenen Menschen Mozart, — ein Wächlein, dem man über einzelne Ungleichlichkeiten des Ausdrucks hinweg und der vielen Gemütsinigkeit und Begeisterungswärme, die es ausstrahlt, recht von Herzen gut sein möchte und auch rückhaltlos gut sein könnte, wenn der Verfasser seinen Text nicht durch ganz unnötige und kaum mehr zeitgemäße Ausschübe gegenüber dem „übertriebenen heumtigen Wagnerkultus“, den „mit Niesche und Schopenhauer verhandlungslos überlebenden“ modernsten Komponisten und selbst gegenüber dem „in seiner Erziehung leider vernachlässigten und vom Vater endlich belästigten Beethoven“ getrübt hätte. Gerade von Mozart hätte zu allem Velle doch eigentlich ganz ausschließlich nur in Liebe gesprochen werden sollen, und da wäre es vielleicht sogar auch richtiger, mozartwürdig gemessen, im Schlußakte und im Epiloge der Tragödie weniger Worte über die unsauberen Manipulationen Schupfars zu verlieren. Allerdings werden die kleinen Mängel des Buches durch viel überzeugendes Eintreten für die alte und reine Charakteranlage Mozarts und durch manche warmherzige Hinweise auf den Abel und die Reinheit seiner Kunstwerke weit gemacht, und so gewinnt man denn bei der Lektüre von Mirows Künstlertragödie schließlich doch einen recht freundlichen Gesamteindruck. Daburch, daß er Mozart selbst — sowie diejenigen auch andere Personen der Erzählung — redend einführt, hat der Verfasser seine wirtschafts-gerechten Schilderungen zu voller Lebendigkeit gesteigert, und mehr in traulicher Stille das Wächlein zur Hand nimmt, wird sich leicht der Illusion hingeben können, den Meister persönlich zu hören und zu beobachten. So sieht man denn Mozart 1789 mit dem Fürsten Sickingen nach

Leipzig kommen, begleitet ihn auf einer pietätvollen Wallfahrt zu den Wirkungsstätten Joh. Seb. Bachs und zum alten Vater Doles, der ihm von seinen Thomanern die Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ vortragen läßt und bei dem Mozart sich dann tief in die übrigen Motetten-Partituren Bachs hineinverliert, und fährt mit ihm nach Berlin und wieder nach Leipzig zurück, wo er unter reichlicher Beteiligung von Freipulgen (!) ein Konzert zusammen bringt und nach dem Konzerte in der Wohnung des Violinisten Berger noch Stundenlang an einem Biermannschen Flügel phantasiert; man geleitet ihn weiter nach Wien zurück in alles Frankfurt und in alle materielle Not seines Hauskandes, nach Graz und am Main und nach Prag, besaucht den Tombacher bei seinem Schaffen an der „Jauberslöte“ (hier fehlt übrigens beim Notenbeispiel „Sei lei den Schweißigen“ die Beschriftung: drei Bären) und tritt schließlich an sein Sterbelager, auf dem ihn die erhabenen Klänge seines Requiem umschweben. Und wie uns der Mensch Mozart durch Mirows Schilderungen liebevollendend nahegebracht wird, so strömt aus vielen Äußerungen Mozarts, die Briefnissen des Meisters nachgehelt sind, und aus den mehreren Notenzitaten auch ein harter Hauch des Mozartschen Künstlergeistes auf uns ein, und wir fühlen und schließlich mitaufgenommen in jenes tönende Einzeltier der Verkörperung, dahin, wie Wagner sagt, „vor der rohen Gestaltung der Welt der zarte Licht- und Liebesgenius Mozarts weich zerfließen und verdulsen mußte“.

Die Berliner Verlagsgesellschaft Harmonie, die mit ihrer von Heinrich Reimann herausgegebenen, auf den Weltausstellungen in Paris und St. Louis prämierten Monographienammlung „Berühmte Musiker“ gleichsam eine muskulterrische Siegesallee für Komponisten anlegt, hat mit dem jüngst erschienenen sechszehnten Bande der Sammlung nun auch Frédéric Chopin unter die berühmten Musiker aufgenommen und damit endlich den unzähligen deutschen Freunden und Freundinnen der Chopinschen Muse eine seit langem ersehnte original-deutsche und auf Grund aller neuesten Forschungsergebnisse durchaus verlässliche abgekürzte Biographie des Meisters dargeboten. „Frédéric Chopin von Hugo Leichtentritt“ lautet schlicht und kurz der Titel des ca. anbersthalbhundert Seiten starken Buches, das in dem bekannten eleganten Einbande der Sammlung um den sehr wohlfeilen Preis von 4  $\mathcal{K}$ . nun in alle Vaterland-Teile, Notturnen-Vertrümte, Wagner- und Wolanzen-rassige, Pöbelbüden, Gruben- und Scherz-freudige und Balladen-, Sonaten- und Konzert-dankbare Welt hinauszieht. Zu unserer Freude können wir mitteilen, daß dieses Chopinbuch ganz vortrefflich geraten ist, daß es sich in seinem reichen und schönen illustrierten Schmucke (ca. 70 Abbildungen, Porträts, Stammbäume und Kunstbeilagen) nicht nur als vornehm gearbetet, kunstgeschickliches Bilderbuch, sondern durch vortreffliche Zerfallung auch als ein Werk von hohem biographischen und kulturhistorischen Werte erweist. Der Verfasser hat für seine Arbeit neuere und umfangreiche polnische Chopin-Publikationen miteinverleihen können, die dem bislang in Deutschland gütigen Chopin-Biographen Reichs noch nicht vorgelegen hatten, und er hat auf Grund der neuen Quellen eingehendere und authentischer Darstellungen von Chopins Entwicklung inmitten der polnischen und speziell der Warschauer geistigen Atmosphäre, von des Komponisten Verhältnis mit Maria Wodzinska, von Chopins Leben in Paris und in den Pariser Salons und von seinen Beziehungen zu George Sand zu geben vermocht. Die mit vollem Verständnis und sympathischer Wärme geschriebenen Schilderungen, die reichlich mit Zitaten aus Briefen Chopins und aus Aufzeichnungen ihm nachstehender bedeutender Persönlichkeiten (so vornehmlich Franz Liszt und George Sand) durchsetzt sind, ergeben ein ungemein deutliches und lebendig wirkendes Persönlichkeitsbild des großen slowakischen Romantikers, der in seinen Ungleichheiten alle Maßstäbe des Volontinums: patriotisches Weß, schwärmerische Frauenerregung und leidenschaftliche Langweile mit der süßen Schmerzart der eigenen Seele und mit dem Spirit und der gradlinigen Kofferie des Wiener Salons zu wunderbarer Einheit verflochten hat und von dem der baltische Dichter Victor v. Andreevskoy mit Recht sagen konnte:

Kein Adler schwang dich in Sonnenstrahlen,  
Doch wachst du unter dieser Himmelsternen  
Die schönste, flagernde Kästigeißel,  
Die wesen wird verwandelt in Schwärze,  
Solange Frau'n- und Pöbelhergen schlagen,  
Von „Vaterland“ und „Viel“ noch Pöbel jagen!

•Eine sehr interessante und wertvolle Zutat des Verfassers sind die an geeigneten Stellen der Biographie eingefügten kurzen Erläuterungen oder wichtigeren Kompositionen Chopins, analytische und programmatische Auffassungs- und Vortragsanleitungen, die — abgesehen von ganz wenigen etwas erzwungenen Deutungen oder Parallelen zu Wagner — viel feinsinniger Betrachtem mit den Werken und mit ihrer Stellung innerhalb der musikalischen Literatur beugen. Durch Mitnahme zahlreicher Notenbeispiele ist auch diesen Erläuterungen der frisch-lebensvolle Charakter der rein-biographischen Schilderungen des Buches gewahrt worden. Wie an den vielen Abbildungen (Porträts von Chopin, seinen Familienangehörigen und Kunstgenossen sowie Orchesterführern), die das Werk bringt und unter denen sich die Reproduktion einer schönen Gestalt Frédéric Chopins im Salon des Prinzen Anton Radziwiłł\* besonders stattlich ausnimmt, werden gemäß alle Chopin-Lebenden auch an den beigegebenen Familiens mehrerer Briefe und Kompositionen des Meisters (darunter das polnische Lied „Mädchen Wunsch“ und der Asdur-Walzer op. 69 Nr. 1) herliche Freude haben.

Der Wagner-Literatur liegen uns zwei umfangreiche Publikationen des Breitkopf & Härtelschen Verlages vor: der erste Band von Carl Friedrich Gläsenapp's „Das Leben Richard Wagner's“ in vierter, neu bearbeiteter Auflage (Preis 7 50  $\mathcal{M}$ .; geb. 9  $\mathcal{M}$ .), und Richard Wagner's Briefe nach Zeitfolge und Inhalt. Im Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters\* von Dr. Wilhelm Altmann (Preis 5  $\mathcal{M}$ .; geb. 10  $\mathcal{M}$ .). Gläsenapp auf fünf Bände angelegtes Werk, das schon mit der weitaus erweiterten dritten Auflage der Bände I, II und II 2 zu einer umgekehrt gründlichen, tieflebensvoll und dabei durchaus authentisch abgelesenen Darstellung vom menschlichen und künstlerischen Leben Richard Wagner's herangereift war, soll in der nunmehr in Angriff genommenen vierten Auflage zur vollen Höhe alles durch mancherlei Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit erweiterten Wissens von Wagner's äußerem und innerem Erleben gefördert werden, und so zeigt denn schon der die Jahre 1813 bis 1843 — also Wagner's Jugendzeit und früheste Entwidlung bis zum Rigi — behandelnde erste Band der neuen Auflage einen Zuwachs von hundert Zeilen, der um so beträchtlicher erscheinen muß, als Gläsenapp bei dieser jüngsten Umarbeitung des Stoffes nicht nur neu bekannt gewordene Fakta und neue Betrachtungen eingefügt — sondern auch manche unwichtigere frühere Angaben verfürzt oder selbst ganz fortgelassen hat. Unter dem völlig Neuen, das dieser erste Band in vierter Auflage bringt, befinden sich Wagner's geheimnisvolle Äußerungen über den Eselstaler Ozer, die wohl zu der von Gläsenapp angebotenen Annahme der eigentlichen Vaterstadt Ozer verleiten könnten, nähere Angaben über die im Jahre 1832 entstanden sieben Kompositionen zu Goethe's „Faust“, Heinrich Vaub's Ansichten über die „deutsche Oper“ und „die Poësie der Dinge“, interessante Nachrichten über Wagner's ersten Besuch in Prag mit dem ahnungsschweren Briefwechsel: „Sollten die glücklichen Tage, die ich jetzt genieße, sich vielleicht bald an mir rächen“, mancherlei charakteristische Züge aus den Engagementzeiten in Hamdeburg und Riga und aus den Pariser Lebensjahren, den Hinweis auf zwei ganz frühe Äußerungen Wagner's über Zielsetzung des Orchester's und amphitheatralisch aufsteigende Zuschauerräume im Theater, sowie viele sehr wertvolle Zitate aus Familienbriefen. Ein im März 1831 an die Schwester Ottilie gerichtetes Schreiben Wagner's, das mit der ausführlicheren Schilderung der Studienzeit bei Weing, der ersten Konzerte und der Ehelichkeit nach einer mühsamerwandten Seele lebhaft interessiert, hat Gläsenapp erst nach Durchforschung des Bandes erhalten und somit nicht mehr in den Text mit aufnehmen können, gibt aber das schöne Dokument im Vorworte (Seite VIII bis X) wieder, während ein Bildnis, das Rosalie Wagner im Brautkleide darstellt, als neuer Erinnerungsschmuck den das Leben, Wirken und Sterben der Lieblichsteren schildern den Zeilen angefügt wurde. Zu den mehreren Notenzitaten aus Jugendwerken Wagner's, die schon die dritte Auflage gebracht hatte, ist nun (auf Seite 214) auch ein Originalzitat des auf die Verheißungsdulänge im „Lannhäuser“ vorausbedeutenden Nonnenchors im „Liebesduo“ hinzugekommen, wie denn auch der Magdeburger Zeit und die Urkunden über ein von Wagner unter gültiger Mitwirkung der großen Schreiber Terzient veranstaltetes Abgangskonzert in der neuen Auflage erstmalig erscheinen. So ist denn der neue Band von Autor tatsächlich zu überraschender Vollständig-

keit gefördert worden, und vorläufig dürfte wohl einzig die jüngst erst bekannt gewordene Erstausg. eines 1842 in Paris von Wagner ausgearbeiteten Opernzentrales „Die Bergwerke zu Falun“ als Nachtrag — vielleicht für das Vorwort zum zweiten Bande — vorzumerken sein. Um der aufopferungsvollen Liebe willen, mit der Gläsenapp sich so ganz dem Forchen und dem Nachsinnen über Wagner's Leben hingibt und dem deutschen Volke so treue Kunde von seinem großen Gegenwärtigen bringt, kann man es ihm gerne nachsehen, daß er gegenüber manchen unfreundlichen Begegnissen aus dem Leben Wagner's nach nicht nur vollen Objektivität des Historikers gelangt ist. Das Vorwort, das ja allerdings für persönlicher geartete Auslassungen die Biographen der rechte Platz sein mag, weicht in dieser Hinsicht mehrere Aßumenssätze auf, und höchst unvermeidlich wirt es, daß Gläsenapp trotz vorausausgegangener Gegenüberstellung von Mendelssohn und Wagner das von ihm sogenante „Philisterdogma, als seien dem Künstler Leiden, Kämpfe, Verleumdung zur reicheren Entfaltung seiner Produktivität irgend vorteilhaft“, als durchaus irrig hinstellen möchte. Wiberhand trägt alle Energien und also auch die Chastellenenergie des schaffenden Künstlers, und wenn man um des Wenigen Wagner — und wohl auch um der irrefleitetsten Menge willen das jahrzehntelange Verleiden und Verhässern von Wagner's gewaltigem Gehirne und Vollbringen zu vergessen hat, so läßt, gleich aller Danksage, auch die Geschichte des Wagnerischen Künstlerlebens den umfangreichen Beobachter deutlich erkennen, daß gerade der Kampf der Vater aller Dinge gemein ist. Es ist Weisheitsstud, daß wir um dem Schwelze des Angeichts unser Brot essen müssen; Weisheitsstudigen aber ist es, daß sich bei Außenwärtigen der Schmerz der Arbeit und des Kampfes zu lichtvoll bauernden Erkenntnissen, Taten und Werken trübsäulieren kann, und um solchen Segens teilhaftig zu werden, haben jederzeit alle wahrhaft großen Menschen des Hauses reichliche Fälle auf sich nehmen müssen.

So auch Richard Wagner, in dessen ruhelos tätiges Arbeitsleben Dr. Wilhelm Altmann's sehr dankenswerter Buch „Richard Wagner's Briefe nach Zeitfolge und Inhalt“ neuen umfassenden Einblick gewährt. Schon 1897 hatte Emrich Kallner ein „Verzeichnis der Briefe von Richard Wagner an seine Zeitgenossen“ angelegt und herausgegeben, in dem 1470 bis dahin bekannt gewordene Handschriften des Meisters dem Datum ihrer Abendung und dem Orte ihres Abdruckes oder ihrer Auffindbarkeit nach angeführt waren, und Wagnerforscher hatten Kallner's Büchlein als einen willkommenen Wegweiser dankbar entzogenommen. Mittlerweile ist aber eine weit größere Anzahl von Wagnerbriefen zutage gefördert worden — Dr. Altmann konnte unter freundlicher Beihilfe mancher Inhaber von bislang unerschlossenen Handschriften des Meisters 3143 Briefe nachweisen — und eine Neu-Katalogisierung des für die Kenntnis von Wagner's Leben und seinem hochbedeutsamen Auswirken so überaus wichtigen Materiales mußte sonach bringen geboten erscheinen. Dr. Altmann hat sich der bedeutenden Arbeit mit eindringlichster Sachkenntnis und erschöpfender Gründlichkeit unterzogen und sein durch Breitkopf & Härtel vornehm verlegtes Werk bietet nun auf 560 Seiten ein Verzeichnis von Wagnerbriefen, das nach heutigem Wissen als vollständig anzusehen ist, dem aber auch für künftige Zeiten durch gelegentliche Herausgabe von Ergänzungsbänden tücheltätig gewahrt werden soll. Erstreckungsweise hat Dr. Altmann sich nicht darauf beschränkt, die Abfassungsdaten, die Adressatennamen und die Fundorte der 3143 Briefe zu registrieren, sondern er bringt von fast allen Briefen kurze, knappe Inhaltangaben und aus vielen längere Zitate, wodurch denn dieses an die Art der alten Urkunden-Reihen gemahnende eigenartige Werk tatsächlich zu einem sehr lesbaren und lebenswerten „Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters“ geraten ist. In buntem Wechsel geht da mit den intimen Briefen an betrauerte Personen und mit solchen von rein geschäftlicher Natur ebensoviel das geistige Ringen Wagner's als auch seine materielle Not am Lebenden vorüber, die immerfort gleich regame Persönlichkeit des Meisters gleichsam in voller Aktivität nachzuleben. Wenn man von den ersten 120 Briefen des Buches absieht, die aus den Jahren 1830 bis 1842 herkommen, verbleiben über 3000 Briefe, die von Wagner innerhalb der vier Jahrzehnte 1843 bis 1883 neben der in den gleichen Zeitraum fallenden Konzeption und Ausföhrung aller seiner größeren Kunstschritten, Dichtungen und musikalischen Kompositionen geschrieben wurden, und besonders findet man auch hier

wieder in geradezu erstaunlicher Arbeitskraft das Philosophenwort bekräftigt: „Gemein ist Fleiß.“ Dr. Altmann hat seine Biographien in Briefen — als eine solche könnte das vorreflexive Buch nahezu gelten — dem Biographen Richard Wagner's Dr. Gustav Carl Fr. Stafenapp vornehmlich zugeeignet, dabei aber das Wortwort bedeutsam genug in die Worte ausmünden

lassen: „Doch der Vorwurf, ich sei nicht genügend unparteiisch bei den Urtheilen verfahren, gegen mich erhoben werden kann, halte ich für ausgeschlossen. Der Meister war auch nur ein Mensch; daß er dies gewesen ist, tut seiner künstlerischen Größe nicht den mindesten Abbruch.“ (Schluß folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Bronsart v. Schellendorff, Der Dienst des Generalstabes. 4. Auflage. 9,50 M. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Es ist ein verdienstvolles Unternehmen und eine Ehrenpflicht des Sohnes, dieses anerkannt vorreflexive Werk in neuer Auflage unter Berücksichtigung der neuesten Vorschriften und Dienstvorschriften dem Stabierkorps der deutschen Armee wieder in die Hand gegeben zu haben. Dieser „Dienst des Generalstabes“ ist allseitig so geschätzt und wohlbekannt, daß er eigentlich einer besonderen Empfehlung nicht bedarf, jedoch wollen wir die vielen Vorteile, welche die 4. Auflage bietet, gebührend hervorheben. Wir halten die Neueinteilung durchaus für richtig und vorteilhaft, zuerst dem Leser einen allgemeinen Überblick über die Dienstverhältnisse des Generalstabes zu geben und die Einrichtungen in der deutschen Armee durchzuführen und dann erst auf die ähnlichen Organisationen in anderen Heeren einzugehen. Unsere Verbündeten Österreich-Ungarn und Italien werden vorangestellt und der Abschnitt für eine Erweiterung erspart, indem auch die Generalstabskörper der Armeen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Rumänien und Japan mit in den Betrachtungsreis gezogen worden sind. Die neueren Verpflegungen, größere Truppenübungen während des ganzen Jahres hintur abzuhalten und nicht nur „Herschreibungen“, und die betreffenden Veränderungen in der neuen Felddienst-Ordnung haben auch die Umarbeitung dieses Abschnittes bedingt, auch erforderte die Vorchrift der Jiffer 6 bis 11 des II. Teiles des Erziehung-Reglements für die Infanterie eine Hineinziehung der Truppenübungsplätze, Schießplätze u. dgl. in diese Betrachtungen. Neu ist der Abschnitt „Besichtigungen“, ob nötig und erwünscht, ist eine offene Frage. Der Hr. Verfasser schließt dies auch selbst zu empfehlen, da er scheidet: „Erfahrungsgemäß pflegt kaumjährlings das bei der Truppe mit besonderer Sorgfalt geübt zu werden, was besichtigt wird! Gemein soll jeder durch die Vorlesungen angeordnete Dienstweg mit Sorgfalt betrieben, aber es sollen nicht unwichtigere Übungen an Stellen der wichtigeren benützt werden.“ Es möchte auch einmal hierbei betont werden, daß die deutsche Armee unter den vielen Vorkriegszeiten, die meist stets eine Schaustellung sind, leider, sie sind bei der kurzen Dienstzeit des Mannes jetzt manchmal Zeitvergeudung. Anderwärts, z. B. in Österreich, ist dies nicht so schlimm. Es wäre vielleicht erwünscht gewesen, beim Abschnitt „Besondere Übungen“ noch eine Besprechung und Ratsschlüsse für Anlagen von Generalstabs- und Übungs-Plätzen anzufügen. Neu und den Verhältnissen durchaus entsprechend und notwendig sind die Abschnitte „Gemeinsame Arbeit des Heeres und der Flotte im Frieden“ und „im Kriege“, sowie „Generalstabsdienst in den Schutzgebieten und bei überseeischen Kriegszügen“. Auch der 3. Teil „Der Generalstabsdienst im Kriege“ ist der neuen Felddienst-Ordnung entsprechend verändert und ergänzt worden. Dieses sehr reichhaltige und übersichtliche Werk kann allen Offizieren nicht dringend genug zum Studium empfohlen werden.

— r. — Kriegsgeschichtliche Beispiele des Feldzugs, Kriege aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 von Frobenius, Oberleutnant a. D. 9. Heft. II. Der Artillerie-Angriff. B. Kampf mit der Feldzugs-Artillerie. Paris. Mit einem Plane. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, königliche Hofbuchhandlung. — Eine ansprechende, übersichtliche Darstellung der Kämpfe der Artillerie um die Festung Paris. Das Buch besteht in großen Zügen über die zu den Schlachtkämpfen verwendeten Mittel und über die Ergebnisse dieser Kämpfe. Es beleuchtet die Schwierigkeiten des Artillerieangriffs gegen eine mit Verteidigungsmitteln reich ausgerüstete große Festung mit Fortgürtel und beurtteilt eingehend das Verhalten des Belagerers wie des Verteidigers, um die Ereignisse zur Belehrung für die Zukunft nutzbar zu machen. Das scharfe Urteil über das Verhalten des Oberkommandos der 3. Armee (Seite 136), der Vergleich der Leistungen der 3. und der Raas-Armee und

die Ansicht, daß die Verzögerung des artilleristischen Angriffs auf die Südfront dem Oberkommando der 3. Armee zuzuschreiben sei, wohl dasbisher unzureichende Maßnahmen zur Verfestigung der Position getroffen habe, sind nicht ganz zureifend. Die Entlastungen der Belagerungsmittel der 3. Armee lag 60 Kilometer (2 Tagemärsche) stößt einer Flanke ihrer Aufstellung, die Raas-Armee hatte mehrere Ausbatalionen im Quartierbereich ihrer Truppen. Letztere konnte daher leichter die nötigen Artillerietransporte leisten als die 3. Armee, welche an Bewegungsfähigkeit verloren haben würde, wenn sie Pferde ihrer Kolonnen und Trains mehrere Tage zu Artillerietransporten entsandt hätte. Für die Munitionstransporte hatte Wolke Beiwung gegeben, beigetriebene Bauernwagen zu verwenden, deren Führer und Gespann aber in Masse beladeten. Die Verzögerung der Beschießung von Paris ist im wesentlichen dem Großen Hauptquartier beizumessen, weil dasbisher nicht dafür georgt hatte, daß mit den Belagerungsmitteln auch die nötigen Transportmittel militärisch organisiert bereitgestellt wurden, denn bereits die Belagerung von Sebastopol hat gelehrt, daß die militärische Organisation der Transportmittel für die schnelle Durchführung eines Artillerieangriffs unbedingt erforderlich ist. A. K.

— Schlüssel und Wuker für Lösung taktischer Aufgaben. Praktische Anleitung für Frontoffiziere zur Lösung taktischer Aufgaben und zum Kriegs-Artillerie-Examen von G. v. Hartmann, Major im Ulman-Regiment Kaiser Alexander III. von Russland (Velpres) Nr. 1. Volkliche Buchhandlung. Militär-Verlag. Berlin. 2 M. — Die Zahl von Hilfsmitteln und Anleitungen zur Lösung von taktischen Aufgaben ist bereits sehr groß; Militärs aller Grade haben auf diesem Gebiete viel Gutes und sehr Brauchbares geschaffen. Wir können nicht finden, daß das vorliegende Heft Neues oder Besseres bringt, als schon vorhandene Hilfsmittel. Auch die Aufgaben der Aufnahmeprüfungen von der Kriegsschule sind den letzten Jahren seit bereits mehrfach in ähnlicher Weise behandelt worden. Unseres Erachtens ist überhaupt der Wert derartigen Hilfsmittel ein nur geringer: Darauf es bei taktischen Aufgaben ankommt, daß sie nicht, eine mehr oder weniger „günstige“ Lösung zu finden, sondern einen gesunden Entschluß zu fassen, ihn logisch zu begründen und einen klaren, knappen Befehl zu geben, Dinge, die man durch einen solchen „Schlüssel“ so wenig lernen kann, als etwa mit Hilfe eines Reimerktons das Rechnen. Zur Schulung in formaler Bezielung sind indes derartige Hilfsmittel wohl dienlich, obgleich auch hier eine praktische Anleitung durch geeignete Offiziere, die sich wohl in jeder Garnison ermöglichen läßt, mehr helfen wird, als alle „Musteraufgaben“. H. St.

— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baupinspector Curt Merkel. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt.) Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 60. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. IV u. 136 S. 8°. Preis geb. 1 M., geschmackvoll geb. 1,25 M. — Wie für viele andere Gebiete, so hat die moderne Naturwissenschaft auch für die Ingenieurtechnik reiche Ergebnisse geliefert und unsere Kenntnis von der Entwicklung dieses für die Menschheit von jeder bedeutungsvollen Fachs ungemein bereichert. Das Bändchen enthält in sechs Kapiteln eine Schilderung der Ingenieurbauten der Babypionier und Ägypter, der Ingenieurtechnik im alten und neuen Ägypten, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Seidenebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten. Die Beschreibung der modernen Irigationsanlagen in Ägypten im Anschluß an die Beschreibung der antiken ägyptischen Bewässerungsanlagen ermöglicht einen interessanten Vergleich zwischen der antiken und modernen Leistungsfähigkeit. Das reich illustrierte Werkchen ist geeignet, das Interesse für die Kulturarbeit der ältesten Zeiten in weiteren Kreisen zu erwecken, denn es fällt eine Lücke in der populären Literatur.



Dienstag, Donnerstags  
und Samstags und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Eraktion der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
Kasse 6, bezogen werden.

Wiedrigste: 1 Mk. 25 Pf.,  
bei mehrerer Abnahme  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 Mk. 50 Pf., für  
auswärts 1 Mk. 64 Pf.,  
vierteljährlich  
für 3/4 des Nummern 6 A.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 57.

Sonabend, den 13. Mai, abends.

1905.

## Neue Musikliteratur.

(Schluß)

Durch den Verlag von Louis Edel, Hannover, ist eine Broschüre: „Alexander Winterberg, sein Leben, seine Werke, mit einem vollständigen Verzeichnis seiner bis jetzt im Druck erschienenen Kompositionen“ herausgegeben worden, die einen eigenartig wohnmäßigen Beitrag zur Kunstgeschichte des aufstrebenden neunzehnten Jahrhunderts bildet. Man findet ba auf dem zweiten Blatt Winterbergs den Leipziger Kontrabassisten wohlbekannten Charakterkopf abgebildet und erhält weiterhin durch zwei von Dr. Otto Fossler gelehrte Briefe Kunde von dem umfangreichen kompositorischen Schaffen und vom äußeren Lebensgange des nimmer fehlensjähigen Lantkünstler, der sich von erfolgreichem Konzertieren früherer Jahre, da er als Orgelbauer und als Pianist einen guten Teil von Europa durchgereist hatte, und von der St. Petersburger und Leipziger Unfähigkeit späterer Jahre auf das bescheidene Altenteil der Konzertdirektion für die Leipziger Meisten Nachrichten zurückgezogen hat. Das bis zur hohen Ovation 131 reichende Kompositionverzeichnis weist einige 40 Werte für Klavier zu zwei Händen, ca. 20 geistliche und doppelt so viel weltliche Viedertone, 12 Werke symphonischer Besänge, 8 Hornwerke und mehrere Stücke für Violine oder Bioloncello mit Klavierbegleitung auf, und man kann wohl annehmen, daß sich unter diesem Vielten, das der am Leipziger Konzertatorium sowie weiterhin durch Vöigt in Weimar und durch K. W. Marx in Berlin geleitete Konzerte geschrieben hat, auch manches Bortüchliche befindet. Aber fast nirgends hört man etwas von Winterbergs Kompositionen, wie denn auch und kaum etwas davon bekannt geworden ist, und diese Tatsache berechtigt wohl zu dem Schlusse, daß es dem rührigen Komponisten nicht bescheiden gewesen ist, sich insbesondere in irgend einer Interesse erregenden oder auch nur Aufsehen erregenden Eigenart zu äußern. Gleich vielen anderen Talenten jener leidenschaftsbewegten Jahrzehnte, da die Namen Verdi, Vöigt und Wagner sowie weiterhin auch Brahms und Brudner gleich Schloßkammerlärn die Welt durchzogen, hat auch Winterberg für sein bescheidenes Singen und Sagen nicht recht Weidr finden können, und nun, da es stiller geworden, ist, gleich ihm selbst, auch die musikalische Welt zu „neuesten Nachrichten“ übergegangen. Die Tragik eines solchen Nichtbeachtetwerdens muß allerdings doppelt schwer auf einem Manne lasten, der wie Alex. Winterberg den Größten der Zeit nahe gestanden hat, dem Franz Vöigt seine B-a-c-h-Fuge gewidmet hat und der, wie man jüngst erst aus dem herrlichen Weidendend-Buche erfährt, auch um den Trübsalshöcker sein durfte. Die kleine Broschüre ist allen denen, die sich über Alexander Winterberg und sein künstlerisches Wissen näher informieren wollen, bestens zu empfehlen.

Von Dr. Ernst Decjens Hugo Wolf-Biographie ist bei Schuster & Loeffler, Leipzig und Berlin, nun auch der vorstehe Band erschienen, der gleich den vorausgegangenen Bänden I und II viele interessante Kunde vom Leben und Wirken des unglücklichen Liebeskomponisten bringt, reich mit Illustrationen geschmückt ist und gebietet 3 Mk., geb. 3,50 Mk. kostet. Decjens hat dieser Fortsetzung seines Wertes den Untertitel „Der Künstler und die Welt“ gegeben und damit die Sonderbedeutung des hier zur Behandlung stehenden, die Jahre 1892 bis 1895 umfassenen Zeitabschnittes wohl charakterisiert. In fesslender, vielfach dokumentarisch belegter Darstellung werden die Anfänge der von Josef Schalk und dem Wiener Wagnervereine ausgehenden beamtlichen Wolf-Propaganda geschildert und dabei mit der Persönlichkeit des Komponisten auch die Individualitäten seiner ersten künstlerischen Interpreten liebevoll beleuchtet; es

folgen dann ausführliche Berichte über Wolfs Reisen nach München, Tübingen, Rannheim, Mainz und Berlin, über die dort erteilten Erfragungen und Erfolge und über sehr- und geiststärkende Zusammenkünfte mit den verstreut wohnenden Freunden Dr. Kaufmann, Dr. Grobe, Engelbert Wurmperndin u. a. mehr, wo man denn in reichlich eingefügten persönlichen Mitteilungen der Freunde und in Zitaten aus Wolfs Briefen die beglückende Freude ob rechem Verlauden- und Geliebten nachsitzen spürt. Diffidenten wirken da nur die oftmals geradezu beängstigende Mittellosigkeit des Komponisten, das unüberwindliche längere Aussehen seiner Produktionskraft und sein traumer Antagonismus zu Brahms, der einem Freunde gegenüber einmal sogar in den wilden Worten: „Wenn Sie für Brahms noch irgend einen Rest von Sympathie haben, sind Sie für meine Musik nicht reif“ ausstößt. Die vielen wohlbekannten Beispiele von Finanzveränderungsstellen können der schaffenden Meister, wie beispielsweise die Fälle Weber-Beethoven, Verdi, Mendelssohn, Schumann, Wagner und Wagner-Brahms, haben und gelehrt, in der endgültig schwebenden Klänge alles Andersartigen bei den Meistern gleichsam nur den Krieg noch völlig unerkennbarer Erhaltung des künstlerischen Eigenwesens herauszuführen, und in solchem Sinne sind denn auch Wolfs Auslassungen über Brahms zu verstehen. Bei Hugo Wolf, der zufolge eines Mangels an gesellschaftlicher Erziehung noch außen hin durch Ungeschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit seines Benehmens recht ablehnend wirken konnte, lag wirklich in runder Schale ein ungemein weicher Kern geboren, und so klingt denn auch aus seinen intimsten Briefauszeichnungen neben vielem durchsichtes Verden so manches Wort hervor, das innig ergreift und selbst tief erschüttern muß. Wie furchtbar tragisch berühren z. B. nunmehr, nachdem wir Wolfs frühzeitiges Verleben in geistiger Unmachtung erleben mußten, die Sätze, die er bereits 1891 während des ersten langdauernden Anfalls von Unproduktivität an einen Freund gerichtet hat: „Seit vier Monaten bereits leide ich an einem geistigen Marasmus, der mir recht ernstlich den Gedanken nahelegt, dieser Welt für immer zu entfliehen. Meine Existenzberechtigung erleide mit immer mehr als eine frohe Annahme dem Leben gegenüber, da ich tatsächlich nur mehr eine Scheinerntung führe. Verben soll aber nur was wirklich lebt. Ich bin schon seit langem ein Toter. Wäre noch ein Scheintod! aber so bin ich in Wahrheit ein wirklich Abgestorbener, zu Grabegetragen und nur die Macht, über meine physischen Kräfte noch zu gebieten, beweist mir, daß ich noch ein Leben — ein Scheinleben führe. Wöge dem dahingegangenen Geiste auch die Materie baldigst folgen. Dies mein einziger und inniger Wunsch!“ — Bekanntlich hat Wolf sich noch einmal aller Bangnis des geistigen Straßliegens entziehen und noch längerem Ausgehen noch die Kompositionen des „Corregidor“, der „Mamel Venegas“-Fragmente, des zweiten Bandes der „Italienischen Lieder“ und der Michel Angelo-Gesänge hervorbringen können, und sicher ist es vornehmlich Wolfs im vorstehenden Zitate wie zur Begründung für sein Sterbeverlangen hingebendes hartes Gefühl des Verpflichtetseins zum Schaffen gewesen, das den vollen Zusammenbruch der Kräfte hinauszogert hat. Neben dem vollen Eigenartig-Schönen und Vollkommenen, das Hugo Wolfs Lieder offenbaren, bezeugt gerade auch dieses Schaffensmüssen der Welt und dem Schicksale zum Trotz die wohlrecht gemalte Artung des unglücklichen Komponisten, der sich schon 1897 — sechs Jahre vor der endgültigen Erlösung aus Bohnsinnnachts — mit Michel Angelo: „Alles endet, was entsteht!“ sein Grabstein singen mußte.

Hier und da hat man auch beim neuesten Bande der Wolf-Biographie, der mit dem erfolglosen Suchen nach einem Opern-

tezte, mit einer Schilderung der „Italienischen Serenade“ und mit Berichten über Konzerte sowie mehrerer Wollischer Kompositionen, so des „Hellenides“, des „Fempereites“ und des „Hymnus „Dem Vaterland“, schließt, die Empfindung, als hätte der Verfasser Wolf und allen seinen Gesinnigten noch allumarm, als nähme er allenthalben bedingungslos für seinen Hebel Partei — so beispielweise auch bei Besprechung der Quertüte zum „Fest auf Soltau“, deren Hauptmotiv denn doch ganz tatsächlich eine unersetzbare Beethovenanleihe ist — eine Reminiscenz übrigens, der man auch in einem anderen neueren Bühnenwerke, in Urprunks Oper „Das Unmöglichkeit“ von allem bezeugen kann; aber man sieht die liebevolle Vereingemommenheit dem gegenwärtigen Wolf-Biographen um so lieber, als Deles den Menschen und den schaffenden Künstler tatsächlich mit so viel Lebenstreue und Lebenswärme vor uns herzaubert, wie das aus größerem Abstande und objektiver schmerzlicher Biographen kaum jemals geschehen sein dürfte. Die lädenlose Fülle von Tatsächlichem, das Deles über Wolf und seine Kunst zu berichten weiß, ermöglicht ein intimes Einleben mit dem Menschen und mit dem Tonbildner Hugo Wolf, zumal die geistvoll lebendige Darstellung, und Beurteilungsweise des Autors selbst da noch feststeht, wo man seiner Auffassung nicht recht zustimmen vermag. So möge denn bald auch der vierte Band erscheinen und das eigenartig bedeutsame Wert zu seinem Abschluß bringen. An Illustrationsbeilagen bringt der dritte Band außer einem Wolf-Bildnis und einem Brudner-Faksimile die Porträts von Brudner, Deles v. Wilencron, Ferd. Jäger, Dr. Grobe, Dr. Kaufmann, Fumperding, Feinrt. Potesfänger und Rechtsanwalt Hugo Fraist, sowie Ansichten von Wien, Graz, Lüzbingen und vom Kleingebirge am Rannsee.

Eine recht besondere Menschennatur und ein selbständiges Empfinden aus Schulliebenen zu den Nummern des reproduktiven Tonkunst schildert das durch die G. J. Weidke Verlagshandlung in München herausgegebene Gedichtbuch „Der Mann zumpe. Persönliche Erinnerungen nebst Mitteilungen aus seinen Tagebuchblättern und Briefen. Mit 6 Lichtbildern von Ernst v. Postart“ (Preis kartonn. 5 Mk., gebd. 6 Mk.). In ganz spontanen Stimmungsaussäuerungen, deren lebenswichtige Wärme bisweilen allerdings in etwas theatralisch wirkende Exaltation ausläuft, ziehen da am Lesenden Leben, Wirken und Erfolge eines Künstlers vorüber, der weniger durch Weinalität als durch eminentes Lichtglanz und lauterste Begisterung für seine Kunst zu außerordentlichem Vollbringen gelangen konnte und der mit seinem aus tiefer Religiosität, lobensdem Kunstflosse, strengem Pflichterkenntnis, starker Empfindsamkeit und etwas Servilismus seltsam gemengtem Wesen als ein eigenartiger Typus aus dem öffentlichen Kunstleben der letzten Jahrzehnte hervortritt. Selbst solche, die zumpe weder persönlich noch als Dirigenten kennen gelernt haben, müssen sich durch das dem Buche vorgelesene vortreffliche Bildnis und durch die warmherzigen Worte, die Ernst v. Postart seinem treuen Mitarbeiter und Freunde widmet, alsbald sympathisch berührt und zu näherem Bekannten mit zumpe geistigem Wesen anregt fühlen, mozu dann die nachfolgenden Aufzeichnungen alle erwünschte Möglichkeit bieten. Von höchstem Interesse ist da vornehmlich die Schilderung der Jugendjahre und der Jahrzehnte, in denen der 1850 geborene Oberlausitzer Müllersohn seine frühesten Liebe zur Kunst erst im Lehrerseminar zu Bayreuth und in beschwerden Hülfslehrerstellung niederlerntem muß, bis er im Mai 1871, als Lehrer an der dritten Bürgerschule nach Leipzig kommt, wo dann durch Anhören der Gewandhauskonzerte und der Opernaufführungen die Kunstgier seiner Seele zu vollen Aufblumen angeht wird und er bereits im Herbst des folgenden Jahres aller Schulmeisteri Balet sagt. Von Leipzig aus, wo zumpe 1871 zum erstenmal die „Meisterfänger“ hörte, die ihn jedoch „vollkommen kühl ließen, in denen er fast Seele und Lebenskraft nur Geistesreifeit und Künstlersinn fand und die ihn in der Ansicht befestigten, daß Wagner kein Komponist von Gottes Gnaden sei“, würgert er um Pfingsten 1872 mit dem Nibel. Verein zur Grundsteinlegung des Festspielhauses nach Bayreuth und tritt noch im Herbst desselben Jahres als Kopist und Korrektor in Wagners mit dem graphischen Vorarbeiten für die Ringaufführungen betraute „Nibelungenkanzlei“ ein. Und von Bayreuth aus vollendet sich dann zumpe weiteres Schicksal: Er wird Theaterspellemeister und Gelehrter und lundiger Wagnerdirigier und kommt nach ersten Engagements in Salzburg, Würzburg, Magdeburg, Frankfurt a. M. und Hamburg — an letzterem Orte hatte er als Komponist mit der liebend-

würdigen Operette „Farrinelli“ erfolgreich debütiert — als Hofkapellemeister der Opernbühnen zu Stuttgart (1891 — 1895), Schwerin (1895 — 1901) und München (1901 — 1903) zu wohlverdientem hohen Ansehen und Belohnung. Neben den Aufführungen der Wagnerischen Tonwerke, die für ihn Fremdenklänge geworden waren und die er sowohl mit den bescheidensten Mitteln der beiden erkannten Theater als schließlich auch mit dem reichen Aufwande, den die Wagnerfestspiele in Münchener Prinzregententheater gestatten, jederzeit zu möglicher Vollkommenheit förderte, bilden in Stuttgart die deutsche Uraufführung von Verdis „Falstaff“ und in Schwerin sein begierterstes Eintreten für Max Schillings „Der Diebstahl“ (Uraufführung) und „Angewode“ (acht Gattspiele des Schweriner Ensembles mit „Angewode“ im Königl. Opernhaus zu Berlin) zumpe kühlste Laten im Gebiete der Oper, während er gleichzeitig auch als Konzertdirigent (auch des Kam. - Orchesters in München) viel Neues brachte und als fernerer Vertreter deutscher Musik und vornehmlich der Wagnerischen Tonwirkungen räumreich auch bis nach London, Odesa, Madrid und St. Petersburg vordrang. Von alledem berichtet die Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, an denen viel eifrigste Begistertheit und beträchtliche Silberungskraft den Leser ganz unwillkürlich gefangen nehmen. Schwerer Klage über die Londoner Musikzustände treten da geradezu enthuftliche Berichte über die Passivermöglichkeiten in Madrid gegenüber, und wertvolle Betrachtungen über Schillings' Bühnenwerke und interessante Briefe an den Dirigenten und den Komponisten der „Angewode“ werden von inbaltreichen Briefen an den Schweriner Intendanten Baron v. Debebur und an den Münchener Intendanten Hrn. v. Postart abgelöst. Zumpe Überströmungskraft, die sich in den Briefen nach Schwerin noch mit einiger Knappheit äußert, erscheint dem Münchener Generalgeleitigen gegenüber allerdings zu einem bedenklich wirkenden Begörterungsbombast geleitert. Weislich ist in dem Buche auch die Rede von „Gawitri“, jener von Grafen Spord nach dem „Mahabharata“ gebildeten dreitägigen großen Oper, deren Komposition zumpe selber nur bis zur 520. Foliopartiturseite hat fördern können. So findet man denn in dem autobiographischen zumpe-Buche allenthalben Interessantes und Schönes, das Weisheits- aber in einem Briefe an Baron v. Debebur, wo es heißt: „O wie anders stände es, wenn unser Künstlerwelt wüßte, daß das Geheimnis allen Wiederstand niederwerfenden Erfolges die Treue der Arbeit ist! Selbstausschaltung zugunsten seiner Aufgabe — treu sein im Tempelbienst und reinen Herzens!“

Von edlem Streben und erfolgsgedonetem Erleben einer treuen Tempelbienenin berichtet das Wort: „Hermine Spiel. Ein Gedichtbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester“, das durch die G. J. Weidke Verlagshandlung nun schon in dritter — verbesserter und durch eine Reihe ungedruckter Briefe von Johannes Brahms und Klaus Fuchs vermerkt — Auflage (Preis 5 Mk., gebd. 6 Mk.) herausgegeben wurde. Vieles, freundlich und doch durchaus ernsthaft, wie Hermine Spiel durch ihr persönliches Wesen und durch ihre ablige Kunst wirkte, ist auch dieses Buch geraten, das mit allen erinnerungsgetreuen Aufzeichnungen der Schwester Minna, der ja als liebendst sorgender Freundin und Jahrgenossin der Künstlerin selbst vornehmliches Mitleiden bezeugen war, und mit der kühnen Einschaltung von Tagebuchblättern und Briefen, die Hermine Spiel selbst geschrieben hatte, nahezu allen Reiz einer Autobiographie ausdrückt. Von glücklicher Kindheit im wohl- und wissensreichen Elternhause, von der Justizität in Miesbach, vom Wachwerden und Heranziehen der Künstlerin Hermine Spiel, von ihrem gewissenhaften Arbeiten und ihren glänzenden Erfolgen, vom Begegen mit vielen lieben und mit manden bedeutenden Menschen, von schmerzvollem menschlichen Erleben und lauterem Kunst- und Naturgenießen erzählt dieses Gedichtbuch in so durchaus wahrhaftiger und herzlich anmutender Weise, das es wohl jedem kunstfreundlichen und gemüthbegabten Leser damit ähnlich ergeben dürfte, wie einst Johannes Brahms, der 1894 nach dem Erscheinen des Buches in erster Auflage an die Verfasserin schreiben konnte: „Ich habe gelesen bei der Lesüre Ihres Buches so herzlich Ihrer gedacht, daß ich Ihnen durchaus einen Gruß und ein Wort des Tandes sagen muß. Ob ich mehr gedacht und geträumt oder gelesen habe, weiß ich nicht. Aber es war lauter Schönes und Liebes, das sich mir auf das lebhafteste vordrang.“ Aus dem durch Wirtsaufnahme von einigen 40 seidenen Gruß- und Brautbriefen und von zwölf von Hermine Spiel an ihre und des Meisters Johannes Wiener Freundin Maria.

Frellinger gerichteten Briefen nun noch wesentlich gemehrten reichen Inhalt des Oedenbuches, das mehrere Bildnisse der Künstlerin und zwei Klaus Grotz und Johannes Brahm's darstellende reichend intime Aufnahmen schenken, können hier selbstverständlicherweise nur kleine Proben geboten werden. Als solche mögen zwei charakteristische Stellen des Buches gelten, die, neuen Einblick in das einst vielbesprochene herrliche Verhältnis zwischen dem großen Liedemeister und seiner begeisterten Interpretin gewähren, den Gheineid Brahm's in fröhlicher Melodie — Hermine Espies aber in steter Selbstbeurteilung gemesseren lassen. Eine Lagerhausaufzeichnung der Künstlerin, die aus dem Herbst 1883 herkommt und von einem fröhlichen mußdurchschlungenen Wiesbadener Zusammensein mit Brahm's, dem Professoren Ehrlich und Ehlerl und dem Violoncellisten Hausmann aus Berlin berichtet, schließt mit der Angabe: »Später bei Tisch, wo ich neben ihm (Brahm's) saß, war er höchst amüsan, hieß mit mir an. »Auf Ihren Schwiegeraters« sagte er, und gleich hinterdrein, als ich ein wenig jügere, zur Gesellschaft gemandt: »Sie befinden sich, ob der Brahm's noch einen Vater hat.« Alles lachte natürlich und ich mit. — Da scheint denn doch gleichsam der Lüge ein wenig mit der Maus — mit einem von ihm allerdings hochverehrten Mäuschen gespielt zu haben. Dieses aber hat sich des gewöhnlichen Neppes vor dem Bösen nie entlassen können, und so lesen wir denn in einem Briefe an Maria Frellinger: »Was Sie da von Brahm's

in bezug auf mich schreiben, das ist ein Irrtum, liebes Frauchen. Nein, das ist ganz gewiß ein Irrtum! Er mag mich ja ganz gut leiden, denn ich singe seine Lieder nicht schlechter als andere und bin ja auch ein mit fünf gelunden Sinnen ausgehathetes Geschöpf (außer meinen Augen, die gar nicht taugen). Aber — daß er mir gehört, das muß ich mit mir abwägen. Nein, die Verantwortung nehme ich gar nicht auf mich. Ich wüßte mich ja gar nicht dabei zu benehmen. Mein ganzes ungelundenes Weien ihm gegenüber könnte man eigentlich mit dem Namen »Friedrich« benennen, denn mit dieser Lüge ich selbst über meine Ehrfurcht vor ihm hinwegzukommen. Er weiß gar nicht, wie innerlich klein ihm gegenüber ich mich fühle; ich kann dann nur Unfluth mit ihm treiben, und er verliert das auch. Er weiß ja doch mit seinem durchdringenden Blick alles zu erforschen.« Unverwundt ist Brahm's im Lenze 1897 dem Tode erlegen, den er mit dem ergreifenden Gesange »O Tod, wie süß bist du!« herbeigeleitet hatte — vier Jahre vor ihm war aber auch allzukurzem Ehelich sein »liebes Fräulein Hermine« zur ewigen Ruhe eingegangen und auf dem schönen Wiesbadener Friedhofe beisetzt worden. Ihr Grab schmückt ein Denkstein mit bronzener Leier, durch die sich ein Notenband mit den Anfangstönen der Schubert'schen Litanei schlingt, und ein feierliches »Alle Seelen ruh'n in Frieden« möge denn auch den Ausklang ihrer längeren irdischen Wanderung bilden, die an Buchendruckern so vieler entlassenen Meister vorüberführte. Arthur Smolian.

**Bücherbesprechungen.**

— 1813. Preußens Völkertüchtling. Von Stadtrat a. D. Dr. B. Zelle. Braunshweig, Richard Sattler's Verlag. Geheftet 5 Mk. — Dem im Vorjahre erschienenen Werke über 1812 hat der Verfasser jetzt ein „1813. Preußens Völkertüchtling“ angeschlossen. Auch dieses wiederum ist ein im besten Sinne des Wortes populäres Geschichtswerk, wie es für jeden Zeitabschnitt wohl überhaupt noch fehlt. Denn die groß angelegten militärischen Werke, die jetzt über die Befreiungskriege erscheinen, sind in erster Linie für den militärischen Fachmann bestimmt, und die sogenannten populären Darstellungen dieser Epoche sind zum Teil wenig wissenschaftliche, von einseitig preußischem Standpunkt aus geschriebene Kompilationen. Dies „1813“ aber ist ein durchaus selbständiges Werk, auf eingehenden Quellenstudien beruhend; manche Legende wird beseitigt und manche Tatsache jutage gefordert, die auch dem Fachmann Neues bringt. Dabei ist das Buch in überaus lebendiger Sprache geschrieben und wird ebenso der Erde Napoleons, wie der moralischen Bedeutung der preußischen Volkserhebung gerecht. Man kann sagen, daß der Verfasser die Forderung erfüllt hat, die Fort v. Wartenburg in seiner „Weltgeschichte in Umrissen“ an die Geschichtsschreiber der Befreiungskriege stellt: daß unsere besten Geschichtsschreiber sich bemühen müßten, im wahrsten, besten Sinne vollstümliche Darstellungen solcher Epochen zu geben, damit unser Volk sich voll durchdringe mit dem Geiste dieser Zeiten. Möchte ein „1814“ und „1815“ bald folgen. H. St. — Deutsche Geschichtsblätter. Monatschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille. V. Vand. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 330 S. 8. — Auch dem neuesten Jahrgange der Deutschen Geschichtsblätter, den wir — ohne unsere Schuld — etwas verspätet an dieser Stelle zur Anzeige bringen, wird man gern das Zeugnis ausstellen, daß er seiner Aufgabe, ein Verbindungsglied zwischen der landesgeschichtlichen und der allgemeingeschichtlichen Forschung zu bilden, in ganz vortheilhafter Weise gerecht wird; sein reicher Inhalt geht nach den verschiedensten Seiten hin eine Fülle von Anregungen, und man kann nur wünschen, daß die Zahl der Leser nicht bloß unter den Geschichtsforschern, sondern auch unter den Geschichtsfreunden fortwährend zunehme, zumal die Verlagsbuchhandlung den Bezug in anerkennenswerter Weise erleichtert. Die größeren Aufsätze, durchweg aus der Feder tüchtiger Fachleute, haben in erster Linie den Zweck, auf weiteren Gebieten zu orientieren und Richtungsarbeiten für die Einzelwissenschaft zu geben. So behandelt Konrad Beyerle „Neue Benennungen deutscher Stadträte“ und knüpft daran vom Standpunkte des Rechtshistorikers aus sehr beachtenswerte Fingerzeige über die Einrichtung solcher Publikationen, über Anordnung des Stoffes, Einleitung, Sachregister u. dgl. In ähnlicher Weise bespricht Wilh. Erben die Freireichsgeschichte; bei aller Anerkennung der in reicher Fülle vor-

liegenden Regimentsgeschichten betont er die Wichtigkeit der zusammenfassenden Darstellungen, wie solche seit 1898 in Österreich und in besonders vorbildlicher Weise seit 1901 in Bayern erscheinen, während man in Preußen sich in ebenfalls sehr dankenswerter Weise mit monographischen Vorarbeiten, insbesondere auf dem Gebiete der Quellenforschung beschäftigt. In ein entlegenes und noch verhältnismäßig wenig angebautes, aber hochinteressantes Gebiet führt uns ein umfangreicher Kenntnis des Stoffes zeugender Aufsatz von Julius Vogel „Medizinische Kulturgeschichte“ ein. Wie sich Sprachforschung und Geschichtsforschung begegnen, lehrt eine anprende Arbeit von Ferdinand Wenz „Dialektwörterbücher und ihre Bedeutung für den Historiker“, und an einem Beispiele die gründliche Unterlegung von Bruno Gaemmerer über die Anknüpfung Tauf- und Familiennamen, die eine mehr als lokale Bedeutung besitzt. „Zur Geschichte der Besiedelung von Nieder- und Oberösterreich“ gibt Max Banca eine Literaturübersicht, die zugleich auf die Wälder der heutigen Forschung hinweist. Dieser Aufsatz sowie die manche neue Gesichtspunkte bietende Arbeit von Hans Witte, „Benedictische Völkergeschichte im weltlichen Medienburg“, die nach den Urkunden eine wertvolle Kritik des Kageburger Jehntrages von 1230 und damit den Nachweis bringt, daß die slavische Bevölkerung sich in Medienburg viel länger erhalten hat als man bisher annahm, leiten hinüber zu den landesgeschichtlichen Übersichten von Wächter „Die landesgeschichtliche Forschung in Anhalt“, von Hermann Forst „Die Geschichtsschreibung im Bistum Osnabrück bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts“ und von E. Jirov „Steiermärkische Geschichtsschreibung von 1811 bis 1850“. In die römisch-germanische Zeit führt uns ein Aufsatz von Salomon Frankfurter über die Organisation und die bisherigen Ergebnisse der Völkergeschichte in Österreich, während Georg Gao „Zur Bevölkerungsstatistik der Karolingerzeit“ eine neue Methode für statistische Untersuchungen im früheren Mittelalter entwirft. Sehr wichtig zum Einbürgerung in die recht verwickelten Archivalienverhältnisse Österreichs ist der Aufsatz von Karl Giannoni „Staatliches Archivwesen in Österreich“; er findet eine kritische Ergänzung durch die Ausführungen Michael Mayer „Zum österreichischen Archivwesen“, die in sehr verständiger Weise die weitgehende Dezentralisation der österreichischen Archive, den empfindlichen Mangel einer Zentralbehörde und die in seiner Weise genügende Wirksamkeit seit 1894 bestehenden f. l. Archivates beleuchten. Dieser Aufsatz führt uns zu der Abtheilung „Mitteilungen“ hinüber, die von der Redaktion wieder besonders reich ausgestattet ist. Neben Berichten über die Thätigkeit der historischen Kommissionen, Vereine und Berammlungen, über neue Schriftfunde, die gelegentlich der 100jährigen Frier der Einverleibung einer Reihe deutscher Territorien in Preußen erschienenen Geschichtsbücher, die „Neuabgabebücher“, die von der Kommission für Sachsen-Anhalt und für Baden herausgegeben werden u. dgl. m., finden wir hier lebenswerte Aufsätze über thüringische Ortsmuseen mit besonderer Be-

rücksichtigung des habsburgischen Museums zu Jena (von Paul Weber), über den Fortgang der Veröffentlichung von Grundrissen (von H. Köstler), über Wandtafeln vorgeschichtlicher Funde (von P. Jenisch), über die neue Literatur zur Feinmalstunde, über geschichtliche Ortsbeschreibungen u. a. — durchweg Fragen, die für weite Kreise von großem Interesse sind und die in meist sehr anregender Weise besprochen werden. Unter den Personalnachrichten heben wir den schönen Nachruf an den am 17. Juli 1903 verstorbenen Wiener Historiker Engelbert Wählgacher (von F. Steinacker) hervor. — m —

In dem eben erschienenen 9. Heft des 3. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Volkskunde gibt Paul Bender nach einer Druckschrift, die er bei einem Ostbesucher der Goldber Pfleger gefunden hat und die wohl Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen ist, eine Anzahl Beschwörungsformeln und Bannsprüche, Feuerregeln und sonstige sympatische Mittel wieder; leider fehlt das Titelblatt — aber sollte sich nicht doch Näheres über die Schrift stellen lassen, die wohl nicht bloß in diesem einen Exemplar erhalten ist? Die Fortsetzung des Aufsatze von E. Jahn Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge zeigt von neuem, wie wenig doch von derartigen Bräuden — hier handelt es sich besonders um Geburt, Liebe, Ehe — rein lokalen Charakter trägt; weitaus das meiste wird man auch in anderen Gegenden Deutschlands nachweisen können. Einen dankenswerten Überblick über die Mundart des habsburgischen Erzgebirges, das Luosgebirg der Weisberg und Müglitz (Weißing, Altenberg, Jinnwald, Neufeld-Jannwald, Järrenau und die benachbarten böhmischen Gebiete) gibt K. Thersing. G. Beschner teilt die Namen bereit, die sich freundlich zur Sammlung von Flurnamen bereit erklärt haben, und ein Verzeichnis der älteren Flurbücher des Hauptstaatsarchivs mit. — Wichtig ist dem Heft der Jahrsbericht über das Vereinsjahr 1904; Nachrufe an den hochsel. König Georg, an Prof. Nagel und Friedensrichter Seelig (Kangestrüß) eröffnen ihn, dann folgen Mitteilungen über die Ortsgruppen, die Hauptversammlung, die Stellung des Vereins zum Verband deutscher Vereine für Volkskunde und zum Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine sowie über eine Reise von dankenswerten Unternehmen des Vereins, über Archiv, Bibliothek und Museum. Die Mitgliederzahl betrug Ende 1904: 2189 — der Verein ist noch immer der stärkste der deutschen Volkskundevereine. — m —

— Archiv für Kulturgeschichte. Erg. von Dr. Georg Steinhausen. III. Bd. 2. Hft. Berlin, Verlag von Alexander Dunder. Jährlich 4 Hefte. Preis 12 M. — Das jüngste Heft des Archivs enthält neben den üblichen Bücherbesprechungen, kleinen Mitteilungen und Referaten, sowie der Bibliographie vier größere Abhandlungen, die sämtlich auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen können. An erster Stelle handelt Lic. Hermann Freytag, Pfarrer in Reichenberg, über „Preussische Jerusalemzüge vom 14. bis 16. Jahrhundert“. Die Arbeit gibt manches auch für die Geschichte des Reisens im allgemeinen Beachtenswertes her. Die „Materialien zur Geschichte der arabischen Züge in Frankreich“, die Privatdozent Dr. Leo Jordan in München zumeist aus Codices der Pariser Nationalbibliothek mit Schöpfzinn und Umsicht zu Tage gefördert hat, beleuchten ein allgemein interessantes Kapitel europäischer Kulturvermittlung. Konrektor Dr. Wilfried Jagellange in Nürnberg liefert einen Beitrag zur Beurteilung des Kunstempfindens und des Kunstverständnis in Deutschland etwa am Beginn des 18. Jahrhunderts durch Auszüge aus der Beschreibung einer größeren Reise zweier deutscher Mitglieder von Wien nach den Niederlanden. Die „Nachrichten über Badenweiler, sowie Kunst- und Kuriositätenkammern in einer handchriftlichen Reisebeschreibung von 1706“ betreffen Gnaim, Zglau, Prag, Dresden, Berlin (am ausführlichsten), Charlottenburg, Potsdam, Magdeburg, Wollensbüttel-Salzdahlum, Herrenhausen, Osnabrück, Münster, Cleve, Utrecht. Die spezifische Art des Kunstinteresses, wie sie aus diesen Wältern spricht, die der Herausgeber wohl gewiss nicht mit Unrecht als typisch für die ganze Zeit anspricht, stellt sich als eine recht oberflächliche dar, die sich weniger auf das detaillierte Wert als solches richtet, sondern jedes Stück nur nach Maßgabe der sich daran haltenden Märchen und Legendem auf seinen Wert als „Kuriosität“ hin einschätzt. Nur vereinzelt kommt es hier und da leise zum Durchbruch, daß die Reisenden auch mit eigenen Augen sehen wollen. So werden ihnen z. B. über dem Eingang zum Refektorium des Jesuitenkollegs in Prag die Gesichter von 10 Jesuiten gezeigt und dazu bemerkt: „Das

roß vor Ein Jesuiter herein komme, ihm Eins von den zehn gleichete.“ Wogu mit beiseitiger Kritik hinzugefügt wird: „wir haben es unterdessen gelaugt, aber doch in diesen 10 Gesichtern noch specials gefunden.“ Einen interessanten Beitrag zur Gagliostro-literatur liefert schließlich Prof. Dr. Heinrich Fund in Verbach in dem Schlußausatz: „Gagliostro in Straburg nach der Schilderung eines Augenzeugen.“ Dieser Augenzeuge ist der Richter Justmeister und Dichter Johannes Büchel, der 1781 äußerst objektiv und besonnen nach vierjähriger persönlicher Beobachtung über den Wundermann in einem langen Schreiben an seinen alten Lehrer Bödmer berichtet. W. B.

— Die von dem Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen in Braunschweig ausgegangene Anregung zur Gründung kaufmännischer Fortbildungsschulen in außerordentlichen Staaten Deutschlands, besonders in Preußen, deren Errichtung in die neueste Zeit fällt, hat natürlich auch die Bearbeitung von passenden Unterrichtsmitteln für diese Anstalten notwendig gemacht. Die zwar sehr zahlreich vorhandenen Lehrbücher sind vorwiegend für den Unterricht an den höheren Handelslehranstalten bestimmt und für mehr Zeit berechnet, als den Fortbildungsschulen zur Verfügung steht. Durch gemeinsame Arbeit von Fachleuten sowohl des Unterrichtswesens als auch des Kaufmannstandes ist im Verlage von C. E. Müller & Sohn, Berlin, von dem Direktor der kaufmännischen Schulen der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin Dr. Otto Knorr eine Sammlung von Lehrmitteln für Fach- und Fortbildungsschulen herausgegeben worden, die folgende Lehrbücher enthält: Allgemeine Handelskunde von Max Behm, 2 Teile zu je 90 M., geb. 1,25 M., Durchführung für Kaufleute von F. Wende, 2 Teile zu je 75 M., geb. 1 M., Wirtschaftsgeographie Deutschlands und seiner Hauptverkehrsänder von A. Wolf und P. Pfug. 1. Teil: das Deutsche Reich zu 2 M., geb. 2,40 M., und Le français pratique pour la jeunesse commerciale et industrielle von Dr. Otto Knorr und Gabriel Puy-Fourcat. 1. Teil zu 2,40 M., geb. 2,80 M. — Die Handelskunde enthält in kurzer, leicht verständlicher Darstellung das Wichtigste von dem, was in umfangreichen Werken unter dem Titel Kontorwissenschaften und Handelswissenschaft behandelt ist, und soll auf die übrigen kaufmännischen Fächer vorbereiten. Den Originalen getreu nachgedruckte Formulare dienen zur Erläuterung des Textes. — Die Durchführung behandelte zwei dreimonatigen Geschäftsjahren die einfache und doppelte Buchführung und nimmt bei der Erläuterung des Bücherstufens und der Inventur Veranlassung zur Erläuterung der sog. amerikanischen Buchführung und des preussischen Einkommensteuergesetzes. — Die Wirtschaftsgeographie, deren zweiter Teil im Druck befindlich ist, befaßt sich mit dem Deutschen Reich und behandelt die natürlichen Verhältnisse, die Gütererzeugung und den Güterverkehr (Hodenbau und Viehzucht, Bergbau, Industrie, Verkehrsweg und Handel). — Le français pratique ist eine recht praktische, knapp gefasste Grammatik der französischen Sprache in 30 Lektionen. Der Lehrstoff ist nach der in verschiedenen größeren Werken bereits angewandten Methode behandelt: an ein kurzes Vokabel- oder eine Erählung schließen sich Fragen über den Inhalt deselben an, dann folgt ein grammatischer Teil und danach sächliche Übungen an, die nach Zeit und Belieben erweitert werden können. Den Schluß bildet eine Konjugationstabelle und als Beilage ein kleines Vokabular. Von sämtlichen Lehrmitteln kann man sagen, daß sie dem genannten Zwecke vollkommen entsprechen und daß Eltern, Prinzipalen und Lehringen die Anschaffung der in handlichem Taschenformat gebundenen Hefte durch billigen Preis erleichtert ist. Auch den Lehrern an kaufmännischen Fortbildungsschulen außerhalb Preußens können diese Lehrmittel zur Benutzung empfohlen werden. Ha.

— Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im frühen Mittelalter. Analecten von Ludw. Moriz Hartmann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. III, 131 S.; 8°. Preis: 2 M. — L. M. Hartmann, der seit längerer Zeit über einer groß angelegten und breit durchgeführten „Geschichte Italiens im M.“ sibt, bietet hier einige Nebenergebnisse seiner umfassenden Arbeit, die auf volle Würdigung wohl nur bei Fachhistorikern und Volkskundforschern hoffen dürfen. Außer an sich recht interessanten Beiträgen zur Früh-Geschichte der Fünfte und des Po-Handels fehlt vor allem ein durch eine graphische tabellarische Übersicht vortrefflich illustrierter Aufsatz über die Wirtschaft des Klosters Bobbio im 9. Jahrhundert. Alle Achtung vor solch einer Kleinarbeit! Ht.

Ersteinst  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Erscheinung der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 58.

Dienstag, den 16. Mai, abends.

1905.

## Brauchen wir eine Bodenreform als Voraussetzung für bessere Wohnungsverhältnisse?

Von H. Freiherr v. Wedel, Regierungsrat in Chemnitz.<sup>1)</sup>

Um die gestellte Frage zu beantworten, müssen wir zunächst unterscheiden, inwieweit das geltende Bodenrecht oder die übliche Art seiner Anwendung an der Wohnungsnot schuld sind, um dann die Maßnahmen zu besprechen, die etwa auf diesem Gebiete zur Abhilfe der Wohnungsnot getroffen werden könnten. Vorerst aber möchten wir uns — wenn auch nur in flüchtigen Umrissen — das Bild der Wohnungsnot vergegenwärtigen. Denn wir können nur die Ursachen eines Leidens erkennen und die rechten Heilmittel finden, ohne vorher das Krankheitsbild festzustellen; und um eine Krankheit, eine soziale Krankheit handelt es sich ja bei der Wohnungsnot.

## I. Die Wohnungsnot.

Die Statistik weist nach, daß die Wohnbedürftigkeit in den Städten fortgesetzt zunimmt: zwischen den beiden letzten Volkszählungen 1895 und 1900 stieg die Bevölkerungsziffer, wir sagen die Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses, in Berlin von 71 auf 77; Chemnitz hat die Zahl von durchschnittlich 30 Hausbewohnern erreicht.<sup>2)</sup> Die wachsende Bevölkerung zeigt an, daß das Massenmiethaus, das die schlechtere, kulturell minderwertige Form des Wohnens darstellt, immer mehr zum herrschenden Typus wird, der unteren Proletariats das äußere Gepräge gibt. Nach den Erhebungen vom Jahre 1900, die alle weiteren Angaben zugrunde liegen, machen in Berlin die Massenmiethäuser mit mehr als 20 Wohnungen 39 % aller Wohnhäuser aus.<sup>3)</sup> Es kommen in Berlin 100 Wohnungen 41 auf das 3., 4. oder ein noch höheres Stockwerk<sup>4)</sup>, in Chemnitz 30.<sup>5)</sup> Hierzu wird von sachkundiger Seite bemerkt, daß die Sterblichkeit mit der Höhe der Stockwerke steigt.<sup>6)</sup> Im Kellergehoß haufen von 1000 Stadtbewohnern überhaupt in Altona 76, in Polen 70, in Hamburg 64, in Berlin 50.<sup>7)</sup> Es ist bekannt, wenn es sich auch statistisch nicht ausdrücken läßt, daß die Kellerwohnungen in der Regel, namentlich soweit sie aus früheren Jahrzehnten herrühren, nicht genügend vor der Feuchtigkeit des Erdbodens geschützt sind, nicht hinreichend große Fensterflächen haben, kurz nicht diejenigen Voraussetzungen erfüllen, unter denen eine Wohnung im Kellergehoß den Anforderungen der Hygiene auch nur einigermaßen entspricht. Dagegen gibt es in Chemnitz alles in allem nur 32 Kellerwohnungen<sup>8)</sup>, wo denn überhaupt in Sachen dank unserem Allgemeinen Baugesetz der Grundriß der Kellerbewohner in der Abnahme begriffen ist. Die Hinterhauswohnungen, die in der Regel nur von engumschlossenen Hof mit stagnierender Luft zugänglich sind, machen in Berlin 48, in Charlottenburg 42, in Magdeburg 36, in Polen 32 der ganzen Wohnungen aus, wovon sich Chemnitz mit nur 6 % vorteilhaft abhebt.<sup>9)</sup> Die Dachwohnungen gelten zwar für gesundheitslich minderwertig, doch nur unter bestimmten Voraussetzungen, die sich der Statistik entziehen, so daß hierzu keine Zahlen gegeben werden können.

In Berlin gibt es rund 2000 Wohnungen ohne jeden heizbaren Raum, 4000 Wohnungen, die nur aus Küche bestehen, 33000, die sich aus einem einzigen heizbaren Zimmer ohne Kammer, Küche oder sonstiges Nebengehoß zusammenfassen, am häufigsten ist die aus einer Stube nebst Küche bestehende Wohnung vertreten; sie ist regelmäßig auf dem Hofe gelegen, fest eingebaut, ohne die Möglichkeit einer Cauerfüllung und ohne, selbst, zu einer selbständigen Wohnung notwendige Nebengehoß. Deren gibt es in Berlin 197000 mit nahezu der Hälfte der gesamten Stadtbevölkerung.<sup>10)</sup> Auch in Chemnitz gibt es rund 3000 Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer ohne Nebenraum, rund 25000, die sich nur aus 1 heizbaren Zimmer und 1 nicht heizbaren Raum zusammenfassen. Diese beiden Kategorien machen zusammen 58 % aller Wohnungen aus.<sup>11)</sup> Es liegt auf der Hand, daß Wohnungen dieser Größe der Gefahr einer Überfüllung ausgesetzt sind, um so mehr als Arbeiterfamilien im Durchschnitt eine verhältnismäßig hohe Kopfzahl aufweisen; es kann daher nicht verwundern, daß von den Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer in Berlin 12 % überfüllt, d. h. mit mehr als 5 Personen belegt sind.<sup>12)</sup> Von 100 Schlafräumen in Chemnitz sind 7 zur Hälfte mit mehr als 5 Personen belegt.<sup>13)</sup>

Zu solcher Überfüllung trägt erheblich das Schiffsstellenwesen bei, die bunteste Seite unserer Wohnungsverhältnisse. Von 100 Wohnungen mit nur 1 heizbaren Zimmer bergen Arbeiter- oder Schlafleute in Plauen 59, Berlin 39, Dresden 37, Hamburg 13.<sup>14)</sup> In den Chemnitzer Stadtteilen Sonnenberg und Gabelzig setzen sich 17 % aller Haushaltungen darauf an, gewielen, fremde, zahlende Personen bei sich aufzunehmen.<sup>15)</sup>

Dazu kommt, daß die kleinen Wohnungen unerschwinglich teuer sind nicht nur im Vergleich zu dem, was sie bieten, sondern auch gegenüber dem Einkommen der untersten Volksschichten: Je geringer das Einkommen ist, um so höher ist der Anteil, den die Miete davon in Anspruch nimmt; so beträgt in Leipzig der Anteil der Miete am Einkommen bei den Einkommensstufen bis 1100 M. 23 %, während er bei den höheren und höchsten Klassen bis zu 4 % herabsinkt; in 6 preussischen Städten wurde die Zahl der Haushaltungsdoorstände mit einem Einkommen bis zu 900 M. und die Zahl der Wohnungen für einen Preis bis zu 250 M. ermittelt; obwohl eine Miete von 250 M. viel zu hoch ist für ein Einkommen von 900 M., ergab sich doch, daß die Zahl der Wohnungen in dieser Preiskategorie weit zurückbleibt hinter der Zahl der Haushaltungsdoorstände in jener Steuerklasse, um 6 % in Danzig, um 12 in Polen, um 20 in Hannover, um 33 in Charlottenburg.<sup>16)</sup>

Der hohe Preis und die dürftige Beschaffenheit kleiner Wohnungen zwingt uns, von einer Wohnungsnot auch da zu sprechen, wo der Zahl nach ein Mangel nicht vorhanden ist. Wenn die Statistik einen genügenden Vorrat an Kleinwohnungen so lange annimmt, als mindestens 3 % der vorhandenen leer stehen, so kann namentlich in Chemnitz 3 % von einem der Zahl nach unzureichenden Angebot nicht die Rede sein. In es macht sich, wie hier so in Dresden, ein Überfluß an Kleinwohnungen bemerkbar; stellt doch das Statistische Amt der Stadt Dresden auf

<sup>1)</sup> Der Aufsatz gibt in der Hauptsache einen vom Verfasser in Chemnitz gehaltenen Vortrag wieder.

<sup>2)</sup> Eberstadt, „Das Wohnungsweisen“ in Weigels Handbuch der Hygiene, S. 336.

<sup>3)</sup> Eberstadt a. a. O. S. 338.

<sup>4)</sup> Eberstadt a. a. O. S. 340.

<sup>5)</sup> Bericht des Statistischen Amtes der Stadt Chemnitz über das Ergebnis der Wohnungszählung vom 1. XII. 1900.

<sup>6)</sup> Bericht des Hübnerbörger Wohnungsforschungsvereins, S. 653.

<sup>7)</sup> v. d. Borcht, „Grundzüge der Sozialpolitik“, S. 390.

<sup>8)</sup> Ver. des Stat. Amtes f. o.

<sup>9)</sup> v. d. Borcht a. a. O. S. 390.

<sup>10)</sup> Eberstadt a. a. O. S. 346.

<sup>11)</sup> Ver. des Stat. Amtes f. o.

<sup>12)</sup> v. d. Borcht a. a. O. S. 393.

<sup>13)</sup> Ver. des Stat. Amtes f. o.

<sup>14)</sup> Statist. Jahrb. deutscher Städte für 1903.

<sup>15)</sup> Ver. des Stat. Amtes f. o.

<sup>16)</sup> v. d. Borcht a. a. O. S. 397.

Grund einer Erhebung vom 12. Oktober v. J. sei, daß denen, die für eine Familienwohnung bestehend aus 1 heizbaren Zimmer, Kammer und Küche bis zu 250  $\times$  Miete zahlen wollen, in Dresden über 2000 leerstehende Wohnungen dieser Art zur Verfügung stehen.<sup>17)</sup> Falls aber wäre es, aus diesem schätzbaren Ueberschuß auf nur einigermaßen befriedigende Wohnzustände zu schließen; denn allein eine Unterlegung derjenigen Wohnungen, welche Kfimerier und Schlafleute aufnehmen, hat in Dresden ergeben, daß 11 000 Wohnungen dieser Art = 69% gegen eine oder mehrere Vorschriften der Wohnungsordnung verstoßen, darunter befinden sich mehr als 2000 Wohnungen, in denen für die Familie des Vermieters nicht ein heizbarer Wohnraum und ein Schlafraum zur eigenen Benutzung verbleiben, mehr als 3000 Wohnungen, in denen die Schlafräume nicht einmal 10 Kubikmeter Luft oder 3/4 Cuadratmeter Bodenfläche für den Schlaf abgeben, mehr als 1600 Wohnungen, in denen die Schlafräume der Teilmiete von der Familie des Vermieters nicht vorrichtsmäßig getrennt sind.<sup>18)</sup> Also trotz Ueberflusses an Wohnungen doch Wohnungsnot. Denn der Not gehorchend, nicht aus freiem Belieben, nehmen die Arbeiterfamilien Kfimerier und Schlafleute bei sich auf und teilen ihre enge Hühlsigkeit mit Fremden.<sup>19)</sup>

Es wäre leicht, noch weiter Zahlen an Zahlen zu reißen, insbesondere den verheerenden Einfluß unserer Wohnungsverhältnisse auf Gesundheit und Sittlichkeit des Volkstums mit Zahlen zu belegen oder durch Schilderung besonders fentzeuender Fälle in helles Licht zu setzen. Es genüge zu erwähnen, daß von den in Berlin geborenen Militärpflichtigen nur 33% diensttauglich sind, von den auf dem Lande Geborenen dagegen 58%. Doch genug davon. Es gilt ja nicht, eine erschöpfende Darstellung der Wohnungsnot zu geben, sondern nur durch Andeutung ihres Umfangs und ihrer wichtigsten Erscheinungsbildern den Eindruck zu erwecken, welches Uebel und welche Gefahr sich hinter dem Worte Wohnungsnot verbirgt.

## II. Ursachen.

Fragen wir nun nach den Ursachen, die für die Wohnungsnot verantwortlich sind, insbesondere nach dem Anteil, der von jeder Verantwortung auf die rechtlichen und tatsächlichen Verhältnisse des Grund und Bodens entfällt. Abschließend fragen wir nach den Ursachen, um von vornherein der Auffassung zu begegnen, als sei es möglich, eine so weit verbreitete, so mannigfache sich äußernde Krankheitserscheinung lediglich aus eine einzige Ursache zurückzuführen, etwa nur auf den Zug vom Lande oder nur auf das Fehlen der Mietkammer oder nur auf die künstliche Steigerung der Bodenpreise. Zahllos, unübersehbar sind die Fäden, die sich im Leben der Gegenwart durchkreuzen und verknüpfen. Zeigt sich in dem seinen, viel verschlungenen Gewebe ein Fehler, nicht nur hier oder da, sondern fast überall und in mannigfacher Weise, so ist der Schluß erlaubt, daß es auch mannigfache Ursachen sind, die zu dem fehlerhaften Ergebnis zusammenwirken.

Doch so mannigfach sie auch sein mögen, die Ursachen der Wohnungsnot, in der Hauptfache lassen sie sich doch zwei Gesichtspunkten unterordnen, der Nachfrage und dem Angebot.

Die Nachfrage nach Wohnungen wächst in Städten mit aufsteigender Entwicklung nicht nur durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, sondern mehr noch durch den Zugang vom Lande. Entsetzt durch die Freizügigkeit, angelockt von der Aussicht auf höheren Lohn, zum Teil wohl auch von den Genüssen der Großstadt, erzieht sich der Strom der ländlichen Zuwanderung durch tausend Kanäle, die ihm die Verkehrsentwicklung erschließt, nach den Mittelpunkten der Industrie und steigert dort die Nachfrage nach Arbeit und Wohnung. Von 1871—1900 hat sich die Bevölkerung des Deutschen Reiches um 37%, die Zahl der Stadtbewohner dagegen um 107% vermehrt; während ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung im Jahre 1871 nur 36% ausmachte, war er bis 1900 auf 54% gestiegen.<sup>20)</sup> In Chemnitz betrug 1871 die Einwohnerzahl auf 1 ha des damaligen Stadtgebietes nur 56; i. J. 1900 auf 1 ha desselben Gebietes, also ohne Berücksichtigung der inzwischen erfolgten Einwohlerleihen, 120.<sup>21)</sup>

Je mehr nun mit der Bevölkerung die Nachfrage nach Wohnungen wächst, um so begehrt werden durch die Genuß ihrer Lage die Wohnungen im Inneren der Stadt, von wo der Geschäftsmann, der Beamte, der Arbeiter auf kürzestem Wege Kontor oder Bureau, Fabrik oder Werkstatt erreichen, jedermann am bequemsten seinem Beruf, Geschäft oder Vergnügen nachgehen kann. Dadurch steigen die Mieten im Innern der Stadt auch dann, wenn in den Außenbezirken und Vororten das Angebot neuer Wohnungen mit der Nachfrage Schritt hält. Weiber ist das aber nur selten der Fall. In der Regel bleibt das Angebot neuer Wohnungen an der Peripherie hinter der Nachfrage zurück, während gleichzeitig das Angebot alter Wohnungen im Centrum durch die City-Bildung in höherem Maße eingeschränkt wird. Unter City-Bildung verstehen wir die Verdrängung alter Wohnhäuser im Innern der Stadt durch öffentliche Gebäude, Banken, Hotels, Waren- und sonstige Geschäftshäuser. Diesem Vorgang begegnen wir nicht nur in London, wo die City noch vor wenigen Jahrzehnten von 100 000 Menschen bewohnt war, während sie jetzt zur Nachzeit nicht mehr als 30 000 beherbergt, oder in Berlin, wo die Bewohnererschaft der City (Zoothenstraße, Friedrichstraße, Kölln, Alt-Berlin) von 1896—99 — also in 3 Jahren — um 10% zurück ging.<sup>22)</sup> er vollzieht sich auch in den Großstädten des engeren Vaterlandes vor unseren Augen: Der Durchbruch der Friedrich August-Straße in Chemnitz hat alten Wohnhäusern das Leben geloliet und dafür Geschäftshäuser entstehen lassen; ebenda wird sich das neue Rathaus s. Z. an der Stelle alter Wohnhäuser erheben. Es mag ja in der Regel nicht schade sein, daß die Wohnungen, mit denen die City-Bildung aufkramt, auch ist sie durch die natürliche Entwicklung der Großstadt notwendig bedingt. Der Erfolg aber, daß sie das Angebot alter Wohnungen einschränkt und dadurch zur Steigerung der Mieten im Inneren der Stadt beiträgt, läßt sich nicht in Abrede stellen.

In den Außenbezirken und Vororten sind dem Angebot neuer Wohnungen teils natürliche, teils willkürliche Schranken gezogen. Nur selten tritt das Gelände als natürliches Hindernis der Stadterweiterung entgegen; auch die engen Grenzen der städtischen Bemerkung können einer planmäßig nach außen vordringenden Besiedlung zwar Schwierigkeiten, doch keine unüberwindlichen bereiten, wohl aber wird das Angebot neuer Wohnungen durch eine natürliche Eigenschaft des Wohnortes getrübt. So leicht sich nämlich auf diesem der Vorrat an vorhandenen Wohnungen schließen läßt, so schwer ist es, den wachsenden Bedarf und die hierdurch bedingte Nachfrage nach neuen Wohnungen in Bezug auf Zahl, Art und Lage im voraus zu übersehen. Selbst wenn der augenblickliche Bedarf an Wohnungen einer bestimmten Art in einem bestimmten Stadtteil richtig erkannt, auch in diesem Stadtteil baureifes Land zur Genuge vorhanden ist, so können doch von dem Entschluß eines Bauunternehmers, dem Bedarfe Rechnung zu tragen, bis zu dem Zeitpunkt, in dem die neuen Häuser bezugsfähig sind, wohl 1—2 Jahre vergehen; in der Zwischenzeit ist die Nachfrage vielleicht ins Stochen geraten oder hat sich einem anderen Stadtteile zugekehrt, denn wie die Statistik zeigt, wächst in Städten mit aufsteigender Entwicklung die Einwohnerzahl zwar fortgesetzt, doch ungleichmäßig. Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs werden abgelöst durch Krisen; seltene Jahre folgen den magreren; und wie Flut und Ebbe steigt und sinkt mit den Schwankungen des Arbeitsmarktes der Strom der Zuwanderung. Auch bei gleichmäßigem Wachstum der städtischen Bevölkerung wechelt doch mit den Veränderungen des Verkehrs und der Arbeitsgenauigkeit innerhalb des Ortes zugleich die Richtung, in der sich die Nachfrage bewegt.<sup>23)</sup> Es ist daher gewisslich, wenn der gewerbliche Bauunternehmer namentlich dem Bedarf an kleinen Wohnungen oft nur pögennd und in weitem Umfange folgt. Ja seiner Abneigung gegen den Bau kleiner Wohnungen trägt weiter der Umstand bei, daß es ihm gar nicht daran gelegen ist, die von ihm errichteten Mietshäuser selbst zu besitzen und zu verwalten; er muß auf schnellen Umsatz seines geringen Betriebskapitals und mitkin auf baldigen Verkauf bedacht sein; für Mietshäuser mit kleinen Wohnungen, namentlich für Familienmietshäuser, fehlt es aber an Abnehmern, weil ihre Verwaltung viel Mühe und Verdruß bringt und mit ihrem Besitz die Gefahr erheblicher Mietausfälle verbunden ist.

Doch das reicht zur Erklärung nicht aus. Woher der

<sup>17)</sup> Zeitschrift für Wohnungsfragen III, 10.  
<sup>18)</sup> Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt Dresden, 11. Heft, 1903.

<sup>19)</sup> J. Köhne, „3 Monate Fabrikarbeiter“, S. 19 ff.

<sup>20)</sup> v. d. Vorholt a. a. D. S. 388.

<sup>21)</sup> v. d. Vorholt a. a. D. S. 389.

<sup>22)</sup> Adolf Weber, über Bodenrente und Boden speculation in der modernen Stadt“ S. 63 f.

<sup>23)</sup> Adolf Weber a. a. D. S. 101.

Mangel an kleinen Wohnungen? Hoher auch da, wo sich zeitweise ein Ueberschuß bemerkbar macht, dennoch die Anbahnung der unteren Volksschichten in engen unfreundlichen Quartieren? Woher die Notwendigkeit, für das dürftigste Unterkommen eine drückend hohe Miete zu zahlen? Weil beaurtheilt sind im Gebiete der Stadterweiterung nicht zur Genüge oder doch nicht zu angemessenem Preis zu haben ist.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie bauraises Land entsteht, von welchen Voraussetzungen Vorrat und Preis desselben abhängig sind: Erst muß auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege ein Bebauungsplan aufgestellt werden, der im Bereiche der Stadterweiterung die Straßen- und Bauachsenlinien zeigt; für das Pflanzgebiet muß die Bauweise geregelt, insbesondere bestimmt werden, ob offene oder baulose Gehöfen oder geschlossene zulässig ist, wieviel Stockwerke das Haus haben, wieviel Wohnungen das Grundstück enthalten darf, welcher Teil der Grundstücksfläche als Garten- oder Hofraum unbebaut liegen zu dürfen hat u. dergl. mehr. Planfeststellung und Bauordnung sind öffentliche Aufgaben; sind sie erfüllt, so ist weiteres erforderlich, das durch Bauland im Plan vorgezeichneten Straßen das Gelände aufgeschloffen und das es in Bauhilfen gegliedert wird. Nun erst ist bauraises Land fertig, für den Wohnungsmarkt aber kommt es nicht eher in Betracht, als bis der Besitzer bereit ist, es selbst zu bebauen oder zu diesem Zwecke zu verkaufen. Die Feststellung der Straßen und Einteilung der Baustellen ist in der Regel Gegenstand des Privatunternehmens; doch ist es der Stadterweiterung unbenommen, auch hierdurch als Unternehmer aufzutreten, indem sie Land, das sie besitzt oder hierzu einwirbt, durch Straßenbau und Bergablieferung in Bauland umwandelt.

Dieser Vorgang zeigt, wo wir das Hindernis zu suchen haben, wenn Bauland nicht in genügender Menge oder nicht zu angemessenem Preis zu haben ist. Entweder läßt die Erfüllung der öffentlichen Aufgaben, nämlich Planfeststellung und Bauordnung, zu wünschen übrig, oder das benötigte Land wird, sei es vor, sei es nach seiner Umwandlung in Bauland, vom Markte zurückgehalten.

Das Bebauungsplan und Bauordnung sich im Rückstand befinden und dadurch die Stadterweiterung gehemmt wird, mag da oder dort, namentlich in früheren Jahrzehnten, vorgekommen sein, als die Wichtigkeit dieser Aufgaben noch nicht zur Genüge erkannt war. Einen viel größeren Einfluß als solcher Verzug, der doch nur ausnahmweise vorkommt, übt die Art des Bebauungsplanes, über die Inhalt der Bauordnung auf Vorrat und Preis des Baulandes aus. Bebauungsplan und Bauordnung standen noch vor kurzem im Sinne der Einförmigkeit<sup>19)</sup>: Statt einen angemessenen Bedarf breiter Verkehrsstraßen mit schmalen Wohnstraßen vorzuziehen, stellte der Plan gleichmäßig an alle Straßen die hohen Anforderungen, wie sie nur ein harter Durchgangsvorkehr bedingt. Statt die Bauweise nach Zonen abzustufen, die geschlossenen Häuserreihen, die hohen Stockwerke, die engen Höfe auf das Innere der Stadt zu beschränken, so sie nun einmal unermittellich sind, in den Außenbezirken dagegen dem Landbau mit Garten, dem kleinen Arbeiterwohnhaus für 1 oder 2 Familien zu ihrem Rechte zu verhelfen, waren vielmehr Bebauungsplan und Bauordnung durchgängig auf das Schema der Mietskasernen zugeschnitten. Schon die Anlage breiter kostspieliger Straßen mußte ja das Bauland verteuern und zu intensiver baulicher Ausnutzung zwingen, den gleichen Erfolg konnte der weitere Abstand der Parallelstraßen und die hierdurch bedingte Tiefe der Baublöcke nicht verfehlen. Vor allem aber dadurch, daß die Mietskasernen in allen Teilen der Stadt, wenn auch nicht vorgeschrieben, so doch zugelassen war, mußte sie zur herrschenden Form werden. Denn das höchste Maß der baulichen Ausnutzung, das die Bauordnung zuläßt, bestimmt den Preis der Baustelle und dieser macht es dem Erwerber unmöglich, unter das höchste Maß herabzugehen, selbst wenn er die Neigung dazu hätte.<sup>20)</sup> Im Geminer Tageblatt vom 19. März d. J. lesen wir z. B. folgende Annonce: „Zu verkaufen: Bauareal — Reichenhainert. (5 Höfliche Bauweise, Dorfstraße — Alt-Geminis (4 Höfliche Bauweise).“ Also war nicht 5- oder 4 Höflich bauen und einen dementsprechenden

Preis für das Areal zahlen will, der wird es schwierig erwerben können. Wir wiederholen: „Dorfstraße — Alt-Geminis“ 4 Höfliche Bauweise“, um die Frage aufzuwerfen, nicht im Hinblick gerade auf Geminis sondern auf das Problem der Stadterweiterung überhaupt: Ist denn dem Wohnungsbedürfnis der nachdenklichen Großstadt die der Eingerleibung noch so vieler Vororte gebietet, wenn in diese alsbald die Mietskasernen ihren Einzug hält und die Bodenpreise zu einer Höhe emporsteigt, die nun eine andere Form des Bauens und Wohnens gar nicht mehr zuläßt? Heißt das nicht: Laßt das mit der eingetragenen Großstadt Ust schaffen, tragen wir ihre Engigkeit in die weitere, bis dahin noch gesunde Umgebung hinaus? Ist es eine notwendige und natürliche Entmischung, der wir das anmutige Bild verbieten, das Bild, das wir bewundern, wenn wir uns mit der Eisenbahn einer Großstadt nähern? Aus freiem Felde, wo eben erst Ackerland in Bauland übergeht, tragen hier einzeln, dort gruppenweise die 4- und 5 Höflichen Mietskasernen empor und grünen uns mit ihrer fahlen Brandmauer. Daneben erhebt sich aus den Kartoffelfeldern ein Platz und versteht, das hier noch mehr „süßes“ Bauland zu haben sei. Rein gelegentlich eine verkehrte Maxime, in deren Sinne wir bisher getrieben haben, die aus freiem Willen zu gelassene Möglichkeit, Mietskasernen zu errichten, zwingt zu ihrer Errichtung, indem sie den Boden verteuert.

Dies Gesch der Preisbildung wogte folgendes Beispiel erläutern. Angenommen, eine Zonenbauordnung ist für das ganze Stadterweiterungsgebiet rechtzeitig erlassen worden, bevor noch die Spekulation ihre Hände darauf gelegt hatte. Nur wenige breite Verkehrsstraßen durchziehen die Außenbezirke straßenförmig zur Verbindung der Stadt mit den Vororten, ringförmig zur Verbindung der Stadtteile miteinander. Zwischen den Verkehrsstraßen spannt sich ein dichtes Netz schmaler Wohnstraßen, an denen in offener Bauweise nur Wohnhäuser mit Giebelhöfen und höchstens 1 Obergeschloß, höchstens 2 Wohnungen in jedem Geschloß, also höchstens 4 Wohnungen im ganzen errichtet werden dürfen; höchstens ein Viertel der Grundstücksfläche darf bebaut werden, drei Viertel mindestens haben als Hofraum und Garten zu dienen. Angenommen nun, ein Bauunternehmer will an einer solchen Straße ein Haus mit 4 kleinen Wohnungen erbauen und zu diesem Zweck ein Baustell erwerben. Welchen Preis wird er für die Baustelle bieten? Er wird zunächst den Ertrag berechnen, der sich aus dem Hause ziehen läßt. Angenommen, daß in dem betreffenden Stadtteil, der durch Straßenbahn mit dem Innern der Stadt verbunden ist, für die aus Stube, Kammer, Küche, Nebenschlaf und Gartenteil bestehende Wohnung nach dem Stand des Wohnungsmarktes eine Jahresmiete von 250  $\mathcal{M}$  gefordert werden kann, so ist aus dem Hause mit vier solchen Wohnungen ein Rohertrag von 1000  $\mathcal{M}$  zu erwarten, wovon nach Abzug von 10% für Unterhaltungskosten und Steuern ein Reinertrag von 900  $\mathcal{M}$  verbleibt. Angenommen ferner, daß nach dem Stande des Kapitalmarktes das in Mietskasernen angelegte Geld sich zu 5% verzinst, so darf das geplante Haus, um sich zu einem Preise zu veräußern, dem Unternehmer alles in allem nicht mehr als 18000  $\mathcal{M}$  kosten; diese Summe würde in dem zu erwartenden Reinertrag von 900  $\mathcal{M}$  gerade die 5%ige Verzinsung finden. Von den 18000  $\mathcal{M}$ , die das Haus ihm kosten darf, zieht der Unternehmer nun die Summe ab, die der Bau einschließlic der Baujähren verschlingt, und die er sich nach dem jeweiligen Stand der Zinsen und dem Preis der Baumaterialien ziemlich genau berechnen kann. Diese Summe mag 16000  $\mathcal{M}$  betragen, so daß auf jede der vier Wohnungen ein Anteil von 4000  $\mathcal{M}$  entfällt. Nach Abzug dieser 16000  $\mathcal{M}$  verbleiben von dem Kapital, das aufgewendet werden darf, noch 2000  $\mathcal{M}$  für den Ankauf der Baustelle. Mehr darf der Unternehmer nicht dafür anlegen, wenn er sich nicht mit einer geringeren als der üblichen Rentabilität begnügen will. Da nun der Bauplan, um dem geplanten Haus nebst Hof und Garten Raum zu bieten, etwa eine Länge von 20 m., eine Tiefe von 25 m., einen Flächeninhalt von mithin 500 qm haben muß, darf der Quadratmeter höchstens mit 4  $\mathcal{M}$  bezahlt werden. Oben diese Grenze wird auch der Verkäufer der Baustelle ungerne bei seiner Preisforderung einhalten. Auch er kennt ja die Bauordnung, weiß, welches Maß der baulichen Ausnutzung sie gestattet, welchen Ertrag also das Haus abwerfen kann und was daher höchstens die Baustelle kosten darf. Er wird sich mit diesem Preise be-

<sup>19)</sup> Zu dem folgenden I. Ueberhat „Städtische Bodentagen“; Stätten, „Die Bedeutung der Bauordnungen und Bebauungspläne für das Wohnungswesen“.

<sup>20)</sup> Stätten a. a. O. S. 27. Ueberhat a. a. O. S. 16.

<sup>21)</sup> Alt-Geminis ist eine frühere, erst im Jahre 1894 einverleibte Langgemeinde.

gnügen können, wenn er das Land unmittelbar von dem Bauer, zu dessen Gut es ursprünglich gehörte, erworben hat, eine Versteuerung durch den Immobilienhandel also noch nicht eingetreten war. Mit diesem Preis wird er nicht nur in der Lage sein, die Kosten zu decken, die ihm durch den Kauf des Landes, den Straßenbau, die Einleitung der Baukosten und den Zinsenverlust entstanden sind, sondern auch noch einen angemessenen Gewinn erzielen können.

Die Ausanbahnung aus diesem Beispiel ergibt sich erst durch seine Gegenüberstellung mit dem folgenden: Angenommen dieselbe Baustelle ist statt an schmaler Wohnstraße an breiter Verkehrsstraße gelegen, statt der offenen ist die geschlossene Bauweise gestattet, die Mietkafenerie ist zugelassen mit 4 statt mit 2 Geschossen, mit 4 statt mit 2 Wohnungen in jedem Geschoss, also mit 16 Wohnungen im ganzen; die Grundstücksfläche darf zur Hälfte, statt zu einem Viertel bebaut werden, so stellt sich für den Unternehmer, der die Bauwerke erwerben will, die Rechnung wie folgt: Für jede der 16 Wohnungen, die das Haus enthalten darf, wird er gleichfalls im Durchschnitt 250  $\mathcal{M}$  fordern dürfen; es ist gerechtfertigt, dieselbe Miete wie im vorigen Beispiel in die Berechnung einzustellen. Denn ist auch das Wohnen in der Mietkafenerie weniger gesund und weniger angenehm als in einem kleinen Hause, so richtet sich doch der Preis einer Arbeiterwohnung fast nur nach ihrer Größe und nach dem Stadtelte, in dem sie liegt; ob sie sich dagegen nur mit 3, oder mit 15 anderen Wohnungen unter einem Dache befindet, spielt bei der Preisbildung eine verschwindende Rolle. Das Haus wird also einen Hobertrag von 16 mal 250 gleich 4000  $\mathcal{M}$  abwerfen. Hieron müssen mindestens 15% für Steuern und Instandhaltung abgezogen werden, das Massennierthaus einer stärkeren Abnutzung unterliegt. Der verbleibende Netzertrag von rund 3400  $\mathcal{M}$  ergibt zu 5% Kapitalzins die Summe von 68 000  $\mathcal{M}$ , die das Haus einschließlich des Grund und Bodens kosten darf. Die Baukosten brauchen mit Rücksicht auf manche bauliche Ersparnis, die das Massennierthaus bedingt, nur mit durchschnittlich 3500  $\mathcal{M}$  für die Wohnung, gleich 56 000  $\mathcal{M}$  im ganzen besetzt zu werden, so daß für den Bauploß 12 000  $\mathcal{M}$  gleich 24  $\mathcal{M}$  für den Quadratmeter gewahrt werden können. Mit einem geringeren Preise wird sich auch der Verkäufer der Bauwerke keinesfalls begnügen, da sie ihm selbst infolge der höheren Anforderungen an den Straßenbau teuer zu stehen kommt, andererseits er wohl weiß, daß der Ertrag des Hauses die Zahlung dieses Preises erlaubt.

Umgekehrt aber läßt der hohe Preis, den der Verkäufer fordern kann, keine andere Form der Ausnutzung als die der Mietkafenerie zu. Selbst wenn ein Baunnternehmer die Absicht hätte, ein Haus mit nur 4 kleinen Wohnungen statt mit 16 an dieser Stelle zu errichten, oder gar ein kleines Familienhaus zu bauen, er könnte es nicht, weil die Zulassung der Mietkafenerie den Bodenpreis zu einer Höhe emporgetrieben hat, die nun alle Beteiligten, Baunnternehmer wie Wohnungsuchende, in den Mann der Mietkafenerie zwingt. Die angeführten Beispiele wollen selbstverständlich nicht sagen, daß in jedem Falle, in dem um eine Bauweise gehandelt wird, die Preisberechnung im Kopfe jedes Beteiligten sich gerade so vollzieht; nur den Zusammenhang wollen sie erläutern, der — den Beteiligten in der Regel unbekannt — zwischen den preisbildenden Faktoren besteht. Zweck der Beispiele: ist also nicht der Beweis, sondern nur die Erläuterung des Gesetzes, das die Bildung der häßlichen Bodenpreise beherrscht und dadurch tief in die Wohnungsnoth eingreift, des Gesetzes, wonach das höchste Maß baulicher Ausnutzung, das die Bauordnung zuläßt, den Bodenpreis bestimmt.

Dafür, daß das Gesetz besteht, kann auf Männer der Wissenschaft Bezug genommen werden, die wie Baumeyer, Stübgen und Oberstalt die Bildung der häßlichen Bodenpreise eingehend untersucht haben. Statt dessen genüge der Hinweis auf die Erfahrungen des Lebens. Als in dem an Berlin teilweise grenzenden Teltower Kreise i. J. 1892 geplant wurde, der bisher zugelassen intensiven Bebauung engere Schranken zu ziehen, da hielten die Aktien der im Kreis engagierten Terrängesellschaft die sieben um 37%; die Grundstücke wurden damals um doppelten Preis gehandelt, einen billigeren für den Fall, daß die geplante Bauordnung in Kraft treten, einen weit höheren für den Fall, daß es doch noch gelingen sollte die zu verhindern.<sup>27)</sup> Ähnliche Erfahrungen wurden vor zwei Jahren im Landbezirke Chemnitz gemacht, als die bis dahin nachgelassene Zahl von Wohnungen unter einem Dach, insbesondere im Dachgeschoss für die Zukunft herabgesetzt wurde. Da erhob sich lebhafter Widerspruch. In beiden Fällen stellte es sich heraus, daß die Bodenpreise sich bereits auf die bisherigen weniger strengen Grundzüge der Bauordnung eingerichtet hatten und daß sich nun mit ihrer Höhe ein beschränkteres Maß baulicher Ausnutzung schwer vertragen würde.

<sup>27)</sup> Adolf Demajchte „Aufgaben der Gemeindepolitik“ S. 173. (Schluß folgt.)

**Bücherbesprechung.**

— Max Mendheim, Gedichte. Leipzig, Alfred Bahn. I.  $\mathcal{M}$ . — Das Eigenartige dieser Gedichtsammlung liegt in der ihm Ausdruck gebrachten schärfsten Empfindung und darin ist zugleich ihr Wert zu suchen. Nicht Aufschneidendes, Ubertreibendes, Gemachtes, Gewußtes und Geschminktes ist in den Gedichten vorhanden, alles ruht von Natürlichkeit. Auch die Stoffe greifen nicht ins Ungewöhnliche, Abseitige, Klischee; sie sind durch und durch gesund. Es hind allgemein gültige Stoffe, die hier zum Ausdruck kommen. Freud und Schmerz des Dalens, stille Betrachtung, übermüdete Lauer, Lieblosigkeit, Liebesleid, Lanfartler gegen die Eltern Luit am Vaterlande, Haß gegen seine Feinde, Spott für die Zeren und Bestimmten, die in einem Frühlingstied eine solchen verhöhnt werden, Geselung der Delatanten und wie die Empfindungen alle brühen mögen, die für die Entstehung von Mendheim's Gedichten bestimmt gewesen sind. Eine stille, bescheidene Zurückhaltung fällt angenehm auf in einer Zeit, in der er herausfordernder Ton der Literatur, auch in der Poesie, vielfach Mode geworden ist. So stellt sich und die Sammlung als eine Aneinanderreihung alles dessen dar, was den Verfasser von seinen Anknabenjahre bis zum reifen Mannesalter bewegt hat und was er in Verse und Lieder umsetzte, deren Veröffentlichung man die Berechtigung nicht verlangen kann. Da die Gedichte den verschiedenen Altersstufen angehören, so ist es begründet, daß neben Vollendeten sich weniger Vollendetes, auch in der Form, vorfindet. Aber das erstere überwiegt. Es fehlt also nur noch, daß die Gedichte sich einen breiteren Leserkreis gewinnen. — Von demselben Verfasser sind erschienen: *Im Tod vereint*. Trauerpiel in einem Aufzuge und: *Reiter Tod*. Schauspiel in einem Aufzuge. Das erstgenannte Trauerpiel ist ein Verd-

stück in der Art der „Sizilianischen Bauernrebe“, gleichfalls in Italien und zwar unter dem niederen Volke spielend, bei dem es der Feste gibt, den Bräutigam der Hochzeit, die angeht und, dessen früher Geliebte und deren neuen Liebhaber, der durch seine Eifersucht und sein feindseliges Wesen das ganze Unheil anrichtet, zu dem es sonst nicht gekommen wäre. Die Motinierung ist etwas leicht und konnte schärfer sein. Gemüth hat der Verfasser Prosa, die aber vielfach jammrig gehalten ist. Die ganze Situation — im Mittelpunkt steht der Brautjung, bei dem es blutig genug zugeht — ist knapp und theatralisch gehalten und wir möchten auch zu einer Aufklärung raten, wenn wir nicht fürchten müßten, daß der gar zu große Zorn nicht schließlich als mehr Entsetzen erregend dem Publikum zu sehr an die Nerven greifen werde. Daher ist auch das zweigeannte Schauspiel, wie schon der Titel andeutet. Die Situation ist eine ähnliche, aber da das Stück in Deutschland spielt, in den bürgerlichen Kreisen, ist sie gemäßigter. Ein alter Pagschloß will seine junge Hauswälderin heiraten, die sein Verben nicht seines Geldes willen, wohl aber aus einer gewissen Fanfart bei heraus annimmt. Kurz vor der Hochzeit jedoch wird das Mädchen mit des Hochzeiter's Neffen bekannt und es macht sich nicht nur das Unnatürlichste des Verlobnisses geltend, sondern es stellt sich auch heraus, daß die Hauswälderin und dieser Neffe sich lieben. Der alte Herr wird, ohne daß er es beabsichtigt, Zeuge der Ehere, da beide sich finden und erklären, und die Entwedung raubt ihm das Leben. Der Schlag trifft ihn. Ehe er stirbt, hat er jedoch noch Selbstenheit die Hand segnend auf beider Haupt zu legen und so den Bund fürs Leben, den sie in Zukunft schließen werden, zu billigen, da etwas Unrechted von den beiden ja nicht geschehen ist. In diesem Stück ist das etwas Wohlthätig der eben geschilderten Schlußszenen mächtigweise das, was, weil das Publikum verblüffen, die Wirkung bei der Darstellug gefährden könnte. J. K.



Ercheint  
Donnerstag, Donnerstags  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Berausgeber, die Königlich  
Grunder der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 3, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 59.

Donnerstag, den 18. Mai, abends.

1905.

## Brauchen wir eine Bodenreform als Voraussetzung für bessere Wohnungsverhältnisse?

Von A. Freiherr v. Welt, Regierungsrat in Chemnitz.

(Schluß.)

In den letzten Jahren ist nun zwar mehr und mehr das Bedürfnis dafür erwacht, daß der Bebauungsplan zwischen Verkehrsstraßen und Wohnstraßen, die Bauordnung nach Zonen unterscheiden sollte. Namentlich das städtische allgemeine Baugesetz vertritt dieses gesunde Prinzip und macht es den Gemeinden zur Pflicht. Doch was nicht die bessere Einsicht in denjenigen Teilen eines Stadterweiterungsgebietes, in denen die Bodenpreise unter der Herrschaft der früheren Grundfläche bereits eine Höhe erreicht haben, die nun eine Wendung zum Besseren nicht mehr zuläßt!

Bertrag und Preis des Baulandes sind aber nicht nur abhängig von Bebauungsplan und Bauordnung; vielmehr wenn es an Bauland, oder an billiges Bauland fehlt, so kommt weiter in Frage, ob nicht das zur Stadterweiterung benötigte Land, sei es vor, sei es nach seiner Umwandlung in Bauland, vom Markte zurückgehalten wird, ob nicht diese Zurückhaltung mit für den Mangel verantwortlich zu machen ist. Bei Erörterung dieser Frage ist es üblich, auf das Treiben der Bodenbesitzer, auf die hohen Gewinne, die sie erzielen, auf die Dividenden der Terringewinnellschaften hinzuweisen, kurz der Bodenbesitzer die alleinige oder die größte Schuld an der vielfach vorkommenden Zurückhaltung und Verteuerung des Baulandes beizumessen. Die Bodenbesitzer sollen es sein, die rings um die Stadt beizugehen das Gelände aufkaufen und nun warten, bis im Zentrum die Mieten steigen, bis die Bevölkerung hinausträngt an die Peripherie, bis Vorarbeiten gebaut werden, kurz warten und warten, bis die hochgetriebenen Bodenpreise ihr von selbst als eine reife Frucht in den Schoß fallen.<sup>1)</sup> Gegenüber dieser Darstellung, die zu einseitigen und ungedrehten Schlußfolgerungen führt, müssen wir uns vorzugenügen, in wessen Händen sich denn eigentlich das Gelände befindet, das den bedeuten Teil einer wachsenden Stadt umgibt. Da zeigt es sich, daß wir zwischen dem Urbesitzer und dem Spekulant unterscheiden müssen.<sup>2)</sup> Urbesitzer ist der, welcher Land im Bereiche der Stadterweiterung zum Zwecke der Benutzung als Acker- oder Gartenland und zu dem entsprechenden Preise erworben hat; schließlich zählt zu den Urbesitzern auch der, auf den solches Land durch Erbfolge übergegangen ist. Spekulant dagegen ist der, welcher Land im Bereiche der Stadterweiterung zu dem Zwecke erwirbt, um es als Bauland oder künftiges Bauland mit Gewinn wieder zu veräußern, er mag es nun zwischen als Acker- oder Gartenland, oder in anderer Weise benutzen oder unbenutzt liegen lassen.

Der Spekulant ist also der Zwischenhändler, der das Angebot des Urbesitzers mit der Nachfrage des Bauunternehmers verbindet. Wenn nun der Spekulant das von ihm dem Urbesitzer abgekauft Acker- oder Gartenland durch Straßenbau und Erschließung in baureifes Land verandelt und dieses unmittelbar an den Bauunternehmer abgibt, so erwirbt er der Volkswirtschaft einen nützlichen und notwendigen Dienst; es ist nur billig und recht, wenn er beim Verkauf einen Preis erzielt, der nicht bloß seine Kosten einschließlich des Zinsenverlustes deckt, sondern auch noch einen angemessenen Gewinn übrig läßt. Anders ist die Wirkung der Spekulation zu beurteilen, wenn das Land vor oder nach seiner Umwandlung in Bauland durch die Hände mehrerer Spe-

kulanten hindurchgeht, dergleichen wenn es vor oder nach dieser Umwandlung von dem Spekulant in der Hoffnung auf weitere Preissteigerung zurückgehalten wird; dadurch werden die Bodenpreise und Mieten schließlich in die Höhe getrieben. Der Spekulant von Beruf wird sich wohl nur selten eine solche Preistreiberei aufschulden kommen lassen, er muß ja auf schnellen Umsatz seines Betriebskapitals, also darauf bedacht sein, das Land möglichst bald wieder, wenn auch nur mit möglichem Gewinn, zu veräußern. Ebenso die Terringewinnlichkeit, die nur bei flotten Umsatz Dividende zahlen kann. Anders der Spekulant aus Neigung; wir verstehen darunter den Großkapitalisten, der neben seinem Geschäft oder sonstigen Beruf ein wenig in Grundstücken spekuliert; er legt einen verhältnismäßig kleinen Teil seines Vermögens, wozu er die Zinsen einweisen verschmerzen kann, immerhin aber eine beträchtliche Summe, in künftigen Bauland an; er will warten, bis die höchstmögliche Preissteigerung eingetreten ist, und er kann warten.

Nicht weniger als der Spekulant aus Beruf oder Neigung kann aber auch der Urbesitzer das Land durch Zurückhaltung veräußern, sei es, daß er von seinem Gut oder Garten überhaupt nichts verkaufen, sei es, daß er warten will, bis die Preise gestiegen sind. Auch er kann warten, da ihm der landwirtschaftliche oder gärtnerische Ertrag den Selbstkostenwert des Landes — wenn auch nur mäßig — ersetzt.

Wenn Land vor den Toren einer Stadt, das noch vor wenigen Jahren der Jahressenten als Ackerland mit 30 A. den Quadratmeter bezahlte wurde, jetzt für 30 A., also für den hundertfachen Betrag, kaum zu haben ist, so müssen wir folgende Bestandteile unterscheiden, aus denen sich ein solcher Wertzuwachs zusammensetzt. Erstens den Zuwachs, den der ursprüngliche Wert des Ackerlandes dadurch erfährt, daß es in den Bereich der Stadterweiterung kommt und so die Eigenschaft als künftiges Bauland gewinnt. Dieser Wertzuwachs wird dem Ackerlande auch dann zuteil, wenn die Bauordnung in dem Erweiterungsgebiet nur einseitige Häuser in offener Bauweise, also nur das niedrigste Maß baulicher Ausnutzung zuläßt. Als zweiten Bestandteil ist die Wertsteigerung zu nennen, die das künftige Bauland durch seine Umwandlung in baureifes Land, also durch Straßenbau und Bauvollendung erfährt. Zu den Kosten dieser Umwandlung gehört auch ein angemessener Gewinn des Zwischenhändlers. Hierzu kommt drittens der Mehrwert, welcher dadurch bedingt wird, daß die Bauordnung ein höheres Maß baulicher Ausnutzung, z. B. geschlossene Bauweise, mehrere Geschosse, mehrere Wohnungen in einem Geschosse zuläßt. Endlich ist viertens der Betrag zu nennen, um den durch Zurückhaltung der Bodenpreis in die Höhe getrieben wird. Wir sehen, nicht die gesamte Preissteigerung ist als Wirkung auf sie zurückzuführen. Der erste Bestandteil, der durch den Eintritt bisheriger Ackerlandes in den Bereich der Stadterweiterung entsteht, ist ein natürlicher Zuwachs, aus dem der Urbesitzer ebenso Gewinn ziehen kann wie der Spekulant; um den zweiten Bestandteil, der der Umwandlung in baureifes Land zu danken ist, wird nicht nur der Preis sondern auch der Ruwert des Landes erhöht, so daß insoweit von einer Verteuerung nicht die Rede sein kann, dafern nicht etwa der Bebauungsplan übermäßig hohe Anforderungen an den Straßenbau stellt. Für den dritten Bestandteil, der entweder dem Urbesitzer oder dem Spekulant oder beiden zuteil kommt, ist lediglich die Bauordnung verantwortlich. Der vierte Be-

<sup>1)</sup> J. v. W. „Privilegiertes Spekulantentum“. Berlin, Darwiz Nachf. zitiert nach Jäger, „Die Wohnungsfrage“, Bd. II S. 166.

<sup>2)</sup> Dr. R. v. Wangoldt, „Die Städtische Bodenreform“.

handteil, nämlich das Ergebnis der Zurückhaltung des Bodens von Markte, kann ebensowohl dem Urförder wie dem Spekulant zugute kommen und zur Last gelegt werden.

Dafür, daß auch der Urförder durch Zurückhaltung den Boden verteuern kann, diene folgendes Beispiel, das Wulstmann in seiner Geschichte der Leipziger Immobilien-Gesellschaft erzählt.<sup>10)</sup> Als die Partortstraße in Leipzig gebaut werden sollte, lag ihrer Durchführung ein Grundstück mit Hof, Garten und Wirtschaftsgeländen im Wege. Der Besitzer, der es 1864 für rund 100 000  $\mathcal{M}$  gekauft hatte, verlangte im Jahre 1880 von der Stadt dafür 450 000  $\mathcal{M}$ . Die Verhandlungen scheiterten. 6 Jahre später gelang es der Immobilien-Gesellschaft, mit dem Besitzer um 350 000  $\mathcal{M}$  handelsmäßig zu werden; ihre Rechte aus diesem Vertrage trat sie an die Stadt ab. In diesem Falle war es also der Urförder, der durch Zurückhaltung seines Grundstückes den Bau der Straße und damit das Angebot neuer Wohnungen verhinderte. Zwar das Straßenland hätte ihm wider seinen Willen auf dem Wege der Enteignung genommen werden können; doch was nützt die Straße, wenn das Land zu beiden Seiten derselben nicht veräußert und mithin für Bauunternehmer nicht zu haben ist. Das künftige Bauland konnte also der Urförder durch die Höhe des von ihm geforderten Preises verteuern. Der Preis würde vielleicht noch höher ausgefallen sein, wenn nicht der berühmteste Bodenbesitzer, in diesem Falle die Immobilien-Gesellschaft, zwischen Urförder und Bauunternehmer vermittelt hätte. Nun hat zwar kein Mensch das Recht, dem Urförder einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er sein der Stadterweiterung im Wege liegendes Anwesen behalten, auch nicht daraus, wenn er beim Verkauf für sich den Gewinn realisieren will, den die Eigenschaft seines Terrains als Bauland und das zufällige Maß baulicher Ausnutzung ermöglicht. Denn ob diesen Gewinn der Urförder, oder der Spekulant, oder der Bauunternehmer zieht, ist für die Höhe der Mieten gleichgültig. Dagegen trifft den Urförder ein Vorwurf, wenn er darüber hinaus auf Grund seiner Monopolstellung den Preis in die Höhe treibt. Im Gegensatz zu diesem Beispiel lassen sich auch Fälle anführen, in denen auch der Urförder alles Nützt, auf dem Spekulant der Schatten fällt, oder in denen Licht und Schatten gleichmäßig verteilt sind. Statistisch dagegen läßt sich nicht nachweisen, inwieweit für diejenige Zurückhaltung des Bodens, die lediglich der künstlichen Preissteigerung dient, einerseits der Urförder, andererseits der Spekulant verantwortlich zu machen ist. Namentlich wäre es falsch, aus den Meingewinnen der Terraingesellschaften, wie das vielfach geschieht, die Summe heranzuziehen, um die die gewerbliche Spekulation den Boden verteuert.<sup>11)</sup> Denn abgesehen davon, daß die Terraingesellschaften sich nicht nur mit der Bodenpekulation, sondern auch mit mancherlei anderen Geschäften betreiben<sup>12)</sup>, sind in ihren Gewinnen, soweit sie aus der Bodenpekulation resultieren, auch solche Bestandteile enthalten, für die, wie wir gesehen haben, die Bodenpekulation gar nicht verantwortlich ist.

Die Zurückhaltung des Bodens, sei es durch den Urförder, sei es durch den Spekulant, wird deshalb in so frühzeitigem Maße auf Vorrat und Preis des Baulandes ein, den Vorrat bedarfsdienend, den Preis verteuern, weil jeweils für die Stadterweiterung nur ein schmaler Streifen Land in Betracht kommt, der Gürtel, der den bebauten Teil des Stadtgebietes unmittelbar umschließt. Dieser Gürtel muß durch Bau der im Plan vorgesehenen Straßen geöffnet und in bauliches Land verwandelt werden. Wird nun innerhalb dieses Gürtels das Land zurückgehalten, was hilft es dann, daß außerhalb desselben Land in Fülle und Frülle vorhanden ist? Der Landbesitz innerhalb dieses Gürtels ist Monopol.<sup>13)</sup>

Wir haben gesehen, wie Bebauungsplan und Bauordnung einerseits, die Zurückhaltung des Bodens andererseits dafür verantwortlich werden können, daß es an Bauland oder doch an billigen Bauland fehlt. Wie nun dieser Mangel auf den Wohnungspreis? Der Wohnungspreis, die Miete, bemess sich zwischen einer unteren Grenze, die durch die Herstellungskosten der Wohnung, und einer oberen Grenze, die durch die Einkommensverhältnisse des Mieters

gezo-gen wird. Die Herstellungskosten legen sich aus dem Preis der Baustelle und dem Bauaufwand zusammen, der im weiteren Sinne auch die Unterhaltungs- und Erhaltungskosten des Hausbesizers umfaßt. Steigen nun mit dem Bodenpreisen die Herstellungskosten und durch die die Mieten, so ist bald die obere Grenze erreicht d. h. derjenige Teil des Einkommens in Beschlag genommen, den die dringenderen Lebensbedürfnisse wie Nahrung und notwendige Kleidung höchstens dafür übrig lassen. Nun ist aber die obere Grenze keine feste, sie gibt nach. Oben nämlich die Mieten in die Höhe, und wollen sie über die obere Grenze hinaus, so ist der Arbeiter nur selten in der Lage, sich dem zu entziehen, etwa indem er seinen Wohnort wechselt oder einen billigeren Stadtteil aufsucht. Bald hält ihn die Scheu vor den Umzugskosten, häufiger noch die Rücksicht auf nahe günstige Arbeitsgelegenheit in der alten Wohnung fest und zwingt ihn, auf Kosten der gesamten Lebenshaltung die allzu hohe Miete dennoch aufzubringen. Oder er sucht durch Aufnahme von Mietmietern und Schlafstellen einen Teil der Miete zu übertragen. Je weiter also der Spielraum ist, den die Wohnungspolizei dem Mietermieten gönnt, um so mehr wird dadurch die Steigerung der Mieten begünstigt. Zeiten aber haben die Löhndenz, sich, wenn möglich, auch in Zeiten wirtschaftlicher Depression auf ihrer Höhe zu halten, denn wie schon nachgewiesen wurde, nämlich die Miete ihrerseits auf den Bodenpreis zurück, insofern nämlich der Mieterertrag, der von der Bewohnung eines bestimmten Grundstücks zu erwarten ist, den Preis dieses Grundstücks bestimmt. Steigen also die Mieten in einer Stadt, so folgen ihnen die Bodenpreise, verteuern die Herstellungskosten der neuen Wohnungen und ziehen hierdurch die Grenze, unter welcher die Preise dieser Wohnungen nicht wieder herabfallen können, auch wenn infolge einer wirtschaftlichen Krise die Einkommensverhältnisse der Mieter zurückgehen. So besteht zwischen Bodenpreis und Miete eine Wechselwirkung in der Weise, daß der Bodenpreis die Miete, die Miete den Bodenpreis in die Höhe treibt.

Noch eine Ursache möchte erwähnt werden, die zur Verteuerung des Wohnens beiträgt. Ich meine den Ufßbau, daß ein nicht geringer Teil des gewerbemäßigen Bauunternehmer- und Hausbesitzertums mit so wenig eigenem Betriebskapital arbeitet, dagegen den Realcredit übermäßig in Anspruch nimmt. Durch die Zinsen, die der Bauunternehmer für die Bauein-hypothek und die Baugeselle zahlen muß, werden die Herstellungskosten der Wohnung erhöht; aus seinen Händen geht das Objekt in die des gewerbemäßigen Hausbesizers über, der es durch Übernahme der Hypothek und eine geringe Anzahlung erwirbt. Sowie nun in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs eine Mietsteigerung eintritt und hierdurch der Verkaufswert des Hauses in die Höhe geht, wird der Wertzuwachs häufig durch Aufnahme einer neuen Hypothek realisiert. Die hierdurch vermehrte Zinsenlast zwingt aber dazu, die Mieten — solange es irgend geht — auf ihrer gesteigerten Höhe zu halten, auch wenn eine Überproduktion von Wohnungen, wie zumal in Dresden, oder ein Rückgang der Nachfrage, oder ein Einzet in die Höhe allen Anlaß gibt, mit den Mieten heranzuzugehen. Wir sehen, zwischen Realcredit und Miete besteht dieselbe verhängnisvolle Wechselwirkung wie zwischen Miete und Bodenpreis.

Wir lassen das über die Wohnungsmot und ihre Ursachen Gesagte kurz dahin zusammenfassen:

Die häufigste Wohnungsmot macht sich hauptsächlich darin fühlbar, daß die kleinen Wohnungen zu dicht beieinander, zu eng belegt, zu teuer sind, auch da, wo der guten Zahl ein Mangel nicht bricht. Schuld daran tragen zu einem guten Teil die gesteigerten Bodenpreise und die ungunstigen Verhältnisse des Realcredits; für die Steigerung der Bodenpreise aber sind einerseits das durch Bebauungsplan und Bauordnung begünstigte Sollen der Mietsätze, andererseits die Zurückhaltung des Bodens verantwortlich. Alle diese Umstände wirken an dem Ergebnis zusammen, daß das Angebot kleiner Wohnungen wenigstens an Güte und Billigkeit hinter dem Bedarf zurückbleibt.

### III. Mäßigkeit.

Wie ist nun diesem Mangel abzuhelfen? Es liegt nahe, ebensowohl an Einschränkung der Nachfrage wie an Steigerung des Angebotes von Wohnungen zu denken, da ja das Mißverhältnis zwischen beiden der Wohnungsmot zugrunde liegt. Doch muß die Frage, ob es angängig sei, den Zug zur Stadt — etwa durch Beschränkung der Freizügigkeit — künstlich zu hemmen, damit die Nachfrage nach Wohnungen in der Stadt nicht über-

<sup>10)</sup> Gustav Wulstmann, Leipzig und die Leipziger Immobilien-Gesellschaft, ist jetzt nach Adolf Weber a. a. O. S. 149.

<sup>11)</sup> Grauel, Die Baugenossenschaftsfrage, Berlin 1901; Jäger a. a. O. Bd. II S. 187.

<sup>12)</sup> Adolf Weber a. a. O. S. 159 f.

<sup>13)</sup> S. Wangoldt a. a. O.

hand nimmt, entschieden verneint werden. Wohl wissen wir: Auf dem Lande liegt die Burzel unserer Volkstraft, in der Stadt ihre Blüte; wollen wir diese immer reicher und schöner entfallen, so dürfen wir nicht vergessen, daß durch den Zug vom Lande unserer Volkstraft und damit schließlich auch der städtischen Kultur die Burzel abgegraben wird. Drum stimmen wir alle, denen die Gesundheit unseres Volkes am Herzen liegt, dem großartigen Plane der preussischen Regierung, zu, durch Entschärfung des städtischen Grundbesitzes, innere Kolonisation und Gehirnfahrung des Landarbeiters die geleoderte Burzel wieder fest zu machen. Doch so wichtig dieses Best auch ist zur Erhaltung unserer Volkstraft und unserer Kultur, als ein Peinittel gegen die städtische Wohnungsnot kommt es nicht in Frage. Ihr können wir nicht durch Einschränkung der Nachfrage sondern nur dadurch abhelfen, daß wir für ein dem jeweiligen Stand der Nachfrage entsprechendes Angebot guter und billiger Wohnungen sorgen.

Viele Wege sind dieser Fährfrage gewiesen worden, manchen hat sie betreten, doch nur diejenigen, welche das Ziel haben, durch Einschränkung auf Bodenpreis und Bodencredit der Wohnungsnot zu heuern, kommen hier in Betracht.

Vor allem sind Bebauungsplan und Bauordnung rechtzeitig in den Dienst der Stadterweiterung zu stellen und darauf hinzuwirken, daß durch sie nicht über Gebühr der Bodenpreis gesteigert, das Bauland verteuert wird. Nicht über Gebühr, es mag wohl schwer sein, die rechte Grenze zu finden; im Bebauungsplan für die Anforderungen, die an Breite und Befestigung der Straßen zu stellen sind, in der Bauordnung für die Schranken, die sie der Ausnutzung des Bodens ziehen soll. Daß die Bauordnung doch einerseits die bestehenden Bodenpreise schonend zu berücksichtigen, andererseits keinesfalls eine intensiver Bebauung, als hiernach unbedingt nötig ist, zuzulassen, um nicht ihrerseits einer weiteren Steigerung der Bodenpreise Vorschub zu leisten. Es schwer aber auch für die, welche einen Bebauungsplan oder eine Bauordnung zu entwerfen, zu beschließen oder zu behelligen haben, die Aufgabe sein mag, das rechte Maß der Anforderungen und bei der Befolgung nach Jonen und Gebäudatungen die richtigen Grenzen zu finden, die Hauptfrage ist doch, daß erst einmal von allen Beteiligten die Notwendigkeit einer solchen Befolgung und der verhängnisvolle Einfluß erkannt wird, den Bebauungsplan und Bauordnung auf die Milderung der Bodenpreise ausüben können. Vor allem müssen die Bormalungen unsrer Vorgesetzten es einsehen lernen, wie wenig dem Wohle dieser Gemeinden mit der Zulassung allzu dichten Bauens und Wohnens gebient ist. Wer hat denn den Vorteil davon, wenn Mietshäuser mit einer großen Zahl von Wohnungen unter einem Dach auch in den Vororten gestattet werden? Nicht der künftige Mieter, der in einem solchen Massenquartier weniger angenehm und doch nicht billiger wohnt als in einem kleineren Hause, auch nicht der Bauunternehmer; er kann an kleineren Häusern im Verhältnis ebenso viel verdienen wie an Mietlofternen. Den Vorteil haben lediglich der Urbesitzer und der Speculant durch die höheren Bodenpreise, die sie erzielen. Der Speculant aber wohnt meistens gar nicht im Vorort, sondern in der Stadt, und wenn der Urbesitzer sein Gut glücklich zerlegen hat, so fällt es ihm gar nicht ein, die Jinsen des Vermögens, das er damit gemonnen hat, nun etwa im Vorort zu verstreuen und zu verteuern. Der Gemeinde bleibt nur eine fülle kostspieliger Aufgaben als regelmäßige Begleiterschönung allzu dichten Bauens und Wohnens, dazu die dauernde Berichtigung des Ortes durch jene oben Steinflächen, die auf das Ehrenpräbital „Wohnhaus“ seinen Anspruch haben.

Wenn Bauland zweitens durch Zurückhaltung des Bodens verteuert wird, wie wollen wir dem entgegenwirken? Drei Mittel kommen in Frage: Enteignung, Besteuerung und ein die Preise regulierender Einfluß der Gemeinde auf den Grundstücksmarkt.

Dem Zwecke, Bauland zu beschaffen, kann die Enteignung in mannigfacher Weise dienbar gemacht werden: Auf dem Wege der Enteignung kann das für Anlage von Straßen und Anlagen nötige Land gemonnen und so die Erschließung von Bauland gefördert werden; mit Hilfe der Enteignung können unbebaubare Grundstücksflächen in der geschlossenen Güterreueergänzung und verschmolzen werden. In ein ganzes Gebiet, dessen angenehme Beschaffung durch Lage, Form und Flächengehalt der Grundstücke gebindert wird, kann durch Veräußerung zweckmäßiger Baupläne gleichzeitige umgelegt werden. Fageten ist die

Enteignung bisher nicht angewendet worden auf solches Land, das nur deshalb nicht bebaut werden kann, weil es der Besitzer nicht ergeben will. Wohl läßt das Gesetz die Enteignung für alle Fälle zu, in denen sie zur Durchführung eines dem öffentlichen Nutzen dienenden Unternehmens notwendig ist, und es ist wohl denkbar, daß eine Gemeinde, um dem Mangel an billigen Wohnungen abzuhelfen, selbst die Erschließung von Bauland unternimmt, sich hierbei aber, weil das von ihr in Aussicht genommene Land nicht zu haben ist, auf den Weg der Enteignung angewiesen sieht. Doch dürfte kaum in einem solchen Falle die Notwendigkeit der Enteignung anerkannt und die Enteignungsbedingung durch königl. Verordnung verlesen werden. Denn während es z. B. beim Bau einer Eisenbahn oder einer Wasserleitung in der Regel ganz zweifellos ist, daß gerade das in Anspruch genommene Land zur Durchführung des Unternehmens notwendig ist, würde sich schwerlich die Notwendigkeit erweisen lassen, zur Beschaffung von Bauland ganz bestimmte Grundstücke im Stadterweiterungsgebiete zu erwerben. Es ist doch kaum denkbar, daß alles Land, das für die Stadterweiterung in Frage kommt, zurückgehalten wird; es ist eben nur zu teuer; dieser Begriff ist aber viel zu dehnbar, um daraus die Notwendigkeit herzuleiten, daß von mehreren in Frage kommenden Grundstücken gerade dieses oder jenes dem Besitzer wider seinen Willen weggenommen werden müßte. Schwerlich also kann die Enteignung als Waße dienen, um Land, das als Bauland wohl zu brauchen wäre, dem Urbesitzer oder dem Speculanten zu entreißen.

Könnte aber nicht auf dem Wege der Besteuerung ein mittelbarer Zwang gegen ihn ausgeübt werden? Auch diese Frage ist zu verneinen, weil alle Steuern, die in Betracht kommen, entweder diesen Zweck verfehlen oder ungerecht wirken würden. Wir betreten da ein außerordentlich schwieriges Gebiet, das im Rahmen dieses Aufsatzes nicht erschöpfend behandelt werden kann; folgendes möge genügen: In Betracht kommen die Steuer nach dem gemeinen Wert, die Besitzveränderungsabgaben und die Steuer vom unverbrenten Wertzuwachs.

Unter der Steuer nach dem gemeinen Wert verstehen wir diejenige Steuer, die nicht nach der Ertragsfähigkeit sondern nach dem Verkaufspreis eines Grundstücks erhoben wird. Eine Besteuerung aller städtischen Grundstücke oder wenigstens der unbebauten nach dem gemeinen Wert wird nun zu dem Zwecke empfohlen, um das Land im Gebiete der Stadterweiterung, das als Garten- oder Ackerland nur einen geringen Ertragswert besitzt, statt nach diesem vielmehr nach dem hohen Verkaufspreis heranzuziehen, den es als Bauland oder künftiges Bauland bereits erlangt hat. Dadurch soll der Besitzer, der es zurückhält, gezwungen werden, es baldigst als Bauland zu verwerten. Dagegen ist einzuwenden, daß die Steuer, auch wenn sie noch so hoch ist, auf den Speculanten von Neigung keinen Eindruck macht; gegen den Urbesitzer aber wirkt sie ungerecht, sowie sie ihn — und das ist ja ihr Zweck — schwerer als eine Steuer nach der Ertragsfähigkeit bedrückt. Der Speculant aus Neigung, der nicht auf schnellen Umsatz seines in Grundstücken arbeitenden Kapitals bedacht zu sein braucht, der einwilligen die Jinsen davon verschmerzen kann, wird sich auch durch die Steuer nach dem gemeinen Wert nicht zu schnellerem Verkauf bestimmen lassen, selbst wenn sie nach den künftigen Vorschlägen 5 v. T. gleich  $\frac{1}{2}$  v. S. betragen sollte. Ferner der Urbesitzer, der Land nur in der Hoffnung auf weiteres Steigen der Preise zurückhält, läßt sich steuerrechtlich gar nicht von dem Urbesitzer unterscheiden, der sein Land dauernd bebaut will. Auch den letzteren durch eine drückend hohe Steuer zur Freigabe seines Besitzes zu zwingen, würde eine unanständliche Härte und Ungerechtigkeit bedeuten. Wir kommen daher zu dem Ergebnis: Die Steuer nach dem gemeinen Werte kann zwar sehr wohl so gestaltet und veranlagt werden, daß sie gerecht wird, und verdient alsdann für städtische Grundstücke den Vorzug vor der Steuer nach der Ertragsfähigkeit; als ein Mittel, Bauland auf den Markt zu bringen, läßt sie sich aber nicht verwerten.

Dasselbe gilt von der Besitzveränderungsabgabe; sie wird bei jedem Wechsel im Besitz eines Grundstücks nach dem Verkaufspreis erhoben, trifft also namentlich den gemerksamigen Speculanten, der auf möglichst schnellen Umsatz seines in Grundstücken arbeitenden Betriebskapitals bedacht ist. Verschmeidet nun auch die Besitzveränderungsabgabe den Gewinn der Speculation, so ist doch kaum anzunehmen, daß dadurch der Zwischenhandel mit Grundstücken lahm gelegt wird, daß Bauland, welches ohne

dem vielleicht durch die Hände vieler Spekulantengegangen und dadurch verteuert worden wäre, nun aus Scham vor der Abgabe auf kürzerem Wege und dadurch billiger in die Hände des Bauunternehmers gelangt. Der bestmögliche Gewinn bleibt immer noch groß genug, um den Zwischenhandel zu verlohnen. Würde aber die Abgabe so hoch bemessen, daß sie tatsächlich den Zwischenhandel lähmt, so träfe das den gefunden Zwischenhandel ebenso wie den ungefundenen.

Endlich die Steuer von unerdienten Wertzuwachs. Was soll sie? Wozu geht sie aus? Wenn die Gemeinde eine Straße baut oder beschließt, so steigt um den Betrag der hierdurch verursachten Kosten der Wert der anliegenden Grundstücke, nun erst sind sie zugänglich, nun erst können sie entwerthen. Es ist daher gerecht, daß die Kosten in diesem Betrag von den Anliegern erhoben werden oder mit anderen Worten, daß der volle den anliegenden Grundstücken zugewachsene Wert der Gemeinde zufließen ist. Diese Erstattung nennen wir Anliegerleistung. Es kommt auch vor, daß Aufwendungen der Gemeinde nicht nur den Grundstücken an einer bestimmten Straße, sondern allen Grundstücken in einem weiteren Umkreise höheren Wert verleihen, so wenn Straßendurchbrüche eines bisher abgelegenen Stadtteil dem großen Verkehr erschließen, wenn ein Fluß, der bisher seine Umgebung ausschließlich auf Hochwasserzeit bedrohte, innerhalb der Stadt kanalisiert wird. Den Wertzuwachs, den durch eine solche Vertheilung der Gemeinde alle Grundstücke in einem weiteren Umkreise erfahren, nennen wir betterment; seine Besteuerung vollzieht sich in der Weise, daß die Kosten der Vertheilung, wenn nicht in vollem Umfange, so doch zum größeren Theile auf die Grundstücke, denen sie zugute kommt, verhältnismäßig umgelegt werden. In diesen beiden Formen also, in der Form der Anliegerleistung (§ 77 des Allgemeinen Baugesetzes) und in der Form der betterment charge (§ 78 des Allgemeinen Baugesetzes) ist die Inanspruchnahme des unerdienten Wertzuwachses durch die Gemeinde allbekannt, ihre Berechtigung ohne weiteres einleuchtend. Es gibt aber auch Aufwendungen der Gemeinde, die, weil sie das Arbeiten am Orte entgegenreich, das Leben am Orte gesünder, gesünder und angenehmer machen, den Wert des gesamten Grundbesitzes im Gemeindebezirk steigern. Wenn z. B. Chemnitz im Laufe der letzten Jahrzehnte auf den verdienstlichen Gebieten kommunaler Fürsorge eine rege, ertragsreiche Tätigkeit entfaltet hat, wenn die Stadt, um nur einiges herauszugreifen, ihre Feuerwehre musterhaft organisiert, Tassenrennen, welche der Wasserversorgung dienen, Markthalle, Theater, Museum etc. gebaut hat, teils zu bauen im Begriff ist, so wächst dadurch zweifellos der Wert des gesamten Grundbesitzes im städtischen Reichthum, ohne daß gerade daran den Grundbesitzern, die doch nur einen geringen Bruchtheil der Bürgerschaft ausmachen, ein besonders großer Anteil des Verdienstes gebührt. Freilich läßt sich nicht ziffernmäßig nachweisen, um wieviel jede einzelne kommunale Einrichtung den Wert jedes einzelnen Grundstücks erhöht. Wohl aber ist folgende Berechnung am Plage: Wenn ein Grundstück in Chemnitz — um bei diesem Beispiel zu bleiben —, das bei seinem letzten Besitzwechsel 100 000 M. wert gewesen ist, beim nächsten Besitzwechsel mit 130 000 M. bewertet wird, so ist inzwischen ein Wertzuwachs von 30 000 M. eingetreten. Was hieron nach Abzug derjenigen Kosten verbleibt, die der Besitzer in der Zwischenzeit in das Grundstück hineingewendet hat (und dazu gehören auch die Anliegerleistungen und die betterment charge, die er etwa bezahlt hat), ist unerdienter Wertzuwachs. Allerdings ist er nicht ausschließlich den kommunalen Einrichtungen zu danken, zu einem guten Theil auch den Einrichtungen des Staats, die die Stadt zum Segen seiner Behörden, Schulen oder Anstalten macht, und dem allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Aufschwunge, der nicht immer in besonderen Einrichtungen zum Ausdruck kommt. So

wiel aber ist gewiß, die Gesamtheit hat viel zum unerdienten Wertzuwachs beigetragen; es ist daher billig und recht, wenn er in Form einer Gemeindesteuer teilweise der Gesamtheit wieder zugute geht, etwa in der Weise, daß bei jeder Besitzübertragung eines Grundstücks der seit der letzten Besitzveränderung ohne Zutun des Besitzers hinzugewachsene Wert, soweit er einen gewissen Prozentsatz des ursprünglichen Wertes übersteigt, mit einer progressiven Steuer belegt wird, der anreicht die verhältnismäßige Höhe des Zuwachses, anreicht die Kürze des Zeitraums, in dem er entstanden ist, als Maßstab dient. Die Steuer erfolgt die aus dem unerdienten Wertzuwachs resultierenden Gewinne des Urbesizers, des Spekulantens, des Hausbesizers. Mag nun Alerland den Wert von Bauland erhalten, oder Bauland in Lerte steigen, oder mit dem Mietvertrag der Verkaufswert eines Hauses in die Höhe gehen, die Besteuerung des unerdienten Wertzuwachses, den dadurch das Alerland, das Bauland, das Haus erfährt, hält sich an den Gewinn, den beim Verkauf der Urbesizer, der Spekulant, der Hausbesizer erzielt. Wie vortheilhaft für die Gemeinde und so gerechtfertigt es auch ist, diesen Gewinn zu befrachten, die Jurisdiktion des Bodens und die Verteuerung des Bodens läßt sich dadurch nicht verhindern.

Und so kommen wir zu dem Schluss: Die Grundsteuer nach dem gemeinen Wert, die Besitzveränderungsabgabe, die Steuer vom unerdienten Wertzuwachs sind zwar nicht die geeigneten Maßnahmen, um auf die Bildung der Bodenpreise und Mieten einen Einfluß auszuüben, wohl aber können sie der Gemeinde die Mittel schaffen zu einer weitreichenden, umfassenden Bodenpolitik und Wohnungsfürsorge.

Das Programm hierfür zu entwickeln, ist im Rahmen dieses Aufsatzes unmöglich; nur Stichworte können gegeben werden — unter Befchränkung auf diejenigen Punkte, die sich auf Bodenpreise und Bodenredit beziehen.

1. Erhaltung und planmäßige Mehrung des der Gemeinde überkommenen Grundbesitzes im städtischen Reichthum, namentlich im Nothfalls durch Angebot billigen Baulandes einer Steigerung der Bodenpreise und Mieten entgegenzuwirken.

2. Entwidlung des Borrortorters, um den Uberschuß der Nachfrage über das Angebot auf die Umgebung der Stadt mit gesunder und billiger Wohngelegent abzulanten.

3. Stellung des Realrechts auf gesündere Grundlage, soweit dies ohne Vertheuerung möglich ist, insbesondere Friederung des Meliorationsredits im Gegensatz zum Spekulationsredit, womit sich der Schatz der Baulandwerter vielleicht in der Weise verbinden läßt, daß die Baulandwerter, welche die städtische Hypothekbank darleihen, den Baulandwertern mit dem Fortschreiten des Baulandes unmittelbar genährt oder doch für sie sicher gestellt werden.

Eine Begründung dieser Sätze würde zu weit führen. Jeder würde eine besondere Abhandlung in Anspruch nehmen.

Wir wiederholen die Frage: Brauchen wir eine Bodenreform als Voraussetzung besserer Wohnungsverhältnisse? und antworten: Wir brauchen verschiedene Maßnahmen, nämlich zu dem Zweck, einer Verteuerung der Bodenpreise und Mieten entgegenzuwirken. Da alle diese Maßnahmen, wenn ihnen auch die Hilfe der Gesetzgebung willkommen ist, doch ohne Anberung der Grundlagen des geltenden Bodenrechts ausführbar sind, würden wir sie schwerlich unter der Bezeichnung Bodenreform zusammenfassen und tun dies nur, weil sie sämtlich zum Programm des Bundes Deutscher Bodenreformer gehören, der sich mit seinen Beteiligungen im Gegenlatz zu Henry George und dessen Anhängern auf das praktisch Erreichbare beschränkt.

\*) Auf die steuerpolitischen und steuerrechtlichen Bedenken, die Georgi in einer Besprechung des Entwurfes eines Gesetzes über die Gemeindesteuer geäußert hat, kann hier nicht eingegangen werden.

### Bücherbesprechung.

— Biegler, J., Direktor, Ein Königskind. Erzählt für meine Söhne. 374 S. mit 6 Bildern. Karton. 1,80 M. Buchhandlung 2,50 M. Wilhelmshorst, Verlag der Zieglerischen Anstalten und der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. — Das Königskind ist die Filiale Kornbach, die König Wilhelm I. von Württemberg Wilhelmshorst genannt. Die

Geschichte desselben erzählt der Direktor der Wilhelmshorster Anstalten für seine „Söhne“ d. h. für die sich gegenwärtig bereits auf 1850 belaufende Zahl seiner Zöglinge in früher und lebendiger Weise. Wenn auch zunächst für diese abgelesen, wird die an einzelnen Stützen reiche Geschichte auch als ein Beitrag zur württembergischen Kultur- und Kirchengeschichte genannt werden können. D. K.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Niefert in Leipzig.

Nr. 60.

Sonntags, den 20. Mai, abends.

1905.

## Deutsche Literaturgeschichtsschreibung.

Zum 100. Geburtstag von Georg G. Gervinus (20. Mai).

Dalb vergessen, da er noch lebte, aber grimmig befehdt, wenn er schließlich nicht ablassen wollte, seinen ausschließlichen Kampf zu Ende zu kämpfen, ein Mann, von den Zeitgenossen nicht allein überholt, vielmehr auch geschlagen in jeder einzelnen seiner Ideen, andererseits ein hochbegabter Charakter, der mit Bienenfleiß täglich neues Wissen „für die Nation“ um ihrer Belehrung willen zusammentrug, — das war Georg Gottfried Gervinus, der Politiker und Literaturhistoriker, die er beide niemals zu trennen vermochte. Schon da er an sein erstes Hauptwerk, „Die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ gehen wollte, schrieb er in der für ihn auch äußerlich verhängnisvollen „Einleitung“ die Zeilen nieder, auf denen sich sein Leben, wie sein Schaffen baute, eine Überzeugung, die uns zwar ihren Träger nicht billigen heißt, immerhin aber seine Persönlichkeit, ihr bestrebendes Wirken und ihre tragische Einsamkeit vollauf verlassen läßt: „Wenn sich, wie auf die tatarische Periode die aristokratische, so auf die aristokratische Ordnung in Deutschland eine demokratische in derselben reinen Abhängigkeit und Gestaltung ohne zu große und erschöpfende Herrütungen bilden kann, so wird Deutschland seine Geschichte mit nehmürdiger Sicherheit und in einem gleichen Zuge beständiger Großheit fortsetzen. Dies wird in dem geteilten und der Tüchtigkeit entzogenen Volke, wenn es überhaupt möglich ist, nur langsam, unter Rücksichten und Täuſchungen, schwerlich ohne fremde Hilfe und nicht ohne äußere Begünstigung der Zeiten und Verhältnisse geschehen. It es geschehen (und man mag der Jähren und gesunden Volkstatur vieles zutrauen), dann wird Deutschland in dem Weltteile die bisherige Bedeutung Frankreichs übernehmen. In dieser Lage würde es die Rolle eines erstrebenden Staates noch weniger spielen können und noch lieber darauf verzichten wollen, als England. Das Ziel seiner Staatskunst könnte sein anderes sein als die gefährlichen, einseitigen Großthaten überall aufzulösen in Föderationen, welche die Vorteile großer und kleiner Staaten vereinigen und der allgemeinen Freiheit und der friedlichen Ausbreitung aller Art von Bildung sichere Gewähr bieten.“ Gervinus hat seinen großen Irrtum 1853 niedergeschrieben. Als er seine zwei Jahrzehnte später seine Lebenswerk mit Verdringung zu überblenden gedachte, kam der deutsch-französische Krieg und mit ihm eine vollständige Ablage an alle seine Ideale für ein Volk, das bestehen sollte in einem Landfrieden, nur um — ein „weltbürgerliches“ Bundesstaat — die Schätze an Geist und Kultur von den Vorfahren zu übernehmen, durch eigene Kraft und eigenes Wirken zu vermehren und den Entfeln schließlich ermunternd wieder fortzugeben.

Georg Gervinus ist die Wege der Studien und Wissenschaft nicht von vornherein mit rubigem Gleichmaß gegangen: er war seiner von der Junft. In seiner Selbstbiographie\*), zu der er sich bald nach dem vierzigsten Lebensjahr entschloß, erzählt er bald mehr, bald minder launig, bald bescheiden, bald selbstbewußter, was alles aus ihm hätte eigentlich werden sollen. Als der jugendliche Bonapartist die Lehre des Homer verschmähte, weil er Streitsüge mit seinen Kameraden durch Darmstädter Wälder der benegenden Schulbank vorzog — die Franzosenzeit bei Gervinus erinnert nebenbei vielleicht absichtlich immer wieder an das Goethe'sche Cinquartierungskapitel in „Wahrsheit und Dichtung“ — verdrügte sich sein Vater zum Gefährtsmanne heranziehen zu lassen und gab ihm zu einem Bonner Buchhändler in die Lehre. Gervinus sortierte dort einige Wochen altertümliche

Folianten und vertauschte dann etwas unermittelt die Buchhändlerkarriere mit dem Stande eines Langsamwandelers, dem er nun in der Tat mehrere Jahre hindurch die erdächtlichen Seiten abzugewinnen sich mühte. Er selbst berichtet, wie er tagaus, tagein „mit roter Dinte rote Striche“ in die Strazzenbücher seines Darmstädter Geßis linerte und sich darüber plötzlich mit Kammerer Leidenschaft in die hübsche Schauspielerin Thierie Wänter verliebte, so sehr, daß er selbst sogar Theater spielte und sein Plan, abermals Kaufmannschaft mit Künstlerium zu vertauschen, beinahe zum ernsthaften Entschlusse wurde. Blüchlingermeile ernücherte die frühe Aufnahme, die seine Liebesverlobungen bei der jungen Dame fanden, den Schwärmer ziemlich rasch und als sich Gervinus' Vater von der Unbrauchbarkeit seines Sohnes in den sogenannten praktischen Berufen endlich endgültig überzeugt sah — selbst in den griechisch-türkischen Freiheitskrieg als Freiwilliger zu wandern, wozu ja Gervinus einmal gern bereit gewesen — mochte er wohl trotz seines Großes gegen den Ungeheuren im Innersten doch damit zufrieden sein, daß Georg Gottfried nunmehr die erklärten Kräfte trug, sich fortan allein und ausschließlich den Wissenschaften zu widmen.

Am der Heidelberger Universität, die er nach seinem in Oetken rasch bestandenen Abiturium zunächst bezog, holte er sich die Grundlagen seiner Weltanschauung und Geschichtsauffassung bei Friedrich Guffav Schöffer. In treuer Dankbarkeit hat er später, als der große Gelehrte starb, dieser ersten Heidelberger Weisheitskinder gedacht: „In dieser Zeit sah ich in Heidelberg zu seinen Füßen, sein dankbarer Schüler, und kaufte in gleich gesteifter Spannung, wenn er keine Vorträge mit einzelnen Bemerkungen einer treffenden Welt- und Menschenkenntnis würzte, die in den mannigfaltigsten Fragepunkten und Zweigen, von denen die junge Seele bewegt ist, mir die Schuppen von den Augen nahm, und wenn er die Entwidlungsepochen des menschlichen Geschlechts in großartigen Orientierungen entwarf, unter denen von dem jungen Geiste die Wörtern der Geschichte gleichsam knarrend auseinander sprangen.“ Was Gervinus so bei Schöffer gelernt hatte, konnte er freilich nicht gut in den beiden Jahren verwerten, die er nach dem offiziellen Abschluß seiner Studien als Lehrer an einer Frankfurter Erziehungsanstalt verbrachte; kaum aber hatte er sich mit seiner „Geschichte der Angelsachsen im Überblick“ an der Heidelberger Universität formell als Privatdozent habilitiert und — nach seiner ersten Italienreise — die Göttinger Lehrtanzel für Geschichte und Literatur als nunmehr wirklich lehrender Professor beziehen, als er auch schon mit unheimlicher Produktivität Schritt um Schritt zu persönlichen begann, eine lange Reihe mehr oder weniger umfangreicher, aber stets politisch stark gefärbter Vorträge, Aufsätze und Manifestationen, deren erste gleich — die Protestation gegen die Aufhebung der hannoverschen Verfassung, die ihn auch um seine Göttinger Kanzel brachte — seinen Namen dem Deutschen für dauernde Zeit sehr ins Gedächtnis prägte.

Gervinus' politisches Charakterbild in allen Ecken festzuhalten und zu analysieren, kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, der vornehmlich dem Literaturhistoriker gilt; es möge darum genügen, wenn wir der Vollständigkeit halber neben seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ seit dem Wiener Weltkriege“, die mit der Julirevolution abschließt und sich selbstamerweise mit der inneren Entwidlung der südamerikanischen Staaten am eingehendsten beschäftigt, aus seinen politischen Schriften — vor-

Bezugspreis

Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustehen  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 61 A, für  
andwärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5 A.

\*) Leipzig, Engelmann.

nehmlich Streit- und Zeitdichtern — noch als die wichtigsten auf die „Grundzüge der Historik“ (1837). „Die Mission der Deutschthätigen“, auf „Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschthätigen“, die anonym gedruckte Heibelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner“ verweisen und überdies die von ihm zu Heibelberg begründete und im Verein mit Rittermaier und Häusser geleitete „Deutsche Zeitung“ nennen, in der er jahrelang den jeweiligen Stand der Dinge, wie er ihm sah und auslegte, dem deutschen Volke zu vermitteln pflegte. Eine geistreiche politische Analyse von Gerwinus' Persönlichkeit gibt endlich auch Emil Lehmann in seiner kurzen Monographie über den Gelehrten, wenn er sich auch häufig freilich unglücklich bemüht, Gerwinus' Ideen nicht nur verständlich zu machen, vielmehr auch als die allein logischen hinzustellen. An der verkehrten Stellungnahme Gerwinus' zu den Geschichtswissen von 1870/71 hat allerdings auch Lehmann nicht kritiklos vorübergehen können.

Als Georg Gottfried Gerwinus, Privatdozent an der Universität zu Heidelberg, 1835 mit der Publication seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ begann, glaubte er in ausführender Einleitung der gelehrte Welt vorerst die Gesichtspunkte aneinanderreihen zu müssen, die die ganze Anlage des Wertes begreifen ließen. Er jagte, wie vor ihm noch kein deutscher Literaturhistoriker auf den Versuch gekommen war, die Entwicklung unserer Schrifttumms mit dem historischen Gange von Deutschlands äußeren und inneren Geschichten in Einklang zu bringen, jene durch diese zu erklären und vor allem zu werten. Er kündigte dabei an, daß er der mittelalterlichen frühen Periode unserer Literatur ungleich weniger Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen werde als der Geschichte des 18. Jahrhunderts, der Stützezeit unserer Nation, die sich erhalten die vornehmste Aufgabe der Erben wäre, ja er erklärte sogar schlanweg, daß er die vorangehenden Entwicklungsstufen ausschließlich als Vorbereitung zu dieser Stützezeit erachte. Denn Gerwinus, der also überall dort, wo es sich nicht um Klaffler handelte, nach dem Satze des Horaz nur „aus dem Altkannenen herausgreifen und durch Anordnung und Verbindung“ wirken wollte, bedeutete die Kunst der Alten den Gipfelpunkt aller Entwicklung und die durch das rauhe Mittelalter verwirrten und veräflachten Kunstideale dorthin wieder zurückzuführen, wo sie das Unverständniss der jungen germanischen Rasse von Orieden und Römern empfangen hatte, schien ihm die höchste Pflicht, das einzig erstrebenswerthe Ziel, das erst das achtzehnte Jahrhundert mit Goethe, Schiller und ihrem Kreise triumphierend erreicht hatte. „Auf die jüngste klassische Periode unserer deutschen Lichung als auf die Licht- und Glanzzeit“ von der Gegenwart aus über die Vergangenheit hinausarbeiten, war der vorgefaßte Endzweck seines großen Wertes, das sich damit selbst aller Rechte der Kritik begab, um nur die Pflichten der historischen Zusammenhänge zu übernehmen. So wird und freilich die bräute Art verständlich, mit der er das ästhetische Element völlig aus seiner Beurteilung verbannt: „Ich habe mit der ästhetischen Beurteilung der Sachen nichts zu tun, ich bin kein Poet und kein belletristischer Kritiker. Der ästhetische Beurteiler zeigt ein jedes Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachstum und Vollendung, seinen absoluten Wert, sein Verhältnis zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Kritiker tut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Historiker ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht eines Gedichtes, sondern aller poetischen Produkte Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Dogen, Taten und Schicksale, er weist darin nach, was diesen entspricht oder widerspricht, er sucht die Ursachen ihres Bestehens und ihrer Wirkungen nach und beurteilt ihren Wert hauptsächlich nach diesen, er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieser Nation, in der sie entstanden, aber, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern.“ Das allein wollte Gerwinus, dem so auch die künstlerischen Leistungen der Franzosen und Italiener in früheren Jahrhunderten mit ihren Einflüssen auf die Deutschen nicht mehr als eine Art weiterer Vorarbeit für unsere Stützezeit galten. Gerwinus wollte keine bis ins kleinste gehende ästhetisirende Detailabwägung geben, seine Seitenprobe beschreiben: an der großartigen historischen Linie seines Stammes sollte sich behaupten auch der Faden seiner Dichtung tanzen, bis er kurz vor der eigenen Generation zum nachstoolten Knoten würde. Freilich, hatte er alle Dichtum;

mit den Geschichten ringender Fürsten, ringender Staaten und sozialer Ordnung aus ungnade verflochten, konnte er auch bei von ihm vielgepriesene Heroenepos in der Literatur nicht mehr aus anderen Gesichtspunkten erwidern. Schiller's Dramen wurden lediglich auf ihre patriotisch-freirechtlichen Motive beschränkt, Herbers Anklagen waren nicht nur falsch, sie waren auch unliterarisch, wenn er sich über Deutschlands Entwidlung anders äußerte, als es Gerwinus' Überzeugung war, und Jean Paul, der den unreifen Jüngling berechtigt in einem Klauß von Begeisterung verlegt hatte, machte sich bei dem reifen Manne auch als Künstler lächerlich, sobald er auf seine kosmopolitischen Ideale zu reden kam. Einzig allein nur vielleicht noch nach Gerwinus' Geschmack, nicht allein, weil er die deutsche Kunst von der Bornundhaft der Franzosen befreit hatte, sondern mehr noch, weil er seinen Anklagen durch Schwoigen eigentlich nie juridirekt. „Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurteil des ästhetischen und das des historischen Beurteilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechte nur jeder auf seine eigene Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.“ Vielleicht glaubte Gerwinus auch darum alle Kunst mit der Lupe des Historikers betrachten zu können, selbst die vollendete Kunst der Klaffler, um dementwillen er, wie Söpter sein Wert nennt, „gleichsam den Epilog unserer modernen Dichtungsbibliotek“ schrieb. Und nach diesem Epilog blieb ihm freilich weiter nichts anderes, als geduldig der Zeit zu harren, da sich auch Deutschlands Staatskunst zu einer Art politischer Klassizität emporgingente werde, — einer Zeit, die sich allerdings im Sinne Gerwinus' niemals hat verwirklichen können.

Spricht man von den Werken, die von Gerwinus auf Mit- und Nachwelt gekommen sind, wäre es ungerathet, ein Buch zu empfehlen, das zwar so wenig einmündig wie jedes seiner übrigen Bücher ist, sicherlich aber das geistreichste Resultat seines ertüchtlichen Fleißes und seiner idealen Beharrlichkeit darstellt: seinen „Shafespeare“. Dem Forscher, dem das „handelnde Leben“ im Staate, wie in der Kunst immer und überall ein und alles war, bedeutet sein Lieblingsdichter keineswegs die freie Entfaltung halb unbewußt schaffender Genialität, sondern Shafespeare's Dramen keineswegs die Cooolution einer aus sich und nur aus sich gebährenden Individualität, auch sie sind bloß historische Dokumente, die von „handelnden Leben“ großer Vorklaren berichten und zum „handelnden Leben“ ermuntern, Dokumente, die ihr Dichter benutzt und in voller Erwägung ihrer praktischen Bestimmung verzeignet. So geistreich Gerwinus aber auch die politische Idee an Shafespeare nachwirkte, so scharfsinnig er sie auch an Shafespeare's äußerer Technik nachzuweisen such, so klug und an sich unanfechtbar auch all das ist, was er nebenbei über das moderne Drama sagt, das als natürlichstes Ausdrucksmittel einer geänderten Zeit an die Stelle des Epos der Alten gerückt sei, — von dem rein Dichterischen an dem Drien, von dem „Kun-Künstler, der sich wenig an Historie vor oder nach ihm kehrt, wenn nicht das rein Menschliche aller Zeiten ihn daran aufzeichnungswürdig dünkt, kurz, von jenem Shafespeare, den Ralph Emerson als einen feiner sieben Repräsentanten nennt, hat Gerwinus so gut wie nichts erfaßt, wie sehr er sich für seine Weiterwerke im einzelnen auch begeistern mag.

Mit Georg Gottfried Gerwinus, dessen Namen vor einem halben Jahrhundert in Deutschland jeder Gebildete kannte, mit Gerwinus brach, so schien es einst, eine völlig neue Epoche deutscher Literaturgeschichtsschreibung herein. Noch völlig neu, wenn darum auch nicht immer richtigen Gesichtspunkten beurteilte er, was seine Nation vor ihm und bis in die neueste Zeit geschaffen hatte, ihren künstlerischen Werdegang maß er ernsthaft an seiner eigenen Weltanschauung, viellecht aber auch bloß an einer starken Lieblingsdichter, der zuliebe er alle literarischen Interessen opferte. So ward er in der Tat der unbewusste und wohl auch falsch verstandene Vater einer neuen Art, Literaturgeschichte zu schreiben, eben jener tendenziösen Art, die zum Teil bis auf unsere jüngsten Tage herauf Höhepunkte und Zuspunkte in der Kunst des deutschen Volkes an einer einzigen Idee werten möchte, an einer einzigen können Linie, die freilich ihre Zeichner um so schneller ins Halslose führen müßte, als sie nicht die starke und stets erblühte Begabung und vor allem die Kraft ihres Vorbildes oder besser Vaters haben einjagen können.

Die moderne Literaturgeschichtsschreibung ist wenig reich an großen Namen. Sieht man von Heinrich Rutz, Badernagel, Karl Goebels und in weitem Abhange von ihnen von August

Wilmr“) als den Rechten verfloßener Generationen ab, übergeht man auch Brandes' „Literaturströmungen des 19. Jahrhunderts“, weil der geniale Verfasser leider nicht dem deutschen Stamme angehört, bleiben und wenig kritische Geister erster Ordnung. Nach Wilhelm Scherer, dem nur zu früh Verstorbenen, sind Gottschall, G. König, Veitner und zuletzt der Berliner Professor Richard R. Meyer auf mehr oder minder verdiente Art zu Ruf und Ehren gekommen.

Rudolf v. Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, ein tüchtiges Buch voll klarer Unparteilichkeit, das bloß in dem einzigen Punkte fehlt, daß es allzu häufig — wenn man dies als Fehler überhaupt bezeichnen kann — den begünstigten oder ergründeten Dichter reden läßt, Gottschall's Buch ist seit seinem Erscheinen zu oft und zu ausführlich gerühmt worden, als daß ein näheres Eingehen abermals nötig schiene; andererseits ist sein kritisches Gegebenheit, der nicht als kräftig gefasste König, dem sich Kunst und Künstler von seinem Standpunkt aus zu den unglücklichsten Karikaturen verzerren, einer ernsthaften literarischen Betrachtung nicht wert. Nur Veitner und der in jüngster Zeit vielbesprochene R. R. Meyer mögen am Schluß dieser Zeilen noch ein wenig eingehender besprochen sein.

Als Otto v. Veitner an die Wiederkritik seines Buches ging, bestimmte er dieses dem Volke, er beschaffte, eine vollständige „Geschichte der deutschen Literatur“\*) zu schreiben, wo wir für die Zeit bisher noch nicht hatten. Doppelt notwendig ist in unserer Zeit, wo die stillichen Begriffe sehr wankend geworden sind, daß man den ethischen Gehalt nicht der Schönheit der äußeren Form nachsetze, sondern in der Vereinigung beider das höchste Wesen dichterischer Schöpfungen erkenne. Besonders dem jungen, noch austretenden Geschlecht muß diese Wahrheit tief in die Seele gesenkt werden, damit es in der Forderung der Ideale aufwache, deren höchstes neben der Schönheit und dem Vaterlande doch die Sittlichkeit ist.“ Dies Veitner's Programm, gegen das bei weiser Erkenntnis nichts zu sagen wäre. Aber wie hat Veitner darnach namentlich mit dem Bienen, das wir seit Goethe's und Schiller's Tagen haben — und dies ist oft nicht allzuviel — gehaust und gewirtschaftet! Wie viel weiß er unbedacht seiner Bedeutung zu verschätzen, wie merkwürdig beurteilt er ganze Perioden deutscher Dichtung, wenn die Grundrissen seines Wertes sie auch nur ungenüß zu beleuchten scheinen! In den Kapiteln über moderne Literatur fehlen oft die wichtigsten Namen — von der Erziehung ihres Schaffens, ihrer Einflüsse und Kreise gar nicht zu reden —, die gleichgültigsten Dilettanten sind des breiten angeführt. Dafür einschädigt Veitner seinen Leser durch zahlreiche Proben und Bildchen, Reproduktionen alter Truße, die dann allenfalls den Vorteil haben, daß sich der besagte Leser wirklich und begrei-

licherweise lieber um das angebotene Original bemüht als um Veitner's Geschichte der deutschen Literatur, die sich im Pracht-einband aus dem Empfangszimmer junger Damen allerdings recht wirksam ausnehmen dürfte.

Um wie viel anders, erntet und böser Richard R. Meyer! In dem Obanken, daß wir „gerade für die Epoche bis zu Goethe's Tod Darstellungen haben, die längst in den nationalen Besitz übergegangen sind, während für die neuere Zeit viel weniger brauchbare Vorarbeiten vorliegen“, entschloß er sich, „die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“\*\*) allein in einem Bande niederzulegen, dem der Wertvollste beizufügen, daß neuere deutsche Literaturgeschichte überhaupt herangezogen. Professor Meyer's Wert ist bei seinem Erscheinen wiederholt scharf angegriffen worden, vornehmlich wegen seiner auf den ersten Blick nur äußeren Teilung des Stoffes in Beladen, die der ganzen Art der Eintheilung, der Klassifizierung des Einzelnen etwas Bewußtames gebe. In der Neuauflage seines Buches verteidigt sich Meyer gegen diesen Vorwurf und besetzt damit zugleich auf seine Methode: „Mein Grundgedanke war der, die Gesamtentwicklung in unserem Jahrhundert als Einheit aufzufassen; am liebsten hätte ich gar nicht in diese große Bewegung hineingefassten, wo aber doch Einschnitte nötig waren, wählte ich absichtlich eine rein chronologische Gliederung. Sie soll ja eben zu Ruhepunkten der Betrachtung führen, nicht zu Endpunkten der Entwicklung. Der Strom fließt fort; wir weisen nur in periodischen Abständen am Ufer seinen Höhenstand. Fällt das Etüd, das das rückblickende Auge prüft, in einer Höhe der Entwicklung zusammen, wie vielleicht in den beiden letzten Jahrzehnten, — um so besser; notwendig ist es keineswegs. Ich lasse also das deutsche Volk als den eigentlichen Schöpfer seiner Literatur, der in stetiger Folge eine Reihe dichterischer Werke hervorbringt. Demnach mußte ich jeden Schriftsteller von selbständiger Bedeutung dahin einordnen, wo er als fertig gereiftes Produkt der nationalen Entwicklung hervortritt.“ Schließlich bleibt Meyer's Eintheilung doch bloß ein technischer Behelf, der vor der vollen starken Fortschrittlichkeit des Autors als nebensächlich völlig zurücktritt, zumal er die große prächtige Linie, die von Goethe's Tod bis zur Gegenwart hinanläuft, nie und nimmer zerreißen kann. Daß ihn sein Subjektivismus manchmal zu weit führt, sieht er dunkel selbst, wenn er Goethe's Wert ziiert: „Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht“, aber was verhängt, daß er nicht nach einer toten Doktrin Werte und Richter abtut, denen er seine Sympathie oder Antipathie lieber aus eigenem Wesen röhren? Wie sein und jart und faulerich weiß er dafür die verborgenen, aber darum nicht weniger charakteristischen Züge eines Künstlers herauszuarbeiten und im Selbstporträt zu reflektieren, die Merkmale einer ganzen Epoche zu umgrenzen, die einzelnen Gruppen im Wechselspiel ihrer gemeinsamen Unterströmungen aufzuzeigen! Man lese, was und mehr noch wie er über Gottfried Keller, Storm, Fontane oder über Augenzgruber schreibt, wie er die Jungen aus dem Alten erklärt oder dort, wo sie selbst wohl neu sind, in geistvoller Analyse auf Wert oder Unwert mit künstlerischem Ernste prüft! Eine stupende Befehlenheit verblüßt auf jeder Seite, deren Stil blüht und spricht und dennoch nicht als bloße Technik ausbleibt, eine leuchtende, verstehende Schönheit ist über das ganze Buch ausgegossen, das aus neuem das Wort von der produzierten künstlerischen Kritik befruchtet, jenes Wort, das zu Gerwinus' Zeiten freilich noch nicht geprägt war, daß er aber niemals, lebte er auch heute, ganz verstanden hätte.

Karl Fr. Rowat.

\*) Verlag von Georg Bohné, Berlin.

### Bücherbesprechungen.

— Zur Schillerliteratur. Außer den größeren und kleineren Biographien Schiller's, die wir bereits besprochen haben, sind noch einige auf den Dichter bezügliche Veröffentlichungen erschienen. Eleonore v. Bojanowski hat ein Schiller-gedenkbuch zusammengestellt (Hermann Voelzlaus Nachfolger, Weimar), Merkwürdige, die uns bald altvertraut wie gute Freunde anmuten, bald wie neue Bekannte auffordern, ihnen durch verziertes Nachgehen den inneren Gehalt abzugewinnen.“ Dies Gedenkbuch ist eine Art von Schillerkalender; auf jeden Tag im Jahre kommt ein Merkwort, und diese sind nicht bloß den bekannteren

Gedichten und Dramen entnommen, sondern auch den philosophischen Artiken, veröffentlichten Gesprächen Schiller's, selbst Aufzeichnungen in Tagebüchern, andererseits sind die Geburtstage von Zeitgenossen Schiller's, besonders von Schriftstellern, die zu ihm irgendwelche Beziehungen hatten, angemerrt. — Das Schiller-album (Tredde, Schillerverlag von J. E. Stange) bringt eine Reihe gut ausgeführter Bilder, Familienporträts, Wohnstätten des Dichters in Bauerbach, Gohls, Wolzmuß, Weimar, auch einige Illustrationen zu seiner Lebensbeschreibung. Schiller vor dem Herzog Karl Eugen von Württemberg, Schiller auf der Flucht mit seinem Freunde Streicher, Schiller's Triumph in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orléans“

u. a. Jedes dieser Bilder hat zu anspruchsvoller Erläuterung ein Brevier mit auf den Weg bekommen. — Die Kantate zur Jahreshundertfeier an Schillers Todesstag von Emil Ermatinger (Jülich, Verlag des Bezirksrats Döttingen) ist ein vorzügliches Schillerstück aus der Schweiz. Mit Musik von Max Gontard wurde sie beim Schillerfest dieses Jahres in der Tonhalle in Jülich aufgeführt. Außer dem Chöre der Priester, Kinder, Mädchen und Jünglinge treten auch Gesellen aus Schillers Dichtungen auf. Die Schlussstrophe des Gesamtschors lautet:

Du schufst sein Bild: das ewig treuer  
In unterm tiefsten Herzen löst;  
In uns deines Weibes Abendfeuer  
Grüßt aus der Freiheit Morgenrot.  
O mög' ihr Licht, das wegbereitend  
Du hell entlockst in Trug und Wahn,  
Woh' es zu harter Tat uns leitet,  
Steht über unsern Häuptern glühn.

Eine kurze Gedächtnisschrift Friedrich Schiller für Volk und Jugend (Franz Sturm, Dresden) ist im Sächsischen Genuß Adels-Voten veröffentlicht worden. Sie bringt nur Biographisches, ohne Analyse seiner Dichtungen. R. v. G.

— Aus den Sachsenländer. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen à 1. M. herausgegeben von V. B. Giese unter Mitwirkung erler sächsischer Schriftsteller und Künstler. Jüttau, Gaaß & Wodermann, Separat-Kauf. Lieferung 8 und 9. — Lieferung 8 dieses von uns schon mehrfach angezeigten Prachtwerkes ist Leipzig gewidmet. Sie bringt zuerst einen Aufsatz von Adol. Werner: Das moderne Leipzig. Nicht ohne Kritik, am Ganzen sowohl wie am Einzelnen geist, wird und hier ein Bild jenes Leipzig, auch im Schmuck der Illustration, vor Augen geführt, wie es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu entstehen begann, als durch fräuliche Initiative, die ein gründliches Niederrücken des Alten nicht scheute, das tie und da zu weit ging, Leipzig aus einer bedeutenderen und namhaften Provinzialstadt zu einer Großstadt, die eine halbe Million Einwohner umfaßt, ward, um sich nun allmählich in eine Weltstadt zu entwickeln. Werner unternimmt mit dem Leser einen Rundgang durch die ganze Stadt, wir sehen alles, auf alle Gebiete des Lebens und der öffentlichen Tätigkeit werden wir hingewiesen, in alle Gebiete des Gewerbetreibens, des Buchhandels, der Kunst, des Theaters, der Wissenschaft erhalten wir Einblick und hier ist es auch, wo die Sonde der Kritik angelegt und gezeigt wird, wo etwas noch fehlt. Ein spezielles Thema behandelt dann auch die Arbeit von Prof. Dr. Julius Vogel: Kunst und Künstler in Leipzig im 19. Jahrhundert. Vogel befaßt uns darüber, wie aus verschiedenen Anfängen, mit denen besonders der Name des aus dem alten Johannisfriedhof ruhenden bekannten Schriftstellers und Maxens Friedrich Rodtke verknüpft ist, sich der Leipziger Kunstkreis und sodann das heutige Museum am Augustusplatz herausgebildet hat, für dessen Entleben und Ausgestalten die Bernhardsche Schletterer und Straßs von Wichtigkeit waren, und führt uns dann die neuere Künstlergeneration vor, wie sie jetzt in Leipzig tätig ist. Zwei kleinere Aufsätze: die Zubereitung in Sachsen und eine sprachliche Studie von R. Bernd. Walter. Völkau: Sachsen, die zeigt, wie der alte geographische Begriff Sachsen auf die Landschaft Weissen-Thüringen übertragen worden ist, beschließen des Heft. Heft 9 ist mit einem Beitrag zur Volkstunde von Prof. D. Senfheit-Dresden: Sächsische Volkstraften ein, der sich in eingehender Weise mit der Tracht der Vogelländer, Altenburger und Weibener beschäftigt, also mit der Kleidung derjenigen Bevölkerungselemente in unserm engern Vaterlande, die sich im Hinblick auf das Köstüm noch die meiste Eigenart erhalten haben. Einem interessanten Thema begegnen wir sodann in der verkehrsgeographischen Studie von Oberpostdirektionssekretär A. D. Schulz Schaefer in Dresden: Sachsen Postwesen. Aber auch die Behandlung desselben ist interessant und an der Hand dieser gründlichen, auf eingehenden Studien beruhenden Ausführungen erhalten wir eine erschöpfende, mit reichem Detail ausgefüllte Schilderung der Entwicklung des sächsischen Postwesens von den Tagen des künftigen August an bis in unsere Zeit, eine Schilderung, die durch drastische Beispiele von den Mühseligkeiten, mit denen das Reisen in früheren Jahrhunderten verbunden war, noch besonders unterhalten und

erheitern wirkt. Über ältere sächsische Bauern-Höfe und -Häuser berichtet nunmehr der Großherzog. Bauinspektor Räder-Dresden und endlich Prof. Dr. Hermann Ströhm über Sachsen in der Musikgeschichte. Die beiden Lieferungen, die wie die vorhergehenden reichen Illustrationsreichthum aufweisen, sind wieder mit historischen Beiträgen und Kunstblättern versehen. J. R.

— Das 8. Heft des III. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkstunde, im Auftrage des Vereins herausgegeben von E. Rogg und H. Stumme, eröffnet ein eingehender Bericht über die vorjährige Hauptversammlung des Vereins in Lobau, die dank der gütigen freundschaftlichen Aufnahme des Ortsgemeinschafts Lobau und der Bemühungen ihres Mitglieds Dr. Kurt Müller sehr anregend verlief. John legt seinen Aufsatz „Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge“ fort; er teilt diesmal hauptsächlich vollständige Schymittel gegen Kinderkrankheiten, Wiegensieder und Bräude, die sich auf Kindtaube und Patensicht beziehen, mit. Ebenfalls mit dem für die Volkstunde so äußerst wichtigen geistigen Leben des Kindes beschäftigt sich Kurt Müller, der seine schöne Sammlung „Aus der Lausitzer Kinderstube“ mit zahlreichen Texten, spaßhaften Reimgeschichten und Kinderpredigten befüllt; viele darunter sind auch in anderen Gegenden Deutschlands in ähnlicher Form nachweisbar. G. Böhmer schließt seinen Aufsatz „Unsere Furnamen“ mit einem Hinweis auf die im Hauptstaatsarchiv aufbewahrten Fluroverzeichnisse und einer Anweisung über das Verfahren beim Sammeln von Furnamen; es wäre sehr zu wünschen, daß der am Schluß des Heftes abgedruckte Wunsch zur Sammlung von Furnamen, der bereits manchen Freund der Volkstunde veranlaßt hat, seine Beihilfe bei der geplanten Arbeit anzubieten, allgemeine Beachtung fände: handelt es sich dabei doch um ein Unternehmen, das nicht bloß für die Volkstunde, sondern auch für die historische Geographie Sachsen von großer Bedeutung werden kann. Von mehr geschichtlichem als volkstümlichem Interesse ist der Aufsatz von C. Trautmann „Ein Kauf über Bessig zu Altenberg v. J. 1601“; er betrifft hauptsächlich den Erwerb von Bergwerkanteilen durch Joh. Brachstedt, Ratsherrmeister zu Halle. Beigelegt ist dem Heft eine Aufforderung zur Sammlung ober-sächsischer Volkslieder, für die sich neuerdings in Dresden ein Ausschuss gebildet hat; von seiner eifrigen und erfolgreichen Tätigkeit zeugen zahlreiche Mitteilungen im Dresdener Anzeiger, dem auch diese Aufforderung entnommen ist. —

— Geschichte Niedersächsischen Oberböhmerreichs von Max Banca. Erster Band. Bis 1283. (Allgemeine Staaten-geschichte. Herausgegeben von Karl Lamprcht. Dritte Abteilung: Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Armin Hill. Sechste Bert.) Gotha, Friedrich Andreas Petes, H. V. XIV, 616 S. 8°. Preis: 12 M. — Eine Arbeit, die man nur mit hoher Achtung begegnen kann: eine Neuaufspinnung im wahren Sinne des Wortes, aus den Quellen heraus. Für Oberböhmerreich gab es bisher lediglich die 1846 in Linz erschienene, jetzt natürlich längst veraltete zweibändige „Geschichte des Landes ob der Enns“ von Fr. X. Brix — für Niederböhmerreich nicht einmal etwas Derartiges! Drum dürfen wir uns mit dem von Banca, einem der begabtesten Schüler von F. Engelb. Rühlbächer und Osm. Neblitz, eingeschlagenen Verfahren, hier von der sonst üblichen Enthaltung von gelehrtem Beiwerk ab-zugehen, durchaus einverstanden erklären; denn ohne die Belege hätte die erstmalige Darstellung für die Wissenschaft und ihre Freunde bloß den halben Wert gehabt. Gelitten hat sie jedenfalls nicht darunter: die Erläuterungen sind überall so gehalten und angeordnet, daß der einen ebenen Fortgang liebende Leser nichts darüber stolpert. Bemerkenswert ist auch das Verzeichnis, womit es der Verfasser verstanden hat, alles kulturgeschichtliche (Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft usw.) derart in die Schilderung der politischen Ereignisse zu verweben, daß stets ein plastisches Weltbild entsteht, wobei die bestimmenden Konturen je nach dem Vorrücken des einen oder des anderen Faktors entweder durch äußere Mächte (freundliche und feindliche Nachbarn, Kolonisation im großen Stil u. a.) oder durch innere Vorgänge (Befehlende, Anteil der Kirche, Verhältnis zwiischen Landesherren — Städtewesen — Bauernschaft usw.) hervorgerufen werden. Sehr verdienstvoll ist die Beigabe eines 2¼ Bogen starken Registers. Ht.



# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 61.

Dienstag, den 23. Mai, abends.

1905.

## Ein bisher ungedruckter Brief Leopold Rankes.

Mitgeteilt von Hans F. Helmolt.

Rankes ist die Gnade beschieden gewesen, reichlich 90 Jahre alt zu werden. Angesichts dieser langen Lebensdauer muß man die Zahl der von ihm bekannt gewordenen Briefe klein nennen. Namentlich aus den Entwicklungsjahren und jener Zeit, wo sich der bereits gewordene Historiker auf der Höhe des Könnens, Fortschritts und Wohlstandes befand, gibt es ihrer so wenige, daß man jeden ungedruckten Brief von einigem Inhalte von vornherein geneigt sein wird, als Gewinn zu bezeichnen. Denn, wie Alfred Dove in der Vorrede zum Doppel-Schlufbande (53/54) der „Sämtlichen Werke“ (1890) treffend bemerkt: „Hier rauhelt der ursprüngliche Quell des Geistes und näher und vernünftlicher; in den Briefen Rankes ist das individuelle Leben leichter zu lassen, um so mehr, als er in seiner Geschichtsschreibung das eigene Selbst der gegenständlichen Wahrheit zuliebe gewissenhaft zurückgebrängt hat.“

Nun ist mir kürzlich ein Brief Rankes aus dem Jahre 1829 in die Hände geraten, adressiert an den Wiener Slavisten (Zerney —) Bartholomäus Köpitar. Wenn man berücksichtigt, daß von den durch Dove herausgegebenen 329 Briefen nur sechs dem Jahr 1829 entstammen, von denen vier an den Philosophen Heinrich Ritter, zwei an Heinrich Ranke, den ältesten Bruder Leopolds, gerichtet waren, wenn man sieht, daß innerhalb dieser Zeugnisse zwischen dem 7. April und dem 1. August 1829 eine immerhin beträchtliche Lücke fließt, die wir nunmehr einigermaßen auszufüllen imstande sein werden, wenn man endlich in Rechnung zieht, daß auch in den hochscholastischen Nachträgen und Ergänzungen, die Rankes mit seiner Sohn Fridrichselm im 29. Jahrgange der Deutschen Revue (1904) veröffentlicht hat, der an erster Stelle mitgeteilte Brief erst vom 23. November 1830 (aus Venedig an die Eltern) datiert ist, während der zweite bereits aus dem Jahre 1838 stammt, so wird man unserm Schreiben ohne weiteres einen gewissen Wert gern zukennen. Frühere Zeugnisse von Ranke sind eben schon deshalb selten geworden, weil die Adressaten vor den „Römischen Päpsten“ (1834—36) es nachdrücklich nicht haben können, daß der Briefschreiber einmal in den berühmtesten Europäischen gelehrt werde, und infolgedessen seine Aufschriften noch adios besaite legten. Hierzu kommt überdies, daß dieser kein Brief Rankes an Köpitar bekannt war. Kurz; ich denke, die Veröffentlichung ist in jeder Beziehung vollauf gerechtfertigt.

Die Situation ist kurz folgende. Leop. Ranke hat selbst zweimal, wenige Tage vor dem 80. und etwas vor dem 90. Geburtstag, autobiographische Aufzeichnungen diktiert, die sich in verschiedener Weise über die österreichisch-italienische Studienreise äußern. Im Dezember 1875 spricht er davon, daß er die Studien der neuern Geschichte mit wissenschaftlichen Tendenzen ergriffen habe, die er in ihnen noch vermisse: „Studien, die mich nach Wien und dann nach Italien führten.“ Er schildert dann die Beziehungen zu Friedrich Geng und betont neben der Ausbeute, die er in Wien aus dem dort noch befindlichen venetianischen Archiv geschöpft hat, vor allem die mündliche „Information“ über die slavische Bewegung in der Türkei. Hierzu müssen wir nun das Diktat vom November 1855 heranziehen. Nachdem er auch hierin von dem Werte der in Wien gefundenen venetianischen Relationen (u. a. des Originals des großen Tagebuchs Marino Sanudo) geredet hat, kommt er auf die zweite Fragebogenheit des Wiener Aufenthaltes, den intimen Verkehr mit „Wul Stepanowitsch, dem gelehrtesten aller Serben, die damals lebten“, zu sprechen und im Zusammenhang damit auf die Beihilfe, die ihm beim Zusammenstellen der Geschichte der „serbischen Revolution“ (er-

schienen 1829 bei Friedr. Berghes in Hamburg) „der damalig Mittelmann deutscher und slavischer Gelehrsamkeit, Köpitar, geleistet hat“. Dieser Köpitar war es, mit dem Ranke, nachdem er „mit dem Gegenstand seiner Liebe, welches eine schöne Italienerin [die Papiere des venetianischen Dogen Foscarini] ist, prächtige und süße Schäfersünden“, aus denen er „ein Wunderkind von Romanogermanen“ erhoffte, gehalten hatte, aus der Bibliothek um zwölf bis mittags nach dem „Weissen Wollen“ zum Essen zu Gedeihen pflegte. In der gelehrten Welt ist jeder Mann bekannt als epochenmachender Entdecker auf dem Gebiete der slavischen Philologie. Vorgebildet im Hause des tschechischen Majoratsherrn Sigism. Frhrn. v. Poiss (gest. 1819), der sich die Förderung der slowenischen Literatur angelegen sein ließ, hatte der 1780 geborne Köpitar schon 1809 in Wien eine Stellung als Lehrer und Hochbibliothekar erlangt; seine Einwirkungen auf die literarische Entwicklung der Südböden sind außerordentlich tiefgreifend gewesen. Ranke konnte hierin seinen besseren Wegweiser finden.

Doch näher noch war er mit dem von der deutschen Romanistik beeinflussten Serben Wul Stefanowitsch Saradzic befreundet. Acht Jahre älter als Ranke, hatte er (ein herzogwärscher Vitenjunge aus Tric an der Drina) sich unter den schwierigsten Verhältnissen eine für seine Fortschritt bedeutende Bildung angeeignet, war 1813 nach Wien gekommen und dort von Köpitar, der seine große Begabung schnell erkannte, begenommen worden, anstatt politischen Abenteuerismus (fortan lieber literarische Studien zu pflegen. So ist er dazu gelangt, für das Serbische die phonetische Orthographie einzuführen; er sammelte Volkslieder und ließ solche als Gräter 1823 im Druck erscheinen. Man darf ihn somit den Entdecker oder doch Wiederentdecker der vollstämmigen Epen der Serben nennen; und die durch seine Stammtafel (1814) und sein Wörterbuch (1818) befehligte gemeinschaftliche Schriftsprache der Südböden hat schließlich die Mundarten Serbiens, Montenegro, Bosniens, der Herzegowina, Dalmatiens, Kroatiens und Slavoniens in sich aufgelesen und verdrängt. Dieser ausgezeichnete Mann war wahrhaftig der Freundlichste des größten deutschen Historikers würdig; und man kann nur lebhaft bedauern, daß sich die Zeiten leidern so gründlich geändert haben, daß die Brücken zwischen der deutschen und slavischen Geschichtsschreibung nahezu abgebrochen sind. Ranke hat dem Freunde, dem er so viel verdankte („Nach den ganzen Nachmittage, an dessen Abend ich wegzeigte, haben wir zusammen gefestet“), in der Vorrede zur „Serbischen Revolution“ ein Ehrenmandat auro perennius gesetzt; auch Fridrichselm v. Ranke kann sich auf den alten Steifisch noch deutlich bekennen (vgl. Deutsche Revue 28, I, S. 13).

Doch lassen wir nach diesen notwendigen Erläuterungen den Brief für sich selbst stehen. Er ist gut erhalten und trägt auf der vierten Seite außer dem roten Siegel (einer auf eine antike Säule sich stützbenden Frauenhefah) und dem Stempel „Roma“) folgende Abdrücke: „A. Monsieur Mr. Barthol. de Köpitar, Bibliothécaire imper. à Vienne. France!“. Die ersten drei (eigenlichen) Briefzeilen lauten: „Rom 9<sup>te</sup> Juni 1829. Mein

\*) Im October 1828 reiste ich nach Venedig ab. Mein erster venetianischer Aufenthalt dauerte bis Februar 1829. Ich ging dann nach Florenz. Im 22. März sah ich den ersten großen Erwerb in der römischen Campagna. In Rom blieb ich, nicht jedoch ohne einen Auftrag nach Neapel zu machen [Zf. Nro. 1829] bis zum April 1830.“ (Diktat vom Nov. 1855.) Ranke demohnte in Rom (Tor da speochn. n. 7) drei Stuben, die vor ihm W. Tholud als preuß. Gesandtschaftsbesitzer innegehabt hatte.

briler Freund, ich melde Ihnen, daß ich für die Jahrbücher eine Art Memoire über Don Carlos aufgesetzt habe: bestehend aus zwei kleinen Abtheilungen, einer Erdörterung der bisherigen Erzählungen, und einem Verzeichniß, die Streifereien zu lösen, woben dann einige bisher unbefante entscheidende Aitenstücke Wiener und Römischer MSS. [Manuscripte] mitgeteilt werden. Aber zwei Bogen der Richtpeitschfrist, kann das Ganze nicht einnehmen. Ich bin bereit, es Ihnen zu senden, sobald ich Ihre Antwort bekommen habe, und selbst fragen, wenn sich etwa eine gute Gelegenheit darbieten sollte? "

"Ich hoffe Ihnen noch die Anzeige eines wenn gleich nicht breisenden doch immer denkwürdigen gieschichtlichen Manuscript, aus dem 14<sup>ten</sup> Jahrh. mitfinden zu können. Es ist ein Incunabulum: *Egyptiaca*, das sich auf der Barberina findet. Auch wichtigere hoffe ich noch von dem Bibliothekar zu erlangen, einem gewissen Stegi [Stegi], der mit und anderen Deutschen viel Güte erweist. Die Durchsicht des MS. hat Gefraß Feder) übernommen.

"Meine Gedächtnisse mit Wul steht so. Verthes hat für den Bogen zunächst 10 [sic] Blätter 5 Rthlr. verprochen. Für 17 Bogen haben wir daher jetzt 170 Rthlr. zu erwarten. Ich kann nicht genau wissen, zu wie viel Gulden Wallsthäuser viele Thaler anschlägt. Es werden aber ungefähre 250 G. sein. Ich glaube, daß man die fordern kann. Auf jeden von uns würden nach unterm ursprünglichen Pact 125 G. fallen. Da nun Wul schon 100 G. von mir bekommen hat, so würden für ihn nur 25 Gulden übrig bleiben. Ich habe dies neulich nicht ausgenommen, weil ich glaubte, Wul wäre noch selbst in Wien"), und würde nach Maßgabe der mir unbefannten Bogenzahl selbst seinen Rest bestimmen können.

"Wegen des MS. im Archiv, das Sie collationirt wünschcn, habe ich mich, obwohl noch nicht vollständig, erkundigt. Fürs erste ist wohl so viel richtig, daß es nur eine Abchrift ist, und keineswegs das Original, so daß gar leicht hier wenig zu holen sein mag. Doch hat mich Bunsen\*) mit dem Archivar Martini genauer bekannt zu machen ausdrücklich verprochen und das

erke, monach ich bey einem Besuch des Archivs sehen werde, soll jenes MS. seyn.

"Hofrat Genz hat mir nicht geantwortet; ein Zeichen, daß er nicht eben sehr viel Wohlgefallen an dieser Arbeit") hat. Ich muß mich begnügen, daß sie bey und eine erträgliche Aufnahme gefunden zu haben scheint.") Unser Minister hat mir recht schön gedankt; und das Beste ist, daß er bey dem König neue Anträge, mir außerordentl. Gelder zu geben gemacht zu haben versichert.

"So lang ich Geld und Erlaubniß habe, werde ich nicht so bald an Rückkehr denken. Rom gefällt mir sehr wohl, und giebt mir so viel zu thun, daß ich ein Jahr noch, mich von freien Studien und angenehmen Verhältnissen loszureißen, um nach der engen Hütte meiner Berliner Professor zurückzukehren. Sie können mir daher noch eine ganze Weile unbesorgt schreiben.

"Sollte mir Wallsthäuser einen Beschl schicken wollen, so muß derselbe auf Sicht und nicht auf eine bestimmte Zeit gestellt seyn. Ist es ihm sehr beschwerlich, so werde ich mich an Verthes selbst wenden, der dann das Geld in meine Generalcasse zu Berlin wird fließen lassen können, die einen Zusatz ernstlich brauchen kann.

"Warum schreiben Sie denn Schuß[ar]t[e]l") statt Schuß[ar]t[e]l")? Es ist doch gewiß eine Zusammenziehung wie Grobian: Handschrift. Ich werde mich alldann auch den Titel gar nicht verdrissen lassen, da ich einen gewissen Bartholom. kenne, mit dem ich alldann Einen Deltigen zu verreden hätte. Neben Sie wohl mein Freund. Ihr L. Ranke.

"Meine Wiener Freunde, grüße ich, insofern es Ihnen angenehm ist, das anzukurieren. Den runden") Tisch u. Frau Robinson, die wieder nach Hall gegangen, läßt Sie schön grüßen. Schreiben Sie an Wul, so bit") ich Sie nicht allein, ihn meines fortbauenden Andenkens, zu ver sichern, sondern ihn auch zu ersuchen, daß er soviel wie möglich sammeln soll: auch über den jetzigen Krieg: er ist dazu geeignet und am Plage."

\*) Gedruckt: Sämtliche Werke 40. 41, S. 451—492; zuerst erschienen 1829 in dem XLVI. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur. Vgl. Ranke an seinen Bruder Ritter (d. XI. 1829): . . . „Es werden 12 Exemplare einer in den Wiener Jahrbüchern abgedruckten Abhandlung über Don Carlos zugesellt werden. Gott gebe, bald. Davon bitte ich Dich, eins zu behalten; lassen sie Dir von Bernhagen zu geben, drei an das Ministerium, eins an Hecker nach Frankfurt a. O. bei Gelegenheit.“ — Dieser „kritischen Abhandlung“ von 1829 folgt im Neudrucke von 1877 als zweiter Teil ein „Geschichte der Don Carlos“.

\*) Karl August Ludwig Feder, erst Privatdozent in Heidelberg, dann Professor, Hofrat und Hofbibliothekar in Darmstadt (1790—1866).

\*) Karadzić war, vom Kaiser Nikolaos von Serbien 1828 zur Ausarbeitung eines Völkchens beauftragt, damals nach Belgrad abgereist, kehrte jedoch nach zwei Jahren schon nach Wien zurück.

\*) Christian Karl Josias von Bunsen, preuß. Gesandtschaftsträger in Rom.

\*) Damit wohl jene Bemerkung zusammenhängend, die sich in dem autobiographischen Disserte von 1875 findet: „Es war mir ebenso anziehend, wie belehrend, den Ursprung der türkischen Bewegung aus unmittelbarer Mitteilung kennen zu lernen, unbelümmert, was man in Wien darüber dachte.“

\*) In einem Brief an Verthes hatte O. G. Niebude am 21. Juli 1829 geschrieben, Ranke's „Geschichte Revolution“ sei als Stütze des Vortrefflichen, was wir in unserer Literatur besitzen. (Sämtl. Werke 63/64, S. 229.)

\*) Schußbarte, in den österreichischen Alpen und auch sonst im deutschen Alpen beliebter Dialektausdruck für einen lastrigen („schußbarten“) Menschen. Röpitar muß im vorausgegangenen (nicht erhaltenen) Briefe Ranke einen solchen Vorwurf gemacht haben; dieser parodiert den Dief gutmüthiglich mit der etymologisch durchaus richtigen Ableitung des „Krentenitisch“ von den Aufnahmen Röpitar's. Sebastian Brant hatte in seinem „Karrenschiff“ den Neudruck Grobian ebenfalls in humoristischer Weise als neuen Deltigen in die Literatur eingeführt.

### Bücherbesprechungen.

— Ideen und Impressionen. Von Jules und Edmond de Goncourt. Verlag von Jules Zeitler, Leipzig.

— Als Empfehlung ist dieser Sammlung von Aphorismen die Bemerkung vorausgeschickt: das Buch „Idee et sensations“ der Brüder Goncourt fand in der Bibliothek Friedrich Rieschke's. In der Tat fehlt es nicht an Berührungspunkten zwischen diesem Buch und vielen Schriften Rieschke's, wir meinen die aphoristische Form und den oft paradoxen Inhalt. Die Brüder Goncourt, welche Jules als seine Vorgänger hochschätz, haben, solange sie beide lebten, stets zusammen gearbeitet — den einen oder den andern aus diesen „Ideen“ herauszuarbeiten, das würde schwieriger sein, als einen Goethe oder Schiller aus den Xenien zweifelhaft Herkunft. Die Sammlung enthält viel Interessantes, es sind Gedankenblüthen, die nicht am Verzweige stehen; außer den leichtfertigen Epigrammen und Schlagwörtern finden sich auch Miniaturen, kleinere Landschafts- und Stimmungsbilder, Reise- und Karnevalsbilder aus Italien, Salonvisiten, weibliche Porträts. Doch das würdige Aroma atmen die meist paradoxen Gedankenblätter aus. Auf den Ruben eines Frauenloos können die Goncourts nicht Aufbruch machen, wie die besorgende kleine Auslese beweisen mag. „Sprechen um zu sprechen, da hat man das

Weib.“ Die Frauen haben durchaus nicht die Moral der Männer, sie haben ihr Gewissen in ihrer Leidenschaft.“ „Dich es in allem und jedem maßlos ist, zeichnet das Weib aus.“ „Dieselbst muß man die Frauen belügen, damit sie einem glauben.“ „Die anständigen Frauen reden von Sünden der andern Frauen häufig, wie von Sünden, um die man sie begehren hat.“ R. v. G.

— Zwei Novellen: Er trug sein Kreuz. Gewissen. Von Anna v. Blomberg. Leipzig, Verlag von G. Ungleich. — Die beiden Novellen sind ungleich im Wert. Die erste enthält viel Unwahrscheinliches; man mag einer Malerin ihre halb verlebte, halb mütterliche Neigung zu einem Tiroler adulescentulus zugute halten, aber daß dieser Gedächte macht lä la Lord Byron, das erscheint doch wenig glaubhaft. Das Wiederfinden der Schwester, einer halb verlorenen Abenteuerin, ist ein Zwischenfall, der uns von der Haupthandlung, welche doch zwischen dem jungen Tiroler und der Malerin spielt, zu sehr ablenkt. Die beiden leben sich nach Jahren wieder; der junge Voet ist inzwischen ein Schriftsteller geworden, dessen Drama mit Erfolg zur Aufführung kommt. Er verunglückt in einem Zwischenfall, wo er auf der Straße auf und ab spaziert — eine sehr äußerliche Katastrophe. Das Seelengemälde wird dadurch zu groß angelegten. „Er trug sein Kreuz“ — der Titel ist ein theo-

logischer Gemeinplatz, der auf den Helden nicht mehr paßt, als auf hundert andere. Besser ist die zweite Erzählung: „Gewissen“. Die Helden vergeßt aus Versehen eine von ihr gepflegte alte Tante. Der Vgt., der sie liebt, stellt, um ihre gerichtliche Untersuchung wegen fahrlässiger Tötung zu ersparen, ihr einen falschen Totenschein aus, er heiratet sie dann; doch ihr Gewissen läßt ihr keine Ruhe; ihre Angankfälle neigern sich fast bis zu geistiger Erstörung, sie soll in eine Geistesanstalt gebracht werden; doch unterwegs geht sie bei einem Eisenbahnunfall zugrunde. Abgesehen von der Vorliebe für solche Unglücksfälle, die aus den vermischten Nachrichten der Zeitungen für die Novellen herausgeschmitten zu sein scheinen, zeigt die Verfasserin hier Talent für die Darstellung eines zerrütteten Seelenlebens. R. v. G.

— Das Kreuz des Juden. Roman von Hermann Jaques. Dresden, Verlag von Paul Reisser. — Dieser Roman zeichnet sich nicht durch spannende Erfindungen, nicht durch sensationelle Demegande und Abschlässe aus; er fährt uns eine Reihe von Lebensbildern vor, durch welche die soziale Stellung des Judentums in der heutigen Zeit illustriert wird. Und zwar handelt es sich dabei nicht um gesetzliche Hemmnisse, welche schon dadurch ausgeschlossen sind, daß der Held getauft ist, sondern um jene verhasste Opposition mancher gesellschaftlichen Kreise, welche überall durchdringt, wo sich unentbehrlich eine jemitische Herkunft anknüpft. Damit hängt es zusammen, daß die ganze Darstellung etwas Dickstees hat und fast nirgends in eine herausfordernde Lönart verfällt. Der Vater des Helden ist ein Schneineidjüder, der zum Millionär geworden, besonders durch Terrainerkäufe, da er sich in der Nähe der sich nach allen Seiten ausbreitenden Hauptstadt Berlin niedergelassen. Auf der Schule macht der junge Hardenstein die ersten bittern Erfahrungen; er wird dann in einer Provinzialstadt in Pension gegeben, wo er sich wohl fühlt und für die Tochter seines Verlegerbruders, eines höheren Militärs, eine järtliche Neigung empfindet. Auf der Universität Heidelberg tritt er als Millionär auf; er schlägt sich tapfer auf der Menzjur; er ist eng befreundet mit dem ersten Bnrgiereten eines Korps, dem Hrn. v. Gerniny, der durch diese Freundschaft selbst in Mißkredit kommt, ja der später in Berlin sogar um seines Freundes willen, wegen der verächtlichen Äußerung eines Tischgenossen, ein Duell befeht; gleichwohl ist er kein Feind seines Carlos, sondern die Freundschaft ist nur aus einer Folsa, seinen, reuansiehenden Berechnung hervorgegangen. Der heimreiche Hardenstein soll ihm zu einer Mitration seiner etwas modaligen Familienjüger behilflich sein. Das Motiv tritt so wenig aufrichtig hervor, daß man lange Zeit darüber im unklaren ist. Dem jungen Gerniny gelingt es, den Biderwillen seines Vaters zu besiegen und zu bestimmen, daß er den jemitischen Freund auf das Gut einladet, wo derselbe in der Tochter des Hauses eine mitläuhende Freundin findet, zu der ihn eine schwärmerische Neigung hinzieht — hat sie doch den Leidenszug in seinem Gesicht, das Kreuz des Juden bemerkt. In seiner prunkvollen Villa im Tiergarten hat Hardenstein inzwischen einem vornehmen Spielersklub ein Kgl. gewährt; er hat einen Obersten, auf die knieflügelnden Witten bedehnen, 30 000 verspielte Mark zur Verfügung gestellt, er ist mit Hilfe desselben Kleroeoffizier in einem vornehmen Kanalarierregiment geworden, nachdem er ein großes Rittergut gekauft; er wird gehaßelt wegen der Spende einer halben Million für den Bau einer neuen Kirche. Der Brief seines Freundes Gerniny, den er zufällig zu lesen bekommt, zeigt ihm, daß er ein Spiel jahrelanger Illusionen gewesen, und auch seine vornehme Fulda schien mit im Komplott zu sein — da legt er seinen Adel nieder, verschleubert sein Rittergut und baut ein Schiff für Forschungsfreisen auf dem Meere; sein einziger Trost ist ein Brief der Gilde v. Gerniny, den sie hinter dem Rücken von Vater und Bruder geschrieben und aus dem ein warmes Gefühl spricht. Dieser Gilde hat der Autor in der feurigen Jüdin Salander eine Kontrastfigur gegenübergestellt, die allerdings den Helden nur aus Augenblicke durch sinnlichen Jüde und geistigen Anschluß zu seifen weist. Man darf dem Roman das Zeugnis ausstellen, daß er eine durchaus vornehme Ruhe bewahrt und sich dadurch wesentlich von dem gewöhnlichen Leibbibliothekentümer unterscheidet. R. v. G.

— Rahor, Pierre (Emilie Lerou). Jesus. Ein Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Walther Bloch. S. 304 S. 5 k., geb. 6.50 k. W. Behrs Verlag, Berlin W. 35. — Der „Roman“ kündigt sich an als das Glaubensbekenntnis einer berühmten französischen Tragödin, als ein Begewieser allen Säuern der Erkenntnis. Es ist ihm eine

längere Einleitung von 26 Seiten beigegeben, die den Jwed hat, die Berechtigung der nachfolgenden romanhaften Schilderungen zu erwiesen, und das Motiv trägt: „Die Gestalt Jesu gehört wie alle mysteriösen heroischen oder mythischen Gestalten der Legende und der Poesie an.“ Schon dies dürfte nicht wenig abhalten, in diesem Roman „Jesus“ einen Begewieser auf dem Gebiete religiöser Erkenntnis zu suchen. Trotz des Legendarischen, was hiernach den evangelischen Berichten anhaftet, werden sie doch stark benötigt; es wird der Versuch gemacht, die Wahrheit aus ihnen herauszukubeln. Bisher sei eine Ermahnung in den Evangelien zu wenig gewertet worden: Joseph von Arimathea. Dieser habe im Verein mit Nikodemus zu einem frommen Betrage die Hand geboten. Um das Lebensnetz Jesu nicht untergeben zu lassen, hätten beide Jüde, der nicht völlig tot von ihnen ins Grab gelegt sei, zu seiner sogenannten Auferstehung durch einen „glücklichen, energischen Heiderich“ verholfen; die irdischen Jünger hätten an eine wirkliche Auferstehung geglaubt, und die Gestalt Jesu hüße auch durch die Tatsache einer natürlichen, zufälligen oder geplanten Rückkehr ins Leben nicht ein. Hiernach würde ein jeder Jwed die Mittel heiligen. Zur Erklärung der Wunder Jesu werden Startkampf der Toten und aus seinen Jesu Thaumaturgie, Therapie und möglicherweise magnetische Kräfte zu Hilfe genommen. Auf dieser Grundlage erhebt sich der Roman. Nach ihm wandert Jesus trotz der Bundenmale in Begleitung seines „heimlichen“ Jüngers Joseph von Arimathea zwei Tagereisen nach der Kreuzigung in die Stadt Kafara und von hier nach Nazareth, wo die nothdürftig geheilten Bunden wieder aufbrechen. Ein ihm bekannte Elavin, die er einst in seiner Kindheit mit seinen Jugenbngossen von ihrem harten Jerra und Bedränger befreit hat, nimmt ihn auf. Hier schmeigt der Roman. Jesus scheint in dem schönen Hause seinen Bunden erlegen zu sein. Die Darstellung ist gewandt, die Uebersetzung eine gute, nur der Inhalt ein allzu romanhafter und ungläublicher, er spielt mit Dingen, die uns heilig sind. D. K.

— G. Scharrelmann, Weg zur Kraft. Des verzehnten Unterrichts zweiter Teil. Buchdruck von Verleger. Zweites Laufen. Motto: Lerne aus dem Geringsten und Kleinsten — Stoff schöpft aus Schönküns und Reinken. — Und auch aus den allgültigsten Tagen — Unvergänglich Franke schlagen! (Meißel). Hamburg, Alfred Jenßsen. 8°. 283 S. — Auch in diesem zweiten Teile bemerkt sich der Verleger als scharfer und seiner Beobachter. Mit Vergnügen sieht man die kleinen Szenen, die er von der Straße, dem Familienleben, der Gesellschaft (s. W. S. 151 f.) vorführt, mit Spannung und Anteilnahme, was er von der Kraft in dem Innern „so vieler Vöhrer... die mit ihrem Herzen an einem anderen Orte leben als in der Schule“, erzählt, mit Interesse, was er über die Probleme des Elementarunterrichts in der Großstadt berichtet. Was er „frei nach 1. Tim. 2, 4“ als Ziel der Erziehung hin stellt: Gott will, daß alle Kräfte im Menschen sich entwickeln und alle durch die Entwidung zur Vollkommenheit gelangen (b. s. göttlich werden), führt er in einer Reihe geistvoller Erläuterungen aus und auf hohe Aufgaben weist er hin, wenn er mahnt zur Anleitung zum Verständnis in der hohen Welt des menschlichen Lebens überhaupt, für die Schönheit des eigenen Lebens insbesondere, für die Erreichungen des öffentlichen Lebens, für Bergangenheit und historische Entwidung, für fremde Welten und Erziehung zum raschen, selbstbesten, vernünftigen Handeln. Wenn der Verleger von jedem verlangt, daß er seinen eigenen Weg geht, so will er in dem Buch den zeigen, den er gegangen. So viel Anregendes er in dieser Beziehung bietet, so schmer und bedenklich wird es erscheinen, seinem Wiede im einzelnen nachzumahlen, z. B. auf dem Gebiete der biblischen Geschichte; die Darbietung der höchsten Erzählung ist nicht selten mit zu vielen modernen Jüden befaßt, von denen es troglich erscheint, ob sie der inneren Veranschaulichung dienen, die auch uns unbedingt nötig erscheint. — Das Wort S. 261, das Verfaller „in irgend einem Buche, ich entfinne mich weder eines Titels noch des Inhalts“, las, steht Sach. 14, 7: erst zur Abendzeit wird es hell werden (Uebersetzung von Kaupff). a.

— Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Beobachtungen für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen von F. Gansberg, Lehrer in Bremen. 1905, Leipzig und Berlin. Franck und Verlag von B. G. Teubner, gr. 8. VIII und 214 S. 3.20 k. — Das himmelsblaue Bild auf dem Umschlag: ein Knabe auf der Stadtmauer sitzen,

hinter ihm die Dächer, Häuser, Essen, Lärme, Telegraphendrähte der Großstadt, führt trefflich in den Inhalt des Buches ein. Der Verfasser, der unseren Lesern bereits von seinen, in dieser Zeitung besprochenen Blauderblenden bekannt ist, weiß auch in dem vorliegenden, von der Verlagshandlung schon ausgefallenen Bande im Vortrage Stimmung zu erwecken und Gedankenleben regen zu machen. Was der Leipziger Direktor Siedle vor einem reichlichen Tugend von Jahren forter, in dem Großstadtleben selbstgemachte Anschauungen, selbstverworbenen Bestimmungen, geklärte Kraft entstehen zu lassen und zu vermehren, darin will Gombert Lehrer, Eltern, und Erzieher unterstützen und namentlich dem Anschauungsunterricht ein neues Gebiet, die häusliche Kultur, erobern helfen. Besonders sind die Moorbilder mit ihrer Landschaft, Beschäftigung und Charaktereigentümlichkeit der Bewohner gelungen, aber auch das Leben und Treiben der Großstadt und ihrer Jugend. Jahreszeiten, Menschenleben (z. B. zur Handgeben), Verleht, Feste und Ränke werden mit padender Anschaulichkeit vorgeführt. Das gegen 300 Stichworte umfassende Verzeichnis von lohnenden Blauderblenden aus der Welt des Stadtlebens gibt wertvolle Winke zur Ausübung des reichen Inhalts.

— Karl Straderjan. Aus dem Leben und Wirken eines deutschen Schulmannes. Mitgeteilt von Elise Birmingham, geb. Straderjan. Mit einem Bildnisse Karl Straderjans. Oldenburg i. O., Druck und Verlag v. Gerhard Stalling, 1905. IX und 340 S. 8. 5 M. — Wer auf der Sommerreise im Norden Deutschlands eine eldenburgische oder friesische Zeitung zur Hand nimmt und die Familiennachrichten überfliegt, ist erstaunt über die Menge eigenartiger Vornamen: Eblen, Reentz, Meint, Mammou, Hite, Siebel u. a. m. Familien- und Ortsnamen sind nicht weniger von den unsren verschieden. Im vorliegenden, von der Verlagshandlung auch ausgefallenen Band wird ein trefflicher, für breite Kreise berechneter Auslass von Straderjan über die jeverländischen Personennamen mit Berücksichtigung der Ortsnamen, auf ungefähr 100 Seiten gegeben. Drei genaue Register 1) über die altdeutschen Stämme, 2) über die neuen Ortsnamen, 3) die neuen Personennamen machen den Schluß. Auch sonst finden sich zur Kenntnis von Jever, das neuerdings durch die „Götzen von Jever“ und ihre Vererbung für Bismarck weithin bekannt geworden ist, mancher wertvollen Mitteilungen, so namentlich in den Schilderungen des Lebens in dem Städtchen seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts. Zu der Charakteristik der Bewohner und dem Wudrud S. 63 wäre noch hinzuzufügen das Wort: „Kranke mir fragen nicht, denn ich bin at Jever.“ Zu der selbstthätigen Kinderliebe S. 62 seien der Tante Sch. sei noch bemerkt, daß sie Konfirmanden mit Andachtsbüchern, z. B. dem von Rosenmüller, beschenkte. Auch die Erzählung über die Jugendzeit auf dem Gymnasium und der Unioersität bietet eine Reihe selbstbet und charakteristischer Rüge, die nicht immer zu ungunsten unserer Zeit ausfallen. Es wird hervorgehoben, daß das Verhalten der Schüler gegen früher einen Fortschritt erkennen lasse, daß der Grad der Arbeit im Vergleich zu früher abgenommen hat. Auch erklärte Straderjan, daß die Klage über den Verfall der Angestelltheit in unserer Zeit nicht ganz zu rechtfertigen ist; in der Aufzählung von Hellins „Nachwahrdein“ 1837 in Hannover befristigen ihn die Sänger nicht; auch in Konzert- und Opernaufführungen zu Weimar und Berlin ist seltener gelungen worden. Von besonderem Interesse sind noch die abgedruckten Vorträge und Abhandlungen, z. B. die Gedächtnisrede auf Heinrich August Lübbers, den niederdeutschen Sprachforscher, der mit Straderjan in Freundschaft verbunden gewesen war. Von den bekanntesten Vorträgen zur Feier deutscher Dichter sind drei: aus den Anfängen der zweiten Blütezeit deutscher Dichtung, über Klopstock, Göttinger Dichterbund, Claudius, Wilhelm Müller und v. Platen abgedruckt. Andere Beiträge zeigen ihn als gewandten Volksschriftsteller.

— Homer und Dotag im Gymnasial-Unterricht. Von César Jäger, Gymnasialdirektor a. D., Ord. Honorarprofessor an der Unioersität Bonn. München 1905, C. G. Becksche Verlagshandlung (César Bed.) III und 211 S. 8. gr. 8. Preis geb. 5 M. — Messieurs, nous allons étudier ensemble, das Wort hat der Verfasser vor 50 Jahren von einem Professor an der Sorbonne zu Paris zu Anfang einer Vorlesung gehört. Es ist, als ob er mit diesem Worte sich selbst an seine Leser

wendete. Denn zur Mitarbeit, zum Nachdenken über die praktische Behandlung der erörterten Probleme regt er an. Wie in seinen früheren geschichtlichen und methodischen Büchern, so finden sich auch in dem vorliegenden fastlichen Bande sündhafte Anmerkungen und seine Winke auf Grund langjähriger Erfahrungen aus Rückschlüsse zu selbständiger Verarbeitung, nicht als „ein Gebot ein Dogma mit Zwangscharakter.“ Mit Interesse folgt man seinen Ausführungen, mag er von seinem verehrten Lehrer Karl Ludwig Roth oder einem trefflichen Schüler, dem Neoolandischer und Romanischreiber Ernst Müllenbach, erzählen. Sorgfältig ausgemählte Literaturangaben von der alten Geschichte bis zu Shakespeare und dem neuen Aristbiographen werden dargeboten; frische Bemertungen über den Unterrichtsbertrieb finden sich vielfach eingestreut. Drei Viertel des Buches sind Homer, ein Viertel Dotag gewidmet. Der Verfasser erinnert daran, daß unser Unterricht zu vertrocknen und unlebenbig zu werden droht, wenn wir es unterlassen, uns immer aufs neue wissenschaftlich zu orientieren, es aber die Gegenstände unseres Unterrichts von den augenblicklich praktischen Zwecken abheben in ihrem Zusammenhang mit dem großen Ganzen menschlicher Erkenntnis zu betrachten. Möge das Buch auch in dieser Richtung reiche Erfolge zu verzeichnen haben.

— Zum Vortrage. Eine Sammlung deutscher Gedichte für den Unterricht an Akademien, Konseruatoiren, Theaterschulen und ähnlichen Instituten; zum Gebrauch für registrierte Künstler sowie für Freunde der Vortragkunst und der Literatur herausgegeben von Elise Bartels, Lehrerin der Deklamation an der Königlich akademischen Hochschule für Musik und an Victoria-Vocuum zu Berlin. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, B. Behr. 5 M. — Diese Anthologie hat sich bereits bewährt, so daß sie in zweiter Auflage erscheinen konnte. Sie ist in Groß- und Kleinfest, Deklamationschulen und ähnlichen Instituten als Lehrbuch eingeführt worden und hat sich bereits als brauchbar erwiesen. Sie bringt in drei nachzusammengeordneten Abteilungen Episches, Episch-Epilogisches und rein Epilogisches und endlich Deiters in einer Auswahl älterer und neuerer Gedichte, Dichtungen und Poesien, die sich zum Vortrag besonders eignen. Man begegnet da bekannte Deklamationsübungen der älteren Zeit, aber auch neueren Prosastücken. Die Auswahl hat eben darauf abgesehen, die zahlreich vorhandenen Blumenleser zu begnügen, diese, indem ein neues Büchlein auf das alte gepfropft wird, um ein neues zu vermehren, sondern ist eigene Wege gegangen. Auf dem Laufenden erhält die Verfasserin ihr Publikum dadurch, daß sie bei einer Neuaufgabe neuer zum Vortrag passende Stücke einschließt, für die, da der Raum nicht überschritten werden darf, andere oder ältere Sachen zu weichen haben. Auf diese Weise ist die Anthologie eigentlich nie vollendet, was kein Schade ist. Und so wird auch in einer dritten Auflage „Zum Vortrage“ ein veränderter Gesicht aufweisen. Die dabei beliebte Auswahl wird ja immer subjektiv sein. Möge daher die Herausgeberin stets von einem gefunden Sinn und gutem Geschmack geleitet sein!

J. K.  
— J. Jernningen, Deutsche Briefe. Mit Buchschmuck von Hans Christianen. Verlag Otto Spamer, Leipzig. 216 S. gr. 8. Gebefest 3,50 M., elegant geb. 4,50 M. — Was dem künstlerisch trefflich ausgefallenen Buche besonderen Wert verleiht, ist die Berücksichtigung der besten Literatur. Als Beispiel seien die vor kurzem erschienenen Briefe des Ingenieurs Max Eshl erodnet, der als Pionier der Dampfstation die halbe Welt durchzogen hat. Sein herzerquickender Humor, seine praktische Lebensphilosophie, seine physiologischen Beobachtungen (z. B. bei seinem Falle S. 200), seine anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten in Ägypten list man mit höchstem Interesse. Ebenso fesseln die Briefe des Wiener Chirurgen Willroth, dessen liebenswürdig und diefeittige Persönlichkeit in seiner anregenden ärztlichen Wirksamkeit, wie in seiner künstlerischen Neigungen klar vor unser Auge tritt. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß solche Briefe vor den besten späteren Zeiten nicht zurückstehen. Aus den letzteren sind zahlreiche köstliche Perlen aneinandergerichtet, die durch einen knapp gehaltenen, aber auch einfüßenden Text verbunden werden. Ist die Sammlung von Herausgeber für den schlichten Mann und die Jugend bestimmt, so wird doch der mit der Literaturgeschichte Vertraute manches Neue finden. Außer den oben Genannten sind noch 30 Namen vertreten, von denen drei Viertel dem 19. Jahrhundert angehören.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 62.

Donnerstag, den 25. Mai, abends.

1905.

## Der Maikäfer.

Von Dr. Martin Braß.

Jedes Individuum — so lautet ein gelehrtes Axiom der Selektionstheorie — durchläuft in seiner persönlichen Entwicklung all jene Stadien, die seine Artgenossen in ungezählten Jahrtausenden zurückgelegt haben. An diesen Saß muß ich oftmals denken, wenn ich unsere Jugend bei ihren Spielen beobachte. Der Wurfstein, dies erste Vertheilungsmittel des Menschen, Bogen und Pfeil, die wichtige Aße der Jagdvögel, das Blaskrohr, wie es J. S. die Uraltmännchen Bornes noch heute gebrauchen, die Krummstäbe unserer Vorfahren: dies alles spielt im Leben des Knaben eine große Rolle. Und wie der Kulturfolger ober der Beddo, der Buchwurm ober der Vorkolbe keine von der Jagd keineswegs gemährte Gärten, dadurch zu sichern sucht, daß er wildwachsende Samenfrüchte, Beeren und ehrtare Wurzeln einsammelt, die ihm die Natur im niedrigen Gestrüpp der Wälder, auf Weide und Weide bietet, so ist auch unserer Jugend ein reger Sammellehr, ich möchte sagen angeboren, er liegt ihr gewissermaßen im Blut. An den Sonntagen und Kaufreien Nachmittagen der Sommermonate ziehen sie vergnügt hinaus — in die Heidebüden, in die Wälder; dann geht's — in die Goleinüste, in die Kaskanien, und wenn der lange Winter vorbei ist, der den angeborenen Sammellehr unserer Kinder keineswegs unterdrückt, sondern nur auf andere Gebiete gelenkt hatte, dann sieht man die hoffnungsvolle Jugend wieder hinauswandernd in Feld und Wald, Pappelschäfen und Nigarenkischen unter dem Arm, und fragt man sie: „wohin so eilig?“, so schallt's aus trübseligen Kindermund: „In die Maikäfer!“

Wie denkt man da ach! so gern zurück auf die eigene Jugendzeit! Wir machten's ja gerade so. Hatten wir in unserem „Stall“ eine Herde von süßlich oder gar hundert der braunen Käfer zusammen, so dünkten wir uns reich wie ein Großgrundbesitzer — „man weiß, wie Kinder sind“. Aber die Menge tat's schließlich nicht; wir jagen Fäden durch den engen Raum der Kiste und waren stolz auf unsere besten Seiltänzer; wir bauten einen kleinen Wagen oder Schlitten und spannten unsern Braumen ein, der auch — als Einspänner wenigstens — ganz leichlich seiner aufgewungenen Pflicht genügte. Dabei waren wir für Entleerungen sehr eingenommen; die Varietät mit dem roten Kopf und Brustschild, die „Franzosen“ oder „Türken“, wie wir sie nannten, schien uns besonders wertvoll, wir tauchten einen solchen Käfer wohl gegen ein Zupfen der gemöhnlichen Sorte ein, bei der die bekannten Teile bekanntlich schwarz anstehen und die wir wegwerfend mit dem Namen „Schüller“ belegten. Die „Müller“ mit dem weißbeartigen Brustschild beachteten wir nicht besonders.<sup>\*)</sup> Eines Tages aber brachte ich, um dem allgemeinen Bedürfnis nach Varietäten zu genügen und so das Geschlecht in dem recht maikäferarmen Jahre lukrativer zu machen, ganz wunderbare Käfer in den Handel, mit spangrünen und himmelblauen, mit weißen und gelben Brustschildern — mein Fortbekenntnis hatte mir zu dem sensationellen Erfolg verholfen. Nur die Unreinlichkeit unserer Schutzbehörden störte das Vergnügen einigermaßen; sie bestellte sich zwar allmählich, was wir weniger der geringen Preisfreiheit in der Selangenschaft, als unserm erzieherischen

Einfluß zuschrieben, aber bereits am zweiten Tage fingen die Käfer an matt zu werden, wo manbenten sie allabendt genöhnlich in die Schüssel der Hühner, die unseren Spielen süßeren Blick zufaben; wir aber jagen von neuem in den leuchtgrünen Wald, um frische Ware zu holen, nur doch bei solchen Dingen uns immer das Sammeln die Hauptfache, nicht der Besitz. Ubrigens gefolost haben auch wir diesem die Käfer, vielleicht weil sie dem Gefüllig und den Schweinen so gut zu schmecken schienen, jedenfalls aber noch bevor wir von der Maikäferfrage gehört hatten, die man hier und da berichten sollte, zu der sich unsere Mutter jedoch nie entschließen konnte, obwohl wir „freie Diefierung ins Haus“ versprochen. Der läse Mandelgeschmack, den die inneren Weidteile des kunstgerecht mit einem „Kalkenfläber“ abgerenteten Brustschild besäßen, ist mir noch heute auf der Zunge, und es handelte sich bei uns Spielkameraden nur um die eine Frage, ob man nicht doch den kleinen gelben Ameisen den Vortag geben sollte, die so herbstlich noch Zitronensaft schmecken. Man sieht, auch hier ein Stückchen Nativismus, angeboren, denn gehört hatten wir von intelligenten Bollenkammern damals noch keine Idee. Auch in der Schule spielte der Maikäfer eine ziemlich Rolle; was ein richtiger Junge war, der fährte im Donnermond fest ein paar Exemplare in seinem Schiefertafel bei sich — man wußte nie, wozu man sie gebrauchen konnte. Wenn letzten wir den Wäldchen einen Käfer heimlich in die blauen Hölde und warteten nun gespannt auf den Moment, wo die trabenden Füßchen des Insekts die Haut unser Opfer an den Anhängeln des Haars berühren würden, oder wir spielten unter der Bank mit unseren braunen Freunden — wenn mal einer zum Gadium der ganzen Klasse entwichte, was konnten wir dafür! Ubrigens war ja der Lehrer selbst schuld an diesem regen Maikäferinteresse; in jedem Schuljahre kam er mit großer Ausführligkeit auf unseren Bekannten zu sprechen. Das Anschauungsmaterial war ja so leicht zu beschaffen — wir mußten's Jahr für Jahr selbst ausfählen: beim Männchen ist die Keule des Fühlers sieben-, beim Weibchen nur sechshäufig — dazu führte uns ein großes buntes Bild die Metamorphose des Käfers allfährlich vor Augen, also im Laufe der Zeit nicht weniger als achtmal, so daß sich selbst der Blödele unter uns die Keulenfolge „Ei, Larve — hier Engertling genannt — Puppe und Käfer“ unverlierbar einprägen mußte, wie die fünf Hauptstücke des Katechismus.

Wer bis hierher meinen kleinen Erinnerungen gefolgt ist, der wird es verstehen, mit welcher Freude wir Ende April oder Anfang Mai den ersten Maikäfer begrüßten, wenn er uns am windstillen Abend um den Kopf sumnte, und je mehr in den folgenden Tagen die Menge der braunen Besten anwuchs, desto glücklicher waren wir — was kümmert sich die sorglose Jugend um den Schaden, den die gefährliche Käfer in Wald und Garten anrichten! Außerdem hörten wir so auch von unseren Bauern das trotzigste Sprößchen: „Maikäferjahr — gutes Jahr“, daß unser Gewissen also völlig hätte salbieren können, wenn es überhaupt durch unsere teulliche Freude je beantragt worden wäre. Dieser verheißungsvolle Glaube ist übrigens recht verbreitet; so sagt auch der Franzose: „année hannelonneuse, année pommeuse“ und in Eberthalen heißt es, daß die Maikäferjahre ganz besonders getreidereich seien, freilich auch, daß sie eine schädliche Weimernte erwarren lassen. Nur in Westpreußen sagt man: „Der Maikäfer Menge bedeutet der Schmitter Überdange.“

<sup>\*)</sup> Dies alles sind nur Varietäten ein und derselben Art *Melolontha vulgaris* L. Daneben gibt es, weniger oder gar nicht bei uns, dagegen ziemlich häufig in Nordenbeholden, besonders in nardfruchtbarer Sandgebunden, eine zweite Spezies der Blattwurmläfer, den Hoffholonien-Kantfläber (*M. Hippodamia* Fab.); er ist unserem Maikäfer recht ähnlich, aber etwas kleiner und besitzt ein röthliches Kopf- und Halschild.

Um die maifärrerichen und maifärrerarmen Jahre ist es eine ganz eigne Sache. Bei uns find es bekanntlich die Schalljahre, welche unsere Schädlinge in der Regel mit maifärrerichem Befuch bedecken; in Süddeutfchland dagegen — der Rhein bildet unglückfich die Grenze —, ebenfo im Weften von der Rfer an ift die Periode nicht hier, fondern nur dreijährig, während im rauberen nordöftlichen Europa der Maifärrer bloß alle fünf Jahre in größerer Menge auftreten foll. Am genaueften find viele Verhältniffe von dem Schweizer Forfcher Oswald Beer in feinem Botaland unterfucht worden. Die dreijährige Periode ift hier zeitlich nicht überall diefelbe; vielmehr unterfcheidet hier ein Valdefer Jhrigjahr, welches dann flattfindet, wenn die Jahreszahl mit 3 teilbar ift (alfo j. B. 1890, 1899, 1905), ein Berner Jhrigjahr in den Jahren, wo bei der Division mit 3 als Rest 1 bleibt (alfo j. B. 1891, 1900, 1903) und endlich ein Urner Jhrigjahr dann, wenn die Jahreszahl mit 3 geteilt als Rest 2 ergibt (alfo j. B. 1892, 1901, 1904). Man fieht, in der keinen Schweiz fehlt es in keinem Jahre an untern Braumröden; beginnen wir mit dem Maifärrerjahr der Valfer Gegend, fo folgt im nächften Bonnemond fies Berner Gebiet der Maifärrerlegen, und wieder ein Jahr fpäter dürfen die Kinder des Kantons Uri darauf hoffen, nicht vergeffen zu werden. Am beften haben es aber die geliebtesten Maifärrerfreunde in der Schweiz; fie können fich, leicht-berechtig wie find, jedes an den nothwendigenden Käfern delictieren und, wenn fie darüber nachdächten, würden fie die weife Einrichtigung der Natur gewiß ebenfo preifen, wie der Bauer meiner Deimat es zu fchäpen weiß, daß die Kirme in den verfchiedenen Dörfern nicht auf einen Tag fällt. Ubrigens ift das Valfer Maifärrerjahr, nach welchem die 3 in der Jahreszahl ohne Rest enthalten ift, leinewegs auf diefen Schweizer Kanton befränkt; im ganzen weftlichen Europa, j. B. in Schwaben, in der Rhein-gegend, in Frankreich und England, furz überall, wo die Maifärrerperiode dreijährig ift, gilt die nämliche Regel. Bei genaueren Unterfuchungen dürften freilich ebenfo fich in diefem Gebiet lokale Abweichungen nachweifen laffen wie in der Schweiz.

Keine Regel ohne Ausnahme! Weder drüben im Süden und Weften, noch hier in der Mitte und im Ofen unferes Landes! So gab es bei uns in Sachfen, aber auch anderwärts im Jahre 1891 fo viele Maifärrer, daß man am Kalender hätte ganz irre werden können. Den Grund dafür beftimmt anzugeben, ift nicht möglich; entweber waren die vier Jahre, deren es bei uns zur Entwidlung des vollftändigen Infekt bedarf, für die Engerlinge der 87er Generation befonders günftig, fo daß möglichft jedes der damals abgelegten Eier es zu einem Käfer gebracht hat, oder es ift die 87er Generation noch durch einen großen Teil der folgenden verftärkt worden. Das wäre dann möglich gewesen, wenn wir annehmen dürfen, daß fich die 88er Engerlinge unter fo vorteilhaften Witterungs- und Nahrungsbereitwillen befunden haben, daß fie fich ausnahmsweife schon in drei Jahren zu ihrer definitiven Größe heranreifen konnten, wie ihre im allgemeinen begünftigten fchmächtigen oder fränkifchen Süder- und Schwemern. Diefe letztere Anficht, monach alle auch einmal bei uns im Ofen eine nur dreijährige Entwidlung zu verzeichnen wäre, hat, wie mir fcheint, deshalb viel für fich, weil 1892 durchaus nicht fo maifärrerich war, als man es von einem Schalljahr hätte verlangen können. Ineffen, im Laufe der Zeit hat fich die Sache wieder ganz ordnungsgemäß bei uns eingerichtet: 1896, 1900 und 1904 gab es Maifärrer in großer Zahl — ja auch 1900, obgleich damals der Schalltag ausfiel. Man fieht, um die Anordnungen Gregors XIII. haben fich die Maifärrer nicht getümmert, fie halten's nach wie vor gleich den Muffen mit dem Kalender allen Ertz.

Zeit wann die Maifärrer bei uns die ausgefprochene Vorliebe für die Schalljahre beifegen, weiß ich nicht; das es aber schon in der erften Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fall war, ift durch hiftorifche Nachrichten verbürgt. Wie können und die eigen-tümliche Zufälle nicht anders erklären, als daß einmal — ob in grauer Vorzeit, ob vor einigen hundert Jahren ift ganz gleichgültig — eine Generation über alle Maffen gut gedeihen ift, und daß es gerade ein Schalljahr war oder — um mich ganz richtig auszuipreden — daß es nach unferer heutigen Berechnung ein folches hätte fein müffen, als die Urfamme von Käfern ihre unterirdifche Wohnung verließ, um fich am Maiegrün fatzzufreffen und dann für die Fortpflanzung ihres edlen Geflechtes ausgiebig Sorge zu tragen. Zu den maifärrerichften Jahren des ver-gangenen Jahrhunderts gehörten 1836, 1864 und 1868. Sondern im Mai des zulezt genannten Jahres muß es ganz arg

gewefen fein; denn im Bezirk des landwirthfchaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachfen, der die Schalljahre fehr energifch zu bekämpfen fuchte, wurden damals, hauptsächlich durch Kinder, nicht weniger als 30000 Zentner Käfer gefammelt; das ergibt aber, da etwa 530 diefe Infekten auf Hund geizen, die un-gescheure Zahl von 1590 Millionen Ertz! Mit Kaff vermengt, wurden fie zu Linger verarbeitet. In den Oegenden der drei-jährigen Periode trafen einige Notizen außerordentlich weit jurüd. So müffen im Jahr 1479 die braunen Käfer dem Bifchof von Saalfaale ganz toll aus ehrwürdige Haupt gefummt haben; denn diefer Seelendirt entließ fich damals, in einem weiffäufigen Monitorio die Eidensriede famt ihrem ganzen Anhang an Enger-lingen vor geiftliche Obricht nach Bauniae zu zitieren, wo fie nach reiflicher Überlegung in den Bonn getan wurden, obgleich man ihnen einen Abbotaten aus Freiburg zugefandt hatte. Ein paar Jahre fpäter machten fie's auch dem Bifchof von Ebur zu bunt — „da ein Maifärrer fragt nicht, wem er um die Ohren fchmitt“ —, fo daß er fich genötigt fah, künftliche Maifärrer Braubündeln in ein ddes Tal zu verbannen, wo fie Jüngeres Herben follten. Ob fie so dumm waren hinzuzutreten, ift nicht verbürgt. Ebenfo energifch ging 1503 ein dritter Amtsbruder, der Bifchof von Konftanz, gegen das läftige Ungeziefer vor, ja noch im Jahre 1833 be-fchwor, wie Marfball zu berichten weiß, der Pfarrer einer Ge-meinde im Ober-Departement die Maifärrer.

Sobald fich im Frühjahr die erften Käfer zeigen, ob viel, ob wenig ift ganz gleichgültig, müffen fie täglich gefammelt werden. Das geschieht am beften in den frühen Morgenftunden, wo die Käfer infolge der niedrigen Temperatur ziemlich ftarr und unbekollen an den Zweigen hängen; bei kühlem und regnerifchem Wetter kann man den ganzen Tag zum Einfammeln benugen. Es find befonders die Randbäume, welche abgefagt werden müffen, Birten, Eichen, Koffaltanien, Ahorn, Edelweiden u. a.; denn nicht im dichten Gebüsch oder gar mitten im Wald beenden die Drummer ihren Abendflug, fondern naturgemäß am Saum der Befände, auf Älfen oder einzeln ftehenden Bäumen. Sind die Stämme härter, fo müffen fie mit einer umwidelten Holzleite kräftig angefchlagen werden, oder es werden die einzelnen Hauptäste mittels eines langen Hakens er-schüttert; bei kleineren Bäumen genügt einfaches Schütteln des Stammendens, denn feft find die Käfer nicht. Kun feigt es auflefen, wobei fich felbst kleinere Kinder fehr nützlich machen können. Bald find die Gefäße, am beften glattbannige aus ver-zinntem Blech, gefüllt, man entleert fie in eine Grube, wo die Mifftäter gerhanft oder mit fochendem heißem Wafler überbrüht werden. Nicht durchdacht ift folgendes Verfahren, das auch empfohlen wird. Sobald der Flug beginnt, legt man an freien Stellen in Eifenmalbungen oder am Rand kleiner feldgehölze künftliche Brutfstätten an, indem man Kuhmist 5—8 cm hoch aufträgt. Das ift für die Weibchen wie gefchaffen; fie laffen fich's nicht zweimal lagern, folgen dem Köder und legen ihre Eier ab, und wenn dann am Schluß der Flugperiode die künftliche Flughölze verbrannt wird, fo hat man nach vier Jahren Ruhe vor den gefährlichen Käfern. Auch die Bekämpfung der Engerlinge darf nicht außer acht gelaffen werden. Wenn der Flug feine tiefen Furchen durch den Boden zieht oder die Gawe den Kraut- und Kartoffelfelder bearbeitet, werden viele der dicken, weißlichten bis rötlichgelben Larven bloßgelegt, die nun aufzuliegen und vernichtet werden können. Gewöhnlich finden fich zu diefem Gefchäft die natürlichen Bundesgenoffen des Landmannes ein, die fehr gründlich arbeiten. Ich meine befonders die Krähen und ihre Betteln, die Dohlen, die verftändig hinter dem Flügel einherfchleichen, und die Stare, die fich oft in ungeheuren Scharen auf den Etwadern niederlaffen zum ledern Wahl. Aber auch unterirdifche Hülstruppen hat die Natur dem Feld- und Garten-befizer gegeben; Maulwür- und Spitzmaus find es, die dem Engerling auf feinen bunften Gängen im Ertzrich folgen und mit Appetit den laftigen Duffen verzehren, während die Haupt-feinde des ausgebluteten Infekt wohl die Bullen find, die Ziegen-meißer und die Fiebermäule. Diefe Dämmerungstiere find, ich möchte fagen, wie gefchaffen, der Räterplage zu feuern; im Flügel erkalben fie die fummenden Kerle, und ehe fich's diefe verziehen, befinden fie fich bereits im Magen der nächftigen Räuber, flatt bei der Liebheit, die fie befehen wollten, nur die harten Flügel-decken find abgeben und wirbeln zur Erde nieder — vanitas vanitatum! Ich habe Entengemeife gefehen, die nur aus Flehen von Brutfchäden, Hinterleibdrüngen und Beinen des Maifärrers gebildet waren, und bin überzeugt, daß der Kufen der

nächlichen Vogel in dieser Beziehung nicht hoch genug angesehen werden kann. Aber auch viele Tagelager stellen den Maifaltern nach, außer den obengenannten besonders die Gärten und die Wälder, der Kuckuck, das Zuckmännchen, fast alle Finkenarten, wie Buchfink, Gaus- und Felsperling, Kernbeißer u. v. a., von den Bierfliegern Fruch-, Warber, Dachs, Jgel und Spitzmaus; namentlich aber sind es unsere Schlingfliege, die Stare, welche nicht nur den Engerlingen, sondern auch den Maifaltern fröhlich zu Leibe rufen. In großen Schwärmen besuchen sie in maifaltern Jahren die lichten Eichenbestände, wo es nimmelt von diesem Ungeziefer, und wenn die Vögel natürlich auch nicht fern werden können über die Millionen, so darf man doch nicht vergessen, daß sie mit jedem weiblichen Käfer, den sie töten, auch 60 bis 70 Engerlingen, wenn man so sagen darf, den zukünftige Lebenszeit ausblauen.

Die Fortpflanzung des Maifalters ist allgemein bekannt, weshalb wir sie nur ganz kurz skizzieren wollen. In die Schwärmezeit, welche je nach der Witterung 3 bis 6 Wochen währt, zu Ende, so finden die Weibchen geeignete Brutplätze an, um ihre Eier partiennweise zu 15 bis 25 Stück einige Zentimeter tief der Mutter Erde anzubewahren; wenig bemerkt, dazu ledere, trockene Boden erscheint ihnen hierfür am passendsten. Hier die Augen ordentlich aufmachend, der sieht dann an solchen Stellen eine Menge etwa hülsenförmiger Erdbüchsen, welche die Weibchen aufgeworfen haben, als sie sich in den Boden eingruben. In der Eurocrata, 60—80 Stück im ganzen, abgesehen, so legt sich die junge Mutter hin, streckt alle sechs von sich und schiebt im beruhigenden Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Auf den Brutplätzen sieht man dann nicht selten in großen Mengen die Weiber der abgestorbenen Tiere, die nun ausgefressen worden von Ameisen und anderem Insektengeflecht. Den Männchen vergeht natürlich nun auch die Lust am irdischen Leben, gelangweilt treiben sich wohl noch einige ein paar Tage umher, aber bald sterben auch die letzten eines natürlichen Todes, falls sie sich nicht vorher von irgend einem Schnabel haben erwideln lassen. Damit hat für diese Jahr der Maifalterzug sein Ende erreicht; wenn die Obstblüten fallen, dann ist's auch mit dem letzten Käfer vorbei; seiner überlebt den Frühling. Nach 4 bis 6 Wochen schlüpfen aus den Eiern winzige Larven; diese rücken im ersten Sommer wohl noch keinen Schaden an, da sie sich nur von den humosen Bestandteilen des Bodens nähren; aber schon im Frühjahr der zweiten Sommerperiode, wo sich die Brüder und Schwestern nach allen Richtungen hin zerstreuen, beginnen sie mit dem Wurzelfraß, und es steigert sich der hierdurch angerichtete Schaden an Äckern und Wiesen, in Gärten und Baumgärten mit jeder Periode in dem Maße, als Nahrungsmittel und Wachstum der gefährlichen Larven fortschreitet. Im vierten Sommer, nachdem er sich mehrmals gebäuel, erreicht der Engerling seine endgültige Größe von etwa 5 cm. Sein etwas gekrümmter Leib besteht aus zwölf Ringen; das Hintere ist sackförmig aufgetrieben und sieht schwarzblau durchscheinend aus, während der übrige Körper bis auf die gelbbraunen hornigen Teile eine weißlichegelbe Färbung besitzt. Vier Paar Beine tragen den vorderen Teil des plumpen Leibes, an welchem auch das fröhliche Gangenglied besonders auffällt; das der Engerling bei seinem unterirdischen Leben seine Augen besitzt, darf uns nicht wundern. Im Winter und bei anhaltender Dürre kriechen die Engerlinge wohl 2 m tief in den Boden, während sie an feuchten Sommertagen nur wenige Zentimeter unter der Oberfläche dem Wurzelfraße obliegen. Aber im Juli oder August ihres vierten Sommers bringt die Larve auch tiefer hinab, glättet sich eine kleine Erdböhle aus und kommt hier zur Verpuppung. Nach fünf bis sechs Wochen etwa, also im September oder Oktober, schlüpfen aus der starren, durchsichtigen Haut der Puppe der fertige Käfer, der jedoch vorläufig nichts Befreies zu tun weiß, als daß er unter der Erde in trüger Ruhe verharret. Erst im Herbst sich emporzuarbeiten, würde Selbstmord sein. Die Gegend nach Licht und Wärme, nach jungem Blattgrün kann noch nicht befriedigt werden; darum heißt es warten, bis der Venz die Erde zu jungem, süßlichem Leben weckt. Freilich kommt es hinwelen vor, daß einem besonders heißblütigen Maifalterjungling die Überwinterung zu lange dauert; er drängt sich ungeduldig vor bis gegen die Oberfläche. Nur eines trügerischen Sonnenlichts bedarf es noch, und der Wurmige durchdringt auch die Lage dünne Humusschicht und schwirrt, ein Vorbote des Frühlings, durch kalte Gassen. Aber bald ermaten die Flügel, und in harter Ruhe erwartet man der Betrogenen den kalten Abend, der ihm sein

junges Leben nimmt. Vielleicht gebt ihm noch schlimmer; dem Reporter vom Schuppenfalter Blättern ist er um den Kopf geflogen, dieser nimmt ihn mit ins warme Zimmer und schreibt nun für die nächste Nummer die bekannten fünf oder sechs Zeilen, die im Februar oder März alljährlich ebenso regelmäßig wiederkehren, wie die Korrentappen und Frühmattkaffee. Aber die noch die Bürgerstadt die große Last der Verkommenheit, ist er Hungers gestorben, der arme Narr.

Die launernen Frühlingstafelnde Ende April loden bereits eine große Menge unserer Käfer aus dem finstern Erdreich heraus ans Licht, die Hauptmasse erscheint aber erst Anfang Mai. Das frische Birtenlaub und die Blätter der Rosskastanie werden durch gefressen von der hungrigen Schar, dann geht's auf die Obstbäume, Eichen und Weiden, auf Korbobäume und Linden; am liebsten aber werden die Eichenbestände aufgesucht, sobald die lichte grünen Blättern die Knospen gesprengt haben. Sobald ein Eichenhain, von Maifaltern fast gefressen, gewährt einen gar traurigen Anblick inmitten der Frühlingserfreulichkeit. Selbst die Nadelbäume sind nicht sicher vor den gefräßigen Unholden; der Schaden, den sie an den jungen Nadelbäumen von Fichten und Tannen, namentlich auch an den jungen Nadeln der Lärchen anrichten, ist bisweilen nicht unbedeutend, und so sind es eigentlich nur die Kiefern, die ihnen nicht zulagen, und von den Laubbäumen müßte ich nur die Robinien (die sogenannten Kofzigen) zu nennen, denen die Maifalter aus dem einfachen Grunde nichts anhaben können, weil hier das Grün erst dann erscheint, wenn die Wehrhaft der Käfer das Zeitliche gefeznet hat.

Es ist merkwürdig, daß der Maifalter, den man Popularität gewiß nicht absprenken kann, in der Volkspoesie, in Märchen und Sage, in sprichwörtlichen Redensarten oder im Aberglauben der Menge nur eine bescheidene Rolle spielt. Von vollständigen Kinderreimen — die künstlichen Produkte der Kindergärtchenpoesie schließe ich natürlich aus — ist mir nur der eine bekannt:

„Maifalter flieg',  
Dein Vater ist im Krieg,  
Seine Mutter ist im Pommerland,  
Pommerland ist abgebrannt,  
Maifalter flieg'!“

Das Viehdien ist sehr alt und außerordentlich weit verbreitet. Unsere Großeltern haben's schon von ihren Eltern und ich zweifle nicht, unsere Kinder und Enkel werden's ihren zukünftigen Knaben und Mädchen ebenso getreulich überlernen. Und während sie's singen, werden die Kleinen — wir maden's ja ebenso — den Maifalter aus die Spitze des Zeigefingers setzen und sich daran freuen, wie er „ählt“ und wie er rudweise seine harten Flügeldecken, unter denen die eigentlichen Flügel verborgen sind, ein wenig öffnet, ehe er davon fliegt auf Nimmerwoberleben. Dies „Jählen“ hat den Jued, Luft in die Trachen, das sind die vielerzweigten Respirationsorgane, zu pumpen; man sieht ganz deutlich die Atembewegungen des Hinterleibs. Nicht als ob der Käfer seinen Körper vor dem Flug erdichtern wollte — wie sollte er der umgebenen Atmosphäre gegenüber dadurch leichter werden, daß er Luft in sich faßt! — nein er pumpt die Reservoir mit dem Besenkeltem gemäßigtem aus der Barmt voll, so daß die Erprobation und die Auffrischung des Blutes, der ganze Stoffwechsel bei der gefezigten Anstrengung schneller und fräftiger vor sich geht. Auch daran darf man denken, daß die gefüllten Luftbehälter von innen einen Druck gegen die Leibeswand ausüben sollen, damit die Rückwirkung der Flügelschläge den nötigen Widerstand findet. Wir maden's ja ähnlich, wenn wir ausbolen zu einem besonders fräftigen Schlag; da füllen wir die Lungen mit Luft und halten den Atem an.

Von Redensarten kenne ich nur die eine: „Fibel wie ein Maifalter“, auf einen lustigen Nachschmücker angewandt, ist das Wort nicht so äbel. Er hat ein paar Maifalter unter der Nase“ ist ein Ausdruck, der besonders aus Leipzig veröhrt ist. Man meint damit die beiden sehr feine gehaltenen Fältchen des Schnurrbars, wie man ja auch die Haare, welche unterhalb der Mitte einer männlichen Unterlippe entspringen, gleichfalls mit einem Insektennamen belegt, indem man sie allgemein als „Flieger“ bezeichnet. Aber auch anderorts muß der Ausdruck „Maifalterbart“ bekannt und üblich gewesen sein, wie aus einer Stelle Philander's v. Sittenau's zu entnehmen ist, die ich ihres kulturhistorischen Interesses wegen hier mitteile. „So wolle ich dir“, eifert der Satiriker des 17. Jährs, „den wolle ich unbedenklichen narren nach, alle monat, alle wochen erde därt beropen und besehren, bestümmeln, beluzen? . . . jezt wie ein zirtel-bärtel, jezt ein

schnecken-bärtel, bald ein jungfrauen-bärtel, ein beiler-bärtel, ein spir-bärtel, ein meißler-bärtel."

Doch, lassen wir uns unsere goldene Frühlingstimmung nicht rauben durch vergilbte Blätter — hinaus, hinaus ins Freie! — sie mögen weiter brummen, die strengen Sittentrichter, wir aber singen's ihnen zum Trost, wie's Meister Schefel so schön und vorgegangen hat:

„Den Mai ergötzt Gebrumm und Summ,  
 Ich immer guter Laune,  
 Traum schweiren durch den Tann herum  
 Die Rotenfäßer drauzu,  
 Und aus dem Wood' wächst schnell herfür  
 Der Frühlingsblumen schönste Bier,  
 Die weißen Glöden läuten  
 Den Maien ein mit Freuden.“

**Bücherbesprechungen.**

— H. Jacobi, Tiergeographie. G. J. Oböfenische Verlagsgesellschaft, Sammlung Göschen, 152 S. und 2 Karten. In Leinen geb. 0,80 M. — Das schwierige Kapitel der Biogeographie, das immer mehr in den Vordergrund rückt und in den nächsten Jahrzehnten vermutlich zur Aufklärung der Schöpfungsgeschichte in erster Linie herangezogen werden wird, hat in dem Zoologieprofessor der Tharandter Forstakademie einen vorzüglichen Bearbeiter gefunden, der sich seine Spesen auf dem Gebiet bereits früher durch Abhandlungen über die japanische Tierwelt und ihre Herkunft, über Vogelwanderungen u. dergl. verdient hat, also nicht bloß Kompilator ist, sondern selbständiger Bearbeiter. So fällt denn an dem Bändchen, das eine Fülle von Lasten enthält, keineswegs dieser Mangel am schmerzlichen Bewußt, sondern die Art seiner Verdichtung und Einordnung unter allgemeine Gesichtspunkte, während andererseits gerade das Maßhalten im Material und in der Fassung systematischer Sachausdrücke maßvollend berührt; so sind zwar die Regenerwürmer, wofür wegen ihrer Bodenfeuchtigkeit und ihrer Abhängigkeit von den klimatischen Bedingungen der Fruchtigkeit und Wärme, nach ihrer Verbreitung gefährlich, doch ohne die Belastung mit der komplizierten und gerade hier fremdartigen Nomenklatur. Die Einleitung erörtert die Bedeutung der Tiergeographie bei der Völkermisg, Tugendstheorie und Geologie, immer an der Hand klarer Beispiele. Im zweiten Teil, der allgemeinen Tiergeographie, erinnern Kapitel, wie Raumverteilung, Raumbeziehung, schon sprachlich an die Ausdrucksweise unseres Regal; hier handelt sich's um die Grundbegriffe, die möglichst vielseitig erörtert werden, Verbreitungsmittel, Hemmnisse, Entstehungszentren, Erhaltunggebiete, Lebensweise u. dergl. Der spezielle Teil behandelt ausführlich die Landfauna, nicht aus persönlicher Vorliebe des Verfassers, sondern weil für die marine Tierwelt, deren Grundzüge zum Schluß gegeben werden, die Unterlagen für eine wissenschaftliche Gliederung bisher viel spärlicher sind. Unter den Landtieren stehen Säuger und Vögel voran, die übrigen Wirbeltierklassen sind zunächst weniger zur Gliederung der Erde benutzt worden. An den Insekten wird mehr die Inzulänglichkeiten unserer Kenntnisse erörtert, als ihre Brauchbarkeit — leider. Besondere Beachtung finden die Landmilben. Außer den Regenerwürmern hätten vielleicht noch die Landplanarien herangezogen werden können, die allerdings dem gemeinen Verständnis fernar liegen. Als besonders erfreulich, gerade für die Schüler der Göschen-Sammlung, ist noch der Bezug einer guten deutschen Begriffsbildung hervorzuheben.

H. S.

— P. Dr. Fr. Lindner, Ornithologisches Bademuseum, Taschenrechner und Verzeichniss für ornithologische Expeditionen. Kautmann 1904. Verlag von J. Neumann, Neudamm. 2 M. — Die Ornithologie als eigene Wissenschaft und Liebhaberei hat unter der Geschicklichkeit verschiedene begeisterte Jünger gezeugt; von den Verheiratheten können der ältere Vireo und Zwenemann, von den Lebenden Kleinmann und Lindner genannt werden. Vom originellen Biehm müssen wir, wie gut sich bei ihm der Scherz mit dem Talar verband, mooson so manche Anekdoten im Umlauf ist. Lindner hat seit seiner Studienzeit sich eifrig auf Beobachten gelegt und sowohl gute Einzelbeobachtungen als faunistische Zusammenstellungen publiziert. Ja er gibt noch fortwährend über seinen jetzigen Sprengel am Harz Berichte heraus, die geeignet sind, über den Beschick im Bestand der einzelnen Arten, über ihre Biologie, über das Vorkommen älterer Gattungen, über die Wanderungen u. dergl. Aufschlüsse zu geben, und allmählich sich zu einer sicheren Grundlage für die Kenntnis einer lokalen Fauna auszuwirken. Die Vogelwelt ist ja in verschiedener Hinsicht so außerordentlich beweglich, daß sie eine urchenologische Quelle biologischer Probleme darstellt. Zu ihrer Lösung aber bedarf es vieler Helfer, die womöglich nach einseitigem Plane arbeiten. Arbeiter das es immer genug gegeben, aber es fehlte

vielfach an einer bewußten Direktion, so daß die einschlägigen Zeitschriften in mehr als einer Beziehung ein Konvolut unorganisierter Beobachtungen darstellten. Zweifelslos liegt ein großer Fortschritt in der Gründung besonderer Stationen zur biologischen Untersuchung so ausgezeichneter Lokalitäten, wie die kürzliche Neuerung eine ist. Aber deshalb soll doch die Beizelle der jährlichen Liebhaber nicht verloren gehen. Und da kommt das Lindnerische Bademuseum eben recht, da die Erfahrungen des Verfassers in methodologischer Form verwandt sind, um über den Wert jeder Beobachtung schnell Auskunft zu geben und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Es ist ein paginiertes Notizbuch von 200 Seiten, dem die ausführende Grundlage vorhergeht und ein alphabetisches Verzeichnis von 416 Bögeln in moderner Nomenklatur folgt, um Verweise auf die einzelnen Notizen einzutragen. Es beginnt mit einer kurzen Gebrauchsanweisung. Ein Auszug aus dem Verzeichniss für Vogelzug sagt und so, und wie weit wir umgekehrt mit unseren Eingriffen bei der Beobachtung gehen dürfen, ein Jagalender merket die gewöhnlichen Zugzeiten, um sofort vorkommende Abweichungen als solche zu erkennen, dergl. ein Brutalender. Der Vogelzugalender weist kurz darauf hin, was zu jeder Jahreszeit für die Vogelwelt getan werden kann; ein Literaturnachweis gibt uns die wichtigsten Werke und die meist in Fachzeitschriften vertriehenen Vorkalender an. So ist wohl zu hoffen, daß die eifrige Benutzung des Bändchens so manches Material, das unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammengestellt wurde, aufbringen wird. Je mehr Beobachter gleichmäßig danach arbeiten, desto besser wird es für die Ornithologie sein. H. S.

— Der Pferde-Kauf. Ein Ratgeber für Käufer und Verkäufer von Dr. Paul Golded. Oberveterinär im Feldartillerie-Regiment v. Bobbfeld. Mit 10 Abbildungs-Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2,75 M. — Der Verfasser ist auf dem literarischen Gebiete der Zippologie so rühmlich bekannt, daß beim Erscheinen des vorliegenden Werkes erwartet werden durfte, etwas „Vorzügliches“ in den Buchhandel gebracht zu sehen. Beim Durchlesen des Buches, welches mit seltenem Fleiß, gestützt auf persönliche Erfahrungen, und Sachkenntnis zusammengestellt ist, überzeugt man sich auch bald, daß den Erwartungen voll entsprochen worden ist. Das Buch ist sichtlich geschrieben, die Behandlung des Stoffes in sechs Abschnitte gegliedert, übersichtlich, klar und verständlich geordnet. Immerhin gehören doch reichliche Vorkenntnisse dazu, um die vorzüglichen Lehren praktisch anwenden zu können. Für den Laien bringt der VI. Abschnitt in sorgfältiger Zusammenstellung das „was beim Pferdekauf in erster Linie zu beachten ist“. Die Beobachtung dieser vorzüglichen praktischen Hinweise wird manchen Käufer vor unrechtem Kauf bewahren können. Nirgends ist der so maßige Spruch „Probieren geht über Studieren“ besser angebracht als beim Pferdehandel.

H.

— Die hohe Jagd. Herausgegeben von Frhrn. v. Nordenfisch, H. Martensen, H. Brandt, Dr. Durm u. a. — Von diesem prächtigen Werke sind in rother folge Lieferung 2 bis 9 erschienen, und soll das ganze Werk in Kürze fertig gestellt sein. Wir haben bereits früher bei Erscheinen der ersten Lieferung auf doppelte Aufmerksamkeit gemacht und können nur versichern, daß auch die neuerdings vorliegenden Lieferungen in jeder Beziehung den Erwartungen voll entsprechen, die man bei Erscheinen der 1. Lieferung hegen durfte. Es ist zweifelslos ein selten schönes Werk. Jedem Freunde des edlen Wildsports wird es eine hochwillkommene Gabe sein, denn es bietet in Wort und Bild alles, was auf Wild und Jagd Bezug hat, im erschöpfender Fülle und Ausführlichkeit bei hochgeantener Ausstattung. Die bisher erschienenen Lieferungen umfassen die Kapitel Rotwild, Sammel, Feh, Wient, Wildschwein, Bär, Gemse, Steinwild, Wildgäse. Alle diese Kapitel sind reich und vorzüglich illustriert und es ist ein wahrer Genuß, in dem Buche zu lesen. H.



Ersteinst

Freitag, Donnerstags  
 und Sonnabends und sonst  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 preussischen der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Verlags-  
 stelle 3, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 63.

Sonnabend, den 27. Mai, abends.

1905.

Ein Sonntag auf dem „hohen Kasten“.

Stizze aus dem Appenzellerland von Dr. Carl Meyer.

Der Mai, der — zum erstenmal seit Jahr und Tag — auf den Namen „Bonnenmonat“ mit Recht Anspruch erheben dürfte, hatte mit den gewaltigen Schneefällen des Frühjahr's aufgeräumt. Jauherhaft schnell waren die Steilwände des gewaltigen Ebnätsmassivs „aper“ geworden. Nur in den Runten und auf den zahlreichen Felsenbänken, von denen diese hohe Gebirgsmauer durchzogen ist, gliebt noch schimmernder Schnee, und blinkender Glanz droben auf den Gipfeln der Berge verriet, daß in den oberen Höhen der Winter sein Regiment noch nicht aufgegeben habe. Festenmuthig beachtete ich zunächst den majestätischen Papa Ebnäts einen Besuch zu machen, ließ mich aber von betrunnenen Offizieren, die über den „hohen Kasten“ ins Rheinaltal hinunterstrichen wollten, bewegen, diesem Berge, dem an Aussicht ebenbürtigen Nivalen, meine Erst-Aufwartung zu machen.

Am Abend vor Pfingsten saßen wir in der gastlichen Restauration des Hotels zum Weißbad, um uns vor dem Aufstiege zu stärken. Die Fahrt nach Appenzel war die richtige Seelndarbehauptung gewesen. Eine gemüthliche halbe Stunde zu spät waren wir in dem uralten Flecken angelangt, dessen alterthümliche Häuser mitten in grünendem Wiesenthal stattlich zumenschlichen, wie zur Landgemeinde, während im Süden der Ramor, der „hohe Kasten“ und eine Schwärze des Ebnätsmassivs, neugierig herabzuschauen auf das bunte Gewimmel der Dörferchen zu Füßen.

Am Bahnhof hatte uns das ganze für Appenzel charakteristische Gewimmel in Empfang genommen. Zahllos barreten die Camibusse und Wagen aller Art, „Weißbad“ stand hier, „Schwend“ da, „Steinegg und Wasserfaun“ dort angeschrieben, drum herum sturte das allseitig muntere und neugierige Appenzeler Völklein, untersteig Männer mit glattrasierten markigen Gesichtern und die Frauen in ihrer prächtvollen Tracht. Alles umeinander in buntem Gewimmel.

Doch zurück zu unserer Bergfahrt, zurück zum Bahnhof, zurück zum Weißbad, das wir in einem im Sturm eroberten Wagen mitten unter den yerischen Bergfindern erreicht hatten! Es war acht Uhr abends geworden, als wir aufbrachen und durch die Kalkeniallenden des Weißbades dem „hohen Kasten“ zu marschirten, dessen gebietender Felsenurm, vom letzten Sonnenglanz umglänzt, unser Ziel war. Durch äppige Wiesen, auf denen wimmelnde Herden weideten und neugierig heran getrabt kamen, um die ungewohnten Uniformen meiner Begleiter zu bestaunen, führt der Weg mäßig bergan. Zur Rechten öffnet sich der Einblick ins vordere Hochtal des Ebnätsgebirges. Droben auf sonnen-schimmernder Berglehne grüßen die Alpbütten der Ebenalp ins Thal und an jähföhriger Felswand vermögen wir den Turm des Wildkirchleins zu erkennen. Aus dem Tale hervor gleitet leise das nächtliche Dunkel, aus dem sich gepenstlich im Hintergrund der Silberkopf des Altmann und der Schneegahn des Ebnäts reden, getrennt durch ein Felsenriff, das schwarz und unheimlich über den Seealpie dräut. Bis wir Brältsau, das hinterste Pfardorf in den Bergen, erreicht haben, ist der letzte Sonnenglanz verschwunden, kalt und starr liegen die Felsenmauern des „hohen Kastens“ und des Ramors vor uns. Steil geht es eine nennliche Grasthalde hinauf, und die Felsgehänge des Batalionsbarges, wir würden den Mithol, den wir bunten in Gestalt einiger Felschen hier gelistet, beim Bergsteigen mühselig genug vorarbeiten müßten, geht nur zu bald in Erfüllung. Nacht wird es, stille lauschige Bergnacht! Drumten im Tale glühen die Lichtlein auf von Appenzel, von Schwendi und Brältsau, auch von der Ebenalp und vom Wildkirchlein herab

blinken die Lämplein, wie verirrte Sterne. Vor uns aber, am Fuße der Bergwand leuchtet ebenfalls ein einsam Licht in weite Lande. Es ist die Wirtschaft zum „Ruhfig“, die da ein Willkommen aufgestellt hat. Hell klingt unser Jauchzen hinauf, und siehe, klare Stimmen geben es von der Höhe zurück. Mit verdoppeltem Eifer streben wir vorwärts. Oh süßliches Licht, wie haben wir dich vermischt, denn du läuchtest uns den ersehnten Aufpunkt so nahe vor, und jedesmal, wenn wir dich insolge kleiner Höhenentlang aus den Augen verloren, um nach genauer Zeit dein Blinken wieder zu erspähen, schienest du noch weiter weg, als zuvor. Doch alles nimmt einmal ein Ende, auch die Wanderung über eine stundenlange Grasthalde, und fast unversehens liegen wir unmittelbar vor dem Bergwirthshaus, stolpern durch einen dunklen Gang mitten in die traumliche Wirthstube hinein, aus der sich die Bewohnerinnen, zwei draue Mädchen, einem unvermutheten Anblicke von Uniformen zuerst freudig schüchtern, um aber bald zurückzutreten und uns herzlich zu bewillkommen. Fort steigt der Ruckel in den nächsten Winkel, wir machen's uns bequem und ergötzen uns an Speis' und Trant, die beiden Mädchen haben mit der bewohnten Macht Frieden geschlossen, die Hüter wird herangezolt, und die ältere der Schenkinnen, Mari, nennt sie sich, produziert ein grobe unerschöpfliches Repertoire der schönsten Jodeln. Welche unermüdeten Treffer haben wir da gemacht. Wenn unsere „Mari“ ist niemand Geringeres als eine der berühmtesten Jodelerinnen des lausengefrohen Bergvolkes, die als führender Mitglied einer fünfköpfigen Jodelergesellschaft, die sich „Durastuba“ (d. h. Bauernstube) nennt, schon in Zürich und Bern freizeithen Besuche von Tausenden und Abertausenden geholt. Da klangen sie vor uns in trillerbem Wohlklang, die zahllosen Jodeln, die „Ruggulerli“, die „Stompeli“, die „Kühreien“ und wie sie alle heißen, einer jubelnder und netzlicher als der andere. Immer neue und dröhlige Sprüche und Gesänge wogte die Übermächtigkeit. War es da ein Wunder, daß wir, fast noch nachts den Gipfel zu erklimmen, sitzen blieben, jedochten, langen und langten in urföhrlicher Bergfreude bis um 2 Uhr, bis es galt, sich zu sputen, wollten wir den erlebten Sonnenaufgang droben auf hoher Warte genießen!

Nach war es Nacht, als wir, geleitet von einem yerischen „Hütel Göt“, aufbrachen. Doch schon erloschen die Sterne und am Himmel zog das tolle Licht auf, das die Dämmerung kennzeichnet. Still lag die weite Bergwelt. Leises Rauschen aus der Tiefe verriet allein das Leben der Natur. Kühler Wind wehte herauf vom Tale, mo in grauem Dufte der Ebnätsfere verborgen ruhte. Auf dem leichten Pfade stürzte der Bergstolz, klangen die Säbel und freichten die Tritte der eisendebelagerten Sohlen, hier und da einen Berglauf weckend, der mit mühselndem Kratzen den Morgen begrüßte. Und während wir in gleichmäßigem Tritte in zahllosen Hitzjads die steile Wand emporstiegen, wird's auf gut erhaltenem Wege heller und heller. Scharf zeichnen sich die schneebedeckten Ebnätsborten der ganzen Ehrengarde hoher Felszaden am Himmel ab. Inmitten eines Hochtales, wo dem die Föhren niederstettern, liegt schwarz und träumend der Ebnätsfere, von dem die Nebelwaden gleich Wehrtauch, leise sich verschlingend, emporspringen. Wüthig thront zu unserer Rechten der Felsstolz des „hohen Kastens“, während die fernstehenden Wände seines Studers, des Ramors, fast auf uns niederzuschlagen drohen. Wir streben dem Sattel junger Ebnäts nach. Doch rühtiger Arbeit haben wir ihn erreicht. Unser Freudenruf grüßt das urplötzlich zu Füßen liegende weite, nebel-erfüllte Thal des Rheines, grüßt die ganze Welt der Tiroler

Berge. Die ragen drüben, da wo am weiten Horizont ein fahler Streifen die Wolken, die in grauschwarzen Felsen, zerfallendem Rauch gleich, am Himmel jagen, von der brandenden Flut der Berggipfel scheidet. Statt den näheren, aber im trügerischen Jweideit gefährlicheren Weg direkt über den Obgrat des eigentlichen Gipfels zu nehmen, durchqueren wir eine weite von Laminirten erfüllte Mulde. Bis an das Rnie sinken wir ein in dem erweichten, schaumigen Gemengsel. Dann geht's im Sidjag eilig die steile Höhe hinauf zum Gipfel, vor dem das alte Gahhaus zum „hohen Kalten“ seine Fenster dem kommenden Licht entgegen lehrt.

Es ist halb vier Uhr, fast eine Stunde zu früh. Still ist's im Wirthshaus, in das wir treten. Noch ist alles im Bett, nur in der Gaststube säßeln sich ein paar verlassene Touristen vor den Stühlen, uns mit bliden Augen ansehend. Wir entschließen uns, das Heulager, das jedenfalls vorhanden ist, aufzusuchen, um noch etwas Schlaf nachzuholen. Doch wehe, da wo wir im gepenstigen Dunkel einer sich leicht findenden Lüre dies Lager vermuten, belehrt uns eine erschrockene weibliche Stimme, daß wir offenbar vor die falsche Tür geraten. Ich schlage vor, den unweit gelegenen Stall aufzusuchen. Gelag, getan! Gottlob, da ist ein nächstguter Heustock, und ihr erfürmen und um die Wette zu schnarchen, war fast eines für die jungen Herren. Der Doktor und ich aber, als Ältere, wir versuchten abendsheiß noch zu bleiben, um den Sonnenaufgang nicht zu verpassen. Leicht war es nicht, fürwahr! Wie weid war das Heu, wie einschläfernd sein fruchtiger Verdunst! — und ehe wir uns dessen versehen, waren auch wir hinübergerieit.

Hohoboiu . . . ihu . . . ihuuu! . . . lang es in mein seliges Träumen hinein. War das nicht die Marel, die da jubelte, und läsen wir nicht drunten im Wirthshaus zum Ruhig? Ich sähre auf und löstere mit schredlichem Gepolter über den Heustock auf die Tiele hinunter, derweil grindend zur Dachlufe herein die Sonne lacht. Na, den „stillen Alarm“, den es da unter unserer militärischen Gesellschaft abstrakte, kann man sich vorstellen. Heraus ging es aus unserem nördlichen Schlafsalon und im Sturmstreich auf den Gipfel, wo wir uns verdußt, zwischen Lachen und dumpfem Ärger anstarrten. Der jüngste Leutnant desarmierte mit spöttischem Lachen: „Das hat mit ihrem Singen die Annemarei getan.“

Na, gottlob, der Schaden war nicht gar groß! Noch kämpfte sich das Tagesgeflirr durch purpurum ergühende Wolkensäue empor. Da war's uns aber lag die Gotteswelt, die weite, ewig schöne! Troben auf dem wuchtigen fimbekränzten Scheitel des Altmanns, und drüben am, aus schneigen Felsen sich emporwühlenden Felsenriff des Sämias, jubelte der Morgen seine Himmlichter an, und von diesen Lieblingen der Sonne hinunter stutete das Licht das goldene, das Leben.

Überm weiten sahlen Tal der Sämtjeralp, in deren See die Berge sich zur Morgentollette einer nach dem andern zu spiegeln begannen, lag, gleich einem schweren Verhängnis, der gigantische Schatten unseres „hohen Kaltens“, und riesenhalt vergrößert und verzerrt, zeichneten sich auch die Schatten von uns wirgenen Menschlein ab. Doch bald erhielt Berg um Berg den Morgenhauch des wachsenden Lichtes, und redte die erstarrten Glieder. Im vollen Morgenglanz stand die mittlere Kette des Alplains vom Altmann herüber zum sichtbaren Felsgerüst des Sumbfneins, und herüber zu den weicheren Formen prangenden rundenförmigen Ruppen der Marwis, des Alpflezes. Direkt auf uns zu bürmte ein gemaltiges Felsenriff, die fast messerscharfen Grate der Appenzeller Dolomiten, der Kreuzberge im Hintergrund. Dann näher die „Häuser“, die „Staubrentangel“, der „Staubereisri“. Erst am Felskopf des „hohen Kaltens“ maden sie eckförmig und sich zurückbäumend Halt. Das ist die südliche Alpkette, deren schumelnde Mauer der Reisende, der durch Rheinalt zieht, eckförmigstall bewohnt. Weniger zur Geltung kommt die nördliche Kette, die zum Teil von der mittleren verdeckt ist. Nur der Altstater Sämias ist kaum hohoboiu über das Gemirr herüber, auch die „Lürne“ lassen sich nicht in den Hintergrund drängen und draußen am jähren Felsabsturz zum Tal von Appenzel glitzert der Sonnenschein auf, in den in die Felsen eingemauerten Häuschen des Kifers und des Wildtuchli. Weiter unten, im Morgenebel noch kaum sichtbar, liegt das weite unendliche Hagelland vom Alplain bis zum Bodensee und weit in die deutschen Lande hinaus.

Wie wir aber den Blick gegen Osten wenden wollen, von dem hirnumpgekehrten Horizont hinab zur Tiele, wo 1400 m

unter und der Rheintrom flüßern durch die Ebene flutet, da walt's herauf in düstem Brodem. Wie aus einem Gezentessel, der über loderbendem Feuer brodeln, streifen wirbelnde Nebelwaden empor, dichter und dichter. Fliegend zieht ein fahler Wind herauf, jagt in flatternden Felsen Nebelmassen in die Höhe. Lebenden, gierig züngelnden Flammen gleich, umspielen sie unsere Worte und die Berge rings. Umfost ist aller Kampf der Sonne. Wüßlich bedeh wir mitten im didirellen Nebel. Das war der Berggeist, der alte, tüdliche, der uns zum Gohn seine Rebellapue über die Ehren Hüfte und uns anbauchte mit einem Hauch, der uns schleunigst Reissaus nehmen und die Wirtschaf aufsuchen ließ. In dem Bergwirtdhaus zum „hohen Kalten“ war es derweil lebhaft gemordet. Soviel die Stube lassen mochte, saßen sie heinander Männerlein und Weiberlein, lösteten den heißen Kaffee und schrieben natürlich Ansichtskarten. Auch wir ließen uns ein warmes Frühstück gut schmecken, um dann, auf mit Affkamation aufgenommenen Vordjag des Herrn Doktor, nochmals ins dufstige Heu zu schlüpfen, glücklicherweise ungehört von den Bummelern, die sich von unierer süßen Ruhe überm prustenden Vieh nicht träumen ließen.

Sieben Uhr war es, als wir wieder aus dem Heu trocken und alpine Toilette maden. Ringsum war nichts als Rebel und wieder Rebel zu sehen. Unter diesen Umständen wurde meinen Gefährten der Abschied vom Gipfel nicht schwer. Sie ließen nach Müti hinunter, wo sie sich umfließen und zur tabis d'höhe nach Nagaz fahren wollten. Nach warmem Händerdruk waren sie abgehien, verschwunden im Nebel, dessen Schlund ungeheuerlich zu sein schien. Ich blieb zurück — allein, draußen am Rheintal, da wo man auf die 1400 m tiefer liegenden Häuser von Sennwald herunter springen zu können glaubt.

Wer schon allein auf steilem Felsenriff gestehen hat, fern von den Städten der Menschen, die abgründlich zu süßen liegen, allein im Rebel, der kaum emige Schritte weit sehen läßt, der lernte jenes Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit kennen, das da auf mich einflürrte. Soß ich auch die Abgründe nicht, die ringsum gähnten, so süßte ich sie doch. Ungeheuer schienen die Felsenjagen, die mich von der lebenden, schaffenden Welt trennten, ich süßte mich fortgetrieben wie auf weitem Meer, ein hilfloses Brat, den Stürmen preisgegeben. Vermundet, und beinahe erleichtert hastete da der Blick auf einer Abendhöhe, oder einem Schneehuhn, das vor mir flatterte und näher kam ganz ohne Scheu, als wolt's es sagen: „Welt, mir tun uns nichts, denn wir sind ja doch allein da.“ Und doch hatte dieses Kleinlein im Unbekannten auch sein Schönes, nachdem das erste unwillkürliche Grauen überwunden. Was das Auge nicht sah, süßte ich mit geschärrtem Ohr zu ergründen. Ein gewisser jachtiger Sinn, der Raumsinn, wenn ich so sagen darf, stellte sich ein. Ich süßte, da unten liegt die Alp, ich glaube die Herden zählen, die Kinder brüllen zu hören. Ich süßte die Ebene zu süßen, die unendliche, schier nicht zu ermellende, hörte das Rollen der Jüge, hörte ihr Pfeifen, ja, ich meine, das Rauschen des gewaltigen Stroms herauf zu hören. Und wenn im ewigen Gestrudel und im Wogen der Rebelbullen gelegentlich ein kurzer Blick sich öfnete, sah man hinab in ungeheuerlich schneinende Schläue, sah drunten verloren in der Rebelstif Dächer aufleuchten, sah einen Moment nur des Stromes Silberband durch dünnen Nebel blinken, sah auf dem Rebellmeer ein Bergeshaupt, bald draußend schwarz mit steilen Zinnen, bald gleichsam wie ein Eisberg bäumtreiben. Es war, als ob Gott der Gestalter am ersten Schöpfungstag die Erde aus dem Nebelhauch schöfe. Und gleichsam zum Preise dieser Schöpfung flangen aus dem Tal des Rheins herauf die Gloden, die zur Kirche riefen. Sie flangen ineinander, leise widerflingend von den Bergen und als ein tonorer Vielklang sich im Unendlichen verlierend. Und diese Gloden, die aus geheimnisvollen Tiefen herauf zu flingen schienen, wie die Gloden der Stadt Binela, der im Meer versunkenen, riefen mich aus meinen halben Träumereien zurück. Fröhlich empfand ich den nasen Hauch des Rebels, der durch den weichen Bergstrachen, den man — beziehend — das „Nohr“ nennt, angehaucht kam, und ich beehrte mich, hinauf zu steigen über die Alpenerrasse und mich in der traumlichen Stube zu erwärmen. Vier volle Stunden mußte ich ausdauern droben, in fast verzweifelnder Ungebut, bis halt um Ost ich einstellte. Truppweise kamen sie anmarschirt, die Schweizer meist von Appenzel herauf, die Bayern und Österrreicher von Müti herauf, aus dem Rheintal. Und alle brachten die tröstliche Versicherung, daß

draußen im weiten Land, und droben auf den hohen Bergen der Sonnenheine herrliche. Also hatte der „hohe Ratten“ allein die Tarnfärbung aufgeföhrt, und war zu hoffen, daß auch die ihm bald heruntergezogene Wötte. Seine exponierte Lage als Grenzposten eines unvermittelt laufende von Weitem sich emporklimmenden Gebirgsrückens, als Barriereflecke zwischen Rhein und Bodensee, prädestiniert eben diesen Berg, ganz wie den Viatrus, zum Wolfenlammler.

Und in der Tat! Noch während wir mit dem Appetit, den nur die Vergeltung zu erzeugen vermag, in das Mittagessen einbießen, hellte es auf. Ein warmer Hauch zog über den Berg und löbte den Nebel als flatternde Wölfe von dannen; am blauen Himmel zerfielen die letzten Strüme. Sommerliche Wärme erfüllte die Luft und lud zum Nichtd sein auf der dazu wie geschaffenen sanft geneigten obersten Kalkterrasse. Mit dem Sonnenheine stellten sich auch die Menschen ein. Als ob sie aus den Schründen des Berges hervorgetrocken kämen, Ärmlein gleich, fridbellen sie in die Höhe. Die frohen Jauchzer und das „Heil“-Aufen klang von Fels zu Fels, und so entwickelte sich Allmählich draußen ein wahres Festleben, in das die zahlreichsten Dornen die liebsten Farben und den Reiz der Jugend brachten.

Post tenobras lux! dachte ich, als ich auf dem Rücken lag und in den blauen Äther lugte, der da in durchsichtiger Form sich in der Unendlichkeit verlor, als ich mir die Sonne so recht wohlig auf den Hals brennen ließ. „Doch kann der Frömmliche nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“, denn bereits hatten einige photographierende Damen den Gebirgs-Gajagaron, den ich hier spielte, als willkommenes „Sujet“ erpäht, und klappten drauf los, bis ich mit einem wahrhaft bergmächtigen Donnerwetter deren Lärm fuhr, und den Schönen mit allem juristischen Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Mensch auch ein Recht habe, nur mit seinem Willen verweigert zu werden. So machte sich dann — wie ja in den Bergen immer — die Bekanntheit unter dem zahllosen Volk von selbst, das Erde vom Liede war eine überstolende Fröhlichkeit auf dem ganzen weiten Gipfel, die schließlich so ankündete wurde, daß die würdigen, gefesteten Pamas und Paps selbst noch um die Wette sprangen, wie die Kämmer und Pagenhöflein, die sich unter uns ganz ungeniert herumtrien. Nur eine leicht angejährt Lante hielt sich hochmächtig und inbegrüßend abseits, war aber zur allgemeinen Freude bald eingeschlossen und schmarte — mit Verlaude — nach allen Regeln der Kunst, zum Gaudium aller, die ihren melodiösen Gesang zu begleiten suchten. Anders sah es bei der graugetragten Pagenhose, ein echter „Muffich“, die Situation auf. Offenbar hielt er den ganzen Kratzergarten, den die „Semiramis“ — wie wir sie schände nannten — auf dem Haupte trug, für sich. Mit mitternachten Rüstern und hochheinem Singeln seiner gelbgrünen Augen schlich er näher, beschnappte das Zeug und hatte — o Götter, verhältst duer Anstich! — mit einem Aus das ganze künstliche Gebirgk entzwei gerissen. Ob dem Aus und dem dröhnenden Gelächter der hochhaften Zuschauer nach; unsere Freunde auf und hielt — unorgelich ich mir der entsetzte Ausdruck des Gesichtes — ein spitzbüchig Vordageh, bereuert mit mächtigen Hörnern, vor sich, als wär der leibhaftige Gottliebmann in höchstheiger Person. Au den Schrei, und dieses Flächeln kann man sich vorstellen! Dieweil die Solde enteilte, schaute ihr der Bod verhältnismäßig nach und ließ melancholisch ein letztes Wüßel zerfütterter fäulnischer Blumen zum Maul heraus hängen. Doffentlich hat es ihm nicht geschadet!

Über dieser Kurzwelt hätten wir die Kuchstift beinahe vergessen, hätte sie nicht von selbst immer und immer wieder fleghaft unsere Blicke auf sich gezogen. Da lag sie nun, von Gaur bis hinunter nach St. Margrethen, vor und unter uns, die Rheinebene, die schier unendliche. Doffstehend ging der Rhein, der sie in trüber Färb durchrauscht. Die warmen Tage hatten den Schnee in den Bergen mächtig zum Schmelzen gebracht, und der ungelüme Berglohn zeigte die richtige Farbe der Gletschermilch. Mit bloßem Auge waren die Wellen, die der Strom zog, zu erkennen. Selbst die Rückflaugungen der Binnengewässer, die seinen Überhochmungen schloßen nicht, ihr Wasser war, weil nicht von Gletschern gespeist, klar, und silber schimmerten die kleinen Seelien und Lämpel aus dem dunkeln Röhricht; und dem Brudland heraus. An die 70 km des gebundenen Stromlaufes vermochten wir zu überleben. Dazu kommt vom Arlbeg her die 30 herausgehörnt, von Bluzeng weg bis zur Einmündung in den Vater Rhein vermögen wir sie zu verfolgen,

selbst in dem hoch über 10 km entfernten Feldkirch, das das Eingangstor zum Montafun vorridigt, vermögen wir jedes Haus, jeden Roman zu zählen. Begeben wir uns aber an den Rand der Terrasse, wo sich der Berg in schwindelnden Klüften zum Rheinal niederläßt, so sehen wir fast zu den Schornsteinen der Dörfer Rait und Sennwald hinein. Jede Person, die auf den Straßen sich zeigt, ist auch dem unbewaffneten Auge mühelos sichtbar. Wer aber das stolze Wort, man sehe von dieser Höhe aus gegen hundert Kirchdörfer, nicht glaubt, der lunge an zu zählen. Getreulich, wie sie ihm die Landkarte vorzeigend, wird er sie finden, alle diese Orte in dem weiten Tale des Rheines und der Ill, nur wenige europäer kleine Vorstränge seinen Dörfern. Jawohl, hier kann Geographie getrieben werden am Buße der Natur, der uralte mächtigen, das weit, weit vor unsern staunenden Augen aufgeschlagen. Stunden und Tage lang könnte man schauen, und immer mehr werden.

Nicht weniger mächtig aber als die Geographie spricht die Geschichte da zu uns. Da ist sie, die uralte, von der Natur gegebene Hertrasse. Dort aus dem Deubog bei Sargans, wo der Hälbergberg den Zugang sperrt, kamen sie anmarschirt die römischen Heerköten, stürzende Tritte, geführt von den Feldherren, die die Welt sich unterjochten. Dort oben teilten sie sich, nachdem die Gebirge Rätens durchzessen. Die einen zogen hinunter, hinter jener Gebirgsmauer, die den schneeumpanzerten Moier, den Gauderer und die Wälsener entlang, wo die Romen Quinden, Quarten, Terzen noch an die römischen Stationen erinnern, hinunter nach Luticam, nach Bindoniflan, nach Augusta Raucoracum und dem Rheine zu. Die andern aber durchzessen das lange Tal des Oberrhodens zu unsern Füßen, legten sich in Brigantium am blauen See fest und stießen vor, weit hinaus in die deutschen Gauen. Vor ihnen stüchtete der raube Bewohner dieser Gegenden hinauf auf unsere Höhen, zog sich in die Schlupfwinkel des Gebirges zurück, aus denen er hinunterstüchtete in die Ebene, auf das Fankeln der Helme und das Flügeln ihrer Lanzen. Einige Jahrhunderte später, als sich droben an der Sternad bereits das Kloster des heiligen Gallus angeheilt, als dasselbe da in unsern Bergen des „Altes Jelles“, das heutige Appenzeller gegründet hatte, da brauste ein neuer Völkersturm durch diese Lande. Doch nicht zum Süden kam er, nicht zu Fuß, sondern dem reisenden Fuß gleich stürmte er von Osten her, die Berge herab, auf Hüften, zottigen Hosen; die Funnen waren es, die herabrachten, sich ausbreiteten in der Rheinebene, mordeten und sengten, bis hinauf ans schwebliche Meer, selbst St. Gallen nicht verschonten. Und wieder stüchtete die Bewohner auf die Berge, sahen in entsetztem Grauen ihre Heimstätten da branten aufobren, in die der Barbar die Brandfodel geschleudert. Als aber der Strom zurückdehte, als die Kultur siegte, als Burg um Burg da branten erkand und trügiglich den Untertanen Oberkom aufsetzte, da lehrte sich mit einmal das Schauspiel. Aus seinen Bergen herab brach das stolze, im Kampf mit allen Schreden der Natur gebärtete Bergvolk der Appenzeller, brach Burg um Burg, und ließ sie als Freiheitskämpfer den Himmel lodern. Sonst wir zu schauen vermögen, regierte kurze Zeit der Arm des harten Bergvolkes, fielen stolze Burgen jäh in Trümmer. Bis weit ins Tirol hinein trugen die Bauern den Schreden und das Grauen. Da schlugen sie Herz um Herz, das gegen sie auszog, zuerst dort drunten im Norden, wo die Höhen von Bodelinsien den Bodenreier umkreuzen, den Abt von St. Gallen, gerade vor 500 Jahren war es — dann, zwei Jahre später — da oberhalb von Allschäden, das wir zum Teil noch sehen, den Bergzug von Öttrach. Aber wenige Jahre drauf verblutete ihre Kraft dort unten am See, als sie das selbe Brezeng umloht bekannnen. Ihren Eroberungen war ein Jell gestekt, die Freiheit aber war gegründet und blieb bis heute erhalten.

Wir aber lassen uns gerne da drunten das weiße alte Schloß von Werdenberg weisen, dessen Graf als Feldhauptmann die Appenzeller in jenen Kämpfen zum Siege führte. Wenige Jahrzehnte später dann, Anno 1499, wurde da drunten wiederum die Freiheit der ganzen Schweizerischen Eidgenossenflucht blutig auf der Lanze gehoben. Dort hinterhalb Feldkirch, bei Frauzen, standen die mannhafte Eidgenossen im Frühjahr 1499 stundenlang bis an den Daß im ersten Wasser der Illflusse, und warteten in eisener Disziplin, bis eine zweite Truppe das Lager der Truppen Kaiser Maximilian über den Ruckläufer der drei Schwefeln, jenes Trieb schwarzer Felderisse gerade jenseits des Rheines, umgangen hatte, und mit einem Schlag der übermächtige Feind von vorne und

von hinten überfallen und übermächtig werden konnte. Tief brannen im Herzen der Ghiblisen des Eiloretta und des Orler, die uns den Fortzug im Ebdofen begrenzten, schlugen die Bänder an der Galen im gleichen Jahr den Feind. Jener Raß endlich dort oben wo der Rhein unseren Blicken entzichmündet, vom Pfäfers Berg abgedrängt, wo zwischen diesem und dem mächtigen Mauern der jetzigen Fällnis die Straße nach Graubünden hinüber führt, über den Surenfels, er sah in den dreißiger Jahren des letztgenannten Jahrhunderts wieder Koban, den eiden französischen Bergog, das Festungstor der Zuglinie durchziehen, sah Franzosen, Chercheur, Schweizer und Spanier in buntem Wechsel blutig um den Durchgang kämpfen, im kleinen Nebenpiel des dreißigjährigen Krieges. Und als um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ganz Europa sich in den Haaren lag, als der Korke ein neues imperium mundi gründen zu wollen schien, da sah der alte „hohe Rosten“ bald österreichische Armeekorps über den Rhein hinunter nach dem Oberrhein und hinauf nach Sargans und Zürich zu ziehen, bald geschlagene und versorgte österreichische und russische Truppenteile eilends über den Rhein entziehen.

Und ob auch die ganze Weltgeschichte an ihm vorbei gebraucht, er ist sich stets gleich geblieben, der alte, vorterratische Spiel. Gleichmäßig und stils, wie vor Jahrhunderten blüht er zu Thal, grüßt seine Nachbarn Hüben und Brüben, die sie alleinig ehern, gepanzerten und unvergänglichen Reden. Und gleich ihnen ist der Rhein, der ewig jung, sich gleich geliebt: mit seinem Bogen, die ihm all' die hunderte von Spielern, die wir überbunden schauen, jubeln, hat er gleichmäßig die Ströme von Blut, die da drunten vergessen, weggewaschen; neu und ewig jung, im jungfräulichsten Duft und Grün lockt die Natur, das herrliche Land, und gelobter Friede liegt über der Weite!

Auf dem Spiel, da, wo ein Signalist aufgepfanzt ist, gibt sich gegen 4 Uhr alles ein Rendezvous. Gar zu lodend ist inzwischen der Blick hinunter ins Tal von Appenzell geworden. Jeder lüdt seine geographischen Kenntnisse zusammen, um die Gegend und die Ortschaften zu deuten. Jetzt kann ich mich an den hinterlistigen Photographinnen rächen, denn ohne Grabe und Bardon müssen sie mit nun die Ortschaften, die wir erschauen, nennen. Uebrig, welcher geographische Unsin in einem Köpfchen einer höheren Tochter stedt! Konstant, das in lange, schmale Bucht gebettete, wird noch leiblich bestimmt, dann aber wird experimentiert, daß es zum Teufelchen ist! Gais, der schmucke, alterwürdige Wollenskurort, am Fuß des Gais, wird als St. Gallen bezeichnet, Stein, die direkt nördlich gelegene liebliche appenzelische Gemeinde, als Flawal, das ungefähr 10 km weiter westlich liegt. Allmählich bringt aber gegenseitige Belehrung System in die Begriffe, und so wird es möglich, die ganze Gegend, vom Höhenwöl bis zur schwäbische Alp allmählich richtig zu würdigen und zu benennen. Selbstverständlich fehlt auch der Blick auf das schwäbische Meer nicht, doch ist er nicht so unmittelbar, wie von St. Anton. Das eine aber drängt sich unwillkürlich auf, die Tatsache nämlich, daß kaum ein zweiter Berg mit einem derart gewaltigen Rundblick existiert, der verhältnismäßig so leicht erliegen werden kann.

Mitten in unsere Betrachtungen plagt ursprünglich ein gewaltiger Panzer. Verputzt schauen wir um uns. Da, siehe, drüben über den Rhein im Vattersteinal hat sich unermutet ein lokales Gewitter zusammengesogen, dem wir, wie aus der Profenienmühle eines Theaters, gemächlich zusehen können. Über den heilen Taländern hat sich ein dunkles Nebelband gespannt, von dem es nach der Talsohle hinunterleckt, von der ihrerseits ein feiner leichter Nebel nach oben züngelt.

Allmählich gehen diese Abwegunen ineinander auf. Das Tal verfinstert sich immer mehr und bald zeigt die bekannte eigenartige heilfröliche Schidung der Bollensände, das der Regen da drüben mit Behemem losbraust, während aus der Wollensbank, die über allem schwebt, Blig an Blig herabzüngelt und der Donner talenweit rollt. Wir aber und das ganze Meermal bleiben nach wie vor im schönsten Sonnenschein, als ginge uns das ganze Wetter, das da niederprassel und dessen Tonnerschlag laut gegen an unsere Felsände pochen, gar nichts an.

Inzwischen ist es 4 Uhr geworden, und wir, d. h. ein ganz gemischer Chor von alt und jung, entschließen uns zum Abzug. Obwohl ich den Damen empfehle, den gewöhnlichen Weg zum Sattel hinunter zu nehmen, flattern dieselben meiner Wenigkeit nach, als ich den kürzesten Weg, den log. „Kapentrill-Weg“,

über die Felsen hinunter einschlage. Freilich gibt's da etwas enttäuschte Geföhler, als nach einigen harmlosen Stößen auf dem Rasen der Weg urplötzlich über einige erponierte Felsblöcke hinuntergeht. No es laßt mit Händen und Füßen sich vorwärts zu heilen. Doch läuft alles gut ab, und unten in der Sattelmäule können wir uns nicht verlegen, auf den Schneefelsen abzulaufen. Allerdings wird aus dem Fahren manderorts ein Ausfluchen, und auf allen Bieren, mit dem Kopf voran, langen einsie an. Die Ausgelochten rächen sich durch ein Bombardieren mit Schneebällen, so daß eine Zeitlang nur so zischt von sprühenden und zergeribenden Augen, und jubelndes Jauchzen eben Treffer begrüßt, namentlich, wenn es den Damen gelingt, den Herren der Schöpfung eins auf den Rücken zu pfeffern. Die wachsende Müdigkeit und die Ralte des Schnees legt aber auch diesem Krieg allmählich ein Ende, und eins nach dem andern trollt sich schließlich den steilen Fildradweg hinter. Im warmen Sonnenglanz flimmern die glatten Wände des Ramers zur Rechten, unterginglich. Eine der blauen Englianen suchenden Damen macht auf eine runde Öffnung am untern Teil der Wand aufmerksam, die weibliche Neugier rüstet zu wissen, was in derselben haust. Schließlich mache ich mich im buchhälligen Sinne auf die Soden und trauefrier barfuß die steilen Felsenhänge, die an den Fuß der Wand führen. Wer aber bedrückt mit Erschauen und — offenbar getrieben — auch mein Erschreden, als ich beim Vorkommen aus einer schluchtartigen Rinne zwei der Damen mir nachstellen sehe. Umsonst ist alles Warnen und Abkminen. Ter weibliche Eigensinn will, nun einmal da hinaus! Und — allen Hestel vor der Fildgrit der Damen — sie legen es durch, wenn auch auf allen Bieren und arg derangiert, kurz nach mir die Höhle zu erreichen. Sie entpusst sich als eine der schon in den ältesten Chroniken erwähnten logen. „Mondmilch-Höhlen“, d. h. die Rede und die Wände erweisen sich als mit einem weissen, freibadischen Krugstein und Salzt haltenden Überzug, der „Mond-“ oder „Bergmilch“, bedekt. Das heißt, sie waren es, denn nur noch Rudimente sind vorhanden, während die Spuren der vorgenommenen Abweisungen beweisen, das die Höhle ehemals ganz voll gemischt sein muß. Mit dem Akter- oder Geiernetz hat es also nicht, und erst lässlichen Kohn unserer Anstrengungen vermochten wir ein paar „mit Mondmilch angehaucht“ Steinstücke zu Tal zu bringen. Nun aber der Abzug! Trotz aller schuldigen Hochachtung vor der Energie der Damen und ihren bisher bewiesenen Klettertalenten, traute mir vor dem Abwärtsklettern über die steile, trockene Graßhänge hinunter, die direkt in ein feiles Couloir ausmündete. Wie ich befürchtete, kam es auch. Während ich die eine der Damen nach verächtlichen Wähen doch noch glücklich auf sichern Boden brachte, blieb die andere, die — natürlich — auch noch ungenutzte Schube trug, einfach mitten in der Halbe hilflos liegen, und ich wußte sie schließlich nicht mehr anders vordrückt zu bringen, als indem ich sie die Schube ausziehen ließ, mich mit Bergstod und Schuten, soweit möglich, an dem freien Gang veranfert, und sie dann über mich weg steigen ließ. Das es mir in meiner Rolle als „Tampelstein“ gerade gefallen habe, will ich nicht behaupten. Nach einer guten Viertelstunde war das Schwerkelt überhanden und die Damen geloben hoch und heilig, nie mehr derartige Versuche zu machen, namentlich nicht mit ungenutzten Schuten.

Der Urkerker der verruchten Idee, nach diesem hoch zu klettern, wurden schließlich die Feldbröden, die ich mitgebracht, überreicht und ihr zur Strafe aufgelegt, dieselben nach Appenzell hinunter zu tragen. Munter stiegen wir zu Thal, nicht ohne das es noch manch heiteres Jinterzeug abgibt hätte, denn fast jeden Augenblick hausechte irgend eines der Heiligkeit und lugelte zum allgemeinen Schaubum über die abschüssigen Hängen, die freilich seine Besatz mehr boten. Das machte die Müdigkeit der Bergungswöhnen, denen der steile Abzug scharf zuwieg.

Sechs Uhr war es, als wir in die spätzigen Alleen des Weißbades eintraten. An den zahlreichen Leichen der gut geführten Restauration tafelte die Menge der Besucher, und Wagen auf Wagen, gefüllt mit Touristen, kam und ging. Auf allen Besuchern lag der Abglanz der reinen herrlichen Bergfreude, jener unbegreiflichen Lebenslust, die das Wandern und Tollen in den reinen Höhen der Bergwelt jedem zuteil werden läßt. Und diese Bergfreude nahmen wir mit uns, als wir uns trennten, um sie nach St. Gallen heimzuführen, ich um den Spuren Etschards nachzugeben und zum Wildtrichlein hinaufzusteigen. Doch davon ein da daret Mal.

Diebstahl, Pomeranzengarten und Sonnabend und kann für sich nur durch den Herausgeber, die Königl. Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße 8, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
der Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 61 S, für  
außerwärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Einzige Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 64.

Dienstag, den 30. Mai, abends.

1905.

## Unsere Singvögel als Nestbaukünstler.

Wenn der Lenz seinen Einzug bei uns gehalten hat, so ist es bald der geliebten Sängere wichtige Aufgabe und vornehmste Sorge, zur Gründung einer Familie die ersten Anstalten zu treffen. Die Värden, die sich zusammengesunden haben, kreieren zur Auswahl einer passenden Ortschaft zum Nisten und zur Herrichtung der Niststätte. Hierbei beschäftigen sich die meisten Singvögel einer gewissen Demüthlichkeit, befinden sie infinktion ein anglisches Besorgnis davor, daß die Stätte ihres künftigen Familienglücks profanen Blicken oder wohl gar räuberischen Angriffen, überhaupt irgendwelchen Gefahren preisgegeben sein könnte. Deshalb werden von ihnen die verborgenen, unzugänglichen Schlupfwinkel im allerwirren, dichtesten Boden- oder Schilfsträup, Baumzweigdickicht u. dergl. als Nistmöglichkeiten ausgewählt. Hierin hat es z. B. unser Grenzzeig, dessen äußerst zierliches Nestchen sich wenigstens 7 m hoch über dem Boden im allerhöchsten Zweigwerk und Nabelgehüsch besonders von Fichten und Edelmannen befindet, zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß nach früher fast allgemein verbreitet gewesenem Aberglauben dem Feigensie die Eigenschaft, unsichtbar zu sein, zugesprochen wurde. Bart- und Beutelmöwe nisten zwischen Stengeln und Palmen von Schilf, Binien usw. und zwar hängt oder nicht der erkannte Vogel sein sehr kunstvolles, eiförmiges Nest dicht über dem Wasserfließ so fest an die Schilf- oder Binienstämme, daß auch der stärkste Sturm es nicht von denselben loszureißen vermag. Die Beutelmöwe, bekannt als eine der größten, begabtesten Nestbauweibchen, besetzt in ähnlicher, äußerst dauerhafter Weise ihr Nest mit dessen oberem Ende, so daß es frei über dem Wasserfließ herabhängt. Dasselbe ist ein etwa 15–20 cm hohes und 10–15 cm breites, äußerst kunstvollendetes Stützgerüst aus dünnen Stengeln, Halmen, Grasblättern, Wurzeln, Stengelstücken, Pflanzen- und Tierhaare, Tierhaaren usw., welches die Form eines Beutels oder noch mehr die einer Petrole besitzt. Einem Flaßvogel- oder Netzenhals ähnelt namentlich die das Schlupfloch umschließende, wogert vom Neste abtühende oder fähig von unten in letztere führende, etwa 5 bis 10 cm lange Röhre. Diese wie die ganze Lage des Nests sichert dessen Einlass wohl völlig gegen ein Eindringen irgend welcher tierischer Räuber. Auch das Nest des Trossel-Nachträglers (Hohorstroßel) befindet sich über dem Wasserfließ, und zwar weiter vom Ufer entfernt im dichtesten Nachträgl, d. h. zwischen 4 bis 6 starken denackbaren Nachträglern in etwa 1 m Höhe mit starken Grasblättern besetzt. Das in seiner Form einem verkehrten Aderstiel ähnelnde Nest des Leichtröglers wird ebenso, wie das des Nachträgl-Nachträglers sowohl über wie neben dem Wasser in Schilf, Weiden- und anderem Buschwerk, seltener in hohem Grasgrün gebaut. Der Sumpfroßtränger nistet dagegen nur 1 m über dem Uferende, nicht über dem Wasser fließ, besetzt sein Nest aber freihängend an Pflanzenstengeln meist in einem Dicht. Das Nest des Schilfroßträngers ist, gleich dem des Sumpfroßträngers, nicht über dem Wasser, sondern immer nur über dem Boden, und zwar über sumpfigem, morastigem Gelände, gewöhnlich nicht mehr als ½ m hoch. Räbler berichtet jedoch, daß er ein solches Nest ausnahmsweise 5 Fuß hoch über dem Boden auf einem Terrain angetroffen habe, wofürst ein Jahr früher die in gewöhnlicher Höhe über dem Erdbreich angelegte Niststätte dieses Vogels durch Überflutung zerstört worden wäre. Binien-, Fuchschreden- und Fuch-Nachträglern nisten ebenfalls an schwer zugänglichen Stellen. Ein weiteres, von Singvögeln sehr viel angewandtes Verfahren, ihre Niststätten den Blicken von Feinden möglichst zu verborgen, ist das Äußere der Nester dem Aussehen von deren Umgebung nach Möglichkeit anzupassen. So verwendet die

Nachträgl beispielsweise zur Anfertigung der Außenpartien ihres mit Vorliebe in weitem Fichtenlaub unter dem Schutze von Fichten- und Tornengeltrupp, von Reishäuten u. dergl. angebrachten Nests nicht nur allerhand Stengel- und Blattwerk, sondern namentlich weisses Fichtenlaub, dessen Farbe auch die des eigenen Federkleides am besten ähnelt. Das reizende Nest der Schwanzmöwe, welches die Form eines großen Eies und ein oben seitlich angebrachtes Schlupfloch hat, wird, wenn die Vögel es inmitten von grünbelaubtem Zweigwerk anlegen wollen, hauptsächlich aus grünfarbigen Laubmoosen gefertigt. Befindet solches Nest sich jedoch, wie das häufig der Fall ist, im Inneren der Krone eines hellgrünigen Baumes, z. B. einer Birke, so zeigt dessen Außenwand sich vorwiegend gelblich nicht allein aus hellfarbigen Baumstücken, sondern namentlich auch aus Birkenrindestücken. Der Buchfink verleiht es ferner nicht bloß weicherhaft, aus Grasblättern sich eine Art von Miniautentzen zu drehen und mittels dieser oder durch Insetstengelrinne sein halbkugelförmiges Nest möglichst unzugänglich in einer Zweigabel zu besetzen, sondern er überleitet dieses Nest vornehmlich auch mit denjenigen Flechtenarten, welche die Rinde des Baumes bevorzugen. Das Buchfinkennest vereinigt übrigens Zierlichkeit mit Solidität der Bauweise in einem so hohen Grade wie kaum ein anderes Nest seiner näheren Verwandten, den Zeig ausgenommen. Dasselbe wird nämlich nicht nur auf seiner Außenseite — außer mittels Baumstücken — aus grünen Moosen, seinen Palmchen und Würzeln ganz kalt zulammengedreht, sondern auch innen mit Pflanzen- und Tierhaare, Haaren, Federn ausgepolstert. Auch das aus jarten Erdmoosen, Flechten und Würzeln kunstvoll gefertigte Stieglitz- oder Pfeifennest sieht wie glatt poliert aus. Baut der Pirol, was — ähnlich wie bei der Schwanzmöwe — häufiger vorkommt, sein wie ein flacher Beutel geformtes, oberlich elegant aussehendes Nest in die Krone junger Birken, so überleitet er ebenso wie die Schwanzmöwe sein Nest mit Birkenrinde, weisfarbigen Flechten, Moosen und Kerbtiergepinkeln. Herricht übrigens zu dieser Zeit, d. h. im Mai, gerade recht kühnliche Wetter, so verliert der Pirol sein Dängeln ganz ungemein sehr mit dem dichteren Zweigwerk.

Den Schutz von Baum- oder von Mauerschlupflungen, von Baulücken überhaupt zu Nistnenden auszunutzen suchen die verschiedensten Singvogelarten, beispielsweise Nachträglarten, Fingenschnäpper, Baumfögel, Meisen, Spechtheimer oder Kleiber, Buchfinken, Stare, Sperlinge, Schmalben u. a. m. Der Kleiber verleiht es namentlich, hier-überallbau Mauerschlupflungen zu treiben. Dieser lebhaftige Vogel, welcher das Kunststück fertig bringt, mit nach abwärts vorstrecktem Kopfe behend am Baumstamme herunterzuziehen, verleiht den Eingang zu seiner Nisthöhle bis auf ein ganz enges, ihn selbst kaum noch durchlassendes, kreisrundes Schlupfloch. Hierzu schleppt er ein Klumpchen Lehm oder auch von anderen herbei und klebt mittels seines Speichels ein solches an das andere, bis eine etwa 2 cm dicke Lehmwand entsteht, welche, trocken geworden, zementartige Härte erhält. In ähnlicher Weise mauern bekanntlich auch die Schmalben, von welchen sich namentlich die Uferschmalben ganz besonders viele Mühe mit der Herrichtung ihrer Niststätte geben. Ein Värden dieser zierlichen, schmalen Vögel bohrt nämlich innerhalb 2–3 Tagen etwa 1–2 m tief in waagrecht oder etwa berganliegender Richtung eine Röhre in den Uferboden, welche vorn 4 bis 6 cm, am hinteren, fast badofen-förmig erweiterten Ende aber doppelt so viel Durchmesser hat und ein außen aus Stroh- oder Grasblättern, innen aus Federn, Haaren, Woll- oder flechtendes Nest herbergt. In jede Art von Bestand, mit Vorliebe auch in Holzstöben, Reishäuten und an

ähnlichen Stellen errichtet der Jaunfönig wahre Kunsthäuser von Kellern, in welchen er aber nicht nur zur Brustzeit Jungen aufzucht treibt, sondern überhaupt das ganze Jahr über residiert und sich besonders auch im Winter äußerst lebhaft erdält. Solches relativ sehr große und dickwandige Jaunfönigsthür stellt einen feiner- oder eiförmigen Kasten dar, welcher außen aus Estrapp und anderem Planzenwerk, innen aus den besten Flammleibern sehr dicht zusammengefügt wird. Der Jaunfönig ist ein recht vielfeiger Bautänfler, äußert sich mit Bezug darauf in Nr. 39 des Jahrganges 1893 der Gartenlaube die bekannten Ornithologen Adolf und Karl Müller. „Zur Zeit der Rinne hat er sich besondere Wohnungen, die teils unvollendet bleiben, teils mehr ausgeführt und sehr fest gefügt erscheinen. Wir haben solche ganz von grünem Moos gefestigte Kester sehr häufig gefunden und niemals ein Postler darin entdeckt; auch sind sie kleiner als die spätere Familienwohnung. Von einer solchen wissen wir zu erzählen, welche einzig und allein aus Plataneblättern und Spinnweben bestand und an die senkrecht Wand einer Brücke mit Vogelspindel als einzigem Bindemittel fest angelegt war. An anderer Stelle haben wir an dem Rain eines alten Steinbruchs kunstvoll angebracht. Als ovaler Buntel hing es an der vorzüglichen Lehm- und Steinwand. Die Hauptlöcher bildeten Moos, sowie durch dieses geflochtene Palme und Palisadire. Inwendig fanden wir die Postler von hellgelben Ebneniden.“ Die Erbauung eines Jaunfönigsthürs nimmt etwa, wie die Herrichtung eines Baumeisterthürs, zwei Wochen Zeit in Anspruch, während die Anfertigung eines Goldbähnchens sogar fast 20 Tage lang dauert. — „Auch die Goldbähnchen sind“, so schilderten K. und K. Müller an der obengenannten Stelle weiter, „gleich den Jaunfönigen geschickte Baumeister; ihre Kester sind so kunstvoll gebildet, daß wir an ihnen nicht adlos vorübergehen dürfen. In der Regel bringt das Goldbähnchen sein Nest an dem Zweig eines Nadelbaumes, zuweilen jedoch auch an dem einer Eiche an. Dabei verfährt das Weibchen, welches die Bauarbeit allein übernimmt, sehr vorzüglich, indem es zur Zerkleinerung der Wohnung überhängende Zweige benutzt. Um den Zugang zu dem Gängele zu machen, zieht es einige benachbarte Zweige zusammen und umschlingt diese mit Moos und Raupengepinneln. Nun begibt es sich an die beiden Äste und Stämme der Bäume, um das Baummoos loszuzerren, oder es läßt sich auf den sonst streng gemiebenen Boden nieder, um sich Erdmoos anzueignen, oder es verknüpft beiderlei Moos und wühlt nur Flechten von den Bäumen aus, um sie zum Neste zu verwirren. Zur Festigung dieser Stoffe miteinander werden Spinnen- und Raupengepinnle sowie reichlich viel Spindel verwendet. Blätter und dürre Obstgrünle findet man häufig unter das Moos gemengt. Der Nestrand erscheint hart nach innen gewölbt und läßt der Öffnung nur eine Weite von etwas über 2 cm Durchmesser. Das ganze Nest ist etwa 9 bis 10 cm breit, 7—8 cm hoch, seine Wand über 2 cm dick, wovon etwa die Hälfte auf ein Pulver aus Resthaaren, feinen Vogeleiern und dem Flaum junger Raubvögel (bei in Haus- und Feldgärten gefundenen Goldbähnchenstern aus Pferdehaaren) entfällt.“ Das Goldbähnchen ist ebenso wie das des Baierischmägers ballförmig, während die Kester der Goldbähnchen nahe verwandten, etwas größeren und durch ihre schlaffe, zerliche Figur auffallenden Halb-, Fittil- und Berglaubvögel mehr eine Art von Miniatur-Badofenform aufweisen. Unter Bräunböhgen, in Mauerschächern, überhaupt in möglicher Weise findet sich die Niststätte des Baierischmägers, die von Goldbähnchen und Raubvögeln bogen, vorzüglich verborgen, im allerbesten Baueverzug.

Erscheinen einem Singvogel die bisher gewählten Nistmöglichkeiten aus irgend einem Grunde nicht mehr passend und namentlich gegen Raubzeug nicht mehr geschützt genug, so wühlt derselbe sich andere, was sich unter Umständen mehrere Male nacheinander, selbst unter Verlassen des bereits angefertigten Nests und sogar der Eier, wiederholen kann. So möchte schon der bekannte Ornithologie Liebe die Beobachtung, daß bei der Durchführung der Grundrind-Separationen der Solbamer immer weniger passende Nistgelegheiten an Wald-, Feld-, Wiesen-, Sträben-, Felsen-Rändern und auf anderen Colandereien findet, deshalb solche in Landgärten zu gewinnen trachtet. Während er aber früher unmittelbar oder nahe über dem Boden sein Nest baute, tut er das in den Gärten, der Nachstellungen der Raben wegen, nur noch in respektabler (bis 3 m)

Höhe über dem Boden und zwar im dichtesten Zweig, oder Rankennetz von Spalier, Lauben- und Kachelholzmischungen. Jedoch durchaus nicht alle Singvögel besorgen zum Nisten die verborgenen Verstecke. Es gibt vielmehr eine ganze Anzahl unter ihnen, welche dracht jutraulich gegen Menschen sind, daß sie diesen gegenüber auch aus ihren Wäntern- und Elternfreuden kein Geß machen. Diese Keigung, sich in möglicher Nähe der menschlichen Wohnungen anzufinden, wie sie erst und bekanntlich auch den Sperlingen und Starren aus das Haus- und Garten-Schlingendächern, der graue Fliegenfänger, die weisse Bachstelze, die Roth- und Blaumeise, die Haus- und Dorschwalbe, der Raueflegler u. a. m. vorzugsweise betonen, kann schon seit ältester Zeit beobachtet werden, wie das beispielsweise bei der Anlei der Fall ist, sich erst in neuerer Zeit ausgebildet haben.

Wurde bisher schon die Nistfähigkeit aller dieser und noch anderer, besonders in Baumhöhlen brütender Singvögel, da eine von Jahr zu Jahr rationeller durchgeführte Bodenkultur denselben immer mehr natürliche Nistplätze nimmt, wodurch gefördert durch das Aufhängen von Nistkästen und durch andere Schutzmaßregeln, so sollte das künftig zum Behen von Land- und Forstmöglichkeit sowie von Obst- und Gartenbau in ständig zunehmendem Umfange gefördert. Sehr alt ist j. B. der Brauch eines Aufhängens von Starflöten noch nicht. Im Jahrgang 1783 von Völkensbergs Magazin bezeichnet man ihn noch als eine besondere und fremdartige Eigentümlichkeit der Umwohnerschaft von Altkadan. Im zweiten Buche des 1716 in Nürnberg erschienenen „Walden Land- und Feld-Lebens“ heißt es im Kap. CXVIII auf S. 801 u. a.: „In Schließen broden Dörfern / werden auf die hohen liden Bäume kleine vier-eckichte / doch etwas länglicht-formirte Kästlein angeheft / oft zwanzig dreißig auf einem Baum / darein nun nisten die Starren.“

Bei dem Mangel an passenden Natur-Nistplätzen werden nicht selten die schonverrichteten Cisternen, beispielsweise an der Mauer hängende metallene oder irdene Gefäße, ebenso lehrende Garten-, zerbrochene Laternen, Briefkästen und dergl. mehr zur Unterbringung der Nester ausgewählt. So erwähnt Warshall ein Nistkornzest, welches sich hinter der Metallkone eines Goldschmiedes, ferner Kester, die sich in einer Lücke des zerlumpten Anzugs einer Bogelstunde, in Schweißleuten u. besonden. Im Sommer 1898 wurde ein Nistkornzest in einer Bahnhofsleierlaterne sowie in Gieshan am Zweifallerdenmal in der Hand Kaiser Wilhelm's I. beobachtet. In Kolonnaden, Veranden, Hausfluren von Gattmischungen, in Bahnhofs- und Wäterspangengebäuden, in vorübergehend unbenutzt stehenden Ötterrögen, auch unter Bräunmüllungen nisten Nistkornzest, Weisen, Stieglitz, Sperlinge, Schwalben u. häufig und lassen sich auch durch den lebhaftesten Verkehr nicht im mindesten hören.

Auch die unnatürlichsten Stoffe, j. B. Drahtschlingen, Eisenbleche, Uhrfedern, Knochen, Papierstücke u. a. m., werden zum Nistbau verwendet. So wurde in der Nähe der Stadt Velle ein Solbamerneft gefunden, das aus weißer Woll sowie aus Schlingen von Telegrammpapier gefertigt war. Als bei der belgischen Stadt Mons eine Schlingelag abgeholt worden war, schleppte ein Pärchen Garten-Kaubvögel die auf dem Boden liegenden Papierstücke sorgsam zu Nester, indem es dessen Außenwandung fast ganz daraus fertigte. Das Nest wird im naturwissenschaftlichen Museum der genannten Stadt aufbewahrt. Auch Sperlinge, Buchfink, Pirol und andere Singvögel benutzen gern Papier zum Nistbau. In der Nähe von Belancon hatte ein Nistkornzestpaar eine Uhrfederfabrik zu Nistbauzwecken betreiben — so berichteten wenigstens im Sommer 1898 die bedeutendsten in- und ausländischen Zeitungen.

Nest trägt das Singvogelmännchen die Niststoffe herbei und sein Weibchen baut das Nest. Zeigt das Männchen sich in Erfüllung seiner Pflichten sowie namentlich auch später dem Futterzutragen lässig, so wird es, wie das Verfasser an Singvögeln, die bei ihm in Gefangenschaft brüteten, beobachtet konnte, von seinem Weibchen nicht selten zum Neste geführt.

Bauen auch manche Singvögel ihr Nest nicht mit Sorgfalt und Fleiß, wie die Sperlingsdöster und das einen fast durchsichtig dünnen Boden aufweisende Nest der Gartengrasmücke das erkennen lassen, so vermag doch der allerschickteste Nistenbauermeister es nicht, mit Zuführensweise derartig primitiver Werkzeuge und Mittel etwas ähnlich Kunstvolles herzustellen, wie selbst ein liebtlich gefertigtes Singvogelnest es bildet. Dr. E. S. Jörn.

### Bücherbesprechungen.

— Stammliste der Königlich Preussischen Armee. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von v. Abel, Generalleutnant i. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 5 K., gebd. 6 K. — Das vorliegende Werk behandelt die Geschichte aller Waffen und Truppenteile der Königl. preussischen Armee. Es bietet für jeden der letzteren 1) Stiftungstag, 2) Einrichtung, 3) Benennung, 4) Geß (Inhaber), 5) Standorte, 6) Feldzüge, 7) Fahnen und Standarten und 8) Uniformen. Die Zusammenstellung dieser Arbeit ist eine sehr mühsame, im Interesse der Herrschkunde aber sehr verdienstlich und wird gewiß innerhalb der Königl. Preussischen Armee gebührende Anerkennung und Würdigung finden. H. L.

— Aiken, Georg v. (Generalleutnant i. D.), Kriegskunst in Aufgaben. Zweites Heft: Vorkämpfe, Marsch und Marschführung. Mit 2 Kartenbeilagen in Steinbrud. Preis 3,50 K. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Wir haben das erste Heft dieser Aufgaben in Nr. 47 d. W. S. d. 2. v. Jahre 1903 besprochen und dort unseren Bedenken gegen den Wortlaut der Kriegslage Ausdruck gegeben, wir bezeugen ihr jedoch wiederum in diesem Heft. Wir verweisen im allgemeinen auf jene Besprechung und betonen nur wieder, daß auch in diesem Heft der Verfasser eine reiche Erfahrungskraft im Stellen von Aufgaben belundet. Die Deutlichkeit der Lage S. 7 durch den Brigade-Kommandeur A. mag vielleicht dem Leser sehr langatmig erscheinen und wir möchten aus dem Vorwort, sie als Mutter bei der Anfertigung einer derartigen Arbeit anzuwenden, sie hat aber für den Verwendenden den großen Wert, daß er daran sieht, wie man in derartigen Verhältnissen auf alles achten und wie man kombinieren muß. In diesem Falle scheint es uns ganz selbstverständlich und bedurfte wohl kaum der Verteidigung, die Kavallerie-Brigade zu diesem Zeitpunkt und in dieser Lage nicht zurückzunehmen, um „gute Quartiere“ aufzusuchen. Die lo oft an Beispielen des Feldzugs 1870/71 gezeigte und gerügte Gepflogenheit der Kavallerie, daß sie in gute Quartiere zurückgeht und die Infanterie ihrem Schicksal überläßt, wie bei Coulmiers am 9. November 1870 die 2. Kavallerie-Division und die 12. Kavallerie-Division bei Nouart, müßte nun endlich aufhören. So etwas sollte in einem derartigen Lehrbuch überhaupt nicht wieder vorkommen. Nur der S. 16, letzter Absatz niedergelegten Ansicht des Verfassers können wir nicht beipflichten. Die Kriegsgeschichte von 1866 und 1870 bis zur Gegenwart liefert uns genügend Beispiele, allerdings meist im negativen Sinne. Wir erinnern nur an die Schriften von Götow-Vorhof und Major Kunz, die der Kavallerie oft genug ihre Unterlassungshünden vorgehalten haben. Die S. 17 vorgelegten Übungen finden unterdessen schon längst fast, wenigstens bei den Königl. Cadet-Unteroffizieren. Sehr interessant ist der Abschnitt über die Mittel der Reizung zum Beförderung von Nachrichten und Befehlen. Hier werden die hohen Erwartungen auf das richtige Maß zurückgeführt. S. 80. Die Selbstfaher, namentlich das Motorrad, werden auch hier überhäuft, bei den Wandern in Ost-Baltien 1903 werden sie vollständig. Ein einziger Regenlag genügt, um sämtliche Motorräder außer Betrieb zu setzen. S. 95. Dem gegen die F.-D. ausgesprochenen Tadel halten wir nicht für richtig, Pft. 154 der F.-D. legt das Rönige, läßt allerdings die entsprechende Freiheit und die Punkte 156—160 ergänzen ihn. Warum sind im Divisionsbefehl vom 4. Mai die Nachrichten über den Feind nicht angeführt? Auch möchte im Sinne der F.-D. Pft. 156, Absatz 2 der Ausdruck der Seitendebatung früher beschaffen werden, ob man dies dem Kommandeur vom II. O.-N. 3 überläßt, darüber läßt sich streiten. Im allgemeinen gibt auch dieses Heft viel Anregung. —

— Becker, Major und Bataillionskommandeur, Der Bataillionskommandeur im äußeren und inneren Dienst. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2,80 K., geb. 4 K. — Dieses Handbuch kann als nützlich empfohlen werden, weil es über viele Dinge Rat schlägt erteilt, die man in seiner Dienstschrit vorfindet. Auch die Anlagen sind recht vorzuziehen. Abschnitt 14 „Taktische Besprechungen“ hätten wir uns etwas eingehender behandelt gewünscht und durch Beispiele erläutert. Dies wäre nützlich gewesen als die eingehende Besprechung des geschlossenen Bataillonsergänzens. Hierüber findet man im Ergänzungsreglement genügend Aufschluß. Die Beispiele für die Besprechungen des Bataillons können uns weniger zulegen. S. 40,

Beispiel 1. Kleinfüßendes Bataillon, würde die 2. und 3. Kompanie nicht in Marschordnung auf der Straße bleiben und wohl gelegentlich abziehen? Beispiel 3. Doppelsonnen wird man bei der heutigen Feuerwirkung wohl nicht mehr im Gefecht verwenden, selbst in Reserve nicht. —

— v. Wedel (Major und Adjutant der 1. Garde-Division), Der Kompaniechef. Ein Ratgeber für Erziehung, Ausbildung, Vermaltung und Beschäftigung der Kompanie. 4 K., geb. 5 K. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Wer ein derartiges Hilfsmittel braucht, dem kann das vorliegende Buch gewiß von Nutzen sein. Der sind die Freude dieser logenannten „Ratgeber“ gewesen, da wir das Lesen der dienstlichen Vorschriften für praktischer halten, denn diese Lehrbücher sind doch nur Auszüge aus den Dienstvorschriften und die Jutaten meist einseitig und enthalten oft „Anfichtssache“. Zum ersten Satz der Einleitung möchten wir bemerken, daß die Verluste der großen Schlachten im letzten Jahrhundert auch nicht größer sind, als diejenigen früherer Zeiten — Kolin 18%, Jorndorf 42%, Kunnersdorf 43%, Wapern (Franzosen) 46%, Internam (Russen) 24%, dagegen Königsräß (Preußen) 4% und (Österreich) 11%, Mars la Tour (Deutsche) 22% an Toten und Verwundeten (vergl. Tafel 66) des Wertes vom I. I. Hauptmann Berndt. Die Zahl im Krieg). — Zum Abschnitt über Feldbesitz möchten wir, daß derselbe nicht nur in der „Sommerzeit“ grübt werden soll, sondern das ganze Jahr hindurch, vergl. S. d. O. Pft. 20 bis 22. —

— Hilfsbuch für die Einjährig-Freiwilligen und Offizier-Kandidaten der Infanterie nebst Anhang enthaltend 178 Prüfungsfragen von Hedert, Generalmajor i. D. II. Auflage. Berlin, Volkische Buchhandlung. 3,50 K. — Das Buch soll dem Einjährig-Freiwilligen während seiner Dienstzeit neben seiner praktischen Ausbildung im Frontdienst ein Ratgeber sein, ohne ihn jedoch vom Studium der reglementarischen Bestimmungen zu entbinden. Das Werk, das mit zahlreichen Abbildungen im Text, zwei Anlagen und äußerst sehr gefällig ausgestaltet ist, zerfällt in: I. Teil, Ausbildung in der front während des aktiven Dienstjahres; II. Teil, Ausbildung durch den Unterrichtsoffizier und III. Teil, Ausbildung während der Übung A. Als Anhang folgen 178 Aufgaben für die mündlichen, schriftlichen und praktischen Prüfungen der Offizier-Kandidaten und zur Ablegung der Reserve-Offizierprüfung. Das Buch kann den Einjährig-Freiwilligen und den Unterrichtenden derselben empfohlen werden. H. L.

— Die Ausbildung der Infanterie. 3. Teil: Die Verhältnisse der jetzigen Erzierungen gemäß den Anforderungen des heutigen Krieges und den Veränderungen im sozialen Leben. Von Herrn v. Wertheim, Hauptmann, General der Inf. i. D. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 2,25 K. — Die vorliegende Schrift ist, wie schon aus dem Titelblatt hervorgeht, eine Fortsetzung der am Anfang dieses Jahres erschienenen Werke desselben Verfassers I. Die Winterperiode und II. Die Frühjahrsperiode. Da diese Teile von fast jenseitiger Seite schon anerkennend besprochen worden sind, ob erübrigt es an dieser Stelle nur kurz darauf hinzuweisen, wie es Absicht des Herrn Verfassers ist, klar zu legen, daß bei der Ausbildung unserer Infanterie mehr Wert auf das Gefechts- und Kriegsmäßige zu legen sei als auf erzuziermäßigen Drill. Letzterer ist nur so weit zu üben als nötig, um die Grundlage unserer Arme, die hiesige Disziplin zu härten. Der Vorkurs des Verfassers, anstatt des übertriebenen Ergütern- und Paradebetriebes Zeit zu gewinnen für kriegsmäßige Übungen, ist mehrfach mitgeteilt worden, mit der Begründung, daß ein Nachlassen in den bisherigen erzuzier- und parademäßigen Übungen die Befähigung nicht lege, an der Grundlage unserer Arme zu rütteln. Dafür, daß letzteres dem General v. Hülffem fern gelegen habe, bürgt wohl einerseits dessen glänzende militärische Vergangenheit, indem er eine der höchsten Kommandostellen erreichte, andererseits betont er es ausdrücklich in den Abschnitten I und II, welche dem jetzt vorliegenden III. Teile vorangestellt wurden. Die folgenden Abschnitte III und IV des letzteren handeln vom Regiment und der Brigade. In denselben wird die wohl von keiner Seite anzuzweifelnde Forderung gestellt, geschlossene Bewegungen dieser großen Truppenkörper nur so weit zu üben, als dieselben im Kriege ausführbar sind, den größten Teil der verfügbaren Zeit aber auf Gefechtsübungen bzw. Durchführung von Gefechts zu verwenden. In dem V. Abschnitt, welcher vom Wandert handelt, wird nachdrücklich

darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, daß vom jüngsten Soldaten an bis zum höchsten Führer hinauf ein jeder festlagen im Schutze zu Hause sei. Was ferner in diesem Abschnitt unter Anführung an die Feldübungsordnung über Anlage und Durchführung der Manöver, über Befehlserteilung während derselben, über die Bedeutung der Artillerie, über Beförderung, Aufsparen für die Truppen, Verlosung, Abbruch des Besatzes, Vorpöhlen, Untertunft usw. gesagt ist, wird überlich allgemeine Zustimmung finden. Abschnitt VI ist der Fürtüorge für die Offiziere in dienstlicher Beziehung und Abschnitt VII den leitenden Gesichtspunkten über militärische Erziehung und Ausbildung gewidmet. Bei allem Wohlwollen für den Soldaten und bei rückwärtsgekehrter Behandlung desselben muß aber strengste Unterordnung von ihm verlangt werden, von den Vorgesetzten dagegen Klarheit aber gerechte Handhabung der Disziplin; namentlich ist Wert zu legen auf erzieherische Einwirkung auf guten Geist der Mannschaften, um den von außen her heranretenden üblen Einflüssen entgegenzutreten. Der Unterricht ist deshalb vorwiegend in die Hände von Offizieren zu legen. Obgleich schon früher berührt, wird in dem nun folgenden Abschnitt VIII die Paradefrage nochmals erörtert. Die Forderung, daß die Übung des Parademarsches zu beschränken und die dadurch genommene Zeit kriegsmäßigeren Übungen zuzuwenden sei, wird von einschlägigen Fachleuten wohl kaum bestritten werden. Einer zu weit gehenden Forderung in dieser Hinsicht, wie z. B. Seite 100, Wegfall des Parademarsches bei Befähigungen, können wir jedoch bei nur einmal im militärischen Leben bestehende Wichtigkeit eines guten, strammen und geschlossenen Parademarsches das Wort nicht reden. Erziehungsmäßig schließt mit der Zeit alles ein, was nicht geübt oder geprüft wird. Eine andere Frage ist, ob der Aufwand an Körperkräften durch unmaßhaltige Verbindungen und der Zeit- aufwand durch Einübung parademäßiger Spielereien im Einklang steht mit den Anforderungen insolge der Luz besserem zweijährigen Dienstzeit und der gesteigerten Geschichtsbildung. Wären wir zurück auf die Zeiten kurz nach dem Feldzuge 1870/71, so leben wir, daß in der Militär-literatur damals reges Leben herrschte, um auf Grund der im Kriege gemachten Erfahrungen eine Änderung unserer veralteten Erzieher-Reglements anzustreben, obgleich wir, nach demselben ausgeübt, so glänzende Erfolge zu verzeichnen hatten. Es bedurfte langer Zeit, ehe die durch jene Schritte gegebene Anregung sich durchdrang und schließlich, manche alte, bisher stark eingehaltene Form abstreifend, zu unheimlich geistigen, von einem freieren und kriegsmäßigeren Geiste durchwehten Erzieher-Reglement vom Jahre 1888 führte. In einem ähnlichen Übergangsstadium befinden wir uns auch jetzt wieder, denn das Reglement vom Jahre 1888 ist mittlerweile durch die zweijährige Dienstzeit überholt worden, außerdem haben und durch den Burenkrieg, durch die Kämpfe in Deutsch-Südwest-Afrika und den russisch-japanischen Krieg neuere und wichtige Erfahrungen zur Seite. Wenn den Erörterungen des Generals v. Hülsefeld auch nicht in allen Punkten unbedingt zuzustimmen ist, so muß das freimütige Eintreten eines so erfahrenen und in höchster Stellung befindlich gemeinen Offiziers für Verbesserung unseres Reglements und des Ausbildungsmoments bei der Infanterie protektlos schwer ins Gewicht fallen. Wir können die Schritte des Hrn. Verfassers als geistig anregend für das Fortschreiten unserer Infanterie zu immer höherer Kriegsfertigkeit allen Offizieren dieser Waffe zum Studium nur wärmstens empfehlen.

H. L.

— Erwährende Feldartillerie-Fragen. Taktisch-artillerische Studie für Offiziere aller Waffen von C. v. Hoffbauer, General der Artillerie z. D. und Chef des 1. Posenschen Feldartillerie-Regiments Nr. 20. Berlin, C. E. Mittler und Sohn. — Die Schrift — eine Ergänzung des kürzlich erschienenen Buches „Altes und Neues aus der deutschen Feldartillerie“ — richtet sich im wesentlichen gegen Ansichten des Generalleutnants Nohne über Geschosswirungen und Schießstatistik, wider den Gegner der Feldhaube, Generalleutnant v. Alten und gegen die Bestrebungen, der schweren Feldhaube Aufgaben aus dem Bewegungskrieg überzutragen und der Feldartillerie ein Einheitsgeschütz wiedergeben zu wollen. Sie bietet Gesichtspunkte über die Entmischung der leichten Feldhaube vom Standpunkt des Hrn. Verfassers als ehemaligen Mitglieds der Artillerie-Prüfungs-Kommission und enthält Bemerkungen über die Geschosswirungen gegen Fedungen der Feldbeschießung und die Schießbatterien sowie über die Schießstatistik der Feldartillerie unter Verwertung zahlreicher

Aufsätze und Schriften aus dem Gegenwart. Der Hr. Verfasser vertritt die Ansicht, daß die leichte Feldhaube in der Besetzung bestehender Schießbatterien der Feldhaube erheblich überlegen ist und sich auch für die Zukunft zur Weiterentwicklung als G.-H. mit Rohrtrüden empfiehlt. Zur Frage der Schießhöhe wird nicht bestimmte Stellung genommen. Weiter werden Organisationsfragen der Feldartillerie berührt und eingehend auseinandergesetzt, daß die Reiterartillerie Napoleons I. im Gebrauch der Artillerie in unserem Erzieher-Reglement für die Feldartillerie fortbilde. Endlich gibt die Schrift einen kurzen Überblick über den Verlauf der russisch-japanischen Geschosse am Tsalu, am 30. April und 1. Mai 1904, in welchen die japanische Artillerie mit fünfmaliger Überlegenheit auftrat.

A. K.

— Das Scheitern der Pferde, dessen Ursachen, Folgen und Abhilfe. Ein Beitrag zur Pferde-Behandlung, Dressur und Redresseur von Berthold Schoenbeck, f. d. l. h. St. Stallmeister a. D. 4. verbesserte Auflage. Leipzig, Friedrichswerder. Preis 1,60 M. — Der Beweis, daß das uns vorliegende Wert Schoenbecks Umgang in Fach- und Reiterkreisen gefunden, kann nicht besser begründet werden, als durch die Tatsache, daß der Verfasser der dritten bereits eine vierte Auflage hat folgen lassen müssen. B. Schoenbeck ist so rühmlich bekannt durch seine hippologischen Fachschriften, daß man erwarten konnte, auch in dem vorliegenden Heft etwas „Ganzes“ zu finden; und das bestätigt sich bei Durchsicht des Buches in vollem Maße. Es ist eine schwierige Aufgabe, dem Reiter und Führer in knapper Form, wie in der vorliegenden Schrift, zu sagen: „Wie er in schwierigen Fällen handeln soll und muß, denn die meisten Reiter und Führer glauben sich in jungen Jahren ausgeleert zu haben, ihr eigenes Urteil ist unumstößlich — sie sind geneigt, alles besser zu wissen.“ Dankbar ist die Schrift schon um deswillen zu begrüßen, denn sie zeigt auf Grund langjähriger Erfahrungen: Klar und wahr: „Wie man beim Pferde Schwierigkeiten überwinden kann und muß, und welche Fehler Reiter und Führer vermeiden müssen, um zum guten Endziele, dem „Schorsam des Pferdes in allen Vagen“ zu kommen.“ Sehr beherzigenswert sind die Lehren des IV. Abschnittes S. 17—38. Meines eigenen langjährigen Erfahrungen finde ich mit Freude auf Seite 25: „Übungen im Springen“ c. befrichtigt. Erst von dem Moment an, wo ich die geschlossene und offene Reitbahn nicht mehr als ein „Villar“ anlas, sondern bunt durchgehenden Hürden erblickte, zum Springen ausgeflossene Puppen, nach denen gehauen und gestochen wurde, Aufstangen und Festhübel, die zum seltsamen Gebrauch herumliefen und -lagen, hatte ich die Freude, Pferde, die vor nichts schauten, in der Gistbahn zu haben. Pferd und Reiter wurden gewandt, umfichtig und gingen ihre Aktionen trotz dieses das Aussehen der Reitbahnen wesentlich verändernden Bildes korrekt und gut. Leicht war die Neuerung nicht durchzuführen, manch altes Vorurteil mußte besonders bei den „alten Herren“, die nach der „alten Schule“ weiter leben wollten, gebrochen werden. Der Erfolg überwand aber alle Hindernisse. Ich bestirmtore sagar, daß man, um die Pferde fromm zu machen, einzelnen Hunden, Jähren und Tauben gehalten, die offene Reitbahn in den Katernemts der berittenen Truppen, ohne vertrieben zu werden, belausen zu dürfen. Der Nutzen zeigt sich auffällig. Bedenkliche Pferde, die vor jedem Hunde, der in den Weg läuft, auf die Knie fallen, oder vor jedem aufstehenden Huhn oder Taube einen Seitenprung machen, gibt es dort, wo diese Tiere nicht durch den Waldstidn hartnäckig vertrieben werden, nicht. Jeder Offizier, der beim Reiten einen gehörigen Hund bei sich hat, wird wohl die Erfahrung gemacht haben, daß das eigene Pferd, da vollkommen vertraut mit allen Eigentümlichkeiten eines frei beim Pferde laufenden Hundes, auch bei anderen in der Weg laufenden Tieren nicht scheut, und das vermindert die Gefahr eines Unfalls, besonders in Städten und Driehäfen, wesentlich. Ich erfinne mich noch mit Trauer des Momentes, wo in meinem großen Kavallerie-Kalernemts mittels drakonischen Befehls plötzlich den unschuldigen Tauben, die sich überall da, wo Futter- und Dängerabfälle in großen Mengen herumliegen, sammeln, der Krieg bis auf Messer erklärt wurde. Und der Grund? Der neue Garnisonortland, der das Spiel des Besiedlers mit strengem Dill verlag hatte, befürchtete, die Futtermeister könnten „Hartlutter“ zugunsten des Besiedlers aufwenden und daselbe dadurch den Pferden entziehen. Die Schlagfertigkeit der Truppe wäre wahrscheinlich aufs Empfindlichste in Frage gestellt worden.

S.



**Erscheint**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königlich  
Ererbliche der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

der  
**Leipziger Zeitung.**

**Bezugspreis**  
bei Abholung 1. M 25. A,  
bei mündlicher Zusendung  
unter Anrechnung: für  
Leipzig 1. M 51. A, für  
sonstwärts 1. M 64. A,  
vierteljährlich  
Leipziger Nummern 6 A.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

**Nr. 65.**

Sonnabend, den 3. Juni, abends.

**1905.**

**Öffentliche Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vom 25. Mai 1905.**

Der vorsitzende Sekretär, Hr. Geheimrat Professor Dr. Windisch, eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache: Seit der letzten Feier von Königs Geburtstag ist für uns ein furores, inhaltsreiches Jahr vergangen. Am 8. August 1904 feierte Sachsen zum letztenmal den Geburtstag des Königs Georg, am 15. Oktober 1904 ward uns König Georg durch den Tod entrissen. Beidemale und dankbar haben wir des pflicht-treuen, edlen Fürsten gedacht in der öffentlichen Sitzung beider Klassen am 14. November 1904. Heute, am 25. Mai 1905, feiern wir zum erstenmal den Geburtstag Sr. Majestät des Königs Friedrich August. Und wie dieser Geburtstag in die schöne Zeit des Frühlings fällt, in der die Natur zu neuem Leben erwacht, so hat der in der Vollkraft des Lebens stehende neue König neue Liebe und neue Hoffnungen in den Herzen Seiner Untertanen erweckt. Wohl ward in ernsten Zeiten oft das Bild gepriesen, das ruhmvolle Fürsten, reif an Jahren und Erfahrung, unser Land regierten. Aber es ist tief in der menschlichen Natur begründet, daß die Herzen besonders freudig der jugendlichen Manneskraft entgegenjubeln, die sich mit edlem Eifer und offener Freude an dem königlichen Berufe zu betätigen strebt.

Wir haben die Worte gehört, die König Friedrich August bei Seinem Regierungsantritt an Sein Volk gerichtet hat. Dem deutschen Volke ist seine Verfassung lieb und wert. Es steht einem deutschen Fürsten wohl an, den soldatischen Geist zu pflegen, das Volk in Waffen Seiner besonderen Liebe zu versichern. Aber unser

König hat auch das schöne Wort gesprochen, daß er jeden, auch den geringsten Seiner Untertanen glücklich sehen möchte!

Und wir haben gesehen, wie unser König alle Teile Seines Landes beluchte, wie Er allen Seiten des staatlichen und öffentlichen Lebens Seine Aufmerksamkeit zuwenden, wie Er in die vielfältigste Erwerbstätigkeit des Volkes einen Einblick zu gewinnen sucht, um durch Sein königliches Interesse das ganze Volk, jedweden Stand zu ehren, jedem die Freudigkeit in Beruf und Arbeit zu erhöhen.

Auch den wissenschaftlichen Bestrebungen hat unser König Seine Huld nicht verlag. Unsere Gesellschaft darf sich im vollsten Sinne des Wortes die königliche Gesellschaft der Wissenschaften nennen. Denn in einer der beiden Sekretären am 11. Dezember 1904 gemachten Kabinetsjournale erfüllte Seine Majestät unsere Bitte und übernahm huldvollst das Protektorat über unsere Gesellschaft, dem hohen Beispiel Seiner vereinigten Vorgänger auf dem sächsischen Throno auch hierin folgend. Freudig ergreifen wir die Gelegenheit, Seiner Majestät unseren tiefempfindenen Dank öffentlich auszusprechen.

Möge Gottes Segen auf unseres Königs landesväterlicher Fürsorge ruhen! Möge Seine Majestät König Friedrich August immer mehr schweben in der Liebe und im Vertrauen Seines Volkes! Hierauf hielt Hr. Professor Dr. Schmarsow einen Vortrag über „Das Feitalter Dantes in der italienischen Kunstgeschichte“ und meldete eine Arbeit über dieses Thema für die Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse an.

**Des Dichter-Musikers Peter Cornelius literarische und musikalische Werke in erster Gesamtausgabe.**

Der Künstlername „Peter Cornelius“ hat für das Geistes- und Gemütsleben aller gebildeten Menschheit zweifache Bedeutung erlangt; prangt er doch über zwei grundverschiedenen Gebieten unseres Kunstbesitzes: über einer gestaltenreichen bildnerischen Welt von männlich-herber Größe und Kraft und über einem wort- und tondurchschwellten Traumlande, in dem eine nahezu weiblich-garte Empfindungsinnigkeit waldet. Dem großen Historienzeichner Peter Cornelius, dessen gewaltige Ration und Fresken zur antiken Götter- und Heldenlage, zur heiligen Geschichte und zum Mittelaltersdrama dauernd zu ehrwürdiger Bewunderung stimmen, erbländ in seinem gleichnamigen Knecht, dem Dichter-Musiker Peter Cornelius ein Kunstideal, der mit wunderbar feinstem und schwärmerischem Sagen und Singen um die Liebe aller künstlerisch-empfindenden Menschenherzen warb. Die gleichsam überpersönliche, große und stolze Kunst des älteren Cornelius hat sich allseitig eine starke Anhängerschaft — zugleich aber auch manche scheltende Befehdung erlangt, moogen die tiefpersönliche, beherrschende und lebenswärmende Kunst des Dichter-komponisten Cornelius — ohne irgend Feindschaft hervorzurufen — jundacht doch nur im eigenen Freundestriebe gegen reichen Stimmungsgestalte nach erfasst und voll genügt werden konnte und geräumter Zeit bedurft, um sich literarisch die weitere musikalische Welt zu gewinnen.

Wohl hat man alsbald schon der tieferliegenden Aufforderung „Romm, wir wandeln zusammen im Mondschein“ folgen und sich der wunderbaren Innigkeit der „Brautlieder“ gefangen geben können und wohl sind nach und nach auch manche andere ton-dichterische Cornelius-Schöpfungen, so das „Vater unser“, die „Wachnachtslieder“, „Trauer und Trost“, einige Gorgesänge und das liebe- und humorverwärmte Bühnenpiel „Der Bardier von Bagdad“ zu wohlverdientem Ansehen und rechtster Eigenliebe ge-

langt, aber nun erst, da nach Ablauf der dreißigjährigen Schupfrist für alle Geistesprodukte des am 26. Oktober 1874 in Mainz entschlafenen Dichter-Musikers nicht nur alle seine Kompositionen in wohlfeilen Ausgaben den weitesten Kreisen dargeboten, sondern zugleich auch seine Gedichte, seine kunstkritischen Aufsätze und seine Tagebuchblätter und Briefe erstmalig in ziemlich vollständiger Weise veröffentlicht werden, ist auch allen denen, die Peter Cornelius nicht in persönlichem Verkehr mit ihm lieben und verstehen lernen konnten, die Möglichkeit gegeben, volle befriedigende Fühlung mit der überaus sympathischen, menschlichen und künstlerischen Lebensart des gemütreichen Vorteres Peter Cornelius zu erlangen.

Der Verlag von Breitkopf u. Härtel, dem man nun also wieder einmal für die hochherzige Inangriffnahme einer weit und schön angelegten Gesamtausgabe von Werken eines deutschen Meisters zu Dank verpflichtet ist, hat die vierbändige Gesamtausgabe der literarischen Werte von Peter Cornelius bereits fertiggestellt und von der auf fünf Bände angelegten Gesamtausgabe der musikalischen Werte des Dichterkomponisten auch bereits die ersten Bände erscheinen lassen, aus letzteren aber die einstimmigen Lieder und Gesänge (2 Bände à 3 M.; die einzelnen Liedergesänge à 1 M.) und den Klavierauszug zum „Bardier von Bagdad“ zugleich in Vollausgabe herausgegeben. Die noch fehlenden Bände werden zweifellos in kürzester Frist nachfolgen, und bis zum Ende des Jahres wird dann unter dem typographischen Monumenen der Landrichter wohl auch die Gesamtausgabe der literarischen und musikalischen Werte von Peter Cornelius in schöner Vollendung aufragen.

Eine Befehdung der Gesamtausgabe musikalischer Werte von Peter Cornelius mag täglich bis zur Fertigstellung derselben aufgeschoben bleiben; der zum Abschluss gebrachtigen Gesamtausgabe

der literarischen Werke von Peter Cornelius wollen wir aber heute schon näher treten und unseren verehrlichen Lesern anzuwenden versuchen, welche reicher Gemüthsbesitz, welche eine Fülle von Poesie, lauterstem Kunstwille und hochinteressanten Mittheilungen über Kunstleben und Künstler der für die Musikentwicklung so bedeutungsvollen Jahre 1840—1874 ihnen mit diesen Cornelius-Büchern zu eigen gegeben wird. Die Gesamtangabe bringt in den leider nur allzu umfangreich und dadurch recht unanständig getrennten ersten zwei Bänden 693 Briefe von Peter Cornelius, denen übrigens noch viele Tagebuchblätter und Gelegenheitsbriefe folgen, sowie manche von Berlioz, Liszt, Wagner, Salom, Lausig, Hoff, Paul Senle, Bonaventura Demeli und der Fürstin Wittgenstein an Cornelius gerichtete Zuschriften mit ein- und angehängt sind; Band 3 enthält vorerstliche Aufsätze über Musik und Kunst, und im vierten Bande begegnet wir einer Sammlung von Cornelius'schen Gedichten, wie sie in solcher Vollständigkeit bislang noch nicht vorhanden war. Drei Bände sind mit Cornelius-Bildnissen aus verschiedenen Lebensaltern geschmückt und dem ersten Briefbande ist ein schönes Brief-Staffelmilch beigegeben. Mit der Redaction der literarischen Werke sind drei Bände betraut gewesen: Prof. Carl Maria Cornelius, der Sohn des Meisters, der die Briefe, Tagebuchblätter und Gelegenheitsgedichte seines Vaters ausgedruckt, eingebunden und mit dankenswerthen Anmerkungen versehen und einen hochschätzlichen Vorbericht zu den beiden Briefbänden geschrieben hat, — der Münchener Musikhistoriker Dr. Edgar Hjel, der die Aufsätze über Musik und Kunst gesammelt, erläutert und mit einem trefflichen Vorworte eingeführt hat, und schließlich Orth. Hofrat Prof. Dr. Adolf Stern, des Dichtertorizonten intimer Freund, der — wie schon 1890 die im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Musikvereins besorgte Sammlung von Cornelius-Gedichten — nun auch den weit vollständigeren neuen Gebirgsband zusammengestellt und durch Vorbrud einer ganz hervorragend schönen, warmherzigen und tiefblickenden Schilderung vom Wesen, Leben und Wirken des geliebten Freundes dem vierten Bande der Gesamtangabe zu seinem vollen poetischen Werte auch noch hohe biographische Reuefsamkeit verliehen hat.

Die Vorberichte und Einleitungen aller drei Herausgeber bereiten in so schöner Weise auf das Begegnen mit den ganz außerordentlich fesselnden und liebenswerthen Schriften und Dichtungen vor, daß wir es und nicht verlegen können, einiges davon auch hier — gleich als ein Prälimbium zu der nachfolgenden Würdigung der Werke selbst — mitzuführen. Prof. Carl Cornelius beginnt seinen Vorbericht mit den Worten: „Die Darlegung des Lebens meines Vaters, wie sie in Form einer Auswahl seiner Briefe hier gegeben wird, steht nicht in Widerspruch mit seinen Wünschen. Eine Autobiographie zu schreiben lag zeitweilen in seiner Absicht“ und mit der Hiehergabe eines Tagebuchblattes von Peter Cornelius, in dem es heißt: „Innere Gedanken? Äußere Vorgänge? Tagebuch? Memoiren? Warum nicht? Der Mensch gebe nur ein bißchen her aus seinem stillen Leben. Andere greifen' auf, Kinder, Freunde, kurz das Stückchen Wagnell, das mit uns zusammenhängt. — Es ist eben doch ein alter Trieb im Menschen, und dem principium individualitatis entspringend, in dem fortwährenden Schriftbruch der Zeiten gern einen Fettel in die Fläche versenken zu wollen: Das der Name — so hieß das Schiff — darin ging die Fahrt. Wer mag's finden?“, gibt dann Auskunft über die Grundzüge, nach denen er bei der Auswahl und Redaction der ihm zu Händen gekommenen Tagebuchblätter und insgesammt ca. 800 Briefe verfahren ist, und schließt nach berechtigter scharfer Beurtheilung der Familie Wagner, die auch ihm, dem Sohne, die von Peter Cornelius an Richard Wagner gerichteten Briefe in engherzig-ungefälliger Weise vorenthalten hat, mit den warmen Worten: „Es bleibt das behagliche Glück des Namens, der nicht zu den weltbewegenden Genies gehörte, daß sich niemand dem Eingang zu seinem Innersten aus bloßer Neugierde nähert. Niemand wird zu diesen Briefen greifen in Erwartung sensationeller Dinge, sondern weil er aus Gesängen, Epen, Gedichten die Persönlichkeit ihres Schöpfers lieb gewonnen hat und nun noch mehr von ihm erfahren möchte. Und dahin ging auch meines Vaters Wunsch: nicht brühen, sondern geliebt wollte er sein.“ Dr. Edgar Hjel aber schildert in seiner Einleitung den eigenartigen, gemüthsreichen und geistreichen Kunsthistoriker Peter Cornelius als den vielseitig gebildeten, bescheiden aber edlen Kunst und als begeisterten und doch unbefangenen charakteristischen Anhänger von Berlioz, Liszt und Wagner, selbst ihn um das reinsten Inpales und des biltreicheren Stiles

seiner Musikbestimmungen willen G. Th. H. Hoffmann und Robert Schumann an, rühmt von ihm, daß er auf in seinen literarischen Wirken stets der von ihm selbst herausgestellten Forderung eines „Wachens der Kunst um der Kunst willen, des Schönen dem Schönen zuliebe, zu ewigen, nicht zu eifern, vergänglichem Jmeden“ gerecht geworden ist, und schließt mit dem Wunsch, daß auch die „in ihrer Wirkung von treuem Ernst und herzensfroher Schaffheit einzig dastehenden Aufsätze über Musik und Kunst Peter Cornelius, dem Nachhinsatze mit dem goldenen Degen“ viele neue Freunde erwerben möchten.

Weiter und tiefer als die beiden vorerwähnten Herausgeber griff Adolf Stern, indem er zum vierten Bande der Gesamtangabe, den Gedichten, aus verwandt gleichem Dichtergeiste und freundschaftlich bewegtem Dergen ein vollständiges Lebensbild des „herrlichen Künstlers und goldenen Menschen“ Peter Cornelius entwarf. Schon 1890 bei der im Auftrage des Allgemeinen deutschen Musikvereins besorgten ersten Ausgabe einer größeren Sammlung Cornelius'scher Gedichte (Leipzig, G. F. Kuhn Nachfolger) hatte Adolf Stern das Andenken des herzlich bewunderten Freundes und Dichters in einer biographisch-kritischen Einleitung gefeiert und damit ein ebenso gemüthvolles als schöngeistes Gegenstück zu Dr. Adolf Sanbörger's schon 1887 im gleichen Verlage erschienenem vornehmlich dem Menschen und Musiker Cornelius geltenden vorrätlichen Arbeit „Leben und Werke des Dichters-Musikers Peter Cornelius“ darzulegen; nun aber schildert er in noch eindringlicherer und durch Nahaufnahme mancher ganz persönlichen Erinnerungen erweiterter Weise den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters-Musikers und gelangt dann bei der Würdigung seines Kunstschaffens halb miderstrebend zu einer Vortugsbewertung des Dichters Cornelius vor dem Komponisten Cornelius, die allerdings ganz dem Eindruck entspricht, den der nun ermöglichte Ausblick auf alles literarische und musikalische Schaffen des Meisters hervorruft. Wohl sagt Stern: „Das Gleichgewicht des poetischen und musikalischen Talents in Cornelius' Künstlerleben gehört zu den eigentümlichen Erscheinungen der neueren Kunstgeschichte“, aber er sprüht dieses Urteil gleich darauf durch ein Zitat aus Hermann Kretschmar's „Peter Cornelius“ und durch eigene Auslassungen in den Kompositionen ein. Da heißt es im ersten Falle: „Wie er die Andeutungen des gegebenen Situationsbildes ausfüllt und nach ihnen ganz Neues schafft, das bereits eine Kraft der Phantasie, eine Tiefe und Energie der Anschauung, die ihn zu einem großen unter den Rüstlern machen und die auch seine spezifische musikalische Begabung mächtig angefaßt und weit über die ihr an und für sich eigene Höhe gehoben haben“ — im andern aber, daß der Musiker Cornelius innerhalb der Engranen des individuellen Talents vermöge seines unablässigen Ringens nach Vollkommenheit ein höchstes an selbständiger Schönheit und Wirkung erreicht und sich mit seinen drei so grundverschiedenen dramatisch-musikalischen Schöpfungen als einer der reichsten und den größten am nächsten verwandten unter den kleinen Meistern erweisen habe. Tagegen lesen wir vom Dichter Cornelius, daß er „ein völlig selbständiger, naturfrischer, tiefinnerlicher und an den reinsten Meistern seiner Kunst gebildeter Lyriker ist, daß auswendig Leben, wahre Ergreifung des Gemüthes, rührende Weichheit neben beherztem Lebensmuth und hochfliegendem Entschlossenheit das eigentliche Wesen seiner poetischen Kunst ausmachen, daß innere Vermandtschaft des Schauens und des Fühlens einen Teil seiner Naturbilder und Liebeslieder an Goethe'sche und Rüdiger'sche Poesie heranrückt, während andererseits die sinnvolle Anwendung von Naturbildern auf Gemüthszustände manche Absichte von Cornelius dem Volksthe nachtrüge, und daß schließlich ein den meisten Dichtungen von Cornelius gemeinsamer ganz individueller Stimmung und Obansetzung den Dichter Cornelius zu den Lyrikern nach eigenem Recht erhebe.“ Weiterhin heißt es an anderer Stelle der Einleitung: „Wenn es zuzusetzen den Anschein hat, als habe Cornelius selbst dem Dichter in sich den Vorzug vor dem Musiker gegeben, so darf man nicht übersehen, daß er seinem »Dichtens« die eigentlich zeugende, erkundende, Gestaltungs- und Stimmungskraft seiner Kompositionen hinzurechnet“; doch kann dieser Hinweis auf das Hervorgehen künstlerischer Doppelbetätigung aus gleicher Kraftquelle wohl kaum in der Meinung betruen, daß Prof. Adolf Stern dem poetisch anschauenden und empfindenden und sich vorbildlich auswendigen Freunde größere Unmittelbarkeit der Inspiration und vollkommenerer Klarheit des Weltansatzes als zuerkennen wollen als dem sich tonerlebig betätigenden

Musiker. Und wahrlich, in solcher Vorzugsföschung seines dichterischen Begabtheits dürfte man wohl am sichersten zu rechter Wertung alles Cornelius'schen Kunstschaffens gelangen; denn überall und weit über seine eigentlichen „Gebilde“ hinaus ist es die intensive poetische Stimmung, mit der Peter Cornelius es seinen Lesern und Hörern antut. Durch sie war Cornelius der prächtige Mensch von „unerschöpflicher Güte, von frühlicher Begnügtheit in äußeren, von höchsten Anfrüchden und durchgebildetem Geschmack in geistigen Tingen, der Typus des moorberrigen, hochgemuthen Künstlerstamms einer früheren Periode, das bei mäßiger Glück doch gewiss blüh, an der Tafel der Götter zu sitzen“, sie strömt in unerschöpflichem Gewell aus seinen Briefen und seinen Aufsätzen über Kunst auf uns ein, und sie ist es schließlich auch, was aus seinen zu eigenen Worten gefundenen Weisen und aus seinen wie in „halb Zämererscheln, halb Herzenglich“ getauchten Harmonisierungen so niestraulich zu uns spricht und was uns selbst das Glück gelangen nimmt, wo dem Komponisten volle Kraft des Ausdrucks und der Behaltung verlagf bließ.

Peter Cornelius war in tiefsten Grunde seines Wesens ungemein weich, träumerisch und liebedürftig geartet, besaß dabei aber doch — wie das die eierne Beharrlichkeit, mit der er seinen Zielen jubte, der raffine Geist, mit dem er an seiner künstlerischen Veredlung arbeitete, und nicht zum mindesten seine jederzeit aufrechte Haltung gegenüber aller Welt und selbst gegenüber einem Richard Wagner deutlich erweisen haben — die Charakterfestigkeit und den Eignenmt das wahrhaft großen Menschen; dazu lebte er in rechter Sittlichkeit und tiefer Frömmigkeit und gelangte also zu jenem lauterem Vollkange seines Innenmenschen, der so wunderbar harmonisch aus all seinem Leben und Dichten, aus seinem Gesticken und seiner Herzengärtlichkeit wie gleichweise aus seinem jederzeit schlagbereiten aber doch durchaus gutmütigen Humor hervortritt. Dieser Vollkang einer in sich selbst irri und rein schwebenden reichbeseiteten Persönlichkeit durchzieht auch die Briefe unseres Meisters, die mit ihrer Fülle von reinemenschlichem und künstlerischem Inhalte, mit ihrer großen Gemüthlichkeit, flammenden Begeisterung und ihrem schallenden Humore gleichsam eine Zwischenstellung zwischen den Briefen Vögtz und Bülow's einnehmen, und die gewiss kein Leser aus der Hand legen wird, ohne von herzlicher Liebe zu dem abligen Menschen und Dichter Peter Cornelius erfüllt worden zu sein.

In diesen Briefen, die Adolf Stern sehr zutreffend als „eine Selbstbiographie von höchster und ergreifendster Eigenart, ein Gedächtnisbuch voll reicher, wunderbarer und gewinnender Einzelheiten“ bezeichnet, zieht des Dichter-Musikers ganzes Leben mit aller tiefsteren Anhänglichkeit an die Seinen, mit aller Mühsal, allen Kämpfen und allen Schaffensfreuden, mit aller ichönen künstlerischen Hingabe an Vögtz, Verlog und Wagner, mit der begeisterungsvollen Jungreue zu dem Weimaraner Sängerpaaar Fredor und Rosa von Wilde, mit aller hohen Schwärmerei für Marie Wärner, seine Wiener Herzengliebte, mit aller leuchtendsten Härtlichkeit für Bertha Jung, seine Braut und nachmalige Gattin, und mit viel treuer Freundschaft für gleichzeitende Kunstgenossen an uns vorüber, und neben Reiz-Biographischem und Ernst- oder Humoristisch-Poetischem (oftmals fast ganze Tagbuchblätter und Briefe in Versen abgefaßt) stehen da viele hochinteressante Urtheile über Kunst, Kunstwerke und hervorragende Künstler. Ganz einzigartig wirkt da das erschöpfende Miteinander von tiefstem Ernste und wahrhaft übermäßigem Humore, der in Prosa und Poesie die tollsten Purpleibäume schlägt und jeweils, so besonders in einem mündchenteinischen Briefe an die Brüder Borges und in einem französisch-deutschen Reimbrieft an die Schwester Elise, selbst zu anderen Sprachidiomen greift, um sich auf recht eigene Art auszudrücken zu können.

Von größtem Interesse für die weitere musikalische Welt werden aber zweifellos Cornelius' gelegentliche Auslassungen über die Meister und die Mitstreitenden seiner Zeit und über sein Verhältnis zu Richard Wagner sein, zumal grade an diesen viel tiefblickender Kunstverstand und Urtheilsvormögen sowie hochgradiges Integrität und Sittigkeit des Charakters offenbar werden, und so mögen auch der Fülle solcher Briefausserungen hier einige Beispiele mitangeführt sein. Über Vögtz schreibt Cornelius an seinen Bruder: „Du glänzt nicht, wie gut und groß Vögtz ist. Mit der höchsten praktischen Vollendung nach jeder Seite hin verbindet er die Bildungsfähigkeit eines Jünglings.“ Hans v. Bülow gilt ihm als „eine Natur, die man nicht hoch genug

stellen kann“, von Johannes Brahm's sagt eine Tagebuchstelle: „Wertwürdig, daß wir beide (Taufg und C.) mehr für Brahm's find als fast alle andern!“, von Anton Rubinstein heißt es einmal: „Rubinstein wird kein bedeutender, dramatischer Komponist werden; seine verfluchte Gesichtsfarbe verleiht ihm hier wie überall zur leeren Pörfare, und von Josef Rheinberger: „Er ist der gelichste, tüchtigste, durchgebildetste Musiker, er sieht mit Vereingungsaus auf mich als den Ungründlichen, Ungefährlichen herab. Das ist geistig vor ihm voraus habe, wie ich ihn im innersten Trieb einer poetischen Natur übertrage, das weiß er nicht, versteht er nicht.“ Dem Wiener Kritiker Eduard Hanslick erkennt Cornelius schon 1861 den Preis überall durchleuchtender persönlicher Gütefkeit zu: „Sein letzter Artikel über Vögtz besaß hauchschöpfung darin, daß Hr. Hanslick mit dem großen Komponisten Arm in Arm über die Straöe gegangen war, während er das Aufstreuen des Harolthema im Pöfgermarich ganz obenhin als Straöchenarrängen bezeichnet“, und volle Urtheilsobjektivität und Erkenntnistreue bezeugen gewiß die nachstehenden aus dem Jahre 1863 kommenden Auslassungen über den ihm befreundeten Dichter Paul Heyse: „Heyse ist von den Rühmender Dichtern doch gewiss der beste, aber von seinen Stücken hat mit allein der deutsche Ludwig (Ludwig der Bayer) einen Eindruck gemacht, und dennoch ist es nur hübsch dramatischer Schicksale, es heißt ein tiefer poetischer Lebensnere, aus dem so eine öcne nochmals neu wiedergegeben wird. — Er ist noch eine junge, höchf tüchtige und gebildete Kraft, der — er, wie er wohl selbst öfters fühlen mag, not läte, nur nach so manchen verschiedenartigen Verleuden sich einer Spezialität zuzuwenden. Er geht auf das Drama aus; wie mir scheint — doch will ich darin nicht durchaus Recht haben —, sollte er es lieber mit dem Roman halten.“ Cornelius fügt diesem Hinweis auf den Weg des Erzdäblers, den Paul Heyse als geleiteter Novellist ja späterhin auch vornehmlich beschritten hat, noch die Betrachtung an: „Aber er und die andern leben nach allem, was ich so merke, Wagner mit Unbehalten an, er ist ihnen unheimlich. Das Zeug wird so überall gegeben, hält sich so. Ja, Heyse meint, die Art Dinge werden die Tragödie! Durchaus nicht! Findet nur, wie Wagner fan“, und damit wären wir denn bei dem Verhältnis von Peter Cornelius zu Richard Wagner angelangt, dem hier aus Grund der vorliegenden Briefe etwas eingehender nachgespürt sei.

Professor Carl Cornelius hat dieses Verhältnis im Vorerbichte zu den Briefen äußerst zutreffend also charakterisiert: „Der Widerstreit zwischen der Liebe und der Bewunderung für das Genie und die Persönlichkeit Wagners einerseits und dem Bekahren annererleiste, sich von ihm loszureigen und sich Selbstständigkeit zu sichern, bildet einen Grundzug in meines Vaters Leben. Dieser Unabhängigkeitdrang geht zuseiten so weit, daß er die Nähe des Freundes meidet aus Scheu, sich an ihn zu verlieren. — Aber ebenso logisch wie das Widerstreben war auch das Nachgeben: das Wagnerium war und blieb die Konsequenz seines Lebens, wie er es einmal selbst gelagt hat. Wagnerianer nannte er sich gern und mit Stolz, aber er konnte und wollte es nur im öbersten und persönlichsten Sinne sein. Das Recht, sein eigener Herr zu bleiben, wollte er sich in keiner Weise verkümmern lassen, und alles Parteinehmen war ihm in der Seele jünder.“

Und nun einige Kommentare dazu aus den Briefen. Im Januar 1862 schreibt Cornelius an seine Mutter: „Sufanne (die Schwester) hat Euch wohl darüber bereits geschrieben, das mich Richard Wagner wirklich ins Herz geschlossen hat. Es ist mir dies eine große Freude, mehr als alle Güter der Welt, doch ich nun mit Vögtz auch den Richard Wagner mit Stolz meinen Freund nennen kann. Es find dies doch, was auch Tausende neben mögen, die beiden hervorragendsten Geister in unserer Kunst. Sie leisten etwas aus der Liebe ihres Wesens heraus, was Menschen sie nicht leisten konnten, was nur Gott in sie legte. Und das Bewußtsein, daß solche Männer mit wirklich von Herzen zugehen find, ist mir ein Heilsgüter, um welches ich keinen Zehrentheil, o Gott nein! eintausend.“ Hatte ich doch kurz zuvor Richard Wagner, der von Paris aus zur Vollendung seiner „Meisterfingen“ eine Niederlassung am Rhein plante, aufgefordert, er für allemal zu ihm zu ziehen und ihm dabei viel Vertrauliches über sein Leben, seine Frau Winna (— die arme Frau, die in vielem mir so ganz fern steht, ist durch das Lebensnere so mit meinem Schicksal verflochten, daß ich an ein ertragliches Alter für mich ganz unmöglich denken kann, ohne daß ich es auch auf meine Frau ausdehne“) — und über das im Werden begriffene

neue Werk (— das wird mein genialstes Produkt: weiter sag ich dir nichts! —) mitgeteilt. Hat Cornelius diese Einladung auch nicht angenommen, so folgte er doch wenige Wochen später einer Aufforderung Baguers und reiste von Wien nach Mainz hin, nur am dort der ersten Vorlesung des Meißner-Gelehrten ammosen zu können.) Im October heißt es dann: „Wagner ist im Anzug — über Leipzig hierher (nach Bonn). Seine Verhältnisse sind in einer ungläublichen Erregung. Nun, er macht's danach. Sein ganzes Leben ist ein Fieber über die Schnur. — Sol der Teufel den modernen Brahmanismus oder Buddhisimus! Ich heiße schon bei meinem bunten bischen Christentum. Aber er ist ein genialer, benundenrämter Geist. Ich behaupte, er hätte jetzt nur eins zu thun: Den Hans Säng in Viehrich fertig zu schreiben — alles andere ist vom Ubel!“ — und bald darauf berichtet Cornelius der Schwester: „Wagner fomentiert bereits in allen hiesigen Kreisen. Er bleibt halt doch immer der Wagner. Taufsig und ich, wir behandeln ihn mit aller Hingebung, aber immer auf alles gefaßt! Er ist bei jetzt sehr nett und guten Muth. Doch lieber von so einem was aufheben, als Viehlosungen vom all Great-Viehl!“ und vermeldet von einem bei Wagner im Hotel verlebten Abend, an dem Taufsig verschiedene Klavierstücke vorgetragen hatte: „Die F-Sonate von Beethoven vor der Glanzpunkt. Wie da auch Baguer zuhörte, vermaß man ganz das Sterbliche, was ihm ansetzt, und sah ihn als ewigen Geist vor sich. Er war überhaupt: in dem Abend, sprach vieles recht Artgerechte über Schopenhauer, Calderon (Krit seiner Ehre), Beethoven. Sehr charakteristisch ist eine Tagebuchstelle aus dem Noemberr des gleichen Jahres: „Ein paar Augenblicke dachte ich: Nur herben, herben!“ — Warum? Es war ja doch alles so schön! Wagner las sein Lebensvollst. Gedicht zu begreifen vor, ich sah eine erlesene kleine Gesellschaft, in der eigentlich jeder Anwesende mit eine mehr oder weniger ausgesprochene Teilnahme zumend. — Ja nun, der Wunsch zu herben ist ja nicht bloß der Drang nach einer Erleichterung aus Leid und No. Mitten im Uebel ist es eine Bangigkeit, daß wir ein Höchstes nicht erreichen — es ist wie ein Schwindel, der uns in die Tiefe des Himmels hinabziehen möchte, und befreiend von aller irdischen Schmerz. — Wagners Genie läßt eine so vernichtende Gewalt. Wie müßte ich mir sagen, da ich ihn heute wieder erkannte: Ja, der schöpft aus dem Vollen! Du machst nur Fiktion. Wie ist der ganze Mensch bis in jeden Nerv Genial! Das spielte auch mit in meinem Erbennuß.“ Und im darauffolgenden Februar schreibt Cornelius ins Tagebuch: „Wagner! Das ist ein Hauptkapitel! Ich, ich mag nicht ausführlich darüber reden. Ich sag es kurz: Seine Sittlichkeit ist schwach und ohne rechtes Fundament. Sein ganzer Lebensgang mit seinem egoistischen Gang in Verbindung hat ihn in ethische Labrinthe verstrickt. Er braucht die Menschen nur für sich, ohne ihnen im Herzen etwas zu sein, ohne ihnen den Zoll reiner Pietät dafür zu geben. Er hat sich innerlich zu sehr darauf gerichtet, daß seine geistige Größe alle sittlichen Schwächen deden soll. Aber wie angst wird mir, indem ich so über ihn urtheil! Bin ich nicht auch ein Egoist, genieße ich nicht auch mehr, als ich erwerbe, und ist nicht dabei meine geistige Leistung eine unerschöpflich geringere! — Er bleibt mir immer der gewaltige Meister und das er bei allem Erfüllsein von sich selbst doch immer auch wieder einmal ein gerührtes Gefühl für einen Freund übrig hat, ja, daß er mir mit einer besondern Nachsicht, mit einer fast unänderlichen guten Meinung zugetan ist, werde ich nie verkennen. Mein Herz wird ihm die schuldige Pietät nie verlagern. Was er sich in der höchsten Würde der Seele vergilt, ist ja allen ein Leid; wir dürfen beklagen, daß der König sich zugrunde richtet, aber wir werden ja doch immer königlich Gemüthe bleiben!“ Wagners Wiederkehr nach Wien im Herbst des Jahres 1863 vermeldet

Cornelius den Brüdern Vorges mit den Worten: „Nunc habemus Wagner, cuius cultus est vincula amoris per omnes juvenos artificios“ und der Schwester Susanne macht er Mitteilung von einer Weisnachtsfeier, bei der „der unfinnige Wagner unter einem großen Weisnachtsbaum für ihn einen königlich reichen Tisch gestellt hatte, dessen überreiche Gaben er aber, wie zur Entladung seines beschwerten Herzens am Tage darauf schon zur Hälfte weggeschickt habe“.

Der ungemene Gefühlskonflikt, den alles vorstehend angeführte Sinnen und Sagen über Wagner offenbart, läßt es denn auch wohlverständlich erscheinen, daß Cornelius sich gegenüber neuerlich — erst im April 1864 von Marienfelde in der Schweiz aus und dann im Mai von Starnberg bei München aus — an ihn ergehenden Aufforderungen Baguers, ganz zu ihm zu ziehen, ablehnend verhält, und während wirft gegenüber Baguers geharnischten Brieflagen: „Entweder Du nimmst jetzt unverzüglich meine Einladung an und richtest ich dadurch für alle Lebenszeit etwa zu einem wirklich häuslichen Lebensbunde mit mir ein. Oder — Du verschmäht mich, und entsagst dadurch ausdrücklich dem Wunsch, mit mir Dich zu vereinen. Im letztern Falle entsage ich Dir ebenfalls ganz und vollständig und ziehe Dich in keiner Weise mehr in meine Lebensverbindungen“ die scharfe Erklärung, mit der Cornelius der Schwester gegenüber sein Verhalten begründet: „Wagner schrieb: Komm nach Starnberg — komm für immer. — aber ich habe auch gar nichts mehr mit Dir zu tun. — Ich konnte das nicht eingehen — da der Eid in mir schon seit Februar spalte — und nun lebendig herantommend! — und bei Wagner hätte ich keine Note geschrieben. Das mußte ich, wie geknowen.“

Erst als der Eid beendet war und Wagner mittlerweile von seinem königlichen Schirmherrn Ludwig II. eine Berufung des Freundes nach München erwirkt hatte, entschloß sich Cornelius, bestimmt durch die Aussicht auf das ihm vom Könige ausgelegte Jahresgehalt von einhundert Gulden und durch die Hoffnung, in München seinen Eid auf die Bühne bringen zu können, zur Annehmung in der Nähe des Geschäftsrates, wozu dann ein Brief an den Bruder Carl die hochbedeutsame Stimmungserklärung gibt: „Ja Wagner und mir ist etwas, was mehrwürdig zusammentritt — das gibt uns den Zug zueinander. Ich habe Liebe und große Verehrung für ihn und würde ihm auch herzlich gern die Befreiung gewähren, bei ihm zu sein, denn ich weiß, er entbehrt nicht. Aber mit Vollendung des Eid trete ich in eine andere Zeit. Ich habe jetzt mein volles Bewußtsein, die volle schöpferische Manneskraft. Ich bin zum musikalischen Schaffen berufen und habe die heiligste Pflicht — keinen Augenblick zu veräumen. In drei Jahren muß ein neues besseres Werk von mir da sein. — Das kann ich nicht in Wagners Nähe leisten. Er konsumiert mich. Die taublen Gulden des Königs sind nur eine neue Form für Wagners: komm zu mir! — Die fünf Jahre des Kleinsten haben neben allen Irrthümern und Fehlern — dennoch mein Wesen geläutert. Ich bin indessen erst spät — zum Manne gemordet — wie ich auch sei. Wagners Atmosphäre hat eine große Schwüle, er verbrennt und nimmt mir die Luft. Ich habe trotzdem — am 28. October — einen Brief an den König gerichtet, wie Wagner es wünscht, annehmend.“

Begeisterungsvoll klang Cornelius' Bericht über seine erste Audienz bei König Ludwig II. „Der klare Verlauf des Gesprächs ist mir schon zum Traum geworden, ich weiß nicht mehr, wie sich alles entspann, was der König zuerst fragte. Er stand wenige Schritte von der Thür im bayrischen Militärkleid, den Hut mit Fiebern auf dem rechten Arm. Zuerst schielte wohl das Auge das Auge, wenn man einen Menschen ansieht. Und so ging mir's bei ihm, nur daß man es schwer wieder verlassen konnte und so alles übrige nur im Ueberdick sah — am weissen den redenden Mund, den ein Zug von der reinen Herzensgüte umschwebt. — Königswürde mit Schüchtheit und dem Ausdruck eines durch keinen Hauch getriebenen Seelenabgespaart, das gewährt einen erfreulichen, im Innersten wohlthuenden Anblick.“ Dem Wiener Freunde Staubbartner gegenüber bekennt er: „Beit Du, lieber, Wagner hat nicht Unrecht in allem, es ist ein ganz besonderer Mensch, Ludwig der Zweite“ und knüpft daran: — 1865 die ich scherzhaft-schwärmerische Äußerung: „Das Erste, was ich für ihn tat, nachdem ich doch schon einmal meinen Gehalt beziehe, ist, daß ich ihn im Stillen zum Kaiser von Deutschland ernannte.“ (Schluß folgt.)

\*) Seinen Dank für diesen Freundschaftsbeweis erstattete Wagner, indem er gleich nach Cornelius' Abreise dieien in einem langen Briefe mit rückhaltloser Offenherzigkeit über das mittlerweile wieder unerrögend genommene Zusammenleben mit seiner Frau, über seinen Entschluß, sich von Stinna zu trennen, und über sein sonstiges Verhältnis zu Welt und Menschheit aufklärte. Diesen Brief, der hinsichtlich Wagners erster Ehe und der dieselbe lösenden Konflicte wohl die wichtigste Ergänzung zu dem im Lebensvollst. Buche mitgetheilten Schreiben des Reichers an die Schwester Kläre bildet, ist von Herausgeber der Cornelius-Briefe im Anhang des zweiten Bandes auf Seite 760—765 mitgegeben worden.

Ersteinst

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
sich hier nur durch den  
Grosshändler, die Königl. Pre-  
sidenten der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 66.

Dienstag, den 6. Juni, abends.

1905.

## Des Dichter-Musikers Peter Cornelius literarische und musikalische Werke in erster Gesamtausgabe.

(Schluß.)

Im März 1865 kam Cornelius auf der Fahrt zu den ersten Gedruckschriften in Weimar auch nach Mainz und verlobte sich hier mit Bertha Jung, an die von nun ab seine nächsten Briefe — ganz prächtige Dokumente reiner Herzenzuneigung und redlichsten Kunststrebens — gerichtet sind. Die Gedruckschriften und der alte Freundeskreis hielten Cornelius überlang in Weimar fest; er setzte als einziger von Wagners Freunden bei der Mändener Uraufführung von „Tristan und Isolde“ und rief dadurch im ersten Wagnerschen Kreise, dem nun auch Frau Cosima v. Bülow angehörte, arge Verstimmung nach. Nach seiner Rückkehr im August schreibt er denn auch: „Wagner habe ich bis jetzt nicht gesehen; er sieht mich durch Bülow sagen, er wolle mich jetzt nicht sehen, sondern es bis zur Wiederkehr vom Waldensee verschieben, wohin er gehtern auf ein ihm vom König zur Disposition gestelltes Jagdhaus reiste. Frau v. Bülow, bei der ich sehr in Ungnade bin, sagte, er sei vor mir an den Waldensee entlassen! — Mit Bülow und Vorgesetz habe ich viele Auseinandersetzungen. In den verchiedenen Nuancen sprach sich Schmerz über Entrüstung über mein Ausbleiben beim Tristan aus. Kurz, ich bin heimlich der Vierte in Genua. — Erwarten wir nun, wie das Schicksal mich mit Wagner stellt, und ob mein Ged und meine Heirat hier haften. Ich hoffe das Beste.“ Wie groß Wagners Erbitterung über die Abwesenheit des Freundes gewesen sein muß, ersieht daraus, daß er zwölf Tage nach der ersten Tristanaufführung Cornelius in einem eigensfertigen Schreiben aufforderte, sich mit einer Anzeige seines Fortganges von Münden und des ferneren Nichteintrittes seines Gehalts an den König zu wenden, was Cornelius in einem Briefe an seine Braut zu dem Ausdruck veranlaßt: „Was laßt Du dazu? So schreibt der kalte, verstehe Egoismus; das ist die Antwort auf vier Briefe, in denen ich ihm von meiner Liebe erzählte!“ Weiter aber heißt es in demselben Schreiben: „Wagners heiser, schwüler Geist war mir nur ein Jerschik. Meine Kunst soll eine heitere, einfache, beglückende sein, im Hohen des Stills, der Güte wurzelnd“, und selbstam stimmt zu diesem Ausdruck ein kleines Gedichtchen, das Cornelius im gleichfolgenden Briefe aufzeichnet und das also lautet:

Die großen Johannisfeuer,  
Die lodern in der Nacht,  
Den Wittern und den Teufeln  
Seit Alters dargebracht.

Mein Lied ist nur ein kleines  
Johannisfeuerlein.  
Will um die Hofe wehen  
Den gäulichen Teufelchen.

Der trennende Zwiepsalt zwischen Wagner und Cornelius scheint allerdings bald wieder überbrückt worden zu sein, und wenn auch Cornelius an die Fürstin Wittgenstein schreibt: „Für die Schöpfungen Wagners seit Logengrin habe ich bei aller Bewunderung nicht mehr das jauchzende Ja, die Affirmation, welche zu einem mit 1000 Gulden angekauften Freund gehören“, und wenn auch Frau v. Bülow, spätere Frau Cosima Wagner bei ihrer damals beginnenden Fräulein um den geliebten Senius Wagner von vornherein den Verkehr mit allen nicht bedingungslos Ergebenen nach Möglichkeit einzuschränken bestritt gewesen ist, so war doch, wie Cornelius selbst anerkennt: „der Verkehr, ihn zu nun Buch mit mir zu treiben, an dem Herzen Wagners geschwehrt, welcher unmöglich er selbst sein konnte, wenn nicht ein Grund von unvorstellbarer Güte und Großheit des Denkens in ihm wäre, welcher bei allen Schwantungen eines erregten Lebens ihm nie verloren gehen kann.“ Peter Cornelius und Richard Wagner blieben einander funstverwandte und herzbegehrte Gesellen, und wie Wagner noch manchen gut-lamerabhaftigen Brief an den Freund Pedro richtete und ihn 1868 in Triebhoden willkommen hieß, so hat

Cornelius den Künstler Wagner bis an sein Ende geliebt und bewundert und dem Schaffen des Freundes manche von seinem herrlichsten kritisch-kritischen Abhandlungen gerühmt.

Es muß den verehrlichen Lesern überlassen bleiben, sich allen weiteren Einblick in den Fall Cornelius-Wagner durch eigene Lektüre der beiden Briefbände und der Sammlung von Aufsätzen über Musik und Kunst zu gewinnen; hier sei nur zunächst noch einiges vom reichten Inhalte des leterwähnten dritten Bandes verraten und also eine stückige Skizze vom Kritiker und Schriftsteller Cornelius gegeben. An der Spitze dieses Bandes, der übrigens auch einen — wie dem Herausgeber erst nach Drucklegung des Buches bekannt geworden — nicht von Cornelius sondern von Richard Wagner herrührenden Balletbericht „Wiener Hofoperntheater“ enthält, steht eine ungemein liebenswürdige autobiographische Skizze, die bis zu Cornelius' vorübergehendem Aufenthalt in Ballerinas bei Gaaroluis (1853) führt und mit den treuerhigen Begegnungen schließt: „Mei, weil von Weimar sind“ ist ein freundliches Bild in einer kleinen Stadt an einem kleinen Strom — ein Nebenflus, wie ich eben ein Nebenflus bin. Da ist in den jungen Kreisen, in denen ich sehr gütig aufgenommen war, eine junge Dame, die spielt sehr schön Klavier, singt auch sehr schön dazu. Der wolle ich denn später, vom Land aus, eine Artigkeit erwirken, mich wohl auch ein wenig zeigen. Da schrieb ich ihr sechs kleine Musikbriefe. Jedes Blatt durfte nicht größer sein, als es sich gerade auf den Briefbogen schreiben ließ. Der Dichter in mir war, wie ich erzählte, unter großen Leiden geboren; der Musiker war ein Angstkind von jeher; da kam aber nun das Glückfind, das von beiden das Beste hatte und mit freiem künstlerischen Gehören in die Welt lagte. Das war der Dichter-Musiker. Mein op. 1 war da.“ In den dann folgenden Kunstausführungen gibt es ein buntes Gemenge von Ernst und Scherz, von feinsinniger, warmherzig begeisterter Kunstbetrachtung und allerhand humoristischen Teufeleien, und das alles in lebhaft anregender durch ihren Silberreichtum sehr anschaulich wirkender Sprache. Jeweils häufen sich die Bilder allerdings so sehr, daß mancher Leser sich wohl unwillkürlich an das Non plus ultra eines solchen Stiles, an Heinrich Heines „Das Buch De Grand“ gemahnt fühlen dürfte, und da kommt es denn natürlich jeweils auch zu manchen gelassenen und nicht recht geschmackvollen Sprachbildern, wie beispielsweise einmal Gärge als „Reifenbogen ins Jenseits“ bezeichnet werden; in allgemeinen Schwung aber doch auch bei diesen kritischen Abhandlungen die phantasievolle Stimmungreiche Dichtersese des Meisters gar vernehmlich mit und lautet uns mit vielen auslesenden Gedanken in Geist und Herz hinein. In einem Aufsatze „über den Propheten von Meurbeer“ schreibt Cornelius 1851: „Die Träger dieser neuen Kunst werden Meurbeer nicht einseitig nachahmen; aber sie werden seinen großen Fleiß nachahmen, die Sorgfalt und Liebe, mit der er seine Charaktere bis ins kleinste schildert, sie werden sein tiefes Forschen nachahmen in den reichen Schichten der Instrumentalmusik, in welchen er neue Gestalten aufzuheben weiß, um seine neuen Verhältnisse zu schmücken“, und an Hoffmi wendet er sich im gleichen Jahre mit den schaltbaken Worten: „Das dich nicht irren durch das Gerede der Leute, die da sagen: Du gähest dich zu viel mit feinsinnigen Trielen ab und läßt dich nachts immer erst zwischen Terzen und Segen nach Hause, und statt in der Kirche ordentlich den Choral mitzufingern, trällerst du manchmal plötzlich eine deiner Opernarien davageln. Ich sage dir, mein Maestro, es ist mehr Freude dort oben über einen treuen Sünder als über hunderte

Gerechte, und du kommst doch in den Himmel und dein »Quando corpus morietur« wird dir noch lange nachhaken, wenn du friedlich hinübergegangen bist zu den großen Meistern.« Dann finden sich in einem Artikel über Vörling die schönen Worte: »Die Blume Poesie wächst überall, wo ein gesundes Herz guten Boden begibt, und am besten gedeiht sie, wenn sie mit edlem Wein oder heißen bittern Tränen genetzt wird. Vörling ist einer von den Musensöhnen, die nicht im Lehnhelme groß geworden sind; aber der Tod streckt die Leute, und mancher, der im Leben eng und gedrückt einherging, braucht einen großen Satz. Vörling wußte im »Gange«, und weiterhin hören wir Cornelius gegen aufdringliches Gelehrthum im musikalischen Sage also eifern: »Der Komponist tut des Guten zu viel, er malt zu sehr aus, er drückt wie aus einer Zitrone den Gehalt seiner Idee bis auf den letzten Tropfen heraus. Er will gelehrt erscheinen — da liegt der Knoten. Daber so manche Stellen, die nicht aus innerem Trange, nicht notwendig da sind, sondern nur um aus dem Thema etwas zu machen, oder um zwei Themen in eine an den Saaren herbeigezogene Beziehung zueinander zu bringen«, und an diese Beurteilung von Künstlichkeiten, die ja auch heute wieder klar propogiert werden, das Volkstum knüpfen: »Diese gelehrten Geschichten haben ihre Zeit gehabt, und diese Zeit und das Studium derselben muß in der modernen Kunst aufgehen, ohne löslich zu werden, aufgehen in einen großen, begehrten, unmittelbaren Gesang.« Wie hübsch ist es, wenn Cornelius dem Sonabend-Kunstspiel der Gebrüder Müller ein halb Duzend Vorkuren zu Fuß führen wünscht, »auf daß sie den andern Morgen nur Liebe und Eintracht von den Kängeln herunter probieren«, oder wenn er Hitzig's Buch über Friedrich Schopin die »tiefpoetische Saase eines Dichterlebens aus Dichtermanne« nennt. In dem Aufzuge »Eine Kunstfahrt nach Leipzig«, der gleich dem späteren durch Fiction das misfahrende Veres stiftlich gedrehten Artikel »Im Kos« so recht von Cornelius'schem Humore durchstrahlt ist, findet man zum erstenmal die Zusammenstellung der drei großen B (hier Bach-Beethoven-Berlioz), die späterhin von Balow in Bach-Beethoven-Bräun umgedeutet wurde, und eine gar ergößliche Verfassung auf »Tante Leipzig«, die bei Berlioz's Konzert im Gewandhause erst ganz nöthig zuhört und sich freut, im Komponisten der »Flucht nach Ägypten« einen so gestellten Mann kennen zu lernen, der mit wenig Mitteln trefflich Haus zu halten wußte, — dann während der drei ersten Sätze der »Caroll-Symphonie« verlegen an ihrer Gewandhausbaute rückt und schließlich den lustigen Geschichten vom »römischen Kameval« ein Lächeln nicht verlegen kann und den Erzähler mit einem Applaus lohnt, der wie ein gähnendes »Sprich einmal wieder vor, wenn du vorbestimmte« klingt. Einer seltsamen, wie aus der Gedächtnißer Heinrich vorauszuendenden, Auffassungstudie zu Beethoven's »Cis moll Sonate« folgt alsobald die kritische Vnrichtung eines Waldenkomponisten, dem Cornelius rät: »Er bringe einen Spiegel seinem Söh am Klavier gezumäher an und finge sich die aktunddreißig Jubelheute aus seiner Ballade con fuoco mit lauter Stimme vor. Wenn er dabei ernsthaft bleibt und Tomia, Dominante und Unterdominante nicht müde wird — so ist Kopfen und Maß an ihm verloren. Wenn er aber schon bei den ersten Taktten so lacht, daß er's mit den übrigen dreißig bewenden läßt, so ist ihm noch zu helfen.«

Sehr lehrwürdig ist, was Cornelius in einem Aufsatze »Konzertmusik« über die Theilung der musikalischen Welt in zwei Parteien, in die Verehrer der Musik als »phantastisches Spiel in Tönen« oder als »poetisch ausgebildete Sprache« sagt, oder in den Artikeln »Weimar« und »Die erste Aufführung der heiligen Elisabeth« über Vörl, dessen Schaffen und die Situation in Weimar, wo dann der ernsten Mahnung: »Große Persönlichkeiten sind selten. Nur solche Menschen werden groß, in denen die Gabe des Genies aus glückliche und vollkommenes übereinstimmt mit dem Bildungsgang, den sie nehmen, mit dem Berufe, den sie wählen, mit dem Glück, das ihre Laufbahn krönt. Edel und berechtigt ist die Klage um ein verkommenes, verunstetenes Genie, um eine der Welt zu früh entriessene Größe, aber sie wird läppisch und weiblich, wenn sie nicht zum Enthusiasmus, zur freudigen Anerkennung des fröhlichen lebenden Genies sich steigert«, die fastalische Rüge gegenübersteht: »Dort, wo Vörl lebt, in Weimar, kann man nicht engberzig an einzelnen märlen, sondern die seltene Persönlichkeit mit Wärme pflegen. Von manchen Bergen muß erst ein Kiesel geschoben werden. Wenn manche Blumen Weimaraner wären, würden sie aus einem gewissen Eigenfinn, und weil früher Goethe und

Schiller an ihnen getrocknet haben, sich gar nicht vor der Sonne aufsun.« Auf Seite 144—145 des dritten Bandes erdicht Cornelius ein traulich-sinniges Märchen von der alten »Gemüthlichkeit«, die ihre drei Söhne, den Franzl (Schubert), Hansl (Strauß) und Knabl (Raimund) mit den Rüstern der Wundernachtigall, der Grammüde und der Lauchtaube beschenkt. Aus den prächtigen, noch heute vollwertigen längeren Aufsätzen über Richard Wagner und seine Werke: »Der Vöbleng in München« (1867), »Der Lannhäuser in München (1867), »Die Meisterfinger von Richard Wagner« (1868), »Richard Wagner's Meisterfinger in München« (1868) und »Deutsche Kunst und Richard Wagner« seien hier nur noch ein paar Sätze herausgegriffen. »Der Vöbleng ist, und das muß voranstellen, vor allen Dingen eine Tat des höchsten menschlichen Ernstes. Der Geist, welcher Vöblengern wollte und herverbrachte, gehört vermöge dieses Ernstes zu den ersten und vornehmsten Geistern. — Der Ernst, welcher in unsern Augen das Kunstwert abest, dessen Abwesenheit es zu einem Kunststück herabsetzt, ist eine aus dem innersten Grunde der Weltanschauung und Lebensauffassung erwachende Kraft der Seele. — Der Künstler bringt den Ernst mit, dem Schiller's Wort zum Congelium gemordet: »Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltensplan.« Gibt es aber einen Weltensplan, so gibt es auch einen Plannagor. Wer nicht an Gott glaubt, der steht auch nicht in dem eigenen Schaffen, in der eigenen Arbeit ein Nachfragen dem eigenen Fortritt; woher soll er den Ernst nehmen zu seinen Kartenstücken? — Wir sehen in Wagner den aus der Ummahrung unserer großen Dichtung und unserer großen Musik notwendig und unter lässlichen Muttergottes geborenen Genies, welcher, mit den reichsten Gaben der lebenden Götter ausgestattet, zum erstenmal Poesie und Ton zu einem organischen Ganzen, zu einer Stilleinheit verewmählt, wie sie vor ihm gahnt, nimmer aber erstickt werden konnte. — Wir bemerken in Schiller, als dessen recht eigentlichen Nachfolger wir Wagner erkennen, ein Bestreben, das uns annähernd einen Fingerzeig geben kann für das Wesen des Musik-Dichters: das Übergehen aus der prosaischen Diction seiner ersten Werke zum Vers, zum Jambus und weiterhin zu uralten antiken Mäßen, das Hinarbeiten auf eine erhabener Form für den erhabeneren Inhalt. — Wagner ist ein Bollender unserer großen Unerwartung, indem er das Schlüsselwort des Fausts in seiner Erfindungsritologie Sentia, Elisabeth, Elsa in einen vollen Freitrag auslösen läßt; dieser Freitrag ist jedoch nur eine Dominante, deren tonischer Akkord Tränen, Sacht und Siegtrieb, in männlichen Idealen das Wesen der Liebe, der Kunst, des Ermügensmüßigen verkörpert, ganz aus der Luft unserer Zeit ertönt und aus ihr in die fernsten Fernen ertönt.«

Größere Arbeiten über »Bonaventura Genelli« und »die deutsche Künstlerfamilie Preller«, die tief in das Wesen der bildenden Kunst und in das Leben bedeutender bildender Künstler einführen, bringen die im dritten Bande der Gesammtausgabe entfallene überraschende Fülle geisttragender und bergewandter Studien zur Abrundung, und man hat mit dem Herausgeber zu wünschen, daß durch Auffindung noch mancher Aufsätze von Cornelius eine Erweiterung dieser persönlich und kunstgeschichtlich sohaltbaren Lufthausammlung ermöglicht werde.

Zu guterletzt sei nun noch ein Blick auf die von Wolf Stern herausgegebene Sammlung herrlicher Gedichte geworfen, deren wehmüthig resigniertes Motto:

»Ich war ein Blatt am grünen Ich war ein Licht, gab hellen  
Baum, Und sprühte gold'ne Funken;  
Von Lüften feil umfungen, Und bin im Wind, im Wellenschäum  
Im Dunkel ist die Flamme mein  
Bergangen. Berunken.«

Ich war ein Hauch, ich war ein Ton,  
Nur Luft und Schmerz durchdrungen,  
Nun ist es still, nun bin ich schon  
Berlungen.«

durch das in späterer Zeit rege gewordene dauernde Interesse für alles feinfühliges Sagen und Singen des Dichters-Musikers Peter Cornelius widerlegt worden ist.

All das feinnigliche, geistesadhige und gemüthsinnige Denken und Empfinden, das sich zu Begehnen des Weistens nur den ihm menschlich und künstlerisch zunächstliegenden erschlossen hatte, bricht nun über seinem Grabe in vollem Blütenraube heroor, und aus den Gedichten von Cornelius, an denen der Herausgeber mit vollem Rechte den höchsten Folgerhalt, die Urrprünglichkeit und Tiefe des Gefühls, die Liebendwürdigkeit des Humors, den Formen-

reichtum und die bildliche Kraft wie die Anmut des sprachlichen Ausdruckes rühmen konnte, duften sein viele wunderbare Herzengärtlichkeit und seine herrliche Kunstfreude aller feinfühligsten Menschheit für immerdar entgegen. Leid und Schmerz sind Cornelius wahrlich nicht erspart geblieben, und er hat ihrer Gewalt über das Menschenherz und über die Dichterseele mit den edlen Worten gedeutigt:

„Ein höchstes Glück, das uns verlag hat hienieden,  
Ein reinher Wunsch, dem ein Erfüllung locht,  
Ein liebtes Herz, von dem wir schroff geschieden,  
Ein schöner Traum, aus dem wir bang erwacht,  
Ein härter Kampf, dem nimmer miltet Frieden,  
Ein schmerztes Opfer, blutend dargebracht:  
Verklärungsur Wurzel sind es eines Baumes,  
Der Blüten trägt in Welten höh'ren Raumes —“

aber kein gesunder Liebestrieb, keine kindlich reine und zuversichtliche Frömmigkeit und sein nie erlahmender Entschlußhaben für alles Schöne und Gute im Leben und in der Kunst haben ihn davon bewahrt, ein „Weltschmerzler“ zu werden, und was er und als Dichter darreicht, sind nicht äußere, freuztragende Passionsblumen, schwülstiger Nachschreien, epotische Stachelgewächse und segenstündliche Heile und blasse Eilen und Marzissen, sondern malch und wiesentrische Weiden und Bergisemeinnicht, wiegender Hlieder, gedankenvolle Stiefmütterchen, läutende Matenglöden, herbstlicher Rittersporn, satiges Lorbeergrün und prächtigen glühende Rosen.

Im Gegenlage zu den in der späteren Lyrik vorwaltenden Stimmungen des begierdenwedenen Borfrühlings und des todbrüchigen Herbstes gibt Cornelius die sonnige Lebensfreudigkeit des voll herorgebrochenen Lenzes und das erntebare Glücksgefühl des Sommers, und wie erstere alle seine schmürerischen und feischen Liebeslieder und Freundschaftsgelänge durchstönt, so schmilt letzteres in seinen religiösen Gedichten und in manchen Meister-Huldigungen wie zu himmlischer Begeisterung an. So ist denn auch nirgends eine Spur von Angetränktheit sein durch des Bedantens Blisse wahrzunehmen, nichts ist erufen und ergrübel, sondern alles edel und ganz unmittelbar empfinden, ganz nur Gelegenheitsdichtung im besten Sinne des Wortes, und überall, ob in feierlichen Stropfen das „Bater unser“ oder die Vorgänge der Weisheitszeit ausgebeudet werden, ob glückseligste Gelänge die Empfindungen einer liebenden Frau ausströmen, ob eigenes Liebesleben sich in Gedanken der Hingebung und der Treue löst, ob Frohsinn und Humor im geistlichen Kreise aufsprubeln oder ob es die dankbare Anerkennung genialer Gester gilt, fühlen wir uns mit dem Gauber tieferpersönlicher Stimmungsäußerungen umflicht.

Wie freundlich in der reichhaltigen Sammlung, der erstrecktweise auch das zu Wagners festigstem Geburtstage gedichtete und 1873 in Bayreuth aufgeführte Festspiel „Künstlerweibe“ und Cornelius' vortreffliche Übersetzungen vieler englischer, französischer, italienischer, spanischer und polnischer Gedichte beigefügt worden sind, Ernst und Scherz miteinander wechseln, daon mögen schließlich hier noch einige kleine für Cornelius' Dichtart charakteristische Stropfen Zeugnis ablegen. Neben den münigen Liebesernst:

„Ich sah zwei Schmetterlinge  
Verflut in der Luft —  
Tausend und tranken fliegen  
Durch Weisenblütenduft.

Ich sah auf bunten Blüten  
Zwei Schwan in Liebespiel,  
Dintrinken süß verjungen  
Und kamen doch ans Ziel!

So wollten wir verschlungen  
Zu blühendem Geheg,  
Fest Mund an Mund gelogen,  
Und landen doch den Weg!

### Dichterbesprechungen.

— Was, Friedrich, Dr. D., o. Professor der klassischen Philologie an der Universität Halle, über die Textkritik im Neuen Testament. Ein Vortrag, gehalten auf der theologischen Konferenz in Eisenach, am 25. Mai 1904. 8°. 40 S. Leipzig, H. Weichertsche Verlagsbuchhandlung (Georg Olshme). 80 S. — Eine verbienstvolle Arbeit, die sich im allgemeinen über die Textkritik ausspricht und auch an Einzelheiten und besonderen Belegen eine so große Fülle bietet, wie sie für den vorliegenden Fall in dem engen Rahmen eines Vortrages möglich war. Wir sind längt über den Standpunkt hinaus, daß irgend ein Text des Neuen Testaments bei den großen Ver-

tritt da der sinnige Liebesherz:

„Nimm nie zum Nichts einen Fuß,  
Das war ein Punkt, es war ein Schluß,  
Nicht einen Doppelpunkt erringen,  
Dann mög' der Nachschuß Bild dir bringen.“

und über beide erhebt sich das tiefe Lebenswissen:

„Aus Erinnerung der Vergangenheit  
Und aus Hoffnung schöner künftiger Zeit  
Weht ein Menschenherz, das hofft und harret,  
Schmerzlich froh sich seine Gegenwart.“

In einem Gedichte an Hans v. Bronsart heißt es:

„Wir' und schaff' lieber Hans,  
Was die Welt legt, ist nur Wahn!  
Die Kritik ist eine Gans,  
Doch die Tonart ist ein Schwan!“

und ein Gedicht, in dem Octav Verlioz' Anwesenheit in Weimar gefeiert wird, schließt mit den folgebewigenden Worten:

„Frankreich, sieh her auf deines Künstlers Haupt,  
Für den du teine Ehrenstiefel hast;  
Man hat sich schütdern den Versuch erlaubt,  
Ob ihm vielleicht ein deutscher Vorber past.

Und wenn ein Denkmal einft bei dir ihm glänzt,  
Wenn spät dein Hng sich seiner Kunst erschloß,  
So haben wir den Lebenden betragt  
Und nannten stolz ihn unren Verlioz!“

Neben Verlioz, Verlioz und Wagner feiert Cornelius auch seinen geliebten Meister Franz Liszt mit vielen bald begeisterungsvoll-erhellen, bald prächtig humorvollen Gelegenheitsdichtungen, und wenn hier leider der Raum fehlt, um eine der längeren Huldigungen oder gar die ergahlige Orchesterhumorede „Im Rosengarten“ zum Ausdruck zu bringen, so möge schließlich doch noch ein von Cornelius erfommener Ironspruch auf Liszt angeführt sein, ein innerlich-hierischeres Gelegenheitsgedicht, das allerdings in der Gedichtsammlung zurzeit noch fehlt. Dieser als vielfaches Krostophon gestaltete Ironspruch, der einstmals in einem Trebender Blatte zu lesen war und der hiermit auch dem Herausgeber der Gedichte von Peter Cornelius für eine spätere Neuaufgabe in Erinnerung gebracht sei, lautet also:

„Soll ich Euch den Namen druten,  
Dessen Klang uns best vereint,  
Denn des Ruhmes Blüten kuten,  
Der durch alle Zeiten scheint?  
L. J. S. A. I. Wer nannte  
Schöneres Symbol fürs Schone?  
Dort, ob ich es recht erkante:  
Liszt! Ich Schöpfer Jarter Tone!  
Liszt! Ich Sporn zur Tatenstiftung,  
Liszt! Ich Seichten Jostimus Toter,  
Liszt! Ich Zeiner Zeiten Träger,  
Liszt! Ich Seines Zeichens Titan,  
Liszt! Ich Seines Janbers Tranten.  
Liszt! Ich Schöpfer Jarter Tone,  
Sich! Das Glück, ihr Hostenjone!  
L. J. S. A. I. Das ist  
Unser Wahlpruch: Viva Liszt!“

Dieser Bericht aber schließt mit einem herzlichem „Vivat Peter Cornelius!“ — mit dem treuen Wunsch, daß die Gesamtausgabe seiner literarischen Werke dem prächtigen Menschen und ungemein liebenswerten Künstler Cornelius in recht vielen adligen Seelen zu vollem Auerleben vorbellen möge!

Ritrikur Smolian.

chiedenheiten der einzelnen Handschriften als feststehender angesehen werden könne, wie denn auch der frühere „textus receptus“ lange als solcher aufgegeben ist. Da wir nur nach Abschriften besitzen, keine Urchriften der Evangelisten und biblischen Schriftsteller, und bei dem Abschreiben menschliche Unachtsamkeit ihre Spuren überall hinterlassen hat, so hat die Textkritik ein großes und schwieriges Gebiet, indem sie aus äußeren und inneren Gründen zwischen Debat und Debat wählen muß. Wir geben darum dem Verfasser recht, daß man diese Schritte wert halten, aber den Buchstaben nicht zum Götzen machen, Respekt vor der Bibel haben soll, aber nicht vor den Abschreibern. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle uns mit Einzelheiten zu befassen; wir müssen auf die Arbeit selber verweisen. D. K.

— Prof. Superintendent a. D. Rückblide eines schlesischen Geistlichen auf seine 43 jährige Amtszeit. 99 S. 1,60 M. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlag (Mar. Grosse).

— Mit besonderem Interesse wird man in Schlesien, zumal in der West- und Ostprovinz, die in der Hirschberger Kirchenzeitung, wo der Verfasser länger denn vier Jahrzehnte mit Eifer und Treue seines Vorkarates und episkopalen Dienstes gewaltet hat, die hier vorliegende Kandlebensbeschreibung lesen. Aber auch für andere bietet seine Schrift mancherlei Anregung, und nicht bloß der junge theologische Nachwuchs dürfte die Mitteilungen und Urtheile des erfahrenen Geistlichen mit Nutzen verfolgen. Man liest sie mit Zustimmung und Freude. Nur darin möchten wir ihm nicht zustimmen, wenn er S. 88 vom Evangelischen Bunde sagt, es lehre dem Guffaw Adelsverein gegenüber wie ein Mißtrauensvotum aus, daß er der mangelnden Energie und dem zu behafteten Vorgehen desselben aussetze, und überdieß dabei dessen von dem größten Segen begleitete Tätigkeit. Das wird schon durch die Tatsache widerlegt, daß die meisten Führer des Evangelischen Bundes auch Förderer des Guffaw Adelsvereins sind und umgekehrt. Der Guffaw Adelsverein ist mehr ein Verein zur Hilfe und Tat, während der Evangelische Bund mehr in Rede und Schrift die Güter der Reformation wahrzunehmen sich zur Aufgabe gemacht hat — eines so nötig wie das andere in unseren Tagen. D. K.

— Bruno Gelbo, *Sonnige Tage*. Lieder aus einem alten Schützenbunde. Dritte, reich vermehrte Auflage. Leipzig, Amelang. 8°. 167 S. In Gangleinband. 3 M. — Der Titel ist gut gewählt für Gedichte, in denen durchaus die sonnige Seite des Erdendaseins hervorgehoben ist. In buntem Wechsel erklingen Freude, Liebeslied, Jenerfluch, Humor, Spott — also beitere, flotte, frische, übermüthige, burleske Töne, daneben manch flüßiger Wort über Lebenserfahrung und Kunstbetrachtung, manch hübsche Erinnerung aus Italien; alles in gewandten, wohlklingenden Versen. Das Büchlein enthält viel Selbsterlebtes, und man fühlt, daß es dem arbeitserfüllten Leben des mitten im praktischen Wirken stehenden Dichters nicht an ersten Stunden gegelht hat. Er lehnt es aber (S. 59 f.) darüber etwas mittheilen. Hier scheidet sich nun ein Weg von dem anderen: von dem Leid, der inneren Not der Menschenbrust minderbens ebenso hohen sittlichen, läuternden Wert beizumißt, wie der ebenen Freude, wird in den Befenntnissen des Dichters neben dem Heiteren das Ernste nicht mißsen wollen. Doch das ist, wie gesagt, Geschmackssache. Zu bebauern bleibt die Aufnahme des Gedichtes „Dem Paradiese“ (S. 18); der Dichter lehnt doch sonst den Gottesglauben nicht ab! Alles in allem ein Buch, in dem die ladende Philosophie des Dichters zu Worte kommt. Trotz manches Mittelmäßigen wird es, wie bisher, seine Freunde finden; denn solange die Menschen verschieden sind, werden und müssen es auch die Dichter sein. Julius Sahr.

— Sachsen und Preußen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges von Johannes Dietrich. Breslau, R. & J. Marcus, 1904. XI, 228 S. 8°. Preis: 6 M. — Obwohl das Studium des vorliegenden Buchs, einer Breslauer Jubiläumsschrift, in jedem guten Sachsen sehr gemischte Gefühle heraufbeschwören muß, steht ich doch nicht an, es wärmstens zu empfehlen. *Natura est*, Geschichte ist Veränderung; das ist ein Trost und ein Sporn zugleich. So verhalte ich das von dem Verfasser gewählte Motto aus Spinozas „Politischem Traktate“: „Jeder hat nur so viel Anspruch auf Recht, als seine Macht reicht.“ — In gewissem Sinne darf man Dietrichs Buch den Erscheinungen zuschreiben, die sich abgemüht haben, der Frage, ob Friedrich der Große 1756 mehr Angreifer oder mehr Angegriffener gewesen sei, zu einer bündigen Lösung zu verhelfen. Aber doch nur in einem gewissen Sinne. Der Titel hätte besser lauten sollen: S. u. Pr. gegen die Mitte des 18. Jahrs; denn wirklich ausführlich unterliegt und behandelt werden nur die Jahre 1740—43 (einmal). Nach einer vorzüglich orientirenden Einleitung werden in je 1 Abschnitt der Frankfurter Partagetraktat zwischen Sachsen und Bayern (Frankfurt) vom 19. Sept. 1741, der in seinen negativen Ergebnissen außerordentlich wichtige Vertheilung an der Donau und in Böhmen, dann der mächtige Feldzug (Frühjahr 1742), dessen Schritten von Friedrich dem Großen den Sachsen, von diesen

dem Preussenkönig in die Schube geschoben ward, endlich der Friedensschluß (3. Scheittr fontant Friedensschluß) und das Wiener Bündnis vom 20. Dezember 1743 klar und überzeugend geschildert. Den Bismontenalt des Inhalts beanprucht — insolge des einmal gemachten Themas — die Erörterung des umfangreichen, in vielen Etappen zum erstmalig planvoll verwerteten diplomatischen Stoffes; doch kommen das Militärische (Heeresstellung) und das Wirtschaftliche (Schlesien) und Polens Bedeutung für das Fortschrittigen (Sachen) durchaus nicht zu kurz weg. Eine sicherlich unbeabsichtigte Nebenwirkung ist der trotz alledem und alledem nicht ganz und gar unangenehme Eindruck, den man vom Grafen Bühl erhält: seine Arbeitsleistung ist, an sich betrachtet, bedeutend und sein Können gewiß nicht minderwertig gewesen als das so mancher bisher höher eingeschätzten Diplomaten des 18. Jahrhunderts. Er hatte eben das Unglück, einen Friedrich den Großen zum Zeitgenossen und Gegner zu haben. Ht.

— Dr. Max Gertt, *Grundriß der Handelsgeographie*, 2 Bände. I. Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie (229 Seiten). Preis: Broschirt 3,60 M., gebd. in Halbtranz 5 M. II. Spezielle Wirtschafts- und Verkehrsgeographie (517 Seiten). Preis: Broschirt 8 M., gebd. in Halbtranz 9,20 M. Leipzig, W. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. — Ein Wert, das mit Freunden zu begrüßen ist seitens der Kaufmannschaft und aller derrer, die sich mit Geographie befassen. Reiche, großzügige Gedanken (Nagel, Göttinger, Bücher!) durchziehen belebend ein gewaltiges Material, das mit ebenso großer Umsicht wie Gründlichkeit gesammelt und verarbeitet ist. Das Neue und Wesentliche der Gerttischen Handelsgeographie besteht darin, daß wir hier zum erstmalig sein Neben-einander von Wirtschafts- und Verkehrsgeographie vor uns haben, sondern eine planmäßig durchdachte Verknüpfung beider zu einem einheitlichen wissenschaftlichen Systeme. Den Verfasser leitet der Grundgedanke, daß eine moderne Handelsgeographie die gründliche Einsicht in die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse eines einzelnen Landstrichgebietes, wie der gesamten handelsgeographischen Erde zu vermitteln habe, und zwar auf Grund der Kenntnis von Lage, orographischer und hydrographischer Besonderheit, mit Einschluß wichtiger Kapitel der Klimatologie, Geologie, Volkswirtschaftslehre und politischen Geographie. Dies finden wir nicht in trodener Aneinanderreihung, sondern organisch verbunden, nach Ursache und Wirkung. Wir sehen die Besonderheit eines Wirtschaftsgebietes in ihrer Lebensäußerung. Indem Gertt so den tiefen Wurzeln im Staatsorganismus nachspürt, sicherte er seinem Werke eine lange Lebensdauer, was bei handelsgeographischen Büchern befallselt selten der Fall ist. Hervorgehoben soll werden, daß bei jedem Lande dessen handelspolitische Beziehungen zum Deutschen Reich dargestellt sind, wie denn überhaupt „das Deutsche Reich im Vordergrund der Betrachtung steht, einmal weil die Erkenntnis der heimatischen Erzeugnisse die Brücke zum Verständniß der außerdeutschen Verhältnisse bietet, jedoch weil in dieser Erkenntnis selbst innerhalb der eigenen Heimat bedeutliche Vorklären angetroffen werden“. So finden sich auch im 2. Bande bei Deutschland reichlich statistische Angaben, während sie sonst in den Hintergrund treten. Die Zahlen sind verarbeitend vielfach zu Durchschnittswerten von 5 zu 5 Jahren, die fremden Werte in die Währung umgerechnet, und bieten so ein außerordentlich wertvolles Vergleichungsmaterial. Jedemfalls war die Durchsichtüberredung und Umrechnung eine Hauptleistung des Verfassers. Im übrigen sei als Vorzug des Gerttischen Lehrbuches noch erwähnt: die klare und scharfe Gliederung des Stoffes, die durch verschiedenem Druck gefärbene Durchsichtigkeit, die bequeme Handhabung des großen Materials durch Paragrapheneinteilung, durch ein ausführliches Sachregister am Ende eines jeden Bandes und schließlich durch jährliche Hinweis innerhalb des Textes. Dieser Grundriß der Handelsgeographie wird nun in jeder Bibliothek vertreten sein müssen. Der Verfasser legt über Bedeutung und Zweck seines Wertes selbst, es haben ihm bei der Ausarbeitung zunächst die Bedürfnisse der Handelshochschule und der höheren Handelslehre vorgeschrieben, insonderheit halte er den Allgemeinen Teil (Bd. I) für den Studierenden der Geographie und den Lehrer der Geographie geeignet, den Speziellen Teil (Bd. II) für die Schüler höherer Handelschulen und vermandter Anstalten, beide Teile zusammen für die Studierenden an der Handelshochschule, den Kaufmann und den Volkswirtschaftler. Dr. N.



## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis

bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
außwärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich,  
Einzeln Nummern 5 A.

Ersteinst

Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.liche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 67.

Donnerstag, den 8. Juni, abends.

1905.

## Die Erschaffung des Weibes nach jüdischer und moslemischer Sage.

Von Aug. Wünsche.

Wie sich um die Erschaffung des ersten Menschen in der jüdischen Sagen- und Legendenbildung ein weitverbreiteter Sagenkreis geschlungen hat, so auch um die Erschaffung Evas. Nach den verschiedensten Seiten und Beziehungen tritt und Eva entgegen; es wird nicht allein die Veranlassung und das Zuratgehen Gottes mit sich selbst bei ihrer Erschaffung Gegenstand der Ausdeutung, sondern auch ihre Züchtung und Vereimigung mit Adam.

Im voraus bemerken wir, daß nach Talmud und Midrasch das Weib nicht bloß zum Zwecke der Fortpflanzung des Menschengeschlechts erschaffen wird, es erstreckt sich einer viel höheren sittlichen Würdigung. Wer ohne Weib ist, wird ausdrücklich bemerkt, ist ohne Glück, ohne Freude, ohne Segen, ohne Söhne, ohne Frieden und ohne Leben. Ein Mann ohne Weib ist kein vollkommener Mensch, vermindert die Gottähnlichkeit.

Auf die Frage, warum Eva nicht mit Adam zugleich erschaffen worden sei, wird die Antwort gegeben, Adam sollte zuvor sein Verlangen nach ihr kundgeben, denn Gott wußte, daß er einft klagen über sie würde. Diese Verlangen aber wurde in Adam dadurch erfüllt, daß Gott die Tiere paarweise, immer Männchen mit seinem Weibchen, vor ihm vorüberziehen ließ. Als Adam dies sah, rief er aus: Jedes Tier bildet mit seinem Gatten ein Paar, nur ich nicht (1. Gen. 2, 20). Nachdem Adam auf diese Weise seine Sehnsucht nach dem Weibe ausgesprochen, ließ Gott sofort einen tiefen Schlaf auf ihn fallen und er schuf die Eva.

Unser Aufmerksamkeits erregen besonders die Sagen, nach denen Gott bei der Erschaffung Evas mit sich zu Rate geht und Überlegungen anstellt. So erfolgte nach einer Ansicht Evas Erschaffung aus Gottes eigenem Interesse, er wollte in seiner Einzigkeit keinen Konkurrenten haben. Als Adam im Paradiese wie einer der Dienstengel wandelte, wird in Pirke de R. Eliezer erzählt, da dachte der Ewigke: Ich bin einzig in meiner Welt und er ist einzig in seiner Welt, mir steht keine Fortpflanzung bevor und ihm ebenfalls nicht, vielleicht könnten die Geschöpfe sagen, da es bei ihm keine Fortpflanzung gibt, so ist er unser Schöpfer, darum ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen ihm gegenüber (Gen. 2, 18).

Nicht ohne einen gewissen Humor sind die Überlegungen Gottes, welche er darüber anstellt, aus welchem Gliede Adams er die Eva bilden sollte. Anknüpfend an das Schriftwort Gen. 2, 22: „Und es baute (wajabon), das im Sinne von: Und es dachte darüber nach (wajabon) genommen wird, spricht Gott: Ich will sie nicht aus dem Baue erschaffen, damit sie nicht sich stolz erhebe und hochmütig sei, nicht aus dem Auge, damit sie nicht nach allen Seiten hinschaue, nicht aus dem Ohre, damit sie nicht horche (neugierig sei), nicht aus dem Munde, damit sie nicht geschwätzig sei, nicht aus dem Herzen, damit sie nicht eifersüchtig sei, nicht aus der Hand, damit sie alles betaste, nicht aus dem Fuße, damit sie nicht eine Straßenläuferin werde, ich will sie aus einer verborgenen Stelle Adams machen. Mit jedem Gliede, das er an ihr schuf, sprach er: Sei ein züchtiges, beschleidendes Weib. Ironisierend wird hinzugefügt, daß die göttliche Absicht sich nicht verwirklichte, denn das Weib besitzt alle die Fehler und Schwächen, die der Schöpfer an ihm vermeiden wollte: es ist stolz und hochmütig, schaulustig, neugierig, eifersüchtig, betastet alles und rennt überall herum.

Daß Eva gerade aus einer Rippe Adams hervorging, blieb nach der Sage für sie nicht ohne Folgen. Mehrere charakteristische Merkmale, durch die sich das Weib vom Manne unterscheidet,

haben darin ihren Grund. So wird gefragt: Warum geht der Mann mit dem Gesichte zur Erde gebeugt, das Weib dagegen mit aufgerichtetem Haupte? Antwort: Der Mann schaut nach dem Orte seiner Enttöpfung und das Weib schaut nach dem Orte seiner Enttöpfung. Warum muß sich das Weib parfumieren, der Mann aber nicht? Antw.: Der Mann wurde von der Erde erschaffen und diese riecht nimmer übel, das Weib aber wurde aus einem Knochen erschaffen, wenn Fleisch drei Tage ohne Salz liegt, so fängt es an zu riechen. Warum spricht das Weib toll und nicht auch der Mann? Antw.: Wenn du einen Topf mit Fleisch füllst, gibt er keinen Ton von sich, tust du aber einen Knochen hinein, macht er sofort ein Geräusch. Warum ist der Mann leicht zu bekänftigen und nicht das Weib? Der Mann wurde von der Erde erschaffen, wenn du auf dieselbe nur einen Tropfen Wasser gießst, so wird sie sofort weich, das Weib aber wurde aus einem Knochen erschaffen, wenn du denselben noch so viele Tage ins Wasser taust, wird er doch nicht weich.

Übrigens hat der Umstand, daß Gott die Eva heimlich, während Adam schlief, aus einer Rippe erschuf, zu mehreren angeleglichen Gesprüchen zwischen Römern und Juden den Anlaß gegeben. Nach Gen. 39a sprach der Kaiser\*) zu Sabban Gamliel: Guter Gott ist ein Dieb, denn es heißt Gen. 2, 21: „Und es ließ der Ewigke Gott einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen und er entschlief. Und er nahm eine von seinen Rippen.“ La verlegte die Tochter des Sabban Gamliel: Gestalte mir, daß ich dem Kaiser antworte, schaffst mir nur einen dux (ducos) herbei. Woju? Räuber sind diese Nacht über uns gekommen und haben uns einen silbernen Becher fortgenommen, dafür uns aber einen goldenen zurückgelassen. Der Kaiser sprach: Wächten doch solche Räuber jeden Tag über uns kommen. Die Tochter verlegte: War es also nicht schon am ersten Menschen gehandelt, daß man ihm eine Rippe nahm und dafür eine Kugel zu seiner Bedienung gab? Der Kaiser sagte: Ich meine nur, Gott hätte ihm die Rippe offensichtlich nehmen sollen. Bringt mir, nahm die Tochter wieder das Wort, ein Stück rohes Fleisch. Man brachte es ihr und sie legte es heimlich unter sich, dann zog sie es wieder hervor und sprach zu ihm (dem Kaiser): Ich haß! Der Kaiser: Mir elst das Wort. Die Tochter: Ebenso würde auch der erste Mensch (Ez) empfinden haben, wenn ihm die Rippe offensichtlich weggenommen worden wäre.

Mit derselben Frage, warum Gott das Weib heimlich erschaffen, erziehen eine Maltrone vor R. Jose. Dieser beantwortete dieselbe ihr durch ein Gleichnis. Ein Mann gab eine Unze Silber jemand heimlich zum Aufbewahren und erhielt eine Unze Gold öffentlich dafür zurück, kann das wohl als ein Diebstahl betrachtet werden? Nach einer anderen Version vollzog sich das Gespräch in dieser Weise. Warum erschuf Gott die Eva zur Zeit, da Adam schlief (nach der Zeit, wo er wachte)? Antwort: Er schuf sie gleich von Anfang vor seinen Augen; da Adam sie aber voll Schlein und Blut fand, so trennte er sie wieder von ihm und schuf sie zum zweitenmal. Auf diese zweite Erschaffung Evas wird das Wort Adams Gen. 2, 23: „Dieses Mal ist es Gebein von meinem Gebeinen und Fleisch von meinem Fleisch“ bezogen.

\*) Wahrscheinlich ist der Kaiser Sabinian gemeint, von dem bekannt ist, daß er zuweilen mit Juden Unterredungen pflog.

Bei dieser Gelegenheit wird hervorgehoben, daß die Erschaffung Coas dem Adam keinen Schmerz bereite. Als Gott die Coa aus einer Rippe von ihm erschaffen wollte, heißt es Pirte de R. Eliezer c. 12, hatte er Mitleid mit ihm, und um ihm keinen Schmerz zuzufügen, ließ er einen tiefen Schlaf über ihn kommen. Als er eingeschlafen war, nahm er ein Bein von seinen Gebeinen und Fleisch von seinem Herzen und bildete daraus eine Geßfäße ihm entsprechend (kenegdo). Das Wort: ihm entsprechend gibt dem Talmud Sebam. 63 a Anlaß zu einem wichtigen Wortspiel. Verdient es der Mann (ist er tugendhaft), so ist das Weib „ihm entsprechend“ (kenegdo), verdient er es nicht (ist er nicht tugendhaft), so ist sie wie seine Gefäßung (kenegdo).

Annuitige Tugenden enthalten die Sagen, welche die Vereinigung Coas mit Adam schildern. Selbst voranstellte die Hochzeit, er machte den Brautführer (schoschib, paranymphus) und sorgte für Hochzeitsbelustigung. An dem Tage, erzählt Pirte de R. Eliezer c. 12, mo Gott den Adam erschuf und ihm eine Geßfäße zuführte, errichtete er ihm zehn Baldachine im Paradies, alle aus Goldsteinen, Perlen und Gold, um ihm Ehre zu erweisen (mit Anspielung auf Esch. 28, 13). Die Dienstengel ließen Pauteschall vor ihm ertönen und führten Tänze auf wie Frauen. Der Ewig sprach nämlich zu ihnen: Kommt, wir wollen dem Adam und seiner Geßfäße eine Wohlthat erweisen, denn auf Wohlsein beruht die Welt. Die Dienstengel stellten sich gleich den Trauzugungen auf und behüteten die Baldachine (s. Pf. 91, 11). Der Ewig glich dem Boten (chazan). Er richtete sich auf und segnete Adam und seine Geßfäße (s. Gen. 1, 28). Nach anderer Version besorgte Gott auch die Schmückung der Coa. Er pugte sie wie eine Braut und führte sie Adam zu. Du meinst vielleicht, wird eingewendet, er habe sie dem Adam unter einem Johannisbeerbaum oder unter einer Farnose hervor zugeführt? Nein, nachdem er sie mit 24 Jizarten versehen hatte, brachte er sie ihm entgegen. Als sie lo ausgehattet war, ging er erst an die Herstellung der Baldachine; ihre Wände waren aus Gold, das Gebälk aber aus Goldsteinen und Perlen.

Um die göttliche Ehrenverehrung hinsichtlich der Baldachine besonders hell ins Licht zu stellen, wird die Bemerkung gemacht: Gemöhnlich errichtet man einen Bräutigam nur einen Baldachin, für einen König stellt man drei her, der Ewig aber machte für Adam zehn. Andere Traditionen setzen die der Coa von Gott verliehenen Jizarten auf elf und zehn herab, während die Baldachine bis auf dreizehn geheizt werden. Nach einer Tradition waren die Dienstengel Michael und Gabriel die Brautführer.

Groß war die Verwunderung und das Entzücken Adams beim Anblicke der Coa. Als Adam von seinem Schale erwachte und Coa erblickte, wie sie ihm gegenüber stand, umarmte er sie und küßte sie und sprach: Gelegnet leist du dem Ewigen, bei meinem Gebein! Dir hebet es zu, Weib (ischah) genannt zu werden! Gen. 2, 23. Diesen schon von der jüdischen Sage hervorgehobenen Zug haben später, nicht nur Dichter wie Milton, sondern auch verschiedene Maler wirksam zur Geltung gebracht.

In sprachlicher Beziehung wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß nur im Gebräuch der Name des Weibes ischah von isch, Mann, abgeleitet ist, während im Griechischen der Mann  $\alpha\delta\eta\mu\omega\varsigma$  oder  $\alpha\delta\eta\mu\omega$  und das Weib  $\gamma\eta\eta\eta$  heißt, ebenso im Arabischen, wo wir für Mann das Wort gabr und für Weib das Wort ittha (itha) haben.

Derselbe Vorstellungsreis, der sich um die Erschaffung des Weibes in der jüdischen Sage erobert hat, tritt uns im großen und ganzen auch in der moslemischen entgegen. Während Adam in tiefem Schale lag, bildete Allah aus einer Rippe von seiner linken Seite das Weib, das er Hava nannte, weil sie von einem Lebenden (ha) genommen war, und legte sie vor Adam hin. Allah hat sie mit aller weiblichen Schönheit und Anmut ausgehattet. Nicht nur, daß sie ihm vollkommen ähnlich

war, sondern ihre Gesichtszüge waren um vieles feiner, ihre Haare länger und in hundertfacher Richtung zerteilt, ihre Gestalt zarter, ihre Augen schmachtender und ihre Stimme reiner und lieblicher. Adam war bei der paarweisen Vorführung der Tiere von dem lebhaften Wunsch befeßt, auch ein ihm ebenbürtiges Wesen an der Seite zu haben. Dieser Wunsch beschäftigte ihn sogar im Traume. Als er nun beim Erwachen das Weib neben sich liegend fand, näherte er sich ihr liebevoll und wollte sie umarmen. Obgleich auch sie in Liebe zu ihm entbrannte, entzog sie sich doch seiner Umarmung und sprach: Allah ist mein Herr, nur mit seiner Erlaubnis kann ich dein Weib werden, auch ziemt es dem Weibe nicht, ohne Morgengabe (Heiratgeschenk) sich dem Manne hinzugeben. Adam wandte sich sofort an den Engel Gabriel, für ihn bei Allah den Brautwerber zu machen und anzufragen, was er als Morgengabe zu errichten habe. Dieser lehrte mit der Antwort zurück: Allah schenkt dir Hava als Gattin, denn zu diesem Zwecke hat er sie aus einem Teile deines Körpers gebildet, du sollst sie wie dich selbst lieben und mit Milde und Güte ihr begegnen; als Morgengabe für sie forderst er von dir, daß du für Muhammed, seinen Liebsten, der einst von dir ertöten wird, dessen Seele aber bereits seit vielen Jahrtausenden den göttlichen Herrlichkeitron umschwebt, wagnissam beisteht. Hierauf folgt die Veranstellung der Hochzeitfeierlichkeiten. Rivwan, der Fürst des Paradieses in der moslemischen Sage, brachte für Adam das gesüßigte Ros Weinum und für Hava ein leichtfüßiges weißes Kamel. Er selbst machte den Hochzeitsmaracem, war Adam beim Begehen des Pfades beifällig und führte beide in das Paradies, wo sie von den Engeln und Tieren mit den Worten empfangen wurden: „Willkommen, Vater und Mutter Muhammeds!“ Mitten im Paradies war ein grünleuchtendes Feld mit goldenen Pfeilern aufgehoben, in dem ein Thron stand. Auf ihm nahm das Brautpaar Platz und der Vorhang des Zeltes schloß sich von selbst. (Vergl. Weil, Biblische Legenden der Rußländer S. 17 ff.)

Tabari und Ibn el-Ktir erzählen unter Besugniss auf Sure 2, 33, daß Adam, als er beim Erwachen ein Weib zu seinen Füßen liegen sah, an sie die Frage richtete: „Wer bist du?“, worauf sie antwortete: „Ich bin ein Weib.“ Und wovon wurde ich geschaffen?“, damit du bei mir wohnen sollst.“ Die Engel fragten ihn darauf, wie sie heißen solle. Er sprach: Hava, weil sie von einem lebendigen Wesen geschaffen wurde.

Nach arabischen Autoren schuf Gott die Coa aus Adams Rippe, und nicht aus seinem Kopfe oder von dem Erdboden, damit sie nicht in Herrschucht gerate, sondern demüthig, schamhaft, keusch und züchtig sei und mit verheilertem Haare einbezüge, wobei auf 1. Kor. 14, 34 hingewiesen wird.

Ein merkwürdiger Zug der moslemischen Sage besteht darin, daß die Schlang als die Spielfährtin Hava drehelt. Mit ihr unterteilt sie sich und sie war zugleich ihre Dienerin.

Andere Völler wissen mit dem Weibe nichts anzufangen, daher spielt seine Erschaffung in ihren Mythen und Sagen auch keine nennenswerte Rolle. Nur eine indische Sage meldet, daß Vulkan, der Schöpfer des Weltalls, als er das Weib erschaffen wollte, die Wahrnehmung machte, daß der zu seiner Verfertigung dienende Stoff bei der Schöpfung des Mannes bereits aufgebraucht war. „Da nahm er die Bindungen der Schlang, das Schlangenschwanz der Kletterpflanzen, das Jittern des Graßes, die aufrechte Haltung des Schilfrohes, den Saft der Blume, die Leichtigkeit des Blattes, den Blick der Gazelle, die Heiterkeit des Sonnenstrahles, die Tränen der Wolken, die Unberührbarkeit des Windes, die Weichheit der Daunen, die Güte des Fönigs, die Grausamkeit des Tigers, die sengende Hitze des Feuers, die erstarrende Wirkung des Eises, das Schwärzen der Elster, mißte alle diese Elemente zusammen und bildete das schöne Weib.“ Die Sage will ohne Zweifel das ganze Naturell des Weibes symbolisieren, seine körperlichen und geistigen Eigenschaften, besonders sein Trieb- und Stimmungslieben.

### Bücherbesprechungen.

— Zum Kulturkampf um die Schule. Sittlichkeit — nicht Erkenntnis! Lebensstunde — nicht Jenseitslehre! Menschenerziehung! Ein Mannwort an Pensende von Dr. Rudolf Penzig. Berlin, Verlag von Leonhard Simon Raschig. VIII und 152 S. gr. 8. 2 M. — Die Schrift hat wesentlich preussische Verhältnisse im

Auge. Eine scharfe Kritik wird geübt. S. 151 findet sich sogar der Satz: „Durch die Kurzsichtigkeit der preussischen Schulpolitik, die es verdammt hat, aus der Elementarschule nach den Wünschen J. O. Fries und des Herrn v. Sövern die Volksehrschule zu machen, befehrt in der großen Stätten die Sozialdemokratie tatsächlich die Volksschule.“ Wo von andern deutschen Schulverwaltungen die Rede ist, z. B. S. 35, ist der Ton nicht eben sehr anerkennend. Der Verfasser tritt für die Erziehung des

konfessionellen Religionsunterrichts in der öffentlichen Schule durch den Moralunterricht ein. Da die Initiative nicht von oben ausgehen soll, soll sie durch den Druck von unten erzwungen werden. Nur eine Massenbewegung, erklärt der Verfasser, könne helfen. Als Vorbild empfiehlt er das Vorgehen der Engländer. In London erklärten 125 Elternpaare, durch ein Flugblatt der Liga für Moralunterricht veranlaßt, dem Schullehrer ihren Wunsch um Befreiung ihrer Kinder vom konfessionellen Unterricht und allen religiösen Schuldräuden. Wir können hier die vielumstrittene Frage nicht weiter erörtern, bemerken nur, daß der auf dem Gebiete des Moralunterrichts wohlbenannte Verfasser einen interessanten Überblick über die Geschichte der Bewegung bietet. Erstaunt sind wir gewesen zu lesen, daß der Verfasser in der jetzigen Zeit der Kunstbewegung das Kirchenlied aus der Schule entfernt wissen will. Einverstanden sind wir mit ihm in der Überzeugung, daß mit der Erziehung der sozialen und politischen Freiheit die Erziehung der künftigen Menschheit zur sittlichen Freiheit Hand in Hand gehen müsse. Das will aber doch der vom Verfasser bekämpfte Religionsunterricht erreichen helfen.

a. Prof. Dr. O. Weise: *Untere Muttersprache*. Ihr Werden und ihr Wesen. 5. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, W. O. Teubner. 264 S. — *Weise: Polle: Die denk das Volk über die Sprache?* 8. Aufl. Ebd. 112 S. — *Beide Bücher* müssen zusammen gewürdigt werden, nicht nur, weil beide in ihren neueren Auflagen in eine Hand gelegt sind, sondern auch weil sie sich immer noch nach zum Teil neuen und darum ergänzenden. Das gilt besonders von den ersten fünf Kapiteln des 2. Teiles des *Weiseschen* Buches — die übrigen im Interesse einer natürlicheren Gruppierung hinter Kap. 6—14 setzen sollten, weil sie das innere Leben der Sprache behandeln; diese finden man, wenn auch von weiteren Gesichtspunkten aus und auf ein größeres Beobachtungsfeld angewendet, in den zwölf Abschnitten des *Polleschen* Büchleins wieder, das ganz der psychologischen Charakteristik der Volkssprache gewidmet ist. Man vergleiche z. B. § 140—142 bei *Weise* und Abschn. 1 bei *Polle* (Vollstimmologie); § 51 *Weise* und Abschnitt 3 und 4 *Polle* (Personennamen); § 75—84 *Weise* (Kultur und Wortschatz) und Abschn. 7 bei *Polle* (Kultur und Phrasenlehre); § 71 bei *Weise* und Abschn. 8 und 9 bei *Polle* (Wortgeschichte der Volkssprache und Der Wortschatz der Mundart); Kap. 11 bei *Weise* und Abschn. 12 *Polle* (natürl. und grammat. Geschichte); Kap. 12 bei *Weise* und Abschn. 6 bei *Polle* (Bedeutungswechsel) u. Ubersetzt ist *Polles* Buch eine Fundgrube für den, der sich über das Wesen der Volkssprache unterrichten will, zumal diese bei *Weise* in dem Kapitel „Mundart und Schriftsprache“ nicht ganz zur Geltung kommt, wie auch das Verhältnis zwischen beiden historisch nicht richtig gekennzeichnet ist (vgl. S. 73: „in ihren (der Mundart) Wörtern steckt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut“). Diese vielfachen Berührungen mögen Weise bei der Neubearbeitung von *Polle* verleiht haben, dessen Ausführungen seinem eigenen germanistischen Standpunkte als sehr anzupassen, wenn er, wie er im Vorwort sagt, „die Belege aus der griechischen und römischen Literatur stark beschnitten“ hat. Dies Vorgehen kann man nicht recht billigen, selbst nicht mit der Berufung „auf einen ausgedehnteren Leserkreis“. *Polle* hat seine Stizzen ausdrücklich als „Beiträge zur Völkervergeschichte“ bezeichnet, da ist gerade die Vergleichung des Lateinischen, und *Weise* hätte sich wenigstens auf die Überzeugung der antiken Situate beschränken, sie aber nicht einfach ausmerzen sollen (übrigens ist auch so noch manches fehlen geblieben; vgl. besonders S. 82). *Polles* anregende Betrachtungen sind auch viel mehr einer weiteren Ausgestaltung, als einer Beschränkung wert; denn es finden viele Anlässe zu eigener Arbeit darin (vgl. z. B. Abschn. 5 und 9), und es wäre höchst dankenswert, wenn *Weise* sich diese Ausgestaltung des ihm anvertrauten Gutes in einer neuen Auflage noch mehr angelegen ließe, als die Fortführung. Im übrigen verdienen die neuen Auflagen beider Arbeiten in bezug auf die bis in die neueste Zeit ergangenen Literaturangaben alles Lob.

— *Klassiker der Naturwissenschaften*, herausgegeben von Lothar Brieger. Wasserzool. Leipzig. Verlag von Teodor Thomas. I. Bd. Julius Robert Mayer, von Dr. S. Friedländer. 210 Seiten. Brochiert 3 M. II. Bd. Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik von Samuel Lublinski. 112 S. 2.40 M. — In jeder Ausstattung liegen die ersten beiden Bände eines neuen Unternehmens vor, das vermutlich viel Anklang finden wird.

Jedem ist als Titelbild ein treffliches Porträt beigegeben, das von Darwin in der ungewöhnlichen Darstellung ohne Vollbart, mit dem etwas leidenden Ausdruck, der bei dem Dulder von Lomn nicht wundern könnte. Die hohe Stirn tritt nur um so mächtiger hervor. Es handelt sich bei dem Unternehmen um eine Reihe von Biographien berühmter Männer, die sich teils durch ihre Forscher, teils durch ihre philosophische Tätigkeit als Mitarbeiter an der Fokussierung eines naturwissenschaftlichen Weltbildes erwiesen haben. Jeder Band soll in zwei Abteilungen zerfallen, deren erste in äußerer Kürze und absolut unanesthetischer Form das äußere Leben des Titelhelden und vor allem sein Verhältnis zur Naturwissenschaft seiner Zeit und zu seinen Vorgängern schildern soll. Dem zweiten Teil ist die Aufgabe zugewiesen, die naturwissenschaftlichen Resultate des betr. Forscherlebens sowie alles mit ihnen eng Zusammenhängende möglichst erschöpfend und doch allgemein verständlich darzustellen. Es ist nötig, sich dieses Programm vorzulegen, wenn man an die Beurteilung der beiden Bände geht. Man kommt dann zugleich zu dem Ergebnis, daß der Verfasser sich bestrebt haben, über seinen Rahmen hinauszugehen und weniger die rein naturwissenschaftliche Seite zu betonen, als vielmehr die allgemeine philosophische; ob zum Schaden oder zum Vorteil, wird vorwiegend Sache des persönlichen Empfindens und Geschmacks sein. Das Robert Mayer, den man dem durch sein körperliches Leiden geplagten Darwin gegenüber als den geistigen Dulder bezeichnen möchte, vorangestellt wird, ist jedenfalls ein glücklicher Griff, und der Biograph behandelt ihn mit wohlthuender Wärme, seine Entwicklung, seinen Lebensgang, der den geistig Normalen mitmäßig in das Jenseits führt, die ganze Summe der Schwierigkeiten, die sich dem karmoliten Idealisten, der nach Kantennung seines Prinzips von der Erhaltung der Energie ringt, in den Weg stellen. Der zweite Teil der *Mayers* Leben auseinanderzergliedert, wird geschicklich gelehrt: Geschichtlicher Überblick, vom Leben zur Lehre, Erweiterung des Prinzips, das mechanische Wärmeäquivalent in der organischen Natur, R. Mayers Dynamik des Himmels. Den Schluß bildet der *Mayers* von Mayer über Schopenhauer und Nietzsche zu einer allgemeinen Weltanschauung zu gelangen. Es muß den Lesern überlassen bleiben, inwieweit sie solche Philosophie mit der Aufgabe, die Klassiker der Naturwissenschaften zu behandeln, in Einklang bringen wollen. Einige Sätze mögen den Versuch kennzeichnen: Die Weltanschauung Mayers, seine fromme Sorgfalt, das Wesen mit hohen Schranken zusammengeengt, deutet so sehr wie der mächtige Wille Nietzsches, es auf alles und jedes auszuweihen, auf eine Äuße im Durchdenken, Denkfürstigen, Kontemplieren unseres Prinzips offenbar hin: Die Welt = ∞. Unendlichkeit = Unendlichkeit, hier ist die Gleichung, welche vielleicht von Mayer zu Nietzsche ganz anders führt, als beide sich dachten. Das eben, wodurch der Vimeitrich möglich wird, ist jenes „Eindliche“, welches mithin die feiger und vermandelbare Berührung und Angrenzung des Unendlichen an sich selbst ist, also, mit einem nabeligenen Bilde bezeichnet, die grabwürdige Indifferenzierung seiner Polarität:

Anfang und Ende immerdar das Etbe,  
Und was die Mitte dringt, ist offenbar  
Das, was zu Ende bleibt und Anfangs war. (Goethe)

Wenn ganz gewiß für das Weltwesen kein besserer Name zu finden ist als Proteus, so ist für diesen Proteus kein Geis zu finden als dies der Mitte. In einem Gebahren, es sei was immer, haben wir das Streitobjekt des Enormen zu suchen, woran dieses keine Kräfte in tausendförmige Hin und Her und Her und Hin mit gleicher Gewalt erprobt. Es ist der Schlüßstein im Gewölbe der Welt; die Zunge an ihrer Wage; das Pendel an ihrer Uhr. Jedemals wird man kaum behaupten dürfen, daß diese Philosophie auf nüchternes Treiben nach naturwissenschaftlicher Exaktheit hinausläuft. Auch in der Behandlung, die Lublinski Darwin angedeihen läßt, merkt man mehr allgemeine philosophische Tendenzen, als naturwissenschaftliche Durchbildung, die ja schwer genug sein mag für den, der sich auf eine höhere Warte zu stellen bestrebt ist. Auf Schritt und Tritt kommen Fehler und Ungenauigkeiten vor; man merkt, daß der Autor zwar die allgemeine Entwicklung des Darwinismus verfolgt hat, daß er aber weder die Korrekturen, welche die Tatsachen in einzelnen imphischen erforschen haben, genügend kennt, noch vielfach mit den Grundanschauungen hinlänglich vertraut ist. Gleichwohl schiebt das Buch viel Interesse ein, nicht nur die auch hier herrschende Wärme der Biographie, sondern auch die Vorgesichte, welche die einschlägigen Ansichten

Goethes neben denen von Erasmus Darwin jünllich ausführlich bespricht, namentlich aber das Schlusskapitel, welches Darwins Wert ziemlich herb kritisiert. Die Hauptvorurtheile des Darwinismus entfallen sich auf dem Gebiet der Geisteswissenschaft und auch der Gesellschaft, weil er von dort in Wahrheit seinen Ursprung nahm. Schönbar hinterließ er noch viel dauerndere Denkmale im Bereich der Naturwissenschaft selbst, und zum mindesten herabsteigt dort selbst durch seinen Einfluß für Jahrzehnte ein sehr reges Leben, sehr viel Begeisterung und auch beträchtlicher Lärm. Aber heute schon läßt sich sagen, daß hier seine ganze Nachwirkung in der schlichten Tatsache besteht wird, daß Problem der Organismen zwischen zwei Arten dauernd der Zoologie einverleibt zu haben. Das ist freilich alles. . . Wenn das auch unweilends übertrieben klingt, es ist doch wohl ein Verdienst des Verfassers, darauf hingewiesen zu haben, daß der Darwinismus ursprünglich gemäßigteren in den Prinzipien der Nationalökonomie wurzelte. Man darf gespannt darauf sein, in welcher Weise die Sammlung fortgesetzt wird. Die Naturwissenschaft selbst hat bisher nicht allzu viel davon profitiert. Doch ist das kein Vorwurf, da sie sich nach dem Programm an die gebildeten Laien wendet.

H. S.

Das Buch des Kaufmanns. Ein Hand- und Lehrbuch der gesamten Handelswissenschaften für Kaufleute, Industrielle, Gewerbetreibende, Juristen, Beamte und Studierende, unter Mitwirkung von Ewald Dr. Dr. R. v. Heer, Kreisbank-Überbuchhalter Dr. v. Behm, Admiral Dr. ing. C. Voeter, Genossenschaftsanwalt Dr. F. Häger, Dr. Parnaschke, Dr. E. Ledert, Gewerbeschulrat Dr. G. Tauter, Rechtsanwalt Dr. J. Frimser, Unterstaatssekretär a. D. R. Frick, H. Fürst, Bankpräsident Dr. G. Heiligenstadt, Prof. Dr. A. Helfferich, T. Kellen, Prof. Dr. J. Kohler, Geh. Oberfinanzrat Dr. K. Koch, Dr. G. Kuchler, Berichtsdirektor G. v. Lennig, Prof. Dr. H. Mann, Prof. Dr. J. Pöschel, Bankdirektor M. Schmel, Dr. G. Schreiber, Prof. Dr. R. Sommer, Oberlehrer Rob. Stern, Handels- und Gewerbeschuldirektor Fr. Stille, Prof. Dr. Adolf Wagner, Oberlehrer J. Wenzel, Prof. Dr. Wid herausgegeben von Dr. Georg D. H. 17. Lieferungen à 10 Bogen, Berlin 87, à 20 X. Verlag von Carl Ernst Pöschel, Leipzig 1905. — Von Jahr zu Jahr wächst die kaufmännische Literatur, d. h. die Summe dessen, was man wünscht, daß es der Kaufmann wissen möchte, an, ohne daß ein Ende absehbar wäre. Sollte jemand alles das, was ihm auf diese Weise geboten ist, von ihm verlangt wird, in sich aufnehmen, so würde ihm für seine Berufstätigkeit kaum noch Zeit übrig bleiben. Er kann sich also nur darauf beschränken, neben dem das praktische Können ergänzenden Fachwissen sich so viel weitere Kenntnisse anzueignen, als nötig sind, um ihn auf eine bestimmte Stufe der Bildung und gesellschaftlichen Stellung zu heben. Für den Geschäftsmann kann es sich nicht um eine Hunderte von Bänden enthaltende Bibliothek handeln; er muß das Wissensversteck im engsten Rahmen vor sich haben, um in seiner beschränkten Mußezeit den größten Nutzen daraus ziehen zu können. Ein solches Werk ist das oben genannte, dessen 1. Lieferung uns vorliegt und das in sieben Lieferungen vollständig sein soll. — Nach einer kurzen Einleitung betreffend die kaufm. Berufsbildung und die Handelslehren enthält die Lieferung in einem ersten Abschnitt die Wirtschafts- und Handelsgeschichte. Ziele zerfällt wieder in folgende Abhandlungen: A. Abriss der allgemeinen Wirtschafts- und Handelsgeschichte, beginnend mit der älteren Steinzeit, das Altertum, das romanisch-germanische Mittelalter, das Zeitalter der Entdeckungen und überseeischen Kolonisation (15. bis 19. Jahrhundert) und die volkswirtschaftlichen Strömungen der jüngsten Zeit, sowie den Merkantilismus im 16. bis 18. Jahrhundert umfassend. B. Handelsgeschichtliche Monographien: Straßen, Eisenbahnen und Schifffahrt, die Entwicklung des Postwesens, ein Abriss der Bankgeschichte und die Entwicklung des Versicherungswesens. — Ter 2. Abschnitt beschäftigt sich mit den Grundbegriffen der Nationalökonomie und bringt nach kurzer Erklärung der Grundbegriffe (Bedürfnis, Güter, Wert, Birtschaft) A. die Geschichte der Nationalökonomie (Merkantilismus und Kommunismus), B. Grundzüge der Volkswirtschaftslehre (Güterzeugung, Produktionsfaktoren und deren Zusammenwirken in Handelsgesellschaften und Genossenschaften). Die Genossenschaftsunternehmungen finden ihre Fortsetzung in der 2. Lieferung. Der Name des in weiten Kreisen bekannten Heraus-

gebers, der in seltener Weise theoretisches Wissen und praktisches Können in sich vereint, und die Namen der Mitarbeiter berechtigen zu der Hoffnung, daß das vom Verlag auch äußerlich trefflich ausgestattete, jeder Bibliothek zur Seite stehende Werk bald wird: „Das Buch des Kaufmanns“.

Ha.

R. Pratts doppelte italienisch-amerikanische Buchführung für Fabrikgeschäfte unter besonderer Berücksichtigung der Verwaltung derselben. Verlag von Otto Neigel, Leipzig-R. — Durch die Umfahrungen, die am Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbetätigkeit stattgefunden haben, mußte notgedrungen auch die im Jahre 1504 von dem italienischen Mönche Lucas Paciolo erfundene Form einer mathematischen Darstellung der Geschäftsvorgänge in Großhandel eine Anpassung an die neuen Verhältnisse erfahren. Bis dahin konnte daher das Material für den Unterricht in Buchhaltung an Handelsschulen nur aus dem Geschäftsbereich des „Kaufmanns“ und nicht des Gewerbetreibenden oder des Fabrikanten genommen werden. Da nun aber durch das Handelsgesetzbuch auch Gewerbetreibenden unter gewissen Voraussetzungen Kaufmannsenschaft zugesprochen ist, so hat es sich ein Bedürfnis für gewerbliche und technische Betriebe mit Notwendigkeit ergeben, die kaufmännische Buchführung auch auf diesen Gebieten anzuwenden und nicht die einfache, sondern die mathematische oder doppelte oder italienische Form zu wählen. Es müßten jetzt Rechnungen oder Konten aufstehen, die im bisherigen Handelsbetrieb mit Kolonialwaren nicht erforderlich waren. Das Prinzip der „doppelten“ Buchhaltung konnte jedoch auch dadurch nicht gelöst werden. Auch die Anwendung auf den Einzelhandel der Handelslehre hat nichts darin geändert. (Vergl. Augsburg, Kaufmann, Buchführung zunächst für die Handelslehre.) Der Verfasser hat die vorhandene Lücke angefüllt und seinem Lehrbuche den Geschäftsgang einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu Grunde gelegt und zwar den Betrieb einer Maschinenfabrik. Das ist etwas Neues, bis jetzt sind nur Geschäftsgänge für Zentrifugalmaschinen zum Verbrauche an Maschinen und für die Landwirtschaft an deren Schulen vorhanden. Das vorliegende Lehrbuch zerfällt in drei Teile: 1. das Aufgabenschema für einen zweimonatlichen Geschäftsbetrieb mit Monatsbilanz und Abschluß; 2) die Beschreibung der hauptsächlichsten Bücher und ihrer Einrichtung; hierbei ist die Eintragung in Tabellenform, die unter dem Namen „amerikanische Buchführung“ Eingang gefunden hat (obwohl sie schon früher von Buchhaltern großer Geschäfte zur Selbstkontrolle angewendet wurde), mit zur Anwendung gebracht. Ter 3. Teil, der zwar nur sechs Seiten enthält, ist für diejenigen, die der doppelten Buchhaltung mächtig sind, der weitaus wichtigste, er beschäftigt sich mit der Verantwortung der Fragen: „Wie übt der Aufsichtsrat industrieller Gesellschaften während des Geschäftsjahres in einfacher und vornehmer Weise Kontrolle aus?“ und „Wie teilt eine vorrichtige und gewissenhafte Direktion die Verantwortung mit dem Aufsichtsrat?“ Es ist in der Form eines den Gesellschaftsberichts ergänzenden Schriftstückes gefaßt, das die Grundzüge enthält, die, vom Aufsichtsrat gemeinsam mit der Direktion selbstgeleitet, für die Verwaltung gelten sollen. Der gebotene, sorgfältig ausgewählte, praktische Lehrstoff und die Art der Bearbeitung desselben (Bildung der Grundbuchungen, Übertragung in die richtigen Bücher,ziehung der Bilanzen, Aufstellung des Inventariums) lassen erkennen, daß der Verfasser ein tüchtiger Praktiker ist. Einen sehr wichtigen Wink erteilt er dem Buchhalter auf Seite 93, indem er sagt, daß bei der Verteilung der Geschäftsvorfälle auf die (toten) Konten die Gleichförmigkeit bei wiederkehrenden Fällen gewahrt bleiben müsse. So selbstverständlich das ist, so wird doch häufig dagegen geübelt und das Bild über die Zusammenfassung von Gewinn und Verlust verhängnisvoll verschoben. Auch die Verwendung der Bezeichnung „Leitredere-Konto“ für das Konto für zweifelhafte Forderungen mag wohl vorkommen, entspricht aber nicht der Bedeutung des Wortes „Leitredere“. Statt „Kontoforrent-Bilanz“ wäre richtiger gesagt: Probe auf den Saldo der gesamten laufenden Rechnungen. Doch diese Kleinigkeiten berichtigenden den Wert des Buches nicht. Direktoren und Aufsichtsräte, Aktionäre, Techniker, Buchhalter und die Gewerbetreibenden können daraus vieles lernen. Es wäre zu wünschen, daß das vom Verleger elegant ausgestattete Buch an höheren gewerblichen und technischen Schulen beim Unterrichte Verwendung fände.

Ha.

Donstag, Donnerstag  
und Sonnabends und kann  
sich nur durch den  
Verleger, die Königl.liche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 3, besorgen lassen.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 68.

Sonabend, den 10. Juni, abends.

1905.

## In der Heimat von Hauffs Lichterlein.

In aller Herrlichkeit hatte vor einer Reihe von Jahren das Pfingstfest seinen Einzug in die lieblichen Täler der rauhen Alb gehalten, Wind und Fröhlichkeit, eine rechte Festtagslaune in alle Herzen gejaubert. Besonders am Morgen des zweiten Pfingstfesttages strahlte die warme Frühlings Sonne so recht freundlich auf die Türme und Dächer der ehemaligen freien Reichsstadt Neulinden hernieder, gleichsam als sei sie angenehm überlacht und freude sie sich über die große Menge von Spaziergängern, welche schon zu so ungenügender früher Tageszeit und im leichten Sonntagsgewand prangend den Ausgängen der Stadt entgegenzogen. Freilich beobachtete die Sonne dieses auffallenden Schauspiel nicht zum erstenmal, wiederholt sich dasselbe ja doch regelmäßig alle Jahre am zweiten Pfingsttage bald nach jener Zeit, zu welcher Hauff seinen „Lichterlein“ schrieb, nämlich nach 1827, welches zugleich das Todesjahr des Dichters wurde, denn seitdem herrscht bis zur Gegenwart die schöne Sitte, daß aus ganz Süddeutschland und noch von weiter her an genanntem Tage zahlreiche Besucher nach den Stätten der Verbannung jenes unglücklichen Herzogs Ulrich von Württemberg wallfahrten, dessen Namen Hauff mit seiner allbekanntesten romanistischen Erzählung ein bleibendes, ehrenvolles Andenken gesichert hat.

Auf einem noch mit knorper Nuten erhaltene Einpfänner, dessen etwas harte Sitze unsere gute Laune jedoch nicht zu föhren vermögen, folgen auch wir dem Beispiele der Volksmenge und fahren zunächst über das holprige Pfähler der lang sich hinziehenden Wälderrücken, betrachten im Vorübergehen die schöne, alte Marienkirche Neulindens und gelangen sodann auf die nach Pfällingen zu führende Kaufstraße. Zu beiden Seiten derselben stehen gesunde, gut gepflegte Obstbäume, welche im reifen Blüthenstande prangen, und überall, soweit das Auge reicht, erblüht es ganze Wälder von Obstbäumen, welche die an und für sich schon so anmutige Gegend zur Blüthenzeit in ein Paradies umzuwandeln helfen. Aber nicht allein die reichsgepflanzten Täler der rauhen Alb, sondern ganz besonders auch deren unwirtliche Höhenzüge verdienen ihren schönsten Reiz dem Obstbau, welchen fleißige Hände ebendortselbst treiben. In diesen Gegenden, da, wo selbst im Sommer eine scharfe Luft weht und der Winter fast drei Viertel des Jahres beansprucht, wo weder Wein noch Hopfen mehr und von Getreidearten an nicht wenigen Stellen nur Gerste oder Hafer noch gedeihen wollen, zeigt sich fast jedes Haus mit Sommerpflanzholz besetzt, und der Reizen, welchen die Bewohner der rauhen Alb, des dieselbe mit umfließenden Schwarzwalddreieck wie ganz Württemberg aus ihrer Obstkultur gewinnen, ist ein mannigfaltiger und sehr bedeutender. In Pfällingen rufen wir kurze Zeit über im historischen Gasthause zum „Tischchen“, alldort ehemals Junker Georg v. Sturmfeder's Glaube an die Treue seiner Geliebten durch die geschmähte Wirtin auf eine so harte Probe gestellt wurde; dann geht es weiter auf der nach Oberhausen und Honau zu führenden Hofstraße. Zu beiden Seiten derselben eröffnet sich unseren Augen der Anblick der schönsten Täler, die, engumgrenzt von bald niedrigeren, bald höher liegenden Hügeln und Berggründen, eine in den leuchtendsten Grün- und Blaufarben geschmückte Wiesen- und Gehölzvegetation zeigen. Dazu weht eine warme, würzige Luft, jubelt zahlreiche Vögel beim Emparsitzen in das reine Aetherblau des Himmels ihre wohlklingenden Weisen, verkünden diesen Wiederkehr je nach ihrer bedeutenderen oder geringeren Begabung noch viele andere gescheitete Naturfänger mehr oder minder melodisch und voranlaut die allgemeine frohe Harmonie der Farben und Töne auch uns, unsere Fröhlichkeit nach Wunschweise in Gefängen anknüpfen zu lassen. Außer unserer lustigen Treibart beleben die Landströme noch viele gleich-

gestimmte Menschen beiderlei Geschlechts zu Fuß, zu Roß und zu Wagen.“ Hier rollt im scharfen Trabe eine Reihe eleganter Chaisen, besetzt mit Aulensöhnen von Tübingen, Stuttgart, Heilbronn usw., welche in den bunten Farben ihrer verzierten Verbindungen glänzen, dahin. Dort fährt in langamerem Tempo ein durch bogenförmig überspannte Birkenreiter angenehm besetzter großer Reitwagen, der biedere Bürgerleute mit sich führt. An einer anderen Stelle sieht man wieder ein Schar vieler Jünglinge etwas in der Weise von Sonntagreitern hoch zu Fuß dem gleichen Ziele zutreiben. Dazwischen hindurch drängt, schiebt und stößt sich eine buntwürfelte Menge Städter und Bauern. Unter letzteren fallen namentlich die Beginger „Mädels“ in ihrer zierlichen, geschmackvollen Crötracht, welche sich aller Mode zum Trotz glücklicherweise noch immer erhalten hat, besonders angenehm auf.

„Wolle de Dame net de Poocht benutze?“ hören wir im Vorüberfahren einen galanten Possiden fünf solcher Begingerinnen, welche Arm in Arm die ganze Straße vorauf unter Scherzen und Lachen dahinwandern, einladend fragen, worauf ihm mit einem derben „Ja, bleibet uns nur vom Leib mit Eurem dreideckigen Poochtstarr“ erwidert wird, was feinerleis ein Entrücken ist. „J bitz m'r fei aus, daß net so heischpferlich dahingegeret wird wo eine königlich Poochtstarr!“ in der Entgegnung hat. „Ach! m'r in Achtstos wittlich fünf Pfund Schwartemage und drei Pfund Schintemurisch beischle, Gott, doch i se mit boim nehma ka!“ ruft dem Schwager eine weitere Schöne nach nach.

Ein Hausen wilder „Müdes“ vollführt zur vornehmsten Erhöhung der allgemeinen Lustbarkeit auf uns förmlichen, aus Baumrinde geknüpften Lutten ein wahrhaft höflichkonzert, unter dessen Grün die kleinen gescheiterten Sänger erschreit und ärgertlich schweigen, die Vorübergehenden aber entweder zu Entsetzen ausdrückenden Lauten sich hinziehen lassen oder durch Singen, Lachen, Schreien und Juchzen sich ihre fidele Stimmung gleichfalls zur Weltung zu bringen suchen.

Eine Straße hinter Honau, hoch oben auf steiler Felshöhe, erhebt sich, schlanke und frei in die Luft ragend, ein ganzes Ziel-punkt unseres heutigen Aufzuges, das reizende Jagdschloßchen Lichterlein, von welchem G. Schwab folgt:

„In einem tiefen, grünen Tal  
Erleht auf ein Fels als wie ein Straß,  
Drauf saß das Schloßchen Lichterlein  
Bergnählich in die Welt hinein.“

Wir wenden uns nun von der Chaussee ab, nachdem wir unter Fuhrwerk verlassen und abgelohnt haben, und beginnen den rechtlich sich abzeichnenden Nebenweg, welcher in breiten Windungen auf ein Hochplateau führt, hinanzustiegen, was uns, obgleich Bäume unsern Weg nicht beschatten, doch manden Schwärztropfen ausstreut. Je höher aber der Wald uns dergang führt, um so lohnender und schöner wird die Aussicht, so daß wir unwillkürlich bei jeder neuen Wendung in einen Ausruf des Entzückens ausbrechen. In doch auch der Blick auf die romantischen Talebenen, aus welchen, gleich schüppenden Wächtern, die meist felsförmigen Berge oder längeren Berggründen sich erheben, ein unendlich reizvoller. Immer mehr nähern wir uns, dabei die an jeder neuen Wendung neu unsern Augen in freigelegter Fülle sich anbietenden Natur Schönheiten bewundernd und mit Begehren genießend, dem Lichterlein, dessen schlanker Turm uns gleichsam

\* Die jetzt von Neulindens aus direkt nach der Station Lichterlein und noch weiter bis nach Schellingsen führende Bahnstrecke war damals noch nicht erbaut. Der Ref.

zum Räderkommen zu winken scheint. Verläufig lassen wir jedoch dieses Bergschloß noch unberücksichtigt und diegen nach rechts auf einen noch steileren Abad ab, welcher uns nach etwa einer Viertelmile auf das ebene Hochplateau hinaufführt. Jetzt freilich hört der angenehme Schatten für einige Zeit auf, denn vor uns liegt eine baumlose Wiese und erst weiterhin beginnt wieder Wald.

Recht begierig sind wir nun doch geworden, das Bild zu sehen, welches uns die Nebelhöhle und ihre Umgebung bieten werden. Wird es auch wirklich Fauffs Beschreibung nichts nachgeben? Nach den vielen Erzählungen über die Wunder der Nebelhöhle und ihrer weit kleineren und weniger interessanten, eist vor einigen Jahrzehnten erdbrachten Schwester bei Gomau, der Olgahöhle, ist das wohl kaum zu erwarten. Schon der aus Laub und Nadelholz gemischte Wald, welcher zur Nebelhöhle führt, scheint den Charakter des Geheimnisvollen zu tragen und macht auf einen tieferen Eindruck. Kein Vogel singt mehr, nur vereinzelte feinstönige Aute einiger Kolbhähen und Meisen werden hörbar. Geräuschlos schreiten wir auf dem bemosten Baldpfade dahin, welcher in Bogenwindungen sich durch das Gehölz zieht.

Da — plötzlich ein leiser Trompetenton! In vielsachen Echo hallt er wieder, bis auf die letzten Tonwellen in der flaren Ferne verschwinden. Die Waldbeimaste ist gestört, denn schon auf der nächsten Kniegebirgung sieht, gleich einer Kreuzspinne im Netz auf Beute lauernd, ein altes Felsweib, welchem in immer länger werdenden Zwischenräumen andere Kolleginnen folgen, da die jedenfalls nicht gering werdende Anzahl der Felsplafabelcher ihnen eine reiche Einnahme in Aussicht stellt. Immer mehr belebt sich der Weg, dessen junctum, aus der Verbindung mit einer aus anderer Richtung einmündenden Gaussee entstandene Breite ganze Reihen von Wägen, deren Bestzer und Insassen die Nähe des Bergleigens scheuten, passieren läßt.

Jetzt eröffnet sich unseren Augen eine breite, schattige Waldwiese und auf ihr ein Treiben, welches in kleineren Maßstabe demjenigen der Messen und Märkte Leipzig, Frankfurt und anderer großer Handelsstädte ähneln. Zahlreiche Schau- und Trinthallen, Karussells, Schießbänke, Schmelzphotographien usw. nehmen den Hauptteil der Wiese in bunter Abwechselung ein. Zwischen ihnen hindurch schreiten Männer in Landknechtsgewandung mit Krantäften, in denen sich die verschiedensten Persönlichkeiten befinden, z. B.: Lichtstein- und Nebelhöhlen-Denkmalen (am grünen Bande zu tragen), Büche von Strauß- und Rehfertern, deren Schtheit wir bewundern, allerhand Unentbehrlichkeiten, wie Schmelzphotographien, Messer, Kamme, Spiegel, Tabakpfeifen, Zigarettenspitzen mit Lichtstein- und Nebelhöhlen-Miniaturbildchen in durchgehobten und mit winzigen Glasbildchen überdeckten Behältern usw. Ordere Photographien von Rentlingen und seiner näheren wie weiteren Umgebung, von Tübingen, Stuttgart und Umgebung, Luftballons, Spielzeug, Glas-, Porzellan-, Stoff-, Schwären u. dergl. mehr werden ferner überall feilgeboten. Ein spekulativer Kopf hat sogar eine schwarz und weiß gefärbte Hütnerebinde zum Verkauf ausgelegt. Über und unter dieser hinweg oder hindurch kriechen und purzeln sechs bide, niedliche Fändchen, ihre hoffnungsvollen Sprößlinge, „gar gismude Gosefeln“, wie mein österrreicher Freund und Wandergelehrte zärtlich bemerkt. Das lebhafteste und interessanteste Bild bieten jedoch die Besucher selbst dar, wie sie im bunten Durcheinander nach den Verkauf, besonders nach den Sp- und Trinthallen drängen oder, mit allem Nötigen versehen, unter den großen Bäumen ihr Lager aufgeschlagen haben. Mit großstädtischer Geizig gekleidete junge Damen mit ihren Begleitern sowohl wie schmucke, blühende Dorfknaben aus Begingen, Bonnoeil und Umgebung in ihren Kleidern, geschmackvollen Volkstrachten suchen mit mehr oder minder zur Schau getragener Kolerette aller Blide auf ihr holdes Ich zu lenken, denn, nebenbei bemerkt, ist die schöne Waldwiese zu Pfingsten ein Stelldichein im großen.

Nachdem wir zur Genüge alles betrachtet und uns ausgerüstet haben, was, kräftig bemerkt, früh gegen 1/10 Uhr geschehen war, lösen wir uns Entrüstet von der Nebelhöhle und treten den kurzen, doch ziemlich mühseligen March nach derselben an. Ein steil bergabführender Weg, welcher, da er reichlich mit Baumwurzeln überwachsen ist, ein vorzügliches Gehen nötig macht, leitet uns durch Gebüsch schnell nach dem Eingange der Höhle. Hier werden die Willens wieder abverlangt und wir hüllen uns zum Schutze gegen die Wassertropfen, welche stetig und reichlich

von den Höhlendeckengewölben herabfallen sollen, und gegen die im Innern der Höhle herrschende kühlere Temperatur in unsere Kleidung ein. Mit Spannung steigen wir sodann eine lange Seitenstreppe hinauf in die Tiefe, begleitet von dem Widerhall, welchen unsere Schritte auf den ausgetretenen Stufen hervorbringen. Wie gebannt bleiben wir jedoch auf einmal stehen, denn das vor uns in der Höhle sich entfaltende Bild ist in höchstem Grade blendend und überwältigend. Tausende und aber Tausende von langen, brennenden Wasserströzen verbreiten ein glänzendes Meer von Licht, welches wir auf den vertieften Felsbildungen, die man sich nur vorzustellen vermag, widerstrahlen sehen. Kaum ragen wir es, einen der schmalen und schlüpfrigen Pfade, welche tief in das Innere der Nebelhöhle führen, zu betreten, so sehr fesselt uns der erste Einblick in ihr geheimnisvolles, feenhaftes Reich. Immer neue Silber strömen sich beim Weiterstreiten unseren Blicken. Wie schon Fauff es schildert, vermeint man, in das Innere eines Domes vorsetzt zu sein, denn Ranzel, Orgel, Altar und schön gewölbte Schmelzboogen, getüßt auf schlanke Pfeiler, scheinen sich zu einer ganzen Domausstattung in der nach links vom vorderen Teile der Höhle abbiegenden tieferen Grotte, einem wirklichen großen Felsentale, zu vereinigen. Die Nebelhöhle besitzt nämlich zwei, je zwei Eile, von welchen der eine etwa 100, der andere nur etwa 80 Fuß lang ist Beide stehen mit der etwa 150 Fuß im Umfang messenden Vorköhle durch zwei nach verschiedenen Richtungen hin laufende Gänge in Verbindung. Diese Gänge vereinigen sich, nachdem sie über die beiden Felsentale hinausgegangen sind, wiederum nach einer Umlängenausdehnung von ungefähr 200 Fuß in einer gemeinsamen hinteren Grotte. Die ganze Länge der Nebelhöhle beträgt etwa 577 Fuß. An den Deckenwölbungen, überhaupt an jeder Felsbildung hängen Milliarden von Tröpfchen herab, welche wie Rubine, Smaragde, Lapale, Amethysten und andere Edelsteine im Regenlichte funkeln, allem einen mächtigen Glanz verleihen. Weiter und weiter geht der Weg; bald führt er bergauf zu steilen Anhöhen, bald bergab in eine, gleich prächtige Lichtwelt gezeigte Tal. Dem Wäghastigen von uns läßt es keine Ruhe; er muß auch noch die schmale Steiler ertönen, welche hinaufführt zu jener Felsentale oder einer Art kleiner Felsenlammer, in welcher Fauff den gekleideten ebenen Herzog Ulrich in schauriger Einsamkeit und fast gänzlich der Finsternis bangt und entbehrungsreicher Wochen verbrachten läßt. Sollte Herzog Ulrich hier wirklich so lange haben haften können? Kaum erhebt uns das als möglich, denn nicht als trocken und geräumig, wie Fauff uns diesen Raum schildert, sondern als ein enges, feuchtes, schmutziges Loch zeigt sich uns derselbe und kaum vermöchte in ihm wohl längere Zeit über ein Mensch zu leben. War doch außerdem damals die Nebelhöhle noch nicht durch gebauet, von Seitenbarrieren eingefaßt und geschützt sowie mit Sägelpänen bestrichene Wege, die das Ausgleiten verhindern sollten, gangbar gemacht. Auch beleuchtete sie ferner noch nicht ein solches Flammenmeer der fast zahllos erscheinenden, auf den Wegebarrieren befestigten Kerzen, sondern es umgab unheimliche, vorübergehend vielleicht durch einige Fackeln an den gerade befristeten Stellen nur schwach erlebte Finsternis jeden Besucher ihrer unglücklichen Grotte und vermehrte die Gefahr des Ausgleitens von den schlüpfrigen Felsvorsprüngen in bodenlos tiefe und die Höhle zahlreich durchkreuzende Schluchten. Ein Föhlen läßt uns über den Räden, malen wir uns solche Situation, wenn zwingende Verhältnisse sie wirklich geduldet hätten, weiter aus und — so schön und wunderbar ist auch das Verweilen in diesem unterirdischen Palaste bei jetzt erschienen war, unsere jugendlich-normbildenden Herzen können sich wieder hinaus, fort von dem das Auge allmächtig ermüdenden blendenden Lichterglanz und aus dem Bereiche der immer unangenehmer sich fühlbar machenden Kühle. Wir schreiten daher ruhig wieder zurück und gelangen auch glücklich, ohne auszuhilfen, bis vor den Höhleneingang.

Doch von der Eingangsstreppe herab blickt uns von neuem helles Sonnenlicht freundlich und hoffnungsbekend entgegen. Bald werden wir wieder den Gefang der Vogel fester das Klauseln der Waldbaumblätter aus neue hören. Noch ein letzter Blick auf die Pracht im Reiche der Sonnen, dann tapfer hinauf, wieder an das Tagelicht.

Goldes glänzt die Frühlingssonne durch das frischgrüne Laub der Bäume, jitzterbe Streiflichter auf den bemosten Waldboden und — auf das klare Wasser in zahlreichen Wald-

feine jugendlichen Cuellnymphen, sondern fast ausnahmslos recht besagte Mütterchen — wie ein Immortellenkranz den Hölleingang umgeben, um mit freundslichem Grinsen und gegen ein bescheidenes Entgelt allen Schmutz von dem Nebelböhlengaste abzuwaschen. Das ist auch sehr gut, ganz besonders bei allen benjennigen, welche es sich nicht verlagten konnten, recht viele Winkel, Klüfte, Spalten und Löcher der Höhle zu „durchfließen“ — vielleicht in der stillen Hoffnung, einen irgendwo verborgenen Höhlenfisch entdecken zu können. Diese Wabegasse tragen jetzt bei Tagesbeleuchtung ein so nebelhölmlingsmäßiges Kuckere zur Schau, leben nach Verjährung aller der alten „Schwermüher“ so ganz besonders „grünlich“ aus, daß eine recht gründliche Reinigung bei ihnen ganz sicher am Platze sein dürfte.

Unterdessen ist es Mittag geworden und auch wir raffen einige Zeit, um sodann nach dem Lichtenstein einen kurzen Besuch abzuklaten. Denselben Wiesenzug, welchen wir gekommen sind, geben wir wieder zurück, jeß jedoch streng die Richtung einhaltend, welche uns der Lichtenstein anzeigt. Obber und höher fährt uns der Weg, bis wir vor dem in der Waldsteinstraße östlich gelegenen Festsaal anlangen, wobei sich die Frau Förstlerin mit einem Schoppen „Roten“ aufwartet. Alsdann gehen wir in den Schloßpark hinab, der kleinen Zugbrücke zu und können uns dort gerade einer Festlichtfabrik Zünder Studenten anschließen, welche, vorsichtigerweise, sich mit Einlichtarten versehen haben, was wir nicht aus Unwissenheit, sondern aus Bequemlichkeit und in der Hoffnung, bei dem heutigen großen Andrang von Besuchern auch so sich durchzuschleppen zu können, unterlassen haben. Es wird auch am zweiten Pfingstfeiertage nie so genau genommen; zu anderer Zeit freilich müßte man unvortheilhaftig Sache wieder umkehren, denn nur solche, welche sich in Stuttgart Eintrittsbilletts zum Lichtenstein verschafft haben, werden in genanntes Schloß eingelassen.

Wie der Herrschafts das Schloß besichtigt, jeiß i Ge de große Trinkhalle, doch nicht aber halt bei Sauffläßel“ — diese Bemerkung — „sich bezeichnend Seitenblick gelten den Herren Studenten — „sich bezeichnend so, weil v'rinne e Hause alte Trinkgefäß“ aufgestellt ist“, so fährt uns der bieder Schloßverwalter in sein Reich ein. Wir folgen ihm durch die Schloßanlagen nach dem bezeichneten Gebäude. Im Parterre desselben befindet sich eine interessante Sammlung von Schußwaffen aller Art, von der unfermlichen Donnerbüchse bis zum modernen Gewehr; mehrere alte, schwerfällige Kanonen, welche noch der Zeit, die die Lichtensteintage behandelt, stammen, verschiedene Pistolen, Revolver usw. alter und neuer Konstruktion sind zu sehen. Im Trinksaal, nach welchem eine Treppe führt, geben zahlreiche uralte Trinkgefäße ein reichhaltiges Bewußtmaterial von der Kunstfertigkeit unserer Vorfahren ab. Große, dickbauchige Pumpen aus blau und braun verziertem Steingut mit schweren, teilweise sehr kunstvoll gezeichneten Gold- und Silberdeckeln, große und kleine Seidel, Becher u. dergl. stehen in geschmackvoll geordneten Gruppen rings umher auf einer großen Gallerie. Derbe Trint- und Krastsprüchlein im Geschnad der alten, wackeren Herrn ziehen die meisten von ihnen. So lesen wir auf einem besonders stattlichen Pumpen die varenenden Worte: „Vieles Trinken macht den Leib schwer.“ Wie oft mögen in früherer Zeit alle die funkelnden Geräte dieser Trinkhalle im fröhlichen Kreise tapferer Ritter geleert worden sein! Weiter folgen wir unserem Führer nach dem eigentlichen Lichtensteinschloß. Dasselbe erhebt sich leicht und zierlich auf einem felsenrecht schroff und steil aufragenden spigen Felskegel und wurde ebenfalls, auf dem Grundmauern des ehemaligen, 1802 als baufällig abgetragenen, mit Pausß Lichtensteintage erworbenen Schlosses, innerhalb der Jahre 1838 bis 1842 erbaut. Das

gebäude im Auftrag des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Urach, Grafen von Württemberg, durch den im Jahre 1865 im Alter von 78 Jahren verstorbenen, rühmlichst bekannt gewordenen Oberbaurat Karl Alexander Heideloff. Eine höhere Zugbrücke führt über die breite, den Felsen vom zusammenhängenden Bande trennende Klüft und wir treten, nachdem wir die Freitreppen erklommen haben, in die große Waffenhalle ein. Hier hat Herzog Wilhelm nach und nach eine reiche Sammlung aller Arten von Waffen und Rüstungen aufgesammelt, was ihm, denn es sind viele wahrhaft prächtige Stücke darunter, seine geringen Schwierigkeiten und Kosten verursacht haben mag. Die kleine, durch schön gemalte Glasfenster rund beleuchtete Burgkapelle stimmt das Herz recht anhängig; wie oft mag das Schloßfräulein der Sage, die schöne Marie von Lichtenstein, in ihrer ehemaligen Kapelle Gott um Schutz für ihren geliebten Junker Georg von Sturmleber und seinen erlauchteren Gönner angefleht haben! Das ganz so, wie es zur Zeit des alten Lichtenstein gewesen, restauriert und neu eingerichtete große Speisezimmer mit schwarz und weiß gestültem Fußboden, mit ebenfalls fast bemalten Fenstern und einer gebiigenen Ausstattung, unter welcher ein von der Decke herabhängender, etwa 4 Fuß hoher Gampagnerfisch ganz besonders ins Auge fällt, wird weiter besichtigt. Daraus kommen an die Reihe die Gemäldesammlung, der Ritteraal, das Königs-, Wappens- und Musikzimmer sowie noch viele andere Gemächer, welche uns mit ihrem reichen Inhalte außerordentlich fesseln. Dieser besteht in schönen Gemälden, Tapestrien berühmter Männer, einem Klavier mit Glockengläute u. a. m. Die schönste Aussicht bietet, wenn man auf die nach oben höher, unter dem etwa 120 Fuß hohen Turme sich ausbreitende Felsenstiege verzieht, das Fremdenzimmer des Schloßens dor, und zwar beßerricht dieselbe ein Tal, welches zu den größten Schönheiten der Alb gehört. Hier könnte das Panorama, welches sich hier dem Auge bietet, wohl jemals vergeßen!

Von dem schroffen Felsen herab mißt es eine Tiefe von etwa 800 Fuß, in welcher sich eine von den Strahlen der Abendsonne durchschneidet Talwiese, die der muntere Waldbach, die Schöps, durchschneidet, hinzieht. Rechts und links von bewaldeten Bergen begrenzt, erstreckt sich das genannte Tal etwa 1½ Stunden weit in das Land hinein und ist von den zwei mit ihren Häusern und Kirchdörfern lieblich aus dem frischen Grün hervorzugetragenen Dörfern Honau und Oberhausen, in weiterer Ferne von Pfullingen sowie mit schänden Obstplantagen besetzt. In der Höhe befindet sich schroffes, bewaldetes Bergland, welches im äußersten Horizonte abgegrenzt wird durch einen im bläulichen Schimmer ragenden Bergkegel, die Achalm bei Reutlingen. Ja sogar ein Teil des Neckarlandes ist, allerdings schon ziemlich verschwommen, dem Auge noch sichtbar.

Die herausragenden Abendfanten malzen zur Rückkehr und feierliches Abendläuten dringt durch die Stille. Sie nicht an den Rand des Felsens, einige hundert Fuß östwärts vom Schloße, lenken wir noch unsere Schritte. Da erhebt sich, frei auf einer über das Tal hinausragenden Steinde, das einfache Denkmal des Sängers von Lichtenstein, Wilhelm Hauff. Hier, an dem Lieblingsplatze des Dichters, steht es. Nur die muntern Sänge des Waldes leisten ihm Gesellschaft und scheinen durch ihre Wieder dem liebenswürdigsten, leider schon im Jünglingsalter entschlafenen edlen Sänger noch jetzt dafür danken zu wollen, daß er viele Perle der Romantik in seiner poetischen Erzählung der Nachwelt aus dem Geiste hat. Geiriffen hat er der Freiheitliebe des Augenblicks schauen auch wir voll innigen Dankbarkeitseifers in dem Bilde des geliebten Dichters empor und legen lobend schweigend die bescheidene Gabe des Wanderers, einen „nachdem, unterwegs gemundenen Waldblumenkranz, als Abschiedsgabe am Denkmal nieder. E. Z.

### Bücherbesprechungen.

— Mayer, G. W., D. Dr. Professor der Theologie an der Universität Straßburg i. E., Christentum und Kultur. Ein Beitrag zur christlichen Ethik. Gr. 8. 63 S. 1,40 M. Berlin, Kromwitsch & Sohn, Verlagshandlung. — Das Verhältnis zwischen Christentum und Kultur ist sehr verschieden beurteilt worden. Hat es doch bis in die Gegenwart nicht an Stimmen gefehlt, die das Christentum geradezu als kulturfeindlich hingestellt und einen Kulturkampf dagegen für angezeigt erachtet haben. Daneben geht eine andere Meinung her,

die das Christentum im praktischen Leben als nicht durchführbar daher als unpraktisch und als einen Fremdkörper neben der fortschreitenden sich hochentwickelnden Kultur hinstellt, jedenfalls als nicht geeignet, der Kulturbewegung Richtung und Norm zu geben. Der Verfasser steht auf anderem Standpunkt. Wir müssen es ihm dank, daß er die im vorigen Herbst bei dem durch den Zentralausschuß für Innere Mission veranstalteten apologetischen Instruktionsturnus zu Berlin gehaltenen Vorträgen in der vorliegenden Broschüre veröffentlicht. Sie finden in der Tat ein beachtenswerter recht zeitgemäßer Beitrag zur christlichen Ethik, der in popularisierender Form weitesten Kreisen zugänglich gemacht

wird. Wert und Aufgabe der Kultur wird es sein, unsere natürlichen Lebensbedürfnisse auf die beste Weise zu erfüllen. Ihre Arbeit reicht nicht an das religiös-sittliche Leben heran, das vielmehr als Ergänzung hinter ihrer Praxis steht. Hier ermöcht der Kirche Aufgaben, die keine andere vollziehen oder staatliche Institution übernehmen und vornehmen könnte. Was S. 24 f. über die Möglichkeit und Notwendigkeit des Krieges gesagt ist, wird so sich freilich kaum halten lassen; ihn doch vom Gesichtspunkt des Schicksals Beschloer, also aus dem Prinzip der Liebe zu rechtfertigen, ist nur in seltenen Fällen der Wirklichkeit entsprechen; er gehört mehr unter den Gesichtspunkt des Rechts, als unter den einer „Liebeshandlung“, welche die Form einer „Methode“ jumeilen annehmen müßte. D. K.

— Weidreden von Lie. Dr. J. Häling, Pfarrer zu St. Johannis in Leipzig. Leipzig, Friedrich Janke. 1908. 1. K. — Ohne jedes einleitende Wort erscheinen hier 30 Weidreden, wie sie in Abendmahls-gottesdiensten gehalten worden sind; sie müßen also für sich selber sprechen. Und das tun sie in der That. Wer überhaupt Weidreden liest, der wird dieses Heft kaum beiseite legen, sobald er nur die erste gelesen hat, bis sie alle gelesen sind. Diese Überzeugung sprechen wir in bedächtiger Erwägung aus ohne jeden Vorbehalt eines schnell begüterten Welters. Denn wir bekämpfen ganz taueleise auf von solchen Vertretern, die sich sofort bemüht werden, daß sie einen anderen Standpunkt einnehmen als der Bei hier: sie werden sie trotzdem auch zu Ende lesen, weil der Wert dieser die Seelen durchforschenden und doch wieder freundlich erquidenden Ansprachen sich auch ihnen unabweiöbar aufdrängen wird. Zunächst hat der Verfasser die Aufgabe trefflich gelöst, für deren Lösung noch nicht viel geliehen ist, die sich aber nach den gegenwärtigen kirch-gemeinlichen Verhältnissen gar nicht mehr zurückziehen läßt. Weidreden zu halten, die zugleich Abendmahlsreden sind. Mag man gegen diese Gestaltung der Redebatung manches einzuwenden haben, sie wird doch ihr gutes Recht behaupten gegenüber der Tatsache, daß in vielen Gemeinden seit langer Zeit eigentliche Abendmahlspredigten überhaupt nicht gehalten worden sind, oder höchstens eine im Jahr, am Gründonnerstag, vor ziemlich leeren Bänken. So wird auf diese Weise doch wenigstens wieder vom Abendmah! gepredigt, wenn auch nach anderer Ordnung als früher. Weiter verfährt der Verfasser streng nach dem Grundsatz, daß auch für diese neben-gottesdienstlichen Reden die Beziehung auf das Kirchenjahr, ja möglichst auf den bestimmten Tag selbst gehalten wird. Auch das ist bekanntlich ein fruchtbarer Punkt. Aber der mit seiner Gemeinde vertraute Pastor weiß, daß, wenn sie überhaupt je anders vorhanden war, so sicher in unserer Zeit eine Bibleseminaris weiterer Stelle nur in der Form der Perikopen-Kennntnis vorhanden ist. Hier läßt sich anknüpfen mit einiger Aussicht, bei vielen Zuhörern Empfänglichkeit für das Lernwort vorzufinden. Endlich aber liegt der Hauptwert dieser Idee in einer kleinen Meisterschaft, das echte Geangetium zu predigen. Eine wie die andere von diesen Weidreden zeigt eben-sowohl den bürnherzigen Seelsorger, der jeder, auch die tief-verschuldeten Seele Frieden bringen möchte, wie den erfahrenen Seelenkennner, der in innerer menschlicher Emd reichlich hinein-geliebt hat und aus dieser Erfahrung heraus in einer Weise zu reden versteht, die über die herkömmliche Darstellung von menschlicher Sünde und Schwachheit weit hinausgeht. Geistliche, die noch lernen wollen, mögen zu diesem ausgezeichneten Lehrmittel greifen, und Gemeindeglieder, die sich nach Trost und Freude sehnen, sollen hier lachen, um zu finden. B. K.

— Predigten über das christliche Leben von Ober-pfarrer D. Ernst Ergander. 6. Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung (Marz Gröffe). 2,50 K. — Im Jahre 1896 (Leipzig, Jg. Nr. 107) haben wir die vierte Auflage dieser Predigten besprochen. Es ist der zweite Abdruck seitdem, der uns hier vorliegt; denn irgend welche Abänderung hat, soviel wir sehen, nicht stattgefunden. Wir haben damals auf den Plan hingewiesen, der den Verfasser bei der Zusammen-stellung dieser Predigten geleitet hat. Es lagen ihm fünf Predigten vor, in denen die betreffenden Abschnitte aus dem Kolosserbriefe (3, 1—17 und 4, 2—4) ausgelegt waren, die vom christlichen Leben im allgemeinen Sinne handeln. Hier war die Rede von dem Trachten nach der Erneuerung, von diesem inneren Ereignis selbst, von seiner Schönheit, von seiner Aufrecht-erhaltung durch die Gemeinschaft Christi im Gebet. Wie eine Überschrift über diese Betrachtungen stellte dann der Verfasser eine Predigt von der Wiedergeburt auf Grund von Joh. 3, 1

bis 8 an die Spitze und fügte sieben weitere Predigten hinzu, deren Inhalt als weitere Ausführung und Ergänzung des Gesagten angesehen werden konnte. Darunter finden sich eine Abendmahlspredigt über die Ladung zum Herrn des Christentums, eine Weidmatspredigt über die Christliche, eine Karfreitag-predigt über die ewige Gemeinschaft mit dem Fürsten des Lebens und andere. So bildet die Sammlung ein Ganzes, in dem das christliche Leben nach seinen verschiedenen Seiten hin beleuchtet wird. Wie wir früher oft ausgeprochen haben, läßt sich aus Erganders Predigten viel lernen, und wenn selbstverständlich seine hohe Stellung in der preussischen Landeskirche zu dieser außer-ordentlichen Verbreitung seiner Sammlungen viel beitrug, so sind sie diese reichliche Benutzung entschieden auch wert. Sie beregen in sich den Ertrag eifriger Studien und gelegentem Sinnens über Gegenwart und Zukunft der Christenheit. B. K.

— 32 Ansprachen und biblische Andachten für höhere Schulen von E. Kaiser, Seminaroberlehrer. Christoph Steffen, Leipzig. 1. K. — Es soll nicht Kleinigkeitstrümerei sein, sondern es gehört zur Beurteilung dieses Buches, wenn wir sagen, daß bei seiner Herausgabe, gelinde gesagt, die erforderte Sorgfalt nicht angewendet worden ist. Diese Ansprachen knüpfen ja nicht alle an Bibelstellen an, wie das der Titel auch andeutet; aber die meisten beziehen doch auf solchen, und so hat der Leser selber einen Anspruch darauf, zu erfahren, wo diese betreffende Stelle steht. Diese Angaben sind aber keineswegs immer genau; bei einem Spruch aus Jesajas läßt sich der Verfasser überhaupt nicht die Mühe genommen, nachzuschlagen, wo er steht; die be-kannte Stelle aus der Bergpredigt soll laut Ansprache Nr. 2 lauten: „Sehet die Ähren und den Mohn auf dem Felde; das härtste Getrad aber ist, daß unter der bekannten Sentenz: Selig sind, die da Heimweh haben, treuerzög steht: So tröstet die heilige Schrift. Es findet sich noch manches Andere in dem Buchlein, das einen auf den Gedanken bringen könnte, der Ver-fasser halte diese Sentenz wirklich für einen Bibelpruch. Solche Wahrnehmungen schädigen nur die oft ausgeprohene Ansicht, daß solche Ansprachen und Andachten möglichst nur Theologen anvertraut werden möchten, zu denen der Verfasser sicher nicht gehört. Was den Inhalt anlangt, so findet sich da wohl manches Gute; aber der Gesamt-eindruck ist, daß der Verfasser sich von der modernen religiösen Literatur hart hat beeinflussen lassen, ohne doch ihr gegenüber eine selbständige Stellung einzunehmen. Das führt zu allerlei Unklarheiten, auf die wir hier nicht eingehen können. Als Beispiel dienen die Auslegungen zu dem klassischen Ausspruch apostolischer Demut: Nicht daß ich es schon ergrüben habe usw.; je beginnt: Der Apostel gibt zu erkennen, daß er mit den Erlägen seiner Wirkamkeit nicht zufrieden ist. Das ist zweifellos richtig, aber, so ausgedrückt, wie eine Profanierung eines heiligen, geisterrüllten Satzes. B. K.

— Reich oder Kette? Ein Wort an Abendmahls-Gäste und -Gegner. Von Hermann Josephson, Pastor prim. an U. E. Frauen in Bremen. Stuttgart, Geiner & Pfeiffer. 40 S. — Der Wert dieser Schrift liegt hauptsächlich in der möglichst getreuen Wiedergabe aller der Stimmen, die sich in dieser Angelegenheit etwa bis zum Schluß des Jahres 1903 für oder wider erhoben hatten. Ein Nachwort führt dann diese Zusammenstellung bis März 1904 weiter. Wem also daran liegt, alle die Gründe und Gegengründe kennen zu lernen, wie sie teils ruhig und sachlich, teils mit großer Leidenschaft vor-gedracht worden sind, der wird hier den wesentlichen Stoff be-stimmen finden. Dabei kommt für einen Leser, der der Sache selbst leidenschaftlos gegenübersteht, wenig darauf an, welchen Standpunkt der Verfasser für seine Person einnimmt; es ist der der ausgeprochenen Parteinarahme für die Einführung der Einzel-tische. Es muß in unserer Zeit liegen, daß die schlichte, vernunft-mäßige Unter-suchung und Entscheidung einer Frage kaum mehr möglich scheint. Auch hier wird für das erstrebte Ziel in den stärksten Ausdrücken der Begeisterung und Entrüstung gekämpft, als ob es sich um das Heil des ganzen Volkes handelte. B. K.

— Friedr. Mung, Verborgene Klippen oder die weltlichen Vergnügungen in der Wagkale des christlichen Gemüßens. 127 S. Geb. 1,50 K. Verlag von Carl Fricke, Konstanz. — Sehr frisch und anfassend geschrieben vom Standpunkt evangelischer Lebensauffassung ohne Eng-herzigkeit; besonders jungen Leuten als Wegweiser mitzugeben. In der Absofrage vertritt der Verfasser die absolute Ab-linung. D. K.



Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 69.

Dienstag, den 13. Juni, abends.

1905.

## Adolf Stern zum hiebzigsten Geburtstag.

(14. Juni 1905.)

Von Heinrich Köhner.

Wenn unsere Schaffenden ins biblische Alter kommen, dann müssen sie stillhalten, wenn ihre Zeitgenossen die „Summe ihrer Erfindung ziehen“. Stehen wir schon unter dem Zeichen der Ebedarkeit, so ist es Ehrenpflicht und Diespflicht zugleich, nicht hinter dem Berge zu halten, wenn die Reihe an die kommt, deren Lebensarbeit und Lebensertrag wir für einen wesentlichen Bestandteil der Kulturleistung der vergangenen Jahrzehnte auf einem bestimmten Gebiete unserer Väterzeitentwicklung halten. Betroffen lassen wir den 14. Juni dieses Jahres nicht vorübergehen, ohne dessen zu gedenken, der an ihm in rüstiger Frische sein hiebzigstes Lebensjahr vollendet. Adolf Stern, der für so viele geistig Schaffende den richtigen Weg zur Erlangung ihrer innersten Wesens gemiesen hat, darf erwarten, daß an seinem Feiertage auch sein Bild vor den Mitlebenden aufgerichtet werde, wie es die zu erkennen glauben, die nicht nur gemocht sind, an seiner Hand in das innerste Wesen dichterischer Persönlichkeiten einzubringen, sondern auch in seinen eigenen Dichtungen leben und vor allem dem Menschen näher zu treten das Glück gehabt haben.

Es war im Juli vorigen Jahres in Dresden, als Adolf Stern mir, dem so viel Jüngeren, Anstrebenden in den schattigen Baumgängen des Japanischen Palais von der entscheidenden Wendung seines Lebens erzählte, die ihn schließlich in der sächsischen Hauptstadt festhielt in der Stellung, die die erste Etappe zu der heute längst erliegenden und behaupteten Höhe bildete. Für eine Doppelpogung wie die feine der denkbar günstige Ort des Wessens. Die dichterische Neigung und Betätigung wäre in dem Zunftmilieu einer Universität nur unter schweren Kämpfen und Kämpfen — wie die Dinge nur einmal liegen, und damals 1868 noch mehr ungünstig lagen — zu behaupten gewesen; die wissenschaftliche Arbeit dagegen konnte, wie das glücklicherweise im Charakter der Technischen Hochschule liegt, viel innerlich in Berührung mit dem Leben selbst gehalten werden: und so war eine stärkere und weitergehende Wirkung der gelehrten und lebenden Tätigkeit von vornherein ermöglicht. Natürlich blieben Kämpfe um die Anerkennung der inneren Berechtigung einer so persönlich bedingten und nur nach den in der Persönlichkeit liegenden Bedingungen sich entwickelnden Lebensarbeit nicht aus, und Adolf Stern hat um seine dichterische wie wissenschaftliche Selbstbehauptung hart ringen müssen; aber ich möchte sagen, das Motiv so vieler seiner Dichtungen ist auch das seines Lebensganges gewesen: es lag in ihm, daß sich alles so gestalten mußte.

Auch der Ort, der ihn festhielt, war von vornherein für seine Lebensleistung von Bedeutung. Es ist hier nicht nur die literarisch und künstlerisch gefärbte Atmosphäre der sächsischen Hauptstadt an sich in Anschlag zu bringen, sondern die an bestimmten Personen und Strömungen gebundenen geistigen Verhältnisse jener Jahre: hier hatte Nietzsche gewirkt, hier Ludwig Richter sein Jodel gelebt, hier hatte vor allem Otto Ludwig dem noch mit sich selber Ringenden den Weg zum poetischen Realismus gemiesen und ihm dadurch zur Dichtung und Kritik den entscheidenden Anstoß gegeben. Richard Wagner's Wert hatte hier begonnen, und an Gustav Wegner's zu allem, was nicht unmittelbar der Zeit diene, konnte dem Ererbenden das eigene, auf Erlösung des ganzen Lebens gerichtete Wesen nur noch deutlicher werden. So bedeutete Dresden eine Art Programm für Adolf Stern's Lebensarbeit: Berührung mit lebendiger, auf gesunder Grundlage ruhender Kunstübung, Gegenlag zwischen der lauten, dem Tage dienenden Tenben-

literatur und jener nur auf die Erlangung des wirtlichen Lebens in seiner Mannigfaltigkeit, in seiner Höhe und Tiefe gerichteten Dichtung, die jetzt von dem Vorn übertritt, ihre Zeit erwarten konnte, freilich auch mußte. Darin lag Ausgangspunkt und Ziel zugleich für Stern's Tätigkeit. Wurzel im poetischen Realismus der fünfziger und sechziger Jahre hat er diese lösliche Überlieferung nicht nur getüht, sondern sie in den Gang der deutschen Literaturentwicklung als den Weg bestimmend eingetüht.

Das alles hat sich natürlich nur allmählich herausgearbeitet und ist erst sehr allmählich der Ration zum Bewußtsein gekommen. Das Eintreten für Hebel, mit dem Ad. Stern noch im Briefwechsel gehalten hatte, und für Otto Ludwig bedeutet den ersten Schritt auf diesem Wege. Es ist eine geistliche Tat, durch welche ein Umschwung in dem Entwicklungsstande der deutschen Literatur vorbereitet wurde, und es muß betont werden, daß lange vor dem gemessenen Zurückbleiben auf Hebel und Ludwig durch die Jünglinge Ad. Stern diesen Weg gemiesen hatte und es des langen Umweges über das Ausland zu unseren großen Realisten gar nicht bedürft hätte.

Schon bei diesen Bemühungen zeigte sich, wie abhold Stern dem gemessenen Ummerten von einer Richtung zur anderen in unserer Geistesentwicklung gegenübersteht. Der Zug zur organischen Ausgestaltung vorhandener lebender Reime und Ansätze gilt ihm überall mehr als alle Energie, die an die Durchführung neu aufgestellter Programme gesetzt wird. Wie er selbst aus der alten Zeit in die neue hinübersteht ohne gewalttätige Sprünge der Entwicklung, so mußte sich doch auch aus dem Alten das Neue organisch herausentwickeln lassen, wenn man nur überall jene Erscheinung in ihrer Eigenart faßte und nicht von außen Gesichtspunkte an die Dinge heranbrachte, die nicht im Wesen derselben begründet waren. Daraus erwuchs natürlich zu Zeiten ein fühlbarer Gegenlag gegen die ungebildigen Führer neuer Bewegungen: aus seiner auf das Ganze des Entwicklungsganges gerichteten Betrachtung heraus konnte er den leidenschaftlichen Forderungen der Jüngeren von den achtziger Jahren ab eine allgemeine Verbindlichkeit nicht zugeben, und er hat von da ab mit ihr zu erkennen der Absicht für zweierlei gewirkt, für gerechte Würdigung der dichterischen Einzelpersönlichkeiten und für deren Einbringung in den geschichtlichen Verlauf des allgemeinen literarischen Lebens. Natürlich nach links wie nach rechts nicht jedem zu Danke, aber seiner ganzen Art getreu als ein Schöpfer des Kostbaren, das jede Zeit hervorbringt, für die Nachlebenden ein möglichst umfangreiches Bild so vieler rätselhafter und umstrittener dichterischer Erscheinungen hinstellend. Darin liegt für mein Empfinden ein zweites Hauptmoment seiner literarisch-historischen Tätigkeit: daß er am Anfang seiner Laufbahn für die großen Realisten Hebel und Ludwig geleitet, wird nun, fast gegen deren Willen auf die Lebenden angewendet und dadurch einer organischen Weiterentwicklung vorgebeugt. Denn nur selten, die einander verleben, können aufeinander wirken. So gestaltet sich die wissenschaftliche Tätigkeit zugleich zu einer literarisch führenden: seine Verlor verlorpette einen wesentlichen Teil der literarischen Überlieferung, seine persönlichen Beobachtungen stellen ein Stück lebendiger Literaturgeschichte dar, seine Anschauungen nurteilen auch in Lebenserklärungen, innere und äußere Unabhängigkeit verbürgte Unbefangtheit des Urteils, und sein ganzes Wesen gab den, was er aussprach, von vornherein starkes Gewicht. Es sind nicht gelegentliche Interessen, die die Anregung zu wissenschaftlicher Arbeit geben, sondern sie hängen mit dem Lebensgange des Gelehrten zusammen:

und darum kommt alles auch viel mehr aus dem Mittelpunkt der Persönlichkeit, Arbeit und Leben gehören zusammen. Die Hauptwerte dieser Richtung brauche ich nur zu nennen: die Geschichte der neueren Literatur (7 Bände 1882–84), die Ludwigbiographie und -ausgabe 1891, die deutsche National-Literatur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart, 5. Auflage 1905 und die verschiedenen Bände der Studien zur Literatur der Gegenwart, von 1880–1904.

Was der siebenbändigen Geschichte der neueren Literatur haben wir alle gelernt. Man hat sie im Urteil farblos genannt; ich finde, daß ein solches Werk in erster Linie den Entwicklungsgang klar zu legen hat und daß, vor Zeiten und Persönlichkeiten zur Anschauung bringen will, möglichst selbst selbst muß sprechen lassen, und daß das Urteilen erst in zweiter Linie kommt. Ein solches Werk mag neben Brandes etwa blaß aussehen: es hat aber nach meiner Auffassung mehr die Dinge zu geben und den Verfasser zurücktreten zu lassen. Wenn wir hören, daß Franz Eitzig; die Buch immer auf dem Schreibpult zum Auslesen stehen hatte, so wiegt uns eine solche Tatsache mehr, als wenn andere darin das spezifisch „Geistreiche“ vermischen, das man bei Sterns Sachlichkeit überhaupt zu suchen sich gar nicht geistig fühlt. Durch die Ludwigbiographie und die mit Erich Schmidt zusammen besorgte Ausgabe von Ludwigs Werken trat Stern nach jahrelanger Ablehnung der jüngsten Literaturhistoriker in den Kreis der Fachmänner ein, die doch nicht gut mehr umgangen werden können: auch die Widerstrebenden mußten den Verdanken anerkennen. Natürlich sind Gegenläufe beliebt geblieben. Nach wie vor gibt Stern der Persönlichkeit mehr Bedeutung als den Einflüssen, und er hat seine Abneigung gegen die philologische Misarbeit, wie sie in der „methodisch geübten Entschlüsselung“ und literarischen Einwirkungstheorie“ auf lebendige Erscheinungen angewendet wird, unumwunden ausgesprochen. Er entdeckt in sich durchaus nicht den dem Philologen notwendigen Sinn für lässliche Drucklegung des vorhandenen Altmaterials, er will unterscheiden zwischen Schöpfen und Suchen und widerstrebt einer auf die Juncti bedruckten Behandlung dichterischer Persönlichkeiten. Er empfindet wie viele unter uns ein geheimes Trauen über das unheimliche Aufschwimmen von Goethes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung und warnt davon, über der Fäulnis des Unwissenschaftlichen Bild und Interesse für das Wesentliche zu verlieren und will den Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Arbeit und dem literarischen Leben gesamt sehen. Von jenem Jenseitigen des Wissenschaft und Leben legen vor allem die wichtigsten literaturgeschichtlichen Beröffentlichungen Zeugnis ab: die Fortsetzung zu Bilmart und die Studien. Beide Werke ergäßen sich. Gemeinlich ist ihnen die Vermutung gegen einseitige programmatisch festgelegte Richtungen. Gemeinlich auch die Auffassung, daß herrschende Richtungen nicht von vornherein die Zukunft haben, daß neben der Literatur des Tages eine andere vorhanden ist, die ihre Anregungen vom unendlich mannigfaltigen Leben selber erhält oder sich von den besten Überlieferungen der Vergangenheit nährt, und daß diese Richtungen ihr Recht in sich selber haben. Aufgabe des Forschers ist es zu zeigen, wozu die Anlage den Dichter treibt; diese richtet sich nicht nach den geltenden Theorien, und so werden im Strom der geschichtlichen Entwicklung immer Talente feie, die mehr in sich selber wurzeln als in der Zeit. Andere werden eine Zeitlang von der geltenden Richtung der Zeitliteratur fortgerissen werden, bis sie zur Heraushebung der eigenen Persönlichkeit in immer selbständiger werdenden Werken vordringen.

Wenn man die große Anzahl der von Stern geschilderten Dichtercharaktere mustert, so zeigt sich deutlich, wie häufig die Geschichte seinem Urteil recht gegeben hat. Die vermittelnde Stellung des späteren Lied und seine keine maßgebende Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Novelle ist früh von ihm betont worden, über Wilibald Alexis' Eigenart ist er ins klare gekommen, ehe dessen neuer Zug andruch; die Anschauung der Heinrich Kutzschen Literaturgeschichte mit ihrer Scheidung der Dichter in weiße und schwarze Schafe je nach der politischen Stellung ist seiner Scheidung in Lendenliteratur und lebensvolle Dichtung entgegen. Das Unrecht in Vertholb Kuerbach hat er früh erkannt, wie er früher als die Juncti auf Gottfried Keller hingewiesen hat; Lichtern, die in der allgemeinen Bildung wurzeln oder in denen das Leben der Vergangenheit eigenes zur poetischen Gestaltung drängendes Leben gewonnen ist, hat er ihren Platz an der Sonne erkämpft, indem er die Art der Begabung als gegeben hinnahm und jene Mannigfaltigkeit des Lebens auch in der Lat-

sache anerkannte, daß nicht alle Dichter mit denselben Augen in die Welt und das Leben sehen. Seine Fragestellung lautet: ursprünglich oder aus zweiter Hand? Und zur Scheidung zwischen beidem ist er selber mit dem feinsten Bild für das Echte und Selbstlebige ausgestattet. Seine Bilmartforschung ist dadurch das grundlegendste Werk für diesen Zeitraum geworden, daß früher als größere Darstellungen desselben Gegenstandes die Grundlinien einer der wichtigsten Epochen unserer Nationalliteratur gezogen und zur unbefangenen Beurteilung den Weg geebnet und offen gehalten hat trotz des Widerpruches von Hüben und Drüben. Die verschiedenen Bände der Studien halte ich aber geradezu für eine betrieblende Lat, da hier mitten im literarischen Kampfe durch intuitive Verlesung in die lebendigen Erscheinungen selbst die Vermittlung gesucht wurde zwischen den einseitigen Darstellungen aus dem modernen Lager selbst und der unbefangenen Ablehnung der Gegner. Und diese Untersuchungen erstrecken sich gleichzeitig auf die ausländischen Quellen der neuen Bewegung, die von den Jüngeren vielfach so einseitig gesehen wurden und hier noch denselben Grundfragen behandelt werden wie unsere deutschen Schöpfungen.

Die Tiefe des Blickes in dichterische Individualität ist bei Stern selbst eine Gabe des Dichters. Der Dichter in ihm erkaunt und ergreift die Persönlichkeit des anderen Dichters. Der geborene Epiker ist auch der wissenschaftliche Gestalter. Ich möchte nicht von Sterns Doppelnatur reden, sondern seine doppelte Betätigung zurückzuführen auf den Grundzug seiner Natur, der sich nur in zweierlei Weise auslebt: es ist der Blick fürs Leben mit dem Tisch zur Gestaltung verweilt. Weder kann ich zugeben, daß er als Literaturhistoriker, wie gesagt worden ist, eine Fortlese für akademisch gerichtete Dichtung habe, noch kann ich in seinen Darstellungen selbst einen akademischen Zug entdecken; ich finde durchaus, daß seine Dichtung durch die unmittelbare Berührung mit dem Leben in Bewegung gesetzt wird, durch das Menschlichkeits, gleichviel ob es in seiner Gegenwart sich vorüberbewegt oder ob es aus den Urkunden der Vergangenheit zu seiner Phantasie reist: beides bringt ihn zur Gestaltung. Was er vom Dichter verlangt, erfüllt er als Dichter selbst.

Um die Anerkennung seines poetischen Talentes freilich hat er lange und hart ringen müssen und lange war man nicht geneigt, ihm das selbst zuzumuten zu lassen, was er so vielen anderen unbefangener geleistet hatte: zur Erläuterung seiner dichterischen Persönlichkeit vorzubringen. Erst als 1898 die ausgewählten Novellen erschienen, durfte er selber das Gefühl äußern, daß nach langer Periode der Verkenntung so etwas wie eine Genugtuung für ihn gekommen sei. Und dabei war der Dichter viel früher hervorgetreten als der Gelehrte: Die erste Gedichtsammlung erschien 1855. Unausgesetzt hat von da ab das poetische Schaffen die wissenschaftliche Arbeit begleitet oder abgelöst, und noch hat der Dichter uns nicht alles gegeben, was er hat geben wollen.

Sucht man in seiner eigenen Literaturgeschichte die Stelle, an der sein Name und Werk berechtigt zu behaupten wäre — denn er selbst hat in dieser Hinsicht eine vornehme Fassung gesagt —, so scheint seiner Art am entsprechenden die Hochschule von Wilmart und G. F. Meyer, insofern seine Wirkung von den 70er Jahren ab sich immer mehr verästelt und er, obwohl den Jahren nach zu den Alten gehörig, mit den Realisten der fünfziger Jahre eng verknüpft und für einen Teil der Bestrebungen und Forderungen eines jüngeren Geschlechts empfänglich geblieben ist. Damit wäre auch die innere Verwandtschaft mit den in jenem Bunde darauf folgenden Altgerichten, einer Eber-Gebach und einem Ferdinand v. Saar deutlich gemacht, bei denen „unbefangener Natürlichkeit, unverstämte Lust an den Lebenserscheinungen, herzlicher Wohlwollen und lebendigere Anteilnahme an Leid und Freude der Menschen bemerkbar ist“.

Stern ist als Dichter vor allem Epiker. Aber was er erzählt, ist zugleich so von Stimmung gefärbt, daß auch eine starke lyrische Begabung anerkannt werden muß. Insofern löst er nicht etwa seine epischen Gebilde lyrisch auf, sich darin von Jenen unterscheidend, oder trägt die Stimmung von außen impressionistisch hinein; sondern er arbeitet das, was ich den immanenten Stimmungsgelbst der Situation nennen möchte, von innen nach außen energisch heraus. Dadurch erhalten seine Erzählungen eine schöne Wärme und lösen unseren härtesten Anteil aus. Weil er vom Erlebnis ausgeht und nicht von der Wirkungsfrist eines Motivs oder einer Situation, erlangen seine Darstellungen erst Lebensreiz, ehe wir uns des besonderen Kunstreizes deutlicher bewußt

werden. Das letztere wäre akademisch, das Erstere ist die Art des poetischen Realismus. Dennoch haben seine Erzählungen zugleich einen hervorragenden Kunstwert. Eine innere Verwandtschaft hält Sterns epische Schöpfungen zusammen von den großen Romanen und Beropen bis zu den Novellen und den einfachen erzählenden Schichten seiner Gedichtsammlung. Gemeinsam ist allen die intime Erfassung des Lebens, die Gewandtheit bei der Reimnenntschlichen und Lebensmaßregeln. Ob die Menschen der Vergangenheit in ihnen auch in anderen Gemüden stecken, unter anderen Verhältnissen und sozialen Gemeinschaftungen leben: die Kämpfe ihrer Seele gehen aus denselben Schwärmungen hervor, welche noch heut im innerwährendem Ausgleich zwischen Wunsch und Schicksal, zwischen Menschenkenntnis und Menschenkenntnis, zwischen Begehren und Tugenden ihre Bewegung erzeugen, die das wahre Leben des Menschen bedeutet, ihn freilich zwischen Höhe und Tiefe, zwischen Sieg und Niederlage hin und her wirft, wobei er sich glücklich schätzen mag, wenn es ihm gelingt, sein Bestes sich zu retten, an Schmerz und Verlust zu leiden und den Willen der Mächte zu beugen, die uns ins Leben führen bis an die Grenze der Schuld — und wohl auch darüber hinaus. So werden Schicksalswendungen, wie bei Tied, Sterns epische Grundmotive, nur daß sie bei ihm nicht mehr aus der Tiefe des Lebens nach oben drängen. Einmalige Menschen, deren unbedingtes Kraftgefühl eine leidenschaftliche Sehnsucht erweckt, sich im Bewußte des Lebens zu lösen und zu befreien, werden im entscheidenden Augenblick in die Flut des Lebens gestürzt. Ein dunkler Trieb führt sie an einen Punkt, wo sie ganz aus sich, gleichsam voraussetzunglos im Drange der Minute handeln müssen: die Gründe ihres Handelns kommen aus derselben Tiefe wie jener dunkle Trieb, und es geschieht nur, was in ihrem Herzen schon dunkel als Ahnung des Kommenden lebte. Am ergreifendsten gestalten sich diese Lebensdichtungen, wenn jene Menschen oder wie Menschengruppen sich von entgegengelegter Richtung solcher Schicksalswendung entgegenbewegen und für beide durch dasselbe Ereignis die innerlich notwendige Umschichtung sich vollzieht: es ist ein Einbruch, dem verdammt, wie ihn zuweilen der letzte Akt eines Schiller'schen Dramas in uns hervorruft, und ich habe manchmal die Empfindung gehabt, als träte uns aus solchen Schicksalen etwas wie eine Katharsis entgegen. Ich denke dabei etwa an die Schöpfungen wie „Die Wiedertäufer“, „Die Schuldgenossen“, „Die Puritaner in Boreg“, „Die letzten Humanisten“, „Ohne Ideale“ und vor allem an die große epische Dichtung „Johannes Gutenberg“, welche mir überhaupt als ein Gipfelstück von Sterns Kunst erscheint.

Nach Sterns Anschauung beginnt das poetische Interesse — wenn das lebensvolle Grundmotiv gefunden — mit der Belebung des Details und liegt hierin zugleich die Entscheidung, ob der Schaffende durch innere Nötigung oder von außen zu seinem Stoff gekommen ist. Je mehr man sich in seine Schöpfungen vertieft, desto klarer wird man sich darüber, daß der poetische Vortrag bei Ad. Stern aus einer inneren Nötigung hervorgeht. Der Dichter wird nicht für ungenügend nehmen, wenn ich eine eigene briefliche Äußerung von ihm herlese, die uns in seine poetische Welt führt. Solche Selbstzeugnisse sind die notwendigen documents humains der Poesie und auf ihre Kenntnis haben alle ein Anrecht, die über eine dichterische Eigenart ins reine kommen wollen. „Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß aus den fragmentarischen Phantasien selten etwas Reichtes wird. Wenn aber auf eine untergeordnete historische Anregung hin

gleich eine ganze Handlung und Entwicklung in ihren Hauptzügen vor dem inneren Auge steht, so ist es das Rechte. Meine ganze Novelle „Die Wiedertäufer“ hat zur historischen Quelle und Anregung drei Zeilen aus Karl Gales seinem Prosopon: „Von Rothmann war die Meinung, daß er in das dichteste Kampfgewand geführt und gefesselt sei. Doch wurde sein Körper nicht gefunden; ein Gericht hat sich erhalten, er habe noch lange Jahre hieß auf einem Eckschloß in Friesland gelebt.“ Die Zeilen regten die Frage an: wie hat ein solcher Mensch weitergelebt, und mit den beiden Möglichkeiten, des weltlichen Mühsens oder des freien Heudlers, war die Novelle da, stand in beinahe allen ihren Einzelheiten vor mir, natürlich wie man vom Berge eine Landschaft überfliehet, in der es dann bei der Durchwanderung noch Überraschungen genug gibt.“ Von diesem Selbstzeugnis des Dichters aus lasse man die lange Reihe seiner epischen Schöpfungen am inneren Auge vorbeiziehen; jede einzelne zeugt von der Kraft der Belebung im einzelnen, und immer wieder wird unsere Veranberung wach, wenn wir erwägen, wie mit dem poetischen Motiv zugleich das zeitlich Individuelle zu voller Verlebendigung gelangt. Mit erstaunlicher Sicherheit bewegt sich der Dichter auf den verschiedensten Schaulagen, in den verschiedensten Epochen, er schlägt überall lebendiges Wasser aus dem Felsen. Seine Gebilde haben im einzelnen so viel Eigenartiges und zugleich Überzeugendes, daß sich Wesen und Schicksal seiner Menschen uns unerlöschlich einprägen. Wie der Dichter die Geschichte seiner Menschen mit ihren Gedanken und Wünschen zusammenfaßt, wie in dem scheinbaren Verhängnis das wahre, tiefere, weil durch Schmerzen geläuterte Bild hervorgeht liegt und plötzlich, einer Offenbarung ähnlich, daraus hervorbricht: das liegt man immer wieder und wieder mit tiefstem Anteil und höchstem Bewußte.

Soll ich von meinem Gefühl aus die gelungensten Schöpfungen des Dichters bezeichnen, denen eine dauernde Wirkung entsprechen dürfte, so möchte ich außer den 9 ausgewählten Novellen „Das Weihnachtstoratorium“, „Maria vom Schiffen“, „Dürer in Benedig“, nennen, dazu die beiden historischen Romane „Gamosé“ und „Die letzten Humanisten“ und den Gegenwartroman „Ohne Ideale“. Für die epische Dichtung „Johannes Gutenberg“ (1872) möchte ich durch diese Zeilen geradezu werben: das ist ein edler Stern, ein Gedicht, das der Abneigung des Publikums gegen Beropen zum Trotz die Unverwundlichkeit wahrhaft poetischer Motive wieder zum Bewußtsein bringt und in der Durchführung der Hauptfigur so viel spezifisch Deutschtöisches ans Licht führt, daß ich sagen möchte: eine dichterische Kraft, der es gelingt, aus dem verworrenen Bilde des großen Biederlanten das echt menschliche, idealistisch Deutsche herauszugelassen, kann für das Volk nicht verloren gehen.

Über Stern als Dyrter habe ich in diesen Blättern (1901, No. 43) ausführlich gehandelt; seine Lieber würden uns heute, möchte ich sagen, zu schmerzlich erinnern an das, was der Dichter auf seinem Lebenswege verlor. Wir wissen, wie viel ihm sein Ehrenrag neben berechtigter Freude über endlich Errungenes auch Sehnsucht bringen wird nach dem, was nicht wiederkommt. Und somit seien diese Zeilen geschlossen. Langsam reifen die goldenen Früchte des Lebens. Wohl dem, der aus der Enttäuschung und Berkennung, sich selber die Treue haltend, seines Erntegates warten durfte. Ich weiß, monach zu streben wie ein inneres Wesen ihn zwingt. Wenn er erntet, ist er zugleich. Sein Abendrot wird das Morgenrot eines neuen Tag 2.

### Bücherbesprechungen.

— Wann wurde Mitteleuropa von den Slaven beledet? Beitrag zur Klärung eines Geschichts- und Gelehrtenirrtums. Von Martin Zunkovitz, t. u. f. Hauptmann (Prof.). Krefeld, Heinrich Stoll. 112 S.; 8". — Ich fürchte, daß der verehrte Verfasser, dessen Fleiß und selbständiges Denken niemand verkennen wird, seine rechte Freude an seiner jüngsten Schrift erleben wird. Qui trop embrasse, mal étreint. Er mutet sich allzuviel zu und fliehet. Man hat den Eindruck, als ob er das Slawische nicht bloß zu einer, sondern zu der Urtypus Europas von Beginn menschlichen Sprechens an machen wolle. Sein Verfahren erinnert an das bei den seligen Reimionen Ludwig XIV.: das war kein Recht mehr, sondern Rechtsverfälschung. So wird man auch diese jeder geschichtlichen Überlieferung einfach spottenden Etymologien (s. B.

Arnauten — Argonauten!) meist als Übergriffe verurteilen müssen. Von den eigentlichen Schwierigkeiten und Kernfragen hat er keine Ahnung; in einem gerabig bereinneten Wagemut springt er mit den dunkelsten Problemen um, als ob es sich sagen wie mal eine interessante Schachaufgabe handle. Infolge Berundenheits an keine Darnitionen konnte er „die diesbezügliche vorhandene Literatur nicht durchblenden“. Angehigt dieser wirklich beauerlichen Tatsache erlaube ich mir den wohlwollenden Rat: der geachtete Verfasser möge vor dem Beröffentlichung weiterer Proben seines übel angewandten Scharfssinns doch lieber erst gründlich bei philologisch vorgebildeten Philologen in die Schule geben; vor allem empfehle ich ihm J. Marquardt, Okeurologische und okeurologische Streifzüge“ (Leipzig 1903). Daraus wird er bei einiger Unvoreingenommenheit erfahren, daß manches Haltbare seiner Aufstellungen längst von anderen erkannt war, während die Hauptlagen als Trug- und Firkelchlüsse einfach über Bord zu werfen sind. Ht.

— Aus dem reichen Inhalt des 94. (der Neuen Folge 58.) Bandes der Historischen Zeitschrift, begründet von G. v. Sabel, herausg. von Friedr. Meinerde (München und Berlin, H. Oldenbourg, 1905), den wir ohne unsere Schuld etwas verspätet zur Anzeige bringen, mögen die folgenden, zumest auch für weitere Kreise anziehenden Aufsätze hervorgehoben werden. Eine scharfsinnige Arbeit von Karl Bauer behandelt die Frage der böhmischen und der bayerischen Kur im 13. Jahrhundert; er stellt insbesondere auf Grund einer bisher wenig beachteten Urkunde von 1257 nach, daß damals bei der Wahl Richards von Cornwall die Siebenzahl der Kurfürsten mit Einschluß des Königs von Böhmen feststand, die Teilnahme des Herzogs Heinrich von Niederbayern an der Wahl also nur darauf zu erklären ist, daß er die päpstlichen Kurfürstinnen gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig führte. Dagegen hat bei der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 das bayerische Kurrecht eine gewisse Anerkennung gefunden, die sich aus der politischen Stellung des Königs Ottakar von Böhmen erklärt, aber schon vor dem Ende des 13. Jahrhunderts beseitigt war. Der Aufsatz enthält eine Reihe wichtiger Bemerkungen zur Geschichte der deutschen Königswahl. Ebenfalls eine Frage von allgemeiner Bedeutung sucht Karl Wend zu beantworten: „Was Bonifatius VIII. ein Keger?“ Bekanntlich ist die Rechtsgültigkeit des entchiedenen Verkretzes des päpstlichen Absolutismus schon bei seinen Lebzeiten Gegenstand der Anschauung, ja sogar eines von Philipp IV. von Frankreich angestrebten Prozesses gewesen. Die genaue Prüfung der Akten dieses Prozesses in Verbindung mit einer geistreichen psychologischen Würdigung der Persönlichkeit des Papstes hat Wend zu dem Ergebnis geführt, daß Bonifatius VIII. seiner ganzen Weltanschauung nach in der Tat als ein Skeptiker, als ein Anhänger des Averroismus anzusehen ist, daß also die Anschuldigung der Keterei nicht unbegründet war. — In ein vielbesprochenes Problem der Reformationszeit führt uns der Aufsatz von W. Köhler über die Doppelrolle Philipps von Hessen ein. Wits Todewald neuerdings veröffentlichtes Werk ein abschließendes Bild des Tatbestandes, so untersucht Köhler die Motive Philipps; seine neuerdings immer wieder hervorgehobenen Bewußtseinsbedenken erscheinen ihm dabei als „das Produkt eines psychischen Ruins“; der Geplan ist nicht von ihm, sondern von der Mutter seiner zweiten Gattin Margarete von der Sala ausgegangen, die in geschichtlicher Weise sich einen großen Einfluß auf Philipps Entscheidungen zu verschaffen wußte. Erstlich der Landgraf mit seiner Unbefangenheit über das Erbfolgegesetz fort, so erscheint die Stellungnahme Luthers bei aller Würdigung seiner inneren Beweggründe doch als sehr bedenklich. — Recht lesenswert ist der Aufsatz von Hünje, Stein und der preussische Staat, der sich als eine Besprechung der beiden ersten Bände von M. Lehmanns trefflicher Stein-Biographie gibt, aber doch auch eine Reihe eigener seiner Beobachtungen und Beiträge zur Charakteristik Steins enthält. Beizulässig mag darauf hingewiesen werden, daß Alfred Stern in einem Nachtrag zu dem im vorigen Bande enthaltenen Artikel über die Beziehungen der Mutter Steins zu Lavater das eine der in den Physiognom. Fragmenten aufgenommenen Porträts nunmehr mit Sicherheit als das der Frau v. Stein nachweist. — C. Varentzschs Vortrag „Meinungen in Karlsruhe über das deutsch: Kaiserthum in den Jahren 1848 und 1849“ ist nicht bloß ein trefflicher Vortrag zur inneren Landesgeschichte Kurheffens, sondern enthält auch eine Reihe für die allgemeine deutsche Geschichte seiner Zeit und für die Geschichte des Frankfurter Parlaments wichtiger Mittheilungen. — Ein kritischer Aufsatz von Wilhelm Lang über die preussisch-italienische Allianz von 1866 zieht aus den neueren Publikationen von Luigi Ghiala, Ancona u. po più di luce, und Umb. Soanone über den General Giuseppe Soanone die Summe; daß die Persönlichkeit Lamarmoras dabei im Vergleich zu den bisherigen Darstellungen gewinnt, kann man nicht behaupten, auch über die französische und die preussische Politik jener Zeit erfahren wir kaum etwas wesentlich Neues. — Wie gewöhnlich, schließt jedes der drei Hefte mit einem reichhaltigen Literaturbericht und einer Fülle von Notizen und Neuheiten.

— m —

— Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen. Vorträge gehalten bei Gelegenheit des Ferienkurs für Oberlehrer der Mathematik und Physik, Öttingen, Ostern 1904. Von

F. Klein. Mit einem Abdruck verschiedener einschlägiger Aufsätze von G. Ötting und F. Klein. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Diese Vorträge bilden den ersten Teil einer Schrift, die im Anschluß an den Ötting 1904 in Öttingen für Oberlehrer der Mathematik und Physik gehaltenen Ferienkurs unter dem Titel erschienen wird: „Neue Beiträge zur Frage des mathematischen und physikalischen Unterrichts an den höheren Schulen.“ Herr Prof. F. Klein gehört das große Verdienst, daß er schon seit einigen Jahren in Wort und Schrift für eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen eingetreten ist. Es ist ihm gelungen, nicht nur die meisten Lehrer der Mathematik, sondern auch seine Fachkollegen an Universitäten und technischen Hochschulen für seine Bestrebungen zu gewinnen. Diese sind dahin gerichtet, daß schon in den Primern der höheren Schulen die Elemente der Differential- und Integralrechnung gelehrt werden sollen. Damit diese Elemente aber nicht unermittelt auftreten, verlangt er, daß der Funktionsbegriff in geometrischer Fassung schon von der Untersekunda an den übrigen Lehrstoff wie ein Ferment durchdringen soll, daß andererseits gewisse Teile des bisherigen Unterrichtsbetriebs, die man ihrer formalen Bedeutung wegen kultiviert, wie komplizierte Konstruktionsaufgaben, künstlich durch Quadraturwurzeln lösbare Gleichungen, umfangreiche trigonometrische Entwicklungen u. s. w. etwas zurückgedrängt werden können. Auf diese Weise tritt keine Mehrbelastung der Schüler und auch keine prinzipielle Umänderung der neuen preussischen Lehrpläne ein. Da Dr. Klein sich Lebtuch namhaft machen kann, an das die Lehrer ihren Unterricht anlehnen können, so würde er sich den Dank aller Interessenten verdienen, wenn er sich dazu verziehen könnte, eine Einführung in die Differential- und Integralrechnung, wie sie ihm vorliegt, zu schreiben, denn die Bücher von Kernis-Schönflies und Perry (Höhere Analysis für Ingenieure, übersetzt von A. Friede und Fr. Sicking, Leipzig 1902 [Teubner]), können für die höheren Schulen nicht in Betracht kommen, ebenso wenig die über denselben Gegenstand handelnden Programmabhandlungen. Prof. Klein bemerkt, daß in Frankreich eine ähnliche Umgestaltung des mathematischen Unterrichts in den höheren Schulen bereits durchgeführt worden ist (vgl. „Plan d'études et programmes d'enseignement dans les lycées et collèges de garçons“, Paris, Delainain frères, 1903 und das Schulprogramm von Jacob: „Die Reform des höheren Unterrichts in Frankreich im Jahre 1902“, Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule zu Weh. Weg 1903). Auch Prof. G. Ötting vertritt in seinem Vortrag „über das Verhältnis im mathematischen Unterricht der höheren Realanaltanten“ Kleins Standpunkt. Höchst interessant ist auch Kleins Aufsatz: „Hundert Jahre mathematischer Unterricht an den höheren preussischen Schulen“ (abgedruckt aus Lexis: „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen“ [Jahrg. 1902], S. 264—264). Wäre jeder Lehrer der Mathematik Kleins Vorschläge prüfen, zumal auch neuerdings Dozenten an der technischen Hochschule in Dresden eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen Sadens anstreben.

— H. Scholl, Christophoros. Alles und Neues aus Wald und Heide. 5. Auflage. Hannover und Berlin, C. Meyer. — Ein altmohrisches Buch, das aber dennoch nicht aussterben will. Seit 20 Jahren treulich ist es nicht mehr auf dem Platze erschienen. Daß es aber überhaupt wieder erscheint in der letzter so sehr umgewandelten deutschen Welt, ist schon ein gutes Zeichen — für das Buch und für die Zeit. Denn es hat etwas in sich, das es nicht leicht veralten läßt: die zuverläßliche Glaubensfreude und die Liebe zur Natur und zur Heimat. Durch erstere mag es für das beschauliche Alter, durch letztere für die heitere Jugend geschaffen sein; denn die Reize des Alters vereinigt sich in diesen erbaulichen und doch so irdischen Beschäftigen und Sagen mit der Naturfreude der Jugend. Es ist etwas deutsches Gemüthschriftum, das hier in unaufbringlicher Weise gepredigt wird, etwas von Waldenbüchern, unter freiem Himmel gehalten, etwas vom Geiste des alten Matthias Claudius und dann wieder von Hofegger, ins Norddeutsche überetzt. Man kann nur wünschen, daß viele dieser wahr empfundenen und erlebten Erzählungen in den Lebensbüchern befandenes unterer Volksschulen einen Platz finden mögen. Sie könnten auch dem in Religionunterricht leider noch so tief eingewurzelten dogmatischen Rationalismus wohlthatig entgegenwirken.

K. D.

**Erscheint**  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 st. 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 70.

Donnerstag, den 15. Juni, abends.

1905.

### Die Kreuzeschule in Oberammergau.

Von Alban v. Dahn.

In Oberammergau haben Ende Mai die Aufführungen der Kreuzeschule begannen, nachdem sie seit 30 Jahren nicht stattgefunden hatten. Sollte man sie doch auch noch weitere 30 Jahre ruhen lassen! Es ist bezeichnend für die unausgeglichenen Art, mit der alle Veranstaltungen in Oberammergau ins Wert gesetzt werden, daß man auf den Gedanken verfallen ist, den, an sich ja auch alten Gebrauch wieder zu erneuern, aber zu bald wird man ungewohnt Scharen zahlender Besucher heranzuziehen, der Vater des Gedankens gewesen ist. Denn von einer geistlich-trendendigen Notwendigkeit, oder gar von einem frommen Gelübde, wie bei der „Passion“, ist hier nicht die Rede. Wir werden später noch daraufkommen, wie große Mühe nötig war, um halbwegs eine Begründung zu finden zur Veranstaltung der Aufführung.

Die Aufführungen der Kreuzeschule dienten früher einfach dazu, die Darsteller nicht zehn Jahre ohne Übung zu lassen, ja, man weiß nicht einmal, ob nicht in noch kürzeren Zwischenräumen andere Aufführungen stattgefunden haben, von denen sich die Kreuzeschule nur am längsten erhalten hat. Da hätte man es aber wenigstens noch mit einem, vielleicht mehr oder weniger interessanten Stück alterer dramatischer Literatur zu tun gehabt, der Liebe mancher sich die Darstellung angesehen hätte, diesmal aber haben sich die Ammergauer ein neues Stück schreiben, eine neue Musik machen lassen, da der alte Text nicht mehr genießbar gewesen ist. Und was hat man nun? Ein fast modernes, sehr mäßiges Stück, eine recht einfache Musik und eine Dilettantenaufführung von Bauern, die ja ihre Stelle teilweise recht gut machen, wegen deren man aber keine weite Reise unternimmt und eben auch noch nicht eben billige Preise bezahlt. Das ist es dann, wenn ich von der unausgeglichenen Art der Ammergauer sprache, daß sie bei allem ihrem, sonst wirklich künstlerischem Verständnis, aber auch bei der mit so großer Vorliebe zur Schau getragenen Bescheidenheit gar nicht einsehen, daß es genügt ist, mit einer solchen Veranstaltung, wie die heuer ist, vor ein großes Publikum zu treten. Gut, es braucht ja niemand hinzugeben, es ist ja keiner dazu gezwungen: dann darf aber auch nicht in alle Welt verstanden werden, daß die berühmte Kreuzeschule dies Jahr wieder aufgeführt wird, daß sie sich würdig den Passionsaufführungen zur Seite stellt usw., denn von Veranstaltungen in Oberammergau entspricht man sich, und mit Recht, etwas Großes, Außerordentliches und nicht eine mäßige Liebhaberspiele.

Die Kreuzeschule beschäftigt sich mit einer Reihe von Ereignissen aus dem Leben Davids, die in Beziehung zu dem Leben Christi gebracht werden können. Sie zerfällt in sieben „Handlungen“, die durch neun lebende Silber, bis auf eines aus der Lebensgeschichte Christi, unterbrochen werden. Die lebenden Silber sind allerdings wieder wunderroll und jungen von feinstem künstlerischem Geschmack und Können. Das Stück ist von Joseph Reder, geistlichem Rat in München, verfaßt, und man merkt ihm an, daß der Autor große Mühe gehabt hat, etwas halbwegs Zusammenhängendes zustande zu bekommen; dramatische Handlung geht den Szenen, die sich zur Aufführung eigneten, gänzlich ab und so setzt sich das Ganze fast nur aus Rede und Gegenrede zusammen. Nun hat aber der Verfasser auch nur ein sehr geringes Verständnis von Bühnentechnik und theatralischer Wirklichkeit, und so muß leider festgestellt werden, daß das Stück eine Unsumme von Langeweile in sich birgt.

Die Aufführung, sowie die einzelnen Handlungen werden,

wie bei der Passion, durch Gesänge der 28 „Schutzgeister“ eingeleitet, die, Männer und Frauen, in romantischer Kleidung, in wallenden bunten Mänteln, mit goldenen Reifen im Haar, von links und rechts auf der breiten Vorbühne auftreten und singend und sprechend auf das Kommen vorbereiten. Aus technischen Gründen, nämlich um inszwischen die eigentliche Bühne für die neue Handlung einzurichten oder ein neues lebendes Bild zu stellen, müssen diese Produktionen ziemlich lang sein, und sie ermüden bereits die Zuschauer ehe es richtig anfängt. In der Mitte steht der Prolog, nebenbei gesagt auf etwa 2 Zoll hohen Kothurnen, um sich über seine Schär hervorzuheben, und registriert ein Gebot von 9 mal 8 Heilen. Ein wunderbar schönes Bild, die Geburt Christi, folgt nun, in Anlehnung an Coreggio's Heilige Nacht. Zur Seite steht der königliche Säugling David mit der Harfe in der Hand. Es schließt sich dann die Salbung Davids durch Samuel an, dem als lebendes Bild die Taube Jesu durch Johannes entspricht. Dann kommt Davids Kampf mit Goliath; lebendes Bild: Satan entweicht vor Christus. Dritte Handlung: Davids Verlobung durch Saul; lebendes Bild: Jesus entzieht sich dem Steinewurf seiner Feinde. Vierte Handlung: Davids Klage um Sauls Tod und Zug nach Jerusalem; lebendes Bild: Eingang Christi in Jerusalem. Fünfte Handlung: Abiasons Verführung; lebendes Bild: Das Abendmahl. Sechste Handlung: Davids Flucht aus Jerusalem; lebendes Bild: Die Kreuztragung Christi und, nach kaum einem vollstem Melodram, die Kreuzigung Christi. Und endlich Davids siegreiche Rückkehr nach Jerusalem und die Glorie des Herrn. In den drei ersten Szenen erscheint David als Jüngling, während sich die weiteren mit dem König David als reifem Mann beschäftigen. Die Rolle wird daher auch anfänglich von einem jugendlichen Darsteller gespielt; dann übernimmt sie dessen Vater, und das ist ein sehr praktischer Ausweg, denn beide gleichen sich so auffallend, daß gar nicht auf die der Jüngling kommt und sich gar nicht erst Rechenschaft darüber gibt, daß ja später ein anderer Darsteller spielen müßte, wie anfänglich. Die Rollen der beiden machen keine großen Ansprüche an die Darsteller, nur beide ist am Schluß von König David noch sehr bebaut, daß ihm der Dichter einen Monolog aufreicht hat, der, nach der Uhr, fast 8 Minuten dauert. Der Armee wußte gar nicht mehr, was er eigentlich auf der Bühne machen sollte, und das bißigen Anbacht und Begeisterung beim Zuschauer ging durch die Geduld noch vollends verloren. Wie wenig aber auch sonst der Verfasser des Stückes auf seine Darsteller Rücksicht genommen hat, geht am besten daraus hervor, daß er drei sehr schwere Charakterrollen hineingebracht hat, mit deren Darstellung allenfalls geübte Schauspieler fertig werden könnten, aber nicht Dilettanten. Das ist ja das Geheimnis der Wirkung bei den Passionsaufführungen, daß die Darsteller so in ihren Rollen ausgegangen sind, daß sie sich eigentlich selbst spielen; die Rollen verlangen aber auch nichts, was die Darsteller nicht leisten können. Hier tritt nun zuerst Saul auf, der den sich nach und nach entwickelnden Reiz und den Haß gegen David, dann gar noch eine schwermütige lange Bissen und zuletzt noch einen epileptischen Anfall zur Darstellung zu bringen hat; da ist ferner Abialom, der seinen Vater verrät; da ist endlich Achitophel, der böse Rathgeber Abialom, der ihn zum Abfall zu überreden hat. Das sind drei ausgeprägten schwermütige Rollen, und so verlangt die Kunst der Darsteller völlig. Sieht doch auch schon bei der Passion die einzige ähnliche Rolle, die des Judas, um mich eines theatralischen Ausdruckes zu bedienen, auf der Spitze. Allerdings muß zugegeben werden, daß bei einer Schilderung des Lebens Davids Saul und Abialom vorkommen müssen, kann

war es aber die Aufgabe des Dichters, die Rollen dem Kunstvermögen der Darsteller anzupassen; allerdings kann nicht verdenkt werden, vorzuführen, wie David Colliath erschlag und wie Saul die Lanze nach David schleubert — sind dies doch fast die einzigen Handlungen, die auf der Bühne vorgehen —, dann war es aber Sache der Einfühlbarkeit, dies so zu gestalten, daß es nicht so nahe an Lächerliche streift, wie es der Fall war. Oben auf einer kleinen Erhöhung mußte der arme Colliath warten, bis David seine Schleuder losgeschleudert und geladen hatte, dann sagten sich beide die vorgezeichneten groben Worte und dann schleuberte David, noch dazu mit der linken Hand, stand er doch auf der Bühne auf der rechten Seite und da verbietet es die alte Schule, mit der inneren Hand zu agieren, den Stein, der flatternd den Hintergrund trug, worauf der Riese stürzend in seiner schönen Rüstung umfiel, um hernach, alles hinter der Kulisse, den Kopf abgehauen zu bekommen. Ähnlich unmotiviert ist die Szene zwischen Saul und David. Man hatte eben das Gefühl, daß sich die Darsteller nicht zu Hause in ihren Rollen fühlten, alle Stimmung fehlte, sowohl bei ihnen wie auch beim Publikum, und noch etwas Schimmeres, der Geist der Laugemeie und der Enttäuschung schmeckte schwer lastend über dem Ganzen. Es war interessant zu beobachten, wie bei jeder, auch der kleinsten Bewegung auf der Bühne, die etwas mehr als Rede und Gegenrede war, die Aufmerksamkeit des Publikums gleich verge wurde; man lehnte sich danach, daß doch nur irgend etwas vorgehen möchte, und atmete erleichtert auf, wenn der Dialog nur etwas bewegter wurde, oder gar erst, wenn David aus Jerusalem kam und später siegreich zurückkehrte. Das waren dann edle Ammergauer Szenen, wie man sie von früher her gewohnt war, und das einschlafende Publikum des Dialogs wurde doch unterbrochen. Erst gegen das Ende des Spiels wird von der ganzen Ausbebung der Bühne und ihren beiden Straßen rechts und links Gebrauch gemacht. David schießt durch

den eine, während auf den Stufen der Säule aufgeregtes Volk steht und ihm Schimpfreden nachruft. Der Eingang dann nach beendetem Kampf geschieht auch wieder durch die eine Straße und bildet ein sehr schönes, bewegtes Bild; von allen Seiten strömen die Bewohner der heiligen Stadt auf die Bühne, David steht hoch auf einem goldenen Wagen, Krieger und Priester umgeben ihn und jubeln ihm zu. Das ist aber auch die einzige solche Szene. Die Spielleitung will sich wohl nicht selber Konkurrenz machen, wenn sie das Spiel jetzt ebenso glänzend ausgehalten, wie die Ballionsaufführungen; für diese muß sie sich noch eine Steigerung vorbehalten. Das ist aber unpraktisch, denn ich fürchte, daß die meisten Besucher in diesem Jahr so wenig betrieblig sein werden, daß sie in fünf Jahren kaum wieder kommen. Und mir schien, ohne daß ich eigentlich selbst sagen kann warum, daß dieses Gefühl auch bei den Ammergauern herrsche.

Die Aufführung dauert von 1/2 Uhr bis gegen 6 Uhr, man hat also die beste Gelegenheit, von ziemlich viel her bequem an einem Tag zu kommen und wieder zurückzuehren. Man sollte das letztere aber doch nicht tun, denn wer die Gegend noch nicht kennt, der sollte einen oder zwei Tage opfern, in ihr herumzuwandern, das nahe, herrliche Klostertal zu besuchen, wohl gar hinauszugehen zum Wahrgeligen Oberauern, zum Ettaler Mandl, das so treu dort oben auf der Höhe Wacht hält und weit ins Land hineinblickt. Als der Estrazug, der uns von München zur Hauptprobe nach Oberammergau geführt hat, am Fuße des hochragenden Kofels, nahe der herrlichen Kreuzigungsgruppe auf dem Oterbichel, anhält und ich hineintrat in das liebliche Alpenal mit seinen grünen Wiesen, auf denen die Engjannen blauten, als die frühe Gebirgsluft mich umfing, da ging mir eben doch wieder das Herz auf und der unbeschreibliche Zauber umfing mich, dem ich so oft droben in Ettal, wenn ich meine Sommer dort zubrachte, unterlegen war.

**Bücherbesprechungen.**

— Xenien zu Schillers Todesstag. V. Behrs Verlag, Berlin. — Die Xenien-Sammlung enthält nur nichts Bedeutendes in einem Landarstil, der sich dem Gedächtnis einprägt, doch manches Sinnvolle in unbedingten Bildnissen. Einige Xenien sind biographische Zentprüche; andere beschäftigen sich auch mit dem Gegnern Schillers, mit August Wilhelm: Schlegel, dem Grafen Stolberg, der Karoline Schlegel, von der es heißt: Siehe hoch Du herrlich durch Geist und Schönheit im Leben, Nach dem Tode sogar wirkst der Jauber noch fort. Welche Augen und ach! wie lächelst Du lieblich die Lippe, Aber im Winkel, mir graut, nistet ein Schlanglein versteckt. Auch die „moderne Moderne“ erhält einen satirischen Hieb: Schwerged dreist ihr am Markt das Webrere, das schwächliche Weibsbild,

Nach dem neusten Geismad pupt ihr mit Hülter sie auf.  
Der Titel des Schriftchens trägt keinen Verfassernamen, aber am Schluß findet sich ein: ipso facte, die Unterschrift: Daniel Jacobs. R. v. G.

— Die Patronate der Heiligen. Ein alphabetisches Nachschlagebuch für Kirchen, Kultur- und Kunsthistoriker sowie für den praktischen Gebrauch des Geistlichen von Dietrich Heinrich Kerler. Ulm 1905, Verlag v. H. Kerler. 498 S. Preis. 6,50 „ — Das die Heiligenkunde ein selbständiger Zweig an dem großen Baum der Kirchen- und Kulturgeschichte geworden ist dürfte nicht jedem Sachkenner klar sein. Für die Bedeutung dieser Disziplin spricht schon das immer noch nicht ganz vollendete Riefenwerk derollandisten über die Acta Sanctorum. In neuerer Zeit hat man einzelne Seiten der Heiligenverehrung bearbeitet, wie Nilsederer die Attribute (Zeichen) der Heiligen — ein auch von katolischer Seite für brauchbar anerkanntes Buch. Noch wertvoller ist die von Dietrich Heinrich Kerler in Ulm jüngst vorgenommene Zusammenstellung der Patronate der Heiligen, d. h. der Gebiete des menschlichen Lebens, auf denen sie von Volk und Hilfe und Fürsprache bei Gott angeufen wurden oder noch werden. Dieses Feld war bisher von deutschen Gelehrten noch nicht vollständig und systematisch bearbeitet worden, wie die sehr dürftigen darauf bezüglichen Notizen und Verzeichnisse der bekannten Kunsthistoriker (Alt, Otte, Wessels) und der Heiligenkundler beweisen. Vier Bände! geschäft zu haben, ist zuerst das Verdienst zweier Franzosen gewesen, des gelehrten Jesuitenpaters Cahier in seinem

großen Werke *Caractéristiques des Saints dans l'art populaire* (2 vols. Paris 1867) und des Broc de *Evange* (Les saints patrons des corporations et protecteurs spéc. invoqués dans les maladies etc. Paris 1888). In Deutschland hat J. Samson in seiner vorzüglichen Arbeit „Die Schutzheiligen, Baderborn 1889“ die bekanntesten Patronate behandelt, doch hat er sich nur auf 130 Heilige beschränkt und die letzteren nur summarisch, darum dem Forscher unvollständiger, nicht berücksichtigt. Auf diese Vorarbeiten stützt sich nun vielfach der Verfasser unseres Buches. Er hat aber seine Untersuchungen auf 1000 Heilige und gegen 4000 Patronate erstreckt. Noch nie ist ein Verzeichnis der letzteren in solcher Vollständigkeit zu Gesicht gekommen. Betrachtet man die einzelnen Artikel, so erscheinen sie zwar auf den ersten Blick sehr kurz, aber sie bieten doch das Notwendigste, zunächst die Namen der Patronate unter einem Stichwort; dann, worin der Schwerpunkt liegen dürfte, den Versuch einer Erklärung des Patronates aus der Legende oder dem Rechte, der Volkstümte oder Etymologie, der Jungfräuliche usw.; ferner die Attribute, etwaige Angaben von Vändern und Orten, wo dieser Patronat nur gilt, den Tag, das mutmaßliche Sterbejahr und den Namen des Heiligen. Als Beispiel genäue ein Artikel über Nordmarch. „Nordmarch. Nach Apollonsgl. IX, 25 wurde Paulus von den Jüngern in einem Korb(i) die Stadtmauer von Damaskus hinabgelassen. — 29. Juni. 67. Paulus, Apollon.“ Zur Orientierung sei bemerkt, daß zu einem einzigen Patronate oft viele Heilige gehören, z. B. zu dem der Nordmarcher, 7, zu dem der Landwirts 25 Schutzheilige, die wieder alphabetisch aufeinander folgen. Im letzten Teile des Buches steht das Register der behandelten Heiligen mit Verweisen auf die Seiten des Buches, worin ihre Patronate erwähnt sind. Von dem bekanntest St. Nicolaus sind allein 70 derselben angeführt. Es folgt noch ein Orts- und Länderregister, das uns das Aufsuchen der Vokalpatrone erleichtert, und eine systematische Übersicht ganzer Patronatsgebiete, aus dem die einzelnen Artikel genommen sind z. B. Kirche, Landwirtschaft, Kunst, Erziehung, Handwerk. Dies alles zusammengetragen und zu einem handlichen und übersichtlichen Nachschlagebuche gestaltet zu haben ist das Verdienst des Verfassers, der einen ungemainen Fleiß an gewandt hat. Wenn von einem Rezensenten gerügt worden ist, daß es nicht kritisch genug angelegt ist, so ist dagegen zu bemerken, daß das Werk ja überhaupt nicht eine rein wissenschaftliche Schrift für den Gelehrten, sondern ein Nachschlagebuch für

den praktischen Gebrauch von Kirchen- und Kulturhistorikern, Kunstfreunden, Münzforschern und Numismatikern sein will und daß es bei der unerhöflichen Fülle dieses kulturgeschichtlichen Materials für eine Menschenkraft gar nicht möglich ist, diese Materie kritisch zu untersuchen, zumal da viele weniger auf geschriebenen kirchlichen Urkunden, als auf den oft nicht zu lassenden Volksmeinungen und auf dem Aberglauben beruhen.

Parrrer Lic. Wolf, Chemnitz.

— Stange, Carl, D. Professor der Theologie in Greifswald, Theologische Aufsätze. Nr. 8. 182 E. 2,60 K. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhm). — Der Verfasser bietet uns hier zehn Aufsätze, die zum Teil in der Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung, zum Teil in der Neuen Kirchlichen Zeitchrift erschienen sind; es sind systematische und historische bzw. reformationshistorische oder dogmenhistorische Abhandlungen. In den systematischen Ausführungen erscheint Stange als christlicher Denker, der die religionsgeschichtliche Betrachtung des Christentums, den bloßen Glaubensunterschied zwischen diesem und anderen Religionen verwirft und in ihm die einzigartige, die absolute Religion findet; der Offenbarungscharakter, der dem Evolutionismus widerstreitet, ist ihm nicht unklar. In den religiösen Kämpfen der Gegenwart dürfte besonders der erste Teil vorliegender Sammlung manchem Theologen Anregung und Belehrung bieten. D. K.

— Kirchengeschichte für höhere Schulen von P. Paul Siebert, C. Oberlehrer am Königl. Kaiserin Augustanumnasium zu Charlottenburg. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. IV und 142 S. 6. 1,60 K. Das vorliegende Heft ist wieder ein Zeugnis für das Interesse, das neuerdings dem kirchengeschichtlichen Unterrichte auf den höheren Schulen entgegengebracht wird. Charakteristisch für die Darstellung ist die enge Beziehung zur Literaturgeschichte, die nicht nur im Texte, sondern auch in zahlreichen Anmerkungen hervortritt. Das neueste epische und dramatische Schrifttum ist dabei eingehend berücksichtigt. Auch ansprechende Hinweise auf die Kunst eröffnen Wege, die dem Religionsunterrichte noch mehr erschlossen zu werden verdienen. Die Einleitung ist so getroffen, daß die erste Hälfte der alten und mittelalterlichen Kirche gewidmet ist, während die zweite mit Luthers Auftreten einsetzt und bis zur Gegenwart führt. Den letzten Paragraphen über das evangelische Kirchenbild würden wir besser den einzelnen Jahrbüchern zugeteilt gesehen haben. Das S. 122 über Luther als Wiederbakter ausgeführt ist, möchten wir in der Erziehung von Luthers Leben nicht missen, weil erst bei Hervorhebung dieser Seite von der Reformators Wirksamkeit sein gewaltiger Einfluß auf seine Zeitgenossen voll verstanden wird. Der Ausbau bietet auf 17 Seiten zunächst die drei altkirchlichen Symbole in lateinischer, griechischer und deutscher Sprache und den ersten Teil der Augsburger Konfession deutsch und lateinlich; die Worte des Kaiser Karl V. ist nicht mit abgedruckt. u.

— Kirchengeschichtliches Vebuch für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Herausgegeben von Dr. Heinrich Mann, Professor an der Theologischen Schule des Johannums zu Hamburg, und Lic. Johannes Jäggli, Pfarrer an der St. Jakobikirche zu Stetin. Schöner Ausgabe. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Sieber) 1905. V und 176 E. 1,50 K. — Bei unserer Verpöschung des von den Verfassern vor Jahresfrist herausgegebenen „Kirchlichen Vebuches für den Unterricht an höheren Lehranstalten . . .“ hatten wir den Umfang als zu groß, den Inhalt als zu reich für den bezeichneten Zweck bezeichnet. Dieses aus sonst ausgesprochene Urteil ist die Veranlassung zu einer Kürzung des Stoffes gewesen, wie er im vorliegenden Hefte vorliegt. Wenn wir auch den Verfassern bezüglich der Zeit bis 1517 eine noch energiereichere und rücksichtslosere Söhre gemüßigt hätten und sie für eine neue Auflage empfehlen, so bezeichnet das Buch schon einen wesentlichen Fortschritt; vielleicht findet sich dann auch ein Plätzchen für die Verfassung unserer sächsischen Landeskirche. Neu hinzugekommen ist auf S. 166—171 eine Zeittafel, die im allgemeinen ihrem Zwecke entspricht; Der Muratorische Canon und Julianus' Apokalypse könnte getilgt werden, das Zedler'sche Columbus, die Gründung von Luzern 585 weglassen. Für das Bedürfnis der Schule ist der Abschnitt über die Innere Mission S. 144 durch Aufnahme der sozialen Reform, der Vorkaiser Kaiser Wilhelm I. vom 27. November 1881 und der Arbeitererlässe Kaiser Wilhelm II. vom 4. Februar 1890 praktisch gestaltet worden; aus dem Para-

graphen „Religiöse Typen und Individualitäten“ seien die neuen Abschnitte Claus Darns als Begründer der Restaurationstheologie, Richard Rothe und Ausprüche der größten Naturforscher des 19. Jahrhunderts über die Religion hervorgehoben. u.

— Beiträge zur Frage des Unterrichts in Physik und Astronomie an den höheren Schulen. Beiträge gehalten bei Gelegenheit des Ferienfests für Oberlehrer der Mathematik und Physik, Göttingen Oern 1904, von D. Behrendsen, E. Veit, E. Riede, J. Start und K. Schwarzjüß. Gesamtamt und herausgegeben von E. Riede. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Die in diesem Heft vereinigten Beiträge bilden den zweiten Teil des Sammelbandes, der von H. Klein und E. Riede im Anschluß an den Oern 1904 in Göttingen für Oberlehrer der Mathematik und Physik abgehaltenen Ferienkurs herausgegeben wurde. Die hier vereinigten Beiträge leben ihrem Inhalt nach alle in naber Beziehung zu dem physikalischen und astronomischen Unterrichte an den höheren Schulen. An erster Stelle steht Prof. Riede's Vortrag über die „Grundlagen der Elektrizitätslehre mit Beziehung auf die neueste Entdeckung“. Der Vortragende geht zuerst auf die theoretischen Anschauungen von Wiedenberg, Reipius, Sommer und Wilhelm Weber ein, schildert sodann die Wagnell-Hertz'sche Theorie und prüft die pädagogische Brauchbarkeit der verschiedenen Theorien. Dabei kommt er zu der Überzeugung, daß die Wagnell-Hertz'sche Theorie zu einer ersten Einführung in das Studium der Elektrizitätslehre völlig ungeeignet und ihr Standpunkt nur dem erreichbar ist, der das ganze Gebiet schon einmal auf abgetriebenen Wegen durchwandert hat. Auch Hertz hat in seinen Vorlesungen diesen Weg eingeschlagen. Hierauf gibt Prof. Riede eine Erklärung vom Wesen der Ionen in Elektrolyten, in der atomopathischen Luft und in den Flammen, ferner der Kathodenstrahlen und der Elektronen; er betrachtet sodann den Zusammenhang von Elektronen und Gasmolekülen und die Ionisierung der Kathodenstrahlen und charakterisiert hierauf die Kanal- und Becquerelstrahlen sowie die Radiumemanation. Prof. Behrendsen erörtert „einige den Unterrichts in der Physik und Chemie an höheren Schulen betreffende Fragen“, plädiert für wöchentlich drei Stunden Physik und eine Stunde Chemie und stellt die Forderung auf, daß der physikalische Unterricht auf der Energieit aufgebaut und deshalb die Mechanik schon in der Obersekunda erlerigt werden müsse. Prof. Start schließt als Einleitung zu dem Vortrag über moderne Strom- und Spannungsmesser eine Betrachtung „über die Physik an der Schule“ voraus und spricht den Wunsch aus, daß der physikalische Lehrstoff verringert werden müsse, wenn die Physik ein wirksames Bildungsmittel bleiben solle. Er tadelt namentlich, daß viele physikalische Schulbücher mit zu viel Wissensqualem beladen seien, und erinnert daran, daß er darin mit Lucien Poinecaré, dem Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, übereinstimme (siehe die „Conférences du Musée Pédagogique“, 1904. L'enseignement des sciences mathématiques et des sciences physiques, Paris, Imprimerie Nationale 1904). Prof. Vose schildert sodann die kurze in physikalischer Handfertigkeit und gibt eine Liste von den Apparaten, die in der von ihm geleiteten Lehrwerkstatt hergestellt worden sind. Den Schluß der „Beiträge“ bildet Professor Schwarzjüß's Vortrag über „Astronomische Beobachtungen mit elementaren Hilfsmitteln“, der ganz besondere Beachtung verdient. Aber auch die andern Beiträge geben so dieselbige Anregungen, daß ihre Lektüre allen Lehrern der Physik bringen zu empfehlen ist. Tr.

— „Wer vieles bringt, will manchem etwas bringen“ läßt sich von den Englischen Sprechern (der englischen Konversationschule) von F. Runge (2. umgearbeitete Auflage, 168 S., bei Julius Groos, Freiberg) sagen. Von leichten Unterhaltungen, bei denen die deutsche Überetzung daneben steht, gehen sie in fast ausnahmslos gutem Sprenglich zu Unterhaltungen über die mannigfaltigen Gebiete des täglichen Lebens und englischer Verhältnisse über. Die Ausgabe ist durch Lautumfänger bezeichnet. Die folgenden Bemerkungen sollen den Wert des Buches nicht schmälern. Das 18. der leichten Gespräche könnte durch eines Herdengabeln den wahrscheinlich häufigeren Einkauf in einem Laden behandeln, der in dieser Reihe noch fehlt. In der 25. Unterhaltung (E. 25) dürfte der von Anfängern leicht falsch aufgefaßte Ausdruck J think not durch eine andere Wendung zu ersetzen sein; in der 33. würde man (E. 32) in dem Zusammenhang nicht bill of exchange sagen, sondern check oder

allowance, im 15. und 35. nicht man- und maid-servant. Truckfehler sind selten, z. B. S. 50, 2: a ball to be ring.

Lsn.

— Das französische Vesebuch für Mädchenschulen von Dr. Emil Otto, neu bearbeitet von G. Runge (Heidelberg, Verlag Julius Groos), hat in seiner 5. Auflage eine sehr brauchbare Gestalt gewonnen. Ein Teil ist für die unteren Klassen, ein zweiter für die mittleren. Beide enthalten nicht nur reines Stoff in Prosa aus allen wünschenswerten Gebieten, sondern auch praktische Anleitungen zu Briefen, eine Reihe meist bekannter Dichtungen, einige Gespräche, 3 kleine dramatische Stücke und sorgsam gearbeitete Wörterverzeichnisse (doch fehlt S. 112 semenoe). Eine Karte von Frankreich und ein Plan von Paris sind gleichfalls als Fortspanpapier eingebunden und recht gut ausgeführt. Bei einigen, französischen Büchern entlehnten Lebensbildern tritt jedoch das Verhörhafte zu ausdrücklich hervor (S. 131). Überhaupt sollte man sich hüten, besonders auf pädagogischem Gebiete alles uncorändert vom Ausland zu übernehmen. Unsere Volk- und Kindesehre will anders geleitet sein, als die unserer Nachbarn. Auch einzelne Wendungen in den geschichtlichen Darstellungen sind nicht für die deutsche Jugend berechnet. Den Lesefrühen sind Fragen angehängt, um Gespräche mit den Schülerinnen zu erleichtern. Immerhin gehört das Buch zu den empfehlenswerten seiner Art.

Lsn.

— Mitteilungen vom Freiburger Altertumsverein mit Bildern aus Freiburger Bergangenhait. Herausgegeben von Konrad Knebel. 40. Heft. Freiburg i/S., Verlagsbuchhandlung. 114 S. 8". — Das uns vorliegende neue Heft der altberühmten Zeitschrift des Freiburger Altertumsvereins, das ein herrlicher Nachruf an König Georg einleitet, vermischt seinen reichen Inhalt fast ausschließlich zwei Fortbandsmitgliedern des Vereins: seinem derzeitigen Vorsitzenden Bürgermeisters Knebel und dem Leiter des Museums Bergangenhait Wappler. Der erstere gibt zunächst eine durch Pläne und Abbildungen erläuterte Geschichte des Freiburger Marktaufbaus für seine Geschichte bis zu Ende des Mittelalters herab, das Freiburger Urkundenbuch das vorhandene urkundliche Material in größter Vollständigkeit; der Herausgeber dieses Urkundenbuchs hat es auch bereits in seinem Aufsätze „Wanderungen durch die Stadt Freiburg im Mittelalter“ (Neues Archiv für d. d. Gesch. Bd. XII, bei S. 134 f.) bearbeitet. Eine noch recht reichere Fülle von Stoff hat Knebel für die spätere Geschichte des Gebäudes bis zu dem Neubau der Jahre 1854—1859, bei dem leider die alten Formen trotz der Warnungen Heuders nicht die mündigste Schonung erfahren haben, aus den Quellen des Dresdener Hauptstaatsarchivs, des Freiburger Staatsarchivs und des Vereinsarchivs gesammelt und zu einer ansprechenden Darstellung verwendet; er gibt eine eingehende Beschreibung des Innern am 1650. Für jeden der sich mit unserer älteren Städtegeschichte beschäftigt, bietet die Arbeit manche Anregung. Knebel handelt ferner (in einem 6. Beitrage zur Geschichte des alten Handwerkers in Freiburg; der Ballistarii, Schußmeister oder Armbrustmader in Freiburg; er verfolgt sie von dem ersten Vorkommen des Wächstmeister Ludwig Wever 1378 bis zum Jahre 1560. Ein dritter Aufsatz betrifft die alten Freiburger Stadluben und ihre Vaber; auch er ist nicht bloß von lokalgeschichtlichem, sondern von allgemein kulturgeschichtlichem Interesse. Wappler teilt eine Reihe von Urkunden zur Geschichte des Besuchs mit, den Napoleon I. in den Abendstunden des 16. Mai 1812 der Stadt Freiburg abstatte. Napoleon, der damals von Plauen her nach Treuenbrette, wo er beinahe unmittelbar vor Beginn des russischen Feldzugs einen zwölfstägigen Aufenthalt nahm, traf in Freiburg mit König Friedrich August und seiner Gemahlin zusammen und wurde hier mit großer Fuldigung, namentlich einer lange vorbereiteten Bergparade empfangen; nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden, während dessen in dem als Abteilungsquartier gewählten Wöldrerschen Hause am Obermarkt die hohen Herrschaften ein Diner einnahmen, wurde die Reise fortgesetzt. Weiter veröffentlicht Wappler zwei Eingaben von Brander Bergleuten aus den Jahren 1712 und 1750, die eine anschauliche Schilderung des „Bergleutens“ Brand in damaliger Zeit geben. Auch die „kleineren Mitteilungen“ sind (mit Ausnahme einer einzigen nicht hierher gehörigen Notiz über altägyptische Lotensfiguren) von Knebel und Wappler; wir haben unter ihnen die Mitteilungen über die Forderung Johann Georg II. für die Erhaltung der Kreuzgänge und

des Grünen Kirchhofs (1661), über die älteste Erwähnung der drei Kreuze an der Brander Straße (1564), über eine Reihe dem Museum zugegangener Urkunden an den Oberbürgermeister Frhn. v. Selder, über einen in Dittmannsdorf gemachten Münzfund (15. Jahrh.) herover.

— m —

— Die bald nach der in Nr. 67 besprochenen I. Lieferung von Dr. O. Hoff, „Das Buch des Kaufmanns“, Verlag von G. E. Pöschel, Leipzig, erschienene 2. Lieferung enthält wieder sehr interessante Abhandlungen und Monographien. Zunächst finden die in der 1. Lieferung begonnenen Grundzüge der Volkswirtschaft ihre Fortsetzung in der Erleuchtung der Volkswirtschaftsunternehmungen. Dann folgt die Lehre vom Güterumlauf (Verkehrslehre) und Güterverbrauch (Konsumtion). Äußerst wichtige und interessante und lehrreiche Abschnitte sind die über Volkswirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft. Sie geben Aufschlüsse über Verhältnisse unseres Staatswesens, die scheinbar dem Kaufmann und Gewerbetreibenden fern liegen und doch von großer Wichtigkeit für die Beurteilung der Einrichtungen und Gesetzgebungen sind, welche die Neuzeit mit sich gebracht hat, z. B. Agrarverfassung und Eigentumsrecht, Zunftorganisation und Gewerksfreiheit, Arbeiterversicherung, Steuern, Staatshaushalt und Staatsschulden. Der 3. Abschnitt „Der Handel und seine Hilfsgewerbe“, von besonderer Wichtigkeit für den Kaufmann im engeren Sinne, behandelt die Aufgaben und Arten des Handels in knapper und doch lehrreicher Weise und in der „Handelsbetriebslehre“ nach Erörterung der gesetzlichen Voraussetzungen das Handlungspersonal und die selbständigen Hilfsleistungen des Handels. Ein zeitgemäßes Auffass ist auch der über launischmännliche Propaganda und Reformwesen. Er ermöglicht auch den Nichtkaufmann einen Einblick in diese für den Erfolg eines Handels- und Gewerbetriebs notwendige und unentbehrliche Einrichtung. Den Schluß der Lieferung bildet ein Aufsatz über Warenbörsen (Wessen und Märkte). Der ganze Inhalt dieser zweiten Lieferung ist so hochinteressant und lehrreich, daß man bei jedem einzelnen Abschnitt erlaunt ist über die Fülle, die auf knapper Raum geboten wird.

Ha.

— Handbuch der Daktuloskopie. Für den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. G. Köhler, Polizeidirektor von Hamburg. Mit 4 Abbildungen und einer Musterrolle. Leipzig, Verlag von G. E. Pöschel. — Dies Handbuch, verfaßt von dem aus seinen hervorragenden Beruffestellungen in Groß- und Kriminalantropologie bekannten Hamburger Polizeidirektor, enthält eine systematische Darstellung des daktuloskopischen Verfahrens mit dem Zweck, durch eine gemeinverständlich gefaßte Darstellung des Selbstunterrichts zu ermöglichen und durch die beigegebenen Begründungen eine selbständige kritische Prüfung jeder Anwendung an die Hand zu geben. Die Registrierart des Verfahrens ist, wie er selbst im Vorwort erklärt, grundverschieden von der allgemein gebräuchlichen. Ihre Vorgehensweise besteht in der ausschließlichen Verwendung von Zahlen, in der Übersichtlichkeit der Registratur, in den Vorkehrungen für das Aufsuchen von Abweichungen nach unvollständigen Abbildungen und in einer Vereinfachung des Verfahrens selbst, aus der sich auch die Kürze des Handbuchs erklärt. Jede beherzigenswerte ist der Vorlage des Verfahrens, das der Schrift der für den Verfertiger unter den Behörden geradezu unentbehrlichen einheitlichen Gestaltung des Verfahrens durch eine internationale Vereinbarung auf einem entsprechenden Kongress erlegt werden möchte, der allgemein verbindliche Grundzüge für die Ausbildung der Daktuloskopie festzulegen hätte, sowie das auch die Anatomie und Physiologie an diesen Arbeiten sich beteiligen möchte. Die Daktuloskopie, das Fingeraabdruckverfahren, hat sich als Wiedererkennungsmethode durch besondere Zuverlässigkeit, durch geringe Kostenpflicht, durch Unabhängigkeit von bestimmten Kinnabmessungen und von besonderen Instrumenten, durch Deutlichkeit des Erlernens und Ausführens die Gunst der Strafverfolgungsbehörden im Zuge erobert, wenn auch die Bedeutung der Photographie und namentlich der Anthropometrie nicht zu unterschätzen ist. In 12 klaren Paragraphen erläutert der Verfasser das Abdruckverfahren, die Papillarlinien-Muster und deren Aufnahme, sowie die Register und deren Verwendung. Diese Erläuterungen werden durch Abbildungen z. veranschaulicht. Jedem verdient das Buch das Interesse, das alles Kriminalistische beim großen Publikum zu finden pflegt, in hervorragendem Maße.

Dr. Karl Freife.



**Erklärt**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Erzeuger, die Königl.che  
Redaktion der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
Kasse 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Rißert in Leipzig.

Nr. 71.

Sonnabend, den 17. Juni, abends.

1905.

Italienische Lyrik.

1) Ausgewählte Gedichte von Gisulfo Carducci, übertragen von Otto Händler. Dresden, Verlag von Carl Reichard 1905.

2) Mutterchaft (Maternità). Gedichte von Uba Regar. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jäger. Berlin, J. Fontane & Co. 1905.

Carducci gilt gegenwärtig für den größten Lyriker unter den lebenden Dichtern Italiens. Dieser Rufum kann ihm dadurch nicht streitig gemacht werden, daß er durchaus nicht zu den gelehrten Dichtern gehört. Der berühmte Klopstock durfte das feinerzeit auch nicht von sich sagen. Carducci ist eben ein gelehrter Poet; wie unsere Klassiker schloßte er seine Muse aus den Dichtquellen des Altertums; hinzu kam die Glorie der italienischen Renaissance, die in seine Dichtungen hineinleuchtete. Das hinderte ihn nicht, moderne historische oder wenn man will politische Stoffe zu wählen, wie dies ja auch Graf Platen in den mühsam errichteten Kunsthäusern seiner noch antiken Schemata gedichteten Epen that. Auch Carducci ist Epenbdichter und außerdem Hekateronstrophiker; das vollständige Lied gehört nicht zu seiner Domäne, ebensowenig wie es zur Domäne Klopstocks, Schillers, Platens gehörte. Carducci ist geboren am 27. Juli 1835 in Valdicciullo bei Pietrolanta; vom 4. bis zum 15. Lebensjahre ist er weiter südlich an der Bahn Pisa-Rom in Volterra bei Galtagneto aufgewachsen, seine Heimat ist also die toskanische Maremma, der flache, sumpfige, durch die Malaria verödete Küstenrich, den er gleichwohl mit einigen poetischen Kindheits Erinnerungen verherrlicht. Sein Vater war ein kleiner Landarzt von barockem, abspredendem Wesen, von republikanischer Gesinnung, die der Sohn mit ihm teilte, während er von des Vaters bigotter Kirchlichkeit weit entfernt war. Dieser schickte ihn in das Kollegium der Scolagioni, wo er indes in seiner antikirchlichen Gesinnung bekräftigt wurde. Mit Liebe hing er an seinem jüngeren Bruder Dante, der infolge eines unheilbaren Gemütsleidens durch Selbstmord endete. Später gab er seinem eigenen Söhnchen den Namen des Bruders; doch der kleine Dante starb früh im Alter von 3½ Jahren. In den Jahren 1853—1856 besuchte Carducci die Universität von Pisa; hier begann er mit einigen Studienossen, welche sich den Namen der „pedantischen Freunde“ heiligten, eine Protestbewegung gegen die Manzoni'sche Richtung, die ihm schon deshalb verhaßt war, weil der bigotte Vater ihm schon die Erklärung der katolischen Moral Manzoni's aufgedrungen hatte. Auch sah er in Manzoni den Vertreter der nordischen Romantik, die auf dem heimatischen Boden Italiens ein fremdes Gemüts war. Daher wurde schon von der Jugend in Pisa dieser Romantik ein nationaler Klassikerums gegenübergestellt. Später lehrte ihn Carducci als Gymnasiallehrer in San Minato und nach dem Jahre 1859, wo er seinem republikanischen Glaubensbekenntnis eine poetische Fußfahung für den Sardenkönig Victor Emanuel als Befreier Italiens abgemittelt hatte, als Professor in Bologna, auf dem Lehrstuhl für italienische Literatur, den er noch heute als eine Zierde der alten Universität einnimmt; neuerdings wurde ihm zu seinem Professorengehalt noch eine Dichterpension von 12 000 Lire jährlich bewilligt.

Seine gelehrten wissenschaftlichen Leistungen werden häufig durch poetische Ergüsse unterbrochen, die nach größeren Zwischenräumen in einzelnen Sammlungen zutage treten. Carducci ist Vorkler und bloß Vorkler; er hat kein lyrisches Schaffen nie mit dramatischen Experimenten unterbrochen, wie es etwa unter Ludwig Uhland mit wenig Glück, in ganz debauerischer Weise aber Klopstock und Rückert getan. Schon an den Ufern des Arno, als der Kampftrug gegen Manzoni erschall, hat er Kimo

gedichtet (1857) und sie später mit anderen vor 1860 verfaßten Gedichten unter dem Titel „Juvenilia“ herausgegeben. Sie enthalten, wie er selbst später zugab, viel Unreifes, klassisches, italienisches, selbst hebräischen Vorbildern Abgelertes, Gedanken und Bilder, die sich oft überfüllen, bei einer mangelhaften äußeren Form; nur der glühende Patriot Carducci spricht sich in allen schon mit Begeisterung aus.

Der junge Professor der Universität Bologna veröffentlichte 1868 unter dem Pseudonym Enotrio Romano eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Luvia gravia“, die aber wenig Beachtung fand. Aufsehen erregte erst im folgenden Jahre ein schon früher geschriebenes, aber erst am 8. Dezember 1869 vom Bologna'ser Popolo aus Anlaß der Eröffnung des österrischen Konzils mitgeteiltes Gedicht: „An Satana“. Das Gedicht schlug zündend ein; es hatte trotz einzelner Dunkelheiten eckten Jammerschreie, das os magna sonaturum. Es feiert den Siegeslauf des Satans in den höchsten und besten seiner Tieder; es ist eine Epitaphie des Khriman im Feuergeißel Lord Byron's und Heßelens und man erklaute darüber, daß sie ihm nicht seinen Lehrstuhl in Bologna gekostet hat, man lese nur die Schlusverse des Gedichtes:

Wie ich ein Birkelwind  
Kmet er mächtig;  
Vorbei fährt Satana's  
Furchbar und prächtig.  
Er löst von Ort zu Ort  
Wohltat zu tragen,  
Auf unaußhaltamen  
Feurigem Wagen.

Heil dir, o Satana,  
Kettenzerbrecher,  
Besung nen Dentens  
Befreier und Rächer.  
Dir laß uns opfern,  
Du dir uns beien.  
Du hast den Wott der  
Wrischer getreten!

Die Überlegung von Otto Händler hat den mitkürmischen Zug dieses poetischen Satanschillers getreu wiedergegeben, so schwer auch eine Nachdichtung in so kurzen gefügigten Hapthymen war.

Darauf erwiderte die „Gianci“ und „Epodi“, in denen Carducci die Bege Giussepe Giusti rounbete, mit scharfer Satire politische und literarische Mißstände geißelte oder auch ein Dob Mazzini's sang und seine eigene Dichtung verherrlichte:

Italiens Säng'er woll' ich sein und meine Strophen schwingen,  
Daß durch die Luft sie schwirren soll wie Tobenrauerzerrlingen,  
Und Funten sprühen, wie wenn nachts der Arno Feuer spitz.

Den Höhepunkt von Carducci's Poesie bezeichnen die „Rimo nuove“ (1873) und die drei Sammlungen der „Odi barbare“ 1878, 1882 und 1889, sowie die 1898 erschienenen „Rimo o Rytmi“. Die reiche Auswahl, die der Übersetzer aus dem Rimo nuove und Odi barbare getroffen, läßt die Eigenart und Bedeutung des italienischen Dichters unmerkbar hervortreten; wir bemerken dabei, daß die Überlegung eine durchaus liegende ist. Und dies war nicht ohne Schwierigkeit bei dem Rimo, während der reimslosen Epenstrophen der Übersetzer um so leichtere Arbeit hatte, als zur Wiedergabe der antiken Metra die deutsche Sprache geeigneter und gefullter ist als die italienische. In den Rimo feiert Carducci den Reim:

Heil dir, wohltautvoller König  
Silberkönig  
Des Väterlandes Bier,  
Ein Weibel, der unzugewogen,  
Lang gerungen,  
Beugt sich halbignd vor dir,  
Reim, du Reim und Stolz der Reimen.  
Jenen Reimen  
Folgen dir' ich frei dir Heil:  
Blumen gib dem laustern Triebe  
Reiner Liebe.  
Meinem Weibe gib den Weil.

Als er sich aber den reinlosen „barbarischen Oden“ zuwendet, da schwebt er in einer sapphischen Strophe dem Reim ein Interdit zu:

Oel kößt mir ein die verchliff'ne Reimtaust,  
Binnenreih entfällt sie dem Böbel schlief's  
Hülten, schidrig freest sie sich zur gewohnten  
Kalter Umarmung.

Die Anordnung des Dichters vom Reim hängt indes keineswegs damit zusammen, was derselbe ihm irgendwelche Schwierigkeiten bereitet habe. Seine Sonette und Terzinen haben einen Ochs und Fluß, den der Übersetzer gut wiedergegeben hat; wir verweisen nur auf das „Martin-Luther-Sonett“ und das „Madonnenmodell“, das sich garstig in dem weiblichen Terzinenreim bewegt. Dichterisch schön ist auch die Kriegserklärung, welche der Klassikerfreund Garbucci den Romantikern zuschickt, die in Italien unter Manjonis Fahne stehen; er vergleicht den Klassizismus der Sonne, die Romantik dem Blumde, der nach Kadjegepfeilweiße um Ruinen schwelzt, seine Klänge und Früchte reifen kann.

Dann scheidet zum Totenhauß dein mäßes Scheinen,  
Auf Gräbern dort zu ruhen,  
Wetteilernd mit den Säulen und Gebelien  
In lusten kleinen Ouben.  
Ich heße diese bunne runde Straße  
Am Himmel dort, du schlummer,  
Verbrühter lauter Müd und drücker Glöpe  
Schneitel'gen Schimmer.

Garbucci nennt seine Oden „Odi barbare“, im Gegensatz zu den großen klassischen Vorbildern. Den Widerspruch zwischen ihnen und den Rimo nuovo würde indes der in italienischer Sprache noch leichtere Versuch lösen, die antiken Strophen zu reimen, was der Unterzeichnete in deutscher Sprache getan, nicht, ohne für die sapphische Strophe die Anerkennung Emanuel Geibel's und in begabten Dichtern wie Leutbold, Max Kalbe Nachfolger gefunden zu haben. Garbucci hat vorzugsweise altsächsische und sapphische Strophen gebichtet, außerdem Dyerameter. Das ostpreussische Metrum hat er nicht gepflegt. Viele seiner Oden haben einen schönen Schwung, wie besonders diejenige, die er 1878 an die Königin von Italien, Margherita, gerichtet hat, Verse, die ihm von seinen früheren republikanischen Beinhaltungsgenossen sehr verachtet worden sind.

Heil Gute dir, io lange noch Maphaets  
Gehalten uns umschweben im Abendchein  
Italiens und die Vorberohne  
Seisend Petrasca's Gesang durchgittert.

Ebenso schwungvoll wie diese altsächlichen Strophen sind die sapphischen: „An der Quelle des Götteraus“, in denen aus landschaftlich-Idyll ein begeistertes Loblied auf die Mutter Italia herauswächst, die Mutter des Korn's und des Weins, des Rechts und der Künste, „die und das Leben lindert“. Seine Odennuße bevorzugt wie diejenige des Grafen Platen zeitgeschichtliche Stoffe; sie besingt Giuseppe Garibaldi, Miramare, den jungen im Zulufriege gefallenen Prinzen Napoleon, sie findet hübsche Bilder und hat den vollen Ton, welcher großen Stoffen angemessen und verdächtig ist.

Im Gegensatz zu Garbucci's gelehrter Dichtung, die für das vulgus profanum nicht geschrieben ist, leben die Lieder einer vorstämmlichen Dichterin, wie Ada Negri, die in der Sammlung „Mutterfahrt“ (Nr. 2) Klänge anspricht, welche ein Echo in allen Herzen wecken. Mutterliebe ist ja das Lieblingsthema jener Art, die in allen Volkshältern äppig wuchert. Ada Negri ist auch die untensten Schichten des Volkes hervorgegangen. Zu Lodi 1870 geboren, als Kind sehr armer Eltern, hatte sie sich doch zur beiderseitigen Stelle einer Schullehrerin in Motta di Bicomi am Ticino emporgearbeitet. Da erschien 1892 ihre erste Gedichtsammlung: „Fatalità“; sie enthält zündende Verse, manchen Fortschritt aus den Tiefen des Lebens, alles in grellfadernder Beleuchtung, nicht die Hungerbälle der

deutschen Volksdichterrinnen aus Ostpreußen und Schleswig-Poltein; es leuchtet etwas in ihren Gedichten wie die Fadel der Revolution, und dadurch erregten sie Aufsehen. Auch die zweite Sammlung „Tompeste“ (1895) hatte daselbst stürmische Tempo. Doch ihren Anhängern, die sie als die Fortstämperin des Proletariats betrachteten, machte sie auf einmal einen Strich durch die Rechnung, indem sie 1896 einen Fabrikanten, Gallarda, heiratete; das erlitten vielen eine Dejection ins feindliche Lager, und die Liebe, deren ewige Gewässer sich schwer flauen lassen, schien bei reiß über diesen jungen lombardischen Rufm loszuzustellen. Jetzt wird diese Sammlung veröffentlicht und die Kritik wird zunächst danach spüren, ob Signora Gallarda noch dieselben Widersicht findet, wie Ada Negri, oder ob die ehelich eingespinnene Weberei ihren alten Schwung verloren hat. Mit Wehmut gedenkt die Dichterin der Stelle ihrer Kinderspiele, des Plages in San Francisco in Lodi: sie kehrt zurück nach Motta di Bicomi, von wo ihr Dichterruf ausgegangen, und gibt sich hier ihren Erinnerungen hin:

Sie sieht die zwanzigjährige Jungfrau wieder,  
Der das Gesicht die Stirn gezeichnet hat,  
Wie grad hinauf sie schwebt den freien Flad,  
Ein nolzer Mar mit ebemem Gefieber,  
Das sahle Jimmer licht von Weikern glänzend  
Sieht sie, das Bett, wo schlaflos sie geruht,  
Und Lied auf Lied ihr in der Seele sang.  
Wo es ihr lächelt, als ob ihr heißer Blut  
Was fröhren lären sich ergöße wärdend  
In ihrer Berle farbenalld'nen Sang.  
Der wogend, fröhrend ihrer Druck entprang  
Und von des Schmerzes Kälgerast getrieben,  
Hinaus in alle Welt die Lieder jagte;  
Gleich Sturmgesloten ihre Stimme droht;  
Sie sprachen von den Häusern ohne Not  
Und ohne Feuer, von der bittern Not  
Und der Besiegten grauem Todebringen.

Jetzt aber fühlt sich die Dichterin dem Tod gemeiht durch ein unheilbares fieberndes Leiden. An die Gedichte, der „Fatalita“ erinnern „Deilige Kindheit“, „Die Kindheit der Armut“, deren Fortschritt sie hört:

Aus gleichem Ort, wo man kindliches Leben erbrüdt,  
Mit langsamem Martern und Qualen es grausam erfridt.

Den alten Ton hört man wieder aus den Gedichten heraus, wie „Der siebente Mai 1898“ und „Begräbnis während des Aufstandes“; da wird der Marsch der Arbeiterbataillone besungen:

Zehntausend sind's und scheinen doch nur einer,  
So ruhig, beinahe mild,  
Und nur ein großer, einziger Gedanke  
Die dicke Schar erfüllt,  
Der auch aus ihren satzgemäßen Schritten,  
Dem gleichen Atem spricht,  
Verklären über Tot und Leid aus Martern  
Ein jedes Angestift.

Und dieser Gedanke ist:

Wir wissen jetzt, daß glaubenshaft umschlungen  
Wir diese Welt erneuen.

Der Mutterfahrt sind die beiden ersten Abschnitte der Sammlung geweiht, der erste ihren Leiden, der zweite ihren Freuden; wir begegnen den verschiedensten Varietäten des Mutterchildes; es fehlt nicht die Mutter, die ihr Kind ausseht, nicht diejenige, die verbrocherlich ihre Mutterchaft vernichtet. Die Schilderungen sind oft stimmungsvoll, oft dramatisch lebendig. Das gilt auch von den beiden Gedichten, die über das eigene Erlebnis hinausgreifend, neuzeitliche Gedichtsbilder aufnehmen und zwei neuzeitliche Frauen, die unglückliche Königmutter Katalie und die hrenhaftige Praga besingen, ein drastisch coloriertes Frauenbild. Mügen muss man in den Gedichten mande profanische Verbindungen; da das Original nicht vor uns liegt, wissen wir nicht, wieviel sie der Dichterin oder der Übersetzerin anzurechnen sind. Dies gilt auch von dem Metrum. Den Pastellen fehlt fast überall die leichte Beweglichkeit, sie sind mit schweren Sponden überlastet. Rudolf v. Gottschall.

### Wilhelm Jordans „Nibelunge“ in wohlfeiler Ausgabe.

Die Familie und Erben Wilhelm Jordans haben dem deutschen Volke ein Geschenk gemacht. Sie haben (Granfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag) das jüngst verstorbenen Dichters „Nibelunge“ in neuer wohlfeiler Ausgabe auf den Büchermarkt gebracht, die broschiert 10 M., gebunden 12 M. kostet. Man kann sagen, daß damit das epische Meisterwerk Jordans dem Volke

näher gebracht, der Popularisierung genähert worden ist. Da des Dichters Mund verstummt ist, der sein Gedicht, das aus zwei Liedern besteht, „Sigfridsage“ und „Nibelbrant's Heimkehr“, je vierundzwanzig Gesänge enthaltend, einst, wie ein Heldenlied auftretend, selbst vortrug, so bedeutet der Schritt der Erben, den wir eben gekennzeichnet haben, immerhin einen Schritt

weiter auf der Bahn, Jordans Epos wirklich vollständig zu machen.

Seit dem Tage, da Bodmer als erster „Der Nibelunge Not“ aus der ersten Hohenemser Handschrift C unter dem Titel „Kriemhildens Rache“, 1761, herausgab, die bekanntlich Friedrichs des Großen Korn so erregte, das er erklärte, das Werk in seiner Bibliothek nicht dulden zu wollen, sondern aus derselben „herauszuweisen“, ist in jener Zeit hat der Stoff, den unter herrliches altes Nibelungenlied behandeln, einen weichen Weg durchmessen. Das ganze Geschick derselben hat sich verändert, kann man sagen. Unser Nibelungenlied, dessen Schönheit und Bedeutung wir nicht angezweifeln möchten, stellt die Sage, oder vielmehr den Mythos von Siegfried und Brünhild noch mehr in jener Form dar, wie sie ursprünglich war. Die Urforn des Mythos liegt uns in der Edda vor, die bekanntlich nordisches Ursprungs ist. Ob der Mythos selbst nordisches Eigentum ist, das dann erst nach Sagen abgeben wurde, ob, wie neuerdings verfochten wird, das Umrgelehrte der Fall war, ob er Selbsteigentum aller germanischen Völker war, diese Frage soll hier unerörtert bleiben. Sicher ist, daß der ursprüngliche Mythos von Siegfried und Brünhild im deutschen Nibelungenlied eine Art von „Entstellung“, wenn der Ausdruck gestattet ist, dadurch erfährt, daß das Verhältnis zwischen beiden genannten Personen ganz verschoben und an die Stelle Brünhilds die deutsche Kriemhild getan und daß die Mithos aus der ihr eigenen Eppäre in die des Geschichtlichen gerückt ward, indem Attila und die Hunnenzüge in die Fabel hineinpielteln und derselben eine ganz andere Gestalt gaben. Die ursprüngliche Gestalt ist nun allmählich wieder hergestellt worden, so daß sie uns jetzt so geläufig ist, wie wir sie in Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ kennen. Aber nicht diesem gebührt das Verdienst, den Umwandlungsprozeß vorgenommen zu haben, er hat ihn höchstens beschleunigt und zum Abschluß gebracht. Dem Dichterkomponisten voraus ging Emanuel Geibel mit seiner Tragödie aus der Nibelungenlage „Brünhild“ (1857), in der zuerst wieder Brünhild, die Schickslerin von Hünberg, die Siegfried erweckt und erlöst, an Stelle Kriemhilds gerückt und ihr ihr altes Recht, die Hauptperson neben Siegfried zu sein, wiedergegeben ward, und gleichzeitig mit Richard Wagner, dessen „Ring“ 1868 als Buch erschien, trat Wilhelm Jordan mit seinen „Nibelunge“ hervor, deren Vorgang, auf die Fritzezeit anknüpfend, im Winter 1863/64 zum erstenmal vom Verfasser öffentlich vorgetragen ward. Da Wagners „Ring“ als Ganzes, da die Vertonung dem Text nur langsam folgte also erst viel später zu wirken anhub, so gebührt Jordans „Nibelunge“, die 1868 (Siegfriedsage) und 1874 (Hübnerdants Heimkehr) erschienen, doch darin der Vorrang, daß sie bahndreher für die Bühnenartenkenntnis der alten Heldenrechte des alten Nibelungenstoffes wurden. Nicht als einen Rückschritt möchten wir dem gegenüber Friedrich Hebbels gewaltige „Nibelungen“ („Der germanische Siegfried“, „Siegfrieds Tod“, „Kriemhilds Rache“, 1862 erschienen) bezeichnen, die das Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, der deutschen Fassung der Nibelungenlage ihr Recht auch auf der Bühne gesondert zu haben. Wie neben Goethes „Faust“ der alte Schwarzhäufel und weit bekanntere hundert Doktor Faust des Volkstums sein Recht auf Zulein auch heut noch hat und in Zurückgehen auf ihn, wie es J. v. Arnim von Arnim in seinen „Kronenwäldern“ unternahm, eine geradezu tödliche Epiloge und Uebersage schaffend, gelegentlich einen Vorteil bedeutet, da Faust nun aus dem philosophischen Rebel gleichsam von neuem an das heisse Tageslicht kommt, so hat auch ein Zurückgreifen auf die deutsche Fassung der Nibelungenlage, die so viel Eigenes und Schönes enthält und die wir oben nur deingit als eine „Entstellung“ des alten Mythos bezeichnet haben, auch seine Berechtigung und Hebbels großes Werk wird auf der Bühne auch seine Zukunft haben, die ihm von Herzen zu wünschen ist.

Dieser Gang der Entwicklung mußte dem Veler wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden, damit er zu dem folgenden den richtigen Standpunkt gewinne. In durchaus freier Behandlung wird hier die Sage von Siegfried und Brünhild und der Nibelungen Untergang geboten, denn auch Jordan hat sich, ganz wie Richard Wagner, das Recht vorbehalten, den vorhandenen Stoff, der in den Liebern der Edda doch nur in einzelnen Wörtern, keinem ganzen Gebäude vor Augen stand und Läden aufwies, selbständig und selbsttätig zu modeln, also kein Bearbeiter, sondern ein Fortentwicker der Sage zu sein. Der altnordische Mythos und die Sage von der Burgunden Untergang durch die Hunnen wird hier zu einem Ganzen verschmolzen. Nordische

Sage und deutsches Lied kommen hier ein jedes zu seinem Recht. Und zwar setzt das Epos gleich mit einem Klange ein, den wir auch im Nibelungenliede vernehmen, wo gleich zu Anfang davon die Rede ist, daß Liebe mit Weibe am Ende gerne lobt, ein Satz, der am Schluß, als die Ularbeit an Efels Fote beridigt worden ist, noch einmal seine Wiederholung findet: „Wie uns Liebes Weiben gern am Ende verliet.“ Auch bei Jordan ist die Erzählung vom Traum vorhanden, den Kriemhild hat, der erzählt, wie ihnen fallen zween Kare zerreißen, unter denen die Wörder zu verstehen sind, die Siegfried iden. Zuleitiger aber als im deutschen Nibelungenlied, in dem manche Jüge des alten Mythos vermischt sind, tritt die Schuldutage, die Siegfried auf sich geladen hat und an der er zugrunde geht. Denn Jordans Will will ja, lobad es aus der Eppäre der übermenschlichen Befeh, der Wötter, Niesen, Jweerge zu den herrlichen Befeh hinastiegt, zeigen,

„Wie unentrinnbar in riesiger Größe  
Und dennoch gerecht die Vergeltung hereinbricht  
Und die Macht des Schicksals die menschliche Schuld ist.“

Brünhild hat ältere Rechte an Siegfried, die dieser vergitt und außer acht läßt, als er mit Kriemhild anknüpft. Es ist eine Schuld, die Siegfried auf sich läßt, in die er Kriemhild hineinzieht, wenn es von beiden heißt:

„Wo kosten einander küssen,  
Im Garten der Holburg der Hül und Kriemhild,  
Wald eme dem andern ins Auge schand,  
Wald gen Westen die Blide wenden  
Zur stinenden Sonne.“

Und wie wenn die in ihren Rechten Gefährdige, Gefährte die Ezene des Herrates gleichsam wie durch einen Fauerbpiegel flieht heißt es gleich darauf von ihr:

„Rach der stinenden Sonne,  
Kachdem sie erklommen die höchste Klippe  
Am äußersten Ende der Insel Felis,  
Schaute Brünhild.“

Es läßt weitere Schuld auf Siegfried, wenn er, bei dem Kampfspiel zwischen Brünhild und Gunther, das entschieden soll, ob jene diesem angeschlossen soll, unsichtbar, durch den Larnhelm verdeckt, den Hülser im Streit spielt, so daß Siegfried, obwohl sie die Stärkere und Weitere ist, unterliegen muß. Und nun geht der Gang seinen Gang weiter, indem der Faden eingehalten wird, den wir schon im Nibelungenlied haben, aber immer in der Weise, daß der uralte Mythos dabei zu seinem Recht kommt. Jordan ist hies selbständig. Die Ezenen, die sich an Gunthers Hochzeit mit Brünhild und die Siegfrieds mit Kriemhild knüpfen, bei der Siegfried abermals den Herrdatter spielt, Ezenen, die im Nibelungenlied in zwar dristlicher, aber wunderbarer reiner und feinerer Art wiedergegeben werden, werden hier auf geschichte Weise einmal verdrängt. Sie kommen loszulagen nicht auf die Ezene, sondern spielen sich hinter den Kulissen ab und werden nur erzählt. Gunthers Glück geht aus der Brautnacht, bei der der Betrug eine Rolle spielt, nicht hervor. Sein Sohn ist ein Schwächling. Brünhild, die den Trug allmählich aht und weiß, daß dieses künftliche Kind aus einem Gebäude hervorgegangen ist, bei dem es nicht mit rechten Dingen zugegangen, lebt in Trauer dahin, dem treulosen Siegfried jähren, da Rache schandend. Dieser eirent sich mit Kriemhild Scheinbar des Hülides. Vieleschlechte trüger Kinder sind seinem Gebäude anstrosfen. Aber das Glück ist nur ein Scheinbares, weil auf zug gegründetes. Ring und Wirtel, Brünhild bei dem Ringen in der Hochzeitnacht entrißen und Kriemhild als Geschenk übergeben, spielen den Herrdatter und nunmehr wird alles aufgedeckt und klar. Jagen, der Wirtiginliche, nicht sich ins Spiel und Siegfrieds Tod wird beschossen, von dem betrogenen Teil, Brünhild, demjenigen, der auf Siegfried nicht weiß ist und erfahren hat, daß dieser Verantworenrechte an ihn hat — bei der Aufdeckung derselben spielt Siegfrieds Vertrauter, der Jweerg Nime, eine große Rolle —, Gunther, und dem Räder, Jagen. Mit jurstbarer Logik arbeitet das Schicksal, das in der menschlichen Brust liegt, Sühne knüpft sich an Schuld und wir sehen tatschlich, „wie unentrinnbar in riesiger Größe und dennoch gerecht die Vergeltung hereinbricht und die Macht des Schicksals die menschliche Schuld ist.“ Siegfried fällt, von Mordherauf getroffen. Aber auch an den Mörderen erfüllt sich die Wahrheit dieses Ausspruchs. Die Hunnenott dräut heraus. Gunther wird seines Sieges über Siegfried nicht froh. Es folgen die „fürchtbaren Mären von der jähren Vernichtung der Nibelunge“. In der zweiten Hälfte des Sanges reicht nun Jordan von dem Gange

des Nibelungenlieds ab, indem er seine eigenen Wege geht, in „Hilbertsheim Heimkehr“. Hier muß ihm der Leser oder besser Hörer, denn die Gesänge sind für den Vortrag bestimmt, auf Treu und Glauben folgen und auch manches Wunderliche und Verwunderliche mit in den Kauf nehmen, wie sich in den „Nibelungen“ ja auch manches vorfindet, was die Kritik, ja den Spott der Zeitgenossen und der späteren Generationen herausgefordert hat, wie Jordan's Wirken, zeitgenössische Philosophie und Forderung in sein Epös zu verweben und z. B. Darwins Lehre von der Ausdehnung zu demonstrieren, an Sunibers Ehe mit der harten Brünhild, die bestimmt sein soll, ein Geschlecht von harten und noch härteren Erben hervorzubringen, was nach dem oben Gesagten allerdings möglich möglich. An diese Stellen wird man sich nicht halten müssen, wenn man Genuß haben will, sondern an diejenigen herrlichen Partien, namentlich des ersten Teils „Sigfridlage“, wie aus dem vorhin Berichteten zum Teil schon sichtbar wurde. Die echt weiblichen Empfinden und Coarschmächen verdrängen Streitzüge zwischen Brünhild und Kriemhild — Wie die Königinnen sich halten“, heißt es im alten Nibelungenliede —, die Jordan, sie durchaus selbständig behandelnd, aus der Kirche — im Nibelungenliede findet sie bei einem Kirchgang statt — auf den Helsen verlegt hat, von dem aus die „Königinnen“ dem Kaiserpalast der Helsen und Ritter zusehen, Siegfrieds Abstieg von Kriemhild, die — es ist vor der verhängnisvollen Jagd im Odenwald — in düsterem Ahnen um den Gesalbten bangt, die Ermordung Siegfrieds im Odenwald, die Szene zwischen Kriemhild und Brünhild, die namentlich ihre Rache gestiftet hat, endlich der Schluß der „Sigfridlage“, Brünhild hoch zu Ross in die Flammen springend, die

Siegfrieds Leiche verzehren, all das sind Perlen epischer Kunst, zum Vortrag geeignet, wie wenige, wie es sich schon zu jener Zeit erwiesen hat, da Jordan, unter großem Beifall, Partien seiner „Nibelungen“ selbst vortrug, und wie es sich auch best eindruckwürdig würde, wenn sie vorgetragen würden. Wichtigst gibt die neue vollständige Ausgabe des Doppelgedichts den Anlaß ab, daß die Reiztanten, die ja oft nach Minderwertigem greifen, weil sie nichts Besseres haben, sich nunmehr wieder Jordan's „Nibelungen“ zumenden und wenigstens aus dem ersten bedeutendsten Teil Stüde zum Vortrag entnehmen. Man wird demgemäß der Familie und den Erben Wilhelm Jordan's Dank sagen, daß sie die neue billigere Ausgabe veranstaltet haben, die wir im Eingang dieser Zeilen wohl nicht mit Unrecht als ein Geschenk an das deutsche Volk bezeichnen haben. Die Härte von den Nibelungen bildet in der Tat einen Nibelungenhort, der sich nie vermindern kann und an dem wir immer geistig zehren werden, und an seinem Glanz erhalten. Wie wir oben sahen, haben wir sie in verschiedener Gestalt und metrischer Form vor uns, in unermesslichen, in Nibelungenkreisen gesammelten Nibelungenlied, das schon auf den Schulen gelesen und der Jugend vertraut gemacht wird, sodann in Hebbels in Jamben versetzten Dramen, denen die Zukunft gehört, was die Darstellung auf der Bühne anbelangt, in Wagner's fabelreichem „Ring“, der Ursache ist, daß Hebbels drei Stüde etwas zurückgebracht worden sind, und endlich in Jordan's Gedicht, das, als gleichfalls der Kulturzeit dienend, Aleties, Nordisches, Mittelhochdeutsches und Neues, ja Neues mit Eigemem, eigener Denkarbeit vermischt und das uns jetzt erst wieder näher und in den Vordergrund des Interesses treten dürfte. J. R.

**Bücherbesprechung.**

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. IV. Band. Leipzig, W. O. Teubner. — Mit diesem vierten Bande ist das Werk abgeschlossen. Wir haben uns schon wiederholt mit dem Werke befaßt (vgl. Leipz. Jg. 1902, Wiff. Beil. Nr. 20 und Nr. 205, 1. Beil. 1904 Wiff. Beil. Nr. 110) und gern anerkennen können, daß durch die Herausgabe des Handbuchs durch den Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen im großen und ganzen sehr viel beigetragen worden ist, eine nur allzu oft schmerzlich empfundene Lücke in unserer deutschen volkswirtschaftlichen Literatur zu beseitigen, wenn sie auch durchaus nicht durch das Handbuch vollkommen gestopft wurde. Wir haben jedoch ebenso rückhaltlos zu wiederholten Malen betont und betonen nochmals, daß manches hätte anders sein können. Was dem Werke als Ganzem fehlt, das ist eine gewisse geschlossene Einheitlichkeit, und dieser Mangel mag nicht zuletzt dadurch entstanden sein, daß das Werk in seinen einzelnen Bestandteilen durchaus nicht gleichmäßig genau werden kann, ein Umstand, der gewiß wesentlich dadurch hervorgerufen worden ist, daß man — wie wir schon mehrfach dargelegt haben — entweder die geeigneten Mitarbeiter nicht hat finden können oder aber in der Auswahl nicht glücklich gewesen ist. Auch dem vorliegenden Schlußband muß man nachsagen, daß nicht alles den Erwartungen entspricht, die man an ein Werk knüpfen durfte, das von einer Seite ins Leben gerufen worden ist, der die nötigen Vorbereitungen zu erfüllen gewiß leicht fallen mußte, vor allem die, Fachleute als Mitarbeiter zu gewinnen, die nicht nur das zu bearbeitende Gebiet umfänglich betreiben, sondern auch durch ihre berufliche Tätigkeit nicht durch Zeitmangel gehindert sind, den meist überaus umfangreichen Stoff in allumfassender und erschöpfender Weise zu sichten, zu studieren und zu verarbeiten. Wir erkennen gern an, daß einige Artikel ganz besonders gut geeignet sind, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Erwähnt seien als besondere Empfehlung für des Werkes Schlußband, der, wie wir erfahren haben, auch einzeln käuflich ist, Dr. Richard von der Borghs Einleitungsabhandlung „Deutschlands Wirtschaft und ihre Beziehungen zum Auslande“, eine Arbeit, die auf einem halben Hundert Seiten eine reiche Fülle erschöpfender Mitteilungen bietet und ein außerordentliches Bild von dem volkswirtschaftlichen Leben unserer Nation gewährt. Weiterhin sei R. Brämers ganz ausgezeichnete Aufsatz über „Das Versicherungswesen“ genannt. Beide Abschnitte können den Lernenden und auch den schon Wissenden sehr wohl befriedigen. Gut ist auch im allgemeinen der Abschnitt „Berkehr“. Sowohl Zimmermanns Arbeit über den „Landverkehr“, als Wannichs Abhandlung über

„Post, Telegraphie und Fernsprechwesen“ genügen den Anforderungen, die man an sie als an Bestandteile eines Nachschlagewerkes stellen kann. Dasselbe gilt von Viktor Rurs Darlegungen über die „Binnenverkehrsmittel“ und von Poppiens Schilderungen der „Seefahrt“. Dem wichtigen Kapitel über das „Geld- und Kreditwesen“ (besser wäre: Geld-, Bank- und Kreditwesen), vom Handelskammersekretär Schwende (Hamburg) bearbeitet, hätte man, wie schon manchmal anderen Artitel der vier Bände des Handbuchs, einen weiteren Rahmen gönnen können. Dem umfangreichen sechsten Kapitel über „Bewanderte Einrichtungen im Dienste von Handel und Gewerbe“ kann man im allgemeinen zustimmen. Gleichwohl sind seine einzelnen Abteilungen aber nicht. Manche ist ausgeblieben auf Kosten breiterer Darlegung nicht immer gerade des Wichtigsten. Uns Leipziger — um nur eines herauszugreifen — mutet z. B. sonderbar an, wie heimlütterlich unsere berühmte Messe behandelt worden ist, die so bei Gelegenheit erwähnt, hingegen ihren doch nicht nur für Leipzig und Sachsen hochwichtigen, volkswirtschaftlich bedeutsamen Einzelergebnissen und Wirkungen entsprechend nicht im geringsten gewürdigt wird. Was wir immer und immer wieder bei dem Erscheinen der einzelnen Bände des Handbuchs der Wirtschaftskunde Deutschlands betont haben, muß unbedingt, als eine Mahnung für etwaige Neuauflagen des Werkes, die schon der schnell veraltenden statistischen Angaben wegen sehr erwünscht sind, auch am Schluß wiederholt werden: Sparsamkeit bei der Raumgewährung ist für ein derartiges Nachschlagewerk an Krebschäden. Nur ershöpfende Darstellungen vermögen das zu bieten, was ein Werk vom Schlage des Handbuchs bieten muß. Ebenso möchten wir auch den Rat wiederholen, den wir bei dem Erscheinen des ersten Bandes, und zwar, wie aus dem zweiten Bande zu ersehen ist, mit Erfolg erteilt haben: die Kartenbeigabe so weit nach rechts ausziehbar zu machen, daß man sie beim Lesen in ihrem Gesamtumfang überblicken kann. Nur so lassen sie einen ausgiebigen Gebrauch und demnach eine Förderung des Verständnis des gebrauchten Textes zu. Wir schließen unsere Anzeige mit dem Wunsch, daß die Mängel, die wir ausweisen, in der nächst n Auflage beseitigt werden möchten; wenn sie die erste Auflage auch keineswegs als ein verfehltes Unternehmen kennzeichnen, ist ihre Entfaltung doch überaus notwendig. Vielern wird das Handbuch schon mit ihnen eine Fundgrube und ein dankbar auszunehmender Hilfsarbeiter sein, dem wir für seinen Empfang in der Studierkammer, wie im Kontor eine freundliche Aufnahme wünschen, indem wir ihm gern eine warme Empfehlung aus dem Weg mitgeben. Die Verlagshandlung hat in altdemährter Weise alles getan, das Werk begeben auszulassen. Siegfried Rolke.

**Erscheinung**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.che  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Rißert in Leipzig.

**Nr. 72.**

Dienstag, den 20. Juni, abends.

**1905.**

## Zur Geschichte des königl. Sächsischen Meteorologischen Instituts.

Von Dr. Friedrich Klengel.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni wird das königl. Sächsische Meteorologische Institut die bisher benutzten Räume am des Schlossberg zu Chemnitz verlassen und seinen Sitz künftig in Dresden erhalten, wo es in dem Gebäude des ehemaligen Justizministeriums, Große Meißner Gasse 15, untergebracht werden wird. Dieser Wechsel bedeutet ein wichtiges Ereignis in der Geschichte des Instituts wie in der Entwicklung der meteorologischen Forschung Sachsens überhaupt, so daß ein kurzer Rückblick auf den jetzt abgelaufenen Zeitraum dieser wissenschaftlichen Zentrenstelle seit ihrer Gründung angebracht erscheint.

Wie in anderen Ländern, so reichen auch in Sachsen die ersten Anläufe einer regelmäßigen meteorologischen Forschung weit zurück in die früheren Jahrhunderte. Bruhn's führt in der Einleitung zu dem ersten Jahrgang der sächsischen Beobachtungen mehrere Handschriften aus dem 16. Jahrhundert als die ältesten Dokumente regelmäßiger Aufzeichnungen über Witterungserscheinungen an. Darunter befindet sich ein vom Kurfürsten August selbst geschriebenes oder doch auf seinen Befehl ausgeführtes Manuskript vom Jahre 1576, welches unter dem Titel „Nacherkundung der täglichen Witterung über das Jahr 1576“ Angaben in allgemeiner Form über heitere und trübe Tage, über Witterungswechsel, über Regen, Schnee und Hagel enthält. Irgehwelche Meßinstrumente kannte man in damaliger Zeit noch nicht. Auf diese erste Betätigung des Interesses für die Witterungsbeobachtung folgte eine Ruhepause von reichlich 1½ Jahrhunderten. Aus dem 17. Jahrhundert sind uns keine Beobachtungen überliefert worden, erst für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts liegen einige Reihen regelmäßiger ausgeführter Beobachtungen in sächsischen Städten wie Dresden, Leipzig und Meissen vor. Es scheinen dies die ersten Messungen über Temperatur und Luftdruck gewesen zu sein. In seinem Aufsatze „Von dem sächsischen Klima“ konnte Inspektor Köhler 1772<sup>1)</sup> die mittleren Barometerstände von Leipzig, Dresden, Meissen, Waldheim, Freiberg und Annaberg zusammenstellen, ein Beweis, daß damals in diesen Orten schon mehrere Jahre lang beobachtet worden war, doch sind die meisten dieser alten Aufzeichnungen verloren gegangen. Eine wesentliche Förderung erhielt die meteorologische Forschung in Sachsen im Jahre 1728 durch den Inspektor des mathematischen Salons zu Dresden Lehmann, auf dessen Anregung außer in Dresden noch in Leipzig, Meissen, Chemnitz, Dichtentanne bei Zwickau, Oberwiesenthal, Freiberg, Klittenberg, Beyerstein und Ritsau mit gut verordneten Instrumenten Beobachtungen über Luftdruck, Temperatur, Wind und Niedererschlag angestellt wurden. In den „Mitteilungen des historischen Vereins für das Königreich Sachsen“ hat Lehmann alsdann die 10jährigen Resultate 1826–37 dieser Beobachtungen veröffentlicht. Leider wurden nach seinem Tode, 1840, an den meisten dieser 10 Orte die Beobachtungen wieder eingestellt oder doch wenigstens nicht mit der gewünschten Regelmäßigkeit fortgeführt.

In diese Zeit fällt auch die Bildung eines Komitees für Klimatologie Sachsens in der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden, auf dessen Anregung 1 Jahr lang an 15 verschiedenen Punkten Beobachtungen über die periodischen Erscheinungen im Tier- und Pflanzenreich (pflanzliche Beobachtungen) angestellt wurden. Es fehlte also, wie man hieraus ersieht, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Sachsen

keineswegs an Bemühungen, das Interesse für die Wetterforschung zu wecken und zu heben, gleichwohl mußten aber alle diese an einzelnen Orten unternommenen Versuche unzulänglich und für strenge wissenschaftliche Forschungen unbrauchbar bleiben, solange eine feste Organisation, eine Einheit und ein gemeinsames Prinzip im Beobachten noch nicht vorhanden war.

Selbst an den beiden Hauptorten des Landes, in Dresden und in Leipzig, zeigten die vorliegenden älteren Beobachtungsreihen mehrfach größere Unterbrechungen, wie aus der folgenden kleinen Zusammenstellung ersichtlich ist.

Meteorologische Beobachtungen vor 1850	
in Leipzig	in Dresden
Zeitraum	Beobachter
1769–1794	Unbekannt.
1809–1811	1768–1771 Dr. Hofmann.
1820–1854	1784–1796 J. B. Dorn.
außerdem gleichzeitig	1806–1810 Finanzrat Blöde.
1825–1860 Dr. Wagner	1812–1826 Chirurgisch-medizinische Akademie.
und	1821–1836 Medicinalr. Winkler.
1835–1848 auf der Pleißenburg.	1828–1840 Inspektor Voßmann.

In ein neues Stadium trat die Entwicklung der meteorologischen Forschungen erst im Jahre 1862. Nachdem bereits 1855 der Direktor des Polytechnikums zu Dresden Geheimerat Häfke dem Ministerium des Innern die Absicht der Dresdener naturforschenden Gesellschaft, 16 Stationen zu errichten, mitgeteilt hatte, erging sieben Jahre später von Seiten des Ministeriums an ihn der Auftrag, ein Beobachtungsnetz für Sachsen zu entwerfen und an den günstigsten Orten geeignete Leute als Beobachter in Vorschlag zu bringen.

Mit der Ausführung dieses Auftrages wurde der berühmte Leipziger Astronom Bruhn beauftragt, der seine hervorragende Tatkraft bereitwillig in den Dienst der jüngsten, eben aufblühenden Wissenschaft stellte. Nach dem Vorbild des in Preußen seit Mitte des 19. Jahrhunderts geschaffenen Stationsnetzes, an dessen Spitze damals der bekannte Meteorolog Dove stand, richtete Bruhn im Laufe des folgenden Jahres im Verein mit Prof. Krüger 22 Stationen in Sachsen ein, deren Beobachtungen er mit größter Regelmäßigkeit zusammenstellte und veröffentlichte. Die meisten dieser Stationen begannen ihre Tätigkeit mit dem meteorologischen Jahre 1864 d. h. also am 1. Dezember 1863, einige etwas später. Das Jahr 1863 ist daher als das Gründungsjahr des staatlichen sächsischen Beobachtungsnetzes anzusehen. In Nord- und Mitteldeutschland waren damals gerade 77 Stationen im Betrieb, von denen 45 auf Preußen entfielen.

Was die Ausüstung der sächsischen Stationen anbetraf, so erhielt die 13 die Instrumente einer Station 2. Ordnung, nämlich Barometer, Psychrometer, Minimalthermometer, Regenmesser und Windfahne, die in 9 übrigen bogenen kam das Barometer in Wegfall. Die Verteilung der Stationen war so gewählt worden, daß alle Höhenlagen von 100 bis 900 m, von dem Flachland und dem Elbtal bis hinauf zum Ramm des Erzgebirges in dem Reg. vertreten waren. Die günstigsten waren Rehefeld 684 m, Georgenrain 725 m, Reichenhain 772 m und Oberwiesenthal 922 m. Das ganze Beobachtungsnetz wurde dem königl. statistischen Amt zu Dresden in der Weise angegliedert, daß sämtliche Beobachtungsstabellen monatlich dorthin zur Einlieferung und weiteren Bearbeitung gelangten. Die Veröffentlichung der Jahresergebnisse erfolgte jedoch durch den verdienten Gründer, Bruhn in Leipzig, der neben seinen ausgedehnten Berufsarbeiten, seinem Nebenamt an der Universität und

<sup>1)</sup> Anzeige von der Leipziger Monomischen Societät in der Ostermesse 1772.

seiner umfangreichen Tätigkeit als Forscher auf dem Gebiete der Astronomie, die Oberleitung des meteorologischen Beobachtungsdienstes im Nebenamt in mütterlicher Weise versah.

Während der nächsten 14 Jahre vollzog sich — abgesehen von der Einführung des metrischen Maßsystems und der hundertseitigen Scala bei den Beobachtungen — keine wesentliche Änderung im Arbeitsplan des neuen kaiserlichen Instituts. Erst das Jahr 1878 brachte eine bedeutungsvolle Neuerung. In diesem Jahre nämlich wurde der tägliche Wetterberichtsdiens in Soden eingerichtet, wodurch die Aufgaben und Ziele der meteorologischen Forschung eine wichtige Erweiterung erfuhren. Auf Anregung und mit Unterstützung des sächsischen Landesintendanten erfolgte die Gründung eines meteorologischen Bureau für Wetterprognosen<sup>1)</sup> aus einer besonderen Abteilung des meteorologischen Instituts, dessen Leitung Dr. A. v. Dandelman, der spätere bekannte Kfz-forscher, übernahm.

Es scheint, als wenn diese praktische Betätigung der meteorologischen Forschung auf ihre weitere Entwicklung selbst von günstigstem Einflusse gewesen wäre.

Denn in den nächsten Jahren, namentlich vom Jahre 1881 an, erhöhte sich infolge reger Beteiligung von freiwilligen Beobachtern sowie von landwirtschaftlichen Vereinen die Zahl der Stationen ganz beträchtlich. Besonders erwuchs bei der Gründung von Regenkationen, um deren Betrieb sich die Mitglieder dieser Vereine besonders verdient machten. Im Jahre 1882 betrug die Zahl aller Beobachtungsstellen in Sachsen bereits gegen 80.

Leider war es dem Schöpfer aller dieser Einrichtungen nicht mehr vergönnt, an der Weiterentwicklung der jungen Wissenschaft sich zu erfreuen, denn im Sommer 1881 wurde Bruns nach längerer Krankheit aus seinem arbeitsvollen und so überaus erfolgreichen Leben abgerufen. Sein Tod bedeutete nicht nur wissenschaftlich einen schmerzlichen Verlust, sondern auch gleichzeitig äußerlich einen Wendepunkt in der Geschichte des meteorologischen Instituts. Denn der Wechsel in der Leitung bedingte wie wir später sehen werden auch eine Verlegung dieser rein wissenschaftlichen Zentralfstelle von der Universitätsstadt Leipzig nach Chemnitz. Als Nachfolger von Bruns in der Verwaltung des Beobachtungsdienstes wurde im Dezember 1881 der Lehrer für Physik an den technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz Dr. Paul Schreiber vom Ministerium ausgerufen. Da Dr. Schreiber die Geschäfte jedoch zunächst ebenfalls im Nebenamt zu führen hatte, so machte sich die Überführung der Zentralfstelle von Leipzig nach Chemnitz notwendig. Das Prognosenbureau verließ obendrein unter der Leitung des Dr. v. Dandelman noch in Leipzig. Diese Trennung der zwei so innig miteinander verbundenen Forschungsgebiete der Meteorologie konnte natürlich auf die Dauer nicht bestehen bleiben und so erfolgte bereits im April des nächsten Jahres auch die Verlegung der Prognosenstelle nach Chemnitz und somit die Vereinigung der beiden Dienstorgane unter Dr. Schreiber's Oberleitung. Die amtliche Bezeichnung „Königl. Sächsisches Meteorologisches Institut“ für die Gesamtheit aller für meteorologische Forschungen geschaffenen Einrichtungen in Sachsen datiert übrigens auch erst von diesem Zeitpunkt an (Erstent vom 27. März 1882 Nr. 828 III A). Zu gleicher Zeit erhielt der Leiter dieses Instituts das Dienstpseudonym „Direktor“. Das Prognosenbureau bildete aus in Chemnitz zunächst eine geschlossene Abteilung des Instituts, deren Leitung einem besonderen Vorstand übertragen wurde. Nachdem Dr. v. Dandelman bereits in Leipzig am 13. Februar 1882 dieses bisher von ihm besessene Amt niedergelegt hatte, um sich der Kfz-forschung zu widmen, trat Kapitän Barbus von der Seewarte zu Hamburg an seine Stelle und führte die Geschäfte eines Prognosenvorstandes auch in Chemnitz noch weiter, wofür er außerdem die Stellvertretung des Direktors zu übernehmen hatte. Da mit der wachsenden Zahl der Stationen auch die Arbeiten des Instituts an Umfang bedeutend zunahm, so machte sich alsbald eine Vermehrung der Arbeitskräfte im Bureau nötig. Zu Ende des Jahres 1881 bestand das Personal außer dem Direktor bereits aus 3 Beamten und 5 Hilfsarbeitern, zu welchen noch 3 auf Aufwartung und die Botengänge bestimmte Personal — darunter 3 nur nachmittags beschäftigte Schulknaben — hinzukam. Dessenhalber Vorbildung besaßen jedoch außer dem Direktor nur noch 2 von den Beamten, der Prognosenvorstand und der erste Assistent. In dieser Zusammenlegung hinsichtlich der Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert. Nach dem Austritt des

Kapitän Barbus aus dem Institute im Jahre 1885 wurde diese Stellung nicht wieder besetzt, sondern es wurden die Funktionen des Wetterberichtsdiens dem ersten wissenschaftlichen Assistenten mit übertragen, zu dessen Unterstützung ein zweiter Assistent neu eintrat.

Als eine wichtige Erweiterung der inneren Organisation des Instituts ist die Einrichtung einer eigenen mechanischen Werkstätte zur sorgfältigen Prüfung der meteorologischen Instrumente, sowie einer Druckeri-Werkstätte für Steinbrud und Buchbrud zur Herstellung der täglichen Wetterarten und Berichte anzusehen. Für beide Werkstätten wurden fast ausschließlich in der Person eines Mechanikers und eines Steinbruders angefaßt.

Bei dieser raschen Vergrößerung der Arbeiten des Instituts war es selbstverständlich, daß die Geschäfte des Direktors nicht wie bisher nebenamtlich weitergeführt werden konnten.

Die Umbenennung des Direktorpostens in eine vollamtliche Stellung erfolgte freilich des Ministeriums des Innern am 25. März 1884 und Direktor Schreiber gab daher zu dieser Zeit sein Lehramt an den technischen Staatslehranstalten auf. Wenn auch diese Veränderung zunächst eine rein persönliche Bedeutung hatte, so erhielt doch zweifellos das Institut dadurch den Charakter größerer Selbständigkeit, so daß wir diese interne Angelegenheit hier mit berührt haben. Die Vergrößerung des Instituts im Laufe der Jahre ergibt sich wohl am deutlichsten aus einigen Zahlen über das Personal, die wir noch hinzuzufügen wollen. 1886 waren am Institut tätig außer dem Direktor 2 wissenschaftliche Assistenten, 1 Expedient, 5 künigige, 3 zeitweise beschäftigte Rechner, 1 Expeditions-Hilfsarbeiter, 2 technische Beamte, zusammen 15 Personen. Im Jahre 1899 setzte sich das Personal folgendermaßen zusammen: 1 Direktor, 2 wissenschaftliche Assistenten (der erste mit dem Titel Directorialassistent), 1 Bureauassistent, 2 Expedienten, 1 Expeditions-Hilfsarbeiter, 12 Rechner und Hilfsarbeiter, zusammen 19 Personen. Die Zahl der Hilfsarbeiter und Rechner schwankt jedoch innerhalb des Jahres laut Bericht des Direktors im Jahrbuch 1899, S. 3.

Man erkennt hieraus, daß sich die Zahl der Angestellten des Instituts im Verlauf von 17 Jahren, seit 1883, annähernd verdoppelt hat. Was aber dabei am meisten auffällt, ist, daß sich diese Verstärkung lediglich auf Rechner, Hilfsarbeiter und Expeditionsbeamte bezieht, während die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter gleich gering wie im Anfang geblieben ist.

Man fragt sich, ob nicht im Interesse der wissenschaftlichen Forschung eine Erhöhung der Zahl der wissenschaftlichen Assistenten recht zweckmäßig wäre. Finanzielle Bedenken können wohl kaum geltend gemacht werden, wenn man in Erwägung zieht, daß die vom Staate für meteorologische Zwecke gewanderten Mittel jetzt jährlich die sehr große Summe von 49 000 Mk.<sup>2)</sup> erreichen. In der bayerischen Zentralfstelle zu München sind 5—6 wissenschaftliche Beamte tätig, obwohl der Etat dort, inklusive Kosten für die Zugspitze, nur kaum 40 000 Mk. beträgt. Verfolgen wir weiter, wie sich das Beobachtungsnetz in dieser Zeit entwickelt hat. Das Stationsnetz, welches 1882, wie schon erwähnt, aus 80 Stationen zusammengesetzt war, erfuhr in den Jahren 1883 und 1887 weitere Verstärkungen. In ersterem Jahre wurden auf Veranlassung des Professors an der Fortifikationsakademie zu Hannover, Dr. Runze, bei 76 Fortifikations-Regimenten aufgestellt, deren Ablesungen dem Meteorologischen übertragen wurden. In letzterem Falle war es ein elementares Ereignis, die große Wasserfatastrophe vom Mai 1887 in der Lausitz, welche in diesem Landesteil die Veranlassung für die Entstehung einiger neuen Stationen bildete. Seit dieser Zeit ist eine wesentliche Vermehrung der Stationen nicht mehr eingetreten, es schwankt ihre Zahl zwischen 160 und 175.

Im neuesten Jahrbuch des meteorologischen Instituts, welches bis jetzt erschienen ist — Jahrbuch 1900 — wird die Gesamtzahl aller Stationen zu 176 angegeben, die sich dem Range nach folgendermaßen verteilen: 1 Station 1. Ordnung (Chemnitz) mit Registrierapparaten, 15 Stationen 2. Ordnung, 9 Stationen 3. Ordnung, 38 Stationen 4. Ordnung mit Thermometern, 113 Stationen 4. Ordnung ohne Thermometer. Allerdings konnten nur von 136 dieser Stationen die Beobachtungen in vollem Umfange bearbeitet und ihren Ergebnissen nach veröffentlicht werden. Inmerhin aber ist auch diese Zahl im Verhältnis

<sup>1)</sup> In der ersten Zeit, im Jahre 1866 betrug der Jahresetat nach Bruns 1500 Taler und für Ausbesserung der Stationen hatten die Kammer 1000 Taler 2700 Taler bewilligt.

zum Flächeninhalt des Landes sowie im Vergleich zu anderen Staaten Deutschlands überaus groß und die Dichtigkeit des dichten Stationsnetzes dürfte von keinem anderen Lande Europas erreicht werden. Hinsichtlich der Höhenlage ergibt sich für diese 176 Stationen folgende Verteilung:

Zwischen 100 und 200 m liegen 81 Stationen,	
• 200 • 300 m •	33 •
• 300 • 400 m •	34 •
• 400 • 500 m •	18 •
• 500 • 600 m •	16 •
• 600 • 700 m •	11 •
• 700 • 800 m •	8 •
• 800 • 900 m •	2 •
• 900 • 1000 m •	2 •
Über 1900 m liegt 1 Station.	

Es liegen also gerade 40 Stationen in einer Höhe von mehr als 500 m. Mit ganz wenig Ausnahmen gehören diese letzteren Stationen dem Erzgebirge an, dessen Klima mit Hilfe so zahlreicher Beobachtungspunkte genauer erforscht werden kann wie das irgend eines anderen deutschen Mittelgebirges.

Die höchste Beobachtungsstelle dieses Gebirges und somit des ganzen Landes, die Station auf dem Fichtelberggipfel, 1213 m, wurde am 1. August 1890 eröffnet und ist seit 1. April 1891 ununterbrochen in Tätigkeit. Weiter haben sich bis jetzt, wie es scheint, noch nicht die Mittel gefunden, um diesem ganz hervorragend günstig gelegenen Punkte die Ausrüstung einer Station I. Ordnung in Form von Registrierapparaten zu geben. Auch wäre wohl noch eine weitere Ausnützung der Fichtelbergbeobachtungen für die Zwecke des klimatischen Wetterbereichs und der Prognose wünschenswert, ähnlich etwa wie dies in Bayern mit den Beobachtungen von Hirschberg, Wendelstein und seit 1900 auch mit denjenigen der Zugspitze geschieht.

Doch lehren wir juridisch zu der Zentralstelle in Chemnitz. Als ein wichtiges Ereignis ist in der Geschichte des Instituts die Rettung der Diensträume aus dem Innern der Stadt in das 1½ km entfernte, höher und weit günstiger gelegene Schlossgebäude am 1. Januar 1886 zu nennen. In diesen Räumen befindet sich das Institut auch jetzt noch bis zur Überführung nach Dresden. Es hat also seine Tätigkeit über 20 Jahre lang ununterbrochen an derselben Stelle ausgeübt. Als einzige Änderung in dieser Hinsicht erwähnen wir die Abtrennung der Kassenverwaltung, des Archivs und der Bibliothek, welche am 1. April 1899 in einem dem Schloss benachbarten hässlichen Gebäude, wo sich auch die Dienstreuehung des Direktors befindet, untergebracht wurden.

Über den steigenden Umfang dieser äußerst wertvollen Fachbibliothek, welche einen bedeutenden jährlichen Zuwachs hauptsächlich aus dem Schrifttumsaustausch mit anderen meteorologischen Instituten, gelehrten Vereinen und wissenschaftlichen Gesellschaften erfährt, mögen einige den Jahrbüchern entnommene Zahlen Aufschluß geben.

Im Jahre 1886 betrug der Bücher- und Schriftenbestand 2776 Bände, die Jahreseingänge erreichten 952 Nummern, im Jahre 1888 stieg die Bändezahl auf 3175 und repräsentierte einen Zuwachs von 30730  $\mu$ , 1890 stieg man auf 4544 Bände, 1898 7950 Bände mit einem Zuwachs von 72938,85  $\mu$ , und endlich gibt der letzte und jüngste Zuwachs vom Jahre 1899 einen Bestand von 8301 verschiedenen Nummern an, deren Zuwachs sich auf 76074  $\mu$  belief. Bedenkt man für die Zeiten von 1900 an eine jährliche Zunahme von 350 Nummern, wie für das Jahr 1899 selbst, und dafür einen Wert von jährlich 4000  $\mu$ , so würde die Bibliothek jetzt einen Wert von mehr als 100000  $\mu$  mit einem Bestand von über 10000

Nummern besitzen. Diese Zahlen dürften eher noch zu niedrig gegriffen sein.

Wir wenden uns nunmehr noch ganz kurz zu den Publikationen des Meteorologischen Instituts während der fast 25jährigen Arbeitsperiode in Chemnitz, aus welchen man ein Bild von den wichtigsten Aufgaben und Zielen dieser wissenschaftlichen Anstalt gewinnt. Zuerst sind da die Jahrbücher zu nennen, in welchen die Beobachtungen der Station nach verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellt und verarbeitet werden. Die erste Hälfte enthält unter dem Titel „Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen“ die ausführlichen Monatstabellen für zwölf Stationen II. Ordnung, die sogenannten Korrespondenzstationen, ferner die Monats- und Jahresresultate nach internationalem Schema sowie die ausführlichen Tabellen für die Station I. Ordnung Chemnitz. Die zweite Hälfte der Berichte über die Tätigkeit im Königl. Sächsischen meteorologischen Institut bietet gewöhnlich als Einleitung einige geschichtliche oder sachliche Mitteilungen des Direktors sowie eine Anzahl Anträge, welche der Erörterung einzelner wichtiger Fragen aus allen meteorologischen Gebieten gewidmet sind, f. B. Bearbeitungen von Verdunstungsmessungen, Wasserstandsmessungen, Gewitter- und Hagel Forschungen, Schneefindepfahrungen und phänologischen Beobachtungen.

Neben diesen regelmäßig wiederkehrenden Veröffentlichungen gibt die Direktion seit dem Juli 1892 eine zweite Reihe von Arbeiten unter dem Titel „Das Klima des Königreichs Sachsen“ heraus, welche unabhängig von den Jahrbüchern in einzelnen abgeschlossenen Heften Beiträge zu einer umfassenden Darstellung des klimatischen Sachwissens liefern sollte. Endlich wurde im Jahre 1896 eine dritte Publikationsreihe eröffnet unter dem Namen „Abhandlungen des meteorologischen Instituts“. In diesen ebenfalls nicht regelmäßig erscheinenden Heften werden allgemeine meteorologische Fragen erörtert, die früher in den Anhängen zum Bericht des Direktors in der zweiten Hälfte der Jahrbücher behandelt werden mußten. Hierdurch wird also vorwiegend eine Entlastung der Jahrbücher bezweckt. Das erste, 1896 ausgegebene Heft enthält beispielsweise folgende 4 Arbeiten von Prof. P. Seiler:

1. Untersuchungen über einige Gesetzmäßigkeiten in der Folge jährlicher Niederschlagsmengen.
2. Die Grundgleichungen für Zustand und Zustandsänderungen in der Atmosphäre.
3. Die Zustandsgleichungen einer Luftsaule (Barometrische Höhenformel).
4. Über Gewitterregen.

Von den Jahrbüchern liegt gegenwärtig als letzter der Jahrgang 1900 vor. Von den Klimakarten ist Heft VII, von den Abhandlungen Heft VI erschienen. Fügen wir noch die täglich aus gegebenen Wetterkarten und -berichte hinzu, so glauben wir, die Aufzählung aller selbständigen Veröffentlichungen des Instituts erschöpfen zu haben.

Aus dieser kurzen Übersicht, die leicht noch durch weitere Angaben aus den Jahrbüchern vervollständigt werden könnte, erkennt man bereits, wie ansehnlich sich das Königl. Sächsische meteorologische Institut während einer fast vierteljahrhundertjährigen Arbeitsperiode in Chemnitz entfaltet hat. Seine Tätigkeit beschränkt sich keineswegs auf die gewöhnliche Verarbeitung der Beobachtungen sowie auf die Ausübung des täglichen Wetterdienstes, sondern sie erstreckt sich auf alle die verschiedenen Sondergebiete der theoretischen wie der praktischen Wetterkunde.

Durch die jetzt unmittelbar bevorstehende Verlegung der Zentralstelle nach der Residenzstadt Dresden, wo von privater Seite sowie auch seitens der Stadt schon sehr viel für die Pflege der meteorologischen Wissenschaft geschehen ist, scheint eine günstige Weiterentwicklung der staatlichen Anstalt auch in Zukunft gesichert.

**Bücherbesprechungen.**

— Friedrich Alfred Schmid, Fichtes Philosophie und das Problem ihrer inneren Einheit. Freiburg, Kogakosch Universitätsbuchhandlung, 1.80  $\mu$ . — Die schon frühe und noch heute umstrittene Frage nach der veränderten Lehre bei Fichte ist hier zum Gegenstand einer Doktordissertation gemacht. Deutlich tritt die Sorgfalt einer wissenschaftlichen Erklärungsarbeit hervor; die bisher geäußerten Meinungen finden Darstellung und vorläufige Kritik, bis der Verfasser endlich die Hauptpunkte heraushebt und der eigenen Überzeugung Ausdruck gibt. Fichte hat

niemals seine Methode geändert, wohl aber ist eine Änderung der Resultate in der Seinsauffassung zu konstatieren. Die rationale Weltanschauung der Jenerer Periode macht der Statuierung eines transzendenten Seinswertes Platz. „Das höchste Sein ist zugleich auch die Gemeinschaft der Heiligen oder die höchste Totalität der einzig artigen Individuationen.“ (S. 111). Das Was, welches in die durch willkürliche Terminologie Fichtes recht schwierige Frage Klarheit zu bringen bemüht ist, verdient die Lectüre seitens der Freunde Fichtes im hohen Maße. Dr. Grimm.

— Friedrich Seiler: Griechische Fährten und Wanderungen. Leipzig, Bruno. 423 S. — Nicht ohne

ein gewisses Mißtrauen nahm ich dieses Buch in die Hand. Es schildert die Ergebnisse und Einbrüche eines preussischen Gummialtpflegerprofessors auf einer der alljährlich veranstalteten Inhiitustreifen nach dem Pölonomien und den ägäischen Inseln. Das sind schon aufgetretene Plöde, auf denen wir hier geföhrt werden, doch noch von einem Manne, den nicht eigener Forschungstrieb, sondern nur die Lust am Schöuen in das klassische Java geführt und die Lust am Schildern die Feder in die Hand geführt hat. Und dadurch nur, daß der Verfasser zu schöuen und zu schildern versteht, gewinnt das schon oft Geschriebene dennoch einen eigenen Reiz, weil er, wie es im Vorwort heißt, mit der Frische der Begelteilung ans Werk gegangen ist. Besonders zu loben ist, daß der Verfasser, obwohl klassischer Philologe, durchaus keine übertriebene Klittermüchtheit zur Schau trägt, sondern für alles, auch für das heutige Griechenland und -völlig ein offenes Auge und verständnisvolles Urteil zeigt; man merkt es bald; hier reist und schildert kein Fachgelehrter, sondern ein frei und froh denkender, harmonisch empfindender Mensch. Hier und da glaubt man sogar eine gewisse Überdrüssigkeit an dem rein archaischologischen Zweck der Reise im Gegensatz zu den künstlerischen Wirkungen zu bemerken, so wenn es z. B. Seite 206 heißt: „Ich machte hier (auf Neufas) einmal wieder die Erfahrung, daß eine antike Stadt, wenn sie noch nicht bloßgelegt ist, alljährlich viel mehr befriedigt, als wenn sie alles Baum- und Vegetationschmuckes beraubt, bis auf den Grund nackt und kahl vor dem Beschauer liegt.“ Erfrischend wirkt auch auf den Leser der feine, manchmal etwas schelmische Humor in den zahlreichen genauen Stimmungsbildern, die in die Schilderung eingelassen sind und diese niemals eintrocknen lassen. Die hübschen vignettenartigen Landschaftsbilder nach Federzeichnungen einer Dame, die an der Reise teilnahm, tragen auch das Fröhliche zur Belebung der Anschauung bei. Sachliche Irrtümer sind dem gut orientierten Verfasser kaum nachzuweisen, es sei denn in einigen Kleinigkeiten, die speziell neu-griechische Dinge betreffen, was wohl zu vergeben ist. Als Götter betrachtet, ist Seilers Buch ein Zeugnis dafür, daß die Dorpelschen Inhiitustreifen sich zwar immer mehr zu Gesellschaftsreisen im besseren Sinne entwickeln, dafür aber eine unmittelbare Anschauung von Land und Leuten weiteren Kreisen ermöglichen.

K. D.

— Dr. B. Rehrlein: Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn, Schöningh. 139 S. — Der etwas anspruchsvolle Titel des vorliegenden Büchleins könne manchen leicht irren führen: Der Hauptinhalt, der nur äußerlich auf die zwölf Monate orientiert ist, kommt im Grunde nur den heidnischen und christlichen Festen, besonders denen der katholischen Kirche zugute, die in den betreffenden Monaten fallen. Im übrigen wird hier ziemlich alltägliche Konversationsliteraturweise geübt über das, was der Monat bringt; dazu noch in nicht immer sehr ansprechender Form; man vergleiche die jeden Monat einleitenden Iyrischen oder doch Iyrisch sein sollenden Ergüsse sowie die in seltsamem Gegensatz dazu stehenden Schüsse mit den Rathschlägen für poetische Hotelbesitzer. Gerade dieses unharmonische Durcheinander von allem Möglichen, von Heiligem und Profanem — unter dem Monat Mai wird zwischen der Schilderung der Mäuser und der Bedeutung des Mai als „Maienmonat“ ein Mittel gegen Gekochtschlechte empfohlen! — gerade diese Mischung von Belehrung, Erbauung und „praktischen“ Rathschlägen erinnert besonders an die Rückseite der Blätter unserer Abrißblätter. Ähnlich wird unter „Juli“ (S. 70 f.) nach Anführung einiger der Ernte gemündeten Verse von Schiller und Rückert ein probates Mittel gegen — Appetitlosigkeit, die infolge von Hitze eintrittet — empfohlen. Neben solchen „Erstürzen“ kommt das eigentlich kulturgeschichtliche und Volksthundliche sehr schlecht weg. Außer einigen Bauernregeln und Schilderungen allbekannter Gebräuche wird man wenig Neues finden. Der Verf. hat offenbar für Volksthunde wenig Interesse. Und doch wäre gerade diese Seite die wichtigste gewesen. Man muß unter diesen Umständen wirklich nicht, an welchen Belertheit sich der Verf. eigentlich wendet.

K. D.

— Die Gewinnbeteiligung der Angestellten. Von Heinrich Freese. Göttingen, Verlag von Friedrich Emil Vieweg. — In jüngerer Zeit ist die Frage der Gewinnbeteiligung der Angestellten und Arbeiter wieder mehr in den Vordergrund der öffentlichen Besprechung getreten. Während es eine Zeitlang als unmöglich bezeichnet wurde, die Arbeitnehmer am Gewinne des Unternehmens teilzunehmen zu lassen, hat neben anderen auch

Freese, der aus mehreren Werken bekannte warmherzige Sozialpolitiker, erneut sich mit der Frage befaßt und einen auf dem diesjährigen XV. evangelisch-sozialen Kongreß zu Braunschweig gehaltenen Vortrag zu dem vorliegenden Buch ausgearbeitet. Letzter Gedanke der Gewinnbeteiligung ist französischer Ursprung und zuerst von Jean Leclair 1842 in die Lat umgewandelt worden. Der Erfolg, den er erreicht hat, ist unbestreitbar. Mehrere andere Betriebe in Frankreich folgten, auch in England, Holland und den Vereinigten Staaten von Amerika finden sich Betriebe mit diesem System. In Deutschland sind es etwa 40 Firmen, die die Gewinnbeteiligung durchgeföhrt haben, darunter als die bekanntesten die Hallsche Maschinenfabrik und Eisengießerei, Carl Zeiss in Jena und die Fabrik von Freese. Der Verfasser gibt eine das Wichtigste enthaltende Darstellung des gegenwärtigen Standes der Frage, weist auf die großen Erfolge hin, die mit dem System erzielt worden sind, und bespricht die Fehler und die Mißerfolge, die dieselbe eine ungünstige Beurteilung hervorgerufen haben. Man kann über die Nützlichkeit und Durchföhbarkeit des behandelten Problems verschiedener Ansicht sein, jedenfalls sind die Ausführungen des Verfassers, dem praktische Erfahrungen und Erfolge zur Seite stehen, sehr interessant und der weitesten Beachtung wert.

— d —

— Das Rotwelsch des deutschen Bauern. Von Dr. E. Sünter, Professor an der Universität Gießen. Preis broschiert 3 M. Verlag von Fr. Vieweg, Braunschweig. — Wie schon der Titel dieses Buches sagt, kommt es dem Verfasser in erster Linie darauf an, die deutschen Bauerntheile der sogenannten Bauernsprache festzustellen und zu erläutern. Dabei beruhigt er sich nicht mit eigener etymologischer, philologischer Erklärung der oft höchst sonderbaren Sprachschelte, sondern bringt für jedes derartige Wort Belege aus Quellen und führt überdies noch für den Leser, der sich etwa selbst an der Hand der Quellen mit dem Stoffe noch näher beschäftigen will, die wichtigsten bisherigen Veröffentlichungen über Rotwelsch und andere Bauern- und Geheimsprachen an. Allenfalls dringt er tiefer in Geist und Wesen der Bauernsprache als etwa geschichtlich Geborenen ein und bekennt sich auch in räumlicher Hinsicht nicht auf die politischen Grenzen des Deutschen Reiches. Denn eine deutsche Bauernsprache gibt es überall, „wo die deutsche Junge klingt“.

Interessant sind ferner die mitberücksichtigten Bezeichnungen aus der „Kunbendensprache“ und der „Kammerprache“. Die Gründe dafür, daß der Verfasser das Hauptgewicht gerade auf die deutschen Bauerntheile der Bauernsprache gelegt hat, sind einerseits die Schwierigkeiten gewesen, die, wie er selbst sagt, die fremdsprachlichen Elemente des Rotwelsch den Nichtphilologen zu bereiten pflegen, andererseits die Tatsache, daß gerade die in unserer Muttersprache wurzelnden Gebilde des Bauerndeutsch in der bisherigen Literatur verhältnismäßig viel zu wenig Beachtung und eine zu dürftige wissenschaftliche Behandlung gefunden haben. Diese Lücke füllt das Buch an seinem Ziele aus und zwar um so vollständiger, als der Verfasser seine Aufgabe sehr geschickt gelöst hat, so daß nicht nur Fachleute, sondern auch Laien aus dem Buche eine Fülle neuer interessanter Anregungen schöpfen werden. Schon das Wort „Bauernsprache“ hat zu allen Zeiten das Interesse von jung und alt, von Männern und Frauen in besonders lebhafter Weise gewekt. Und wer das vorliegende, ausgezeichnet gezeichnete Buch liest, wird es von Seite zu Seite mit steigender Aufmerksamkeit lesen und zu seinem Erkennen erfahren, wie oft er selbst sich der Bauernsprache im praktischen alltäglichen Leben bedient, ohne bisher die wirkliche Bedeutung und die Herkunft der von ihm gebrauchten Worte gekannt zu haben. Hierüber gibt das Buch höchst interessante Aufschlüsse. Schließlich will aber das Buch auch dazu beitragen, daß die Bauernsprache aufhört, das Stiefkind einiger juristischer Amateure zu sein, und gewürdigt wird als das, was sie von jeher gewesen ist: ein wichtiger, zwar unlauteeren Jochen entsprechender, mit manchem ausländischen Flitterwerk verbrämter, in seiner Inneren aber echt und kräftig gebliebener Zweig unserer deutschen geistlich-gestaltungsfähigen Volkssprache.

Dr. Karl Fests.

Von den in Nr. 70 zitierten Xenien von Schillers Todes-tag von Daniel Jacoby hat das zu zweit angeführte folgende Wortlaut: Schreindr preist ihr am Werk die Woberne, das schwächliche Weibsbild, Nach dem neuen Gekochmad pupst ihr mit Fittlern tie aus.



## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis

beizubringen: 1. M. 25 S.,  
bei wöchentlichem Zusendung  
an der Kreuzzeitung: für  
Leipzig 1. M. 61 S., für  
auswärts 1. M. 64 S.,  
vierteljährlich  
3 M. 75 S. 6 S.

Erscheint

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königlich-  
Preussische Zeitung in  
Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 73.

Donnerstag, den 22. Juni, abends.

1905.

## Die neue Namenreihe der Tage im Königl. Sächs. evangelischen Normalkalender.

Bekanntlich besteht seit Jahrhunderten in den Namenreihen der Tage der evangelischen Kalender und Almanache des Königreichs Sachsen ein so großer Wirrwarr, daß kaum noch zwei vollständig übereinstimmen; alle aber sind mehr oder weniger katholisch gefärbt. Es erklärt sich diese Tatsache sehr einfach aus dem Ursprünge jener Namenreihen.

Der Gebrauch, jedem Tage des Jahres einen Namen zu geben, entstand nämlich erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts; aber schon damals zeigten die Namenreihen in den verschiedenen Ländern, ja sogar in den verschiedenen Diözesen ein und dasselbe Land keine Übereinstimmung, weil die Bischöfe so heute noch das Recht in Anspruch nahmen, in ihren Diözesen einzelnen Tagen bestimmte Namen zu geben. Aus diesen also schon von Haus aus verschiedenen katholischen Kalendern sind aber die Namenreihen der Tage in die evangelischen Kalender übergegangen, ohne daß die Reformation hier eine Sichtung vorgenommen hätte, und ba auch nach der Reformation weder die Kirche noch der Staat hier bestimmend eingriff, so wurden von den Kalenderfabrikanten nach jeder Willkür Namen beigestiftet, andere eingeseht, aus Unkenntnis auch Namen bis zur Einmaligkeit verkommen, und an manchen der so entfallenen evangelischen Kalender ist in der Tat weiter nichts evangelisch wie die Bezeichnung des 10. Novembers als Luther's Geburtstag. Jedenfalls kann von dem ursprünglichen Zwecke jener Namenreihen, nämlich der Erbauung und Glaubensstärkung zu dienen, heute keine Rede mehr sein.

Nun hat es allerdings namentlich unter den evangelischen Geistlichen nicht an Männern gefehlt, die es als eine Pflicht der Kirche erkannten, hier Wandel zu schaffen. Wir erinnern nur an den Berliner Professor der Theologie D. Ferdinand Piper, der bereits am Anfang des Jahres 1847 für den evangelischen Kalender eine Namenreihe von solchen Personen veröffentlichte, die auf die Entwicklung der christlichen Kirche überhaupt und auf die Ausgestaltung der evangelischen Kirche insbesondere einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. Die Grundzüge, nach denen Piper seine Namenreihe zusammengestellt hatte, fasste er dann im September 1850 auf dem Kirchentage zu Stuttgart in 8 Theilen zusammen, die damals zwar eine Diskussion veranlaßten, im übrigen aber kein greifbares Resultat zeigten.

Durch diesen Mißerfolg indesweges unermüdet arbeitete und besserte Piper an seinem evangelischen Kalender immer weiter und überreichte, zu einem gewissen Abschlusse gekommen, im Jahre 1868 dem evangelischen Oberkirchenrat in Götting eine Entschrift, auf Grund deren die letztgenannte Behörde bei der Eisenacher Kirchenconferenz die Auffstellung eines evangelischen Kalenders für die deutschen Kirchen des evangelischen Bekenntnisses beantragte. Und nach einer Vorberatung ward in der Tat im Jahre 1870 zu Eisenach über die Kalenderangelegenheit verhandelt. Die Mehrzahl der Mitglieder der Konferenz war zwar für die Einführung eines evangelischen Kalenders; allein hinsichtlich der Ausführung gingen die Ansichten weit auseinander. Schließlich wurde eine Anzahl der Piper'schen Namen durch andere ersetzt und diese sogenannte Eisenacher Namenreihe der Kirchenregierungen als Vorlage empfohlen und zwar mit der Maßgabe, daß für die einzelnen deutschen Länder diejenigen Abänderungen für das Ermessen der Kirchenbehörden offen gehalten werden, welche die kirchlichen oder bürgerlichen Besonderheiten des Landes als unumgänglich erscheinen lassen.

Die Piper'sche und ebenso die vom preussischen evangelischen Oberkirchenrat etwas veränderte Eisenacher Namenreihe wurden nun zwar in den Berliner unversänderlichen Tafeln des astronomischen und chronologischen Teiles des Preussischen Normalkalenders mit abgedruckt, allein der Königl. Preussische Normalkalender selbst nahm

keine der beiden Namenreihen an, sondern ließ es ebenso wie die meisten und gerade die verbreitetsten Kalender beim Alten.

Spanzig Jahre später, im Jahre 1891, wandte sich der damalige Bearbeiter des vom Königl. Sächs. Ministerium des Innern herausgegebenen Sächsischen Normalkalenders, Hr. Geh. Regierungsrat Nagel, an das evangelisch-lutherische Landeskonfessionarium, um betreffs der Namenreihe einen endgültigen Beschluß herbeizuführen. Das Konfessionarium erkannte auch die Wichtigkeit der Angelegenheit an und versprach, sie in eingehender Erörterung zu ziehen, konnte aber wegen der damals gerade für die Synode vorliegenden vielen Arbeiten sich nicht sofort damit befassen.

Im Jahre 1893 erneuerte daher Hr. Geh. Regierungsrat Nagel sein Gesuch unter Vermittlung der Direction des Königl. statistischen Bureau's, worauf das Landeskonfessionarium empfahl, neben der alten Namenreihe zugleich die aus den Eisenacher Beschlüssen hervorgegangene im Königl. Sächs. Normalkalender abgedrucken, damit letztere vor allem bekannt würde. Wegen der bedeutenden Erhöhung der Kosten und wegen erheblicher technischer Schwierigkeiten aber konnte dieser Empfehlung nicht entsprochen werden, und so blieb es nach mehrfachen Schriftwechseln wieder beim Alten.

Auß neuer wurde die Frage angeregt auf dem Vereinstage für Innere Mission zu Dresden am 29. April 1895, wo Hr. Pastor Sidmann die Namenreihe der Tage im evangelischen Kalender zum Gegenstand eines Vortrages machte. Der Redner machte damals den gewiß sehr richtigen Vorschlag, weder die Piper'sche noch die Eisenacher Namenreihe noch die des preussischen Oberkirchenrats in den sächsischen Kalender ohne weiteres aufzunehmen, sondern vielmehr mit Benutzung der Eisenacher Beschlüsse eine unterm Sachsenlande entsprechende Namenreihe von einer kleinen Kommission ausarbeiten zu lassen und dann der Behörde zu unterbreiten. Auch dieser Vorschlag kam nicht zur Ausführung.

Nachdem dann im Jahre 1903 der Unterzeichnete, der sich schon über ein Jahrzehnt mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt hatte, die Vorarbeitung des Königl. Sächs. Normalkalenders übernehmen hatte, machte er sich die endliche Herstellung einer den Bedürfnissen unserer Vaterlande entsprechenden evangelischen Namenreihe zu einer seiner Lebensaufgaben. Durch die bisherigen Mißerfolge gewißigt, glaubte er zunächst einen mehr vermittelnden Standpunkt einnehmen zu müssen, überreichte im September 1903 dem evangelisch-lutherischen Landeskonfessionarium eine Namenreihe, in der vorerst alles spezifisch Katholische entfernt war, und hoffte auf dieser Basis nach und nach schließlich zu der vor der Hand noch zurückgebliebenen Namenreihe zu gelangen, die er schon damals ausgebreitet hatte und als das zu erreichende Ideal betrachtete.

Der Unterzeichnete hatte die Freude, daß das evangelisch-lutherische Landeskonfessionarium in seiner Antwort vom 20. October 1903 das gleiche Verlangen nach einer Einseitigkeit der evangelischen Kalender Sachsen teilte, auch im allgemeinen die von dem Unterzeichneten aufgestellten Hauptgrundsätze billigte und bei der enormen Schwierigkeit des zu lösenden Problems dem Vorschlag des Unterzeichneten beistimmte, von einigen wenigen mit der Frage vertrauten Männern eine dem Landeskonfessionarium zu unterbreitende Vorlage beraten zu lassen. Von Seiten des Landeskonfessionariums wurde dazu Hr. Oberkonfessionarialrat DDr. Theobald beauftragt.

Der Unterzeichnete hatte sich nun die Lösung der Aufgabe zu gebahrt, daß Hr. Oberkonfessionarialrat D. Theobald, Hr. Pastor Sidmann und der Unterzeichnete jeder selbstständig Namenreihen

ausschließen und dann in gemeinsamer Beratung die dem Landeskonfistorium vorzulegende Namenreihe festsetzen. Insofern dazu kam es nicht.

Dr. D. Töbelius arbeitete im Laufe des Jahres 1904 ein Namenverzeichnis aus, das ungeachtet den Grundrissen noch demjenigen entspricht, daß der Unterzeichnete schließlich als Entzweiung zu erreichen hoffte. Mit Zustimmung des evangelisch-lutherischen Landeskonfistoriums wurde die Namenreihe in den Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte" (18. Heft) veröffentlicht und zwar begleitet von einer einförmigen, höchst lebenswerten Abhandlung.

Nun waren aber nach Ansicht des Königl. Ministeriums des Innern dabei doch auch die Wünsche der politischen Behörden zu berücksichtigen, zu prüfen und eventuell zu berücksichtigen. Deshalb wurden auf Anregung des Unterzeichneten im Oktober 1904 die sämtlichen Kreis- und Amtsdurchschreibungen sowie die Bürgermeistereien der Städte des Königreichs Sachsen aufgefodert, sich in der Frage zu äußern. Die alsbald eingegangenen Antworten zeigten zunächst die erfreuliche Tatsache, daß das Bedürfnis nach einem einheitlichen evangelischen Kalender zum Teil auch in den genannten Körperschaften längst gefühlt worden war. Die gedruckten Wünsche freilich lassen sich schon deshalb nicht sämtlich erfüllen, weil sie sich teilweise widersprechen.

In der am Ende dieser ersten abgedruckten Namenreihe des Unterzeichneten, die in etwa 60 Fällen von der des Hrn. D. Töbelius abweicht, sind nun bereits einige jener Wünsche berücksichtigt. Die Prinzipien aber, die ihr zugrunde liegen, sind etwa folgende: In erster Linie muß die kirchliche Bedeutung des Kalenders, die im Laufe der Zeit völlig verschwunden ist, wiederhergestellt werden. Ferner muß die insbesondere für unser Sachsenland wichtigsten kirchengeschichtlichen Namen, die teils mit der Reformation selbst, teils mit deren Ausbreitung und Befestigung innig verbunden sind, zu berücksichtigen. Weiter kommen die evangelischen Häupten des Zeitalters der Reformation, die Freunde und Mitarbeiter Luthers sowie die evangelischen Dichter sächsischer Dieder in Betracht und zugleich auch solche Künstler, wie Michael, Bach u. a., deren Werte von evangelischem Geiste getragen sind. Schließlich wird man in maßvoller Weise auch den vollständig gewordenen Heiden des engeren und weiteren Vaterlandes und solchen Männern eine Stelle im Kalender einräumen müssen, die die Kunst im weiteren Sinne oder die Wissenschaft oder die Industrie so wesentlich gefördert haben, daß sie ein Stolz unserer Nation geworden sind. Dagegen sind schon wegen der kümmerlichen historischen Begebenheiten im allgemeinen auszulassen, zumal sie wohl meist in den letzten gefassten, vollständigen Erklärungen der Namen, die jedem Kalender beizugeben sind, eine Stelle finden werden. Wiederholungen von Namen wie Jüngendorf sen. und Jüngendorf jun. sind zu vermeiden. Die Vornamen können daher im Kalender selbst bis auf einige wenige Fälle weggelassen; denn als Jungfrau für Taufnamen wird der Kalender schon längst nicht mehr benutzt, und wenn jemand wirklich dazu ein Bedürfnis fühlte, so würde er es in den beigegebenen Erklärungen befriedigen können.

Als Datum, unter dem der betreffende Name im Kalender einzutragen ist, soll in der Regel der Todestag, oder wenn dies nicht zugänglich ist, der Geburtstag gewählt werden. Ist beides ungleich, dann ist der betreffende Name auf ein dem Geburts- oder Todestage benachbartes Datum zu legen oder ein entscheidungsvoller Tag aus dem Leben des Betreffenden zu suchen.

Als Namenreihe der Tage wird für den evangelischen Normalkalender des Königreichs Sachsen folgende in Vorstich gebracht:

Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung
1	Jesus	—	8	Matthiä	† 8. Jan. 1642.
2	Nicol. Seth	—	9	Matth. Zell	† 9. Jan. 1648.
3	Genach	—	10	Job. Fröh	Reformator Schlei, † 1547.
4	Sacharias, Elisabeth	—	11	Ernst d. Werner	derzog v. Braunschweig, † 1546.
5	Eimeen,	—	12	Job. Walther	gab d. evang. Gesangsbuch heraus, † 1570.
6	Erklärung Christi	—	13	Kreymann	Liederdichter, † 1662.
7	Wibafind	† 807.			

Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung
14	Felix v. Kola	† 14. Jan. 1266.	24	Matthias	—
15	Barb. Ullmann	† 14. Jan. 1676.	25	Peter	Reform. Bernh., † 25. Febr. 1536.
16	Spalatin	† 16. Jan. 1546.	26	Wenker	† 24. Febr. 1734.
17	v. Steinbach	Erzb. d. Straßburger Münster, † 17. Jan. 1318.	27	Heermann	† 27. Febr. 1647.
18	Guldo Knei	† 18. Jan. 1642.	28	Düper	† 28. Febr. 1551.
19	Hans Sochs	† 19. Jan. 1576.	29	Vinter	† 29. Febr. 1760.

Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung
20	Isabell, Sebastian	—			
21	Claudius	Matth. Claudius † 21. Jan. 1816.	1.	Stubbert	Apoftei d. Friesen, † 718.
22	Peffing	* 22. Jan. 1729.	2.	Fr. v. Sidingen	* 2. März 1481.
23	Timotheus	—	3.	Job. Friedr. d. Großmütige	† 3. März 1564.
24	Titus	—	4.	Wulfid	† 4. März 1884.
25	Bauli Beförderung	—	5.	Correggio	† 5. März 1634.
26	Bolyfarp	† 26. Jan. 167.	6.	Widelangelo	* 6. März 1475.
27	Weyfart	Vordiafer Spenets, † 26. Jan. 1642.	7.	Urfinus	† 6. März 1583.
28	Karl d. Große	† 28. Jan. 814.	8.	Päulemon	—
29	Krabi	Erzb. v. Nor. Krabi † 29. Jan. 1860.	9.	Kaiser Wilhelm I.	† 9. März 1888.
30	Gerot	* 30. Jan. 1315.	10.	Königin Luife	* 10. März 1776.
31	Küfder	† 31. Jan. 1866.	11.	Wlaph	—

Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung
			12.	Gregor der Große	† 12. März 604.
			13.	Christoph d. Württemberg	* 12. März 1515.
			14.	Kloppfod	† 14. März 1809.
1.	Harms	Gland Harms, † 1. Febr. 1855.	15.	Cyriel, Wethobius	Apoftei d. Steuen, † 869 u. 885.
2.	Wariä Kirchgang	—	16.	Patrieüs	Apoftei Arianab, † 17. März 493.
3.	Nichfar	Apoftei des Nordens, † 3. Febr. 865.	17.	Gertrud	† 659.
4.	Veronika	Legende vom Schweißstuch	18.	Fiefole	Waler, † 18. März 1465.
5.	Spener	† 5. Febr. 1703.	19.	Jofofob	—
6.	Weraul	* 6. Febr. 1814.	20.	Wofner	† 20. März 1828.
7.	Otfried	Trichter d. Evangelienharmonie	21.	Nik. Decius	† 21. März 1541.
8.	Hiof	—	22.	Goerffe	† 22. März 1832.
9.	Salomo	—	23.	Woffgang v. Anhalt	† 23. März 1566.
10.	Schwarz	Miffionar i. Indien, † 13. Febr. 1798.	24.	Thornwalden	† 24. März 1844.
11.	Peter August	† 11. Febr. 1586.	25.	Kariä Verfanbigung	—
12.	Pöcher	† 12. Febr. 1749.	26.	Ernf der Fromme	† 26. März 1675.
13.	Nich. Wogner	† 13. Febr. 1883.	27.	Veethoven	† 26. März 1827.
14.	Güntenberg	† 14. Febr. 1468.	28.	Comenentis	* 28. März 1592.
15.	Schmolde	† 12. Febr. 1737.	29.	Wofes	—
16.	Melanchthon	* 16. Febr. 1497.	30.	Woydn	* 31. März 1732.
17.	Belaloggi	† 17. Febr. 1827.	31.	Wlilpp von Delfen	† 31. März 1567.
18.	Luther	† 18. Febr. 1546.			
19.	Kopernikus	* 19. Febr. 1473.			
20.	Vöde	* 21. Febr. 1808.			
21.	Niefchle	* 21. Febr. 1861.			
22.	Reuchlin	* 22. Febr. 1465.			
23.	Weyß	† 23. Febr. 1855.			

Zug	Name	Bemerkung	Zug	Name	Bemerkung
4	Androsius	† 4. April 1897	20	Delene	Mutter des K. Konstantin, † 228.
5	Strider	† 5. April 1593	21	Konstantin der Große	† 22. Mai 337.
6	Bärer	† 6. April 1528.	22	Savonarola	† 23. Mai 1498.
7	Marcus	† 7. April 1546.	23	L. v. Ranke	† 23. Mai 1886.
8	H. Chemnitz	† 8. April 1886.	24	Teincker	† 24. Mai 1592.
9	Raffae	† 6. April 1520	25	Schurz von Carolsfeld.	† 24. Mai 1872.
10	Egredel	—	26	v. Ringendorf	† 24. Mai 1700.
11	Daniel	—	27	Colvin	† 27. Mai 1564.
12	Iustus	† angeblich 13. April 166.	28	Heda	† 26. Mai 735.
13	Händel	† 14. April 1759	29	Steinfoss	† 29. Mai 1859.
14	Olearius	† 14. April 1684.	30	Gottfr. Arnold	† 31. Mai 1714.
15	Simou Dach	† 15. April 1659.	31	Rander	† 31. Mai 1690.
16	Petrus Baldus	† 16. April 1197			
17	Beni Franklin	† 17. April 1790			
18	Guther in Forme	17. u. 18. April 1521.			
19	Kelandschton	† 19. April 1560.			
20	Bugentagen	† 20. April 1558.			
21	Isidorm	† 21. April 1109			
22	Kant	† 22. April 1724			
23	Phil. Hüller	† 24. April 1769			
24	v. Wolffe	† 24. April 1891			
25	Marfus	—			
26	Tropendorf	† 26. April 1556.			
27	Anasthasius	Apostellngarn, † 1004.			
28	Origenes	† 254.			
29	Ormann	† 29. April 1541.			
30	Sam. Heintze	† 30. April 1790.			

R a i.

Zug	Name	Bemerkung
1	Wolfgang	lebte um 789.
2	Nephanus	† 573.
3	Nit. Hermann	† 3. Mai 1561
4	Nonika	† 388, die Mutter Augustins.
5	Friedrich der Weise	† 5. Mai 1525.
6	H. v. Hunoldt	† 6. Mai 1859
7	Otto d. Große	† 7. Mai 973.
8	Glauwipet	† 8. Mai 1684.
9	Schiller	† 9. Mai 1805.
10	Job. Arnd	† 11. Mai 1621.
11	Marternus	lebte im 5. Jd.
12	Vontratinus	† 293.
13	Serocratinus	† 383.
14	v. Kinsdorf	† 14. Mai 1565.
15	Jelias	—
16	Elias	—
17	Guido von Wreggo	† angebl. 17. Mai 1050.
18	Herberger	† 18. Mai 1627.
19	Alwin	† 19. Mai 804

Juli.

Zug	Name	Bemerkung	Zug	Name	Bemerkung
1	Boes u. Eick	† 1. Juli 1523.	13	Gottfried v. Bouillon	eroberte am 15. Juli 1099 Jerusalem.
2	Maria Heim-suchung	—	14	Benedictus	† 18. Juli 1100.
3	Cornelius	Kp. Gesch. 10, 1.	15	Stierl	† 17. Juli 1756.
4	Belleret	* 4. Juli 1715.	16	Vauterbach	† 18. Juli 1569.
5	Rothe	† 6. Juli 1758.	17	Margarete	† 16. März 20. Juli 275.
6	Fuß	† 6. Juli 1415.	18	Jona	—
7	Neumarf	† 8. Juli 1661.	19	Arbel	† 21. Juli 1852.
8	Atlan	Knochel der Fronten	20	Maria Magdalena	Matth. 27, 56.
9	Ephram	† 378.	21	Uccadi	† 23. Juli 1611.
10	Wilh. v. Cro-nien	† 10. Juli 1584.	22	Thomas v. Kempen	† 26. Juli 1471.
11	Kurtz, Rorip	† 11. Juli 1563.	23	Jakobus der Ältere	—
12	Crosmus	† 12. Juli 1556.	24	Anna	—
13	Fabrianus	† 13. Juli 1571.	25	Schade	† 25. Juli 1628.
14	Bessel	Bordführer Luther's, † 14. Juli 1449.	26	Seb. Bach	† 28. Juli 1750.
15	Wolfgang v. Bouillon	eroberte am 15. Juli 1099 Jerusalem.	27	Wilderforce	† 29. Juli 1833.
16	Benedictus	† 18. Juli 1100.	28	Witka	—
17	Stierl	† 17. Juli 1756.	29	August.	—
18	Vauterbach	† 18. Juli 1569.	30	August.	—
19	Margarete	† 16. März 20. Juli 275.	31	Witka	—
20	Jona	—			
21	Arbel	† 21. Juli 1852.			
22	Maria Magdalena	Matth. 27, 56.			
23	Uccadi	† 23. Juli 1611.			
24	Thomas v. Kempen	† 26. Juli 1471.			
25	Jakobus der Ältere	—			
26	Anna	—			
27	Schade	† 25. Juli 1628.			
28	Seb. Bach	† 28. Juli 1750.			
29	Wilderforce	† 29. Juli 1833.			
30	Witka	—			
31	Witka	—			

August.

Zug	Name	Bemerkung	Zug	Name	Bemerkung
1	Laurentius	† 258.	11	Stenz	Reform. Württemb., † 11. Sept. 1570.
2	Isaak	—	12	Stücker	† 12. Sept. 1820.
3	Speratus	† 12. Aug. 1551.	13	Hartl	Schweiz. Reformator, † 13. Sept. 1565.
4	Eusebius	lebte im 4. Jahrh.	14	Neuzerhöhung	—
5	v. Ganzen	* 15. Aug. 1667.	15	Dante	† 14. Sept. 1321.
6	Leonh. Kaiser	† 16. Aug. 1527.	16	Gyprian	† 14. Sept. 256.
7	Johann d. Ebnbübig	† 16. Aug. 1632.	17	Nicophos	Luf. 21, 18.
8	Heinrich der Fromme	† 18. Aug. 1541.	18	Spangenberg	† 18. Sept. 1792.
9	Pastal	† 19. Aug. 1662.	19	Häbe	Röm. 14, 1. 2.
10	Bernh. Clairvaux	† 20. Aug. 1153.	20	Hebr. Grimm	† 20. Sept. 1863 u. 16. Dec. 1858.
11	Groot	† 20. Aug. 1384.	21	Walthaus	—
12	Jachaus	—			
13	Ingenoten	1572.			
14	Bartholomäus	—			
15	Ulfius	† 388.			
16	Theod. Körner	† 26. Aug. 1813.			
17	Tizian	† 27. Aug. 1576.			
18	Augustinus	† 28. Aug. 430.			
19	Ultr. v. Hutten	† 29. Aug. 1528.			
20	Claudius von Turin	† 859.			
21	Job. Hill	† 31. Aug. 1667.			

September.

Zug	Name	Bemerkung
1	Maria u. Martha	—
2	Logosus	—
3	Cromwell	† 3. Sept. 1659.
4	Tabeanu Uchia	Kp. Gesch. 2, 36. 40 u. 16, 14.
5	Christ. Eberhardine	† 5. Sept. 1727.
6	Keinhard	† 6. Sept. 1812.
7	Spengler	† 7. Sept. 1534.
8	Delmböhl	† 8. Sept. 1894.
9	v. Noeheim	† 9. Sept. 1765.
10	Sophores	Kp. Gesch. 18, 17.
11	Stenz	Reform. Württemb., † 11. Sept. 1570.
12	Stücker	† 12. Sept. 1820.
13	Hartl	Schweiz. Reformator, † 13. Sept. 1565.
14	Neuzerhöhung	—
15	Dante	† 14. Sept. 1321.
16	Gyprian	† 14. Sept. 256.
17	Nicophos	Luf. 21, 18.
18	Spangenberg	† 18. Sept. 1792.
19	Häbe	Röm. 14, 1. 2.
20	Hebr. Grimm	† 20. Sept. 1863 u. 16. Dec. 1858.
21	Walthaus	—

Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung	Tag	Name	Bemerkung
22.	Enhardt	† 21. Sept. 1902	16.	Wassig	† 635.	7.	Wilibrod	Apostel der Niederlande, † 7. Nov. 739.
23.	Heinr. Müller	† 23. Sept. 1675.	17.	Ant. Granach	† 16. Okt. 1563.	8.	Heinr. Schüb	† 6. Nov. 1672
24.	Georg v. Arnoldsberg	* 24. Sept. 1473.	18.	Lutás	—	9.	Broßmann	* 9. Nov. 1783.
25.	Habaut	† 25. Sept. 1794.	19.	Mafula	† 383.	10.	Martin Luther	* 10. Nov. 1483.
26.	Wylipfing Otoperson	† 27. Sept. 1568	20.	Maurilo, Priscilla	Kp. Gesch. 18, 26.	11.	Martin v. Tours	† 8. Nov. 400 u. wurde 11. Nov. begraben
27.	Glacencbach	Gl. u. Hühnerden † als Richter 28. Sept. 1629	21.	Gampe	† 22. Okt. 1818	12.	Steuph	† 28. Dez. 1524.
28.	Epitta	† 28. Sept. 1859.	22.	Jerem. Gottsch	† 22. Okt. 1854.	13.	Uhlend	† 13. Nov. 1862
29.	Wickoel	—	23.	Salome	Konf. 15, 40; 16, 1.	14.	Leibniz	† 14. Nov. 1716.
30.	Hieronymus	† 30. Sept. 420.	24.	Kambert	Reform. Dessen; die entscheidendste Reformation vor am 28. Okt. 1526; † 18. April 1530.	15.	Kepler	† 15. Nov. 1630.
Oktober.						16.	Cruciger	† 16. Nov. 1548.
1.	Butler Anna	† 1. Okt. 1586.	25.	Friedrich v. d. Falck	† 28. Okt. 1476.	17.	Klemens	† 101; Christi. 4, 3.
2.	Kemigius	Apostel der Franken † 545.	26.	Rifolai	† 26. Okt. 1608.	18.	Hofader	† 18. Nov. 1828.
3.	Erwab	2 irische Geisl. die, Wirt, † 3. Okt. 696.	27.	Omencianu	* 29. Okt. 1760	19.	Ursibet	Landgräfin von Thüringen, † 19. Nov. 1231.
4.	Kliemer	† 4. Okt. 1864	28.	Simon und Judas	—	20.	Williams	Missionar der Südee
5.	Ch. Fr. Richter	† 5. Okt. 1711.	29.	Alfred Große	† 28. Okt. 901.	21.	Schiermader	* 21. Nov. 1766.
6.	Heinr. Albert	† 6. Okt. 1651.	30.	Isakb Sturm	† 30. Okt. 1553.	22.	Edelle	† um 210.
7.	Wotkefus	† 7. Okt. 1566.	31.	Reformationsfest	—	23.	St. Schneider	† 23. Nov. 1653.
8.	Zeibberger	Wiffonar, † 8. Okt. 1808.	November.			24.	Knoy	Reform. Schwotlands, † 24. Nov. 1572.
9.	Jakob Jonas	† 9. Okt. 1565.	1.	Joachim II	fährte die Reform in Brandenburg 1659 ein, † 3. Jan. 1671.	25.	Cololamp	Freund Zwinglis † 24. Nov. 1531.
10.	Terrellian	† 20.	2.	Pengel	† 2. Nov. 1762.	26.	Hardenberg	† 26. Nov. 1622.
11.	Zwingli	† 11. Okt. 1531.	3.	Dubert	† 787.	27.	Shlodwig	† 511.
12.	Kolumbus	entdeckte am 12. Okt. 1492 Amerika, † 20. Mai 1506.	4.	Hanfmann	† 3. Nov. 1538.	28.	Bunken	Kirchenschriftler † 29. Nov. 1560.
13.	Bezä	Reformator Genes, † 13. Okt. 1605.	5.	Gerde	Apostel Ordenlands, † 5. Nov. 1758.	29.	Noah	—
14.	Jahn	der Turnvater, † 16. Okt. 1832	6.	Weslav Adolf	† 6./16. Nov. 1632	30.	Nikreas	—
15.	Rantbach	* 15. Okt. 1635.				Dezember.		
Dresden.			1.	Welpzger	† 1. Dez. 1806	1.	Amilia Juliane	Gräfin u. Schwotzburg, † 3. Dez. 1706.
			2.	Maud	† 3. Dez. 1807.	2.	Waldani	† 4. Dez. 1798
						3.	Mozart	† 5. Dez. 1791.
						4.	Nicolaus	† 242.
						5.	Hubermann	† 5. Dez. 1590.
						6.	Hinkart	† 8. Dez. 1649.
						7.	Peter v. Trepden	Wortführer der Reform., Württem.
						8.	Krummacker	† 10. Dez. 1868
						9.	Schentenberf	† 11. Dez. 1817.
						10.	Jütchen	Märtyrer, † 11. Dez. 1624.
						11.	Worckner	† 14. Dez. 1891
						12.	Abraham und Sara	—
						13.	Israel	—
						14.	Eber	† 16. Dez. 1569
						15.	Wolterdorff	† 17. Dez. 1761.
						16.	Herber	† 18. Dez. 1803.
						17.	Riclin	Apostel der Wenden, † 1154.
						18.	Katharina v. Bora	† 20. Dez. 1552.
						19.	Thomas	—
						20.	Lahnis	* 22. Dez. 1814.
						21.	Ignatius	Märtyrer, † 115.
						22.	Adam u. Eva	—
						23.	Euriltag	—
						24.	Stephanus	—
						25.	Johannes, Ev.	—
						26.	Urschuldige	Matth 2, 16 ff. Kinder
						27.	Jonatan, David	—
						28.	Witlf	† 31. Dez. 1364.
						29.	Spierker	—

Prof. Dr. Oskar Hoffmann

**Bücherbesprechungen.**

— Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben von Emil Frithjof Kullberg. Hamburg 1905, Verlag von Alfred Junfermann. 452 Seiten, Preis geb. 5 Mk. — Bergelisch habe ich mich beim Lesen und nachher bemerkt, einzeln, welcher Zusammenhang zwischen dem Namen und dem Inhalt dieses Romans besteht, wahrscheinlich wird es den meisten anderen Lesern ebenso gehen, denn außer in dem etwas dunklen Vorwort ist vom Springtanz und überhaupt vom Tanzen in der Erzählung kaum die Rede. Kullberg ist offenbar Skandinavier, scheint aber gleich seinem Landsmann Adolf Paul die deutsche Sprache adoptiert zu haben. Offenbar hat er seinen Roman gleich deutsch geschrieben, da ein Uebersetzer nirgends genannt ist: Eine ganze Reihe kleiner sprachlicher Ungeschicklichkeiten erinnern hart daran, daß der Verfasser noch um den Ausdruck im Deutschen mühsam ringen muß, während die von und seinerzeit hier besprochene „Madonna mit dem Rosenbusch“ Adolf Pauls sprachlich den Ausländer in dem Verfasser nicht im geringsten mehr erkennen ließ. „Springtanz“ weicht im einzelnen eine große Reihe

von Schönheiten auf, so daß man von ihm nicht als von einem verfehlten Werk ohne weiteres reden darf, mag sein, daß es sogar wirkliche Freunde finden wird. Eine ungedeutete Breite der Darstellung, ein fast absichtlich wirtendes Schleppen der Erzählung hat mich immer wieder beim Lesen ermüdet und das Buch schließlich trotz mancher Einzelheiten und mit dem Gefühl der Befriedigung darüber aus der Hand legen lassen, endlich zum Schluß gelangt zu sein. Würde Kullberg sich energischer zusammengefaßt haben, so würde seine Wirkung eine tiefere gewesen sein. Auch die sprachliche Schwerehaftigkeit wird er in Zukunft noch zu überwinden haben. W. B.

— Stephanie v. Fodelberg, Aus Gottes Garten. Gedichte. 152 S. Geb. 1,75 Mk. Dresden, Verlag von Franz Sturm & Comp. — Aus Gottes Garten ein ziemlicher Strauß von etwa hundert lyrischen Gedichten, nicht in der modernen Richtung, auch nicht hinsichtlich der Form, viele geschlagene Prosa mit einer Anzahl von Gedankenreihen und unbedruckten Zeilen, alles recht wohlgemeint und gutgeschrieben, hier und da auch nicht ohne Eindruck, aber noch nicht überall fertig und vollgerichtet. D. K.

## Steinhauens Geschichte der Deutschen Kultur.

Von Dr. W. Bruchmüller.

Wir haben schon zweimal in der Leipziger Zeitung ganz kurz auf dies vorzügliche Werk hingewiesen<sup>1)</sup>, einmal nach dem Erscheinen der ersten Fieferung (Wissenschaftliche Beilage Nr. 38 vom 29. März 1904) und sodann kurz vor Weihnachten (Nr. 291 I. Beilage vom 15. Dezember 1904), bei welcher Gelegenheit wir bereits die im Nachstehenden zu gebende ausführliche Besprechung ankündigten. Eine solche verdient Steinhauens Buch einmal seines inneren Wertes wegen und dann, weil es die erste die Gesamtentwicklung darstellende wissenschaftlich, nicht rein kompilatorisch gearbeitete Geschichte der Deutschen Kultur ist. Der Verfasser mußte sich dabei natürlich für weite Gebiete auch auf Forschungen anderer Gelehrten stützen, doch beruht sehr vieles in dem Buche, ganze weite Gebiete, auf eigener quellennäherer Forschung, und Eigenes und Angeregnetes hat der Verfasser so trefflich mit eigenem Urteil zu durchdringen und selbständig zu einem Gesamtbilde zu gestalten gewußt, daß das Werk durchaus als eine wissenschaftlich sehr dankenswerte Reuechpfung gelten muß, die auch dem Fachmann neue Perspektiven und Gesichtspunkte zu geben vermag, und die außerdem dem gebildeten Laien ein guter Führer durch den kulturellen Werdegang unferes Volkes sein kann. Wie ganz und gar die wissenschaftliche Individualität des Verfassers sein Werk durchdrungen hat, zeigt am besten und charakteristischsten die durchgehende Betonung des deutschen Menschen. Die innere geistige Entwicklung dieses Menschen, die Entfaltung des deutschen Geistes- und Gemütslebens, steht dem Verfasser der Geschichte des deutschen Volkes und dem Herausgeber der deutschen Privatbriefe des Mittelalters natürlich im Vordergrund allen Interesses und gibt seinem Werke die natürliche Gliederung. An einzelnen Stellen wollte es uns sogar fast scheinen, als ob aus dieser an sich berechtigten Voranstellung der inneren geistigen Entwicklung sich für den Verfasser ein gewisses Übersehen der treibenden wirtschaftlichen Momente ergeben hätte. Wir denken dabei besonders an Steinhauens Darstellung des Reformationszeitalters, wollen uns hier aber vorläufig mit dieser Andeutung begnügen, um später im Zusammenhang näher darauf einzugehen.

Da es Steinhauens in erster Linie als seine Aufgabe ansah, eine lesbare und übersichtliche Gesamtdarstellung der deutschen Kulturentwicklung zu geben, die nicht nur für den Fachmann sondern auch für weitere Kreiseleser brauchbar wäre, so hat er mit Recht auf einen den glatten Fluß der Darstellung auf Schritt und Tritt unterbrechenden gelehrten Anmerkungapparat verzichtet. Dieses Weisheit ist in der Tat nur bei Spezialuntersuchungen unentbehrlich, sein Fehlen raubt der vorliegenden Kulturgeschichte darum nichts von dem Anspruch, als vollständige wissenschaftliche Leistung bewertet zu werden. Zu bedauern bleibt dagegen, wie es ja auch der Verfasser selbst im Vorwort tut, das Fortbleiben eines Literaturnachweises, das im Vorwort mit Raumrückichten begründet wird. Wir erlauben uns dazu einen Vorschlag zu machen, der vielleicht geeignet sein könnte, diesem Mangel noch nachträglich abzuhelfen: Die Leser und Abonnenten des von dem Verfasser herausgegebenen Archivs für Kulturgeschichte werden ausnahmslos wohl

Bezugspreis

bei Abholung: 1. M 25. A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Beleg 1. M 61. A, für  
andere 1. M 64. A,  
vierteljährlich  
Einsend. Nummer 5. A.

Fremder und vielfach sogar Besitzer der Geschichte der Deutschen Kultur sein, die alle früher oder später einmal auch das Bedürfnis empfinden werden, an diesem oder jenem Punkte in eine Nachprüfung des in dem Buche Gebotenen einzutreten oder auf seine Anregung hin nach einer bestimmten Richtung weiterzuarbeiten, ist es doch die erfreuliche Wirkung jeder wissenschaftlich zusammenfassenden Darstellung, der Einzelforschung neue Antriebe zu geben und neue Richtungen zu eröffnen. In welchem Falle wird dann das Fehlen eines Literaturnachweises erst wirklich empfindlich werden. Deshalb würde es, glauben wir, jeder Leser des Archivs dankbar begrüßen, wenn der Herausgeber, falls dem nicht andere äußerliche Schwierigkeiten entgegenstehen sollten, was wir nicht wissen, etwa zwei bis drei Bogen des Archivs oder eventuell auch mehr benutzen wollte, um dort wenigstens in den Umrissen einen Literaturnachweis, je vollständigere übrigens desto besser, zu geben. Wir wissen, wie schon gesagt, nicht, ob unter Vorschlag der fürsichtbar ist, wollten ihn aber trotzdem nicht unterdrücken, da er unserem persönlichen Empfinden jedenfalls nicht widerspricht und dem selbständigen Benutzer des Werkes daraus ungewöhnlich Vorteil erwachsen würde.

Es sei mir daran gelegen, dem Leser eine, wenn auch nur ganz knappe Übersicht über den Hauptinhalt des Buches zu geben, in die hier und da auch einige beiseitende kritische Bemerkungen verweben seien, wozu hier noch einige weitere allgemeine Bemerkungen ihren Platz finden. Der Verfasser kommt im Vorwort auch auf die heute bekanntlich vielfach in der Geschichtswissenschaft behandelte Frage nach dem Aufstufen einer geistmässigen Entwicklung zu sprechen. Er lehnt die Ansicht, eine geistmässige Entwicklung nachzuweisen, ab und erklärt, dieser Forderung skeptisch gegenüberzustehen. Nur ein Gelehrte ist ihm in der Geschichte der deutschen Kultur durch die Erfahrung klar geworden, das der Reaktion, das er in der Darstellung übrigens nicht besonders unterdrücken habe, dessen Wirkung sich aber aus dieser durchaus ergebe. Danach scheint es uns, als ob der Verfasser mit dem Referenten in der Frage historischer Geismässigkeit fast den gleichen, zwischen den extremen Richtungen etwa vermittelnden Standpunkt einnimmt. Referent hat seine Ansicht zu dieser Frage — dieser Erörterung sucht nach Begründung des Folgenden notwendig — früher einmal anlässlich einer eingehenderen Besprechung des I. Bandes der *Helmsolischen Weltgeschichte* (Nord und Süd, Maiheft 1899 S. 277—285) dahin präzisiert, daß es immerhin für die Forderung möglich sein könne, nach typischen geschichtlichen Erscheinungen zu suchen. „Sie können jedenfalls“, so heißt es an der zitierten Stelle S. 280, „oft dem Forscher bei seiner Arbeit den richtigen Weg finden helfen; nur darf der Historiker sich ihnen nicht slavisch unterwerfen und sich von ihnen eine gebundene Marschroute vorschreiben lassen; sie müssen Helfer bleiben, nicht Herren werden, und müssen jederzeit bei vorwärts-tretender Erkenntnis modifiziert, ja, ganz über Bord geworfen werden können.“ Man wird sich also demnach einer Geismässigkeit des historischen Verstandes, die man erkannt zu haben glaubt, bei der Erforschung der weiteren Entwicklung als Hilfsmittel bedienen, nie aber einem solchen „Gelehrte“ zuliebe es unternehmen dürfen, nach ihm die Aufgaben meistern und konstituieren zu wollen. Der Historiker muß also, um es kurz zusammenzufassen, über dem „Gelehrte“ stehen, nicht unter ihm. Das Gelehrte der Reaktion, das Steinhauens im Verlauf seiner Darstellung der deutschen Kulturentwicklung glaubt feststellen zu können, bedingt noch eine andere geismässige Tatsache, die der Verfasser ebenfalls schon im Vorwort wenigstens angedeutet und die

<sup>1)</sup> Geschichte der Deutschen Kultur. Von Dr. Georg Steinhauens, Stadtbibliothek und Vorräther der Markischen Bibliothek in Kasel. Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Fortdruck und Kupferdruck. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Institutes, 1904. 747 Seiten, Preis 15. A., gebd. 17. A.

überall deutlich in seiner Darstellung hervortritt, nämlich die eines ganz verschiedenen Verhaltens der einzelnen Bevölkerungsgruppen zu der kulturellen Entwicklung, die besonders während und nach fast vorwärtsdrängenden Epochen deutlich in die Erscheinung tritt. Neben den vorwärts schreitenden Schichten und Klassen streben regelmäßig solche, die am Alten hängen, sich dem Neuen verschließen, ja hier und da eine entgegengelegte Entwicklung einzuläuteln scheinen. Derartige Differenzierungen lassen sich nicht nur innerhalb der einzelnen sozialen und geistlich-sittlichen Schichten (sondern auch total getrennt häufig in Deutschland und wohl auch in der kulturellen Entwicklung jedes andern Volkes mehr oder weniger scharf nachweisen. Steinbausen hat sich um die Herausarbeitung dieser Differenzierungen sehr eingehend bemüht, manchmal vielleicht zu stark, daß dem ungeübten Leser hier und da die Übersicht verloren gehen könnte. Wenn sich dabei übrigens im Verlauf unserer ganzen Entwicklung ergibt, daß die konservativere ländliche, bäuerliche Bevölkerung im Gegensatz zu der neuen Kulturreinflüssen leichter zugänglichen städtischen Schicht, wie sie ein Erhalter und Neuerer unserer pflanzlichen Volkskraft ist, so auch als der Mehrer und Erhalter unserer Volkstümlichkeit und seiner zum Teil uralten Grundzüge erscheint, weil sie eben den wandelnden und niedrigeren Kulturreinflüssen von außen weniger als andere Schichten ausgesetzt ist, so können wir es nicht verlegen, darauf mit besonderer Befriedigung hinzuweisen und damit auch an dieser Stelle unserer politischen Weltanschauung Ausdruck zu verleihen. Eine schließlich ebenfalls mit altem geschichtlich anzupassender Regelmäßigkeit zu beobachtende Tatsache ist der ausschlaggebende Einfluß der fremden Nationen auf die deutsche Kulturentwicklung, wie ihn Steinbausen scharf und deutlich in den verschiedenen Beispielen herausarbeitet. Gewissen Schwärmern für ein „germanisches Volkstum“, für eine „teutonische Kultur“ mögen die Tatsachen freilich wenig angenehm erscheinen, nach denen unsere heutige Kultur ohne die fortwährende Herübernahme wichtiger Kulturelemente von außen unmöglich erscheint. Diese „Rezeptionen“ sind typisch für unsere Kulturentwicklung seit dem Auftreten der Germanen in der Geschichte überhaupt. Diese Beobachtung, mag sie dem nationalen Eigengefühl zunächst wenig zulaugen, hat in sich aber doch etwas unangenehm Trübseliges, indem sie lehrt, wie gewisse Kulturereignisse die nationale Dauer ihrer Hervorbringer überleben, in anderen Boden verpflanzt fortleben und fortwirken und damit auch den besten Teil ihrer einzigen Träger in fernere Zukunft hindürrichten.

Keltische und römische Kulturreinflüsse waren die ersten, denen sich die Germanen bei ihrem Eintreten in die Geschichte ausgesetzt und von denen sie ihre eigene Kultur befruchtet sahen. Jenen geht Steinbausen in dem ersten Kapitel seiner Darstellung „Der germanische Mensch und sein Anknüpfen an die Weltkultur“ nach. Wobei er betont — wir wollen im nachfolgenden feineswegs eine zusammenhängende Skizze des Gesamtinhalts geben, sondern nur gewisse bemerkenswerte Gesichtspunkte der Darstellung bald kürzer, bald eingehender berühren —, daß die Kulturstufe der Germanen bei Beginn der engeren Verührung mit der römisch-antiken Kultur keineswegs eine ganz niedrige war; sie waren bereits ihrem selbst ihnen nachlebenden slavischen Nachbarn etwas vorgeeilt, kannten den Ackerbau, Eisenwesen, Häuser und besser getragene Kleidung, hatten andererseits aber noch nicht die agrarische Stufe etwa des 3. Jahrhunderts erreicht. Sie waren weder „Wilde“ noch Art der Klüppel etwa, wie sie sich die deutschen Historiker der Aufklärung und französische Forscher vorstellten, noch andererseits eine Art westlichster Bauern, wie sie sich Julius Möler dachte. Sie waren auch keineswegs die idyllischen Menschen, als die sie Tacitus zum Teil mit bewunderter Tendenz schildert, und sie stellten überhaupt noch keine geschlossene kulturelle Einheit dar. Weiter muß man beachten, daß die kulturellen Zustände, wie sie bei den einzelnen Zweigen verschiedene waren, auch während der „germanischen“ Periode, die der eigentlich „deutschen“ vorgeeilt, keineswegs ohne Wandel blieben, sondern sich überall mehr oder weniger stark und rasch veränderten, noch vielfach mit der Einwirkung der Germanen durch die Römer in Verbindung zu bringen ist. Auch gewisse Grundzüge des germanischen Volkstums, wie sie sich durch alle fremden Einflüsse und alle erlangte Kultur hindurchgerichtet und vor allem beim Landvolk bis heute frisch erhalten haben, sind schon in dieser Periode trotz der vorwiegenden Stammesgenossenschaft, wie Steinbausen darlegt, zu erkennen. Mit der oberirdischen Herabzählung „echt germanischer Rüge“, wie etwa der vielgerühmten Treue, ist hierbei nichts erreicht. „Der auch für den nachmaligen Deutschen wesentlichste

zug rührt und schon bei den Germanen auffallend entgegen, die wunderbare Komplexität, die Zweifelhaltigkeit des Charakters, die Doppelseite. Zu den wilden Eigenschaften leben weiche, zarte im Gegensatz.“ Wie der Verfasser diesen Satz im einzelnen belegt, wollen wir hier nicht weiter verfolgen, ebenso wenig die Darstellung des religiösen und staatlichen, des Familienlebens, der sozialen Zustände usw. Unter stets sorgfamer Berücksichtigung der von außen her, also von den Römern hauptsächlich, gekommenen Beeinflussung werden wir in dem ersten Kapitel bis in den Ausgang der karolingischen Zeit geführt, wobei ein Hauptaugenmerk auf den Unterschied in der Entwicklung der allmählich romanisierten Franken des Westens und der innergermanischen Stämme Geribrund und der karolingischen Merowinger mit ihrem christlich-fürstlichen Grundzug gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Mit dem Zerfall des karolingischen Unioversalreiches beginnt die eigentliche deutsche Kulturgeschichte. Der Anknüpfen an eine höhere Kultur war für die späteren Deutschen genommen. Die fränkische Kultur, so stark im ganzen Mittelalter die Stammesgegenseitigkeiten blieben und so tief der kulturelle Gegensatz zwischen den östlichen und westlichen Teilen des Frankenreiches von jeher gewesen war, bildete auch für den Osten die Grundlage der ganzen weiteren Entwicklung. Für die Abtrennung von dem großen fränkischen Reichreiche war ein nationaler Gedanke ja in keiner Weise bestimmend gewesen, die Trennung war vielmehr zunächst ein privatrechtlicher Vorgang, und ein wirklich deutsches Reich ist das ostfränkische doch erst allmählich geworden. Wie die Trennung aber trotzdem allmählich für die Bildung eines nationalen deutschen Kulturreiches der Ausgang wurde, das wird zunächst in dem zweiten Kapitel: „Das Hervortreten des deutschen Reichens“ und vorgeführt. Zunächst kann man wohl ein kulturelles Senten in den einen ausgeprägten bäuerlichen Charakter tragenden, gegen den Westen als kulturelles Rheinland zu betrachtenden, nun von ihm losgetrennten östlichen Teilen des alten karolingischen Reiches bemerken. Im einzelnen sollen hier die sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen der nun folgenden Epoche, die Entwidlung der Grundherrschaft, die Entfaltung des Lehnswesens nicht verfolgt werden. Deutlich macht sich jetzt der beginnende kulturelle Einfluß der Kirche bemerkbar. Die Geistlichen werden die Träger des geistigen Lebens, und in ihm macht sich bereits ein nationaler Zug geltend, so bedient sich z. B. die geistliche Dichtung jetzt auch der deutschen Sprache. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch der Bedeutung des Christentums für den Deutschen und der durch seine Übernahme allmählich vollzogenen geistigen Umwandlung Rechnung getragen, die dem deutschen Lebensideal eine neue Gestalt verleiht. Der eifrige, griebliche, lebensfrohe Sinn des Germanen bekam eine neue Richtung, besonders verdankte die Kirche jetzt der Arbeit die ständige Stellung im Leben und lehrte den Deutschen, die geistig über die torperliche Arbeit zu stellen, ja jene überhaupt erst zu würdigen. Den nächsten Abschnitt des zweiten Kapitels „Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage“ wollen wir hier so gut wie ganz übergehen, soweit auch gerade sein Inhalt mit den Anfängen der deutschen Siedelungsgeschichte im slavischen Osten zum näheren Eingehen reizt. Auch die in diesem Zusammenhang behandelte sogenannte „Etonische Renaissance“, die Einwirkung byzantinischer Einflüsse auf die Kunst und das Leben der höheren Schichten seien nur erwähnt. Ebenso das erste Hervortreten städtischer Bildungen. Wobei übrigens Steinbausen, gewiß gegenüber anderen Historikern mit gutem Recht, den Satz aufstellt, daß man sich bei der Erklärung der Entstehung des Städtelebens vor der Aufstellung einseitiger Theorien zu hüten habe. Mit dem Entstehen der Städte ist auch die Entwicklung eines selbstständigen Gewerbes und Handels verknüpft, Entwicklungen, die bereits über den agrarischen Grundcharakter der Periode hinausweisen und zeigen, daß von einer ausschließlich herrschenden Naturalwirtschaft auch damals wohl keine Rede sein kann.

Dem dritten Kapitel seines Wertes hat der Verfasser die Übersicht gegeben: „Die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger“. Damit ist bereits die Fortdauer der kulturellen Führerschaft der Kirche auch für die nächste Periode ausgesprochen, zugleich aber angedeutet, daß sich neben ihr andere weltliche Kulturaktoren geltend zu machen beginnen. Einleitend führt der Verfasser aus, daß die Kirche die erste und wichtigste Kulturmacht des Mittelalters gewesen, daß sie dem deutschen Menschen Lehren und Erzieherin war, daß es aber nicht richtig ist, daß die mittelalterliche oder gar unsere Kultur der eigentlichen Kraft, dem schöpfer-

rischen Element der christlichen Kirche, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zu wesentlichen Teilen zu danken ist. Was die Kirche gab, gab sie größtenteils nur als Erbin des römischen Reichs, als Vermittlerin der römischen Kultur, wie sie selbst nur als ein Teil dieser Kultur zu den Deutschen gekommen war. Die Tradition macht die kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirche aus. „Ein weiteres wichtiges Moment für die Beurteilung der Kulturleistungen gerade der deutschen Kirche ist ihre Abhängigkeit von den die römischen Traditionen besser bewahrenden französischen und italienischen Kirchenorganisationen. Gerade der internationale Zusammenhang der Kirche erleichterte diese Übertragung der höheren Kultur jener Länder durch die Vermittlung der Geistlichen. Man darf sich ferner diese Kirche nicht als außerhalb des westlichen Lebens stehend denken: sie war mit ihm vielmehr aufs engste verknüpft. . . . Auch Kirche und Staat waren eben durch das Chtonische System ineinander gesetzt und auf geistigem Gebiet hätte sich, wenigstens im höheren Weltleben, eine der Kirche entgegengesetzte Strömung gar nicht denken lassen. Erst die Zeiten der kirchlich-abtlichen Reformbewegung haben den Keil in diese Einheit von Welt und Kirche getrieben. Unter der späteren Herrschaft der Idee der Weltverneinung sind die Kulturleistungen der Kirche alsbald erheblich zurückgegangen.“ Diese Sätze bilden gleichsam das Leitmotiv für die folgenden Ausführungen, die zunächst den kulturellen Einfluß der Kirche auf dem Gebiete der Sitten und der Kunstentwicklung, der Bildung, des Willens schildern, um dann die Entstehung der kirchlich-abtlichen Reformbewegung und ihre Wirkungen darzulegen. Das IV. Kapitel: „Soziale, wirtschaftliche und geistige Differenzierung: Herausbildung laityer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge“ gibt die Fortsetzung der im vorhergehenden Kapitel in ihren Anfängen angedeuteten Entwicklung von einem allmählichen Nachlassen der kulturellen kirchlichen Vorherrschaft und der Herausbildung anderer weltlicher Kulturformen, wie sie sich während und nach den Kreuzzügen und wieder unter dem Einfluß von außen bestimmender Anregungen und Einflüsse emporarbeiteten. Die Zeit des 12. Jahrhunderts ist allgemein für das Abendland die Zeit rascheren Fortschreitens in der Entwicklung, eines deutschen Aufwachtretens, das sich besonders auch in der Bildung vieler großer Berufskände dokumentiert, deren Anfänge und Wurzeln vielfach bereits in einer älteren Periode liegen. Hier kommt in erster Linie die Bildung des ritterlichen Standes als für die Folgezeit bedeutsam in Betracht, daneben muß die Entwicklung des Bauernstandes beachtet werden, der sich jetzt allmählich aus sehr heterogenen Elementen ebenfalls zu einem wenigstens einigermaßen gleichartigen Berufsstande herausbildete und nochmals zu einer freieren Gestaltung seiner wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse erbeb, wenn auch bei ihm die lokalen Differenzierungen immerhin noch stark genug waren und der Gegenstand gegen die günstige Entwicklung dieses Standes leider sehr rasch wieder einsetzte. Schließlich muß hier auch der Ausbildung eines unabhängigen Bürgerstandes und des Aufschwungs der Städte gedacht werden, wobei eingehender Themen wie die Zunft, die Entwicklung des Handels, die Selbstwirtschaft, die Staburverfassung behandelt werden. Auf die folgerichtig, abgesehen vom Hochadel, in vier großen Standesgruppen, den Weidlichen, Ritters, Bürgern und Bauern, organisierte Nation begannen nun neue Kulturinflüsse einzuwirken. Es vollzog sich jetzt ein tiefgreifender Kulturumschwung. Aus der bisherigen agrarisch-geistlichen Kultur erwuchs bald eine arbeitsteilig-gesellschaftliche höfische und in Anfängen auch schon eine zukunftsreiche, zunächst materiell gebaute hädtliche Kultur. Hierfür übten die Kreuzzüge eine sehr starke vorwärtstreibende Wirkung aus. „Es ist der Orient, der das Abendland, wie von jeher, so jetzt aufs neue gegeben hat, es ist aber im Grunde doch wieder die antike Kultur, die nun in neuen Formen auf das Mittelalter wirkt. Der Fort, in den sich sehr viele Reste dieser Kultur gefüchtet hatten, war Byzanz.“ Diese Einflüsse, die sich während der Kreuzzüge auf Deutschland kaum unmittelbar, sondern nur unter dem mittelbaren Einfluß der rascher betrachteten romanischen Länder geltend machten, kommt wir bereits nach dem nächsten Kapitel hinüber gelenkt werden, machten sich nun auf verschiedenen Gebieten, z. B. auf denen der Kunst und der Wissenschaft (arabische Einflüsse), aber auch durch eine merkbare Förderung des Nationalgefühls und durch die Hervorbringung einer kritischen antichristlichen Stimmung geltend. Die Resultate dieser Entwicklung führt Steinhausen zum Schluß kurz zusammen, woraus einige Sätze

hervorgehoben seien: „Zu dem negativen Zug der Beinträchtigung der führenden wirtschaftlichen wie geistigen Rolle des Klerus kamen jene positive Betonung der weltlichen Interessen, die gerade auch durch die Kreuzzüge gefördert wurde, weiter jene soziale Festigung der diese Interessen vertretenden laityen Stände und ihr Streben nach selbständiger kultureller Betätigung; es ist auch nicht zufällig, daß die Antike wieder über den formalen Einfluß hinausging.“ Kurz in diesem Skizzenartigen einer neuen Baienkultur der Boden bereitet. Die Kreuzzüge haben durch jene unbeabsichtigte Einwirkung auf die realen Interessen, insbesondere durch die Förderung des Handelsverkehrs nicht nur den Grund zu einer rein weltlichen geistlich-kirchlichen Kultur gelegt, sondern eben dadurch auch dem Verfall, zunächst dem nächsten, geschäftsmäßigen, zu größerem Einfluß auf die ganze Lebensanschauung verholfen und so einen der kirchlichen Glaubenslehre entgegenwirkenden Faktor erst geschaffen; hier liegen die eigentlichen Ausgangspunkte der Auflösung der mittelalterlichen und der Entstehung der modernen Welt. Noch lange behielt die Kirche, die sich freilich nun meist mit einer äußeren Kirchlichkeit begnügte, die religiöse Macht und in kultureller Beziehung eine führende Stellung; aber ihr Monopol ist durchbrochen, und mehr und mehr wird ihre Macht als die neuen Kräfte hemmend empfunden. Gleich wird die mittelalterliche Welt als internationale Kulturinheit, die eben durch den kirchlichen Romanismus zusammengehalten war, durch die jetzt einsetzenden nationalen kulturellen Sonderentwicklungen gesprengt, wieder ein für die ganze moderne Entwicklung grundlegender Zug. So vollzieht sich durch die Kreuzzüge eine der größten kulturgeschichtlichen Wandlungen auch für den deutschen Menschen; auch sie war eingeleitet durch die Kirche, aber ihr Resultat war der Sieg der Welt.“

Dieser Sieg der Welt, die Bildung eines weltlichen und zwar eines höfisch-ritterlichen Kulturlebens vollzog sich in Deutschland, wie schon angedeutet, unter französischer Beeinflussung, wie Frankreich einige Jahrzehnte später ja noch einmal entscheidenden Einfluß auf die Bildung der deutschen Gesellschaft gewonnen hat. Gerade in solchen Perioden starker ausländischer Beeinflussung, wo in der raschen Weiterbildung des kulturellen Standes der von dem fremden Einfluß am härtesten ergriffenen jeweilig führenden Schichten sehr viel Volkstümliches mit verloren zu geben pflegt, tritt der Wert der konservatorischen unteren ländlichen Schichten für die Erhaltung und Wahrung des uralten volkstümlichen Gutes, ohne das auf die Dauer ein eigenes Volkstum nicht bestehen kann, deutlich hervor. Das V. Kapitel: Die kulturelle Vorherrschaft Frankreichs in Europa und ihre Einwirkungen auf Deutschland: höfisch-ritterliche Kultur, Scholastik und Geist“ zeigt uns in ganz besonderer Maße die Bezüge des Steinhausenschen Werkes gegenüber den bisherigen ja vielfach vorhandenen deutschen Kulturgeschichten, in denen gerade dieses Kapitel der höfisch-ritterlichen Kultur unter Anwendung mannigfaltiger Details, wie Schilderung von Turnieren z., meist mit weitgehender Oberflächlichkeit abgehandelt wird. Steinhausen geht zunächst ausführlich auf die Ursprünge dieser höfisch-ritterlichen Kultur ein, legt die Tatsache und die Gründe der damals sich sichtbar machenden kulturellen Vorherrschaft Frankreichs in Europa dar, betont dann scharf den ländlichen und weltlichen Charakter dieser Kultur, deren Ideal nur deshalb zum Zeitpunkt schlichtlich werden konnte, weil der Stand des Ritters damals recht eigentlich Staat und Volk repräsentierte und für die anderen Stände vorbildlich wirkte. Auch vor der vielfach beliebten kritischen Überhöhung dieser Kultur, ihrer Höhe und ihrer Tiefe müssen wir uns schützen. Man darf dafür nie vergessen, daß sie doch in ihren wichtigsten Momenten etwas von außen und vielfach auch nur rein äußerlich übernommen war und blieb, und daß unter dem äußerlichen gesellschaftlichen Firnis viel von der alten volkstümlichen Rauheit ja Rohheit nicht nur in den unteren Schichten, sondern auch in der führenden Ritterschicht erhalten blieb. Der ganze Charakter dieser Kultur, die von Steinhausen sehr ausführlich nach allen Richtungen hin geschildert wird, war eben ein konventioneller. So kam es und zwar recht früh zu einer Reaktion gegen jene verfeinerte Kultur, von der zunächst auch die anderen Stände, Geistliche, Bürger und Bauern, sich manches nach Kräfte anzuzeigen verfußt hatten. Diese Reaktion hat zum Teil ihre Ursachen auch in wirtschaftlichen Bedingungen, in dem materiellen Niedergang des Rittertums, der sich schon im 13. Jahrhundert sichtbar machte. Wie die weltliche ritterliche Kultur der Zeit, so war auch die

höhere wissenschaftliche Richtung der Zeit, die Scholastik, wesentlich französischen Ursprungs. Wenn ihre Träger auch anfangs naturgemäß in der Hauptstadt wieder Geistliche waren, so hat auch sie schließlich doch zu einer Befruchtung der geistlich-irrländischen Richtung der bisherigen Kultur beigetragen, sie hat aber auch, was hervorzuheben zu werden verdient, mit ihrer Hervorkehrung des philosophisch-theologischen Interesses vor dem philologischen, grammatisch-literarischen zu einer weiteren Entfremdung des gesamten Lebens im Mittelalter vom klassischen Altertum beigetragen. Treppem bedeutet sie einen Fortschritt, indem sie ein selbständigeres wissenschaftliches Leben brachte. Von einer allgemeinen höheren Volksbildung konnte in dieser Zeit natürlich noch nicht die Rede sein, doch zeigen sich bereits in den Städten die Anfänge einer elementaren Volksbildung, die Scholastik hat dem durch die für ein größeres Publikum berechnete, von ihr geschaffene deutsche gelehrte Literatur vorgebereitet.

Mit dem Niedergang der ritterlich-böhsischen Kultur, mit dem Zerfall der politischen Macht des deutschen Kaiserreichs, dessen internationaler Charakter doch dem Einbringen fremder Kultur-einflüsse starken Vorschub geleistet hatte, drängen sich nun wieder vollstimmigere nationale Elemente in der Weiterentwicklung unserer Kultur in den Vordergrund. Die Periode des politischen Niederganges, des Zerfalls der glänzenden Stauernacht ist zugleich eine Zeit fruchtbarster Ausprägungen des Volkstums, vollstimmigen Geistes. In einer Zeit, in der d. r. politische Historiker den trauigen Wendepunkt unserer Geschichte, den Grund alles künftigen Jammers sieht, findet der Kulturhistoriker ein fruchtbares Leben und Gestalten des Volkstums, der sich aus anfangs wirren, chaotischen Gestaltungen schließlich zu fruchtigen Geviden auswaucht. Steinhausen behandelt diese Periode in dem VI. Kapitel: „Das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer vollstimmigen Kultur des Lebensgenusses.“ Den einzelnen Phasen dieser seit dem Ende des 13. Jahrhunderts einsetzenden gewaltigen demokratischen Strömung, die das Emporkommen und Siegesendenmachen der unteren Stände bebingt, wollen wir mit Steinhausen nicht nachgehen, obwohl hier manches bisher noch gar nicht oder zu wenig betonte Moment hervorzuheben wird, da wir gerade hierbei, um verständlich zu werden, zu kurz ins Detail gehen müßten. Erwähnt seien nur folgende Punkte: Das stärkere Hervortreten des norddeutschen sächsischen Einflusses (Kolonisation des Ostens), das Aufkommen einer deutschen Schriftsprache in den Ländern, im Brieftverkehr usw., die Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse, die Fortschritte der Städte (die Hanse, Junktmesen und Junktampfe), die Demokratisierung auch des religiösen Lebens. Trotz der diese Periode durchdringenden Stürme wie Judenverfolgungen, schwarzer Tod, Seekriegszüge u. a. m., die doch nur episodisch auftreten als „eine den Volkstörper durchdringende Krankheit“, kann von einem mitleidigen hilflichen und geistigen Zerfall, wie man gewollt hat, im 14. Jahrhundert nicht die Rede sein. Derzeit und Robeit, eine teilweise grotte Freude am rein materiellen Genuß waren wohl die Begleiterscheinungen einer demokratischen Periode, nicht die Anzeichen eines künftigen und geistigen Zusammenbruchs. „Die nun folgende Epoche des 14. und 15. Jahrhunderts“, resumiert Steinhausen, „zeigt die in diesem Abschnitte dargelegten Ermäßigungen unwürdigen, sinnlich-berben und überschäumenden Volkstums in immerwährender Steigerung.“ Zuerst geht er im VII. Kapitel nach: „Erlischen und Verberstärkung einer sächsischen Kultur vollstimmiger und materieller Färbung.“ Es liegt schon in dieser Überschrift voll ausgedrückt, was den Hauptinhalt dieses Kapitels ausmacht: Seit dem 14. Jahrhundert beginnt eine Epoche, deren Kultur in erster Linie von der sächsischen Ge-  
sellschaft beherriht wird. Nach dem Geistlichen und dem Ritter tritt jetzt der Bürger als Kulturträger auf.“ Dieser Epoche vorwegnehmend sächsisch-bürgerlicher Kultur rechnet Steinhausen im Gegenfatz zu mancher anderen Auffassung auch das 16. Jahrhundert noch zum größten Teile zu, wenn sich auch damals bereits wieder eine neue Kultur, die die bürgerliche erdrücken sollte, schon stärker entwickelt hatte. Diese Periode hat, wie Steinhausen des näheren ausführt, in vieler Beziehung die Grundlagen des modernen Lebens geschaffen, wenn auch in anderer Hinsicht, z. B. für die gesellschaftliche Kultur, die folgende Periode der Volksgesellschaft doch noch wichtiger ist. Der Grundzug dieser ganzen Kultur war, wie schon im vorigen Kapitel angedeutet wurde, ein materieller, wie es die Lebensauffassung jener ganzen Epoche überhaupt war. Was in diesem Rahmen von Steinhausen über die deutsche Stadt und ihre Bürger im einzelnen gesagt wird, müssen wir hier wieder übergehen. Nur möge als ein wichtiger Faktor für die weitere Entwicklung hervorzuheben werden, daß sich auf vielen Gebieten des sächsischen Lebens schon früh Gegenfätze zwischen Kirche und Bürgertum ausprägen und mehr und mehr vertiefen, dies war z. B. nicht nur auf dem Gebiete der sächsischen Verwaltung, wo die Städte zuerst ein weltliches Beamtentum ausbildeten, sondern auch besonders auf dem Gebiete des Schulwesens der Fall. In vieler Hinsicht zeigte das sächsische Leben jener Zeit (z. B. in dem immer steigenden aber vielfach auch von geistlichen Sittenpredigern abetriebenen Gange zum Turm und zur Unmähigkeit, in der lazen Auffassung auf jeweiligem Gebiete, der trotzdem ein inniges und wohlgebegnutes Familienleben zur Seite stand) manche bedeutende Schwächen, die sich bald nach, z. B. in sozialer Hinsicht, verärrten; trotzdem standen die Städte damals an der Spitze der gesamten Kultur, nicht nur auf materiellem und gesellschaftlichem, sondern auch auf geistigem Gebiete. Dem höheren Aufschwung der weltlichen Bildung gaben die besten Grundlagen die höheren sächsischen Schulen; die Träger der gewaltigen reformatorischen Bewegung auf religiösem Gebiete wurden bald in der Hauptsache die Städte.

Im 15. Jahrhundert stehen wir auf dem Höhepunkt der demokratisch-plebejischen Zeit, aber auch kurz vor ihrem Ende. Steinhausen findet das Eigenartige dieser Zeit darin, daß trotz aller materiellen und sozialen Unterschiede keine innere Trennung zwischen hoch und niedrig bestand, daß der Geist der gesamten Nation hoch und durch vollstimmig war. Diese gesunde und frische Volkstümlichkeit, bei der man erbe und absterbende Bürger mit in den Kauf nehmen muß, brachte eine völlige Einheitslichkeit des Geistes- und Geisteslebens der Nation hervor, trotz der äußeren und sozialen Zerissenheit; aber diese innere Gleichförmigkeit stand kurz vor ihrem Ende. Beginn und Verlauf dieses entscheidenden und wachsenden Zwiepatts ist das Thema des VIII. Kapitels: „Das Fünftalter des Zwispaltens: die materiell vollstimmige Kultur und neue geistige Mächte. Soziale, geistige und religiöse Kräfte.“ Die Zeit vor und nach 1500 nennt Steinhausen eine wunderbare Zeit: „Überall steht man Fortschritt, Regsamkeit, Wohlstand, unter Führung der Städte; dazu eine alle Stände durchdringende, satige Lebenslust, einen fröhlichen vollstimmigen Humor bei hoch und niedrig — man meint den Deutschen in seiner glücklichen Epoche zu sehen. Und doch treten und damals ebenso tragische Züge, die Folgen der sozialen Zerissenheit, des äußeren Elends, der geistigen Finsternis, des inneren Zwiepatts in Masse entgegen — vor viele Menschen dieser Epoche unglücklich nennen würde, würde nicht fehlgehen. Es war eine Zeit der Gärung, des Kontrastes, eine Zeit der Ausröhlung, des Kampfes.“ (Schluß folgt.)

Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß die für die Staats- wie Walduniform getroffenen neuen Bestimmungen von den sächsischen Staatsforstbeamten allseitig mit Freuden begrüßt werden, da sowohl ein immer wohlgefälligerer Aussehen wie auch dem praktischen Gebrauche Rechnung getragen worden ist. Die Zusammenstellung der Vorschriften ist so erfolgt, daß sowohl im allgemeinen wie im besonderen jede Orientierung leicht erfolgen kann. Für die Einführung wie Durchföhrung der neuen Forstuniform find besonders die Anzugsbestimmungen, die sich auf die Anzugsarten, auf das Anlegen derselben und auf dementsprechende Erläuterungen beziehen, von Wert.  
Nmsr.

### Bücherbesprechung.

— Bekleidungsvorschrift für Beamte und Anwärter des königlich sächsischen Staatsforstbediensteten. Druck und Verlag von C. Heinrich, Trebden-R. Preis 1 Mk. — Diese Vorschrift zerfällt in die drei Abschnitte: I. Bekleidung der Bediensteten, und Ausdrückungsbüchse; II. Unterzeichnungszeichen nach Dienststellung und Dienstgraden; III. Anzugsbestimmungen und allgemeine Vorschriften. Es ist dem langjährigen Verlangen nach einer Walduniform entsprungen und hat mit dieser übereinstimmende Veränderungen in der Staatsuniform herbeigeföhrt.



Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gesamtheft, die Königl.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Verkaufsstelle: 1. u. 2. S.,  
bei möglicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. u. 2. S., für  
andere 1. u. 2. S.,  
vierteljährlich  
1. u. 2. S.

Redakteur: Dr. Julius Kistert in Leipzig.

Nr. 75.

Dienstag, den 27. Juni, abends.

1905.

## Steinhausens Geschichte der Deutschen Kultur.

Von Dr. W. Bruchmüller.

(Schluß)

Hatte bisher nach dem Verschwinden der erstlinden ästhetischen Bildung des Mittelalters und nachdem das alte Bildungsmonopol der Gelehrten ziemlich befeitigt war, indem die Laienbildung allgemein etwas gelitten und die Gelehrten vollständig geworden waren, eine ziemliche Einseitigkeit der Bildung geherrschte, so wurde dies jetzt anders mit dem Aufkommen des Humanismus. Das Vorhandensein dieser sozialen Spaltungen haben wir bereits erwähnt. Um diese Zeit, also im 15. Jahrhundert, kam auch der Kampf zwischen Städten und Fürsten zum Ausbruch und wurde zum Teil schon zugunsten des Landesherren entschieden, wenn sein voller Sieg auch erst in das 17. Jahrhundert zu sehen ist. Kulturell noch wichtiger ist der soziale Gegensatz zwischen den Städten und dem niederer gebenen Adel, und zwischen Städten und Bauer und scharfer noch der zwischen Ritter und Bauer. Die Misachtung des Bauernstandes, die sich überall in der zeitgenössischen Literatur abspiegelt („Der Bauer ist an Ochsen statt, nur daß er keine Hörner hat“ und vieles a. m.) sei, so meint Steinhausen, die immer wiederkehrende Folge der „Zivilisation“ und so sei die misachtete Rolle des Bauern, die er in den Städten spielte, nicht verwunderlich und, wie der Verfasser merkwürdigerweise hinzusetzt, auch nicht gefährlich. Man sollte meinen, daß jemand, der so wie Steinhausen die Aufgabe des Bauern, uraltes Volksgut zu wahren, zu würdigen weiß, sich über die Gefährlichkeit einer allgemeinen Berachtung gerade dieses Standes für das Volkstum hätte klar sein lassen. Daß der soziale Gegensatz zum Ritter härter auf dem Bauer lastete, ist dagegen sehr wohl zugeben. Hier ist auch der Ort, der Rejection des römischen Rechts zu gedenken, die, mag sie auch in mancher Hinsicht nicht immer so ungünstig für die rechtliche Stellung des Bauern gewirkt haben, wie man fast allgemein annimmt, doch im allgemeinen unzeitweilig zur Verschärfung der sozialen Gegensätze beigetragen und besonders das Volk gänzlich aus seiner Mitwirkung an der Rechtspflege verdrängt hat. Zu diesen Momenten sozialer Trennung kommen als weitere die steigende Berachtung des Ariers und der Dasei gegen die Juden, der durchaus nicht religiösen, sondern in der Hauptsache nur wirtschaftlichen Motiven entspringend. Man wird deshalb bei den zahlreichen Bauernaufständen und städtischen Unruhen gewisse soziale Beweggründe nicht ab sprechen dürfen, wenn Steinhausen auch mit Recht vor einer Ubertreibung nach dieser Richtung hin warnt und besonders für den großen Bauernkrieg betont, daß von einer allgemein erstrebten sozialen Umwälzung wenigstens zu Anfang nicht bei ihm gesprochen werden darf. Sein Ausgang bedeutete einen neuen entscheidenden Sieg der Fürstentum, vor der auch das niedergehende Bürgertum bald kapitulieren mußte. Zu diesen sozialen Spaltungen treten nun, wie schon oben erwähnt, jene Trennung der geistigen Einseitigkeit und die tiefe religiöse Schwärzung. Man ist wohl im allgemeinen geneigt, an dem Humanismus allzu stark nur die lichten Seiten zu sehen und seine antivolkstümliche Wirkung zu vergesen. Steinhausen weist überhaupt vor einer Überschätzung des deutschen Humanismus, der mit der italienischen Renaissance durchaus nicht auf eine Linie gestellt werden dürfte: „In Italien wurde in der Tat der moderne Mensch geboren“, in Deutschland „blieb das Ganze wesentlich auf die gelehrten Kreise beschränkt und bedeutete im Grunde eine Kränkung des deutschen Schul- und Universitätswesens“. Freilich ist selbstverständlich auch der deutsche Humanismus ein Produkt des italienischen Kulturinflusses. Italien gelangte damit zur geistigen Herrschaft in Deutschland, wie es überhaupt etwa

seit 1450 das Übergewicht Frankreich im geistigen Leben Europas ablöste. Eine weitere Fortentwicklung des deutschen Humanismus hat dann die Reformation unterbrochen. Er hat aber trotzdem lange und tief genug gewirkt, um mehr und mehr den oft durch die Eitelkeit der Humanisten noch künstlich gehoberten Unterschied zwischen den „Gebildeten“ und dem Volke zu vertiefen, während ihm Steinhausen das oft zugespundene Verdienst der Errettung individualistischen Geisteslebens bei den Deutschen, das schon vor dem Humanismus vorhanden gewesen sei, streitig machen möchte und ihm nur eine Verstärkung dieses Individualismus zugesieht. Hat der Humanismus zu einer Verschärfung des geistigen und religiösen Zwiespalt auch mächtig beigetragen, so hat er doch mit Bewußtsein den Kampf gegen die Kirche nicht geführt, sich vielmehr vielfach feindlich zur Reformation und schließlich haben wie drüber vor dem Übergewicht der theologischen Interessen kapituliert. Trotzdem hat er, wenn er auch keine neue Weltanschauung schaffen konnte, doch Reime zu einer solchen hinterlassen. Er nicht das Lutherium, war die Vorstufe für die Aufklärung. Die nun folgenden Parteien des Steinhausenschen Buches, die sich mit der Reformation befaßen, erfordern ein etwas näheres Eingehen. Steinhausen betont da zunächst, daß die Bedeutung der Reformation nicht nur aus dem religiösen Gebiet liegt und daß ihre Ursachen nicht nur rein religiöse, sondern auch andere mannigfaltiger Art waren. Nicht rein religiös, sondern mehr sozial sei vor allem das Moment, daß dem Auftreten Luthers die eigentliche Massenwirkung verließ und die Reformation zur Volkssache machte, der allgemeine Dasei gegen die Pfaffen. Daneben wirkte freilich auch eine starke auf ein rein religiöses Leben gerichtete Strömung mit, wie überhaupt die religiöse Idee trotz aller kirchlichen Bewahrung noch in großer Kraft stand. Luthers Auftreten kam also einem tiefen religiösen Bedürfnis vieler entgegen. Seine Tat erscheint somit als der Abschlus einer lange schon wirkenden reformatorischen Bewegung, bei der man dank seiner genialen Persönlichkeit weiter als bei früheren Versuchen kam. Für Luther persönlich kam der Anstoß zu seinem Werk tief aus eigenem geistigen Erleben und seelischen Kämpfen, daß er Erfolg hatte, aber lag wesentlich an den praktischen Konsequenzen, die es eröffnete. Den kulturgeschichtlichen Kern von Luthers Wert findet Steinhausen in dem Übergang „eines nach Millionen zählenden Teiles der Menschheit zu einer neuen, von Luther selbst freilich nicht getragenen Weltanschauung durch prinzipielle Befreiung von der bisher die Weltanschauung bestimmenden römischen Kirche“. Kulturell bedeutsam war vor allem auch die Jurisdiktion der Aeste, womit der weltliche Zug der Kirche, der trotz ihrer Verdienste um die Kultur den Fortschritt hemmte, befeitigt war. Freilich sieht Steinhausen, der nach seiner Auffassung Luther zu sehr vom Standpunkt des 19. und 20. Jahrhunderts und zu wenig aus sich selbst heraus betrachtet, diesen Gewinn der Reformation durch Luther selbst wieder geschmälert, weil die durch ihn herbeigeführte Übermacht der religiösen Interessen die weltlichen weit mehr als vor der Reformation zurückgedrängt hätten. Hier ist wohl etwas auf das persönliche Schicksal Luthers gesagt, was viel mehr in dem Geiste der ganzen Zeit beruhte und persönlicher Einwirkung entzogen war. Jedenfalls wird man die spätere, freilich sehr rasch einsetzende Verkünderung des Lutheriums in der Hauptsache wohl nicht persönlichen als vielmehr allgemeinen Umständen zuschreiben müssen. „Das betrübendste Ergebnis war“, so resümiert schließlich Steinhausen, der übrigens die anderen reformatorischen Bewegungen

(Zwingli und Calvin) mit keinem Worte erwähnt, „daß die Reformation eben doch kein nationales Werk wurde, obgleich sie eine nationale Tat, eine selbständige Leistung des so lange von anderen Völkern abhängigen deutschen Geisteslebens, ein Zeugnis deutscher Eigenart war und auf andere Nationen im Sinne des Fortschritts wirkte. Daß die bisherige kulturelle Einheit der mittelalterlichen Welt in die Stücke ging, war weniger wichtig, als die nun entstandene Spaltung des deutschen Volkes selbst. Das große Zeitalter des sozialen und geistigen Wohlstandes endete mit einer definitiven inneren Spaltung, die politisch schließlich über das unerquickliche Zeitalter der Gegenreformation zu dem unseligen dreißigjährigen Kriege führte, die aber auch kulturell die Deutschen in zwei Hälften teilte, während außerdem beide Teile gleichermaßen noch durch die neue gelehrte Kultur und dem eintretenden sozialen Wandel in eine Schicht der Gebildeten und der Bornehmen und in eine ungebildete und unterdrückte des Volkes gespalten wurden.“

Ich habe bisher auf die von Steinhausen für seine Darstellung gewählte Periodisierung noch nicht direkt hingewiesen, sie ist wohl aber auch so durch die Nennung der einzelnen Kapitel deutlich genug geworden. Hier bietet sich die beste Gelegenheit, diesen Hinweis einmal zu geben. Steinhausen reicht von der Abtischen, zumeist auf dem Bedarf der alten politischen historischen Schule heraus entstandenen Zeitteilung und Periodisierung vollkommen und mit Absicht ab. Das wird hier besonders deutlich, wo er die Reformation nicht an den Beginn einer neuen Epoche stellt, sondern als den Abschluß einer älteren Entwicklung hinstellt. Das 16. Jahrhundert gilt ihm noch durchaus als Mittelalter. „Die Hauptphase für die Fortbauer des Mittelalters ist, doch zwar die römische, die eigentlich mittelalterliche Kirche in ihrer kulturellen Herrschaft gebrochen ist, nicht aber die Herrschaft der Kirche überhaupt. Vielmehr nimmt nach der Reformation im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Prinzip der kirchliche, der theologische Geist die Welt und den Menschen mehr als zuvor ergangen und schlägt den Trug zur Freiheit in Fesseln. In dieser Entwicklung liegt die schädigende Wirkung der Reformation, keineswegs aber in den sonstigen Verfallserscheinungen.“ Der hier angenommenen Wirkung der Reformation wie den abgedeuteten Verfallserscheinungen geht nun Steinhausen in dem IX. Kapitel näher nach: „Einen der kulturellen Kräfte: Zurückdrängen des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographische Verchiebung des kulturellen Schwerpunktes.“ Hierbei scheint es mir, ich kann das freilich an dieser Stelle nicht eingehender belegen, als ob Steinhausen doch besonders hier die wirtschaftlichen einflussgebenden Momente zu sehr als in zweiter Linie liegend behandelt. Gerade aus der wirtschaftlichen Krise läßt sich viel von dem gesellschaftlichen Verfall, dem Pessimismus, dem Verfallern und Abflauen des geistigen Aufschwungs erklären. Zanan sind diese Momente wohl mehr schuld als der theologische Charakter der Reformation. Sie verdichtete vielmehr und ließ festern, weil eben die wirtschaftliche Spannkraft auch im Bürgertum und im Städtereien nachließ. Daher auch die immer wachsende Trennung zwischen Gelehrten und Volk. Aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen war schon früher der Landvoss von der höheren geistigen Weiterentwicklung ausgeschlossen worden. Nun verfiel dem gleichen Schicksal mehr und mehr auch das Bürgertum. Das Volk ging allgemein blieb nun juristisch und nur die höheren Stände nahmen zunächst an dem weiteren Kulturfortschritt teil. Auf sie, besonders die Fürsten und die Hofgesellschaft machten sich nun auch aufs neue in verstärktem Maße ausländische Einflüsse, italienische, spanische und schließlich wieder französische geltend, die einen auffälligen Lohn seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts, nicht erst im dem dreißigjährigen Kriege, einsetzenden Kulturwandel bedingten. Übrigens scheint mir Steinhausens gegenüber älteren Auffassungen niedrigere Einschätzung der verwirklichten Einflüsse des großen Krieges nicht ausreißend belegt. Wenn der Hunger hier und da zum Kamikamizismus trieb, so spricht das doch eine ersprechend deutliche Sprache. Einmal widerpricht sich Steinhausen auch direkt, so wenn er meint (S. 570), die völlige Entwertung des Geldes habe nichts mit dem Kriege zu tun, und wenn er auf der folgenden Seite sagt, daß man die Koffspieligkeit der Herrschaft durch Münzpraktiken habe zu betämpfen gesucht. Recht anzusehen ist auch sein Hinweis, daß der nicht angekaute Silber durch die hohe Kraft gesammelt und deshalb später bessere Frucht getragen habe. Hier wird der praktische Landwirt dem

Verfasser recht scharf widersprechen. Verschiedene Angaben aus zeitgenössischen Quellen widersprechen ebenfalls dieser Annahme. Wenn schließlich Steinhausen meint, daß der Krieg kaum wirtschaftsgeschichtlich und noch weniger sitzungsgeschichtlich eine Epoche bedeute, und daß er auch bezüglich der oft betonten Verrohung und Demoralisierung nichts Neues geboten habe, so wird dabei doch wohl anzunehmen sein, daß er wenigstens in letzterer Richtung eine graduelle Verschärfung gebracht hat. Die sich in dieser Epoche fühlbar machende Verchiebung des kulturellen Schwerpunktes ist bereits angedeutet worden, sie führt nach dem Osten und Norden, nach Sachsen und Kurbrandenburg treten mehr hervor, Leipzig, Hamburg, und auch bis zu einem gewissen Grade Frankfurt a. O., später Berlin und sogar Königsberg in Preußen beginnen eine führende Rolle zu spielen.

Jetzt erst beginnt, also etwa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie das auch schon Kreffschke und Freitag gemeint haben, eine neue Epoche. Ihrem Entstehen und Werden gehen wir mit Steinhausen in dem X. Kapitel nach: „Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft.“ Die Kulturgeschichte wird wohl vielfach als eine recht gute Periode wohl Selbst- und Tugendzeit angesehen. Das Schlagwort von der „leichten Aufklärung“, mit der man wohl schließlich diese ganze Zeit ge- troffen zu haben glaubt, hat dazu viel beigetragen, und doch steht in dieser Periode eine reizvolle Freiheit und Mannigfaltigkeit, die volle Parteilichkeit einer Verdreht, die für uns so losender zu betrachten ist, als hier doch die Wurzeln und Anfänge unseres eigenen heutigen Empfindens und Fühlens zu suchen sind. Der Fortschritt und die Hofgesellschaft waren die Hauptträger der Kultur dieser neuen Zeit. Sie erlangten ihre kulturelle Bedeutung erst durch die völlige Aneignung eines wesentlich französischen Bildungs- und Lebensideals. Das machte sich in einer außerordentlich geistigten, verfeinerten, aber auch geizierten Lebenshaltung geltend. Die Blütezeit des Barock brach an. Neben mancherlei bedenklichen Seiten, zu denen z. B. die viel gerügte Unfruchtbarkeit zählt, zeigt diese Hofkultur doch auch mancher neue und erfreuliche Seiten, so z. B. die Pflege der Kunst, der bildenden wie der Musik, in weniger erprißlichem Maße auch der Dichtkunst, und der Wissenschaft. Auch die wirtschaftliche Fürsorge des Fürstentums sei genannt, in der sich die Überzeugung von der staatlichen Omnipotenz in einer oft brüderlichen unermüden, aber doch auch oft recht ferozenden und segensreichen Weise zum Ausdruck brachte. Das deutsche Bildungsideal dieser Zeit war der vollendete Hofmann. Dieser immer wachsenden Erfüllbarkeit des zu Hofe gebenden Adels fand eine wenig erfreuliche Servilität des Bürgertums gegenüber, dessen wirtschaftliche Position doch keineswegs eine ableh war, wie es sich denn auch bemerkt, seinen Teil von der neuen Bildung sich anzueignen und auf den von ihr völlig ausgeschlossen Bauer gleichermaßen wieder mit Verdacht herab sah. Dies neue Kulturideal des galanten Hofmannes war im Grunde ein Produkt des französischen Einflusses, er hat den Deutschen modernisiert, vor allem wurde damals die moderne gesellschaftliche Bildung übernommen. Dieser Einfluß brachte auch eine größere geistige Freiheit und Beweglichkeit im Gegensatz zu der bisherigen gelehrten Bildung, ohne die unsere höchste Zeit nicht möglich gewesen wäre, er drängte freilich auch das Volkstümliche immer mehr zurück. Die Schattenseiten lagen weiter auch in der mit dieser größeren Freiheit verbundenen Eitellosigkeit und ihrer Erziehung zur Charakterlosigkeit, Servilität und Ideallosigkeit. So bedeutete die neue Bildung für den Deutschen zunächst eine starke Verbildung. Der Gefühlshandrud wurde vollständige Unnatur. Die äußeren Zeichen dafür waren der französische Warten und die Perücke. Trotzdem ist es völlig richtig, die Periode der Hofgesellschaft, des neuen französischen Bildungsideals, nur als eine Zeit trüben Verfalls anzusehen. Die Verfalls, aus dem Verfall herauszukommen, beginnen vielmehr sehr früh; überall finden sich energisches Vorwärtsstreben, harte geistige Arbeit, neue Anstrengungen, neue Ideen. Das Zeitalter der Aufklärung wirft seine Schatten lange voraus. Die ganze Fülle des Strebens dieser Zeit verfließt uns Leibnis, ein Sohn unseres Leipzigs, der selbst ganz in dem Bogen der französischen Bildung lagte. Diese fremde Bildung hat der deutschen die Bewegungskraft und Entwicklungsmöglichkeit zurückgegeben. Das, was man im weitesten Sinne Aufklärung nennt, die Freiheit und Unabhängigkeit der Bildung, die Grundlage des modernen Geistes, hängt unmittelbar

damit zusammen. Wir können auch hier den ganzen Reichtum des Steinhauserischen Buches nicht im entwerfenden auserschöpfen, möchten aber betonen, daß gerade diese Partien des Buches zu den reichsten und feinsten des ganzen Werkes gehören.

Durch eine solche Epoche der Verbildung an der Hand des Fremden mußte der Deutsche hindurchgehen, um schließlich vom Außerlichen zum Innerlichen hindurchzubringen und so wieder eine eigene und eigentümliche deutsche Kultur sich zu schaffen. Diesen Betrachtungen ist das vorliegende Kapitel gewidmet: „Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand. Geistige Vorkultur Deutschlands in Europa.“ Eine Erinnerung des geistigen Lebens im Gegenjag zu der galanten Gesellschaft bedeutete der Pietismus. Mit ihm im Bunde kämpfte gegen das Alte eine ganz anders geartete Richtung des Geisteslebens, eine rein verstandesmäßige, die am besten durch Christian Wolff repräsentiert wird. Diese Bewegung begann auch die Moral der Zeit im Gegenjag zu der höchsten Periode umzugestalten, so bedingt die „Aufklärung“ einen moralischen Fortschritt, der nicht zum wenigsten durch die freilich reichlich haushaltenden „moralischen“ Wochenschriften gefördert wurde. Sie waren die Kanäle, durch deren vielerzweigtes System mit den Mittelpunkten Leipzig und Hamburg die Ideen der Aufklärung in das Bürgertum strömten. Leipzig vor allem konnte damals als das Centrum und die geistige Hauptstadt Deutschlands gelten, von der aus Gotisches seinen weitreichenden und gegenwärtigen Einfluß auf die deutsche Literatur und Sprache ausübte. Oeffentl. stellt dann von ihm einen Übergang vom Verstand zum Gefühl dar. Eine weitere Etappe in der Entwicklung des Gefühllebens bedeutet wieder Klopstock. Die Zeit der „Empfindsamkeit“ beginnt. Neben ihr laufen andere Strömungen her, so ein mit der älteren Aufklärung zusammenhängender Realitätsbegriff, dessen größter Vertreter Lessing wurde, der nun seinen Hauptplatz in dem Berlin Friedrichs des Großen fand, wo die Aufklärung ihre eigentliche Blütezeit erlebte. Die ganze Fülle dieser in, neben- und gegeneinanderlaufenden Strömungen ist es unmöglich, hier in ein paar knappe Sätze zu fassen, weswegen wir uns hier nur noch mit ein paar Stichwörtern begnügen wollen. So bedeutet Meier neben der Aufklärung eine eigene Erscheinung für sich, eine neue Reaktion gegen die Verstandeskultur ging von den Engländern aus, der „Sturm und Drang.“ Das Hauptergebnis all dieses Drängens und Strebens war der Durchbruch des Subjektivismus und am Ende die volle Ausbildung einer eigenen Kultur, die, obwohl an fremden Kulturen ermahnt, doch eine durchaus nationale geworden war. Jetzt zum erstenmal erlebten die Deutschen, die bisher bewundert hatten,

selbst die Bewunderung des Auslandes. Der Träger dieser Kultur war der gebildete Mittelstand gewesen. Auch in dieser Periode muß aber wieder eine lokale Farbe Berücksichtigung betont werden, indem der katholische Süden und auch der Westen, wie wir hinzuzufügen möchten, eine große Rückständigkeit zeigten, sich zugleich aber auch einer härteren Volkstümlichkeit und Originalität des Denkens und Fühlens als der Norden erzeuften, womit schon die ebenfalls recht klaren Schattenseiten dieser Kultur angedeutet sind. Auf den weiteren Inhalt dieses Kapitels, soweit er die französischen, wirtschaftlichen sozialen und Familienverhältnisse schildert, sei hier nicht weiter eingegangen. Über die Zeit der französischen Revolution, der französischen Fremderkämpfung, der Freiheitskriege führt uns in ihm Steinhausen bis in die Zeit der Romantik und damit bis an die Schwelle einer neuen heute noch nicht abgeschlossenen Periode, die Steinhausen in einem kurzen XII. Schlusskapitel: „Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur“ nur in ganz knappen Umrissen zeichnet. Man wird diese vorläufige Juräthaltung auch bei dem noch in Fluss befindlichen Gang der Entwicklung kaum tabellieren können. Eigentümlich mutet der Schluss dieses Kapitels und damit des ganzen Buches an. „Auch am Ende dieser Geschichte der deutschen Kultur scheint sich der Verfasser nicht auszusprechen, daß er es mit den Gegnern der anachronischen Kulturerrungen abstellen will, mit Wagner, der von dem „Jaduitiephergewach“ inästhetischer „Göltzians“ spricht, und mit Bismarck, dem am wohlsten war „weit weg von der Zivilisation. Am besten ist mir da zu Mut, wo man nur den Specht hört.“ Es ist noch immer das germanische Waldind, das aus solchen Worten zu uns spricht“ meint der Verfasser, auf diese Weise den Schluss an den Beginn seines Werkes gleichsam wieder anzuknüpfen, wo er von dem Waldcharakter des alten Germaniens ausgeht. Diese Schlüsselsätze klingen scharf und sind von Kritikern dem Verfasser schon stark verübelt worden. Sie seien eigentlich eine Negation des ganzen Werkes. Nun, diese „Kulturumbildung“, die man in ihnen gefunden hat, hat der Autor ebenfalls nicht gebildet, er prächtig abgerundetes Bild der deutschen Kulturentwicklung zu zeichnen, von dem wir hier hoffentlich einen gewissen Eindruck vermittelt haben. Wenn der Verfasser übrigens mit seinen Schlüsselworten, und so möchten wir ihn verstehen, nicht weiter hat ausdrücken wollen, als daß alle Kulturerrungenhaften nie eine Gewähr für inneren Glück und Befriedigung geben, so hat er damit recht. Daß wir aus unserer einmal erreichten Kultur nicht heraus und in ihr nicht zurückkönnen, wird er selbst wissen, das sollte man dem Verfasser dieses Buches von vornherein glauben.

### Bücherbesprechungen.

— Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachlenbuch in 12 Lieferungen à 1 Mark herausgegeben von B. W. Eich unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Jena, Baake & Bodermann. 10. u. 11. Lieferung. — Dieses in Lieferungen erscheinende Prachtwerk, das vom Leser schon mehrfach anzeigen konnten, nähert sich jetzt seinem Ende. Heft 10 und 11, das dritte und vorletzte des Ganzen, sind erschienen und erweisen sich als ihren Vorgängern an Wert ebendbürtig. Heft 10 ist ganz der Landeshauptstadt und Residenz Dresden gewidmet, von der Georg Jürgang eine Schilderung entwirft, die durch zahlreiche Illustrationen auch dem Auge verständlich gemacht wird. Jürgang gibt in großen Zügen die Geschichte Dresdens von den ältesten Zeiten an, die nur lädenhafte Kunde gewähren, bis in die neuesten Tage, zeigt insbesondere, was Dresden den Landesfürsten von August dem Staren an verdant, hebt „ihre landschaftlich reizvolle Lage, ihre wertvollen Kunstschätze und ihre wohlgeordnete Verwaltung“ hervor, die Elbvorort namentlich zu einem Anziehungspunkt für Fremde und Pensionäre machen, und tritt zum Schluss mit dem Leser einen Gang durch das moderne Dresden an, bei dem er auf alles Sehenswerte aufmerksam macht, unter festem Hinweis auf das Geschichtliche, und alle bedeutenden Persönlichkeiten Neuere passiren läßt, die Dresden besigt. Lieferung 11 wird durch einen Aufsatz: Meisen eröffnet, der aus der Feder eines Berufenen stammt, des Professors Schmidt daselbst. Auch hier wird der Text durch eine große und reiche Anzahl von Bildern unterstützt, die das Gesagte veranschaulichen. „Keine Stadt uneres Sachsenlandes kann auf eine so lange Geschichte zurückbilden wie unser Meisen: es ist die ehrwürdige Wiege der Kultur uneres ganzen Landes,

es ist ein Spiegelbild seiner guten und schlimmen Schicksale, es zeigt im kleinen alle Phasen seines materiellen, geistigen und künstlerischen Wachstums.“ Meisen hat auch noch hervorragend historischen Charakter. So lebt die Meizit, z. B. in Gestalt von sächsischen und polnischen Elementen, eingedrungen ist, so sehr hat sich im Stadtbild das Alte und Deutsche erhalten, auch im Kleinen. Der beliebige, fast überaus zu nennende Zug, der dem Meisener von je eigen war, ist noch jetzt vorhanden, sein heiterer Lebensgenuss, der ihn zu seinem berühmten gewordenen Wein, dem „Schüler“ zieht, der noch alter Eite nicht von berufsmäßigen Weinhandlern, sondern von Vätern und Völkern vertrieht wird, sein Mutterwog und Selbstbewusstsein zeichnen den Bewohner der Stadt, deren Namen zuerst die germanischen Sachsenlande bezeichnete, deren Mundart Luther durch seine Bibelübersetzung zum allgemeinen Schrift- und Hochdeutsch, zur Sprache der Gebildeten erhob, auch heute noch aus. Auch im großen hat die Stadt, deren Ursprung auf Heinrich den Städtegründer zurückgeht, geschichtlichen Charakter. Man braucht nur an die herrliche Albrechtsburg, an den Dom, an die Fürstenschule zu erinnern, in deren Geschichte die Namen Oeller und Lessing, die als Jünglinge dort gebildet wurden, eine Rolle spielen. In wehmütiger Nüchternung an das in St. Afra's stillen Mauern verlebte Knaben- und das daselbst genossene Jugend- und Schulglück bezeichnet Lessing, der in Meisen seinen „Jungen Gelehrten“ entwarf, die damals verlebten Jahre als die glücklichsten seines Lebens. Auch Namen wie Ludwig Richter und Otto Ludwig sind mit dem Meisener verknüpft. In das Friedrichs-entworfene, um einen Ausbruch Edward Devrients zu gebrauchen, der sich stets nach Einfachheit sehende Dichter des „Erbfürstens“ mehr als einmal, um hier

in der Abgeschlossenheit zu sinnen und zu dichten. Nicht zu vergessen ist das Meister Porzellan, das der Meister Manufaktur ein ehrenvolles Zeugnis aussteltend, melioriert worden ist. An all das und noch vieles andere, auch Moderne erinnert uns Professor Schmidt, lachend und in ansprechender Weise, und ins Gedächtnis zurückrufend, was uns der Name Meißn bedeutet. Sobann behandelt Fr. Matthies-Maivren das Thema: Die künstlerische Photographie in Sachsen und führt uns eine der Kunst nahe verwandte Beldigung vor, die durch Aufstellungen in Dresden und Leipzig namentlich in Sachsen mangelhaft Förderung erfahren hat, weshalb das Thema sich besonders für ein Prodnktort, wie es „Aus den Sackensland“ ist, eignet. Es werden hier Vektreibungen gezeigt und beantwortet, die darauf hinauslaufen, die Photographie, als etwas, was man gemeinhin als etwas Technisches bezeichnen, dadurch in das Gebiet des Künstlerischen zu erheben, das man sie befähigt, durch diese und jene Mittel, durch Nachhilfe von Seiten der menschlichen Hand, auch als Kunstwerk, als ein künstlerisches Verfahren, das Stimmung hervorruft, zu wirken. Dafür, daß dieses Streben von Erfolg gekrönt worden ist, werden, auch in Bilde, vielfach Belege vorgebracht, die sich namentlich auf zwei Felder der Malerei beziehen, die Landshaft und das Porträt. Endlich beginnt Heinrich Gebauer eine Erörterung über eine Seite unserer öffentlichen Lebens, der in Sachsen besondere Beachtung gewidmet worden ist, die der Volkshilfsbewegungen und Volkswohlfahrtsfrage. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Erhebung des leiblichen Wohls des Volkes innig verbunden mit der Erhebung des geistigen Wohls, der Bildung, der Erhöhung der Freude am Leben mit seinen edlen Genußen ist, hat J. B. der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Victor Wöhrner in Dresden seine vielfachen auf das Volkswohl ausgehenden Einrichtungen getroffen und beispielsweise das „Volkswohl“ ins Leben gerufen. Dem Wirken dieses Mannes ist der Gebauer'sche Auslag gewidmet, der noch eine Fortsetzung erfahren dürfte, die die Vektreibungen anderer Volkstreunde hervorzuheben bestimmt ist. Beiden Lieferungen, die zeigen, daß Etwas Wert sich auf der Höhe hält, die es von Anfang an hatte, sind wieder poetische Beiträge und Kunstblätter beigegeben. J. R.

— Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus. Von Gustav Sauter. Breslau, Verlag von W. & G. Marcus, 1904. 250 Seiten; Preis 8 M. — Der fleißige und erfolgreiche Geschichtsschreiber des Frühhumanismus liefert uns in dem vorliegenden Buche eine sehr gründliche und zuverlässige, dauchernere Darstellung des Frühhumanismus in Erfurt, der noch verschiedenen Richtungen hin Ergänzungen und Verrichtungen älterer Auffassungen zu danken sind. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, den sehr ins Detail gehenden Forschungen des Verfassers im einzelnen nachzugehen, es sei nur bemerkt, daß sich auf Schritt und Tritt die absolute Beherrschung des Stoffgebietes der Geschichte des Humanismus seitens des Verfassers glänzend zeigt, die ihn erst in den Stand setzt, jede Einzelheit seiner Quellen für Erfurt in der erschöpfendsten Weise nutzbar zu machen. Unerfruchtlich berührt hat uns an der Arbeit die oft das erforderliche Maß übersteigende Schärfe der Polemik gegen Kampfschulte, dessen vor fast einem halben Jahrhundert erschienenen Werk („Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation“) trotz der mangelhaften Unrichtigkeiten, die ihm Sauter nachweist, doch immer noch lebenswert bleibt. Mag Kampfschulte immerhin, wie Sauter sich doch wohl etwas zu stark ausdrückt, mancher in seinem Werk „romantisch dichterisch“ behandelt haben, so bleibt ihm doch einmal die Entschuldigang, daß manche Quellen, die Sauter benutzen konnte und mit ansehnlichem Fleiß und Scharfsinn ausgebaut hat, für Kampfschulte noch nicht erschlossen waren. Es bleibt ihm weiter der Vorzug, daß er dem Leser, dem es weniger auf eine genaue Einzelforschung ankommt als dem Spezialfachmann, noch immer besser einen Totaleneindruck der in jener Zeit in Erfurt waltenben Geistesbewegungen vermittelt, als Sauter zuverlässigere aber auch einigermaßen schwerfällige und trodene Darstellung. Kampfschulte wird deshalb, das sei hier, wo es nicht gilt, eine strenge Einzelkritik zu geben, besonders betont, von Sauter wehentlich überflüssig gemacht — ganz abgesehen davon, daß Sauter die Zeit des Erfurter Frühhumanismus behandelt, über die Kampfschulte etwas kurz hinweggeht —, sondern Sauter bietet uns eine sehr willkommene Korrektur und Ergänzung seines Vorgängers. Daß das Buch von Sauter keine leichte Lektüre ist, läßt sich wohl schon auf dem bisher Gesagten schließen. Der Stil ist vielfach sehr schwerfällig und die Darstellung trocken. Eingeklammet sei

hier die Bemerkung, daß Sauter auf Seite 149 Albrecht, den späteren ersten Herzog von Preußen, den Großmeister (!) des Deutschen Ordens nennt. Als das wichtigste Ergebnis der Sauter'schen Untersuchungen kann wohl festgehalten werden, daß er schon den Zusammenhang zwischen Mittelalter und Neuzeit und das Verschwimmen der Grenzen zwischen beiden betont. Der Übergang war, und gerade in Erfurt, kein Bruch, sondern ein allmähliches fast unmerkliches Hinübergleiten. Besonders in Erfurt waren die Beziehungen zwischen dem Humanisten und der älteren Scholastik sehr lange durchaus friedliche. Sauter findet in Deutschland kaum eine Parallele zu diesen Erfurter Verhältnissen an anderen Universitäten, vergleicht sie aber mit denen in Straßau und sagt dann mit Recht: „Wo bleibt denn die Erfurter Führerschaft in der deutschen humanistischen Bewegung! Sie ist jedenfalls in dem Sinne, wie man sie bisher sagte, nur ein Phantom.“ Uns scheint, daß diese Feststellung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Scholastik in Erfurt wichtig ist auch für die Beurteilung der Stellung Luther's zu beiden, die dadurch eine Beleuchtung und Erklärung erfährt. Erhöht man auch noch sein, daß Sauter den wandernden Humanisten Peter Luder, der auch in Leipzig für kurze Zeit eine Rolle gespielt hat, wesentlich günstiger beurteilt, als es anderer Forscher vor ihm getan haben. Überdient man das Ganze der von Sauter in seinem vorliegenden Buche geleiteten eingehenden Arbeit, so kann man trotz mancher Einwürfen im einzelnen mit dem aufrichtigen Werte für das gebotene Neue nicht zurückhalten. Kampfschulte's Wert wird man in Zukunft nicht mehr ohne eine Zurateziehung des Sauter'schen Buches benutzen dürfen. W. B.

— Messer's Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Ausgabe mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Ausgabe A (ohne Namenregister) 28 Lieferungen zu je 30 S. (Gesamtpreis 8,40 M.) oder in Leinen geb. 10 M. Ausgabe B (mit Namenregister sämtlicher Karten) 40 Lieferungen zu je 30 S. (Gesamtpreis 12 M.) oder in Halbleder geb. 15 M. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Messer's handlicher Handatlas in Format des Wienerischen Konversationslexikons hat schon in dritter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen begonnen, berart, daß die ersten 28 Lieferungen, die auch allein beziehen kann, die 115 Kartenblätter nebst 5 Textbeilagen, dagegen Lieferung 29 bis 40 das allerdings für die meisten Abnehmer des Handatlasses wohl auch unentbehrliche Namenregister zu letzterem angeschlossen werden. Die ersten sechs Hefte sind bereits erschienen. Diese bringen in bunter Reihe, bis auf die Jüngstige ergänzt und berichtigt, in vornehmer Ausstattung und ausgebeutet durch vorzüglich klaren Druck, zunächst eine Weltkarte der Karte unter überflüssiger Angabe aller Dampflinien, Rabel, Hauptreisbahnwege u. s., lobann Karten von Süd-Amerika, von Ostindien und Montenegro und von Deutsch-Südwestafrika, letztere Karte mit Beilage besonderer Kartons von Snaapfund und der Umgegend von Windhoek unter genauer Angabe aller Marschrouten der deutschen Truppen, sämtlicher Schladtpfäze, der Jüge und Lager der Hereros und Witbois und der Pelagiarpeninseln; ferner einen Plan der inneren Stadt von Berlin (1:20000) unter Angabe aller öffentlichen Gebäude, Denkmäler u. nebst einem die Orientierung erheblich erleichternden Register; sodann die Karten von Elsaß-Lothringen unter anschaulicher Darstellung der Verschiebung der deutschen und französischen Sprachgrenze, ferner von der Schweiz, von Tirol, Guyana, Französisch-Indochina, von der Provinz Ssen-Nassau, von Baden, der Provinz Brandenburg, Kautasten, Südrussland, England und Wales, Belgien, Dänemark und Österreichisch-Schlesien, von der Baltan-Galbinsel, von Cuba, Dänemark, Deutsch-Ostafrika und von China und Japan, letztere Karte in ihrer überflüssigkeit besonders für alle, die den Krieg zwischen Rußen und Japanern mit Spannung verfolgen, ferner von großem Nutzen, weiterhin eine Fuß- und Gebirgskarte von Mitteleuropa und eine Erdkarte, auf der die jüngsten artischen und antarktischen Forschungen und die Ergebnisse der Erkundung der Weereiszeiten leicht erkennbar sind, und endlich eine genaue Übersichtskarte der Umgegend von Hamburg-Altona bis Wandsbül, Fardburg und Wangensee. Die bisher veröffentlichten Karten mit Einschlus des Plans von Berlin machen dem Verlag und seinen Mitarbeitern Ehre und rechtfertigen, wenn man, woran wohl nicht zu zweifeln, von diesen Proben auf das Ganze schließen darf, eine warme Empfehlung dieser 3. Auflage von Messer's Hand-Atlas in jeder Beziehung. K. S.—a.

Hermann Lingg.

In jenen feuchtschlüchlichen Münchner Dichtertreiß, der mit dem „Krokolil“ im Wappen zu König Maxens Tafelrunde zählte und um die Mitte des verflohenen Jahrhunderts die neue Romantik zu bekämpfen vermeinte, in jenen Bund der Weibel, Schöffel, Bohnschütz, Greiß und auch Herr, von deren Taten heute nur noch Dahn und Paul Henze erzählen könnten, unter jene romantischen Epigonen, Träumer und Schwärmer, die als Lyriker und Epiker die gänderte Welt wiederzuerobern gedachten, ist der am 18. Juni im Alter von 85 Jahren verlorbene Hermann Lingg durch den „Entseder“ Weibel zu einer Zeit eingeführt worden, da er schon erkrankt und schwermütig war. Der Lindauer Student der Medizin, der wissenbüchtig nach München, Prag, Berlin und Freiburg gegangen war, um sich fort in der ärztlichen Kunst seines Vaters zu vervollkommen, hatte es im einsamen Militärhospital oder, da er größerlich im Sattel hing, schon längst gekostet, fernab vom Ruf der Zeit sich in tieferes Sogelnende einzulassen, dem er von dem Augenblicke vollends nachging, da Kränklichkeit den Regimentarzt seiner Pflichten gegen den bayerischen Staat entband. Die Sehnsucht trieb ihn bald nach Süden, das er kühnig schon nach seinem ersten Universitätsjahre gesehen hatte. Aus den Ruinen Rom's, aus den Rauchwolken jenes Vesuv's, an dessen Fuß der Stumm der Helgaten heroisch zerstreute, aus den langen Kaiserzeilen, Mosaiken und Reliefsen des wiedererstandenen Pompeji und wohl auch aus verhaubten, alten Manuskripten, die er von einem Mailänder Antiquar mit nach Deutschland brachte, wogten auf ihn zum erstenmal all die Schäften mit viktorianer Kraft eingedrungen sein, deren Größe oder Trop oder hülferte Schönheit ihn bewunderte, Schäften, die zwar immer schon in seiner Seele geschlummert hatten, die ihn selber aber nimmer in Ruhe ließen und schließlich den Rufm ihres Sängers, wie dieser dachte, in alle Ewigkeit hinübertragen sollten.

Viele Hoffnung Lingg's hat sich nicht erfüllt. Was er in mehrjährigem Schaffen mit seiner Liebe zu seinem Epos „Die Wölterwanderung“ vereinte, trägt wohl in all den Gesängen das Gepräge markanter Persönlichkeit und stellt in einzelnen Epikoden stannendste Figuren in reifem dichterischem Ausdruck vor den Leser, aber an der Ungebeuerlichkeit des Stofflichen bricht sich schließlich doch die Kraft des Dichters, die die historischen Hintergründe mehr ahnen läßt, als daß sie sie durch genaue Ausföhrung der Einzelheit zur Bewegung, doch einwilligen Beldhistorie ineinanderwölange. Was Wilhelm Jordan kaum in den „Nibelungen“ gelang, weil auch ihn die Macht des Stoffes übermächtige, mißglückte weil mehr noch Hermann Lingg, der losgelöste Freuden gab, wo er Antworten gestalten sollte. Freilich, wenn er das dröhnende Einermarschieren eisentirrender Legionen, den Ansturm entseffter Kämpfergeschalten schildert, schildert er meisterhaft: die Ballade der Massen ist denn auch kein unigenes Gedicht. Er muß verlagen, soll er aus diesen Massen die leuchtende Einzelfigur emporheben. So ist denn auch sein Galar kaum mit dem im Triumph einziehenden römischen Kohorten zu vergleichen. Man hat in Lingg zur Zeit, da er am Arme Weibels der „bistorischen Lyrik“ sehen wollen. Wie mit vielen Schlagworten hat es auch mit diesem nicht seine Nichtigkeit. Lingg heißt dabei, wenn seine Felsen kämpfen, liegen oder leiden, oder reitet auf schwebendem Noß wohl selbst auch an ihrer Seite in die Schlacht; da erzählt er denn harmlos auch alles, was er gesehen, aber in den seltensten Fällen kommt ihm bei, seine Felsen lyrisch aufzulösen, aus den blühenden Eisenpanzern auch ihre Seelen aufleuchten zu lassen. Ob er Postumian oder Attila,

Spartacus, Timur oder Lepanto schildert, Lingg bleibt immer derselbe: der Schlachtenmale, der das Grandios-Kußerliche, das erdrückende Milieu mit unerhörter Farbenerschwendung malt, und dabei doch immer wieder vergißt, und auch von tieferen Motiven, von lebensschaffenden Affekten oder leiseren Menschlichkeiten zu erzählen. Verzicht er es dennoch, gibt es dann häufig unfreiwillige Grotesken:

Corrarius ruf: „Ich denke . . .  
Der andre schneht: „Ich bin  
Offen — — — Mein Schwenke,  
Sonn' find wir alle bin.“

Und das ist lesam, denn auch Hermann Lingg war ein Epiker. Dergleich kein „bistorischer“. Schwab's und Max' Bruch vertonen seine Lieber, wenn sie so innig anhaben wie sein schönstes Lied:

„Immer leiser wird mein Schlämmer,  
Wie ein Schiefer liegt mein Kummer,  
Ritend aber mir:  
Oft im Traum hör' ich dich  
Nuten drauß' vor meiner Thür,  
Niemand wacht und öffnet dir  
Ich erwach' und weine bitterlich.“

Und er hatte noch mehr Strophen dieser Art, Strophen, deren mörderhafte Weisheit kaum glauben läßt, wie der gleiche Dichter die ebene Rhythmi mit dem „Normannenjugend“ finden konnte. Ein Teil seiner Lyrik liebt die Elemente. Und es ist gar nicht wunderbar, daß Lingg gerade da sein bewunderungswürdiges Virtuosen wurde, Lingg, der Schlachtenmale, der auch in der Naturgeschichte das Heroische bevorzugte, der Erlane toben, Felsen stürzen, Stämme bersten ließ und doch auch wieder für ein im Südwind leise sich wieselndes Blatt den Ausdruck entzückender Grazie fand. Freilich ließ ihm weder der Gewittersturm Zeit zu Reflexionen, noch verard er sich damit ein Träumen im Abendglanz untergehender Sonne: er gab, was er sah, wie er es sah, und so auch, wie er war.

Seiber hat Lingg auch Novellist sein wollen und Dramatiker. Je schneller seine Novellen vergessen sein werden, desto besser für ihn. Auch als Novellist löst ihn die Distorie. Er führt nach Byzanz in den Jirtus, wenn „die Grünen“ und „die Blauen“ sich bededen, er mengt sich in den Silberreitri Trenens und Konstantius“ und erzählt die abenteuerliche Geschichte von Niklas Verischmächtigkeit und verführender Verkleidung mit rührender Einfall. Von einer Technik kann in diesen „Byzantinischen Novellen“ auch nicht im entferntesten die Rede sein. Von einem Stil fast ebenloerwig. „Noch lange nach Einführung des Christentums als Staatsreligion im oströmischen Kaiserreiche blieben altgriechische Philosophie, Mathematik und Homer's Othertwell Allgemeinbildung des Unterrichts, selbst der Frauen in Byzanz. Den Vortrag hatten allerdings die Erlernung der Dogmen, die Auslegung von dunklen Bibelstellen und stiefinnigen Ausprüden der Kirchenväter, allein die Rhetorik und Dialektik der Alten leisteten gerade hierzu die besten Dienste.“ Und das geht so fort in Übersöcher Manier, mit fast Übersöcher Gelehrsamkeit, mit fast Übersöcher Trockenheit, nur äußerlich nicht gleich formvoll und darum noch viel unerträglich als das Vorbild. Viel Besseres läßt sich von seinen Dramen nicht sagen, wiewohl das Münchner Hoftheater dieses veracht hat, sie dem Publikum genießbar zu machen. Die Darstellung des Menschen mit seinem komplizierten psychischen Organismus war eben Lingg's Sache nicht, aber auch bei den Figuren „Gatlinas“ und den „Frauen Salomas“, auch in der „Bregener Klaus“ verlangte man Bspöde, zu den Konfitten Lösungen oder

Bezugspreis

be Abholung: 1. M 25 A,  
bei möglicher Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Jahrgang 1. M 51 A, für  
abwärts 1. M 64 A,  
vierteljährlich.  
Eingelagte Nummern 5 A.

den Lösungen Konflikte. Sie hat King nur äußerlich geben können.

Der stille Dichter aus dem Münchner Kreise, „der lapidare Gedichtsmaler und grandiose Naturbeobachter“, wie ihn Ernst Ziel ruhig nennen darf, King, dem in der Literatur der Deutschen ein bleibendes Platzchen, wenn auch nicht in erster Reihe gewährt bleiben wird, muß im Leben „ein Nebenbrotter, von edelster Persönlichkeit durchdrungenes Gemüth gewesen sein. Das empfindet man einerseits, wenn man seine höchst anekdotische Selbst-

biographie“ liest oder in jenen Berichten blättert, die er den Entertien des Glück, den Armen und Bedröhten weicht. Und ihnen mag er zum Troste oft genug auch mehr gegeben haben als bloße Worte, wiewohl er selbst nicht der Reichen einer war und in tieferster Zurückgezogenheit nur schlicht und bescheiden seinem Ende entgegenblinnte konnte, was ihm König Maxens Aufgehalt größtmäßig gestaltete. Karl Ft. Romat.

\*) „Reine Lebensreise“. Schuster und Hoffler, Berlin.

### Vücherbesprechungen.

— Die Bibel als deutsches Volksbuch. Vortrag von Friedrich Poerne, Warrar in Schönbach. Fr. Richters Verlagbuchhandlung, C. Ludwig Ungelant. Dresden und Leipzig. 20 S. — Dieser auf der Diözesanversammlung zu Vöbaur im vorigen Jahre gehaltene Vortrag ist nicht nur auf Beschluß der Versammlung in Druck gegeben, sondern auch mehrfach zur Verbreitung in den Gemeinden empfohlen worden, zu welchem Zwecke die Verlagshandlung wesentlich ermäßigte Preise bewilligt. Der Verfasser führt den Nachweis, daß die Bibel einst ein deutsches Volksbuch gewesen sei, und da sie es jetzt nicht mehr sei, daß und wo sie es wieder werden müßte, nämlich durch treue Hilfe aller beruflichen Arbeiter in Kirche, Schule und Haus, die auf richtige und ausreichende Benützung der ganzen Bibel und geeigneter Auslegungen zu dringen haben. B. K.

— Christliche Bühne. Neue dramatische Aufführungen. Von Dr. Johannes Lehmann. Drei Hefte je 25 S. Dresden und Leipzig, C. Ludwig Ungelant, Fr. Richters Verlag. — Die drei Aufführungen sind betitelt: Der Kaffeetisch, Eine unmögliche Person, Die Berliner Lante. Sie können ohne Theaterstoff, ohne Bühnendekoration und ohne Szenenwechsel aufgeführt werden und sollen also schlichten Frauen und Mädchen, denn alle Rollen sind weiblich, die Möglichkeit gewähren, ohne irgend einen Aufwand Theater zu spielen. Und die Hauptabsicht des Verfassers geht dahin, ihnen dieses Vergnügen zu schaffen, ohne daß sie dabei irgend wie das Bewußtsein haben, etwas Unmögliches oder Bemerktes zu unternehmen. Da diese kleine Augenblicksbühne soll sogar dem hohen Zweck dienen, den Schüler für das nützliche Theater vorzubereiten, bestend und veredelnd zu wirken. Auch hier wird die Tugend belohnt und die Untugend bestraft und bestraft. Daß alle diese schönen Ziele unter den gegebenen Voraussetzungen nur zum Teil erreicht werden können, liegt auf der Hand: es geschieht hier viel Unmögliches, und da der Hauptfaktor der eigentlichen Schaubühne, die menschliche Leidenschaft, nur in der gemäßigtesten Form wirksam werden darf, auch viel überaus Mäglisches. Immerhin wird, wer denn durchaus Theater spielen muß, sich ohne Schaden dieses Stoffes bedienen dürfen. Nur ist der gedächteste Teil „Christliche Bühne“ als selbstverständlichen Gründen schlechterdings zu beanstanden. In dem vierten Hefte, das und sieben zugeht und das ein Weihnachtsstück für 14 Personen von Mathilde Frier enthält, ist jeder Teil beliebt, und er heißt nummehr: Neue dramatische Aufführungen für Jungfrauenvereine und Schulanstalten. B. K.

— Japanische Dramen. „Terakoya“ und „Kagao“, Übertragen von Professor Dr. Carl Florenz. Zweite Auflage. C. F. Amelangs Verlag. — Ein merkwürdiges Buch, das schon in seiner äußeren Erscheinung sehr fremdartig gemahnt — steht doch neben dem Leipziger Verleger auch der Name eines japanischen Buchhändlers Hofegama in Tokio und sind doch Druck, Illustrationen und Papier japanischer Herkunft. Die Illustrationen, besonders die, welche Genrebilder und Szenen aus den beiden Dramen darstellen, haben in ihrer Ursprünglichkeit ethnographischen Wert. Während viele chinesische Dramen bereits ins Englische, Französische und Deutsche überetzt worden sind, und das chinesische Drama besonders in den grundlegenden Aufsätzen des Journal Asiatique eingehend beleuchtet wurde, haben wir das Drama der Japaner erst aus den Gespielen berühmter Künstlerinnen und neuerdings aus Entlembungsspielen der Tokyoer Hofspieltropfen kennen lernen — und es fehlt eine zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des japanischen Dramas bis in die neueste Zeit. Eine klassische Epoche, wie das chinesische Drama sie aufzuweisen hat, deren dauerndes Denkmal die Sammlung von hundert Stücken aus der Zeit der Donatier der Wotongen ist, fehlt jedenfalls in Japan, das ja keine so ehrwürdige Geschichte hat wie China, sondern in jeder Hinsicht als ein moderner Staat betrachtet werden kann. Neuerdings haben

wir ja auf der Bühne japanische Stücke gesehen, die in der neuesten Zeit spielen und sogar Epochen aus der Jugendzeit noch lebender Größen wie des Feldherrn Kuraki auf die Bühne bringen. Die beiden von Professor Florenz überetzten Dramen sind nicht Kinder der Neuzeit; das erste stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Beide haben eine geschichtliche Grundlage, spielen in alter Zeit und bedürfen deshalb einer erläuternden Einführung. Diese ist um so nötiger, als die hier veröffentlichten Dramen nur einzelne Akte aus größeren Trauerspielen sind. Das erste Stück, „Terakoya“ oder „Die Dorfschule“, ist der Hauptakt eines historischen Trauerspiels mit einem sehr phantastischen Titel. Dieser Akt hat indes nicht den Zweck, nach Art unserer modernen Stücke, wie der „Probekandidat“, „Fischmann“, „Traumulus“ das Missien des Schulwesens mit genauer Detailmalerei wiederzugeben, Lehrer und Schüler auf die Bühne zu bringen. Die Schule ist hier nur der zufällige Ort, wo tragische, grausame Verwicklungen sich abspielen. Das Stück ist eine Berührung der opferreichen Balladentrama und geht mit Bezug hierauf weit über Großparzer's Drama: „Ein treuer Diener seines Herrn“ hinaus. Zwei feindselige Kämpfer befechten sich aus grimmigster; dem einen, Sijoi, einem Intriganten, gelingt es, den anderen, Michigane, zu verdrängen, daß er in die Verbannung weichen muß; doch Sijoi will auch alle Nachkommen seines Feindes verderben. Da nimmt sich ein Ballad des einen Sohnes Schui an und gibt ihm für seinen eigenen Sohn aus. Er zieht sich in ein entlegenes Dorf zurück, wo er eine Privat-akademie für Dorfkiner gründet. Ein Schilling Michigane's, Matsuo, wor in die Dienste des Gegners getreten, im Herzen aber hielt er Michigane ergeben und als der Aufenthalt von dessen Sohn Schui entsetzt worden war und der torennische Sijoi verlangt, daß Matsuo ihm den Kopf des Knaben bringe, so opferte er seinen eigenen Sohn, den er für den Sohn des Michigane ausgab. Dies wird in einer Reihe von Szenen vorgeführt, die in durchaus spannender Weise sich zum Höhepunkte der Handlung steigern. In dem zweiten Stück, „Kagao“, einem romantischen Schauspiel, bildet den Mittelpunkt eine Verwicklung, die Ähnlichkeit hat mit der Erfindung von Ludwig Fuldas „Maskerade“. Hier gibt der Regierungsbefehl sein Viehgen hin, um eine vornehme junge Dame zu heiraten — und da findet er in dieser zur höchsten Überraschung die verlassene Geliebte wieder. Umgehört gehen die Dinge in dem japanischen Drama vor sich. Vier ist der Geliebte inzwischen adoptiert worden und führt einen anderen Namen. So kommt er an den Hof, wo der Vater der schönen Kagao als Ballad des dortigen Fürsten verweilt, und dieser Fürst, dem der Ankömmling große Dienste leistet, verlangt, daß ihm dafür die Hand der schönen Tochter zugesperrt werde. Kagao aber entwirft, weil sie ihrer Liebe treu bleiben will, ohne Ahnung, daß der Fremde, dem sie sich nach dem Vaters Willen vermählen soll, ihr eigener Geliebter ist. Sie irrt durch die Hande, die ihnen aufzulösen, weint Tag und Nacht, bis sie erlindet. Am Schluß findet natürlich ein Wiedersehen statt und von ihrer Blindheit wird sie geheilt durch ein Zauber- mittel, welches allerdings wiederum einen bei den Japanern so beliebten Epierbot nötig macht, das das Blut eines Opfers als Ingredienz des Mittels erforderlich ist. Ein veraltetes Attentat: auf den Helden bildet eine theatrale Episode. So hat das japanische Theater auch seine Blinde, wie das dänische und deutsche „Kenes Tochter“. Auf die Wahrscheinlichkeit der Erfindungen kommt es in diesen Stücken weniger an als auf den Theatereffekt — ganz wie bei uns. Die treffliche Übersetzung von Florenz hat aus dem ersten Stück das epische Element ausgehoben, das diesen Dramen eigen ist, die Regitative, eine Art von Gorgelanz, der zum Gitarrepiel vorgetragen wird und an den griechischen Chor erinnert mag. In der Übersetzung des Schauspiels „Kagao“ sind diese Regitative indes beibehalten. R. v. G.

— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen von Ilse Frapan Munian. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. — Schon in ihren früheren Erzählungen hat Ilse Frapan eine energische Vinführung und eine Vorliebe für ein kräftiges Hamburger Volksthoriot bewiesen. Das bewirkt sie auch in der neuen Sammlung. Die von Heinrich Heine in so böswilligen Reisen gesierte Harmonia tritt zwar nirgends in aufreizlicher Weise hervor, doch es bedarf kaum der Andeutungen, um zu wissen, daß die Handlung in Hamburg, St. Pauli oder Blankenese spielt. Einige wenige Skizzen sind dröggiger Art, wie „Der süße Rosenkranz“ und „Weißer Vienenlaub“. Mehr interessieren indes die breiter ausgeführten Charakterbilder. Von dem ergötlichen Schüler „Lebende Folgen“, abgesehen ist es besonders Antel Johnny und Jan Holländer, deren Charakterzüge sich mit scharfen Umrisen vor uns abzeichnen; der erstere, der von der Familie sehnsüchtig erwartete Antel aus Amerika entpuppt sich allmählich als ein Sünder, dessen gute Eigenschaften durch seine Trunksucht gänzlich in Schatten gestellt werden, und der zuletzt nach einem wilden Tobuchtsanfall ein trauriges Ende nimmt. Nicht ohne Humor sind viele Familienjzen geschildert, in denen der gute Antel bald eine gemüthvolle, bald eine aufregende Rolle spielt. Eine noch originellere Erscheinung ist der alte Seebär, der Marthe von Holländer, der von seinem Arzt wegen seiner Glieder Schmerzen alle Sorgen aus sorgfältigste verpackt wird und dann des Abends mit Wasserleiseln in den Kahn flettet, um auf die Gntenjagd zu gehen. R. v. G.

— Oscar Lovertin, aus dem Tagebuche eines Jergens und andere Reisevovellen. Autorisierte Uebersetzung von François Mara. Inselverlag zu Leipzig. — Dieren Romanovellen des scheidenden Autors muß man nachsagen, daß sie das Bestim jenes Zeitalters, zu dem wir auch die sprachlichen Eigenheiten und manche Jüge des Seelenlebens rechnen möchten, aus treuester wiedergeben: es ist gleichsam das edle Kopierwerk, welches das ganze Buch durchweht. Das ist der Hauptvorzug der Romanovellen; einzelne Erzählungen selbst gehen kaum über die Skizze hinaus. „König Gustav in Lucia“ entläßt die Leser, es handelt sich darin um Liebesabenteuer der Polleute; der Charakterzug des Königs ist nur ein Medaillon, das in diesen Jricz eingefügt ist. „Der Hofnarr“ behandelt den edeln Bettelstz zweier Freunde, die sich gegenseitig bei Hofe auszukünnen suchen, ein Betreier, der an die Reben-überheftigkeit von Kalb und Bod in Schillers „Kabale und Liebe“ erinnert. Eine Liebesgeschichte, die nicht in Hoffreisen spielt, ist der Inhalt des „Bürgerlichen Kofels“. Interessant sind die Emigranten in Koblenz, weniger als Novelle, mehr als kulturhistorische Skizze. „Kolomgor“ ist ein Kulturbild aus dem Judentum. Die Mehrzahl dieser Erzählungen spielt in Schweden. Man wird sie alle mit Interesse lesen. Lovertin ist jedenfalls ein gestreifter Schriftsteller und über die bloße Tabulierenmalerei von Romanobildern trägt uns sein Geist oft mit gemilem Flug hinweg. R. v. G.

— Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittentoman von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen übersezt von P. Manfred. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Das Vorbild der Mathilde Serao, der hervorragenden italienischen Romanischriftstellerin, ist ohne Frage Emilio Zola; wie dieser in seinem Roman „L'argent“ die Börse zum Mittelpunkt gemacht hat, um den sich seine handelnden und leidenden Personen gruppieren, so wird in dem Roman der Serao das Lotto-spiel mit seinen verderblichen, verderbenden Wirkungen geschildert und alle Charaktere und Zustände hängen mit ihm zusammen. Diefes Lotto erscheint als ein nationales Unglück und der Zusammenbruch zahlreicher Kritenzen durch dieses Spiel und den damit verknüpften Aberglauben verbreitet über das Ganze eine pessimistische Beleuchtung, in deren düsteren Grundton kein einziger Lichtblick fällt. Da sehen wir den Marchese Gaualenti, der sein ganzes Vermögen verpielt hat und seine Tochter Maria Bianca, die bisweilen sonnambule Anwandlungen und Visionen hat, zwingen will, ihm in der Synopse die Gewinnnummern zu offenbaren. Das ganze Mädchen geht zugrunde an ihrer Liebe zu dem Arzt Amati, der von Vater und Aberglauben und Aberglauben und Aberglauben abweist; wir sehen den liebenswürdigen Randtor Frangola, der ein großes Glück gerbt, ebenfalls durch das Lottopiel ruiniert; wir sehen da Frauen und Mädchen aus dem Volke, die anständigen und leistungsfähigen, in den Taumel dieser Spiel-leidenschaft verwickelt; daneben eine Zahl frugwürdiger Kritenzen, verkommener Gelernter, unheimlicher Gelehrter, die das Spiel

beherrschen wollen und die Leute betrogen. Da spukt auch der Geist Casigliostro; daneben finden sich hartzerzige Wucherer im großen Stile und Frauen, die ihre kleinen Buchergeschäfte machen, Wafragerinnen, kurz, das ganze paradiesische Gezücht, welches sich bei einer solchen Volkstrankheit, wie das Lotto, einstellt. Mathilde Serao schildert dies alles mit großer Unergründlichkeit und mit einer Vorliebe für das Hässliche, die an die neu-französischen Muster sehr gut erinnert. Ihre Schilderungen sind oft markig und drastisch, aber meistens sehr weisig, auch in Wiederholungen; das ermüdet, besonders dann, wenn es sich um pathologische Zustände handelt, wie bei der Erkrankung der armen Maria Bianca; auch die Auswüchse des unheimlichen Aberglaubens scheinen zu wenig ins Kraut, um für Fier, welche diesem ganzen Taumel fernsehen, genießbar zu bleiben. Die Detailmalerei verliert sich oft in ein Katalogisieren, bei dem alle Poesie, auch die realistische, aufhört. Alphonse Daubet schildert einmal eine Südruchtschwendung, indem er auf drei bis vier Seiten ein Verzeichnis der dort freigebotenen Früchte giebt. So wird auch Mathilde Serao nicht müde, und die partienepischen Sühigkeiten zu registrieren. Da erfahren wir, wie die Slogiatelle eine fests bediente Komitorenart ist. „Der Vater Cesare Frangola waren neben den Slogiatellen auch alle anderen Konfessionsspezialitäten eingeführt worden, wie sie in Neapel in den verschiedenen Jhrzeiten des Jahres verzehrt werden: in der Weihnachtszeit die Mandelbrote und Königsbrote, im Karneval die Muturmi, in der Fastenzeit das Fastenbiskuit, zu Otern das Muffaccio und die Pastiera, am Akerfesttag das aus Mandeln und Kanthjuder bereite »Totenbein«, am Martinstag der »Lorone«, dazu noch viele andere, die Craccante, die Struffalo, der »Solanellio.« Und so mit Grazie in infinitum! Viele Schilderungen aus dem Volksleben sind dagegen sehr lebendig, besonders die farbenreiche des Karnevals, die der Profession, welche die Reliquien des rounbertätigen San Genaro aus dem Dom in die Kirche Santa Chiara bringt, oder die des »Dichiaramento«, eines neapolitanischen Waffensbolls, wo zwei Parteien sich schlagen und aufeinander schießen. R. v. G.

— Alte Geschichten von Rudolf Lindau. Berlin, Verlag von Egon Pfeißel & Co. — Rudolf Lindau ist ein beliebter Erzähler; seine Darstellungsweise hat etwas Frischblühendes, es sich um Seelengemüthe handelt, etwas Fröhliches, wenn seine Ruhe auf Reisen geht und uns in ferne Jonen führt; er schildert da Band und Leute aus eigener Anschauung; denn er hat sich jahrelang in Oslan aufgehalten; er ist in Kalifornien gewesen; in letzter Zeit hat er in Konstantinopel das türkische Leben und die muslimännischen Sitten studiert. Das kaufmännische Wesen, das Seereisen kennt er aus eigener Erfahrung, er hat als Augenzeuge zwei Jhrzüge mitgemacht, 1861 den soshin-jinesischen im Generalhabe des Generals Genier, 1870 und 1871 den deutsch-französischen; er ist also nicht bloß ein zielgenauer, sondern auch ein zielgenauer Autor und seine Wutle hat einen internationalen Zug. So ist sie auch überall heimisch, wie diese „Alten Geschichten“ wieder beweisen, die uns teils in das muslimännische Oslan, teils nach Schanghai und in das von Takunen heimgefuhrte japanische Meer, teils nach Kalifornien und Louisiana führen. Doch die Behandlung des landschaftlichen und ethnographischen Hintergrunds ist immer eine distrete, nirgends tritt sie aufdringlich oder gar als Selbstzweck hervor. Die bedeutendste dieser Erzählungen ist „Jans der Träumer“; sie enthält das vortrefflich gezeichnete Charakterbild eines rechtshaffenen Mannes, der durch seine fortwährenden Strupel und Bedenken das Glück und die Liebe verfehrt, die ihm ein struppeliger Freund fortbringt. Die Handlung springt von den Champ-Glühos in Paris zu der Stolzüberhebung von Brighton-Bar in Kalifornien über. Drei Stimmungsbilder enthalten die Erzählungen „Das Wiedersehen“ und „Der Abend“, älteste Marinebilder der „Kapitän der Santa Junta“, eine prächtig gezeichnete Figur, die an die alten Jhibitiker erinnern mag. „Nubi“ ist eine türkische Anekdote, „Nellu Delanc“ eine Skizze aus dem Bereich der verlorenen weiblichen Kritenzen, die „Geschichte des Regentürken Mulo Rosano“ ein Auschnitt aus einem amerikanischen Roman, trüb, fast sensationell, mehr als dies sonst in Rudolf Lindaus Art liegt. R. v. G.

— Karlberg, E. Frühlicht und Dämmerung. Kultur und Weinschichtbilder aus Thüringens vergangenem Jagen. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Kl. 8°. 272 Seiten. Mühlhausen i. Thür., Verlag der Pöschels Buchhandlung. Preis: brod. 2 M., eleg. gebd. 3 M. — Im Morgenlag zu

den früheren zwei Auflagen (1878, 1891) zeigen diese nunmehr in 3. Auflage vorliegenden hübschen und sinnigen Kultur- und Weihnachtbilder aus Thüringens vergangenen Tagen eine mehrfach neubearbeitete und geänderte Form. Mit obigem Büchlein veröffentlicht der Verfasser E. Karlsberg (unter diesem Pseudonym vertritt sich der Capitul Karl Kusfeld in Mühlhausen in Thüringen, ein naher Verwandter des Königl. Archidirektors Dr. Kusfeld in Magdeburg und der in der Geschichtswissenschaft durch verschiedene merkwürdigen Arbeiten bekannte Frau Luise Gerling aus) Kusfeld in Magdeburg und der in der Geschichtswissenschaft durch verschiedene merkwürdigen Arbeiten bekannten Frau Luise Gerling aus Kusfeld in Schneepental bei Waltershausen) die Erstlinge seiner Muse, die — wie der Verfasser beides im Vorwort angibt — weder von den Hallen einer Hochschule, noch von den Cautelen eines Archivs kommen. So recht dem deutschen Volksempfinden sind diese Weihnachtbilder angepaßt. Sie versetzen uns in jene alten Zeiten, in denen dem Volk der Thüringer noch nicht das Licht des Evangeliums leuchtete und wo dies noch seine heimischen Jul- oder Sonnenwendfeiern festlich beging, bis herauf zu jenen Tagen, die ihre Belehrung zum Christentum herbeiführten. Den wirklich ausregend gefärbten Erzählungen legt der Verfasser zwar historisirende, aus den thüringischen Chroniken geschöpfte Begebenheiten zugrunde, läßt aber im übrigen seine Phantasie frei scheitern und walten. Die erste Erzählung (Hilmar und Basla oder der Julzeit im Hermannsland) spielt zur Zeit Hermanns des Cheruskers und der Schlacht im Teutoburger Walde; die zweite (Auf der Höhe von Solana) verlegt uns in die Zeiten der gräßlichen Christenverfolgungen, des Vordringens der Woggen und Hunnen, sowie der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden (451), der dritten endlich liegt die Zeit ihres Zitelbens, des Aufstiehs der Deutschen\*, Bonifatius zugrunde, die Karlsberg als Oberdenkmal zur Wiederkehr des 1150. Todestages (5. Juni 1905) aufgelegt wissen will. Hierzu sei die kurze Bemerkung gestattet, daß die Angabe des Jahres 1904 richtiger gewesen wäre. Denn durch Prof. Dr. M. Langs lehrreichen, aufschlußreichen Aufsatz „Das Todesjahr des Bonifatius“ (vergl. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 1903. 27. Band. Seite 223—250) ist jetzt überzeugend nachgewiesen, daß Bonifatius bereits am 5. Juni 754 (nicht 755) den Märtyrertod erlitten hat. Dieses kleine Versehen ist aber um so mehr zu entschuldigen, da Karlsberg's Erzählungen, denen eine weite Verbreitung wirklich zu gönnen ist, eben als frei erfundene Kinder seiner Muse, und nicht als geschichtlich wahrheitsgetreue Schilderungen aus Thüringens großer Vorgeit angesehen werden müssen. K. v. K.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fredor von Zobeltitz. Ächter Jahrgang. 1904/1905. Zweiter Band. Weisfeld und Leipzig, Wehagen und Klasing (1905). VII, IV und 240 S.; 4<sup>te</sup>. Mit 62 Texten, „Beiblatt“. Preis: im Abonnement 18 M. — Nur Abschnitte der Uebersicht kann laugen, daß sich noch langer Dürre die planvoll vorgehende Bücherliebhaberei auch bei uns in andauerndem Aufwärtsschreiten befindet. Ein gut Teil des Verdienstes daran darf sich die durch Fredor v. Zobeltitz mit unangbar großem Geschick geleitete Zeitschrift zusprechen, von der ich nun schon den 16. Band anzeigen das Vergnügen habe. Die mit Sorgen und Krankheiten aller Art verbundene Arbeit hat sie glücklich überwunden; ein immer wachsender Kreis von Freunden hat sich dem getreuen Stamme der ersten Abonnenten angegliedert. Gerade hier in Leipzig, wo sich eine außerordentlich rege Kritik der großen deutschen Gesellschaft der Bibliophilen seit länger denn Jahresfrist aufgetan hat und eines vielerortsredenden, frischen Lebens erfreut, werden die blaugelbten Hefen jederzeit mit Spannung erwartet, gelesen und besprochen. Am Interessantem haben sie in ihrer betanmen Vielseitigkeit wieder sehr viel gebracht; die verschiedensten Reigungen finden in ihnen Entgegenkommen und Beachtung. Das man auf seine alten Tage noch nicht aufgelenkt hat, beweis mir u. a. der geradezu glänzende illustrierte Aufsatz Stephan Aekules von Stradonitz über Super-Exlibris (Außen-Bibliobehelgen), einen Zweig der Bibliophilie, dessen systematische Behandlung mir tatsächlich etwas Neues bot. Auch allgemeineres Interesse dürfte vielleicht Beiträge rechnen wie der von Ludw. Geiger über Max Waldau oder Alex. Mozkowskij's famose Naturgeschichte der Lustigen Blätter. Kulturgeschichtliche Hüge trägt die Darstellung von R. Forrer (über „Antike Bucheinbände von Äthiopien“), kunsthistorische die von

Emil Sigas (über „Venetianische Buchillustration in Holzschnitt vor 1500“; mit 145 Abbildungen) und die von Wihl. Riemeyer (über „Joh. Sattlers Ribelenze“). Einen recht beachtenswerten Beleg für die Literaturforscherei, ja Wihl. Riemeyer's Nachdruck in vergangenen Jahrhunderten liefert W. L. Schreiber's Aufsatz über die alten Kräuterbücher. Daneben Abhandlungen mehr buchtechnischen Charakters von Ludw. Frankel, E. Große (eine bewegliche Warnung vor der Gallophilie unserer Druckpapiere), Hugo Paun, W. Wöhrle, M. Zigarra-Samoras, Walter von Zur Helle u. a. Kurz; auf Schrift und Tritt stoßen wir von neuem auf ebenso anziehende wie belehrende Arbeiten zur verständigen und liebevollen Pflege des Buchs, zur Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnisse über das Buchwesen. Ht.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber Dr. Josef Ettlinger. Berlin, Verlag von Egon Fleischer & Co. Vierteljahrspreis 4 M. — Das erste Heft des literarischen Echo's als eine besonders seltene Schillernummer haben wir schon früher gelobend besprochen. In Anknüpfung an die Schillerfeier eröffnet der Herausgeber im ersten Hefen die Frage: Brauchen wir Dichterpriese? um sie im allgemeinen zu verneinen. Dichterpriese an sich seien zwar nicht zu verwerfen, aber falsch gleich in jedem Falle der Zwang, einen Preis zu einem bestimmten periodisch wiederkehrenden Termin zu erteilen. Auch dürfe der Preis nicht von einem einzelnen Werke abhängig gemacht werden. Man solle lieber einen Fonds für Dichter-Übengaben sammeln, um daraus Dichtern in Anerkennung ihres Geselmschaftens Preise zu stiften. Dr. Ettlinger meint dann, daß die Deutsche Schiller-Stiftung das geeignete Organ sei, sich nach dieser Richtung hin zu betätigen. Hier wäre der Begriff der „Hilfsbetätigtigkeit“ über das rein Wirtschaftliche hinaus zu erweitern, um überhaupt Dichter in den Zeiten seillicher Verjagtheit oder materieller Verdrängnis durch einen Sonnenstrahl öffentlicher Anerkennung zu fördern. Staat und Behörden, Parlamente und Fürsten aber möge man bei solchen Gelegenheiten aus dem Spiel lassen. Eine Anmerkung bringt dann die Mitteilung, daß die Schiller-Stiftung in der Tat bereits von sich aus im Sinne dieser Anregung vorgegangen ist und vier Dichter (Johle Kurz, Gustav Kugel, Ferdinand v. Saar und Carl Söhle) mit Übengaben ausgezeichnet habe. In dem folgenden Heft nimmt dann der Generalsekretär der Schillerstiftung Dr. Hans Hoffmann in Weimar das Wort, um in Anknüpfung an die Ettlinger'schen Gedanken ausführlicher das Thema zu behandeln: „Was ist, kann, soll die deutsche Schiller-Stiftung?“ und zur Unterstüzung der Stiftung anzuregen. Aus dem zweiten Hefen ist auf „Drei Randglossen“ von Carl Pittler hingewiesen, in denen dieser manche seine treffende Bemerkung über Realstil, Idealstil und über das Kriterium der epischen Veranlagung macht, wobei er den Epiker in scharfen Gegensatz zum Romanerzähler stellt und mit dem Satz schließt: „Der Romanerzähler ist kein Epiker, sondern das Gegenteil davon.“ Aus dem ersten Hefen ist schließlich noch auf zwei Erörterungen aus der literarischen Praxis hingewiesen, die erste befaßt sich mit dem vielerörterten Thema von den „meißelgelesenen Büchern“ und verteidigt unseres Erachtens mit vollem Recht gegen einen Angriff die vom literarischen Echo beobachtete Methode zur Ermittlung der meißelgelesenen Bücher. Dieser Methode hatten bisher manche Mängel an, sie bleibt aber trotzdem die beste, die gewiß zu diesem Zwecke angewendet worden ist. Die zweite Erörterung bezieht sich auf den Streit zwischen Kritik und Bühnenkünstler und geistigt die Tatsache, daß, nachdem die alte viergliederige Form der „Kritikerbesuche“, bei der der Künstler den Kritiker aufsuchte, so gut wie abgefallen ist, sich jetzt eine neue Art von „Kritikerbesuchen“ einzubürgern beginnt, nämlich die des Regensenten bei dem Künstler, um dann den Lesern in breiten Zeilen voll des lächerlichsten Personenverlustes zu erzählen, wie es in dem Boulevard der Frau oder des Fräulein's Soumblo aufsehe, oder daß man mit dem berühmten Nimen X. in dessen Heim habe einen Sherry-Brandy trunken dürfen. Mit Recht bemerkt dazu das literarische Echo: „Wenn es Zeitungen gibt, die ihren Lesern Interesse an solchen Auswüchsen zutrauen, so ist dagegen nicht zu sagen. Bringen mögen sie beilei immerhin; nur sollten sie aus Standesinteresse Ceuten, die solche Schmodliebhaber betreiben, nicht gestatten, daß sie gleichzeitig ein Kritikeramt ausüben. . . Wenn es eine Verletzung der Theaterkritik gibt — hier ist sie.“ W. B.



Ersteinst

Donnerstag, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Preussische der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 77.

Sonabend, den 1. Juli, abends.

1905.

## Streifzüge in Südchile und Argentinien diesseits und jenseits der Cordillere.

Von Th. Vintke.

Wertwärdig ist die geringe Reisefolge aller romanischen Völker; es ist, als ob sie für gewisse Naturerscheinungen keinen Sinn hätten; so wie den alten Römern niemals das Verhältniß für die Alpenwelt aufgegangen ist, wie sie nur liebliche, anmutige Gegenden zu schauen wußten, so ist es zum Teil noch heute bei ihnen mit anderen Stämmen vermischt Epigonat. Auch die Chilenen verraten wenig Interesse für die Fertigkeit ihrer Cordillere, für die Schönheit des Südens ihres Landes, ja man sagt, daß Beante, die nach den Südprovinzen verlegt werden, dies als Verbannung empfinden. Vielleicht ist es dem Volkstum-Chilenen auch roderwärtig, zu sehen, daß im Süden die Küstländer, zumal die Deutschen, Handel, Industrie und Landbesitz fast völlig in ihre Hände gebracht haben infolge ihrer Tüchtigkeit, ihres Fleißes, ihrer Lastrakt, Zugenden, die einem großen Teile des chilenischen Volkes abgehen. So können verhältnismäßig nur wenige Leute aus dem Norden den entzückend gelegenen Pafes- und Baboro Corral, die hübschen, an einem ausgedehnten Flußsystem gelegene Stadt Baldivia, in der ungefähr 3500 Deutsche neben 8-9000 Chilenen wohnen. Aber auch die Deutschen, denen doch die Wanderlust im Blute liegt, unternehmen selten eine Reise nach dem weiteren Süden oder nach der Cordillere. Bei weitem die Mehrzahl der in Baldivia Anknüpfungen hat keine Ahnung, wie es im Innern aussieht. Nicht einmal die Nachbarstädte La Union, die Ornos sind ihnen bekannt, geschweige denn der mächtige Manquique-See, die Pässe über die Anden und die Argentinische Pampa.

Auf denn zunächst nach unserer Nachbarcolonie La Union! Wir wählen diesmal den alten Weg über Jota und Los Ulmos, den vor Eröffnung der Eisenbahn (104 km) alle benutzen mußten, die ihre Geschäfte ins Innere zogen. Am dem Plage Pedroso de Baldivia liegt ein kleiner Dampfer, der uns den Mitt über den Knüppelmann bis San Domingo erpart; auf ihn verladen wir unsere Pferde und uns selbst. Freilich mein Wallach war mit dieser Verladung wenig einverstanden, ihm schien es ein ungehörig Anknüpfen, daß er vom sicheren Land den Sprung auf den schwankenden Boden des Schiffs machen sollte; der Rot gefordert, nicht dem eigenen Triebe tat er ihn endlich. Nachdem auch an drei, vier Stellen unsere Verladung verwickelt war, fuhr der Dampfer den Baldivia-Strom abwärts, doch dann in den Angachilla-Fluß, endlich in den immer schmaler werdenden Jota-Fluß ein; anfangs liegen zur Rechten und zur Linken große weidliche Gebirge, dann sehen wir von Zeit zu Zeit noch ein schmuddes Landgut, später nur noch einzelne elende Hütten des Eingeborenen, inmitten des jungen Urwalds gelegen, von dem sie nur so viel abgeholzt, als sie zur Feuerung und zur Anlage eines Kartoffelfeldes brauchten. Nach 3 Stunden fuhr verlassen wir in Chamal, einem deutschen Wäldchen, das Schiff, besetzen die Pferde und bald im flotten Galopp, bald im vorrückigen Schritt, je nach dem Zustande des Weges, reiten wir zwischen Bergen und Wäldern dem langgestreckten Los Ulmos zu. In kurzen Zwischenräumen folgt ein deutsches Bauerngut nach dem andern; alle bilden Zeugnisse von dem Wohlstande, den ihre Besitzer durch mühselige Arbeit in Jahrzehnten erworben haben. Wanderer der ersten Anseher gab das Ringen auf, zu beschwerlich war es und zu wenig lohnend schien es, den geringen Ertrag einer Kartoffelreife 6 Stunden weit auf Wegen, die den Namen eines Wegs nicht verdienen, nach Baldivia zum Verkauf zu bringen. Die aber, welche ausbarren, besitzen jetzt große Viehherden und liefern aus ihren Wäldern im großen Maße die leider jetzt schlecht gehenden Berbereien.

Am Fuße des Burjelberges, im letzten Gehöft, im Hause eines Deutschen von altem Schrot und Korn finden wir gütliche Aufnahme, zu unserer Führung liegt die Anknüpfung, nach Südosten und Nordosten haben wir einen herrlichen Ausblick über ein maliges Hügelland und bei Sonnenuntergang erlangt weit in der Ferne die Kette der Anden, der Höhe, schneebedeckte Gipfel des Vulkan Villarica (über 3000 m) ragt über sie hinaus. Noch begaunender fast war dieser selbe Blick am folgenden Morgen von der Höhe des Burjelberges, als die würdliche Himmelstönigin, die Sonne, allmählich die Nebel vertrieb und alles aufleuchtete unter ihren Strahlen. Bergauf, bergab, immer im Wald, meist in tiefer Stille, die nur zuweilen von dem häßlichen Lärmen der entgegenkommenden Eselkarren unterbrochen wurde, ging es denn dem Tagesziele entgegen; nach 3 Stunden halten wir auf einer Höhe, der Fort ist glücklich, die weite vor uns sich ausbreitende Ebene ist fruchtbares Aderland, immer häufiger werden die Höfe, in naher Ferne liegt das schmucke Städtchen La Union, in weiter Ferne das größte Orno. Ersteres veranlaßt seine Erfindung den deutschen Ansiedlern; ehe sie kamen, bestand es nur aus wenigen Hütten, heute zählt es wohl mehr als 3000 Einwohner, darunter 400 Deutsche; eine Menge ziemlich großer Geschäfte vermitteln den Handel mit den Landbewohnern; eine stattliche deutsche Schule mit 3 Lehrern und 80 Schülern sorgt für den Unterricht und die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und dient der Erhaltung deutschen Geistes, deutscher Gesinnung; bald wird auch eine deutsche evangelische Kirche hier sich erheben, die hübsch angelegte Plazaziert ein Springbrunnen und eine Musikhalle, von der an bestimmten Tagen bald ein deutscher bald ein chilenischer Musikverein seine flotten Weisen ertönen läßt. So schließt das ganze Städtchen ein, es macht mit seinen lauberen Straßen und schmucken Häusern einen vorzüglichen Eindruck und gut läßt es sich dort wohnen.

Bei günstigem, klarem Wetter ist es dringend zu raten, die Höhe zwischen La Union und Rio Bueno zu besetzen, von der aus sich die ganze Kette der Cordillere vom Villarica bis zum Vulkan Orno und dem Monte Cauti prächtig präsentiert. Wenn wäre ich nun von hier aus weiter geritten nach Orno. Antliche Pflichten riefen mich jedoch nach Baldivia zurück und so konnte ich erst einige Tage später die Weiterreise antreten. Dies gibt mir Gelegenheit, auch die Eisenbahnfahrt mit wenigen Worten zu schildern. Heute ist diese bereits viel angenehmer und kürzer geworden, vor einem Vierteljahre brauchten wir zur Zurücklegung der 150 km bis Orno mit dem gemischten Zuge, den wir heute benutzen müssen, 9 1/2 Stunden. Neben Kilometer hinter Baldivia muß der Zug mit äußerster Vorsicht fahren; denn häufig erfolgt dort ein Bergsturz; bis Antilhue fließt zur Linken der breite schiffbare Calle-Gale; Antilhue selbst wird in wenig Jahren zu einem größeren Orte heranwachsen, da hier die Bahn vom Norden, von Santiago einmündet; der Brückenbau über den existierenden, tiefen Calle-Gale macht unendliche Schwierigkeiten; alle Stationen bis La Union besetzen nur aus wenigen Häusern, das Land bedarf noch sehr des weiteren Anbaues; an einzelnen, besonders in Paillaco mit seinen Polytechnischen Fabriken, sehen wir größere Trupps von Chilenen, aus Zinbanern, mit ihren Riesenporen, zuweilen am nackten Fuß, ihren ungeschlachten Polainas (Gamaschen) und malerischen Ponchos (Überwürten); zwischen Quellsee und Rinnen pflanzten wir einen wegen häufiger Bergflüsse künstlich verlängerten Tunnel, später eine noch im Bau begriffene Brücke. Unter La Union liegt der Pafes Trumay am Rio Bueno; die Schiffe nehmen

hier meist Weizen und Mehl nach dem Norden, müssen aber oft viele Tage liegen bleiben, ohne ein- oder auslaufen zu können wegen der hier befindlichen Barra (mandelbrennender Sandbank). Endlich ist Corno erreicht; eine ziemlich breite Straße der Zug mitten durch die weitläufig gebaute Stadt (6000 Einwohner, darunter wohl 1000 Deutsche). Auf einer Höhe thronet die Infanteriecaserne, ein langes, schönes Gebäude, an der schönen Plaza liegen einige stattliche Privathäuser, die römisch-katholische Kirche mit ihrem hohen Turm, die deutsch-evangelische Kapelle, die deutsche Schule (9 Lehrer, 244 Schüler) und Turnhalle, in einer Seitenstraße befindet sich das große deutsche Vereinsbau mit seinem viergesährten Saale. Hier, in der Bejenkammer Südchiles, gibt es neben den vielen deutschen Großgrundbesitzern auch noch recht wohlhabende chilenische Familien; leider saß hier ein schmerzlicher Trud auf den Gehäufnissen durch den Rückgang der Getreidepreise und den Stillstand der Brennereien; der schlechte Geschäftsgang dieser beiden Industrien beeinflusst das ganze gesellschaftliche Leben höchst ungünstig. Alle Welt erwartet vernünftiger Gesehe (Erhebung eines Aufsehensfußs auf Rohhäute, Abänderung des Alkoholgesetzes). Ob sie kommen werden?

„Das wird heute ein böser Ritt“, das war unter erster Gedanke am nächsten Morgen, als der Regen munter auf das Weidfeldbach schlug; doch als wir in der neunten Stunde sattelten, brannte die Sonne, so daß unsere Pferde, die außer uns noch viel Gepäck zu tragen hatten, nach kurzem Ritt gedörrt schwißten. Die erste Hälfte des Weges führte durch touristiertes Terrain, wie untre alte „deutsche“ Feldbienenordnung sagt, heute hat sie sich gebessert: durch bedecktes Gelände, hügelige Feldflähen, zum Teil noch mit kleineren Waldbeständen. In Cancura verschmähen wir, im Hotel der, wie man sagt, recht launenhaften Engländerin abzuhängen, setzen vielmehr trotz deren ertauenten, dorwärtsoffenen Blicken auf einer merkwürdig guten Fährte über den Baragua und rasteten auf dessen tiefem Ufer. Die Pferde fanden gute Weide. Um ihre Fütterung braucht man sich hier wenig Sorge zu machen. Man säumt sie ab und läßt sie selbst für sich sorgen; ohne Mühe lassen sie sich dann, im Noctalle mit dem Caffo, wieder einhängen. Die letzte Hälfte des Wegs ist eine steinige, fast schnurgerade Waldstraße. Nach etwa 2 Stunden kamen wir an ein tiefes, süßbuckelrötliches Thal, eine „holze“ Brücke verband die beiden Ufer; passierbar freilich ist sie schon seit Jahren nicht mehr; die Regierung hat sie ruhig verfallen lassen und der an ihrem Ende wohnende Müller hat den Rügen davon, sein Geschäft herrt den Flußübergang, so muß denn jeder Reisende an ihn seine Schuld entrichten. Bald flankieren nun ausschließlich deutsche Bauernhöfe die Straße; in einem derselben finden wir achtsache Aufnahme; nach einer Stunde halten wir auf einer Anhöhe, zu unseren Füßen das reizend gelegene Puerto Crist mit seiner schmucken katholischen Pfarrkirche, vor uns den großen 84000 Hektar bedeckenden Manauque-See. Nachdem ich hier am nächsten Morgen Gottesdienst gehalten, ritten wir auf teilweise sehr schlechten Wegen bergauf, bergab, immer den See und den mächtigen Regal des Vulkan Corno zur Linken nach Punta de los Bajos, wo mein lieber Rittbruder aus Victoria predigte; von hier eilten wir in frühlicher Stimmung dem gallschischen Pfarrhause von Frutillar zu, die letzte Strecke am Seeufer, im ersten See selbst reitend. Frutillar mit seiner schönen Regierungsschule, an der seit Jahren ein deutscher Lehrer und eine chilenische Lehrerin wirkten, siegt kalomonförmig am See und ist neben Puerto Baras die größte Kolonie des Landes. Hier gab es im Pfarrhause am nächsten Morgen ein interessantes Bild: wohl über 60 Pferde säßten ihn, deren Reiter und Reiterinnen, lauter kraftstrotzende deutsche Gestalten, zur Kirche erschienen waren. Der Nachmittag führte uns auf die Schwabenburg. Der liebe Herr stellte sich darunter aber nicht etwa ein Schloß vor; sie ist vielmehr die Befestigung des eben erwähnten Lehrers, eines biederen Schwaben, der sie mit Zinnen und Türmen eigenhändig geschmückt hat und es samt seiner lieben Frau verstant, und den Kuchentafel traut und gemüthlich zu machen.

Tags darauf lief ein solcher deutscher Dampfer in Frutillar ein. Sofort entschloß ich mich, auf ihm die Reise nach Puerto Baras anzutreten, fast hoffend, daß ich noch vor meinen Freunden, die zeitlich wollten, dort eintreffen werde. Doch ach, der gute Colonia brachte bei seiner Kodesfahrt fast 10 Stunden; denn mo eine Fährte am Ufer weht, da muß er sein Boot auslaufen und Ladung oder Passagiere aufnehmen, sei es auch, daß die erkere in einem einzigen Butterfaß behält. Das tat es. Ich lernte auf diese Weise all die schönen Buchten des Manauque kennen

und unterhielt mich trefflich mit dem Kapitän, der mir erzählte, wie dieser Binnensee oft schweren Stürmen ausgeheilt ist und dem Schiffer ernste Gefahren bringt. Puerto Baras, am Südbende des Sees, ist dort seiner herrlichen Lage im Angesicht der Korbillere ein ziemlich gut besuchter Babetort, es vermittelt den Handel zwischen den zahlreichen ausschließlich deutschen Kolonien mit Puerto Montt, es zerfällt in zwei streng getrennte Lager, ein evangelisches und katolisches. Die Katholiken besitzen hier eine prächtige zweitägige Kirche und ein Nonnenkloster. An ersterer vorüber führt der Weg in den nahen wildromantischen Zulefgrund, weiter nach Neubraunau und Totoral. Gern hätte ich auch diese beiden Stätten des Fleißes gesehen, doch in der Frühe des nächsten Tages lief unser Dampfer Manauque nach der Entenda aus, begann unsere Reise in die Korbillere. Es ist ein Verdienst der Firma Hube & Kögels, diese Tour an den Nahuelhuapi-See eröffnet und so bequem gehalten zu haben, daß jede Dame, jedes 10jährige Kind sie unternehmen kann. Während der 4 stündigen Dampfahrt hat man zur Rechten den 2000 m hohen wasserflutenden Galbuco, der vor 10 Jahren bei seinem letzten Ausbruch eine erhebliche Einbuße an seiner Höhe erlitten hat; an seinem Fuße wohnen nach wie vor deutsche Ansiedler; vor uns liegt der 2257 m hohe Corno, dessen letzter Ausbruch 1846 erfolgte. In der Entenda ankert der Dampfer 100 m vom Ufer. Die Pferde werden einfach ins Wasser geworfen und müssen wohl oder übel an Land schwimmen. Drei Stunden reiten wir dann über die Vaoelster des Corno nach Petrohue. Entzückt ist der Blick auf den dunkelgrünen Spiegel des inmitten hoher Waldberge ruhenden Sees Labos los Santos; zwei hohe, kleine Inseln erheben sich aus seinen Fluten; kein Laut unterbricht die Stille während der mehrstündigen Fahrt nach Peulla, einem kleinen, aber vorzüglich geleiteten Hotel. Hier ist ein Platz für ruhebedürftige Nerven, hier kann Leib und Geist sich erholen, zu Frühstück und Jagd, zu Bergtouren und Kahnfahrten ist reichlich Gelegenheit. Zeitig brachen wir am nächsten Tage auf. Die Landschaft gleicht einem großen Naturpark; auf guten Wegen, immer im erfrischenden Schatten der Laubbäume, die Pferde flott aus, bis wir auf der Abstraße den rittschönen Peulla überschreiten; bevor diese gebaut war, galt der Ritt durch denselben für lebensgefährlich; nur in den frühesten Morgenstunden war er möglich, ehe der Gletscher des Tronador seine volle Wassermenge ins Tal sinabandte.

Von der großen Niederlage des Hause Hube erblickten wir in nächster Nähe den Bergriesen Tronador (3400 m); aus seinem Inneren bringt von Zeit zu Zeit dumpfes Bröhen; sein Gletscher glüht in mächtigen Farben. Unter uns legt sich ein großer Trupp Maultiere in Bewegung, die schwere Barenfellen befördern. Bald folgt ihnen unsere Kanallade; ¼ Stunden dauert der Aufstieg nach der Passhöhe; 1784 hat ihn der Jesuitenpater Wendened eröffnet; unser Wirtreiter, Dr. Brinde, hat ihn vor 10 Jahren wieder entdeckt; an einigen Bäumen lauten er noch die Wegzeichen des Missionars, der von seinem deutlichen Erschlagen wurde; sie fürchteten, er werde spanischen Offizieren den Weg in ihre Jagdgründe weisen.

Oben auf dem Gipfel grüht und die jüngst errichtete Grenzmarke von Chile und Argentinien, ein rotes rotes Eisenstück auf Felsgrunde. Adios Chile, vada Argentina, mit diesen Rufe steigen wir hinab nach der schmalen, langen Laguna Fria, die Schneideler mit dem Könige vergleichen; im Boot legen wir über, noch manch bewundernden Blick auf den hier leicht erzielbare scheinenden Tronador jenseits, die Pferde bleiben zurück, munter fördern wir unsere Schritte und kommen sehr bald nach Puerto Blech am Westende des Nahuelhuapi-Sees, dessen Gestalt an den Bierwaldhütter erinnert, dessen westliche und südliche, gebirgige Ufer mit uraltum Wald bedeckt sind, während die östlichen fast und öde erscheinen. Mehrere große Inseln liegen in ihm; auf einer derselben, Puerto, 2400 ha, will ein junger Argentinier Girsche und wilde Kinder zu Jagdwäldern einbürgern, ein Bauwerk im Stile eines indianischen Ranchos errichten, das im Innern mit aller Pracht und allem Luxus eines Königspalastes ausgestattet werden soll. Unser heftigem Segang landen wir 5 Stunden nach der Einschiffung in San Carlos, am Südufer gelegen, früher ein weit angelegter, jetzt ein recht dürftiger Ort mit einem kleinen argentinischen Wapstehen unter dem Befehl eines Hauptmanns.

Bei unserer Ankunft entwickelt sich ein merkwürdiges Treiben der Indianer von dem Uebelsten Kaufhause, wo sie ihre Schafwolle

verlauft hatten und nun bereit waren, den Erlös in — Vier umzuzeigen. Auf ihren eigenartig gestalteten Pferden (Die Sattelung besteht aus einer Menge von Fellen und Ledern, so daß sie des Pferdes einer Panzerreiterin ähnelt, es nur der fußspitze Baum hinterer meist silberner Steigbügel hängt auf der linken Seite, der Reiter hält sich mit den Hinterfüßen auf dem Gaul) führten sie in ihrer Trunkenheit Reittüchlein aus, die von ihrer Saftlosigkeit Zeugnis ablegten. Der Aufenthalt in San Carlos gefaltete sich nach der Abrufe unserer bisherigen argentinischen Gefährten doppelt langweilig. Die Herren aus Buenos Aires besaßen am Nahuelhuapi einen Goldminen, die sie besichtigen wollten. Sie lassen die geselligen Stämme auf dem Umai und Rio Negro nach der Küste rufen. Später belehrte uns der Augenarzt, daß infolge der Stromschnellen ein großer Teil der Fische nie sein Ziel erreicht; großen Gewinn werden deshalb die Unternehmer kaum haben. Um so mehr bemüht ihnen ihre Aufmerksamkeitsstelle für Möbel usw. ein, die sie mit echt amerikanischer Schläue betreiben. Ein Beweis dafür! Wenn die Auftraggeber sich beschweren, so nimmt ein äußerst schweigsamer Beamter ihre Klagen wortlos in Empfang; ein anderer Angestellter besucht die Familien und bittet sie um eine Bescheinigung, daß sie von der Firma glänzend bedient worden seien; er wird abgemahnt; dies wiederholt er so lange, bis man sein Formular ausfüllt, nur um ihn los zu werden.

Mein lieber Begleiter und ich wären am liebsten gleich am nächsten Morgen weiter geritten, doch es fehlte dazu am Nötigsten, nämlich an den Pferden, die ich aus Mamuli Malal 320 km nordwärts ermarcte. Endlich am Abend des 2. Tages meldete sich der ersehnte major domo mit 6 Gaulen und in der Frühe des folgenden Sonntags trabten wir in die argentinische Pampa hinein; die ersten 2 Stunden reiten wir am Seeufer entlang, legen dann in einer Föhre über den aus dem Nahuelhuapi kommenden Umai, an dessen linkem Ufer wir nun 1½ Tag lang markieren; abgehen von einer englischen Schafzfarm und zwei oder drei Indianerschütten sehen wir keine menschliche Bewalung, keine Menschenfelle, keinen Bierflügel, der Weg ist oft an der heißen Vergelände recht schmal und ungemächlich. Wenn uns ein Unfall zuhüßte, geraten wir in Verlegenheit. Der nächste Arzt wohnt in San Martin, zwei Tagesreisen entfernt. Die Sonne brennt heiß vom wolkenlosen Himmel. Endlich gegen 10 Uhr morgens finden wir ein paar kümmerlichen Schatten bietende Bäume, wir zünden ein Feuer an, toben uns einen Kaffee und rasen drei Stunden. Von 2—6 Uhr legen wir unsern Ritt fort. Interessante Felsbildungen erfreuen das Auge. Bald glaubt man eine Burg, bald einen Dom, bald einen Kieken in den Felsgehäusen zu erkennen. Wir überschreiten den Trazul, einen Nebenfluß des Umai, und schlagen unser Nachtquartier in einem Gebüsch auf. Ein köstliches Bad vertreibt alle Müdigkeit des achtstündigen Rittes. Unser Pedro trägt fort für Speise und Trank, wir selber rüsten unser Nachtlager, den Sattel als Kopfkissen, die Ponchos als Decken benutzend. Ich liege in meinem Schlafhase so bequem wie in einem Bett; in der Ferne donnert ein Wasserfall; der Vollmond erleuchtet die sonst so friedlich-stille Landschaft. Früh ¼ 6 Uhr ziehen wir frisch weiter; bald müssen gefährliche Felspartien erklimmen werden; einmal verliert sich mein Pferd, ging rückwärts dem Abgrunde zu, endlich magt es einen Seitenprung, der uns wieder auf sicheren Weg brachte. Durch diesen Zwischenfall gewarnt feige ich an gleich gefährlichen Stellen ab.

In Chacabuco, einem winzigen Indianerort, verlassen wir den Umai mit seinen interessanten Ufern und nun beginnt der einseitige Weg durch die Pampa. Man hat sich hier unter derselben nicht eine fortgesetzte Ebene vorzustellen, denn sie besteht zunächst aus lauter 300—500 Fuß hohen Sandbügeln. Dazwischen dürrtes Gras wächst auf ihnen, kein Baum, kein Strauch ist zu sehen. Eine Wüste kann keinen trostloseren Anblick bieten. Stundenlang reiten wir bergauf und bergab. Einmal haben wir auf eine aus mehreren Hunderten bestehende Pferdeherde, kein Hirr ist zu sehen, sie sind ohne die Aufsicht. Als ich den Pedro frage, wo weit wir noch bis zum Nachtag haben, erfolgt die besorgende Antwort: noch 4 Leguas (= 20 km). Doch zum Glück hatte er übertrieben; wir verlieren eine Sammelniederung, auf der Schafe weiden, und kommen nach einer Stunde bereits nach Paleleuca, einem Wohnsitz zweier argentinischer Brüder, die hier Pferdezüge treiben. Wenn überlassen sie uns das Viertel eines Hammels, den Pedro am Spieß brät;

im dürftigen Schatten ihres Lehmhauses liegt, umringt von Schafen, Hühnern, Enten, flühen wir unsern Junger. Das Viehzeug hindert uns am Schlaf und so find wir froh, daß wir arbeiten können. Vor dem Abhiebe müssen wir mit unletzen Galtsbergen Räte, das Viehzeuggehirn der Argentinier, genießen, natürlich alle aus demselben Geträ, laugend an derselben fibernen Nöhre, mit der man diesen heissen Zeugaus aus dem Behälter schlürft. Abhören darf man nicht, wenn man nicht befeigen will. Schon längst hatten wir gehofft, Strauß oder Guanaco zu sehen, die nach den Berichten anderer maltenhaft die Pampa bevölkern sollen. Jetzt endlich haben wir — einen einzigen jungen Strauß, der mit großen Schritten vor uns das Weite suchte. Ein Guanaco besahnen wir überhaupt nicht zu Gesicht. Man sagte uns, daß dieses Wild nur rechts vom Umai häufig sei. Dafür freilich hatten wir das Vergnügen, weitere 3 Stunden auf Wästen zu reiten, bis wir am Rio Galafou unser Tagesziel erreichten. Unser Pedro besorgte aus einem entfernt liegenden Rancho ein Stück Hammel, wir sammelten das nötige Holz zu einem tüchtigen Lagerfeuer, und nachdem wir uns an Soße und Trank gelabt und unsere Frießenspieße geraucht, schliefen wir den nothwendigen Schlaf des Gerechten; erst dem Erwachen merkten wir, daß wir auf einem großen Ameisenhaufen geruht. Die fleißigen Tierchen schienen aber auch gefahren zu haben, denn sie hatten uns nicht im gr. Augenblicke befallen. Bald nach unserm Aufbruch treffen wir verendete Kälber, sie find der hier herrschenden Maul- und Klauenseuche erlegen. Danach geht es über Geröll steil bergan. Als ich den Höhenrand auf meinem übermüdeten Pferde geronnen merke ich, daß die Gefährten schon weit voraus sind; eine stundenlange Hochebene breitet sich aus, in weiter, weiter Ferne erglänzen die Anden, leuchtet der Sultan Umanin, in dessen Nähe unser nächstes Ziel liegt. Mit großer Mühe hole ich endlich die andern ein. Mein Gaul ist nahe am Zusammenbrechen. Ich lasse ein anderes Tier fatten, das erste vermag auch ohne Belastung nicht mehr mit uns Schritt zu halten. Nach einiger Zeit müssen wir es bei einem Indianer juradlassen. Zwei andere Pferde hatte der Knecht schon auf dem Ritt nach San Carlos verloren. Unsere kurze Mittagsrast fand unter heftigem Regen statt. Uns tröstete die Aussicht, in zwei bis drei Stunden am Ziele zu sein. Der Regen geht rasch vorüber. Wir reiten wieder eine wohl 1000 Stück zahlende Rinderherde, die man zusammengetrieben, um die tranken Tiere von den gefunden zu trennen. Es begegnet uns ein größerer Trupp Indianer mit Frauen und Kindern nebst sämtlichem Hausrath, die ihre Wohnsitz wechseln. Als wir nach einem beschwerlichen Abstieg den Rio Collocura erreicht beginnt die Gegend etwas fruchtbarer zu werden. Endlich komme ich an ein Gehöft. Meine beiden Gefährten sind voraus. Ich frage nach der Besingung des Don Constantino Engelmann und erfahre zu meinem Erstaunen, daß derselbe noch 15 Leguas weiter entfernt wohnt. Noch 75 km an diesem Tage juradzulegen war für Mann und Pferd unmöglich; so bleiben wir in Junin de los Andes, einem recht vermalten Städtchen von etwa 500 Einwohnern. Ein großer Teil seiner Häuser ist unbewohnt; uns nahmen Freunde der Familie Engelmanner gastlich auf; zu unserer freudigen Überraschung brachten sie echt deutsches Bier, aus Giberfeld von Sulst krauer, das in Flaschen über Buenos Aires eingeschifft und von der Bahnstation Requena 6 Tage auf Karren nach Junin transportiert wird. Unser alter Gafffreund Jurra hat mehrere Jahre seiner Kindheit unter Indianern als Geisel leben müssen.

Ja, vor 20, 30 Jahren waren diese Indianer-Kajüter noch gefürchtete Wesen! Die argentinische Regierung zahlte an sie, um Ruhe vor ihnen zu haben, Tribut und gab ihnen den Titel und Rang von Offizieren ihrer Armee. Noch heute lebt bei Junin solch alter Häuptling, der den Titel „Coronel“ (Oberst) führt. Anstatt seiner Pension hat man ihm großen Landbesitz geschenkt.

Am Morgen des vierten Tages nach unserm Auszug aus San Carlos ritten wir durch den Taltefel, der in dem Innern liegt, überdoanden eine ziemlich hohe Bergkette und freuten uns an der immer abwechselungsreicher werdenden Natur. Leider verfallte Rebel den vollen Anblick der Cordillere, in deren Vordergen wir uns befanden. Ungebüdig zahlten wir die Stunden bis zu unserer Ankunft in Mamuli Malal. Nicht daß wir so ermüdet gewesen wären, aber unsere Pferde, die 3. T. den siebenten Tag unterwegs waren und 640 km jurad-

gelegt hatten, bedürften dringend der Ruhe. Endlich, gegen Mittag, beschloßen wir tief in dem Tale das Haus Entelmaier. Bald ritten wir ein in den Hof, herzlich begrüßt von der Familie und Valentin's Bekanntschaft, die zur Feier des Geburtsstages des Hausherrn und zur Taufe seines Kindes und zweier Nichten erschienen waren. Das Haus war reichlich besetzt; denn der Oberst des dritten argentinischen Kavallerie-Regiments war mit zwei Offizieren und seiner ganzen Kapelle unangenehm als Gast erschienen, wozu sich noch eine Reihe anderer Freunde gesellte. Wir war es wohl eigenartig zumute, als ich einige Stunden später die Taufe im Kreisausgang vollzog, während die Offiziere in Paradeuniform und die Paten im Salonanzug den Taufstich umgaben. Doch der Oberst hat recht: „Die Kutte macht nicht den Mönch!“ Am Abend nach dem Festmahl ward ich die ungeschuldige Ursache, daß der Kapellmeister, ein Italiener, vom Leutnant ins Bett geschickt wurde. Ich hatte leichten gebeten, die argentinische Nationalhymne spielen zu lassen. Sofort gab er den Befehl, dem deutschen Kameraden zuzuhören, aber siehe da, die Kapelle hatte nur Noten zu Märschen und Tänzen, nicht zur Hymne. In seinem Zorn entfernte der Offizier den Schuldigen vom Feste. Übrigens machte das argentinische Militär einen sehr guten Eindruck, es scheint gute Disziplin in ihm zu herrschen. Die Offiziere waren äußerst liebenswürdige Herren, der Oberst, ein alter Junggesell, der von der Welt auf abgelehnt, hatte Interesse für alle Fortschritte der Wissenschaft und Technik. Unter den Hobbysien fiel uns ein 12jähriger Knabe auf, der, wie uns gesagt wurde, aus reichem Hause stammt und wegen vermögnerer Streiche dem Oberst zur Erziehung anvertraut war. Wie jeder Solbat mußte er seine Pflicht tun, sein Pferd, seine Uniform putzen, zur Strafe war er schon mehrfach an einem Baum aufgehängt worden. Jeden Morgen spielte die Kapelle drei Stücke unter unseren Fenstern, abends erfreuten uns die sehr ansprechenden Klänge des Kapellenorchesters, an die sich die üblichen Melodien der Offiziere schlossen. Am Tage nach unserer Ankunft unternahm die ganze Gesellschaft (52 Personen einschließlich der Passanten) einen Pferd-Rausflug zu Pferde durch das Tal des Rio Mayen. Wir besuchten einen großen Australien-Pain, schloßen einige Früchte der Krustarien, die an Größe einem menschlichen Kopfe gleichen, herunter und lagerten dann angedrückt des Vulkan's Manin (3750 m) und seines großen Vulkans. Auf dem Rückwege besichtigten wir noch den Ausfluß des Mayen aus dem romantisch gelegenen Trossen-See. Bei Einbruch der Dunkelheit gelangten wir Johann wieder heim. Eine resultatlose Entenjagd und eine kleine Bergbesichtigung füllten den nächsten Tag aus, den wir dieser benutzt hätten, wenn wir einige nicht weit entfernte Indianer-Gräber aufgesucht und Ausgrabungen vorgenommen hätten. Am Abend, der natürlich wieder mit Musik und Tanz ausgefüllt wurde und eine Reihe von ersten und launigen Loosen brachte, wurde beschlossen, gleichzeitig mit dem Militär auszubreden; dieses lehrte nach seiner 80 km entfernten Garnison San Martin zurück. Wir aber ritten nach Nord-Westen, auf einer ausgezeichneten Straße, die besser als alle Pferde den 4 tägigen Marsch ausfüllt.

Am Fuße des Manin befindet sich das Fortin, die argentinische Grenzpost. Der Leser stelle sich aber unter „Fortin“ ja nicht eine kleine Festung vor! Es war vielmehr eine Laubhütte, in der ein Sergeant und 4 Mann ihren Aufenthalt hatten und den geringen Grenzposten überwachten. Nach kurzer Rast gelangten wir an den kleinen rings von hohen Bergen eingeschlossenen See Luisitque und damit an den Sprüngele, der nach seinem Entdecker so genannt worden ist. Derselbe ist kürzer als der Alaninopä, für die Tiere weniger anziehend, — beim Übergang über den Alaninopä müssen sie stets Hundehals über schwarze Lava schreiben, — aber auch gefährlicher. Schon manches Pferd, manche maul ich hier abgetürzt. Vorfristig unsere Tiere führend stellten wir bergauf, bergab. Die dreizehntel Stunde lange Strecke hat uns mehr Schweiß gekostet, als die ganze übrige Fahrt. Wir bewachten, nicht über den Alanin gegangen zu sein, wo wir sicher viel größerer Mühe genießen hätten. Weiterhin kam nach anderer heile Berg, nach jeder Abhang, manche schwindelerregende Stelle, aber mit bewundernswürdiger Sicherheit überwandern unsere Tiere jedes Hindernis; an einer Stelle ritzte hinter dem Luisitque-See sahen wir einen mächtigen Wasserfall; wohl an die hundert Meter führten seine Fluten in die Waldschlucht. Später gelangten wir auf ziemlich bequeme Wege. Endlich ritten wir in voller Ebene inmitten der namenlosen Bergketten. Bei

Sonnenuntergang trafen wir auf die erste menschliche Ansiedelung nach dem Fortin, Indianerhütten. Wir zogen aber vor, im Freien am Ufer des Rio Trancura unter Lager aufzuschlagen. Wie besetzte stöhnliche Stimmung und es dauerte geraume Zeit, bis wir uns dem Schlaf überließen. Unsere Weiterreise am nächsten Tage bot gar keine Schwierigkeiten. Wieder waren es wir im Süden geradezu Partee, die wir verfolgten. An einem ziemlich städtischen Indianerhause schlüpfeten wir. Eine hübsche junge Indianerin brachte uns aus eigenem Antriebe selbstgewebte Decken, damit wir darauf sitzen sollten, ein Indianer hielt mit einem alten Degen Cuilashangen glatt, mit denen das Dach gedeckt werden sollte. Wer wußte, in welchem Kampfe mit den Spaniern die Waffe erbeutet worden war und welcher Held sie einst geführt! Später erreichten wir die Besetzung eines reichen Kaffees. Wir passierten dort den Trancurafluß und erblideten nach einiger Zeit den Villarica-See. Nach zwei Stunden ritten wir in Bulón, an dessen Ufer gelegen, ein. Vor etwa 20 Jahren ward dies Städtchen gegründet als Garnison gegen die damals noch recht aufständigen Indianer, heute ist das Bataillon zurückgezogen, seine große Kaserne dient jetzt als Wohnhaus (Baldhaus). Wir nahmen Quartier im Kaufhause eines befreundeten Valentin's Mitbürgers, baden an dem städtischen Strande des Sees und verbringen einen gemüthlichen Abend mit unserem Altbauer. Der eine Enttäuschung erlitten wir! Der Vulkan Villarica verberg sein Haupt hinter Wolken.

Am nächsten Morgen müssen wir vier Stunden lang im tiefen Sande den See umreiten. Nur wenige Blockhäuser beweisen, daß man auch hier mit der Kolonisation beginnt. Gegen Mittag sind wir in Villarica, einst eine ziemlich große spanische Stadt mit erziehbigen Goldschäferien, heute ein kleiner Flecken, aber schon gelegen am Nordufer des nach ihm benannten Sees und geschmückt mit einer ansehnlichen Missions-Kirche und -Schule der Kapuziner. In dem französischen Hotel, dessen Güte gerühmt werden kann, rufen wir ein par Stunden. Auf dem Weitermarche kommen wir über eine verödete Straße, die wohl das nächste Hochwasser vollends wegrissen wird. Der Wald ist teilweise niedergebrosen, sein Grund in Ackerboden verwandelt. Mich interessierte sehr die Art und Weise, wie die Bauern ihren Weizen und Hafer ausbreiten. Zwanzig und mehr Stuten werden von zwei Reitern im Trab und Galopp immer im Kreise über das ausgebreitete Getreide gejagt, bis dieses seinen Körnergehalt verloren hat; das Stroh wird dann wegeräumt und meist verbrannt; die Körner werden gesammelt. Gegen Abend erblideten wir am Horizont in herrlicher Beleuchtung den Villarica vom Fuß bis zum Gipfel. Schon bricht die Dunkelheit herein und noch ist Jato nicht erreicht. Endlich kommen wir an und zu meiner Freude erfahre ich in dem schönen Gehöft eines Chilenen, daß unser Ziel, Loncoche, nur noch eine Stunde entfernt ist. Mit dem Rospo und den Loktieren eile ich voraus. Wir müssen durch dichten Wald, aus dem heller Feuerchein uns entgegen leuchtet. Unmittelbar am Wege zur Linken waltet ein Waldbrand. Da gibt es zu eilen, damit nicht ein niederbrechender Stamm uns trifft. Wir kommen glücklich vorüber. Bald leuchten einzelne Lichter vor uns auf. Hier find am ersten Hause von Loncoche. Unsere Tiere werden abgetastet und ich trete in die Hütte, auf deren Boden ein Feuer brennt; zwei Frauen mit kleinen Kindern sitzen um dasfelbe herum. Ich lasse mich küßlich bei ihnen nieder, bis die Reiseführer eintreffen. Caffreire wie alle Chilenen räumt uns der Besizer einen Teil des neugebauten Nebenhauses ein, sorgt für Getränk und in besser Loune suchen wir die wohlverdiente Ruhe nach dem eifrigsten Ritt.

Am folgenden Morgen ritten wir von Loncoche, teils neben, teils auf der im Bau begriffenen Bahnstraße, über Banco nach Los Ciruelos, wobei wir viermal Flüsse durchqueren mußten. In Ciruelos erhielt einer unserer Gesellschaft auf meine Bitte hin von dem liebenswürdigen deutschen Besizer ein Pferd geliehen, da das seine übermüdet war, und nun ging es in frühlichem Jagen nach dem freundlichen Städtchen San Joa und nach kurzem Aufenthalt im italienischen Hotel Roma nach Guinhu, wo uns der besetzte Dampfer erwartete und in zweiunddreißigstündiger Fahrt den Guinhu und Crucifix hinab nach unserem Baldonia führte.

Nach den Anstrengungen sich einer ausgedehnten Reise empfanden man das traute Betragen eines eigenen Heims doppelt angenehm. Mit neuer Freudigkeit geht man an seine Berühmtheiten und hofft im Stillen, daß das nächste Jahr wieder Gelegenheit biete zu neuen Streifzügen in Nord oder Süd, in Ost oder West.

Erstein

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
geraucht, die königliche  
Exposition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustande  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
andere 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 78.

Dienstag, den 4. Juli, abends.

1905.

## Allerhand Brunnen.

Ganz seltene Dinge haben zuweilen ihre eigenartige Poesie. Aste und Beichen sind kaum weniger heilung wie Eile und Klee, das malerische Stilleben hat vielleicht mehr Verehrer als das großzügige Landschafts- oder das Schlachtenbild. Es ist das heilam und erfreulich. Der Blick fürs kleine ist für die rechte Erfassung des Ganzen nicht minder notwendig wie die Ausschau zu fernem Gipfeln und endloser Weite; Wissenschaft wie Kunst umfließen das Kleine mit Liebe und bebären es zum Ausbau harmonisch wirkender Gestaltungen. Oft machen erst die kleinen Rüge das Antlitz liebenswürdig und den Menschen zur vertrauten Gestalt.

Zu den innum Weisen einer Landschaft scheinen die Quellen und Brunnen zu gehören. Unsere Vorfahren haben sie immer aufmerksam beachtet. In den wasserreichen Wäldern legen sie ihre Siedlungen besonders gern neben Quellen an; viele Ortsnamen haben die Bezeichnung Brunn, Quell, Born im Grundwort. An besonders ergiebigen Brunnen fanden länger bauende Beratungen der mit großem Gelingen erscheinenden Herren statt, hier bildeten sich beseligte Klügel.

Noch weit wichtiger aber mußten Brunnen in dürren Gebieten sein. Der Nomade bedurfte sie zum Trinken des Viehes; erst wo er Wasser fand, konnte er länger weilen. Insaft muß vor der Mühsal der Pfähler von den mühsam erschlossenen Brunnen weichen, bis er endlich durch seine Gebuld, und weil der Herr schließlich Erfolg zu seinem Tun gibt, Duldung und Freundschaft findet. Etwas Heiliges sieht das Volk bald im Brunnen. Wer den segnenpendenden Quell verschüttet oder auch nur verunreinigt, hat schweren Frevel begangen. Selbst über die Bedeutung des Brunnens ergeben religiöse Vorschriften, und gern wird der Brunnen nach dem genannt, der ihn erschlossen. Jakob soll den Brunnen getrieben haben, an welchem der Heiland der Samaritaner vom Wasser des Lebens spricht. Nymphen bewohnten nach der Vorstellung der antiken Welt die Quellen; am Brunnen saß Demeter, als die Lötter des Kleus sie fanden; von der Quellennymphen Gaeria ward der sagenhafte römische König beraten, den man als den ersten Gefährter der Zierlichkeit nennt. Das Christentum stellte Quellen und Brunnen gern unter den Schutz der heiligen Anna oder auch des heiligen Florian, des Heilers in Feuerrot. Statt der Nymphen wohnten jetzt Hirten oder Brunnensingen in der kühlen Tiefe; die Hübellen sind schwäbische Brunnengestirte, welche sich im Sonnenlicht die jarten Nestflügel zugeeignet haben.

Auch Beisagungen konnte man an bestimmten Brunnen erlangen. Der Gredtische-Brunnen zu Aken, der Brunnen vor dem Demetertempel zu Patrae spendeten Orakel; an manchen Quellen werden dem Schläfer im Traume Heilmittel für Kranke bei seiner Heile angegeben; auch aus der Klarheit oder Trübung des Wasserpiegels konnte man in bedenklichen Fällen die Zukunft erforschen.

Das Altertum berichtet Strabo über einen Brunnen bei Klephantine, der mit dem Nil in Verbindung stand und darum die Wasserhöhe des Ägypten lebenden Stromes anzeigte. Der Brunnen von Senez lag auf dem Wendebeste, darum alljährlich einmal die Sonne sich in seinem Grunde spiegelte. Die nordliche Söttersee erkennt in dem Himmelsgestirn, das sich im tiefen Born spiegelt, das eine Auge Obins, das er als Pfand für tiefe Weisheit hingegeben hat. Und die Tatsache, daß viele Brunnen gleichen Wasserstand mit benachbarten Flüssen zeigen, wird in sehr vielen Fällen durch die Geschichte von einer Ente oder einem besonders gedeuteten Fisch illustriert, die im Brunnen verschwinden und weit davon auf dem Flusse wieder auftauchen.

In Kaltgebirgen verschwinden oft ganz tüchtige Flüsse, um dann als kalte Quellen wieder zum Vorschein zu kommen. Das trifft z. B. bei der Pegnitz mehrere Male zu. Ähnliches läßt sich von der mächtigen Komabingquelle in Bosnien vermuten und auch wohl von dem Ursprung der Bosna bei Illyze. Einen wunderbaren Anblick gewähren auch die drei großen Quellen, die unterhalb Gößweinsheim bei der Stempfermühle dicht nebeneinander in einem breiten Becken entspringen. Der Wasserpiegel ist da in beständiger Wallung. Nach der einen Seite abfließend, treibt die starke Flut sofort ein Mühlrad. Ein anderer Teil der klaren Flut wird nach Schloß und Wallfahrtsort Gößweinsheim gepumpt; die größte Wassermenge aber fließt ungenutzt in die wenige Schritte weiter vorüberziehende Wiese.

Quellen, die aus sehr beträchtlichen Tiefen kommen, bringen von dorthin gern hohe Temperatur mit. Aus den Gneisgraniten der Alpen entspringen jene heilsamen Quellen, von denen der Dichter sagt, daß sie Sieche heilen und kräftigen, Grotte wieder verjüngen; bei den großen Tunnelbauten werden Wasseradern angestoßen, die durch eine schier unerschöpfliche Fülle heißen Wassers jede Arbeit hemmen. Wo die warmen Quellen durch Bild und Jäger bekannt werden, rehet man von Bildbädern. Aber man lernt auch heiße Quellen, die schon Jahrtausende lang gegen allerlei Krankheiten benutzt werden. Namentlich die Römer haben frühzeitig Dörnern in allen Teilen ihres Reiches benutzt. Im Jahre 1903 konnte man unweit des Kochbrunnens in Bielefeld, wo damals der Grund für Neubauten ausgehoben ward, prächtige in die Erde eingemauerte Wasserbehälter betrachten, welche von römischen Kolonisten geglikt waren. Römische Inschriften deuten auch bei Banjaluka am Erbas auf uralte Benutzung der dort sprudelnden warmen Quellen; bei Kaden wie in der Gegend von Kairo pflegten die überkultivierten Römer der Kaiserzeit an den heißen Schwefelquellen Heilung zu suchen.

Weit später als zum Baden scheint man medizinisch wirksame Wasser zu Trinktinnen verworben zu haben. Auf Reinigung und Wohlbadern wiesen ja religiöse und profane Vorschriften hin; beim Trinken des Wassers mußten erst durch allerlei neue Erfahrungen alle Vorurteile beseitigt werden. Die Tatsache, daß schwere Krankheiten nach dem Genuß von Wasser herportraten, hat in vielen Gegenden das Wassertrinken schließlich in Beruf gebracht. Oft haben epidemische Seuchen an Brunnenerzeugung denken lassen und Judenverfolgungen entsetzt. Aber auch allerbald hübsche Vorkehrungsregeln entstanden. So steht in manchen Gegenden der Brauch in Ehren, daß der Trinker den ersten Schluck nicht halbbadant gleiten läßt, ehe er dankend zum Himmel aufgeschaut hat. Gutn und Laube tun ja das gleiche, meint Rüdert.

Was sie benutzten tun, tu du's bewahrt.

Tu's du vor ihnen dich nicht schämen mußst."

Eine Menge Brunnen gibt's, deren Wasser man nur nach gewissen Vorkehrungen schablos genießen darf. Da sind etwa in die Reihe, deren Krüge den Brunnen überdecken, erst drei Knoten zu hechten und wieder aufzulösen. Was dahin kann man sich wohl abstellen. Bei Biblad unweit Oera hat man einen Badelborn, jedwemfalls aus mhd. sot-brunnen = wollerender Brunnen zu erklären. Die Paläontologie aber erklärte noch vor wenigen Jahrzehnten den Namen daher, daß man Subel, Soteln, Lumpen in der Nähe aufhängen müsse, wenn man nicht Kranke mit forttragen wolle von dem sprudelnden Quell. In manchen Brunnen muß man vor dem Trinken drei helle Steinden werfen; anderorts ist

gerade dieses Tun verboten, weil es die Wasserkräfte reizt. Bei Spa findet sich eine Quelle, an der eine Menge Weibesköpfe aufgebunden sind von dankbaren jungen Müttern, die weither aus der Umgegend gekommen sind, um hier für die Stunde der Gefahr himmlischen Beistand zu erlangen.

Am ehesten von allen natürlichen Heilbrunnen hat man jedenfalls die moosähnlichen Sauerlinge zu Trinfuren benutzt. Wo das Wasser Gipskorn hatte, entfielen die ersten Kurbäder, die von den Fürsten mit glänzendem Gefolge besucht wurden, so daß viel Nutzen für die ganze Gegend abfiel. Im Simplizimus beschreibt Trimmel's nachdem, wieviel ein Sauerbrunnen selbst in der schlimmsten Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege dem Besizer einzubringen vermochte. Auch heute noch ist eine an Kohlensäure reiche Quelle ein wahrer „Goldfluß“, wenn sie günstige Abfahrtswege hat. Die Sauerlinge am Rhein und in der Eifel, die Brunnen in der Nähe der böhmisches Bäder, neuerdings auch die Quellen in Brunnbad im Vogtland verdienen weithin ihr erfrischendes Wasser. Dagegen finden die meisten Sauerlinge Böhmiens keine andere Verwendung, als daß sie — zum Anrühren des Naismilchs verwendet werden, aus dem die Ameten ihr Brot backen.

Heiße und hart salzhaltige Quellen werden in manchen Gegenden zu Kuchenzwecken ausgebeutet. Auf Island wärmen die Leute gern Seesalzen in der heißen Flut, welche dort vielen Stellen des Bodens entquillt; Karlsbader Wasser soll den Karlsbader Kaffee so vorzüglich machen. An dieser Meinung dürfte etwas Wahres sein, wie jeder erkennen wird, der dem braunen Trank ein wenig Karlsbader Salz beigibt. Von vielen medizinisch empfohlenen Quellen wird Wasser ungenügend für Küchen- und Krankenstuden des Umringseltes abgegeben. Am Rheine habe ich mehr als einmal Fabrikarbeiter getroffen, die in den Arbeitspausen Sauerbrunnen genossen, den ihre Kinder gegen Hinterlegung einer Raution für die Gefäße von einer der nahen Quellen gebracht hatten. Gern wird dort übrigens jedem Fremden die Gewinnung der Kohlensäure, die Fällung und Verpackung der Tafelgetränke gezeigt. Bekannt ist, daß einzelne der rheinischen Sauerbrunnen im Strombett entspringen, und somit ihr Wasser nur durch stellenweise Abkühlung des Stromes zu gewinnen ist. Bequemer hat man's da bei den Sprudeln, die, wie der Karlsbader, zu beträchtlicher Höhe aufsteigen und bloß das Einhalten eines Gefäßes verlangen. Wenn wir hören, daß die Sprudeln bei Erdbebenstößen versagen, daß sich namentlich das große Erdbeben von Vissalon bis nach Leipzig hin durch Unterbrechung der bräunlichen Heißquellen anzeigte, so sehen wir staunend die merkwürdigen Brunnen in Zusammenhang mit dem gewaltigen Schöpfen und Leben des Erdinnern; auch Ereignisse wie die Überflutung weiter Seidelungen bei Schneemühl durch das Wasser eines hohes Bohrerlassen des Menschen Kleinteil neben einer furchtbaren Äußerung der Natur erkennen. Meistens freilich macht der Brunnen auf uns einen lieblichen Eindruck. Wo sich die Oberfläche in sanfter Wellung bewegt, die weichen oder röllchen Sandströme auf und nieder weiden, oder die Umgebung sich klar und hell spiegelt, da ist besonders gut sein. In Böhmen, wo die Herren Bettler in der Regel bessere Bischöfen sind, als das von ihren deutschen Feindgenossen gelten kann, pflegen sich daher die Feiertagsmänner oft neben einer Quelle aufzusuchen. Bekannt ist der schönste gefasste Brunnen am Aufgang zum Prebichow oberhalb Herrnströden. Da steht eine große Felske im klaren Wasser, und ein Weiermann daneben auf dem Troden. Weiter südlich, nach Mähren zu, findet man bei Wolfstein und Wolfsharten Jungen und Mädchen mit einem Korbe voll Gläsern neben den Brunnen am Wege. Da kann man sich denn gegen eine niedrige Leibgebühr für das Glas am frisch geschöpften Wasser erquicken. An manden Gesundbrunnen hat man übrigens neuerdings die zwanglose Benutzung von Gläsern der Verwaltung auch für Passanten eingeführt — sanitäre Vorkehrungsmaßregel, die man doppelt billigen kann, wenn sie nicht gar zu sehr auf Gelberwerb zugeschnitten ist. Für Kinder und Handwerkerburden — die ja auch zu Studienzwecken reisen — sollte möglichst ungenüßliche Zulassung stattfinden, selbst da, wo Anlage oder Unterhaltung der Brunnen vollständig gewesen ist. Steinbrücker und Waldbauer haben's ja meist sehr leicht, natürliche Quellen nutzbar zu machen. Inzwischen den Granitstrüben bei Schreiergrün in Sachsen oder auch im Nichtegebirge liegt da und dort ein altes Eisen- oder Zinkrohr, aus dem das Wasser einer zufällig gefundenen Quelle sprudelt. In Thüringen lieben es die Leute, ein Stück Birken- oder Nichteirinde zum Ausfluß

einer mäßig angekühlten Brunnenflut zu machen, während man in der Schweiz gemeinlich das Wasser über einen vorliegenden Stein herablaufen läßt, zu dem sich der Wanderer leicht niederbeugen kann. Im oberen Vogtland, wo es viel offene Brunnen gibt, deren Wasserflüsse mit der Hand zu erreichen ist, sehen die freundlichen Bauern gern eine alte Tasse aus den moosbewachsenen Umfassungsbalken, damit jeder ein Gefäß zum Schöpfen habe, der durstig einherzieht. Wo nach regelmäßige Geschirrerbindungen bestehen, hat man meist auch für die Verbe Erfrischungsgesellschaften, breite Steintröge aufgestellt. Und in Norwegen wie in Oberitalien, in Dalmatien wie in Tirol laufen die Rösse auf die Tröge zu, als müßte das so sein. Wie bei uns der Rohleisling gern am offenen Wasser spielt, so find im europäischen Süden die Brunnen häufig von schönen Egelackern umschwebt. Auch der Pfannenwurz pflegt ja in Brunnennähe besonders üppig zu sein. Nur an Quellen bilden sich Cochen.

Wo das Wasser erfrücht werden muß, kann man sich an den Geologen, den etwas müßigen Quellenforscher und schließlich an den reinen Zorn, als welcher sich der Durchschnitbrunnenbauer entpuppt, wenden. Man muß einmal einen Brunnen bauen lassen, um die Aufregung zu empfinden, wie sie etwa der Parahspierer hat. Je tiefer man kommt, desto mehr sieht auf der Karte. Nun löst es vielleicht da und dort von fallenden Tropfen, aber das Gesamtergebnis will nicht betriebslos oder unerwartet gerät man auf eine ganz harte Steinart, die das Weitergraben unsichtbar macht. Da wird einem ganz warm in der heißen Luft. Und dann geschieht zuweilen, daß einem einzigen Schläge der Spitzhade sprudelndes Wasser entgegenkommt und die Brunnenbauer eilend die letzten Steinbrocken fortzuschaffen müssen vor dem schnell sich mehrenden Gestein. Hat man vorher von unten nach den Sternen am hellen Tage blicken können, so bildet sich jetzt allmählich der freundliche Spiegel, der dem oben stehenden Betrachter die Tiefe erleuchtet und verklärt. Nun mag der Garten gedeihen, die Hausbewohner sorglos dem sengenden Sommer entgegengehen!

Sehr viele Brunnen hat man in früherer Zeit auf den Höhenburgen angelegt. Eine Welsung, der man das Wasser abgesehen hatte, war ja verloren. In Sachsen sind die tiefsten Brunnen auf dem Königstein (187 m), der Augustuburg (170 m), Schloß Stolpen (93 m). In früherer Zeit wurde das Wasser mit Hilfe von Leitröhren aus diesen Brunnen eimerweise durch Strahlung gefördert. Jetzt hat man auf dem Lande noch manchmal von Hundem getretene Fördertrömmel, die aber bloß ein Pumpwerk in Bewegung setzen. Gut geknüchte Hunde scheinen sich bei dem Rennen im Hade gar nicht ungern zu betätigen und lassen sich, wo Selbsttrömer eingerichtet sind, in kurzer Zeit den Tagesbedarf in den Hochbehälter.

Wo Brunnen nur zu vorübergehender Benutzung angebracht werden, wie z. B. von ziehenden Heeren, sind Rammumpfen nützlich, wie man sie in Deutschland schon 1815 konstruierte, aber seit der englischen Expedition nach Abyssinien mit dem schönen Namen abessinische Brunnen bezeichnet. Eine mit Stahlspitze versehene Höre erhält aus einer Metallring, auf den ein Rammgewicht aufschlägt, bis die Spitze in wasserführendes Erdreich getrieben ist. Tiefbrunnen für die Dauer werden beizutage unter Hilfe der Dampfkraft und Elektrizität durch Erdbohrer gegeben, wie man sie auch beim Ansuchen von Kohlen, Erdöl, Metallur verwendet. Das tiefste Bohrloch des Rammstatter Salzwerks stellt einen artesischen Brunnen von 673 m Tiefe dar. In unjener Zeit dringt man noch tiefer.

Am häufigsten ist es gewiß, wo hochgelegene frächtige Quellen ihr Wasser mit natürlichem Gefälle nach Stadt und Dorf verteilen. Da rältscher's Radt und Tag, und die Mädchen, die Wasser holen wollen, können die Zeit, bis Eimer und Rannen voll laufen, gar nicht besser anwenden, als daß sie am plaudernden Brunn die Tageszeitungen besprechen. Gemeinlich läßt da auch ein wenig über. — Die Pusta, aber auch die deutsche Heide trägt primitive Hebrunnen, deren langer Beckelarm weithin sichtbar gen Himmel strebt. Tiefere Brunnenmächte geben ihr Was erit her, wenn man den Eimer an Stange oder Linde hinaufhört oder auch die Pumpe in Bewegung setzt. Die piepende Pumpe hat ihren Sängler gefunden so gut wie der Brunnen vor dem Tore; Goethe hat in „Faust“ wie in „Hermann und Deschtes“ prächtige Brunnenjensen gezeichnet, Förder hat Quell und Brunnen mit ganz besonderer Vorliebe als tiefinnige Sinnbilder des Göttlichen wieder und immer wieder vor Augen gestellt. Wer hätte sich auch

nicht einmal am kühlen Brunnen eraukt! Im heißen Sommer 1904 hat wohl jeder Wanderer die Wohlthaten der frischen Quellen doppelt empfunden. Im August vorigen Jahres bin ich da zwischen Markt-Redwitz und Reusitz gewandert. In Waldershof waren die Höhlenbrunnen verlegt, die eiserne Ständer darunter ausgetrocknet. Als ich dann aber an der Bahnhofsrede Körner-Üger hinschritt, fand ich einen klaren Quell, der zwischen ein paar Granitblöcken, die hier das Kalksteingebiet durchbrechen, sichtbar war. Schwereich haben die Fohrgänge in dem gerade vorbeibrausenden Vorkuzug Paris-Karlbad einen so herrlichen Genuß an ihren reichen Tischen gefunden wie der Wanderer, der über dem klaren Brunnen lag. Und ein anderes war ich im jetzigen Frühling von Lündel hinaus aufs Schlachtfeld von Belle-Alliance gezogen bis zum Treubensdenkmal, das so verlassen oberhalb eines tiefen Hohlwegs steht. Da merkte ich, wie ich ohne die kleinste Münze ins Land gewandert war. Der Hunger war zu ertragen, aber kaum der Durst. Und nirgend war ein Brunnen zugänglich, die Ketten mit dem Eimer waren überall fest angehängt und in den Dörfern waren bloß Kinder zu sehen. Da fand ich, schon an dem Seimweg, einen verfallenen Brunnen unter hohen eben knospenden Bäumen, halb von vorjährigem Guß gefüllt und doch ein klares, nur etwas bitteres Wasser gebend. Mit sämtlichen Bakterien darin habe ich damals den edlen Trank genossen. Das Unkraut ist darüber nicht verdorren.

Wenn so der einzelne, der sich vor einer Wanderung ins Unverrichte nicht fürchtet, seine besonderen Brunneninnerungen hat, so gibt es Quellen, die für ganze Länder bedeutsam sind.

### Bücherbesprechungen.

— Lic. Dr. Alfred Jeremias, *Monothelitische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion*. Leipzig, J. C. Hinrichs. 48 S. fl. 8. Preis 80  $\mathfrak{A}$ . — Derselbe, *Babylonische im Neuen Testament*. Im selben Verlag. 132 S. gr. 8. Preis 3, gebd. 4  $\mathfrak{A}$ . — Unser Landsmann Alfred Jeremias (jüngst auch an der theologischen Fakultät unserer Universität für die hervorragende Behandlung solcher Gegenstände habilitiert) hat in diesen zwei weiteren kleineren Schriften seine neulich (Z. B. 1904, Nr. 154) im Hinblick auf sein größeres Werk über „Altes Testament und alten Orient“ betriebene und mit kräftiger Anerkennung begrüßte religionsgeschichtlich-theologische Arbeit durch Ziehen gewisser Folgerungen fortgesetzt, und Untergezeichneter verfehlt nicht, seine dort ausgeprochene Würdigung auch auf diese beiden Schriften auszu dehnen, soweit dies bei notwendig kurzer und allgemeiner Betrachtung möglich und zulässig ist, nicht ohne Verriedigung darüber, daß die jamaßig von dem Berichtshatter festgestellte grundsätzliche Verwandtschaft der beiderseitigen Arbeiten nun auch von Jeremias (in der zweiten Schrift, S. 3) nachdrücklich betont worden ist. Dabei sei nochmals betont, daß Untergezeichneter nach dem Grundabg der Arbeitsteilung in seiner Weise für die Einzelheiten der religionsgeschichtlichen Forschung und deren Leistung eintritt, über welche die Urteile unter den Forschern noch sehr im Fluße sind (vgl. *Quartalsbesprechung jenes größeren Werkes in der Deutschen Literaturzeitung* d. J. Nr. 13). Um so mehr schließt er sich mit ihm zusammen in der harten Betonung der unvergleichlichen Vortuglichkeit und Selbständigkeit der eigentlich israelitischen und vollends der christlichen Religion, die auch jetzt wieder das Ziel der Arbeit bei Jeremias bildet. In der ersten der genannten Schriften vertritt Jeremias, gegen eine bei Friedrich Delitzsch und anderen Gelehrten zu findende Unterschätzung der ältesten und bekanntesten Religionsstufe der „vorientalischen Periode“, die Ubergangung: daß im Ozeanwelt, Kultus und Religion reiner und abgeklärter erscheinen, je höher wir hinaufkommen“, so daß das „Axiom von einer grablinigen Entwicklung der religiösen Erkenntnis aus niederen Anfängen aufsteigen“ werde (S. 3–6). Welcher ernste christliche Denker sollte sich eines solchen Ergebnisses gegen evolutionistische Konstruktionen der Religionsgeschichte nicht freuen? Begründet wird das (für weitere Kreise fast ein wenig zu sachmännisch) mit Ausführungen über babylonische (auch ophidische und elefantische) Mythen, über die Bedeutung eines höchsten Gottes (voran das Aha), über die monarchische Vielgötterei der Volkreligion mit dem Himmelskönig Marbut, und einen monothelitischen Zug in gewissen alten babylonischen sogenannten Hym-

nen. Große Ströme Quellen sollen überall gefaßt und bezeugt werden, wo man sie nachweisen kann. Es ist doch wohl eine wichtige Sache um die Quelle der Eise. Und sehr schön ist es, daß man im brunnenreichen Fichtel- und Waldsteingebirge nicht nur die Quellen der vier großen Flüsse gefaßt, sondern auch für allerhand Bächlein eine feinere Quellenkunde angebahnt hat. Seit wenigen Jahren ist auch der Brunnen, der das Rutenhaus der Ester bedeutet, würdig gekennzeichnet — ein Verdienst des „Führers durchs Vogtland“, Seminaroberlehrers Wegner in Plauen.

Es ist überhaupt recht, die Brunnen zu schmücken. Die mittelalterlichen Städte waren und darin weit voraus. Mit Nachbildung italienischer Brunnen auf deutschen Plätzen, wie solche durch den vielbesungenen Neptunbrunnen zu Garmen geschaffen worden ist, stellt man sich kein Zeugnis geistigen Reichtums aus. Brunnen, bei deren Anlage sich deutscher Geist mit deutscher Natur vermählt, Grottenwert und Pflanzenfülle vereinigt, sollten öfter zu finden sein! In früherer Zeit stifteten wohlhabende Bürger, dankbare Bälle Wasserleitungen und Brunnen. Festzutage sollten namentlich Kleinstädte, hat Denkmal, die oft bloß Tugendbäume sind, Gedächtnisbrunnen stiften. Erinnerung dann auf einem Schmuckplatze unter grünen Bäumen, inmitten eines der Umgebung angepassten Parkbaus ein schlichtes Mosaikbild an den geliebten Landesvater, den bedeutenden Mitbürger, während Wasser klar und rauschend durch Moos und Blätter niedertrillt, so hat der rastende Träumer zugleich einen bedeutsamen Inhalt für das, woran er denken mag am kühlenden Brunnen.

Ludwig Grimm.

psalmen. Sehr anziehend und schier verblüffend wirkt das letzte Kapitel, über die monothelitische Strömung im 6. vorchristlichen Jahrhundert: darf man jetzt Cyrus, Zarathustra, Buddha und Konfucius sämtlich in dieses Zeitalter versetzen, und vergewissern, daß man sich dabei, wie Cyrus ebenso in Babylon wie im A. T. (vgl. Jesaja 45 mit Ebra 1, 2f. und 2. Chron. 36, 23) als Träger des Monothelismus gefeiert wird, und denkt lobend an Pythagoras und Sokrates, so wird man mit Staunen und Freude in der an damals, durch die ganze Welt verbreiteten religiösen Bewegung den Anknüpfung zu einem religiösen Universalismus erkennen können, „der in der Weltreligion des Christentums seine würdige Erfüllung gefunden hat“, und wird dem süßesten Worte Augustins mit Vorbehalt zustimmen, daß Jeremias als Motto verwendet: „Was jetzt christliche Religion genannt wird, war schon bei den Alten vorhanden und fehlte nie seit Anfang des menschlichen Geschlechts, bis daß Christus ins Fleisch kam: seitdem fing man an, die wahre Religion, die schon vorhanden war, die christliche zu nennen.“ Vgl. Paulus nach Ap. Gesch. 17, 23 mit Röm. 1, 19 ff. — Betimmender muß von vornherein auf den christlichen Denker, voran den Vain, die zweite Schritt wirken, wenigstens nach dem Titel, und selbst auf einen die geschichtliche Fortung seit langem so grundsätzlich fordernden Theologen wie den Untergezeichneten. Denn unangarbar stellt sich bei einer Anwendung des Sages vom babylonischen Hohlboden auf Neues Testament und Urchristentum die Verlognis einer Ubertreibung der geschichtlichen Betrachtung mit für weite Kreise abgrenzender Wirkung ein, samt dem berechtigten Bedenken, daß sich in den Tagen Jesu und der Apostel vor der längst befestigten Eigenart des israelitisch-jüdischen Volkslebens und dem Einfluß des griechisch-römischen Wessens die babylonischen Grundzüge langsam bis zur Unausführbarkeit verflüchtigt haben, so daß ihr Spüren im besten Falle Sache eines sehr ansehnlichen Geschmades wären. Inzwischen besaß Untergezeichneter ausdrücklich als selbstverständlich, daß seine beugsam-flare Betonung lediglich des „israelitisch-jüdischen Hintergrundes im A. T.“, obwohl ein solcher nicht einfach zusammenfällt (so Jeremias hier S. 3) mit dem altorientalischen, doch auch diesen nicht aus, sondern nach Maßgabe der geschichtlichen Nachweisungen einschließt, bei voraussetzt. Und Jeremias stellt 1) in seiner trefflichen Einleitung die grundsätzlichen Fragen über Religionsgeschichte und Christentum für christliches Denken vorläufig recht charaktervoll und klarend fest (sein Buch sollte gerade durch positiven Aufbau der Aufklärung des „einzigartigen“ Christentums in Synkretismus entgegenstehen, S. 3, Anm. 2): die orientalischen Anschauungen seien nur eben das Silberstück der alten Welt gewesen, und die reale Welt keine gotterloffene Welt, sondern unter Gottes Leitung stehend, die Völker der alten Welt aber erfüllt gewesen von der

Hoffnung auf einen Erlöser, daher ihre Anschauungen und Sagen auf einer Wanderung begriffen, ihr Sonntagsmüß und ihre gegenseitige Berufung auf eine Einheit zurückgehend, als deren geschichtlicher Ausgangspunkt eben das alte Babylon gegeben, und deren „Erfüllung“ das Christentum sei. Jeremia führt dies nun 2) in einer Reihe von Einzelerörterungen mit großer Kraft und Wirkung durch. Er schildert den babylonischen Kalendernymus vom sterbenden und siegreichen Jahrgang mit gewissen Grundzügen (Geburt durch die Muttergöttin, Verfolgung und Vernichtung, Vereinerung und Verpötlung, Errettung und neue Zeit etc.), ferner die Erwartung der Erscheinung des göttlichen Erlösersohnes (als solcher wurde seiner Zeit Augustus geehrt), die Auffassung irbischer Festtage als von Abbildern himmlischer, die Lehre von drei oder sieben Himmeln und den Engeln u. dgl. mehr. Es liegt auf der Hand, daß von hier aus viele Spuren solcher Gedanken in der Darstellung und Ausdrucksweise des Neuen Testaments sich finden lassen, und Jeremia läßt es dazu an Kühnheit und Feindseligkeit nicht fehlen: er findet sie nicht bloß mit Recht reichlich in der Offenbarung des Johannes, sondern auch in den Evangelien und Briefen, z. B. in der Darstellung der Geburt und des Lebens Jesu oder in Worten wie denen vom sterbenden Saatort, und vom Wein und Wasser und Brot oder Stein des Lebens. Aber das wolle man selbst lesen und beurteilen, und die Lehrer in Kirche und Schule voran! Möge das Buch eine neue Wahnung insbesondere an die fischlichen Lehrer der jüdischen Heimat bedeuten, die brennenden Religionsfragen der Gegenwart immer frätiger lernend und lebend anzulösen! Freilich wird sich der Verfasser nicht wundern dürfen, wenn viele zwar seine Materialien und religionsgeschichtlichen Nachweise und Verbindungen, aber längst nicht alle seine Glaubensschlüsse teilen! Er wird dann aber nur erfahren, was andere vor ihm: daß die Wahrheit zweifelsfrei ist und für ihre Träger oft eine schwere und verantwortungsvolle Last.

Prof. O. Schnedermann.

— Kus dem altbabylonischen Recht. Skizzen von Dr. Bruno Meißner, a. o. Professor an der Universität Breslau. — Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 7. Jahrgang. Heft 1.) Leipzig, J. G. Hinrichs. 32 S.; 8°. Einzelpreis: 60 A. — Im wesentlichen ein Kommentar zum Gesetzbuch Hammurabis (2120–2065 v. Chr.) und zu zahlreichen altbabylonischen Geschäftsurkunden aus der Zeit um ihn herum, die ihrerseits wieder einen vortrefflichen Kommentar zu jenem Kodex bilden. Wenn die rechtshistorischen und rechtsphilosophischen Arbeiten von Kohler, Heiler u. a. über Hammurabis gesetzgeberische Tätigkeit zu schwermig sind, der greile zu dieser leichtverständlichen Erklärung! Ob übrigens Prof. Meißner ohne Einschränkung recht hat, wenn er aus den Gesetzen glatt schließt, daß sich Babylon „niemals in so glanzvoller und glücklicher Lage befunden“ habe wie zur Zeit Hammurabis? Man vergleiche damit Byzanz im Zeitalter Justinians, Deutschland in dem Karls V., Frankreich in dem Napoleon I. — hat das corpus iuris den Österreichern, die Karolinen den Deutschen, der Code Napoleon den Franzosen das höchste Glück bedeutet? H.

— Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 6. Jahrgang. Heft 3: Sankherib, König von Assurien 705–681. Eine Skizze von Dr. Otto Weber. 29 S. — Heft 4: Magie und Zauberei im alten Ägypten. Von Dr. Alfred Wiedemann, Professor an der Universität Bonn. 32 S. 8°. Leipzig, J. G. Hinrichs, 1905. Preis: je 60 A. — Sankherib oder besser Senacherib war jener König, der bei seiner Thronbesteigung das assirische Reich in der allergehöhten Wüstenhaltung überkommen und durch die Beförderung Babels, der „heiligen“ Stadt (689), eine eigene Note innerhalb der vorderasiatischen Geschichte erhalten hat, ist also einer besonderen Behandlung durchaus würdig. Otto Weber, dem wir schon einen Beitrag zum „Alten Orient“ verdanken (vgl. Wiss. Beil. Nr. 145 vom 5. Febr. 1901), ist es gelungen, von dem letzten großen Ägypter, der in mancher Beziehung an den genialen Staufers Kaiser Friedrich II. erinnert, ein lebenswarmes Bild zu entwerfen. — Wesentlich tüchtiger geht es bei Wiedemann zu. Verworrenen ist aus dieser akademisch-nüchternen Belehrung die wichtige Feststellung, daß sich in der ganzen ägyptischen Überlieferung keine Stelle befindet, der man entnehmen könnte, es hätte vor Jahrtausenden die Lehre vom tierischen Magneismus am Nil

irgendwelche Rolle gespielt; nur um Magie und Zauberei hat es sich damals gehandelt.

— Anatole. Zeitschrift für Orientforschung. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter in zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Waldeemar Beld und Ernst Lohmann. Heft 1. Inhalt: Die Reliquien-Stele und ihre halbägyptisch-religions Reliquien-Stele von Dr. Waldeemar Beld. Mit einer Karte und drei Tafeln. Freiemaße a/n der Ober- und Leipzig, Max Rieger. 1 S. und 74 Spalten; groß-8°. Preis 9 A. — Die deutsche Gesellschaft für die wissenschaftliche Erforschung Anatoliens (Mitgliedsbeitrag entweder einmal 500 A. oder jährlich 20 A.) gibt in zwanglosen Heften die in der genannte Zeitschrift für Orientforschung heraus, die den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt wird. Außer den Herausgebern haben Beiträge zu diesem gestellt: Prof. Hilbrecht (Philadelphos), Prof. Ramon (Aberdeen), Prof. Saque (Orford). Der geschäftliche Mittelpunkt des Unternehmens ist Freiemaße an der Ober, was nicht so merkwürdig ist, wie es ausfällt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dort, abgesehen von dem als verantwortlichem Schriftleiter zeichnenden Verleger und dem zweiten Herausgeber, Gen. Pastor Lohmann (dessen „Probleme der Orientforschung“ als Vorwort zu den Veröffentlichungen seiner Gesellschaft gelten dürfen), auch der um die babylonisch-assyrische Topographie hochverdiente Oberst a. D. Billedt wohnt. Dem Vorstande gehörte seinerzeit Rud. Birchom als Ehrenpräsident an; jetzt finden wir darin neben den schon genannten Herren Beld, Lohmann und Rieger noch Prof. Dalman (Jerusalem) und Privatdozent Albr. Birth (München). Also eine Gründung, der man alles Vertrauen entgegenbringen darf. Um Gleich ihre erste Veröffentlichung reifertig ist ganz Prospektion vollkommen. Es handelt sich um eine möglichst lückenlose und erheblich verbesserte Erklärung der beiden Schriften aus einer vor 2700 Jahren zu religiösen Zwecken gesetzten Stele in einem der unzugänglichsten Kurvengebiete zwischen Romandien und Urdnu südwestlich vom Aras-See in Nordwest-Persien, nahe der türkischen Grenze). Freilich einen Blick die Erzählung von den Gefahren und Abenteuern der Entzifferungs-Expedition durch ihre Anischaufheit und Behaftigkeit, so reizt sich das Interesse dann noch bei der lichtvollen, ruhigen und überzeugenden Auseinanderlegung und dem Inhalt ihrer sprachlich überaus wichtigen Hinweise. Schön ist daran besonders das rücksichtslose Anerkennen fremder Verdienste und das unumwundene Eingestehen eigener Irrtümer aus früheren Jahren. H.

— Kunst und Geschichte aus antiken Münzen. Rede am Burettage des Kaisers 1905 im Namen der Universität Tübingen gehalten von Ludwig Schwanbe an der philosophischen Fakultät. Tübingen, J. G. B. Prof. (Paul Siebeck) 1905 (Pr. 50 A.). — Mit der Kürze, die durch eine solche Gelegenheitsrede geboten ist, erörtert der Verfasser zunächst, wie die auf unsere Zeit gekommenen antiken Münzen zu den Erzählungen der alten Geschichtsschreiber und den erhaltenen Schriftbildern in ihrem Inhalte eine Bestätigung bringen, so z. B. für die Tätigkeit des Hermitostes in Magnesia nach seiner Verbannung aus Athen die von ihm dort geprägten Münzen, für die Kritik der Heraklischkeit im Teutoburger Wald die dort gefundenen römischen Münzen. Für die Kunst kommt in Betracht, daß, während in der Gegenwart der Staat das Münzrecht für sich in Anspruch nimmt, in der antiken Welt jede Gemeinde Münzen schlagen konnte und durch diese Vielgestaltigkeit und aus den Bezügen das geschichtliche und künstlerische Leben der münzenden Städte treu sich ergibt. Während jetzt die technischen Fortschritte, die Verbesserungen der Maschinen eine mögliche Gleichförmigkeit der Münzen anstreben, hatten die Künstler damals bei Wiederholungen das alte Bild mit neuen künstlerischen Zügen auszusöhnen neue Kunstwerke. K-d.

— Svingilis Bademelum für gebildete Jünglinge nach dem Baseler Udrud vom Jahre 1523 neu herausgegeben von Konstantin v. Kugelgen. 22 S. 85 A. Richard Böpke, Leipzig. — Als viertes Heft der Zeitgenossen Traktate aus der Reformationszeit geht dieses von dem Herausgeber mit einer Einleitung versehene Schriftchen aus, ein lateinisch verfaßtes Bademelum mit dem Titel: „Quo pacto ingeniu adolescentos formandi sint“, das Svingili für seinen leichtlebigen Sinesiojn verfaßt, und das von christlicher Weisheit und Pädagogik zeugt. D. K.



## Die Alpenringamsel im Erzgebirge.

Von Robert Berge.

Je höher unsere Mittelgebirge mit ihren Gipfeln aufragen, um so mehr zeigen sie bestimmte Anklänge an gewisse Eigentümlichkeiten der Alpen. Die Eigenart dieser letzteren erstreckt sich auch auf Pflanzen- und Tierarten. Man hat zunächst ein Abbild jener Pflanzenverbreitung, welche von Süd nach Norden durch unseren Erdteil wahrzunehmen ist. Denn zeigen wir in dem gigantischen Hochgebirge empor, so finden sich mit zunehmender Erhebung augenfällige Veränderungen. Wir gelangen z. B. zur Nadelholzgrenze, zur Baumlinie überhaupt, dann über niedrig und endlich überhaupt spärlich bewachsene Matten dahin in die unwirtlichen Gemarkungen des ewigen Schnees. Ähnliches ergäbe die Betrachtung auf einer durch Europa nach der Polargezone sich hinziehenden Wanderung. Gleichsam vermittelnde Brücken zwischen Alpen und hohem Norden bilden in dieser Hinsicht die dazwischen gelagerten Gebirgshänge, welche wie Inseln, mit Vertretern alpinen Flora und Fauna ausgestattet, aus ihrer Umgebung hervortreten. Das Erzgebirge steht hierin gegen andere seiner Art kaum zurück, obwohl ihm die Höhe des Riesengebirges, Böhmer- und Schwarzwaldes nicht verlihen ist. Innerhalb seines höchsten Gebirgskammes namentlich, im Gebiet des Fichtel- und Keilberges, sprossen demnach verschiedene interessante Alpengewächse. Die blaue *Emmerita* mit ihren hochfarbenen Blumen, die Festsilene, der purpurblühende Felsenlattich, das Alpen- und dreifaltige Weidenröschen im Schmucke roter Blütentrauben, die alpine Kart der Goldbruste, die Kompositen Alpenbrand- und Alpenmilchblättchen, der Sturmhuthahnenfuß, die Luteidie und die Nierenbäumlein, Alpenbläuel und Alpenfrauenfarn geben sich in jenen einsamen Höhen ein Stelldichein. Am oberen Teil des tief zwischen Keil- und Fichtelberg einschneidenden Sechensgrundes erstreckt sich die fasten Lehnen an einformige Alpenfläden. Die Moorflur ringt sich an verdichtenden Stellen in niedergedrückter Kruste vom fargen Boden ab, und an den hohen Berggipfeln kämpft die Früchte mühsam ums Folein. Ihr meist lächelnder Bestand zeigt unterlegte, kurzwüchsig Baumgestalten von hohem Alter, welche in ihrer stumm-jergaunen, weichen Kernhaltigkeit, von weisgraunen Flechtenkräuten bearnicht, den Blick fesseln.

In dieser gewaltigen Gebirgsmatte wurde vom Verfasser ein Alpenvogel entdeckt, die Alpenringamsel (*Turdus alpestris*). Die Ring- oder Schildamsel gehört zu den Drosseln und hat mit ihnen insolge dessen, insbesondere mit der gewöhnlichen Amsel vieles gemein. Letzterer gleicht sie in der Größe und nahezu auch der Färbung. Ihr Gefieder ist matschwarz mit hellen Federsäumen, über die Oberbrust läuft ein großes weißes Mondschild, während das Weibchen mehr braun aussehend und ein matteres Schild trägt. Man pflegt drei Formen der Ringamsel zu unterscheiden, nämlich ausschließlich Gebirgsbewohner: die skandinavische, die Alpenringamsel und die orientalische oder kaukasische. Letztere kommt, da ihre Heimat im Südoften liegt, hier nicht in Betracht. Die nordische (*Turdus torquatus*) und die Alpenringamsel sind nicht allein im Kautendahl, sondern auch an den Aussehen verschieden. Denn die Alpenringamsel hat an den Federn des Unterkörpers einen weissen Mittelfleck, breitere weisse Ränder an denselben, sowie an den Schwung- und großen Deckfedern, und außerdem sehr reinweiße Umerflügeldecken. Daher besitzt sie eine leichtere Färbung als die ihrer dunkle nordische Schwester. Gewöhnlich vertheilt die Bergamsel, welche die Vogel unserer Gegenden anführen, unter der Ringamsel die skandinavische Form, da diese im Herbst von September bis Oktober, sowie im Frühjahr auf ihrer Reise bei uns durchfliehet. Sie

sieht dabei die Gesellschaft anderer Drosseln und prangt nach dem Sprichwort: Mit gegangen, mit gefangen, mit gegangen, als Strammelvoegel zuweilen in den Auslagen der Wildbänder.

Auf den Alpen brütet die Ringamsel in den Hochaltdern besonders zwischen 1000 und 1500 Metern, geht jedoch auch höher hinauf. Die lichten, aus zerstreut stehenden Tannen, Firscheiern, Birken usw. zusammengesetzten Waldungen gegen die Baumgrenze zu mit Buchweiden in der Nähe scheinen ihr am meisten zuzugun. Das Nest wird in mäßiger Höhe wohlverborgun auf Nadelbäume gebaut, ist fest gefügt und schön gerundet und enthält 4—6 Eier. Ein Paar macht jährlich nur eine Brut, zu Ende Mai oder Anfang Juni, widmet sich der Aufzucht der Jungen mit großer Hingabe und sucht jeden Stöckenfriede lärmend zu verjagen, wodurch es freilich leicht zum Verräter seines Geheimmisels wird. Auch in den Alpen überwinteret die Ringamsel nicht, sondern lenkt zum Herbst ihre Pfade nach wärmeren Strichen. Im Erzgebirge beginnen ihre Brutereien ebenfalls von etwa 1000 m aufwärts und befinden sich somit in einem Höhengürtel, in welchem nur die höchsten Berge, der Keilberg (1243 m), Fichtelberg (1213 m), Gitsenberg (1029 m), Wilschstein (1094 m), Spitzberg bei Gottesgab (1111 m) und Pleßberg bei Ahertham (1027 m) aufliegen. Doch beschränken sich die Ringamseln hier auf den die geeigneten Bedingungen gemähernden Berg der Keil- und Fichtelbergs. Sie sind keine Heulinge, sondern waren seit Menschenedenken dafelbst sesshaft. Man kann also die Zuversicht hegen, daß sie trotz des sich mehrenden Touristenverkehrs unter angemessener Schonung, die sie in vollstem Maße verdienen, in den weitest fernsten Frieden jener Wilder erhalten bleiben werden. Drei Umstände würden günstig: ihr zurückgezogenes hilles Leben und die Einfachheit ihrer Lieber, welche von der Bevölkerung des Erzgebirges so wenig geschätzt werden, daß die Ringamsel dort nie für den Käfig gefangen wird. Den Gefahren des Schneereiches, langdauernden Winters entgeht sie ohnein durch den Fortzug.

Sie wird von weniger Kundigen leicht mit der gewöhnlichen Amsel verwechselt und daher häufig übersehen. Wie diese ist sie durch den im Herbstnis in den Frühen lang erscheinenden Schwanz ausgezeichnet, sucht halb im Grase verliert auf den Bergweiden nach Nahrung, hüpf in Sprüngen umher und zeigt dem Beschauer dabei nur die dunkle Oberseite, das weisse verdräht leuchtende Brustschild dem Boden zugewendet. Von eigentlicher Scheu ist oft nicht viel zu bemerken. Sie magt sich nahe an Feld- und Waldarbeiter, Jagdhüter, entlegene Wohnungen, läßt sich durch Gespräche Vorübergehender nicht stören und hält dann den Widlen des Beobachters unbesorgt stand. Zur Beobachtung ihrer Gsult entwickelt sie große Klagelaut und verjährt allerdand Seeren, Insetten, Schnecken und Gemüden, also „Drosselutter“, ohne Schrecken anzulieten. Zur Brutzeit gebraucht sie mehr Vorsicht, und nicht leicht gelingt es dann, sich auf kurze Entfernung anzunähern, bevor sie das Weite flucht oder im Walde auf Zimmererdelesen ins Dickicht verschwindet. Will man den Gesang hören, so muß man sich früh aus den Federn begeben, denn schon vor Morgengraun summt sie ihn an und verstimmt allmählich bei der zunehmenden Unruhe des Tages. Erst der Abend lockt ihre Melodien wieder hervor, die nun bis in die Nacht erschallen. Sie singt laut, nicht unangenehm und erinnert in Klangfarbe und knapper Kürze an eine unserer herrlichsten Lieberfürtinnen: die Singdrossel oder Zippe. Namentlich wiederholt sie die einzelnen Töne mehrmals gleich dieser. Aber ihre Strophen klingen einformiger, weniger abwechslungsreich und

temperamentvoll, schwermütiger. Dabei thront die Sängerin unbeweglich und frei auf einem Szeisse, als wolle sie den Zauber ihrer Kunst durch Würde der Haltung geben. Regt sich in der Umgebung etwas Verdächtigtes, so löst sie wie alle Drollen ein

durchdringendes, leidenschaftliches Geächel hervor und leht sich ungelächelt zur Flucht. Immerhin wirkt es überraschend, inmitten der heimlichen Gebeirgeinjamkeit gleichsam melodische Klänge der fernem Alpenwelt zu vernehmen.

### Bücherbesprechungen.

— Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. Zweiter Band 1856—1863. Berlin 1905. C. S. Mittler & Sohn. Preis 7,50 M., geb. 9 M. — Im Jahr 1897 erschien der erste Band der Memoiren des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Zeit von 1848—1856 umfaßte, und erweckte das lebhafteste Interesse. Damals war angenommen worden, daß die ferneren Bände in kurzen Zeitabständen folgen würden. Inzwischen wie so häufig in ähnlichen Fällen hat sich dies Versprechen nicht erfüllen lassen. Die Ursache war zunächst das unerwartete Hinscheiden des Herausgebers, Generalleutnants v. Leichnam und Legation; dazu glaubten die Hinterbliebenen, daß es noch nicht Zeit sei, mit der weiteren Veröffentlichung hervorzutreten. Jetzt haben sie sich dazu entschlossen, und das kann nur mit Dank begrüßt werden. Als Flügeladjutant zweier preussischer Könige, heißt es im Vorwort, hatte der Prinz Gelegenheit, während bedeutamer Epochen unserer geschichtlichen Entwicklung die treibenden und bewegenden Kräfte des Staates in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen und wichtigen Vorgängen persönlich beizuwohnen. Was er erlebt hat, erzählt er in schlichter und doch spannender Weise; er will nicht Geschichte schreiben, er will nicht abschließende Urteile über die Vorgänge fällen, er zeichnet persönliche Erlebnisse auf, aber von diesen fallen sehr wertvolle Streiflichter auf die großen Vorgänge der Geschichte und die Charaktere der handelnden Personen. Der Band beginnt mit der Ernennung des Prinzen zum Flügeladjutanten König Friedrich Wilhelm IV. Mit scharfer Beobachtungsgabe, weitem Blick und freimütigem Urteil schildert er das Leben am Hof und die Umgebung des Königs; besonders fein aber ist die Charakterzeichnung des so oft verkannten und so verschieden beurteilten Königs selbst. Naturgemäß nimmt die Krantheit des Königs von ihren ersten Anfängen an einen breiten Raum in der Erzählung ein, in der schweren Leidenszeit wirkte der Prinz auch als Krantenpfleger, genoß das Vertrauen der Königin und übte einen heilsamen Einfluß auf den Kranken. Er begleitete ihn nach Tegernsee und Italien und stand auch am Sterbebette des Königs. Die Schilderung der letzten Tage des Königs ist erschütternd; insbesondere macht einen tief erregenden Eindruck die bewundernswürdige Haltung der Königin, dazu die innige Liebe, mit der der ganze Hof an dem Könige hängt. Nur eine Szene mag hier erwähnt werden. Die Königin hatte eine schier übermenschliche Ausdauer bei der Pflege bewiesen; nach dem Tode schwanden ihre Kräfte. Während der Anstellung der Leiche kam sie, um zu beten; Prinz Hohenlohe hatte gerade die Leichenkappe und geleitete die Schwankende die Stufen hinauf. Sie legte einen Gestein auf den Leichnam: „Der Heu“, sagte sie, „kommt mir vor, wie ich selbst. Auch ich muß mich an den Stamm ranken, zu dem ich gehöre, der Stamm ist nicht mehr. Ich falle zusammen. Ich weiß gar nicht, wozu ich noch leben soll. Ich habe ja keinen Zweck mehr. Ein Glüd für mich, daß ich eine alte Frau bin, und daß es also nicht mehr lange dauern kann.“ Später kam die Großherzogin von Mecklenburg und Prinzess Alexander von Jugoslawien. Letztere hielt es nicht lange aus. Sie hatte ja beide Majestäten immer wie ihre Eltern betradtet. Jetzt ward sie blaß, sank zusammen und mußte fortgeführt werden. „Wie merkwürdig“, sagte die Königin, „dies junge Mädchen, frisch, gesund und kräftig, wird ohnmächtig, und ich alte Frau lebe ruhig weiter. Habe ich denn wirklich weniger Gefühl als andere?“ — Ich hatte das Glück, daß mir — die Antwort einfiel: „Nein, aber mehr Gottvertrauen.“ Sie sah mich groß an, schied, dann warf sie mir einen freundlichen und dankbaren Blick zu und ging. — Die Königin kam am Abend wieder, betete am Sarge, dann schickte sie ein Blatt vom Gestein; auch gab es mir zum Andenken und ging. Ich vermag nicht zu beschreiben, moß ich da empfand. — Wie die übrigen Flügeladjutanten trat auch Prinz Hohenlohe in den Dienst bei König Wilhelm I. über. Die vergleichende Charakteristik, die er von beiden Königen gibt, geht zu dem Vollen, was über sie

gefragt worden ist. Dann folgt der Konflikt wegen der Militärreorganisation mit seinen Kämpfen und Aufregungen, der Eintritt Bismarcks in das Ministerium, der Anfang der bänischen Verwicklung. Für all das und für viele andere Vorgänge bieten die Memoiren sehr bezeichnende Einzelheiten. Natürlich können wir hierauf nicht näher eingehen, aber wir empfehlen das Buch allen denen dringend, die sich für die lebensvolle Schilderung aus kleiner intimer Säge interessieren, und seien nochmals die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers hervor und den freimütigen, mit dem er auch hochgestellte Persönlichkeiten beurteilt. Mit Spannung erwarten wir den Schlußband der Memoiren, der die Zeit von 1864 bis 1871 umfaßt noch in diesem Jahre erscheinen soll. A. Bs.

— Das Christentum Bismarcks. Ein Vortrag von Prof. Dr. Eberhard Bischof. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Batel. I. M. — Den Anßuß zu diesem Vortrag wie zu ähnlichen Darlegungen anderer haben die Briefe Bismarcks an seine Frau und Gattin gegeben, die Fürst Herber veröffentlicht hat, namentlich der vielbesprochene Brief an seinen künftigen Schwiegersohn, in dem er seine religiöse Enttaltung schildert. An diesen Brief anknüpfend wußte Bischof die Frage zu beantworten, welchen Inhalt und welche Kraft der Christenglaube für Bismarck gehabt habe, und findet, daß er aus ihm gewonnen habe: 1) die frohe Gewißheit, in Gott einen Herrn zu kennen, der seinem Leben ein festes, hohes Ziel gibt; 2) das Bewußtsein, ihm als Richter verantwortlich zu sein, der von uns Rechenschaft fordert, und endlich 3) das feste Vertrauen auf die Gnade des himmlischen Vaters, dessen Liebe wir uns allzeit getrieben dürfen, auch da, wo es uns dunkle Wege führt. Bei der Ausführung dieser drei Punkte läßt der Verfasser möglichst den Fürsten selbst sprechen, ein Verlahren, das zweifellos für die vorliegende Frage die sichersten Ergebnisse bietet. Für uns ist bei dem Vortrage auch das erfreulich, daß ein Schweizer sich so intim mit dem Fürsten Bismarck befaßigt, und das ein Schweizer Verleger das Festhalten so überaus glänzend angestaltet hat. Es ist das ein Beweis dafür, daß die deutschen Schweizer sich mit uns geistig verbunden fühlen und dies geistige Band auch hochhalten. A. Bs.

— Frhr. v. Stein. Von Max Lehmann. Zweiter Teil. Die Reform 1807—1808. Leipzig, S. Hirzel, XVIII, 608 S. — Der zweite Band des großen Werkes bringt aus den bisher wenig für diese Zweede benutzten Archiven ein reiches neues Material, das dem Verfasser gestattet hat, das Bild dieser großen Jahre, in denen sein Feld auf der Höhe seines Wirkens stand, schärfer und richtiger als bisher zu zeichnen. Es entrollt er im 1. Kapitel ein ausgeführtes Gemälde des alten Preußen von 1806, weil nur so Steins Reformwert und die große Kassauer Denkschrift vom Juni 1807, die es einleitete, völlig verstanden werden kann. Auf die fürdurbare Finanznot, in die die französische Kriegskontribution, die erst der Pariser Vertrag vom 8. September 1806 auf 120 Mill. Francs betrug, während Napoleon urfrüglänglich die unerhörtingliche Summe von 150 Millionen gefordert hatte, fällt neues Licht. Ganz unbekannt waren bisher die Verhandlungen über die von Stein beabsichtigte Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit; sie scheiterte an dem Widerstande vor allem des kaiserlichen Adels und ist bekanntlich erst nach den Jahren 1848/49 zur Ausführung gelangt. Seitdem aber wurden Steins Reformpläne gegenüber dem Adel immer radikalere und dessen Stimmung gegen den „revolutionären“ Minister immer feindseliger. Steins Städteordnung vom 19. November 1808 lehnte sich härter an das französische Vorbild an, „die Ideen von 1789“ an, als man bisher gewußt hat; bedeutenden Einfluß darauf übte der Königsberger Polizeidirektor Frey, ein Schüler Kant's und schon als solcher ein Bewunderer der französischen Revolution, namentlich des Gesetzes vom 22. Dezember 1789 über die Bildung der „Repräsentanten“ der Bürgerchaft; er hat dem Minister im Juli 1808 einen Entwurf über die preussische Städteverfassung eingereicht, den Stein dann benützte, weil er vielfach mit seinen eigenen Ideen übereinstimmte. Steins zweite Entlassung am 24. November 1808 erscheint nach Lehmanns Darstellung fast weniger als

eine Folge der Feindschaft Napoleons, als der vielfachen Opposition, die seine tief einschneidenden Reformen in weiten Kreisen erweckten, und seiner tabalalen, allzu verwegenen auswärtsigen Politik. Er lebte und wirkte mit Schärferhork und Gneisenau in dem Gedanken einer allgemeinen Erhebung gegen Napoleon im Bunde mit Österreich. Dafür sollten alle Kräfte des Volkes als „Landsturm“ unter die Waffen gerufen und das Bündnis mit England gesichert werden. Der König aber verwarf die ihm geradezu als revolutionär erscheinenden Vorschläge und wollte überhaupt keinen Krieg mehr, weil er unter den damaligen Umständen an jedem Erfolge verzweifelte. Allerdings verhandelte Stein mit Alexander I., als dieser auf der Reise nach Erfurt durch Königsdorf kam, über ein Bündnis, dem sich auch Österreich anschließen sollte, und der Jar äußerte sich grundsätzlich nicht ungünftig, aber der Minister erschütterte seine eigene Stellung durch einen höchst unvorsichtigen Brief an den Fürsten Wittgenstein in Dobberan, der seine Absichten unverhohlen ausdrückte und den Franzosen in die Hände fiel. Sie benutzten ihn, um den Prinzen Wilhelm in Paris zum Abschluß der ungünstigen Konvention am 8. September 1808 zu zwingen, und Stein erbat am 21. September seinen Abschied. Darauf ging der König zunächst noch nicht ein; er schimpfte sogar ja, daß Stein in einem Artikel der Königsberger Zeitung vom 29. September sein Reformprogramm gewissermaßen festlegte, um seine Durchführung für die Zukunft zu sichern. Aber die Klust zwischigen beiden erneuerte sich. Stein setzte die Vorbereitungen zur Erhebung im Widerspruch mit dem König fort, dieser ratifizierte die Pariser Konvention am 29. September ohne Wissen Steins und lehnte dessen Vorschlag, in einer Proklamation an das Volk die Bernaltungsgrundsätze und die ganze Lage klarzulegen, ab. Nun forderte Stein am 7. November zum zweitenmal seine Entlassung. Auch diesmal lehnte der König, weil er Steins Hilfe für die Ordnung der Kontributionszahlung noch nicht entbehren wollte. Nun aber verlor dieser auch die Stütze, die ihm bisher die Königin Luise gewährt hatte, als er der Reise des Königspaares nach St. Petersburg, die sie, einer Einladung des Jaren folgend, bringen wüßte, widersprach. Begreiflicherweise wußte jetzt auch die Opposition am Hofe und, was mehr bedeutete, unter seinen eigenen Mitarbeitern, wie Altshelm und Graf Voss, dem Minister des Auswärtigen, denen seine Politik zu verwegend, zu radikal war, und besonders die von ihm beschlossene Bearbeitung des Volkes bedenklich erschien. Sogar Hardenberg wandte sich deshalb in einer Denkschrift vom 12. November gegen Stein. Dazu kam die Agitation des unzufriedenen Adels gegen den „Revolutionär“ und auch die Vertreter des alten Preußen, General v. Rödiger, Graf Voss u. a. regten sich; sie hofften seine Erbschaft anzutreten. Eine ostpreussische Petition vom 29. Oktober über die Beibehaltung Steins hatte nicht die gewünschte Wirkung; am 24. November genehmigte der König Steins Entlassung in gnädigster Form, am 5. Dezember verließ der Friedrich Königsberg. Das Königstodekrete Napoleons vom 16. Dezember war ganz überflüssig; es machte Stein nur zum Märtyrer seines Despotismus und erweckte ihm neue Sympathien.

## Kl.

Zu diesen ersten und notwendigen Hefte des VIII. Jahrgangs der historischen Vierteljahrschrift, herausgegeben von Gerhard Seeligre (Leipzig, B. O. Teubner 1905) enthalten neben zahlreichen Rezensionen, Nachrichten und Notizen eine Reihe von begiebigen Untersuchungen, die auf den verschiedensten Gebieten eine wesentliche Förderung der Forschung bedeuten. Das Mittelalter ist diesmal nur durch einen kleinen Aufsatz von Wilhelm Ohr vertreten, der sich gegen die einseitigen Überreibungen der „päpstsichen“ und der „laiserlichen“ Auffassung des karolingischen Staatskirchentums wendet, wie sie neuerdings in den Schriften einerseits de la Sorbières, andererseits Fissions feind hervorgetreten ist, und mit Recht verlangt, daß die viel erörterte Frage ohne Eineintragung moderner Dozen lediglich auf jener Zeit heraus beurteilt werde. Am reichsten ist die Reformationszeit bebacht. H. Stolpe „Zur Geschichte der zwölft Artikel vom 1525“ hält gegenüber den Angriffen von Wfr. Gorge an seiner Hypothese über die Entstehung und den Verfasser (Balthasar Hubmaier) der Artikel fest, während Alfred Gorge den von ihm für den Verfasser der Einleitung zu den zwölft Artikeln gehaltenen Christoph Schappeler in Nernmingen als den Autor einer zwischen 1521 und 1524 entlandenen seltenen anonymen Jungsdreit „Verantwortung und Auflöfung“ nachzuweisen sucht. Sehr beachtenswert ist ein Aufsatz von D. Olagau „Landgraf Philipp von Hessen im Ausgang

des Schmalkaldischen Krieges“. Für die Biographie Philipps ist noch viel zu tun, und eben deshalb ist das große Regestenwerk, dessen Veröffentlichung H. Ruch begonnen hat und das die reiche politische Kanzlei des Landgrafen der Forschung leicht zugänglich machen wird, sehr willkommen zu heißen. Olagau weist nach, daß nach dem unglücklichen Ausgung des Donaufeldzugs Philipp ein lebhaftes Friedensbedürfnis empfand, aber seine Verhandlungen mit dem Kaiser seinen Erfolg hatten, weil dieser volle Unerwerbung des neuen Johann Friedrich am meisten gehösten Wegers, ja treulosen Erbarmen an seinen bisherigen Bundesgenossen verlangte. Zum erstenmal erfahren wir am meisten eingehenden Bericht des Kaisers, den Abel den Landgrafen zum Abfall zu bringen, wie über die Verhandlungen Philipps mit Frankreich in den ersten Monaten des Jahres 1547. Nicht im günstigsten Licht erscheint Herzog Moriz, der den Schwiegersohn in seinem Interesse monatlang in unfruchtbareren Verhandlungen hinhalt und so an der arglistigen Selangennahme Philipps in Halle nicht ohne Schuld war. Julius v. Plag-Partung gibt unter dem Titel „Kuss den Tagen des 17. und 18. Juni 1815“ Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Welle Alliance. — Der programmatische Versuch von D. Dietrich über „die Grenzen der Geschichts“ wendet sich mit Entschiedenheit gegen einen unter dem gleichen Titel erschienenen Vortrag von Friedrich Oestl und sucht das Verhältnis der „historischen Wissenschaft“ die nach seinen Ausführungen neben der Geschichtsphilosophie und der Geschichtsmethodologie einen Teil der Geschichtswissenschaft bildet, zu den außerhalb der Geschichtswissenschaft lebenden Wissenschaften festzulegen — eine scharfsinnige Untersuchung, auf die jedoch an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann. Von methodologischen Interesse sind auch die unter den „Nachrichten und Notizen“ mitgeteilten Bemerkungen Gerhard Seeligers über Geschichte und Völkertunde, der die neuerdings so oft gefällten ungünstigen Urteile über die „alte Richtung“ der Geschichtswissenschaft entschieden zurückweist und in Gegenwart zu Haupt auch an dieser Stelle erwähnten Aufsatz Geschichte, Völkertunde und historische Perspektive“ die prähistorischen, paläontologischen und ethnographischen Forschungen auch außerhalb des eigentlichen Gebiets des Historikers liegend bezugnet; auch die Anlage von Delmots Weltgeschichte, insbesondere die Ansicht, daß Amerika für die weltgeschichtliche Betrachtung ein geeigneter Ausgangspunkt sei, wird als verfehlt bezugnet. Am derselben Stelle verteidigt Seeligre die Einwendungen, die Wm. Stengel, Stas und Reichel gegen sein Wert über die soziale und politische Bedeutung der Grundherrschaft im früheren Mittelalter gemacht haben und die er zum größten Teil auf Mißverständnis seiner Ausführungen zurückführt.

—m—

— Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumsunde. Herausgegeben von Dr. Hubert Grimsh. 25. Band, 1. und 2. Heft. Dresden, 1904 (vertpäter). — Auch dieses Heft bietet wieder einen reichen und vielseitigen Inhalt. In dem ersten Aufsatz „Sächsisches Ebelginn“ verfolgt der bekannte und verdiente Sammler und Kenner Hr. Demiani die Entwicklung dieses merkwürdigen Gewerbezeiges vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. In Sadian, das seit der Entdeckung der Zinngruben von Ehrenfriedeborf, Geor, Zinnwald, Altenberg, Marienberg und Eibensfeld das eigentliche Zinnland Sächsislands war, hatte die Zinngieberei seit 1550 ihre Hauptstätten im Erzgebirge (Freiberg, Annabergr, Marienberg und Schneeberg) und in dem gewerbetreibigen, wohlhabenden Jittau. Die Meister benutzten teils fremde Vorbilder, teils gossen sie ihre Zinnformen über Platten anderer Meister, die sie reisenweise nach Bedürfnis zusammenfügten. Neben Krügen und Kannen, von denen die Funfkanne der Jittauer Maurvernung 1562 eine der schönsten ist, waren namentlich im 18. Jahrhundert die Bergmannsleuchter für Kirchengallen: in den Erzgebirgsstädten und die Jittauer Schügengesellen als Preise bei Schügengesellen gefügt; solche Teller sind dort noch 1810 zur Erinnerung an die Kämpfe mit den Braunsdmewiger „Schwarzzen“ im Mai 1810 gegossen und gemalt worden (bedingung ein „Endtor“, einen Namen, den Demiani ausfallig zu finden scheint — S. 5/6 Anm. — d. h. ein äußeres Tor, beide jebed der alten vier Jittauer Stadttore, wie die Leipziger Tore). Die Bläse der sächsischen Zinngieberei gebört dem 16. und 17. Jahrhundert an; im 18. begannen das Porzellan und das billige Tondgierbild das Zinn zu verdrängen, doch erhielten sich, wie hier Jinngefäßigt, z. B. in Jittau die alten Zinnfäden, Teller, Platten und

Krüge, auch in guten Familien bis tief ins 19. Jahrhundert im Gebrauch. Groß gut ausgeführte Tafeln vorgegenwärtigen die schönsten der besprochenen Gefäße. — Im zweiten Aufzuge gibt Reinhold Hoffmann, Bilder aus einer sächsischen Stadt im Informations-Jahrbuch, nämlich aus Auisau, auf Grund der Rammerechnungen. Zeitschreiber teilt 6 Briefe des berühmten Mathematikers Johannes Sumelius 1559/61 mit, Ostbar Jütting weiß, Die Segnungen des siebenjährigen Krieges für Kurpfälzen in der mit dem Suberburgbürger Frieden 1763 einlebenden rühmigen und erfolgreichen Arbeit für die Fieberberieselung der Volkswirtschaft, des Steuer- und Kreditwesens sowie für die Reform der Volksschule und des Geistes (das damals überwiegend auf die inländische Werbung begründet wurde) nach. Den längsten und in mancher Beziehung interessantesten Aufsatz bilden „Neue Beiträge zur Charakteristik des Generals v. Zieliemann“ aus der Feder R. Häbler. Auf Grund einer erst jetzt zugänglich gewordenen, seit 1860 auf der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden aufbewahrten Korrespondenz des Generals mit dem Geheimrat Baron Wilhelm v. Zuck aus den Jahren 1806—1811 und einigen anderen Briefen und Dokumenten verfaßt der Verfasser in lebhafter Polemik mit der Biographie Ziemelemann von H. v. Peterdorff (1894, vgl. dessen Aufsatz in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 37, S. 757 ff. und die dort angeführte umfangreiche Literatur) den Charakter des Mannes an sich sehr kritisch und darnach die Motive seiner Handlungen zu bestimmen. Im ersten Zieliemann als ein vorzüglicher, reichbegabter und vielseitig gebildeter Offizier, aber auch als ein eiter, hochhabender, ehrgeiziger und rücksichtsloser Mensch, der seine Freundschaften und seine Parteilichkeit durchaus nach seinem egoistischen Interesse behandelt, über seinen militärischen Pflichtenkreis hinaus behändig diplomatisch zu wirken sucht und schließlich seinen König in schändem Umstand den Rücken verleiht. So zeigt er sich gleich 1806 nach der Schlacht von Jena bei seinen eigenmächtigen Verhandlungen mit Napoleon über den Waffenstillstand für Sachsen, während des Feldzugs 1807 in Chpreußen, als Adjutant des Generals v. Polenz und später als Militärattaché beim Marschall Dorsowit in Warschau 1807 bis 1809, als Generaladjutant Friedrich Augusts in Dresden, als Brigadegeneral in Kotbus 1811 und an der Spitze der schweren Reiterbrigade, die er 1812 mit glänzender Bravour in Rußland führt. In allen diesen Jahren ist er ein begehrter Anhänger Napoleons und seines „occidentlichen Kaiserreichs“, dessen Reformator er im Herzogtum Warschau steht, sein höchstes Ziel ist es, das Verhältnis zwischen Sachsen und Preussens so eng wie möglich zu gestalten. Noch zu Anfang 1813 unterläßt er deshalb die zurückhaltende, auf einen Anschlag an Bayern und Österreich zielende, den Anschlag an die Verbündeten ablehnende Politik des Grafen Ernst v. Billaud. Auch sein Verhalten in Torgau, das schließlich seinen Übertritt zu den Verbündeten herbeiführt, will Häbler schlechtweg auf egoistische Motive zurückführen. Das schließt über das Ziel weit hinaus. Gewiß sind solche Motive bei Th. auch in diesem Momente mit untergelaufen, und selbstlose Hingabe war niemals seine Sache; aber in dem schmerzlichen Konflikt der Pflichten, in die damals viele ehrliche und patriotische Sachsen auch unter den Offizieren gerieten, als die eigene Regierung sich dem Drängen der besten Elemente ihres Volkes verlegen zu müssen glaubte und den ausichtslosen Versuch machte, zu vermitteln, obwohl ein kleiner, dem Feinde schon überschwerem Staat viele Sachen damals dazu wahrhaftig nicht in der Lage war, da reichte für selbsthändige Naturen die Schablone des militärischen Gehorsams nicht mehr aus. Auch der geniale Ernst Ludwig v. Rittler ist damals mit Th. zu den Verbündeten hinübergeritten, und sind etwa die sächsischen Generale zu verdammen, die sogar mitten in der Leipziger Schlacht zum Feinde übergingen, um ihrem König das Land zu retten? Ueber derartige Urteile sollten wir doch heute hinaus sein. Jedenfalls hat sich Th. er, wie gesagt haben, soviel er will, das unvergängliche Verdienst erworben, durch sein tapferes Standhalten gegen die doppelte Übermacht des Generals Sacken bei Beyer am 18. Juni 1815 die Niederlage Napoleons bei Waterloo befestigt zu haben, und es ist ein höchstes Vergnügen für ihn, daß er die Jünglinge des 19. von Stein erwarb; einem bloßen ehrgeizigen Streber wäre diese nicht zuteil geworden. Den größern Aufsätzen folgen „Kleinere Mitteilungen“, von denen eine französische Schilderung des Zusammenstießens zwischen Na-

poleon und Friedrich August vor Leipzig am 14. Okt. 1813: herangezogen sei, eine Übersicht über die „Literatur“ und „Nachrichten“ über die Arbeiten von Kommissionen, Vereinen usw. zur sächsischen Geschichte.

— Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben von Professor Dr. Richard Zeitl. 80. Band. Oct. 8°. IV und 288 Seiten. Görlitz, Kommissionsverlag von Hermann Zischel. Preis geb. 5 Mk. — Das vergangene Jahr brachte der ältesten aller belebten deutschen Gesellschaften, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, die Feier des 125jährigen Bestehens und damit die mannigfaltigen Ehrungen für ihre vielen und außerordentlichen Verdienste um die Erforschung der Geschichte der preussischen und sächsischen Oberlausitz. Stattlich ist die Zahl der selbständigen Schriften und Urkundenpublikationen, sowie die Reihe von Bänden der Vereinszeitchrift Neues Lausitzisches Magazin, welches in ununterbrochener Folge seit dem Jahre 1821 erscheint. Der vorliegende, im November vorigen Jahres erschienene 80. Band schließt sich an Inhalt, wissenschaftlichen Wert und äußerer Ausstattung würdig seinen Vorgängern an und enthält dankenswertere Beiträge zur Geschichte der einst und jetzt unter dem Scepter der Weimarer vereinigten Lausitzischen Gebiete. Rauregenmäßig nehmen den größten Teil des Buches (Seite 1—231) die elf Abhandlungen ein. Zunächst setzt Professor Dr. Paul Kraus-Baugen seine im 77. Bande obiger Zeitschrift (1901) begonnene dankenswertere Veröffentlichung (diese betraf das Jahr 1430) der aus einem alten Geschichtsbuche des Baugener Stadtraths geschöpften Belenennisse (1433—1437) fort, die gleich seines das Jahr 1430 betreffenden früheren Mitteilungen für die Oberlausitzer Geschichte, insbesondere für die des Adels, der Städte und Dörfer eine Fülle von interessanten und zum größten Teil noch unbekannten Aufzeichnungen und willkommenen Ergänzungen zu Jentsch Codex diplomaticus Lusaticus superioris II. bieten. Weitliche Arbeit hat für die spezielle Geschichte unseres heutigen Sachsenlandes ferner von Interesse 1) die Abhandlung von Stadtbibliothekar Georg Uhlig-Kamenz über die Kamener Stadtbibliothek, 2) der erste von Gymnasiallehrer Dr. R. Keobon-Baugen veröffentlichte Beitrag zur Geschichte des Baugener Gemmaismus und 3) die aus der Feder von Oberlehrer Th. Stod. Potenburg flammende, auf langjähriger, mühevoller Arbeit beruhende Übersicht über die ländlichen Schöppendächer der sächsischen und preussischen Oberlausitz. Für unsere heimische Geschichtsforschung sind nicht minder lehrreich die zwei erscheinenden, baugeschichtlichen Aufsätze des Oberleutnants a. D. E. v. Sommerfeld-Weimar über den Umbau der St. Peters- und Paulskirche in Görlitz im 15. Jahrhundert (mit einer Grundrisstafel) resp. über die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses herrlichen Bauwerkes. Außer einem wertvollen, mit urchenlichen Belegen versehenen Aufsatz über die drei Örtlicher Münzhäuser und deren Bewohner bietet der langjährige, verdienstvolle Gesellschaftssekretär und Herausgeber obiger Zeitschrift Professor Dr. R. Zeitl-Görlitz einen kurzen, auf dem Material der Gesellschaftsarchive beruhenden Überblick (auch als Festschrift erschienen) über die Geschichte der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz von 1779—1904. (Mit 9 wertvollen Abbildungen der Stifter und Präsidenten.) Für die Volkstunde leistete Oberlehrer Dr. Ohlgen-Görlitz und der auf dem Gebiete des Werdentums rühmlichst bekannte Professor Dr. E. Wader-Freiberg i. S. erfreuliche Beiträge mit ihren Abhandlungen über Lieber und Reime aus der Lausitz, speziell aus dem Kreise Zudraude (mit Notenbeilage) und über wendische Sprichwörter. Schließlich vertritt Hermann Schmidt-Löbau in seiner Uebersetzung über den Wall und die Burg aus dem Gutberge in Schönau a. d. Eigen (mit einer Bildtafel) seine von den früheren Forschern abweichende Ansicht und kommt zu dem Ergebnis, daß das auf dem Gutberge noch jetzt stehende Gemäuer keine aus Stein aufgeführte mittelalterliche Ritterburg, sondern eine gewöhnliche, glatt verlaufende Scheunmauer für die Bergbewohner war. Außer einigen feineren Mitteilungen (von Stadtbibliothekar Uhlig-Kamenz, Archivar und Staatsarchivar a. D. Dr. Diebel-Flaheim und Professor Dr. Zeitl-Görlitz) und Büchersprechungen bringt der vorliegende Band, für den die Geschichtswissenschaft dem verdienten Herausgeber wiederum zu höchstem Dank verpflichtet sein muß, eine Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur Geschichte der Lausitz. Vivant sequentes! K. v. K.

Erscheinung

Dienstag, Donnerstage  
und Sonnabende und kann  
sich nur durch den  
Verkauf, die Königliche  
Erzbiten der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
Kasse 6, bezogen werden.

Bezugspreis

bei Abholung: 1. K. 26 S.,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. K. 61 S., für  
außerhalb 1. K. 64 S.,  
vierteljährlich:  
Eingelagerte Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Nisfert in Leipzig.

Nr. 80.

Sonnabend, den 8. Juli, abends.

1905.

## Eine Wanderung über das Schlachtfeld von Rossbach.

Von Hellmuth Schmidt.

Das große Generalschlachtverloren über den siebenjährigen Krieg unterscheidet sich in seiner Beschreibung der Schlacht von Rossbach von früheren dazugehörigen Darstellungen ganz grundlegend dadurch, daß es sich nicht auf die Kenntnis und Prüfung der historischen Überlieferung allein, sondern ebensosehr auf persönlich unmittelbarer Anschauung von der topographischen Eigenart des Schlachtfeldes aufbaut. Darum ist es für den, der eine Wanderung über das Rossbacher Schlachtfeld unternimmt, der beste und der zuverlässigste Führer, freilich auch ein Führer, der nicht so leicht zu erlangen ist. Ein so umfangreiches und wertvolles Werk kann naturgemäß kein Hausbuch im eigentlichen Sinne sein, aber die wertvollen und interessanten Forschungsergebnisse darin sollten doch auch weiteren Kreisen irgendwie zugänglich gemacht werden, zum mindesten denen, die den Stätten naherwohnen, wo vor nunmehr fast 150 Jahren die gewaltigen Schlachten jenes Krieges geschlagen wurden. Als ein Versuch in dieser Richtung wollen die folgenden Zeilen betrachtet sein; sie wollen aber andererseits auch mehr aus eigener Arbeit heraus etwas geben: eine Anleitung nämlich dazu, wie man eine Wanderung über das räumlich sehr weit angelegte Schlachtfeld so einrichtet, daß man wirklich an alle wichtigen Punkte im Gelände kommt und sich die dabei gewonnenen Einblicke zu einer übersichtlichen, lebensvollen Aufzeichnung des Ganzen zusammenfügen kann. Zum geringsten Teile nur ist diese Anleitung Schreibweise: in erster Linie ist sie gewonnen durch mehrere Wanderungen im Gelände selbst, mit der Karte in der Hand und dem jähren Schlamm der in dortiger Gegend leider oft unglücklich schmutzigen Wege an den Stiefeln, und so darf ich wohl sagen, daß sie praktisch brauchbar ist und am eigenen Erbe wirklich erprobt. —

Als geeigneten Ausgangspunkt für eine Tagetour über das Schlachtfeld möchte ich jedem, gleichviel von welcher Richtung her er amwandert, den Ort Braundorf bezeichnen (2 km südlich der Haltestelle Bernsdorf der Mücheln—Merseburger Bahn). Denn hier vereinigte Friedrich der Große seine Truppen, die tags zuvor in drei getrennten Heeresabteilungen nach auf dem rechten Saaleufer gekommen hatten, am Nachmittag des 5. Nov. 1757 unter seiner persönlichen Führung in einem großen Lager auf dem Geländebandstück nördlich des Dorfes, der von dem Verbindungsweg Braundorf—Bernsdorf im W. von der baumbestandenen Niederung der Giesel im N und der des Leisabaches im O und S begrenzt wird. Zur Sicherung der dort hinterlassenen Hauptmacht waren die Dörfer Bernsdorf, Reumart und Braundorf mit Grenadierbataillonen, Bedra von dem Freibataillon Mayr und starken Kavallerieabteilungen unter dem bekannten Reiterführer General v. Seydlitz als Vorpostenkommandeur belegt. Der König suchte gleich nach seiner Ankunft persönlich die Stellung des Feindes zu erkunden. Er rit, als sich das vom Braundorfer Kirchthurm und ebenso von den kleinen Anhöhen nördlich des Dorfes als unmöglich erwies, sofort längs des Leisabaches nach Bedra und von da auf die Schortauer Höhen, Punkte, zu denen auch uns unsere Wanderung bald führen wird. Die frühe Dunkelheit des Sonnabends verhallte aber seinen späteren Willen die Einzelheiten der feindlichen Stellung, immerhin ergab diese Erkundung und die dabei eingeholten Aufträge der Krisenminister doch ein wertvolles Gemächheit: Der Feind stand auf den Anhöhen südlich von St. Nikolaen, aber mit der Front nicht nach Braundorf, sondern nach N. nach Halle zu. Dank dieser eigentlich unbegreiflichen Aufklärung, die der Befehlshaber der Reichsarmee selbst als „so fontos, dergleichen ich in meinem Leben noch keine gesehen“ bezeichnen, durfte der König hoffen, am nächsten Tage den Feind durch einen raschen

Angriff womöglich in der Flanke packen zu können, und so gab er in Braundorf abends zwischen 9 und 10 Uhr einen Befehl aus, der für den kommenden Morgen den Alarm und den Angriff im einzelnen festsetzte. Die Entscheidung fand brood.

Wir sind dem König auf seinem Refugiumsbereich nicht gefolgt, sondern in Braundorf haben wir uns unterdessen ein Bild zu machen gesucht von dem bunten Lagerreiben, das sich damals hier entfaltete, und wir haben eine Weile betrachtet vor dem Pfarrhaus gestanden, in dem der große König damals im Quartier lag. Noch hind, wie Hr. Pfarrer Wagner mir gütig mitteilte, die beiden Zimmer, die Friedrich damals benutzte, baulich unverändert erhalten und alter Tradition zufolge werden sie heute noch als „Friedensammer“ (Fenster nach Nord und Ost) und „Friedensstube“ (Fenster nach Ost und Süd) bezeichnet. Die Nacht, die der König hier verbracht hat, wird ihm nicht viel Ruhe besichert haben, und die Gedanken, die unter diesem Tuche ihm durch den Kopf gingen, waren gewiß ernst. Denn viel hing ab von der Entscheidung, die so nahe war. Wenn man die allgemeine Kriegslage betrachtet vor dem Tage von Rossbach, so muß man sagen, Friedrich war damals von allen Seiten von seinen Gegnern hart bedrängt. Die Russen, die Schweden, die Franzosen und die Reichsösterreicher und seine erbittertesten Feinde, die Österreicher, alle standen gegen ihn und alle hatten in letzter Zeit beachtliche Erfolge errungen. Wenn nach all dem Unglück die bevorstehende große Schlacht nun wieder ungünstig ausfiel für Preußen? — Gingen wohl dem König am Vorabend dieser Entscheidung nach all den politischen und strategischen Erwägungen dann, beim Einschlafen vielleicht, unter diesem Tuche die Zeilen durch den Sinn, die er wenig zuvor an Voltaire geschrieben hatte:

„Moi menacé de naufrage  
Je dois en affrontant l'orage  
Penser, vivre, mourir en roi.“

In der zweiten Stunde nach Mitternacht erhob sich der König von seiner kurzen Ruhe und morgens 3 Uhrritt er bei hellem Mondschein von Braundorf hinaus zu seinen Vorposten. Eine Stunde später etwa setzten sich seine Kolonnen in Bewegung und wir folgten den Scharen, die in der kalten mondellen Novembernacht nach kurzem unruhigen Schlaf dem Kampf entgegenzogen. Zunächst geht es nördlich an Bedra und seinem Park vorüber und dann, die Infanterie in langgestreckter Linie entfaltend, an die Anhöhen westlich Bedra und Schortau hinan. Um von den folgenden Vorgängen möglichst alles Gelände zu überfliegen, gehen wir von Bedra aus am besten auf unserem Weg nach Schortau und von dort aus dann auf dem genau nach Westen führenden Verbindungsweg bis Punkt 180 auf dem Schortauer Hügel vor. Eine weite Aussicht lohnt uns hier für den langen Stieg und erleichtert uns die Orientierung im Gelände. Wir sehen: Der Schortauer Hügel, auf dem wir stehen, bildet, wenn man so sagen darf, eine Bastion eines großen, von Wäldern im Norden bis Brandersdorf im Süden gleichmäßig verlaufenden Plateaus; der Süd- und Ostabhang der Bastion senkt sich in ganz allmählicher Neigung zur Niederung des Leisabaches hinab, mo wieder jenseits der Leisa südlich Groß hinter dem Kirchthurm der Salzenberg (162 m) emporsieht. Der Nordabhang unseres Hügel senkt sich hinab in das Gerstfeld oder das grüne Tal, das wie ein Keil hinein- getrieben ist in das westlich liegende Plateau. Jenseits dieses Tals schiebt sich nun von dem genannten Plateau aus eine zweite, nördlichere Bastion vor, Ordter Hügel benannt, und 7 m niedriger als der Schortauer Hügel. Um dieses ganze

Ösländebild recht zu erhalten, müssen wir eigentlich unbedingt eine gute Karte der Gegend, etwa die Kaisermandarierkarte von 1903, hier zur Hand haben. Sie ist für unsere Wander- ausführung ein ebenso notwendiges Stück wie das richtige Quantum Frühstück, das wir offensichtlich auch mitgenommen haben und das uns hier bei dieser Nacht sehr willkommen sein wird.

Damals, in den frühen Morgenstunden des 4. November ritt nun Friedrich mit seiner gesamten Kavallerie auf jenen Größten Hügel hinauf, gleichzeitig ließ er das Freibataillon Mann ein Stück im Hinterhalt aufwärts gehen. Vom Größten Hügel nur aber die Stellung des Gegners nur teilweise einzusehen, darum zog sich Friedrich bald wieder zurück mit der Kavallerie und sprengte nun die südliche Position hinauf; die Hauptmacht seiner Reiter ließ er am Chabang halten (die Infanterie stand, wie ja schon erwähnt, in langer Gasse nord-südlicher Linie etwa 1700 m westl. Schortau), er selbst mit einigen Husaren zur Bedeckung ritt vor bis zur Höhe und auf diesem Punkt 180, wo wir jetzt stehen, hielt damals der große König und überhaute mit seinen hellen scharfen Augen die ganze Stellung des Gegners. Der Anblick, der sich ihm bot, war wesentlich anders, als er tags zuvor ihn halb verhüllt durch den Schleier der Dämmerung sah: die aufgehende Morgensonne zeigte ihm hinter den weichen Morgennebeln die schimmernde Front einer gewaltigen Streitmacht, die er nach dem Augenchein und nach den Meldungen der Patrouillen auf gegen 60000 Mann schätzen mußte und die in Wahrheit wenn auch nicht so genau, so doch doppelt so stark war als seine Armee, und diese Übermacht war über Nacht in eine Stellung eingerückt, die für sie überaus günstig, für ihn fast unannehmbar war.

Es war deshalb ein Glück, daß Friedrich diesen total veränderten Umständen Rechnung trug und noch in letzter Stunde abstand von dem geplanten Angriff. Er ließ seine Infanterie auf Schortau zurückgehen, seine Kavallerie flachweise auf Bedra, und auf der Anhöhe hinter dem Vesohab, südlich Bedra und nördlich Noßbach besitz er alsbald ein Lager, das sich mit seinen beiden Flügeln an die genannten Dörfer anlehnte und durch Infanterie- und Kavallerieabteilungen, die jenseits der Leiba nach Bedra und Schortau und nach Noßbach vorgeschoben waren, gesichert wurde. Daraufhin gingen nach einigem Scharmanieren und Kanonieren auch die Gegner allmählich in ihr Lager zurück und stellten die alten Vorposten wieder auf.

Zus Lager Friedrichs des Großen läßt sich vom Schortauer Hügel aus gut übersehen, zudem wird uns später unsere Schlachtfeldwanderung wieder dorthin zurückführen. Für jetzt wollen wir uns deshalb weiter westlich und gehen da auf unserem Verbindungsweg vor bis zu der großen Chaussee München—Brandroba. Wir sind damit in Ösländebahn gelandt, die in jenen ersten Novembertagen von 1757 die Gegner Friedrichs innehatte und von deren Vorfstellung und von deren Verhältnissen wollen wir uns jetzt von hier aus eine Anschauung verschaffen. Am Abend des 3. November, als Friedrich zuerst ihre Stellung erkundete, hatte das französische Heer und die Reichsarmee in jener „senkensen“ Stellung südl. St. Wämeln gekantet und alle Vorkstellungen, die der einflussreiche Befehlshaber der Reichsarmee, der Prinz von Hildburghausen, dem französischen Oberbefehlshaber, dem Prinzen Souffle, wegen seiner Unvorsichtigkeit machte, waren erloschen geblieben, weil Souffle hartnäckig auf seiner vorgeschlagenen Meinung bestand, die Preußen müßten von Halle her angreifen. Erst als eine Meldung nach der anderen von der er weiteten nach O zuziehenden deutschen Kavallerie eintraf und jeden Zweifel daran, daß die Preußen von Weissenfels her anrückten und in Braunsdorf standen, unmöglich machte, erst da hatte sich endlich Souffle entschlossen, seine Front nach Osten zu nehmen. In der Nacht war man in die neue Stellung eingerückt, Hildburghausen zuerst. Er hatte seine Kavallerie rechts und links vom Wege, auf dem wir eben zu unserem jetzigen Standpunkt gelangen, aufgestellt, also dort etwa, wo die südl. Position, der Schortauer Hügel in das große Plateau übergeht und rechts ein Weg nach München abgeht, in 2 Treffen, die rechten Flügel angelehnt an das Hakenholz. In diesem Gehölz, das uns vordrin linker Hand begleitete, standen außerdem 6 Bataillone französischer Infanterie und Geschütze. Die Infanterie der Reichsarmee stand südlich Brandroba. Wir sehen von unserem Punkt 182 aus jenseits Brandroba einen teilweise besonders am Abende bemachteten Gang anheben. Auf diesem Höhenzug, der im 18. Jahrhundert etwas tiefer besetzt war als heute, lagerten die Kolonnen Hildburghausens, etwa

6000 Mann mit der Front nach Osten. Die Hauptmasse der französischen Infanterie, etwa 15000 Mann, stand in 2 Treffen längs unserer Chaussee Brandroba—München, das 1. Treffen ganz dicht an der Straße, mit seinem rechten Flügel vielleicht 800 m nördlich von unserem Standpunkt, mit dem linken, etwas zurückgezogenen Flügel etwa am Galgenberg, 700 m südl. München. Dort stand auch in 2 Treffen die französische Kavallerie. Auf dem rechten Flügel hinter dem 2. Treffen hielten gegen 10000 Mann Infanterie und nicht ganz 2000 Reiter unter Broglie als Reserve. Man muß sich ein recht deutliches Bild von dieser eben skizzierten Aufstellung zu machen suchen; sie in ihrer ganzen Front abzugeben, empfiehlt sich nicht, denn das würde uns viel zu weit abführen. Man kann ja auch tatsächlich von unserem Standpunkt aus eine vollständige genaue Anschauung davon bekommen, wie stark und wie überaus günstig diese Stellung gewesen ist.

Mit der Übernahme eines Angriffs war so den Verbündeten sehr schwer beizukommen, aber es gab eine andere Nacht, die sie sich von Notwendigkeit sogar binnen kurzem aus ihrer Stellung vertreiben mußte: das war der Hunger, überhaupt die Not. Seit sieben Tagen bereits hatten die Truppen der Reichsarmee kein Brot mehr empfangen, ohne Getreide und ohne Stroh lagerten sie der Kühle und Feuchte der Novembernächte anheimgegeben im Freien, die ganze Gegend war dank dem rüchichtslosen Fouagieren vor allen der Franzosen total ausgelesen und so machte der Mangel an Notwendigkeiten ein längeres Verweilen in der sonst so günstigen Stellung einfach unmöglich. In dieser Lage hielt man am 4. abends einen Kriegsrat und beschloß, am nächsten Tage abzumarschieren, und zwar zunächst nach Süden bis Weissenfels und von da nach Osten auf die Höhen, die sich von Weissenfels nach Petzsch und Weichartsberben zu hinziehen. Damit wollte man Friedrich den Großen in seiner Verbindung mit Weissenfels betartig bedrohen, daß er, um diese Verbindung sich zu sichern, einen Angriff machen, oder, wenn er dem auswich, zurückgehen mußte nach Merleburg. Sollte er wider Erwarten in seiner bisherigen Stellung ruhig verharren, wollte man auf den genannten Höhen ein Lager aufschlagen und dann am folgenden Tage, am 6., ihn angreifen. So der Beschluß des Kriegsrates. Hildburghausen konnte sich nachträglich damit nicht mehr zufrieden geben. Zu viel kostbare Zeit schien ihm dabei verloren und in der Stille der Nacht, die der Prinz abschloß bei seinen hungernden und frierenden Leuten draußen im Freien zubrachte, um die Generale der Reichsarmee zu gleicher Entlassung zu veranlassen, rang er sich immer mehr durch zu der Gewissheit, das einzig Richtige sei für den kommenden Tag ein rascher, energischer Angriff auf die Preußen, ganz gleich, wie sie sich nach der Besiegung der Weissenfels-Bestädter Höhen verhielten. Seine dahingehenden Vorkläge fanden bei Souffle, dem er sie am frühen Morgen des 5. sofort mitteilte, und dann bei dem Kriegsrat, der er nach einer erneuten Erörterung der preussischen Stellung durch die versammelte Generalsität abhielt, allgemeine Billigung und sofort ward der Rechtsabmarsch in der Richtung auf Weissenfels beschlossen. Zu seiner Sicherung mußte der Graf von St. Germain mit 8 Bat. und 12 Eskad. auf dem vordrin von uns überdrittenen Chabang des Schortauer Hügels und Lauben mit einer gegen 2000 Mann starken Abteilung auf dem südlich von Groß liegenden Galgenberg, auf den uns später der Weg nach führen wird, Stellung nehmen.

Allein der beschlossene Rechtsabmarsch ging nur mit großer Verzögerung von statten. Souffle ordnete erst lange seine Abteilungen, dann wollte er auf die einzelnen zum Fouagieren in den Dörfern umherstreifenden Soldaten warten: kurz, es war bereits gegen 12 Uhr mittags, als er die Franzosen endlich antreten ließ. Jögerte er vielleicht absichtlich? Sicher läßt sich das nicht entscheiden, aber so viel ist gewiß, daß ein wirkliches Handbinderarbeiten der beiden Heerführer nicht stattfand, sondern es war eine fortwährende Spannung und Reibung zwischen beiden Prinzen, woran Souffle zweifellos die meiste Schuld trug und worüber Hildburghausen am meisten Verdruss empfand; für das Ganze war diese gestörte Einheitsliebe der Oberleitung natürlich von den unheilvollsten Folgen.

Für uns genügt es, um eine Vorstellung von diesem Rechtsabmarsch zu bekommen, wenn wir von unserm bisherigen Standpunkte auf der Chaussee München—Brandroba hinengehen ins Dorf Brandroba und von dort auf der östwärts führenden Chaussee nach dem Dorfe Groß zu. Zur Rechten sehen wir da 500 m östlich Brandroba einen Verbindungsweg sich genau südlich ab-

zweiigen und, wenn wir ihn, die Anhöhe hinauf, etwa 700 m weit gehen, schnurgerade auf das etwa 3 km entfernte Feuchfeld zuführen — das ist die Marschstraße, die damals am 5. Nov. mittags die Reichstruppen und die Franzosen zogen. Bei Feuchfeld bogen sie dann nach O ab, auf Pettschütz zu. Davon bekommen wir eine Anschauung, wenn wir von dem Dorfe Gröitz aus an der Kirche vorbei auf dem Verbindungswege, der auf den Galgenberg (1 km südl. Gröitz) und von da weiter südlich führt, über die Ghauffee hinweg so weit vorgehen, bis ein von Feuchfeld her kommende Verbindungsweg den unseren kreuzt. Von diesem Punkt aus gehen wir wieder Feuchfeld in der Niederung liegen, diebmal nach Südwesten zu, vor uns erhebt sich der Steinberg, über den von Feuchfeld der Marsch damals ging und von dem aus die Generalität lange das preussische Lager beobachtete. Unterhand von uns liegt Pettschütz — dort machten die Verbündeten nachdem sie auf der für uns durch die Baumreihe am Horizont kennlichen Straße hin marschiert waren, gegen 2 Uhr nachm. bei dem Gehöft Lustschiff kurz Halt —, und wenn wir nun auf dem von Feuchfeld her kommenden Wege hinuntergehen nach Kopsbach, sehen wir, in einiger Entfernung allerdings, rechter Hand genau östlich in der Verlängerung der Linie Feuchfeld—Pettschütz die Anhöhen sich erstrecken, auf deren Kamm damals nach dem kurzen Halt die Kolonnen auf die Ghauffee Kopsbach—Weissenfels zu zogen. — In Kopsbach kommen wir nun wieder zu Friedrich dem Großen und seinen Scharen. Die ersten Gebäude linker Hand im Dorfe gehören zum Kopsbacher Rittergut, in dessen Herrenhaus der König am Vormittag des 4. Nov., als er den geplanten Angriff ausging und seine Truppen das erwähnte Lager beziehen ließ, Quartier genommen hatte. Der Nachmittag und Abend dieses 4. Nov. war für die Preußen ruhig gewesen, ebenso die Nacht. Am Morgen des 5. ließ nun der König durch Seydlitz die Verhältnisse beim Feind erkunden und schickte den ganzen Vormittag unangeforderte Patrouillen zu dem gleichen Zwecke vor. Er selbst beobachtete den Gegner seit 8 Uhr morgens vom Boden des Kopsbacher Herrenhauses aus durch eine Lute, die er in die Westseite des Daches drehen ließ (später hat man sie zu einem Dachfenster ausgebaut). Von hier aus sah er am Vormittag die feindlichen Truppen in wimmelnnder Bewegung, er sah die gewaltigen Marschkolonnen des Gegners sich nach Süden zu in Bewegung setzen und die zahlreich einlaufenden Meldungen bestätigten ihm, daß der Gegner einen Rechtsabmarsch auszuführen, den St. Germain und Laudon sichern sollten. Friedrich sah in diesem Wandel des Feindes lediglich den Verlust eines Rückzuges auf Freyburg a. d. Unstrut; daß der Gegner nach Osten abbiegend sich auf Merseburg zu wenden und damit ihn in seiner linken Flanke umfassen wollte, hielt er für ganz unwahrscheinlich. Nach 12 Uhr setzte der König sich zu Tisch und ließ am Ausgud oben den Hauptmann von Gaudi weiter beobachten. Dessen spähenben Blicden entging es nicht, daß nach kurzer Zeit auf einmal die Gegner bei Feuchfeld sich nach Osten wandten, und sofort machte er seinem König davon Meldung. Der aber glaubte ihm nicht, stieg selbst hinauf mit seinen Generalen zum Ausgud und, was er in diesen Augenblicken gerade sah, schien allerdings seine Zweifel an Gaudis Meldung zu rechtfertigen. (Das Gelände um Feuchfeld läßt sich nämlich von jenem Dachfenster aus nur teilweise einsehen, auch beträgt die Entfernung in der Luftlinie gegen 6000 m, daher die Unsicherheit in der Beobachtung.) Gaudi besam ungnädige Worte zu hören — da, mit einem Male tauchten wirklich drei weißlich Pettschütz marschierende Kolonnen deutlich sichtbar auf und damit war auch dem König jeder Zweifel genommen. Im Augenblick erfasste er die damit total veränderte Lage, im Augenblick hatte er sich zu Gegenmaßnahmen entschlossen. „Da konnte man ihn in seiner ganzen Größe sehen“, berichtet uns Gaudi von diesem Momenten. Sofort ward das Lager der Preußen abgebrochen, nur das Freibataillon v. Maar und sieben Eskadrons Husaren ließ Friedrich zurück als Rückendeckung gegen St. Germain und Laudon, alles andere brach mit auf. „Im Ru“ so berichtet einer, der's mit ansah, „lagen alle Reite, als wenn sie auf dem Theater mit einer Schnur gezogen worden, auf der Erde und die Armee war in vollem Marsche“ auf Klein-Kayna, und da das wirklich die Richtung nach Merseburg ist, nahm St. Germain und Laudon, ebenso aber auch Soubise und Ziburgshausen, die von den Pettschützer Höhen aus diese Vorgänge beobachteten, ganz sicher an, es handle sich hier um einen „mehr einer Flucht als einer Entgegenstellung östlichen“ zuzigen

Rückzug Friedrichs auf Merseburg. Das war es aber keineswegs. Friedrichs Plan war vielmehr der: er wollte in Schutze des von Leiba genau von W. nach O. bis zur Ghauffee Weissenfels — Merseburg sich hinziehenden Höhenzuges, vor den Höhen des Feindes gedekt, seine Streitmacht entwideln und dann mit einmal über die Höhe Gröitz und von ihr herab sich auf den Feind stürzen, sobald dieser von den Höhen östlich Pettschütz herunterstieg in die Talnulle zwischen Lustschütz und Reichartswerben. Dieser Gedante des großen Königs ist das Leitmotiv für die folgenden Vorgänge und darum müßen wir, um diese Vorgänge und anfanglich zu machen, den Höhenzug, dessen Länge Benutzung des ganzen Plan zugrunde liegt, jetzt einmal in seiner ganzen Länge abmanern.

Von Kopsbach führt uns da ein Weg genau nördlich auf Bedra zu. Wir benutzen ihn bis zu dem durch ein altes, mit einer mächtigen Röhre beständenes Hünengrab weißlich kenntlich gemachten Punkt, wo ein von Leiba her kommender Weg ihn kreuzt. Wir verweilen etwas unter dem solchen Baume und merken dabei einen Blick auf die weißlich von uns von Bedra nach Bedra sich hinziehende Anhöhe, den Platz des preussischen Lagers. Dann gehen wir weiter auf dem weißlichen Verbindungswege, um da bald an eine zweite breiteartige Röhre zu kommen, die Lustschützer Röhre, wie man sie nennt zum Unterchied von der Kopsbacher, unter der wir eben standen. Uns Königshügel hat man noch bis weit hinein ins vorige Jahrhundert diese Hünengraber, auf denen die beiden Stämme stehen, bezeichnet: erst von dem einen, dann vom andern aus soll Friedrich der Große damals den Feind beobachtet haben. Die Steigung zwischen beiden Hügeln beträgt etwa 20 m, von der Lustschützer Röhre aus weiter verläuft unser Weg fast eben, denn bereits befinden wir uns auf der Kuppe des langen Höhenzuges, auf dem sogenannten Janushügel. Und wenn wir nun an dem Denkmal vorbeigehen, das Friedrich Wilhelm IV. 1860 hier errichtete und mit der hoch ein wenig zu folgen Aufschrift verah: „Zum Gedächtnis des Sieges, den Friedrich der Große am 5. November 1757 auf diesem Felde über den dreifach stärkeren Feind erfocht“, und wenn wir vorbei auch an dem älteren, aber in seiner Schlichtheit eigentlich mächtiger wirkenden Denkmal, das am 26. Oktober 1813 „auf dem Marsch nach der Deutschland betreffende Schlacht von Leipzig preussische Krieger des III. Armeekorps“ hier legten, unseren Weg immer weiter nach Osten verfolgen bis zum Höhenhügel hin, dann wird, denke ich, vor unserm geistigen Auge das grandiose Bild wieder lebendig und fardertlich erheben, das diese heute so stillen und friedlich-einsamen Gestirde an jenem 5. November 1757 sich hier entfallen sahen. Dann glauben wir die schimmernden Gesichtswörter der preussischen Reiter von Groß-Kayna her antraben und dann auf Seydlitz' Befehl hinter dem Höhenhügel in Bedung halten zu sehen, in zwei Treffen gefahrt, mit verhaltenem Atem harrend auf den Angriffsbefehl ihres Führers, jugendlichen Generalis und auf das helle Signal zur Attacke, das sie wie ein Ungewitter heroorbrechen heißt. Und ein gutes Stück weißlich, aber gleich unsicherbar für den Feind halten die zwei gewaltigen, blauweißgrünen Kolonnen der preussischen Infanterie, der rechte Flügel des ersten Treffens wohl gegen 600 m nordwestlich der Lustschützer Röhre, der linke Flügel etwa 500 m nördlich von dem neuen Denkmal, angelehnt an die mit Büumen bewachsene Schlucht, die heute von dem Höhenweg, der damals von Groß-Kayna hier herauf führte, allein noch erhalten ist. Und neben den braven preussischen Musikanten stehen hier, wie ausbreuend auf die Laßetten der schweren blauen Geschütze gelehnt, drin im Höhenweg die Kanoniere Friedrichs — ein rascher Kommandoruf und im Ru werden die Batterien hinaufstrahlen auf den Janushügel und Tod und Verderben verenden. Aber noch schwangen die Hörner, die zum Angriff rufen, und noch hartte alles, stum und in verbolterer Kampfbegier. —

Unter dem Eindruck dieser Bilder wollen wir nur noch einmal vor die Denkmäler treten, die die Vieltät der Rachwelt dem Genie des Preußenkönigs und der Tapferkeit seiner Truppen errichtete, und dann die Stätte aufsuchen, wo der eigentliche Kampf damals sich abspielte. Dazu gehen wir am besten vom Janushügel den Weg nach Reichartswerben hinunter: die Äcker, die sich da rechts und links von uns ausbreiten, sind das eigentliche Kampffeld, und wenn wir auf unserem Weg etwa 1200 m vor dem Dorf halt machen, stehen wir dort, wo der erste blühige Zusammenstoß stattfand. Wir setzen von unserm Standpunkt etwa 5000 m in der Luftlinie südwestlich eine hohe Höhe, das ist die Richtung auf Pettschütz

hätt, und links hinter dieser Esse ziehen sich die Höhen hin, die wir vorhin zur Rechten hatten, als wir vom Walgenberg bei Groß nach Kosbach hinuntergingen. Auf diesem Höhenzuge hatten die Franzosen und Reichsblätter kurz nach 2½ Uhr ihren Parich nach Osten fortgerückt, nachdem sie auf einmal die Feste des preussischen Lagers verschwinden und Friedrich eilig abmarschieren sahen. Vorher hatte Souville immer den am Morgen so bestimmten beschlossenen Angriff hinzuzählen und auf den folgenden Tag zu verschließen versucht, jetzt war die ganze Generalität mit einmal einig in der Ansicht, man müsse so rasch wie möglich hinter den abziehenden Preußen hinterher und dürfe die Potsdamer Nachparade“ auf keinen Fall nach Merseburg entkommen lassen. Man war so ganz bestimmt und sicher in der Überzeugung, der Abmarsch Friedrichs könne nichts anderes sein als ein fluchtartiger Rückzug auf Merseburg, daß man die elementarsten Vorsichtsmaßregeln der Sicherung außer acht ließ. Man hätte doch ganz selbstverständlich Kavallerieposten bis auf den Janushügel vortreiben müssen und die 3 Geladröns Eskadronen Husaren, die Friedrich flugweise auf den Südböschung des Höhenzuges zum Schutz gegen solche Patrouillen hindrängte hatte, es sollte, was es wollte, verjagen sollen, denn nur vom Stamm des Höhenzuges aus konnte man sich wirklich Gemisheit verschaffen. Aber so begnügte sich die französische Kavallerie mit ein wenig Geplänkel und Pistolenschießen gegen die preussischen Reiter, und der General-Lieutenant v. Nevel, zur Erkundung eigens vorgehnd, kam zurück mit der Meldung: „Ich bin vorgeritten bis zu den Husaren am westlichen vorn. Beweis: Das Pferd meines Adjutanten bekam einen Schuß ab vom Feind; man sieht dort sehr weit und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es ist keine Kugel vom Feind da, bloß 50 bis 60 Husaren, die sich mit untern mit Pistolen herumjagen.“ Freilich, einige Reiter von der Avantgarde merkten doch, daß hinter dem Höhenrücken größere Truppenmassen standen, und eine Meldung dieses Inhalts brachte ein Husarenrittmeister eilig den beiden Bringen. Souville, der selbst mit einigen seiner Galopins, wie Hilburgshausen später berichtete, vorgeritten war, aber nicht nahe genug, um sehen zu können, wo der Feind für dispositionen macht“, Souville tritt dem Rittmeister die Nichtigkeit seiner Meldung rundweg ab: „Kein Gebanke“, sagte er, „der Feind macht sich auf dem Stamme, das können Sie mir glauben! Ich würde es nicht sagen, wenn ich es nicht gesehen hätte.“ Ohne jede genügende Sicherung ging man also vor die gemalten Infanterie- und Artilleriekolonnen schoben sich in übereiltem Marsch und zum Teil in wirrem, aller Disziplin vollständigem Durcheinander auf den Höhen nach Osten vorwärts, die Kavallerie, die man, so weit sie sich erst innerhalb der Parichkolonne befunden hatte, nun vorgezogen, ritt unter Souville's und Hilburgshausen's persönlicher Führung den Chabang des Höhenzuges hinauf nach Reichartswerben und gegen ¼ 4 Uhr überschritten die ersten Reiter den Weg von Reichartswerben nach dem Janushügel, und wo wir jetzt stehen, sprengten damals die beiden Bringen an der Spitze ihrer Folgen Reiter unbefürchtet den Höhenhügel hinan. Da, mit einem Male, ein Signal — im Nu sind die preussischen Batterien auf dem Janushügel aufgeführt und bald schlagen ihre Geschosse verberbernd in die dichten Reitermassen ein — und kurz darauf ein zweites Signal, ein heller Kommandoruf und wie aus der Erde gemächlich erhebt die lange Linie der Geschützigen Reiter auf dem Höhenhügel und in lausender Attade stürzen sie sich auf die vollkommen überaltete feindliche Kavallerie. Rasch sucht sich diese zur Gegenattade zu formieren, einigen Regimentern der deutschen Kavallerie, die an der Lote reiten, gelingt ihr Aufmarsch auch und unterstützt von dem Feiter einer rasch (200 m weßlich von unserem Standpunkte) aufgeführten französischen Batterie, können sie den anrührenden Preußen wenigstens so weit entgegenzutreten, daß nicht beim ersten Anreiten gleich ihre Linie durchbrochen wird. Ein wütendes Handgemenge entspinnt sich nun, in scharfen Hieben saufen die schweren Felleiche der erbitterten Kämpfer aufeinander. Da führt Erstgilt sein zweites Treffen ein Geschütz, und führt die beiden Regimenter so geschickt zur Attade, daß beide Flügel des Gegners umfost werden, und dadurch wird der Ausgang dieses Reiterkampfes entschieden. Immer härter wird die deutsche Kavallerie bedrängt, immer mehr gerät sie in Unordnung und bald ist sie völlig genorren.

Bergeblid ist es, daß nun die französischen Reiter durch Gegenattaden den Kampf wieder zum Stehen zu bringen versuchen, ihr Eingreifen kommt zu spät. Den furchtbaren Stößen der preussischen Schwadronen vermögen sie nicht zu widerstehen, Linordnung verliert ein, und „bald wölgen sich die geschlagenen Reitermassen restlos Reichartswerben vorbei auf Storfau und Clichy zu, um grotenteils gänzlich vom Schlachtfeld zu verschwinden.“

Zur selben Zeit etwa, als Erstgilt zur Attade vorbrach, hatte Friedrich der Große auch seine Infanterie antreten lassen und zwar vom linken Flügel aus bataillonsweise in Staffeln. Durch ihren Vormarsch gelangte die Infanterie in eine Stellung, die wir am besten übersehen, wenn wir jetzt auf unserem Wege vorgehen bis an Reichartswerben heran, dann aber rechts abbiegen und auf dem dicht nördlich am Dorf vorbeilaufenden Weg 1000 m grabewege, und dann auf dem in derselben Richtung weiterlaufenden Feldweg noch 500 m vorgehen bis zu der Baumgruppe. Eine gerade Linie von hier aus nach Rahlenbors bezieht die Richtung, in der die Front des rechten preussischen Flügels verliert, der linke Flügel, aus dem zweiten Treffen verliert, schwenkte im Gesicht ein Ängel rechts, so daß er die Front genau von Nord nach Süd hatte. Hinter der Infanterie, nahe unserem Standpunkte, war die zunächst auf dem Janushügel postierte Artillerie aufgeführt, eine zweite schwere Batterie stand bei Rahlenbors.

Selbstverständlich hatten die Feinde, während die Preußen in diese Stellung vorrückten, ihre Linien zum Gesicht zu entwickeln versucht. Aber die Unordnung, die bei dem Anmarsch herrschte, rückte sich jetzt nun hinter. Nur die vordersten Regimenter von jedem der 3 französischen Treffen gelang es, zum Treffen zu formieren und dem Versuch der deutschen Infanterie, sich nach rechts zu entwickeln, mußte Friedrich, wie wir sehen, durch eine Redeschützenlinie (eines linken Flügels überaus geschickt entgegenzutreten. Die gewaltige Übermacht der Verbündeten konnte also wegen der geringsten Unordnung und Bemühtung einisch nicht zur Entfaltung kommen, und was half es da, wenn die vordersten Regimenter unglücklich mit einer gewissen Bravour unter dem Rufe „Vive la roi!“ der krassen Hilburgshausen an der Spitze, den Preußen entgegenrücken, bis auf 40 Schritt an ihre Linien heran? Die Geschosse der Batterie und einige Salven der Preußen lassen ihren Stoß zerfallen und zwingen sie zur Flucht. Auch die deutsche Infanterie vermag sich nicht zu halten und nun wird die Unordnung und die Panik, die anfangs vor allem auch durch die auf die Flucht herankommenden Reitermassen verschuldet war, immer allgemeiner. Und dieses Moment hat Erstgilt' genutzt und benutz' ihn, um das Schicksal des Tages nun endgültig zu entscheiden. Er hat seine braven Reiter in dem Gesichte zwischen Storfau und Tagewern nach dem ersten Gesichte wieder in zwei Treffen geordnet und von dort aus bricht er nun zum zweitenmal in gewaltiger Attade vor, und in wirrer wilder Flucht, in völliger Auflösung jagt er die Feinde vor sich her, kaum daß St. Germain und Laudon und einige brave Truppen der Hauptmacht notdürftig den Rückzug zu deuten vermögen.

Einen vollkommenen, glorreichen und mit überaus geringen Opfern erkaufen Sieg hatte Friedrich errungen, und noch heute sprechen, das werden wir wohl gefühlt haben, diese Kosbacher Gefilde berebt von seinem und seiner Tapfern Ruhm. Voll von erhebenden Einbrüden wandern wir die wenigen Kilometer noch bis Weissenfels. Uns zur Linken im Saalethal liegt das Schloß von Burgwerben. Hier nahm Friedrich nach der Schlacht Quartier und von hier sandte er am Abend noch die Siegesbotschaft seiner Gemahlin und seinem Minister. Seiner Lieblingsschwester in Bayreuth schrieb er: „Da ist nun noch so viel Aufregung, daß dem Himmel, endlich ein Glückfall, und es sei gesagt, daß 20000 Preußen 50000 Franzosen und Reichsblätter besiegten. Nun werde ich in Frieden sterben, denn das Ansehen meiner Nation und ihre Ehre ist gerettet. Unglücklich können wir noch sein, aber nicht erlös.“ — Als der König ankam in seinem Quartier, waren alle Räume des Schloßes besetzt mit gefangenen französischen Offizieren, die da verwundet lagen. Man wollte Waj schaffen für den König, der aber ließ das nicht zu und nahm mit einer Bedientenstube im Nebenbau vorlieb. Bonapartes stolzen Händen vor der Veränderung bewahrt, ist dieser Raum in seiner schlichten Fürtigkeit noch heute genau so erhalten, wie an dem Tage der Kosbacher Schlacht.



## Theologische Zeitschriften.

Allgemeine Evangelische Lutherische Kirchenzeitung. Herausgeber P. Dr. theol. Hölzner. Leipzig, Dörfliug und Franke. Vierteljährlich 3,25 M. — In der Verteilung der Gesandte hat sich bei dem Blatt — insofern eine Änderung vorlag, als seit April v. J. nicht mehr der Verlag, sondern Harrer W. Vaile für die Redaktion verantwortlich ist, ohne daß deshalb irgend ein Unterschied in Haltung und Gestaltung der Zeitung bemerkbar wurde. Einen verhältnismäßig großen Teil des Ganzen hat im Jahre 1904 die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz in Hofstadt beanprucht. Schon im Februar erschien die erste Einladung, im Juli folgte eine zweite mit den Hauptpunkten des Programms, im August wurden nähere Mitteilungen über Einzelheiten gemacht, Anfang September ward das Programm in ganzer Ausführlichkeit mitgeteilt. Und sobald die Konferenz abgehalten war, füllten sich die Spalten der Zeitung mit einem eingehenden Bericht über ihren Verlauf und in zusammenfassender oder wörtlicher Wiedergabe mit der Mehrzahl der dabei gehaltenen Vorträge. So erschien zunächst ein mit dem Abdruck der Tefen verbundenen ausführliches Referat über den Hauptvortrag des General-superintendenten Kasten, der die Frage beantwortete, ob das evangelisch-lutherische Bekenntnis für das 20. Jahrhundert tauglich. Ihrem Vortrage nach wurden abgedruckt der zu einer förmlichen Verurteilung gelangte Vortrag des Professors Böck über den Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten, sowie die Vorträge des Missionsdirektors v. Schwarz über den Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern in seiner Bedeutung für die Mission und des Oberpfarrers Seidel, der die Frage beantwortete, was wir tun können, daß die Landeskirche Völkische werde. Endlich aber gab der Umstand, daß man den Lutheranern innerhalb der Union zur Konferenz nur Zutritt, aber keine Stimmberichtigung zugelassen hatte, den Anlaß zu wiederholten Ansprüchen von beiden Seiten. Hier von abgesehen, ist das Bild, das uns die Kirchenzeitung von jener Konferenz entworfen hat, ein sehr erfreuliches Anbild, sowohl was die Fröhlichkeit und Freudigkeit anbelangt, mit der sich die ständige Versammlung auf das lutherische Bekenntnis stellte, als auch was die einzelnen, durchweg vortrefflichen Leistungen der Redner betrifft. Die Kirchenzeitung ist zu begrüßenswerten für die Zukunft, mit der sie die Sache der Konferenz vertritt als eines sehr nötigen Gegengewichts gegen allerhand phantastische Vorstellungen, die sich mit der Begründung des an und für sich so erfreulichen und auch von ihr sehr freudig begrüßten deutschen Kirchenausschusses so leicht verknüpfen. Aus der Menge der übrigen Beiträge, die auch im Jahre 1904 eine Fülle sehrreichen Stoffes gebracht haben, möchten wir die aus dem Nachlasse des Professors Bald kommende besonders hervorheben. Kurz nach seinem Heimgang wurde die Ansprache veröffentlicht, in der ein Kollege vor seinen Juchzern den Wert seiner Persönlichkeit trefflich geschildert hat. Dann folgte eine Schilderung seines Lebens und Strebens als Christ und Theolog. Zwei wertvolle Arbeiten von ihm konnte die Kirchenzeitung noch veröffentlichen, nämlich den letzten Vortrag, den er gehalten hat, über Tod und Fortdauer nach dem Tode auf Grund der Lehren des Alten Testaments, eine trefflich klare Darlegung, die sich zu vielen landläufigen Vorstellungen über diesen schwierigen Gegenstand in sehr klaren Gegensätzen stellte, und einen kurz vor seinem Tode verfaßten Aufsatz über den göttlichen und menschlichen Faktor im Bestande der heiligen Schrift, in dem er sich mit der ebenso betitelten Schrift von Wilhelm Gerold auseinandersetzt und seine Anschauungen über die Inspirationslehre entwickelt, wie sie sich ihm gebildet hatten infolge gewissenhafter langjähriger Studien über die schwierige

Frage. Die Beispiele, zu deren Ermahnung der Heimgang des gelehrten und reichbegabten Theologen den Anlaß gegeben hat, müssen genügen, um damit auf die Reichhaltigkeit des Inhalts hinzuweisen, den die Kirchenzeitung bietet.

Theologische Literaturblatt. Herausgegeben von D. theol. Hölzner. Leipzig, Dörfliug und Franke. Vierteljährlich 2 M. 50 S. — Herzlich gern empfehlen wir alljährlich dieses Literaturblatt allen denen, die für eine theologische Wissenschaft im Sinn und Geist jüngerer Generationen Verständnis und Neigung haben. Da wir jedoch nicht übermäßig wiederholen können, von welchem Standpunkt aus und in welcher Weise die Beurteilung der theologischen Wissenschaft sich in diesem Blatt vollzieht, noch viel weniger aber daran denken können, die hier gegebenen Rezensionen wieder zu rezensieren, so haben wir in der Regel unserer Pflicht so zu genügen gesucht, daß wir die Ergebnisse der Besprechungen von einzelnen Hauptworten oder von den Hauptworten bestimmter Disziplinen kurz zusammenfassen, um so dem Leser immer wieder zu einer Anschauung von der literarischen Arbeit der hier tätigen Gelehrten zu verhelfen. Der vorige Jahrgang des Blattes enthielt aus bestimmten Gründen einen besonders reichen Stoff über das Leben und die Lehre Luthers. Und so greifen wir in dem angegebenen Zwecke nach diesem Beispiel. Auf die Schmähschrift des Vater Denisse mußten die angegriffenen Lutherforscher Kolbe und Walther antworten und diese „Beschimpfung Luthers und der evangelischen Kirche“ und „Ausgeburt römischer Moral“ entsprechend kennezeichnen. Dann hat Walther selbst das Wort ergriffen, um im Anschluß an die Schrift von Sobere über Luther und die Rüge die darin bezeichnenden Fragen einer scharfen Unterredung zu unterziehen. Aber nicht bloß um Denisses willen hat man sich mit Luther zu beschäftigen gehabt. Stange hat in den Quellenstudien zur Geschichte des Protestantismus die ältesten ethischen Diskussionen Luthers herausgegeben und erläutert. Es mußte der eigenartige Versuch von M. Kreuzer, Luthers Leben und Reformationsgeschichte in Predigten darzustellen, geprüft werden und konnte, soweit er bis jetzt gemacht ist, die Jesur einer guten vollstümlichen Lutherbiographie erhalten. Auch die Antwort auf die zeitgemäße Frage: War Luther Antisemit?, die Hartwig gegeben hat, fand ihre Würdigung. Bei Gelegenheit der vierten Auflage von Herrmanns Verlehr des Christen mit Gott hat Professor Trieme eine neue Unterredung über Luthers Glauben an die Gottheit Christi angestellt. Aber als Hauptleistung auf diesem Gebiet von evangelischer Seite her wird doch, wie man sich auch dazu stellen möchte, die neueste Lutherbiographie von Gaudrat anzusehen sein. Freilich mußte dem Verfasser vorgeworfen werden, daß der Schöngelicht bisweilen den Kirchenhistoriker abzugeben habe. Dieser kleine Auschnitt aus dem Inhalte des Blattes soll den Beweis liefern, wie sorgfältig jede nur irgend in Betracht kommende Erscheinung aus der betreffenden Literatur hier beachtet und gewürdigt wird.

Paßraa-Blätter für Familie, Katechetik und Seelsorge. Herausgegeben von Lic. theol. Arthur Reuber, Pastor in Dresden-Griesen. Dresden und Leipzig, Fr. Richter's Verlags-handlung (L. Ludwig Ungelenk). Halbjährlich 4 M. — Aus den Heften des letzten Jahrgangs, soweit sie uns zugegangen sind, haben wir ersehen, mit welchem Fleiß und Eifer der Herausgeber fortfährt, sein Blatt in einem erhöhten Maße für die Leser nutzbar zu machen. Zu wiederholten Malen hat er selbst das Wort ergriffen, um auf die vermehrten und gesteigerten Forderungen hinzuweisen, die unsere Zeit mit Recht an den Prediger stellt. Dieser müße, so meint er, viel mehr eingehen auf das, was die Zeitgenossen treiben, und beispielsweise sich

auch mit der von ihnen bevorzugten Kuntrichtung vertraut machen. Wir haben das beste Vertrauen zu dem Herausgeber, daß er bei der ferneren Beförderung solcher Grundzüge die durch das Wesen der Kirche und der Predigt gegangene Orenge im Auge behalten wird. Sicher ist es jedes Predigers Pflicht, seine Zeit zu verstehen und seinen Zeitgenossen verständlich zu werden. Aber es würde recht bedenklich sein, wenn der Prediger sich jeder neu auftretenden Kuntrichtung wie einem berechtigten Faktor im Volksleben gegenüberstellen wollte. Hier will doch abgemartet sein, bis die neue Erscheinung einigermaßen Gemeingut aller geworden und bis einige Klarheit beschafft ist, welche Geseße für die Geltung des Schönen sich werden behaupten können. Und die entsprechende Warnung möchten wir auch für gewisse sozial-ethische Fragen ausgehen lassen. Wie vielerlei übrigens in Bezug auf jene allgemeine Forderung des Herausgebers noch getan werden kann und muß, beweist der sehr lesenswerte Aufsatz des Pastors Studemund über den Gebrauch des Plattdeutschen in der amtlichen Tätigkeit des Pastors, sobald man, wie jener tut, an die Stelle des Plattdeutschen den Dialekt setzt. Es ist kein Zweifel, daß von vielem, was der Seelforger sagt, das betreffende Gemeindeglied nur, sozusagen, heilige Klänge, aber keine heiligen Gedanken hört und versteht. Durch solche Beiträge erfüllt die Geistlichkeit ihre Pflicht, neben den vielen Mustern der häuslichen Arbeit, die nach wie vor in reicher Fülle geboten werden, auch Lehre und Mahnung für die geistliche Gammeltätigkeit darzubieten.

**Kirchliche Nachrichten.** Monatliche Beilage zum Anzeiger. Redigiert von Pfarrer E. Albrecht in Hohenstein-Ernstthal. — Auch im letztverflossenen Jahre hat der genannte Kirchpfarrer in zwölf Hältern seinen Gemeindegliedern diese Nachrichten als Beilage zu ihrer Zeitung unentgeltlich zugehen lassen. Er hat ein früher schon begonnenes Werk fortgesetzt, ihnen die üblichen Zeitungsnamen zu erklären, er hat sie weiter über das Wesen der bei uns vorhandenen Sekten der Iroringianer und Neu-Iroringianer, der Methodisten und ihrer zahlreichen Anhänger bis zur Heilsarmee, der Mennoniten und Baptisten aufklärt, hat ihnen das Wesen des Jesuitenerbens geschildert, hat die nötige Aufklärung geschaffen über allerlei Tagesfragen, wie Weismortbrennung und Einzelschiff und Bewegung gegen den Alkohol, und hat sonst allerlei Heiliges erzählt und berichtet, was sich auf der Kanzel noch so ausführlich, noch in so wirksamer Form vordringen läßt. Auch diesmal wollen wir dieses Unternehmen zur Nachahmung empfehlen haben.

**Wartchau.** Herausgegeben von Franz Standmeier. Treben und Leipzig. Fr. Richters Verlag (S. Ludwig Lingenf.). Jahrgang 3. — Es mir unmöglich den ganzen Inhalt des Blattes namhaft machen und beurteilen können, so mögen diesmal die kirchengeschichtlichen Beiträge genannt sein, die uns in den einzelnen Nummern, soweit sie uns zugegangen sind, entgegenstehen. Der Dienst des evangelischen Pfarrstandes am deutschen Volke im dreißigjährigen Kriege ist ein unendlich oft behandelter Gegenstand. Aber sobald besondere neue Studien darüber vorliegen und zwar nicht bloß in den schon vorhandenen Geschichtswerken, sondern in Kirchenbüchern und Ädionen, kommt auch jedesmal wenigstens teilweise Neues zum Vorschein. So ist es der Fall in dem Kulturbilde aus dem Pfaffenlande, das ein fleißiger Mitarbeiter geliefert hat. Dasselbe gilt von dem Aufsatz über kirchliche und sittliche Zustände evangelischer Landgemeinden des 17. und 18. Jahrhunderts, weil auch hier nicht allgemeine Urteile gefällt werden auf Grund geschichtlicher Darstellungen, sondern Ausführliches gegeben werden aus kurzschlüssigen Kirchenbüchern. Einen kleinen, aber wertvollen Beitrag zur Kirchengeschichte hat Missionsdirektor Dugner mit der Lebens- und Charaktergeschichte von Barnard zu dessen 70. Geburtstag gegeben. Sehr bemerkenswertes Material zu einer Provinzial-Kirchengeschichte liefern die Erinnerungen aus einem Amtleben in der westpreussischen Diözese, die Oberhistorialrat Koch veröffentlicht, und mandes, was viele nicht wissen, enthält der Artikel von Superintendent Petrich über Johann Matthäus und sein böhmisches Pfarrhaus. Nicht örtliche und persönliche Verhältnisse, sondern ein Kirchengetier behandeln die Skizzen über kirchliches Leben der deutschen Lutheraner in Amerika, die Pastor Pilger geliefert hat; aber wir finden auch hier nicht allgemeine Behauptungen, sondern persönliche Erlebtes und Gesehenes. Zu diesen größeren Beiträgen kommen allerlei kürzere Berichte und Mitteilungen aus dem Leben der Kirche in alter und neuer Zeit. Und das ist nur ein kleiner Teil dessen, was das Blatt seinen Lesern zu bieten hat. Der Herausgeber hat eine große Schar Mitarbeiter zur Verfügung, die ihren Lesern

aus Büchern und aus dem Leben alles nur Mögliche erzählen und beschreiben, was für den Pfarrer und die anderen Besondere des Pfarrhauses von Bedeutung sein könnte.

**Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.** Verantwortliche Redaktion: Dr. phil. Schenkel, P. om. in Stadt Rausch bei Leipzig. Leipzig, Dörfliug & Franke. Vierteljährlich 2. — Zum letztenmal erscheint heute der Name des ehrwürdigen Herausgebers hinter dem Titel seines geliebten Kirchen- und Schulblattes. Auf der letzten Seite des abgeloessenen Jahrganges hat er Abschied genommen von seinen Lesern, nachdem er sein Amt über 27 Jahre bekleidet hat. Nicht bloß ein hartes, glaubensmüdiges Herz muß er gehabt haben, sondern auch ausgezeichneter gute Nerven, das er das überhaupt hat ausbilden können. Und mehr als dreiviertel dieser 27 Jahre fallen in die Zeit, wo er Pfarrer einer großen Arbeitergemeinde war, die doch bei seiner Redaktions-tätigkeit nichts verloren, sondern nur gewonnen hat. Und sein Blatt war schon ein Kampfblatt, als er seinen Posten antrat. Jede Nummer, die er ausgehen ließ, wurde von so und so viel Kirchen- und Schulgelehrten von einer Schar von Sozialblättern daraufhin durchnischt, ob man nicht wieder einmal mit ihm anbanden könne, um mit einem der beliebten Ausdrücke wie starre Orthodoxie, Buchstabenklauberei, veraltete Anschauungen, Unterdrückung des Lehrentandes, Bildungsfeindschaft und wie sie alle heißen mögen, ein neues gutes Geschäft zu machen vor Lesern, deren Beirat sicher ist, sobald das betreffende Wort erlingt. Welche Arbeitsleistung hat allein in der fast wöchentlich wiederkehrenden Ermüdung gegeben, ob man dem Gegner diesmal sein Vergnügen lassen dürfte, oder, ob Pflicht und Gewissen forberten, den Kampf aufzunehmen! Und dieser Kampf sollte aber nicht, wenn auch mit scharfen Waffen ausgelodet, so doch in einer Weise geführt werden, daß die Würde des Urteils gegenüber den gegnerischen Personen und die Würde des kirchlichen Amtes ihr Recht behielten. Aber der Herausgeber hat seinen Mann gestellt und zwar nicht bloß auf dem Gebiete des Streites, sondern sogar hauptsächlich auf dem des friedlichen Aufbaues. Dason ließ Jugends als sein Neujahrskartell, der aber die Qualifikation zum Geistlichen handelt und die alle viel erörterte Frage der gegenwärtigen Zeitlage entsprechend auf neue lauttoll und gemeinschaftlichen behandelt. Aber auch im Laufe des Jahres hat er oft genug das Wort ergriffen und zwar nicht bloß zu rationalen Erklärungen, sondern auch zu allerlei mahnender und aufklärender Aussprüche. So hat er einen so lebendigen scharfen Geist befunden, daß wir sicher hoffen, er werde auch im Redaktionsruhstande noch manches Gute schaffen und uns zu genießen geben. So danken wir ihm zum Abschied von ganzem Herzen für ein Lebenswerk samt allen, die daran teilhaben, daß wir eine Landeskirche haben, die auf dem Grunde der Schrift und der Befenntnisruhe ruht. Den neuen Herausgeber aber, dessen Taten uns heute noch nicht beschäftigen, begrünen wir mit unsern besten Segenswünschen.

**Der Pilger aus Sachsen.** Christliches Volksblatt für Stadt und Land. Herausgeber und Verleger: Friedrich Janke, Leipzig. Vierteljährlich 50 s. — Wir haben in unserem letzten Bericht rühmend anerkannt, daß in diesem Blatte begonnen wurde, die trefflichen Bilderbilder von Gultav König mit den dazugehörigen Erläuterungen dem Volke zugänglich zu machen. Damit war der nötige Bilderstoff noch für 10 Nummern des neuen Jahrganges gegeben. Später griff man zu dem ebenso wertvollen „Leben Davids“ von demselben Maler; das ist ein weit weniger bekanntes Werk und darum seine erneute Herausgabe besonders dankenswert. Weiter wurden von des Karlsruher Schürmer biblischen Bildern die Gälste in so gut ausgeführten Stichen wiedergegeben, als es bei solchen Verfertigungen eben nur möglich ist. Hier ist ja die Hauptfrage die Landschaft, aber die Personen treten doch scharf hervor, und es ist auch das nur zu begreifen, wenn schlichte deutliche Leser auf solche Weise eine Vorstellung von morgenländischer Vegetation in dem Lande bekommen, das sie im Geiste so oft aufsuchen. Die übrigen Nummern erhielten ihren Bildstoff der Zeit des Kirchenjahres entsprechend durch allerlei religiöse Bilder von Rafael, Dürer, Cornelius und vielen anderen. Unmittelbar neben wir beim Blute auf dieses Blatt immer zuerst von Bildern. Gute erbauliche Artikel fürs Volk zu schreiben, ist auch nicht leicht, aber sie lassen sich schließlich doch immer erlangen. Dasselbe gilt von guten Erzählungen, deren Gewinnung hauptsächlich eine Gelbfrage ist, und von geschickter Bewertung der vorhandenen Volkschriften, die bei einigem Verständnis und gutem

Zeise sich leicht ausbilden lassen. Aber so viele gute und gut wiedergebene Silber zu beschaffen, das ist das besondere Geheimniß dieses Blattes, und es ist eine ausgemachte Sache, daß mit nichts leichter auf Herz und Verstand des Volkes zu wirken ist, als mit beautifulen, lehrreichen Bildern, und daß jedermann von dem Kleinkinderstuhle her die Reizung besitzt, sich einer Sache ganz anders gegenüberzustellen, wenn sie ihm nicht bloß beschrieben, sondern auch gezeigt wird. Aber auch das, was zu den Bildern dazu geschrieben und was ohne bildliche Darstellung geschrieben worden ist, verdient alles Lob: es wird eine allgemein verständliche, kindlich fromme Sprache gelehrt, die sich doch von jedem Falschen nach Vollständigkeit fernhält. Wir empfehlen das Blatt auf neue ganz nachdrücklich.

Der Hausvater. Evangelisch-kirchliche Monatsblatt für Leipzig und Umgegend. Herausgegeben von Pastor Ebeling, Leipzig. Jahrespreis 1 R 60 S. — Bis zu einem gewissen Grade läßt sich Art und Wert eines solchen Blattes schon nach den Bildern bemessen, die es seinen Lesern zeigt, und nach den Erläuterungen, die dazu gegeben werden. In erster Linie kommen in Betracht die Bilder berühmter Männer, von denen gerade auch in den übrigen Zeitungen die Rede ist, wenn eine Säkularerinnerung den Anlaß dazu gibt. Das kirchliche Monatsblatt wird in diesem Falle auf die Bedeutung des Mannes für Religion und Kirche hauptsächlich hinzuwirken haben. So kamen in dem letzten Jahre zum Vorschein die Bilder von Moriz v. Schmüd zum hundertsten Geburtstage, von Immanuel Kant zum hundertsten Todestage, von dem noch lebenden Probst Bräuner zum 80. Geburtstage, von Johann Michaelis zum 400. Geburtstage, von dem Jugendchriftsteller Christoph v. Schmid zum fünfzigsten Todestage, von Eduard Mörike

zum 100. und von Philipp dem Großmütigen zum 400. Geburtstage. Die Bilder, die meist gut und deutlich sind, bilden eine wesentliche Beizelle zum Verständniß der betreffenden Erscheinung. Dasselbe gilt von den Bildern solcher eben verstorbenen Mitbürger, die für die Wehrzahl der Leser mehr oder minder bedeutende Personen waren. In Verbindung mit der Darstellung ihres Lebens und Wirkens wurde so den Lesern gezeigt der Pastor Thieme von St. Petri, der Maler Anton Dietrich und der Direktor der Inneren Mission Dr. Koch. Nimmt man hinzu, daß außerdem aus besonderem Anlaß oder wegen eines dazu gehörigen Aufsatze im Bilde erklärten: vornehmlich Inberrn in Kalkutta, daß von Lesern des Blattes unterhaltene armenische Waisenkinder, inberrn Waisenfrauen und Waisenkinder in der Wand'schule, daß irische Bienenhaus und ein Wand'schuh, die neue Kirche in Kleingörscher, die Leipziger Nikolaiskirche im 16. Jahrhundert, die neue Michaeliskirche in Leipzig, das Schliederdenkmal in Berlin, die Protestationskirche in Speyer, der Grabstein des Dichters Reize auf dem Johannisfriedhof in Leipzig, die schwindele Kirche auf der Eyre und Oberin und Pallor vom Oberlin-Diakonissenhause in Potsdam, so wird man einen Begriff von dem Reichthum dieses Blattes bekommen, der für den oben genannten ungläubigen Preis dem Leser dargeboten wird. Und was zu diesen Bildern dazu geschrieben wird, das sind nicht trodene Kusänge aus dem Konversations-Lexikon, sondern wohlzogerene, auf das Verständniß der Leser berechnete Ausführungen. Alle diese Bilder aber und die dazu gehörigen Artikel bilden noch kaum den zehnten Teil des Gesamtinhalts, den diese zwölf Seiten in sich schließen. Woraus sich aber dieser zusammensetzt, das haben wir schon wiederholt mit Freude und Anerkennung ausgesprochen. B. K.

### Bücherbesprechungen.

— Daniel Junt. Roman von Hermann Stegemann. Verlag von Egon Fleischer & Co., Berlin. — Mir leben literarisch in einer Zeit des Überganges: dem dichterischen Empfinden genügt, es ist im guten aber im bösen, der Durchschnittsmensch nicht mehr. Das einfache Mittelmäßige mit seinen Loben und Freuden genügt nicht mehr, Niemand mit seinem Selbstzufriedensein nach der Größe des Übermenschen und der Laune des bösen Spottes, womit er die „viel zu vielen“ überzieht, hat so mandem den Geschmack am Dugendmenschen genommen. Das Beharren der Schriftsteller von heute pendelt zwischen zwei Polen: der Schilderung des Pathologischen als Persönlichkeit oder Schwäche, und dem Bemühen des Dichters in seinem Helben Menschengröße darzustellen. Den letzteren Gang trifft man seltener an bei unseren Autoren, und mit gutem Grunde: nur der vermag Größe zu malen, dessen eigene Seele das Wesen der Größe versteht. Das Pathologische liegt und Herodes näher; um das an einem Helben zu schildern, braucht der Autor nur die Farben von der Palette der eigenen Seele zu nehmen, da findet er Nuancen genug. Die glanzvolle Farbe der Größe fehlt überall. Hier und da ist ein Farbenton, der ihr ähnelt, so ungefähr wie Kupfer dem Golde ähnlich sieht: mancher hat das Bedürfnis, Größe zu schildern, und er zeichnet dann etwas, was er ahnt, aber noch nicht befißt. So fällt es dann verzerrt und unharmonisch aus. Junt versteht unter Größe Widerstandskraft verstanden. Nur wird diese Kraft, die im Wesen der Größe lebt, falsch angewandt, auf ein armliebiges Ziel gerichtet. Das Resultat kann nur Torheit sein. H. Stegemann schildert in Daniel Junt einen kraftvollen, auf sich selbst beruhenden Menschen, dessen verletztes Ehrgefühlgefühl ihn zu Brandstiftung und Selbstmord führt. Junt versteht zu wollen. Wenn seine Logik so gut entwickelt gewesen wäre als sein Wille, so hätte uns Stegemann einen wahrhaft großen Menschen geschildert. Aber in Daniel befißt das blinde verlässliche Wollen die Vernunft, und an dieser Unzulänglichkeit scheitert er. Die Junt sind Pächter eines Besitzthums gereien seit langen Jahren, so daß es ihnen zur geliebten Heimat geworden ist. Das Gedulden dieser Heimat droht zu scheitern an der hämischen Wirkungs der Pächter der Gemeinde. Das Haus ist alt und morisch, untauglich als Gast- und Wohnhaus. Die Gemeinde verweigert ihre Hilfe zum Neubau und den Konfess gegen alle Gerechtigkeit. Nun bliebe ein einfaches Mittel: Daniel kündigt die Pacht und siedelt sich wo anders an. Aber just, das kommt dem in sein Recht verlässlichen Menschen gar nicht zum Bewußtsein. Er will sein Recht, obgleich seine Möglichkeit ist, dies Recht

durchzusetzen. Wenigstens eine legale. Und nun geht der Wille mit der Vernunft durch wie ein toll gemordener Renner. Junt legt Feuer an sein Haus; ist es niedergebrannt, hat die Gemeinde bauen. Das Haus flammt auf, Daniels Töchterden verunglückt beim Brande. Junt bleibt unangehört; er verliert sich nicht auf Neuchin, auf Lugenen. Der Brandstiftung fällt auf ihn, als die Gendarmen kommen, ihn zu verhaften, erschießt er sich. Ein warmes Gefühl quillt im Leser auf: Schade um so viel Kraft auf Torheit verschwendet! Junt und reizvoll ist die Figur von Daniels Töchterden Hesse, lebensmäßig und scharf gezeichnet als die anderen Mitspieler in dieser Tragödie der Ungerechtigkeit. Meisterhaft farbig und innig ist die Malerei von Land und Leuten, von jenem Süddeutschen Elsaß an der Grenze hoch oben in den Bergen. E. E. Wolfgram.

— Die Fremde. Novelle von Walter Siegfried. Leipzig, Verlag von E. Firtel. — Der junge Schweizer Walter Siegfried hat mit seinem Roman: Tino Moralt Kritik gehabt und sich damit einen Platz in den neuesten Literaturgeschichten erworben — ist er doch ex cathedra gelehrt und von Professor Erich Schmidt auf den Schild gehoben worden. Die vorliegende Novelle hat entscheidende Vorteile vor der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur; wie die größeren und kleineren Erzählungen Gotfried Kellers ist sie aus dem Schweizer Leben herausgemacht; die landschaftliche Natur, das Volkstheben der Schweiz spiegelt sich in ihr wieder und gibt oft Motive her für die Entrollung der Handlung, die im ganzen nicht über das Seelenmalde hinausgeht. Das Vorbild Gotfried Kellers ist nicht zu verkennen. Stilvoll ist die Darstellungsweise Walter Siegfrieds, einzelne Schilderungen sind von unübertroffen sprachlicher Schönheit; viele Wendungen aber haben etwas Gezeugenes und abstrichlich Hochstrebendes, das müßelinge Ringen nach klassischer Vornehmheit spricht sich in ihnen aus, es fehlt der Geist und Fluß natürlicher Rede, schlüchter Erzählung, j. B. „Der Punkt war endlich da, wo er kein süßbar eingetretenes Gefühl zu beschleunigen verlangte“; „Denken, Fühlen, alles in Otto war in diesem Augenblicke nur noch wütend sich selbst behauptendes Ich“ — und ähnliche Ausdrücke eines auf Selben gehenden Stils führen oft in der sonst gefälligen und lebendigen Darstellung. Die Handlung selbst reicht allerdings nur für eine Novelle aus, wie auch das Titelblatt sie anfängt; aber die breite weitschweifige Ausführung und die oft das Gleichgültige zu sehr ausmalende Detailfildierung wäre in einem großen Roman am Platze. Auch hat es die Erzählung Siegfrieds mit den Romanen Walter Scotts gemein, daß sie nach einer überaus langwierigen Fortbewegung am Schluß sich in Katastrophen überläßt. Da

wird die sonst im Stillgewand des Romanes einberührende Erzählung erst zur Novelle. Zwei junge Kräftelien, der eine, ein echter Natur- und Altemohn, mit Bezug auf Kraft und Schönheit ein schweizerischer Eingeborner, doch naiv, und ungelent in jeder Hinsicht, dabei von hehrlichem Temperament, das mit unbedenkbarer Mglichkeit auflert, der andere geistig beweglicher, wenn auch weniger durch ftrrende Verjge einnehmend, sind durch innige Freundschaft verbunden; sie arbeiten zusammen auf dem Familiengute des ersteren an einer Preisarbeit. Gottfrieds Vater hat eine Fabrik, deren gntige Zeiten indes vorber sind; er vermietet seine Villa an Sommergste. Da erscheint die Fremde, Dora, die Tochter eines Grohindustriellen, v. Wittich, der die Villa gemietet hat, auf der Wilschle. Ihre Schinheit ist so herrlich, das die beiden jungen Knstler sich in sie verlieben, doch es kommt zu keinem Konflikt zwischen der Freundschaft und der Liebe. Gottfried zeigt sich bald als siegreich und der andere verzichtet. Doch Dora, deren Charakter mit seiner Seelenmalerei geschildert ist, findet in dem naturwrtigen Behnmen Gottfrieds so viel Ansehliche, das sie an ein dauerndes Band nicht denkt, sondern den Entschlus fasst, mit seiner Leiden schaft zu spielen und zu sehen, wie weit er's treiben wird. Das geht nun weit genug; doch als sie darauf mit andern Bewerbern telektiert und ihm erklrt, sie wrsten nicht zusammen, da fllt sie einem ebenlo krtinlichen Jernesaubruch zum Opfer, er hst sie von sich in die Wlde und durch die brechenden Zweige strgt sie in einen Abgrund hinab, wo sie tot liegen bleibt. Er selbst wandert in die Fremde und geht in den ohsastischen Gewssern, durch einen Alt edler Aufseherung, zugrunde. R. v. G.

— Von der Ehemndung. Novelle von Wilhelm Jensen. Dresden, Verlag von Carl Reiner, 1905. — Diese Novelle verlungert nicht Wilhelm Jensens Eigenart, die Vermischung dramatischer Stimmungen mit einer Detailmalerei, welche nicht nur den Reiztrank des Alltags liebevoll schildert, sondern auch naturwissenschaftliche Kenntniss mit einer der sorgsamsten Spezialforschung abgelauchten Genauigkeit verweist. Dadurch gewinnt indes die Darstellung eine enische Breite, welche mehr romanhaft als novellistisch ist. Die Beziehung Novelle erscheint uns daher fr die Erzhlung nicht recht passend. Der Held derselben ist ein junger Hamburger Mediziner, der sich nach Vollendung seiner Studien durch eine Fuhrwanderung fr seinen Beruf frtigen will. Durch das Land haben dahinschreitend gelangt er zuerst nach Arentorff, wo er einen Wrtinger Linienstufrennd, den Doktor Johann Heinrich Bof besucht, einen Genossen des Gaimbundes, welcher gerade die Ubersetzung der Dnter vollendet hatte und dem Bost ein Exemplar mit auf den Weg gab. Dasselbe spielt in der Erzhlung nachher noch eine groe Rolle, denn es begleitet ihn auf seinen ferneren Abenteuer, die ihn auf die See und auf ein Island fhren, wo er gleichsam homerische Luft atmet. In Curbaen erucht ihn ein trielich Mddchen, als Nntz zu ihrer schwerkranken Grohmutter binanzuzukommen, da feiner der im Orte wohnenden Nrate anwesend ist. Sie ruert ihn hindber; nach krtinlicher Kahnfahrt erreichen sie die den Ehemndungen vorgelagerte Insel Reumer, und hier wird der junge Nntz auf lange Zeit gefesselt; hier spielt sich eine distrete Liebesgeschichte ab. Der Mediziner hat zwar eine schone reiche Braut in Hamburg, doch ihr affizierter, franzsisiertes Weien, das sich auch in ihren Brufen ausprgt, empfindet er penlich, als ihm in der jungen Frlin Aga ein naturwrtiges Mddchen von frischer Kraft und artier Empfindung entgegentritt. Wilhelm Jensen hat Paul und Blgmie auf eine kleine Rotbeineifel verplnzt; seine dem Antdein noch oft blof beschreibende Darstellung wird durch echt poetische Stimmungs- und Seelenmalerei auf ein hheres Niveau gehoben. Die hereinbrechende Katastrophe einer Sturm- und Springflut, welche das schlichte, lndliche Heim vernichtet, bringt den Allen den Tod, welche auf dem First ihres abgedeckten Schiffbades mit Aga und ihrem Bost auf den Wellen treiben. Das Mddchen sucht den Tod, als schon das rettende Schiff, das den Geliebten aufnimmt, in der Nhe ist. Der Lichter glaubt nicht aber das Motiv; das mu man erraten. Sie wollte offenbar nicht neben der Braut des Geliebten bestite leben. In dieser Novelle ist Jensen ganz ein Schiler der Scandinavien. Sie ja im Verhszen ganz hind. Die Liebe der beiden kommt nitigend zu Worte; und doch sprich sie liebend und ubereugend aus einer Menge auerer Vorgnge und feiner Zige des Seelenlebens. So oft auch die Erzhlung zu sprachlicher Schinheit aufblht — sie ist ungleichmig und

wird bisweilen durch manierierte und undeutliche Wendungen entsetzt, z. B. „es ist mit nicht in den Sinn geraten“, „es geriet ihm ins Gedchtnis“, „sie brachte vom Mund“, „sie fies rich aus“, „es regte den Eindrud“, „nun geriet's Arnold doch unwillkrlich heraus“. Auch an schleppenden, schwertflligen Sctzen fehlt es nicht: „Dem Sprecher war das letzte bedachtlos vom Munde gekommen und ihm geriet auch nicht zum Bewusstsein, das sich in die Begrndungsbstcht seiner Worte ein Wiberpruch eingemischt habe.“ Solche stiftlichen Eigenarten und, wenn man will, Unarten machen es dem Nachbildner „berhmter Mutter“ leicht, den Jenseitigen Stil zu kopieren. R. v. G.

— Von den allsten Truden der Dramen Shakespeares und dem Einflusse, den die damaligen Londoner Theater und ihre Einrichtungen auf diese Dramen ausgebt haben. Eine Untersuchung vom literarischen und dramaturgischen Standpunkte. Von Robert Prblich. Leipzig, F. A. Bergers. M. 2.25. — Der gefchtete Dramaturg, Schaleparetkenner und Theaterkritiker bricht hier eine Lanze fr die sog. Quartausgaben der Shakespeareschen Dramen, die auf ihren idellen Wert hin bisher sehr niedrig eingefcht wurden, so hoch sie bei den Antiquaren im Preise standen. Man hielt sie fr unbedeutigste Nachdrucke Shakespearescher Stide, vranstaltete von Personen, die dazu kein Recht besaen, und Shakespeares Dramen sich auf eine unrelische Weise, etwa durch Nachdrucke im Theater, zu eigen gemacht hatten, um sie dann in ganz verhmelter Form an die Ofsentlichkeit zu bringen. Prblich wagt den Knstlich, das diese Ausgaben keine Hausausgaben waren, vielmehr einzelne Trude vor der Folioausgabe der stinlichen Dramen Shakespeares vom Jahre 1623, die auch ein Anrecht darauf haben, beachtet zu werden, sogar dieser Folioausgabe gegenber, die als authentisch gilt. Nimmt man diese Quartausgaben als etwas an, das den Wert von Dokumenten hat, so ergeben sich allerdings Schlisse daraus, die fr die Betrachtung von Shakespeares Bhnnerwerken von Interesse sind. Hierzu liefert Prblich in seiner reichhaltigen Schrift viele Proben. Die wesentlichstn lrtzen Fassungen der Stide Shakespeares in den Quartausgaben wrden dann knapper Bhnnerbearbeitungen zum Zweck der Knftigung gewesen, die so zwei bis zweieinhalb Stunden nicht uberehnen durfte, wofur die Dramen, in der Fassung, wie sie uns jetzt vorliegen, entschieden zu lang sind. Diese Texte, die heutzutage gespielt, drei Stunden und drber in Anspruch nehmen, htten dann den Zweck gehabt, fr die Privattheater und ffr die Privatvorstellungen, zu denen Shakespeare, der zuerst hiesig fr das Volk schrieb, strebte, zu gelten, wenn man nicht annehmen will, die Form der Stide, wie sie die Folioausgabe bietet, sei nur darauf berechnet gewesen, fr die Vektire, also als Buchdrama zu dienen. Solcherlei Schlisse ergeben sich mancherlei aus der Hypothese, die Prblich aufstellt, und dieser verfehlt nicht, die gewonnenen Resultate seiner Darstellung durch gertperren Trud hervorzuheben, so das sie den Leser in dem langen Flu der Darstellung, die der Abhse, Kapitel und Uberschriften entbehrt, mehr ins Auge fallen. Auch dann, wenn man die Knstchen, die Prblich vortragt, nur als subjektive Auerungen betrachtet, sind diese Ergebnisse von Interesse und regen den Geist an und es fallen bei dieser Betrachtungsweise auch sonst, wie bei eitriger Arbeit von der Hohlheit des Tglichen die Schmpel, allerlei Mllle ab, die immer noch ihren Wert besigen. Denn Robert Prblich, der oft und so auch hier schreibt, um sich selbst Klarheit aber eine Sache zu verschaffen, ist ein so vielbelesener, wohlbelesener Mann, namentlich in Sachen des groen englischen Dramatikers, das man ihn auf seinen Streif- und Birschtngen wohl begleiten kann, auch wenn sie einmal zeitwrtis und manchmal ins Irre fihren, ohne beschrnken zu mssen, dabei zu kurz zu kommen und ohne jede Ausbeute am Ende des Jagdtages dazuliegen. J. R.

— Heinrich Heben. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt von Hedwig verm. Aelen, geb. v. Olfers. Dritte, vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Facsimiles. Berlin 1904, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. VIII, 556 S.; 8°. Preis 6 M. — Getreu unserem Grundsatze, neu aufgelegte Bcher nur ganz kurz anzugeben, beschrnkte ich mich auf die Mitteilung, das dies alles ersten Christen und Vaterlandsfrunden lieb geworden Buch in seiner neuen Gestalt erstlich billiger geworden ist, trotzdem aber gerade in dem heutzutage wichtigsten Abschnitte: dem, der ber die Vorgnge in Ems (Juli 1870) berichtet, wertvolle Ergnzungen erhalten hat. ff.

Ersteinst  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und fern  
für sich nur durch den  
Veranstalter, die Königlich  
Preussische der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kießert in Leipzig.

Nr. 82.

Donnerstag, den 13. Juli, abends.

1905.

### Der Malberg bei Groß-Pöschkau.

Eine Burganlage aus der Sorbenzeit.

Von H. War Nabe.

Aus der Zeit der Besetzung unseres sächsischen Vaterlandes durch die Slaven, einer Zeitperiode, die sich ungefähr vom fünften bis zum Ende des neunten nachchristlichen Jahrhunderts erstreckt, sind uns eine Anzahl Denkmäler erhalten geblieben, die man allgemein mit dem Namen Burgwälle bezeichnet und welche als Fundstätten slawischer Altertümer bekannt sind. Diese finden sich in ganz Sachsen, nicht nur in der Ebene, sondern bis in die Gebirgsgegenden von Hochflß, Dresden und Bautzen hinein. In der für unsere Untersuchungen in Betracht kommenden Leipziger Pflege sind wohl viele der Wälle infolge der intensiveren Bodenkultur zerstört worden, immerhin aber einige, die als schöne Beispiele dienen können, erhalten geblieben.

Man kann nach dem Orte ihrer Erbauung zwei Kategorien von Wällen unterscheiden. Solche, welche in der Niederung liegen und ihren Hauptschutz durch angrenzende Sümpfe oder Wasserläufe erhalten, und solche, die auf Hügelin oder Bergen erbaut sind. Zu den auf Höhenzügen erbauten Anlagen gehören zum Beispiel die doppelten Wälle von Schödel bei Grömma und vom Spitzberg bei Wurzen, auch die allerdings jetzt fast gänzlich verschwundenen Ringwälle auf den Kirchbergen von Iffelsa und Wahren zählen hierzu.

Vollständig in der Niederung liegt ein ziemlich gut erhaltener Ringwall in der Nähe von Oberbau bei Schreßwitz und der Malberg bei Groß-Pöschkau, welcher uns hier näher beschäftigen soll.

Durch das Entgegenkommen der Besitzerin Frau v. O. Guttschreiber Moritz war dem Schreiber dieser Zeilen die Erlaubnis zu einer eingehenden Untersuchung und Nachgrabung gegeben worden, deren Resultate uns genaue Aufschluß über den Zweck der Anlage und ihre Erbauer geben.

Die Ortshäuser Groß- und Klein-Pöschkau liegen am Laufe des sächsischen Obßelbaches und sind wie die meisten dortigen Auenhöfner slawische Gründungen, während die von den später eingewanderten Deutschen gegründeten Orte fast sämtlich auf den Höhen liegen.

Bereits auf unserem Wege von der Bahnhofsstation Belgershain über Chisgau (vom slawischen Wort Erle abgeleitet) fanden wir auf Steinhaufen, welche von den angrenzenden Feldern abgetrennt sind und am Wege liegen, Gefäßscherben mit den charakteristischen slawischen Verzierungen, ein Beweis dafür, daß sich fortwährende Wohnstätten längs des ganzen Tales hinzogen.

Der Malberg selbst liegt dicht bei Groß-Pöschkau nordwestlich der Kirche des Ortes. Im Form eines breit abgestumpften Kegels erhebt sich die bedeutende Erbauungshöhe zu einer Höhe von 2,70 m. Der Hügel hat eine ovale Umfassung, sein größter Durchmesser ist 40 m, sein kleinster 36 m. Umgeben wird er von einem 3,5 m breiten Graben, dessen Wölbungen größtenteils noch wohl erhalten sind. An drei Seiten, in Norden, Osten und Süden, machen sumppige Wiesen und der Lauf des nahen Obßelbaches die Annäherung schwierig, wenn nicht unmöglich. Im Westen schließt sich an den Berg, nur durch den Graben von ihm getrennt, eine Bodenerhebung an, welche ungefähr 300 m lang und 100 m breit ist und durch ihre Lage vor Uberschwemmung gesichert ist.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß vor ungefähr 20 Jahren hier ein Teil der Bodennelle abgetragen wurde, damit mit dem gewonnenen Boden die anliegenden Sümpfe ausgefüllt wurden. Bei diesen Arbeiten wurden 1 Spatenfüß tief unter der Humusschicht viele Urnen gefunden, die in Reihen auf-

gestellt waren, die von Ost nach West gingen. Sie erwiesen sich gänzlich leer und mit je einem platten Stein zugedeckt. Wenn sich davon auch nichts erhalten hat, so ist doch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß der Wall bis in vorchristliche, also urgermanische Zeit zurückreicht. Aufführung hierüber konnten uns nur unvollständige Nachgrabungen bringen.

Bei der Unterung des Hügel selbst mit, Rücksicht darauf, daß derselbe mit wertvollen Obßtätten besetzt ist, sehr vorsichtig zu Werke gehen. Zunächst wurde auf dem oberen Teile des Hügel eingegraben. Raum 10 cm unter der Grabbede fanden die ersten Scherben zutage. Dieselben sind äußerst scharf gebrannt und tragen eine blaugraue oder schwarzblaue Glasur. Sie sind auf der Töpferscheibe hergestellt und hatten, wie ein Bruchstück beweist, große Entel. Der Charakter dieser Reste kann nicht zweifelhaft sein. Dieselben gehören den ersten Jahrhunderten der Wiederbesetzung unseres Landes durch die Deutschen an, sie sind also frühmittelalterlich und gehören vielleicht in die Zeit von 1000—1400 unserer Zeitrechnung.

Von ¼ m Tiefe an fanden sich im Erdreich schwarze, alderreiche Stellen, Spuren von gebranntem Lehm und einzelne Scherben, welche ungewisselhaft slawischen Ursprungs sind. Dieselben sind ebenfalls gut gebrannt, auf der Drehscheibe hergestellt und zum Teil mit Wellenlinien verziert. Dieses Verzierungsmotiv ist charakteristisch für die slawische Keramik und man bescheidet es wegen seines Vorkommens auf keramischen Wällen als Burgwallornament. Diese Wellenlinien finden sich bald hell, bald ganz verflacht, kunstlos ineinander gezogen und zu den verschiedensten Mustern angeordnet. Allerdings traf man hier nur einzelne Stücke an, so daß auf seine Stärke und dauernde Bestehung des Walles zu schließen ist. Weiter fanden wir ein halbsingerlanges Flachbecken aus Porit und einen halbrunden Feuersteinhaber mit sägenartig gearbeiteter Schneide. Dieses Vorkommen von Steingeräten könnte uns auffallen, um so mehr weil wir wissen, daß die Slaven eiserne Waffen und Werkzeuge besaßen. Das spärliche Vorkommen von Metall in slawischen Kulturstätten scheint uns aber zu beweisen, daß die Sorben ein sehr metallarmes Volk waren und oft auf steinerner und hölzerne Werkzeuge zurückgreifen mußten. Beim Weitergraben trafen wir hier bald auf den aus Kalkstein gebildeten Kern der Ausfüllung und stellten an dieser Stelle das weitere Nachforschen als zwecklos ein. Ein kleiner Einblick an der Böschung nach dem Graben zu war ganz ergebnislos.

Vir mandten uns nun der Unterung der an den eigentlichen Wall angrenzenden Terraineinnung zu. An einer Abgrabung, die zum Zwecke der Bodengewinnung hier vor einiger Zeit vorgenommen worden ist, lagen die slawischen Reste bereits zutage. Nach kurzen Nachgraben wurden den Lauerstein einer starken Kalkschicht frei, welche sich weit über die Bodenwelle hinausziehen scheint. Derselbe war durchsetzt mit gebildeten echt nordischen Gefäßscherben, mit zum Zwecke der Markierung gerichteten Tierknochen und mit vom Feuer hart angegriffenen Steinen, die wohl als Hersteine zu deuten sind. Die Gefäßreste zeigten außer Wellenlinien noch vielfach eine Verzierung, welche durch Einfräse mit einem gabelartigen, hölzernen Instrument herbeigeführt zu sein scheint. Zahlreich aufgefundenen Rand- und Bodenstücke erlaubten es uns, die Gestalt der Gefäße zu rekonstruieren. Dieselben hatten einerseits einen geraden, der Paß war eingeschnitten und der Rand nach außen umgelegt. Ein seltener Fund ist das Bruchstück eines flachen Tellers aus Ton mit erhöhtem Rand.

Diese ganze Kulturichicht hat eine Stärke von  $\frac{1}{2}$  m und scheint sich weit auszuheben. Sie ist ein sicherer Beweis einer langandauernden menschlichen Besiedlung. Weiber verbot uns das hochstehende, für die Landwirtschaft wertvolle Gras für jetzt die weitere Unternehmung.

Suchen wir uns nun mit Hilfe der Ausgrabungsergebnisse ein Bild der Anlage zu entwerfen. Im Schutze des mächtigen Ringwalls erhob sich auf langhinziehender Bodenerhöhung das Sorbendorf. Durch höhere Lage vor Überflutungen geschützt, lag es doch nahe am sichschreitenden Bach, und Tonerde lieferte die Niederung an vielen Stellen, so daß die Sorben für ihre Hauptbeschäftigung, Fischerei und Töperei, günstige Verhältnisse vorfanden. Der Ringwall trug wohl meist nur das Heiligtum und vielleicht die Behausung des Dorfhauptlings. Er bildete den religiösen und politischen Mittelpunkt. Hier saßen sich die Stammesgenossen zu Opferfesten und Beratungen zusammen.

Als aber dann vom neunten Jahrhundert an von jenseit der Saale her deutsche Krieger unter ihren streitbaren Grafen immer und immer wieder ins Sorbenland einbrachen, bestritt das Land für sich und die heidnischen Bewohner für den Christenglauben zu gewinnen, da wurden diese Wall zu festen Burgen. Wenn der auf höherem hölzernen Turmgerüst aussehende Wächter das Nahen der Feinde verkündete, dann sammelten sich hier die streitbaren Venden mit ihrer besten Habe um ihr Heiligtum und ihren Hauptling. Ringum war der Wall mit hölzernen Palisaden besetzt und hinter diesen stehend

fochten die Venden in denkbar günstigster Verteidigungshaltung gegen die von unten ankommenden Deutschen.

Schauplatz manch blutigen Kampfes mag dieser Wall wie viele andere gewesen sein. Wissen wir doch, daß es fast ein Jahrhundert währte, bis das Sorbenland völlig unterworfen war. Aber endlich kam auch für unseren Wall der Tag, wo sein Gipfel vom Feinde erstiegen wurde und sein Heiligtum in Flammen aufging.

In seiner nächsten Nähe aber erbauten die Sieger ihr Gotteshaus, und triumphierend erhob sich das Kreuz, weitbin den Sieg über das Heidentum und den Anbruch einer neuen Zeit verkündend.

Auf dem Wall selbst legte der deutsche Krieger, welcher das Slavendorf mit Bach, Wald und Feld zum Leben erhalten hatte, einen festen Bau an, um die unterworfenen Venden im Jaum zu halten. Als dann friedliche Zeiten heraufzogen, verschwand auch diese Anlage, und heute erinnert nur noch der trostig sich aufstürmende Wall mit seinem tiefen Graben an die vergangene Zeit.

Wohl erscheinen uns diese Wälle unbedeutend im Vergleich mit den romantisch aufragenden Burgruinen des Mittelalters. An Alter sind sie diesen aber weit überlegen und wenn der Geschichtsfreund an heißem Sommertage hier auf weichen Rasen unter schattigen Bäumen Rast hält, dann kann sich rückwärts schauend sein Auge verorten in einen großen Abchnitt unserer frühesten Geschichte.

### Luthers Eintritt ins Kloster.

Am 17. Juli 1505 schloß sich hinter dem 22 jährigen Magister Martin Luther die Pforte des Augustinereremitenklosters zu Erfurt. Es war nichts Außerordentliches, daß Luther ins Kloster ging; dies entsprach vielmehr seiner inneren Entwicklung. Nicht als die Religion der Erlösung und der Veröhnung in Christo, sondern als die Religion des durch gute Werke zu verschönernden Gottesdiensts und des durch Maria und anderer Heiligen Fürbitte gnädig zustimmenden Weltentrüters Jesus Christus vor dem jungen Luther von Kindheit an das Christentum entgegengetreten. Der strenge Geist solcher Anschauung mußte doppelt bedeutsam sein für einen, der wie Luther von Herzen fromm war, auf das Sehnsüchtige nach der Seligkeit strebte und eifrigst sich bemühte, alles, was ihm an Erreichen dieses Zieles hindern mochte, zu beseitigen. Ertrögt man außerdem noch, daß nach der Lehre der römischen Kirche in der „Welt“ d. h. in dem Bereich der Laien, ihrer Berufsarbeit und ihrer Freuden die geringste Sündigkeit bestand, das Heil zu erwerben, und daß Luthers Studium doch eben diese „Welt“ zum Ziele hatte, so ist wohl begreiflich, daß den durchaus ernst gerichteten jungen Mann mitten in seinen fleißigen Studien und in den frohen Stunden im Freundeskreise nicht selten das Gefühl der Angst beschlich, ob nicht auf diesem Wege sein Seelenheil verfehrt würde.

In dieser Angst wurde Luther durch mehrere Ereignisse befaßt. Es war vielleicht im Jahre 1504. Da mochte sich am dritten Osterfesttag Luther mit einem Freunde auf den Weg, um die Heimat zu besuchen. Eine halbe Meile waren die beiden erst gerannt, nach Studentenart die Bänke an der Seite, als sich Luther durch ein Versehen vermundete. Die Wunde war schwer, eine Fußwunde am Schenkel war getroffen. Der Freund eilte in die Stadt zurück, um einen Wundarzt zu holen. Nur mit Mühe konnte Luther, die verletzte Stelle zudrückend, die Blutung verhindern. Die folgende Nacht brach die Wunde wieder auf. Beide Males hat Luther Todesangst ausgestanden und Maria um Hilfe angefleht.

Ein anderes Ereignis mag in die Zeit fallen, als Luther zum Magister promoviert worden war. Einer seiner Freunde war plötzlich gestorben, nach Melanchthons Erzählung infolge eines Unfallsfalles. Mathesius berichtet, er sei erschoten worden. Neuerdings ist behauptet worden, dieser Freund sei einer der Mitarbeiter Luthers um die Magisterwürde gewesen; nach Belegen der Prüfung sei er an Nippenentzündung erkrankt und gestorben. Die Sage habe dann aus diesem Freund einen Klerikus gemacht — ob der Allerjüngst, der 17. Juli, hierauf mit von Ernstus gewesen ist? —, der bei dem Gewitter, von dem gleich die Rede sein wird, neben Luther erschlagen worden sei.

Im Monat Juni 1505, in den letzten Tagen, hatte der

junge Magister die Eltern in Mansfeld besucht. Am Dienstag, den 2. Juli war er wieder auf dem Wege nach Erfurt. Bei dem Dorfe Stotternheim übertraf ihn ein furchtbares Gewitter. In der Todesangst rief er: „Oft, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden!“ Das Gelübde war getan. Luther hielt sich in seinem Gewissen daran gebunden. Es brachen, wäre ihm als die schwerste Sünde erschienen. Aber leicht wurde ihm der Weg ins Kloster nicht. Noch galt es einen heißen Kampf. Er wußte, daß er gegen des Vaters Willen handelte und dessen Hoffnungen zerstörte. Aber die „Ergeißung vom Himmel“ sagte ihm, daß es so Gottes Wille sei. Vielleicht ist auch Luther von geistlicher Seite in seiner letzten Entscheidung beeinflusst worden, während die Freunde wohl alles verstanden, ihn der „Welt“ zurückzugewinnen.

Am Abend des 16. Juli 1505 hatte Luther zum letztenmal die Kameraden um sich versammelt. Als sie auseinander gingen, kümbigte er ihnen mit den Worten: „Gente seht ihr mich und nimmermehr“ seine unüberwindliche Entscheidung an. Am nächsten Tage fand er vor der Pforte des Augustinereremitenklosters, das die Strenge der Regel mit wissenschaftlich-theologischer Arbeit verband. Luther hatte mit Bedacht gemählt. Beides wollte er auf sich nehmen, das Erlern, um Frieden zu finden, das andere, weil seines Geistes Reizung und Begabung ihn dahin wies. Im Kloster hoffte er den Zwiespalt in seinem Innern überwinden zu können.

Wie nahm Vater Luther die Nachricht auf, daß sein Sohn Mönch werden wollte? Luther berichtet uns selbst darüber: „Da ich endlich ein Mönch ward, da wollte mein Vater auch toll werden, war über zurieben und wollte mir's nicht schenken und ich wollt's gleichwohl auch mit meinem Wissen und Willen tun. Da ich's ihm schrieb, antwortete er mir schriftlich wieder und hieß mich zu — zuvor hieß er mich ihr, weil ich Magister war — und sagte mir alle Gnuß und väterlichen Willen gar ab. Da kam eine Pestilenz, daß ihm zwei Söhne starben, und triegte Beschaft, ich sollte auch gestorben sein. Darnach hielten und trieben sie meinen Vater an, er sollte auch etwas Heiliges in Ehre opfern, daß ich in den heiligen Orden tritt und ein Mönch würde. Der Vater hatte viel Bedenken, bis so lang er überredet war, und gab endlich bereit einen unwilligen, traurigen Willen, sprach: „Er gehe hin, Gott gebe, daß es wohlgerate!“

Gottes Hand hat auch hier Luther geführt, wie er später selbst bekennt: „Es hat Gott gewollt, daß ich der hohen Schulen Weisheit und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, d. i. aus vielen Sünden und gottlosen Werken erführe, daß das gelobte Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Widerpart zu prangen hätte, als der unerkannte Dinge verdammte.“

G. B.

### Bücherbesprechungen.

— Professor P. Joh. Müller, Die Entstehung der Welt. Zeitgemäße Gedanken eines Naturforschers. Leipzig, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 32 S. 0,30 M. — Da der Verfasser vor kurzem erst in Leipzig einen Vortrag ähnlichen Inhalts hielt, der in der Tagespresse eine ziemlich Beachtung fand, so ist es wohl Pflicht, die kleine Schrift nicht ganz nebenlässlich zu behandeln. Es wird darin nicht weniger unternommen, als der Beweis, daß alle Grundlagen der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung im einzelnen auf Trugschlüssen beruhen, die Kant-Placarde Theorie, die Teilungslehre und vieles andere, woraus dann der frühere Beweis abgeleitet wird, daß Gott die Welt bis ins Einzelne erschaffen habe. Der Verfasser begründet sich nicht, im Allgemeinen Glauben gegen Glauben zu setzen, sondern er sucht im einzelnen die Unhaltbarkeit der bestehenden Ansichten zu zeigen. Als ob das auf zwei Bogen entfernt möglich wäre! Besonders unklar bleibt es bei seiner Methode, an welches Publikum er sich wendet. Naturforscher verlangen selbstverständlich eine weit eingehendere Argumentation. Gaien aber können nicht entfernt imlande sein, den Wert der Erörterungen abzuschätzen. Wenn er sich J. B. nicht feuert, bei der Besprechung des Gineises mit ungeheuren Polemikschlägen vorzugehen, so bedenkst er nicht, daß es sich um einen Begriff handelt, den die kritische Forschung keineswegs unbeantwaltet gelassen hat. Es ist schier unmöglich, die einzelnen Punkte durchzugehen. Das Prä-cambrium soll unmittelbar die Zeit sein, wo die Erdkruste noch heiß war, während die gesamte Naturwissenschaft darunter einen Zeitraum versteht, der vermutlich weit länger war, als die ganze Folgezeit, der Mächtigkeit der Formation entsprechend. Wenn der Darwinismus aus der Umwandlung der Rassen die des ganzen organischen Stammbaums gefolgert hat, so setzt er dem einfach die Behauptung entgegen, daß für jede Art von Anfang an besondere Keime erschaffen seien, dabei jene für erst Dunkel und Phantasie erklärt wird. Als ob nicht ganze Klassen von Lebewesen erst spät in der Erdgeschichte aufgetreten wären! Man kann wohl die Teilungstheorie bekämpfen, aber doch nicht mit reinen Phantasien. Da auch eine Vermutung des Referenten angegriffen wird, so mag wenigstens dieser Angriff zurückgewiesen werden. Ich hatte die Ansicht ausgesprochen, die Stiefhöfalterien hätten das meiste Recht, als allerwärtsig, vielleicht ursprüngliche Organismen zu gelten. Das soll deshalb falsch sein, weil die Pilze, einschließlich der Bakterien, vermutlich Symbioten seien. Der Verfasser kennt offenbar den Unterschied nicht zwischen Parasiten und Saprophyten. Die Parasiten leben auf und von lebenden Geschöpfen, die Saprophyten nur von organischen Substanzen; es genügt, an die jedermann geläufige Pflanze zu erinnern. Organische Substanzen aber waren vermutlich längst da, ehe das komplizierte Protoplasma entstand. Wie kann man aber Anspruch auf erste Wissenschaftlichkeit machen, wenn man die Behauptung aufstellt, der Gottesglaube wäre so verbreitet, daß er, auch wenn die Erde nicht mehr von Menschen bewohnt wäre, von den Bewohnern anderer Weltkörper gelehrt werden würde. Die Idee mag vielen fassbarlich sein; es ist aber doch ohne weiteres klar, daß es sich um eine absolut unbeweisbare Phantasie handelt. Größtlich ist es ferner, den Eptimismus der sogenannten Materialisten zu verstehen, wenn sie mit künftigen Entdeckungen, die in ihrem Gedankenreife liegen, rechnen. Wie dann, wenn eine der Entdeckungen nach der anderen mißlich gelingt? Diese Argumentation ist schon vielen verhängnisvoll geworden, dem großen Guvier u. a. Kurz, mir scheint, daß das Problem überhaupt von einer ganz anderen Seite angefaßt werden muß. Es leuchtet doch ohne weiteres ein, daß selbst in dem glücklichsten Falle, daß alle die Hypothesen, mit denen die Spekulation rechnet, sich bewahrheiten, die Fortschritte des menschlichen Gemüts immer wieder aufstehen und Antwort erheben würden, so gut wie die Naturforschung mit dieser Eventualität keineswegs erschöpft, sondern nur immer neue Aufgaben gestellt werden würde, die wir jetzt noch nicht absehn. Der Naturwissenschaftler Felsler nachzuweisen, hat immer nur zu ihrer Beteiligung, niemals aber zu wirklichen Stärkung der Religion geführt; denn ihr Gebiet ist eben grundverschieden, die Wissenschaft lebt von Zweifel, die Religion vom Glauben. H. S.

— Alpenflora. Die verbreitetsten Alpenpflanzen von Bayern, Tirol und der Schweiz. Von Dr. Gustav Hegl, Privatdozent und Rufos am Königl. botanischen Garten, und Dr. Gustav Dünzinger in München. Mit 221 farbigen

Abbildungen auf 30 Tafeln. — Der Strandwanderer. Die wichtigsten Strandpflanzen, Meerestalgen und Seetiere der Nord- und Ostsee. Bearbeitet von Dr. P. Ruckd. Rufos an der Biologischen Anstalt auf Helgoland. Mit 24 Tafeln nachquarellen von J. Braune. Beide Werke München J. J. Lehmanns Verlag 1905. Im Liebhaberband à 6 M. — Zwei allerliebste Bücher, nach Form, Inhalt und Solidität. Und sie kommen natürlich gerade recht zur Reizzeit. Alpenflora haben wir bereits mehrere. Am nächsten steht wohl der vorliegenden von Hegl die von Schröter, nach Ausstattung und Form, beide auf die Länge berechnet. Und doch wird jede ihren Interessierten freudig herausfinden. Die Schröter'sche wendet sich mehr an den Touristen lächelnd, an das Entzücken beim Anblick der leuchtenden Bergkulmen. Das künstlerische Element steigt vor, die Pflanzen sind vielfach mehr nach dem habitus zusammengestellt, als nach dem wissenschaftlichen System, die kleinen Reimpflanze, welche mit bunten Rissen die Felsen überziehen, über die Halbschrauder. Das breite Touristenpublikum wird herangezogen durch einen mehrsprachigen Text in Deutsch, Französisch und Englisch, wodurch natürlich der Raum für die Beschreibungen beschränkt und eingengt wird. Das geographische Interesse beschränkt sich auf die Verbreitung in den Alpen, namentlich in der Schweiz, und im hohen Norden. Es mag eben der Tourist sich ein Andenken sammeln und so ein Fernab als eine Erinnerung an die Alpenmarie im allgemeinen behalten. Anders Hegl. Er beschränkt sich zunächst auf die deutschen Alpenländer, wodurch für eine eingehende Behandlung zu genauerer Determination Raum gewonnen wird. Er gibt die Verbreitung in viel größeren Höhen an, nach Süd und Nord, bis nach Sibirien, Nordamerika und darüber hinaus, wodurch das Nachdenken über die Ursache solcher Verbreitung, bez. über die Geschichte unserer Erde mit ihrer Pflanzenbedeckung, lebhaft angeregt wird. So mag nur erwähnt sein, daß die in den Alpen so häufige Reihprmel, *Primula farinosa*, nicht nur weithin nach Norden ausstrahlt, sondern noch einen vereinzelten Bezirk auf der südlichen Galtalge bewohnt, das Feuerland. Sonst wird auf die deutschen, bez. bayerischen Alpen ein Hauptgewicht gelegt und bei jeder Pflanze ihr Auftreten ebenfalls sorgfältig registriert. Weiter ist die systematische Ordnung scharf innegehalten worden, von den Rabelhölzern bis zu den Kompositen, wodurch die entsprechende Ordnung des Herbariums gemäßriehet wird. Leider sind die Kryptogamen, auch die Gefäßkryptogamen, vollständig beiseite gelassen. Oder beschäftigt die Firma, wenn sie, was zu ermarren, den Blütenpflanzen einen vollen Erfolg erringt, die Blütenlosen in besonderer Bearbeitung folgen zu lassen? Sie fönnen sich ein seltnes Verdienst erwerben. Die Ausstattung ist vorzüglich, ebenso die klaren Abbildungen, die nur sie und da von den Schröter'schen an Farbenreueigkeit übertroffen werden. Von denselben Grundlagen ist Ruckd.'s Strandwanderer geleitet. Das Buch hat fast noch einen höheren Wert, insofern als es ohne Vorläufer dahast, man müßte denn Marshall ganz anders geartetes dieses Wert über unsere Meere als solchen gelten lassen wollen, was indes keineswegs angeht. Marshall ergibt sich in breiter Schilderung; Ruckd. bringt eine systematische knappe Übersicht zur Bekimnung alles dessen, was dem Beobachter auf den Dünen, unmittelbar am Strande, beim Bootfahren und Baden, bei der Ebbe oder nach einem Sturmzuge vorkommt. Nur die Landtiere sind weggelassen, ebenso die Wirbeltiere. Sie fönnen wiederum ein Bündnis für sich fällen, die Strand- und Seevögel, die Seeunde und Delphine. Die ersten Tafeln bringen die so sehr auffälligen Blütenpflanzen des Strandes, vom Strandfaher und Strandroggen anfangen bis zum Wegraß, dann eine Tafel Grünalgen, drei Tafeln Brauntalg und nicht weniger als sieben der herrlichen Kotalgen oder Floridern. Uriere sind bei ihrer Kleinheit weggelassen. Die Tierwelt beginnt mit den Schwämmen und Seezoen. Es folgen Hydrozoopolpen, Quallen, eine sehr hübsche Tafel, Seeanemone und Seeigel, Würmer, b. h. lediglich die höheren Ringelwürmer, der Fischerdarmum mit allen den Merkmalen, die das verestete Tier verraten, Friesler über dem Kopf, wunderliche Kotalben über dem Kiemen, die größeren Krebse, auch als solche eine überaus bunte Gesellschaft, die Weichtiere, Muscheln, Schnecken und Intenidien, die zierlichen Quastfüßler, die langweiligen, dem Gaien zunächst unverständlichen Seeanemone, und drei Tafeln mit Fischen. Es ist in höchsten Maße erfreulich, daß uns ein langjähriges Mitglied unserer biologischen Station auf Helgoland dieses Institut auch für das Laienpublikum nutzbar gemacht hat, so daß die Ergründungen, die

wir allmählich an unseren Küsten gewonnen haben, nun auch dem gewöhnlichen Badegast zugänglich sind. Sie merben zweifellos ein lebhaftes Echo erwecken; und so mancher, der, als kein besonnerer Sportfreund, etwas gelangweilt vom Strande zurückkam, wird das nächste Mal beglückt mit einer Fülle von Erfahrungen heimkehren. Aber mehr! Auch dem, der nicht an die See geht, ist ein vortreffliches zoologisches Mittel zur Belehrung geboten, das sicher nicht ungenutzt bleiben wird. Die Tafeln sind auch hier vortrefflich. Auch, selbst ein herborzierender Zeichner, hat eine tüchtige malerische Kraft dazu gewonnen. Schade, daß Braune die Herausgabe nicht mehr erlebt hat. Hier und da könnte vielleicht auch hier eine noch schäferliche Farbengabe angebracht sein, freilich auf die Gefahr hin, grell und schreiend zu werden. H. S.

— Kaumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neu bearbeitet von 36 Ornithologen, herausgegeben von Dr. Carl Hennicke. Verlag von Fr. Eugen Köhler, Oera-Untermhau. Bd. I. XXXIV u. 410 S. 32 Tafeln. — Mit dem ersten Band hat das große bankenwerte Unternehmen seinen Abschluss erreicht. Gehen wir uns zunächst den Band an! An die verschiedenen Naumannschen Vorreden schließt sich pietätvoll die Vögelgeschichte der beiden Naumanns an. Dann kommt ein allgemeiner Teil, als Einleitung in die Ornithologie schlechthin. Tachenberg bringt die Anatomie und Entwicklungsgeschichte, an zahlreichen Zeichnungen und zwei Tafeln erläutert. W. Vlasius und Rey behandeln die Biologie, Körperhaltung und Ortstreue, Sinnesempfindung und Seelenleben, Stimmen und Gesang, Kutenhalt, geographische Verbreitung und Wanderung, Ernährung, Fortpflanzung und Brutpflege, die normalen Farben und abweichende Färbungen, Gesundheitspflege, Krankheiten und Schmarotzer, Alter und Lebensdauer, Jagd und Fang, Nutzen und Schaden, dazu Taxidermie, Systematik und Vogelschutz. Den speziellen Teil eröffnet die Reiterfänger, Sprossler und Nachzügler, dazu Ra- und Blauschneitler. Es folgen die beiden Kuckucksgattungen, 3 Braunellen, 7 Steinlächler, 2 Bienenlächler, 2 Merlen und nicht weniger als 21 Arten Drosseln, die sich auf 4 Gattungen verteilen, von denen freilich nur eine, die der Waldrosseln, bei uns im engeren Sinne heimisch ist; die übrigen werden, wie auch viele von den Waldrosseln, nur gelegentlich zu uns verschlagen. Die Bilder sind zumest farbenfrohe Camouflagen von Bruno Sailer, dazu verschiedene allerliebste Gruppen, man möchte sagen Salonbilder, von Reulmanns und wieder zwei sorgfältige Tierzeichnungen von der Hand unseres Reichert. Die Behandlung im einzelnen ist dieselbe, die Referent öfters nach anderen Bänden registrierte. Jetzt, nachdem das Ganze vorliegt, kann man nur mit Vergnügen feststellen, daß der große Wurf gelungen ist, und dem Herausgeber und Verleger von Herzen Glück wünschen. Wie würde sich Viele, der Vater unserer Vogelschubbelntreibungen, freuen, wenn er das erlebt hätte! Denn im Grunde genommen hat er ein großes Verdienst an dem Unternehmen. Er hat die Vögel zur Vogelwelt gepflegt und in die weitesten Kreise getragen. An der Spitze seines Wirkens ist der Plan zu der Neubearbeitung unserer flässigen Werke entstanden und von einem Pflegeohn und Nachfolger in die Wege geleitet. Es ist gelungen, in dem Kienewerk mit den vergrößerten Tafeln, welche die Ankaufung aus das Vortellpasseite unterstützen, ein Hilfsmittel zu schaffen, das auch dem weniger Begüterten zugänglich ist und das die Grundlage abgeben wird für eine rationelle Weiterführung der Ornithologie in unserem Vaterlande; denn noch bleibt die Hauptaufgabe für ein rationelles Verhältnis der bemitteltesten oder Organismen zu lösen, die Gelege ihrer Verbreitung, ihrer wunderbaren Wanderungen auszuklären. Selbstverständlich bleibt auch der Kritik bei dem großen Werke noch offener Spielraum; aber es wäre verfehlt, die unbedeutenden Ausstellungen gegenüber der Gesamtleistung hier in den Vordergrund zu schieben. Erfreulich ist die lange Liste der Subskribenten, die beweist, welchen Anhang das Werk bereits während seines Erscheinens gefunden hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß seine Verbreitung mit der Zeit noch eine viel allgemeinere werden wird. Möchten die Früchte des Unternehmens bald und immer reichlicher reifen, zum Nutzen der gelamten Naturwissenschaftler! H. S.

— Hr. G. Ed. Brünning, Tierleben in der Heimat. Mit 3 Tafeln und 32 Abbildungen. Verlag von Hans Schulze, Dresden. — Das hübsch ausgestattete Büchlein des Hamburger

Verfess, dessen „Spaziergänge eines Naturforschers“ sowohl bei den Ausflüßern für Beurteilung von Jugendbüchern, als auch in Fachblättern verdiente Anerkennung gefunden haben, ist wiederum zunächst für die Jugend bestimmt, wird aber auch Erwachsenen viel Freude machen und manche Anregung bieten. Gleich das 1. Kapitel „Fotob und seine Brüder“, welches von der Sippe der Rabenvögel handelt, ist recht unterhaltend geschrieben; es erzählt in der heitersten Weise von einem dem Hort entnommenen Koltraben, der bald unumschränkter Herr auf dem Rafernhofe ward. In dem 2. Kapitel interressiert uns besonders die anschauliche Schilderung des Vogelweils am Alsterbassin zu Hamburg während des Winters; wie die 400 Schwäne täglich zweimal zum Futterplatze ziehen, wenn der Wärter — Vohengrin hat ihn der Volkswelt genannt — sich nur von ferne zeigt, wie die Lachmöwen mächtigen Schneeflocken gleich die Luft erfüllen und im Fluge nach den Stinten haschen, die ihnen die Leute zuwerfen. Weiterhaft sind die Kapitel „Luapp, der Frosch“ und „Jan Langbeins Schidiale und Kenteuer“ geschrieben; mit Entzücken wird jedes Kind dem lebenswüthigen Erzähler folgen. Die Fischlarven, wie sie durch die Arbeiterortel Hamburgs ziehen, geben Veranlassung, die ausgetretenen Naren näher zu betrachten. Aber auch für die niedere Tierwelt weiß der Verfasser die Leser zu interessiren, für Schmetterlinge und ihre Raupen, Hefellen, Spinnen u. a. Der seine Kinder anleiten will zu einem anregenden, Geil und Herz veredelnden Verlehr mit der heimatischen Natur, dem kann ich das ansprechende Verleschen aufs angelegentlichste empfehlen. Martin Häß.

— Auf Anregung des Verbanes für das kaufmännische Unterrichtswesen (1896 zu Braunschweig begründet) ist in dem Verlage von H. G. Teubner in Leipzig eine neue Bereicherung der kaufmännischen Literatur erschienen: Der deutsche Kaufmann und Der deutsche Großkaufmann. 2 Bände zu je 40 Bogen Großformat, gebunden zu je 8 M., auch in ca. 7 Hefierungen zu 5—6 Bogen zu 1 M. — Von dem erlennannten Verban liegt die 1. Hefierung vor, enthalten die Wirtschaftsgeschichte Deutschlands von Dr. G. Gruber in München und einen Teil der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands von Dr. Kreuzkam in Köln und Handelskammerombitus Dr. Wolmann in Ruhrort. Aus dem dieser Hefierung beigegebenen Prospekt, der ein ausführliches Inhaltsverzeichnis enthält, kann man den Gehaltsinhalt des Werkes ersehen und sich ein Urteil darüber bilden. Die Verteilung des Stoffes nach den Bedürfnissen des Groß- und des Kleinstkaufmanns ist eine glückliche Idee, es kann jeder Bemag am möglichst bequeme Weise das finden, dessen er für seine Zwecke bedarf. Seit längerer Zeit durch den Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen vorbereitet, ist die ganze Anlage eine wohlbedachte und daher vorzuziehende. Es wird nur das wirklich Notwendige und Nützliche geboten und das für den Großkaufmanns Bichtige von dem Bekannten und Unmüthigen getrennt, während der junge Kaufmann, der eine gebiegene Bildung für seinen Beruf erstrebt, „den deutlichen Kaufmann“ nicht unberührt aus der Hand legen wird. Der 1. Band soll außer den oben angeführten noch folgende Kapitel enthalten: die Errichtung und der Betrieb eines Handelsgefchäfts, die kaufmännische Korrespondenz, die Buchführung, das kaufmännische Rechnen, das Geld- und Kreditwesen, das Frachtwesen und die Expedition, die für den Kaufmann wichtigsten Rechtsbestimmungen, das Post-, Telegraphie- und Fernschreibwesen, das Versicherungswesen, die Steuerlehre, besondere Einrichtungen im Dienste des Handels und eines Warenlandes. Der 2. Band (Der deutsche Großkaufmann) soll unter andern enthalten: die Grundbahren der Volkswirtschaft, die Technik des Großhandels und des Exports, die Buchführung im Großhandel, das höhere kaufmännische Rechnen, das internationale Fracht- und Seefrachtwesen, das Zollwesen ufo. — Bei dem jetzigen Stande des deutlichen Handels mußte vieles Beralte sowohl in Stoff als in Behandlung beseitigt werden und es ist als ein besonderer Vorzug zu bezeichnen, daß der Schwerpunkt auf die Verhältnisse der Gegenwart gelegt ist. Somoß Geschäftsinhaber als Handlungs-Geschillen und Uehrlinge werden in dem Buche einen zuverlässigen Ratgeber und bei dem schönen, klaren Stil, in dem die Artikel geschrieben sind, an der Lektüre einen wirklichen Genuß finden. Es kann also den Angehörigen des Kaufmannstandes und anderer Erwerbszweige und auch den Fachlehrern an Handelsschulen die Anschaffung der beiden Bände angeraten werden. H.



Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und son-  
n- für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königlich  
eredition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig. Ver-  
k- k- 5, bezogen werden.

Wöchentlich: 1 M 25 A,  
Bei unregelmäßiger Zustellung  
anter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
auswärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Grosche Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 83.

Sonnabend, den 15. Juli, abends.

1905.

## Der Königin Luise Anteil an der Politik 1805—1810.

Eine den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Biographie der Königin Luise gibt es noch nicht. Das Bedeutsame, was über sie erschienen ist, ist noch immer das bekannte Buch von Friedrich Wami, das im wesentlichen auf den Aufzeichnungen der Frau v. Berg beruht und bis 1896 vierzehn Auflagen erlebt hat. Seitdem ist eine Fülle neuer archivalischen Materials hinzugekommen. Vor allem hat Paul Ballou in Berlin reiche Korrespondenzen und Einzelstudien in der Deutschen Rundschau, im Hohenzollernjahrbuch und in den Publikationen aus den Königl. preussischen Staatsarchiven mitgeteilt, Notarbeiten zu der von ihm beabsichtigten großen Biographie der Königin. Andere Quellen sind ausserdem erschlossen worden. Alles, was bisher erschienen ist, hat nun ein „Sohn und Bürger der freien Reichsstadt Bremen“, wie er sich in dem Vorwort mit einem an dieser Stelle kaum motivierten Stolz nennt — oder soll darin ein besonderes Verdienst liegen, das ein „Republikaner“ eine Königin mit so lebhafter Sympathie geschildert hat? —, Alwin Konke, zu einer wohl gelungenen, mit herzlicher Teilnahme geschriebenen Biographie verarbeitet, und die Verlagsanstalt hat das Buch mit zahlreichen Porträts und anderen bildlichen Beigaben (in einer leider nicht immer genügenden Ausführung) ausgestattet, deren Beschaffung übrigens, wie der Verfasser mit Recht klagt, durch die mitgegebenen Hoffellen nicht immer erleichtert worden ist.<sup>\*)</sup> Ein besonderes Gewicht legt Konke auf die Herausarbeitung der politischen Tätigkeit der Königin, die in der Tat viel bedeutender gewesen ist, als man lange gewußt hat. Doch liegt ebenso oben und höchstnütigen, wie süßen, energischen und standhaften Frau gegenüber wird der alte Satz, daß sich Frauen nicht in die Politik mischen sollen, zur insalubrisen Blase; und Luise in ihrer Beziehung getan hat, das tat sie, weil sie es für ihre Pflicht gegenüber ihrem Gemahl, ihren Kindern und ihrem Lande hielt, und was sie befrwortete, das war, wenn nicht leicht nicht immer das in der augenblicklichen Lage Klügste und Vorteilhafteste, so doch immer das Ehrenvolle und Mannhafte und deshalb schließlich auch das Richtige; dem unselbständigen, langsamen, schwächenden König ist sie in den schwersten Stunden seines Lebens die feste Stütze, die beste Ratgeberin gewesen. Sie hatte eben die keine Empfindung und den sicheren Takt des edlen Weibes, sie folgte immer die großen Gegenfälle und Interessen im Auge und darum konnte sie sich wohl in Einzelheiten einmal täuschen, nicht aber in der ganzen Auffassung. Darin lag ihre Überlegenheit über das miltens- schwache, ewig grübelnde, sentimentale Männergeschlecht dieser Jahre. Ein lebhaftes politisches Interesse zeigte sie erst seit 1805. Bis dahin lebte sie in dem harmlosen Vertrauen auf die mit dem Frieden von Basel 1795 begonnene Friedenspolitik Preußens und auf die Weisheit der Staatsmänner, die sie leiteten. Eine völlige Wendung trat ein, als der Marschall Dampou auf dem Marische nach der oberen Donau die preussische Neutralität im Anschlusse verletzete. Sie teilte die Empörung, die darüber in Preußen ausbrach, sie billigte die Mobilisierung der preussischen Armee, und sie sprach am 15. October, am zehnten Geburtstag des Kronprinzen, an dem er die Uniform empfing, die Hoffnung aus, es werde, wenn er Gebrauch made von diesem Rechte, sein einziger Gedanke sein, seine „unglücklichen Brüder“, die Oesterreicher, zu rächen. So lebhaft ergriß sie damals Partei gegen Frankreich, mit dem Preußen bis dahin in einem beinahe freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatte. Mit großer Freude begrüßte sie deshalb

Alexander I. von Rußland in Potsdam, zu dem sie schon bei den Herbstmanövern 1802 in Nemel eine freundschaftliche Zuneigung gefaßt hatte; der Vertrag von Potsdam am 3. November, der den Beitritt Preußens zur Koalition herbeiführen zu müssen schien, ging ihr eher nicht weit genug, und sie war mit Verfriedigung zugegen, als der König und der Zar in der Nacht des 4. November am Gorge Friedriehs des Großen einander ewige Freundschaft schworen; die etwas sentimentale Sympathie entsprach dem Wesen dieser Zeit. Um so schwerer traf sie die Nachricht vom Abschlusse des Schönbrunner Vertrages vom 15. Dezember 1805 über ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Frankreich, den nach der Schlacht von Austerlitz Graf Haugwitz abgeschlossen hatte; sie hielt damals Hardenberg, der deshalb seinen Antheil nehmen wollte, weil er den Vertrag verwarf, von diesem Entschlusse ab, bis der noch unangünstigere Vertrag von Paris am 14. Februar 1806 Hardenberg doch zum Rücktritt bestimmte. Seitdem war Luise neben dem geistvollen Prinzen Louis Ferdinand geradezu das Haupt der Kriegspartei am preussischen Hofe; sie nahm es mit Freuden an, daß der König ihr das ruhmreiche Dragonerregiment Knödel-Baireuth verlieh als „Regiment Königin Dragoner“ (jetzt Kürassierregiment Königin — Pommersches — Nr. 2), und sie beschäftigte mit dem König im März die auf dem Rückmarsche begriffenen Russen in Schwedt und Stettin. Sie legte überhaupt den größten Wert auf das Einvernehmen mit Rußland und vermittelte deshalb auf Hardenbergs Bitte eine persönliche Zusammenkunft zwischen ihm und dem König in ihrer Gegend, wobei der König erkrankte, er betrachtete sein Verhältnis zu Napoleon als erzwungen und sei bereit, weiteren Übergriffen im Verein mit Kaiser Alexander entgegenzutreten; ja er war einverstanden, daß Hardenberg im geheimen die Verhandlungen mit Rußland weiterführe. Luise hat sich damals sogar für eine Vermählung ihres Schwagers, des Prinzen Heinrich, mit der Großfürstin Katharina, der Schwester des Zaren, bei diesem vermannt. Auch in die innere Politik ver setzte sie einzugreifen; die Denkschrift vom 27. April, in der Stein mit der schärfsten Kritik die Reform des Geheimen Rabinet und die Bildung einer „Ministerialkonferenz“ verlangte, legte er am 10. Mai in ihre Hände, und sie billigte den Inhalt, nur fand sie den Ton zu heftig und leidenschaftlich, und das Schriftstück wurde schließlich auf Hardenbergs Rat dem König überhaupt nicht überreicht. Mit dem Zaren hielt sie die persönliche Verbindung fest, und Hardenberg betraf sie im Auftrage des Königs am 12. Juni zu sich nach Charlottenburg, um eine wichtige Depesche des Grafen Wolf aus St. Petersburg zu beraten, der einen festeren Anschlus an Rußland empfahl.

So ging sie am Mitte Juni 1806 nach Vormont zum Gebrauch der Wälder in dem Momente, wo die deutschen Dinge mit der Gründung des Rheinbundes am 17. Juli eine entscheidende Wendung nahmen und die preussische Politik den Verfall machte, wenigstens die noch unabhängigen norddeutschen Staaten um sich zu vereinigen. Auch daran nahm sie eifrig teil, sie war entzückt über das beabsichtigte Bündnis mit Sachsen und sie verhandelte über ein solches persönlich mit dem Kurfürsten von Hessen, der sie in Vormont besuchte. Raum war sie am 31. Juli zurückgekehrt, als die Vermählungen mit Frankreich zur Mobilisierungsbefehl, am 9. August führten. Luise war damit durchaus einverstanden, dagegen über die etwas unzeitgemäße Eingabe des Prinzen Louis Ferdinand und seiner Gemahlin gegen Haugwitz, Beume und Combar ebenfalls entzückt wie der König selbst. In voller Zuversicht auf die Armee billigte sie auch den allzu kühnen Entschlus auf den Angriffskrieg (17. September); sie fuhr ihrem Regiment in dessen Uniform voraus, als es in Berlin

\*) Alwin Konke, Königin Luise von Preußen. Ein Lebensbild nach den Quellen. Mit 70 Abbildungen und Beilagen. Leipzig, E. A. Fernow 1904. X u. 340 S.

einzog, und begleitete wenige Tage später, am 21. September, den König ins große Hauptquartier nach Raumburg, am 4. Oktober nach Erfurt. Auf der Fahrt dahin sah sie Friedrich Geng, als der lange königliche Wagentzug, von Truppen und Geschützen und Wagenkolonnen umgeben, über die Saalebrücke bei Kösen und die breite Straße nach der Hochebene von Kuerstädt hinaufzuzug; der Gedanke, daß sie einer Entscheidungsschlacht entgegengehe, und daß diese eine große Wendung bringen müsse, machte diesen Mariä, so schreibt er, „zugleich erschütternd und trauererregend“. Am 9. Oktober empfing Luise den großen Publikum in Erfurt; sie sagte ihm damals offen, wäre sie darüber befragt worden, so hätte sie für den Krieg gestimmt, „aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht“; für Ceteris paribus sei ganz allein in der engsten Vereinigung aller derrer zu finden, die sich des deutschen Namens rühmen.“

Ihre Zuversicht auf den Sieg wurde erst erschüttert, als die Schreden Louis Ferdinand (10. Oktober) im Hauptquartier Weimar einfiel. Sie folgte dann am 13. Oktober dem König und der schon in der rechten Flanke umgangenen Hauptarmee nach der Saale, aber vor Eckardtsberg mußte sie umkehren, weil feindliche Truppen vor der Front waren, und als sie am nächsten Morgen des 14. wieder von Weimar aufbrach, grölle von Osten her der Kanonendonner der bei Jena beginnenden Schlacht. Auf weiten Umwegen, über Langensalza, Heiligenstadt und Braunshweig erreichte sie die Elbe bei Tangermünde; aber erst in der Nähe von Brandenburg erhielt sie am 17. Oktober die Nachricht von der Niederlage. Im fliegenden Schloßpenn jagte sie noch an demselben Abend durch das Brandenburger Tor die Linden hinaus nach dem Schloße, aber ihre Kinder traf sie erst in Schwebel an der Ober und den König erst in Küstrin am 20. Oktober; unterwegs in Ettin hatte sie den Geheimen Rabinetstath Lombard auf eigene Hand verhaften lassen, nicht, weil sie an seinen Verrat glaubte, sondern um ihn vor der Mut des Volkes zu schützen. Am 1. November traf das Königspaar in Graudenz ein. Hier kamen die Hiebposten in diehter, entmutigender Reihe, und mit ihnen die Schwärmungen, die Napoleon in seinen Bulletins gegen die Königin ganz persönlich richtete. Über die Notheit des Zones dieser Ausfälle ist kein Wort zu verlieren; Napoleon selbst hat später bekannt, er würde betätigt unternommen haben, wenn er die Königin damals schon gefannt hätte; aber wenn er ihre Teilnahme an den wichtigsten Entscheidungen des Gegners behauptete, so hatte er sich nicht unrecht. Ob und wie sich Luise zu dem am 6. November in Graudenz gefassten Beschlusse, die schon zu Ende Oktober in Charlottenburg verabredeten Bedingungen eines Präliminarfriedens anzunehmen, gestellt hat, wissen wir nicht; daß sie zu Cetero der in dieser entscheidenden Lage geradezu heroischen Ablehnung des Waffenstillstandes zugestimmt, sie vielleicht mit beeinflusst hat, darf man annehmen. Als sie endlich am 9. Dezember in Königsberg eintraf, suchte sie persönlich ein Ministerium Stein-Gardenberg-Rüchel aufkande zu bringen. Den Konflikt zwischen dem König und Stein, der am 4. Januar 1807 zur ungnädigen Entlassung des Ministers führte, zu schlichten, hinderte sie die eigne schwere Erkrankung; aber sie fand seinen Fall „ganz unarwürdig“ und empfand die schwerste Sorge um die Zukunft.

Erst als sie in schredlicher Winterzeit über die unvorteilhafte Richtung am 8. Januar Memel erreichte hatte und dort langsam genas, begann sie wieder eigene Hoffnung zu schöpfen, da Rußland jetzt in den Krieg eingriff, und nach der schredlichen Winterkchlacht bei Preußisch-Eolau am 7. und 8. Februar, der ersten Schlacht, die Napoleon persönlich nicht gemann, bei dieser durch Verstand dem König den Frieden unter leidlichen Bedingungen an, unter der Voraussetzung, daß er sich von Rußland trenne. Mit voller Bestimmtheit trieb Luise von jedem Sonderfrieden ab, denn sie hegte ein unerlöschliches Vertrauen zu dem Charakter des Kaisers Alexander, den sie in ihrem Briefen niemals anders als „lieber Peter“ anredete, und sie wie der König begrüßten den Verbündeten zu Anfang April mit größter Freude in Memel. Wirklich konnte das Königspaar im April wieder nach Königsberg zurückkehren, und mit dem Eintritt Gardenbergs ins Ministerium, dem Vertage von Partenstein am 26. April, der Entsendung Blüchers nach Pommern zum Entsatze Kolbergs hing noch einmal die Hoffnung auf eine glückliche Wendung empor. Eine kurze Täuschung!

Denn am 25. Mai fiel das geroaltige Danzig. Damit wurde die ganze französische Armee für den Angriff auf Königsberg frei, und der russische Oberbefehlshaber Bennigsen führte den Krieg so schlecht, daß Luise sich am 2. Juni mit bitteren Klagen an den Jaren wandte, der freilich selbst schon dem Drängen der russischen Friedenspartei in seinem Hauptquartier zu weichen begann. So mußte der königliche Hof schon am 6. Juni nach Memel zurückkehren. Der russische Sieg bei Heilsberg am 10. Juni blieb unbenützt, und mit der Niederlage bei Friedland am 14. Juni war alles vorbei. Am 17. Juni schrieb Luise ihrem Vater: „Wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen“; sie wollte, wenn die Gefahr dringender wurde, nach Siga gehen.

Dazu kam es zwar nicht, aber was wirklich kam, war fast schlimmer. Am 21. Juni schloß der Bar Wessenshülland offen den König. Verzweifelt schrieb Luise am 25. dem „Bettler“: „Verlassen sie uns nicht!“ Aber an demselben Tage gemann Napoleon in der persönlichen Zusammenkunft auf dem Rienen bei Lillst den Jaren ganz für sich. Trotzdem mußte Luise den Gemahl am 27., unter keinen Umständen seine Unabhängigkeit (nämlich durch den Eintritt in den Rheinbund) preisgeben und Gardenberg nicht zu entlassen; der König mußte ihr nach seiner Zusammenkunft mit Napoleon (26. Juni) melden, daß Napoleon in bezug auf Preußen unerbillig und Gardenberg undaltbar sei. Und noch am späten Abend des 30. erhielt Luise einen andern Brief von ihm, mit der überhäuferten Nachricht, Napoleon habe sich nach ihrem Befinden erkundigt und auf ihre Gesundheitsbetrunken. Beigeflossen war ein Brief des Grafen Salzdreuth an den König, worin er schrieb, es werde, wie er aus sicherer Hand habe, von guter Wirkung sein, wenn die Königin nach Lillst komme; Napoleon schreie ihre Gegenwort selbst zu wünschen. Nach dem Vorausgegangenem war es die stärkste Zumutung, die ihr gestellt werden konnte, dem Manne zu begegnen, den sie für die Verforderung des bösen Prinzips, für ein „höllisches Wesen“, für ein „Ungeheuer“ hielt und den sie hätte, trotz ihrer edle Natur des Hasses fähig war. Trotzdem erklärte sie am 1. Juli dem König, sie werde kommen, wenn er es wünsche, aber sie stellte die eine Bedingung, daß Napoleon darum bitte. Der nächste Tag verging ihr in prinzipieller Unsicherheit, am 3. erhielt sie den Befehl des Königs, nach Lillst zu kommen. Sie war außer sich, sie sagte unter taufend Tränen zu ihrem Leibarzt Guleland: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe.“ Aber sie gehorchte. Am Abend des 4. Juli traf sie in Wittupöhnen, einem Kirchdorfe 10 km nordöstlich von Lillst, ein und stieg im Pfarrhause des Pastors Kämpfer ab. Gleich nachher brachte ihr Gardenberg, selbst ganz trotlos, einen Entwurf zur Unterredung mit Napoleon; am nächsten Tage empfing sie unter vielen anderen Besuchen den Kaiser. Großstallmeister Gualincourt mit der förmlichen Einladung Napoleons nach Lillst für den nächsten Tag. So rüstete sie sich für die verhängnisvolle Zusammenkunft. Es ist bezeichnend für die mehr als bescheidenen Umstände, in denen die Königin damals lebte, daß (nach einer zuverlässigen Tradition der Pfarrfamilie) in ihrer Begleitung niemand war, der zu plätten verstand; eine Tochter des Pfarrers mußte ihr die weißen Röde herrichten. Dann ließ sich Luise in Tränen vor dem Spiegel stehend für die Begegnung schmücken; sie trug ein weißes silbergesticktes Kreppkleid, ihren Perlenhalsband und ein Perlenbandem. Um 4 Uhr fuhr sie unter dem Geleite französischer Garde du Corps nach Lillst, wo sie um 5 Uhr anlangte und im Quartier des Königs abstieg. Eine Viertelstunde später erschien Napoleon zu Pferde mit glänzendem Gefolge, um sie zu begrüßen. Luise empfing ihn im ersten Stod, als er, vom König geleitet, die Treppe heraufstieg, und hatte mit ihm eine fast einstuündige Unterredung unter vier Augen. Über diese haben wir zwei Berichte, die beide auf die Erzählung der Königin zurückgehen und wenige Tage nachher ausgezeichnet worden sind, den einen ausführlicheren aus der Feder des schwedischen Gesandten Karl Oulau v. Brinkmann, den andern kürzeren von ihrer Schwägerin, der Prinzessin Luise von Stahlin. Beide weichen in Einzelheiten voneinander ab, ergänzen sich aber auch. So viel steht danach fest, daß Luise den Kaiser über die Königliche Kanalar hielt, aber irgendwelche bindende Erklärungen, die er nicht abgab. Dem Jaren sagte er am nächsten Tage, sie sei „eine entzündete Frau“, sie habe viel Geist und Seelenadel gezeigt, und „eine Viertelstunde später (wenn der König nicht eingetreten wäre) hätte er der Königin alles versprochen“. Um

8 Uhr holte sie Berthier zum Diner bei Napoleon ab; die Unterhaltung war sehr angeregter, der Kaiser sehr verbindlich, aber auch in einer zweiten Unterredung ließ er sich fastlich nichts abgewinnen. Trozdem hatte er auf Luise einen ganz anderen Eindruck gemacht, als sie erwartet hatte; er erinnerte sie „an einen römischen Kaiser“, sie fand ihn sogar „sehr liebenswürdig“ und lehrte nach Dittusphögen in froher Stimmung zurück, die auch der Pfarrerfamilie auffiel. Doch der nächste Tag zerstörte grausam alle ihre Hoffnungen. Als sie am Nachmittag des 7. Juli wieder nach Züst kam, empfingen sie der König und der Jar mit den schlechtesten Nachrichten über Napoleons Unnachgiebigkeit, und bei dem dann folgenden Diner sah er „verlegen, tückisch und boshaft“ aus. Als er sie zu ihrem Wagen geleitete, machte sie noch einen letzten Versuch, an seine Großmut zu appellieren; dann nahmen sie Abschied, um einander nie wieder zu sehen. An demselben Tage unterzeichnete Napoleon seinen Frieden mit Napoleon, am 9. Juli wurden seine harten Bedingungen dem Grafen Goltz und dem General Kaltau einstudiert. Schon am nächsten Tage fuhr Luise nach Memel zurück.

Das größte persönliche Opfer, das sie hatte bringen können, war umsonst gebracht und ihr Vertrauen auf den Jarzen war tief erschüttert, sie stellte auf lange Zeit jeden Briefwechsel mit ihm ein. Doch die Hoffnung verlor sie nicht. „Ihr letzter Trost“ war Stein, ihn ließ auch sie durch Frau v. Berg auffordern, die Wünsche zu übernehmen, und am 30. Sept. erschien er in Memel. Seiner ersten Unterredung mit dem König am 1. Oktober wohnte auch Luise bei; sie vermittelte den Kompromiß über die Besatzung, dessen Entlassung Stein verlangte, aber auf Bitte Luises bis zur Rückkehr nach Berlin verschoben ließ, weil es der König so wollte, sie arbeitete sogar für Stein eine noch nicht veröffentlichte Denkschrift über die Hebung des sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes aus, sie trug sich mit dem Gedanken, selbst nach Paris zu gehen, weil sie bei der damals nicht ungünstigen Stimmung Napoleons hoffte, dort etwas Gutes zu stiften, und in einiger Zuversicht lehrte sie mit dem König am 16. Januar 1808 nach Königsberg zurück. Den Sommer brachte sie „auf den Juden“ in dem einfachen Landhause zu, das seitdem Luifenau heißt. Statt ihrer ging Prinz Wilhelm, ihr Schwager, nach Paris, um über die Regelung der Kriegskontribution zu verhandeln. Als der Krieg zwischen Napoleon und Oesterreich sich vorbereitete, daß Luise den Jarzen im September 1808, wenigstens nichts gegen Oesterreich zu unternehmen, und sie begrüßte ihn am 18. September in Königsberg, in der Hoffnung, daß er bei der bevorstehenden Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt Widerungen für Preußen erreichen werde, aber sie fand ihn „ohne jede Energie“, und als er am 20. Oktober wiederkehrte, hatte er im preussischen Interesse in der Tat nichts Erhebliches erreicht; vielmehr hatte Napoleon den unvorsichtigen Brief Steins an den Fürsten Wittgenheim, der in französische Hände gefallen war, benützt, um den Prinzen Wilhelm zur

Unterzeichnung der ungünstigen Konvention vom 8. September zu nötigen, die der König schließlich genehmigen mußte. Jener Brief beschleunigte zugleich den Sturz Steins, und Luise hat nichts getan, um ihn zu hindern, denn sie hatte sein Benehmen immer zu schroff gefunden und war in der letzten Zeit gegen ihn persönlich verstimmt, weil er gegen die bevorstehende Reise des Königspaars nach St. Petersburg finanzielle Bedenken geltend gemacht hatte. Und doch bildete diese Reise und der Aufenthalt in der glänzenden Hauptstadt, den Alexander und seine Familie mit allen nur möglichen Kulmerfamilien umgaben (27. Dezember 1808 bis 18. Februar 1809), einen wohlthuenden Lichtpunkt in dieser trüben Zeit und knüpfte das Verhältnis zu dem russischen Hofe wieder enger.

Neue Aufregung brachte der Krieg mit Oesterreich. Luise glaubte nicht an einen Erfolg Oesterreichs, obwohl sie im Herzen den Anschlag Preußens wünschte und es beabsichtigte, daß der „Entschlußpunkt“ in Preußen „unpulslos verlaufen“ müsse. Aber den Abfall Schills nannte sie „schredlich und unversöhnlich“, wie der König, und den Sieg des Erbprinzen Karl bei Wörsen beurteilte sie tüchter als die öffentliche Meinung. So betrauerte sie den unglücklichsten Ausgang des Krieges tief, aber er überragte sie nicht. Und nun erlebte sie die große Freude, nach dreijähriger Abwesenheit wieder nach Berlin zurückkehren zu dürfen (23. Dez. 1809). Es war ein kurzes Aufatmen. Napoleon drängte auf raschere Abzahlung der Kontribution (nach 98 Mill. Fr.) oder die Abtretung Schlesiens; ein Schreiben der Königin an ihn blieb ohne Wirkung, und am 12. März 1810, zwei Tage nach dem letzten Geburtstage, den Luise erlebte, sprach sich der Ministertrat für die Abtretung Schlesiens aus. Es ging um Leben und Tod. Da leistete die Königin ihrem Lande den letzten großen Dienst. Sie arbeitete selbst eine Denkschrift an das Ministerium aus, sie bestimmte den König, den Vorschlag zu verwerten und mit Hardenberg in Verbindung zu treten, mit dem er am 14. April im geheimen in Beesofon zusammentrat, sie vermittelte eine zweite geheime Zusammenkunft am 2. Mai auf der Pfaueninsel, der sie selbst bewohnte, und sie legte endlich ihren Willen völlig durch. Am 4. Juli 1810 entließ der König seine bisherigeren Minister und berief — mit Einwilligung Napoleons — Hardenberg zum Staatskanzler.

Es war ihr größter Erfolg aber ihr letzter. Voll heiler Freude reiste sie am 25. Juni von Charlottenburg nach ihrer lang ersehnten Heimat ab, aber dort ergriff sie eine Lungenentzündung, der ihr durch die Entbehrungen und Aufregungen der letzten schredlichen Jahre erschöpfter Körper nicht mehr gewachsen war, und so ist sie am 19. Juli 1810 in Schloß Potsdam verschieden. Sie erwartete die Befriedung von der Fremdherrschaft von einer ferneren Zukunft, sie hat nicht geahnt, daß sie schon drei Jahre später errungen werden würde, aber ihr verklärtes Bild ist den Herzen ortsgenau.

Otto Kammell.

### Ein gesiedeter Bewohner unserer Berggewässer.

Wieder ist die Zeit der großen Ferien und der an sie anschließenden Wanderungen in die Ferne da. Wenn sich auch neuerdings der Zug der Touristen immer mehr weiter gelegenen Gegenden, dem Meere und den Alpen, zuwendet, so hat doch unser schönes Vaterland bis jetzt seine Anziehungskraft zu bewahren gewußt. Dies gilt besonders von unseren mitteleuropäischen Gebirgslandschaften. Dem Beobachter intimer Naturverhältnisse bieten sich hier in demselben Maße wie in den fläussigen Landschaften Anhaltspunkte in jeder Richtung. Wie jede Landschaft typische Vertreter des Pflanzenlebens und der Tierwelt aufweist, so ist auch unser Mittelgebirge nicht ohne deren Besitz. Für den Vogelliebenden finden sich im allgemeinen interessanter Objekte wohl allermehr. Betrachten wir heute einen Charaktervogel der Gewässer unserer Berglandschaften, den Wasserfischwäger (*Cinclus aquaticus* Bechst.).

Man stellt jetzt diesen Singvogel unmittelbar zwischen die Gattungen der Schwärmer und Troffeln. Ausgezeichnet ist diese Gattung durch gebogenen Körperbau, spitzes lasthörnigen Kopf, mittelmäßig langen, spindelförmigen Schnabel, ziemlich hohe und starke Füße, kleine, sehr kurze Flügel und sehr kurzen, geraden, dreiflügeligen Schwanz. Die Oberseite des Gefieders ist schieferfarben, die Unterseite vom Schnabel bis auf die Oberbrust rein weiß. Die Länge des Vogels beträgt 18 Zentimeter.

Eigentümlich ist dem Vertreter dieser Gattung die Fähigkeit zu tauchen, und zwar tut er das mit vielem Geschick; denn bewundernswürdig offenbart sich das beim Fange der manderlei kleinen Wasserinsekten und Fischchen. Diese Fingergeschick hat ihn mit großem Unrecht in den Ruf gebracht, ein Fischräuber zu sein. Am besten dürfte ein Urteil des Ornithologen und Vogelgeschäfers R. Z. dieses am Platz sein. Er sagt: „In den guten, alten Zeiten wußte niemand davon, daß der Wasserfischwäger verzehre, oder es mag wenigstens niemand davon irgend etwas wußten. Sein eigenartiges Wesen fiel natürlich auf und machte ihn zu einem Vogel der Sage und verließ ihm so Schuß. Wenn die Wasserfische in dem alten Gekländer in der Nähe des Mühlgerinnes und der Rablube ihr Nest angelegt hatte, so bedeutete das für die Mühle Wind und Weichen, und jedermann in der Mühle sorgte dafür, daß die Tiere ungestört waren. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Beobachtung festzuhalten, daß manche Wasserfische zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen kleine Fischchen nicht verschmähen. Die Ornithologen, welche darüber vorforscheten, waren am allermeisten davon entsetzt, gegen den Wasserfisch damit Kreuzzüge predigen zu wollen, denn sie hatten ein warmes Herz auch für diesen Vogel. Aber es war die Zeit damals, in welcher die Fischwäckerlei zum Sport wurde, und sich zu einer nicht geahnten

Säße emporzuschwingen. Mit wahrem Fanatismus feste man alle schädlichen, wenig schädlichen und sogar unschädlichen Fisch-  
 vorjehrer auf die Proscriptionsliste und ertrante zunächst das  
 Perj aber dert, welche von der dem Menschen nun einmal  
 innerwohnenden Bergemalgung- und Beutelei noch ein  
 erkleckliches Erteil mit sich herumtragen: der Fang- und  
 Schiefswütigen. Natürlich konnte es aber nicht fehlen, daß zu-  
 gleich auch die Schwärze ihre Verteidiger fanden, denn inzwischen  
 waren ja auch Tischgesellschaften organisiert worden, und der  
 „Lebige Verein zum Schutze der Vogelwelt“ nahm die Sache  
 selbstverständlich ebenfalls kräftig in die Hand. Er tat dies aber  
 in seiner gewöhnlichen Weise, d. h. er ging mit eingehenden Ver-  
 suchen und mit Beschaffung von Beobachtungsmaterial vor, um  
 zu objektivem Urteile zu gelangen, zwar vorsichtig und langsam,  
 aber um so nachdrücklicher. Die Untersuchung zeigte nämlich bald,  
 daß sie mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war und  
 einen langen Zeitraum erforderte. Schon Raumann erklärt,  
 nachdem er Phraganeen, Gänse, Mäulen, Schnelen, kleine Räder-  
 chern und allerhand Wärmchen alle Nahrung des Wasserschmähers  
 angegeben, auch folgendes: »Daß er auch Fischbrut, namentlich  
 von Forellen, fressen sollte, wird jetzt geglaubt, und bei allen,  
 welche ich zu unterirdigen Gelegenheiten batte, fand ich nicht die  
 geringste Spur.« Wir müssen ja zugeben, daß der Wasserfalar zu  
 gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Fisch und  
 Fischichal nicht verschmäht. Sehen wir uns aber diese Fische  
 näher an, so müssen wir sofort erkennen, daß dieselben in-  
 differenten oder der Fischgucht direkt schädlichen Arten angehören,  
 daß dagegen Gollfische sehr wenig darunter sind. Zudem kommt  
 der Wasserfalar ohne Fischnahrung sehr gut aus. Berücksichtigen  
 wir diesen Umstand bei der Anweisung von Augen und Schaben  
 etwas näher und überlegen wir uns, welche Menge der Fischerei  
 zum Teil äußerst schädlicher Insekten unserer Vogel wertig, so  
 schlägt die Bagdiale bedeutend zugunsten des Augens aus, so  
 müssen wir sagen: »Der Fischguchter schlägt sich selbst in das  
 Gesicht, wenn er seinen besten Freund und Gehilfen wegen einiger  
 gelegentlicher Übergriffe zu vernichten trachtet.«

Der Wasserschmähler ist einer der lebhaftesten Vogel und er-  
 innert in seinen Wesen am meisten an den bekannten zwer-  
 ghaften Haunfönig. Wie dieser in den Dornbüschen und Reig-  
 hausen des Waldes geschäftig hin und her häupt, so treibt es

unser Vogel am schäumenden Badbade. Wie schön hebt sich  
 die blühende weiße Vorderseite im Sonnenschein ab von dem  
 verwitterten grauen Felsfelsen, auf dem er Bolto laßt! Selten  
 länger als eine Minute bleibt er still sitzen, dann sehen wir ihn  
 bereits wieder eine Strecke den Bach entlang weiter fliegen und  
 ein anderes Felsstück beisehen oder auch tauchen und an anderer  
 Stelle zum Vorjehrer kommen. Es ist selbstecht, daß dieser Vogel  
 eine ganze Zeitlang sich unter Wasser halten kann. Bestenfalls  
 heit er in seiner „Naturgeschichte der Stubenvogel“ die leichte Jäh-  
 barkeit der Nestjungen hervor. Der Gesang des Wasserschmählers  
 besteht aus größtentheils lauten und außerordentlich abwechslungs-  
 reich klingenden, geschnittenen und drofflerartigen, bald zwischenden  
 und scharennden, fröhlichen Tönen und erkallt beinahe das  
 ganze Jahr hindurch. Die laudbarsten Bezeichnungen unseres  
 Vogels sind Wasserfalar und Bachamsel; mit beiden genannten  
 Vögeln, d. h. Star und Amstel, hat er wohl einige Ähnlichkeit, ist  
 aber in seiner Hinsicht ihnen näher verwandt.

Die Verbreitung unseres Vogels umfaßt die ganze gemäßig-  
 te Zone, Europa, Asien und Nordamerika, mit Ausnahme der süd-  
 lichen Hälften dieser Erdteile. In unserem engeren Vaterland  
 Sächsen erstreckt sich die Verbreitung des Wasserschmählers nat-  
 urgemäß auf die gebirgigen Gegenden, Sächsische Schweiz, Erz-  
 gebirge, Vogland; im Lausitzer Gebirge scheint er häufig nicht  
 vorzukommen, was wohl eine Folge der dort nicht vorhandenen  
 ausgedehnten und wasserreichen Bäche ist. In manchen Tälern  
 der Vor- und niedrigeren Berge trifft man ihn noch häufiger vor,  
 als im eigentlichen Gebirge, z. B. in den Tälern der Weisberg,  
 besonders in dem sogenannten „Habenauer Grunde“, welcher sich  
 an der Eisenbahn Gainsberg—Kippdorf hinzieht. Dort nisten die  
 verchiedenen Paare in verhältnismäßig kurzer Entfernung vonein-  
 ander. Das Gelege besteht aus vier bis sechs Eiern; freunde  
 desselben sind verschiedene Staubvögel, Alstise und Birkel. Alles in  
 allem muß Seduz und Zege dieses eigentümlich gefiederten Wasser-  
 einfliebers schon im ethischen und ästhetischen Interesse bringend an-  
 geraten werden. Wir schließen daher unsere Skizze mit den Worten:

„Du kleiner gedetter, lieblicher Bild,  
 „Wir glauben an deine Schäden nicht!  
 „Loß froh deiner Wieder Schall ists fortan  
 „Am Bache wild schäumend durch Bergestann!“

G. Kreuzschmar.

**Bücherbesprechungen.**

— Der Hauslehrer. Wochenküris für den geistigen Verkehr  
 mit Kindern. Herausgegeben von W. Otto. 4. und 5. Jahrg. —  
 Es ist nicht leicht, diesem Blatte gegenüber den richtigen Stand-  
 punkt und das gerechte Urteil zu finden, zumal man die wider-  
 sprechenden Meinungen darüber laut werden hört. Gerade diese  
 Tatsache aber sollte jedenfalls dazu mahnen, nicht einfach mit  
 zugeworfener Meise darüber zur Tagesordnung überzugehen.  
 Das eine muß zunächst auch dem Gegner ohne weiteres klar sein,  
 daß es dem Herausgeber mit seinen Behauptungen bitter ernst ist.  
 Darum hat er wenigstens das eine Recht, auch von der  
 Kritik ernst genommen und ernsthaft geprüft zu werden. Der  
 Herausgeber gehört zu den pädagogischen Sezessionsisten, die,  
 ähnlich wie Dr. Lieb mit seinem Vandalisystem, einen intimeren  
 und persönlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler erstreben,  
 als es in unserer Massenerziehung mit ihrem mehr oder weniger  
 dogmatischen Charakter möglich ist. Gerade gegen den pädago-  
 gischen Dogmatismus und seinen Trud will sich der „Haus-  
 lehrer“ wenden. „Bildungsdrang, nicht Bildungsmang“  
 — damit könnte man etwa das Programm umschreiben,  
 das er in der 1. Nummer des 4. Jahrganges seiner Zeitschrift  
 den sich erneuernden Angriffen gegenüber aufstellt. Er nimmt  
 darin erkennbar philantropische Behauptungen wieder auf: das  
 Kind soll mit Fremden lernen, nicht mit Mitweltlern, mit Frei-  
 heit, nicht auf Kommando. Vor allem aber will er den sog.  
 pädagogischen Verbalismus bekämpfen, die unflaren Scheinbegriffe,  
 die überall da sich breit machen, wo unserm Geiste die Worte  
 früher gegeben sind als unsere Anschauungs- und Gedanken-  
 ausbildung nach diesen Worten verlangte. Als ein Hauptheil-  
 mittel gegen diese unzulugbar vorhandene Wunde in unserem  
 Bildungssystem empfiehlt der Herausgeber den Gebrauch der sog.  
 „Altersmutterarten“, durch die verbunden werden soll, daß das  
 Kind etwas hört oder sagt, was es nicht versteht. Der Gedanke  
 ist zweifellos richtig, doch muß Ref. gestehen, daß ihm die Aus-

führung zu doktrinär erdient, weil sie die Schale für den Kern  
 nimmt. Daburd, daß die Sprache des Kindes mit allen ihren  
 Unarten wiedergegeben wird, entlehnt noch kein klares Denken; hier  
 liegt offenbar ein psychologischer Fehler vor. In dem beschränkten  
 Behreben, dem Phrasentum zu Leibe zu gehen, verläßt Otto  
 nun in das andere Extrem: seine Sprache erlaubt sich selbst  
 jeder Bildungsmöglichkeit, sie wird unpaedagogisch. Es fernst  
 die Umformung immer richtig gemacht hat, ist auch noch die  
 Frage: das Kind dazu anzuleiten, jedem Tagesereignis mit Ver-  
 ständnis zu folgen, kann nur zu leicht zur Klügeligkeit führen;  
 daburd, daß ein Gebanekinhalt dem Kinde in finstlicher Form  
 vorgelegt wird, entlehnt noch kein Verständnis. Es wäre sehr zu  
 wünschen, daß der Herausgeber diese treulich nur unmaßgeblichen  
 Bedenten einer Ertragung und sein im Grunde richtiges System  
 einer Revision unterjage; sein Blatt könnte dann in den Händen  
 verständiger Eltern manchen Nutzen stiften. Nur der Titel scheint  
 mir nicht glücklich gewählt. Warum nicht lieber „Schülerfreund“?  
 oder „Elternrat“?  
 K. D.

— Der Aufsichtunterricht auf psychologischer  
 Grundlage. Für Volksschulen und für die Unterrichten  
 höherer Lehranstalten. Von Arno Schmieder, Seminarober-  
 lehrer in Bayen. Leipzig und Berlin, Trud und Verlag von  
 B. G. Teubner. IV und 75 SS. 8. — Wer seine Jugend in  
 Bayen verbracht hat, wird mit Vergnügen die hier gebotenen  
 Aufsätze lesen, die himmungsvoll die Landtschaft mit ihren intimen  
 Schönheiten schildern. Die Streiflar Wieße am Bahndamme, der  
 Ziegelwall mit der mächtigen Katholie an der nördlichen Seite,  
 die Nikolaitruine, die Herbstmondeleinlandschaft auf der Speer-  
 brüde inter dem Ostbau zu weiten Uferde u. a. m. werden  
 geschickt vorverriet. Die Beispiele zeigen, daß der Verfasser zum  
 sinnigen Beobachten und ausdrucksvoller Sprache erfolgreich an-  
 geleitet hat. Er entwickelt den von ihm eingeschlagenen Gang in  
 11 psychologisch angebauteu Stufen. Sie stellt er als Mark-  
 steine auf, an denen ein Deutschlehrer nicht vorübergehen darf,  
 ohne sie für die allein richtigen erklären zu wollen. U.

Er scheint  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Preisgeber, die Königlich  
Preussische der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Wolffert in Leipzig.

Nr. 84.

Dienstag, den 18. Juli, abends.

1905.

## Die Wetterworte auf der Zugspitze.

Von Dr. Friedrich Atengel.

„Die Zukunft der Meteorologie liegt hoch in den Lüften.“ Mit diesen Worten schloß vor einer Reihe von Jahren ein bekannter süddeutscher Meteorolog und Aeronaut seinen Bericht über ein großes wissenschaftliches Unternehmen. Wer die Entwicklung der praktischen wie der theoretischen Meteorologie in der letzten Zeit aufmerksam verfolgt hat, wird unwillkürlich an diese Worte erinnert. Denn man kann es ohne Übertreibung aussprechen, daß die bedeutenden Fortschritte in der Kenntnis der atmosphärischen Bewegungsvorgänge, in dem Verständnis des Zusammenhangs zwischen den Luftwirbeln und der allgemeinen Zirkulation der Atmosphäre ausschließlich zurückzuführen sind auf die seither planmäßig betriebene Erforschung der höheren Luftschichten. Nicht die am Boden des Luftmeeres erteilten Stationen, sondern die hochgelegenen festen oder gelegentlich in die Lüfte emporgeschickten, schwebenden Observatorien sind es, denen die Wissenschaft die neuesten, wichtigen Aufschlüsse über das Zusammenwirken der Faktoren Luftdruck, Wind, Wärme und Feuchtigkeit verdankt.

Luftballon und Trache sind innerhalb des letzten Jahrzehnts zu einem überaus wertvollen, ja man kann sagen ganz unentbehrlichen Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung geworden. Ihre Verwendung zu gleichzeitigen Luftfahrten hat sich nicht nur über sämtliche Kulturstaaten Europas verbreitet, sie ist vielmehr ein internationales Gemeingut aller Völker der Welt geworden, denen die Pflege der Meteorologie am Herzen liegt. Gleichwohl wäre es verfehlt, in einseitiger Überschätzung dieser Forschungsmethode etwa anzunehmen, daß die Tätigkeit der hochgelegenen Beobachtungsstationen dadurch an Bedeutung verloren hätte. Im Gegenteil. Die Aufzeichnungen der meteorologischen Beobachtungsstationen bilden vielmehr eine notwendige, höchst wichtige Ergänzung zu den Beobachtungen auf Luftfahrzeugen. Beide dienen verschiedenen Zwecken und sind hoch ganz aufeinander angewiesen. Die Beobachtungen der Beobachtungsstationen — auch wenn sie noch so frei und isoliert gelegen sind — geben zweifellos ein richtiges Bild von den Zuständen der freien Atmosphäre, für diesen Zweck eignen sich Ballon und Trache weit mehr. Andererseits aber bleiben den aeronautischen Forschungsmethoden infolge ihrer beschränkten Anwendung bestimmte Aufgaben verschlossen, für welche lange fortgesetzte Aufzeichnungen an derselben Stelle erforderlich sind. Die Feststellung der jährlichen und der täglichen Periode aller meteorologischen Elemente sind beispielsweise solche Aufgaben, deren Lösung nur von einer dauernd tätigen Beobachtungsstation erwartet werden kann. Aus diesem Grunde bezeichnet auch im gegenwärtigen Zeitalter der wissenschaftlichen Aeronautik die Errichtung eines meteorologischen Observatoriums auf dem höchsten Gipfel Deutschlands eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Meteorologie des letzten Jahrzehnts.

Im Juli werden es gerade 5 Jahre, seitdem die Wetterworte auf der Zugspitze eröffnet worden ist. Aus diesem Grunde seien der vielgenannten Alpenstation, ihrer Einrichtung und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung die folgenden Ausführungen gewidmet. Hinsichtlich der Zahl, der Höhe und der sonstigen Bedeutung seiner Beobachtungsstation hat Deutschland bis zum Ende des 19. Jahrhunderts unter den großen Kulturstaaten Europas nur eine untergeordnete Stellung eingenommen. Zwar besitzen die meisten unserer Mittelgebirge in höherer Lage oder auch auf der höchsten Erhebung schon seit einer Reihe von Jahren Beobachtungsstationen — wir erinnern nur an den Brocken, die Schneeflocke, den Fichtelberg im Erzgebirge, den Felsberg im Taunus sowie den gleichnamigen Gipfel im Schwarzwald, den Großen Velden

in den Bogen u. a. m.; aber mit Ausnahme der beiden erstgenannten Stationen auf dem Brocken und der Schneeflocke handelt es sich nicht um eigentliche, dem Dienste der Wissenschaft gewidmete Observatorien, sondern um Beobachtungspunkte, bei welchen die wissenschaftlichen Apparate in einem bereits vorhandenen Unterkunftsbaus oder Gasthaus untergebracht und die Ableitungen durch dessen Inhaber oder jeweiligen Verwalter vorgenommen werden. Als besonders schäblich wurde von jeher der Mangel an einem Observatorium im Hochgebirge, in dem zu Deutschland gehörigen Teile der Alpen empfunden. In den bayerischen Katalpaen sind außer der ältesten deutschen Beobachtungsstation auf dem hohen Teisberg, 973 m, seit einer Reihe von Jahren zwei Beobachtungsstationen in Tätigkeit, die Station auf dem Wendelstein (1883 errichtet) und die auf dem Girsberg seit 1890. Beide sind aber keine Observatorien, sondern Stationen zweiter Ordnung, untergebracht in den Unterkunftsäusern, beide liegen nicht auf dem Gipfel, sondern ca. 100 m unterhalb desselben und endlich gehören sie nur einer mittleren Höhenregion an, denn das Wendelsteinhaus liegt 1727 m, dasjenige auf dem Girsberg 1512 m hoch. Diese Nachteile lassen es begrifflich erdeutlich, daß schon im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts der Wunsch nach einem höher und freier gelegenen Beobachtungspunkt immer lebhafter wurde. Befähigt wurde dieser Wunsch noch durch den Hinweis auf das Vergehen der anderen großen Kulturstaaten Europas, in welchen teils durch öffentliche, teils durch private Beiträge maßhaltig erhebliche Summen für die Errichtung meteorologischer Beobachtungsstationen aufgebracht worden sind. Allen anderen voran in bezug auf wissenschaftliche Opferfreudigkeit stehen Frankreich und England. Denn erstere besitzen seit mehr als 25 Jahren allein zwei Beobachtungsstationen, deren jede fast  $\frac{1}{2}$  Million Mark kostet hat, das Observatorium auf dem Pic du Midi, 2860 m, in den Pyrenäen und dasjenige auf dem Pic de Dôme, 1467 m, in der Auvergne. Jedes erfordert allein ca. 30000  $\mathcal{M}$  jährliche Betriebsmittel.

Genau so teuer war das Observatorium auf dem höchsten Berge Großbritanniens, auf dem Gipfel des Ben Nevis, 1343 m in der schottischen Starnpianette. In Frankreich kommen zu den genannten noch hinzu die Beobachtungsstation auf dem Mont Ventoux, 1908 m, mit 120000  $\mathcal{M}$ , auf dem Mt. Mouron, 2740 m, bei Nizza und dem Mt. Rigault, 1567 m, in den Cevennen bei Montpellier mit je 80000  $\mathcal{M}$  Baukosten.\*) Rechnet man alles zusammen, so hat Frankreich für diese Zwecke über  $\frac{1}{2}$  Million Mark verbraucht und wendet jährlich nahezu 100000  $\mathcal{M}$  für die Unterhaltung seiner Beobachtungsstationen auf. Diefen Preissummen gegenüber erscheinen die Kosten der anderen noch bestehenden Alpenobservatorien sehr gering. Die Schweiz hat für das Observatorium auf dem Säntigipfel, 2500 m, 70000  $\mathcal{M}$  aufgewendet und die höchste, dauernd bewohnte Beobachtungsstation in den Alpen, die Sonnblickwarte in den hohen Tauern, 3106 m, hat den Österreichern vollends nur 14500  $\mathcal{M}$  Kosten verursacht. Es liefert ein glänzendes Beispiel für die Tatsache, wie in der Wissenschaft mit geringen Mitteln die größten Erfolge erzielt werden können. Denn die Beobachtungen dieses Alpen Gipfels sind es, welche unter der meistfachsten Bearbeitung eines J. Hann die Grundlagen

\*) Die beiden Observatorien auf dem Mt. Blanc, von Janssen auf dem Gipfel und von Boussignat auf den Nöcker du Tromador, 4365 m, können in dieser Richtung wegbleiben, da sie nicht dauernd, sondern nur im Sommer benutzt werden.

unserer modernen Auffassung von den physikalischen Eigenschaften und Wirkungen der Fokalen und Antipoden bilden.

Außer der Sonnenstation besitzt Thiersee im äußersten Osten des Alpengebiets noch ein zweites wertvolles Observatorium, nämlich dasjenige auf dem Hochbühl, 2148 m, in Kärnten, dessen Ausrüstung vollends noch nicht die Summe von 3000 K. erforderte. Alle anderen noch vorhandenen Beobachtungspunkte von größerer Höhe in der Schweiz und in den österröschischen Alpen sind Stationen zweiter oder dritter Ordnung, die in bauernd bewohnten Unterhüttenhäusern untergebracht sind, z. B. St. Bernhard, Niggi, Pilatus, Rauhauberg, Schmitzenhöhe, Schafberg.

Fragen wir uns, welche Opfer Deutschland im 19. Jahrhundert für wissenschaftliche Höhenobservatorien gebracht hat, so können hier nur die Kosten für die drei Observatorien der Mittelgebirge Broden, Schneelope und Großer Belsen in Betracht kommen. Das Observatorium auf dem Broden kostete dem preussischen Staat 10 000 K., jenes auf der Schneelope 45 000 K., während die Ausrüstung der Station auf dem höchsten Punkte der Bogenen mit etwa 5000 K. bestritten wurde. Alle übrigen Höhenstationen haben eine besonderen Ausgaben verursacht, sie sind vielmehr mit denselben geringen Mitteln errichtet worden, durch welche die anderen Stationen des betreffenden Landes ins Leben gerufen wurden. Gleich schon ein Überblick über die Zeit etwa 1750 entstanden europäischen Bergstationen für Deutschland einen bescheidenen Ansporn zu einer regeren Betätigung seiner wissenschaftlichen Opferfreudigkeit auf diesem Gebiete bilden mußte, so gewann der Gedanke an ein neues Alpenobservatorium doch erst in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts feste Form, nachdem die Schöner Mönchen auf dem höchsten Berge der deutschen Alpen ein Unterhüttenhaus erbaut hatte.

Und zwar war es der Deutsche und Österröschische Alpenverein, dem die Wissenschaft nur schon in früheren Fällen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten eine Vernünftigung dieses Planes verdankte.

Gestützt auf die vorher eingeholten Gutachten der berühmten Meteorologen v. Bezold-Berlin und Hann-Wien, welche beide die Wahl der Zugspitze nicht bloß wegen ihrer Höhe, sondern auch aus mehrfachen anderen Gründen als äußerst geeignet für wissenschaftliche Zwecke bezeugten, brachte der Zentralausschuß des Alpenvereins in einem Bescheid an die bayerische Regierung die Errichtung eines Observatoriums auf diesem Gipfel in Vorschlag.

Nachdem der bayerische Landtag die erforderlichen Zuschüsse zum Bau bewilligt hatte, konnte bereits im Herbst 1898 das Baufeld in Angriff genommen werden.

Mit der technischen Leitung der schwierigen Arbeiten betraute man den Erbauer des Münchener Hauses auf der Zugspitze, den Kommerzienrat A. Benz, der sich durch den Besuch anderer Bergobservatorien eingehend über die dort gesammelten Erfahrungen unterrichtet hatte.

Es war geplant worden, das Observatorium in Form eines Turmes unmittelbar an dem westlichen Gipfel des Unterhüttenhauses anzubauen. Den erforderlichen Platz hatte die Schöner Mönchen feinerzeit beim Bau desselben zugleich mit vom Felsen abtrennen lassen.

Die Ausführung dieses Planes geschah in der Weise, daß man einen quadratischen Holzbau von 4 m Fläche und 5/2 m Höhe auf einem Steinsockel errichtete. Der Turm erhebt sich somit 2965 m über dem Meeresspiegel und überragt den Westgipfel noch um 1 m. Er enthält im ersten Stockwerk den Wohnraum, im zweiten den Arbeitsraum mit allen Apparaten und Instrumenten. Beide Räume mußten auf Grund der Erfahrungen mit alpinen Hütten in Holzkonstruktion hergestellt werden, da nur zwischen abgedichteten Holzwänden trocken und leicht zu erwärmende Räume geschaffen werden konnten. Das Erdgeschloß wurde dagegen gemauert, weil es zum Teil direkt am Fels anliegt. Es dient als Vorratskammer. Sehr interessant sind die Vorkehrungen zur Sicherung des Turmes gegen die Gewalt der Stürme. Bei der Berechnung ihrer Konstruktion legte man die im Jahre 1892 am Sonnenbild gemessene größte Stärke und Geschwindigkeit eines Orkans, nämlich 60 m pro Sekunde oder 500 kg Druck auf das Quadratmeter, zugrunde. Um einem solchen Orkan Trotz zu bieten, wurde der Turm durch nicht weniger als 16 Anker von je 6—7 qcm Querschnitt befestigt. Sie sind 1/2 m tief in den Felsen eingetaucht und mit dem Mauerwerk durch Luerstabe innig verbunden, sie gehen durch die Mitte des Holzbaues und enden auf der mit einem eisernen Geländer umgebenen Plattform des Turmes. Außerdem ist der

Turm noch ebenso wie das Münchener Haus durch 4 über ihn hinweg gelegte Stahlseile von je 2 cm Durchmesser gesichert. Alle diese Seile sind mit dem Seilsystem des Münchener Hauses und dadurch mit dem 5/2 km in das Gölental hinabreichenden Hitzlplate verbunden.

Auf gute Abdichtung der Wände richtete man beim Bau besondere Aufmerksamkeit und zwar wandte man das Prinzip der Abdichtung mittels stagnierender Luft an, indem man zwischen der inneren und äußeren Holzwand Luftströme von 20 cm Breite übrig ließ und diese in der Mitte durch dünne Zwischenräume nochmals abteufte.

Nach außen hin bildet den Abschluß eine gefaltete Bretterverkleidung mit Zerpappenberg und hierüber noch eine Bekleidung von verzinktem Eisentrippblech. Nach innen wird die Abdichtung erzielt durch eine Holzbohrschalung, eine Lage Zerpappe, eine Schicht 4 cm dicke Korksteine, eine Lage bestes Papppapier und endlich eine Verkleidung von Steigfisch. Erwärmt wird das Observatorium durch einen im ersten Stock aufgestellten Brüstel-Zuercherofen, dessen Rauchrohr den zweiten Stock durchzieht und dem oberen Räume mit den hier untergebrachten Instrumenten noch eine mäßige Wärme mitteilt. Mit dem Münchener Haus ist der Turm durch zwei im Sockel angebrachte eiserne Türen verbunden, die während des Sommers, zur Zeit des großen Touristenverkehrs, vergeschlossen bleiben.

Die Ausrüstung der Bauarbeiten, besonders aber der Transport der Materialien gestaltete sich infolge der Höhe und Steilheit des Gipfels wie auch infolge ungnädiger Witterungsverhältnisse außerordentlich schwierig und erforderte, alle Vorräte eingerednet, rund 1/2 Tage.

Nachdem in der Generalversammlung des Deutschen und Österröschischen Alpenvereins zu Nürnberg 1898 die Genehmigung ansehnlicher Mittel für das Unternehmen beschossen worden war, begann man bereits im Herbst desselben Jahres mit dem Transport der Baustoffe nach dem Gipfel, eine Arbeit, die in Absätzen, je nach den Schneereisverhältnissen, den ganzen Winter und Frühling fortgesetzt wurde. Der eigentliche Bau auf der Spitze wurde im Juli 1899 in Angriff genommen. Zu Beginn des September 1899 war das Erdgeschloß aufgemauert. Leider erfuhren die Arbeiten in diesem Monat durch das mit Schneefällen verbundene Unwetter, welches im ganzen Süden Bayerns und Österröschs gemaltige Verheerungen durch Hochwasser verursachte, eine unliebsame Unterbrechung und erst im November konnte der Holzbau montiert und unter Dach gebracht werden. Am 11. November meldete der Bauleiter dem bayerischen Kultusminister Dr. v. Landmann sowie dem Zentralpräsidenten des Alpenvereins mittels Telephons die äußere Vollendung des großen Werkes, welche durch eine kleine Feier der Beteiligten festlich begangen wurde.

Während des folgenden Halbjahres vollzog sich die Arbeit der inneren Einrichtung, die der hohen Lage und dem Zweck entsprechend möglichst einfach gehalten wurde. Dies gilt jedoch nur in Bezug auf die Ausstattung des Wohnraumes. Denn die wissenschaftliche Ausrüstung des Arbeits- und Instrumentenraumes ist eine sehr reichhaltige und wertvolle.

Das Observatorium besitzt nicht nur die üblichen Instrumente einer meteorologischen Station erster Ordnung in bester Ausführung, wie zum Beispiel Regelmessapparate für Luftdruck, Feuchtigkeit, Temperatur, Windrichtung und -geschwindigkeit, sondern auch Apparate zur sorgfältigen Beobachtung von Form und Bewegung der Wolken (Nepheloskop und Wolkenpiegel), des Sonnenhains (Sonnenscheinautograph) und der Gewitter (Statioskop und Theodolit).

Ein wertvoller photographischer Apparat endlich vervollständigt die wissenschaftliche Ausrüstung. Er ist dazu außerlebens, besonders interessante und für bestimmte Wetterlagen charakteristische Naturereignissen jederzeit im Bilde festzuhalten.

Die Gesamtkosten des Observatoriums beliefen sich auf 26 000 K., in welche sich der bayerische Staat und der Alpenverein teilen. Die jährlichen Betriebskosten betragen 6000 K. Sie werden vom Staat allein gedeckt, nachdem die Zugspitze als ein das staatliche, meteorologische Stationen angegliedert worden ist. Die Kosten erscheinen im Vergleich zu den oben mitgeteilten Summen, welche für andere Hochstationen aufgewendet wurden, äußerst niedrig. Sie waren es dank dem wissenschaftlichen Verständnis und dem idealen Sinn aller beteiligten Firmen, welche in Rücksicht auf die nationale und wissenschaftliche Bedeutung des Unternehmens die niedrigsten Preise stellten, während die Bauleitung selbst die mannigfachen Opfer brachte.

Die feierliche Einweihung des Observatoriums fand statt am

19. Juli 1900 unter Beteiligung einer ansehnlichen Zahl von Besuchern, darunter sich Vertreter der Regierung, der meteorologischen Zentralstelle und des Alpenvereins befanden.

Wenig wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Vorgeschiehe und den Bau des Oberatoriums noch zu der Frage seiner wissenschaftlichen Bedeutung und zu den ersten Resultaten seiner jährigen Tätigkeit.

Die Zugspitzwarte bildet ihrer geographischen Lage nach ein Bindeglied zwischen den beiden schon seit längerer Zeit bestehenden Hochstationen auf dem Säntis, 2500 m, in der Ostschweiz und dem Sonnblid, 3106 m, in den hohen Tauern. Vor ersterer hat sie die größere Höhe voraus, vor dem etwas höheren Sonnblid dagegen den großen Vorzug einer freieren Lage, da sie den höchsten Punkt der ganzen nördlichen Kalkalpenkette bildet und aus dem nördlich vorgelagerten Flachland fast unermittelt emporsiegt, während der Sonnblid von einer ganzen Reihe von benachbarten Gipfeln der Tauernkette überragt wird und überhaupt dem zentralen Teile der Alpen angehöret. Die Höhe des Flachlandes muß für das Zugspitzoberatorium als ein besonders wichtiger Faktor angesehen werden. Denn an keiner anderen Station ist es in gleicher Weise möglich, die Wirkungen eines mächtigen Westwindstoßes auf die herrschenden Luftströmungen, auf die von Nordwesten herantommenden Luftwirbel, auf die Feuchtigkeitss- und Temperaturverhältnisse so rein und unberührt von lokalen Einflüssen zu erörtern wie gerade hier.

Durch die eingehenden Untersuchungen des bekannten bayerischen Meteorologen Prof. Grt in München sind schon seit längerer Zeit wichtige Aufschlüsse über die Bewegung der ozeanischen Wirbel im Alpenvorlande, besonders aber über die aus ihnen entspringenden sogenannten „Teildepressionen“ und ihre Wirkungen auf Wetter und Klima gegeben worden.

Es handelt sich dabei um die bekannte Erscheinung, daß sich von den großen atlantischen Depressionen auf ihrem südöstlich durch Mitteleuropa gerichteten Wege am Rande sekundäre Wirbel, die Teildepressionen loslösen und als selbständige Gebilde annähernd parallel zu dem ursprünglichen Wirbel fortbewegen. Diese sekundären Luftwirbel haben im allgemeinen dieselben Eigenschaften wie die großen Depressionen, aus denen sie nach Art der Spröpfung oder Knospung in der niederen Tierwelt hervorgehen. Wie in den großen Wirbeln, so entsteht auch in den Teildepressionen ein aufsteigender Luftstrom, die Luftdruckhöhe wird größer, die Bewölkung nimmt zu und es treten Niederschläge ein, die auch dann noch anhalten, nachdem das Zentrum dieses Wirbels das Beobachtungsfeld verlassen hat.

Im Alpenvorland werden jedoch diese Wirkungen durch den hochgebirgsmäßig in ganz auffällender Weise abgeändert. Die Alpenkette verhindert nämlich den direkten Zufluss von Luft in den Wirbel von Süden her. Auf der dem Gebirge zugewendeten Seite (der Vorderseite) der Depression strömt daher die Luft nicht als aufsteigender Luftstrom, sondern als Fallwind ein und es entsteht auf diese Weise eine absteigende, meist südliche Luftbewegung, der Föhn, der von heiterem, trockenem und sehr warmem Wetter begleitet, gerade die entgegengesetzten Wirkungen wie die obengeschilderten normalen besitzt.

Auf der Nordseite der Teildepression sind dagegen die geordneten Verhältnisse eines solchen Wirbels nicht geändert und es kann das Donaultal oft trüblich feuchte Wetter mit Regen haben, während sich der Süden des Gebietes noch des schönsten und starken Wetters erfreut. Ja die Föhnwirkung kann so eng begrenzt sein, daß nur ein schmaler Strich am Fuße der Alpen noch davon beherstet wird, während bereits München sich auf der weniger begünstigten Nordseite befindet.

Es ist das Verdienst von Fr. Grt\*, aus diesen Zusammenhängen zwischen den Teildepressionen und den Föhnerscheinungen, die ja ein ganz charakteristisches Merkmal des Klimas von Südbayern bilden, zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Auf Grund seiner langjährigen, bis 1885 zurückreichenden Untersuchungen kommt Grt zu dem Ergebnis, daß der Föhn in Südbayern stets durch Teildepressionen verursacht wird.

Dabei ist es auffallend, daß diese Teildepressionen, welche ursprünglich Rankgebirge im Gebiete einer größeren Station waren, sich von derselben ablösen und als selbständige Wirbel, dicht an den Fuß des Gebirges sich anschießend, ostwärts ziehen, weiter im Osten sich auflösen und verschwinden. Es ist also

eine selbständige Zugstraße für kleine Teildepressionen vorhanden die im bayerischen Alpenvorlande am Oberrhein hin verläuft.“

Das Oberatorium auf der Zugspitze erhebt sich nun unmittelbar am Rande dieser Zugstraße zu der beträchtlichen Höhe von fast 3000 m. Es ist daher wie kein anderes in den Alpen dazu geeignet, um über diese wichtige Frage weitere Aufschlüsse zu liefern.

Handelt es sich zunächst auch nur um die Befestigung und theoretische Erklärung einer charakteristischen Witterungserscheinung, so können diese Untersuchungen doch auch praktisch, für die Landwirtschaft großen Wert gewinnen.

Während nämlich im Winterhalbjahre, vom Herbst bis zum Frühling, die südliche Zugstraße der sekundären Wirbel sich durch auffallende Temperaturerhöhungen bemerkbar macht, tritt diese Wirkung, die eigentlich Föhnwirkung, im Sommer zurück. Dagegen ist durch sorgfältige Untersuchungen von Dr. Horn in München für den Zeitraum 1889–94 ein beständiger Zusammenhang zwischen dieser Bahn und dem Juse der Gewitter sowie der Beteiligung von Blitz- und Hagelschlag in Süddeutschland nachgewiesen worden. Da nun von einem so hoch und frei gelegenen Punkt wie dem Zugspitzgipfel das Beschaun einer Depression sowie die Entwindung von Teilwirbeln viel genauer und vor allem viel früher zu beobachten sein wird, so kann das Oberatorium durch rechtzeitige Meldungen und Warnungen der hochentwickelten bayerischen Landwirtschaft zweifellos die wertvollsten Dienste leisten. Um dieser hohen Aufgabe zu genügen, erschien es jedoch ganz unerlässlich, den Beobachterposten nicht wie in den meisten anderen Fällen mit dem Hüttenwart, sondern mit einem wissenschaftlich ausgebildeten Fachmann zu besetzen. Würde allein schon die Verwallung einer Station erster Ordnung mit ihren zahlreichen Abteilungen und der sorgfältigen Behandlung aller Registrierapparate die Leistungsfähigkeit eines nicht meteorologisch vorgebildeten Beobachters übersteigen, um wie viel mehr war das hier zu befürchten, wo dem Oberatorium der Charakter einer selbständigen Wetterwarte gegeben werden sollte, wo der Beobachter im dauernden telephonischen Verkehr mit der meteorologischen Zentrale in München jederzeit über außergewöhnliche Erscheinungen sachmännliche Auskunft zu erteilen und andererseits zu seiner eigenen Belehrung Mitteilungen über die allgemeine Wetterlage Europas entgegenzunehmen hatte.

Die Gefahr, es möchten sich für dieses schwere und verantwortungsvolle Amt nicht jederzeit die geeigneten Kräfte finden, ist bis jetzt ausgeblieben. Hatten sich doch bereits zu einer Zeit, der der Gedanke an das Oberatorium noch weit von seiner Verwirklichung entfernt war, zwei junge Meteorologen darum beworben, ihre Kräfte dem Unternehmen weihen zu dürfen. Und in jedermanns Erinnerung wird noch die seltene Mäßigkeit und Gewissenhaftigkeit sein, mit welcher der erste Beobachter, Engelsberger, ein solches Jahr lang seines schweren Amtes gemalet hat. Seine kraftvolle Persönlichkeit, sein mühselig zielbewußtes Eintreten für die wissenschaftlichen Ideale verbunden mit einer warmen Begeisterung für den Alpinismus mußten vorbildlich für alle keine Nachfolger werden, die sich im Dienste der höchsten deutschen Wetterwarte abtäten.

Welch tragisches Geschick war ihm doch beschieden, kaum zwei Jahre später als Teilnehmer an der deutschen Südpolarexpedition auf der einlamen Kergueleninsel, fern von Heimat, Angehörigen und Freunden, durch eine furchtbare Krankheit dahingerafft zu werden.

In ihm vector die wissenschaftliche Fortigung einen ihrer mutigen Pioniere.

Wir kommen zum Schluß noch zu einigen Bemerkungen über die Beobachtungen selbst. Eine ausführliche Verarbeitung des Materials zu einer klimatologischen Darstellung ist, soweit uns bekannt, bis jetzt noch erfolgt, wohl aber werden die monatlichen Werte in Form von Jahresübersichten u. a. in der Meteorologischen Zeitschrift veröffentlicht. Die folgenden Tabellen sind Durchschnittswerte des Zeitraumes August 1903 bis Dezember 1903.

Das Jahresmittel der Zugspitze, 2964 m, stellt sich auf — 5,2° und entspricht in Meereshöhe ungefähr demjenigen von Jakobshavn unter 69° in Westgrönland oder von Hedron auf der Halbinsel Labrador unter 58°.

Wärmer und kaltester Monat liegen am Gipfel wie weniger weit voneinander wie in der Ebene. Denn einem Februarmittel von — 11,6° steht als höchste Durchschnittstemperatur

\*) Fr. Grt, Ein meteorol. Oberatorium auf der Zugspitze. Mitteilungen d. D. u. C. Alpenvereins 1898. Nr. 11.

diejenige des August mit + 1,6° gegenüber. Der Unterschied beträgt also nur 13,2°. Am Wendstein, 1730 m, ist dieser Unterschied 15,3°, in München erhob er sich auf nahezu 20° (Klima der Gegendene).

Der kälteste Monat war der Februar 1901 mit - 15,7°, der wärmste der August 1903 mit + 1,9°. Unter den Gefeirpuncten kann die Temperatur in jeder Jahreszeit, auch in den Sommermonaten sinken und zwar wurden im Juli wie im August Kältegrade von - 6 bis - 8° beobachtet. Die tiefste Temperatur war bis 1903 - 29,4°. Doch scheint im vergangenen Winter eine noch etwas größere Kälte, unter - 30° festgestellt worden zu sein.

Diesem absoluten Minimum steht im Sommer ein Maximum von 17,2° gegenüber, was ausfallenweise im September und nicht im Juli oder August abgelesen wurde. Die Verspätung im Eintritt der wärmsten und kältesten Temperaturen, die auch noch in den Mittelwerten der Monate zum Ausdruck kommt, ist eine charakteristische Erscheinung des Hochgebirgsklimas.

Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an der Zugspitze gegen 140 cm. Bei weitem die größten Mengen empfangt davon der Sommer mit 53 cm, während der Winter rund nur ein Drittel dieses Quantum (17,6 cm) erhält. Mit der Trockenheit dieser Jahreszeit steht in Zusammenhang die geringe Bevölkerungsziffer und die größere Anzahl heißer Tage, wodurch die Wirkungen der starken, anbauerdünen Kälte gemildert werden. Es kommt sogar in einzelnen Fällen vor, daß die Morgentemperatur am Gipfel etwas höher liegt als am Fuße der Alpen, daß also die bekannte Erscheinung der Temperaturumkehr in vertikaler Richtung bis in diese hohen Regionen hinantritt. Ein sehr schönes Beispiel hierfür ist folgende Tabelle der ersten Wintermonate seit Bestehen des Observatoriums, der Januar 1901. Ganz Mitteleuropa stand in diesem Monate mehrere Wochen lang unter der Herrschaft einer intensiven Antizyklone, welche anbauerdnen trodenes, ruhiges Wetter mit strengem Frost zur Folge hatte. In den Tälern und Ebenen trat morgens vielfach Nebelbildung auf, während die Höhenstationen sich des schönsten, sonnigen Wetters erfreuten. Etwa am 6. Januar stellte sich eine Umkehrung der Temperatur ein, welche mit geringer Unterbrechung bis zum 19. anhielt. Einige Angaben über die Morgentemperaturen dieses Zeitraumes.

		Temperaturen früh 8 h.			
Datum	München	Partenkirchen	Hirschberg	Wendelstein	Zugspitze
Jan. 1901	523 m	714 m	1612 m	1727 m	2964 m
15.	- 11°	- 6°	- 1°	0°	- 8°
16.	- 12°	- 4°	+ 2°	- 2°	- 7°
17.	- 12°	- 6°	0°	+ 3°	- 5°
18.	- 11°	- 7°	- 2°	+ 3°	- 4°
19.	- 9°	- 3°	+ 1°	+ 1°	- 3°

Wir sehen daraus, daß die Zugspitze während dieser 5 Tage benütigt höhere Morgentemperaturen (bis zu 7°) hatte, als München. Vom 17. bis 19. war es dort auch wärmer als unmittelbar am Fuße, in Partenkirchen. Andererseits erkennt man aber auch, daß die Temperaturanomalie ihre größte Intensität in einer mittleren Zone erreichte, welcher die beiden anderen Höhenstationen angehörten. So war es am Hirschberg wie am Wendelstein früh um 14° bis 15° wärmer als in München und

6-9° wärmer als auf der Zugspitze. Man kann also wohl annehmen, daß einige hundert Meter oberhalb der Zugspitze die Temperaturumkehr vollkommen verschwunden sein würde. Die Aufzeichnungen der Sonnenhöheinstrumenten veranschauligen das interessante Bild dieser Temperaturverteilung. Während München nur am 15. einige sonnige Stunden hatte, sonst aber im Nebel lag, meldete die Zugspitze 4 Tage lang je 9 Stunden und am 19. noch 7 1/2 Stunden mit Sonnenchein, Partenkirchen hatte täglich 6 Stunden aufzuweisen, was auf starke Morgennebel schließen läßt. Die Fernsicht muß in diesen Tagen ganz besonders schön gewesen sein. Nicht weniger als 17 mal konnte in diesem Monat der Beobachter seiner Meldung über die üblichen Terminabteilungen nach München die Worte hinzufügen „Ausicht auf Gebirge und Flachland rein“, oder sogar „Ausicht großartig“. Im Gegensatz hierzu sind die Sommermonate in Bezug auf die Fernsicht bei weitem am ungünstigsten gestellt. Während die Bevölkerung im Januar durchschnittlich nur 42 % der Himmelsfläche betrug, erreichte sie im Juni und Juli über 70 %, um dann in den Herbstmonaten wieder abzunehmen. Es zeigt sich also schon jetzt, im Mittel weniger Jahre, eine deutliche Periode im Verlauf der Bevölkerungsziffern mit einem Maximum im Juli (74 %) und einem Minimum im Winter oder Spätherbst, Januar und November mit je 42 %. Für Bergsteiger, die lediglich auf Juli und August bei Ausführung von hochtourigen angewiesen sind, klingt dieses Resultat wenig erfreulich, es entspricht aber vollkommen dem Verhalten anderer bekannter Höhenstationen in den Alpen. Andererseits werden die Freunde und Anhänger des alpinen Winterportes aus diesen Angaben neue Anregung erhalten.

Die hier mitgeteilten Zahlen können in Anbetracht der Kürze des Zeitraumes, dem sie entnommen, durchaus nur als vorläufige Ergebnisse aufgefaßt werden. Die absoluten Temperaturgrade und Niederschlagshöhen werden in einem längeren Mittel zweifellos noch größere Veränderungen erleiden, ebenso wird auch die jährliche Periode beider Elemente nach einer Reihe von Jahren noch ein anderes Aussehen erhalten. Immerhin aber liefern diese wenigen Zahlen doch schon einigen Anhalt für die Beurteilung des Klimas des höchsten zu Deutschland gehörenden Alpenzittels. Bei größter Bedeutung wird aber das an diesem Punkte gesammelte Material für den Fachmann gewinnen, wenn es zur Untersuchung einzelner besonders auffälliger und interessanter Erscheinungen, wie des Fröhs, Verwendung gefunden haben wird. Einer Verarbeitung der Beobachtungen nach dieser Richtung hin seitens der kaiserlich-königlichen meteorologischen Zentralfstelle man daher mit Spannung entgegenzusehen. Denn für diesen besonderen Zweck ist die Zugspitze durch ihrer Höhe, Steilheit und ihrer Lage in der Boralpenkette mehr als irgend ein anderer Gipfel der Alpen geeignet. Sie nimmt zu der Hauptkette der Alpen eine ähnliche Stellung ein wie etwa der Pic du Midi, 2860 m, in Südfrankreich zu dem Hauptzuge der Pyrenäen. Und wenn vor mehr als hundert Jahren der französische Astronom Reaumur letzteren Berg als den geeignetsten bezeichnete für die Errichtung eines Observatoriums „pour tenter des recherches exactes sur les modifications de l'atmosphère“, so wird man das heutzutage mit demselben Rechte von Deutschland's höchsten Berge sagen dürfen.

### Väherberprechung.

— Runo Fischer: G. E. Vessing als Reformator der deutschen Literatur. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin, Gotta Hl. — Die deutsche Literaturforschung verbandt der Philologen und Ästhetiker wertvolle Bereicherung und Vertiefung, insbesondere das literarhistorische Portrait auf kulturhistorische Hintergründe erweist sich noch immer erfolgreicherer Pflege durch den literarhistorisch geschulten Philologen und Ästhetiker als durch den zünftigen, philologisch geschulten Literaturhistoriker. Man denke an Hanns Herberichs, G. Grimm's Goethe, E. Heins Gedankens über Goethe, R. Fischer's „Faulst“, dann an die mehr zusammenfassenden Arbeiten von E. Kühnemann (Herberich und die Ästhetiker unserer Klassiker) und G. v. Stein, den früh Verstorbenen. In allen diesen Werken weht etwas von dem Geiste derer, denen sie gelten; ihren Verfassern fehlt vielleicht die exakte Technik und Methode der modernen Literaturhistorie, aber sie verfügen dafür über das, was jene nimmer erlangen kann: über die gemalte Intuition und den Blick für das Totale, das Unterscheidungsvermögen für das Vorübergehende und für das Bleibende

und Lebendige an unierten großen Dichtern und ihren Werken. Man weiß ja, daß solche unierten Darsteller und Denker gern von den Fachgelehrten über die Schulter angesehen werden, aber sie gehen dennoch ihren Weg. Run ist auch R. Fischer's Vessing noch nicht überdurnen und erscheint nach 24 Jahren zum zweitenmal, trotz E. Schmidt's großer und ihrem Standpunkte aus gewiß bedeutender Biographie. Aber es gibt auch noch andere und höhere Standpunkte, und es ist das Recht und die Pflicht des Philologen, diesen Standpunkte zu vertreten. Der Heidelberger Philologe hat sich die Aufgabe gestellt, „von einem dem nationalen Bewusstsein und der allgemeinen Bildung nächstgelegenen Gesichtspunkte aus die Bedeutung des Mannes zu schildern“. Unter diesem Gesichtspunkte wird zunächst in großen Zügen Vessing's reformatorische Bedeutung dargestellt, dann seine einzelnen Dramen analysiert, eine Kunst, in der ja R. Fischer Meister ist. Man wünscht das inhaltreiche Buch besonders in die Hand der Lehrer zur Verwertung für den deutschen Unterricht. Es werden daraus mehr lernen und besser danach lehren als aus den bekannten Schülerausgaben der modernen pädagogischen Konkreteverfassern. K. D.



der  
**Leipziger Zeitung.**

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

**Ersteinst**  
 Denks, Donnerstag  
 und Sonnabend und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Preussische der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Ver-  
 treter 6, bezogen werden.

**Nr. 85.** Donnerstag, den 20. Juli, abends. **1905.**

**Fünf Sommer in Kalabrien.**  
 Von Dr. Alexander Kumpelt.

Das war vor sieben Jahren, Ende Juni. Im Mai hatte es gerade noch ein einziges Mal geregnet, was in Sizilien bereits als ein Wunder des Himmels angesehen wird — acqua di maja ist da gleichbedeutend mit einem unerwarteten Glücksal: drei weitere regnerlose Monate standen uns bevor. Kein Wöllchen war von dem griechischen Theater Taormina am ganzen Himmel zu entdecken außer dem Silbertraud des Hna. Schon röteten sich die grünen Sonnenränder der flügelstarrten Kaktusfeigen, auf den Abhängen waren Gras und Kraut verdorrt, die großen Wollmilchthräuer, von der Sonne ausgebrannt, sunfelten weichen wie geschmolzenes Erz. Von keinem Winde bewegt standen als einziges Grün in den ausgetrockneten Flußbetten die hohen Pappeln und schattigen Platanen, zu ihren Füßen rauselnd der kühlende Cleanber. Ein schöner Anblick, aber konnte er über die erchlaffende Hitze des Schirokko, über die schwülen, schlaflosen Nächte mit den unaussärllich summenben und stechenden Mücken hinwegströhen? Und als meine Frau mir verkündete: „Wir haben nur noch für eine Woche Wasser in der Bitterne“, da hieß es denn auch für uns: Auf in die Sommerfrische!

Wohin? Wieder nach Castrogioanni? Dort im Innern der Insel, 1000 Meter hoch, hatten wir uns den vorigen Sommer recht wohl befunden. Keine Mücken, kühe Nächte, sogar dann und wann ein Regen. Aber kein Trinkwasser! Daher die beschämte Geisard, durch schlechtes Zitternwasser zu ertrinken. Ein kleines, nettes Gärtchen hatte den langentbehrten Waldesgatten auf die Dauer doch nicht erlegen können.

Da war ich auf Kalabrien verfallen. Vom Apromonte luden über die Meerenge herüber die großen Tannenwälder verlockend ein. Und wann dort jede Gelegenheit zu längerem, einigermaßen menschlichem Aufenthalt fehlte, viellecht konnte man im Silagebirge irgendein Unterkunf finden?

Als ich meinen sizilianischen Bekannten diesen Plan mitteilte, entwarf der eine von den kalabrischen Banditen ein schreckliches Bild, der andere zitierte ein Volkslied:

„N' Calabria li travati l'assamati.  
 „In Kalabrien findet ihr die Hungerleider.“

Ebenso wenig befriedigend klangte die Auskunft eines deutschen Herrn aus Neapel, der, daselbst seit langer Zeit ansässig, vor Jahren in Kalabrien gerast war: er habe sich in diesen unglücklichen Gegenden Malaria und Typhus geholt. „Es wird sich wenig dort geändert haben“, hieß es denn weiter. „Der Barbarismus wird noch immer bei der mittelalterlichen Ignoranz wohnen. . . Den Sommer nach Kalabrien gehen ist ungefähr so viel, wie den dunkeln Erdteil durchqueren — viel Glück auf die Reise!“

Allerdings kam ich mir fast wie ein Entdecker vor, als ich in den ersten Tagen des Juli die „kalabrische Expedition“ dennoch ins Werk setzte. Den nötigen Mut dazu hatte uns schließlich das Schreiben eines Steuerrates aus Messina eingeholt, den ich auf einer seiner Inspektionsreisen in Taormina kennen gelernt und um sein Urteil gebeten hatte. Weder Silla, noch Apromonte, sondern Serra San Bruno sollten wir aufsuchen, das er aus einer seiner früheren Amtstellungen genau kenne. Dort seien große Tannen- und Buchenwälder, frische Luft und gutes Wasser, keine Mücken, keine Malaria. „Sofort packen wir, nehmen aber doch für den Notfall einige Vorbernisse der Kultur, wie Tee, Kakaó und eine kleine Kücheneinrichtung mit, was sich in der Folge als sehr nützlich erwie.“

An der Station Giardini-Taormina entstieg dem Zug, der uns dapon führen sollte, mit gemessenen Bewegungen etwa zehn ehrwürdig dreinsehende Herren, schwarz gekleidet, mit ausrüstetem Kinn, in ihrem Gesolge befanden sich eine Menge Damen und Kinder. Das waren englische Geistliche aus Malta, die „padrini“, wie sie in Taormina heißen, die hierher zur Sommerfrische kamen, wie denn zum gleichen Zweck Taormina auch von Polemlianern aufgesucht wird. Ich murmelte den ehrwürdigen Herren ein: „Wäntich wohl zu schmoren“ zu, und nachdem ich in Messina von dem liebenswürdigen Steuerrat nicht weniger als drei Empfehlungsbrieve in Empfang genommen hatte, legte ich mit einem seltenen Gefühl der Erleichterung über die Meerenge.

Im Bahnwagen konnte ich nicht umhin, die drei Empfehlungsbrieve aus den offenen Umschlägen zu nehmen und auf ihren Inhalt zu prüfen. Das erste, an einen dem Abfender befreundeten Ingenieur gerichtet, war in konventionellem Ton gehalten, ohne Interesse. Beim zweiten aber fiel mir schon die lange und seltsame Adresse auf: Alla Venerandissima Signora Monaca Suor Crocifissa B. . . . . An die vorehrungswürdige Frau Nonne, Schwester Crocifissa? Trotz der respektvollen Adresse war die Anrede: Voi, wie im Respostianischen auch Honoratoren gegenüber üblich. Die fromme Schwester erinnere sich wohl noch des Steuerinnehmers (ricevitore), der bei seinem Aufenthalt in Serra San Bruno das Glück hatte, in freundschaftliche Beziehungen zu der ausgezeichneten Dixerin des Herrn zu treten. Er empfehle ihr hier zwei Bekannte — gentiluomini —, die eine gute Wohnung für den Sommer suchen. Vielleicht habe sie in einem ihrer Häuser Platz und nehme sie auf.“ Eine Nonne, die mehrere Häuser hat und die wir besuchen sollten? Der dritte Brief war an den Wirt des einzigen Gasthofs gerichtet, auch höchst sonderbar, die Anrede „Du“. „Wenn ich Dir jetzt die Ehre erweite, zwei hervorragenden Fremden Dein Gasthaus zu empfehlen, so hoffe ich, damit keine Schande zu ernten. Nimm die Herrschaften freundlich auf, gib ihnen Deine besten Zimmer, trahiere sie, so gut es Dir möglich ist, und mache ihnen keine Gannepreise!“

Etwas schnell gestaltete sich die Fahrt, immer an der steil abfallenden Westküste hin, und ermüdend durch eine Menge enstoler Tunnel. Aber wann diese überlandeten waren, boten sich abwechselungsreiche Ausblicke auf die Städtchen Scilla, Bagnara, Tropea, auf das Meer mit seiner würdigen Brandung, auf das allmählich einschneidende Sizilien und die nacheinander aufsteigenden Apenninischen Inseln. Zuletzt dominierte ganz allein der prächtige Stromboli, wie ein ungeheurer, von Riesenhand mitten ins Meer genortener Akh.

Nach am Spätnachmittag erreichten wir Bizzo, unsere Endstation. Bald war in dem hochragenden Städtchen ein Zimmer für die Nacht gemietet und das Abendbrot bestellt; wir durften hinunter zum Strand eilen, uns umfern der leeren, ausgepannten Fischergeme der anrollenden Flut entgegenwahreren und die heißen, verstaubten Glicder in dem weißen Nicht zu fühlen. Klüßliche Umschau! Über dem weit ausbuchten Golf von S. Eufemia thronen die stattlichen Vorberge der Silla, der Monte Serentino (1400 m) und der von hier aus besonders impolante Ruffenberg, der Monte Cucuzzo (1500 m). Trotz biden zwischen den Häusern des Städtchens die Zinnen und Kalematen des Forts nieder, das im Mittelalter gegen die afrikanischen Seeräuber errichtet wurde, trotz, aber auch schmerzlich. Diese Rauern bewahren die Erinnerung an den 13. Oktober 1815. Freilich war die Landung Murats bei Bizzo am 9. Oktober mit

einer kleinen, schlecht bewaffneten Schar (schon nicht einmal Tollfährheit mehr, sondern die Tat eines Verräthers. Aber tragisch bleibt sein Geschick immer: nach einer so ruhmvollen Bergangsbereitschaft bei der Rückkehr in das Land, das er sieben Jahre beherrscht hatte, von seinen eigenen ehemaligen Offizieren gefangen genommen und zum Tode verurteilt zu werden. Wir gingen über die kleine Wallgrabenlinie und ließen uns das runde Turmgelock aufschließen, wo man Murat und seine Begleiter, nachdem sie unten am Strand übermältigt worden, für die erste Nacht zusammengepackt hatte. Dann betreten wir das Zimmer, wo er die letzten Tage seines Lebens wohnte, und jenes, wo er den Gericht des Kriegsraths entgegenkam, dem Rede zu hören er sich geweigert hatte: „Männer meinestgleichen sind für ihre Handlungen nur Gott und ihrem Gewissen schuldig. Ich bin ein König.“ Wohl mochte er in den engen armenigen Räumen — sie dienen jetzt als Volksschule — oft an seine Königsthronen in Neapel und Gaeta, an Capomonte gedacht haben! Mehr noch an seine ferne Gattin und seine vier kleinen Kinder, denen er von hier aus seine letzten Brief schrieb: „Ma chère Caroline, so m'oubliez jamais!“ und nachdem er die Namen seiner Kinder nacheinander aufgeschrieben: „Ich lasse Euch zurück, ohne Königreich und ohne Vater, inmitten meiner zahllosen Feinde. Bleibt einzig, einzig Euch größer als Euer Weltgeschick.“ „Hier war es“, bedeutete mir der Kaffeehaus, als wir auf den engen Hof hinaustraten. „Hier stand er. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, sondern hielt den Blick auf seine rechte Faust, die aufgestreckt hatte. Da brühen standen die Soldaten. Als er gekniet war und man ihm die Hand auftrach, fand man darin ein Karneel mit dem Bildnis seiner Gemahlin.“ Wir besuchten dann noch die Hauptstraße, unter deren Steinfliesen König Murat begraben worden war, konnten aber keine Inschrift, geschweige ein Denkmal entdecken. Das hätte er doch wohl verdient, er, der gerade diese Kirche einst mit einer Spende von 20000 Franken aus seiner Privatkapitale bedacht hatte, wie er denn überhaupt für sein schönes, kleines Königreich durch Anlegung von Straßen, Hebung der Arme und Ausrottung der Wälder in den sieben Jahren seiner Regierung mehr gethan hat als die Bourbonen vor und nach ihm in ebensoviele Jahrzehnten.

Am anderen Morgen nahmen wir mit einem zweiten köstlichen Geesab auf drei Monate Abschied von unserm lieben Meer und besaßen alsbald den Bager, der uns ins Gebirge führen sollte. Wir folgten zunächst der großen Weichstraße nach Neapel, vor uns den schimmernden Wolf und die blauen Berge. Bald verschwand das Städtchen mit seinem Kaffee, die Berge mit den wenigen Segelschiffen, dem einzigen Lampyris und dem weit draußen verankerten Signalboot für die Thunfischer. Zwischen äppigen Kampagnen ging's dahin, die von demselben Charakter waren, wie in Sizilien. Nur hand alles viel frischer: die Feigenbäume, deren Früchte man erntete, die Weinstöcke, deren Trauben sich bereits röteten, und die Granatbäume mit dem prachtvollen Stern ihrer jarten Blüten inmitten des dunkeln Laubes. Alles frohste und blühte. Man sah, hier war tatsächlich vor kurzem ausgiebiger Regen gefallen.

Dieser Charakter änderte sich mit einem Schlage, als wir nach sechs Kilometer Wegs in das Tal des ziemlich wasserreichen fließenden Angitola kamen. In den Niederungen Flieder und Strauchland, hier und da von Zappeln und bösem Rohr (Canna) durchsetzt, an den Hängen Weiden, aber mehr Farnkraut und Erica als Gras, zuweilen auch Unterholz von Myrte und Kirschlorbeer. Weiter oben Oliven und Eichenwald. Außer einem Straußwärdershaus und zwei oder drei Weidhöfen keine menschliche Niederlassung, nur von einem fernen Berg blühte das Städtchen Fiabescha, ein graugelber Flecken, zwischen Walden und Klüften.

An jenem Julimorgen, da wir in das freundliche Hügelthal einbogen, ahnten wir nicht, daß wir später diese Aufsicht noch viermal wiederholen würden, und daß sich hinter jenen blauen Bergen des Talstufes ein Stück unseres Lebens abspielen sollte.

Die Eindringlichkeit der beinahe drei Begleitenden langen Talfahrt unterbrachen uns entgegenkommende Ochsengepänne, mit Lannenbreitern beladen und von Bauern gelenkt, die von Kopf bis zu Fuß in schwerem, schwarzem Filzbojen steckten. Aus demselben Stoff war auch ihre nationale Gedärmis, ähnlich einer langen Zipfelmütze, nur daß sie nicht spitz, sondern breit auf die Schulter herabfällt. Dann begegneten uns zweierährige Karren, hochgedeckt mit vierzig und mehr Eäden Holzbohle, die unter

fröhlichem Schellenklingeln vier, auch fünf Pferde zogen. „Die sind gestern abend aus Serra San Bruno weggefahren“, erklärte uns Jerfrida, der Kutscher. Schänke! rief er seine Pferde mit Namen an: Avanti, Capitauro! Curaggio, Cavalieri! Aber plöglich, nachdem er sich miträuflich mehrmals umgesehen, hielt er und sprang vom Bod. „Kuch ich kieg aus: „Was ist es denn?“ Da sah ich, wie ein junges Mädchen hinten im Wagen nach lag, zusammengerollt wie eine Raupe, mit einem Bündel im Arm. Nun war ich begierig zu sehen, wie sich Jerfrida benehmen würde. Ein Sizilianer hätte im gleichen Fall gewiß seine Weichte nicht geparkt, zum mindesten alle Trufel der Hölle und des Fregeaters herbeigeholt. Der Kalabrese war gutmüthiger. „Gi, ich 'mal an,“ sagte er schmunzelnd, „da haben wir dich ja. Das war wohl hübsch, mitzufahren?“ Er tat ihr nichts zu leid, weidete sich aber lachend daran, als sie sich besahmt aus dem Neg herauswidelte und mit ihrem Bündelchen davonstief.

Im ganzen war die Landschaft mehr von Tieren als von Menschen belebt: eine Menge Bögel, von keinem Jäger verfolgt, flüchtete im dichten Randgebüsch. Vier weideten hämmige silbergraue Ähen, da trieb eine kleine Maid mit der Seite eine schwarze Sau, die beim Herannahen des Wagens zur Seite sprang. Sechs kleine ebenio schwarze Ferkel galoppierten in tollen Sprüngen hinter der grunzenden Mutter her. Unten durch rauchendes Summpfing jag unter Almgelaut eine Herde Ziegen und Schafe und setzte mit dem alten Schäfer und dem weißen Schäferhund zusammen über eine Furt der Angitola.

Endlich verließ die Straße den Fluß und der Bagen erklomm im heilen Sidjad die Höhen zur Kiedten. Wir liegen aus und plüden einen großen Strauß von blühenden Myrten und Erica, sowie einer betäubend süßlichen Semmura. Aber der Mittag kam heran, ehe die müden Pferde vor der Trattoria des Dorfes San Nicola ausgepauert werden und wir unsere Frühstücksvorräte auf dem Tisch der verräucherten Bierstube ausbreiten konnten, die dem Herrn des Hauses zugleich als Stramlaben und als — Schneiderwerkstatt diente. Hier fiel mir zum erstenmal die Neugier des Volkes auf. Die Wirtn, ihr etwa zwei Jahre altes Kind auf den Schoß, das sie, ohne sich durch mein Kommen stören zu lassen, ruhig weiter laugte, hatte uns kaum mit dem anheimelnden labirichischen Gruß: „Bon giorno e salute empfangen, als sie schon eine Reihe Fragen zu stellen sich nicht entdeden konnte: „Was wollt Ihr denn hier? Woher kommt Ihr? Wohin geht Ihr? Habt Ihr Kinder?“ Alles ziemlich laut, als ob wir taub wären, in einem harten, und ungewohnten Dialekt. Denn die labirichische Mundart weicht von der sizilianischen erheblich ab. So hatte ich schon den Wirt in Pizzo nicht verstanden, als er uns einen gebratenen struzzo zum Abendessen anbot. Ich war ja mit Entsetzgedanken auf die Reise gegangen. Aber einen Bögel Strauß hier zu finden und noch dazu gebraten? Da stellte sich denn heraus, daß struzzo auf labirichisch ein einfaches Händchen bedeutet. Der Wirt nun, die sich endlich ansichte, ihr Polstolenfeuer für eine besetzte Tierespise anzuzünden, antworteten mir fleißig alla napoletana: „Gnorsi, gnorno (= Ni, Signore, No, Signora)“ und befehligten uns im übrigen, wenn's auch schmer fel, eines reinen Toskanisch, da sie unser Sizilianisch nicht verstand. Selbstam kontrastiert zu der scharfen Aussprache besonders des p und t das lange Ausziehen der Vokale und der singende Ton. In seinem: Chi valito? (was wollt ihr), das man in Kalabrien ebenio häufig hört, wie in Sizilien das sinnoerwandte non e'ò chi fari (es ist nicht zu ändern), kann man genau den Silben entsprechend vier verschiedene Töne unterscheiden.

Mein Glaube an die Gutmüthigkeit der Kalabresen sollte leider in San Nicola einen argen Stoß erleiden. Ich wunderte mich, daß alle jungen Frauen, die vorübertraten oder in den Laden traten, um etwas zu kaufen, das anscheinend recht hübsche Paar in Weimannbeutele eingewickelt trugen. Der Grund? Jedes Weib von San Nicola schmiedet sich am Falterabend die schwarzen Loden ganz kurz ab, da die Weimänner dabeif die Weimannheit haben, ihre besseren Hälften bei jeder Gelegenheit an den Paaren zu reisen.

Die Lage des Dörchchens ist reizend. Etwa 500 u über dem Meer, inmitten von Weinbergen, prachtvollen Oleastetten, Eichen und Äbäumen stehend, überflutet von der Kiedtenstrasse den schon geschwungenen Golf von S. Eufemia und das Küstengebiet vom Monte Mariolo bis zu dem im Seebund verdämmernenden Monte Ronita (1783 m). Auf der andern Seite

bringt der Blick bis zu den blauen Abhängen des Monte Altissimo und ganz in der Ferne, nach Sizilien hinüber. Geologisch interessant ist der Vordergrund: ihn bilden große, nackte Sandberge, nur ausnahmsweise mit Oasen besanden, dazwischen tief eingerissene Schluchten, im Winter nach den Sturzregen wohl für einige Tage die Betten reißender Gießbäche, jetzt völlig wasser- und beinahe vegetationslos. So stellt sich ein großer Teil der Halbinsel von Montealeone dar. Eine Ausnahme bilden nur die spärlich vertreuten Ortschaften, in deren Nähe sich naturgemäß Feld- und Gartenbau entwickelt hat. Jene Schluchten aber dürften nicht nur der Erosionsstätigkeit von Wasser und Luft, sondern zum Teil auch dem schrecklichen Erdbeben von 1783 ihr Dasein verdanken.

Bald sind die Pferde wieder angegespürd, der vielseitige padrono kann seine Nähmaschine wieder auf die Wirtstafel stellen, die padrona entläßt uns mit einem herzlichen: „Buon vespero“. Es ist das ein echt kalabrischer Gruß, ähnlich dem Titel: Guten Nachmittag, „Cavaliero“ und „Capitano“ zerren uns unter der glühenden Julisonne weiter bergauf.

Je höher die Straße zum Doppelthurm sich emporwindet, desto dürftiger wird die Natur. Schon liegt die Grenze, bis zu welcher Weinstock, Öl- und Feigenbaum gedeihen, hinter uns, selbst Eichen und Kastanien begannen zu selten. Dafür langgestreckte, baumlose Hügel, von Ginster, Heide- und Farnkraut überwuchert. Einjame Heide hier und da, mit armeligen Karotteln- und Pasternaken. Große Schaf- und Ziegenherden, wie verloren im Gefühn. Aber oben auf der Höhe schlägt uns ein frischer Wind entgegen. Er heulet die ermateten Pferde zu einem munteren Trab. Die Luft ist merkwürdig leicht und rührig. Endlich, da wo sich unterm Monte Gucco (957 m) die Straße in das Hospital von Serra San Bruno wendet, ein langerlehnendes und doch unerschöpfliches Bild: in breiter Linie strecken sich gegen Osten die schwarzblauen Tannenwälder des Monte Pecoraro (1428 m) aus, die nun behändig im Vordergrund liegen. Inzwischen Kilometer etwa (von S. Nicola) taucht ein Kirchthurm auf. „It das schon Serra San Bruno?“ „Nein, Simbri.“ In talender Fahrt geht es durch das schmutzige Tal. Schwarze Schwinne springen unwillig quierend zur Seite, halbnahte Rinder flüchten in die nächste Haustüre. Ein zweites Tal, Espalosa, wieder ebenso schnell durchflaut. „Zimmer noch nicht am Ziel?“ „Noch eine Viertelstunde.“ Wieder bergauf. Die langsamere Bewegung ließ uns in Ruhe unsere Umgebung betrachten. Es ward uns zur frohlichen Überraschung, daß wir nun doch nicht für drei Monate in eine öde Steppenwildnis verbannt sein sollten, wie wir sie heute hundertlang durchfahren: hier war alles Hülle und Fruchtbarkeit. Überall weitgehobene Korn- und Maisfelder, in den Gärten mächtige Nuß- und Kirschbäume. Eine lange Reihe Pappeln begrenzte den Talgrund zur Linken, wo der Karte nach der Ancinate fließen mußte, eines der in der Nähe entspringenden Flüsschen. Dahinter aber, der waldige Hang, wirklich das waren selbstgaltige Buchen! Und ganze kleine Wäldchen von Kastanien traten bald unmittelbar an die Straße heran — aber nur Stangenholz, die veredelten Bäume schienen in dieser Höhe schon eine Seltenheit zu bilden.

Es schlug vier Uhr nachmittags, als wir auf dem glatten Steinpflaster in das weitestgelegene Städtchen eintraten. In wenigen Stunden hatte sich die Reise aus der Palmen- in die Tannenzone, der Übergang aus dem Süden in den Norden vollzogen. Mit einem Dankesleuser zum hl. Bruno überreichte ich dem Gastwirt meinen Empfehlungsbrief.

Weder der Ingenieur, noch der Schloßwirt verfügten über geeignete Zimmer. So blieb nur die Benerandissima, die wir nicht ohne eine gewisse Scheu alsbald in ihrer Wohnung aufsuchten. Einer ihrer Bekannten, der Buchbruder Don Luigi, wurde hinzugezogen zur Verständigung. Denn als ehemaliger Karabinier sprach er rein italienisch. Die Nonne, in einer braunen, härenen Kutte, Kreuz und Rosenkranz am Gürtel, hatte barte, fast männliche Züge. Trotz ihrer siebenzig Jahre waren ihre Bewegungen fest und energisch, große Augen, mit Mistrauen gemischt, sprach aus den leuchtenden, blauen Augen. Don Antonio, ihr etwa gleichalter Bruder, hingegen schick befähigt geduckt wie ein Fubel um seine Schwester herum und magte kaum aufzublicken. Nun handelte es sich darum, daß die beiden Ältesten zwei der vier Zimmer, die sie bewohnten, uns abtreten sollten. Aber die Nonne kam zu keinem Entschluß, sie konnte

sich doch nicht so einschränken. Was wir wohl zahlen würden? — Monatlich dreißig Lire. — Ihre Augen leuchteten vor Gier. — Nun sie würde sich's überlegen. — Wir saßen dann noch in Don Luigis Haus eine Wohnung an, die uns nicht übel gefiel. Aber sie war unmobiliert.

„Die nötigen Möbel könnte man schon aus der Verwandtschaft zusammenbringen.“

Meine Frau runzelte die Stirn und betrachtete die Handdrummaschine, an der ein darfsüßiger, schwarzjünger Bengel einen Bogen Papier auf den Saß legte, die Kurk l'hin- und bedröhte, den bedruckten Bogen herausnahm und einen frischen einlegte. „Das ist Ihre Maschine?“

„Ja, die hat mir der Staat gekauft, nachdem ich meine zwölf Jahre abgedient hatte. Dann hab' ich das Bruden gelernt und jetzt ernährt mich das schwarze Ungetüm, mich, meine Frau und meine fünf Kinder.“

„Wißt es denn so viel zu druden in Serra San Bruno?“ „Hier freilich nicht. Nur Formulare für das Rathaus, für die Steuerbehörde. Aber der hochwürdigste Bischof von Gouillave setzt mich immer in Rahmung. Hier ist ein Faltentintenbrief, lateinisch, da sieh es aufpassen, jetzt hab' ich ein Statut für die hiesige Erbruderschaft und ein Gebetbuch unter der Presse. Und so gibt es immer dies und das. Außerdem handle ich mit Schreibmaterialien, wie Sie sehen“ — er wies auf die Regale mit hohen Stößen Papier, bis hinauf an die Decke — „und bin Auswandererinsagent. Eine hübsche Kampagna, die mir meine Frau zugebracht hat, gibt uns das nötige Grünfutter für ganze Jahr und noch ein wenig d'rüber. Chi valuto? Man muß zufrieden sein.“

Das offene und doch beschriebene Weien des Mannes gefiel mir außerordentlich. Und dieser erste Eindruck hat mich nicht getäuscht. Wir haben uns im Laufe der Jahre gegenseitig eine Menge kleiner Freundschaftsdienste erwiesen, er mir vor allem als pünktlicher Christbaumlieferant.

„Run sag mir nur, Don Luigi, was es für eine Verwandnis mit der Suor Crocifissa hat?“

„Das ist eine Besondereheit Kalabriens. Sie ist eine Hausnonne, hat sich dem hl. Franz verlobt und befolgt nun die Regeln seines Ordens, aber in ihrem Haus.“

„Aber wie kann jemand Crocifissa, die Getreuzigte heißen?“

„Den Namen hat sie bekommen, als sie geistlich wurde. Früher hieß sie, glaub' ich, Rosaline.“

Als wir unerm Birt beim Ueberdensen erzählten, wir würden jedenfalls Don Luigi oberes Stodwört beziehen, warf er zu hin: „Na, da wird er sich freuen. Aus Serra kriegt er da gutwillig niemanden mehr hinein.“

„Warum denn nicht?“

„Weil da voriges Jahr unser Posthalter erschossen worden ist.“

Meine Frau erschraf. „In dieser Wohnung?“

„Ja, auf der Treppe. Er war der Hausfreund des Polizeileutnants, der oben wohnte, und kam abends im Dunkel hinauf. Man sagt, er hielt es mit der Frau des Leutnants und glaubte, er sei nicht zu Hause. Der Leutnant mochte schon Verdacht geschöpft haben. Er rief: Wer da? Keine Antwort. Da schob er ins Dunkel hinein und traf den armen Posthalter zu Tode.“

„Du“, sagte meine Frau kleinlaut, „da können wir doch nicht hin. Jeden Abend würde ich mich ängstigen und bei jedem Geräusch denken: Jetzt kommt der Geist des Ermordeten die Treppe herauf.“

Aus der Ungewißheit, wo wir nun am Ende in Serra San Bruno unsere müden Häupter zur Ruhe betten würden, riß uns am nächsten Morgen Don Luigi, der mit der frohen Kunde kam, die Nonne habe sich den Empfehlungsbrief von ihm noch einmal vorlesen lassen (sie selbst konnte weder lesen, noch schreiben) und da ihr lieber Bruder, der Seuererrat, uns ein so vorzügliches Zeugnis ausstelle, wolle sie's möglich machen, ihren Haushalt auf zwei Zimmer beschränken und uns die beiden andern geben.

Wir wurden bald einig. Ich erlegte die Miete für zwei Monate. Die Nonne (nicht ihr hilflos dabeistehender Bruder) packte die Schiene mit dem Bild und Griff eines Geiers, und während die beiden Frauen von wirtschaftlichen Dingen sprachen: Placierung der Beuten, Wäse, Küchengeschir, durchmaß ich mit freudigen Schritten unser neues kleines Reich. Die in Sizilien alles von Stein, waren hier im Tannenlande Wäben, Wände, Peden, alles von Holz. Es war argemüßig. Und wir erfreulich war der Ausblick durch das Fenster des Süd-

zimmers, auf die weiten Buren: Bohnen- und Kürbisbeete, üppige Felder mit tausenden blühender Maisähren, und auf das moosbunte Grün der westlichen Hügel! Durch die wein-umrankte Ballustrade des Vorderzimmers aber, das auf den Markt hinausging, erblickte man über den roten Dachern des Städtchens dunkelblaue Berge, den herrlichen Hochwald! Dann ging's in Begleitung der beiden Geschwister in die Campagna der Ronne, deren unbefruchtete Benennung und gemäht wurde. Zuerst auf einer Holzbrücke über den Kinciale, das muntere Weitzgrünländchen, das hier in grader Linie, unsern vom weiteren drei Brüdern überseht, zwischen den Gärten herblosig, hohe Pappeln zu beiden Seiten. Eine Einsie, in deren Mittelp die Finten jangen, lamte auf tausend Blüten betäubenden Duft. An einem Bächlein, das von den Bergen herabfloss, flatterte eine Mühle. Der Müller, über und über weisblaue, lästete seine Krüge, als er der Ronne ansichtig wurde. Die Mühle gehörte bereits der Crocifissa und dann der ganze große Garten und Waldgrund dahinter ebenfalls. Don Antonio schloß die Worte auf und zwischen mannesohen Buchsbaumheken, an einer Gruppe wunderföhner, weißer Lilien vorbei kamen wir zu einem Weidhüden, das gleichfalls aufgeschloffen wurde. Ein Rudebett, b. h. zwischen einem Holzverriegelung ein mit Sägeplänen gefüllter Sad, ein uralter Tisch und mehrere woadige Stühle bildeten das Inventar: genug für unsere Zwecke. Zur Rechten ist bei Meister Antonio logisch einen zweiten, leichteren Tisch zum Einstratten, um bei schönem Wetter unter dem Kastanien- und Kastanienhatten lesen und schreiben zu können.

„Wenn Ihr die Sonne fürchtet, so steht hier noch ein anderer guter Schattenpender“, meinte die Ronne, und führte uns hinter dem Säulchen zu einer altewürdigen Einsie. „Die hat mein Vater gepflanzt, als er jung war“, erzählte sie nicht ohne Stolz. „Man hat mir schon hundert Lire dafür geboten. Aber solange ich lebe, wird sie nicht umgehauen.“

„Ob, hier ist eine kleine Bant“, jubelte meine Frau. Da werden wir noch getaner Arbeit fröhlich. „Wo geht denn dieser Weg hin?“

„Der geht noch weiter in den Wald hinein.“

„Und das ist alles Guter? Za seid Ihr aber reich, Frau Ronne.“

Die Signora Ronca schmunzelte und führte uns nun überall in dem terrassenförmig abgethanen Kastaniengäßchen umher, rings blühten Johannisbeeren, Lausengüldenbäume und andere bei und unbekannt Waldblumen. Auf der zweiten Terrasse war das Wasser durch einen Zamm für die Mühle abgeleitet und mochte munter gegen ein Wehr hin, das eben gesperrt wurde, da es unten wohl nichts mehr zu machen gab. So führte die silberblare Flut in einem ganz ansehnlichen Wasserfall in ein natürliches Beden, von wo es zur Benässerung des Gartens in kleinen Kanälen abfloß.

Zwei Sommer lang sind wir beinahe jeden Morgen zu diesem Häuschen mit unseren Heitungen und Wädhern, unseren italienischen und französischen Studienbüchern gewandert. Hinter die Magd mit einem Votel fröhler Feigen oder Pflirsche oder auch einem großen Lepf voll gequaderter Walderdbeeren. Dann wurden bei schönem Wetter Tisch und Stühle herausgeschafft und von der harzigern Einsie und den Waldblumen umhulst, von Vogelgesang umwuschelt laun und süßeln, hubierten und plauderten wir hier fernab der lauten Welt im frühen Schatten. Auf der Bant wurde gefrühstückt, wobei uns zumellen ein Hund oder eine Kage aus den Nachbargärten besuchten, die auch ihr Teil erzielten. Hierauf ein Spaziergang entlang dem Mühlenbach, wo die Uebeln mit den metallisch glänzenden Fingeln sich konnten, wo die Frösche Kupflurz üben, Froschen hin und her schossen und einmal eine lange, schwarze Wasserfchlange sich woad, die bei unserm Nahen leider sofort in ein Uerloch schlüpfte. Da diese Wasserfchlangen unschädlich sind, ließ ich mich durch sie nicht hindern, meine Kneippkur fortzusetzen, woad das fühlte, taum eine Gile tiefer Wasserchen unwiderstehlich einlud. War es — besonders gegen den Herbst zu — einmal kühl, so blieben wir im Weidhüden. Und wenn an Schrifotagen uns früher als sonst die bekannte Mattigkeit überkam, so streuten wir uns auf den Sägeinsel und schmunelten so sanft, wie auf Eberdaunen. . .

Während meine Frau die Koffer auspackte, sah ich mich ein wenig im Städtchen um. Sein Charakter ist durchaus nicht italienisch. Bei den stattlicheren Gebäuden an der Hauptstraße, den Kirchen und Brunnen herrscht als Baumaterial Granit vor.

Die Kirchenfassaden nebst ihren Verzierungen: Barockschönheiten, Schmeden und aufgesetzten Regeln, selbst zwei dicke, überlebensgroße Engel, behaglich oben auf dem First ruhend, alles ist aus blankem Granit. Freilich blank und sauber ist er nur, wo er frisch ist, wie an der kürzlich erneuerten Kirche in der Vorstadt Spinetto. Da kann er an blendender Weiße mit dem Marmor wetzieren. Leider verwittert er bald zu einem häßlichen Grau und gibt dann den Gebäuden etwas Ruinenhaftes. Tollig nimmt sich auf der Hauptstraße eine, der linken Seite aufgesetzte Uhr aus. Von Granit und eingefaßt, erscheint sie wie ein großer Weder. Die feineren Häuser zeigen viel Feinsart und auch Ballone aus Holz. Eine salabrische Sonderheit: zum Oberstod führt oft eine Treppe, sondern eine steinerner Aufstertrepp, die, rechtwinklig gebrochen, oben in eine Veranda übergeht. Ihr Dach, das eine gute Luftucht bei Regen wie bei Hitze bildet, trägt eine oder mehrere Granitssäulen.

Durch das offene Fenster beobachtete ich einen Fischer. Er schnitt aus Lammholz Bohlen für die zoccoli, die Holzpantoffeln. „Was bekommt Ihr denn dafür?“ „Zwei Solbi für das Paar.“ „Und wieviel bringt Ihr fertig den Tag?“ „Es sehn bis zwölf Paar.“ „Und wadon könnt Ihr leben?“ „Er judte die Kacheln: „Ja, wenn ich täglich nur zehn Paar absetze! Aber die scharfe Konkurrenz. Es sind noch zwei andere hier, die nichts als zoccoli machen!“

Dann kam ich zu einem Nagelschmied. Als ob es keine Fabriten in der Welt gäbe, die seine Arbeit hundertmal so schnell und zehmal so billig liefern, stopfte dieser vorurthildigste Webermann in einer altmodischen Form seine Nagel fchloßt und recht zusammen. Er machte denn auch, als ich nach seinem Bedienst fragte, eine Geste, als ob er sich die Hände abwaschen wollte. „Die Fabriten“, seufzte er, „die verdamnten Fabriten nehmen und das liebe Brot weg.“ Es schienen die Handwerker hier alle nur eine Spezialität zu pflegen. So sah ich einen anderen Tischler, der nur Radspeichen, einen dritten, der nur Felgen für die Räder der Ochsenkarren schnitt. Am südlichen Ende der Stadt rauchten etwa ein Duzend Schmieden, die der große Wagenverker ohne Unterlaß beschäftigt. Da sauhden gewaltige Haleschläge, teils gezogen, teils getreten, und lustig fladert das Feuer zum schwarzen Kienlamina. Zwischen einem doppelten Kranz von Ziegeln lagen in der Kohlenlut eiserne Reizen von etwa zwei Metern Durchmesser, für die Räder der Kohlenwagen bestimmt, die in der Nähe standen. Mehrere Gesellen nahmen mit Jangen einen rotglühenden Reizen heraus, legten ihn um eines der herbergelassenen Holzrader hämmerten, bis Rad und Reizen aufeinander paßten, während zwei andere aus großen Rübellen Wasser auf das brennende Holz gossen. Durch das gewaltige Hieschen und Dampfen ließen sich die eht Reumierischen Gestalten nicht hören, das Rad unter beständigem Drehen mit ihren Instrumenten zu bearbeiten, bis das erkalte Eisen sich unelöschlich an das Holz angepreßt hatte.

Ein Gruppe schöner, alter Pappeln lodte mich, einige Schritte vor den Ort hinaus zu gehen, und ich fand eine kleine Kapelle mit dem Bild eines Heiligen an der Wand. Darunter stand: Feiliger Rochus, hilf uns in Pestgefahr! Ein positives Fieschen. Eine wunderbohe Trauerweide — auch einer der charakteristischen Bäume Alababriens — senkte ihre Zweige auf die dort vorüberlaufende Straße. Aber immer wieder mußte ich von den verschiedensten Standpunkten die etwa einen Meter starken uralten Pappeln betrachten. Bis zur Höhe eines vierstöckigen Hauses von Alten gereinigt, umschloffen sie wie die zwei ersten Tempel im Oval den Platz vor der Kapelle. Hier und da lehnten sich an die Stämme gebohrte Steinbänke. Aus dem Hintergrund der Kapelle glühte die ewige Lampe. Hoch in den Zweigen schmettete ein Fink. Nichts sonst störte die andachtsvolle Stille dieses Naturtempels. Mir kam's in den Sinn: sollte nicht die Phantasia jenes alten Kupfers, dem wir die Urform des borbischen Tempels verdanken, beim Anblick einer Reihe solcher Pappeln darauf verfallen sein, diese massigen Bäume in Stein nachzubilden, gradezu wie sie aus der Erde herauswachsen und sich nach oben verzweigen, und so die Säule erfinden haben? Ist die borbische Tempelanlage denn etwas anderes, als ein System regulär gepflanzer kleinerer Bäume? Alle große Kunst hat von je ihre Vorbilder aus der Natur geholt. Und die Natur, wie mir hier in einem trefflichen Beispiel klar wurde, hatte dann auch den Ausloß zu dem zweiten bedeutamen Schritt gegeben: der Vereinigung mehrerer Säulen in doppelter Linie zur Halle. (Fortsetzung folgt.)

Ersteinst  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.ige  
Verwaltung der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

der  
**Leipziger Zeitung.**

Redakteur: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 86.

Sonnabend, den 22. Juli, abends.

1905.

**Fünf Sommer in Kalabrien.**

Von Dr. Alexander Kumpelt.

(Vorfikung.)

Am dem nahen Fluß hinuntergehend, setzte ich meine Entdeckungstreife fort. Ritzenb's schände Mauerreihe, wie sonst überall in der Nähe italienischer Städte, die jede Kluft sich benehmen, sondern trauliche Gedenkreuze führten mich durch blühende Gärten, an klappernden Mühlen vorbei in Kastanienwald und dann immer ein wenig ansteigend ins Freie. Endlich oberhalb des ziemlich verwahrlosten Friedhofs gemann ich einen Überblick.

Die braunroten Ziegelhäuser des Doppelortes — Serra San Bruno ist nur durch einen kleinen, freien Zwischenraum von Spinetto geschieden — werden übertrag von den Granitfassaden der vier Kirchen. Die wenigen Dörfer trielen kaum heraus. Es ist doch ein ganz ansehnlicher Ort — etwa 10000 Seelen stark. Drei Straßen vereinigen sich hier, zwei, die vom Tyrrhenischen Meer, von Monteleone und Bizzo heraufsteigen, und jene andere, die über den Paß des Monte Pecoraro nach Stilo und zum Jonischen Meer führt. Doch kann man dieses Meer auch auf der Straße nach Bizzo erreichen, da von ihr am Fuß des Monte Succo eine zweite nach Osten (Ghiaravalle—Soverato) abweicht. Also gute Gelegenheits zum Spazierengehen auch bei Regenwetter, wo die kleinen Feld- und Waldwege wohl unpassierbar werden.

Wie das Stadtbild, hat auch die Gegend nicht im geringsten italienischen Charakter. Diese weiten, eben Flächen, die das Hochtal im Westen und Norden abgrenzen, könnten der Eifel angehören, diese funderlangen Buchenwälder im Osten dem Oberrhein. Aber nein, der Oberrhein hat keine Tannen, wie dort im Süden. Da soll's ja noch den reinen Tannenwald geben. So könnte man auf den Böhmer oder Schwarzwalder schließen. Jener langgeschwungene Höhenrücken, unten mit Nisch, oben mit Baumbald bekränzt, könnte der Jankelsberg sein. Aber Kastanien dominiert? Ist es vielleicht Bältschirrol? Endlich werden die Klagen, die hier über dem Erdboden nicht zu Augen vernehmlich werden, sondern elegant, schlanke zu Turmeshöhe emporgehoben, dem ratenden Wanderer zurufen: Wieviel ist es doch Italien?

Abschließ ist ein Spaziergang durch die Fluren von Serra San Bruno an einem frühen Julimorgen. Die Sonne ist dann hier — der südlichen Breite entsprechend — nicht viel vor 5 Uhr aufgegangen und hat noch nicht Zeit gehabt, den Tau von Blumen, Wäldern und Gräsern hinwegzutreiben. Noch wogen weißig die gelben Roggen- und Weizenfelder, auf denen überall die Wachteln schlagen. Bald werden die Felder abgeerntet sein, die frühlichen Verkünder des neuen Tages werden ihre Acker verlieren und nicht mehr singen. Nach der Wachtel wird auch die Lerche munter. Sie läßt erst einzelne jagdhafte Triller vernehmen, wie Schallstrahlen, als glaube sie's nicht, daß die Nacht schon wieder herum und Zeit zum Aufstehen ist. Dann klingt es bald schneller und lustiger — und da sieht man sie schon emporsteigen, hoch, höher als die höchste Pappel, bis das Auge sie kaum noch als kleinen schwarzen Punkt zu erkennen vermag. Die Nachtigall aber in den Haisbüschen flötet nur noch ein, zwei Male zum Abschied; denn sie liebt die Nacht und begibt sich jetzt zur Ruhe, um ihre feinstuchtsvollen Laute erst wieder hören zu lassen, wenn der Mond über dem Waldgebirge aufsteigt und im Verein mit der Abendröte die gelben Streifenfelder in ein eigenartliches Zwittrlicht von Gold und Silber taucht.

Die natürlichen Häute, aus Brombeeren, Flieder, Pfaffenhütchen, Weibengeld, Schwarzdorn und niedrig gehaltenen

Gäben behängen, gewahren überall den Blick auf die frischgrünen Gärten, denen es, wenigstens in der Riebung, auch im heißen Sommer nicht an Wasser fehlt. Von den auf Schritt und Tritt riechenden Böden wird nämlich durch improvisierte Dämme je nach Bedarf hierhin und dorthin Wasser auf die anliegenden Grundstücke abgeleitet, zuweilen eine ganze Strecke die Wege entlang oder quer darüber hinweg, so daß es für den Wanderer balancieren und Springen heißt.

Doch nicht lange, so macht sich die steigende Sonne fühlbar, die Schatten hinter den Feden werden kürzer, und so balsamisch Thymian, Minze und eine Menge anderer Würzkräuter draußen auf freiem Felde duften, es zieht und unwiderstehlich nach dem dunkeln Grün der Tannen. Der nächste Weg dahin führt durch das Spinetto, dessen Straßenbild der durchblühende Hochwald im Hintergrunde verzeigebull abschließt. Drei große schwarze Kreuze auf einer ruinenartigen Aufmauerung am Wege — der Kalvarienberg — erinnern an den frommen, aber zugleich phantastisch-schwermütigen Sinn der Bewohner. Dann geht es an dem nun wieder aus seinen Trümmern erhabenen Kloster, der Kartause des hl. Bruno, und einer Zellulosefabrik vorbei, zu einer Kirche S. Maria del Bosco, die ihren Namen recht fertigt, denn sie steht bereit mitten in allem, schönem Tannenring. Wir entbeden an dem Bache, der hier aus dem Walde hervorplätschert, zwischen felso maschio, dem ebelgebildeten männlichen Farn, und krausartig wucherndem Johanneskraut Bergseimeinnicht, pflücken von allem und ordnen es auf der Terrasse einer Kapelle zum Strauß. Diese Terrasse aus verwittertem Granit hat einen reizenden Blick auf die in der Ferne blühende Sisa. Wenig vermocht und die hinter einem Gitter sichtbare Marmororgel hat hl. Bruno zu interessieren, der hier keine Höhle gehabt haben soll und nun im Todesklammer abgebildet ruht. Die Statue hat ebenso wenig Kunstwert, wie eine zweite besteszen Fröhen, wenige Schritte entfernt in einem verdumpften Bassin, die ihn im Übergegend freud und betend darstellt. Weid ist höchstiger Barockstil, aus den letzten Zeiten des 1783 zerstörten Klosters. Aber bald kamen wir ins Gespräch mit einer Anzahl Weiber, einer alten und sechs jungen, die mit schweren Säcken Kohle auf dem Kopfe schweibirend, eine nach der andern auf dem Dicht aufstiegen, ihre Säcken am Weg absetzen und nachdem sie an der nahen Quelle ihren irden Durst gelöscht hatten, auf der Kapellentreppe rahlten.

Die fünf Unterredte, die, wie wir erfuhren, diese Weiber auch im Sommer übereinander tragen — im Winter sollen sie noch zwei weitere hinzuzufügen — geben ihnen unteren Dälsten etwas Tonnenhaftes, Domglodenähnliches. „Wieviel bekommt Ihr für jeden Sack?“ fragte ich die Alte. „Zehn Solbi“ (40 Pf.). „Und wie oft geht Ihr des Tags?“ „Zur einmal dann man gehen. Es sind drei Stunden hinauf und zwei zurück ohne das Aushören und ohne das Einladen oben bei den Köhlern.“ „Und das sind Tuere Abgebeldenen?“ „Ja, ich bin die Henne, das sind die Räden. Wädhen aber auch schon bald Henner werden.“ „Wie?“ „Nu — betiraten. Aber dieran heißt's — sie drehte Daumen und Zeigefinger. „Sie sind reich, Sie könnten Ihnen leicht die Mähtig geben.“ „Wieviel rechnen Sie denn da ungefähr?“ „No, für tausend Ihre verpeirat' ich alle ledig.“ Die jungen Dingar, frächtige, frische Gestalten mit runden Backen, hatten seitler das Kleid meiner Frau neugierig betrachtet. Nur bei dem Gespräch vom Geiraten erodeten sie ein wenig, stießen sich an und kicherten

Streich freuten sie sich, als wir ihnen zwar nicht tausend Lire, aber doch jeder einen Sotelo in die berückte Hand drückten. Sie luben eine nach der andern ihre vierzig bis fünfzig Kilo wieder auf, indem sie hinsten das Haupt in die Mitte des aufrechtstehenden Sackes bohrten und ihn dann mit gemäßigtem Puch emporhoben, worauf sie den beiden Hälften ein an den Vorderenden die Saß zurechtbalancierten. „Addio!“ „Buon giorno e salute!“ Auch wir beschloßen, den Köhlern einen Besuch abzukommen. Wenn ansehend fährt ein guter Fahrweg zunächst noch dem Bach entlang. Hier röhren eine Menge reifer Erdbeeren, die wir uns nicht erheben ließen, die moßigen Matten. Fleumantige, hundertjährige Tannen wechselten mit jungen, schlanken Buchen. Dann wieder große, unüberdringliche Brombeeren und Farnwälder. Inbellen bewegten sich über dem Wasser, eine Badstelze schmirrte hin und her, letzte sich auf einem Baumstumpf und schlug lustig ihr langes Schwänzchen auf und nieder, in der Ferne hämmerte ein Specht.

Nur zu bald schloß sich das Tal in einem Kessel, und nun hieß es die steilen Wände emporstimmen auf — Ochsenwege. Unglaublich erziehen es uns, wie die schwerelosen Tiere das Holz auf solchen Holzwegen herabtransportieren können. Aber beutete schon das Außere dieser Wege darauf hin, nämlich zwei erhöhte Steige an den Rändern mit eingetragenen Stufen für die Tritte der Ochsen und in der Mitte eine tiefe Rinne, worin die Köhler zu Tal rutschen, so sollten wir bald den Beweis erhalten, daß es doch möglich sei. Die Stille des Waldes unterbrach lautes Rufen, Kettenklingen, Schnaufen und ein schmerzliches Schreien. Wir traten schnell beiseite und siehe, da rourden im Buchendgrün laute die Häupter zweier weißer Ochsen sichtbar, die sich unter dem gemeinsamen Joch bäumten. Sie jogten einen zwei bis drei Meter langen Baumstumpf nach sich, schwer, von etwa zwei Kubikmetern Inhalt. Dahinter hemmte der Holzfäller, indem er eine um den Stamm geflungene Kette mit aller Gewalt anzog, die Lucht des Falles. Kein Wunder, daß nicht selten solch Tiere bei diesen Kletterpartien einen Fuß brüht und schleunigst geschlagen werden muß.

Immer herrlicher, ungeahnte Naturgemälde zeigen sich, je höher wir steigen. Der reine Altbald, Laub- und Nadelholz in reicher Mischung! Dazwischen ragt turmhoch eine längst verdorrte Wettertanne, die ein Skelett unter Lebenden. Ist sperren unseren Weg langhinstreckte, moßige Niesentämme mit Moos und Schwämmen besetzt, die vielleicht vor zwanzig, dreißig Jahren schon der Sturm gedrohen oder der Blig niedergeschmettert hat. Einige sind ausgebrannt — ähnlich wie in den amerikanischen Urwäldern die Ansehler das Dickicht rodeten — und dann ihrem Schicksal überlassen worden. Wir blühten tief in einen dieser hohen Stämme, der nachts Fächeln und Wölven zum Unterschlupf dienen mochte, und gemährt mit besonderem Interesse die weit ir das Innere wie Papfen hineinragenden Äste. Wie durch Cuerniegel waren sie im mütterlichen Stamm verankert und hatten infolge ihrer größeren Härte der Vermoerung besser standgehalten, als das übrige Innenholz.

Kurzeln teilte sich in halber Haushöhe eine Tanne in drei, fünf, ja sieben Stämme, die dann wie ein riesiger Dreiaß oder wie die Arme eines Leuchters der Giganten zum Himmel ragten. Ein anderer dieser Reden war bis zu seiner etwa dreißig Meter hohen Spitze abgehörnt, nur auf der einen Seite waren übereinander drei etwa rumpflurke, noch lebende Äste herausgewachsen, die aber nicht zur Seite, sondern nebeneinander ferngerade emporklebten.

Hier spürt man nichts von Förlern und Fortwirtschast mit ihrer geometrischen Waldenteilung, mit ihren militärisch ausgerichteten Baumreihen. Alles wächst neben, durch, und übereinander. Alle besten Lebensalter sind vertreten. Neben fetten, grünen Stößen, über die noch ein Saße, ja ein Föhl springen kann, thront der kalteride Niese, in dessen Haupt die Fächer und milden Lauben sitzen. Solche Bäume, wie wir sie in Teufelsland nur in weithin berühmten Einzelgipfeln bewundern, trafen wir alsbald zu Duzenden. Auf zwei kürzlich geschlagenen Stämmen zählte ich die Jahrestreise: 139 und 160 Jahre. Beide waren bis in die Wurzel herab gelund. Weiterhin aber begegneten wir zwei Tannen, die wohl selbst das waldmördernde Italien aus Weidat verschonen wird. Der eine Stamm hatte zwei Meter über dem Erdboden noch einen Umfang von 5,80 Metern, der andere sogar einen solchen von 6,30. Es wurde uns ordentlich feierlich zumute, als wir uns, umhüllt von Wäuden und Waldhumeln, bei Stedapfel und Erdbeere im

Schatten dieser grünen Greife niederließen. Ihre saulbide Wort umspannte bis zum Gipfel wohl auch schon hundertjähriger Fleu, gleichfalls baumartig, sein holziger Stamm war anstarrt. Die größere dieser beiden Tannen war vielleicht als jakes Weis der Erde entsprungnen, wie die Zeit, da Luther seine 95 Thesen in Wittenberg anhielt. Aber auch die andere hatte ihren jugendlichen Gipfel hier im einsamen Süden schon geschauelt, als im Norden die Deutschen um des Glaubens willen sich gerechtfertigen und ihr Vaterland zur Wüste machten.

Endlich erreichten wir etwa 150 Meter über Serra San Bruno die Hochfläche, auf welcher weiterhin die Dörfer Mongiana und Jodrigia liegen. Hier endigt der Wald. Aber auch hier dieselbe Vermoerung. Tannen wir uns eben über die großen unüberdringlichen Brombeeren genundet, die zwanzig, dreißig Meter im Geviert überall ungehindert da Platz ergriffen hatten, wo ein Teil des Waldes vielleicht bereits vor einem Menschenalter geschlagen war, so sahen wir jetzt die verbrannten oder abgehauenen Stämme der Bäume oft meterhoch mitten in den Kartoffel- und Weisfeldern; es wurde ähnlich wie vor vierzig Jahren (nach Passarge) noch in Schweden gebrot. Der geschlagene Wald wird eben nicht wieder nachgepflanzt, sondern man hält es, wie mir der Buchbruder ergräße, damit folgendermaßen: Entweder überläßt man ihn dem Unkraut: Binster, Brombeeren und Farne, die dann jedes etwa wurzelfassende neue Bäumchen bald erlöden, oder verpachtet oder verpachtet die geschlagenen Flächen an Bürger. Diese nutzen den fruchtbaren Boden betart aus, daß er, in wenigen Jahren nicht mehr ertragfähig, zur Steppe herabsinkt, wo nur noch Schafe und Ziegen weiden. Hunderte von Hektaren Heidaland, besonders auf den westlichen Höhen sind traurige Zeugen dieser schlechten Wirtschast. Günstigenfalls, wo vereinzelt ein fleißiger Meier sitzt, heißt die Lösung: drei Jahr Frucht, zwei Jahr Brache.

Wir hatten bisher vergeblich nach Köhlern gesucht, nur die verlassenen Stätten ihrer Wirtschast gefunden: tennenglatte, runde Flächen mitten im Wald mit Äschen- und Kohlenresten. Aber drüben an den Hängen des Monte Pecoraro wirbelte an mehreren Stellen ein feiner, bläulicher Rauch auf, da mußten Meier brennen. Und da wir keine Luft hatten, uns der glühenden Mittagshöhe auszuweichen, wanderten wir in großem Bogen am Waldesrande über die Straße, die nach dem Ionischen Meer hinunterführt, zum Monte Pecoraro hinüber. Auf diesem Marsch, der nach Süden den Ausblick auf die in der Sonne kimmernden Höhen des Monte Sebuto (1100 m) gewährte, trafen wir eine reizende Schaf- und Ziegenherde, über hundert Köpfe. Der Hirr saß im Schatten einer alten Buche. Wir wunderten uns, daß er über und über in diesem, schwarzem Filz hede.

„Die Rastie sind fast, sehen Sie dort meinen Palazzo, da schlafe ich bei offener Tür, wenn man von Tür sprechen darf.“ Er wies auf eine runde Hütte ganz aus Stroh, die einen tonisch auslief, wie ein Kaffertal, ohne Fenster, mit einem niedrigen Dach als einzigem Zugang. Daneben war ein Geflecht im Bierec — die Hürde für seine Tiere.

Welch friedlicher Anblick, solch eine graubede Herde, wie gefällig die Formen, wie wohlruhd die Farben! Die Schafe sind fast durchgehends schwarz, von einem dichten, wie Steinkohle glänzenden Ringelwoll ungetopt, mit Grazie tragen die teils braunen, teils weißen, teils gestreiften Muttertiere ihr mantelähnlich herabfallendes Fell, überaus jertlich bewegen sich ihre Jungen: die halbjährigen, nach Bau und Farbe oft wie Gemenen erscheinend, und die erst nach Tagen zählenden Zickchen. Nur die Böde wankeln schwerfällig einher, aber mit desto mehr Selbstbewusstsein, holt auf den Schmutz der weitausladenden Härner.

Fröhlich sind auch die kalabrischen Schieferkinder mit ihrer langen Schwanz, ihrem hoch gelodten, weißen Haar, ihrem hoch aufgerichteten Busch. Zwei solche ruhten in weomer Entfernung von ihren Schutzhöhlen und warfen auf sie aus den flugen goldbraunen Augen jumeinen einen prüfenden Bid. Höchst possierlich sprangen drei junge Hunde um sie herum, unbedorfen wie Bauernkinder.

Alle Kalabrier sind leidenschaftliche Raucher. Für ein wenig Tabak verkaufen sie Leib und Seele. Natürlich fragte mich der Schäfer, ob ich etwas Rauchbares habe. Und als ich ihm eine jener schlimmen italienischen Zigarren verebete, hing er uns zum Dank seinen häßlichen Bidder, hielt ihn fest und erlaubte uns, das schwarzearze Jottstetl des wilden Kammeis zu streicheln und zu kaufen.

Natürlich interessierte uns die Flora: Würden wir in diesem garabzu deutigen Wald nicht auch alle unsere deutschen Baumarten und insbesondere auch unsere Beerenfrüchte finden?

Birken hatten wir in der Nähe der Fabrik getroffen. Diese echte Tochter des Nordens, mit deren Stämmen der Dapfländer bei Hammeritz sein Zelt schlägt, gedeiht — freilich erst in etwa 1000 Metern Seeshöhe — noch hier, unfern dem Kap Spartivento, vorzüglich. Sie ist also wohl beheimische Baum Europas, der sich des größten Verbreitungsgebietes rühmen darf (sogar am Ätna sollen Birken vorkommen). Diese Birken, etwa zwanzig in einer Reihe, waren aber offenbar eingeführt, und nicht minder waren dieselben vom Fabrikherrn-Bärgen, Kiefern und Fichten regelrecht angepflanzt. Im übrigen sind wir diesen Baumarten ebenso wenig begegnet, wie Weimutskiefer, Kiefer und Ulme. Zwischen 800 und 1000 Metern bilden die Signatur: Doppel-, Eiche, Silber-, Buch- und Föhrenweide, unsere sämtlichen Obstkulturen (nur durchweg in minderwertigen Sorten), Kaktus. Zwischen 1000 und 1200 Metern Tanne und Buche, darüber hinaus herrscht nur noch die Buche, die aber selbst bei 1400 Metern Höhe noch nicht zum Föhrenholz vertritt. Hingegen waren wir sehr überrascht, in den Wäldern, Föhren- noch Föhrendünen zu finden, ebenso wie in den Gärten Stachel- und Johannisbeeren vollständig fehlen. Ich bin überzeugt, daß namentlich die Heidelbeere hier gut fortkommen würde. Mögen die italienischen Forstbeamten ihre Anpflanzung versuchen!

Von Zeit zu Zeit rasteten wir, wenn uns das Glück gerade zu einem besonders romantischen Waldwinkel mit Wäldchenausläufen, mit dichtem Tüllersengebüsch oder auf eine erdbeeren-überlieferte Matte führte, im übrigen aber schritten wir, den treuen Kompaß in der Hand, tapfer durch die Wildnis, bergab, bergan, Haupt- richtung: Nordost, um zu den Köhlern zu kommen.

Witten im Buchenwald tritt der Granit in haushohen Fingerringsteinen jutage. Wie erkantet waren wir aber, hier etwa 1200 m hoch, im Reiche des Fohsjälers einen Steinbruch zu finden! Und ebenso wie neben diesem der Schindel- und Taubenmader, so sitzt neben dem Steinbrecher der Steinmetz, da insolge der langen und überaus befürchtlichen Wege am liebsten das schon verarbeitete Material ja Tal geführt wird.

Alle diese Arbeiter trafen abends zur Stadt zurück, um am nächsten Morgen wieder zur Ebene ihrer Tätigkeit hinaufzusteigen. Die Köhler aber, die wir endlich erreichen, bleiben die ganze Woche droben in ihrem Wald und schlafen in kleinen Hütten in der Nähe der brennenden Meiler, die ihre beständige Gegenwart erfordern. Nur Sonnabends abend steigen sie regelmäßig zu Tal, verbringen den Sonntag mit ihren Familien und geben am Montag früh wieder an ihre einsame, rauchige und ruhige Lebensarbeit. Das Urkalarische des Oberköhlers, der uns in seine Kunst einweihen wollte, verstand wir leider nicht, und so begnügten wir uns, nachdem ich dem Mann gleichfalls etwas tabacco verabreicht, seine Meisterwerke zu bewundern — zwei hohe, mit Erde gebaute, überall mit Luftlöchern versehene Regal, worin das Buchenholz möglichst dicht ruhte — er nahm freundlich eine Schelle ab, um uns den Bau zu zeigen, nämlich aus dem einen, der eben fertig geworden war und demnachst angezündet werden sollte. Der andere qualmte aus den Löchern schon ganz lustig, mußte aber noch etwa sechs Tage brennen, ehe er abgebröckelt und sein Inhalt den herauskommenden Kohlenweibern in die großen Säcke gefüllt werden konnte.

Der Sicherheit halber ließen wir uns den Rückweg weisen. In dieser grünen Wildnis, worin bereits die Schatten des Abends fielen, zu übernachten, ohne den schwarzen Socken der Kampagnonen, bei Frühen und Wäldern — kein angenehmer Gedanke! Wie verstanden so viel, daß wir uns immer bergab und immer der sinkenden Sonne zu halten sollten.

In Serra San Bruno klutete es Roemaria, als wir aus dem Waldesdickicht herausstraten. So kamen wir erst bei völliger Nacht zu unserer Rinn zurück. Diese Schwärze bereits in großer Angst, hatte schon die Carabinieri auf die Suche nach uns schicken wollen. Wir hätten uns wohl verirrt?

„Rein.“ „Wist Ihr, daß ich mit meinen siebzig Jahren noch niemals in der selva (im wilden Wald) gewesen bin?“ „Aber der ist doch so schön —“ „Da geht kein Terraneff hin, außer den Arbeitern, den Holz- und Kohlenweibern.“ „Und warum geht Ihr nicht hin?“ „Ich fürchte mich vor den Schlangen und vor den Wölfen. Habt Ihr nicht gehört, letzte Nacht in einer Hütte bei Balelonga, kaum zwei Stunden von hier, haben die Wölfe dreißig Schafe zerissen. . .“

Der Buchdrucker beruhigte uns, die Wölfe brauche man tags über im Sommer durchaus nicht zu fürchten, nur in frengen Wintern seien sie gemeinlich die Menschen an, ja vor einigen Jahren seien sie nachts bis ins Städtchen gekommen, da habe man im Schnee ihre Fährten gesehen. Gegen Schlangenbisse aber führte ich fortan ein Fläschchen von Salmiakgeist in der Brusttasche mit mir.

Glücklicherweise kam ich nie in die Lage, davon Gebrauch machen zu müssen. Gelesen haben wir genug jener dickbäuchigen, heimtückischen Ottern (kränzlich, mit Juckreizlinie auf dem Rücken, jedenfalls Kupfernatron) auf besonnenen Plätzen, Waldwegen und Straßenschnellungen, aber gebissen hat sie keine.

Wie froh waren wir, einen Ort entdekt zu haben, der, von Fremden fast nie besucht, sich in seiner ganzen Ursprünglichkeit noch erhalten hatte und alle Vorteile einer der der Kultur menschheit noch nicht gefundenen Sommerfrische bot! Vor allem freundliche Entgegenkommen der anspruchlosen und gutartigen Bewölkung, himmlische Ruhe und Sicherheit vor Tam- und Eisenbahnen, Blumentorlos, Reunions und Raketenjäten! Die billig der Lebensunterhalt! Wohnung dreißig Lire, Aufwartung zehn Lire monatlich. Forellen, Erdbeeren, ebenso später Steinpilze wurden uns in derartigen Massen angeboten, daß wir die Leute abwießen mußten. Infolge dessen kostete das Rio Erdbreeren etwa vier Soldi, das Rio Forellen zwei Lire! Die Erdbreerforellen waren regelmäßig, um sie frisch zu erhalten, mit Jarntraut bedeckt und ebenso die Fische damit umhüllt, ähnlich wie an der Küste Weinlaub das Packpapier erlesen muß. Täglich kamen dann von den tiefer gelegenen Orten die schönsten Früchte auf den Markt: Kirchen, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, das Rio zu drei bis vier Soldi. Die Rolle aus den so nahen Wäldern erhielt man beinahe geschenkt: 50 Kilo für 90 Centimes! Teuer war nur der Wein, der acht Stunden von der Küste heraufgeführt werden mußte, und sonderbarerweise die Milch — insolge der hier noch gänzlich barmiederliegenden Großviehweidung. So ist auch die Butter hier noch völlig unbekannt und wir mußten nach wie vor unseren Bedarf davon aus — Turin kommen lassen. . . Aber wie rein war die Luft gegen die schwüle Hitze Taorminas, vor allem wie köstlich frisch die Nächte!

Auch das Wasser der nahen Quellen war ein Genuß. Mit welchem Behagen schlürften wir das eiskalte Wasser des Guido-Brunnens — in der Nähe unserer Kampagna, nachdem wir von Messina bis hier herauf keinen Tropfen Wasser über die Lippen hatten bringen dürfen, aus Furcht vor dem Typhus. Dieser Wasserangel ist zugleich mit der Malaria ein Uebelstand der so fruchtbaren und landschaftlich entzückenden Küste. Da kann man überall nur durch eine freundliche Bitte an die Bahnhofsinspektoren aus Gefälligkeit einen Trunk erhalten, aus dem für die Beamten bestimmten Wasserfässchen. Solche Fässchen werden jeden Morgen mit dem ersten Zug in einem besonderen Wassermagen von Bagnara nach beiden Seiten verschickt, nach der Ostküste bis Gotrone, die Westküste hinaus bis S. Eufemia, während das Wasser von Paola in gleicher Weise die Strecke bis S. Eufemia versorgt. Auf jede Station kommt ein Fässchen.

Und mit welcher Besonnenheit sind wir, zugleich verwundert, über dem Waldgebirge die ersten grauen Wölfe, die denn auch allbald in einem erquickenden Regen niedergingen. Welch ein Gegenlag zu dem doch so nahen Sizilien! Da sieht man im Sommer nur zwanzig jene merkwürdigen, weichen, turmartigen Wölfe, die wie auf einem geraden Strich nebeneinander über dem Meer liegen, ohne sich je zu ergreifen.

Auch die Postverhältnisse sind für diesen kulturarmen Ort ziemlich günstig. Jeden abend kommen von zwei Seiten, von Soverato und Monteleone die dreispännige Post herauf. Die Nachbeförderung allerdings ist, wenigstens für Personen, etwas un bequem. Beide Posten fahren früh um 3 Uhr zu den beiden Meeren hinunter. Diese nächsten Fahrten sind aber in Italien, namentlich im Sommer, allgemein üblich und sogar beliebt, wegen der größeren Kühle. Diesen Vorzügen steht als Nachteil die große Unsauberkeit in den kleinen Bussen und in den meisten Häusern gegenüber, und als unmittelbare Folge davon das Ungeheuer.

So pilgeren wir denn morgens gewöhnlich nach der Kampagna der Nonne. Auf dem Wege begegnen uns immer ganze Hüge von Weibern, die Holz aus dem nahen städtischen Forst zur Stadt tragen, das sie in der Nacht gefüllt hatten. Zu unkrater großen Verwunderung waren es selten Keißer oder dürres

Weshänge, sondern meist vollstättige, gar ansehnliche Buchen- und Lärchenbrüge, die der löbliche Statthalter da umsonst mitzunehmen erlaubte. Das Beil und eine kleine Laterne lag oben mit auf der Last der jungen Mädchen und noch rüstigen Frauen. Aber zwischen ihnen in der langen Reihe schleppten sich auch arme Alte von heutig und mehr Jahren, die schmerz und weinend unter ihrem Bündel hervor heiße Thränenblide nach uns warfen.

Regelmäßig unternahm ich nun am Abend noch kleinere Spaziergänge in das freundliche Mährthal von Spadola, nach der Richtung der „Rosareda“, dem Sahianenwald von „Garicatur“, den hintersten Kastanien des Mißbachs von „Zu Kimaio“, „Wöhren“, „Hohlgrub“, „Sandplatz“, lauter Begründungen einzelner Teile des Mährischen Forstes). Oder wir ließen die Straße zum Hof von Soriano und hier noch einen nahen Hügel hinauf, wo wir den unheimlichen Stromboli mitten im fernem Meer auftrafen sahen, und gern verweilten, wenn die feurige Kugel sank und sank, bis ein letztes Fünkchen nur noch über der unendlichen Flut aufglomm und — erlosch.

Auf das Wetter aber dazu ein, so marschirten wir wohl auch für den ganzen Tag bis zum Stamm des Monte Pecoraro. Nur konnte man bei der Unzahl der Waldwege nie einen bestimmten Fußstapfen einhalten. Da ließ ich, mit dem Kompaß in der Hand einfach hinein und immer weiter hinaus nach Osten, dann rechts oder links auf dem Stamm hin, endlich graden Wegs nach Westen und wieder ins Thal hinunter. Waren wir zuerst sichtlich abgetommen, so gelangten wir sicher auf die große Straße nach Sileo, die wir auch einmal bis zum zweiten Castello (Straßenwärterhaus) d. h. 23 Kilometer von Serra San Bruno verfolgten. Die Gefahr, jenseits des Stammes und in dem weiten bosco di Stilo zu verirren, vermieden wir immer glücklich, hingegen statten wir auch dem Halbholz und Sägemehl Ferdinando, dem Mittelpunkt vieler wunderbaren Waldherrschäfte, einmal einen Besuch ab und kannten zuletzt die größeren Seitenwege der Straße doch so gut, daß wir sogar Eingeborene, die uns nach dem Wege fragten, zurüchweilen konnten!

Wenn uns aber die Sehnsucht nach dem Alma ergriff, so gingen wir untern ersten Weg, an den beiden alten Lannen, nach etwa zwei Stunden weiter, bis wir den Blick auf Montelone mit seinem Höhenlaufstapel, Palmi mit dem Glasberg und weiter auf die Vorgebirge Siciliens frei schauen lassen durften. Auf einigen Punkten blickt auf der andern Seite das Ionische Meer auf und erhebt die Stimmung. Der Atem eines über alles Erdenniedrige erhabenen, wunderbaren Freiheit weht uns an: es ist ein eigenes Gefühl, zwischen zwei Meeren zu wandeln.

So verfloßen die heißen Sommermonate, und schon traten auf der Seite die heißen Königstiegen mit ihren hunderten goldenen Wäldern den Vortag an an eine Unzahl der verschiedenartigen Vögel, die rot, lilä, gelb und weiß bis zu zwei Metern Höhe überall im Brachland emporstiegen. Und im Urmwald färbten sich gemach die grünen Siedepfeilerbeeren purpurrot und die Tollkirschen schwarz, ja die ersten Alpenvögel brachen schon schüchtern durch das Moos der Buchengründe. Da schickte sich Serra San Bruno an, das größte seiner Feste, Maria Himmelfahrt, zu begehen.

Taraut freut sich das arme Volk 363 Tage und feiert es deshalb nach seinem Verhältnis auf das prächtigste. Die bei uns auf Jahrmärkten die Karussells und die Schoubuden mit den Panoramem, weiden Männern und Riefendamen Bauern und Kinder anlocken sollen, so werden die Kirchen hier vorzüglich mit buntem Lampenplän, rotem und gelbem Seidenpapier, himmelblauen Draperien aus billigem Stoff, weichen Silber- und Goldverzierungen ausstaffiert. Am Abend schimmern von den Kronleuchtern der Decke, von sämlichen Wänden viele hunderte von Kerzen. Dieser die Sinne überwältigende Glanz, dazu die Rasteten, Leuchtfiguren und großbunten Figuren des Feuerwerks bilden die einzigen Lichtstrahlen, die in das dunkle Leben dieser Stätten fallen. Soll man sie scheitern, das sie lieber die Steuern für ein solches bezahlen, als ihre Kinder lesen und schreiben lernen lassen? Was braucht ein Ort oder Hohlhader droben in seinem Buchenwald schreiben und lesen zu können? Verlorene Mühe!

Freilich, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß bei dieser Gelegenheit, wie bei uns am Vorabend großer Feste, Straßen und Häuser der so nötigen grünlichen Reinigung unter-

zogen würden, so irrt man sich. Nicht einmal Fenster werden gewaschen. Hingegen ist es Ehrensache für das sogenannte zarte Geschlecht, zu diesem Feste mit neuen Kleibern zu erscheinen. Darauf liegt drei Wochen vorher Tag und Nacht der Sinn aller jungen und alten Schönen. Sie selbst auf die Parüstiere setzen sich zum Teil die vortheilhafte Wandlung zu erfinden. „Garone“, der große, goldbraune Hund, der, einem Verwandten der Renne gehörig, und zuweilen besuche, um einen Knochen von der Tafel abzubekommen, erhalt ein neues Halsband, dieser oder jener Gel ein frische, rote Stirntüchel (wider den bösen Blick), und die Oefen — nein, das ist eine Epifode, die doch mehr als drei Worte erfordert.

Etwa eine Woche vor Maria Himmelfahrt sehen wir einen der großen, silbergrauen Oefen mitten im Feld liegen. Seine vier Füße waren über den Knöcheln in eins zusammengewunden und ein Träger trug sie. Zu Häupten fand ein Mann, der die Hörner, am Schwanz ein anderer, der das Tier dort festhielt. Ich meinte, es sei geführt und solle nun an Ort und Stelle getödtet werden. Aber Marianne, die uns das Frühstück nachtrug, belehrte uns: Ci danno scarpì novi por la festa (Es bekommt neue Schuhe fürs Feste). Der Oefen war sehr unruhig, während ihm der Schmelz auf jeden der gespaltenen Hufe zwei Eilen von der Gestalt des Mondes im ersten Viertel mit langen Nägeln aufsetzte. Endlich wurde der Gesangene losgebunden. Er sprang schnell auf seine „neue Schuhe“ und trotzte sogleich zum nahen Bach, um auf den Schred einen kräftigen Schluß zu tun.

Holzjuden und ein Gerüst für eine Theaterbühne wurden auf dem Markt gemietet. Die ersten Händler, die sich einstellten, waren die Löper aus Soriano, mehrere Familien. Ochsenmoogen und Gel führten ganze Berge braunen und weißen Geschirrs aus dem vier Stunden entfernten Ort herbei, neben ihnen schritten Weiber und Kinder, gleichfalls große Lasten Lammwolle aller Art auf dem Kopfe. Allabend bedeckte sich das Steinpflaster unter unremr Hause zu beiden Seiten der Straße mit Löpern, Krügen, Pfannen, Kischen, Tassen. Die Renne suchte sich von allen die besten Stücke aus und ließ sie in ihre Stube schaffen. Es war das Entgelt dafür, daß die arme Thierpefische gratis auf Strohschütten in ihrer Hausflur nächtigen durfte.

Die nächsten waren die Pfefferluchenhändler aus Chiaravalle. In großen, buntemalten Trüben führten sie ihre Lasten, hartgewürzten Honigsüßen mit sich, deren seltsame Gestalten vielfach an die primitiven Bildwerke der Naturvölker erinnerten. Was kostet dieser schöne Jiegenbock? — „Zwei Soldi. Aber das ist doch ein Pferd.“ — „Was, ein Pferd mit zwei Hörnern?“ — „Die machen wir ihm nur zur Verzierung daran.“ — Von den Hörnern abgesehen war das Tier allerdings mehr Pferd, als Bod. Der Blick eines Kofles und seine Haltung beim Springen war recht wiederzugeben, aber gut getroffen, das Fell durch unzählige Nagelindrücke hergestellt. Denn, so versicherte man mir, diese Kuchen werden nicht in Modellen gegossen, sondern rein aus der Phantasie mit den Händen geformt! Die Hölgel haben den Oefen, wie sie an Kirchenportalen aus dem ersten Jahrhundert erhalten sind, täuschend ähnlich. Die Fische waren in Anbetracht eines so unästhetischen Materials wie Pfefferluchenteig sehr naturgetreu, geradezu vorzüglich. Einige andere Stüde: Blumenkörbe, Garten und Räder verrieten griechische Vorbilder, beim Anblick der Räder fiel mir eine gleiche Darstellung auf einer sylvanischen Kupfermünze ein. Es hecht also echte naive Volkskunst in diesen Bauern. Es ist derselbetrieb nach der Bestätigung, der im grauen Mittelalter nach langer Barbarei wieder erwachte und in der grotesken romanischen Plastik seinen Ausdruck fand.

Das war ein buntes Treiben an der Basilika, dem Tag vor dem Feste, auf Straßen und Plätzen. Inzwischen dem Friedroten, langen Kopfuch, der „Saja“, daß die Weiber von Serra San Bruno ausgenommen, fast bis an die Knie herabfällt und mit seinen schönen Falten, namentlich von der Rückseite, das weiche an griechische Statuen erinnert, taucht die tovalgia, das geische Finnen, auf, welche die Frauen aus Chiaravalle auf den Kopf legen und in einem langen Schwanz den Rücken herunterhängen lassen. Ebenso werden die gewollenen Lächer der Weiber von Fabrizia getragen, die durch ihre Farbe: schneeweiß mit breiten, rotbraunen Streifen einen neuen Ton in das bunte Bild bringen.

(Fortsetzung folgt.)



## Fünf Sommer in Kalabrien.

Von Dr. Alexander Rumpelt.

(Fortsetzung.)

Zu Tugendenden hofen diese Bäuerinnen auf den Kirchentreppe, jede einen großen Ballen Jaber, grober Leinwand auf den Knien, die sie das ganze Jahr hindurch selbst erd geponnen, dann gemischt haben und nun so teuer wie möglich an den Mann oder vielmehr an die Frau zu bringen gedenken. Unfern von ihnen sitzen ihre Männer und Brüder, die Estradanten der Landwirtschaft, runde Schöpfe (pazzi tundi) vor sich, so groß, daß einer oder zwei den Jahresbedarf einer zehnköpfigen Familie decken, und so hart, daß ein Wurf damit genügt, einen Steinchen zu zertrümmern. Gewisse Gegenstände, wie Ährde, Krüge, Metallornate, kann man das ganze Jahr hindurch nur an diesem Feste bekommen. Besonders hart vertreiben sich die Eisenhändler. Aber auch die Literatur geht nicht leer aus: ein Antiquar hält auf einem Tischchen eine ganze Kiste von alten und neuen Bekleidern (Kamozen), von Liebes- und Raubergeschichten feil; die meisten Bande sind teurer als ein Baldo.

Unter bizarren Gesen singt ein Mädchen mit freischender Stimme eine Legende von einem Kind, das beinahe unter die Räder eines Wagens gekommen wäre, aber von der Madonna del Carmine noch zur rechten Zeit errettet wurde. Die Mutter zeigt mit einem Nodr auf der an der Mauer hängenden Bildertafel die einzelnen Phasen der Schauermär bis zur letzten, wo die Madonna oben in den Wolken erscheint und die Weiber betend auf die Knie sinkt. Der Vater begleitet die Tochter auf der Harmonia. Immer wieder die seltsame Melodie, wenigstens zweimal hintereinander. Dann wird eingelassen.

Auch sonst fehlt es nicht an Musik. Tubelladspieler mit Flötenbläsen wandeln durch die Straßen. Jene bläsen erit mit der ganzen Kraft der Lunge die schlaffen Ziegenbälge auf, dann lassen sie ihre langgezogenen Orgelidie erschallen, worauf die Firttenflöte ihre hüpfende, pridelnde Melodie lekt. Jetzt bleiben sie stehen. Die Menge weicht etwas zurück. Zwei Burischen begrüßen sich lächelnd, indem sie kurz den runden Fißl lüpfen, und beginnen nach den Klängen sich umeinander zu drehen. Jundäch mußte ich an den Schupplatt-Tanz denken. Diese etwas bigotten, dummspinnigen Gesichter, diese ungeschickten, idäpplichen Bewegungen, dazu auch ihre Tracht: kurzer Spewzer mit zwei weißen Silberknöpfen und handbreiter, schwarzer Übergetrigel gaben ihnen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit gewissen Ältern, Oberkapern oder Tiroleten. Die beiden gräutigen die Beine, bewegen sich mehr auf den Heden, als auf den Spizen ihrer geganelten Bergschuhe. Sie suchen einander auf die Hüfteraugen zu treten, was durch Ausweichen in lauernder, kriechender Körperhaltung vermieden wird. Ermüdet ein Partner, so kommt ein anderer Tanzlustiger, läßt tavalermäßig den Fuß, den er sofort weit über die schwarzen, pomadifizierten Strinldöcken zurückschleift, hebt beide Hände in die Armel-Auschnitte der Weste, und auf's neue beginnt das Umkreisen, Treten, Kauen und Kriechen in grober aldbautischer Holschmittmanier. Nein, der Schupplatt ist der reine Salonreigen gegen einen echten Satortanz. Nur die Nymphen fehlen. Es tanzen immer bloß Männer miteinander.

Den größten Spelafel von allen aber vollführen zwei Musikbänden. Zwei, denn der kleine Horot Spineto mag mit der stolzen Stadt Serra nicht zu tun haben, da sich die eigene Kapelle aus Mangel am Mäglichen, vielmehr auch aus Mangel an Musikanten (infolge der starken Auswanderung) aufgelöst hat, ist aus dem sieben Wegstunden entfernten Städtchen Cinqusetonde

auf Gemeindefunkosten die dortige Kapelle berufen worden. Sie durchzieht im Verfallgrüchrit die Straße von Spineto, immer auf und ab, aber nur bis zur Brücke, die die beiden feindlichen Orte trennt, ebenso wie die Stadtkapelle von Serra auch nur bis zu der ominösen Brücke marschiert, ihre lustigen Märsche spielend, und dort fest wieder umkehrt.

Diese armen Musikanten haben an den Festtagen zu Ehren der hl. Jungfrau viel zu leisten. Kaum dämmert der Morgen, so halten sie mit klingendem Spiel ihren ersten Umzug. Ihnen voran schreiten zwei Männer, der eine trägt ein großes Bündel Raketten, woraus er dem Nebenmann eine nach der andern reißt. Der brennt den Jänder an seiner glimmenden Zigarre an und läßt so eine nach der andern unter fröhlichem Jochen in die Lüfte steigen. Mehrmals sah ich — der Kerl war jedenfalls noch etwas schlafschlagen — eine Rakete zur Seite oder gar kurzer Hand zur Erde fahren statt in die Höhe, wobei dann ein Unglück eintreten kann. Ich für meine Person würde, wenn ich mir mein langes Brot mit Trompetenbläsen verdienen müßte, nicht für hundert Lire hinter den beiden Rakettenmännern hermarschieren. Hier geht eine Hand, dort ein Bein oder auch wohl ein Auge verloren. Aber diese Krüppel töstet dann der schöne Gebante, daß sie ihre Glieder zu Ehren der heiligsten Jungfrau hingegeben haben, die ihnen solches Opfer gewiß einnt reichlich vergelten wird.

Bald nach dem Beden beginnen in den einzelnen Kirchen die Messen. Dem etwas trübseigen Klang der verstimmt klingenden Orgeln müssen die schmetternden Trompeten und brausenden Posaunen aufbehen. Strenge Kirchenmusik scheint an diesem Tag der Freude verpönt zu sein. Wenigstens hörte ich in der Mittagmesse einen ganzen Akt aus „Lucia di Lammermoor“ und die Enthüllung des Sakraments vollzog sich unter einem donnernden Marsch.

Nachmittags 2 Uhr ist große Prozession, wobei die Musikanten natürlich wieder mitwirken, und gegen Abend konzertieren beide Bänden in einem improvisierten Holzpavillon, den bunte Fahnen, Girlanden aus Farnschneigen und Campions schmücken. Das Konzert setzt sich nach dem Abendessen noch bis gegen Mitternacht fort. In den Pausen wird ein Feuerwerk abgegangen. Glimpschierweise haben die Stadträter von Spineto ihr Konkurrenzfeuerwerk auf den zweiten Festtag verlegt, so daß man beide genießen kann. Die Kapelle von Serra ist übrigens trefflich gefulst. Der kleine Direktor in schwarzem Zivilanzug steht inmitten seiner buntdinorierten Kapelle, taktiert mit Feuer und schlägt voll Würde die beiden Partiturkonsortanten aus: Bellini, Gounod, Puccini, Mascagni. Das unvermeidliche Intermezzo aus der „Cavalleria rusticana“ klang mir hier ganz anders als sonst: Die Staffage dazu fand oder lief um das Orchester herum!

An der großen Prozession beteiligten sich nicht etwa nur die weiblichen Bewohner, die zu hunderten als buntfarbiger Menschenhaudel den Zug schloffen, sondern auch beinahe alle Männer. In diesen kleinen kalabreser Städten herrscht die Kirche noch unumschränkt. Über da wohnt, muß es mit ihr halten oder er hat die Hölle, die die Berufsbüder der Liebe dem Abtrünnigen erit für später in Aussicht stellen, bereits auf Erden. So gehörten fast meine sämtlichen Bekannten, u. a. der Buchdrucker und der brave Tischler Don Antonio, der bereits 1745 vom Bourbonnen Karl III. bekräftigten Erbtürbererschaft an und liefen mit brennenden Ketzen im straßenlangen Zuge hinter der Kirchenfahne mit. Die Wd

vofalen, Kräfte und reichen Grundbesitzer allerdings bemerke ich nicht darin, sie jagen es vor, sich durch Erlegung der statutenmäßigen Buße von fünfzig Gentefimi von der ihnen unangenehmen Pflicht zu befreien. Der alte Don Antonio mit seinem überden Baurengelicht ich in dem weitabstehenden Gorbieneregenwand, der blauefanden Rute, mit Strid und Cucklen, tonisch genug aus. Auffallend war die Zahl der Priester, die dem Thronhimmel des arciprete palambierend folgten — etwa dreißig. Das erklärt sich daraus, daß hier von den Söhnen jeder besseren Familie wenigstens einer für den geistlichen Stand bestimmt wird. Er wird dadurch eine erwürdige Persönlichkeit, ein höherer Mensch, ist der Berater der gesamten Familie in allen himmlischen und irdischen Angelegenheiten und spielt zugleich — als Erbkönig eine gewichtige Rolle.

Somit unterschied sich die Prozeffion von anderen fübitalienischen nur durch eine Wertwürdigkeit. Am Sodel der Marienstatue waren Dugende von Hänf- und Heilnir-Scheinen angeheftet. Sie waren das Ergebnis der Sammlung für das Fest und stammten zum großen Teil aus Amerika von den zahlreichen Auswanderern, die das Geld in lobenswerthem Patriotismus für die heimische Madonna herübergeliefert hatten. Von dem Gelde wurden allerdings zunächst die Kosten des Festes: Beleuchtung, Musik, Feuerwerk — bestritten, den Rest teilten dann die dreißig unter sich. . . .

Kaum war die letzte Nummer des Feuerwerks überstanden, so drängte mächtig zur Schaubühne, über welcher zu lesen war: „Die Dilettantengesellschaft wird heute abend spielen: Una seconda Muta di Portici. Commedia allegorico-paradistica in 4 atti con pulcinella (eine zweite Stumme von Portici, allegorisch-paradistische Komödie in 4 Akten mit Hanswurst).“

Ich war erst unklüffig, ob ich nicht der Vorstellung des Konturrengelichters in Spineto binommen sollte, wo auf dem Kirchensplatz ebenfalls eine Bühne errichtet war und ein Jettel die erfreuliche Aussicht eröffnete: Stasera il pubblico ascolterà „Nella“ Drama in 2 atti Judi farsa. (Diesen Abend wird das Publikum hören: Nella, Drama in zwei Akten, dann eine Fosse.) Aber da sagte man mir, daß in Spineto erst morgen gespielt werde. Also konnte ich mit ruhigem Gewissen die „Stumme von Portici“ genießen.

Zu hand ich denn — Sitzplätze gab's nicht — unter hunderten aufmerksamer Zuhörer auf dem Markt und sah mir unter freiem Himmel, wie auf einem deutschen Jahrmart das Kaiserprekater, die Epäße Pulcinella an. Immer wieder richtete der Poltron im weißen Kochanjug mit schwarzer Maske durch verdimigte Raufschläge und derbe Epäße Verwirrung an und schlichtete sie wieder. Zwei Akte hielt ich aus. Dann fielen mir im Stehen die Augen zu, und ein plötzlicher Frost schüttelte mein Gehirn. Wir mochten jetzt nach einem überaus heißen Tage kaum 5—6° R. haben. Zum Schutz gegen die Kälte hatten die Pörsich- und Freigenhändler von der Kälte bei ihrem zweitägigen Karren große Holzfeuer angezündet. Um sie herum schloffen die Leute in den schwarzen Bodenmänteln neben ihren Charen, nur der eine oder andere bemerkte die offen daliegende Bären. Nach dem zweiten Akt — es schlug eine Mitternacht — wurde die Schar der stehenden, freiziehenden Arbeiter merkwürdig klein. Aber wie erklaute ich, als ich einen Teil der leoparden — Bauern und Bauernweiber — in die nahe Kirche gehen sah! Was wollten sie da? Ich hatte nicht bereit genug Volentanz gebetet? Ich schlich ihnen nach.

Merkwürdiger Anblick! Im Scheine einiger verglommener Kerzen bemerkte ich ganze Haufen von bipedes am Boden liegen, jeden Akt und Weisheits, durch und übereinander, ein Gewirr von menschlichen Gliedern, regellos, wie die Leichen auf einem Schlachtfeld. Aus einigen Eden ersah ich ungeliebte Schwarzen. Jetzt erlosch die letzte Kerze, nur die ewige Lampe im Hintergrund warf noch ihren phantastischen Schimmer auf die erkarrten Menschengruppen. Aber dieser Geruch! Diese Ausbündung von hunderten schlafender Bauern und Bauerninnen! Schnell eilt ich hinaus und die Kirchtreppe wieder hinunter. Oben begann der dritte Akt der „Stummen“. Ich hatte genug. Aber in unserer Hausflur jündete ich wohlweislich ein Wachsölchölchen an, um nicht über die dabeist langhinstretenden schlafenden Zöpfer zu stolpern. . . .

So feiert man Maria Himmelfahrt in Serra San Bruno.

Zwei Sommer wohnen wir bei der Nonne. Als wir uns das dritte Mal wieder bei ihr einmieten wollten, war dies un-

möglich, weil Don Antonio, ihr Bruder, kurz zuvor gestorben war und nun sein Zimmer ein ganzes Jahr unbenutzt und verschlossen liegen mußte.

Eine Reihe anderer trübsamer Trauererfahrungen haben sich in Inner-Kalabrien noch erhalten, die ich hier beiläufig erwähnen will. Stirbt jemand, so schliefen seine Angehörigen auf drei Tage das Haus, natürlich aus das Ortschaft, die sie etwa führen, und überließen die Schwelme des Hauses drei Tage lang nicht. Diesen freiwilligen Kerkel erleichtern ihnen jedoch die Verwandten, die die Bitte zwingt, sich sofort ins Sterbhaus zu begeben und hier bis zum nächsten Morgen die Hinterbliebenen zu trösten. Bei der meist fopferischen Verbandschaft ist für diese Dugende von Leidtragenden an ein bequemes Übermaß nicht zu denken. Sie schlafen dann wohl auf einem Stuhl oder einer Bank, aber nach Hause gehen dürfen sie nicht. Natürlich verkaufen die Weiber auch die kirchroste Saja (Kopfstuch) mit einer schwarzen, was ihnen ein nonnenhaftes Aussehen verleiht. Die Männer legen große, schwarze Krawatten an und lassen ein ganzes Jahr den Bart stehen, bei großer Trauer noch länger, so daß aus manch rauhem Waldbesessen in dieser Zeit ein völliger Rinaldo Rinaldini wird und wir nach dreivierteljährlicher Abwesenheit unsere alten Freunde in Serra oft nicht wiedererkannt. Die Trauer beim Ableben eines nahen Familienmitgliedes dauert regelmäßig drei Jahre. So lange trägt sich alles schwarz, auch darf während dieser langen Zeit im Hause nicht getanzet oder Klavier gespielt werden.

Die leidige Frage nach der Unterfunft tat also wieder an und heran. Da hatte Don Luigi in dem Hause, wo der Posthalter erschossen worden war und so infolge dessen kein Sertranse mehr wohnen wollte, um die letztenenden Räume zu verwerten, einen Gasthof „Albergo Belvedere“ eröffnet und bot uns die fruchtsche Wohnung als neue an. Meine Frau überwand ihre Gependenstürcht, und wir zogen ein.

In dieses Jahr fiel die Vollendung des neuen großen Klosters, der Geriofa des hl. Bruno. Nach beinahe hundertzwanzigjährigen Schwergen erlösten von der alehrwürdigen Stätte die heißen Gloden wieder, und zwar nicht in jenem leibschalich unartikulierten Gebimmel, wie man es sonst in Italien hört, sondern in ruhigen, regelmäßigen Schlägen, wie wir es in Deutschland gewöhnt sind. So dringt das schöne Geläute allabendlich weithin über die Hochebene dem Stadtkern zu und tief hinein in den stillen Wald.

Einige Worte über Gründung und Untergang des Klosters und seine Wiedererrichtung dürften nicht ohne Interesse sein.

Die Normannen hängten bekanntlich ihre jedweden Rechtsittels entbehrende Herrschaft in Unteritalien und Sizilien vor allem auf Rom. Die ungeheuren Schätze, die sie auf ihren Raubzügen erbuteten, verendeten sie zu vielen frommen Stiftungen und Bauten. Von letzteren stehen noch jetzt die herrlichen Dome von Palermo, Monrale und Geriofa. Nicht das gleiche Glück schickte ihren Monumentalbauten in Kalabrien: der Santissima Trinita in Mileto, dem Dominikanerfloster in Soriano und der Kartause des hl. Bruno. Sie alle legte das schreckliche Erdbeben vom 5. Februar 1783 in Trümmer. Und verlassen und vergeffen schien mehr denn ein Jahrhundert einer der bedeutungsvollsten Crie der katholischen Christenheit, der hl. Bruno einst mit seinen Jüngern im Walde ein entfangungsloses Einsiedlerleben geführt und am 6. Oktober 1101 in einer Höhle seine fromme Seele ausgehaucht hatte. Freilich seine Nachfolger, die Äbte der Kartause, die die Normannenkönige mit ungeheuren Ufründen begabten, lebten nicht so anspruchslos. Sie hatten Baronial-Rechte und -Würden und die umfangreichste Gerichtsbarkeit über die Bauern der Umgebung. Mißfiel, der eine seiner „kalabrischen Novellen“\*) hier spielen läßt, sagt, daß die Kartause seinerzeit nach dem von Romo Cassino das reichste Kloster Italiens war und von verschiedenen Päpsten besucht wurde. Von diesem Reichthum zeugt noch das Stüd mächtiger Barockfassade, das von der alten Kirche stehen geblieben ist. Einen recht melancholischen Anblick muß die Ruine nach vor wenigen Jahren gemeldet haben; Mißfiel, der sie 1870 besuchte, läßt sich darüber (a. a. C.) folgendermaßen aus:

„Das Erdbeben von 1783 zerstörte fast alles und niemand hatte Sorge, den Platz von den Trümmern, von dem zerbröckelten Mörtele, zerbrochenen Säulen und Statuen zu räumen. Man

\*) Nicola Kriaji: Kalabrische Novellen, überf. von F. Kaden. Kollection Spemann E. 157.

baute vielmehr in einem Winkel des Gartens eine Behausung für die Mönche und zwischen den Resten der alten Kartause eine Kirche; das übrige blieb liegen, wie es den Tag nach dem Erdbeben gelegen hatte.

Der Innentraum ist zu einem Drittel als Garten bebaut, der sich bis zu dem Neubau erstreckt, die andern zwei Drittel sind ein wirres Durcheinander von Säulen, Freisen, Arkadentav, Mauersteinen, Säulenköpfen, Kapitälern und Säulenfragmenten, zwischen denen die Nesseln, Weigern und Schlingpflanzen in üppiger Fülle wachsen, den Trümmern eine grüne Haje bildend, aber die Bogen umwindend, aus den Spalten herorkuellend, die moosüberwachsenen Kapitälern mit lustigen Kränzen schmückend. Hier und da liegen durch die grüne Wildnis ausgefüllt Arme und Köpfe, Beine und ganze Klumpen, Bischofsmützen und Kronen; im Hintergrund steht die große Fassade der amiken Kirche, vielfach geprüngt von oben bis unten, mit gebrochenen Bogen, durchlöchernten Mauern, auf denen noch große Massen wie zum Sturze bereit hängen.

Als wir (1897) zum erstenmal die Trümmerstätte aufsuchten, wurde sie bereits durch neue Mauern abgegrenzt, welche die vier runden Ecktürme verbanden. Diese fensterlosen trostigen Schutzwälle gegen die Sarajenen hatte das Erdbeben nicht brechen können. So ließ man sie stehen, obwohl sie mit den neuen Mauern ebenförmig harmonieren, wie mit den Schieferdächern und spitzen, schlanken Türmen der beiden Klosterkirchen, die, damals noch im Bau, jetzt die ganze fromme Ansehung überragen. Damals wurden überall Mauern aufgeführt, in verschiedenen Baustätten lassen die Steinmaße (lauter Franzosen!) und meistens die Bogen des Kreuzganges, neben ihnen die Kunstschiller und schnitzten die Holzbelege für Satrieien und Kapellen. Wir haben dann drei Jahre hindurch den Bau wachsen und allmählich sich vollenden. Von den neuen Höfen nimmt sich jetzt die neue Niederlassung mit ihren Kirchen, Mönchshäusern, Gärten und Feldern wie ein ganzes Dorf aus, rings umschlossen von Karten, drei Meter hohen Mauern. Fünf Millionen Franken haben die Franzosen aufgebracht, um das Kloster der heil. Bruno aus dem Schutt wieder erheben zu lassen, und wenn wir an jenen Mauern hingehen, schien es uns, als sei in sie so manche Bewunderung von Patriern, Markellern und Sponsanen mit vermauert worden. In der That, hier hat der Inhalt vieler Geldschätze und so manches Bankrotto reiches Erbthumel und Erbthumel eine ganz andere Verwendungs gefunden, als sich die betreffenden Mächten und Nesseln im fernem Frankreich träumen ließen.

Leiber in unserer Abwesenheit, am 13. November 1900, wurde der Neubau vom Bischof von Cariani\*) geweiht und als bald von den Kartäusern bezogen. Als ich im Sommer 1902 das Kloster besichtigte, zählte der Konvent bereits 18 Priester und 15 Brüder.

Es war an einem heißen Sonntag morgen. Der Tornost, Bruder Antiochus, ein kleiner beweglicher Cardinier mit vermishten Augen, öffnete auf mein Schellen und führte mich herum. Zur Erinnerung an die alte Zeit hat man von ehemaligen Kreuzgang die noch erhaltenen 16 Bogen der Lang- und 8 Bogen der Breitseite stehen lassen, ebenso den Brunnen in der Mitte und das erhaltene Stück Fassade, welcher hoch oben mehrere Steine: Ochsinn und Bierkegel noch heute unregelmäßig auflagen, insofern der Verfall durch das Erdbeben. Hinter den einzelnen Bogen waren früher die Häuschen der Mönche. Denn wie bekannt, wohnt jeder Kartäuser in einem eigenen Häuschen.

Von Fleischspeisen sind den frommen Herren nur Fische erlaubt. Im übrigen sind sie Vegetarianer. Das bezugte der Klosterkochen, in dem ich beinahe alle heimischen Küchengewächse in reichster Fülle wiederfand: Weiztraut, Wirsing, Blumenkohl, rote und gelbe Rüben, die verschiedensten Salate, dahinter drei Reihen Stangenbohnen. Und auf der andern Seite grünten — gleichfalls ein jahrelang enderbter Anblick — eine Wiese und ein Kleefeld, sogenannter Ewig-Klee, der dreimal geschnitten werden kann und den acht Rüben der Stallung als Futter dient. Denn die Mönche sind wie in beinahe allen anderen Bisthofsdingen auch darin von der Außenwelt unabhängig, daß sie die nötige Milch innerhalb ihrer vier Mauern selbst gewinnen, sowie ihre Butter, ihren Käse selbst bereiten.

Raum hatten wir den neuen Kreuzgang und damit das eigentliche Kloster betreten, so legte der Cardinier lächelnd — er lächelte fast immer — den Finger auf den Rund. Hier hieß

es leise sprechen, damit die Mäter und Brüder in ihren frommen Betrachtungen nicht gestört würden. Dann ertönte eine Glocke. Sofort kam mein Begleiter auf ein Knie und freuzte die Hände über der Brust. Da er etwa fünf Minuten in dieser Stellung verbarre, sah ich mich einwillen auf eigene Faust um. An den Seiten des Kreuzganges gemauerte ich eine Menge Türen — jede oben mit einem großen Buchstaben A. B. C. usw. bezeichnet, links von jeder Tür eine Klingel, rechts davon einen kleinen verlassenen Laden. Durch den werden die Speisen hineingerückt, flüsterie mit der Gardinier zu, nachdem er sich endlich wieder aufrichtete hatte.

Die Türen führen zu den Einzelwohnungen, deren jede ihr Gärten hat, natürlich auch durch hohe Mauern vom Nachbargarten und dem Hofgrund abgeschlossen. Der Kreuzgang in ziemlich freiem römischen Stil, vollständig aus Granit, nach dem Hof zu wegen der Winterfälle durch Glas geschützt, nach weder für das Herz etwas Anheimelndes, noch für das Auge etwas Erhebendes. Rüstern sind diese Gassen, beinahe geschmacklos. In der Mitte des Kreuzganghofes steht ein großer Brunnen. Die Anlage ist also ganz dem jüngsten Kloster nachgebildet, was wohl von der Kartäuserregel so vorgeschrieben ist. Auch das Schieferdach des Brunnens hat etwas Kaltes, Stiefes, Ungemüthliches. Vielesicht ließ sich aber aus diesem Hof gärtnerisch etwas machen. Jetzt standen nur Reihen von bereits abgeblähten weissen Lilien an den Rändern der zwei Wege, welche die vier Mittelgassen des Kreuzganges verbinden und sich in der Mitte (beim Brunnen) schneiden. Das Schieferdach des Hofes überragen die roten Ziegeldächer der Mönchsbewohnungen. Von hier aus haben es die Einsiedler bis zu ihrer letzten Ruhestätte nicht weit. In dem nördlichen Teil des Kreuzganghofes roat ein Biered von niedrigen Mauern aus, in der Mitte ein Granitkreuz, zu dem drei Stufen führen. Das ist der Friedhof. Vier schwarze Kreuze bezeichnen die Gräber der bis jetzt verstorbenen Brüder.

Der Gardinier jubelte mich am Arm und flüsterie: „Dort unter dem dritten Kreuz, das war ein Heiliger! Der hat richtige Wunder getan!“ Leiber verstand ich seinen Anspiel, noch dazu bei dem leisen Sprechen, nicht, um die einzelnen Wunderthaten wiedergeben zu können. Er erzählte sie mit seinem stehend gemordenen Lächeln, so daß es auslief, als moliere er sich darüber. Aber er glaubte wenig seit daran, obgleich er sie nicht selbst mit erlebt hatte, da er erst vor kurzem eingetreten war.

Die Inassen der Kartause sind in der Hauptsache Franzosen, aber auch Engländer, Nordamerikaner und sogar ein Deutscher befanden sich darunter. Sonderbar markierte Gestalten, diese Patres, die jetzt nach dem Schluß der Vormittagsmesse durch einen der Wandelgänge an mir vorbeizogen. Alle, wie es die Regel vorschreibt, mit gelbem Haupt und gekreuzten Armen. Weniger den finstern Mächten als den selbstständigen Schwärmer verrieten die Gesichter bei dem allerdings nur ganz flüchtigen Anblick. Das Alter herrschte vor, auch ein verwichener aristokratischer Zug — es werden als Patres nur recht vernünftige Herren aufgenommen werden. Dann war wohl auch die Vertheidigung der Abkammerung schuld, daß ich wenig gemeinsam Charakteristisches der Gruppe erschauen konnte. Die langen, weissen Kutten beaufhen die Gestalten gemäßigt auf, die Sandalen geben dem Schritt etwas Schürfend-Boguenes, Bummeliges. Das Weltwürdigste war für mich ihre Tomur. Nur 1 Zentimeter breit lassen sie das Haar in einem Streifen hängen, der über den Ohren rings um das Hinterhaupt herumläuft. Alles übrige wird wegstutzt.

Wir kamen an einer Menge Kapellen vorbei — je zwei Patres haben immer eine Kapelle zu ihrer ausschließlichen Benutzung! — und traten in die Hauptkirche ein. Nichts besonders Künstlerisches, aber alles sehr schmad. Wir wandeln auf Holzparquet, auch die Mauern sind bis zur halben Höhe mit Holz geteilt, wohl hauptsächlich wegen der großen Kälte im Winter. Die Kirche dient nämlich zugleich den Veramlungen und Beratungen der Ordensmitglieder, unmittelbar an das Schiff schließen sich die beiden Kapellenseile. Eine hohe Wand trennt, eine Tür in der Mitte verbindet sie. Der größere ist für die Priester, der kleinere, weniger prächtige, für die Brüder. Hier sitzen sie, jeder auf seinem bestimmten Platz in dem lauben geschinigten Wandelgäßchen jede Winterzeit und singen im dumpfen Chor ihre Vespalsplamen.

Wir besonders feierlicher Wiener führte mich Bruder Antiochus in die Satriei hinter den Kapellenseilen und zeigte mit vernünftigem Lächeln die Kalkarien, die der Papst dem Kloster aus

\*) Ein Städtchen Kalabriens an der Küste.

Nom geschickt hatte, da die alten Reliquien beim Erdbeben zugrunde gegangen waren. Ich las mehrere mit unbekanntem Namen von Heiligen: S. Romanus, S. Urbanus, von weiblichen: S. Jucunda, S. Colomba, S. Patricia, sie waren meist nur durch einige wenige Knochen splitter oder Zähne vertreten. Aber die kleinen Schändchen, worin diese Heiligthümer in Filterpuz erglänzen, waren ganz niedliche Gips- und Schnitzarbeiten, von den Brüdern selbst verfertigt. Die haben meist einen bürgerlichen Beruf, sie sind Tischler, Schneider, Schuster, Wärtner.

Da fiel mir ein: Wie ist es möglich, daß während die übrigen Reliquien verloren gingen, die Gebeine des hl. Bruno noch erhalten sind? Werden sie doch alljährlich in Procession aus der kleinen Kirche beim Kloster am 6. October nach der Stadt und einige Tage später wieder zurückgebracht. Viele Hebenfenen jenseit der Sardinier, wobei er wie ein in die Gänge getriebener Fisch von unten heraufschielte: „Die Gebeine waren allerdings über hundert Jahre verborgen und kamen erst wieder zum Vorschein, als das Kloster fertig war.“ Und wer küttete sie die ganze Zeit, und wo? „Das weiß niemand. Doch, die Patres vielleicht. Aber von denen erfahren wir so was nicht. Und untereinander sprechen sie nur französisch.“

Die ganze Organisation fordert sich sozulagen in eine erste und zweite Klasse. Das trat auch in dem Speisesaal zutage, in den ich von oben durch eine Tür hineinblicken konnte. Von der Tür führte eine Treppe in den Saal hinunter. Jeden Sonntag speist die ganze Mannschafft gemeinsam, die Patres in dem großen, schönen, die Fratres, von ihnen durch eine 3 Meter hohe Holzwand getheilt, in dem kleineren anspruchsvolleren Raum desselben Saales. In der ersten Abteilung sah ich an der Rückwand einen Platz besonders gedeckt — der Sitz des Prior's. Auf den beiden Vorseiten standen lange Tafeln, bereits mit Tellern, Gläsern und Bestecken versehen, für die Patres. Vor der Scheidewand, nach der zweiten Klasse zu, wieder ein Einzelsitz für den „Procureator“, den obersten Verwalter. Dann fiel mir eine Art Stange mit hohem Besputl auf. Antiochus belehrte mich: „Da liegt einer der Väter — der Reiche nach — während der Mahlzeiten den übrigen „meditazioni“ vor und speist später allein.“ Geistliche Betrachtungen selbst während des Essens!

Als ich beim Tor als „Obolus“ für den heiligen Bruno meinem Führer einen Franken reichte, ging kein beländiges Säbeln in ein so freudiges, beinahe stilles Brüllen über, daß ich heute noch im Zweifel bin, ob er das Geld denn auch wirklich in die Klosterkasse abgibtet hat. Doch liegt es mit fern, irgend jemand zu verächtlichen, am wenigsten einen so frommen Mann, wie den kleinen schwarzen Bruder Antiochus aus Sassari auf der Insel Sardinien.

Ogleich es im Osthof Helobere niemals gepulst hatte, sahen wir uns doch im nächsten Sommer nach einer geräumigeren Wohnung um. Die Nonne stellte uns nach Ablauf des Trauerjahres sogleich den ganzen oberen Stock zur Verfügung. Aber meine Frau wollte nicht wieder zur Nonne. Es hatten sich manderlei Meinungsverschiedenheiten herausgestellt. Und — die Wänderler zu sagen — die weentlichen Leute in Serra vermochten zu bereiten, daß wir es zwei Sommer hindurch mit der Crocifissa unter einem Tuche abgehoben hatten.

Freilich war sie sehr fromm: sie zeigte uns ein in einer Truhe eine schwereliche Anrede, die sie in Neapel für 400 Lire mit Gold und Silber hatte finden lassen und der Hauptkirche geschenkt hatte. Diese Truhe wurde aber nur einmal im Jahr beim großen Madonnafest aufgelegt und sonst von ihr hinter Schloß und Riegel gehalten, weil sie fürchtete, das governo, das alles der Kirche geraubt habe, würde sich auch diesen Schatz aneignen. Das sie jeden Morgen zur Frühmesse und jeden Nachmittag zum Rosenkranzgehen ging, verhielt sich bei einer Nonne von selbst. Trotzdem sprachen die Leute nicht viel Gutes von ihr. Sie lag in beständigen Projecten mit ihren Mietern, mit ihren Sturmachern, besonders wegen des Wasserrechts ihrer verschiedenen Mühlen. Auch hatte sie die Tochter ihres Pächters jahrelang als Magd im Hause gehabt und sie auf die Mühsig vertrieben, die sie ihr statt des Lohnes bei der Verheirathung geben wurde. Dann wurde der Pächter eines Tages daooingebigt und mit ihm seine Tochter, ohne daß sie einen Solbo Entschädigung für ihre Dienste sah. Und ihre neue Magd, ein junges, frisches Mädchen aus Pizzo — aus Serra traute sich schon keine mehr zu ihr hin — hatte die Nonne einmal in ihre Kampagna geschickt, um Ditteln zu holen. In der Nacht dann

nahm sie die Ditteln, schlich sich zum Bett der Magd und prügelte sie zur Strafe für ein kürzlich begangenes Verbrechen mit den Ditteln weidlich durch, daß das Blut vom nackten Körper nur so rann. Natürlich sagte weder der Vater dieser Mädchen, noch der Pächter die Verurtheilung an, sie wären abgesehen davon, daß sie kein Geld zum Projeciren hatten, gegen die reiche und angesehene Nonne ihr Recht doch nicht durchsetzen.

So munkelte die böse Welt und meine, nicht umsonst würden der Nonne jedes Jahr die Hähner vergiftet, und es geschähe ihr nur recht damit.

„Sie hat wirklich kein gutes Herz,“ meinte auch meine Frau. „Erinnerst du dich noch an die Fischhörngeschichte?“

Zur Veranschaulichung der Charakteristik der „Kosfordissima“ fann ich nicht umhin, dies tragikomische Ereignis der Vergessenheit zu entreiben.

Es war zur Zeit, als Don Antonio noch lebte, da verkehrte als Hausfreund bei dem alten Geschwisterpaar ein Einfielder, der Küster von San Rocco, der in seiner braunen Kutte, mit Sandalen, Strick um den Leib, mit flapperndem Rosenkranz, sich gern zu den Mahlzeiten einstellte, wenn er nicht gerade, einen Luerdial auf der Schulter, betelnd im Lande umherzog. Auf einer seiner Wanderungen hatte er ein allerliebstes Fischhörngchen gefangen, jedenfalls mit einer Schlinge seines Büßers-trickes (er behauptete mit der Hand), hatte ihm die hübschen Nagezähnen, womit es sonst so lustig seine Rasse aufmachte, weggebrochen, damit es nicht beiße, und die Fische zusammengebunden. In diesem belagerten Zustand wurde es in einer Kammode der Nonne verwahrt, um am nächsten Sonntag zur Erhöhung der Heiltreube verpflückt zu werden. Man wunderte sich mich nicht mehr, daß wir niemals in den Wäldern Fischläschen gefehen hatten, da sie, wie es schien, nicht nur Füchsen und Wölfen, sondern auch den Menschen als Lederbissen galten.

Am Sonntag morgen nach der Messe kam dann Bruder Balthasar, nahm das arme Fischhörngchen aus der Kammode, gab ihm mit einem Hammer einen Schlag auf den Kopf, so daß es keines seiner vier Beine mehr rührte, löste die Verhinderung, schmitt ihm den Balg auf und begann das Fell abzuheben. Da melbete sich Besuch. Schnell war das Fischhörngchen wieder in die Kammode, denn sonst würde sich der Besuch mit zu Gathe laden! Nach einer halben Stunde entfernte sich die Frau des Vaters in mir betreten wieder das Zimmer unserer Wittin, um zu sehen, was mit dem armen Fischläschen weiter gefehen würde. Don Antonio öffnete behändig die Thüre, taumelte aber sofort mit einem dumpfen Schrei zur Seite. Meine Frau und ich prallten gleichermäße zurück; denn o Schreden! aus der Kammode kam das halbgeschundene Fischhörngchen gesprungen und hüpfte sogleich ängstlich quiekend in der Stube herum . . . Die Nonne betrugte sich.

Bruder Balthasar war der erste, der wieder Mut faßte. Dem Hammer in der Hand sprang er hinter dem Thüren her, fing es ohne große Mühe und gab ihm einen zweiten Schlag auf den Kopf. Der genigte. Nun konnte es widerstandslos abgehäutet, auseinander und in die große Pfanne gelegt werden, wo es alsbald in seinem eigenen Fett schmort. Mit verbindlichem Dank lechzten wir die Auflockerung der Nonne ab, um an dem Schmaus zu betheiligen. Das arme Vieh in der Pfanne sah aus wie eine große Rute . . .

Trotzdem hätte ich gern wieder zur Nonne gezogen; uns persönlich hätte sie nichts zuleide getan. Was ging es mich im Grunde an, daß sie ihre Magd mit den selbstgeholten Ditteln blutig gehauen und Bruder Balthasar erlaubt hatte, das Fischläschen lebendig zu schinden? Und ich erinnerte meine Frau an die schönen Sommermorgen in der Kampagna, wo wir ungestört und frei wie Eigenthümer gehäutet und in der Wärme des Blodhäuschen's Beete angelegt hatten, wo wir unseren Kohl, sowie Nadieschen, Petersilie, Möhren säeten und ernteten. Ich erinnerte sie an die gemüthlichen Octoberabende, wenn wir mit den beiden Alten um den altertümlichen Kamin herumluden, die Naisstößen in der Kiste rösteten und die'e dann — den Urachen des Menschengeflehns nicht unähnlich — mit beiden Händen haltend abmagten, wobei die Nonne immer die gute, alte Zeit lobte, da das heutige elende governo der Kirche noch nicht ihre heiligen Rechte geraubt hatte und die brauen Dourbonen noch auf dem Throne von Neapel saßen, was Don Antonio, Misthörner mit seinen zwei Zähnen mühselig fauend, allemal bestätigte: „Ja, ja, die gute, alte Zeit! Die brauen Dourbonen!“ (Schluß folgt.)

Dienstag, Donnerstage  
und Sonnabende und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die königliche  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

der  
**Leipziger Zeitung.**

bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 61 A, für  
außerhalb 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 A.

Redaction: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 88.

Donnerstag, den 27. Juli, abends.

1905.

**Fünf Sommer in Kalabrien.**

Von Dr. Alexander Kumpelt.

(Schluß)

„Nu ja,“ sagte meine Frau, „aber weißt du noch, wie sie sich anstellte, als wir in der Küche Bilze trockneten, wie sie schrie: mi spaguna del focu!“), wie sie die Bilzweiber zur Treppe hinunterwarf und ihnen drohte, sie würde ihnen den Hals umdrehen? Und als Marianne einmal mit vollem Bilzforter vom Markte kam, wie sie vor Mut einen Zeller in die Erde feuerte und welche Flut von Schimpfwörtern sie herausschwemmte?“

„Alle Leute geraten eben leicht in Furcht,“ wagte ich einzuwenden. Schließlich ging aber meine Frau doch als Siegerin aus diesem Dölpst hervor.

So nahmen wir denn kurz entschlossen Wohnung bei Donna Fiorina, deren Mann nach verschiedenen unglücklichen Unternehmungen kürzlich ausgewandert war. Freilich lag das Familienhaus dieser Dame ziemlich abseits von der Straße und vom Markt, in einem ganz armen Viertel; aber es bot genügend Raum auch für drei, und von dem langen Balkon genoss man eine herrliche Aussicht auf das Balzgebirge. Der größte Vorzug jedoch bestand, wenigstens für mich, darin, daß wir hier zwei Sommer hindurch ein ganz neues Stück kalabrischer Volkslebens an der Quelle kennen lernten.

Was jetzt waren uns meist nur Personen der besseren Stände entgegengetreten. Da war der kleine, bewegliche Bürgermeister, ein junger Ingenieur, dessen elegantes Wesen in rätselhaftem Widerspruch stand mit den demokratischen Reigungen seines Herzens; er verzehrte sich in heftigster Liebe zur jüngsten Tochter des Galtmairs. Da waren die beiden Ärzte, tüchtige Männer, die im städtischen Krankenhaus selbst schwierige Operationen glänzend ausführten — außer den Verbrennungen durch die Blüthenküsse gab es nicht selten schwere Messer-Krätze infolge Raub- und Eifersucht. Mit einem andern wohlhabenden Grundbesitzer fuhren wir wohl auch einmal in der „Carozza cornuta“, d. h. im Ochsenkarren, auf den Stühle gestellt wurden, hinaus auf Land. Langsam genug, obgleich die beiden Ochsen mit einem Stecken geduldig gehandelt wurden. Aber wir litten und diese ungewohnte Beförderung zur Abwechslung ganz gern gelassen, um so mehr, als man uns versicherte, daß noch vor dreißig Jahren selbst Grafen und Barone im Innern Kalabriens auf diese Art gereist seien.

Eine angenehme und zugleich nützliche Betanntschaft machten wir ferner in dem Verwalter der Zellulosefabrik, der uns in dem — mit deutschen Wäldchen versehenen — Etablissement herumführte. Jeden Morgen saßen wir ihn unter seinem Schirm den Weg nach der Fabrik geben, wo er die gewöhnlichen Lammeslämme, die die Käsen hereinbrachten, zu wiegen und Wuch zu fähren hatte.

Stehende Figuren, denen wir abends auf der großen Straße nach Monteleone regelmäßig begegneten, waren endlich „die beiden Bischöfe“. Beides Söhne und insofern eben der Ruhm und Stolz von Serra San Bruno, der eine Bischof von Cariati, der andere, ein Neffe der Crocchia, Rektor eines Priesterseminars in Capua. Sie verbrachten ihre alljährlich die langen Sommerferien, hielten sich aber stets fern vom profanum vulgus, wie sie sich denn auch an den großen Kirchentagen nie beteiligten. Der Monsignore aus Capua hielt dafür täglich im Hause seiner Eltern eine Privatmesse, natürlich nur für die nächsten Angehörigen. Obgleich er mußte, daß wir Keper waren, so grüßte er uns doch immer sehr freundlich mit der bekannten Segens-

geste, wohl in Anerkennung der Tatsache, daß wir es in fünf sieben Monate mit seiner Tante zusammen ausgehalten hatten.

Sier nun, in einem feiner und uns kaum belährten Stadtviertel traten und auf einmal Figuren aus den niederen Kreisen entgegen, und zwar gewannen wir durch die enge Nachbarschaft und das natürlich offene Gebahren dieser „kleinen Leute“ zu ihnen bald nähere Beziehungen, als zu den Honoratioren, die ich soeben aufzuarzählen ließ. Die Lage unseres Hauses begünstigte das insofern, als die eine Fensterfront auf ein enges Gäßchen hinausging, der lange Balkon aber einen großen Platz überschauen ließ. In jenem Gäßchen und auf diesem Platz, den lauter kleine Häuser umrahmten, spielte sich beinahe das ganze Leben dieses armen Volkshauses ab. Ja, wir konnten von untern erhöhten Fenstern in eine ganze Anzahl seiner Wohnungen hineinsehen und damit in eine Welt von Schmutz, Armut und Elend. Und doch fehlte es diesen Bildern nicht ganz an vorüberflühenden Sonnenkliden des Glückes und die anspruchsvolle Begabtheit, die fröhliche Geselligkeit dieser Leuten war oft gemüht von Schmerz und Humor.

Meine Frau hatte einen ganzen Tag gebraucht, um mit Hilfe der treuen Marianne den seit Jahren unter Schränken und Kommoden aufgekapselten Schreid zurückzugewinnen. Ich mußte mit rücken und schieben, aus- und wiederenträumen, eine ganze Sammlung schlechter Oldredes und Heiligenbilder von den Wänden nehmen, hinter deren große Tarnnetze ich dichten Herd herortrotzte. Die Spinnen wurden mit dem Besen erschlagen, dann auch ihre Reste vernichtet, und die Heiligenbilder samt einem nachherigen Feststübchen unter einer Glasglocke der Birrin übergeben. Dafür bereitete ich einige gute Stiche und Skizzen an die Wände, auch meinen Aeneiden Abreisflender, und steckte ringsum Lannegrän, das ich aus dem Walde mitgebracht hatte.

Am nächsten Morgen vernahm ich aus einem der eben-erdigen Häuser des Gäßchens einen langgezogenen Gesang, der begann:

Ciancia mala nova di mammasa,  
L'ha vista la fortuna morire tantu priestu . . .

etwa: Benceine (mein Herz) das schwere Leid der Mutter, du hast das Glück so bald sterben sehen. Die einzelnen Verse unterbrach lautes Weinen und Stöhnen, das durch das offene Fenster geradezu herdröhnend anzuohren war. Was bedeutete das?

Es war eine Platte, eine Totenkugel. In dem Häuschen wohnte, wie ich später erfuhr, ein alter Köhler mit seiner Frau, die vor drei Monaten ihren einzigen Sohn am Topf des Verstorbenen hatte. Das hat die beiden Eltern vollständig gebrochen. Das erste, was die Mutter vornimmt, wenn sie morgens den leidensfüllen Holzladen aufgeschoben hat, ist: in Erinnerung an den Verstorbenen diesen etwa viertelstündigen Klagegesang zu erbeden. Dann schließt sie die Haustür auf und man sieht sie auf der Schwelle spinnen. Aber nur langsam zupft sie von der Kunkel die schwarze Schafwolle und dreht sie mit der zitternden Hand zum Faden. Nicht fröhlich, wie bei den anderen Weibern, tanzt ihre Spindel am Boden, nur mit Mühe hält sie das Gespinnst in die Höhe. Sie mengt sich auch nicht in die Streitereien der Nachbarinnen, lauscht laun den Berichten der Neugierigen. Nur wenn sie angerufen wird, gibt sie ohne jede Erregung ihre Meinung ab.

Nach besagtemweiter ist ihr Mann, der alte Köhler, den mir Donna Fiorina bald darauf zeigte. Er arbeitet seit jenem

\*) Ich fürchte mich vor dem Feuer:

Unglückstag nicht mehr. Er war daran gewöhnt, mit seinem Sohn jeden Montag früh in den Wald zu seiner Aimbühde zu wandern, dort seine Buchen zu fällen und zu zerhacken, seinen Meiler kunkelrecht anzuhauen und anzuzünden. Jeden Sonnabend abend lehrte er dann mit seinem Sohn zurück in die Stadt, brachte der Mutter seine hübschen Buben mit und rauchte mit dem Sohn zusammen vor der Haustür das wohlverdiene Pfeifchen. Und am Sonntag gingen sie dann alle zusammen zur Messe und ruckten im übrigen so recht schön von der langen, harten Woche aus. Jetzt hielt ihm niemand bei der schweren Arbeit, und er fühlte sich so einmig in dem tiefen, dunkeln Wald, besonders nachts allein in der Kote. Und seine Kte mag auch nicht mehr die ganze Woche allein laufen.

So lag er denn den lieben, langen Tag bei den Weibern und Kindern vor den Türen, irgendwo, einnahmlos. Es ist, als müste er nicht mehr recht, no er hingehört. Ragen und Hüfner schleichen um ihn herum, er sieht sie nicht. Kaum, daß er mit seinem Stock einmal eine Sau roßhölt, die ihm zu nahe kommt.

Wer ermüdet, noch es für arme Leute bedeutet, einen Sohn so weit anzujagen, bis er die allmählich ermannenden Arme des Vaters erriet und durch seine junge Kraft die auf ihn verordnete Mühe, die vielen um seinetwillen ertragenen Entbehrungen einigermaßen wieder vergilt, und dann ihm mit 23 Jahren sterben zu leben: der vermag sich den Schmerz der beiden Alten vorzustellen.

In die Köhlerwohnung ließ ein ähnliches Geschehen, auch nur mit einem Geföhs, die einzige Stube mit einer Tür und einem Fenster nach der Straße. Hier wohnte die Tochter des alten Köhlers, deren Mann seit drei Jahren in Amerika lebte, aber fleißig Geld herüberschickte. Das sah man an den hübschen Kleidern, die Teresa und Kazarena, die Tochter, Sonntags anziehen konnten. Fast jede Nacht gingen Mutter und Kazarena mit andern Weibern der Nachbarschaft in den Wald, und es verdroß und im Anfang, wenn früh um zwei Uhr an die Haustüren gepöcht ward und die Säumigen gemeldet wurden. Um acht Uhr kam dann die ganze Schar, ein Duzend und mehr, zurück. Sie stellten ihre Bündel an die Wand und verzehrten müde ihr altbackenes Mais- oder Kartoffelbrot. Wer es erdumigen konnte, fügte noch zwei bis drei Feigen oder eine halbe Zwiebel hinzu. Welch rogenes Bild, wenn die eifährige Kazarena ihr entsprechend kleineres Bündel vom wohlgebildeten Köpchen mit energischem Ruck auf die Erde fallen ließ und an die Wand lehnte, die zerfallenen Loden aus der Stirn strich und nun wohlbehäugig mit den Prachtzähnen in ihren Weden bis, dazumischen aber auch den Hüfner der Mutter ein Bröckchen hinwarf. Ihre siebenjährige Schwester Teresa, ein sehr hübsches Mädchen, schien zu Belirern bestimmt zu sein. Sie ging statt in den Wald in eine Wehlschule, und Sonntags schrieb sie bei der Tür in Ermangelung eines Tisches auf einem Brett, das sie auf ihrem Schoß hielt, Briefe. Sowohl für ihre Freundinnen, als auch für sich hatte sie immer zu korrespondieren, auch eingegangene Briefe den Empfängern vorzulegen. Alle Briefe kamen von oder gingen nach Amerika, wobei alle Familien dieses Viertels Angehörige hatten fortziehen sehen. „Hältst Du auch das Intenzial nicht vom Brett, Teresa?“ „Nein, ich schreibe immer so.“ „An wen schreibst Du denn heute?“ „An meinen Zukünftigen. Ich muß ihm gratulieren, daß er nicht mit verunglückt ist.“ „Wohin denn?“ „Bei einem Eisenbahnjubiläum. Fünfundzwanzig sind tot, darunter vier Serranosen, und ein anderer ist kürzlich bei einem Streit ertrunken worden. Ich in weicher Sorge man immer lebt!“

Diese Familie durfte es sich auch gönnen, im Hochsommer auf vierzehn Tage ins Gebirg zu gehn. Bizzo ist freilich kein Nordberg oder Smitenbinde. Es tun sich da sechs bis acht zusammen, fahren am Abend auf einem Kohlenkarren weg und die ganze Nacht durch. In Bizzo müssen sie sich eine gemeinsame Schlafstelle, eine oder zwei Loden für die ganze Gesellschaft, so daß eine solche Sabereit für die Person eine Mehrausgabe von vierzehn zehn Lira erfordert.

Weniger anmutig als ihre beiden heranblühenden Töchter erziehen die Mutter, besonders wenn sie sich morgens, aus dem Wald zurückgekehrt, auf der Schwelle ihres Hauses frühstückt. Nachdem sie ihr langes schwarzes Paar gelöst und durchgestimmt hat, so sie einen Scheitel von der Mitte über der Nase bis zum Kagen und, diesen rechtwinklig schneidend, einen zweiten von einem Ohr zum andern. Aus den Haarbüscheln der so

entstandenen Quadranten flocht sie vier Köpfe und wand diese zum Störndel auf dem Hinterkopf zusammen. Es ist das die Haartredt alter Weiber des niederen Volks in Serra, ziemlich altmohlig und spießbürgerlich.

Das einzige einständige Haus an dieser Front bewohnte eine Witwe mit ihren Töchtern. Die älteste von ihnen hatte ihren Mann gleichfalls in Amerika hien. Als Trost in der Einsamkeit hatte er ihr einen kleinen, biden Jungen dagelassen, ihren abgöttisch geliebten Basi (Bagio = Blasius). Ich sah sie zuerst, wie sie auf dem Holzballon Parabedäpfel und Knoblauch in einen Zeller schnitt, dann um Fenster ging, wo eine große gläserne Hand, und daraus Öl über den sondersbaren Salat göß. Gleich darauf erschien sie in der Haustür, setzte sich auf die Treppe davor, neben sie setzte sich Basi und beide lösteten mit einem Stück Brot den Inhalt des Tellers, den die Mutter auf dem Schoß hielt, auf, langten mitunter aus der köhlichen Lunte wohl auch ein Stück mit den Fingern heraus. Nach beendeter Mahlzeit nahm das Weib ihren Jungen Ratt des Tellers auf den Schoß und sang sich drehend mit gelinder Stimme:

Cini — cini — nanni  
Tidderi — tidderi — nanni.

Ich fragte Marianne, was der Gesang besagen wolle. „Oar nichts, es ist ein Kinderreim.“ „Und die Frau?“ „Das ist Donna Carmela, non è tanto sensitiva (sic ist nicht ganz bei Sinnen).“ Ihr vernachlässigtes Äußere hatte mich schon darauf schließen lassen. Wie anders zeigte sich dagegen ihre zwanzigjährige Schwester Immacolata! Lichte, braune Augen, frische Farben in dem vollen Oval, üppige und doch graziale Gestalt — kurz eine echte ländliche Schönheit. Und sie war sich dieser Schönheit wohl bewußt, fleibete sich immer sauber, benahm wie eine Signorina, verschmächte auch die Quadrantenfrisur und trug dafür ihr prächtiges, dunkelbraunes Haar wie die Reaspolitinerinnen, d. h. vorn über der Stirn in einem gewissen Bausch, hinten in einem biden Knoten. Auch auf sie war Marianne wenig gut zu sprechen. Sie habe sich schon den fünften Bräutigam. Aber derjenige würde wohl noch einige Nachfolger finden, da der Bruder, der natürlich auch in Amerika war, erst zurückkehrte und seine Genehmigung zu der Heirat erteilen mußte.

Die dritte Tochter der Witwe, diese arme Blindgeborene, war nicht mehr im Hause der Mutter, sondern seit langen Jahren in Diensten der Donna Maria, und sie trug ihrer Blindheit bereits vier Kinder geerbtet hatte und wo, immer tappend, aber doch insolge ihrer genauen Cräftkenntnis ohne je zu fallen, das jungstgeborene, den „Becoco“ herumtrug — der Kleine sollte nach dem Willen der Mutter Bischof werden! Sie wurde die Professoruscula dello Caunzio „die Meisterin der Gesänge“ genannt, und es war in der Tat erstaunlich, wie sie mit immer neuen, meist unendlich melancholischen Weisen ihren Becoco einschälerte, wenigstens sechsmal des Tages, wobei sie ihn nicht zögerte, wie unsere Mütter ihre Kleinen, sondern auf- und niederwippte oder nach dem Takte ihres Liedes tanzt auf dem Wehlschlag.

„Was deinen Hund hungern, so wird er dir folgen“, dieses arabische Sprichwort scheinen die Hausfrauen in Serra San Bruno zu besagen, die ihren Mägen nicht einmal in der Nacht Ruhe gönnen, sondern sie bald nach Mitternacht in den Wald schiden, dort das Holz für den Winter zu lesen. Kommen sie dann matt und hungerig zurück, so schreiben ihnen schon die Kinder entgegen, die gehüht sein wollen. Das Mutter, das die armen Gehepöde bei Kräften erhalten soll, ist jahraus, jahrein Mais und Kartoffel, Kartoffel und Mais. Der Monatslohn übertrifft selten die imponente Höhe von 2 Lira (1,60  $\epsilon$ ), wovon sie sich noch die Kleider und Schuhe schaffen müssen. Ein solche Magd hatte Donna Fiorina auch im ersten Jahr, so wir bei ihr wohnten, aber später, als ihr Mann noch immer kein Geld aus Amerika schickte, begnügte sie sich mit der Blinden, die nur die Kost delam. Mutter und Schwestern brüden waren sehr damit einverstanden, daß ihnen ein Stier weniger auf der Schüssel lag.

Unsere Wirtin, eine Dreißigerin mit freundlichen, sympathischen Gesichtszügen, war die Tochter eines wohlhabenden Tuchhändlers in der Hauptstraße. Und nur, weil die frühere Wohnung der Familie unten am Fluß ungesund gewesen, hatte Fiorinas Mann hier oben mitten unter den hallartigen Häuten der Armut sich seinen „Palazzo“ erbaut. Die recht ansehnliche Ausstattung unserer

drei Zimmer, deren Teden künstlerisch bemalt waren, das seine Porzellanregale, das sie zur Verfügung hatte, liegen auf bessere Tage schließen, als Donna Fiorina jurzeit sah. Und in der That hatte sie ihrem Mann 12000 Lire mit in die Ehe gebracht.

So zählt sie gerührt zu den Patriejerinnen, wurde von ihren armen Nachbarn, die sie selbst bunte, mit 'Boi' angedreht, und doch — ebensowenig wie jens konnte sie lesen oder schreiben. Briefe ihres Mannes mußte sie sich von ihren Brüdern vorlesen und durch diese beantwortet lassen. Auch in der Erdkante war sie nicht sehr beschlagen, sie fragte um j. V., ob Sicilien in Deutschland liegt.

Eines Tages fragte sie verwundert meine Frau: „Was schreibt Ihr nur? Was lest Ihr nur immer? Das Schreiben laßt ich mir noch gefallen. Das könnt' ich jetzt gut brauchen. Übrigens, wenn mein Mann nicht nach Amerika gegangen wäre, brauch' ich es auch nicht. Aber das ewige Lesen? Was helfen mir die Bücher? Das Lesen lehrt mich viel besser, als die Bücher und Zeitungen. Ist es nicht ganz gleichgültig, was draussen in der Welt passiert? Das schadet uns nichts und hilft uns nichts, und außerdem erzählen's einem schon die andern.“

Donna Fiorina fühlte trotzdem ihren Wert und war bestrebt, sich mit ihrer niedrigen Nachbarschaft nicht gemein zu machen. Sie hielt sie dadurch ein wenig am Bändchen, daß sie nur denjenigen Weibern, die sich anständig gegen sie betrugten, erlaubte, Wasser aus der großen Siternne unten in ihrer Backstube zu schöpfen. Aber sie war auch ihrerseits auf die Nachbarn angewiesen, und die sich steigender Not im Hause überdrückte allmählich beinahe die Standesunterschiede. Wohl der schwerste Tag für unsere Wirrin war jener, als sie zum erstenmal ihre zehnjährige Tochter Erminia (Germine) mit den Polyweibern in den Wald schickte. Konnte sie das Holz nicht und der von ihrer entlassenen Magd herbeigelegte Vorrat langte kaum noch für den halben Winter.

Den Wädhern Donna Fiorinas vor ihren Nachbarn verstand ich nur zu gut. Nirgends in der Welt habe ich so schredliche Negären gesehen, wie im „amerikanischen Viertel“ vor Serra San Bruno. Die hatten Entbehrungen, namentlich im strengen Winter, und die schwere Arbeit lassen auch die häßlichsten Frauen vorzeitig altern. Und nirgends in der Welt habe ich Weiber je wieder so laut, als ob sie alle taub wären, so andauernd in den höchsten Stimmlagen freischen und kreien hören. Hierzu trug wohl auch der ungemässlich harte Gebirgsdialekt das Seinige bei. Die Jungen und Bäumenlaute, besonders c, p, t, werden so scharf wie nur möglich gesprochen. cattare (kaufen) j. V. müßte man, um es durch die Schrift zu veranschaulichen, mit drei c und drei t schreiben. So erdicht eine ganz harmlose Unterhaltung oft wie ein mühtender Streit.

Von den Pantjnen, die fast täglich unter unseren Fenstern tobt, ist mir eine unersetzlich, um zwei dieser Deyen sich anzuführen: „Du kommst in die Hölle.“ — „Ich nicht. Du, du, du kommst in die Hölle.“ Jedes „du“ begleitete die bestigste Wette mit bohdendem Geisefinger. Wirklich zwei köstlich: Teufelsbraten, wie sie dann mit ihren Krallenhänden sich gegenseitig in die Haare fuhren, wobei ihre greifenden Jaugen sich in Bewundigungen überboten. Nachdem verschiedene Paarschüßel durch die Luft geflattert waren, wie die Federn von Kampfshähnen, wurden die beiden getrennt und blutend im zertrümmten Gesicht, mit zertrautem Haar von ihren Angehörigen abgeführt.

Der Hauptgrund dieser Berrohung ist meiner Meinung, daß die Männer beinahe alle in Amerika sind. Mit den Männern fehlen den Weibern auch die nötigen Trügel. Jeden Sonnabend vor dem Schlafengehen eine gehörige Tracht Schläge mit dem Fohlschlag — wie gesund wäre das für diese treischenden, hochhalten, alten Truden, die um Gehorsam zu erzwingen, ihre eigenen Kinder mit Steinen werfen, da sie, selbst nicht erzogen, auch ihre Brut nicht zu erziehen vermögen. Freilich ist es kein schöner Anblick, wenn diese Kinder sich vor Wut auf die Erde werfen, mit allen Bieren trampelnd zappeln, ihre Mutter: boja (Gensler) nennen, wie sie von ihnen so oft genannt werden, dann stöpsig aufspringen und selbst nach dem nächsten Stein greifen. Auch führen sie behändig das Wort „Mala nova“ im Munde, ich glaube, es ist das erste Wort, das sie lernen, eher als Papa und Mama. Dieser Ausdruck, der eigentlich „Schlimme Nachricht“ heißt, wird von jung und alt angewandt, wenn ihnen irgend etwas wider den Strich geht, sei's nun daß sie eine Stednadel verloren haben oder daß ihnen das Haus abrennt. Auch

eine Art Schimpfwort ist es, allerdings nicht ganz so schlimm wie „boja“, und so kann es nach meinen Erfahrungen den verschiedensten Sinn haben, etwa: Donnerzetter! — Dumme Geil! — Ich Unglücksdämen! — Du bist wohl nicht bei Trosse? — Bist du gleich! — Das ist doch wie verheiß! — Hol' dich der Teufel!

Und doch bedeuten die Kinder etwas Verschüßliches in diesem traurigen Kapitel. Sie sind ja auch — selbst in Serra San Bruno — nicht immer unartig, werden überdies oft zur Brut gereizt, gerade durch ihre Mütter, die j. V. den kleinen Mädchen das lange, wirre Haar nie mit einem weitaugigen, sondern sorglich mit dem Staubkamm durchschneideln, sie dabei, während sie festgeklemmt in ihrem Schoß liegen, auf's unheimlich zerrend und reißend. Die Entschuldigend lautet: „Meine Mutter hat's mit mir so gemacht, ich muß's mit meiner Tochter auch so.“ Den kleineren Kindern gegenüber, die noch nicht mit Steinen werfen können, tritt jedoch, besonders wenn es Jungen sind, die mütterliche Härtslichkeit oft in ihrer ganzen süßlichen Gllast herab. Eines reizenden Zpöhs erinnere ich mich noch ganz deutlich: Zwei Frauen liebtesten erst ungetüm abwechselnd einen kleinen, schwarzlockigen Bengel. Dann laßte ihn die eine, die Mutter, unter den Armen und ließ ihn überbürde madden. Der Kleine, bald auf dem Weg, bald zur Mutter aufblickend, legte die Füßchen schon recht vertrauensvoll auf die Erde, nur mehr strampelnd, als freischreitend. Die andre Frau hüpfte voraus, lockte ihn mit einer Freige und lang dazu: Palumbodda, palumbodda! Cosa bedda, cosa bedda! (Täubchen, Täubchen, etwas Schönes!) Welche Seligkeit der beiden Weiber!

Weider Herben infolge der mangelnden Ernährung unerbaltmäßig viele Kinder, und die wenigen, die die zwei ersten schlimmen Lebensjahre überleben, wachsen beinahe ohne jede andere Überwachung auf, als die ihres Schutzens, der wahrlich in Kalabrien keine kleine Arbeit hat. Einmal sah ich zwei Kinder von drei und sechs Jahren große Stüde Wassermelon mit der Schale essen. Ich stand starr vor Verwunderung und Unwillen. Aber eine Frau in der Nähe beruhigte mich: „Das schadet ihnen gar nichts. Ich hab's gesehen: eße sie hineinbissen, haben sie das Kreuz darüber gemacht.“

Die Spiele der größeren Kinder erinnern oft an unsere. So beobachtete ich eines Abends sechs Wädhern, die um eine Kameradin in der Mitte Ringelreih tanzten und dazu sangen: Sono la povera lavandaja (ich bin die arme Wädhern). Die in der Mitte tritt, machte die Wädhernbewegungen, wie die Alten auf ihrem Schuerstein am Fluße. Dann trat eine andere aus dem Kreis an die Stelle der Wädhern, tritete gleichfalls und salbete die Hände und tat, als ob sie brackte, wozu der Gehör der übrigen wieder nach derselben Melodie ertönte: Sono la povera marnachiedda (ich bin die arme, kleine Nonne) und so weiter.

Sind im Herbst die ersten kaum reifen Nüsse von den Bäumen gefallen, so treten alle andern Spiele in den Wintergrund vor dem Hüschenspiel, einer Art Boccia. Vier casteddi (castello — Schloß), d. h. Hürchen zu je fünf Nüssen, werden auf der Straße oder einem Platz aufgebaut, und die Spieler sind bestrebt, einen oder mehrere dieser Haufen nacheinander mit Nüssen zu treffen, die sie aus einer bestimmten Entfernung werfen. Jeder heimt das casteddu ein, das er zerstört hat, und die Wurnüsse liegen bleiben und den Standort des Spielers beim zweiten Game bestimmen, so hat derjenige die meiste Aussicht auf Gewinn, dessen Fuß den casteddi am nächsten rollt. Di beteiligen sich auch ältere Personen, Jungburchen, Wädhern und Frauen, bis zu zehn und noch mehr. Dann verurteilt das Lachen und Schreien durcheinander, das Streiten um den Vorrang und um kleine Vorteile, die die anderen nicht eintäumen wollen, einen wahren Höllelärm, vor dem wir namentlich Sonntags in unseren schönen, stillen Wald flüchten.

All dieses Getöse: das Weibertreiben, das Kinderstreien, das Spielgepöhl verdrängen nun noch öfter, als uns lieb war, die Nüsse der Jändler, die Holtzträger und Gemüßfrauen: Catt catt catt lattuga! oder: Catt catt catt uovola! (Kauft Salat! Kauft Eier!)

Ende September liefern alle Köhler herum und boten Stedapfelfen an, die sie in freien Stunden oben im Walde gebacken hatten. Ähnlich wie an der Küste oder der Zwergpalme werden hier im Gebirge aus den harten Büchsen des Stedapfels Beien sehr einfach dadurch hergestellt, daß eine Anzahl dieser

Pflanzen mit den entblätterten Stielen um das untere Ende einer Stange mit Balk festgebunden wird. Die harten, fackeligen Blätter tragen Straöhe und Strich wunderbar sauber.

Die charakteristischste Gestalt unter all den Hausierern aber war der Capella (Capellaro), der Haarmann, den ich hier noch mit einigen kurzen Strichen zeichnen möchte.

Langsam kommt ein ältliches Männchen daher, mit einem großen Sauf auf dem Rücken (wie ein Bettelmonch), in der Hand einen Fenselkorb, worin allerlei Weibstram steht, wie betäubungsbegabende Schürze, lange, schwarze Bänder u. s. v. verraten. An jeder Straßenseite ruft er mit melancholischer Stimme: U capella. Dann setzt er sich vor einem der Häuser auf die Steintrappe nieder. Die Kinder setzen sich um ihn herum, und bewundern neidisch die Verwickelheiten, die aus dem geöffneten Korb herauskönnen. Von dem bekannten Puf gelodt, schlüpfen aus ihren Lüren die Frauen. Die eine bringt ein Bündel Lumpen, die andere eine Paar voll Haare, alte, schredliche Haare. Die eine erhält ein paar Nähadeln aus dem Korb für ihr Bündel, der anderen schüttet er ein halbes Büchlein Strichföhler in die Schürze für die Haare. Aber die erste ist nicht zufrieden. Während sie, um seine Zeit zu verlieren, beständig ihre Spindel tanzen läßt, macht sie den Capella auf die Quantität und Qualität ihrer Lumpen aufmerksam und fordert sie wieder zurück. Sie will Geld, viel Geld. Obgleich der Capella grundsätzlich eigentlich kein Kaufgeschäfte abschließt, greift er doch, nachdem er ihr ein Knäuel Garn und eine Rolle Spinir vergebens angeboten, endlich in die Tasche. Man einigt sich auf vier Solbi. Einer dritten haben die herrlichen, schwarzen Bänder des Korbes in die Augen geflohen. Sie geruht schnell noch ihren Büschel Haare, um ihn recht umfangreich erscheinen zu lassen. Aber der alte Praktikus prüft ihre Gabe mit scharfem Blick. „Guten Solbo, nicht mehr!“ Sie will zwei Bänder haben. Der Capella entfallt ein Band: „Gute Wolle! Quanto lungo per un solido (wie lang für einen Solto)! Die Frau prüft ihrerseits das Band: „Nein, es ist Baumwolle.“ Endlich nimmt die Frau das Band, der Capella die Haare, und während er die verwickelten Bündel Lumpen in den großen Schalterfack kopft, läßt er die ausgekämmten und nochlangler sorgfältig gesammelten Haare der Frauen in eine kleine Tasche gleiten, die am Korb befestigt ist. Ja beneidete die Bazonin in Reapel, die der Grafen in Paris nicht, die diese Haare nächstens auf ihrem aristokratischen Haupt tragen wird.

Mich interessierte diese kleine Beobachtung noch von einem andern, nämlich vom volkpsychologischen Standpunkte aus. Sie bewies mir, daß die heutigen Kalabrier in gewisser Beziehung noch auf der Stufe der alten Brutier stehen, die einst an die griechischen Kolonisten der Rüste für Geräte und Waffen Pech und Tierfelle veräußerten.

Durch all den Tumult der Straße schritt zuweilen eine Alte. Entweder trug sie ein Krüglein Wasser vom Brunnen oder ein Bündel Reisig aus dem Walde in ihr Häuschen an der uns gegenüberliegenden Seite des Platzes. Aber sie beteiligte sich nie an den Streitereien und Zänkereien der übrigen Weiber. So war sie uns früher durch nichts aufgefallen, als durch ihre ganz ungläubliche Pöbeligkeit. Einseitig gelähmt, hielt sie den Kopf beständig fast wogerecht auf die linke Seite. Nur am Nacken wollte ihr noch ein fied. u. weiß-grauer Haare, sonst war ihr Schädel blank und kahl, eine vollständige Woge, und ihr verwitwetes Gesicht schien das einer Mumie, wie aus einer ägyptischen Katakomba ausgegraben. Wenn Donna Peppina so auf ihrer Türschwelle hockte und spannt — sie drehte fast den ganzen

Tag ihre Spindel — hätte sie gleich als Hefe in „Dänel und Grotel“ auftreten können.

Aber sie dachte nicht im geringsten daran, Kinder in den Basofen zu schieben. Im Gegenteil, sie brach einen prächtigen Humor. Der läßt immer auf ein gutes Herz schließen. Als im Sommer 1902, wie im übrigen Italien, auch in Serra San Bruno die Hühnerpest wüthete und fast keine Hühner auf den Straßen mehr zu sehen waren, impaziete vor dem Hause der Alten ganz einsam ein großer, kulturliefer Hahn, der alle seine Genossinnen durch die Seuche verloren hatte. Da legte sie ihre Spindel auf den Schoß, sah dem Hahn eine Weile zu und rief: „Derr Ritter (Signor Cavaliere), wartet nur, ihr werdet nicht mehr lange hier herumfliegen, dann halt euch auch der graufame Tod!“

Aber Donna Peppina beschloß auch — was ich zu allererst in ihr gesucht hätte — einen ausgeprochenen Schönheitsbiss.

Ein paar Tage später sah ich sie — wieder ein echtes Märchenbild — auf dem Dache ihres Häuschens sitzen, ein Mädchen stieg die angelegte Leiter halb hinauf und reichte der Alten neue Seigeln, wofür sie mehrere schabhaft gemorende in Empfang nahm, die jene abgehoben hatte. Donna Peppina bedeckte ihr Dach selbst. Das herzog uns nun doch, ihr einen Besuch zu machen, ber in Ermangelung von Stühlen nur stehend erwidert werden konnte — außer einem Lumpenbrett und einer nurmerktreuen Lade waren keine Möbel zu entdecken. Aber er enthielte uns ein ergriffenes Bild von selbstgenügsamer Einsamkeit.

Ihr Mann und ihre Kinder waren längst gestorben, der einzige überlebende Sohn nach Amerika ausgewandert, um nicht dienen zu müssen. So war ihm die Rückkehr und ihr die Hoffnung verlag, ihn je wiederzusehen. Ihr Häuschen hatte sie vor vielen Jahren verkauft, sich nur das Recht der lebenslänglichen Benennung vorbehalten. (Es ist das ein häufiger Brauch dort alleinlebender Leute in Kalabrien.)

„Aber sehen Sie, ich hatte doch nicht gedacht, daß ich achtzig Jahre alt werden würde. So bin ich mit dem paar Hundert Eren fürs Haus längst fertig und hab wieder ans Verdienen denken müssen.“

Hier Solbi erripann sie sich täglich und die reichsten nicht nur für ihren Lebensbedarf, sondern geliehnten ihr auch einen gewissen Luxus.

Wir hatten schon ihre Treppe bewundert, die die Straße mit der etwa einen halben Meter höheren Türschwelle verbunden — zwei halbrunde Stufen. Sie hatte einen alten ausgedienten Mühlstein zerlegen und die beiden Hälften mit der Schnittfläche übereinander unter ihrer Tür aufmauern lassen zu einer originalen Freitreppe. Nun zeigte sie uns nicht ohne Stolz einen kleinen, gläsernen Krug mit zwei Henkeln: „Der kommt auf meine Gese, damit mein Häuschen hübsch wird. Morgen werd' ich mit Daddeden fertig, dann lauf ich mir ein bißchen Kall und Schwere, die Gese aus, und oben auf ich ihn den Krug.“

„Was kostet er denn?“

„Der ist teuer, acht Solbi.“

Zwei Tage hatte sie für den Krug geiponnen.

Und wirklich, bald darauf türmte das ganz griechisch geformte Gefäß über den seitlichen Knäueln oben auf ihrem Esornstein.

Es bebaute für sie und — auch für mich mehr, als wenn ein jeder Herr ein hohes Brunnenportal vor seinem Park hätte anbringen lassen. Eine innige Nahrung überkam mich jedesmal beim Anblick von Donna Peppinas Mühlstein-Freitreppe und ihrer Gese mit dem Fenselkrug.

### Bücherbesprechungen.

— Friede, J. S. Albert, *Bibelkunde*. Ein Hilfsbuch beim Bibelleben, zugleich praktischer Kommentar zur Biblischen Geschichte. Zwei Bände. Erster Band, Zweite Hälfte. Zweite und dritte verbesserte Auflage. Preis geb. 2,60. M. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Suflaw Prior). — Was wir von der ersten Hälfte dieses praktischen Hilfsmittels geurteilt haben, gilt auch von der Fortsetzung dieser Arbeit, die auch an den neuesten Forschungen nicht achtlos vorübergeht und durch ihre nicht für den Schulunterricht, aber für die Orientierung des Lesers bestimmte Anmerkungen Kunst und Klarheit gibt.

D. K.

— Friede, J. S. Albert, *Handbuch des Katechismus-Unterrichts nach D. M. Luthers Katechismus*; zugleich Buch der Beispiele. Für Lehrer und Prediger bearbeitet. Vollständig in drei Bänden. Erster Band. Einleitung und erstes Hauptstück. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 287 S. Preis. 4. M. geb. 4. M. 60 S. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Suflaw Prior). — Das Friede'sche Handbuch, das in vierter Auflage vorliegt, ist ein brauchbares lateinisches Hilfsmittel. Wir dürfen aus neue darauf hinweisen; es enthält eine Fülle von Beispielen, die zur Anfertigung und Belebung des Unterrichts beitragen.

D. K.



Ein Museum für Länderkunde.  
Zu Alphon's Stübel's Gedächtnis.  
(Von Hermann Ubrt.)

Wenn je das Wort Goethes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwerb es, um es zu besitzen“

verwirklicht worden ist, so hat es Alphon's Stübel\*) in einem arbeitsreichen und darum köstlichen Leben vollbracht und zur Tat gemacht, zu einer Tat, die ebenso glänzendes Zeugnis ablegt für seine Selbstlosigkeit und sein erkauntliches Pflichtgefühl, wie für seinen idealen Sinn, der nimmer ermüdet, nimmer sich genug gelobt hat in der Erforchung und im Erkennen alles dessen, „was im Licht sich bewegt hier“, denn so eng er auch sein besonderes Arbeitsfeld begrenzte — in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! —, so war ihm doch nichts Menschliches fremd; alles Wahre, Gute und Schöne umfaßte er mit gleicher Liebe, gleicher Begeisterung und, wie reich auch der Inhalt seines Lebens war, wie stillbar sein goldenes Herz, wobei er die linke Hand nicht wischen ließ, was die rechte tat, wie vornehm seine ganze Besinnung und Denkart war, so vornehm war er auch in der Form, in seiner ganzen Erscheinungsweise, ein ausprägter Charakter in intellektueller, in ästhetischer und in ethischer Beziehung, mit einem eisernen Willen, den er aber in erster Linie auf sich anwandte zur Stärkung und Festigung seines nicht allzu kräftigen Körpers und zur Beherrschung von Begierden und Leidenschaften, wobei ihm aber Begeisterung für alles Gutes nicht fremd war, während ihn alles Niedere abließ. Ja, handelte es sich um etwas Großes, da konnte es auch vorkommen, daß er sich von seiner Begeisterung hinreißen ließ und über seine Kräfte ging. Sonst war er stiel Herr über sich und blieb Sieger in den Kämpfen des Lebens, Schwierigkeiten und Hindernisse überwindend, während andere unterlagen. Ein Feind jeden Dogmas war er bei reichem Wissen ein klarer logischer Denker, aber ebenso ein feinfühliges Gemüt, Künstler in seiner ganzen Lebensführung und Lebenshaltung, niemals auch nur die Form verlegend, aber in dieser niemals blendend, nach dem Scheine jagend und in ihr aufgehend, sondern immer gebigend und von hohem Werte, war er ein in jeder Beziehung edler Mensch, dessen Handeln stets mit seiner Überzeugung im Einklange stand, eine gottgebendete, harmonische Natur.

Bei solchen Eigenschaften des Geistes und Geistes war es ihm ganz selbstverständlich, daß der Reichtum Nützlichem habe, doppelte Pflichten, wenn man ihm nicht selber erworben, sondern von seinen Vätern übernommen hatte. Die Pflichten zu erfüllen, war für ihn „kategorischer Imperativ“, der auch bei seinen sozialen und politischen Anschauungen im Richtigen war und maßgebend war. Und so gab er Professor Becklas ganz recht, wenn dieser in einer auf der Londoner „Industrial Remuneration Conference“ gehaltenen Rede den Reichtum des Kapitalisten als ein ihm von der Gesellschaft anvertrautes Gut bezeichnete, das er zum Nutzen der Gesellschaft zu verwalten und nach bestem Wissen und

Gemissen anzuwenden habe. Ihm galt der Besitz erst dann als wirkliches Eigentum, als sittlich reines, als ein geheiligtes, wenn man sich der dadurch gegebenen Pflichten bewußt war und diese auch erfüllte. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ So hat Stübel es nicht gemacht, wie der ungetreue Knecht im Evangelium, der das ihm verleihte Pfund vergraben hatte, sondern er hat mit diesem Pfunde gewuchert, reichlich gewuchert, nicht zum Wohlleben und zur Befriedigung von Lüsten, sondern zum Wohl seiner Mitmenschen, ganz besonders für deren höchstes Kleinod, die Wissenschaft; denn er war eine zu stolze Natur, um jemandem etwas schuldig zu bleiben, darum hat er gearbeitet sein Lebenslang, bis zum letzten Atemzuge, mit seltenem Fleiße, mit einer bewundernswerten Ausdauer, angestrengt und unermüdet, unter Daranlegung aller seiner Kräfte. Was er in diesem schaffensfreudigen Leben Großes und Bedeutendes geleistet, dessen zu gedenken ziemte sich wohl in dieser Stunde, die seinem Andenken gewidmet ist; allein der Inhalt seines Lebens, wie bescheiden er sich auch immer gegeben hat, denn Strebertum war Alphon's Stübel vom Grunde der Seele aus verhasst, ist ein so ungemein reiches, daß er sich nicht, und wäre es auch nur in wenig Strichen, in der kurzen Spanne Zeit, die mir vergönnt ist, erlöblich ließe, ohgleich er niemals ein Biograph gewesen ist und es auch bei ihm hieß: „non multa sed multum“, nicht vielerlei, sondern viel. Ich muß mich daher auf seine Beziehungen zu unserem „Museum für Völkerkunde“ beschränken, kann nur kurz darlegen, was er dem Institute gewesen ist, darin er ein Denkmal errichtet hat, in dem der Inhalt dieses reichen und köstlichen Lebens giftig, und weidig weittragenden Pläne ihn in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens und auch noch früher schon unausgesetzt beschäftigt, womit er sein Lebenswerk abzuschließen und zu krönen unausgesetzt bemüht gewesen ist.

Die von Wilhelm Reih und Alphon's Stübel in den Jahren 1868—1877 teils gemeinschaftlich, teils getrennt, vorzugsweise durch die Kulturgebiete der südamerikanischen Corallierinseln, namentlich durch Colombien, Ecuador, Peru, Bolivien und Chile, dann aber auch durch einen Teil der La Plata-Staaten und Brasilien ausgeführte Reise ist, wenn auch vorzugsweise zu geologischen Zwecken und hier wiederum ganz besonders zu Vulkanstudien unternommen, doch durch ihre vielfeitigen Gesichtspunkte auch fruchtbringend für weitere Kreise der Naturwissenschaften geworden. Sowie durch eingehende geologische und topographische Aufnahmen, sowie durch zahlreiche astronomische und meteorologische Beobachtungen, denen sich reiche botanische und zoologische, wie anthropologische und ethnographische Sammlungen angeschlossen, haben die beiden genannten Forscher der Erd- und Völkerkunde große und wertvolle Dienste geleistet.

Ein Ergebnis dieser letzteren Bestrebungen ist auch die durch einen wertvollen Beitrag des Generalconsuls Benedix Koppel in London und des Hrn. Heinrich Meise aus Eschleben vermehrte Sammlung zu „Kultur und Industrie südamerikanischer Völker“ gewesen, die das „Museum für Völkerkunde“ hier das Glück gehabt hat, von Stübel im Jahre 1887 als Geschenk zu erhalten, ein Geschenk, das er in den folgenden Jahren noch mehrfach ergänzte hat und das heute noch einen Glanzpunkt der amerikanischen Abteilung des Institutes bildet.

Der Wunsch, den die hochherzige Handlungsbreite Stübel's in Leipzig fand, wurde nun für ihn Veranlassung, einen schon seit

\*) Vortrag gehalten von Freier des feierlichen Geburtstages Alphon's Stübel's am 26. Juli 1905 im Vortragssaale des Großherzoglichen Museums zu Leipzig bei Gelegenheit der Aufführung und von seinen Schwestern, der Frau vermittelten Appellationsgerichtsprofessor Helene Kubn geborenen Stübel und der Frau vermittelten Oberbürgermeisterin Dr. Ida Stübel geborenen Stübel in Dresden, dem Museum für Völkerkunde in Leipzig gestifteten Hülfe ihres Bruders, eines Wertes des Bildhauers Prof. Robert Henze in Dresden.

\*) Herrg Alphon's Stübel, geboren zu Leipzig am 26. Juli 1826 als Sohn des Ratsherrn Moritz Stübel; gestorben zu Dresden am 10. November 1904.

längerer Zeit gehegen Plan der Vermittlung näher zu führen. Als unsere Stadt im Begriffe stand, ihrem „Museum für Völkertunde“ ein neues und besten würdiges Heim in einem monumentalen Gebäude am Königsplatz zu errichten, das „Straß-Museum“, in dem wir uns zur Stunde befinden, trat Stübel im Jahre 1891 in Würdigung der Aufnahme, die seine frühere Schenkung in seinem Vaterhause Leipzig gefunden hatte, mit einem neuen Anerbieten zu einem großartig angelegten Unternehmen an den Rat der Stadt Leipzig. Es möge uns gestattet sein, einige Sätze daraus wörtlich anzuführen, da sie charakteristisch sind für Stübel's Denkwürdigkeit wie für die Form seines Ausdrucks. So sagt er:

„Die sachgemäße Vervollständigung des Leipziger Museums für Völkertunde von einem uneigennütigen Standpunkte aus ins Auge fassend, bitte ich dem hohen Rat ein weiteres Schenkungsanerbieten unterbreiten zu dürfen, durch dessen Annahme das Institut eine wesentliche und wichtige Ergänzung erfahren würde.“

„Das Schenkungsobjekt, über das ich heute zu verfügen die Vergünstigung habe, bezieht jedoch nicht auf ethnographischen Gegenständen im engeren Sinne des Wortes, sondern aus Gegenständen von vorwiegend geographischer Bedeutung; es ist eine umfangreiche Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Photographien südamerikanischer Landschaften und Volkstypen, die ich dem Museum für Völkertunde zur Entgegennahme anbiete.“

„Könnte mit diesem Anerbieten auch leicht der Eindruck erweckt werden, als müßte die Aufnahme genannter Gegenstände in ein der Völkertunde gewidmetes Museum die Grenzen überschreiten, die diesem gezogen sind, so ist der tatsächliche Sachverhalt doch ein anderer: denn Ethnographie und Geographie stehen in untrennbarem, in laienalem Zusammenhange; die Geographie bildet sogar die Basis, auf der sich die Ethnographie in ihrer gegenwärtigen Bedeutung als Wissenschaft entwickelt hat. Daher sollte ein Museum für Völkertunde zugleich ein Museum der vergleichenden Länderkunde sein . . .“

„Der geographische Unterricht muß auf Anschauung gegründet werden. Alle anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen verfügen über ausgedehnte Sammlungen, nur die Geographie embehrt solcher.«  
So lautet unter anderem der Ausspruch eines um die Erdkunde hochverdienten Mannes, des Professors Supan in Göttingen.“

„Am nun Leipzig, meine Vaterstadt, zu veranlassen, diesem Mangel zuerst abzuheben, erlaube ich mir für ihr „Museum für Völkertunde“ jenes Schenkungsanerbieten zu machen. Die Erfüllung der Bedingung, die ich dabei stelle, bietet zugleich die sichere Gewähr für ein bahnbrechendes Fortschreiten auf dem Gebiete der Geographie in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht . . .“

„Ein solches müßte zunächst durch sachgemäße Auswahl kartographischen Materials die Fortschritte erläutern, die die Erforschung der Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat, es müßte die Entwicklung der Kartographie von ihrem ersten Anfang an bis auf die Gegenwart veranschaulichen; es müßte in stetiger Vervollständigung des vorhandenen Materials die besten Unterlagen bieten für das Verständnis geographischer Tagesfragen, die bei den kolonialen Bestrebungen unserer Zeit eine besonders aktuelle Bedeutung haben; es müßte ganz besonders auch darauf Bedacht genommen werden, das topographische, geologische und statistische Kartenmaterial des engeren Vaterlandes für eine bequeme Einsichtnahme und Vergleichung jederzeit zugänglich zu machen. Das Museum müßte ferner eine möglichst reichhaltige Sammlung von bildlichen Darstellungen enthalten, die nach Erteilen undändern geordnet unsere Vorstellungen von fernem Gegenden in die richtigen Bahnen leiten; es würde aber zugleich das Archiv sein, in dem die Originalarbeiten des Forschungsreisenden, seine Tagebücher, die heimgebrachten Photographien und eigenhändigen Skizzen, kartographischen Aufnahmen und dergleichen mehr bleibend deponiert und späteren Zeiten überliefert werden können.“

„Aus diesem kurzgefaßten Programme ergibt sich, daß ein „Museum für vergleichende Länder- und Völkertunde“, wenn in richtiger Weise geleitet, einem großen Publikum ebensogut Belehrung auf dem Wege der Anschauung zu bringen vermag, als das Museum irgend einer anderen naturwissenschaftlichen Disziplin. Es würde mithin nicht nur dem Fachmann zu Spezialstudien dienen, ihm für seine Arbeiten sonst schwer zugängliches Material jederzeit zur Verfügung stellen, nicht nur dem wissenschaftlichen Reisenden ein vorbereiteter Ratgeber werden, dem Besucher und Illustriator geographischer und ethnographischer Werke wertvolle

Unterlagen zur gelegentlichen Benutzung an die Hand geben, sondern ganz besonders noch geeignet sein — und darauf möchte bei einem von der Stadt zu begründenden Institut das Hauptaugenmerk fallen — den größeren Kreis der Gebildeten mit den mannigfaltigen Obletungen der Erdoberfläche und den damit engverbundenen charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner in einander und antregender Weise vertraut zu machen.“

„Ein Museum, das diese Zwecke zu erfüllen vermöchte, gibt es bis jetzt noch nirgend, seine Begründung ist eine durchaus zeitgemäße Forderung es fragt sich nur, welche Stadt zu einem so bringenden gebotenen Unternehmen die Initiative ergreifen, welche die erste sein wird, den Plan zur Ausführung zu bringen, und welche ihren der Belehrung gewidmeten Instituten eines von solcher Bedeutung hinzuzufügen sich bereit finden läßt.“

„Was uns Stübel hier geboten, es ist ein Schatz, in dem eine erlauchteste Fülle von Arbeit, geistiger wie körperlicher, niedergelegt ist, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, mit Daransetzung von Gut und Blut, von Gesundheit und Leben.“

Die Gemälde sind von einem heimischen Maler gefertigt, der mit der Hand miebigert, was Stübel's Auge, das körperliche wie geistige, gekostet und ihm suggeriert hat.

Die Zeichnungen sind teils Originalskizzen von Stübel's Hand, teils Kopien nach Stübel's Skizzen in meiteralter Ausführung, so daß bei den letzteren zugleich ein künstlerischer Wert in Betracht kommt. Der Inhalt dieser zum Teil riefigen Blätter mit ihrer Fülle von Messungen und Höhenangaben ist ein geradezu stupender, vor dem der Fachmann mit Bewunderung stehen bleibt ob solcher Leistungen unter Schwierigkeiten, von denen wir uns kaum eine Vorstellung zu machen vermögen.

Die Sammlung der Photographien ist sorgfältig katalogisiert, mit der Stübel eigenen peniblen Genauigkeit und Sorgfalt, die alle seine Arbeiten auszeichnet.

Die Gemälde und eine große Anzahl der Handzeichnungen ergänzen sich gegenseitig zu einem topographischen Gesamtbilde des Hochlandes von Ecuador, wie es noch für kein anderes Gebiet unserer Erde zur Verfügung steht. Insofern aber erhalten die Bilder noch einen besonderen Wert, als durch ihre eingehende Wiedergabe von Einzelheiten sehr mannigfaltige Beobachtungen, die anzustellen die Reise Gelegenheit bot, eine erläuternde Grundlage gewinnen.

Diese Beobachtungen erstrecken sich über die Gebiete der Petrographie, möge eine umfassende Sammlung von Handbüchern von Gesteinen, wie sie nicht ein zweites Mal wieder angetroffen wird, vorhanden ist, ferner der Paläontologie, der Hypometrie, von astronomischen Ortsbestimmungen, der Ethnographie, Botanik und Zoologie, und ihre Ergebnisse können von den jungen Fachgelehrten, die in Zukunft an dem naturwissenschaftlichen Museum unserer Heimat als weiter arbeiten, nicht ohne Berücksichtigung gelassen werden.

Am unvollständigsten jedoch fördert die Sammlung der Gemälde und Zeichnungen das Verständnis für die Bodengestaltung des äquatorialen Hochlandes vom geologischen Gesichtspunkt aus; insbesondere behandelt sie die bis jetzt nur wenig gekannte Topographie der Vulkanberge von Kolumbien und Ecuador.

Aber mit Amerika hat sich Stübel nicht begnügt, so führt er und auch das Vulkangebiet von Nordbrun v. r., ferner das Haurangebirge, den Fernen und Dinkel's Maani, ferner das hochinterstellante Santorn durch die überaus instruktiven sechs Relief-Darstellungen, sowie Anna und Beluz. Die Weltansammlung ist einzig und unvergleichlich. Auch zur Kenntnis der Bodenhaltung des heutigen Ägypten wird eine sehr instruktive Kollektion geboten.

Geologische Untersuchungen und topographische Aufnahmen in unwegsamen Gebirgsgebenden und unter so ungünstigen klimatischen und meteorologischen Verhältnissen, wie sie in den Andes herrschen, auszuführen, gelört zu den zeitraubendsten, mühevollsten und schwierigsten Arbeiten, welchen sich der Reisende unterziehen kann, und es ist geradezu bewundernswert, wie Stübel nicht alzu frätiger Körper solche gewaltige Anstrengungen hat überwinden können, was nur eine so mildestärkte Natur, wie er eine war, auszuführen imstande sein konnte.

„Meine Arbeitskraft allein,“ so bemerkt Stübel in seiner großen Selbsteidenschaft, die ihm nie mit seiner Person herortreten ließ, „wäre dieser Aufgabe nicht gemachsen gewesen; ihre planmäßige Durchführung wurde nur ermöglicht durch die Mitwirkung meines

Gefährten und Freunden, des Hrn. Dr. Wilhelm Reish, welcher stets bereit war, die größere Hälfte aller Arbeit und Opfer auf seine Schultern zu nehmen. Bei einem Schenkungsanerbieten würde ich mich über einen großen Theil seines geistigen Eigentumes verfügen, wenn Hr. Dr. Reish nicht selbst ausdrücklich begünstigt hätte, das Zeignis in den bleibenden Besitz auch dieses Theiles unserer wissenschaftlichen Sammlungen gelange. Zugleich im Namen des Hrn. Dr. Reish unterbreite ich daher dem hohen Räte das Anerbieten. Wir aber müssen, wie unserm Freunde so auch Hrn. Oberkämmer Dr. Reish auf König in Thüringen für eine so hochberühmte Handlungsweise unserer würdigen Räte ausprechen.

Außerdem hat aber Stübel zur Fortführung seines Unternehmens und zu dessen weiterer Ausdehnung nicht nur ein namhaftes Legat gestiftet, sondern dem Museum für Völkerverkunde auch seine wertvolle, an seltenen und kostbaren Werthen und Karten reiche Bibliothek letztwillig vermacht.

Wenn Stübel für ein „Museum für vergleichende Länderkunde“ zunächst als Aufgabe stellt: Die Erdoberfläche durch bildliche Darstellung in ihrer mannigfaltigen Gestaltung und Beschaffenheit vor Augen zu führen und dies sowohl vom topographisch-geologischen Gesichtspunkte, als auch von dem anderer Disziplinen aus, und wenn er weiter fordert, daß der angelegte Fachmann, sei er nun Zoograph, Geolog, Botaniker, Zoolog oder Ethnolog, daran gemahnt werde, daß er es nicht unterlassen dürfe, die Einwürde, die er in fremden Gegenden erteilt, nach besten Kräften bildlich wiederzugeben, und ebenso von dem Künstler verlangt, der in der glücklichen Lage sei, seine Kunst auf Reisen auszuüben, ohne jedoch die künstlerische Wirkung auf Kosten der Wahrheit zu erkaufen, diese dem einen oder dem anderen Zweige der Naturforschung dienlich zu machen, so sind dies allgemeine, formale Zwecke. Wir haben aber noch ein ganz besonderes Ziel ins Auge zu fassen. „Vere scire est propterea scire.“ Wir müssen den Ursachen nachgehen, die für die Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes in förderlicher wie in kultureller Beziehung bedingend gewesen sind, nach den letzten Gründen für das Dasein des Menschen forschen, soweit dies uns im Bereiche der Wissenschaft möglich ist, ohne uns auf das metaphysische Gebiet zu verirren.

Kosmos und Mikrokosmos, Welt und Mensch, stehen in steter Wechselwirkung zueinander, der letztere ist durch erstere bedingt, beide beeinflussen sich gegenseitig. Die organische Welt ist aus der unorganischen hervorgegangen, die wiederum ihren Grund in den kosmischen Energien hat. Flora und Fauna sind Produkte ihrer Unterlage und Umgebung und gestalten durch diese nicht nur ihre Substanz, sondern auch ihre Form, ihren ganzen Charakter, sei es durch direkte Einflüsse, sei es auf dem Wege der Erbschaft. Wie die Pflanze abhängig ist von dem Boden, auf dem sie wächst, der ihr Nahrung gibt, von dem Himmel, unter dem sie blüht, unter dessen Schutz sie gedeiht und Frucht bringt, von all den mineralischen und geologischen, topographischen und klimatischen Verhältnissen, von Licht und Luft, Wind und Wetter, so gleichfalls das Tier, so endlich auch der Mensch. Auch der Mensch ist das Produkt der Scholle, auf der er sich entwickelt hat und auf der er wandelt. Sie bedingt seinen Charakter, zunächst den leiblichen, dann aber durch diesen auch die geistige Eigenart, seine Entwicklung als materielles Organismus, wie als geistiges Wesen, als Jäger wie als *homo sapiens*, sie beeinflusst sein Tun und Treiben, Handel und Wandel, sein Denken und Fühlen, sein Wirken und Schaffen auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete, alles was er hervorbringt und so weiter auch seine Vereinerung zur Geseßlichkeit und deren Abhängigkeit voneinander, wie GEMEINE anführt, schließlich die Stellung, die er in der Geschichte einnimmt, überhaupt sein ganzes geistiges Geseßes, die Art seines Denkens, Fühlens und Willens. Die somatischen Verhältnisse bedingen die Klangfarbe der physischen Ersehnungen, ohne uns hier auf die Frage „Wechselwirkung“ oder „Parallelismus“ einzulassen zu können.

Schon Hippocrates läßt die Entwicklung des Lebens, die

Bildungen in der Pflanzen- und Tierwelt, sowie die Eigenart der körperlichen und geistigen Natur des Menschen von den klimatischen Verhältnissen der staaken, kreisförmigen Klimate bedingt sein. Ja er schließt sogar aus der Gleichartigkeit und der Verschiedenartigkeit der Jahreszeit auch auf eine Gleichheit oder Verschiedenheit der Völkergestalt, die wiederum den Charakter der Bevölkerung beeinflusst, wie er des weiteren in seinem berühmten Werke: „Über Luft, Wasser und Erdschichte“ dargelegt hat, wonach ein Hippocrates, wie man ihn den „Vater der Medizin“ nennt, ihn auch als den Vater der Anthropogeographie bezeichnen kann.

Weiter verfolgen dann die Jonier diesen Gedanken, sowie Avicenna, welchen Gedanken man dann ferner wiederholt im Mittelalter und am Übergange in die Neuzeit wiederfindet, so bei Roger Bacon, Melanchthon und anderen, bis ihn im achtzehnten Jahrhundert Forster wieder aufgenommen und neu belebt hat, der in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit geistvoll bemerkt, daß die Natur dem Reger gab, was er für sein Land und für die Glückseligkeit seines Lebens Nütziges brauchte. Sie hätte kein Kritia schaffen müssen, denn in Kritia müßten auch Reger wohnen. So sind durch die Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Natur die „geographischen Provinzen“ in der Ethnographie gegeben. „Der leitende Grundriß für geographisch-topische Provinzen“, sagt der jüngst verlebte Altmeister der Völkerkunde, Adolf Bastian, „fällt in die Abhängigkeit des Organismus von seiner geographischen Umgebung in eine gegenseitig festgeschlossene Wechselwirkung, und also in Naturgesetze, mit denen sich rechnen läßt.“

Nach Herder ist Ritter zu nennen, der in seinem monumentalen Werte: „Die Erdkunde in Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen“ wie in seiner „Allgemeinen Erdkunde“ und in seinen Vorlesungen über Europa den Einfluß des Bodens auf die geschichtlichen Vorgänge eingehender erörtert. In der Feststellung dieser Beziehungen erblüht er die wichtigste und edelste Aufgabe der Erdkunde. So hebt er hervor: „Die Erde zieht nicht nur als Weltkörper unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist uns wichtig als Wohnplatz des Menschen. Die populäre Erdbeschreibung unterscheidet sich von der allgemeinen geographischen Wissenschaft dadurch, daß sie nur die Erschöpfung der Erde als Naturkörper sich zur Aufgabe stellt. Unsere allgemeine Erdkunde hat die Erde aber auch wesentlich als Wohnplatz des Menschengeschlechtes zu betrachten. Die Erde ist die gemeinsame Heimat aller Menschen, der sichtbare Grund und Boden nicht nur aller Naturwirkung, sondern auch alles menschlichen Daseins. Auf ihr stellt sich die ganze leblose und lebendige Schöpfung zur Betrachtung dar. Ohne sie würde für uns keine Natur vorhanden sein — ohne sie würden die Geschlechter der Menschen und der Gänge ihrer Geschichte gar nicht gedacht werden können. Unter allen Weltkörpern ist uns die Erde nicht nur der bekannteste, sondern unter allen hat sie für uns unstreitig auch das nächste Interesse. Sie ist die Basis für die ganze Pflanz- und für alle Ginstorie . . .“ Auf derjenigen Stufe der Kultur, die der Europäer nun einmal erzieht hat, sagt schon Georg Forster, ist die Kenntnis der eigentümlichen Beschaffenheit aller Gegenden der Erde ganz in sein Bedürfnis hinein verwebt. Bei den Völkern aller Erdteile ist die Kenntnis eine Notwendigkeit der Gritenz und bedingend für die Wohlfahrt aller Staaten gemorden.

Wir können unmöglich alle, die diesen Gedanken aufgenommen und weiter verfolgt haben, hier aufrufen, nur der drei bedeutendsten Vertreter der „Milieu-Frage“ in der neuesten Zeit wollen wir noch gedenken, es sind: der Engländer Thomas Mudd, der französische Hippolite Laine und der Deutsche Friedrich Raper. Alle drei haben die Lehre wesentlich vertieft, aber Raper gehört der Kultur, die vielfach nur hingemordenen Gedankenplaner zu einem Systeme vereinigt, die Findlinge in einem klaren Lehrgebäude zusammengefaßt zu haben, vornehmlich in seiner grundlegenden „Anthropogeographie“ wie aber auch dann weiter noch in zahlreichen seiner anderen Schriften.

(Schluß folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Von Louise bis Deeslow. Lebenserinnerungen von Jean Pierre Barthélemy Rouanet. Berlin 1904. Fontane & Co. — Diese Schrift ist eine Persönlichkeitsstudie aus den Familienpapieren Theodor Fontanes, dessen Großvater mütter-

licherseits Rouanet war. Des deutschen Dichters Tochter, Martha Früh, hat diese Memoiren herausgegeben in einer leichten Uebersetzung des Originals mit sprachlichen Korrekturen, da Rouanet der deutschen Sprache niemals ganz mächtig war, mit Beilegung mancher Irrtümer und Widersprüche und Zusammenfügung verschiedener allzuweitläufiger Schilderungen. Rouanet

war keine hervorragende Persönlichkeit, nahm niemals eine hervorragende Stellung ein und ist auch nicht mit geschichtlichen Ereignissen in nähere Beziehung gekommen, abgesehen davon, daß der alte Fritz ihn einmal angerebet und über seine Herkunft und Lebensschicksale ausgefragt hat. Immerhin sind die letzteren interessant genug, denn daß der Sohn einer vermögenden Familie aus Landebeck zuletzt Kammerer in einem kleinen preussischen Städtchen wurde, ist doch ein ungewöhnlicher Lebenslauf. Seine Familie wollte ihn zwingen, den geistlichen Stand zu ergreifen, und er hatte schon die nötige Vorbildung genossen, doch er nahm Abschied, da er zu diesem Stand nicht die geringste Neigung spürte. Er wurde mehrfach jurückerholt und in strenge Haft genommen; doch gelang es ihm zu entfliehen. Auch bei den Dragonern in Belançon gefiel es ihm so wenig, daß er nach der Schweiz desertierte. Hier fiel er preussischen Werbeoffizieren in die Hände und wurde gewaltsam nach Preußen mit fortgeschleppt, wo es ihm gelang, durch seine Kenntnis des Französischen, in welchem er höhere Offiziere und ihre Kinder unterrichtete, sich Bratationen zu verschaffen, die ihm eine Nachausstellung sicherten und von dem strengen militärischen Dienst befreiten. Was er in Breslau und Potsdam erlebte, darüber gibt er genaue Auskunft und verheißt auch nicht seine Liebesabenteuer mit galanten Damen der schlesischen Hauptstadt. Zuletzt wird er begnadigt durch Verurteilung eines sächsischen Knecht in dem Städtchen Weiskow und weiß nur noch von allerlei Härtereien mit seinen amtlichen Kollegen und von den Beurlaubungen durch die französischen und württembergischen Einquartierungen der napoleonischen Zeit zu berichten. Die Schrift ist ein nicht unwillkommener Beitrag zur Kulturgeschichte der Fredericianischen Epoche. R. v. G.

— *Ihre Salm.* Roman von E. v. Kesselro. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Ein Frauenleben, ansehnend von einer Frau geschrieben, zieht hier an uns vorüber, ein Leben, das scheinbar unter den günstigen Auspizien die Schwelle der Ehe überschreitet, um später eine Enttäuschung zu erfahren. Ihre Salm ist nicht die seltsame inconnue gemöhnlichen Schicksals; eher darf man sie ein ungeschriebenes Blatt nennen, das sich kränkt, die niedrigen Bände aus des Beliebens Willkürlichkeit aufzunehmen. Ihre Seele schaudert zurück vor den weniger aus einer brutalen Tüchtigkeit, als aus der Herrlichkeit des Mannes entspringenden Gütern, die sie doppelt schmerzlich empfindet, da sie ihren Gatten mit voller Hingabe liebt. Selbst seine offensbare Untreue kann diese Liebe nicht völlig erlösen, da sie aus der Liebe eines wahren Gemütes stammt. Der Wohlgebitrieb der Selbstin führt dann auch die Katastrophe herbei, als sie ihrem Mann den Selbstritt gesteht, den sie in einer fast an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Verzweiflung begangen. Hierauf bleibt jenem nichts anderes übrig, als mit der Waffe in der Hand seine beliebige Hausfeste zu räumen und seine eigene Haut zu Markt zu tragen, wodurch allerdings der im Zweikampf unverletzt gebliebene Salmische Hausfreund nicht viel gewinnt: dem Ehrenmann bleibt Jilens Hand verlost und erst der treue Werner, ein in der Charakteristik etwas verschwommenes Büchlein, wird anscheinend zu dem Ziele gelangen. Im Ganzen sind der Verfasserin die Frauen in der Darstellung besser gelüdt als die Männer; namentlich Frau Jilse interessiert durch manches gut gezeichnete Detail. Auch erfreut sie sich als der, wünschend ziemlich passiv Trägerin der Handlung eines verhältnismäßig einheitlich gehaltenen Charakters, der im Verlaufe der Ereignisse überdies zu innerer Festigkeit und der erforderlichen Welt- und Menschenkenntnis gelangt. Die etwas schreibliche, bedäglige Breite der Schilderungen wird nicht nach jedermanns Geschmack sein, zumal sie bei der Simplizität der Fabel bisweilen dem Buche den Stempel der Bewußtlosigkeit ausdrückt. A.

— *Friedliche Eroberungen.* Sittenroman aus dem modernen Ägypten von Grafen Uggall. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Das Buch bedeutet keinen Roman im laubläufigen Sinne des Wortes. Sein künstlerischer Wert im Aufbau und geschlossener Fortführung der Handlung ist ziemlich belanglos gegenüber dem fabelhaften Reichtum kulturgeschichtlicher Schilderungen aus dem modernen Ägypten, aus deren Boden außer dem etwa seit Jahrzehnten Hart in den Hintergrund gedrängten französischen Element, neben dem britischen Übergewicht auch das deutsche Kapital sich eine achtunggebietende Stellung erobert hat, um für den kulturellen Fort-

schrift des alten Ägyptens einen ausschlaggebenden Faktor zu bilden. Land und Leute sind dabei ausgezeichnet geschildert und zwar auf Grund eingehender Studien, die im Verein mit mannigfachen Erfahrungen und Erlebnissen eine Fülle anjaulischer Bilder orientalischer Pracht und Romantik der Verfasserin haben gelingen lassen. Daß sie sich am äußeren Schein nicht gut genügen lassen, daß sie mit maßgebenden Persönlichkeiten sehr ernste Zwiesprache über die politische Lage des Landes gehalten hat, geht aus der klaren und objektiven Darstellung der sozialen Verhältnisse hervor, die der Zukunft deutschen Kapitals und deutscher Arbeitskraft eine durchaus erfreuliche Prognose stellt, wie denn auch ihre Vertreter in der Person Gantner Harbis, einer edlen Konquistaborenatur, und seines etwas idealer angehauchten Neffen Richard Curtius die treibenden Elemente in der Handlung des Romans sind, deren weitere Details an Palast- und Höfensintrigen, gesellschaftlichem Stirt und orientalischem Liebesabenteuern eben nur durch die daran beteiligten Personen äußerlich zusammengehalten werden. A.

— *Die grünen Drei.* Roman von Margarete Böhme. Verlag von F. Fontane & Co. — Wer, zum intellektuellen Ringen ermüdet, ein Weibchen untertauchen möchte im bunten Getriebe einer frischen, gelunden Alltagswelt, der lese *„Die grünen Drei.“* Da gibt es keine verbliebenen Paragrafen, keine geistigen Fußangeln, die barocke vertraute Frau in Gesellschaften versteinen könnten. Da spielt sich das Leben und Treiben der Durchschnittsmenschen ab, die noch frag- und wunschlos am Bilde von Sans vorübergehen können, jener Menschen, deren Dünkeln den Ganzen von Hunger und Liebe noch nicht überschritten hat. Viele Leute, ihr Jagen und ihr Hoffen, ihr Leid und ihre Lust, weiß Margarete Böhme aus anjaulischer Schildern. Das Fühlen und Denken ihrer Helden stellt sie und hat als Resultat des innigen Verhältnisses dieser Menschen mit dem Boden, dem sie entspringen, der äppigen Markt und der sandigen Oede. Vor unermüdeten Auge taucht Bild um Bild empor, lebendig und farbenreich gleiten die Gesichte der reichen Grundbesitzer und der armen Heidebauern an uns vorüber, Szenen aller Art, düstere und heitere Gebilde. Eins davon ammutend durch den Sauch natürlich naiven Empfindens, das es verurteilt, möchte ich festhalten. Es ist eine Szene, die an Fritz Reuter gemahnt. Dem armen Heidebauern Gassen droht Schicksal; sein reicher Verwandter, dem er verurteilt ist, will das Juel des Armen, seine einzige Kuh, pfländen lassen. Die ganze Familie ist tief niedergeschlagen, denn mit dem Besitz und Geben dieser Kuh identifizieren sie ihr eigenes Wohlergehen. Kingtvol hoch alle beieinander, der Hunger ist ihnen vergangen; jeder weiß etwas von Wittkopp, der Kuh, zu räumen, um die alle Gedanken sich jetzt drehen. Sie erinnern sich ihres Einzugs in den betanzten Stall; sie ist die klügste und schönste Kuh der Welt, die alles versteht, was man zu ihr redet, wie die Kinder behaupten. *„Als Wittkopp krank war, machte die ganze Familie drei Nächte bei ihr im Stall.“* Die kleine Mite betete laut für die Genesung des Liebings, indem sie ihr Anliegen durch den Schornstein hinaufrief, damit der liebe Gott sie besser höre. Und als Wittkopp die Kritik überwinden hatte und die ganze Familie in Glückseligkeit schwam, rief Mite wiederum in den Schornstein: *„Belen Tant of, levee Gott!“* Wie es den armen Klassen fernherin ergoht, wie das Schicksal mit den Hoffnungen der Jnassen jener *„grünen Drei“* (drei reicher Grundbesitzer in der Markt) spielt, das sei nicht verraten. Es hieße den Leser eines Vergnügens berauben. Elise Wolfram.

— *General v. Soeben im Feldzuge 1866* gegen Hannover und die süddeutschen Staaten und meine Erlebnisse in diesem Feldzuge als Generalstabs-offizier der Division Oesterl. Von v. Jena, Generalleutnant v. D. Berlin, R. Gieschmidt. — Das Werk enthält über die kriegerischen Ereignisse zwar nichts Neues, was nicht schon Lettow-Vorbed in seiner Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland erwähnt hätte, bringt jedoch eine Menge persönlicher Erinnerungen des damaligen Generalstabs-offiziers der 13. Division und ergoht das Charakterbild des Generals v. Soeben, welches zu genaugen am dem Buche von Gebhardt Jernin bekannt ist, in glücklicher Weise. Wenn im Vorwort jedoch behauptet wird, das dem General v. Soeben das Hauptverdienst an den Erfolgen des Feldzuges in Süddeutschland zuschreibe, so ist dies wohl etwas überschüssig. — r.

Redaktion: Dr. Julius Viskert in Leipzig.

Nr. 90.

Dienstag, den 1. August, abends.

1905.

## Ein Museum für Länderkunde.

Zu Alphonse Stübels Gedächtnis.

Von Hermann Obit.

(Schluß.)

Wir haben schon angeführt, daß die Natur nicht nur den förderlichen Charakter der Rasse, die somatischen Verhältnisse beeinflusst, sondern auch den Charakter der Kulturentwicklung bedingt, die Form, in der der Kulturgedanke in die Erscheinung tritt, mag dies nun zu materiellen Zwecken geschehen, zu des Leibes Notdurft und Nahrung, oder zu geistigen und idealen, für Wissenschaften und Künste mit dem sozialen Spiel, dem Staate. Die Welt ist ein geordnetes, planmäßiges Spiel von Energien und Kräften, die in unserem Bewußtsein nach mathematisch-mechanischen Gesetzen in die Erscheinung treten und dann als materielle von uns bezeichnet werden, oder nach logisch-ethisch-ethischen, nach denen die geistigen Ereignisse sich vollziehen. Distanziert werden die geistigen Vorgänge durch die förderlichen Verhältnisse; der Leib bedingt die Eigenart des seelischen Geschehens, die geistige Kraft an sich vermag nur schloßstein zu denken, zu fühlen und zu wollen, ohne Unterchied, hinwiederum erhält jener, der Leib, dem Bildungsraum und durch die kosmischen Einflüsse sein charakteristisches Gepräge, zu dem die geistigen Ereignisse in einem gewissen Parallelismus stehen, insoweit diese in ihrer Klangfarbe von dem Wirten der mechanischen Welt abhängen, woraus wir uns denn auch mit Sicherheit die ethnographischen Parallelen erklären können, denn in gleichartigen geographischen Provinzen müssen die Menschen gleichartig sein.

So wird die Bekleidung in erster Linie durch das Klima beengt, wie die Bekleidungsstoffe von der geographischen Provinz gegeben werden, ebenso hängt das Obdach von dem Himmelsstrich ab, unter dem ein Volk lebt, in waldreichen Gegenden wird man Holzhäuser bauen, in gebirgigen solche aus Stein, in höhlenreichen Felsen wird man in den von der Natur geschaffenen Unterhöhlen Schutz gegen die Unbilden der Witterung suchen, während man sich in tropischen Gegenden mit einem Dach aus Blättern begnügt, und weiter sind in künstlerischer Beziehung die architektonischen Stilarten von ihrer Umgebung beeinflusst, ebenso wie die Dürtonarten des deutschen Volkstheaters oder die Holzschnitten der slawischen Gesänge, hier der Irtische, dort der epische und anderwärts wieder der dramatische Charakter der Poesie oder die Bezeichnung des Monumentalen, des Malerischen oder Genrehaften in den bildenden Künsten. Wenn sich das eine Volk des Bogens und der Pfeile oder des Blastrokes, ein anderes des Speeres und der Keule bedient oder ein drittes wiederum mit der Schleuder oder dem Saßo hantiert, so hat dies seinen Grund in topographischen Verhältnissen, wie in den Spenden der Natur. Injulaner werden Geräth, Stoppmölder Reiter sein, die Menschen an den Küsten des Meeres, an den Ufern der Seen und Flüsse dem Fischfang, in Wäldern und auf wildreichen Gegenden der Jagd obliegen; wo sie um ihre Existenz besorgt sein müssen, werden sie sich der Viehzucht und dem Ackerbau widmen und mit dem Anbauwerden den Grund zu höherer Kultur, zur bürgerlichen Gesellschaft legen. Wenn die amerikanische Urbevölkerung sich ebenfalls zu einer verhältnismäßig hohen Kultur emporgeschwungen hat, wie die Aitkupa Stämme und Komara, auf den Hochebenen von Guabiro, Peru und Bolivien, oder die Aytelen und Tolteken in Mexiko oder Mittelamerika, die Maya in Yucatan, während sie andererseits auf der niedrigen Stufe der Kulturstufe stehen geblieben ist, wie wir dies an den Botschuden und Feuerländern und an anderen Stämmen sehen, so muß dies ganz besonders den lokalen Verhältnissen, in denen diese Völker sich entwickelt haben, zugeschrieben werden, wie es der Energie des deutschen Urmaltes, dem deutschen

Himmel und der deutschen Erde zuzuschreiben ist, daß die weisen Menschen die Körperlich wie geistig bevorzugten, die auferwählten sind und unter diesen wiederum die germanischen Blutes. Dem germanischen Sauerkeit erkennen wir im Romanen wieder, er ist durch die indogermanische Abzweigung in die chinesische und durch diese in die foranische und japanische Kultur übergetragen worden und die Slawen sind trotz ihrer arischen Sprache nichts anderes als mehr oder weniger germanisierte Mongolen, Finnen und Tataren, vielfach nur mit einer sehr dünnen Schicht europäischen firmen überzogen, wie auch die dem ersten Napoleon zugeschriebenen Worte besagen: „Grattoz lo Russe et vous trouvez le Tartare.“

Der Germane ist heute der Träger aller höheren Kultur negroider Herkunft, aber im nördlichen Klima gelebt, wie der Eskimo, der Weibe und der Silberfuchs, der Polarhase und andere Tiere und wo er sein blondes Lockenhaar, die blauen Augen und die helle Hautfarbe erworben hat, wie sich hier auch unser Schönheitssinn und die Anlagen zu unserer geistigen Ubergewicht entwickelt haben. Gemeiniglich ist der leistungsfähigste Teil der Germane eine neue negroide Ehe eingegangen, die die brünette Komplexion erzeugt hat, aus der die romanischen Völker stammen. Im Grunde gibt es nur zwei Urstämme, die mongoloide und die negroide.

Es gleichen ist auch die Geschichte eine Spiegelung des Bildungsraumes im menschlichen Geiste, dessen Wille durch jenen determiniert wird. Unser empirisches Zeitalter hat auf industriellen Wege dargetan, was ein früheres spekulatives philosophisch bezogen hat. Die Montesquieu in seinem Esprit des lois dem Gebanten Raum gibt, daß die Gesetze der Völker von klimatischen und irdischen Verhältnissen beeinflusst werden, so erweitert der Historiker Leo diesen, indem er ausführt, daß gewisse Richtungen menschlicher Tätigkeit an bestimmte Terraintentionen gebunden seien. So ist die Geschichte die Resultante aus dem Wirten mechanischer Energien und geistiger Kräfte, die mehr oder weniger in ihrem Spiele einander teils ergänzen, teils sich hemmen und paralysieren oder überwinden, so daß Geschichte „nicht neben, sondern innerhalb der Natur“ steht, wie Ritter sagt.

Wie mächtig aber die Natur auch auf das Gemüt einwirkt, ist wohl nie schöner und inniger, als durch Herander von Humboldt in seinen „Ideen zu einer Physiognomie der Gemüths“ zum Ausdruck gebracht worden. Hier bemerkt er in feinsinnig künstlerischer Weise: „Die Kenntnis von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschen geschieden und mit der seiner Kultur aus inniger Verknüpfung. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, höhere und heitere Stimmung der Menschheit großenteils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seinen Bewohner gemirkt! Wie find nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Golz und dem Ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Annuit und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heutigen Orient öffnete, unsere Vorfahren aus jenen milden Ätern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwelt der Griechen und die rauheren Gänge der nordischen Urwölfer verdanken größtenteils ihren eigentümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und

Tiere, den Gebirgskältern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunklen Schatten der Buchen; auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen begrenzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Raube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erbeben, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor, der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das gemeinsinnvolle Aneinanderwirken des Sinnlichen und Auserinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höherem Gesichtspunkte erhebt, einen eigenen noch zu wenig erkannten Reiz.“ Und so können wir wohl auch einmal ausnahmsweise dem Dichternort:

„Wer den Dichter will verstehen,  
Müß in Dichters Lande gehn“

eine anthropogeographische Deutung geben.

Selbst die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen und religiösen Kulte wird durch die geographische Provinz bestimmt, und es ist eine feine Beobachtung eines arabischen Geographen, die eine große Wahrheit enthält, daß die Sitten der höheren und jetzt noch bestehenden Religionen: Jorasther, Moses, Buddha, Christus und Mohammed der subtropischen Zone entspringen sind. Die Einwirkung des Bildungsraumes auf das Gemüthleben ist hier eine ganz besondere. So stimmt der behäufliche Charakter des Buddhismus mit dem passiven Charakter des Mongolen überein, während das lebensvolle Christentum in der aktiven negroiden Rasse seine Anhänger findet. Dabei ist in diesem namentlich die galicische Blutmischung, in der das griechische Element einen großen Prozentsatz bildet, von großer Bedeutung gewesen.

Wie aber die gesamte den Mensch regende Natur dessen Aussehen, dessen Sitten und Taten beeinflusst und gestaltet, ebenso wirkt dieser wiederum auf jene zurück; unverkennbar ist der Eindruck, den seine Tätigkeit auf die Pflanzonomie unserer Planeten ausübt hat. Die größten Veränderungen — bemerkt in dieser Beziehung Ritter in seiner Abhandlung: „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft“ — bedeutender als solche auch noch so großartige, wie durch Vulkane, Erdbeben oder Fluten, oder andere verheerende Naturereignissen, die momentan jede Aufmerksamkeit aufreizen, haben sich durch die besetzte Bewegung, indem der Mensch die raumerfüllende Bewegung beherrscht und sie zum Träger seiner Beherrschungen macht, wie durch das Segel oder die Kerositall, oder die Fiedelbrett, oder die Schindelfest des Kenners und des Trommeters, oder durch das Dampfschiff und anderes mehr, auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geschichte, aber in ihrem Zusammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungsbaute des Menschengeschlechtes fast unbeachtet in Menge zugetragen und diesen gegen frühere Jahrtausende zu einem andern gemacht, als er früher war, und auf ihm ganz andere Verhältnisse seiner erfüllen Räume zustande gebracht. In hierin liegt die große Mühsal des Menschengeschlechtes auch für die künftigen Jahrtausende, sein Wohnhaus, seine irdische Hülle, wie die Seele den Leib, erst nach und nach, wie das Kind im Heranwachsen zum Jünglinge seine Kraft und den Gebrauch seiner Glieder und Sinne und ihre Bewegungen und Funktionen bis zu den geistigsten Anforderungen des menschlichen Geistes anzuwenden und benutzen zu lernen. Hierin ist seine Aufgabe mit der des Pflanzers gleich, der den Acker, den er zu bebauen hat, erst nach und nach mit allen seinen Gaben kennen lernt. Durch die Befehlung der raumerfüllenden Bewegung wurde schon zu der Vönlizier Zeiten der indische Orient dem europäischen Ozeanien näher gebracht; durch sie wurde zu Columbus' Zeiten die zweite Hälfte des Erdballes, die längst von der einen geahnt, aber noch unsichtbar und ferner lag als Mondschleibe, ihr gleichsam angetraut; durch sie wurde die isolierte, südküstenliche Wasserballugel der Erde, die australische, mit ihren tausend zerstreuten Eilanden erst seit einem halben Jahrhundert überall an die bis dahin geschlossene nordöstliche Landballugel der Erde getnüpft und die früher getrennt scheinende Geshadenwelt des Planeten wurde in ihrem Gesamtkreis in allen Zonen zu einer Einheit erhoben für das Gultem der Wissenschaft, wie für die Kulturwelt und den Markt des gemeinen Lebens, des Tagesverkehres, der selbst nicht ohne merkwürdigen Einfluß auf Geschichte, Politik und allgemeine Kultur bleibt.“

So hat der Mensch ein Reg von Regen und Stegen über den Erdball ausgespannt, auf denen der Besterb hin und her wagt, der Pulsschlag des Lebens freit, wie in den Adern die

Blutwelle, wie ein perpetuum mobile, fortwährend neue Gestalten erzeugend und das Aussehen wechselnd. Wie groß sind die Wandlungen, die das Antlitz der Erde im Laufe der Geschichte durch die Menschen erfahren hat. Die Cyane hat er mit seinen Schiffen überbrückt, durchflogen mit der Schnelligkeit des Blitzes, Erdteile hat er miteinander verbunden und Erdteile wiederum getrennt, Städte erbaut und Staaten gegründet, Berge geerntet und Täler ausgefüllt, über und unter der Erde, zu Wasser und zu Lande hat er allenthalben, wohin er gekommen ist, seine Spur zurückgelassen, den Flüssen hat er seinen Lauf gewiesen, Meere eingedämmt und den Wogen neues Land abgerungen, überhaupt die besetzte und unbesetzte Natur begangen und sich dienstbar gemacht, wobei die Produktion der Länder und der Handel einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Völker ausgeübt haben.

Wohl hat man herorgehoben, daß die geographische Provinz nicht das einzige Moment bei der somatischen und kulturellen Entwicklung des Menschengeschlechtes sei; das Beispiel, die Erziehung im weitesten Sinne, Lehre und Unterweisung, wie auch Suggestion seien wesentliche Faktoren bei der Bildung der Menschheit, auch die Erbschaft spiele eine große Rolle als gestaltendes Prinzip. Sehr richtig. Aber was wir ererbte haben, ist im Grunde immer ein Erbeil der Mutter Natur, und was wir lehren, haben wir immer von ihr gelernt, so daß unser Erbeil stets den Charakter des Milieu trägt, wo es uns geworden ist und gleichfalls das, was wir unternehmend weitergeben, alle Erscheinungen, die seitdem wie die geistigen, tragen den Stempel des Ursprungsortes: „Nihil est in intellecta, quod non prius fuerit in sensu“ lehrt der englische Philosoph Locke mit dem Satze von Leibniz: „Nisi ipso intellectu.“ Nichts ist in unserem Verstande, was nicht durch die Sinne hineingekommen wäre, außer der Verstand selbst. Die Seele an sich ist eine tabula rasa, ein weißes Blatt, das die Welt beschriftet und bedruckt, wodurch die Art des Menschen bestimmt, ihm seine Signatur aufgedrückt wird, wie einem Buche durch das Geschriebene. Wir alle tragen unsere Ursprungseigenschaften mit uns herum.

Es ist bei den vielseitigen und innigen Beziehungen, in denen der Mensch zum Schauplatz seines Ursprungs und seiner weiteren Entwicklung, seiner Tätigkeit und seines Wirkens steht, ein wirkliches Verständnis der ethnischen Erscheinungen nur dann zu erzielen, wenn wir dabei auch die geographischen Verhältnisse mit in Betracht ziehen und sie im urdäologischen Zusammenhange mit dem Bildungsraume betrachten. In richtiger Würdigung der Bedeutung des seelischen Anerkennens Stübels hat denn auch der Rat der Stadt Leipzig seinen Augenblick geögert, die hochberühmte Stiftung anzunehmen und ihr einen Ehrenplatz im Grahmuseum anzuweisen, wodurch Leipzig zu einem Institute gelangt ist, dessen sich keine andere Stadt rühmen kann und das für alle Zeiten ein „monumentum aere perennans“ sein wird. Ein Tenkmal dauernder als Erz zum Preise seines Schöpfers, aber auch zu Ruh und Frommen aller, die am Ausbau der Länder- und Völkertunde arbeiten, und nicht nur dieser, sondern unserer ganzen Zeit, die im Jauch des Besterbes steht, des Besterbes unter den Völkern der Erde, des Weltvortehres.

Unter solchen Umständen treten nun aber auch an uns Pflichten heran, auch wir müssen uns des Erbes, das uns unsgelassen ist, würdig erweisen und es verdienen. Es ist dies die Aufgabe, die uns und den kommenden Geschlechtern zugefallen ist. Mit einem leuchtenden Beispiele sind uns die Schweltern Stübels vorangegangen, die es für ihre heilige Pflicht halten, im Sinne ihres Vuders weiter zu wirken und dessen Unternehmen fortzuführen und zu einem Tempel des Kultus wissenschaftlicher Wahrheit zu gestalten.

Durch eine munifizente Stiftung, die hinfür den Namen „Alphons-Stübel-Stiftung“ führen wird, ist dessen Bestehen und Ausbau für kommende Zeiten sicher gestellt und während treue Freunde, die dem Besterbenden durch viele Jahre hindurch beratend, helfend und in seinem Erdenleben festernd zur Seite gestanden haben und die wir auch heute hier unter uns zu sehen die Freude und die Ehre haben, unentwegt an den idealen Zielen festhalten und sie zu wahren eifrig bemüht sind, wollen wir das Geshäbe ablegen, gewissenhafte und sorgsame Wächter des uns anvertrauten Schazes zu sein und ihn mit allen Kräften zu hüten, zu hgen und zu pflegen in dem Geiste seines Schöpfers. In den Räumen aber, in denen unser Alphons Stübel so fleißig und rastlos tätig gewesen ist und ein Wert geschaffen hat, mit

dem er die Aufgabe seines Lebens bekräft hat, hier, wo sein Geist fortan walten wird, wollen wir diesen auch ferner zu neuen Taten auf uns wirken lassen, und indem ich Sie nun zu einem Auszuge durch die Sammlung einlade, möge jeder von Ihnen die Nähe des Freundes an seinem Werke recht lebhaft empfinden.

**Bücherbesprechungen.**

— Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von R. Lamprecht. I. Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. P. L. Heeren, F. A. Ulert, B. v. Giesebrecht und R. Lamprecht. Freundlichst bewert: Geschichte der Niederlande. Von P. J. Hof, Professor der Niederländischen Geschichte zu Leiden. Im Auftrage des Verfassers veredulicht durch Pastor C. G. Houtraum zu Keermeer. Zweiter Band. Bis 1559. Göttingen, Friedrich Andreas Perthes, N. O. X, 696 S., 8'. Preis: 18 M. — Der seit mehreren Jahren von R. Lamprecht geleitete „Heeren-Ulert“ hat mit der Veröffentlichung des vorliegenden Bandes wieder einen bemerkenswerten Schritt vorwärts getan; denn mit ihm haben Bloß „Niederlande“ den bis auf weiteres (d. h. bis zum Erscheinen des nächsten Bandes) immerhin recht ermunternden Anspruchs an den bis zum Beständigen Frieden reichenden 2. Band der „Niederlande“ von Benjaminsen (1886) erreicht. „Niederlande“ und „Burgund“ sind die beiden Stiele und Schlagwörter, die man dem eben ausgegebenen Bande zur Kennzeichnung mit auf den Weg geben könnte. Im jenen Abschnitt gilt Verfallung, in diesem Vereinigung das Spröde. Dort ist demzufolge Unruhe das vorherrschende Moment. Fländern mit seinen Ghilden, Utrecht mit seiner Feme, Hennegau mit seinem Feudalbau vermögen nichts Dauerhaftes zu bilden; ewige Kriege, Feinden und Thronwechsel geben den Hauptimpuls in dem überaus buntscheckigen Gewebe jenes unruhigen Zeitalters aus. Der Eindruck des Vorübergehenden, Unfertigen, Provisorischen, den wir davon erhalten müssen, wird in wohlthuender Weise abgemildert von dem des — verhältnismäßig — Segens, der Wiederherstellung und des Glüdes, wie wir ihn dem zweiten, dem burgundischen, Abschnitt entnehmen; aus dem Rahmen der durch Erbgang oder Einverleibung gewonnenen mächtigen Einheit fällt allein Lütich heraus. Nun haben wir die solide Grundlage für die Geschichte des 80-jährigen Freiheitskampfes und der erste Besonderen in so vielen Punkten bestehende niederländischen Republik. Hinsichtlich des umfangreichen Doppelteils wolle man die Veränderung beachten, die sich seit dem Erscheinen des ersten Bandes (vergl. Wissenschaftl. Beilage Nr. 24 vom 25. Februar 1902) wegen der inzwischen eingetretenen Erweiterung des großen Unternehmens ergeben hat.

— Ernst v. d. Nothmer, Vom Mittelmeer zum Pontus. Mit 20 Abbildungen und einer Karte. Geh. 6 M., elegant gebunden 7,50 M. Verlag des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur, F. Paetel in Berlin. — Im „naßen Osten“, inmitten des Völkergewirrs des türkischen Reiches, bereitet sich in aller Stille eine Reihe wirtschaftlicher und politischer Entscheidungen von nicht geringer Bedeutung vor. Aber merkwürdigerweise ist uns im allgemeinen der Kern des Osmanenreiches, Kleinasien, bald fremder und unbekannter als die Reiche des ferneren asiatischen Ostens, wiewohl er gerade in der Gegenwart der deutschen Forschung und dem deutschen Unternehmungsgeliste ein dankbares Feld geworden ist. Ernst v. d. Nothmer hat sich diesen Jahre in der Türkei aufgehalten und auf vierzehn größeren und kleineren Reisen hat er das Land kennen gelernt, das eine wirtschaftliche Schachlammer des Reiches ist, das aber nur des belebenden Geistes und der pflegenden Hand bedarf, damit es ein modernes Kulturland ersten Ranges werde. Ernst v. d. Nothmers Reisejournale führen vielfach in Gebiete, die von europäischem Fuß nur selten betreten worden sind. Luer durch die verschiedensten Gebirgslandschaften geht es auf den Spuren der Perser und Griechen, der römischen Legionen und der mittelalterlichen Eroberer aus Süditalien und Venetianer-mächten und besonders häufig auf den Spuren Wolkes. Die schönen kleinasiatischen Landschaften, die uns in neuerer Zeit teilweise auch Fyner und Philippson nahe gebracht haben, bilden den Hintergrund zu einem falseidolopisch wechselnden Bild von Kulturtrümmern und lebenskräftigen Kulturleimen. Aus jeder Zeile spricht die jahrelange Vertrautheit des Verfassers mit den türkischen Lebensgewohnheiten. Sehr wichtig sind darum die tiefen Einblicke in das so wenig erschlossene

Und wie ich mit einem Worte Goethes begonnen habe, so möge es mir auch gestattet sein, mit einem solchen zu schließen: „Die Götter, die ein guter Mensch betrat, / Ist eingeweiht, noch hundert Jahren klingt / Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

soziale Leben der Tieren und ihrer Völkertier. Das völlige Fehlen einer sozialen Mittelstufe im europäischen Sinn wird auch von dem Verfasser als das Grundübel des gesellschaftlichen Baues festgestellt. Leider müssen wir wiederholt die Frage vernehmen, daß in vielen Gegenden des türkischen Reiches die fleißige einheimische Arbeit von dem Bettelbesorger des Auslandes ersetzt wird, und daß somit die reigvollen Arbeitsformen der Kleinfabrik der Gemebe und Stidereien verschwinden. Orte, in denen Reisende vor achtzig Jahren noch blühende Industrie und Gewerbe bezeugten, sind verarmt, da eine Fremden mehr kommen und ihr Abgabegeld durch die billigen europäischen Waren entziehen wurde. Alles weiß der Verfasser trefflich darzustellen. Die reich eingestrichen historischen Notizen erheben das Interesse an dem Reise- werke, das zudem in einer schönen Sprache geschrieben ist. Nicht bloß der Laie, auch der Wissenschaftler wird das Buch mit großem Genuß lesen. Die Anschaulichkeit des Textes wird durch künstlerisch gut gewählte Abbildungen unterläßt. Auch des Verfassers Fleißemert ist mit ein Zeugnis dafür, wie deutsche Arbeit die Trümmer der verfallenen Herrlichkeit osmanischer Länder wieder an den Tag fördert und Hat und Hilfe für eine wirtschaftliche Erziehung jener Länder gibt.

— W. Marshall, Die Tiere der Erde. Eine vollständige Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Verlag. In 50 Lieferungen à 60 A. — Diese Zoologie liegt jetzt fertig vor uns, so daß sich ein abschließendes Urteil gewinnen läßt. Es kann im allgemeinen nur bestätigt werden, was früher vorausgesagt wurde. Die Wirbeltiere, in erster Linie Säuger und Vögel, sind gut reorganisiert, so daß der Text als Übersicht betrachtet werden darf. Von da an geht's notgedrungen, nach Maßgabe der englischen Illustrationen, immer mehr ins Kuriose. Es gehört wohl zu den Ausnahmen, daß ein Text in ähnlich willkürlicher Weise lediglich nach der Seitenzahl in Bände gegliedert wird, wie es hier geschieht ist. Der erste Band hört mitten in den Säugieren auf, nicht einmal mit einer natürlichen Gruppe, sondern mitten in den Mustelinen, ja sogar mitten in der Ordnung der Paarzeher, der zweite bringt den Rest der Säuger und die erste Hälfte der Vögel, einsch. Tauben, der dritte das übrige, das heißt auf die Vögel entfallen hier noch 122 Seiten, auf die Reptilien 70, auf die Lurche 10, auf die Fische 55 Seiten. Die Zunitaten und Mollusken zusammen müssen sich mit 10 Seiten begnügen, das ungeheure Herr der Gliederfüßer hat wenigstens 70 Seiten, die Würmer dagegen 6, die Gürteltiere 10 und die Urtiere 4 Seiten! Das Verhältnis der Wirbeltiere zu den Wirbeltieren stellt sich mithin noch weit ungünstiger als in Drehs Tierleben, wo doch nach allgemeinem Urteile den höheren Tieren bereits sehr viel Raum eingeräumt ist. Inzwischen aber hat der Fortschritt der Wissenschaft das Interesse vergrößert. Wir begnügen uns in Deutschland eben nicht mehr mit einer so flüchtigen Kenntnis der Insekten oder der marinen Fauna, welche uns durch malige Photographien irgendwelcher Vertreter vermittelt wird, die mit einem allgemeinen Guldnamen bezeichnet sind, ohne Hinzufügung der wissenschaftlichen Art- oder auch nur Gattungsbzeichnung. Es sind ja viel hübsche Sachen darunter, z. B. die grotesken Baute australischer Termiten, die dem speziellen Forschungsgebiete Saville Kent, des englischen Autors, angehören. Aber was soll man von dem Photogramm einer Riesenmuschel sagen, deren Stelle im Bild vom Verfasser besonders angegeben werden muß, damit der Leser das große Objekt von der Umgebung überhaupt unterscheiden kann! Es handelt sich doch nicht um eine Tierform, die durch Nachahmung sich verbringt. Oder hat es Zweck, die Krebstiere durch ein so schlechtes Photogramm eines überhäuteten mikroskopischen Präparates zu demonstrieren, gegenüber den vorzüglichen Abbildungen lebender Tiere, die von der Hand deutscher Forscher in alle Schulbücher übergegangen sind? Man kann es dem deutschen Verfasser kaum verübeln, wenn ihm die Lust an den Illustrationen vergangen ist, so daß er sie zum Teil gar nicht im Text erwähnt, zum Teil

ungenau benannt hat. Unter anderem ist eine ägyptische Felsenschrift als *Locusta spec.* aufgeführt! Wenn man bedenkt, daß die besten englischen Neujahrskarten bei uns in Deutschland, hier in Leipzig hergestellt werden, so kann man's eben nicht für einen glücklichen Griff halten, daß die populären englischen Bilder zu uns importiert werden. Die Übergangszeit, wo die Modephotographie die künstlerische Illustration ersetzen soll, währt hoffentlich nicht länger als nötig ist, um die Lebensäußerungen, die sich ihrer Verächtlichkeit oder ihrer Schamlosigkeit wegen dem Auge des Künstlers entziehen, dem wissenschaftlichen Material, wie man es nennen möchte, einzuverleiben! H. S.

— **Adalbert Weinhardt:** Frau Hellfried's Winterpost. Verlag der Gebr. Paetel, Berlin. — Romane in Briefform nimmt man heutigen Tages meist nicht ohne gerechtfertigtes Bedenken in die Hand. Scheint es doch, als ob in unferm Zeitalter die Kunst des Briefschreibens abhanden gekommen wäre. Um so angenehmer enttäuscht Adalbert Weinhardt's neuestes Buch, das gebanlichst Gehalt mit sein berechneter künstlerischer Form verbindet. Manches erinnert leise in „Frau Hellfried's Winterpost“ an die „Briefe, die ihn nicht erreichten“ der Freiin v. Herting; vieles ist in dieser Post sogar feiner gelangt als in dem arg überladenen Roman mit dem glänzenden Titel, wenn sie auch nicht die gleich zündende Wirkung auslösen wird, da ihr eben der hochachtbare Hintergrund fehlt. Besonders lobenswerth ist das technische Geschick, mit dem Adalbert Weinhardt den Leser die Folge und den Zusammenhang der einzelnen Geschehnisse dieses Ehe- und Familienkonflikts sich aus der Reihe der Briefe aufbauen läßt, die die einzelnen Familienglieder der im fernem Süden zur Genesung weilenden Frau Hellfried senden. Wie diese immer halb unterdrückt und bemäntelten Alarmnachrichten aus der Heimat der armen Frau Hellfried die Ruhe ihres Kuraufenthaltes in Montreux beeinträchtigen müssen, ist mit halb tragischer, halb humoristischer Wirkung vorzüglich zur Geltung gebracht. Am besten aber ist es der Verfasser gelungen, die verschiedensten Charaktere der einzelnen Briefschreiber und Briefschreiberinnen im Stil zu fixieren und die Wirkung der Ereignisse ist es dadurch zur Darstellung zu bringen. Quot capita, tot sensus, — das alte französische Wort erhält hier einmal eine lobenswürdige Bedeutung und macht das Buch zu einer der anziehenderen Neuerfindungen aus weiblicher Feder. A.

— **Schloß Erwich.** Roman von Kurt Kram. Verlag von Egon Fleischel & Co. — Kurt Kram ist ein geistvoller Autor und ein Mensch, der von den verschiedensten Scauen, mit denen uns modernen Leuten das Problem des Lebens serviert wird, gekostet hat, ohne Schaden zu nehmen. Unter dem leichten Versteck ist die Fähigkeit, sich in entgegengesetzte Lehren jedes Genres vertiefen zu können, ohne daß dabei die eigene Urtheilskraft verloren geht. Kurt Kram machte in „Schloß Erwich“ den Eindruck einer durchaus selbständigen Persönlichkeit, die in Form eines Romans eine Lebensanschauung niederlegt, die — augenblicklich wenigstens — seine eigene ist: mit Anstand und Schönheit natürlich zu leben und das übrige — das Bie und Was nach dem Tode — gewiß abzumachen. Der Mensch ist ein höheres Tier, plus Intellekt und einige Tugenden. Er lebt in Gerechtigkeit und Liebe, empfinde die Lieblichkeit und Kraft der Natur und freue sich an ihr, und richte sich in allem anderen getroßt nach den Tieren, wie sie in gesundem Instinkt und ohne torisches Pathos sich mit Anstand aus der Affäre — Leben genannt — ziehen. Alsbald werden wir gelund und glücklich sein. Das ist so ungefähr die Lebensanschauung des Schloßherrn von Erwich, der wie ein Patriarch auf seinem Besitztum herrscht und seine Ideen nicht nur predigt, sondern sie lebt. Kurt Kram beweist uns mit viel Geist, Wig und Herzenswärme die Nichtigkeit der Theorie an seinem Roman wie an einem Rechenempel, wo alles aufgeht. Die Helden sind die Zahlen, die Rechnung stimmt, alles ist richtig. Ich meine, es stimmt nicht ganz, die Charaktere sind nach dem Willen des Autors gebogen, damit das Eempel aufgehe. Da ist Regine, die Tochter des Schloßes, eine ungeborene Natur, der Vater ins Weibliche übergeht. Ihr Vater begeht an ihr mit perverfer kaltblütiger Freude die größte Infamie, die man einem Mädchen zufügen kann, und

das ohne jede Reue. Er, der vom Orde des Schloßherrn studiert hat und lebt, geht hin und ertrittet also weiter ohne Reue und befindet sich wohl. Nachdem die feilschen Stürme auf Schloß Erwich ausgebrochen, erwidert Regine vor dem Vater und bietet ihm einen Pakt an: die Ehe um dem Kinde den Namen des Vaters zu geben. Vernünftig, kaltblütig — um des Kindes willen. Dies ließ sich zur Not von einer Kraftnatur wie Regine verstehen. Daß aber ein Mensch, wie dieser Vater, sich im Laufe der Zeit in einen liebeslosen Gatten und Patriarchen Nr. 2 umwandelt, — das kann ich Kurt Kram nicht glauben. Immerhin ist Schloß Erwich ein Buch, das zum Nachdenken zwingt, und schon aus diesem Grunde kann es als Letztart empfohlen werden. Glise Wolfram.

— **Im Moor.** Novelle von Hans Eichelbach. Verlag von Albert Kuhn, Köln. — Ein hartes und vielseitiges Darstellungs- und Erzählertalent spricht aus dieser Novelle Hans Eichelbach's, das schon in der ergreifenden Lebensgeschichte des „Wasserlopfers“ sich als weit über das Durchschnittsniveau gehende Begabung erwiesen hat. Durch sein jüngstes Buch geht ein dramatischer Zug, der im Verein mit einem packenden Realismus in der Schilderung der unaussprechlich zum Katastrophe dringenden Steigerung seinen Stoff reizvoll belebt. Der Konflikt zwischen dem Schwärzer Schramm und dem Grenzaufseher, aus dem tiefen, seit Generationen eingewurzeltten Haß zwischen der holländischen Grenzbevölkerung und den „Kömlern“, den preussischen Zollbeamten, geboren, ist scharf und spannend vorgetragen. Zwischen die feindslichen Männer tritt das Weib, das, von der Not und Sorge des Lebens getrieben, dem einen das gegebene Wort gebrochen hat, um bei dem anderen den schärfsten Kampf um die dürftigste Erlösung von neuem zu durchleben. Der letzte Morgen einer längeren Gefängnisstrafe, der einsame Heimweg über die sonnendurchglähete Heide, die nächtlichen Schmuggelfahrten durch die Fährnisse der tüchtigen Moore und endlich der letzte Kampf Mann gegen Mann im welt- und menschenfernen Eulenbruch und die wundersam sein durchgeführte Katharsis in dem Gemüth des leidenschaftlich verbitterten, von glühender Gierigkeit aufgelackelten Schramm, der dann mit Einsetzung des eigenen Lebens den bisherigen Todfeind vorm Becken in das tobdringende Moor zettet, — diese Schilderungen werden, einmal gelesen, fast mit der Macht des Selbsturtheilens in der Seele des Lesers haften. A.

— **v. Hoffes Rgl. Sächs. Revidierte Handgemeinordnung vom 24. April 1873.** Neu bearbeitet von E. Michel, Regierungsrat im Rgl. Sächs. Ministerium des Innern. Neunte, vermehrte Auflage. Leipzig, Köhberg'sche Verlagsbuchhandlung, Arthur Neßberg, IX u. 450 S. 8°. 6 M. — In völlig neuem Gewande, reichlich verborgener Umfange und wesentlich ungearbeiteter Texte liegt die neunte Auflage des bekannten Handbuchs vor. Der erste Veranlasser der Ausgabe, Kreisbaupmann v. Hoffe starb in Bautzen an seinem 63. Geburtstage, am 13. März 1898 (Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 47, S. 137 f.; v. Peter, Hans Alexander v. Hoffe in dem Mitt. des Vereins für Geschichte der Stadt Weissen, V. 2, S. 242–248), nachdem er die Korrekturbogen der 8. Auflage noch auf dem Sterbelager geleitet hatte. Der neue Herausgeber hat die inzwischen erschienene Literatur sorgfältig sormert, wie die zahlreichen Quellen S. VII bis IX zeigen, hat in einem 10 Nummern umfassenden Anhang eine Reihe wichtiger Befehle, Verordnungen, Regulative (in Wulstentwürfen) in bequemer Uebersicht zusammengestellt, zu den einzelnen Paragraphen zahlreiche Erläuterungen und Entschärfungen dargeboten. Aus den letzteren sei namentlich die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts erwähnt. Das Sachregister ist von 9 auf 29 Seiten vermehrt worden. Aber auch in bisherigen Texten ist auf jeder Seite die bessere Hand sichtbar. Berweisen sei auf die Einleitung, die im Einzelausdruck, in der schärferen Anordnung (j. B. S. 9–12), in den Ausführungen gegen den Schluß mannigfache Änderungen und Ergänzungen aufweist, auf die neue Vorbemerkung zu dem Abschnitt über die Gemeinbeilehungen S. 61–68 vor § 16. Von der Befprechung der einzelnen Paragraphen muß mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum abgesehen werden. A.



Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 91.

Donnerstag, den 3. August, abends.

1905.

## Der alte Orient und die ägyptische Religion.

Von Alfred Jeremias.

In der Sammlung der Handbücher der Königl. Museen zu Berlin ist vor kurzem eine Darstellung der ägyptischen Religion aus der Feder eines hervorragenden Ägyptologen, des Direktors der ägyptischen Abteilung, Adolf Erman, erschienen. Wir begrüßen das Buch mit hoher Freude. Auf keinem anderen Gebiete der Religionsgeschichte ist es für den Nichtfachmann so schwer, selbst unter Zuhilfenahme guter Uebersetzungen sich zurecht zu finden, wie auf dem Gebiete der ägyptischen Götterlehre. Das schriftliche Material ist unübersehbar groß. Ermans Buch zeichnet ein Bild der Religion Ägyptens, „wie es sich ihm nach dreißigjähriger Beschäftigung mit den Denkmälern darstellte“. Freilich müssen wir gestehen, daß uns die Lektüre eine Enttäuschung gebracht hat. Der Verfasser erklärt im Vorwort, daß er wie seine Vorgänger nicht über die erste Orientierung auf einem verworrenen Gebiete hinausgekommen sei. Und doch hätte man meines Erachtens mit den vorhandenen Mitteln weiter kommen müssen. Es ist unsere Absicht zu zeigen, daß es einen Schlüssel zur Lösung der Rätsel der ägyptischen Religion gibt, der bisher von den führenden Vertretern der Ägyptologie achtlos beiseite gelassen wurde. Dieser Schlüssel liegt in der den gesamten Orient einschließend Ägypten beherrschenden einheitlichen Weltanschauung, wie sie durch die Keilschriftentäfelungen erschlossen werden ist.

Die Ägyptologie entstand als Wissenschaft in einer Zeit, in der man unter einseitiger philologischer Betrachtungsweise von der Ansicht ausging, die einzelnen Völker hätten eine getrennte, voneinander unabhängige Entwicklung führen können. Das laudable Bemühen dafür war China mit seiner „chinesischen Mauer“. Dazu kam nun Ägypten mit einer ganz sonderbaren fremdartigen Kultur. Wir haben inzwischen erlernt und haben den Geist dieser scheinbar separierten Kulturwelten begriffen. Insbesondere hat sich gezeigt, daß die großen vorderasiatischen Völkerwelt unter einer einheitlichen Kultur gefanden haben, ebensowohl wie moderne ostidentische durch Sprachen getrennte Völker eine gemeinsame „europäische Kultur“ haben. Ägypten gehört zum vorderen Orient. Die alte Geographie rednet es sogar zu Asien, nicht zu Afrika. Die Urkunden bezeugen überdies den lebhaften Verkehrsaustausch zwischen den Reichen am Nil und am Euphrat. Aber die modernen geistigen Beherrscher Alt-Ägyptens wollen die Konsequenzen nicht ziehen. Ihre Ägyptologie bildet in der Republik Wissenschaft einen Staat für sich. Seit Jahrzehnten gilt ihre Arbeit fast ausschließlich der philologischen Forschung. Das hat gewiß sein Gutes. Wir Babylonier könnten an der entgangenen Arbeitsmethode lernen. Aber diese Betonung der Philologie bringt die Nebensache mit sich, daß das abgegrenzte Sprachgebiet auch als abgegrenztes Kulturgebiet erscheint. Es ist Zeit, die Tore zu öffnen, die von Ägypten nach Babylon führen.

Am Schlusse seiner Einleitung sagt Erman: „Es erscheint mir richtig, den ägyptischen Glauben so zu schildern, wie er einem unbefangenen Beobachter erscheint, der von den Theorien der modernen Religionswissenschaft nicht weiß. Der Leser wird daher weder etwas von Animismus noch von Fetischismus, noch von christlichen Götterbildern, noch gar vom Monismus zu hören bekommen; wir wollen diese Dinge nicht in eine Religion hineinbringen, die sich auch ohne sie verstehen läßt.“ Man find mir durchaus damit einverstanden, daß man die Religionsgeschichte mit eingetragenen Theorien vorstreckt. Um so mehr ist man dann freilich erstaunt, in der Darstellung selbst solchen Meinungen zu begegnen. So heißt es z. B. S. 8: „Weil die Urzeit sich den Wasserreit als ein Krotobil und den Platonogot

als einen Ibis gedacht hatte, werden diese Götter nun auch später oft so dargestellt und gedacht.“ Hier wäre die in der Einleitung vom Verfasser versprochene Referenz sehr am Platze gewesen; abgesehen von dem „weil“ — denn man fragt: warum? Es wird hier Totemismus hineingetragen und zwar in die Urzeit, von der wir doch nicht das geringste wissen. Die Theorie von einem „ursprünglichen“ (ein sehr gefährliches Wort!) Totemismus geht übrigens bis Erman so weit, daß er S. 13 von der kühnsten Behauptung, der ursprüngliche Kultus habe zu dem „späteren“ Charakter nicht mehr gepaßt, darum habe man sich bei der Darstellung mit Kuhhorn begnügt, wobei aber das breite freundliche Frauentgesicht in seinem Ausdruck das Tier nicht ganz verleugne! S. 11 ist von der „Walten-“ und „Gewitterchlange Apophis“ die Rede, es wird dabei eine Theorie eingetragen, die der germanischen Mythologie entlehnt ist. In Wirklichkeit ist diese Schlange nichts anderes als die in der Mythologie der germanen Welt als Schlange oder Braue verkörperte Winter- oder Unterweltsmacht, die z. B. bei den Babyloniern Tiamat heißt.

Also wir sind einverstanden damit, daß man das Eintragen der Theorien vermeidet. Wie aber, wenn eine religiöse Grundanschauung nachgemien werden könnte, die wirklich in der ägyptischen Religion liegt? Dann würde doch wohl die Veranschaulichung dieser Grundanschauung keine Enttragung bedeuten, man würde vielmehr durch Ignorierung verhehlen sich das Verständnis der ägyptischen Religion versperrern. Wir werden zu zeigen versuchen, daß diese Grundanschauung in der Götterlehre zu finden ist, die die Götterzeiten in Beziehung zu dem gelirnten Himmel und zu den dem Laufe der großen Weltlinie parallel laufenden Naturerscheinungen (Sommer und Winter, Samen und Ernte, Frost und Hitze, Tag und Nacht) setzte. Diese Götterlehre begegnet uns in allen orientalischen Religionen. Wir nennen sie „babylonisch“, weil sie uns im alten Babylon am klarsten entwickelt ist und weil Babylon die Heimat der Chronologie ist. Sie liegt überall fertig vor, wo die ältesten Urkunden zu uns reden, und zwar in einer Weise, die ausschließt, daß dieselbe Idee unabhängig an zwei Punkten der Erde entstanden wäre. Das letztere wäre ja zum Ueberflus für zwei jo benachbarte Kulturländer wie Ägypten und Babylonien von vornherein ausgeschlossen. Daß die ägyptische Götterlehre und speziell die Pyramidenterte altalen Charakter zeigen, hat M. W. zuerst O. Staden in seinen Chronikmythen betont. Als ein Anzeichen dafür, daß die Erkenntnis sich allmählich Bahn bricht, erschien neuerdings der Vortrag des Ägyptologen Dr. B. Doernert auf dem 2. Internationalen Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte: Über den Sternkult und Tierkult bei den alten Ägyptern. Der Referent

\*) Vgl. v. Lommel, Beiträge zur Altertumskunde des Orients IV, S. 29 f.: „In dem Worte „ursprünglich“ ist der ganze Grund der Verschwiegenheit der neuen Auffassung gegeben. Es handelt sich aber lediglich um die Verhinderung der Zeitgrenze, um eine andere Auffassung vom Alter der orientalischen Kultur und ihrer Lehre. Das System ist bereits in der ältesten und bekanntesten historischen Zeit fertig, und die Aufgabe, die wir haben, ist zunächst, sein Wesen und seine Verfassungen kennen zu lernen. Erst wenn dies geschehen, kann, wer will, aber keine Festsetzung spekulieren. Innerhalb der historischen Zeit gibt es kein „ursprünglich“. . . Wenn man glaubt, daß Wesen einer Gottheit gefunden zu haben, so stellt sich meist von selbst das Wort „ursprünglich“ ein. Welt man der Sache nach, so wird man dies finden, daß dieses „ursprünglich“ keine Verzeichnung innerhalb der historischen Zeit hat, daß das ganze System bereits in der ältesten Zeit besteht.“

führt auf Grund des Befundes besonders der Pyramidentexte aus, daß der Sternkult Ägyptens als Ueberbleibe der eingewanderten Völker anzusehen sei, und weist auf den deutlichen Zusammenhang der Sonnennymphen Babilons und Ägyptens hin. Der Tierkult entspreche einer niederen Kulturstufe und sei später künstlich mit dem Astralkult verbunden worden. In der gleichen Edition des Religionsgeschichtswissenschaftlers zeigte der Astronom Edward Wahler, wie kosmologische Anschauungen der Religion der alten Ägypter zugrunde liegen, und wies hin auf die Trias des Sonne-, Mond- und Sethis- (Ihar-) Kults, der auch dem ägyptischen Kalender wissenschaftlich zugrunde liegt. Ferner versuchte er an der Hand von Darstellungen, die der 19. und 20. Dynastie (1320—1100) angehören, nachzuweisen, daß die Ägypter schon im 14. Jahrhundert v. Chr. und dann natürlich auch früher den Tierkreis gekannt haben. Ein wichtiges Specimen für ägyptische Astralreligion bot kürzlich ein kurzer Aufsatz W. Spiegelbergs über einen bei drei verschiedenen Königen vorkommenden (also liturgischen Charakter tragenden!) Pyramidentext<sup>\*)</sup>. Es heißt dort vom Toten König:

„Siehe, er kommt als Orion.“

„Siehe, Osiris kommt als Orion, Herr des Weines am schönen Westende.“

Es sprach seine Mutter: Mein Erbe.

Es sprach sein Vater: Empfangen vom Himmel, geboren von der Dwt.<sup>†</sup>

**D. Tierkreis.**

Empfangen hat dich der Himmel mit dem Orion.

Geboren hat dich die Dwt. mit dem Orion.

Es lebt, wer da lebt, nach dem Gebot der Götter.

Tu wirst leben<sup>§§</sup>).

Tu wirst emporkleben mit dem Orion an der Ostseite des Himmels.

Tu wirst hinabsteigen mit dem Orion an der Westseite des Himmels.

Der Dritter ist die Sethis mit reinen Eiben.

Sie ist es, welche euch geleitet zu den schönen Heden, welche im Himmel sind, im Ostende „rw.“

Die altägyptischen Erörterungen in der ägyptischen Religion sind so augenfällig, daß selbst Widerstrebe die der Erkenntnis nicht entziehen können. In einer Vortagung des Germanischen Buches von J. Gunkel in der Christlichen Welt 1905, Nr. 24, S. 556 finden wir folgende Anmerkung: „Es sei noch ausdrücklich bemerkt, daß, wie die mitgeteilten Stellen zeigen, der Glaube an Astralgötter nicht, wie man wohl annehmen geneigt ist, im Orient spezifisch-babylonisch, sondern daß die Hoffnung, nach dem Tode den Sternen, d. h. den Göttern gleich zu werden, unter dem Einfluß babylonischer Astralreligion entstanden sein müsse.“<sup>§§§</sup>)

So bricht sich die Erkenntnis, daß speziell die ägyptische Götterlehre astral ist, allmählich Bahn. Nur die Gruppe der berufsmäßigen Ägyptologen verhielt sich dagegen. Unter ihnen

<sup>\*)</sup> Es handelt sich in Spiegelbergs Aufsatz um eine chronologische Frage, nicht um die Frage nach dem altägyptischen Charakter.

<sup>†</sup>) Hier ist die altägyptische Trias gemeint. Orion ist das Sternbild, in dem sich nach der altorientalischen Astraltheorie der Festjahreskreis abspielt (wie der Winterkreis in den Plejaden), der entweder von der Sonne oder vom Mond abgeleitet wird. Sethis (Sunderstern) ist die Himmelskönigin, die babylonische Ihar. Die Dwtin Dwt.-t. (sie hat das Sterneterminativ, wie man beiläufig erwähnt) ist natürlich Ihar in der Unterwelt.

<sup>§§</sup>) Was freilich hier gegen den babylonischen Charakter gesagt ist, beweist nur, daß Gunkel die Meinung, die er bekämpft, mißverstanden hat. Sonst müßte er zeigen, daß er die Auffassung dieser Verhältnisse, die er widerlegen will, wüßte. Wüßte segnete, wo er finden wollte. Gunkel verwechelt nämlich immer noch babylonisch und „babylonisch“, d. h. altorientalisch-afrikan. Die „babylonisch“ gemeint ist, ist oft erklärt worden. S. Wiedler, Himmelsbild und Weltentstehung S. 5 ff. H. Jeremias, Das alte Testament im Lichte des Alten Orients, S. 6. „Babylonismus im Neuen Testament“ S. 3. Ganz unverständlich ist die Schlussfolgerung: Weil die Astraltheorie auch in Ägypten zu finden ist, deshalb ist sie nicht babylonisch. Das würde doch heißen: wenn zwei Dinge sich gleich sind, dann sind sie nicht identisch. Nach unserer Auffassung ist, wie gesagt, die Götterlehre überall astral und zwar beruht diese Lehre auf einer durch die ganze vorklassische Welt gehenden einheitlichen Weltanschauung, die wir „babylonisch“ nennen, weil sie in Babylon in verhältnismäßig früher Zeit und am stärksten ausgeprägt entgegentritt und allerdings auch deshalb, weil Babylonien als die Heimat der Astronomie zu gelten hat (s. oben).

herricht eine wahre Sternensucht. Erman nennt nicht einmal die altägyptische Auffassung unter den religionsgeschichtlichen Theorien, vor deren „Eintragung“ er warnt. Auf S. 31 ist ein ägyptisches Bilderwerk wiedergegeben, das die Himmelsgötter darstellt, die mit ihrem Körper mit Fuß und Fingerzehen den Boden berührend, sich über die liegende Erdbgötter wölbt, während der Gott Schu trennend zwischen beiden steht. Das Original, das u. a. auch in meinem Buche „Das A. Z. im Lichte des alten Orients“ S. 61 wiedergegeben ist, zeigt den Leib der Himmelsgötter mit Sternen bedeckt. Erman hat auf seiner Zeichnung die Sterne ausgelassen! Soll man die ablehnende Haltung gegen die Astraltheorie aus der Scheu vor der Konsequenz erklären? Die Konsequenz würde lauten: dann muß die ägyptische Kultur ein Abseiter der babylonischen Kultur sein. Denn der Ursprung einer Welt- und Götterlehre, welche auf die Götter gegründet ist, kann nur dort geschehen, wo eine Weltanschauung bezeugt ist und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Die Wiege der Astronomie ist aber nach einer nie verloren gegangenen Ueberlieferung das alte Babylonien gewesen.“

Das Germanische Buch könnte nun die Veranlassung geben, die gesamte Darstellung der ägyptischen Religion auf ihren Grundcharakter zu untersuchen. Es fehlt mir jedoch dazu die sachmännliche Kenntnis der Texte. Ich möchte nicht in den Fehler der Gegner auf dem eigenen Gebiete verfallen, die aus den Missverständnissen nicht herauskommen, weil sie aus sekundären Quellen schöpfen. Wer die Inschriften nicht selbst konsultieren kann, bekommt keine unmittelbare der Anschauung. Ich wäre bei der Fülle des Stoffes nicht einmal imstande, nachzuprüfen, an welchen Stellen der Text des Sterneterminativs den altägyptischen Charakter direkt bezeugt. In den Fachschriften erzählt man nur gelegentlich: Der Gottesname hat das Sterneterminativ. Darum will ich mich in folgendem damit begnügen, an der Hand des ersten Kapitels des Germanischen Buches, in dem das Wort astral nicht vorkommt und das sich der Erkenntnis altägyptischer Weltanschauung verleiht, zu zeigen, wie der Götterlehre Ägyptens die gleiche altägyptische Lehre zugrunde liegt, die wir in der babylonischen Religion finden. Vieles ist gelangt es, einen der Säulen im Staate der Ägyptologie für die Erkenntnis und für die weitere Untersuchung zu gewinnen. Das ist der Zweck dieses Aufsatzes, nicht etwa persönliche Polemik. Erman's hohe Verdienste um die Ägyptologie sind allgemein anerkannt. Es ist rein zufällig, daß meine Abtragung an sein Buch anknüpft, das eben erschienen war. Auf S. 5 gibt Erman eigentlich selbst zu, daß der Grundcharakter der ägyptischen Religion astral ist: „Wenn man die ägyptischen religiösen Vorstellungen verstehen wollte, so müßte man sich in jene ferne Kindheit des ägyptischen Volkes zurückverlegen, das flüchtig aufblühte zu dem, was über ihm am Himmel seinen Lauf nahm, und das in diesen wunderbaren Erscheinungen die Götter sah, die die Welt lenkten.“

Aber das Resultat dieser Himmelsbeobachtungen waren nicht kindlich-naive Vorstellungen von einer Himmelsflut u. dgl., wie Erman annimmt, sondern ein tiefdurchdachtes System. In einer für uns prähistorischen Zeit ist das System den vollständigen Vorstellungen einer niederen Kulturstufe mit ihren groben Tiergefallen aufgesproßt worden. Mäßigen gelinzt es und heute, die Sprache der höheren Kultur unserer Zeiten herauszulesen.“

Die Sonne erscheint nach Erman S. 7 als das rechte Auge eines Gottes, dessen linkes Auge der Mond ist. Also sind Sonne und Mond offenbar wie in Babylonien als Zwillinge gedacht. Es handelt sich um den Gott Ptahophis. Sein Kultort aber heißt die „Stadt der Zwillinge“, auch die Stadt „des Anfangs des Ra“, d. i. des Frühlingsanfangs. S. 11 lernen wir, daß die Sonne scheinend über die Schlange Apophis (= Tiämat, nicht „Wolken- und Gewitter Schlange“, s. oben) ihre Schwärze über den Himmel und durch die Unterwelt (wo die Toten, die Bewohner der „Höhlen“ wohnen, wozu man die babylonische Zer-

<sup>§§§</sup>) Vgl. Wiedler in Ex oriente lux I, 1, S. 7, 48: „Es besteht in der ägyptischen Religion ein innerer Widerspruch, insofern sich darin die Lehren einer tieferen Kulturstufe mit der ihr aufgesproßten Weltanschauung gemischt finden. Bezeichnend ist, daß gerade die ältesten Texte fast nur von altägyptischen Dingen reden.“ „Bereits das klassische Altertum hat über den Widerspruch getapelt, der in dem Wachsen dieser Weltbilder und in der unendlichen Tiefe der in ihrem Kamen verborgenen Weisheit lag.“

<sup>§§</sup>) S. J. Wiedler, Ex oriente lux I, 1, S. 28.

stellung vom bör vergleiche) vollendet — genau wie in babylonischen Mythos, wo der Kreislauf des Sonnenwagens westlich mit der Vorhüllung vom Sonnenhügel, das die Gefässer des Todes überfließt. Pantheon erscheint der Mond als Stier, wie der būru ikdu — Matub-Mond bei den Babyloniern. Wenn Erman sagt, die Rolle des Mondes sei geringer als die der Sonne, so mag das von der tatsächlichen Betonung gelten. Der Ueber\* nach ist nach Erman's eigenem Zeugnis der Mond der Hauptgott — wie in Babylon, also im Gegensatz zur ägyptischen Religion, die die Sonne betont. Denn „er ist der Gott aller Weisheit und Gelehrsamkeit und er hat die Gottesurtheil, d. h. die Schriftzeichen erfunden“ (S. 12.)“ Wenn man S. 21 weiter liest, was Erman von der Himmelsgöttin sagt, so hat man fast den Eindruck, er wende das Ionk von ihm ignorierte „System“ auf die ägyptische Göttin an. Diese „oberste der Gotinnen“ ist nämlich keine andere als die babylonische Mar-Kutu, die „danach trachtet, Himmelskönigin zu werden“, die Vollendung der Trias: Sonne, Mond, Venus. Als „Göttin des Weltens“ (Venus — Apheritern!) empfängt sie die Sonne am Westpunkte. Aufgehört nach Erman der Halbohr „ursprünglich“ eigen muß sie haben, denn sie ist das weibliche Prinzip der Mond-Stier-Gottheit (zu dem vermeintlichen „Kuß-Geficht“ s. oben). S. 13f. berichtet dann Erman, ihr Charakter als „Kuß“ werde auch dadurch angedeutet, daß man dem Frauenlopp einen Kopfschmuck gab, der aus zwei Hörnern besteht, zwischen denen die Sonne erscheint. Das Wichtigste ist dabei freilich übersehen! Wir haben hier eine klare Darstellung der Trias, die an der Spitze der Altreligion im gesamten alten Orient steht: Sonne und Mond (Hörner), getragen von der Himmelskönigin, das ist die altorientalische Trinität.“ S. 15 heißt es weiter: „In der Himmelsgöttin gefüllt sich dann weiter der Gott, der den Himmel stützt und trägt, Schu, oder wie er an manchen Orten heißt, der Himmelssträger, der Onuris. Auch als eine Säule von Luft findet er sich gedacht, und wir dürfen wohl in ihm den Gott des Luftstroms zwischen Himmel und Erde sehen.“ Im „System“ entspringt dieser Schu dem babylonischen Bel, der bei der Zerteilung des Himmels „Herr des Tierkreis“ ist, der aber auch den Aufstimm (Inan) vertreten kann im Gegensatz zur Erde (Kisar) und zum Äther, dem Himmel des summas deus Anu.

Weiter erfahren wir S. 15, daß der Nil trotz seiner Wichtigkeit für Ägypten nicht unter den Hauptgöttern des Landes auftritt, sondern sich mit der ziemlich passiven Rolle als „Vater der Götter“ begnügen muß. Auch dieser Umstand spricht laut dafür, daß die Mythologie nicht der Erde, sondern dem Himmel entnommen ist. Es scheint fast, als ob der Nil im ägyptischen System die Rolle des babylonischen Ea vertritt, so daß der Nil — Ocean wäre. Man könnte auch daran denken, daß in der Altreligion die Flüsse ein Spiegelbild himmlischer Flüsse sind (s. V. entspricht in Babylonien der Euphrat und Tigris ein himmlischer Euphrat und Tigris), die dann wohl in der Wildströme wiederzuerkennen sind. Daraus würde sich auch erklären, daß der Nilgott für die eigentliche Religion nicht viel in Betracht kommt. Die Wildströme ist für die Altreligion ohne Belang.

Die Lehre von der Totenwelt hängt nach Erman S. 16 die Verehrung von göttlichen „Bewegern“ zusammen, die den Toten die Wege in ihr dunkles Reich zeigen. Also Rebo — Herms! Das diese Bewegern als Schafale gedacht sind, erklärt Erman mit einem bereits früher beobachteten Rückfall in Totemismus, den er doch zu vermeiden versuchte, rationalistisch dadurch, daß man am Wissenstande, wo man die Toten behaltete, oberhalb in der Dämmerung Schafale herumhulchen sah. Aber der mytho-

logische Grund ist vielmehr der: die Wüste, der Begräbnisort der Ägypter, ist in der orientalischen Lehre — Unterwelt. Als Unterweltrepräsentanten erscheinen die Schafale; andere Tiere hat die Wüste nicht.

S. 17 lesen wir: „Aber das Ansehen aller dieser Schärer der Toten ist früh verblüht vor dem Ansehen des Osiris, obgleich dieser Gott überhaupt von jeder ein Herrscher der Unterwelt gewesen ist; er ist erst nachträglich dazu geworden, weil die unten (S. 34 f) erzählte Sage von ihm berichtet, daß er getötet worden sei und doch als Toter weiter lebe. Zwei Städte sind es, die vor anderen als seine Heiligstätten gelten: Tebu im Delta, das wir mit seinem späteren Namen Buhiris nennen, und Khubos in Mittelägypten, wo man ihn als den ersten Herrscher im Welten, d. h. den König der Toten, verehrt.“

Hier zeigt sich wieder deutlich der Mangel der alten Betrachtungsweise. Osiris ist wie die anderen Hauptgottheiten Repräsentant der gesamten göttlichen Macht. Je nach der Lehre bestimmter Zeitalter oder Kulturen trägt er Mondcharakter oder Sonnencharakter, Unterwelt- oder Oberweltgottheit. Osiris-Mond ist z. B. als zunehmender Mond Oberweltgottheit, als abnehmender Mond Unterweltgottheit. Die eine Lehre betont diesen, die andere jenen Charakter, oder es gehen beide nebeneinander her (vgl. Erman's eigene Worte S. 29: Die Legenden gestalten sie verschieden). Daß Osiris übrigens vorwiegend Mond ist, gibt wieder einen Hinweis nach Babylonien hin. Denn Ägypten ist das Sonnenland.

S. 20 wird die Frage aufgeworfen, wie der widerbaltige Ghnum zum Osiris, zum „Herrn des süßen Wassers“ gemacht wird, das entsprechend gewiß nicht seinem ursprünglichen (!) Charakter. Aber er ist es doch, und die Erklärung bedarf der Erklärung. Das System gibt die Lösung. Ghnum ist Widder — aries. Der Widder gehört aber nach den Kalenderystemen der ältesten geschichtlichen Zeit in den Bahnbereich des Tierkreis, der Ea gehört. Als Gott von Elephanten ist Ghnum der Wasser Gott. Sein Kult wird an den paffensten Ort gelegt. Dort sind die Katarakte. Dort tritt er in seinen Wirkungen hinaus in die Welt.

S. 21 wird uns Min (der oft auch als Horus bezeichnet wird) in verschiedener kultischer Ausprägung vorgestellt. Da er von dunkler Hautfarbe ist, so repräsentiert er entweder die Unterweltsonne oder den Neumond (Schwarzmond), je nachdem.

S. 29 sind die Froschgestalten z. nicht mit den Worten abzutun: „wie es sich für Wasserbewohner“! In der altorientalischen Lehre ist Frosch und Kröte Repräsentant der männlichen und weiblichen Zeugungskraft, s. J. Wiedler, Arabisch Semitisch Orientalisch S. 122, Forschungen III S. 293. Fernet ist — Hebel, das weibliche Prinzip, im Gegensatz zum männlichen Prinzip Schu.

Genug der Beispiele. Ich habe mich damit begnügt, das erste Kapitel zu gliedern. Zu altorientalische Altreligion wird sich als der Ariadne-Jaden für den Wirrwarr der ägyptischen Religion erweisen, wenn auch die berufenen Vertreter vorläufig nicht davon wissen wollen. Solange man sich der Erkenntnis verschließt, kann es geschehen, daß man wie Erman am Schluß seines ersten Kapitels eine Grundanschauung der orientalischen Staatslehre — die göttliche Natur des Königs, welche allein das Bestehen so vieler Nachridten des Altertums erschließt — mißverstelt und einen höchst charakteristischen und innewohnen orientalischen Mythos als — „Wahnwitz“ abtut.

Selin hat jüngst in einer Broschüre über den „Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Entwicklung der Religion Israels“ gesagt, die Ergebnisse der Ausgrabungen in Ägypten für unsere Erkenntnis der religiösen Entwicklung Israels seien fast gleich null. Wenn das richtig ist, so liegt die Schuld nicht an den Monumenten, sondern an der Ägyptologie, die gegenwärtig fast ausschließlich mit philologischer Vorarbeit beschäftigt ist. Sobald die Erkenntnis von der Jugendbrigkeit Ägyptens zur großen orientalischen Gesamtkultur nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch sich Bahn gebrochen haben wird, werden die vorhandenen Monumente neue überraschende Entdeckungen bringen, auch über die Beziehungen Ägyptens zur israelitischen Religion.

\*) Erman sagt: „Wie der Mondgott zu dieser Rolle kommt, ist leicht zu erörtern; er regelte ja die Zeiten“ Nun, das tut die Sonne doch wohl auch. Sgl. Gen. 1, 14 ff.: Sonne und Mond zur Bestimmung von Beitritten und Tagen und Jahren.

\*) Man lese hierzu noch die Ausführungen bei v. Ranke, Beiträge zur Altertumskunde des Orient IV, S. 29 ff. und vergleiche das Bild auf dem lathigischen Grabstein (ib. Ael. IV — Corpus inscr. semit. Pars I, No. 183), das die Himmelskönigin zeigt, wie sie Sonne und Mond in ihren Händen trägt

### Bücherbesprechungen.

— August Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser (Ex oriente Lux, herausg. von Prof. Büdler, 1, 2, 3). Leipzig, Ed. Weisser, 1905. 108 S. 2 M.), geb. 2,50 M. — Prof. Wünsche hat sich durch diese religionsgeschichtliche Studie ein Verdienst erworben: er hat das weitestgehende, über alle Welt vertretene Material über den Lebensbaum und das Lebenswasser nicht nur gesammelt, sondern vor allem geordnet und systematisch dargestellt, auch höchst beachtenswerte Beiträge zur Erklärung des Mythos gegeben. So verdankt mir ihm den Nachweis, daß die Frucht des Lebensbaumes das Cl ist, ferner die anspredende Deutung des Lebenswassermythos als Frühlingsmährchen. Viel zu denken gibt eine Bemerkung Cypriens des Sprachs über den Lebensbaum, er sei durch seinen Glanz „die Sonne des Paradieses“. Im Alexanderroman ist der Lebensbaum mit der Sonne, der Baum der Erkenntnis mit dem Mond besetzt (der Baum der Erkenntnis bringt den Tod, der Mond trägt im Diodotusmythos Untermenschencharakter). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Lebensbaum einem astralen Mythos sein Dasein verdankt. — Die Abhandlung ist interessant und anregend, auch für weitere Kreise verständlich geschrieben. Besondere Hervorhebung verdient die meisterhafte Übertragung des Gedichtes vom heiligen Kreuz von Heinrich v. Freiberg (S. 55 ff.) ins Hochdeutsche. J. J.

— Ickhais religiöse Volkssicht. Dargestellt und beurteilt in 4 Vorträgen von Dr. phil. Fr. Rittelmeyer. Ulm, S. Keiser. — Es ist ein Genus, diese Vorträge zu studieren, die Ickhais innere Entwicklung, Lebensauffassung vorführen und seine Kulturbeziehung darlegen. Sie sind so fesselnd wie belehrend. Sie lassen Ickhais volle Gerechtigkeit zuteil werden. Wie in seiner Beurteilung Kiehlges, so zeigt sich auch hier Rittelmeyer als der wohlwollende Sesselforger, der die Wische Ickhais aus ihrem Werbezuge und ihrem Rüstentum heraus zurecht zu verlegen sucht, um dann auf die tranken Stellen hinzuweisen und zuletzt anzugeben, wie sie gehilt werden können. Aber auch ihre Borträge lehrte er hervor. So lernen wir vor jenem einsamen Fenster und seinem heroischen Mäurerium Ehrfurcht empfinden. R. W.

— Franz Seroas' Albrecht Dürer. Berlin, Barb, Marquard & Co. — Das Porträt Dürers, dieser innerlichsten deutschen Künstlerindividualität, trägt auch äußerlich markante Züge. Demen einzeln nachzugehen, wird nicht allzu schwierig sein; ihre Zusammenhänge zu finden, bedeutet andererseits das Verhältnis nicht allein der Kunst und Persönlichkeit des Meisters, vielmehr auch seiner Epoche und vielleicht der Entwicklung der ganzen deutschen Malerei. Seroas hat seine Biographie mit diesem Verhältnis geschrieben. Er will an Dürer weniger zeigen, als der Maler, der Kupferstecher, der Holzschneidemeister geleistet: wie sie alle von demselben großen, in Leid beständig ringenden, dem Leid beständig zulebenden Menschen kommen, der dann den reifen künstlerischen Ausdruck für das Schöne findet, davon erzählt sein Buch. Es erzählt nicht mit trockener Doktrin, nicht mit lehrbuchhaftem Übermaß, aber von dem Prägnantesten und Besten spricht und ohne Abfälligkeit gerade so viel, wie ihm der knappe Raum dieser „Kunst“-Bänden gestattet. „Es ist der vornehmliche Ergeiz dieses Büchleins, Dürers Universalität den Leser, wenn auch von fernher, spüren zu lassen.“ Was Seroas da und dort immerhin nur andeutungsweise geben konnte — auf Einzelfragen etwa, ob Dürer von Barbari in Venedig oder Barbari von Dürer in Deutschland einen Teil seiner Technik gelernt, und ähnliches, durfte er sich kaum einlassen. —, gab er doch immer so, daß das lebhafteste Bedürfnis blieb, sich mit dem deutschen Maler noch weit tiefer zu beschäftigen. Und das allein schon könnte für Seroas' feingedrehtes Buch das beste Lob bedeuten. K. F. N.

— Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Duch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Wer die Lichtigungen und Romane der Ricarda Duch kennt, wird überrascht sein, daß diese Schriftstellerin scherzhafte Erzählungen veröffentlicht; denn sie hat in ihrer Darstellungswelt etwas so Bornehmes, daß man nicht recht glauben will, sie werde sich herablassen, scherzhafte Geschichten zum Amusement der Lesewelt zu erzählen. In der Tat handelt es sich nicht um jene wohlfeile Späßhaftigkeit, womit die Anekdoten-

sammlungen zur Freude der commis voyageurs ausgefattet sind. Ricarda Duch ist eine Anhängerin der alten romantischen Schule; sie hat zur Beherrschung derselben eine Schritt verfaßt, und in der Tat erinnert das Könnige in ihren Erzählungen an Ludwieg Tieck und Genossen; es ist barock und großt und die Satire blüht aus einem phantastisch zusammengestellten Gemisch heraus. So könnte die zweite Erzählung „Aus Simbos Seelenwanderungen“ von Clemens Brentano herrühren. Dieser liebt auch das Willen der Schatzkammer, der alte schöne Fenster und der junge herrliche Genossin, welcher dem hochverehrtesten Papageien den Kopf ab schlagen muß, weil dieser ein Spottlied auf einen hohen Beamten gesungen: das ist ganz gebildet nach dem Geschmack der alten romantischen Schule und eine Delikatesse für die Feinschmecker, die einen solchen aparten Humor so würdigen wissen; es wird treulich auch ästhetische Reize geben, welche die Gerichtigkeit über den Papageien, die verschiedenen Meinungen über seine Fütterung und ähnliches albern finden; aber die ganze Scherzhafte hat einen Blügeruch, der ihr einen eigenartigen Reizschmack gibt. Viel umfangreicher ist die Haupterzählung, „Der Lebenslauf des heiligen Bonneball Bind“, die ebenfalls sehr reich ist an barocksten Vorgängen, an romantischen Verwicklungen, an grotesken Figuren, wie der Maulwurfsfänger, der die Maulwurfschmänge an die Gemeinde abzuliefern hat, aber dieselben, statt die Maulwürfe abzuliegen, bequem in seinem Zimmer fabriziert. Doch einige turlöse Dinge auch in dieser Lebensbeschreibung des roaden Prinz-vor-kommen mögen, der in vieler Hinsicht an Bürgers Abt von Sankt Gallen erinnert, so ist hier das Phantastische und Absonderliche nicht Selbstzweck, sondern das Ganze ist eine Satire auf den Akerikalismus, dessen unwürdige Mitglieder zu den höchsten Ehren gelangen, im übrigen eine Illustration des alten Sprichworts: Hans kommt durch seine Dummheit fort. R. v. G.

— Wenn Frauen lieben (Lours Ames). Roman von Gyp. Einige berechtigte Überlegung von Fritz Waldstein. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Witten. — Die Verfasserin ist eine pilante Salonchriftstellerin; ihre Plaudereien aus den Pariser Salons sind oft sehr ergötzlich, ihre Portraits oft nur Silhouetten, aber mit scharfen, denen Livriens aus-geschnitten; die satirischen Streicheiler, die sie auf die Personen und Begebenheiten fallen läßt, beden schonungslos die Korruption auf, die in diesen Kreisen herrscht. Freilich, erörtern kann man sich für ihre Helden und Heldinnen nicht, zu deren Lebens-gewohnheiten der Klatsch und der Geruch gehört. Die Satire in diesem Roman richtet sich vorzugsweise gegen den „Schid“ und seine Alleinherrschaft in der Gesellschaft, gegen die Modorheiten. Der Held des „Schids“ und des Romans ist ein Dr. v. Morieres, ein Wunder von Eleganz und männlicher Schönheit, der längere Zeit in Indien war und nach Paris zurückgekehrt in dem borigen Salons den Ton angibt. Er hat einen Freund, v. Argonne, der auf ihn schändet und sein begehrtesten Jünger ist. Argonne hat eine Cousine geheiratet, eine sehr schöne Frau, aber Morieres findet nicht an ihr zu tabeln, weil sie nicht auf der Höhe des „Schids“ steht und sich nicht so kleidet, daß ihre körperlichen Borträge zur Geltung kommen. Sein Freund Argonne macht der Gattin so lange Bortwürfe, bis sie auf seine Wünsche eingeeht, läßt bei dem ersten Pariser Modefestier Kostüme machen läßt und dadurch selbst in Selbstwierigkeit gerät. Ihr Gesorjam gegen die Wünsche des Gatten hat dann zur Folge, daß Morieres sich leidenschaftlich in sie verliebt, da sie jetzt seinem Frauenideal entspricht. Er hat vorher mit einer adeligen verheirateten Jüdin, Frau v. Treuil, einen Liebeshandel, der zu einigen pilanten Bemerdigungen und Bemerdigungen führt; Dr. v. Treuil selbst hat ein Verhältnis mit einer Ballettante. Frau v. Argonne läßt sich zuletzt doch von diesem Don Juan beirren und der Schluß des Romans besteht in der Perspektive ihres Ehebruchs mit ihm, während gleichzeitig ihr Gatte so liebenswürdig ist, ihr Schulden zu bezahlen. Sie stellt also jetzt auf der Höhe des „Schids“ — und der Sünden-fall der einzigen bisher anständigen Dame in diesen Kreisen ist der bobhafte Trumpf, den die Verfasserin am Schluß auspricht. So trefflich einzelne Charaktereypen geschildert sind, so machi der Roman dennoch einen unerquicklichen Ginnrud; das ganze Willen ist so fade und öde und die Gewohnheitsänder können nur abstoßend wirken. R. v. G.

Er scheint  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis  
bei Abholung 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
andere 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Glasne Nummer 6 A.

Redaction: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 92.

Sonnabend, den 5. August, abends.

1905.

### Das Jubiläum eines Erbauungsbuches.

Es vollenden sich heuer 300 Jahre, seitdem ein Buch erschienen ist, das in seiner Bedeutung für die Blüte des religiösen Innenlebens im evangelischen Deutschland nicht seinesgleichen hat, ja das hier an der Spitze einer ganzen religiösen Literaturgattung steht, der evangelischen Erbauungsliteratur, und etwa nur mit solchen Schriften wie des Thomas à Kempis Nachfolge Christi und Bunsens Pilgerreise verglichen werden kann: es ist Johann Arnds „wahres Christentum“, das daher wohl als das Erbauungsbuch des evangelischen Deutschlands schlechthin bezeichnet werden kann. Zu Anfang des Jahres 1605 erschien das erste von den vier Büchern, zu denen es der Verfasser später erweiterte und vervollständigte. Nun ist gewiss die Geschichte des religiös-sittlichen Lebens nicht eine bloße Büchergeschichte, allein manch ein Buch ist dafür doch ein bestimmender Faktor von weit- und tiefgreifender Nachwirkung geworden. So gehört auch Arnds „wahres Christentum“ in die innere Geschichte unserer Volksebens, besonders im 17. und 18. Jahrhundert. Und noch heute hat es seinen Beruf und seine Gemeinde; Veranlassung genug, seiner und seines Verfassers mit einem Wort, zu gedenken.

Johann Arndt ist am 27. Dezember 1555 zu Ballenstedt geboren; er besuchte, wie das damals Sitte war, mehrere Schulen und Universitäten, war Theologie zu studieren, erhielt seine erste Anstellung in seinem Vaterlande Anhalt, mußte jedoch um seiner konfessionellen Träne willen von dort weichen und wirkte dann in Luedinburg, Trausnitz und Giesleben, von wo er zum Generalsuperintendenten des Fürstentums Lüneburg nach Celle berufen wurde, wo er am 11. Mai 1621 starb. Arndt hat in allen diesen Ämtern eingetreten und entscheidend gewirkt und sich dadurch eine vielseitige warme Anerkennung erworben, freilich auch zugleich viele harte und heftige Anschuldigungen zugezogen. Besonders in Celle war seine Wirkksamkeit höchst einflußreich und ausgedehnt; allein seine geschichtliche Bedeutung hat er durch seine der Predigt und Erbauungsliteratur angehörigen Schriften gewonnen. Die vollständige Ausgabe ist von J. J. Rambach in drei Foliobänden, Leipzig und Götting 1734—36. Alle übrigen aber treten jurid. hinter die Bücher „vom wahren Christentum“ nebst dem damit gewöhnlich zusammengedrungenen Gebetbuch, dem „Paradiesgärtlein“. Wie sie es dem evangelischen Christenvolke aller Stände angehen, wie tief und innig sie mit seinem religiösen Leben verstanden sind, das zeigt schon die fast unübersehbar große Zahl der Ausgaben. Noch sind sie nirgends bibliographisch zusammengestellt: es sind bis zum Jahre 1780 so heiläufig 61 gedruckt worden, wobei aber noch manche fehl. Inves auch das vergangene Jahrhundert hat eine große Zahl neuer Ausgaben gesehen, die fast durchweg wiederholt aufgelegt worden sind. Außerdem ist das Buch in fast alle lebenden Sprachen Europas und auch in manche außereuropäische überetzt worden, ein Beweis dafür, wach' weiten Rundgang durch die Welt es genommen hat. Ja, man wußte sich über seine wiederholte Benützung vor der Vernichtung aller Büchergeschichten zu ergehen, von denen in den älteren Ausgaben einleitungsweise einige abgedruckt zu sein pflegen: es schien dem Christenvolke unter dem besonderen Schutze Gottes zu stehen, so hoch und teuer wurde es von ihm gehalten. Es war eben das Erbauungsbuch für alle Stände, das seinen Weg ebenso im höchsten Bürger- und Bauernhause wie auf dem Tisch der Bornehmen und auf dem Bücherbrett der Geistlichen hatte. In seiner Anerkennung können sich denn auch die hervorragenden Stimmführer unserer Kirche kaum genügen. Da hier der Raum fehlt, um auch nur einige ihrer Worte anzuführen, so

nennen wir nur wenige Namen wie Joh. Gerhart, Heint. Müller, J. B. Andrea, Spener, Francke, Löscher, Bengel. Der letztgenannte stellt Arndt so hoch, daß er in ihm den Engel erkennen will, der nach Offenb. Joh. 14, 6 durch den Himmel fliehet und das ewige Evangelium verkündigt. Ja, auch in die katholische Kirche fand das Buch Eingang und übte ihre feine Anziehungskraft und Segenwirkung aus; man wußte wohl dabei den Namen des Verf. oder änderte ihn um, aber man mußte und bekennt, was man an dem Buche hatte. So kann man denn auch kaum einen Lebenslauf irgend einer bedeutenderen christlichen Persönlichkeit des 17. und 18. Jahrhunderts verfolgen, ohne immer von neuem davon zu hören, wach' entscheidender Einfluß von ihm ausgegangen ist. Lohnd hat in seinen Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während des dreißigjährigen Krieges' eine Anzahl solcher Lebensläufe zusammengestellt: wie oft lehrte das Buch darin wieder und zwar bei Personen aus allen Ständen vom Fürsten und Staatsmann bis zum Landmann! Wenn unser Volk das unbesiegbare Hind und die unlagbare Drangsal des dreißigjährigen Krieges überstanden und sich selbst wiedergefunden hat, wenn nach den Zeiten des Krieges eine Erneuerung und Kräftigung seines religiösen Lebens eintreten konnte, so hat die stille, feine Segenwirkung, die dieses Buch auf das religiös-sittliche Leben ausübte, einen großen Anteil daran. Von Anfang an erfuhr sein Verf. freilich ebenso viel Anerkennung wie Anerkennung. Während ihm von allen Seiten und aus teilweise sehr entlegenen Orten Zuschriften dankensvoller Leser zufamen und weit und breit eine lebhafteste Nachfrage nach dem Buche entband, wurde er zugleich aus das härteste angegriffen. Es entbrannte über das Buch ein heftiger Streit, der in der Weise jener Zeit geführt wurde und sich bis auf die Kugeln verirrte; es entstand darüber eine ganze Literatur. Arndt, ein Mann von sehr zartem Gewissen und sehr tiefem Gefühl, war dadurch so ergriffen, daß er zunächst von der Veröffentlichung der weiteren Bücher abließ und sie erst im Jahre 1609, dem vielsachen Drängen seiner Freunde nachgebend, im Druck erscheinen ließ. Daß das Buch bei seinem ersten Erscheinen in manchen Ausdrücken und Wendungen der Boreingenommenheit Anlaß zum Widerspruch gab, ja selbst falsch verstanden werden konnte, soll nicht geleugnet werden, hat doch Arndt selbst in den späteren Ausgaben manches zurechtzufassen gefunden; allein was den mächtigen Eindruck hervorbrachte, bei den einen den freudigen Zustimmung, bei den anderen den ärgerlichen Widerstand, war die hier herrschende, ganz ungewohnte Betrachtungsweise. Arndt bekennt sich wiederholt auf unzweideutige und nachdrückliche zu dem Glauben und der Lehre der lutherischen Kirche, erklärt auch ausdrücklich, daß seine Ausführungen ganz in diesem Sinne gemeint seien und verstanden sein sollten. So war für ihn auch, wie er wiederholt versichert, der Haupt- und Grundartikel des lutherischen Bekenntnisses, der von der Rechtfertigung aus dem Glauben, der Herkunft des Christentums. Daher war er weit entfernt davon irgend etwas Neues lehren und einfließen zu wollen. Klein das Christentum war völlig in die Lehre aufgegangen, in ihre richtige Darstellung, Durchführung, Erhaltung; der lebendige Glaube war zum toten Wissen, die Glaubenswissenschaft eine bloße Wissenschaft und Wortkunst geworden. Was Arndt zu seinem großen Schmerze weit und breit in der Kirche vernahm, das war das Leben, wirkliches Leben und aus Gott. Er schreibt: „Die Wahrheit der wahren Religion liegt mir so am Herzen als jemand auf der ganzen Welt, ich verteidige keine falsche Meinung; nur dafür bemühe ich mich, daß mit der wahren christlichen Religion auch ein christliches Leben überein

stimme.“ Ferner: „Terwegen, lege ich anjehö dasjenige hin, welches das vornehmste und innerste Stück der Theologie ist, nemlich das man alle Art zu lehren und zu schreiben dahin anwenden müsse, daß man den Menschen in sich lehre... Denn inwendig ist das Reich Gottes mit allen seinen Gütern“ um. Nun hatten die Väter der Reformation doch freilich nicht anders gemeint; und wenn Luther vom Glauben redet, so meint er nach seinem bekannten Ausdruck, daß mächtige, lebendige, geschäftige Ding, das immer im Tun ist.“ Allein das triumphierende Bewußtsein, im Besitz der reinen Lehre zu sein, schlug so einseitig vor, und die immer neuen Streitigkeiten über diese Lehre und ihre richtige Formulierung nahmen die Geister so ganz in Anspruch, daß die biblischen und reformatorischen Gedanken über den Glauben als Kraft eines neuen Lebens völlig in den Hintergrund getreten waren. Als daher Arndt diese Gedanken mit all dem mächtigen Ernst einer ausgereiften sittlichen Persönlichkeit der Zeit ins Bewußtsein hob, da konnte es nicht fehlen, daß sie den argsten Mißverständnissen, Verzerrungen und Anfeindungen ausgesetzt waren, scheint es doch, als ob die theologische Welt jener Tage jebedamal einen wahren Triumph gefeiert hätte, wenn es ihr gelang Abweichungen von der reinen Lehre zu entbeden und ans Licht zu ziehen. Und dazu ging Arndt in seiner Darstellung des christlichen Glaubenslebens auf Gedanken zurück, die bereits fast im Geruch der Heterie standen. Das wahre Christentum bestche, so erklärt er sogleich in den ersten Sätzen der Vorrede zum ersten Buch, darin, daß Adam in uns herbe und Christus in uns lebe. Gedante und Ausdruck geben über die Reformation zurück und weisen auf die ablehnende Literatur des ausgehenden Mittelalters. Und an diese knüpft Arndt vielfach an, namentlich an Tauler, Thomas a Kempis, J. Staupis und an die sog. „deutsche Theologie“. Auch Luther hatte sich feinerzeit von diesen stark beeinflussen lassen, er hatte das von ihm „deutsche Theologie“ genannte Büchlein selbst ans Licht gezogen und mit einer Vorrede begleitet, in der er ihm die höchste Anerkennung spendet. Das Büchlein wie jene ganze Theologie ist von dem Geiste einer edeln Mystik durchdrungen, und diese nahm Arndt wieder auf, um durch sie doch veräußerlichte Christentum seiner Zeit wieder zu vertieuen, zu verinnerlichen und zu Kräfte eines neuen Lebens zu entbeden. Es ist schon darauf hingedeutet worden, daß darin leicht etwas Irreführendes liegt, und daß Arndt nicht ganz genau verstanden hat, und auch nach daher die Angriffe auf ihn einen Schein der Berechtigung gemannen; liegt doch auch für Luther der grundlegende Ausgangspunkt für die christliche Lebensführung noch so anders, vorauf aber hier nicht weiter eingegangen werden kann. Allein dem evangelischen Volke erschien in seinen beghimmten Streifen das Buch wie ein Quell frischen Lebenswassers, aus dem Kraft und Erquickung trank. Es ist auch nach der formalen

Seite ein sehr beachtenswert und hat um seiner sichtlich natürlichen und doch zugleich gehaltenen und tiefinnigen Darstellung willen seinen Platz in der deutschen Literatur, wie denn J. Kurz seines Lobes voll ist. Es redet die Sprache tiefsten sittlichen Ernstes, der doch zugleich ganz Anbacht, ganz Erhebung zu Gott ist; es legt das nachdrücklichste Zeugnis ab gegen die oftentander sittlichen Schäden seiner Zeit, aber es moralisirt nicht es erbaud, das Wort im besten Sinn genommen; es weht darin ein Geist inniger Gemeinschaft mit Gott, dessen heiligen Lebenskraft wir an und spüren müssen. Auf seinen Inhalt eingegangen, steht hier der Raum; nur das sei bemerkt, daß die innere Entfaltung des Christenlebens nach seinen verschiedenen Seiten hin darstellt, dies aber nicht in streng systematischer Gedantenfolge, sondern es kommt auf dieselben Gegenstände wiederholt in anderer Beleuchtung zu sprechen. Das vierte Buch ist der Betrachtung der Natur als der Offenbarungshülle der Herrlichkeit Gottes gewidmet: Arndt hätte eine ausgeprochene Neigung für die Naturwissenschaft, wie sie damals betrieben wurde. Das bloße laute Reden des sittlichen Willens, das Versinken in die Gottheit, der innere stille Sabbat der Seele, das Lob- und Bedingeworden von aller Kreatur u. a. sind Spuren jener erdachten mystischen Betrachtungsweise, die sich allenthalben in dem Buche finden, sie wollen richtig verstanden und an ihren rechten Ort gestellt sein. Aber wer wüßte auch nicht, daß in dem Worten der Mystik sich die herrlichsten und edelsten Blüten gläubiger Hingabe an Gott entfalten haben? Die evangelische Gemeinde hat bei Arndt viele solche Blüten gefunden und sich daran erquickt. Und sie mögen ein Zeugnis sein von der unter allen lebendigen Gliedern der Kirche vorhandenen Einigkeit im Geiste, die durch alle scharfe äußere Zertrennung nicht ausgehoben werden kann. Wenn das Buch mit seinen etwa 500 eingedruckten Seiten unserm nervös ungeduldrigen Geiste eine Geduldprobe auferlegt, besonders weil ihm dabei der Reiz einer scharf zugespitzten Darstellung fehlt, der uns das Interesse erhält, so ist die schlichte einfache Sprache des Buchs ein um so bereedertes Zeugnis für seine innere Wahrheit, und so liebt man sich an ihm auch nicht so bald satt, man findet darin je länger, desto mehr. Es gehört zu den Schätzen unrer Erbauungsliteratur, die so leicht nicht verdalten; es hat für die, die von einem inneren Leben im Lichte Gottes etwas wissen, auch heute noch seinen Beruf.

Die gangbarsten neuen Ausgaben sind die vom Evangelischen Bücherverein in Berlin, die der Agentur des Rauhen Hauses, die Stuttgarter Stereotypausgabe (bei J. F. Steinkopf), die vom Christlichen Kolportageverein in Boden-Boden und Geroldsbad. Den von Arndt herausgegebenen vier Büchern wurde später noch ein fünftes und ein sechstes Buch hinzugefügt, in denen kleinere Ergänzungs- und Erläuterungsschriften Arndts zum „wahren Christentum“ gesammelt sind. J. Winter.

**Bücherbesprechungen.**

— Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Hefungen à 1  $\mathcal{M}$ . Herausgegeben von B. W. Fische unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. 12. Heftung. Jittau, Haack & Bodenmann. — Mit dieser Heftung 12, die sich vermöge der Reichhaltigkeit ihres Inhalts von selbst zu einer Doppelnummer gestaltet, so daß sich der Gesamtpreis des Wertes auf 13  $\mathcal{M}$  erhöht, liegt Gises nationales Sächsenwerk vollendet vor. Zuerst behandelt Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Max Jordan-Berlin den Schmud des Treppenbaues im Königl. Albertinum zu Dresden, dessen Gemälde- und plastischer Schmud von Hermann Brell auch im Bilde wiederzugeben wird. Sodann trägt Dr. B. Brudmüller-Veipzig reiches Material zu dem Kapitel vom geistigen Leben Veppigs in der Zeit von 1680 bis 1830 zusammen. Die Darstellung, der viel interessante Illustrationen beigegeben sind, erweitert sich unter der kundigen Hand des Verfassers unwillkürlich zu einem Kultur- und der ganzen Zeit dieser anberthals hundert Jahre. Hierauf beschließt Heinrich Gebauer seine im Vorbest begonnenen Ausführungen über Volkshilfsbildungsbereitungen und Volkshilfsfahrtsätze in Sachsen, indem er über die gemeinnützigen Einrichtungen und Gesellschaften und Vereine in Dresden und sodann die in Veppig (Schreibergärten u. v. a.) und in anderen Städten unseres engeren Vaterlandes berichtet. Mit B. Schlegel treten wir eine Stammwanderung vom Pfälzberg zur Elbe an. Eine Stammwanderung hier ist nach des Verfassers Ansicht leichter

auszuführen und lohnender, als beispielsweise auf dem Rennsteig in Thüringen, wo der Wald doch vielfach verbedet ist, im Waldedicht einhergeht, so daß man seinen rechten Überblick hat. Im übrigen haben Stammwanderungen einen großen Reiz, wie J. B. derjenige bestätigen wird, der einmal die Kammtreue zwischen dem Weissen See und der berühmten Schlucht im Münsfelder hoch oben auf den Vogesen, immer die Grenze entlang, in stundenlangem March und gemaltiger Berg-einsamkeit besichtigt hat. Nirgend hat man das Gefühl der Freiheit so, wie hoch oben, wo man die Welt unter sich, den Himmel über sich hat, und nirgend kommt der Mensch so zum Bewußtsein seiner selbst, als zwischen Himmel und Erde. Das wird auch bei einer Stammwanderung durch die sächsischen Vande der Fall sein, die vom Pfälzberg zur Elbe führt, vom Reilberg, von Oberweital über den Greifenstein, Seiffen, Altenberg, Jannwald bis Schöna und Königstein an der Elbe. Mit Schlegel als Reisegenossen haben wir gleichzeitig ein gut Stück schöne Landes- und Volkstunde kennen gelernt. Vau und Leute werden dem Leser im Bilde reichlich veranschaulicht. Eine andere nicht minder willkommene Wanderfahrt treten wir mit dem A. S. Kommissionsrat K. Reichsach an, der uns von Baugen bis zum Dobin führt, diesem „Wunderort Gottes“, wie Kaiser Friedrich den Cobin bezeichnet hat. Hochtisch, Vobau, Jittau bilden hier die Stationen der Fahrt durch das Lausitzer Land, die naturgemäß in der zuletzt genannten Stadt am längsten Halt macht, wo man sich ganz dem Dobin, seiner landschaftlichen Lage und Schönheit, seinen Bauten, seinem Kloster, seinen

Rinnen, seinem Friedhof, seinem Museum widmet, was alles in den Illustrationen veranschaulicht wird. Die Wenden betitelt sich eine Skizze von Hans Moser, die uns mit dem Volk der Wenden, das sich haarkreu ganz in unser heutiges Volkstum eingefügt hat, seiner Geschichte, seinen Bräuden und Sitten beschäftigt. Auch hier sind Bilder beigegeben. Analog dem Eingangsbartel des Wschelgen Bräutwerfels, in dem sich Pfarrer Franz Blandmeiler in Dresden mit den Eigenschaften des Sachsenstammes abgibt, steht als Ausgangaufstieg des Ganzen eine Ansprache von Dr. Felix Bod-Weinhold, die vom Wesen und Wert des sächsischen Stammestums handelt. Auch hier macht sich das Bestreben geltend, Berechtigtheil wahren zu lassen, die Schwächen des Stammes nicht zu verschweigen, aber auch seine starken Seiten hervorzuheben, die sich im Wandel der Zeiten bewährt und unter dem Trud ungünstiger Umstände nur gekräftigt haben, der Trieb zum Vaterlande, zum Christentum, Rechtstum, zur Monarchie, der Götterglaube, das Göttertrauen, die Religiosität, das Festhalten am Evangelium, die Liebe zur Dynastie, Fleiß und Arbeitssamkeit, Mühsigkeit, Schaffenstrieb, die miltärische Tüchtigkeit, die sich in allen Lagen im Laufe der nicht immer freudvolleren Geschichte bewährt hat, das Gemüth, die Neigung zu Musik, Gesang und Poesie, Verstand und Denken, Intelligenz, Bildungstrieb. Es sind das alles Eigenschaften, die oft nicht genügend anerkannt werden, von weniger guten Eigenschaften überwiegend worden sind, jetzt aber wieder mehr hervorzuheben, unter dem Einfluß günstigerer Ausläufe und einer anderen politischen Entwicklung. Das man sich hütet, den Völkervertrug mit den sächsischen Volkstheorien als ein zu betrachten, das ist mit das Verdienst von Victor Gschel Buch, dessen Widmung König Friedrich August angenommen hat. Das Wert wird in dieser Beziehung weiter wirken, denn es ist nicht dazu bestimmt, einer Zeitchrift gleich zu verschwinden, sondern als Buch, als etwas Fertiges, Gebundenes fortzuleben, zu Beispielen als Zeichen zu dienen, den Schulbüchlehen einverleibt und fleißig gelesen zu werden, den Familiäthen zu pieren. Eine Zusammenfassung von Fleiß und Arbeit führt darin, der Mitarbeiter, des Herausgebers selbst, der zu wahren und zu sichten hat. Denn hätte Gschel alles bringen wollen, was wert und gut und charakteristisch für die Sachsenlande war, wenig Bände hätten nicht ausgereicht. So mußte man sich auf den verhältnismäßig bescheidenen Raum, von einem Duzend Seiten mit einem halb Leuzens Seiten beschränken und die Auswahl vor nicht leicht. Im ganzen und großen wird man ihr aber beipflichten müssen. Gegenüber dem Inhalt paart sich mit geschmackvoller Darstellung, der reiche Bilderdruck bildet eine willkommene Ergänzung des Textes, Kunstblätter sind eine Zierde des Ganzen. In den Flus der Prosa der Historiker bringen die Verse der Dichter, die zum Lobe der Heimat singen, eine angenehme Abwechslung. So möge das Wert nun hinausziehen in die Welt, einem Wanderer gleich, der das Glück auf seiner Fahrt zu finden hofft, und sein Ziel erreichen! Beste Wünsche begleiten es auf seinem Wege. Für das Ganze sind geschmackvolle Einbanddecken zu 3 K hergestellt, was wir nicht unterlassen wollen zu bemerken. Denn auch äußerlich soll „Aus den Sachsenlande“ die Vornehmheit zur Schau tragen, die ihm im Innern eigen ist. J. R.

— Bekfällliche Stadtrechte. (Veröffentlichungen der Viktorischen Kommission für Westfalen. Rechtsquellen.) Abteilung I. Die Stadtrechte der Grafschaft Marl. Heft 2: Hamm, bearbeitet von Dr. Alfred Doermann, Stadtarhivar in Erfurt. Mit Unterstützung der Stadt Hamm herausgegeben. Mit einem Faksimile des ältesten Stadtrechts, der Merianschen Stadtabtastung von etwa 1647 und einem Stadtplane. Gr. 8° VI und 200 Seiten. Münster i. W., Kichenhoff. — Der vorliegende Band ist gleich dem von Doermann in obiger Sammlung herausgegebenen 1. Hefte (das Stadtrecht von Lippstadt) nach denselben Grundbänden bearbeitet worden, so daß die Einteilung des Stoffes sowohl in der Einteilung wie in der Einleitung ungefähr die nämliche ist. Doermanns neueste Publikation über Hamm liefert für das Gebiet der Rechtsgeschichte und der Stadtrechte in juristischem Sinne nur wenig Material und infolge der Rüstigkeit der Überlieferung tritt der Entwicklungsgang der dortigen Gerichtsvorfassung nicht so klar wie bei Lippstadt hervor. Für die Geschichte der Stadtvorfassung aber ist die außerordentlich gründlich bearbeitete Veröffentlichung von böhem Herr, da hierfür und vor allem für die Entwidlung der brandenburgischen Politik den Städten gegenüber (vom Regierungsantritt des Großen Kurfürsten bis zur Städteform

Friedrich Wilhelms I.) das Material reichhaltiger ist. Doermann schildert in der Einleitung zunächst die Gründung der Stadt Hamm (1226), deren Lage und Bevölkerung (Bürger, Eingekessene, Ministerialen, Weilligkeit, Juden) und verfaßt uns dann einen eingehenden Einblick in die Stadtvorfassung (das Verhältnis der Stadtrechte zur Stadt, ihre Rechte als Inhaber der landesherrlichen Gewalt und als Grund- und Gemeindeglieder, ihre Einkünfte, die landesherrlichen Beamten, der stehende und alte Rat, Magistratsbeamte, Erbgenossen, Zünfte), Gerichtsverfassung (landesherrliche Stadt-, Kriminal-, Bürgen- und Freigerichte, Rats- und städtische Appellationsgerichte) und Stadtvorfaltung (allgemeine und Finanzverwaltungs). Ein Ferner behandelt das Stadtrechtsprivileg für Rate (Hamm). Hieran schließt sich der Abdruck der nach den modernen Editionsprinzipien herausgegebenen Privilegien und Rejessie (Erste Heite des 13. Jahrhunderts bis 1778), Statuten und Willküren (14. Jahrhundert bis 1773), Zusatzurkunden (1444—1778), sowie ein Verzeichnis der landesherrlichen Richter zu Hamm und der Ratslisten (13. Jahrhundert bis 1628). Das hier gebotene Urkunden- und Aktenmaterial entlammt den Staatsarchiven zu Berlin und Münster, zum größten Teile aber dem Archiv der Stadt Hamm, deren Urkundenbuch sich fast vollständig erhalten hat. Auf Seite 121—124 finden sich noch vollständige Nachträge. Diese bringen teils in extenso, teils im Regest, teils nur in Form kurzer Anmerkungen zu bestimmten Urkunden der Publikation oder zu Sätzen der Einleitung das Urkundenmaterial eines bisher unbekanntes Statutenbuchs, welches kurz vor Abschluß obigen Werkes im Rathaus zu Hamm aufgefunden wurde. Der reichlich verbintvollene Schritt, die sich würdig der früheren trefflichen Publikation des Herausgebers über das Stadtrecht von Lippstadt anschließt, ist am Schluß ein Sachregister (mit einigen von Professor Dr. Johannes-München verfaßten Erläuterungen einzelner schwieriger Worte) beigegeben. K. v. K.

— Bauer Dr. Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine volkswissenschaftliche Studie. Stuttgart, B. Kohlhammer, 3,50 K. — In seiner überaus anschaulich geschriebenen, auf eine umfangreiche Literatur sich stützenden Studie gibt der Verfasser einen Einblick in das ganze Wohnungs- und Baufeld, wie sie die modernen Häuserblock mit ihren Mietkafalern mit sich bringen bilden eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die ganze Stadtbevölkerung, die auf die Dauer nicht ohne Rückwirkung auf die Rasse bleiben kann — mocht doch jetzt schon über die Hälfte der Gesamtbevölkerung in Südben. Eine bereite Sprache führen die mit großer Obekühnheit angelegenen Statistiken über Kindersterblichkeit und Todesfälle an anstehenden Krankeiten. Eine Sanierung dieser Verhältnisse erfordert der Verfasser einmal in der Anberung des Hausbaues. Am Stelle der Mietkafalern wird das Einfamilienhaus oder das Mietshaus mit nur wenigen Stockwerken gefordert mit hinterbaufrerer gärtnerischer Anlage. Die ganze Anlage der Stadt selbst muß von Grund auf geändert werden. „Am Stelle des zusammenhängenden Häusermeeres tritt ein Konglomerat kleinerer und größerer Ortschaften, zwischen welchen Parkanlagen, Felder und Wälder der Stadt Luft und den Stadtern außerdem Bewegung im Freien garantieren.“ (S. 128.) Diese Forderungen werden utopisch klingen, aber wenn die kommunale und staatliche Gesetzgebung gegen die Auswüchse der Bodenpekulation mit Energie eintritt, dann dürfte doch manches noch zur Durchführung zu bringen sein. Vorläufig erhält ja die städtische Bevölkerung noch eine Aufriktion und Erneuerung durch den Zug der Landbevölkerung nach der Stadt. Der Zeitpunkt, wann dieser Zug nicht mehr in qualitativer und quantitativer genügender Weise erfolgen kann, liegt vielleicht näher, als man fürs Erste denkt. Es liegt im allgemeinen Interesse, der bei Fortbau der genannten Schäden entretenden Entartung der Rasse vorzubeugen auch auf dem Gebiete, das der Verfasser in so wohlglänzender Weise zum Problem seiner Studie gemacht hat. — t.

— Die Selbstkostenberechnung industrieller Betriebe. Von Friedrich Veitner. 1905. J. D. Sauerländer Verlag in Frankfurt a. M. Preis: broch. K 3; geb. K 3,60. — Wenn ein Gewerbetreibender oder ein Fabrikant, den man allgemein für „gut“ hielt, seine Zahlungen eingestell und Konten angemeldet hat, so sieht man sich verundert an und fragt: wie ist das möglich? Der Mann war von früh bis abends im Geschäft tätig, hatte seine Aufsührung in Ordnung, machte wenig Ruinwand, verkaufte seine Waren nicht billiger als

seine Konkurrenten und arbeitet doch mit Verluſt! Bei näherer Unterſuchung durch Sachverſtändige ſtellt ſich dann heraus, daß trotz taſſelſor kaufmänniſcher Budſudigung ein wichtiger Faktor des Gewerbetriebs nicht genug beachtet worden iſt, nämlich die betriebstechniſche Kalkulation oder die Unkoſtenrechnung in den einzelnen Betriebszweigen und in der Geſamtheit. Sie iſt ſchwierig, erfordert viel Kunterkumlei und Zeit und daher wird der Preis der eigenen Fabrikate den Preiſen der Konkurrenten ungerath, die an anderen Plätzen vielleicht mit geringeren Unkoſten und unter günſtigern Verhältniſſen arbeiten. Die vorhandene Literatur über die techniſche Kalkulation, die viel ſchwieriger iſt als die kaufmänniſche, iſt einſeitig nur für einzelne Zweige der Induſtrie beſtimmt. Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, und dem mißam geſammelten Material die allgemeinen Geſichtspunkte zu gewinnen, die bei der Koſtenrechnung maßgebend ſein müſſen. Er ſagt mit Recht: „Eine richtige Selbſtkoſtenrechnung iſt in Unternehmen mit Spezialfabrikation nicht ſelbſt ein Ideal, bei deſſen Verluſt es darauf ankommt, die Grenzen des Erreichbaren möglich weit gegen das zu erſtrebende Ziel hinauszufchieben“ und „Ein gut organiſirtes Koſtensystem muß ſich den beſonderen Verhältniſſen anpaſſen, deſhalb läßt ſich kein allgemein gültiges Schema der Unkoſtenrechnung und der Kalkulation aufſtellen.“ — Nach einer Uebersicht über die Notwendigkeit des Kalkulirens, über Koſtenvornahmeſiſt und Preispolitik behandelt die Schrift die Materialkoſten, Materialloſte, Abfallkoſten, Lohnkoſten, Sonderkoſten, indirekte Koſten und ihre Berechnung, prozentuelle Aufſchläge und den Eintragsaufſchlag. Von großer Wichtigkeit ſind die Schlußparagrafen über Fertigungs- und Selbſtkoſtenpreis, über Bewertung der Halbfabrikate, Rentabilitätsberechnung, Gründungsplan und Normalkalkulation. Die praktiſchen Beſpiele ſind der Metallwaren-, chemiſchen, Montan- und Textilinduſtrie entnommen. Sehr ausführlich wird dabei die Berechnung der Generalkoſten auf die Unterbetriebe und die Einzelfabrikate erläutert. Auch auf ſolche Selbſtkoſtenberechnung, die in der Unkenntniß des Kalkulirenden begründet iſt, wird an geeigneten Stellen hingewieſen. Um dem Anfänger die Schwierigkeiten der Selbſtkoſtenberechnung zu zeigen, iſt als Anhang die Unkoſtenſtatistik des Holzmeiſers einer wäſſerlichen Metallwarenfabrik vorgeführt. Gewerbetreibende und Betriebsleiter werden durch das Buch Anregung erhalten, ihren biſherigen Modus der Koſtenrechnung zu prüfen und etwaige Fehler zu beseitigen. Die Mühe lohnt ſich durch ſteigenden Geſchäftsgewinn. Ha.

— Für Eltern und Vormünder, die vor die Frage der Berufswahl ihrer Söhne und Pflegeſöhne ſtehen und beſorgniſſen, ſie dem kaufmänniſchen Beruf zuzuwenden, erſcheint recht geſehen in dem Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, herausgegeben im Auftrag des Verbandes mitteldeuſcher Handelskammern von Dr. Carl Faulhaber, Einbitus der Handelskammer zu Brandenburg a. N., zum Ladenpreis von 30 s ein kleines Schriftchen: „Der kaufmänniſche Lehrvertrag“. „Inſterformulare“. — Dieſe Formulare, vom Verbands auf ihre Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit geprüft, werden ſicherlich vielen Eltern und Lehrherren ſehr willkommen ſein, da nach der neueren Geſetzgebung die Anforderungen an beide Teile ſolche ſind, daß ein ſchriftlicher Vertrag nicht nur vorteilhaft, ſondern sogar recht notwendig iſt und vom Handelsgeſetzbuch ſelbſt nahegelegt wird. Das Schriftchen enthält zur Erläuterung eine Zusammenſtellung der rechtlichen Grundlagen des kaufmänniſchen Lehrverhältniſſes (Ert. richtungen des Lehrherren, des Lehrlings und des geſetzlichen Betreuers des Lehrlings), einen kurzen Ueberblick über die Zuſtändlichkeiten der Reichs- und Provinzialgeſetzgebung und über die Konturrenzklaufe. Den letzten Abſchnitt bildet eine kurze Darlegung des zur Ausübung von Streitigkeiten aus dem Lehrverhältnis in Betracht kommenden Gerichtsverfahrens unter Verüchſichtigung des tüchtig in Kraft getretenen Geſetzes über Kaufmannsgerichte. Eine ſolche kurze Zusammenfaſſung in einem beſonderen, billigen Schriftchen hat biſ her geſehlt und es iſt ſomit Eltern als Lehrherren anzurathen, davon Gebrauch zu machen. Ha.

— Einleitung in das Studium der Numismatik von H. Salte. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit acht Tafeln Münzabbildungen und zwei Zeichnungen. Berlin, Georg Meiner. (219 S. Preis 6 M., gebd. 7 M.) — Viele Perſonen wenden ſich nur aus Neugier, um eine wiſſenſchaftliche Tätigkeit für ihre Mußstunden zu gewinnen, der

Numismatik für; nicht wenige werden aber bald durch die Schwierigkeiten, in die Tiefen dieſer Wiſſenſchaft einzudringen, abgerrückt oder auf Nebenſaden hingedrängt, die mehr Spielereien ſind; die numismatiſchen Schriften ſehen oft ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen voraus, die nicht leicht zu erlangen ſind. Der Verfaſſer hat ſich ebenfalls lebhaft für eine Mußſtunden der Numismatik gemiſcht, aber mit dem erſten Streben, ſie als Wiſſenſchaft zu treiben, dabei jedoch die Mühe in der einſchlägigen Literatur erkannt und auszuſuchen unternommen. Aus ſeinen Forſchungen heraus bringt er als Ergebnis das oben angezeigte, ſchon in dritter Auflage vorliegende Werk. Er will es nicht für den eigentlichen Numismatiker und Münzforſcher, vielmehr lebhaft ſich für den gebildeten Laien, der ſich über das Wiſſensſtück im allgemeinen zu unterrichten wünſcht, wie für den Anfänger in der Wiſſenſchaft und den angehenden Münzſammler geſchrieben haben, um einen Ueberblick über das geſamte Gebiet der Münzkunde zu geben. Der Verfaſſer ſchätzt damit ſein Werk zu beſcheiden ein; es entſpricht vollſtändig auch höheren Anſprüchen und verdient ſeinen Platz z. B. neben G. Lammberg's Werken (Grundzüge der Münzkunde), das mehr für den Kenner beſtimmt iſt. Einigemal wird ſich dies aus folgender kurzer Inhaltsangabe ergeben. Nach einleitenden Bemerkungen über Numismatik werden Geld, Münze, Münzſtunde, Münzprägung und -wahrung in den verſchiedenſten Zeiten und bei den wichtigſten Kulturvölkern, die deutſchen Münzbezeichnungen, Not- und Belagerungsmünzen, Medaillen, die Technik der Münzprägung, Münzfäſſungen behandelt. Einzelne Münzen (Regenbogenſchiffchen, Bratzen, Groſchen u.) werden ausführlicher behandelt, auch einzelne Münzbezeichnungen, die jezt ſtill unbekannt, aber auch für den Numismatiker intereſſant ſind (ſo z. B. Vortugaleſer, Kontributionsmünzen, Tompe, Düttgen, Flitter, Klippen). Sehr ſchön und inſtruktiv ſind die dem Werte beizugegebene Lichtdrucktafeln hergeſtellt, die gute Abbildungen beſonders intereſſanter Münzen bieten; überhaupt iſt das Werk gut ausgeſtattet. K.-d.

— Handelsbetriebslehre. Von Dr. Ludwig Voigt, Direktor an der Eidiſtlichen Handelshochſchule in Frankfurt a. M., und Alexander Doerr, Oberlehrer ebenda. Zweiter Teil: Bankgeſchäfte und gewerbliche Unternehmungen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, 1905 (IV u. 76 S.). Preis 1,20 M. — Der jezt erſchienene 2. Teil dieſes Lehrbuchs für kaufmänniſche Fortbildungſchulen und Handelſchulen, deſſen 1. Teil 1903 beſprochen wurde, behandelt in der erſten Hälfte das Bankgeſchäfte und in der zweiten die induſtriellen Unternehmungen. Die Abſicht der Verfaſſer, den Schülern ein brauchbares Lehrbuch in die Hand zu geben, das ihnen auch nach dem Verlaſſen der Schule ein guter Ratgeber bleibt, iſt trotz des beſchränkten Raumes (76 Seiten) als wohl erreicht zu bezeichnen. Die Anordnung des an ſich ſehr umfangreichen Stoffes iſt, vom methodiſchen Standpunkte betrachtet, als wohlbedacht zu bezeichnen, ſie läßt keinen der wichtigſten Zweige unberührt und dabei doch dem Lehrer Raum genug zu Erläuterungen und Ergänzungen; was für Fortbildungſchulen entbehrlich iſt, läßt ſich, ohne den Zusammenhang zu ſtören, leicht abſcheiden. In dem Abſchnitte „Banken und Bankgeſchäfte“ ſind fünf Gruppen gemacht, die wieder in eine größere oder geringere Reihe von klar behandelten Unterabteilungen zerfallen. Sie ſind übertrieben mit Entziehung und Aufgabe der Banken, Geſchäftskreis der Banken, Betriebsformen der Banken, Banſoneral- und Umwidlung der Bankgeſchäfte. In dem Abſchnitte „Gewerbliche Unternehmungen“ müſſen der Natur der Sache nach bedeutend mehr Gruppen (13) gebildet werden. Es erſtrecken ſich auf die induſtrielle Tätigkeit im allgemeinen, Gewerbetriebe und ihre Beſchränkungen, Betriebsformen induſtrieller Unternehmungen, Unternehmer und Beamte, Unternehmer und Arbeiter, Arbeitergeſetzgebung, geſetzliche Fürſorge für krank und arbeitsunfähige Arbeiter, Einkauf und Verarbeitung der Rohſtoffe, Verkauf (Kalkulation und Reklame) und Konturrenzen und Schutz gegen unzuläſſigen Wettbewerb. In einem Anhang ſind noch in Kürze die Geſchäftseröffnung, Übernahme eines Geſchäfts, Veränderung in der Firma und Liquidation u. Auflöſung des Geſchäfts erörtert. Als Handbuch für den Unterricht in Handelslehre wird es den Fachlehrern ſicherlich gute Dienste leiſten, und es iſt zu ermarren, daß dieſer zweite Teil ebenſo günſtige Aufnahme finden wird, wie der erſte. Ha.



Redakteur: Dr. Julius Kistert in Leipzig.

Nr. 93.

Dienstag, den 8. August, abends.

1905.

Eine deutsche Literaturgeschichte von einem Franzosen\*.)

Eine Geschichte der deutschen Literatur von einem Franzosen ist gewiß an und für sich ein seltener Vogel; wie viel mehr eine, die in deutscher Sprache geschrieben ist! Und zwar nicht etwa von einem Elflasser oder Vorkrieger deutschen Namens, dessen Mutter- und Kinderprache die deutsche war; auch nicht von einem Franzosen, der seit langen Jahren unter uns lebt und Ohr und Mund an den Gebrauch des Deutschen gewöhnt hat. Nein, wir haben es hier mit dem beauftragtesten Buche eines Solbaltfranzosen zu tun, dem Professor Jacques Parmentier von der Faculté des Lettres zu Poitiers.

Das Buch ist nicht ganz neu; aber da es eine neue Auflage davon nicht gibt, so liegt noch immer die Ausgabe von 1894 zur Beurteilung vor. Es müssen wir also nicht vergessen, daß das Buch mit dem Forschungsstand im 1890 abschließt, und diesen dem Verfasser nicht Tatsachen und Anschauungen oberlegen, die erst seitdem ans Licht getreten sind. Parmentier spricht in seinem französisch geschriebenen Vorwort sehr bescheiden von seiner Leistung: *J'ai pillé les historiens de la littérature allemande sans leur en demander la permission. Si mon livre devait passer la Rhin et n'être pas trop modeste pour mériter un de leurs regards, je ne craindrais point d'être blâmé d'eux pour mes emprunts; ils sauraient trop de gré à un Français de contribuer à initier ses concitoyens aux chefs-d'œuvre de leur littérature, pour songer à lui refuser leur concours* (S. VII).

Zu bedauern bleibt nur, daß Parmentier seine Quellen nicht angibt (er nennt gelegentlich nur einige Namen: Gerouin, Bilmor, Ederer); man könnte dann viel leichter stellen, was in dem Buche dem Franzosen, was seinen deutschen Gewährsmännern zufällt. Nicht nur über die Frage der Veranwortlichkeit, auch über die nach Geist und Verdienst des Buches käme man schneller ins reine.

Immerhin, auch so wie es vorliegt, ist das Buch Parmentiers ernst zu nehmen. Derorganen aus dem praktischen Bedürfnis, einer besseren Kenntnis durch die deutsche Literatur für seine Studenten zu haben, die Parmentier später im Deutschen prüfen sollte, erwuchs es aus den Vorlesungen und Vorträgen, die er in Poitiers gehalten hat. Es liegen also hier die feineswegs niedrigen Anforderungen für die Prüfung im Deutschen zugrunde. Deutsch schrieb der Verfasser sein Buch, um seinen Schülern mit dem fremden Stoff auch zugleich das fremde Idiom zu geben und sie darin zu üben, da sie doch so und so viele deutsche Literaturdenkmäler gründlich gelesen haben müssen, ehe sie sich der Prüfung unterziehen.

Schon in rein sprachlicher Hinsicht ist Parmentiers Buch eine Leistung; er schreibt ein durchaus einfaches, klares und fortgesetztes Deutsch. Eigentliche Sprachfehler habe ich darin kaum gefunden, wenn auch der Deutsche, zumal der heutige, sich hier und da etwas anders ausdrücken würde. Daß das Deutsch des Verfassers im allgemeinen etwas unpersonlich und farblos ist, wird niemand munden, und hat auch zum Teil seinen Grund in Parmentiers Betreten, seinen Schülern, die das Deutsche doch nicht gerade beherrschen, überall leicht verständlich zu sein. Doch finde ich, daß mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts seine Darstellung überhaupt wärmer und persönlicher wird. Das inhaltliche Schwergewicht des Buches liegt auf der Zeit von Klopstock

bis um 1880. Daß ist ganz in der Ordnung! Doch füge ich ausdrücklich hinzu, daß Parmentier sich auch mit der älteren deutschen Literatur selbstständig beschäftigt und über diese Studien ebenfalls etwas veröffentlicht hat.

Das Anziehende an dem Buche ist natürlich für uns, zu sehen, wie der Gang unserer Literatur, die Persönlichkeiten und Werke der Dichter sich in Geist und Auffassung des Franzosen abspiegeln. Sehr verheißt er es, wenn wir von ihm verlangen wollten, daß er die Entwicklung unserer Literatur durchweg so aufzählen, die Dichter und ihre Werke durchaus so bemerken lasse, wie wir es gewöhnt sind. Das muß man sich immer gegenwärtig halten und das öfters abweichende Urteil Parmentiers nicht ohne weiteres verwerfen, sondern zu verstehen suchen. Erst dann wird man dem Buche gerecht werden, erst dann auch es mit Augen und Gemüth lesen. Und da muß ich denn sagen, daß zunächst der große Ernst, der überall hervortritt, sehr mottend berührt. Parmentier kreibt nämlich nach willkürlicher Erkenntnis unserer Literatur und macht sich seine Aufgabe nicht leicht. Nirgends sucht er getreulich mit ein paar Nebenbeiheiten über einen Dichter hinwegzugehen. Daß freilich einem Einzelnen und noch dazu einem Ausländer nicht die völlige Bewältigung eines so risikofähigen Stoffes, wie es unsere Literatur von Klopstock bis 1880 ist, gelingen kann, ist nur menschlich, und man wird billigerweise nicht von einem Franzosen verlangen können, was kaum ein an der Quelle sitzender Deutscher völlig betriebend zu leisten vermag. In welcher Literaturgeschichte eines Einzelnen, die sich nicht an der alleräußersten Oberfläche hält oder sich vielfach mit hergebrachten Schlagworten begnügt, finde man nicht ungleich gearbeitete Partien, Lücken, Fehlgänge im Urteil, Irrtümer in tatsächlichen Angaben? Auch streng wissenschaftliche Werke von großer Bedeutung, wie Konnedes *Vitalien* in seiner neuen Auflage, sind von solchen einzelnen Mängeln nicht frei, wie sollte dies bei dem ersten Versuch eines Franzosen von 1894 der Fall sein?

Neben dem großen Ernst ist die Unparteilichkeit, der Parmentier sich befleißigt, zu loben. Vor allem tritt er ohne die bei Franzosen so häufig zu findende nationale Gefangenheit an unsere Dichtung heran. Das ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Nicht viele Franzosen dürften über die deutsche Dichtung der Freiheitstriebe so vorurteilfrei denken wie er. Ich gebe die Stelle zugleich als Probe seines deutschen Stils wieder (S. 248 f.): *„Von dem Standpunkte eines Franzosen aus bedarf es einer gewissen Überwindung, den überprüfenden patriotischen Gefühlen der Dichter der Befreiungskriege gerecht zu werden. Bei manchen dieser Dichter hat da der patriotische Jörn gewisse Auswüchse geschaffen, und manche ungeratete Urteile gegen die Franzosen sind mit untergelaufen; aber man muß doch auch bedenken, daß das deutsche Volk für seine Größten kämpfte, und die Dichter in ihren Kampfgerängen es nicht für unerlaubt hielten, den Feind auf alle mögliche Weise zu verunglimpfen. Sie haben mit der ganzen Kraft ihres Geistes und mit glühendem Patriotismus auf die endliche Abhülfeung des unenträglich fremden Joches hingewirkt; die Deutschen sind ihnen dafür dankbar und begrüßen sie als die Helden des allmählich aufdämmenden Morgens der nationalen Freiheit. Auch wir Franzosen lieben ja die bürgerliche und nationale Freiheit über alles und legen Gut und Blut an die Erhaltung derselben. Würden wir bei einer ähnlichen Unterdrückung anders verfahren?“* Daß ist nicht nur sachlich wie sprachlich völlig einwandfrei, sondern auch schon gedacht und gesagt.

Weniger ist es dem Verfasser geblüht, sich in reliquierter Hinsicht die Unbefangenheit zu machen. Sein Standpunkt ist

\* Jacques Parmentier, Professeur à la Faculté des Lettres de Poitiers, kurze Geschichte der deutschen Literatur von einem Franzosen. Paris: A. Laisney, Editeur, 6 rue de la Sorbonne 1894. 8°. VII, 361 Seiten. Preis 6 Franken.

natürlich der katholische; aber er betont ihn so sehr, daß er manchen darunter auch bedeutenden Dichtern nicht gerecht zu werden vermag, nur weil sie nicht so gut kirchlich denken und empfinden wie Parmentier. Ohne Zweifel ist diese Einseitigkeit ebenfalls ein Ausfluß von Parmentiers großem Ernst. Dennoch liegt fast in dem Buch in den einzelnen verbesserungsfähigen Stellen der größte Mangel des Buches: es geht doch nicht an, eine etwa zehnjährige Entwicklung voll strebenden verschiedenartigen Lebens lediglich von einem Standpunkte aus zu beurteilen, da ist der Geist der Zeiten und Menschen doch zu verschieden! Da man indessen nicht weiß, auf welchen Quellen Parmentiers Werk beruht, so kann man auch hier schwer entscheiden, wieviel Anteil der Verfasser selbst an dieser Einseitigkeit hat. Jedenfalls aber hat er die Verantwortung für diese Haltung auf sich genommen. — Von den vielen feinen Bemerkungen und Beobachtungen, die sich im einzelnen bei Parmentier vorfinden, sei nur die folgende angeführt, die mich lebhaft erregt hat (S. 233): „Vielleicht wird nicht mit Unrecht behauptet, daß durch diese beiden Brüder (Schimm) allein der deutschen Sprache mehr Dienste geleistet worden seien, als der französischen durch die ganze französische Akademie, seit ihrer Stiftung bis auf unsere Zeit!“ — Jahreliche Gedichtproben sind dem Texte einverleibt. Sie sind meist gut gewählt, gehen aber zum Teil auf andere

als die uns geläufigen Texte zurück, man vgl. Anstafius Grund „Baumpredigt“ (Gedichte, 10. Aufl. Leipzig 1852 S. 111 ff.: S. 308 f. bei P. als „Sprüche der Bäume“ abgedruckt).

Parmentiers Buch bleibt trotz mancher Ausstellungen eine ernst zu nehmende und anregungsbietende Leistung. Für uns Deutsche ist das Buch noch deshalb wichtig, weil es sich in die bereits sehr große Reihe derjenigen von Franzosen geschriebenen Werke stellt, die es sich zur Aufgabe machen, Verhältnisse für deutsches Leben und deutsche Kultur bei ihren Landsleuten zu verbreiten. Und es gibt da kaum noch ein Gebiet unseres Lebens, das der Aufmerksamkeit unserer westlichen Nachbarn entgangen wäre. Nichts sind's erst Anfänge — aber sie sind es! Uns Deutschen erwächst daraus die doppelte Pflicht: einmal, auch die Entwicklung unserer Nachbarn genau zu verfolgen — an diesem Bemühen hat es ja bei uns nie gefehlt — dann aber, immer darüber auf dem Laufenden zu bleiben, wieweit unsere Nachbarn in unsere Eigenart einzuwurzeln sind. Von jeder ernst gemeinten Beurteilung unserer Kultur durch Fremde können wir nur lernen.

Weid's aber ist ein Mittel, nationale Vorurteile mehr und mehr zu bekämpfen und ein besseres Verständnis zwischen Nachbarn, die doch einmal aufeinander angewiesen bleiben, anzubahnen. Julius Sachs.

### Bücherbesprechungen.

— Neue Werke-Ausgaben. Noch sind seit dem Tode Eduard Mörikes (gest. 4. Juni 1875) die drei Jahrzehnte nicht ganz herumgegangen, in denen seinen Werken Schutz gegen willkürlichen Nachdruck gewährt wird, und schon melden sich die Zeichen an, daß die größere Verbreitung und Popularität, die der Ablauf der Schicksale für einen Autor im Gefolge zu haben pflegt, auch für Mörike in Sicht ist. Zuerst gibt der Verlag unserer Dichters, G. J. Göschen in Leipzig, eine billige Volksausgabe in vier Bänden: *Gesammelte Schriften von Eduard Mörike* (in 2 Heften) betaus, die bestimmt ist, Mörikes Schriften weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dieselbe schließt sich an die Originalausgabe der Werke genau an, enthält im ersten Bande die Gedichte nebst der *Ophe von Bodenice* und einen Nachtrag, im zweiten die gesammelten Erzählungen (*Der Schatz, Das Stuttgarter Fuhelmannlein, Der Bauer und sein Sobn, Die Stadt der Jeterie, Lucie Gelmertor* und *Wojatz auf der Reise nach Prag*), im dritten und vierten den Roman „*Maler Rollin*“ und ist mit einer Einleitung versehen, die kurz in das Leben und Schaffen des Dichters einführt. Eine Photographie von Donndorfs Mörike-Büste ist dieser vorgelegt. Sodann hat der Verlag von Max Hesse in Leipzig das Recht erworben, die Werke Mörikes schon ein Jahr vor Ablauf der Schutzfrist seinen Klassiker-Ausgaben einzuverleiben. Es geschieht dies in der Ausgabe: *Eduard Mörikes sämtliche Werke* in sechs Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit vier Bildnissen, zwei Schattensrisse und einem Brief als Handzettelstrobe. (Leipzig, Max Hesse. Broch. 4 M., in 2 Heftenbänden 5 M., feinere Ausgabe 6,50 M., Lurus-Ausgabe 8 M.) Auftrict Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart gibt als ein Kenner Mörikes, was er schon durch verschiedene Arbeiten und Publicationen erwiesen hat. Er setzt seinen Rufm darin, Mörikes Zitationen möglichst vollständig zu bringen, unter Ausschluß der bloßen Papierfragel. In dieser Hinsicht geht diese Hesse'sche Ausgabe über die obengenannte Göschen'sche hinaus. Auch die Anordnung ist eine andere. Auf die dem Dichter selbst zusammengestellte Sammlung seiner Lyrik — Band 1 und 2 — folgt im dritten eine Nachlese, die auch Mörikes Gelegenheitspoesie berücksichtigt, die der zu heiteren Scharzen und häuslichem Treiben wohl aufgesetzte Dichter gern pflegte. Die an reitlich die *Ophe von Bodenice* nebst zwei dramatischen Ereignissen (*Die Regenbrüder, Spinnlein*). Band 4 und 5 füllt sodann „*Maler Rollin*“, Band 6 beanspruchen die *Novellen und Märchen*. Befanlich war Mörike auch ein Uebersetzer. Er uetrag an die Zitationen ins Deutsche. Aber sie sind megalassen worden, zum Teil schon aus dem Grunde, weil die Uebersetzungen Uebersetzungen und Zusammenstellungen älterer Uebersetzungen sind. Groben Mörikescher Uebersetzungskunst finden sich zudem ohnehin in den Gedichten viret. Ueberlo fehlt die Prosa, die nicht dichterischen Charakter trägt. Sie betrifft Einleitungen zu Büchern, die Mörike heraus-

gegeben, Kritiken, Plaudereien u. a. m. Man man sieht, ist das Prinzip der Vollständigkeit doch nicht so durchgeführt worden, daß Unnothiges, das die Bände anzuwachen läßt, geboten wird. Diese Beschränkung ist losenswert und zu billigen. Den dadurch gewonnenen Raum hat Krauß zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung verwendet, in der Mörike selbst durch Briefe zu Worte kommt. Krauß beschränkt sich hier auf das Biographische, während die Einleitungen zu den einzelnen Werken das Aesthetische und Kritische nachholen. Er ist überall auf die ersten Quellen zurückgegangen, an deren Erklärung Krauß schon jahrelangem mitgemüht hat. Seine 250 Seiten umfassende Einleitung geht nun allerdings über den Rahmen und das Niveau einer gewöhnlichen Einleitung weitlich hinaus und ist eine Arbeit besondern Schlags. Mörikes feine Natur, die sich durchaus nicht mit gewöhnlichen Maßstäben messen läßt, findet darin einen jarten Nachempfinder und einen klaren Zeichner. Was der Wagnisgen vor einem Geiste wie Mörike voraushat, ist leicht einzusehen, wie die Gewöhnlichkeit oft auch einsehen wird, was solch ein Mann im Gegenlag zu seiner Umgebung besigt. Was dem Durchschnit als Schwäche und Mangel erscheint, ist es bei näherem Zusehen gar nicht, sondern Eigenheit eines Individuums, das in die Welt mit ihren gewöhnlichen Forderungen nicht paßt. Was hier fehlt, wird von dem, der es nicht hat, oft als ein Schmerz und ein Leiden empfunden, das ihn peinigt. Daher der Passionszug im Antlitz Mörikes, dessen Lebensweg vielfach einem Leidensweg glich, die Beimischung von Wehmuth, die auch jene Stunden aufweisen, die man allenfalls glücklich nennen kann. Es ist eben nicht allen Baumen eine Rinde gewachsen und man darf, außer in moralischer Beziehung, von einem Genie am allerwenigsten verlangen, daß es alle Ansprüche erfüllt, die der Welt an die Allmächtigen stellt und zu stellen berechtigt ist. So sehen wir Mörike durch das ganze Leben wandern als einen, der nie in das Leben paßte und sich kaum in einer Situation beglücklich fühlte, am meisten noch in der eines Professors am Karlsruher Institut in Stuttgart, am wenigsten in der eines Geistlichen und Pfarrers, zu dem er doch von Anfang an bestimmt war. Mörike war Gergenschrift; Orthobog, Felsotismus, Rationalismus und Kritizismus — Strauß war sein persönlicher Freund — haßte er, die Glaubenssymbole der Zeit lagen ihm fern, die Bibel war seine liebste Lectüre. Aber schlimmer als das, der Poet und Künstler steckte ihm stets in den Schiefern, kam seinem Beruf in die Quere und ein größerer Gegenlag läßt sich gar nicht denken, als zwischen Mörike und seinen amtierenden Genossen mit ihrer Beengtheit, aber Beglücktheit, die sich so recht im Pfarrhaus wohlfiel. Auch zur Ehe eignete Mörike sich nicht, trotzdem er verheiratet und doppelt Vater war. In einem Briefe fragt er: „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde Ganz, wie er möchte, sein?“ In langer Nacht bedacht ich mir's und mußte sagen: Nein!“ Dies Nein braucht nicht in allen Fällen ausgesprochen zu werden. Eine allgemeine Beantwortung der Frage gibt es nicht. Man kann sich ineinander fügen und glücklich sein. Aber gerade Mörike gelang das nicht, vermöge

feines ungefügen und unfügigen Naturells, er edle an und wenn er phlegmatisch, beuere, entschlußlos war, so war seine Gattin Margarethe aufgeregter, rasch und heftig; dabei waren beide willensstark und eigensinnig und keiner von beiden Teilen vermochte sich dem andern unterzuordnen und das Unglück war da, nicht ohne die Schuld Mörises, in dessen eigenem Belieben doch keine Eigenschaften begründet lagen. Als ein heimlicher König im Bettlermantel schritt Mörise durch das Leben — dies Bild, das Kraus gebraucht, soll ihm nicht vergessen werden. Es trifft den Nagel auf den Kopf. Jetzt ist die von der geistigen Gestalt des Tüchtlers der Bettlermantel freilich verabgefallen und wir sehen ihn, vordem von der Menge verachtet und gering, in Purpur, Hermelin und mit Krone. Kraus' Lebensbild Mörises erhält dadurch besondere Tiefe und Anschaulichkeit, daß in den mancherlei Epochen des Lebens der Knabe, Jüngling, Mann und Greis, der Seminarist, Vikar, Pfarrer, Professor und Pensionär Mörise selbst zu Worte kommt, indem Briefe und Aufzeichnungen mitgeteilt werden und den Text durchziehen. In hier das Biographische erledigt worden, so kommt in den Einleitungen zu den einzelnen Werken das Ästhetische und Kritische zur Sprache und Kraus bemüht sich hier nicht minder denn als Radempfindner des Menschlichen in Mörise. Das sieht man gleich bei der Herausgabe der Gedichte, die Kraus in den ersten drei Bänden der Ausgabe untergebracht hat. Band 1 enthält einen unveränderten Ausdruck der letzten von Mörise besorgten (vierten) Auflage vom Jahre 1867, Band 2 und 3 den schon gedruckten Nachlaß. Ein übermäßig philologischer Apparat, den Mörise zwar verdrängt, der aber für viele Leser peinlich wirken würde, ist gerechtfertigt vermieden worden. Doch hat Kraus sich der mühseligen Arbeit unterzogen, die den Gedichten beizugebene Entstehungszeit zu prüfen und zu berichtigen und den Text des ersten Abdrucks des Gedichts (Stuttgarter Morgenblatt, Lamengeitung s.) zu ermitteln und beizufügen. Nur langsam haben sich diese Gedichte Bahn gebrochen. Jede der ersten drei Auflagen brauchte neun Jahre, um verkauft zu werden. Im Jahre 1905 zu Mörises hundertstem Geburtstag erschien aber bereits die 22. Auflage, und Mörise steht, in erster Linie in seiner Eigenschaft als Lyriker, auf dem Höhepunkt und die Komponisten haben in den Gedichten des schwäbischen Goethe eine Fundgrube für ihre Berleger aufgefunden. Hermann Kurz, der an der Anordnung der Gedichte, als sie zur Herausgabe vorbereitet wurden, Anteil hat, hat recht behalten, wenn er dem Freunde scherzhaftweise androhte, er werde ihn um seinen Kredit bringen, indem er die Beschuldigung vorbringen werde, Mörise habe Goethes verlorene Lieber auf irgend eine illegitime Art an sich gebracht, um sich nun damit zu brüsten. Die übrigen Einleitungen von Kraus gelten Mörise dem Prosaisten, dem Erzähler. „Maler Rollen“ ist besonders in der Bearbeitung den gesammelten Schriften einverleibt worden, wie sie Julius Klüber nach Freund Mörises Tode zustande gebracht hat. Da die Feder des Dichters Hand entglitten war, die das Wert in eine neue Form umgießen sollte, ward nach dessen Angaben und Plan die Novelle oder vielmehr der Roman in der neuen Gestalt zu Ende geführt. Weil Klüber Eigentumsrecht an dieser Form besitzt, ist das Schicksal für diesen „Maler Rollen“ noch auf eine Reihe von Jahren hinaus geschert, so daß die Neuherausgeber der Werke Mörises, wollen sie nicht zum alten „Maler Rollen“ greifen, auf die Befähigkeit des Rechtsinhabers, vor allem der öffentlichen Veräußerung angeschlossen sind, die Kraus und dem Heftischen Verlag gegenüber allerdings sehr entgegenkommend gewesen sind. Das Verhältnis des Rollen, wie er nunmehr vorliegt, zum Ur-Rollen wird von Kraus ausführlich dargelegt; die Schönheiten des etwas komplizierten Werkes, das sich dem Leser nicht so ohne weiteres erschließt, werden dem Leser zu Gemüte geführt. Von den übrigen Dichtungen in Prosa erfahren die Novellen „Lucie Gelmertoth“ und „Mojart auf der Reise nach Prag“ wie das Märchen „Das Stuttgarter Hügelmännlein“ mit der Einleitung „Historie von der schönen Luu“ eine eingehendere Einführung. Die Mojartnovelle und das Hügelmännlein waren die einzigen von Mörises Werken, die bei ihrem Erdsinken buchhändlerischen Erfolg auswiesen, denn auch „Maler Rollen“ verkaufte sich nur langsam und das Erdsinken der neuen Auflage schloß sich jahrelang hin. Der Wert von „Mojart auf der Reise nach Prag“ ist anerkannt. Diese Novelle ist, wie Kraus ganz richtig bemerkt, die reifste Prosaleistung des Dichters. So viel über Kraus und seine neue billige Mörise-Ausgabe. Bei Mörises Tode hatte Gottfried Keller gesagt: „Wenn sein Tod nun keine

Werte nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten.“ Die Werte sind aber unter die Leute gekommen. Zur Weiterpinnung des Gedankens möchten wir sagen: „Wenn das Abblauen der Schulpfist Mörise nun nicht in noch weit höherem Maße zu einem anerkannten und bekannten Dichter macht, als es bisher der Fall ist, so wird das wahrscheinlich nie geschehen.“ Aber zu solch pessimistischen Betrachtungen ist kein Grund vorhanden. J. R.

— Fritz Berolzheimer, System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Band I Kritik der Erkenntnisinhalte. München, G. J. Beck (Cotta'sch. Ver.), 8.50 M., geb. 10 M. — Nicht ein Anhängel der Wissenschaft des Rechts, sondern die berufene Führerin für die lebendige Ersaffung des Rechtsbegriffes soll nach Berolzheimer die Rechtsphilosophie sein. An keinem Teile will er zu dieser Würdigung beitragen mit dem Werke, dessen erster Teil vorliegt. Er nähert sich dem Erkenntnisproblem einer geschichtliche Darstellung von dessen bisheriger Gestaltung, in welchem Abriß ihn die grundsätzliche Knappheit seineswegs abhält, gelegentlich auf beherrschende Streitpunkte recht eifrig einzugehen (S. 8, 46). Schon hier tritt keine Gegnerschaft zu Kant hervor. Somit er dabei den Kampf wider Kants Lehre von der Idealität des Raums mit Helmholtz' Jengnis deutet (S. 65), dürfte ihn nichts Schrift über Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant“ zu einer richtigeren Fassung des Problems helfen; daß eine Form des Erkenntnisses (Realität) sehr wohl wesentliches Mittel der Erkenntnis sein kann, bricht seiner Polemik an anderer Stelle die Spitze ab (S. 239). Inwiefern liegt der Kern von Berolzheimer's Ausführungen ja nicht bei seinen neugierigen Bemerkungen, sondern dort, wo er neugestaltet auf dem Boden unserer Zustände eintritt. Gesellschaft und alle Wissenschaften sind fortgeschritten, prähistorische Forschung und Sprachvergleichung bieten neue wirksame Hilfsmittel zur Klärung philosophischer Grundfragen. Mit Benutzung des neu Ertrungenen will er sein System errichten. Ein sehr reiches Material aus Werken verschiedener Disziplinen hat er dazu bereitgestellt. Natürlich sind nicht alle Hilfsmittel gleichmäßig; jenseits führt den Verfasser auch das eigene Interesse zu tief in Seitenwege hinein. Für das schwerfällige Vahisicht, das den Leser trägt, ist es aber bedenklich, wenn der Strom der Darlegung sich zu einem weitverzweigten Delta teilt; man kann da so leicht einmal festhaken und wird dann manches wertvolle Gut über Bord, nur um weiter zu kommen.

— Berolzheimer bezieht seinen Standpunkt selbst als einen „Neuplatonismus, der die Grundidee der jüdisch-christlichen Offenbarungslehre, den Monothismus, und der christlichen Ethik, die Idee der Menschheit, in sich aufgenommen hat“ (S. 187.). „Die Erkenntnis der Ideen bildet den Inhalt der Philosophie, die Begriffe fallen den Einzelwissenschaften zu.“ Alle unsere Erkenntnismerkmale stellen aber nur Annäherungswerte dar (S. 243). Die ungelöst verbleibenden Reste lassen wir „als belanglos fallen“ — eine etwas summarische Annahme. Denn neben den rein logischen Resten bleiben nach jeder nicht bloß intellektualistischen Theorie doch auch Gefühl- und Willenselemente bei jeder Ideenbildung wirksam. Das Unberechenbare ist nicht zugleich das Unwirkliche. Berolzheimer selbst kommt an späterer Stelle auf diesen Gedankengang (S. 257). Er gelangt zur Auffassung einer ganzen Reihe erkenntnistheoretischer Ursätze, für die er nicht gerade die Priorität der Etablierung beansprucht, denen er aber doch bessere Durchforschung wünscht, als ihr Inhalt bisher gefunden habe. Gleich sein erster Satz aber, der von der „qualitativen Färbung quantitativer Unterschiede“ ist, von Fortig (Weltgesetz des feinsten Kraftausmaßes) sehr richtig behandelt worden; seine Ausführungen zum „geschichtsphilosophischen Grundgesetz“, während derer er dazu kommt, unsere Zeit als die erste einer Neorenaissance zu bezeichnen, sind mehr geistreich als überzeugend. Das ganze Buch ist ebenso anregend wie es vielseitig ist; aber ein System gibt es doch nicht, trotzdem der Titel das vermuten läßt. Ein Verbarium mit schönen und gut präparierten Pflanzen ist auch keine botanisches System, soviel man im übrigen daran lernen und demonstrieren kann. Vielleicht geben die folgenden Bände strengere Väterführung; an psychologischen Blick, an scharfsichtiger Auffassung großer Zusammenhänge fehlt es dem Autor keineswegs. Der Stil strebt richtige Gedungenheit an; Partizipial-Konstruktionen wie die „naturwissenschaftlich geduldet Feder“ (S. 172) und die „schmerzende Schule des Lebens“ (S. 214) sollten aber vermieden werden. Stellenweise erhebt sich die Schreibart zu

wohlthuender Eigenart, klare Bilder veranschaulichen da abstrakte Begriffe mit viel Gelächter und Trefflichkeit. Es liest sich das anregende Buch recht angenehm. Dr. Grimm.

— **Gutachten der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin über Gebrauche im Handelsrecht.** Zweite Folge. Im Auftrage des Ältesten-Kollegiums herausgegeben von Dr. Max Kpi, Syndikus der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1905. — Die Sammlung ist die Fortsetzung der im Jahre 1904 erschienenen I. Folge und umfaßt die in den Jahren 1903 und 1904 von den Ältesten erlärten Gutachten über Gebrauche im Handelsrecht. Die Zusammenstellung wird sich als wertvolles Hilfsmittel für die Rechtsprechung entwickeln und kann eine wohl wertvollere Grundlage für die weitere Entwicklung des Handelsrechts werden. Die Gutachten sind nach den verschiedenen Sachgebieten, für die sie erlätet wurden, geordnet und werden hiernach leicht aufzufinden sein. Als Anhang ist dem Buche angehängt die Gesellschaftsordnung der hiesigen Deputation und des Schiedsgerichts der Berliner Holzhändler und Gebrauche im Holzhandel für den Bezirk der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin und eine Zusammenstellung der in den Gutachten erläuterten kaufmännischen Nebenwendungen. — d.

— **Dr. Hintrager, Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten?** Berlin-Leipzig, F. Fontane, 1905. — Wenn früher Jemander der Vereinigten Staaten Nordamerikas nach Teufelsland nannte, um Geschäfte abzuschließen oder Land und Leute kennen zu lernen, so erregte dies, besonders in kleinen Städten, nicht geringes Aufsehen, weil man hier eine Fahrt über den Ozean als ein großes Unternehmen und Wagnis ansah. Die Verbesserungen der Verkehrsverhältnisse haben dazu geführt, daß auch dem deutschen Inlandsbewohner eine Reise nach Amerika jetzt nur noch als ein größerer Ausflug erscheint, den man unternimmt, um Bekannte oder Verwandte dort aufzusuchen, die Schönheiten des Landes kennen zu lernen oder auch wohl, um die amerikanischen Einrichtungen zu studieren. Den Geschäftslenten und Geographen, welche zuerst wohl von und nach Amerika ausliefen, folgten bald die Techniker, welche Bauten und maschinelle Einrichtungen aus eigener Anschauung kennen lernen wollten, da ihnen die zugegangenen Berichte davon oft nicht genügten. Auch der Gelehrte der Universität ist dem Zuge nach dem Westen gefolgt und viele Naturforscher und Ärzte haben schon seit längeren Jahren dort ihre Studien fortgesetzt, ja auch Juristen und Sozialpolitiker hielten eine Instruktionsreise nach Amerika für angeeignet. Vor einigen Jahren unternahm auch ein deutscher Antrichter eine derartige Entsendung nach den Vereinigten Staaten und hat sich bemüht, durch Veröffentlichung seiner Beobachtungen zum Verständnis dieses Landes beizutragen. Wie das jetzt in zweiter Auflage erschienene Hintrager'sche Buch erkennen läßt, hat der Jurist zu diesem Zwecke nicht nur auf einer Landbahn sich aufgehalten, Schulen, Bureau's von Rechtsämtern, Kirchen und Strafanstalten besucht, sondern auch den Verhandlungen in verschiedenen Gerichtshöfen und im Repräsentantenhaus längere Zeit angewohnt. Ganz besonders interessant erscheint ein Besuch bei der Kinnara-Gesellschaft, einer Niederlassung von Kommunisten, die im Jahre 1842 aus Hessen und Elsaß als Mitglieder der „Wahren Inspirations-Gemeinde“ ausgewandert sind und sich im Jahre 1854 im Staate Iowa angehebelt haben. Es kann nicht auffallen, daß der Verfasser als Jurist manche Erscheinung im amerikanischen Leben trakter beobachtet und beurteilt hat, als es gewöhnlich von Reisenden zu geschehen pflegt, und es ist dem Verfasser vorzüglich gelungen, an die feigstehtlichen Zustände nach verschiedenen Richtungen hin ein Urteil anzuknüpfen, wobei sich ergibt, daß nach wie vor in manderlei Beziehung Nordamerika ein „Land der Zukunft und der unbegrenzten Möglichkeiten“ bieten mird. — e.

— **Vericherungswesen von Alfred Raner.** Tübingen und Berlin von O. W. Teubner, Leipzig. Preis geb. 9,40 M., geb. 10 M. — Obwohl die Versicherung schon seit Jahrhunderten betrieben gewesen ist, die aus der Abhängigkeit von der Natur und aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben sich ergebenden Nachteile so viel als möglich zu vermindern bez. einzulösen und für wirklich entstandene unabwehrbare Schäden sich einen mehr oder minder vollständigen Ersatz zu schaffen, so ist es doch eigentlich erst dem 19. Jahrhundert gelungen, die Einrichtungen zu treffen, die wir heute unter dem Namen „Vericherungswesen“

zusammenfassen. Wohl besteht über den Gegenstand schon eine ziemlich umfangreiche Literatur, allein sie ist dem großen Publikum und auch den im Beruf arbeitenden Personen wenig oder gar nicht bekannt. Trotzdem machen Millionen von Menschen in allen Kulturländern von den wichtigsten Einrichtungen Gebrauch. Es ist daher als sehr zeitgemäß zu begrüßen, daß die Verlagshandlung in dem vorliegenden Buche eine mit Literatur und Praxis in leter Fühlung stehende systematische Darstellung der gesamten Versicherungswissenschaft geboten hat. Nach dem Plane der Sammlung „Teubner's Handbücher für Handel und Gewerbe“ mußte die Arbeiterversicherung aus der Behandlung ausgeschlossen und in einem anderen Bande mit der Darstellung der Sozialpolitik verbunden werden; desgleichen gehen über den Rahmen dieses Buches die Versicherungsmathematik und das Versicherungsrecht hinaus. Man kann daher den Inhalt des Buches am besten als eine Darstellung der Versicherungs-Wirtschaft bezeichnen. Andererseits hat der Verfasser neben der deutschen die ausländische Literatur, soweit ihrer Beschaffung möglich war, berücksichtigt und, wo diese verlagte, Rücksprache mit bewährten Männern der Praxis genommen; dadurch sind auch die kleineren Versicherungszweige, die bisher wenig Beachtung gefunden haben, aus ihrer Verborgenheit gezogen worden. Der Verfasser hat bei seinem längeren Aufenthalt im Auslande die Überzeugung gewonnen, daß England und Nordamerika die für uns lehrreichsten Erscheinungen aus dem Gebiete des Versicherungswesens aufweisen, dort die einheitliche alte Entwicklung, frei von nahezu jeder staatlichen Einmischung, hier die erst junge, aber um so rascher Entfaltung bei einer überaus weitgehenden Einschränkung durch mehr als fünfzig verschiedene Gesetzgeber! Das Studium der so entgegengeetzten Versicherungszustände in den drei Ländern Teufelsland, England und Amerika, in welchen übrigens die Versicherung am weitesten verbreitet ist, erleichtert das Verständnis der zahlreichen Probleme, die dieses Wert behandeln muß, und rechtfertigt den Satz Goethe's: „Die Theorie an und für sich ist nicht nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.“ Der gesamte Inhalt gliedert sich in zwei Teile: Der erste Teil enthält die Versicherung im allgemeinen und zwar Begriff und Wesen, Entwicklung, Bedeutung und Organisation der Versicherung und die Entwicklung der Versicherungswissenschaft. Im zweiten Teil werden die einzelnen Versicherungszweige behandelt: die Lebens-, Kranken-, Invaliden-, Unfall-, Haftpflicht-, Transport-, Feuer-, Hagel- und Viehversicherung. Ferner die nicht geringe Anzahl kleiner Versicherungen, z. B. Glas-, Diebstahl usw. Versicherungen und die Rückversicherung. Am Schluß befindet sich ein Personen- und Sachregister und ein Nachweis nördlich angeführter Stellen. Diese kurze Aufzählung zeigt, was für eine umfangreiche und zugleich gewissenhafte, den Stoff erschöpfende Arbeit das Buch enthält. Es sollte in keiner Bibliothek einer Handels- und Gewerbeschule fehlen und sein Versicherungsbeamter und Kaufmann versehen, es anzuschaffen und gründlich zu studieren. Ha.

— **Die elektromagnetische Wellentelegraphie.** Von Oberingenieur Leopold Kittl. Jülich 1905, Albert Kautlein, vorm. Neper & Jellner Verlag, 165 Seiten. Preis 6 M. — Der Verfasser behandelt die verwidelten und schwierig darzustellenden Probleme der Wellentelegraphie in sehr übersichtlicher Form und gliedert den ganzen umfangreichen Stoff in drei Abschnitte. Der erste beschäftigt sich mit dem Wesen der elektromagnetischen Wellen, ihrer Entstehung und Fortpflanzung unter besonderer Berücksichtigung der bekannten Versuche von Hertz, hierauf folgt im zweiten Abschnitt eine Darlegung der Theorie der Wellentelegraphie. Der letzte und größte Abschnitt ist dann dem eigentlichen Gegenstand, der elektromagnetischen Wellentelegraphie gewidmet. Es werden darin einleitend die Versuche von Prof. Popoff vom Jahre 1895 erwähnt, der als Verleiher Marconi anzusehen ist, insofern als sein Apparat zur Registrierung atmosphärischer Entladungen bereits alle für eine Empfangsanstalt erforderlichen Bestandteile enthielt. Hierauf geht der Verfasser zu Marconi's Versuchen und Erfindungen über und schildert im Anschluß daran die Erfolge der praktischen Wellentelegraphie von den ersten Proben im Juli 1897 bis zur Gegenwart. Nach einer ausführlichen Beschreibung aller Apparate nebst ihren Verbesserungen werden am Schluß die einzelnen nach ihren Erfindern benannten Systeme kurz erläutert. Zahlreiche Zeichnungen, Abbildungen und graphische Darstellungen veranschaulichen die Ausführungen des Verfassers. Dr. K.

Erste Zeit

Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Bezugspreis

in Abholung: 1. M 26 5,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 5, für  
andere 1. M 64 3,  
vierteljährlich  
Eingelne Nummern 5 3.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

Nr. 94.

Donnerstag, den 10. August, abends.

1905.

## Eine neue Methode der Regenmessung.

Von Dr. Friedrich Kengel.

Außer den gewöhnlichen Regenmeßgefäßen, welche täglich vom Beobachter abgelesen werden, kommen an den meteorologischen Hauptstationen oder Stationen erster Ordnung wie in Berlin, München, Gernsbach, Hamburg u. a. schon seit geraumer Zeit bekanntlich ebenso wie für die Messungen von Temperatur, Luftdruck und Wind auch selbsttätige Apparate zur Anwendung, deren Zweck die graphische Darstellung des Regensalles ist.

Das Prinzip eines solchen Registrierapparates ist im allgemeinen kurz folgendes. Ein Sammelgefäß dient zum Auffangen des Regenwassers, welches darin emporkittet und gleichzeitig einen sogenannten Schwimmer hebt. Mit letzterem ist eine Schreibvorrichtung verbunden, so daß die Bewegung des Ansteigens unmittelbar auf einen sich gleichmäßig vorchiebenden Papierstreifen übertragen wird. Hat das Wasser im Auffanggefäß eine bestimmte Höhe, z. B. 10 mm Regenhöhe, erreicht, so bringt ein Heber es zum Abfluß. Das Niveau und damit zugleich der Schreibstift sinken zum Anfangsniveau zurück und der Prozeß beginnt von neuem.

Alle diese Apparate geben zwar guten Aufschluß über die Dauer sowie über die Gesamtmenge eines Regensalles, zu genaueren Untersuchungen über seinen Verlauf sind sie jedoch nicht geeignet, da sie zu wenig Empfindlichkeit besitzen. Bei sehr starken Niederschlägen z. B. erfolgt das Ansteigen des Schwimmers so rasch, daß die Kurven des Apparates fast senkrecht auf dem Papierstreifen in die Höhe gehen, ein Wechsel in der Intensität des Regens kann also dann nicht mehr zum Ausdruck kommen.

Durch sehr sorgfältige Untersuchungen hat man für andere meteorologische Elemente bereits festgestellt, daß ein scheinbar gleichmäßiger Verlauf sich in eine Reihe durchaus ungleichartiger und schnell wechselnder Bewegungen auflöst. Bei der Temperatur hat sich gezeigt, daß ein für gewöhnliche Beobachtung gleichmäßiger Gang in Wirklichkeit nichts anderes ist, als ein sehr schnelles Auf- und Abhängen der Wärme, dem die Thermometer im allgemeinen nicht zu folgen vermögen. Etwas Ähnliches gilt auch für den Wind. Durch die Untersuchungen von Bangley ist der Beweis erbracht worden, daß eine für unser Gefühl und die gewöhnlichen Instrumente noch konstant erscheinende Luftbewegung unter Verwendung von kleinen, sehr empfindlichen Windmessern sich darstellt als eine Aufeinanderfolge schnell wechselnder Windstöße.

Von diesen auf höherer Grundlage beruhenden Tatsachen geht W. Gallenkamp\*) in München aus, um auch bei dem Niederschlag nach einem ähnlichen Verhalten zu forschen. Er hat bei seinen sehr interessanten Untersuchungen eine neue Methode aufgestellt und nach ihrer praktischen Erprobung einen Regenautographen erfunden, der in bezug auf Empfindlichkeit allen bisher angewendeten Meßapparaten weit überlegen ist. Das Verfahren Gallenkamps, um die einzelnen Phasen im Verlauf eines Regensalles zu verfolgen, besteht kurz gesagt in einer Feststellung der Zahl der Wassertropfen, welche in sehr kleinen Zeiträumen z. B. in halben oder Viertel-Minuten durch das Abfließen eines Auffangbehälters herabfallen. Da die Größe der Tropfen sich nach dem Durchmesser des Abfließrohrs richtet, so lassen sich mit einem solchen Tropfenzähler auch genaue quantitative Messungen der gesamten Regenmenge ausführen.

Wird z. B. der Durchmesser des Tropfrohrs so gewählt, daß jeder Tropfen ca. 0,2 Kubikzentimeter Rauminhalt besitzt, so würden ca. 40 Tropfen einen Regenhöhe von 1 mm oder ein Tropfen eine solche von 0,025 mm ergeben. Sind in einer gewissen Zeit 400 Tropfen gefallen, so bedeutet das eine Regenmenge von 10 mm oder 10 Liter pro Quadratmeter Fläche. Gallenkamp hat sein Verfahren bereits im Jahre 1894 in Indien zur Untersuchung der kurzen aber heftigen Regengüsse durchgeführt, welche dort dem Ausdruck der eigentlichen Regenperiode, den Monsunregen, voran zu gehen pflegen. Die Tropfenzahl wurde bei dieser Gelegenheit noch ohne selbsttätigen Apparat, nur mit Hilfe der Taschenuhr bestimmt. Die graphische Darstellung des gewonnenen, reichen Zahlenmaterials lieferte nun einen sehr guten Einblick in den Verlauf eines Regensalles und ließ erkennen, daß der Regen ein ganz analoges Verhalten wie Temperatur und Wind zeigt, insofern auch hier ein scheinbar gleichmäßiger Gang in eine Summe periodischer Bewegungen aufgelöst wird. In den meisten Fällen setzt der Regenauß mit einem kurzen, geringfügigen Schauer ein, dem ein ebenso kurzes Wiedernachlassen folgt. Darauf tritt erst der eigentliche Hauptguss ein, welcher nach einer abermaligen Abschwächung von einem zweiten, aber etwas weniger heftigen Guss abgelöst wird. Unter Umständen wiederholen sich die Schwankungen auch noch einige Male jedoch bei gleichzeitiger Abnahme ihrer Intensität. Gallenkamp macht auf die Uebereinstimmung dieser Erscheinung mit verdinglichen Wellenbewegungen aufmerksam und bezeichnet diese Schwankungen der Regenkurve als die Wirkung periodischer Luftwellen. Die von Helmholtz früher geäußerte Vermutung, die Regenschauer seien das Ergebnis von Luftwellen oder Luftwirbeln, die sich in der Brandung überlagern, hat daher jetzt eine überraschende Bestätigung gefunden. Der nach diesem Prinzip gebaute Regenautograph hat folgende Form: In einen Auffangstrichter von bestimmtem Durchmesser, z. B. 10 cm, setzt sich ein S-förmig gebogenes Abfließrohr an, welches stets mit Wasser gefüllt sein muß. Durch die gewundene Form dieses Rohres werden Unregelmäßigkeiten, welche durch heftiges Einfallen von Regentropfen in das Abfließrohr oder durch Windstöße sonst entstehen könnten, vermindert. Jeder herabfallende Tropfen gelangt auf den einen Arm einer sehr leicht beweglichen Wippe, der dadurch nach unten kippt und vermittelst einer Kontaktspitze in Quecksilber den Stromkreis einer elektrischen Batterie schließt. Jeder Kontakt wird durch eine Schreibvorrichtung mit Elektromagnet auf einen durch Uhrwerk getriebenen Papierstreifen übertragen, so daß die selbsttätige Aufzeichnung hier in Reihen mehr oder weniger dicht angeordneter Punkte besteht. Aus der Dichtigkeit der Punktierung ergibt sich schon direkt ein Schluß auf die Stärke des Regens. Die genauere Auswertung der Registrierstreifen geschieht jedoch durch Eintragen der Punktzahlen in Tabellen und Umrechnung in räumliche Höhenlinien oder in die üblichen Millimeterwerte.

Der Kontaktarm der Wippe ist mit einer scharfen nach unten führenden Rinne versehen, auf welcher die Tropfen nach unten oder in ein zweites zur Kontrolle dienendes Gefäß herabgleiten. Um Verdunstung zu vermeiden ist der Apparat in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen. Bei lange anhaltender Tropfenzeit ist es notwendig, von Zeit zu Zeit, etwa zu den täglichen Ablesungs-terminen, etwas Wasser in den Trichter nachzufüllen, damit der Apparat jederzeit troppfähig bleibt. Neben dem Vorzug großer Genauigkeit genährt der Apparat noch einen weiteren, nicht zu

\*) W. Gallenkamp: Über den Verlauf des Regens. Eine neue Methode der Regenmessung. Meteorol. Zeitschr. 1905, Heft 1, S. 1-10.

unterschiedenen Vorteil. Während die Schreibvorrichtung bei den meisten früheren Apparaten direkt neben dem Kuffenagel angedrückt werden mußte, kann bei Gallenkampfs Regenautograph die

Registrierung davon getrennt und in beliebiger Entfernung z. B. in den Räumen der Station selbst untergebracht werden, da der elektrische Strom die Verbindung zwischen beiden Teilen bildet.

### Volkstumspädagogik.\*)

Als ein Mittel zur Stärkung und Vertiefung des Volksebens und Volkstums steht die Pädagogik obenan. Fangt es aber mit der Jugend an, und es wird gelingen, sagt Goethe. Pädagogik aber nicht nur im Sinne von Kindererziehung, wie das Wort sagt, sondern von Anthropologie, von Menschen-erziehung. Denn diese Anschauung, daß die Erziehung nicht beim 15. oder 20. oder 25. Lebensjahre Halt zu machen habe, sondern sich auf das ganze Leben erstrecken muß, beginnt heute endlich eine allgemeinere zu werden. Bedeutet man, daß die Pädagogik als Wissenschaft noch sehr jung ist, daß sie an den Unvollkommenheiten heute noch um die Anerkennung als einer selbständigen Wissenschaft, die selbständig vertreten sein will, ringen muß, so wird man sich nicht wundern, daß bisher noch nicht der Versuch gemacht worden ist, die Pädagogik in dem obigen Sinne als ein Mittel zur Reinigung, Stärkung und Vertiefung des Volkstums in Anwendung zu bringen. Eine deutsche Volkstumspädagogik gibt es bis heute nicht. Dr. Hans Zimmer hat sich die Lebensaufgabe gestellt, eine solche zu schaffen. Er hat sich durch sein in der Anmerkung angeführtes Buch „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft“ einen guten Namen gemacht und gibt in der Brochüre Volkstumspädagogik, die gewissermaßen als Programmschrift dienen kann, die Richtlinien für eine solche, fordert auch zugleich zur Mitarbeit auf.

Das Volkstum als das „dauernde“ Prinzip gegenüber den „ephemeren“ philosophischen Systemen will Zimmer vertreten und als die beiden Ziele der Volkstumspädagogik bezeichnen er: 1) Heranbildung eines Deutschen, der die Forderungen der modernen Ethik\*\*\*) erfüllt, ohne aus seinem Volkstum herauszutreten, ohne einem utopischen Allermittels-Zugewinnideal nachzugehen. 2) Mitwirkung an der Beseitigung der Fehler, Mängel und Schwächen des Deutschen aus erzieherischem Bege. Der oberste methodische Grundsatz wird darnach sein: Suche deinen Jüngling auf keine Weise zu erziehen oder zu unterrichten, die seinem Volkstum widerspricht, und noch der positiver Seite wird es heißen müssen: Benutze alle herrlichen Eigenschaften, die dein Jüngling trotz seines Volkstums mitbringt, um ihn seinem hohen ethischen Ziele näher zu führen. Daneben gilt es, den Jüngling über Band und Leute genau zu unterrichten und so viel unmittelbar die angeborene Fähigkeit an die heimische Scholle, das innewohnende Zugehörigkeitsgefühl zum angekommenen Volke immer stärker aus ihm herauszuspülen zu lassen. Weniger

griechische und römische Geschichte — mehr deutsch! Weniger Geographie von Asien und Australien — mehr deutsch! Vom Standpunkte des Wirklichkeitsfinnes der deutschen Zukunft aus wird sich die Volkstumspädagogik zu fragen haben, ob nicht der oft wiederholten, kaum je besorgten Forderung, die Schule müsse mehr für das Leben, für das deutsche Leben der Gegenwart erziehen, in erhöhtem Maße Rechnung zu tragen sei“. In allen diesen Forderungen wird man Dr. Zimmer bestimmen können. Daneben ist Zimmer durchaus nicht blind dagegen, „daß es Fragen gibt, welche die Volkstumspädagogik als Pädagogik, nicht als Volkstumspädagogik angeht, in denen nicht das Volkstum, sondern Hygiene, Statistik, Psychologie das entscheidende Wort zu sprechen haben“.

Die wichtigste Vorarbeit zu der geordneten deutschen Volkstumspädagogik wird nach allem eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkstums selbst sein, aus welcher erst das System der deutschen Volkstumswissenschaft herauskristallisieren ist. Und gerade auf diesem Arbeitsgebiet der geschichtlichen Darstellung des deutschen Volkstums rednet Dr. Zimmer aus die Mitarbeit weiter Kreise. Bei der geschichtlichen Einteilung sind die Zeitläufe mit geringem von solchen mit höherem Volkstumsgehalt zu scheiden und für die Wertung des historisch Befundenen soll auch hier die evolutionistische Ethik maßgebend sein.

In der Schülerbefragungfrage will auch Hans Zimmer die Anerkennung des Familienrechtes in der Erziehung als die Grundvoraussetzung anerkennen lassen.\*\*) Er weist hier auf Rein hin, der diese Forderung gelegentlich erhoben hat, merkwürdigerweise aber nicht auf Mager und Dörpfel — des letzteren Lebensaufgabe war das Streben den Familienrechten in der Erziehung gegenüber den Staatsrechten zur Anerkennung zu verhelfen — und nicht auf Trüper. Auch Herbst hatte schon ähnliche Gedanken.\*\*\*) Und doch sagt auch Zimmer treffend: Auch die deutsche Familie steht auf dem Boden des deutschen Gemüts, und gerade dieses kann viel mehr als in der Staateserziehung in der Familien-erziehung gepflegt werden.“ Dann hat also die deutsche Volkstumspädagogik die Familien-erziehung an Stelle der Staateserziehung zu fordern, denn an der Erhaltung des deutschen Gemüts muß ersterer doch in erster Linie gelegen sein\*\*\*\*).

H. P.

\*) Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft S. 205.

\*\*) Näheres darüber wird man in der vom 1. Okt. d. J. ab erscheinenden Zeitschrift Kultur der Familie finden.

\*\*\*) In der Zeitungs-Zeitung (S. 196): „Wer das deutsche Wesen zu verstehen sucht, läßt auf Schritt und Tritt auf dessen Grundzug, die deutsche Innerlichkeit, laßt erkannt er, daß auf sie laßt alle Charakterzüge des Deutschen zurückgeführt werden können, und ihre schönste Blüte geht als das deutsche Gemüt vor ihm auf.“

### Bücherbesprechungen.

— H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Wilmde-  
-Poutet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich  
-Schmidt. Kritik durchgesehen und erläuterte Gesamtausgabe.  
3 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — An  
-Stelle der Kleist-Ausgabe von Heinrich Kurz, die veraltet und  
-vergriffen ist, hat das Bibliographische Institut die von Erich  
-Schmidt geleitet, die mit einiger Spannung erwartet worden ist.  
-Sie liegt jetzt vor, in drei Bänden, die nämlich von Erich Schmidt  
-selbst bearbeitet worden sind, während sich diese drei Bände  
-noch zwei, von Georg Wilmde-Poutet und Reinhold Steig bearbeitet,  
-anzudrucken sollen, so daß aus der kleinen dreibändigen (6 M.)  
-eine große fünfbandige (10 M.) werden soll. Im vierten Band,  
-der alle Besarten bringt, wird nach der Zeit Reinhold Steig,  
-der Verfasser des inhaltreichen Buchs über Kleists letzte Berliner  
-Zeit (Kleists Berliner Kämpfe, Neue Kunde zu H. v. Kleist), die  
-ganz kleinere Prosa sichten, wofür ihm das einzige vollständige  
-Gremplar der von Kleist in eben jener letzten traurigen Zeit  
-herausgegebenen Berliner Abendblätter aus dem Grimmischen  
-Nachlaß zu Gebote steht. Die Briefeditionen von Willem, Robert

-stein, Wiedermann und viele zerstreute Publikationen sollen durch  
-den fünften Band treu nach den Handschriften, soweit sie erreichbar  
-sind, überholt werden. Diesen bearbeitet Georg Wilmde-Poutet.  
-Die drei ersten Bände bringen der Reihe nach: Die Familie  
-Schroffenstein, Robert Guiscard, Kampffurth, Der zerbrochene  
-Krug, Penthesilea, Das Kästchen von Helldronn, Die Ver-  
-mannschlacht, Prinz Friedrich von Homburg, Michael Kohl-  
-haas, Die Marquise von C., Das Erdbeben in Chile,  
-Die Verlobung in St. Domingo, Das Bettelnis von  
-Vocarno, Der Findling, Die heilige Cäcilie oder Die Gewalt der  
-Musik, Der Zweikampf. Jeden Band beschließen Anmerkungen  
-des Herausgebers. Jedem einzelnen Werke ist eine Einleitung,  
-dem Ganzen eine biographische Einführung aus der Feder Erich  
-Schmidts vorangestellt. Die letztere, schnell und etwas flüchtig  
-hingeschrieben und im Stil ansehbar, bietet inhaltlich doch  
-seines und entwirft ein Bild des Dichters, das vielfach neu ist.  
-Denn die Kenntnis vom Leben Heinrich v. Kleists hat sich seit  
-dem Tage, da Adolf Wilbrandt seine grundlegenden Biographie  
-schuf, doch sehr erweitert, die Auffassung, die man dem Dichter  
-zuteil werden läßt, hat sich verändert, die Beurteilung seiner

Werte ist nicht dieselbe geliebten und hat sich verloben. Ganze Perioden im Leben des Dichters haben eine andere, neue Erklärung gefunden, wie z. B. die Würzburger Perle, die man nicht mehr als der Entdeckung des Kleists Dichterberuf gemindert auffaßt, weil sie eine andere natürlicher Erklärung gefunden hat. Kleist wollte sich von einem physischen Leben befreien, das dem Bräutigam der Wilhelmine v. Jenge lästig erschien und beseitigt werden mußte, ehe er in die Ehe trat, was auch durch eine Operation gelang. Freilich ward die Heirat bekanntlich nicht zur Tat. Inwieweit dies Leben, zurückgekehrt, weiter in Kleists Leben eingewirkt und den Grund abgeben hat, zu so mancher sonderbaren Erscheinung in seinem Dairin, das reich an Abnormem, Krankhaftem war, läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Im übrigen hat man aber nicht das Recht, Kleist lediglich als einen halb-Existenzanten zu betrachten, wie es wohl geschehen ist, oder, um mit Erich Schmidt zu reden, das Wesen und Wirken eines allmählich in reider Bildung und eigener Produktion besessenen Genies einseitig ins Pathologische zu verzerren. Kleist war eine durch und durch moderne Natur. Wie sein ganzes Wesen darauf ausging, seine Individualität zur Entfaltung zu bringen, im Gegensatz zu dem strengen Geiß der Montur der Zeit, die Kleist als Soldat einstrug, so daß er ihre Enspannung doppelt empfand, so ward er auch im Inneren hin- und hergerissen, wie der Modernen einer. Der Widertritt des achtzehnten Jahrhunderts zwischen Gefühl und Verstand, Natur und Wissenschaft hat Kleist „mit einer solchen die Kämpfe der Genieszeit überresten Feilsigkeit“ an sich erfahren, „daß sie ihn öftig niederwarf und auf geraume Zeit doch gelunden Gleichgewicht beraubte“. Kant's Philosophie, die Kleist auszubreiten unternahm, ward an ihm zum Verhängnis. „Die Lehre, daß wir die Dinge nicht unmittelbar auffassen, sondern durch untre Sinne nach Goethes heiterer Abignation am farbigen Anklang das Leben, im Vergänglichem nur ein Gleichnis des Ewigen finden, ergriß ihn verächtlich: man weiß also nie, ob das trügerische Auge Wahrheit oder Schein sieht, und kann kein geistiges Eigentum übers Grab hinaus erwerben.“ Das war's, was Kleist darniederwarf, ihm dem Wahnsinn nahe brachte, so daß die Frage, ob er zeitweilig Galt in einer Heil-anstalt war, bis jetzt noch unbeantwortet ist. Trist Schmidt so bei Beurteilung des seltenen und seltsamen Menschen Kleist den Nagel auf den Kopf, so wertet er auch den Dichter richtig ein. Er sagt: „Kleist zählt zur romantischen Generation, doch zu keiner romantischen Prosaion und Schule. Er teilt zwar mit diesen untereinander so verschiedenen Betennern neuer Evangelien Manches und Wesentliches in Stil, Stimmung und Motiven, schwärmt für ein wundervolles Mittelalter des Rittertums und der Minne, schöpft aus dem Born vaterländischer Geschichte und chronikalischer Sage, romantisiert die Antike, lüchelt vöndarr in dunkle Schatte der Erde hinabzuleuchten und das Aparie, Furchbare, Gruselige gleich dem erhabenen Geheimnissem und jastesten Regungen künstlerisch darzustellen. Aber er tritt jenen Dichtern ebenso eignartig und eigenrchtig gegenüber wie keinen großen fernem und unmittelbaren Vorgängern, von denen er sich lernend befreit hat.“ Die hoch Schmidt die einzelnen Werke Kleists einschätzt, davon legen die Einleitungen zu eben diesen einzelnen Werken Zeugnis ab, die bei aller Bemunderung der Kritik nicht entbehren, die gleich bei dem Jugendwerk „Die Familie Schroffenstein“ einzusetzen reichlich Gelegenheit hat. „Das „Amphitruon“, „Der zerbrochene Krug“ — Fortschritt Adam ist neben Falstaff die härteste tomische Figur, die wir besitzen — und „Penthesilea“ anbelangt, so werden Goethes abfällige, allzu abfällige Urteile wohl erwoogen und abgewogen und zum Teil auch angenommen. „Robert Guiskard“ wird sehr hoch gestellt, wogegen einzunehmen ist, daß Kleist's höchst der Verharmelung von Antike und Schatepeare doch ein künstlerisches Etwas geliebet wäre, eine Verbindung zweier Metalle, die nicht ineinander gehören. „Das Käthchen von Heilbronn“ wird ebenso liebevoll herabgeleitet, „Die Hermannschlacht“ richtig eingeschätzt, als ein Heldrama, das über die Wirkungen eines solchen dadurch hinausragt, daß eben ein Dichter vom Range Kleists sich einmal auf dem gefährlichen Gebiet eines Lebensstückes bewegte. Künstlerisch steht aber dieses Werk hinter anderen Werken Kleist zurück und wenn der Versuch gemacht worden ist, gerade dieses Stück für Schule und Schüler nutzbar zu machen, so muß dagegen protestiert werden, der vielsochen Hobeiten und Geschnallosigkeiten wegen, die Kleist's „Hermannschlacht“ entfällt, die andererseits durch die Zeit, in der

sie geschrieben ward, die einen brutalen, rücksichtslosen Raubgeist verkörperte, vollauf entschuldigt werden. Am höchsten hingestellt wird „Prinz Friedrich von Homburg“, unweifellos Kleist's bedeutendstes Werk. Wenn man früher dies Schauspiel in erster Linie als ein vaterländisches bezeichnete und von diesem Standpunkt aus die Aufführung besellen feierte, so ist das doch ein Beweis dafür, wie erst ein Zeitraum von Jahren von Entfernung von einem Dichtwerk die nötige Ruhe schafft, um es richtig zu bemerten. Das Patriotische ist an diesem Stück brandenburgisch-preussischen Kriegerlebens sehr genau zu beobachten, wie etwa in Schillers Dramen das nationale Element, das zweifellos in ihnen enthalten, aber nicht die Hauptrolle ist. In dieser Beziehung sieht das Todesjahr 1905 scharfer als das Geburtsjahr 1859. Wir sehen, wenn wir Kleist's ganzes Leben bis in seinen frühen, verhängnisvollen Ende verfolgen, wie „Prinz Friedrich von Homburg“ im Reime schon in seinen frühesten Jahren steht. Der verhasste Drill des Camaradsentums, den Kleist abwarf, um zum Schluß doch wieder zu ihm zurückzukehren, war doch nicht ganz nutz- und fruchtlos für ihn gewesen, ein Trost für jene, die über verlorene Jahre jammern, die ihnen ein unwillkommene Amt einbrachte, die doch nicht so ganz fruchtlos waren. Den Kampf des Individuums gegen den Geiß der Gengen, den Kleist mit besonderer Schärfe zu beschreiben hatte, ihm zum bestigen Schmerz, stellt auch „Prinz Friedrich von Homburg“ dar und der Ausgleich zwischen persönlicher Freiheit und bindendem Geß, welche beiden Begriffe wohl ein jeder an sich schon als Gegenfätze empfunden hat, in Kleist's Schauspiel einen gerabem wundervollen Ausdruck gefunden. In noch höherem Sinne als die „Hermannschlacht“ ward dies Drama ein Heldrama, insofern die Erkenntnis, daß das Geß etwas Festes sei, das respektiert werden müsse, daß dies Geß aber durch etwas noch Höheres aufgehoben werden könne und müsse, daß es im Staatsleben Augenblicke gebe, wo „die Empfindung einzig retten“ kann, ein Jahr später sich auch im politischen Leben Bahn brach; das von Kleist Gedichtete wurde Tatlache in General Poth's Konvention in Lauraggen. Kleist ward hier genau so zum Propheten, wie Schiller es ward, der im Wallenstein den Kaiser Napoleon vorausgesahete. Was Kleist's Erzählungen anbelangt, so berührt Schmidt jene Auserung Goethes nicht, der sich auch hier tabend äußerte, insofern der heitere Dampf in betrefi des „Michael Kohlhaas“ von einer „nordischen Hypochondrie“ sprach, die eigenständig das selbstgewählte, peinliche Thema verfolge, ohne Rücksicht auf die Empfindungen der Leser. Schmidt geht die erzählende Literatur der Zeit durch, mit der (Goethe, Wieland, Tieck) Kleist nichts gemein habe, der sich mehr an die Erzählungskunst des Cervantes anlehnt, die auch rein objektiv ist, so daß das berichtende Subjekt fast ganz dahinter zurücktritt. Mit den Vorgängen werden auch die Mängel berührt, im Inhalt und Stil; es wird dargestellt, wie Kleist einen Nachfolger in Friedrich Halm mit seinen herben, schonungslosen Novellen gehabt habe, im übrigen aber die einfache Größe Kleist's auch hier betont. Überhastet man das Ganze, die drei vorliegenden Bände, denen die beiden letzten abschließenden bald folgen möchten, so sieht man erst, was in den letzten dreißig Jahren in der Kleistforschung und der Herausgabe der Werke des Dichters geleistet worden ist. Anfangs der sechziger Jahre die beiden von Heinrich Kurz herausgegebenen Bände mit der einfachen, heute fast kindlich anmutenden Einleitung, jetzt deren drei und fünf, mit Erich Schmidt's Einführungen, die in betrefi der Kunde des Lebens des Dichters und seiner Werke und Beurteilung derselben doch etwas ganz anderes leisten. Wie man von Schatepeare's Leben heutzutage nicht mehr sagen kann, daß es unbestimmt sei, da durch Funde und Forschungen fast jeder Winkel ermittelt und beleuchtet worden ist, so geht es auch mit dem Heinrich v. Kleist. Zweifelsheben sind zwar noch vorhanden, aber das Klargeleite überwiegt. Zum Teil ist dies auf Kosten des großen Krieges zu setzen, dessen Schwung und Aufschwung auch jenem zugute gekommen ist, der nicht nur zur Erhebung von 1813 sein erhebliches Teil mit beitrug, sondern auch zu der Einigung 1870. Wie Kleist's „Hermannschlacht“, durch die Meininger zu vollenender Darstellung erhoben, erst nach dem deutsch-französischen Kriege so recht wirkte und jündete, so ist dieser auch dem Interesse für das Leben des deutschen Patrioten und größten preussischen Dichters zugute gekommen und wir haben hier wohl einen notwendigen Akt der Dankbarkeit zu erblicken, der endlich ausgeübt ward, nachdem die Zeit sechzig Jahre vorher sich unfähig dazu erwiesen hatte. J. R.

— Das Buch im Strom des Verkehrs. Eine national-ökonomische Studie über das literarische Wertproblem als Grundlage für die Neuordnung des modernen Buchverkehrs. Epilog zu den antirationalistischen Verhandlungen über den Verlegerverein der deutschen Buchhändler im Reichstag des Innern und im deutschen Reichstagsgebäude am 13., 14. und 15. April 1904 verfaßt von Dr. phil. B. Koehler-Gera, Verlagsbuchhändler. Ostelberg, Carl Winter, 1905. XII, 135 S. 8°. Preis 4. K.

— Der freundliche Leser kennt mein Urteil über die durch Karl Büchers „Denkschrift“ 1903 hervorgerufene Bewegung. Offiziäre Ergebnisse im Sinne des Akademischen Schutzverbandes sind, seitdem auch die für ihn ursprünglich günstige Auslegung des § 26 des Verlagsvertrags in der zweiten Sitzung abgelehnt worden ist, sicherheitslos keine zu verzichten. Indirect freilich ist eine wohlthätige Wirkung glücklicherweise nicht ausgeblieben. Nachdem die begriffliche Erregung sich gelegt hat und eine ruhig-objective Beobachtungsweise an ihre Stelle getreten ist, macht sich gerade im angegriffenen buchhändlerischen Lager die Stimmung und Gemüthsheit bemerkbar, zur Behebung nicht geeigneter Schäden und Mängel ernstlich beizutragen. Das B. Koehler in Gera-Untermhaus zu jenen ehrlichen Kämpfern gehört, habe ich schon in der Wfl. Beilage Nr. 16 vom 6. Febr. 1904 angedeutet; hier haben wir einen weiteren Beweis dafür. Sein „Buch im Strom des Verkehrs“ zeugt von originellem, nur gelegentlich an die alte Aufklärungphilosophie vinnernndem Denken und dem aufrichtigen Streben, der von ihm vertretenen Sache nach Kräften auszuweichen. Der wichtigste der sieben Abschnitte ist entschieden der fünfte, der den beachtenswerten Vorschlag der Einrichtung eines Reichsbüchervereins der vereinigten deutschen Verleger (mit 20–30 Rebenstellen) als Janusplatz in den Interessententritt wirft. Mandes andere macht noch den Eindruck einer gewissen Unausgeglichenheit und Nervosität. H.

— Julius Gensel, Im Dienste des Gemeinwohls. Gesammelte Vorträge. Leipzig, 1905. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 250 K., geb. 3,50 K. — Der verdienstvolle Vorkämpfer des sächsischen Landesverbandes zur Verbreitung von Volkshilfe hat eine Anzahl von Vorträgen zusammengestellt, die er im Verein für Volkswohl oder für Gesichts Leipzig, in der Luthergemeinde oder vor der Gemeinnützigen Gesellschaft gehalten. Was dem Verfasser am meisten Geheiß besonders ansiehend erscheint, das wieder immer im Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwicklung bleibt, das gilt auch für Gensel an seinem Ziele. Kunst und Wissenschaft, große Persönlichkeiten des In- und Auslands (Caroline sind 2 unter den 11 Vorträgen gewidmet), Philosophie und Beobachtung der Gesellschaft: alles schließt sich ihm zu einem Kulturbild zusammen, zu dessen immer klarerer Abrundung er eben treibt und mahnt, der seinem sichten, bloß durch den reichen Inhalt müchtig wirkenden Vortrag lauscht. Gensel hat einmal erklärt, daß er nicht leben möchte ohne den Glauben an die immer tiefer Kulturentwicklung der Menschheit, vorab seines deutschen Vaterlands. Für solche wirkt er auch durch das vorliegende Buch. Es sei festgehalten und solchen, die sich bilden wollen, als eine Gabe aus reinen Händen empfohlen! Dr. C. Grimm.

Fr. Heuser, Chemische Technologie. Die zahlreichen Abbildungen. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1905. — In B. G. Teubners Verlag erscheint eine Reihe von Handbüchern für Handel und Gewerbe unter der Leitung von Präsident von der Borgh, Berlin, Prof. Dr. Schumacher-Bonn und Regierungsrat Dr. Siegemann-Braunschw. Diese Handbücher sollen dem Kaufmann und Industriellen ein sicheres Hülfsmittel bieten, sich rasch auf den Gebieten des praktischen Lebens klar zu setzen. Die bis jetzt erschienenen Bände behandeln: die Zuckereinkultur, das Veredlungsweinen und die chemische Technologie. Der Verfasser dieses Handbuchs, früher Privatdozent in Bonn, jetzt Leiter der Eisenberger Fabrik, hat es meisterhaft verstanden, eine vollständige Übersicht über das Gesamtgebiet der chemischen Technologie zu geben. Der Verfasser setzt nur die chemischen Kenntnisse voraus, die die Leser von ihrem Besuch einer Mittelschule her besitzen, und bedient sich der chemischen Formelsprache nur im äußersten Notfall. Die Darstellung erstreckt sich auf alle die Industrien, die chemische Umformungen der natürlichen Rohstoffe betreffen. Von den Metallalloyen ausgehend behandelt der Verfasser die Metallurgie, die chemische Technologie der Brennstoffe und ihrer Zersetzungsprodukte und der pflanzlichen und tierischen Rohstoffe. Überall sind die verschiedenen

Fabrikationsverfahren geschildert unter Berücksichtigung ihrer historischen Entwicklung und der damit verbundenen wirtschaftlichen Bedeutung der angewandten Chemie. Nicht nur der Kaufmann und Industrielle wird reiche Belehrung aus diesem Buch schöpfen. Die 226 Abbildungen von Maschinen, Apparaten usw. werden das Verständnis wesentlich erleichtern. Das Buch kann allen Gebildeten, die einen Einblick in die chemische Industrie gewinnen wollen, warm empfohlen werden. Der Verleger hat das Werk sehr gut ausgestattet. Tr.

— Die Entstehung, Entwicklung und Reform der obdenburgischen Brandkasse. Von Dr. W. Durkhoff, Syndikus der Handelskammer für das Herzogtum Oldenburg. — Das Buch bietet die der Erzdigitalität des Stoffes, den es behandelt, Verfassungs- und Zahlenfachen sind immer etwas eigen, viel Interessantes und zwar für den Fachmann sowohl wie für den Laien und nicht nur für Oldenburgische, sondern auch für weitere Kreise. Insbesondere hat der Verfasser die Geschichte der obdenburgischen Brandkasse, deren Ursprung er auf das Oldenweinen zurückführt, sehr eingehend studiert und in anschaulicher Weise geschildert. Die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Reform dieser Brandversicherungsanstalt, welche in der Hauptsache noch nach gesetzlichen Bestimmungen vom Jahre 1764 veraltet wird, ergibt sich hierbei gewissermaßen ganz von selbst. Doch begnügt sich der Verfasser nicht nur mit einer Kritik der zur Zeit bestehenden Einrichtungen, das wäre ja nicht schwer, er macht vielmehr auch wichtige und zwar recht schlagende Reformvorschlüge. Es sind dies u. a. Annullierung eines Retentionsfonds, der noch gänzlich fehlt, Schaffung eines Klassifikationsstems, welches Bauart, Benutzung und drüßige Lage der einzuschätzenden Gebäude berücksichtigen soll, Verbesserung der Brandschadenstatistik, Ausbildung und Verbesserung des Feuerlöschwesens durch pelmündere Beihilfen, Unterstützung verunglückter Feuerwehrränner und deren Hinterbliebenen, Reorganisation der Brandassurenverwaltung. Daß diese Verbesserungsvoorhänge nicht etwa zu weitgehend sind, dürfte am einfachsten damit begründet sein, daß sie z. B. bei der bairischen und sächsischen Brandversicherungsanstalt schon seit Jahrzehnten verwirklicht sind. Auch die dem Buch beigegebenen statistischen Tabellen bieten mancherlei Bemerkenswertes, sie zeigen insbesondere eine ausführliche gute Blüßschlagestatistik im Herzogtum Oldenburg. Das im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg erschienene Buch kann Interessenten hiernach bestens empfohlen werden. Der Preis beträgt 6 K. — d.

— Unterhaltungen über das Wetter. Von Dr. R. W. Bärnke, Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Berlin, Verlag von Paul Parey. 48 Seiten und 1 Wetterkarte. Pr. 0,80 K. — Das kleine Buch gibt in der unangenehmen Form des Gesprächs einen guten Überblick über die Ziele und bisherigen Ergebnisse der neueren Wetterkunde. Es ist entstanden, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, aus der Erinnerung an meteorologische Besprechungen, die sich an Vorträge des Verfassers über Wetterkunde anknüpfen, und richtet sich in erster Linie an Studierende landwirtschaftlicher Lehranstalten. In 46 kleinen Abschnitten werden alle wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der ausübenden Wetterkunde mehr oder weniger eingehend behandelt. Die Darstellung ist klar und gemeinverständlich, so daß auch der Laie zum Verständnis der erwähnten atmosphärischen Gesetze und Vorgänge gelangt und einen Einblick in den praktischen Betrieb moderner Wetterwarten erhält. F. K.

— Hans Roboth: Aus meiner Waldkugel. Jägerliches Allerlei. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Mit sicherer gewandter Hand und einem, sich durch das ganze Werk wie ein roter Faden ziehenden witzigen Humor, den sich oft ein dem einlam wohnenden Widmann eigener Ernst zugesellt, weiß der Verfasser nicht nur von Witz und Jagd zu erzählen, sondern gibt auch in einigen in Novellenstil gehaltenen spannenden Erzählungen aus dem Jäger- und Wildnißleben so viel Schönes und Interessantes, das auch der Nichtjäger gern das Buch zur Hand nehmen und sich an den prächtigen und wahren Waldschilderungen ergötzen wird. Der Verfasser versteht es, auch in seiner, geradezu liebevollsten Beobachtung die verschiedenen Jagdwildarten und Jagdweisen lebhaft und anschaulich vor Augen zu führen, und wir empfinden es bei jedem Worte, jeder Zeile, daß hier nur das Geschilderte und Beschriebene wird, was selbst beobachtet und empfunden wurde. — A.



**Erscheinung**  
Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Bezugspreis, die königliche  
Zustimmung der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Nr. 95.

Sonnabend, den 12. August, abends.

1905.

Der Sündenfall und seine Folgen nach jüdischer und moslemischer Sage.

Von Aug. Wäniche.

Obgleich wir in dem alttestamentlichen Sündenfallgemälde selbst ein sagenhaftes Gebilde haben, das in altbabylonischen Vorstellungen wurzelt, so bietet es doch in seinen einzelnen Bestandteilen so viel des Interessanten, daß selbst die philosophische Spekulation mit ihm noch nicht fertig geworden ist. Von jeher hat den denkenden Geist die Entstehung des Bösen beschäftigt und es sind dabei die verschiedensten Ansichten und Meinungen aufgetaucht, eine allseitig befriedigende Lösung des Rätsels ist bis jetzt noch nicht erfolgt. Wunderbare Tiefsen zeigen vor allem die psychologischen Momente des Sündenfallgemäldes. In der Arglist und Heimtücke, mit der die Schlange vorgeht, wie in der Abkühlung der Schuld seitens der Verführten tritt ein seltener Realismus zutage. Das eine wie das andere ist dem Triebleben der Menschennatur so treu abgelauscht, daß man sagen darf, in jedem neuen Bösen wird das Sündenfallgemälde mehr oder minder wiederholt. Kein Wunder, wenn der biblische Vorgang in der späteren jüdischen Literatur zum Gegenstande weiterer Ausbildung geworden ist. Das mythische Gewand in der Kürze seiner Darstellung, insbesondere der Erkenntnisbaum und die Schlange als der Verführer beschäftigen aufs lebhafteste die Phantasie und es entstanden zahlreiche Sagengebilde, die den Forscher anziehen und zu einer zusammenhängenden Betrachtung veranlassen. Manche sagenhafte Elemente sind infolge der regen Verkehrsbeziehungen zwischen Juden und Arabern in die moslemische Sagenwelt gedrungen und haben hier eine weitere Ausbildung und eine dem neuen religiösen Vorstellungskreise angepasste Umgestaltung erfahren.

Gott hatte Adam und Eva zur Wohnung das Paradies angewiesen, einen partiarigen Garten, der ihnen alle Genüsse des Lebens bot. Unter den Bäumen des Paradieses zeichneten sich zwei durch besondere Eigennatur aus, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, von welchem letztem zu essen den Menschen verboten war. Die Herrlichkeit im Paradiese aber dauerte nicht lange. Adam und Eva übertraten das göttliche Gebot und gingen ihres Glückszustandes verlustig. Das Vergehen selbst erscheint bald als Gottesleugnung, bald als Gotteslästerung (Ber. r. Par. 19, 12). Adam war ein Reber, der den Bund Gottes zerbrach (Sach. 38 b).

Wesvere Sagen knüpfen sich an die Schlange (nachsach hakkadmöni oder nachsach harrischön) und ihr Verführungsweil. Sie war in menschenähnlicher Gestalt geschaffen und mit dem Eigenschalten Flugweil und Behenbigkeit ausgestattet.

Nach Midr. Ber. r. Par. 19 zu Gen. 3, 1 hatte die Schlange Füße und hing aufrecht wie ein Kohr. Sie war über alle Tiere gelehrt und ging aufrecht wie ein Mensch (vergl. Sach. 59 b). Ihre Flugweil einerseits und ihre Körperkraft und Behenbigkeit andererseits beschäftigten sie, dem Menschen bei der Verherrlichung seiner Geschäfte große Dienste zu leisten und ihm jedes Handtuch zu erlegen. Wie ichabe, wie deshalb Aboth de R. Nathan c. 1 bemerkt, daß solch ein großer Diener von der Welt verschmunden ist! Denn wäre die Schlange nicht verflucht worden, so hätte jeder Jüdelit deren zwei in seinem Hause haben können, die eine hätte er nach Westen und die andere nach Osten ausgeben können, damit sie ihm eble Sandarben (sandarben, sandarben)\*) füllten und Perlen und alle Kolibarten der Welt brähten, und kein Geschöpf wäre imstande gewesen, sie daran zu hindern. Und nicht nur dies, man würde sich derselben auch als Kamel, Wild-

esel und Maultier bebieten haben, um sowohl Frucht wie Lustgärten mit ihnen zu bearbeiten (bügen).

Die Verführung der ersten Menschen wird auf die Verleumdungsdicht der Schlange zurückgeführt. Gott habe den Menschen, weil er in ihm einen Konkurrenten sehe. So heißt es Ber. r. Par. 19 zu Gen. 3, 2: Die Schlange fing an, ihren Schöpfer zu verleumden. Sie sprach nämlich: Von diesem Baume hat Gott gegessen und die Welt erschaffen, jetzt bringst er zu euch; Esst nicht davon, damit ihr nicht andere Welten erschafft, denn einer haßt den Sohn seines Vaters.

Als ein anderer Beweggrund der Verführung wird Aboth de R. Nathan c. 1 der Reib der Schlange gegen Adam beigeichnet. Als der erste Mensch im Paradiese lag, fanden die Dienstengel vor ihm und bieten ihm das Fleisch und küßten ihm den Wein. Da kam die Schlange und beobachtete seine Ehre und beneidete ihn.

Nach anderer Vorstellung war es die Begehrlichkeit der Schlange nach der Eva, die sie zur Verführung bewog. Sie wollte sie heiraten. (Ber. r. Par. 19 zu Gen. 2, 25 und Aboth de R. Nathan c. 11.)

Nach einer wahrscheinlich dem alten Oriente angehörigen Anschauung jedoch ging die Verführung des ersten Menschen von Samael, dem Oberhaupt der Satane, aus.\*\*) Von grünem Reide gegen Adam wegen seiner hervorragenden Größe erfüllt, laßt er den Plan, ihn zu fügen, und die listige Schlange leitet ihm dabei Helfersdienste. Am ausführlichsten wird dies Bilde de R. Gieser c. 13 dargestellt. Die Dienstengel sprachen vor dem Ewigem: Herr der Welten! „was ist der Mensch, daß du auf ihn achtest (Bl. 144, 3).“ Der Mensch ist dem Hause gleich, nichts ist ihm auf Erden ähnlich (f. Hi. 41, 25). Der Ewigem antwortete: Wie ihr mich preiset in den oberen Sphären, so anerkennt er meine Einheit in den unteren Sphären. Und damit nicht genug, könnt ihr euch erheben, um allen Geschöpfen Namen zu geben? Sie machten sich daran, vermochten es aber nicht. Hierauf ergab sich Adam und bestimmte die Namen für alle Geschöpfe (f. Gen. 2, 20). Als dies die Dienstengel sahen, sprachen sie unter sich: Wenn wir nicht Rat halten wider Adam und ihn zur Sünde gegen seinen Schöpfer verleiten, so vermögen wir nichts gegen ihn. Samael, der größte Fürst des Himmels — die Uhojot (die Tiere des göttlichen Thronraums) und die Seraphim besitzen nur sechs Flügel, Samael aber ist mit zwölf Flügeln versehen — nahm hierauf seine Klasse von Engeln und fuhr hinab (zur Erde). Er musterte alle Geschöpfe, die der Ewigem geschaffen, fand aber keins, das der Wohlheit so fähig war, wie die Schlange, wie es heißt Gen. 3, 1: „Und die Schlange war listig vor allem Getier des Feldes.“ Da ihre Gestalt einer Kamelart glich, so schwang er sich auf sie und ritt auf ihr. Die Thora aber sprach: Samael, soeben ward die Welt erschaffen und ist es Zeit, sich wider den Herrn zu empören. Zur Zeit, wo sie zum Hochlauf sich spornen, spottet bu, Herr der Welten, des Hofes und seines Reiters“ (f. Hi. 39, 18). Der Vorgang wird am Schlußte mit einem Menschen verglichen,

\*) Samael spielt auch sonst in der jüdischen Sage eine Rolle. Im oberen Gerichtshofe macht er denen gegenüber, die vor Gericht stehen, den Ankläger, während Michael als Verteidiger fungiert (Schem. r. Par. 18). Damit Tomar vertrant und David nicht von ihr geboren werde, entfernte er die Reiden der Unschuld an ihr, Michael brachte dieselben immer näher (Sota 10b). Wenig wird als der Mann, mit dem nach Gen. 28, 25 Jakob in der Nacht tang, Samael, der Schuppentrag Fleus, genannt.

\*) Ein in Arabien vorkommender Edelstein

der von einem bösen Geiste befallen ist. Alle Laten, die er verdrückt, vertritt er sie etwa aus seiner eigenen Einsicht (seinem eigenen Antriebe), und alle Worte, die er redet, redet er sie etwa aus seiner eigenen Einsicht? Er handelt nur nach der Einsicht des bösen Geistes, der in ihm wohnt. So verliert es sich auch mit der Schlange. Alle Laten, die sie vertritt, und alle Worte, die sie redet, vertritt und redet sie nur auf die Eingebung Somaels. Auf ihn beziehen sich die Worte Prov. 14, 32: „In seine Bosheit wird hinangeföhren der Frevel.“

In sein psychologischer Motivierung wird Virte de R. Ciefer c. 13 auf den Grund hingewiesen, warum die Schlange nicht mit Adam, sondern mit Eva ankämpfte. Dabei wird geschildert, wie sie das Vertrauen des Weibes gemann und ihm die Unschädlichkeit des verbotenen Baumes nachlegte. Die Schlange folgte und dachte: Wenn ich mit Adam zu sprechen versuche, so weiß ich, daß er mir kein Gehör schenken wird, weil es schwer hält, den Mann aus seiner Entschlossenheit herauszubringen, ich will mit dem Weibe reden, denn sein Sinn ist leichtfertiger, und ich bin gewiß, daß es mir willfähriger wird, wie denn Weiber überhaupt sich allen Geschöpfen willfähriger erweisen (I. Prov. 9, 13. Die Schlange begab sich zu Eva und sprach zu ihr: Ist es denn wahr, daß auch die Früchte dieses Baumes verboten sind? Ja wohl, antwortete Eva, denn es heißt Gen. 3, 1: Aber von der Frucht des Baumes, der in der Mitte des Gartens, hat Gott gesagt: Eßet nicht davon und berührt ihn nicht, damit ihr nicht sterbet.“ Diese Worte boten der Schlange einen Anlaß, um weiter fortzuführen. Sie sprach: Daß Verbot entkammt bloß einem neidischen Auge, denn in der Stunde, wo ihr davon eßt, werdet ihr Gott gleich sein. Wie er Welten schafft und wieder Welten zerstört, so werdet auch ihr insame den Welt, Welten ins Dasein zu rufen und wieder zu vernichten und wie er tötet und belebt, werdet auch ihr sterben lassen und wieder ins Leben zurückführen (I. Gen. 3, 5. Als die Schlange zu dem Baume hinging und ihn berührte, schmeckte derselbe und sprach: Frevel, berühre mich nicht, versg. Pl. 36, 12. Die Schlange sprach darauf zu dem Weibe: Sieh, ich habe den Baum berührt und bin nicht gestorben. Eva tat, wie ihr die Schlange gelehret hatte. Da begagnete ihr der Lobengel. Als sie ihn erlaubte, dachte sie bei sich: Vielleicht muß ich jetzt sterben und Gott wird dem Adam ein anderes Weib erschaffen und es ihm geben. Wohlja, ich will ihn veranlassen mit mir zu essen, sterben wir, so haben wir beide teil daran und leben wir, so halten wir beide zusammen. So nahm sie von der Frucht und aß und reichte auch ihr dem Adam, um mit ihr zu essen (I. Gen. 3, 6).

Mit noch drastischeren Zügen erscheint die Gewinnung Soma durch die Schlange in Athob de R. Nathan c. 1. Damals ging die Schlange mit sich zu Kate, sie dachte nämlich: Da ich Adam nicht verführen kann, so will ich es mit Eva versuchen. Sie ging zu ihr, setzte sich zu ihr und fing ein weitläufiges Gespräch mit ihr an. Sie sprach: Wenn, wie du vorgehst, der Heilige schon die Berührung verboten hat, siehe, ich berühre ihn und sterbe nicht, so wirst auch du nicht sterben, wenn du ihn berührst. Sie erlaub sich und berührte ihn mit ihren Händen und Föhren und schmeckte ihn so lange, bis seine Früchte nieder zur Erde fielen. — Ferner sprach sie: Wenn der Heilige, wie du sagst, daß Essen von dem Baume verboten hat, siehe, ich esse von ihm und sterbe nicht, tue dasselbe und du wirst auch nicht sterben. Da dachte Eva: Alles, was mir mein Herr verboten hat, ist läge. Sie nahm daher von der Frucht und aß und gab auch Adam davon.

Nach Ber. r. Par. 19 zu Gen. 3, 2 ergriß die Schlange das Weib, als sie es an dem Baume vorübergehen sah, und küßte es an denselben mit den Worten: Sieh, so wie du nicht durch die Berührung stirbst, so wirst du auch nicht durch den Genuss von der Frucht sterben, „sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon eßet, werden eure Augen aufgetan und werdet sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses.“

Zu den Worten Gen. 3, 17: „Weil du gehört hast auf die Stimmen dieses Weibes“ wird bemerkt: Eva kam mit großer Klugheit über Adam, sie sprach: Denst du vielleicht, es wird dir eine andere Eva erschaffen werden, wenn ich sterbe? Nein, es gibt nichts Neues unter der Sonne (I. Koh. 1, 9). Oder denst du, du wirst, wenn ich sterbe, einsam und allein dahinst? Nein, die Erde ist zur Bevölkerung erschaffen worden (I. Jes. 45, 18). S. Ber. r. Par. 20.

In einer Sage Ber. r. Par. 19 zu Gen. 3, 6 wird hervorgehoben, daß Eva nicht allein Adam von der verbotenen

Frucht zu essen gab, sondern auch den Haustieren, den wilden Tieren und dem Vieh, und alle gehordeten ihr, ausgenommen ein Vogel namens Ehol (Höning). Dieser Vogel lebt 1000 Jahre und nach Verlauf von 1000 Jahren lodert ein Feuer von seinem Nests aus und verbrannt ihn, jedoch ein Stück bleibt übrig, so groß ist wie ein Ei, welches wieder Urdmaßen erhält, worauf der Vogel zu neuem Leben erleht. Nach einer anderen Ansicht verzieht sich der Körper des Vogels von selbst, seine Flügel verlieren die Federn, und es bleibt von ihm nur ein Stück von der Größe eines Eies übrig, an der sich später neue Vögel setzen.)

Die Verleitung Adams durch Eva, von der Frucht des Erkenntnisbaumes zu genießen, wird durch mehrere Gleichnisse veranschaulicht. Nach dem einen ging Adam Eva mit schlechtem Beispiele voran. Er gleich einem Menschen, der eine Proletin geheiratet hatte; er bedachte sie mit Grundflößen, indem er zu ihr sprach: Meine Tochter, ist kein Brot, während deine Hände unrein sind, genieße meine Früchte, von denen nicht der Feinte genommen ist, entweise nicht die Sabbate, brich kein Gelübde und pflege keinen Umgang mit einem anderen Mann, folleht du aber etwas von alledem tun, so stirbt du. Was machte aber jener Mann? Er aß selbst im geheimen Brot, während seine Hände unrein waren, genoss Früchte, von denen der Feinte genommen war, entweichte die Sabbate, brach seine Gelübde und schweifte herum. Was dachte nun die Proletin in ihrem Herzen (als sie dies bemerkte)? Alle Dinge, die mein Mann befohlen hat, sind Lüge von Grund aus. Sofort ergrub sie sich und übertrat alles (was ihr befohlen worden war).

Nach dem andern Gleichnis trifft Eva die Hauptschuld. Adam gleich einem Manne, der ein Weib in seinem Hause hatte. (Um sie zu erproben) ging er und holte ein Faß, in welches er eine gewisse Anzahl Feigen und Äpfel legte, auch fing er einen Skorpion und legte ihn an die Stirn des Faßes. Darauf umgab er es mit einer gedrehten Schnur und stellte es in einen Winkel und sprach zu ihr: Meine Tochter! alles, was ich in diesem Hause besitze, ist dir übergeben, ausgenommen ist nur dieses Faß, das du durchaus nicht berühren darfst. Was tat das Weib? Als ihr Mann ausgegangen war, öffnete sie das Faß und steckte ihre Hand hinein. Da haß sie der Skorpion, sie ging nun ihres Weges und fiel auf ihr Lager. Als ihr Gatte zurückkehrte, sprach er: Was ist das? Sie antwortete: Ich steckte meine Hand in das Faß, da haß mich der Skorpion, siehe, ich sterbe nun. Er sprach zu ihr: Gabe ich dir nicht gleich im Anfang gesagt: Alles, was ich in meinem Hause habe, ist dir übergeben, ausgenommen dieses Faß, das du durchaus nicht berühren darfst. Er grüet über sie in Jörn und enterte sie. Also der erste Mensch. 2. Der Heilige befaß ihm: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, nur von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn an dem Tage, wo du davon isst, wirst du sterben. Als er doch davon aß, wurde er verfohen, um zu bestrafen, was gesagt ist Ps. 49, 21: „Der Mensch übermachtet nicht in seiner Herrlichkeit, er gleicht dem Vieh, dem Krummer“ (Athob de R. Nathan c. 1).

Verschiedene Meinungen gibt es über den Erkenntnisbaum. Nach einer Ansicht war es der Weinstock, da er nur imitande ist, Jammer über den Menschen zu bringen, wobei auf Gen. 9, 20 angepielt wird. Nach einer zweiten war es der Feigenbaum,

\*) Dieses Bogels wird schon in der babylonischen Sage gedacht.

\*\*) Nach einer zweiten Version des Athob de R. Nathan (bei S. Schechter 4a) hat das Weib dieses Wortlaut: Eva gleich einem König, der sein Weib mit dem Silber und das Gold und alles, was er hatte, zur Herrin legte. Er sprach zu ihr: Alles, was ich besitze, ist in deine Hand gegeben, ausgenommen dieses Faß, welches voll Skorpionen ist. Da kam ein altes Weib zu ihr und bat sie um Pfing, dabei richtete es die Frage an sie: Wie benimmst dich der König gegen dich? Sehr gut, war die Antwort, denn ich bin Herrin über das Silber und über das Gold und alles, was er besitzt. Er sprach zu mir: Alles, was mein ist, ist dir übergeben, ausgenommen ein Faß, welches voller Skorpionen ist. Die Alte verlegte: In ihm sind gewiß alle die Weismähe aufbewahrt, die er einer anderen, die er zu betören beabsichtigt, geben will. Darauf freckte das Weib die Hand in das Faß und wurde von den Skorpionen gebissen und starb. Der König ist der erste Mensch, das Weib, was ein Pfing bat, ist die Schlange, wie es heißt: „Die Schlange war listig vor allem Thier des Feldes.“ Und das alles warum? Weil der Mensch nicht in einem kleinen Gebot bestehen konnte, das Gott ihm befohlen hatte.

weil nach dem Grundbabe Maß gegen Maß mit dem, womit die ersten Menschen gesündigt hatten, sie später ihre Sünden bedeckten. Nach einer dritten war es Weizen, nach einer vierten war es der Dattelbaum, der so groß wird wie die Federn des Libanon; nach einer fünften endlich war es der Strog. S. Ber. r. Par. 15 vergl. Psalter. r. Kblsch. 42 u. Wdr. Schirfals. r. zu 6, 9.

Mancherlei interessante Auspassungen knüpfen sich an die Folgen des Falles. Nach dem Genusse der verbotenen Frucht bemerkte Adam, daß er nachdem war, seine Augen wurden aufgetan und seine Nässe kitzten.

Der Auf Gottes Gen. 3, 9: „Adam, wo bist du?“ wird ironisch dahin gedeutet: Wie bist du geworden (wie hast du dich verändert)? Ohehrt warst du nach meinem Sinne, jetzt bist du nach dem Sinne der Schlange; getrennt fälltst du noch die ganze Welt von einem Ende bis zum andern und jetzt befindest du dich zwischen den Bäumen (Ber. r. Par. 19)!

Da Adam die Schuld auf Eva und diese sie wieder auf die Schlange wälzte, so trifft Gottes Fluch zunächst die Schlange. Der Heilige sprach in jener Stunde: Wenn ich die Schlange nicht richte, so bin ich als ein Herrscher der ganzen Welt zu betrachten. Zu den Worten Gen. 3, 15 wird hinzugefügt: Dürfte Gott sie nicht verflucht, so würde sie die ganze Welt zerstört haben (Abth. de R. Nathan c. 1).

Im jerusalemischen Tarqum zu Gen. 3, 14 lautet der Fluch über die Schlange: Verflucht sollst du sein vor allem Thiere und Vieh und vor allem Thier draußen, auf deinem Bauche sollst du gehen und deine Füße sollen dir abgehauen werden und deine Haut soll alle sieben Jahre abgezogen werden und Gift des Todes soll in deinem Rumpfe sein und Staub sollst du essen alle Tage deines Lebens.

Nach der Darstellung in Ber. r. Par. 20 zu Gen. 3, 15 ist der göttliche Fluch über die Schlange entsprechend ihrem Vergehen in folgender Weise motiviert. Gott sprach: Ich hatte dich zum König über die Pantiere und das Vieh des Feldes gerufen, ohne daß du es wolltest, ich hatte dich mit aufrechtem Gange erschaffen, ohne daß du es wolltest, jetzt sollst du auf deinem Bauche gehen, ich hatte dich erschaffen, daß du Espren essen solltest, wie die der Menschen, ohne daß du es wolltest, von jetzt ab sollst du alle Tage deines Lebens Staub fressen. Du wolltest Adam töten und Eva heiraten, jetzt will ich Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe. Hieraus fannst du sehen, daß alles, was die Schlange begehrt, nicht gerührt und alles, was sie befehlt, in genommen wurde.“ Ein merkwürdiger Zug knüpft sich an das Fluchwort der Schlange: Auf deinem Bauche sollst du gehen. Als Gott dieses Wort zur Schlange sprach, kniegen die Dientlinge herab und ließen ihr Händ und Füße ab und ihre Stimme wurde gehört von einem Ende der Welt bis zum andern. (Ber. r. Par. 20.)

Eine andere Tradition meldet, daß der Fluch über die Schlange darin bestand, daß sie mit dem Auslaße bestraft wurde. Darum ist die Schlange mit vielen Flecken gezeichnet. Bei der Apokalypse alles Irdischen am Ende der Zeiten wird alles erneuert und wieder hergestellt werden, nur nicht die Schlange (i. Gesch. 48, 19).<sup>\*)</sup> In dieser Vorstellung spiegelt sich sicher noch der altorientalische Naturmythos von Warbants Kampfe mit Tiamat, dem Drachen oder der alten Schlange, wie er an den Abänden assyrischer Paläste in vorzüglichem Relief zur Darstellung kommt. Gemeint ist der Drache des Urmrohes oder der Finsternis, von dem wiederholt auch in der Bibel, besonders im Buche Job und in der Apokalypse, die Rede ist, der von Jahve oder dem Erlöser überwunden und für immer unschädlich gemacht wird.

Wenig oder gar nicht ausgebildet erscheint in der jüdischen Sage der über das Weib ausgeprochene Fluch, wogegen das

Verhängnis über Adam nach verschiedenen Seiten hin Inkarnation erhält. So meldet Abth. de R. Nathan c. 1: Als der erste Mensch vernommen hatte, was ihm der Heilige Gen. 3, 17—19 gedroht: „Verflucht sei der Erdboden um deinetwillen, mit Schmerzen sollst du davon essen alle die Tage deines Lebens. Dornen und Disteln soll er dir aufspringen lassen und du sollst das Kraut des Feldes essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du Brot essen, bis du zurückkehrst zu dem Erdboden, von dem du genommen bist“, erbeben ihm die Glieder, Tränen fließen aus seinen Augen und der Schweiß triefft von seinem Angesichte und er sprach vor dem Heiligen: Herr der Welt! wie soll ich wie Quastiere an die Krippe gebunden sein und mit ihnen eßen? Nein, sprach der Heilige zu ihm, weil dir die Glieder darob erbeben und der Schweiß von deinem Angesicht triefft, sollst du im Schweiße deines Angesichts Brot essen, wobei er sich beruhigte. Bergr. Berach. 118a und Ber. r. Par. 20 zu Gen. 3, 18. Speziell zu den Worten: „Du sollst das Kraut des Feldes essen“ wird bemerkt: Wäre Adam würdig gewesen, so hätte ihm die Erde von allen Bäumen des Feldes getragen und er hätte sich das Grün aus dem Paradiese holen und alle Genüsse der Welt darin finden können, da er aber nicht würdig war, da trifft auf ihn zu: Das Kraut des Feldes sollst du essen.“ Bergr. Ber. r. Par. 20.

Auch für den Schöpfer selbst war der Fall nicht ohne Folgen. Er zog seine Schekina von der Erde und kehrte wieder nach der ersten Feste (Gen. 3, 8): Die Schekina war früher unten auf der Erde, als aber der erste Mensch gesündigt hatte, zog sie sich in die erste Feste zurück, als kein gesündigt, in die zweite, im Zeitalter des Noach in die dritte, im Zeitalter der Sint in die vierte, im Zeitalter der Herrschaft (des Turmbaus) in die fünfte, zur Zeit der Sodomiter in die sechste, zur Zeit des Ruftentkalt Abrahams in Ägypten in die siebente. Entsprechend diesem Zurückziehen der Schekina in die sieben Feste fanden sieben gerechte Männer auf, Abraham, Jizhak, Jakob, Levi, Rebat, Amram und Mose, welche bewirkten, daß sie sich wieder allmählich herabließ. Als Abraham aufstand, stieg sie in die sechste herab, bei Jizhak in die fünfte, bei Jakob in die vierte, bei Levi in die dritte, bei Rebat in die zweite, bei Amram in die erste, endlich als Mose aufstand, ließ sie sich gang von oben herab.

Nach dem Falle ließ Adam bei allen Bäumen umher, daß sie ihn aufnehmen sollten, keiner aber nahm ihn an. Hier kommt der Dief, sprach jeder, des meinen Schöpfer hintergangen hat. Nur der Feigenbaum bot ihm ein schätzenswertes Obdach, weil er von seiner Frucht gegessen hatte. Dies wird mit einem königshohen verglichen, welcher sich mit einem der Mägde eingelassen hatte. Als der König es erfuhr, vertiefte er ihn und jagte ihn zum Palaste hinaus. Der Sohn ließ nun an die Türen der Mägde, bei keiner aber fand er Einlaß, nur diejenige, mit der er sich eingelassen hatte, öffnete ihm die Tür und ließ ihn herein.

Bei der Vertreibung aus dem Paradiese fing Gott an über Adam zu flagen: „Tiefer, den ich getränkt und zum König über die ganze Welt erhoben habe, siehe, jetzt ist der Mensch wie einer von und geworden! Das will sagen: Die hat er gefehlt, indem er von der Frucht des Baumes gegessen hat. Ber. r. Par. 21 zu Gen. 3, 22 vergl. Abth. de R. Nathan c. 1.

Die Vertreibung aus dem Paradiese wird in der Sage ebenso wie in der Bibel begründet. Gott dachte, Adam könne seine Hand nach dem Baume des Lebens ausstrecken und dadurch ewig leben. In hyperbolischer Schilderung wird von dem Baume gesagt: daß er einen Umfang hatte, daß man 500 Jahre brauchte, ihn zu umgehen, und alle Gewässer der Schöpfung verteilte sich unter ihm. Nach einer anderen Meinung hatte nicht allein die Krone, sondern auch der Stamm einen solchen Umfang (Ber. r. Par. 21 zu Gen. 3, 22). Altorientalische Beeinflussung läßt auch diese Betrachtung nicht verkennen.

Mit lebendiger Phantasie wird der Eindruck geschildert, den der erste Sonnenuntergang und das am Morgen neu auftretende Licht auf den ersten Menschen machte. Als der Abend hereinbrach und Adam bemerkte, daß sich die Welt im Wanken verunkeltete und die Sonne unterging, sprach er: Bege mir, der Heilige läßt es infolge meiner Sünden aber nicht sinker werden und die Welt wieder in das thohu-wa-hohu (das Chaos)

<sup>\*)</sup> In etwas anderer Wendung findet sich diese Erzählung Abth. de R. Nathan c. 1. Was sprach die Schlange in jener Stunde (ob sie Eva überredete)? Ich gebe und töte Adam und heirate sein Weib und werde König über die ganze Welt, gebe in aufrechter Stellung und esse alles köstliche der Welt. Doch der Heilige sprach: Du hast gelagt: Ich werde Adam töten und sein Weib heiraten, darum will ich Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe. Du hast gelagt: Ich werde König sein über die ganze Welt, darum sollst du verflucht sein vor allem Vieh und vor allem Thier des Feldes. Du hast gelagt: Ich will in aufrechter Stellung umgehen, darum sollst du auf deinem Bauche gehen. Du hast gelagt: Ich will alles köstliche der Welt genießen, darum sollst du Staub fressen alle Tage deines Lebens.

<sup>\*\*)</sup> Dasselbe Los trifft die Hebräerinnen.

<sup>\*)</sup> Das Wort: ajecha, wo Gen. 3, 9 wird im Sinne von: scha, Klage gedeutet.

zurückkehren! Das ist der Tod, der über mich verhängt wurde. Er wollte noch nicht, daß es der Lauf der Welt sei. Als er am folgenden Morgen es aber wieder heiß werden und im Osten die Sonne aufgehen sah, freute er sich, stand auf, baute Klätte und brachte einen Löffel herbei, dessen Hörner früher vorhanden waren als diese Klauen, und opferte ihn als Ganzopfer (s. Pl. 69, 32). In jener Stunde stiegen drei Klassen von Diensthengeln herab mit Harn, Sißern und allerlei Zengeräten in ihren Händen und stimmten mit ihm im Gereine Wohlgeänge an, wie es heißt Pl. 92, 1: „Psalm für den Sabbatag“ (Psalms 54 a, Aboda Sara 8 a vergl. Gull. 60 a; Aboth de R. Nathan c. 1). Für die Nacht hatte Gott dem Adam zwei Rieselsteine zugestiftet, die er aneinander rieb und dadurch Licht hervorbrachte, wober er den Segen sprach.

Über die Kleider, die Gott nach Gen. 3, 21 dem Adam und seinem Weibe machte, treten in der Sage mancherlei Ansichten zu Tage. Nach der Pentateuchrolle des R. Meir waren es Lössgewänder (kothenoth ör), die einer Haut (חֲמִשָּׁה) gleichen und nach unten weit und nach oben eng zusammenhängen. Nach anderen Autoritäten waren sie glatt wie Enz und schön wie Perlen, oder sie gleichen Stoffen von feinem Flaß, wie solche von Betshan kommen, oder es waren Gewänder von Ziegenwolle, oder von Palenstien, oder von Pels, oder von Sermelin, oder es waren Kleider von Kamel- und Palenwolle (Ber. r. Par. 20 zu Gen. 3, 21).

Doch die jüdische Sage verbieth sich nicht nur über den Fall der ersten Menschen, sondern auch über ihre Wiedergeburt und Auslösung mit Gott. Adam war ein großer Frommer, so heißt es im Talmud Erub. 18 a, denn nachdem er eingesehen hatte, daß seinetwegen der Tod über die Menschen verhängt war, trennte er sich von Eva, zog Binden von Feigenblättern um seinen Leib und lebte 130 Jahre. Nachdem er so in Buße und Reue in sich gegangen war, ließ Gott ihm wieder seine Liebe theil werden.

Nach Birle de R. Eliezer c. 20 wurde Adam, nachdem er sich im Flusse Sigan sieben Wochen lang gebetet und so lange gefastet hatte, bis sein Körper gleich einem Eise war, die göttliche Vergeltung theil.

Schließlich erscheint Adam in seinem Lebensgeschick als Prototyp des israelitischen Volkes, wie er als solcher auch des Messias gefast wird. Die Gott Adam ins Paradies führte und ihm Befehle gab, die er aber übertrat und deshalb ausgestoßen wurde, und Gott Klage über ihn ankündete, ebenso brachte er Israel in das gelobte Land, gab ihm Gesetze, die es übertrat und deshalb verlassen wurde und Gott stimmte Klage über es an. Der Messias wird das ganze durch Adams Sünde in die Welt gekommene Verderben beseitigen und die verloren gegangenen Glücksgüter der Menschheit wieder zurückbringen.

In der moslemischen Sage, wie sie bei Tabari, Ibn es-Kür, Mas'udi und anderen Traditionsweesen sich aufgefunden findet, kehren verschiedene Hügel der jüdischen wieder, zuweilen in weiterer poetischer Ausdehnung.

Nach ihrer Vermählung führte der Engel Gabriel die ersten Menschen zurück ins Paradies, wo Adam ihnen alles zum Genusse außer der Weizenfrucht übergab und sie vor den Häuten des Iblis (diabolus) warnte, die sie aus Reiz zu verführen und ins Verderben zu führen trachte. Obgleich Iblis der Eintritt in das Paradies durch den Engel Rivwan, den Wörtner desselben, verwehrt war, so wußte er doch durch seine Schlawheit dahin zu gelangen. Er wandte sich an den Fluß und suchte ihn durch Mitteilung dreier geheimnißvoller Worte, die ihn vor Krankheit, Alter und Tod bewahren sollten, zu bewegen, ihn heimlich zu Eva zu bringen. Dieser schlug ihm sein Begehren aus Furcht vor Rivwan ab, versprach ihm aber, die kluge Schlange, die Königin aller Tiere, die tausend Jahre vor dem Menschen geschaffen war, einen Kopf wie Rubin, Augen wie Smaragd hatte und Havas Geipelin bildete, herauszuschicken. Sie öffnete ihm ihren Haden und er setzte sich zwischen ihren Höhlen fest und verzögerte sie für alle Ewigkeit. Im Paradiese sprang Iblis aus dem Haden der Schlange heraus und nahm Engelsgestalt an und vollführte sein Verführungswort, indem er sich unter den verbotenen Baum stellte und Eva den Genuß seiner Frucht als ewige Jugend, Schönheit, Freude und Geluntheit verheißend pries. Eva glaubte den verlockenden Worten, ergriff ein Korn des wunderbaren

Weizenbaumes<sup>\*)</sup>, das weiß wie Schnee, süß wie Honig, wohlriechend wie Roschus und so groß wie ein Straußeneier war, und aß es und reichte Adam ein zweites, der es nach längerem Widerstreben ebenfalls aß.

Die Folgen des Falles werden also angegeben. Adams Krone wurde in den Himmel entrückt, seine Gehalt wurde verfürzt, das er nicht mehr den Lobeslang der Engel vernehmen konnte, sein seidenes Gewand löste sich von ihm los, das Weib Weiman nahm ihn nicht mehr auf und alle Paradiesesbewohner kehrten ihm den Rücken. Auch Eva stand nackt und schamlos vor ihm. Als Adam sich mit seinem Weibe den donnernden Vorwürfen Allah entgegen wollte, ward er von den Zweigen eines Baumes fest umschlungen und Eva verdrückte sich in ihren eigenen ungebunden flatternden Haaren. Beide wurden hierauf aus dem Paradiese geschleubt und mit ihnen die Tiere, die sie zur Sünde verleitet hatte, der Fluß und die Schlange und Iblis; Adam fiel auf die Insel Serendib, Eva nach Adhidda, die Schlange in die Wüste Sahara, der Fluß nach Persien und Iblis in den Fluß Gila. Adam wurde, wie es heißt, durch das Tor der Buße gelassen, um ihm anzudeuten, daß er durch sie wieder umkehren könne, Eva durch das Tor der Gnade, die Schlange durch das des Jorns und Iblis durch das des Fluchts. Adam versank nach der Verlosung in tiefer Trauer, er jammerte und schrie, auch Eva verlag heiße Tränen. Aus zwei von ihnen, die auf das trockene Land fielen, entpflanzten die herrlichen Blumen und Gewürze, die anderen verandelten sich im Meere zu Perlen. Mit Adam und Eva trauerte die ganze Schöpfung, die Tiere und Vögel bis zu den Heuschrecken herab.

Doch nachdem Adam in Buße in sich gegangen war, gebetet und das Einheitsbekenntnis gesprochen, zur Wasser getrunken und reine Tiere im Namen Allahs geschlachtet, auch Moschen gekaut und sonstige gute Werke verrichtet hatte, ward er von Allah wieder zu Gnaden angenommen, ebenso Eva; selbst dem Iblis widerührte eine Milderung seines Loos bis zur Zeit der Totenerweckung. Er durfte in Ruinen, Begräbnisplätzen und anderen menschenleeren Orten umherstreifen, alles im Namen des gödlichen Getöseten essen, Wein und bewuschende Getränke genießen, sich mit Raub, Lüg, Gesang und Poësie beschäftigen und alle Menschen zum Abfall von der göttlichen Offenbarung verleiten. In Mecca erbaute Adam die Kaaba, wozu der Engel Gabriel ihm selbst den Grundriß und einen glänzenden Edelstein brachte, der später durch die Sünden der Menschen schwarz ward. Der Engel Gabriel war der Lehrer der ersten Menschen. Er unterwies Adam nicht bloß im Wallfahrtszeremoniele, sondern auch in der Selbstbauung und in der Verleibungskunst. Er lehrte Adam das Flügen, Säen, Dreschen, Sieben, Mahlen und Feueranmachen durch zwei Reihölzer oder Rieselsteine; Eva dagegen lehrte er das Aneuten, Brotbacken, Spinnen und Weben. Für seine Beschäftigung erhielt Adam die notwendigen Werkzeuge vom Himmel, Kammer, Amboss und Zange. Von Mecca wandte sich Adam später nach Indien, wo er bis zu seinem Tode wohnte, doch pilgerte er jedes Jahr nach Mecca. Als Todesurtheil Adams wird der Rummer genannt, den er über Allah Ermordung durch Kain empfand.

Mit der jüdischen Legende übereinstimmend erzählt auch Jakob v. Oessa (Ephraem Grub, Op. I, p. 31. 133), daß Eva nur aus dem Grunde von der verbotenen Frucht aß, um durch die so erlangende Gottgleichheit das Jetter über Adam schwingen zu können; erst als sie sich darin gefaßt sah, veranlaßte sie Adam, auch von der Frucht zu genießen. Daher wird die Stelle Gen. 3, 16, entsprechend dem Bergegen, dahin gedeutet: Weil du gestofft hast, Kinder Gottes zu gebären, sollst du mit Schmerzen Kinder gebären, und weil du gestofft hast, über deinen Mann zu herrschen, wird er über dich herrschen. Das christliche Adamabuch (s. Ewald, Jahrbücher für biblische Wissenschaft V, S. 23) schildert die Strafe der Schlange mit den Worten: „Sie, die zuvor erhaben gewesen war, war nun niedriger, als alle Tiere, auf ihrem Bauche gehend; die vor dem die schönste war unter allen Tieren, war jetzt die häßlichste; die vor dem gute Dinge gestreift hatte, mußte jetzt Staub streifen.“

<sup>\*)</sup> Nach der Überlieferung erziehen der Stamm des Baumes wie Gold, die Zweige wie Silber, die Rätter wie Smaragd. Jeder Zweig gab sieben Ähren, die wie Rubin glänzten, und jede Ähre enthielt fünf Körner.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

Nr. 96.

Dienstag, den 15. August, abends.

1905.

### Schießproben mit antiken Geschützen.

Antike Geschütze sind uns, wie begreiflich, nicht erhalten; aber die Angaben der einzelnen Schriftsteller, besonders der griechischen Ingenieure, dazu die Abbildungen auf der Trajanssäule und auf dem Relief von Pergamon (jetzt in Berlin), endlich die leider noch unausgeübten Zeichnungen in den alten Handschriften, die den Text illustrieren, geben ein so genaues Bild der Konstruktion von den verschiedenen Arten griechischer Geschütze, daß eine Rekonstruktion gelingen mußte, wenn sie mit Fleiß und Ernst unternommen wurde. Daß dieser Versuch zweimal nicht glückte, beim dritten Male aber glänzend gelungen ist, verdient eine kurze Begründung.

Auf der Heidelberger Philologenversammlung im Jahre 1865 führte Köhler, der mit Hüfner zusammen 1853 die „Griechischen Kriegsschriftsteller“ herausgegeben hatte, rekonstruierte Geschütze vor, die der babilische Artillerie-Oberhauptmann Deming genau nach den Angaben der genannten Herausgeber erbaut hatte. Der Erfolg war kläglich: „auf 60 Schritt durchschloß der Pfeil noch ein 1 1/2 Zolliges Brett“ und „eine 9 Pfund schwere Steinladung wurde auf etliche 40 Schritt geschleudert“, wie es in dem Berichte heißt. Man schob den Wurfloß damals dem Umfange zu, daß „aus ökonomischen Rücksichten“ statt der elastischen Tiersehnen nur Spanstaue, und auch diese nur in unzureichender Zahl, weil die Spannvorrichtungen nichts taugten, in die Geschütze eingegeben waren. Und mit dieser sonderbaren Ausrede haben sich die Aufhauer wirklich binden lassen, daß sie die schweren Konstruktionsfehler nicht bemerkten, die aus dem Werke von Köhler und Hüfner in alle späteren Darstellungen übergegangen sind.

Nur Einer ließ sich nicht hinteren Licht führen, ein sehr tüchtiger Artillerist, der Kaiser Napoleon III., der um dieselbe Zeit an seiner Geschütze Gálar schrieb und durch eigene Arbeit ebenso, wie durch die freigebige Unterstützung seiner Mitarbeiter die Artillerie-Wissenschaft sehr gefördert hat. Der Kaiser ließ die griechischen Kriegsschriftsteller neu herausgeben, und fand in G. Weiser dafür den geeignetsten Mann; dann erbaute er in Meudon eine Werkstatt mit allem Zubehör, und beauftragte den tüchtigen und kenntnisreichsten Offizier Berthé de Rivier, Geschütze genau nach den Angaben der Alten in Originalgröße zu erbauen, die jetzt noch vorhanden sind, aber ganz unbenutzt im Museum zu St. Germain verstaubt. Bei nämlich Napoleon seit 1866 von politischen Sorgen umfangen und bereits von seiner schmerzhaften Krankheit geplagt wurde, verlor er das früher so lebhafteste Interesse an diesem Unternehmen, und die Werke ist dahin gestorben, ohne eine einzige Zeile über seine Arbeiten zu hinterlassen.

Somit blieb es einem deutschen Offizier, dem Major Schramm im 12. sächsischen Fußartillerie-Regimente zu Reg., vorbehalten, die Aufgabe zu lösen und endlich Geschütze nach antiken Mustern zu erbauen, die so treffliche Resultate lieferten, daß „die ersten Pulvergeschütze, mit den Leistungen der alten Tormenta verglichen, direkt einen Rückschritt bezeichnen“.

Um diese Thatlage zu begreifen, müssen wir das Prinzip der antiken Geschütze, d. h. die treibende Kraft ins Auge fassen, worüber in weiten Kreisen eine große Unklarheit herrscht. Es ist nämlich sehr verkehrt, die antiken Geschütze als eine Verbesserung der Handmaschinen, also des Bogens oder der Armbrust, aufzufassen. Und wenn Deming schreibt: „die Geschütze der alten Griechen sind nämlich nichts anderes als große Armbrüste mit besonderer Spannvorrichtungen“, so könnte man mit gleichem Rechte hinzusetzen: „und die Pulvergeschütze sind nichts anderes als vergrößerte (oder verhärtete) Tormenta mit besonderer Ladevorrichtung“. Denn das Tormentum verhält sich in Wahrheit zu der Armbrust, wie die Kanone zum Tormentum. Das heißt:

Tormentum und Kanone sind beide ganz neue Erfindungen, die mit den früher vorhandenen Konstruktionen nichts, aber nur äußerliches, gemein haben; die Hauptfache, das Prinzip oder die treibende Kraft, ist total verschieden. Über das Pulver brauche ich nicht zu sagen, wohl aber muß das Prinzip des Tormentum erörtert werden.

Bei der Armbrust steigt die Kraft einzig und allein in der Elastizität der beiden Bogenarme. Diese werden mit Hilfe der Sehne überspannt und schnellen deshalb in ihre frühere Lage zurück, wenn die Sehne losgelassen wird. Die Sehne dient nur dazu, die Schnellkraft der Bogenarme auf den aufgelegten Pfeil zu übertragen und diesen am vorderen Ende der Pfeilrinne hinauszuschleudern. Bei dem Tormentum aber sind die Bogenarme nicht elastisch, sondern zwei harte, unbiegsame Hölzer; wo kam denn da die Kraft her, die gemaltige Steine und lange Pfeile auf weite Entfernungen werfen konnte?

Um sich diese Frage zu beantworten, denke man an die Windfäden der Säge, deren Drehung die Säge festspannt; mit dem Flode in der Mitte kann man die Windfäden seiner zusammenziehen, und man sicher diese Spannung, indem man den Flod durchzieht und an die mittlere Querleiste anlehnt, sonst würde die Überspannung der Windfäden in die frühere Lage zurückfallen. Noch deutlicher wird die Sache durch ein Spielzeug, das wir als Knaben und anfertigen. Wir bohren in eine Röhre zwei gegenüberliegende Löcher, legen dann von außen oder eine harte Haarnadel und zogen ein Rosthaar durch die Löcher über diese Haarnadeln hin und her, bis die Öffnung der Löcher ganz ausgefüllt war; dann wurde das Ende festgemacht und mitten durch die Fäden des Rosthaars ein Streichholz gesteckt, mit dem man die einzelnen Fäden zu einem Strähn zusammenzieht. Zogen wir nun das Streichholz am langen Gelellern zurück, um den gespannten Rosthaarsträhn zu überspannen, und ließen es dann rasch los, so schlug das Streichholz, durch den wieder freigelassenen Strähn getrieben, fest auf den Rand der harten Röhre auf, und wir freuten uns über den selten Klang. Das ist im kleinen ein Leifonsgeschütz, ganz genau, nur muß man sich dabei erinnern, daß hat das Streichholz beim Geschütze ein sehr starker Poljarm eingeklebt wird, und daß die Leifon bei Schramm einen Anfangsdruck von 12 000 kg hat.

Das dies eine ganz neue Erfindung sei, mußten die Griechen sehr wohl. Sie kannten, nach Diodor, auch den Ort und die Zeit genau, wo und wann das Tormentum erfunden sei. Wir werden nun freilich dem Diodor nicht glauben, daß das Tormentum, so zu sagen, auf Befehl des älteren Dionghos erfunden sei, als er die berühmten Leifon nach Syrakus berief, um seine Truppen aus der beste gegen die Karthager auszurüsten. Vielmehr entnehmen wir seiner Angabe, daß unter den Verwunden aus Semien aus dem weiten Reiche der Karthager gewesen seien, die Vermutung, eben diese Fremdlinge hätten aus dem Orient die neue Erfindung mitgebracht, was durch Plinius ebenfalls bezeugt und durch das alte Testament bewiesen wird; denn nicht nur die Makkabäer im zweiten Jahrhundert v. Chr., sondern auch die Juden im achten Jahrhundert v. Chr. haben mit Maschinen Pfeile und Steine gegen die Feinde geschleudert, die Jerusalem einnehmen gekommen waren. Und diese Ansicht entspricht ja auch durchaus dem sonstigen Verlauf der Geschichte, daß der erste Anstoß aus dem Oriente kam, die Griechen aber das Überlieferte zur Vollkommenheit entwickelten. Denn mit den griechischen Erfindungen schließt die Technik der Tormenta ab. Es ist nur eine rhetorische und chauvinistische Phrasen Ciceros, daß die Römer auch hierin die

Griechen übertroffen hätten; unsere Übersetzung wenigstens straff Cicero lägen, und sollte sich wirklich eine Erneuerung zu Römerzeiten nachweisen lassen, so haben sicherlich griechische Techniker, die in römischen Diensten standen, die Arbeit geleitet. Nirgend, der einzige Römer, an dem man etwa denken könnte, verdankt sein Wissen griechischen Lehrern, und ein nicht geringes Teil seines bekannten Werkes ist nur eine wörtliche Uebersetzung aus noch vorhandenen griechischen Originalschriften.

Mit der Völkerveränderung, die hier wie überall einen Bruch in der Kulturgeschichte aufweist, verschwand die Kunst, Latziens-Gefäße zu bauen. Die Veruche des neu aufbauenden Mittelalters, auf anderem Wege weitertragende Gefäße zu erfinden, blieben kümmerlich. Aber auch diese Mißerfolge hatten ihr Outlet: sie sicherten die Erfindung und Einführung der Pulvergefäße, die anfangs allerdings nicht viel leiteten, aber mit der Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten sich aneinander entwickeln haben.

Wie der Major Schramm zu seinen Rekonstruktionen gekommen ist, das erinnert an den Knaben, der am Meerestrande einen Ruberpflock fand, dazu sich ein Ruber schmitzte, dann ein Boot zimmerte und schließlich ein fastliches Schiff kunstgerecht erbaut hat. Im Sommer 1905 erhielt Schramm von Tramborff dessen Fundbericht über die Ausgrabungen bei Bältern in Westfalen zugesandt. Er konstituierte nach den gefundenen Pfeilspitzen den ganzen Pfeil, dann weiter ein Beschießgeschäß mit so gutem Erfolge, daß die Gesellschaft für lothringische Beschieße und Altertumskunde dem Major die Mittel zum Bau der Gefäße des Altertums in Originalgröße bewilligte; und als die Kosten den Vorschlag weit überstiegen, übernahm es der Fürst Hohenzollern-Vangenburg, Statthalter von Elsaß-Lothringen, in hochherziger Weise, für die nötigen Geldmittel zu sorgen. Die Gefäße wurden am 7. Mai 1904 dem Statthalter und am 16. Juni dem Kaiser auf der Soalburg vorgeführt und erreichten bei diesen Schießproben gleichmäßig folgendes Resultat: Euthytonon (4spüßig) — 369,5 m mit einem Pfeile von 88 cm Länge. Balintonon — 184 m mit 2spüßiger Steinladung, und über 300 m mit 1spüßiger Meißladung. Cnager — 140 m mit 1spüßiger Meißladung. Die beiden letztgenannten Gefäße sind genau nach den Mäßen der antiken Techniker rekonstruiert; für den Cnager (d. i. die einarmige Pfeielfleuder), den Ammian beschreibt, ohne irgend ein Maß anzugeben, ist ein Anfangsdruck des Spannerenbündels von 12 000 kg eingelegt, der jedenfalls erheblich hinter der Kraft des antiken Geschäßes zurückbleibt, aber

trotzdem schon ein sehr bemerkenswertes Ergebnis lieferte. Der Anfangsdruck beim Euthytonon und Balintonon ist doppelt so groß, sie haben ja zwei Reuendbündel (= 2. 12 000 kg), und deren Leistungen kommen denen der antiken Gefäße gewiss gleich. Denn: Sorge aus irgend einem Grunde ein Teil schwächer als nach der Beschreibung hergestellt wurde, deformierte er sich oder ging zu Bruch." Voraus Schramm mit vollem Rechte schließt, daß die Angaben der einschlägigen Schriftsteller richtig sind, und daß er sie auch richtig verstanden hat. Die Leistung des Euthytonon mag dem Leser noch durch folgende Angabe veranschaulicht werden: „Die vermoderten 4spüßigen (88 cm langen) Pfeile durchschlugen einen eisernenbelagten 30 mm starken Schild so, daß der Pfeil auf seine volle Länge (14 cm) den Schild durchdrang, also den Schildträger außer Gefecht gesetzt haben würde.“

Mit diesen trefflichen Leistungen hat der Major Schramm einer methodischen Untersuchung des antiken Geschäßwesens die Bahn geöffnet, denn diese technischen Fragen müssen gelöst sein, ehe die archäologischen und philologischen Arbeiten beginnen konnten. Und sie haben denn auch sofort begonnen, indem Christian Hülsen in Rom, auf Grund der Veröffentlichungen Schramms, auf einem Reise, das man bisher nicht zu deuten wußte, nunmehr ein Geschäß erlante, das als drittes Monument auf Stein zu den bereits bekannten stimmt. Aber das brüht nur aus, was logisch bei dieser Neu-Entdeckung klar war; die genaue Untersuchung des Reliefs, die nun natürlich notwendig war, weil jetzt erst der tote Stein verständlich zu reden anhub, hat ergeben, daß das Relief auf dem Grabsteine des G. Sebennus (im vatikanischen Museum, Galleria Lapidaria 128) an Genauigkeit in Zeichnung und Waben die bisher bekannten Reliefs weit übertrifft, ja sogar das einzige feinerne Dermal ist, das unsere Kenntnis antiker Gefäße wirklich fördert. Und das ist natürlich: denn der Bestrebene war Architektus Armamentarius, also etwa „Zeugbaupmann in der Kaiserl. Artillerie-Werkstatt“ und hat nach Romerart selbst seinen Grabstein besorgt und, seiner Stellung gemäß, mit Zitel und Aemal die Zeichnung angefertigt, um noch im Tode an seine geliebte Tätigkeit zu erinnern. Die Inschrift besagt, daß er ein braver Soldat gewesen ist und es darum vom Gemeinen bis zum „Hauptmann“ gebracht hat; und wir danken ihm noch im Grabe, daß er auch des lobbaren Beschieß hinterlassen hat. Und Dank auch dem sächsischen Offizier, der uns dessen Wert erst hat erkennen lassen.

Rudolf Schneider.

**Bücherbesprechungen.**

— Archiv für Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. III. Band 3. Heft. Berlin, Verlag von Alexander Zander. 1905. — Das Heft eröffnet der Beginn einer umfangreichen, auf der vergleichenden Sprachwissenschaft aufgebauten Arbeit von Dr. Franz Durdhardt: „Norddeutschland unter dem Einfluß römischer und frühchristlicher Kultur. Eine Studie zu den altniederdeutschen Lehmannräteln.“ Sodann handelt Privatdozent Dr. H. Berminghoff in Großmaß über die „Laatenernion der deutschen Reichsverfassung“, d. h. Aufzählungen der rechtlich abgeleiteten Stände im alten Deutschen Reich, in denen je vier namentlich aufgeführte Vertreter des einzelnen Standes diesen veranschaulichen sollen. Berminghoff stellt im Laufe seiner scharfsinnigen Untersuchung als terminus a quo quem für die Entstehung der Laatenernionstheorie das Jahr 1416 und als terminus post quem das Jahr 1356 fest, er charakterisiert die Theorie als einen Versuch, die tatsächlich vorhandenen Abteilungen der weltlichen Macht im Reiche zu verdeutlichen, sie dem Verhältnis einzuordnen durch willkürlich ausgedachte und zusammengestellte Laatervorätze. Ihr Vorbild war die Zahl der vier weltlichen Kurfürsten, die Zahl dieser ursprünglich zehn Laatenernion wurde mit der Zeit stark vermehrt. Irgendwelche praktische Vorzüge seien niemals, wie der Verfasser nachweist, für irgend ein in diesen Laatenernion genanntes Geschicht mit der Zugehörigkeit zu irgend einem der Laatenernion allein verknüpft gewesen. „Sie war nicht die Brautjungfer für die Reichsunmittelbarkeit, die vielmehr sich nur gründen konnte auf die Reichsunmittelbarkeit. Was allein sie geworden konnte, war ein Name, ein Titel und vielleicht auch der tatsächlich doch bedeutungslose Vorzug beim Vortritt in den feierlichen Versammlungen und Aufzügen, bei dem Sie in den Versammlungen vor anderen der gleichen Rangtute.“ Ob damit nicht aber doch für

die Zugehörigen tatsächlich die Stellung eines primus inter pares gegeben war, die Zugehörigkeit also doch nicht nur eine rein formelle, sondern tatsächliche, wenn auch nicht rechtliche Bevorzugung mit sich brachte? An dritter Stelle bringt Dr. Hasbagen in Köln, der ein ähnliches Thema bereits vor kurzem in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst behandelt hat, wenig erfreuliche Züge für die Sittengeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts in Köln bei: „Aus Kölner Prospektiven. Beiträge zur Geschichte der Sittenzustände in Köln im 15. und 16. Jahrhundert.“ Das Material ist den Beständen des reichen historischen Archivs der Stadt Köln entnommen. „Breslau als Huldigungsstadt“ von Richard Dr. Erich Fint in Cölnbrück ist ein interessanter Beitrag sowohl zur Lokal- als Provinzialgeschichte Schlesiens, wie auch zur allgemeinen Befassungs- und Kulturgeschichte, daselbst kann man mit Bezug auf die preussische Schulgeschichte von der Arbeit des Oberlehrers Dr. B. Weiners in Elberfeld über „Landbauwesen und Landwuchsernte im Herzogtum Cleve vor hundert Jahren“ sagen. Bücherbesprechungen, kleine Mitteilungen und Rezitate sowie eine Bibliographie aus dem Zeitraum von Dezember 1904 bis Mai 1905 machen, wie gewöhnlich, den Schluss des reichhaltigen Heftes. Zu erwähnen ist noch eine Replik des Herausgebers auf eine abspredende Kritik der kürzlich aus von und hier ausführlich besprochenen Geschichte der deutschen Kultur Steinhausens durch Prof. Lamprecht in den Österrischen Belehrteten Anzeiger. Obwohl wir es ausdrücklich bedauern, daß sich in den zahlreichen kritischen Wägen zwischen Lamprecht und seinen Gegnern fast stets eine mehr oder weniger profane persönliche Note anknüpfen pflegt, halten wir es für nötig, hier auch auf diese neueste Kontroverie hinzuweisen, da wir einmal Steinhausen das Recht, sich zur Wehr zu setzen, nicht abprechen können und sich andererseits hier wieder eine Scheidung der Wesen anzubahnen beginnt, die für den Historiker nicht unbedacht bleiben darf.

W. B.

— G. Buchwald, D. theol., Pfarrer in Leipzig. Luther-  
 Teufelbuch für das evangelische Volk, I. bis 3. Laufen.  
 Hamburg, Gullau Schöfemanns Verlag (Gullau Jbid.), 1905.  
 367 S., gebn. 5 M. — D. Buchwalds Verdienste um die Ver-  
 breitung der unergänglichen Schriften und Gedanken Luthers im  
 deutsch-evangelischen Volk sind bekannt genug. Diesen Ver-  
 diensten hat der Herausgeber in diesem Ausgabe aus Luthers  
 Werken ein Neues, und zwar nicht kleines, hinzugefügt. Er will  
 darin des Reformators Charakter, Herzogung und Wert auf  
 Grund seiner Schriften darstellen, also seine Selbstbiographie  
 geben. Wir müssen sagen, daß ihm diese Aufgabe völlig gelungen  
 ist, und wir bedauern es sehr, daß das schöne Buch, das sonst  
 zu lang geworden wäre, uns nur bis zum Jahre 1530  
 führt. Vielleicht folgt noch eine Fortsetzung, die bis zu  
 Luthers Tode reicht. Die selbständige Arbeit in dieser  
 Herausgabe liegt in dreierlei, erstens in der vorzüglichen  
 Auswahl aus Luthers Schriften. Sie ist mit feinem und doch  
 auch praktischem Geschmack gefaßt und bietet eine reiche Anzahl  
 der herrlichsten Werke, wie sie eben nur ein solcher Lutherkenner  
 vom Hause Buchwalds liefern konnte. Ferner hat der Verf. vor  
 jedem Ausgabe eine klare, kurze aber völlig genügende Einleitung  
 gegeben, die in dantesker Weise das Verhältnis des Kommen-  
 tarien vorbereitet. Drittens ist der Text durch behutsame An-  
 derungen oder durch unauffällige Erklärungen unserer modernen  
 Sprache so weit angeändert worden, daß auch Nichtgelehrte sich  
 an diesen Schriftstellen ohne große Mühe erquicken können. Alles  
 ist leicht zu lesen. Wir sind dem Verf. für diese schöne Gabe  
 wieder sehr dankbar und sagen auch der Verlagsabhandlung für  
 die vortreffliche, der Sache würdige Ausstattung und den klaren  
 Text unsern Dank. Bei der hohen Wichtigkeit dieser Samm-  
 lung möchten wir von Herrn, daß der Preis des Buches noch  
 bedeutend, vielleicht auf 2 M., ermäßigt werde, damit jedes  
 evangelische Haus und jeder evangelische Schüler, namentlich  
 auf höheren Schulen (Seminarien) sich dieses herrliche Lesebuch kaufen  
 könnte. R. W.

— Geschichte der deutschen National-Literatur.  
 Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbst-  
 studium bearbeitet von Professor Dr. Hermann Kluge.  
 Sechsbändige, verbesserte Auflage. Altenburg, Ostkr.  
 Bände. — Für die Trefflichkeit dieses Buches, das schon lange  
 zum eifernen Besitze der Schuldverder gehört, spricht am besten  
 die Tatsache, daß schon die sechsbändige Auflage vorliegt.  
 Wie viel Exemplare sind nicht bereits durch die Hände der  
 Schüler gegangen und haben da belehrend und lehrreich gewirkt!  
 Die Geschäftsbücher des Verlags könnten Auskunft darüber  
 geben, man würde auf eine ungeheure Zahl stoßen. Man unter-  
 schätze das nicht! Wer die Jugend hat hat die Zukunft,  
 ist gelagt worden und man hat damit den Nagel auf den Kopf  
 getroffen. Denn aus den Jünglingen werden später Lehrer, Ver-  
 waltungsbeamte, Richter, Ärzte, Geistliche und so fort und diese  
 breiten das aus, was man ihnen in der Schule ins Gedächtnis ge-  
 prägt und ins Herz gelegt worden ist. Der Verfall der Zeit  
 kann so am besten entgegen gearbeitet werden, indem man sich voll-  
 ständig von der älteren Generation abwendet, die von der Krank-  
 heit der Zeitabzug nun einmal nicht zu heilen ist, und sich ganz  
 an den jungen frischen Nachwuchs hält. Übrigens ist Kluges  
 Literaturgeschichte keineswegs einseitig. Das beweist er in den  
 letzten Auflagen hinzugekommene Teil, der sich mit den neuesten  
 Dichtern beschäftigt, deren Jäh in der vorliegenden Auf-  
 lage ebenfalls eine Berücksichtigung erfahren hat. Man muß zu-  
 geben, daß Kluge auch hier mit jenem Geschick vorgegangen ist,  
 das Ursache war, daß sein 1869 zum erstenmal zum Schul-  
 gebrauch herausgegebene Leitfaden allmählich zu einem unent-  
 behrlichen Handwerkszeug für die höheren Lehranstalten worden  
 ist, das sich allen Anwendungen zum Trost als soches brauchbar  
 und tüchtig erwiesen hat. Möge das Buch weiter wirken und  
 möge den folgenden neuen Auflagen, an denen es nicht fehlen  
 wird, gleicher Erfolg beschieden sein, wie den früheren, über die  
 das Wort der neuen Auflage besondere Auskunft gibt. Der  
 Verfasser kann auf sein Werk, das im In- und Auslande Auf-  
 sehen erregt hat, stolz sein. Man liest sich immer wieder mit  
 Vergnügen in dasselbe hinein, das auch zum Selbststudium be-  
 rechnet ist, für das es trefflich paßt. J. R.

— Hugo v. Hofmannsthal. Eine literarische Studie  
 von Dr. Emil Sulger-Obing. Leipzig, Max Hesses  
 Verlag 1905. — Monographien zeitgenössischer Dichter sind ein  
 Zeugnis liebevoller Beschäftigung mit ihren Werken und warum

soll man diese den Zeitgenossen nicht gönnen? Die Kommentare  
 der Nachwelt kommen ihnen ja nicht zu Gesicht. Obenher erregen  
 muß nur die Unvollständigkeit und Willkürlichkeit solcher Studien  
 einem jungen Dichter gegenüber, der sein dreißigstes Lebensjahr  
 vor nicht abzulanger Zeit vollendet hat — wieviel wird er noch  
 schaffen und wieviel von diesem später Geschaffenen wird seinem  
 literarischen Charakterbild neue und vielleicht gänzlich veränderte  
 Züge geben! Das Hofmannsthal hat in den Neuronantiken gehört,  
 daß seine Muse etwas Beträumtes hat, wie die Muse von  
 Platerind, wird sich nicht in Krebe stellen lassen, ebensowenig  
 aber, daß Hofmannsthal zu den Dichtern gehört, welche, um mit  
 Platen zu sprechen, der Sprache Frieden ablocken, daß alle Welt  
 erklaunt — und dies allein schon rednerisch eine eingehende  
 Würdigung seiner poetischen Leistungen. „Die schöne Sprache“ ist  
 zwar ein beliebtes Stichwort der abnehmenden Kritik, womit besonders  
 der großprecherische Friedrich Hebbel unter den Kleinen aufgeräumt  
 hat, die tief unter ihm im Staub dahinkriechen. Doch die schöne  
 Sprache ist etwas anderes als die schönlichende Phrase — was  
 blieb von „Sprigigkeit“ und „Talis“ oder einigen Scherzhaften Tra-  
 gödien, wenn man die schöne Sprache als etwas Gleichgültiges  
 oder Wertloses betrachtet wollte? Hofmannsthal verträumte Muse  
 findet aber überall einen schönen dichterischen Ausdruck, der natür-  
 lich auch dem Gedanken das Gepräge gibt, das dem Gedächtnis  
 nicht verloren geht. In dieser Hinsicht kann man in das Lob  
 einstimmen, welches Sulger-Obing seinen Gedichten, seinen Ein-  
 aktens: „Gestern“, „Die Frau am Fenster“, „Tod des Lijian“,  
 „Der Tor und der Tod“ zollt. Auch „Die Hochzeit der Soubise“  
 enthält einzelne schöne Stellen, doch ist dies Drama mehr ein  
 Capriccio und Sulger-Obing rügt mit Recht, daß der Ton des  
 Ganzen kein einheitlicher ist und daß die mittlere Hälfte durch  
 ihre Koelei und Brutalität verlernt wirkt. Was aber die  
 größeren Neubüdungen in Wien und Berlin aufgeführten Neu-  
 büdungen von Ortopas „Veniss preserved“ und der „Hestra“ des  
 Sophocles betrifft, so scheint uns die Zintur mit dem Hof-  
 mannsthalischen Traumeist nicht gerade belebend gewirkt zu haben;  
 wir geben den Originalen den Vorzug; sie haben mehr drama-  
 tischen Reiz; sie sind dramatisch ausfühler, während Hofmann-  
 sthals Dichtung etwas Mollihensthes hat. Das dieser Dichter  
 und die gleichgesinnten Genossen ebenso wie die Holz und Halbe  
 zu der „Moderne“ gerechnet werden, während sie gerade den  
 Gegensatz gegen die Naturalisten bezeichnen, das zeigt nicht  
 nur für die Aktualität jenes Begriffs der Moderne, die ein wohl-  
 feiles Stichwort für dürftige Köpfe geworden ist, sondern auch,  
 daß derselbe in Wahrheit ein weiser Satz ist, in welchen die  
 widersprechenden Dinge hineingestoßt werden, weil das Grittele  
 für eine gute Reflexe gilt. R. v. G.

— Rudolf Weidemann: Karl Maria Rasch,  
 auch ein Leben. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. —  
 Dem Andenten Jean Pauls, des großen deutschen Humoristen,  
 der an der Schwelle des 19. Jahrhunderts das Leben des  
 Schulmeisterleins Buz schrieb, sind diese Blätter vom Leben und  
 Tod des Schullehrers Karl Maria Rasch am deutschen Pflanz-  
 stande gewidmet. Mögen sie viele freundschaftliche und andächtige  
 Leser finden; denn sie bedeuten ein gutes Buch, bei dessen  
 Lektüre man sich frisch, um der tiefen, echt deutschen Inner-  
 lichkeit und dem Zauber seiner gemüthlichen, von lauterer Besie  
 durchwobenen Stimmungen zu recht werden zu können, in dem Geist  
 des Verfassers von Luinius Jirlein und des Sienkowsky ver-  
 setzen muß. Denn die Kunst, aus den kleinen Geschehnissen  
 des täglichen Lebens sich eine reiche Welt aufzubauen, an allem  
 mit offenem Herzen und Sinn teilzunehmen und das irdische  
 Lebensleben und Fremden für Schaltungen einer höheren  
 Macht zu halten, die doch immer das Beste für die armen, kurz-  
 sichtigen Menschensfinder im Sinn hat, dieser Kunst ist Karl  
 Maria Rasch, der Dorfschullehrer von Lebz, und als lester einer  
 langen Älternreihe seines Amtes treu und redlich bis ins hohe  
 Dreizehnter waltete, ein guter Meister. Nur wenige Tage in  
 seiner langen Lebensspanne zeichnen sich durch sonderliche Ereignisse  
 aus: der Tag, da er mit seiner künftigen Lebensgefährtin den  
 Bund für Zeit und Ewigkeit schloß, der Tag, an dem ein uner-  
 forschlicher Raubhieb den beiden ihr Viehles auf Erden nimmt,  
 und schließlich der Tag, an dem Rasch des Lebens Bürde von  
 sich läßt. Diese Tage können sein Herz weder hoch noch verjagt  
 machen. Weiß er doch, daß sie vorübergehen wie Sonnenschein  
 und Regen im Wandel alles Irdischen. Dafür aber weitet sich  
 sein Herz, wenn er die Größe seines Gottes in den Werken  
 seiner Schöpfung betrachtet, dann, wenn er in der gehärteten Ruhe

seines Daseins den geistig und leiblich darbenenden Mitbürdern Hilfe und Trost spenden kann, so daß sich ihm die Seelen seiner sonst so verdorrenen Lebender Schiffer wie von selbst erschließen. — Je seltener und beutungsreicher ein mit so leitetem, anspruchsvoller, tiefer Innerlichkeit geschriebenes Buch vor Augen kommt, um so härter sollten wir es auf uns wirken lassen, damit wir in all dem Hassen und Treiben des modernen Arbeits- und Gesellschaftslebens und wieder einmal darauf besinnen, daß wir nicht nur Loh- und Existenzlöhner, sondern daneben und vor allem Menschen sind, denen es wohl ansteht, des öfteren nach der Art von Karl Maria Rasch Um- und Rückschau auf unseren Lebensweg zu halten, um uns strenge Selbstredendheit von unserem Tun und Denken zu geben. Obwohl der Verfasser dem geistlichen Stande angegehört scheint, hält sich seine Darstellung doch durchaus frei von jeder dogmatisch-konfessionellen Einseitigkeit und Beschränktheit, ein warmer Zug echten Menschentums durchweht und belebt sein Werk. So möge denn das schlichte Buch mit den besten Wünschen der Kritik in die Welt hinaus gehen, um denen, um derenwillen es geschrieben wurde, reiche Freude zu bereiten.

A.

— Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung von Fritz Lienhard. Mit einer Einleitung über Bergtheater und Wielandlage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2. K. — Dieses Stück des bekannten jungesellschaftlichen Dichters hat im Herzog Bergtheater die Feuerprobe der Aufführung bestanden und liegt jetzt im Druck vor, der es ferner Studierenden ermöglicht, ein Urteil über dasselbe zu fällen. Die Dichtung bezeugt wieder die beachtenswerte, auch auf das Dramatische gerichtete Begabung des Verfassers und ist ein Werk von Wirkung, Poesie und Tiefe. Letztere offenbart sich allerdings mehr im Symbolisieren und „Hineingebeimischen“ von Gedanken in den Stoff, die in diesem ursprünglich nicht enthalten gewesen sind und den Neuromanier verzeihen, der der Verfasser ist, trotz der fröhlichen, gedrungnen, realistischen Prosa des Dramas, das sich in sieben Szenen mit ebensolcher Verwendlungsabspiel, und der knappen anschaulichen Charakteristik der Personen. Die Berechtigung zur Abänderung der alten Sage oder des Mythos aus der Edda für eine neuere Darstellung, vor allem für die moderne Bühne wird derjenige zugeben müssen, der diese alte Geschichte kennt, die bei allem Grobartigen rauß ist. Den Schluß vor allem, die Rache Wielands an seinem Feindgen Rihobd, konnte der moderne Dichter nicht gebrauchen und er hat nicht nur die Ermordung der kleinen Söhne König Rihobds durch den luststreichigen gelähmten Schmied Wieland beiseite gelassen, sondern auch die Schwänze der Tochter Rihobds, Bodmild, durch den Schwanz der Esmiffenbalden, dessen ganze Lat geradezu in ihr Gegenteil verkehrt worden ist. Aus der echt nordischen graufür Gewalt wird christliches Verzeihen und Wieland der Schmied läutert sich und wird der ihm wieder entstimmenden Volkstümlichkeit mit den Schwanzfedern Almsiß dadurch wert, daß er vergibt, so daß sein Erzigen in die Lüfte mittels der geschmiebeten Fingel symbolische Bedeutung erhält. Wieland erhebt sich von dem Treiben der Erde zu den reinen, lichten Höhen des Himmels und wird aus einem Zwerg und Wolk ein Engel. Schon früher haben größere Dichter alte Sagen umgedeutet und umgestaltet, Goethe die von Frauß, Wagner die vom Joldländer, Lammhüter, Lohengrin und den Nibelungen. An Richard Wagner lehnt sich Fritz Lienhard an, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, trotz der Professorien seines Werkes, das auch die Kritik benötigt, um zur öffentlichen Darstellung zu gelangen. Nach Don Juan, dem argen Sinner von Sedwä, hat man ein anderes Schicksal zuteil werden lassen und sogar Judas Ischarioth, der „Grüß-im“, ward aus der Hölle, in die Dante ihm verdienstermaßen gestürzt, geholt und Christus hält ihm, in der Auffassung eines modernen Volkes, vergebend seinen Berrat vor. Die Berechtigung der Ummobellung der alten Stoffe ist also unbestreitbar. Bleibt nur zu erörtern, wie die Wirkung ist. Da ist nun das alte Eddalied zweifellos grandioser, packender und dem gegenüber mutet das moderne Gedicht mild und human an, trotzdem es, was ausdrücklich betont werden möge, nichts ins Sentimentale, Kranzhaft, Ungelungenes verfällt. Lienhard, der der Moderne scharf gegenübertritt und ihr ihr Schwert zu entwinden sucht, um selbst damit siegfähige Diebe zu tun, ist nirgends wichtig, schwächlich, bedadent. Von des Gedankens Bläse ward er nicht angekränkt und sein Gefühl, geklärt und hart geworden

und echt geliebt in der härtesten Luft seines Heimatlandes. Glas, artet nie in Gefühllosigkeit und Martheigkeit aus. Aber das Eddalied, das Lienhard in Übertragung seiner Dichtung voraussetzt, wollen wir doch als solches beizubehalten lassen und auch von seinen Verfälschungen kein Bittern einjagen lassen, denn wer nordische Poesie liebt, der muß sich, das hat bereits der ungleich gemäßigtere Gnaß Legner gelehrt, schon gefallen lassen, daß die Wälfingereiben an den Besangenen und Gezeiten einmal die barbarische Strafe des „Blutaartriggs“ vollziehen. Demgegenüber sollen uns aber die milderen Schönheiten der Lienhardigen Bühnendichtung, die den Stoff ins Menschliche und Verhältnißvolle übertragen hat, auch willkommen sein. Sie eignet sich übrigens nicht nur für eine Darstellung in freier Natur, wie in dem Bergtheater bei Tale im Harz, sondern auch für unsere geschlossenen Theater und Luxusbühnen. Jedenfalls hat sie den Beweis erbracht, daß das genannte Bergtheater auch über dichterisch wertvolle Bühnenstücke verfügt, die den Anforderungen gerecht werden, die man an ein geordnetes und geschlossenes Drama im eigentlichen und höheren Sinn und Stil stellen kann und muß. Das Lienhard in seinem Vorwort — der etwas reblige Verfasser hat nicht weniger wie drei Vorworte geschrieben — über das Empfangen des Kunstwerkes laßt, daß dem Künstler vom Augenblick, ihm selbst unbewußt und ohne daß er etwas dazu tut, zuteil wird, ist nicht neu und hätte füglich weglassen können, wie denn dem Verfasser entschieden anzuraten ist, nicht so viel darüber zu sprechen, was er will und beabsichtigt. Über die Werte sollen und diese allein unterrichten. Was der Schöpfer selbst von ihnen hält ist uns ziemlich gleichgültig.

J. R.

— Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schulpflege herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg (Bayern). Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart, Max Niemann, Verlagsbuchhandlung. 1906. 3. K., eleg. gebd. 3,60 K. — Ein Kuffchen erregendes Buch liegt vor uns. Der Verfasser wirkt seit 15 Jahren an Strafanstalten und hat in unbesangener Weise im persönlichen Verkehr mit mehr als 1000 Verbrechern reiche Erfahrungen gesammelt, aus denen er die Überzeugung gewonnen hat, daß der Verbrecher, entgegen der Ansicht des italienischen Psychiaters Cesare Lombroso, nicht eine Art Kranter, eine gewissenmaßen pathologische Natur und infolge ursprünglicher, also angeborener physischer und psychischer Benachteiligung mit Naturmangelnigelt zum Verbrecher prädisponiert ist, sondern daß bei den Verbrechern in morphologischer und psychologischer Hinsicht genau dieselben Unterschiede obwalten, wie sie sonst vorkommen pflegen, und daß die den Verbrechern gemeinsamen Merkmale lediglich als Folgeerscheinung des Milieus anzusehen und psychologische Abweichungen auf mangelhafte Erziehung u. zurückzuführen sind. Diesen Gedanken stimmt er im Vorwort aus und überzeugend aus. Die Gedichte selbst, es sind ihrer mehr als 250, sind von 30 Besangenen völlig aus eigenem Antriebe und durchaus unbeflüßelt und unbesangener verfaßt. Sie geben daher ein klares Bild des Geistes- und Seelenlebens der Autoren und liefern einen sehr bedeutsamen Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. Der Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht und beherrscht, ist der des Schmerzes, der Reue und der Hoffnung. Einzelne Gedichte sind von poetischer Schönheit. Den Gedichten schickt der Verfasser eine nach Nummern geordnete Übersicht der einzelnen Dichter nebst kurzer Lebensbeschreibung voraus, die natürlich das ganz besondere Interesse des Lesers erregen. Die einzelnen Abteilungen tragen die Überschriften: I. Der Besangene. II. Dem Anderten verdorbener Lebensgenossen. III. An den Seelstörger und an den Lehrer. IV. Sonstige Gedichte. V. An die Angehörigen, Freunde und Bekannten. VI. Liebeslieder. VII. Sprüche und Sentenzen. Das Buch verdient in jeder Beziehung Empfehlung. Für Juristen, Ärzte und Geistliche muß es natürlich von besonderem Interesse sein.

Dr. Karl Jaffe.

— Der Weg ins Föhnungslöse. Fragmente einer Leidenschaft. Leipzig, Webers Verlag Dr. Abel & Born. — Mit diesem Roman führt sich ein junger Autor ein. Seine Sprache ist eigentümlich nuanciert. Wenn auch die Handlung des Ganzen nichts Außergewöhnliches aufweist, so liegt über dem Werke doch ein Kolorit, das ohne Zweifel anziehend ist.

C. S.



Altehammentliches.

1) Das Alte Testament und die Wissenschaft. Von D. Wilhelm Vog, Professor in Erlangen. Leipzig, A. Deichert Nachf. (G. Böhm). VIII und 262 S. gr. 8. Preis 4,20, gebd. 5 M.

2) Sünde und Gnade im religiösen Leben des Volkes Israel bis auf Christus. Eine Geschichte des vorchristlichen Geistesbewusstseins von Lic. Julius Röberle, Professor in Hofstadt, Weid. VIII und 685 S. gr. 8. Preis 12 M.

3) Die Gottgemeinden in der Altehammentlichen Religion. Von E. Duhm, Professor in Basel. Tübingen, Mohr (Siebr.) 34 S. 8. Preis 60 A.

4) Iharisid oder Ninive. Ein Beitrag zum Verständnis des Buches Jona. Von Ernst Lohmann. Freimwalde und Leipzig, Max Müller. 60 S. N. 8. Preis 1 M., gebd. 2 M.

5) Die Bedeutung der Sprache Jesu von Sirach für die Datierung des althebräischen Spruchbuchs. Von Dr. Joh. Konrad Gasser, Pfarrer in Buchberg, Kanton Schaffhausen. (Beitr. 1. Förderung schriftl. Theol. 8, 2-3.) Gütersloh, Bertelsmann. 270 S. gr. 8. Preis 4,80 M.

„Das Alte Testament und die Wissenschaft“. Das ist eine zeitgemäße Formulierung der Fragen, welche die Gegenwart angeht der heiligen Schriften Alten Bundes bewegen. Mit Recht hat sie Professor Vog zum Gegenstand einer gründlichst verarbeiteten, knappen aber tief eindringenden Schrift (oben Nr. 1) gemacht, und zwar in einer solchen (recht selbstgerühmt zu nennenden) Weise, daß er, selbst Meister der altehammentlichen Forschung, die Fährte des Glaubens an den Gott der Geschichte Israels wie nochmals der christlichen Kirche und an Jesus Christus als das Ziel jener und im Mittelpunkt dieser Geschichte hochhält (vgl. n. S. 3, 8f, 16f, 252), so daß sein Buch (eine Apologie des Alten Testaments nennt es die Verlagsabhandlung) allen denen herzlich wohl tun wird, die solchen Glauben teilen und inmitten der Wogen der Gegenwart geklärt und gereinigt wissen, aber treu bewahren wollen. Und zwar werden hier „hauptsächlich die allgemeinen Gesichtspunkte“ erörtert (Abshn. 1) Die wissenschaftliche Kritik der altehammentlichen Schriften; 2) Der heilsgeschichtliche Charakter der altehammentlichen Geschichte; 6) Die neuen Entdeckungen und das kirchliche Leben, dann aber wird auch, um allen verständlich zu werden, das Hauptfachliche über die Sachlage und die am meisten hervorzuheben Punkte berichtet (Abshn. 3) Ergebnisse der kritischen Untersuchung; 4) Israel inmitten der altorientalischen Geschichte; 5) Die Religion des Alten Testaments und die Religion Babyloniens). Im ganzen verzichtet der Verfasser mit der gesamten wissenschaftlichen Theologie der Gegenwart auf die medianische Inspirationsanschauung der alten Dogmatik von der heiligen Schrift (S. 26-37) und erlegt sie gut durch die Überzeugung von einer heiligen Geschichte (S. 262 vgl. S. V). Die Einzelaussäherungen von der heiligen Schrift bilden eine vorzügliche Einführung in die brennenden Fragen der Kritik und Geschichte des A. T. Niemand kann und muß dieses Buch (ein rechtliches Erzeugnis jener Leipziger und Erlanger Theologie, wie sie durch den Namen von Franz Delitzsch mit nachträglichem Bezug auf die Bewegung der letzten 30 Jahre zu kennzeichnen wäre) gerade für die sächsischen kirchlichen Kreise, Lehrer wie gebildete Laien, mit allem Nachdruck als Hilfsmittel (Kompendium) zur Einführung und Sammlung und - Vertiefung empfohlen werden. Zu vermissen ist nur zu diesem Zwecke ein eingehendes Register und eine Übersicht über die wichtige Literatur: siehe sich dieser Mangel nicht noch erlegen? Sodann will Unterzeichnetem die Gehaltshaltung noch ein wenig zu

apologetisch erscheinen. Und dies scheint ihm auf einer gewissen Überhöhung des Alten gegenüber dem Neuen Testament (vergl. S. 1 ff.), diese aber wieder auf einer noch zu einseitig (vergl. S. 19 und 35) dogmatischen Würdigung der Person Jesu Christi zu beruhen, welche gerade bei ihrer vollen geschichtlichen Würdigung als des Zieles und Absehens der alten Geschichte dem gläubenden Christen noch eine größere Freiheit gegenüber dem Alten d. i. veralteten Gesetzbunde (vergl. Kap. 10, 4) zu verliehen vermöchte. Doch wird gerade diese Haltung dem Buche vorläufig viel Freunde zuführen, und das wird für alle Zeiten ein Gewinn sein.

Auch das Büchlein von Lohmann über das Buch Jona (oben Nr. 4) will geschichtliches Verständnis nutzbar machen, wenigstens in Heranziehung des äußeren geschichtlichen Rahmens (S. 51-58) und Darbietung einer eigenen Übersetzung des Buches Jona. Doch sind seine Ansprüche in dieser Richtung bescheiden: im ganzen handelt sich ihm um eine einfache annützlich erbauliche Umschreibung der Erzählung dieses merkwürdigen Buches als von der Geschichte eines Menschenbergs handelnd, etwa nach der Weise des Bremer's Funde. Schon die Ausstattung und der ziemlich hohe Preis des Schriftchens zeigt, daß es ungefähr zur Geschichtsliteratur gerechnet sein will.

Um so freier wissenschaftlich verfährt das für die Forscher bestimmte tüchtige Buch von Gasser (Nr. 5) über die sog. Sprüche Salomons und das Buch Sirach. Es kann in seiner Haltung neben die Schrift von Vog gestellt werden, insofern es gerade bei ersten Eingehen auf die historisch-kritischen Fragen zu einer Ermahnung der die israelitische Literatur und Geschichte aufblühenden Hyperkritik führt, wenn auch nur an einem einzelnen Punkte und in einer schlichthin sachlichen Weise. Sirach legt die Prooebien überall voraus, ist aber selbst ganz anders geklimmt. Dies wird durch genaue Untersuchung festgestellt, und es wird daraus geschlossen, daß die „Sprüche“ kaum anders als vor, nicht nach, dem Exil entstanden sein können. Eine sprachliche Anmerkung; jeweils (S. 26, 36) ist schweizerischer Provinzialismus, schwerlich Schriftdeutsch.

Wieder ins Belle der gesamten Welt- und Religionsanschauung des Altertums und der Gegenwart greift der gelehrte und originelle Basler Professor E. Duhm (oben Nr. 3) mit seiner Schrift über die „Gottgemeinden“, die selbst an seine frühere Schrift über das Geheimnis in der Religion erinnert (W. B. 1897): der Verfasser vereinigt eine hochmoderne Tendenz mit entschiedener Neigung zu mystischer Würdigung von Tatsachen und Geheimnissen in Geschichte und Religion. Gottgeweihte sind ihm, der „nicht alles aus Babel ableitet“ (S. 12), einmal solche, die Gott durch irgendwelche Offenbarung erreicht hat (S. 7ff.), wie Abraham, Mose, Elias und Elias, Amos, Jesaja, Jeremia, Paulus, Jesus; sojann solche, die sich selbst Gott weihen (S. 20ff.), nämlich nicht die Tempelbirnen (fremdes Gewächs (S. 25), eher die Asketen und Asketinnen (S. 25f.) und Rabis (S. 28), im weiteren Sinne die Priester und Theologen. Aber insofern diese seit der deuteronomischen Gesetzbuchung einen organisierten Gottesdienst voraussetzen, bedeuten sie einen Gegenlauf gegen das eigentliche Gottgeweihten und - eine Gefahr für die wahre Religion. Deren Wesen werde sich zwar erst in Jahrhunderten oder gar nicht definieren lassen, könne aber vorläufig als „ein flüchtiger Verkehr zwischen einem bestimmten unsichtbaren Wesen und seinen menschlichen Angehörigen“ beschrieben werden (S. 6). Jedemfalls eine anregende, erfrischende Schrift, wenn auch nicht für jedermann. Der Schluss ist fein und gut.

Zum schweren Gehög nach Uming, Reinigung und Bedeutung gehört das jüngst genannte Werk von Adberle über Sünde und Gnade (Nr. 2). Das bedeutsame Buch ist in Erlangen entstanden und wird bei der Berufung des Verfassers als Ordinarium nach Rostock mitgewirkt haben, ist also bezeichnend für die gegenwärtige Stellung dieser beiden konfessionellen Fakultäten. Schon deshalb ist es von Belang und hierin, wie auch dem Inhalte nach, mit der Schrift von Log (Nr. 1) zu vergleichen. Hier wie dort wird der inspirierte Buchstabe der heiligen Schrift durch eine heilige Offenbarungsgeschichte ersetzt. Nur das hier mehr ein freilich tiefgreifender einzelner Punkt ins Auge gefaßt wird, und zwar einerseits mit umständlicherem gelehrten Apparat und mit klarer Unterzeichnung von Entwicklungsstufen im Alten Bunde, andererseits aber mit (fast einseitig) klarer Betonung der Glaubensüberzeugung des Verfassers. Gerade im Zusammenhang damit stellt sich dem Unterzeichneten derselbe Eindruck ein wie dort: Jesus Christus wächst nicht eigentlich aus der heiligen Schrift und Geschehnisse Alten Bundes heraus, sondern steht in einem gewissen, wesentlich dogmatisch begründeten Gegensatz dazu. Demgemäß zählt Jesus selbst nicht recht mit bei der Verheißung des jüdischen Volksglaubens; ja selbst die heiligen Schriften Neuen Testaments, nicht nur des Paulus, sondern auch die Evangelien, fallen dem Verfasser erst auf den letzten Seiten als eigentlich mit dem Luthertum gebührend ein, und im Zusammenhang damit scheint auch der tiefe Gehalt der israelitisch-jüdischen Erwartung von Reich Gottes und Messias zu kurz zu kommen. Das Gesamtergebnis ist doch wohl eine zu geringe Schätzung der israelitischen Gedanken der späteren Zeit, insofern eben diejenige Linie derselben, welche in Jesu und den Seiten als echt israelitisch mit der spätjüdischen Erwartung steigend ringt, ohne hinreichenden Grund dem Volke Israel entzogen wird. Der Unterzeichnete hat seine davon abweichende Uebersetzung längst eingehend begründet, und diese legt sich anscheinend als unabweislich in jeder Stille durch, um schließlich die künftige Lösung für die jetzige Spannung zwischen Gesichte und Log.

### Bücherbesprechungen.

— G. B. Schmidt, Das Wesen der Kunst, abgeleitet und entwickelt aus dem Gefühlleben des Menschen. Leipzig, Otto Wigand, 3,60 M. — Wer durch die wiedererfindende Ueberschrift der vorliegenden Abhandlung angezogen, eine klare Ableitung der Kunstentstehung und der Kunstbetätigung zu finden hofft, wird enttäuscht sein. Schmidt redet sehr viel über Psychologie, gibt aber selbst fast keine. Er nimmt den Begriff des „Gefühls“ — einen der vieldeutigen und umstrittensten, die es geben kann — unbefehrig vor und hantiert nun mit ihm, wie der junge Parzival mit seinem Speiße: manchmal trifft er zum Verwundern gut, bald aber hängt und schwankt die nicht für ihn geschärfte Waffe zerbrochen und unnütz vom hohen Pferde herunter. Wer seine Voraussetzungen nicht mit zwingender Kraft und Klarheit hinstellt, kann nicht überzeugen; das hätte Schmidt schon die empirische Psychologie lehren sollen, welche er so hoch preist, deren gründliches Studium er namentlich dem Künstler so hoch empfiehlt. Das es nötig für den Künstler sei, durch psychologisch geschehendes Urteil seine eigene Stellung zu den verschiedenen Kunstströmungen zu begrenzen, kann übrigens bekräftigt werden. „Das Genie strubelt hervor wie ein Quell, und seine Gänge und Steige kennt doch niemand“, hat ein so liebevoller Beobachter wie Jakob Grimm gemeint. Manger große Künstler ist trotz Schwankungen und Unklarheiten seiner ästhetischen Parteilichung zu immer reichlicher Betätigung seiner Talente vorgeschritten! Will aber Schmidt zeigen, „nicht, wohin die Wasser alle fließen, sondern wohin sie alle fließen können“, so kommt er kräftig in die Lage des Kanalarbauers, dem schließlich das Wasser fließt. Darum sollte er doch erst ein wenig weiter hinauf zu den Quellen der Kunst steigen, statt das Abstrahieren aus gegebenen Werken schopenhauer'sches Geistes gering zu achten, wie er das gelegentlich andeutet.

Dr. Grimm.

— Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Erstesag am 9. Mai 1905, gesprochen von Albert Koster. Leipzig 1905. Verlag von Carl Ernst Böckel. — Eine der geistvollsten Schillerreden, die an dem Säkulartage gehalten worden sind, in sprachlicher Hinsicht von größter Formvollendung, auch manchen neuen Gesichtspunkt hervorhebend, ein Verdienst, das bei einer Schillerrede nicht genug

maut herbeizuführen. Um so mehr darf der Unterzeichnete bedauern, daß seine bes. Schriften (J. B. auf S. 406 ff. und im Schlußabschnitte, vermuthlich unter dem Einflusse der jüngsten Gesplogenheiten, also begreiflich genug) hier wieder einmal noch keine Beachtung gefunden haben. Und weil diese Besprechung einmal zu Ausstellungen übergegangen ist, so sei noch betont, 1) daß die Begriffe Sünde und Gnade ihrerseits selbst wohl mehr durch die christliche Dogmatik als durch die Gesichte selbst an die Hand gegeben sind, während doch das ganze Buch nach einer modern-geschichtlichen Methode verfährt, und 2) daß das Werk (nach Kant zu reden) länger wäre, wenn es kürzer wäre. Alles in allem aber ist das Werk ein ebenso bedeutendes und interessantes als — gewagtes Unternehmen. Denn es bedeutet die Einführung der geschichtlichen Denkweise in geschlossene theologische Kreise, die sich ihr bisher noch ängstlich widersetzen, und zwar mit einer so tüchtigen Gelehrsamkeit und in so durchaus beachtlicher Weise, daß an der Wirkung kaum wird zu zweifeln sein. Sie wird vielleicht zunächst kennzeichnender, je verwirrender sein, als der Verfasser und seine Freunde jetzt denken mögen. Aber das Ende wird gut sein, besonders wenn man den oben angedeuteten Weg zu einer noch höheren Einsicht nicht verschmähen wird zu gehen. Die sächsischen Landbesitzer aber, die in diesen Dingen jetzt geraume Zeit alia passio gewesen sind, werden in erster Linie diese ihnen vom Unterzeichneten seit 25 Jahren gemachten Höher und tiefer führenden Weg zu betreten in der Lage und verpflichtet sein. Er ist bezeichnet durch Worte wie die vom „geschichtlichen Christus“ und dem „israelitischen Hintergrund des Neuen Testaments“. Sie werden dann die Freude des Unterzeichneten teilen, daß durch das vorliegende Werk gegen, sehr wesentliche Momente seiner Ausführungen, insbesondere die über den geistlichen und weltlichen Charakter der spätjüdischen Religiosität, eine vorläufige glänzende Betätigung finden.

G. Schnedermann.

zu schätzen ist. So wird darauf hingewiesen, daß die Flucht aus Stuttgart nach Mannheim nicht nur die Sicherstellung seiner eignen Perion zur Folge gehabt, sondern es allein ermöglicht habe, daß Schiller aus einem schwäbischen Dichter ein deutscher geworden sei; er habe in Mannheim manche Feinsichtigkeit seiner Sinnesart erlangt, vielleicht zu viele Zugehörnisse gemacht; die Verwandlung von Schillers Kunst sei mindestens nach der sprachlichen Seite hin eine Verarmung gewesen; er habe sich später in der gleichen vornehmen Höhe und im abschließig eingeschränkten Kreise der Wortmacht gehalten. Ferner behauptet Koster, Leipzig und Dresden sei kein günstiger Boden für den Dichter gewesen; die Jahre des sächsischen Aufenthalt hätten seine Entwicklung verzögert. Seine Selbsterziehung habe er in Jena vollendet. Der „Wallenstein“ sei der Triumph seiner Kunst. Größeres als dies Drama habe er nie vollendet, und zwar deshalb, weil er sich dazu eine lange Arbeitszeit gegönnt; er habe nicht schnell produzieren können. Darum seien ihm, als die errungenen Kunstmittel rascher und bequemer handhabe, nicht mehr Werte von gleichem Schwerkemigkeit gelungen. Das würde Otto Ludwig zu diesem Urteil sagen, der gerade den „Wallenstein“ als ein ganzig vertriehtes Werk mit bewunderlichstem Unschlbarkeitsdübeln beurteilt? Wir find indes der Ansicht, daß Schiller spätere Dramen mit dem Wallenstein ganz auf gleicher Höhe stehen. Mit Recht sagt Koster, daß den Erörterungen über den Vortrag Goethes der Schillers eine laisliche Fragestellung zugrunde liege. Doch scheint Koster wie Erich Schmidt der Ansicht zu sein, daß Goethe ein größerer Dichter sei, denn hinter die Nebenabenteuung Schillers und Goethes macht er ein doch merkwürdiges Fragezeichen.

B. v. G.

— Literarisches Wanderbuch von Gustav Karpels. Neue Folge. Slavische Wanderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. — Karpels wohnt lebendig zu schildern; er ist ebenso geschickter Bandschmaler wie Porträtmaler und seine Darstellungenverdiert einen feingebildeten Geist und eine vor allen Entstellungen gesicherte Umgang des sprachlichen Ausdruck. Die vorliegende neue Folge des früher herausgegebenen „Literarischen Wanderbuchs“ enthält anziehende Schilderungen aus Rußland und Polen; die Ausstellung und die Pflanz von Michail Komorod und die landschaftlichen Schönheiten der Krim treten lebendig vor uns hin; wir machen die Bekanntschaft der jüdischen

Kadät, welche den Talmud nicht anerkennen, und der jüdischen Schazarenfürsten, und eine sehr eingebende Unternehmung stellt und die Anfänge des slavischen Christentums dar. Interessant ist das Kapitel über Bladimirs Zulehrten und das Charakterbild dieses Herrschers, das sich aus den widerprüchlichsten Jagen zusammensetzt. Dann besuchen wir den russischen Parnas, wo uns besonders das Bild des großartigen Dichters, Konstantin, interessiert, und dasjenige Michael Raikows, eines Selbstherrschers der russischen Presse und Bertraters des eingetragenen Rauffentums. Nach einer Schilderung Barfsaus, die ebenso anschaulich ist, wie etwa die Schilderungen, welche Eugen Jabel von der alten Jaroslawt Moskau entwirft, folgen wir dem Dichter auf den polnischen Parnas, wo der vielgenante Krakowjener nicht als Genie, nicht einmal als rechtes Talent, sondern als ein künftiger auf der Hochstufe der Zeit lebender Schriftsteller gerühmt wird. Er ist einer der produktivsten Autoren der Weltliteratur, er hat 60 Werke in 170 Bänden veröffentlicht, und dabei einer der vielseitigsten; er hat vielbändige Geschichtswerke, große Klassikerübersetzungen, unzählige Romane und Novellen, Gedichte, Essays, Feuilletons, Reisebeschreibungen, Korrespondenzen veröffentlicht. Das junge Polen, die neue Dichterschule mit ihren realistischen Tendenzen, ist über ihn zur Lagerordnung übergegangen. Höher als ihn stellt Karpeles den Dichter Milosofski, dessen Dichternam Jaz ist, und eine aberkühnliche Beurteilung läßt er der polnischen George Sand, Elise Orzeski, zuteil werden. Interessant ist der Rückblick auf Polens Sitten über Polen und Ausland, eine Jugendarbeit mit fremden Urteilen und Befindungen. Dann führt uns Karpeles in die neueste tschechische Literatur ein, wozin wir ihm nicht mit sonderlichem Vergnügen folgten; denn die Deutschförmlichkeit und Überhebung der Tschechen löst uns wenig Sympathie für das slavische Volk ein. Als Hauptvertreter des Panlansdums erscheint hier Kolar, der eigentlich die neue tschechische Literatur erst geschaffen hat, als ein talentvoller Dichter Jan Neruda; die Proben aus seinen tschömlischen Panlansden haben Schöpfung und Tief.

R. v. G.

— Sören Kierkegaard, Buch des Richters. Seine Tagebücher 1833—1855 im Auszug aus dem Tändchen von Hermann Götsche. Verlag bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1908. — Es ist Eugen Diederichs als ein Verdienst anzuerkennen, das Buch des Richters dem Publikum dargeboten zu haben. Denn das Publikum? Die große Menge der Leser wird sich schwerlich viel mit Sören Kierkegaards Tagebüchern beschäftigen, dazu ist Kierkegaard zu sehr (wie er sich selbst nennt) „ein Einzelner“, d. h. ein abseitiger Stehender, als daß die Menge Gefallen an ihm finden, oder gar ihn verstehen könnte. Eine geringe Anzahl Menschen, gleichfalls „Einzelne“, werden sich an dem Lebenskampfe dieses seltenen Mannes erbauen, und es wird diese wenigen, die vielleicht mit Schiller aus Religiosität jenseits aller Religionen stehen, nicht stören, daß Kierkegaard in seinem Streben nach reinster Selbstigkeit sich überall der Worte christlicher Symbolik bedient. Ob Christentum, ob Buddhismus, ob Geheimlehre der Brahmanen, der wahre Sinn aller Religionen ist derselbe: das Vermögen, sich mit dem Urgrund alles Seins, „Gott“ genannt, zu vereinigen. Und weil Kierkegaard dies erkannte, mußte er abseitig stehen vom großen Haufen, verkannt, verhöhnt, angegriffen mit allen Waffen kleinlicher Verstandeslosigkeit. Weil er ein Christ war, mußte er gegen das Christentum kämpfen. Wie paradox das klingt, Kierkegaard versteht unter wahren Christentum nicht das Anhören der christlichen Lehren mit Ehrfurcht und Kopfnicken, sondern die Nachfolge Christi in der Praxis. Diese Nachfolge in der Praxis schlägt allem Verstandesüblichen, allem Interesse des Staates ins Angesicht, denn sie bedeutet ein Leben im Geistigen und Mißachtung aller hergebrachten nützlichen Moral. Ein solcher Mensch hat keinen Beruf mehr über sich, weder Staat noch Kirche, als die göttliche Stimme, die in ihm spricht und der er gehorcht ist in den Tod. Wenn der Buddha sich entschließt, den „Nish“ (der zu Gott führt) zu betreten, wenn er alles verläßt und mit der Welterschlagen in der Hand auf der kalten Landstrasse wandert, ohne Ornat und ohne Recht, so geht er denselben Weg. Das Wunder, daß Kierkegaard, der ab begann die Christentum zu predigen, in seinen Schriften mit Feuer und Geist zu predigen, auf wenig Gegenliebe stieß! Das eine Zeitungsheft gegen ihn entbrannte, das man verurteilte, ihn öffentlich lächerlich zu machen. Das ist die sensible Natur Kierkegaards, dieser wahren Weltmenschen, unter den Abseitigen eines lebenslangen Kampfes lüt, davon geben seine Tagebücher Zeugnis. Und sie zeigen uns

einen Menschen, der, obgleich körperlich elend und seelisch wund, seinen Augenblick im Streben nach dem Höchsten sich selber untreu ward. Sich selber Treue halten, wie wenige vermögen das? Viele, denen „die Welt alle Belten“ scheint, werden geneigt sein, Kierkegaards Zustand als pathologisch aufzufassen. Und da haben sie in gewissem Sinne recht, wenn auch in einem anderen als sie meinen; Kierkegaard selber sagt: „So sind Leiden, wenn auch ein Gemüth, ein nützliches Gemüth, wie Schienen, die man in einem ortspolnigen Infitat gebraucht. Überhaupt leiblich und psychisch ganz gesund und ein wahres Geistesleben führen — das kann kein Mensch.“ Das widerpricht gar sehr dem bekannten „mens sana in corpore sano“. Aber bei Kierkegaard handelt es sich ja auch nicht um die Seele, das Gemüth — sondern um den Geist. Elise Wolfram.

— Gebuld. Die Geschichte einer Sehnsucht von S. Hochketter. Verlag von Paul Letto, Berlin. — Der Geist Ludwig Feuerbachs, des großen Philosophen, und die Witte des vorigen Jahrhunderts in dem ehemals markgräflich Ansbachischen Hofschloßhagen Bruderg eine willkommene Zustandsstätte fand, die die bedeutendsten seiner Werke zur vollkommnen Reife gebracht ließ, spricht lebhaft aus den Blättern dieses feinen und guten Buches, das im englen Kreise eine durchaus schlichte Handlung mit allem Zauber dichterischer Stimmungskraft und einer frillen und Gedanken echter Humanität erfüllt. In der kleinlichlich ländlichen Umgebung des genannten Schlosses, das im Laufe unserer Erzählung aus einem Fürsten- und Philosophenhörs zu einem Kerkonanatorium umgewandelt wird, leben auch die Gesalten des Buches, ein etwas beschränkt kurzschichtiges Partreepaar, dessen Tochter in dem jungen, strebsamen Lehrer des benachbarten Dorfes Sätze und Rat in ihren Zweifelsqualen und Ringen zu freierer Erkenntnis findet. Ten etlichen Standesvorurteilen kommt der gleich kühne Bildungstrieb des jungen Mannes entgegen, der sich entschließt, nach Aufgabe seines bisherigen Amtes die akademischen Grade zu erringen. Natürlich bedeutet dies für das stille Brautpaar eine lange Wartezeit, in der Gebuld und Sehnsucht die Dominante ihrer Lebensmelodie bilden. Doch während sich Christine Branderherr in ihrem mit fast Jean Pauliger Gefühlsdramme gezeichneten Milieu aus bescheidenen Schulgehilfen immer mehr zur Freiheit und Selbständigkeit des Handelns und Denkens durchringt und mit ihrer Dergens inniger Sorge den fernwehenden umgibt, verläßt der Heidelberger Student Fritz August Schwanbauer die verdienstlichen Wege des akademischen Studiums zu durchleben. Von der seinem Bildungswege nicht fern liegenden Philologie geht er zur Rechtswissenschaft über, um mit ihrer Hilfe auf die freibahn publizistischer Tätigkeit zu gelangen. Doch zeigen sich seine Kräfte dem müß- und arbeitsvollen Kampfe nicht gewachsen, er benutzt die gütig gebotene Gelegenheit, mit einem in der Welt wenig besagenden sacrischen „Intello“ stello sich an reich dotierter Berufsstricke einzulassen. Das schließliche Wiedersehen der beiden führt insolge dessen zu einer zwar äußerlich wenig bemerkbaren Katastrophe, deren Wirkung auf das Gemüth Christinens aber der Dichterin willkommnen Anlaß gibt zu einer um so höher gefeierten und verfeinerten Seelenschilderung, bei der die Kämpfe und Qualen der stillen Dulderin mehr empfindend geahnt als verstanden werden können. Und wie das letzte Kugeln der Natur im Herbst schon den Keim des Sterbens in sich birgt, so entlassen uns auch die letzten Seiten von Sophie Hochketters Buch mit dem herben Gefühl stiller Besmut um ein gebrochenes Menschenpaar. A.

— Hanns v. Hobeltig: Arbeit. Roman aus dem Leben eines deutschen Großindustriellen. Verlag von Hermann Gothenow, Jena. — Die es einer der leuchtendsten Aufbruchstufen Ostaus Freitags bleibt, in seinem Reichertroman „Gott und Gaben“ das deutsche Volk bei der Arbeit aufgedeckt zu haben, so darf man es dem neuesten Werk aus Hanns v. Hobeltigs feigiger Feder nachrühmen, diesem Binde des lustigen Vorgängers mit verhängiger Treue gefolgt zu sein. Eröffnen sich uns dort interessante Rückblicke auf Handel und Wandel des deutschen Großhandlmanns aus der ersten Hälfte des verflorenen Jahrhunderts kurz vor der Zeit, die die schwereladenen, mehrspännigen Fuhrmannswagen dem schauenden Dampftröck überdrängt wurden, um so das Wort zu dem Roman des deutschen Bürgerturns vor 1850 zu prägen, so schilbert uns H. v. Hobeltig in seinem Buche das Leben eines deutschen Großindustriellen zeitlich um etwa ein Menschenalter später, in den Tagen, als Männer wie Krupp sen., Forth und Gruson sich aus den kleinsten Anfängen

zu machtgeltenden Faktoren unseres industriellen Lebens emporarbeiten. Vom tollen Jahre 1848 an, als die „lieben Berliner“ das Palais des Prinzen von Preußen Unter den Einden als National-eigentum erklärten, erleben wir ein gutes Stück preußisch-deutscher Geschichte, bis genau 40 Jahre später ebenda wieder im März die gebränge Scharen desselben Mannes, dem ersten Deutschen Kaiser, das Geleit auf seinem letzten Wege geben. In straffer Konzentration, die den Charakter des literarischen Kunstwerkes auch da im Auge behält, wo sie sich unmittelbar an den dritten Neallismus historischer Geschelbeine anlehnt, verbindet der Verfasser das Emporsteigen seines Volkes eng mit dem genialen Aufschwung seines Volkes, den zuletzt die Begründung des Deutschen Reiches und die Friedensjahre der Kaiserzeit krönen sollten. Klarer als in so manchem von Rathenowerkreise durchgeführten und mit statistischen Zahlenreihen verbrämten Leitartikel sehen wir hier den engen Zusammenhang zwischen dem politischen und wirtschaftlichen Leben unseres Volkes und erkennen, wie eine große Zeit auch große Männer erfordert, Männer von hoher geistiger Begabung und harter unzugänglicher Energie, die sich nicht von den Wechselfällen des Lebens bestimmen und treiben lassen, sondern sie nach ihrem Willen und zu ihrem und ihres Volkes Besten wenden. Und wie der große Herrscher und seine Palatine keine Zeit fanden, müde zu sein, so gönnt sich auch Fritz Falkner, der Held des Romans, kein Ausruhen auf dem Wege von der Stunde an, in der er nach dem Tode des Vaters die kleine Schmiedewerkstatt am Oranienburger Tore zu Berlin übernimmt, bis zur Gründung und dem Aufbau eines großen Establishments, bis zur Oberpfere, das viele Hunderte von Arbeitern beschäftigt und dessen Chef als Militärlieutenant nicht den kleinsten Teil zur Wehrtrakt des Vaterlandes beiträgt. Doch der Roman ist nicht nur ein Zeitbild des wirtschaftlichen und sozialen Lebens jüngstvergangener Tage, in denen auch der „Arbeiterfrage“ zuletzt ihr unbestreitbares Recht wird, er ist zugleich ein Charakterstudie großen Stils. Als solche hat die Darstellung des Lebensgeschicks Fritz Falkners zu gelten, der nach Sorgen und Wachen, Mühen und Kämpfen sich in seinem Heim vereinsamt auf den Höhen des Palastes hiebt, bis er endlich in dem aus der Ferne über das Weltmeer gekommenen Neffen den Erben seines Lebenswerkes findet. Wenn auch im engeren Rahmen gehalten als Freitags „Soll und Haben“ und einer härteren Bezeichnung des dort in so liebenswürdiger Fülle und Uppigkeit florierenden Episodenwerkes untermworfen, darf Jobeltis' „Arbeit“ doch eine Vergleichung mit jenem Meisterwerk unserer deutschen Erzählungskunst nicht scheuen. Es bildet nicht nur eine längst erwünschte und erhoffte Ergänzung zu jenem älteren Roman, sondern es hat auch vor jenem, der für uns doch schon in der Großväter Tagen liegt, den Vorzug lebendiger Anschaulichkeit und lebensfroher Aktualität voraus, Vorzüge, die nicht selten selbst die leuchtendste Patina literargeschichtlicher Bedeutsamkeit zu verduneln vermögen.

— Eid um Eid. Roman in zwei Bänden von Maximilian Böttcher. Verlag von Carl Duncker, Berlin. — Mehr als nötig hat Max Böttcher die Teilnahme an der Handlung und den Personen seines breit angelegten Romans zerstückelt, der nach seinem Titel und dem Verlauf der verhältnismäßig spät einsetzenden Haupthandlung fast als eine Tendenzschrift gegen so manche auch von autoritativer Seite oft beanstandete Institutionen unserer Zivilprozessordnung erscheint. Denn in dem um eine Viertelmillion geführten forensischen Kampf zwischen dem Berliner Großpächter Blankenburg son. und dem in seiner geschäftlichen Moral etwas weitgerigen Klienten Weisheit obliegt der letztere durch einen ihm vom Gericht zugetheilten Eid, gegen den, obgleich er offensichtlich ein Meineid ist, der Gegenpartei keine weiteren Beweismittel zugestanden werden. Auch der Gegenzug des alten Blankenburg, den Sieg seines Gegners durch eine Scheinübertragung seiner liegenden und fahrenden Habe an seinen Neffen und einen dadurch ermöglichten Offenbarungseid illusorisch zu machen, schlägt zum Nachteil des Bekämpften aus, denn der vom Glück so begünstigte nunmehrige nominale Chef zeigt sich des in ihm gelebten Vertrauens keineswegs würdig und weiß das Dilemma des Alten zwischen rechtloser Armut und einem Meineidprozess in schürfer Weise zu seinem Gunsten trefflich auszunützen. Natürlich ist's eine Frau, die die schlechten Karten mischt, die vermittelnde Schwiegermutter des alten Blankenburg, die, von dessen zweitem Sohn

auch nicht unberechtigten Beweisenstrafen zurückgewiesen, in dem Schlußakt der Familientragödie die fahrende Kasse übernimmt, ein Kompositionsfehler, der durch das Hineinziehen der Animosität zwischen dem jüngeren Blankenburg und seinem Vetter in den Konflikt keineswegs verringert wird. Auch sonst tut der Verfasser alles, um die Polyphonie der Handlung noch um einige Grade zu steigern, wie es denn den Kritikern geminnt, als habe sich Böttcher allzu stark an das in der literarischen Kritik wenig gut beleumundete Muster gewisser Romanabstraktanten gehalten, das künstlerische Interesse an der mit leidlicher Konsequenz durchgeführten Handlung und den mit luntiger Gabe entworfenen Charakteren durch einen Schwalm von Nebenhandlungen, Episoden und Intermezzi erschöpfen, ohne eingetakt zu sein der alten Spruchweisheit: non multa, sed multum. A.

— Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Jonier bis Rimona. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In Halbleder gebunden 10 M. — Von der 6. Auflage des Meyerschen Großen Konversations-Lexikons, das nicht mit Unrecht vom Verfasser ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens genannt wird, liegt nunmehr der zehnte der 20 Bände vor, die diese Auflage umfaßt, wiederum ein stattlicher, 908 doppelseitige Seiten umfassender, reich illustrierter Band, der den 9 vorher herausgegebenen Bänden an Wert in keiner Weise nachsteht und durchaus das diesen früheren Bänden des verdienstvollen Merkwürdigen gegenüber das recht fertigt, sowohl was den Text als auch was die Illustrationen zu diesem, die Farben- und Schwarzdrucktafeln, Pläne und Karten betrifft. Auch in diesem Bande, mit dem nun glücklicherweise die erste Hälfte des bedeutenden Werkes abgeschlossen ist, erweist sich sowohl der Text als auch der illustrative Teil der vorigen Auflage mit rühmendster Sorgfalt und wissenschaftlicher Überarbeitete, und überall ist, wo es erforderlich schien, Neues an Stelle von Bealtem getreten, und wo sich nicht die Einfügung vollständig neuer Artikel nötig machte, was auch oft genug der Fall war, da sind die Artikel der 6. Auflage doch gründlich durchgesehen und ist namentlich das neueste Luesenmaterial benutzt und registriert. So sind auch in diesem Bande besonders die Fortschritte in der Technik und Medizin durchweg — und zwar in gemeinerhandlicher, erschöpfender und streng wissenschaftlicher Weise gewürdigt, derart, daß auch dieser Band von Meyers Großem Konversations-Lexikon jedem gebildeten Vain für den ersten Handgebrauch eine ganze Reihe von Fachwerken entbehrlieh macht, und das um so mehr, als den einzelnen Artikeln aus dem Bereich der Technik und der Medizin, aber auch aus allen anderen Gebieten menschlichen Wissens nach Bedarf und Möglichkeit anschauliche Illustrationen beigegeben sind, die ganz erheblich das Verständnis des Textes erleichtern helfen. So finden wir als Beigaben zu dem umfangreichen Artikel Italien nicht weniger als 5 Karten, eine Übersichtskarte, je eine Karte der nördlichen und der südlichen Hälfte des Landes, außerdem zwei Gesichtskarten mit je einem Registerblatt, Italien bis in die Zeit des Augustus und Italien vom 10. bis 19. Jahrhundert. So finden wir zu dem trefflichen, gerade jetzt die weitesten Kreise interessierenden Artikel Japan eine Karte von Japan und Korea und drei Tafeln, davon eine in Farbendruck, Japanische Kultur und Kunst, so zwei Farbentafeln zum Artikel Kaiser, nebst dazugehörigem Textblatt, einen Stadtplan von Kairo nebst Karte der Umgebung, zwei Tafeln zum Artikel Rabellogung, eine Karte des Kaiser Wilhelm-Kanals, eine prächtige Farbendrucktafel Kisten, eine Karte von Kamerun, eine von Britisch-Nordamerika, eine von Deutschland's Schiffahrtstraßen, eine Karte und eine geologische Karte von Südafrika nebst Textbeilage, eine 2. Karte der Deutschen Kolonien in der Südsee, eine Tafel mit Abbildungen der hauptsächlichsten Kassenarten, eine Karte von Kautschoum, eine von der Rautschoum mit Tjingtau, zwei Farbendrucktafeln zum Artikel Keramik und eine Tafel mit den molgetroffenen Porträts der 6 Hauptvertreter des Jungen Deutschlands (Heine, Nothe, Gutzkow, Haube, Mundt und Kühne). Dabei sind vor allem die Farbendruckblätter wieder durchgehends einen hohen Wert. Auch alledem darf auch dieser neueste Band als eine räumliche Leistung von Redaktion und Verlag dieses wichtigen und für viele unentbehrlichen enzyklopädischen Nachschlagewerks bezeichnet und als eine sehr räumliche Leistung auch von der Kritik willkommen geheißen werden.

Prof. Dr. A. Siegen.

Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Erzherzogin der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

der

## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
Wochensatzung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusenden  
unter Kreuzband: für  
Jahrgang 1 M 51 A, für  
auswärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich.  
Einzelne Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 98.

Sonnabend, den 19. August, abends.

1905.

## Die Entwicklung des Bucheinbands.

In der Geschichte des Kunstgewerbes umfaßt die Herstellung von Buchdecken und Bucheinbänden einen besonderen Abschnitt, der aus unseren Tagen neubelebenden Verhältnisses für jegliche Art künstlerischer Gewerbe weit über die Grenzen der Buchdruckerkunst hinaus bis in die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurückreicht. Denn hatten die letzten Einwirkungen hellenistisch-römischer Kultur dem Abendlande auch noch die Buchrolle überbracht, das fortlaufende Pergament, das erst durch Zueinanderfaltung zum liber oder libellum wurde, so tauchte doch ab und zu — und seit dem fünften Jahrhundert allgemein — auch schon eine neue äußerliche Fassung wertvoller Manuskripte auf, von Anfang an in der Form und mit den Grundzügen einer Leinwand, die sich von jener unserer modernen Buchbinder wesentlich wohl kaum unterscheiden dürfte.

Im frühen Mittelalter hing alle Wissenschaft und damit zugleich die Verrichtung des Buches, das ja genommene oder überkommene Erkenntnis dauernd bewahren sollte, einzig von der Kirche ab. In stiller Klosterzelle verzeichneten fleißige Mönche immer von neuem Virgils Aeneide oder religiöse Dogmen, schmückten die einzelnen Kapitel mit unendlich mühevoll gepinselten Initialen und bogen dann das lösspielige Manuskript in schäner Rede. Da sie alle von der Kirche, der sie dienten, erhalten wurden, vermochten sie sich zeitweilig ausschließlich ihrer Arbeit zu widmen und in dieser die einzelnen Gebiete wieder zu spezialisieren. Der eine schrieb das Wert, der zweite band es. Daß zum Binden des Buches auch andere Leute als Mönche verwendet wurden, hören wir erst im späteren Mittelalter. Professor Jean Loubier, dem wir eines der tüchtigsten Werke über das Buchgewerbe danken<sup>\*)</sup>, führt einige solcher Mönche an, die als Buchbinder reichlich ihr Auskommen fanden. Im 6. Jahrhundert z. B. wird ein irischer Mönch namens Daganus, der sich auf verschiedene Ränke verstand, auch ausdrücklich als Buchbinder genannt. In einem Kölner Manuskript wird von einem Mönche Sigibert gelagt, daß er Bücher binde, und zwar in der sprachlich merkwürdigen Form: Sigibartus bindet libellum. Auch ein hoher Herr, der Bischof Otto von Bamberg, befaßte sich, wie in seiner Lebensbeschreibung erzählt wird, mit Buchbinderei. Als Hofkaplan des Kaisers Heinrich IV. bemerzte er einmal, daß der Einband des vom Kaiser benützten Gebetbuches abgernutzt und schadhaft geworden war. „Als der fromme Bischof das sah,“ heißt es in der Lebensbeschreibung, „nahm er, wie der Kaiser abwesend war, den alten Einband ab, kaufte ein neues Fell, überzog den Band gar schicklich damit und legte ihn an seinen Platz zurück.“

Die von den ältesten Buchbinderien hergestellten Bände waren naturgemäß Bücher erbaulichen Inhalts oder sie trugen kirchenwissenschaftlichen Charakter. Da die einen dem andächtigen Betrüber oder dem hungernden Driester teuer sein, die anderen meist ein besonderes Prunkstück für die Bibliothek eines hohen fürstlichen Würdenträgers bilden sollten, ist es erklärlich, daß sich die Hersteller die größte Mühe gaben, ihre Bände auch äußerlich zu schmücken, wenn sie für die Dauerhaftigkeit des verarbeiteten Materials hinlänglich geforgt hatten. Professor Loubier gibt in

seinem Werke u. a. auch eine kurze Aufzählung der für den Gottesdienst gebrauchten Bücher und sucht an ihren Einbänden wenigstens die typischen Methoden festzuhalten: da gab es zunächst die Evangeliare — „liturgische oder Ritualbücher“ —, die den vollständigen Text der Evangelien verzeichneten, zweitens die Evangelistare, die nur die ausgewählten Stücke aus den Evangelien, die Perioden, enthielten, die an den Sonn- und Festtagen vorgelesen wurden. Die ausgewählten Stücke nannte man Epitolarien, diese und die Evangelistarien faßte man auch unter dem Namen Lectionarien zusammen. Die Palmensammlungen hießen Palterien. Dazu kamen ferner die Messbücher, in älterer Zeit als Sacramentarien, worin nur die Gebete verzeichnet stehen, die von dem Geistlichen selbst gesprochen werden, und im späteren Mittelalter als Missalen, die den gesungen, für die Abhaltung der Messe vorgeschriebenen Text enthalten.

Die hölzernen Einbandbedel dieser Ritualbücher schmückte man nun mit Eisenbeinreifeß, mit getriebenen oder gravierten Gold- und Silberstafeln, mit Plättchen in Email und Niello, mit Filigranarbeit und kunstvoll gefassten Edelsteinen, Opalen und Perlen.

Die dekorative Einteilung der zu schmückenden Fläche ist regelmäßig dieselbe, wie es sich aus der Form der Bücher ergibt: ein länglich rechteckiges Mittelfeld wird umgeben von einer einfachen oder mehrfachen Umrahmung. Und zwar ist das Mittelfeld, das die Lesefläche enthält, fast immer vertikal und durch den vorherliegenden Rand vor Beschädigung geschützt.

Mit solchster Arbeit wurde häufig nur die Vorderseite (lat. latus frontalis) als die Schaufseite verziert, dagegen die Rückseite, die während des Gottesdienstes auf einem Pult des Altars auflag, einfach dekoriert, öfters nur mit Seidenstoff oder Leder bezogen.

Wenn zusammenfassend etwas über die bildlichen Darstellungen in dem Mittelfeld gelagt werden soll, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß man die Darstellungen von den Bildern im Innern des Buches gern auf den Einband übertrug. Auf den Einbänden der Evangelienbücher begegnen wir regelmäßig denselben Darstellungen, wie auf den Miniaturen ihrer Titelbilder: dem thronenden Christus oder mit lateinischem Ausdruck der „majestas Domini“, und der Kreuzigung. In den Majestätsbildern sitzt in spitzwinkler, mandelförmiger Einfassung (ital. mandorla) oder im Bierpaß Christus auf dem Thron oder auf dem Regenbogen, die eine Hand segnend erhoben. In den Ecken des Feldes sind Petrus, auf den Insekt hinbeugend, die Figuren der vier Evangelisten oder ihre Symbole angebracht. In dem Kreuzigungsbild sieht man den Feind am Kreuz, am Fuß des Kreuzes stehen Maria und Johannes, mehrfach auch die beiden Kriegsknechte, Lanze und Fingerringmann emporhaltend. Oben und unten sind in Personifikationen die Elemente abgebildet, die an dem Reiten Christi teilnehmen: Sonne und Mond, Wasser und Erde. Hin und wieder ist als Gegenstück zu dem thronenden Christus das Bild der thronenden Maria auf dem hinteren Deckel gesetzt. Auf den Deckeln der Palterien sind Szenen aus dem Palmes Davidis abgebildet. Die Eisenbeinreife haben mannigfachere Darstellungen aus dem Leben Christi.

Nach den zur Anwendung kommenden Verzierungsarbeiten lassen sich die kirchlichen Prachtbände des frühen Mittelalters in drei Gruppen einteilen: 1) Einbände mit filigranierten Eisenbeinreifeß, 2) Einbände mit Goldsilberarbeiten und Jellenaemal; 3) Einbände, die ganz mit Platten und Leisten in Gruben- oder Arbeit bedeckt sind.

<sup>\*)</sup> Professor Jean Loubiers „Buchbinderei in alter und neuer Zeit“, dem der vorstehende Aufsatz mit seinem Material zugrunde liegt, dürfte bislang wohl das erste deutsche Werk sein, das die Buchbinderei oder besser zu einseitiger und wissenschaftlich gebotener Betrachtung heranzieht. Das etwas ältere Werk von D. Goderich „Buchbinderei und Pflege des Buches“ behandelt leider nur die Entwicklung der englischen Buchbinderei. Beide Werke erschienen bei H. Hermann Koch, Berlin.

Oft nimmt bei den Bänden der ersten Kategorie die Eisenblech den ganzen Deckel des Buches ein. Oft aber findet man das Eisenblech auf dem Vorderdeckel auch als Doppeltafel nebeneinandergelegt, einzelne Bände zeigen es sowohl vorne als auch auf dem Hinterdeckel zweifach verarbeitet. Wo Umarmungen von Edelmetall und Emailarbeit zur schärferen Fehung der Eisenblechblech hinzukommen, ist es vornehmlich die Goldschmiedearbeit langobarbisch-byzantinischer Künstler, die dem frühmittelalterlichen Bucheinband ihr Gepräge gab. Dem eigentlichen Buchbinder lag nur die Herstellung des Buchblocks und die Befestigung desselben in den hölzernen Buchdeckeln ob, für die Verzierungsbearbeit der Buchdecke tritt er erst in der Periode des späteren Mittelalters mehr in Wirklichkeit.

Mit dem späteren Mittelalter, also mit dem 14. und 15. Jahrhundert setzt in der Geschichte des Bucheinbands auch die erste Hauptperiode der Lederbände ein. Man bezieht die Golddeckel, die noch etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts als in Gebrauch bleiben, ganz mit Leder und verzieren sie mit feinen Metallbeschlägen oder mit Lederpressungen und Lederstanzarbeiten. Die aus dieser Periode erhaltenen Metallbände, muß man als Prachtbände ansehen, die vornehmlich für Geschenkbücher angefertigt wurden. Eisenblechplatten vom Belag der Einbanddecken sind im 14. und 15. Jahrhundert schon sehr selten. Auch die Emailstanz kommt ganz außer Übung. Aber Einbände mit Silberplatten kommen doch mehrfach vor und zwar in getriebener Metallarbeit. Häufig finden sich auch Bände mit Sammetüberzug, brant, daß die oberen Sammetdeckel mit gravierten Metallplatten durchbrochen sind. Nicht selten wurden die Sammetzüge auf der Vorderseite auch nur mit feinen metallenen Schmuckfäden besetzt. Die Deckel sind dann gewöhnlich, um den Bezug vor dem Ausschleuern zu sichern, mit Buckeln von Krillal oder Metall beschlagen.

Eine ganz besondere Gruppe von Bucheinbänden des 14. und 15. Jahrhunderts bilden die „gemalten Einbanddecken aus Siena“. Es sind dies nämlich Deckel von Rechnungsbüchern der Staatskassen und der Steuerbehörde von Siena, welche die Namen Biccherna und Gabella führten. Die Güte, die hölzernen Deckel der Rechnungsbücher zu bemalen, begann hier schon im 13. Jahrhundert und erhielt sich durch fünf Jahrhunderte. Die Biccherna legte in diesem halben Jahr, denn so oft wechselten die Vorleser dieses Instituts, zwei solcher Bücher an, die Gabella in denselben Zeiträume je eines. Die Bemalung von Siena hat neuerdings diese in Italien verstreuten Buchdeckel gesammelt und konnte über hundert davon vereinigen und im Staatsarchiv öffentlich ausstellen. Einige wenige sind in Mülten des Auslands gekommen, so z. B. fünf in das Berliner Kunstgewerbemuseum. Die älteste der vorhandenen Tafeln trägt das Datum 1258, die jüngste stammt aus dem Jahre 1689. Die Künstler, von denen die Malereien auf den Deckeln ausgeführt wurden, sind zum Teil unbekannt, zum Teil in den Büchern genannt; sie gehören der sienesiser Malerschule an. Diese brachten Einbanddecken von Siena sind ein sprechendes Beispiel dafür, wie hoch die Kunst vom Mittelalter an in Italien entwickelt war, und wie die Kunsttätigkeit in die Breite ging. Sie können es und heute kaum vorstellen, daß die Steuerbehörde und Einkommensverwaltung einer Mittelstadt sich, um die Einbände ihrer Rechnungsbücher, der nächstrenten Bücher, die sie gibt, zu schmücken, deren Deckel alljährlich durch Jahrhunderte hindurch von rechten, rechten Künstlern bemalen läßt. Die Golddeckel sind mit einem Krebzeband überzogen, auf welchem die Malerei ausgeführt ist. Dargestellt ist in der ältesten Zeit gewöhnlich der König, der das Amt des Kammerers (camarlingo) der Behörde bekleidet, wie er die eingenommenen Staatsgelder zählt, daneben sind die Wappen der hauptsächlich aus den Bürgern gewählten anderen Vorleser, der provvidori, aufgemalt und eine Inschrift mit ihren Namen und der Jahreszahl. Vom 15. Jahrhundert ab erweitert sich der Darstellungskreis, wir finden Bilder aus dem Leben Christi, die Dreifaltigkeit, die Verkündigung, die Madonna mit dem Kinde, ferner allegorische Darstellungen und bürgerliche Szenen. Andere Bilder verfolgen die Geschichte der Stadt Siena, wir sehen Stadtkämpfe, Belagerungen und Schlachten, auch ein Erdbeben dargestellt. Eines der großartigsten Bilder, mit denen die sienesiser Künstler geschmückt waren, der für die Biccherna im Jahre 1436 gemalte Deckel, befindet sich jetzt ebenfalls im Berliner Kunstgewerbemuseum. Auf schwarzem Grunde führt der Tod, mit Fledermausflügeln gebildet, heran und überfällt mit Pfeilen und mit der Sense eine Gesellschaft, die sich am Würfeltisch ergötzt. Das Bild gemalt an

das große Sterben in jenem Jahr, von dem die sienesiser Chroniken berichten. Die Allegorie erinnert lebhaft an das bekannte große Wandgemälde im Camposanto in Pisa, das mit grauer Naturmalerei den Triumph des Todes schildert . . .

Die Lederbände des Mittelalters scheiden sich nach der Technik der auf den Deckeln angebrachten Verzierung in zwei Gruppen: erstens die Bände mit Lederstanz-, Punz- und Treibarbeit und zweitens die Bände mit Pressungen von Stempeln. Zu einer selbständigen Entwicklung gelangte die Lederstanzarbeit auf Einbanddecken, verbunden mit Punzen und Treiben, erst in der sogenannten gotischen Epoche. Und während der Lederstanz mit Punz- und Treibarbeit für Kaffeen und Futterale sowohl in Deutschland, wie in Frankreich und Italien betrieben wurde und vereinzelte Beispiele hierfür schon aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten wurden, sind von Einbänden in geschnittenem, gepunztem und getriebenem Leder nur Beispiele aus Deutschland, Böhmen und Ungarn und zwar nur aus dem 14. und 15. Jahrhundert bekannt. Das technische Verfahren des Lederstanzens aus dieser Ältesteperiode ist folgendes: Kräftiges Rindleder wird, damit es sich leichter bearbeiten läßt, durch Anfeuchten erweicht und dehnbar gemacht. Zuerst wird nun die Zeichnung auf dem Leder leicht vorgezeichnet, dann werden die vorgezeichneten Linien mit dem Messer eingeschnitten. Damit sich die Einschnitte in dem Leder nicht wieder schließen, werden die eingeschnittenen Linien durch Nachziehen mit einem kumpfen Instrumens, etwa von der Form eines Modellierholzes, erweitet. Die eingeschnittene Zeichnung muß nun, wenn sie zu rechter Wirkung kommen soll, etwas aus der Fläche hervorgehoben, zu einem gewissen Relief gebracht werden. Das geschieht erstens durch Niederdrücken des ganzen Grundes und zweitens durch Herausdrücken einzelner Teile der Zeichnung. Niedergedrückt wird der Grund durch das Punzverfahren, das der gotischen Zeit von der Metallarbeit her geläufig war. Die Punze wird auf das Leder gesetzt und mit einem leichten Schlag darin eingetrieben. Meist kommt die Verpünze zur Verwendung, deren Spitze halbkugelförmig ausgehöhlt ist und also einen ganz feinen Kreis einträgt. Die Punzen werden dicht nebeneinander gesetzt, bis der ganze Grund mit dem Kreismuster bedeckt ist. Bei vollendeter Arbeit ist den Händen der Ranken und Blätter dadurch ein leichtes Relief gegeben worden, daß man das Leder durch feine Führung des Messers ein wenig unterschnitten und die unterschnittenen Partien emporgehoben hat. Ein weiteres Relief wird erreicht, indem man einzelne Stellen der Zeichnung von der Rückseite aus herausdrückt und mit einer Art Kitt hinterlegt. Bei den Bucheinbänden hat man die Treibarbeit in der alten Zeit aber sehr mit Maß verwendet; man war sich bewußt, daß die Buchdecken, ihrer Benutzung entsprechend, kein hohes Relief haben dürften.

Die Lederstanzarbeit legt, da sie eine Arbeit der freien Hand ist, ein besonderes Gewicht voraus, macht aber dafür die Arbeit vollkommen unabhängig von jedem Stempel und von jeder Platte und ermöglicht es, einen jeden künstlerischen Entwurf auf das Leder zu übertragen.

Es sind nicht mehr allzuviel Lederstanzbände aus dem Mittelalter erhalten. Prof. Loubier hat bloß sieben Stücke aus dem 14. Jahrhundert und etwa fünfzigstücker aus dem 15. Jahrhundert bekannt gemeldet. Ihre Zahl dürfte sich aber bei genauerer Durchsicherung der Bibliotheken und Archive erhöhen. Die mittelalterlichen Lederstanzbände gehören sowohl durch ihre oft lehrmäßige Technik als durch ihre krautvollen, dekorativ behandelten Zeichnungen zu den schönsten Einbanddecken aller Zeiten. In ihrer äußeren Erscheinung sind sie sich sehr ähnlich. Sie sind immer von starkem braunen Leder, als einzige Ausnahme ist nur ein Band von schwarzem Leder in München bekannt geworden. Das Prinzip der Dekorativität ist daselbst wie bei den kirchlichen Prachtbänden; sie haben ein großes Mittelrelief und eine ornamentale verzierte Umrahmung. Die Ecken sind in der Regel durch Metallbeschläge geschützt. Die Lederstanzarbeit auf Bucheinbänden blieb übrigens nicht lange in Übung. Die andere Verzierungsbearbeit der lebernen Einbanddecken, die Verzierung durch eingepreßte Stempel war unergreiflich mehr verbreitet. Die Stempelpressung war schon früh in allen Ländern bekannt, aber man kannte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nur die Blindpressung. Die Vergoldung der Stempelpressung ist als eine Erfindung erst der Renaissance zu betrachten.

Die ältesten Lederbände mit Blindpressungen sind in England entstanden. Im 12. und im Anfange des 13. Jahr-

hundert war die Buchbinderkunst dort hoch entwickelt. Besonders in den Städten Durham, Winchester, London, Exford und York sind Leberleinbände von Mönchen und weltlichlich auch von bürgerlichen Buchbindern hergestellt worden. Von den ersten isten sich besonders die Benediktiner in Durham und die Mönche von Hyde Abbey in Winchester in dieser Arbeit hervor. Die aus jener frühen Zeit erhaltenen Bände sind in Holzbedeln gebunden und mit braunem oder dunkelrotem Leder bezogen. Das Prinzip der Dekoration der Deckel ist im wesentlichen folgendes: Auf den Häutern sind Stempel in Reihen dicht nebeneinander gesetzt, auf dem Spiegel sind aus anderen Stempeln Rechte, Kreise und Kreissegmente gebildet und sehr verschieden angeordnet. Die kreisförmige Anordnung von Stempeldruckungen ist diesen altenglischen Einbänden allein eigen, sie begegnet uns sonst nirgends. Die Stempel selbst sind von sehr verschiedener Gestalt: rechteckig, quadratisch oder oblong, kreisrund, dreieckig, linienblatt- oder mandelförmig und anders gebildet. Sie sind, wie die Abdrücke auf den erhaltenen Bänden beweisen, sehr gut und scharf geschnitten, so gut, daß sie technisch kaum zu überbieten sind. Ihre Mutter sind außerordentlich mannigfaltig, teils ornamental, teils figurlich. An Figuren finden wir Tiere aller Art: Vögel, Fische, Löwen, zum Teil von großer Naturtreue, dann auch Fabeltiere, wie Tragen und Greife. Vorzüglich ist z. B. ein Rehler dargestellt, der mit dem Schnabel einen toten Fisch bearbeitet. Von menschlichen Figuren kommen vor: die Madonna, die Bischof, Engel, König David, Heilige, Ritter zu Pferde, alle bereits in charakteristischen und ausdrucksvollen Formen. Von ornamentalen Mustern finden wir am häufigsten einen kleinen Stern, Rosetten, die Palmette und außerdem die verschiedensten Stempel für Bänderwicklungen und Kriemenzert. Über vierzig solcher Bände sind in England und einige in Frankreich noch jetzt vorhanden. Es ist auffallend, über wie viele Stempel jene alten Buchbinder bereits verfügten, und interessant zu erfahren, wie viele Stempel sie für einzelne Einbände benutzten. Die Buchbinder im Kloster Durham hat für die jetzt noch vorhandenen Einbände nicht weniger als 114 verschiedene Stempel verwendet. Auf einem Einband lassen sich sogar 400—600 Abdrücke von etwa dreißig verschiedenen Stempeln zählen.

Aus Deutschland und Frankreich ist aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert nur sehr wenig von künstlerischen Leberleinbänden mit Bindungsdruckung zu berichten. Zu erwähnen wäre nur ein alter französischer Einband von rotem Leder aus dem 13. Jahrhundert. Die Felder auf dem mittleren Streifen sind mit phantastischen Tieren gefüllt, daneben wechseln Stempel mit der französischen Vliese und dem Turm von Katalien ab. Der Band könnte dem Wappen zufolge für König Ludwig VIII. von Frankreich (1223—26) und Blanca von Katalien angefertigt worden sein. Einen deutschen Einband aus dem 13. Jahrhundert besitzt z. B. das Germanische Museum zu Nürnberg. Es ist feiner von den üblichen Bänden mit Holzbedeln, sondern ein mit Leder bezogener Umschlag aus grober Leinwand. Das braune Leder ist mit dem Manuskript vermauert und zweimal gefaltet, so daß es zwei Deckel und eine Klappe bildet. An der Klappe sitzt noch der Rest eines Leberleinbänders, der um den ganzen zusammengeklappten Umschlag gewickelt und zugebunden wurde. Die Handchrift ist eine Aufzeichnung der Ausgaben der Kirche in Osnabrück im 13. Jahrhundert. Der Leberleinband kann seiner Ornamentation nach aus derselben Zeit herrühren, aber auch älter sein. Die eingepreßten Ornamente überziehen gleichmäßig den ganzen Umschlag, ohne auf die Teilung in Deckel und Klappe Rücksicht zu nehmen. Das ganze Stück ist durch Doppellinien in vierzig Quadrate eingeteilt; darin sind abwechselnd zwei Stempel hart eingepreßt: ein rotelförmiger runder Stempel und eine Naute mit einem Stern.

Wenn man die spätgotischen Bände des 14. und 15. Jahrhunderts zusammenfassend betrachtet, so sieht man, daß sie im großen ganzen in den verschiedenen Ländern, Deutschland, Eng-

land, Frankreich, Spanien und Italien ungefähr das gleiche Aussehen haben. Und man muß sich auch gegenwärtig halten, daß die ersten gedruckten Bücher von etwa 1455—1500, die man unter dem Namen Biegenbuche oder Inkunabeln zusammenfaßt, sich in ihrer äußeren Erscheinung in nichts von den handschriftlichen Bänden der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unterscheiden. Sie schlossen sich sogar gestillichs in Format, Papier, Schriftart, Initialzierungen und Textbildern und natürlich auch in der Form und Verzierung der Einbände getreu an die überlieferten Formen an.

Wir gelangen, wenn wir die chronologische Reihenfolge beibehalten wollen, zu den Renaissanceebänden und zwar zunächst in Italien und Frankreich. Die frühesten italienischen Leberleinbände, die wir kennen, stammen aus dem 14. Jahrhundert. Die Deckel sind ganz einfach mit kleinen Stempeln verziert, wie es auch in den andern Ländern Europas üblich war. Die Deckelflächen sind durch horizontale und vertikale Linien in kleine Felder abgeteilt und darin sind Vliesen, Rosetten und ähnliche Stempel eingepreßt. Ein rechter nationaler Stil für die Einbänderecoration hat sich in Italien zur Zeit der Frührenaissance nicht entwickelt. Es maagten sich verschiedene Einflüsse aus anderen Ländern geltend. Nämlich im Laufe des 15. Jahrhunderts wurden durch orientalische Leberarbeiten die arabischen-islamischen Ornamente in Italien eingeführt und zwar ist offenbar zuerst das Wandornament und später, etwa um 1500, die Mosaik aufgenommen und nachgebildet worden. Die verschiedenen Handelsbeziehungen der italienischen Handelskemporen, besonders Venedig, mit dem Orient führten auch orientalische Handwerker selbst nach Italien. Diese brachten ihre technischen Kenntnisse und Fertigkeiten und zugleich auch ihre Formensprache mit. Ferner kamen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts deutsche Buchdrucker nach Italien, um die deutsche Kunst des Buchdrucks einzuführen. Sie stellten ihre erste Druckpresse 1464 in Subiaco auf und setzten sich in Rom, Venedig, Mailand, Florenz, Genua und in anderen Orten fest. Naturgemäß wurden von ihnen auch die Buchbinder in Italien beeinflusst. Sie lernten von den deutschen Meistern die aus Deutschland mitgebrachten Verzierungarten der spätgotischen Bucheinbände kennen.

Die Verschönerung dieser verschiedenen Elemente gab den italienischen Einbänden der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihr besonderes Gepräge. Die Holzbedel sind mit Leder überzogen — rotes Leder wird bevorzugt — und mit blind eingepreßten Stempeln verziert. Aber wir finden jene feingliedrigen Stempel mit religiösen Darstellungen wie zu derselben Zeit in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, sondern das orientalische Bandornament, aus kleinen Stempeln zusammengefaßt, gibt die rein ornamentale Verzierung ab. Die Zellstempel ahnen mit ihrer Schraffierung Stücke gedrehter Schnur nach. Sie sind einer an den anderen so angelegt, daß sie eine durcheinanderbezogene und verflochtene Schnur darstellen. Dazwischen sind kleine Punktstempel eingefügt. Es ist dies übrigens genau dasselbe Ornament, das sich auch auf einem altenglischen Einband fand. Das Bandornament war zuerst in Übung bei den altgriechischen Einbänden aus dem 8. Jahrhundert. Dann bei den englischen aus dem 12. Jahrhundert, ferner bei orientalischen Einbänden und nun, von den letzteren direkt übernommen, bei den italienischen des 15. Jahrhunderts. Das dieses Ornament der Bänderwicklungen im Mittelalter zu so verschiedener Zeit und an so verschiedenen Orten auftritt, erklärt sich daran, daß wir in ihm die Reste eines antiken Ornaments zu sehen haben. Derselbe Ornamentform findet sich z. B. auf den römischen Mosaikfußböden. Sie hat als ein Rest aus dem Formenreichtum der Kunst weitergelebt in den von der griechisch-hellenischen und der römischen Kultur ererbten Ländern und tritt daher im Mittelalter mit einigen Veränderungen hier und dort wieder hervor und wird von neuen Kulturen, wie von der Kultur des Islam weiter entwickelt und weiter getragen. (Schluß folgt.)

### Bücherbezeichnungen.

— Die heilige Elisabeth. Ein illustriertes Lebensbild zu den Wandgemälden M. v. Schwabns im Schloßbergquartier der Wartburg von Marie Kaich. Leipzig, Friedrich Janke. 1.50 M. — Die Verlagsabteilung, die sich löst durch die Verleibgabe einer großen Zahl von bedeutenden Kunstwerken zum Besten des Volkes, das keine teuren Bilder kaufen kann, ein

großes Verdienst erworben hat, bietet hier für einen geradezu ungläublich billigen Preis die sämtlichen Schwabnschen Elisenbilder nebst denen zu den sieben Weisen der Samaritaner. Aber es ist nicht Holzschmitten oder Steine, sondern Farbensdrucke in feiner Ausführung, wenn auch natürlich, um die Herstellung und den Verkauf überhaupt so billig zu ermöglichen, in der Verkleinerung zum Kleinformat. Die Bilder vermitteln also nicht nur die Zeichnung der Gemälde in größter Deutlichkeit, sondern auch

ihren ganzen Farbenreiz. Die Verfasserin hat eine kleine Geschichte der heiligen Elisabeth dazu geschrieben, in der die wirtlichen Taten zu ihrem Rechte kommen, aber auch der ganze Reuber der lieblichen Sage entfaltlet wird. Zu den Baumzuegelnbildern sind die zuegehorigen Bibelstuecke beigebruekt. In einer vornehmen Ausstattung, die von aller modernen Schnurzeile abgesehen und ein richtiges Brauchbuechchen im geluesternten Kunstgeschmack hergestellt hat, kann das Buechlein zum Zweck eines kleinen Geschenkeles an Diakonissen, Freunde und Freunbinnen der inneren Mission und an heranwachsende Toechter (auch zur Konfirmation) trefflich verwendet werden. B. K.

— Zur Heiligung des Sonn- und Feiertages. Ein Jahrgang Predigten von D. P. Kaiser, Pastor an St. Matthai in Leipzig. Zweites Laubend. Halle a. S., Richard Muehlmanns Verlag (Max Gross). 7 K. — Wir haben die erste Haelfte dieses Werkes, als sie vor zehn Jahren erschien, als eine Gabe von berechtigter Eigenart begruets. Inzwischen hat sowohl die Fortsetzung in der zweiten Haelfte, wie so manche andere homiletische Gabe des Verfassers so viel Anerkennung gefunden, das wir uns darauf beschränken koennten, das neue Erscheinen hiermit anzukuendigen. Doch tun wir wohl manchem Leser, der diese und andere Predigten des Verfassers noch nicht kennt, einen Dienst, wenn wir ihm den Inhalt etwas naeher beschreiben. Er findet unter den letzten 25 altirische Gangelien, 7 altirische Episteln, 20 sonstige Texte aus dem laefstlichen Verlobtenbuech und 14 freigelegte Lesarten. Neben dem die ertigenannten, am allerhaeufigsten bekannten einen ziemlich groesen Raum ein, so herrscht doch im uebrigen eine Mannigfaltigkeit, die es veranlaesst, dem Verfasser auf den verschiedensten Bahnen zu folgen. Die Gewinnung des Themas mit seinen Teilen ist, wie wir schon in jener Anzeige bemerkten, durchaus nicht immer nach den hergebrachten Regeln der Homiletik erfolgt, aber die Art, wie die Ueberschrift entsteht, hat immer etwas Besondereles an sich und oeffnet gelegentlich eine Gedankenreihe, die sich nicht fuer jeden von selbst ergibt. Die Kuellung der Texte ist sorgsam und zeigt die Spur eines Studiums von Quellen, die mit groesem Fleisze aufgeschloffen sind. Aber der Verfasser hat auch offene Augen fuer das, was sich im jetzigen Gemeinleben begibt, und weist mit seinem Verstaendnis auf allerlei Beduerrnisse der Geister und Herzen seiner Zuhörer einzuwirken. Wir haben schon oft hervorgehoben und wiederholen es hier, das man von dem Verfasser viel Gutes lernen kann bei der Besung der schwierigen Aufgabe, dem Geschehni unserer Zeit das lauteere Evangelium von Christo zu predigen. B. K.

— Max Eyth, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. 3. Band. Reiterjahre. Mit 26 Schwarz- und 4 farbigen Bildern von Max Eyth. Besetzt 5 K., elegant gebunden 6 K. Verlag Carl Winters Universitaets-Buchhandlung in Heidelberg. — Im Strom unserer Zeit", ein gluetlicher Titel fuer dieses inhaltreiche, fesselnde und liebenswuerdige Werk. Unsere Gegenwart mit ihrem groesem Streben und Haltungen, ihren Erfolgen und Fortschritten ist es, durch die uns der Verfasser in der ihm eigenen lebhaften und humorvollen Weise fuehrt. Die beiden ertlen Haelfte, die Lehr- und Wanderjahre, auf die wir auch an dieser Stelle gebuehrend hingewiesen haben, hatte alle moeglichen europaeischen und auereuropaeischen Laender zum Schauplatz. Im dritten Band kehrt Eyth nach Deutschland zuerueck, wir leben ihn in Bonn, Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Magdeburg, Straesburg, Bremen, Koenigsberg, Koeln und Stuttgart und in den Raedgabereichen dieser Staedte. Sein Augenmerk gilt jetzt vor allem der Landwirtschaft. Darum steht auch die Geschichte seines Weidnerwerkes, der "Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft", in dem Mittelpunkt seiner Schilderung; ansehnend ein sproedrer Stoff fuer eine Unterhaltungslektueure, aber an der Hand dieses Themas ertlocht ein Kulturbild der letzten Jahrzehnte, zu dem schwer ein Seitenrued zu finden ist. Goldener Humor, lebenswarme Beiträuge zur Menschenkenntnis, seltene Erzuehlerkunst sprechen aus den Darlegungen. Das Buch kann nur auf warme Empfehlung werden, besonders der reiferen Jugend wegen seines hohen pädagogischen Wertes. E.

— 40000 Kilometer mit dem Oesterreichischen Lloyd nach Oasien und zuerueck. Mit besonderer Ruedsichtnahme auf Japan nebst praktischen Winteln fuer Reisende nach

Indien, China und Japan. Von W. R. Mit 9 Holzbildern. Dresden, C. Hierons Verlag, 165 Seiten. Preis 2 K. — Der ungenannte Verfasser dieses kleinen Reiseswerkes schildert die Eindruecke, die er auf einer in den Jahren 1903 und 1904 nach Japan unternommenen Reise gehabt hat. Irgend etwas Neues von Belang enthalten seine Kuellungen nicht; doch finden sich darin mancherlei Angaben und Ratsehläge, die denen, welche eine Reise nach Oasien zu unternehmen gedenken, nuebringend sein koennen. Das Buch zerfaellt in folgende 4 Kapitel: 1. Von Triest nach Potoshama. 2. Der Kufenball in Japan. 3. Japanische Sitten und Gebrueuche. 4. Von Kobe nach Triest. Bemerkenswert ist, das der Verfasser bei den Hauptpunkten der Reise, an denen die Fahrt auf laengere oder laengere Zeit unterbrochen wurde, genauere Mitteilungen macht ueber die Lage der betreffenden Staedte, ueber ihre Entwicklung von anderen wichtigen Staedten, ueber die Bevoelkerungsziffer, Hotels, Geldeueahrung, Verkehrsverhaeltnisse und Befoerderungsmittel u. s. Die im ganzen lebendige Darstellung wird leider durch zahlreiche laustliche Uebersetzungen nicht wenig beeintraehtigt; auch recht foerrende Druckfehler finden sich, wie z. B. in C. 109, Seite 2 und Seite 11 von unten. Die beigeigten Abbildungen veranschaulichen einige besonders interessante Landchaften und Bauwerke. C. K.

— W. Liebenow, Spezialkarte von Mitteleuropa. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Maesstab 1:300000. Ausgabe A: Topographisch-politische Ausgabe. Ausgabe B: Radfahrers-Ausgabe, Redaktion Hans Ravenstein. Jede Ausgabe erscheint in 164 Kartenblaettern. Alle Kartenblaetter sind einzeln zum Preise von 1 K. unausgegeben, 1,50 K. aufgegeben durch die Buchhandlungen und Ludwig Ravenstein Verlag (Straunfurt a. M., Wielandstr. 31) zu beziehen. — Von dem Kartenwerk sind mit den vorliegenden 24, bez. 48 Blaettern bereits 127 bez. 254 Sektionen erschienen. Die neuen Kartenblaetter bilden je 3 Lieferungen des in Doppelausgabe erscheinenden beruehmten Liebenow'schen Kartenwerkes, auf das aufmerksam zu machen wir schon einmal hier Gelegenheit genommen haben. Die neuen Sektionen Hertogenbusch, Kraefel, Maastricht, Valenciennes, Givet, Beauvais, Reims, Terwan, Paris, Salon, Bar le Duc, Vaugres, Dijon bringen in der jetztigen Ausgabe einen guten topographischen Zeichnung hollandaefisches, belgisehes und franzoesisehes Gebiet zur Darstellung; es sind bis auf die laengste Zeit ergaenzte Neuausgaben der 1870/71 ertmal in vielen Duertausenden verbreiteten Kriegskarten. Die Sektionen Belfort, Aarich, Bregenz, Innsbruck, Linz, St. Polten, Wien behandeln Alpengebiet, waehrend Trentschin, Submeis, Inaim und Dundenburg die Verbindung mit den fruher erschienenen boemisehen Gebieteilen abschliessen. Die Karten bringen im deutlichen Kartenrueck Bahnen, Straesen, Wege, Orte bis zu kleinsten Poeten herab, Gebirge, Fluesse, Wald und politische Graenzen zur Darstellung; die Rad- und Motorfahrerausgabe uebem noch farbige Unterzeichnungen der Straesenqualitaeten, Entfernungen, Steigungen der Straesen und gefaehrliche Stellen. Das Ganze ist ein ausgezeichnetes Kartenwerk, dem in seiner ganzen Anlage jetzt kein zweites aehnliches Werk zur Seite gestellt werden kann. Der Maesstab 1:300000 ist gluetlich gewaehlt; er ist nicht zu groes, um fuer ein geographisch abgeschloessenes Gebiet bei einer Reise zuviel Sektionen mit sich herumzuschleppen, aber auch nicht zu klein, als das viele wichtige landchaftliche Einzelheiten unterruedert werden muessen. Auf Sektion 142, Linz, haette ruhig "Lotes Gebirge" gedruekt werden koennen, da sich die moderne neuere Schreibweise schon seit Jahren in der Bienenfahne eingebuergert hat. Im Jngeneib, Sektion 154, ist der Wald verbreiteter, als die Karte angibt, auch haette am Weidnersee das Genscheifloes angegeben werden koennen, da es einer der wenigen Uebergänge ist, die aus dem laefstlichen Kluen nach Tirol ueberfuehren. Das Werk ist nicht bloss fuer den Kultur- und Radfahrer ein ausgezeichnetes Juwelstueck, sondern auch fuer den Forscher, der sich mit dem Studium irgendeiner Landchaft Deutschlands und Mitteleuropas beschaftigt. Dem Preiserte des Deutschen Radfahrers-Bundes folgend, dessen offizielle Karte das Radfahrersche Werk ist, und in Anerkennung der vuerzuegliehen Brauchbarkeit und Genauigkeit haben fuerlich der Deutsche Automobil-Verband und die Deutsche Motorradfahrer-Vereinigung Ravenstein's Karte zur "offiziellen" erwahlt. Auch die Radfahrers-Union hat ihren Mitgliedern das Werk zuenglich gemacht: Das beste Zeichen fuer die Guete des Gebotenen. E.



Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 99.

Dienstag, den 22. August, abends.

1905.

Die Entwicklung des Bucheinbands.

(Schluß.)

Mit Einbänden der eben geschilderten Art sind die Leder-  
einbände aus der „Bibliotheca Corvina“, der Bibliothek des  
Ungarönig Matthias Corvinus, nahe verwandt. Sie haben  
dieselbe Naheinteilung, wobei wieder oben und unten die  
Leisten breiter sind als an den Seiten, dasselbe Bandornament  
und dazwischen ebenso kleine Kreise eingetieft, auch in der Mitte  
ein rundes oder ovales Feld. Nur sind sie im übrigen reicher  
und ganz in den Zielformen der italienischen Renaissance dekoriert.  
Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ledereinbände  
der „Corvina“, die sich alle sehr ähnlich sehen, in Italien oder  
von italienischen Buchbindern gearbeitet sind. Auch in der Ein-  
bändechnik oder mit ihren Schließen oder seidenen Bändern am  
oberen oder unteren Schnitt sind sie den italienischen Einbänden  
der Zeit gleich. Die Corvina-Einbände sind die ältesten, auf  
denen Goldpressungen in größerem Umlange angebracht sind, eine  
für die europäische Einbanddekoration äußerst wichtige Aeserung.  
Man darf annehmen, daß die Vergoldung mit Blattgold und  
mit heißen Stempeln aus der Kunst des Islam übernommen  
wurde. Man hat öfters behauptet, der berühmteste Buchdrucker  
und Verleger Benedig, der gelehrte und kunstfertige Albus  
Manutius habe die Goldpressung eingeführt. Aber man hat  
dafür keine Beweise beibringen können. Diese Behauptung ist  
vielleicht dahin zu berichtigen, daß Albus Manutius durch seine  
bedeutende Trudrer- und Verlegerpraxis die weitere Verbreitung  
der in Benedig bereits bekannten Goldpressung gefördert habe.  
Er hat seine Trudroffizin 1489 in Benedig begründet, das erste  
datierte Buch veröffentlicht er 1494, aber erst 1501 trat er  
mit seinen beiden epochemachenden Neuerungen hervor. Nämlich  
die Verguldsage von diesem Jahr war in der neuen Kursch-  
schrift und in dem neuen handschönen, kleinen Oktaformat gedruckt.  
Indem er für die Einbände wieder immer in Marouin gebundenen  
kleinen Bücher die neue Goldpressung anwendete, hat er damit  
die Verbreitung der Goldpressung wesentlich gefördert. Denn seine  
kleinen Klassikerausgaben wurden weit verbreitet.

Die Einbände der „Albina“, so nannte man kurz die von  
Albus herausgegebenen Bücher, erhielten nur spärliche Ver-  
zierungen in Goldpressung, sie waren überhaupt sehr einfach  
bedekort. Die älteren Albinen wurden noch nach alter Weise in  
Holzdeckel gebunden und mit Schließen versehen, erst später über-  
nahm Albus von den orientalischen Büchern die bequemeren leichten  
Papppdeckel, die seitdem in Gebrauch blieben. Die Deckel wurden  
zuerst gewöhnlich mit blindgedruckten, aus Einzelstempeln zusam-  
engesetzten Bordüren geschmückt und in das Mittelfeld ein oder  
mehrere Knoten arabischen Musters in Goldpressung eingest.  
Später aber wurde für die Einbände der kleinen Klassiker-  
ausgaben des Albus ein ganz besonderer Stil üblich: das Mittel-  
feld durch einfache Linien in Gold und Blinndruck eingefaßt,  
darin der Titel eingedruckt und in die Ecken kleine Vollstempel  
in der Gestalt eines Blattes in Goldpressung eingest. Diese  
Deckelverzierungen sind sehr einfach, aber in seinem Geschmack  
entworfen.

So viele Namen von Buchbindern aus dem Mittelalter auch  
überliefert sind, die Namen der Meister der Buchbinderkunst, die  
jene herrlichen Einbandverzierungen der italienischen und zum  
großen Teil auch der französischen Renaissance ent-  
warfen und in vortrefflicher Technik ausführten, sind uns  
nicht bekannt. Man pflegt daher diese Einbände nach  
den Namen der Bücherliebhaber, der Bibliophilen zu benennen,  
die sie nach ihrem Geschmack für ihre Bücherfreunden aus-  
führen ließen. Unter diesen italienischen Bücherfreunden des  
16. Jahrhunderts ragen besonders drei hervor: Jean Grolier,

Thomas Maioli und Demetrio Ganevari. Der bedeutendste von  
ihnen ist Jean Grolier, der, ein geborener Franzose, die feinere  
Kunst des Bucheinbands in Italien kennen lernte und dann in  
Frankreich einschufte und ihr dort den Boden zu ganz besonderer  
Weiterentwicklung bereitete.

Die Bücher Jean Groliers sind entweder in Marouin oder  
in Kalbleder gebunden; und Leder ist so gut geglättet, daß sich  
die beiden Sorten schwer unterscheiden lassen. Das Marouin  
ist in allen Farben verwendet, braun, grün, zitrongelb, rot, blau,  
schwarz, das Kalbleder ist braun oder rötlich. Der Rücken hat  
meist fünf oder sieben hervortretende Bände, oder er ist mit ver-  
tiefen Bänden glatt gearbeitet. Die Rücken sind bei den meisten,  
aber nicht bei allen Bänden unzerlegt geliehen. Die vor-  
kommen den Rückenverzierungen sind je nach der Art der Bände  
in Kompartimente eingeteilt oder in fortlaufendem Muster aufgedr.  
Die Innenseiten der Papppdeckel sind mit Pergament belegt und  
es ist ein sicheres Zeichen aller echten Grolierbände, daß am  
Anfang und am Ende des Buches eine Lage von vier  
bis sechs weißen Vorblättern eingestekt ist; das dritte  
dieser Blätter ist gewöhnlich aus Pergament. Auf dem  
vorderen Deckel der Bücher Groliers steht regelmäßig in  
der Mitte in goldenen Antiquatypen der Titel des Buches ein-  
gedruckt, an empfindlicher Stelle auf dem hinteren Deckel der  
fromme Wahlspruch Groliers: „portio mea; domus; sit in  
terra viventium“, dem 142. Psalm entnommen: „Mein Teil sei,  
Herr, im Lande der Lebendigen.“ Auf zwei Einbänden findet sich  
eine andere Devise, der Spruch aus Job VII, 7: „tanquam  
ventus est vita mea“, — „mein Leben ist wie ein Wind“. Die  
Beschriftung, das Ex libris Groliers lautet ebenso liebens-  
würdig-liberal wie die Maiolis, Mark Laumerys und anderer  
Bibliophilen der Renaissance: „Jo. Grolierii et amicorum“,  
d. h. Eigentum Johann Groliers und seiner Freunde. Und  
daß war bei Grolier keine leere Redensart. Denn in seiner  
Bibliothek besaß er von einigen Werken mehrere Exemplare, 1. B.  
allein fünf Exemplare der Vergilausgabe des Albus von 1527.  
So war er in der Lage, seinen Freunden immer Bücher dar-  
zubieten; eine ganze Reihe von Grolierbänden trägt den Ver-  
merk, daß er sie anderen zum Geschenk gemacht hat. Diese  
Beschriftung ist auf allen Einbänden am unteren Rande des  
Vorderdeckels oder unter dem Titel in einem der Früher des  
Bauwerks aufgedruckt; gewöhnlich ist sie auch noch auf dem  
Titel oder einem der vorgebundenen weißen Blätter handschrift-  
lich eingetragen.

Die deutschen Ledereinbände des späteren Mittelalters bil-  
den in der Entwicklungsgeschichte des Bucheinbands ein beson-  
deres Kapitel. Sie übertrafen vor allem an Schönheit und  
Mannigfaltigkeit der eingestrichen oder eingeknickten Ver-  
zierungen die Einbände aller anderen Kulturländer. Die Buch-  
einbände der deutschen Renaissance stehen insofern, so rein  
künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, gegen die französischen  
und italienischen Renaissanceebände zurück. Bücherliebhaber von  
der Bedeutung eines Grolier, Maioli, de Thou, Matthias  
Corvinus, Heinrich II. von Frankreich, der Diana von Poitiers  
und der Katharina von Medici hat es in Deutschland nicht ge-  
geben. Während die französischen Könige alle schon eingebundenen  
Büchern Wert beimaßen, legten von den deutschen Fürsten im  
16. Jahrhundert nur die sächsischen Kurfürsten und Herzöge,  
die pfälzbarbaischen Fürsten und Herzog Albrecht von Preußen  
in einem hervorragenden Maße Interesse für künstlerische Ein-  
bände ihrer Bücher an den Tag. Außer ihnen bildet in be-  
scheidenem Umfang der wohlhabendste Bürgerstand in den Städten

den deutschen Bücherliebhaber. Aber unter diesen Verhältnissen haben die deutschen Renaissancebinder doch auch recht achtbare Leistungen geschaffen. An zwei Stellen, in Sachsen unter Kurfürst August und im 17. Jahrhundert in Heißenberg unter den letzten Kurfürsten der Pfalz, sind sogar künstlerisch sehr hervorragende Arbeiten deutscher Buchbinder entstanden. Hoch entwickelt war die Kunst der deutschen Stempelschneider, die im 16. Jahrhundert für den Bucheinband arbeiteten. Ebenso halten sich die deutschen Goldschmiedebände des 16. Jahrhunderts auf einem hohen künstlerischen Niveau. Die Dekoration der Buchdeckel in ausgeprägten Renaissanceformen und die Vergoldung der Stempelabdrücke hat in Deutschland erst später als in den romanischen Ländern Eingang gefunden. In ihrer ganzen äußeren Erscheinung haben die deutschen Bücher den mittelalterlichen Charakter sehr viel länger bewahrt als in Italien und Frankreich. Die schweren Holzdeckel wurden bei uns erst nach 1550 und dann auch noch ganz allmählich von den leichteren und beweglicheren Pappdeckeln verdrängt. Bei großen Folianten, z. B. bei Bibeln, kommen noch im 18. Jahrhundert die Holzdeckel vor. Dementsprechend erhielten sich die Metallbeschläge und die metallenen Beschließen noch in Deutschland, als sie in den anderen Ländern längst abgenommen waren. Während wir bei italienischen und französischen Einbänden bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ziemlich häufig glatte Rücken mit fortlaufendem Dekor finden, blieben die die herausgearbeiteten Bände am Rücken in Deutschland im ganzen 16. Jahrhundert und darüber hinaus fast ausschließlich im Gebrauch. In ihrer technischen Arbeit sind die deutschen Renaissancebände feil und gebiegen und heben den französischen bis zum zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts nicht nach. Auch nachdem die Handvergoldung in Deutschland eingeführt war, wurde die Blindprägung noch keineswegs, wie es in Italien und Frankreich der Fall war, schnell verdrängt, sondern erhielt sich für einfachere Einbände auch durch das ganze 17. Jahrhundert. Der Goldschnitt und die mit Bunzen eingeflagene Verzierung der Goldschnitte kam naturgemäß zusammen mit der Handvergoldung der Federn in Ulna.

Die Anfänge des neuen Renaissancestils zeigen sich auf deutschen Einbänden in den mit der Buchbinderrolle eingepreßten Umrahmungen des Mittelalters. Wenn die Buchbinderrolle für Einprägung von laufenden Mustern zuerst verwendet wurde, ist noch nicht festgestellt. Auf gotischen Bänden wurden ja die laufenden Muster aus aneinandergereihten Einzelstempeln gebildet. Aber bald nach 1500 nahm die Rolle schon vor. Bisher schließt aus dem häufigen Vorkommen von Rollenprägungen aus frühen Kölner Drucken von Heinrich Luenet, daß dieser rührige Verleger und Drucker die Rolle eingeführt haben konnte.

Von diesem Buchbindererzeugnis ist zur Zeit der Renaissance nirgends so viel Gebrauch gemacht worden als bei den deutschen Buchbindern, die ja von früher her die laufenden Muster für die Umrahmungen so sehr bevorzugt hatten und nun mit neuen Dekorationsmotiven für die billiger herzustellenden Bände lange beibehielten. Die Rolle erleichterte ihnen die Arbeit ganz ungemein, denn mit ihr lassen sich laufende Muster schnell und leicht aufpressen. Die deutschen Renaissanceebände haben durchgehend ein ziemlich kleines Mittelteil, das gewöhnlich mit dem Muster eines Plattenstempels gefüllt wurde. Und um dieses Mittelteil herum werden nun mehrere Borden zu Umrahmungen zusammengelegt, zwei, drei, vier, auch noch mehr Borden, die mit verschiedenen Rollenmustern eingedruckt werden.

Ein neuer, epochenmachender Stil kommt in der Geschichte der Einbanddekoration nach den Renaissanceebänden erst wieder in der zweiten Hälfte der Regierung Ludwigs XIII. von Frankreich zur Geltung, ein Stil, der dem Einband des 17. Jahrhunderts ein besonderes Gepräge gibt.

Die für Ludwig als Dauphin gebundenen Bücher sind noch ganz so dekoriert wie die Einbände für Heinrich IV. Der Spiegel ist mit Reigen von Lilien und Zephyren besetzt, in der Mitte steht das Wappen des Dauphins und in den Ecken ein doppeltes K als Monogramm. Nachdem er den Thron bestiegen hatte, sind seine Bücher mit dem gekrönten L und einem doppelten A, dem Monogramm seiner Gemahlin Anna von Österreich bezeichnet. Diese Einbände werden dem Macé Ruelle, dem Nachfolger des Clovis Gue als Hofbuchbinder zugegeschrieben. Unter den stilisierten Blütenstempeln und Vorberzungen auf diesen Einbänden für Ludwig XIII. finden sich nun als Gebirgszungen auch kleine Stempel, deren Kurven aus punktierten Linien bestehen. Das ist das erste Vorkommen einer neuen Verzierungsgatt, der „fers

pointiller“, der punktierten Stempel, die ganz aus dicht nebeneinander liegenden kleinen Punkten zusammengesetzt sind, als ob sie mit der Pinze in das Leder eingestampelt wären.

In der Verzierung der Lederdecken mit diesen Pointillierstempeln waren besonders zwei französische Buchbindermeister hervor, der eine mit dem Namen Le Gascon und der zweite namens Florimond Babier.

Im 18. Jahrhundert brachten wiederum die französischen Buchbinder, die ja vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ionangebend waren, neue Muster für die Deckenprägungen auf: die Spigenmuster, „fers à la dentelle“. Spielten die Spigen für die Kleidung jener Zeit eine wichtige Rolle, so wendete man die Spigenmuster auch für die Verzierung anderer Dinge an und übertrug sie auch auf die Buchdecke. Schon in der letzten Zeit Ludwigs XIV., am Anfang des 18. Jahrhunderts — er starb 1715 —, hatte man schmale, spigenartige Muster in Buchbinderrollen eingraviert und verzierete damit die Rücken der Einbanddecke, die außerdem höchstens noch das eingepreßte Wappen oder das Monogramm in der Mitte aufnahmen. Beispiele dieser einfach dekorierten Bände aus dem 18. Jahrhundert sind in allen älteren Bibliotheken vorhanden. Wie man es in Frankreich machte, so machte man es auch in den anderen Ländern. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man aber auch reichere, breitere, in den Ecken weiter ausladende Spigenmuster, die zum Teil in feiner Arbeit aus Leinwandstücken zusammengesetzt, teils mit größeren Platten gedruckt wurden. Die bedeutendsten französischen Meister des 18. Jahrhunderts waren Duc-Antoine Bopet († 1733), Augustin de Saulx († 1746), Antoine-Ricard Babloup, mit dem Beinamen le jeune († 1758), Nicolas-Denis Perome le jeune († 1788) und Pierre Lemoine. Fast alle die genannten entstammten vielgestirnten Buchbinderfamilien. Beiläufig sei erwähnt, daß Ludwig XIV. 1686 für die Kaiser mit den Druckern und Buchbindern in einer Gilde vereinigten Buchbinder eine eigene Gilde der *relieurs-doreurs* geschaffen hat, der im Anfang 45 Mitglieder beitraten.

Das deutsche Rokoko war plumper in den Formen und überladener als das französische Louis quinze, wie in der Dekoration überhaupt, so auch in der Einbanddekoration. Eine reiche Handvergoldung und ein Wappen in der Mitte ist auch hier das Dekorationsprinzip. Charakteristisch dafür ist ein Einband mit dem Wappen Kaiser Joseph II. (1765–80) aus der Sammlung Becker. Ganz ähnlich sind die Einbände für August III., Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, und für die bedeutende Sammlung des sächsischen Grafen Bülow. Mit nicht sonderlichem Geschmack antworten, sehr reich im Dekor und oft recht überladen sind auch die italienischen und englischen Einbände des 18. Jahrhunderts. In England wurde das Spigenmuster im 18. Jahrhundert in der Weise variiert, wie wir es auf den Einbänden der Bibliothek von Robert Harley, Earl of Oxford, sehen. Unter „Carleson Style“ versteht man die Dekoration mit kleinem Mittelteil und breitem Rahmen, beide mit teils stilisierten, teils naturalistischen Blumen und Ranken gefüllt. Während die Kunstbuchbinderei am Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr verfiel und auch die Technik seiner Arbeit von ihrer Höhe schnell herabsank, war in London seit 1766 bis zu seinem Tode 1797 ein Meister tätig, der nach der Schätzung seiner Zeitgenossen alle anderen Buchbinder seiner Zeit übertraf, Roger Payne. Er verstand den Buchblock meisterhaft zu behandeln und verwendete unendlich viel Zeit und Mühe auf die Bereitung und Färbung des Leders. Am liebsten nahm er zu seinen Einbänden olivfarbendes Maroquin und russisches Zuchtleder. Er machte alle Arbeit selbst, das Schlagen der Druckbogen, das Setzen und Binden, er prämierte die Entwürfe für die Deckenverzierung in kalligraphischem Stile und schmitt die Stempel für die Vergoldung und die Letzern der Titelschriften eigenhändig. Roger Payne lebte, soviel wir wissen, als ein Sonderling. So jahrzehnte große Aufträge er auch bekam und so hoch ihm seine Arbeiten auch von Lord Spencer und anderen Liebhabern bezahlt wurden — seine bis in alle Einzelheiten detaillierten Rechnungen sind höchst originell —, er starb als Trinker in Armut und Elend. Seine Einbände sind auch heute noch bei den Sammlern sehr gefachit und werden außerordentlich hoch bezahlt.

In den Niederlanden und Norddeutschland, besonders in Hamburg, waren im 17. und 18. Jahrhundert Pergamentebände mit Blind- und Goldprägungen beliebt. Überdies wurden die mit Leerkampeln eingepreßten Blumen und Ornamente gern mit

Lasure und Lackfarben, besonders grün und rot bemalt. Für ganz einfache Bände liebte man in Holland und in Deutschland die glatten, blanken, weissen Schweinslederbände, wegen ihrer hornartigen Gänge auch Hornbände genannt. Sie blieben ganz unverzerrt und auf die glatten Rücken wurde die Titel mit Tinte kalligraphisch aufgeschrieben. Ober es wurde nur der Rücken von weissem Schweinsleder genommen und die Decke mit marmorierter oder buntdrucktem Papier bezogen. Andererseits hörten auch im 17. und 18. Jahrhundert die metallenen Einbanddecken aus Messing oder Silber nicht ganz auf. Man brauchte sie für Geschenkwende oder für die immer, auch heutigen Tags noch, mit größerem Pomp eingebundenen Gesang- und Gebetbücher. Mit schönen, durchbrochen gearbeiteten, vergoldeten Messingplatten im Barockornament auf roter Seidenunterlage ist zum Beispiel ein Einband in der Dresdner Bibliothek besetzt. In die Mitte ist das Monogramm des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen eingearbeitet. Die Gesang- und Gebetbücher wurden im 18. Jahrhundert gern mit getriebenen Silberplatten oder mit feinen durchbrochenen Silberfiligranarbeiten bedeckt, wovon die Kunstgewerbemuseen viele Beispiele aufweisen. Einer der schönsten Silberfiligranbände befindet sich in der ehemaligen Sammlung Hammer in Stockholm.

Auf den in schwarzen und farbigen Samt gebundenen Gebetbüchern drachte man im 17. und 18. Jahrhundert, besonders in Süddeutschland, in Bayern und Tirol, schöne silberne Schließen an. Geschnitten Einbanddecken blieben in England, besonders im Königshaus, im 17. Jahrhundert noch in der Mode. Manche Einbände mit Silberleinwand sind für Jakob I. und Karl I. ausgeführt worden. Aber man verfiel seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mehr und mehr in die ausartende Spielerei, verzerrte Porträts und ganze Figuren in die herortretender Arbeit zu fügen. Ein Beispiel für viele ist ein mit farbigen Seidenbänden gefitteter Einband aus der Sammlung des Dr. Becker in Karlsbad mit den Porträts Karls II. und der Königin-Witwe Henriette Maria. Auch in Deutschland und in den Niederlanden sind gefittete Einbände im 17. und 18. Jahrhundert namentlich für Gebet- und Gesangbücher für Damen nicht selten. In der 1898 verlegerten Kollektion Georg Hirsh in München befand sich auch ein Einbanddeckel in Gobelinmuster aus schwarzer Seide und Goldfäden, mit einem Blumenmuster und französischer Unterschrift, eine französische oder flandrische Arbeit des 17. Jahrhunderts.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts, um auch dieses noch in Kürze zu streifen, herrschte die Stilepoche des ersten französischen Kaiserreichs, das Empire mit seinen oft überladenen immer trockenen Gierformen, mit denen man getreue Nachbildungen der

antiken Dekorationen zu geben wählte. Die Bucheinbände der Empirezeit sind in Frankreich wie in Deutschland, Österreich, England und Italien mit dürftigen antikisierenden Ornamenten verziert, Motiven von etruskischen Vasenbildern und pompejanischen Wandmalereien in Gelbpinselung auf schwarzen oder farbigen Lederfichierungen. Es ist im allgemeinen eine kümmerliche Dekoration. Hin und wieder begegnen wir in Frankreich reich verdecorierten Einbänden. Besonderen Ruf hatten in Paris die Arbeiten der Brüder Bogeriau und Simiers. Auch die Wiener Buchbinder haben gelegentlich vortreffliche Arbeiten im deutschen Empiregeschmack geschaffen.

Zeigen die Empirebände trotz ihrer Dürftigkeit in der Erfindung doch noch eine gewisse Originalität, eine gewisse Silberarbeit, so verfiel man nun bald in bloßes Kopieren aller Formen. Und das blieb so bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Fast das ganze neunzehnte Jahrhundert brachte in der Kunstbuchbinderei wenig Originelles hervor, man zehrte an den Formen der vergangenen Jahrhunderte und beschränkte sich auf genaue Kopien der Einbanddekorationen aus allen Jahrhunderten. Es war eben in der Buchbinderei nicht anders wie in allen anderen Zweigen des Kunstgewerbes. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts, in den achtziger und neunziger Jahren nimmt auch die Buchbinderei teil an dem allgemeinen kunstgewerblichen Aufschwung.

Auf die Eingeliegungen dieser letzten Jahrzehnte noch genauer einzugehen, müßte bei der Berücksichtigung all der künstlerischen Individualitäten, die sich theoretisch wie praktisch um die neuerliche Entwidlung des Schmudeinbandes bemüht haben, viel zu weit führen. Der genauer darüber Bescheid wissen will, lese die betreffenden Abhandlungen bei Professor Loubier nach, der das Gesamtgeschaffen aller Nationen — selbst die drei erst jüngst viel genannten englischen Buchbinderrinnen Miss Priebeaux, Miss Birkenruth und Miss Mac Coll und ihre Schulen sind schon genannt und kritisch ausführlich besprochen — in seinem Werte auch im vorliegenden Jahrhundert umfaßt. Bei Loubier findet der Wissensdürstige mannigfaltiges auch über den orientalischen Einband, dessen Einwirkungen auf die Ertrugenschaften der abendländischen Buchbinderei der Gelehrte überaus deutlich aufgezeigt. Hier verbiethet der Raum das spezielle Eingehen auf ein besonderes Eingeliegte. Auf Loubiers Buch wird übrigens ebenfalls der Künstler wie der Fachschriftsteller fortan immer wieder zurückgreifen müssen, zumal es, wie schon eingangs erwähnt, das erste deutsche Werk bedeutet, das die Entwidlung im Buchgewerbe nicht allein erschöpft, sondern auch aus den weitesten Gesichtspunkten heraus behandelt.

K. F. N.

### Bücherbesprechungen.

— Neue Hamanniana. Briefe und andere Dokumente erstmals herausgegeben von Dr. Heinrich Weber. München 1905. G. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Für alle Literaturkundigen wird diese Sammlung von Briefen und andern Dokumenten, welche in das Leben des Wagnus aus dem Norden hineinleuchten, von großem Interesse sein. Gleichwohl bebauert wir, daß die Sammlung nur die Bedeutung einer Quellenleiste in Anspruch nimmt und nicht dem großen Lesepublikum zugänglich gemacht werden ist. Der Wagnus aus dem Norden ist schon wegen seiner oft bunten Dialektsprache und ihrer bisweilen wunderlichen und traurigen Form der großen Mehrzahl der Zeitgenossen ein Fremdling geblieben, wenn auch die hervorragenden Geister deutscher Nation seine Bedeutung anerkannten und besonders ein Kant und Herder zu ihm in näher Beziehung standen. Doch die Leser heutiger Zeit bedürfen eines Kommentars, denn sie sich in den geistigen Inhalt vieler Stellen und ihre persönlichen und biographischen Mitteilungen bequem hineinfinden sollen. Das brauchte kein weltklugere unmaßlicher Kommentar zu sein; es genügt eine kurze Lebenslauf, einige Angaben über die Lebensstellung der Freunde, mit denen Hamann in Briefwechsel stand, über die Anknüpfung und Dauer der Beziehungen, einige Notizen zu dunkeln Stellen und gelehrten Anspielungen. Die Verdienste dieser Hamanniana sollen durch unsere frommen Wünsche nicht verkannt werden; die Schrift erscheint, so wie sie jetzt ist, als eine notwendige Ergänzung aller bisherigen Ausgaben sowie jeder künftigen Neuausgabe von Hamanns Schriften; sie bringt mit einigen Ausnahmen, welche der Gesamtausgabe von Klotz und Gildemeister entfallen sind,

nur ungedrucktes Material. Neu ist das Licht, das auf den Hamann der ersten Zeit fällt, von Interesse auch die Expirationen des Besetzten, sowie der Einblick in die Gewissensgehe. Hier erhalten wir neue Aufschlüsse, die da früheren Herausgeber über diesen Stein des Anstoßes lieber hinweggelassen, doch wären gerade hier nähere biographische Daten willkommen gewesen. An großem Fleiß hat es der Herausgeber nicht fehlen lassen, die Briefe waren zum Teil schwer zu entziffern. Der Autor trübt seine Korrespondenzen, sie müssen mich wie Nechschloß lesen; „mein Genius wird Ihnen kein helfen“, doch der Herausgeber bekennt, daß ihn dieser Genius bisweilen im Stich gelassen. Nützlich hat sich der geniale Diktator durch das Leben hindurchschlagen müssen; wenn man sich den Wagnus des Nordens in der subalternen Rolle eines Posthofverwalters denken muß, so wird man so viel Geist und Begehrsamkeit mit einer so prosaischen Geschäftstätigkeit schwer vereinbar finden. Die meisten Briefe sind an den Buchhändler Garfnoch und auch an andere Buchhändler wie Nicolai gerichtet, die Jugendbriefe meistens an Johann Georg Einbau. Auch die weniger orientierten Leser werden in diesen Briefen dieses finden, was durch die Originalität der Auffassungen und des Stils interessiert; die Anknüpfung gelehrter Spezialkenntnisse, wenn diese auch vorzugsweise dem klassischen Altertum angehören, mag an Jean Pauls Schriften erinnern; höchst eigenartig aber ist der Wechsel zwischen Voltairismus und Ignorismus, der diesen Briefen wie Hamanns Schriften überhaupt sein Gepräge ausdrückt.

R. v. G.

— Flammen. Roman von Wilhelm Siegler. Egon Fieschel & Co., Berlin. 1905. — Dieser Roman hat einen wesentlich psychologischen Charakter; er behandelt eine platonische

Liebe, und die Heldin geht an schmerzlicher Refexion zugrunde. Ein vertriebener Privatdozent in Jena und eine junge Frau Majorin in Weimar, die an einem um dreißig Jahren älteren Mann verlobt ist, treffen sich in Berlin und ihre Herzen haben sich alsbald gefunden. In Weimar finden sie sich wieder und bei einem Klombüchleinpaarergang im Park kommt es zu einem leidenschaftlichen Aufkommen ihrer Liebe, zu glühenden Küßen — und von dort an schwärmen sie zwischen weitergehenden Wünschen und dem festen Entschluß der Entfugung. Bei immer neuen Begegnungen erneuert sich dieser Kampf, bis ihm zuletzt die auch sonst kranke Marie Louise erliegt. Es ist unermesslich, daß diese Wiederholung derselben Melodie, wenn auch oft mit einem anderen musikalischen Vorzeichen, in Gehört kommt, er-müdend zu wirken, eine Gefahr, welche uns der Dichter durch mande Belebung der Umwelt zu verschleiern sucht, während die Gehalt der Heldin selbst und die größten Sympathien einflößt. Der junge leidenschaftliche Privatdozent, mit dem sich die Erzählung noch mehr beschäftigt und der mit seiner Flamme ein fremdes beneidenswertes Wesen verzehrt, ist unermeslich weniger sicher. Ein Mann auf dem Randgebiet, dem die Leidenschaft so den Kopf verwirrt und das Konzept verdirbt, daß er in seinen Vorstellungen auf einmal anfängt lernt er, was zu dreifachen, ist, so liebenswürdig auch seine Geliebte sein mag, doch kein Feld, der wütere Herzen für sich gewinnen kann. Hierzu kommt, daß er eine Frau und zwei Kinder hat; die Frau ist treulich fast und nächstem, berechnend und eifersüchtig, doch bei seinen inneren Kämpfen spielt sie fast gar keine Rolle und er nimmt es fast über, daß Marie Louise ihn einmal daran erinnert. Die Umwelt selbst ist teils das gesellschaftliche Leben, besonders in der Reichshauptstadt, teils die malerische Alpenwelt der Dolomiten in der Nähe von Bozen. Weid's schildert der Dichter mit einer die Sprache durchaus beherrschenden Lebendigkeit, der Ball im Reichstagsgebäude, die spirituellsten Eignungen, das leichtsinige Leben der Correttenjägerin, die sich zuletzt noch einen reichen Gatten gepaßt hat — das wird und alles in jrischen Öre-bildern angehend vorgeführt, ebenso aber auch die landschaftlichen Stimmungsbilder und die Vergleichen in dem Godegebirge. Was den Hauptinhalt des Romans, die Liebe des Zogenten und der Majorin betrifft, so ist die Gesellenmalerei in diesem Roman, der sich entschieden über die durchschnittliche Unterhaltungs-literatur erhebt, anerkennenswert — nur daß dabei eine gewisse Uberschwenglichkeit vorherrscht, welche bisweilen an Werther's Leiden erinnert, und daß unser Werther Frau und Kinder und die Aussicht auf eine Professur hat, die ihn am Schluß für sein Liebes-weh entschädigt.

R. v. G.

— Der Kleine. Ein Berliner Roman von Johanna's Schlaf. Stuttgart, Verlag von Axel Junfer. — Kein guter Roman, aber ein interessantes Buch, das zum Nachdenken zwingt. Man kennt aus vielen Romanen das feingeistige Milieu des Berliner Kunstlebens, das seine Wurzelstämme aus den Stubier-stuben und den Ateliers bis in die Kofferkücher erstreckt. Man kennt ferner zur Genüge den Gang zur Psychologie im modernen Kunstleben, so daß man nicht irrt, wenn man sich fragt, wenn ein neuer Roman in psychologischer Form dem Gefühlleben von ein paar Oestrichmenschen bis zum Mutterboden der subjektiven Ver-anlagung nachzuspüren versucht. Man ist noch weniger irrt, wenn das harte Berlin in diesem Punkte eine besondere Note zeitigt und Neuland in der Psychologie der Sentiments zu ent-decken versucht. Jedoch: es gibt auch hierin Grenzen, die man setzen ungeheiß überschritten, vollends dann nicht, wenn man, wie Johanna's Schlaf, alle Grenzen hinter sich lassen will. Bei Schlaf führen ein Brief, das unbewußte Dienenstück, die Ruance eines Haupterns zu weitgehenden psychologischen Schlußsen, wobei die sprachliche Anreicherung der Gedanken noch besonders unangenehm überfließt. Die Ansicht des Autors ist, es, in seinem Roman ein pathologisches Problem abzubilden. Der „Held“ ist der Kleine, der als Buchhandlungsbevollmächtigter aus der Provinz nach Berlin in eine literarischen Verlagegen wird und allerlei wunderliche Schicksale durchmacht, bis er, nur durch ein Wunder vor Mord und Selbstmord gerettet, schließlich eine Telephonistin heiratet, ein Mädchen, in der Schlaf den Typus der modernen Mutter nach seiner Weise versehen läßt. Die Ent- und Vermählung des Romans ist psychologisch, die Lösung eines zu plötzlich, nach dem Vorausgegangenen viel zu „gang

und gebe“, zumal die rettende Liebe mit nachfolgender Eirat ganz konventionell dargestellt ist. Die Handlung ist für Schlaf wie gewöhnlich Nebenache; sie beansprucht auch vom Leser das geringste Interesse. Man nimmt die Fabel gerade mit hin, wie immer sie sei, da man sie kaum beachtet: die feine Schilderung der Arbeit, der Reichtum an Details läßt einen vollständig in Atem. Die Art und Weise, wie der Roman sein, nein die verschiedenartigen Probleme abhandelt, ist ganz einigartig. Mandes scheint geradezu wie aus Fieberzuckeln heraus geflossen, mandes ist musikalisch, wie eine geheimnisvolle Musik, mandes sonat, das man kaum aus den Zusammenhängen folgert, und mandes von der Klarheit einer überzeugenden Propheet, das Ganze in einer Sprache vortragt, die neben mandem lauteren Gold so viel Schades mit sich führt, daß auch hier von einem unge-trübten Genuß keine Rede sein kann. Schade; Schlaf konnte viel mehr, wenn er nur nicht um jeden Preis originell, d. h. in diesem Falle: anders als die anderen sein wollte. A.

— W. Fred: Roman eines Gledotretters. Gern. Eoceman Nachf., Berlin. — Eine Psychologie der Weltliche Benedic, Wien, Paris und London will Fred in seinem Roman eines Gledotretters geben. Doch bemerkt man bei der kritischen Bewertung des nicht zu umfänglichen Bandes alsbald, daß sich die individuelle Charakteristik dieser verschiedenen europäischen Lebenszentren einzig unter dem Gesichtswinkel eines modernen sensationslästernden Epikureers zeigt. Nur beschränkt und zum Teil sehr einseitig gezeichnete Auschnitte modernen weltlichen Lebens bietet der Autor, Auschnitte, die in ihrer absoluten Unzulänglichkeit durchaus keinen Schluß auf den Gesamtcharakter und das allgemeine Gesellschaftsleben der fraglichen Städte ge-statten. So lernt man bei Fred von Benedic fast weiter nichts als das Leben und Treiben der internationalen Hotelgesellschaft des Palazzo Danabolo mit den monbainen sitzenden Gehalten kennen. Berlin misst sich mit einer Schilderung von Popen-garten und der Episode einer sommo entrostosuo begnügt. Das letztere gilt auch von Paris, in dessen Schilderung ein Ball im Quartier latin nur wenig bunfarbige Ab-wechslung bringt. In Wien, das Fred augenscheinlich am besten kennt, gewinnt man wenigstens einen leiblich erspöndlichen Ein-bild in die gut bürgerliche Geselligkeit mit ihrem oft nur auf den Schein berechneten Wohlleben. Einen ernsteren, inballerischen Charakter hat erst das Kapitel London durch die Darstellung eines großen kaufmännischen Unternehmens zur Gründung moderner Aktienbörse, die weniger auf Massenbezug, denn auf Befriedigung weitgehender individueller Bedürfnisse der upper ten eingerichtet sein sollte. Leider schließt man nicht über die Ver-wirklichung dieser stark utopischen Idee, denn unser spiritus rector, unser globe-trotter läßt sie im Stich, um sich schließlich in Salzburg mit Frau und Kind ein buco retro zu gründen. Dieser Schluß, der zudem fast vom Ton des Ganzen ab-sieht, wirkt ganz besonders befremdlich, wie denn das ganze Buch wieder einmal die alte Erziehung bekräftigt, daß ein guter Kritiker — dafür hat W. Fred in jedem Falle zu gelten — nicht auch ein guter Erzähler zu sein braucht. A.

— Zum Glück. Roman von Margarethe Böhm. Verlag von Moenig & Höfner, Dresden. — Ein mehr gut ge-meinter, als gut gelungener Familienroman, der sich besonders an die Frauenwelt und an die heranwachsende weibliche Jugend wendet; der die Schlichtheit seiner Komposition und die Innigkeit seiner Darstellung höher gehalten werden. Bei diesen für die Bestimmung des Buches schwerwiegenden Vöragungen muß man freilich manden Schematismus im Aufbau der Handlung, wie das etwas willkürlich erscheinende Zusammenföhren der beteiligten Hauptpersonen bei der schließlichigen Lösung des Konfliktes, zumal diese in einer recht durchdringlichen Vertupfung örtlich und zeitlich zusammenfallen, und mandes Konventionelle in der Ausführung der Charaktere in den Kauf nehmen. Alles in allem vermag doch die mandem vielerlei schon unter ihrem literarischen Pseudonym, Ormanos Sandoz bekannte Verfasserin ihren Verehrer für den wochsel-vollen Lebenslauf der Heldin zu interessieren, einer jungen, an-mütigen Bankerstochter, die, durch widrige Schicksale in Ab-hängigkeit geraten, sich auf eigene Arbeit angewiesen sieht und dadurch den Weg zum Glück findet. Höheren künstlerischen An-sprüche genügt der Roman bei aller Tüchtigkeit der Ausführung, die aus ihm spricht, natürlich nicht. A.

Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Nöcker in Leipzig.

Bezugspreis... bei wöchentlichem Zustellung... Einzelne Nummern 5 A.

Ersteinst... Dienstag, Donnerstags... Postzeitung 5, bezogen werden.

Nr. 100.

Donnerstag, den 24. August, abends.

1905.

Hilfsmittel und Quellen der sächsischen Adelsgeschichte.

Mit Bezug auf das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902.)

Von Regierungsrat Prof. Dr. C. Heydenreich,

Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern.

Rotto: Zeil dem Ranne, der die Wäide... Seiner Väter loh sich freuen, Wer sich zählt der Ahnen wert!

Auch hier ist die Geschichte die Lehrmeisterin für Gegenwart und Zukunft.)

Seit der Öffnung der staatlichen, hildischen und kirchlichen Archive für die geschichtliche Forschung, seit der Begründung einer

Der Adel ist die einzige unter den vier großen Gruppen der Gesellschaft, welcher das Recht, als ein besonderer Stand aufzutreten, mit genug von Zeiten abgetritten wird, die keineswegs Sozialisten sind. Das es Bürger, Bauern und Proletariat gebe, das diese Unterscheidung keine zufällige und willkürliche, sondern in Sitte und Beruf geurzelt, der Gesellschaft durch ihre ganze Geschichte aus nicht tiefer eingedrückt ist, leugnet niemand. Aber einen in sich verryngten und lebenskräftigen Adelsstand will man vielfach nur für die Vergangenheit zugelassen. Jetzt sei derselbe eine bloße historische Fiktion, ein antiquarisches Kabinetstück, ehrenwürdig, weil grau vor Alter. Selbst Kant bezeichnet den Adel nur als einen Rang, der dem Verdienste vorzuziehen, diesen aber keineswegs zur nothenwendigen, nicht einmal zur gewöhnlichen Folge hat. Kant würde zu dieser sehr äußerlichen und mageren Bestimmung nicht gekommen sein, wenn er die gesellschaftliche Erscheinung des Adels nicht mit abstrakt philosophischen Maßstabe gemessen hätte. Hätte die damalige Zeit ein Organ gehabt für die historisch-soziale Auffassung, so würde der große Philosoph von Königsberg in dem Adel eine eigentümliche Entwicklungsform des sozialen Lebens erkannt haben, die nicht fehlen darf, wo die europäische Gesellschaft, wo sie nun einmal historisch geworden ist, in ihrer Gesamtheit bestehen soll.

Nicht. Die bürgerliche Gesellschaft, als 2. Band der Vätergeschichte des deutschen Volkes (2. Aufl. 1864). — G. v. Hebel, Deutschlands Ritterchaft, ihr Entstehen und ihre Wäide. Götting 1903. — Eine den heutigen Ansprüchen entsprechende, alle wissenschaftlichen Probleme erschöpfende deutsche Adelsgeschichte leßt. Das Buch v. Böhmens, Geschichte des Adels, Ursprung und Entwicklung (Berlin 1903) bietet nur für einen Teil der Probleme dankenswerthes Material und auch dies fast nur auf Grund meßensburger Quellen. Zur Geschichte der Rittertage ist in erster Linie G. v. Belows Territorium und Stadt (München und Leipzig 1900) zu empfehlen. Eine zur Einführung in die adelsgeschichtlichen Studien nützliche Übersicht über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung bietet G. v. Below, Artikel „Adel“ im Wörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Conrad, Ertter, Leyb und Koenig, 2. Aufl. 1. Bd. 1898, Jena, Fischer, Seite 47 ff. Von den früheren Darstellungen ist schon der Reichhaltigkeit der ausgezogenen Quellen wegen als Materialiensammlung noch immer gut zu brauchen v. Strangs, Geschichte des deutschen Adels, 3 Bände, 1845—51. Für die Vätergeschichte bei Eingangsuntersuchungen der deutschen Geschichte vergl. Dahlmann-Waisig-Steinbrunn, Geschichte der deutschen Geschichte (Göttingen, Dietrich, jedoch in neuester Auflage erschienen.), das wichtigste und zuverlässigste bibliographische Hilfsmittel für das Studium der deutschen Geschichte. Weitere Hilfsmittel bei Victor Voewe, Wäderkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche Literatur, Berlin 1903. Vorwörtlich gibt eine nützliche Einführung in diese Studien, indem er die communis opinio der Historiker über die einzelnen Werke mit maßvoller und umsichtiger Kritik wiedergibt und zwar mit Ausfluß des Mittelalters. Über diese ist zu verweisen auf W. Hattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 1. u. 2. Aufl. 1904; 2. Bd. 6. Aufl. 1894. Jena, Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, 3. Aufl. Berlin 1886/87. Die reichen Angaben über die Literatur der deutschen Territorial- und Ortsgeschichte enthalten der Katalog der Reichstagsbibliothek, Bd. 3 (Berlin 1896) und dessen Ergänzungsbande über böhmisches Geschichte: Firtz Bibliographie ösische Historie. Prag 1900—02 (hier in Band I S. 284 ff. alphabetische Verzeichnisse der obligen Familien und ihrer Wappen); über französische Geschichte: Ronod, Bibliographie de l'histoire de France. Paris 1889; über baltische Geschichte: Pirnne, Bibliographie de l'histoire de Belgique. 2. Aufl., Brüssel 1897; über die Schweiz: Bibliographie haldique et genealogique de la Suisse, par Girellet et Tripel. Bern 1895. (= Teil V 4 der großen Bibliographie nationale suisse.) O Gundersch, Bibliotheca familiarum nobilium. Repertorium gedruckter Familien-Geschichten und Familien-Nachrichten. Ein Handbuch für Sammler, genealogische Forscher und Bibliothekare. I. II. Neudruck 1897. — Hans v. Prittitz und Goffron, Verzeichnisse gedruckter Familiengeschichten Deutschlands und der angrenzenden Länder und Landesteile. Berlin 1892. Wichtig sind die Bücher über die Rittertage des Königreichs Sachsen. Hier seien aus dieser Literatur als hervorragende genannt: G. v. Hofmann, Die Wäder des Königreichs Sachsen. Dresden-Bismarck, Gumboldt 1901. G. Fröblicher, Verzeichnis aller Städte, Rittertage, Wäder usw., welche im Verzeichnis der Kreisverzeichnisse sind. Dresden 1871. Adelsbetreffendes Verzeichnis der im Königreich Sachsen gelegenen Städte und Landgemeinden, der Rittertage usw., herausgegeben vom kaiserlichen Bureau des Königl. Ministeriums des Innern. Dresden G. Heydenreich.

) Das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902, zu welchem an demselben Tage auch eine Ausführungsverordnung erdienen ist, sowie die Wäderhafte Verordnung, die Angerennung nicht-sächsischer Adelsverordnungen betreffend, von demselben Tage, sämtlich veröffentlicht im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen, 1902, 21. Stück. — Dazu die Gesetzesordnung in Adelsangelegenheiten vom 19. März 1903 in demselben Gesetz- und Verordnungsblatt 1903, 9. Stück — sind bis jetzt nur vom juristischen Standpunkt beurteilt worden, nämlich von G. v. Einselel in dessen Handbuche (Gesetz die Einrichtung eines Adelsbuches und die Führung des Adels und der Adelsgehörigen usw., Leipzig, Verlag von G. L. Hirschfeld 1903), von Keller in Hilderss Zeitchrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung, herausgegeben von Ministerialdirektor Geheimen Rat Dr. W. Scheller, Bd. 26, 1903, Seite 145 ff., von Kefele v. Strabonitz im Deutschen Adelsblatt 1902, Seite 161 ff. und in Hilderss Zeitchrift, Bd. 26, 1904, S. 18 ff., sowie von mir in Hilderss Zeitchrift, Bd. 26, 1904, S. 29 ff. Die folgende Artikelserie verucht zu diesem Gesetz einen historischen Kommentar zu geben und dem beteiligten Adel darüber Mitteilung zu machen, wie derselbe die zur Festreibung des Gesetzes nötigen Dokumente und Materialien beschaffen kann. Die dabei zur Sprache zu bringenden kulturhistorischen Momente dürften auch weitere Kreise interessieren, da eine derartige Zusammenstellung über den Adel in der Literatur nicht existiert. Daß ich bei dieser Arbeit auch ungedruckte Nachrichten verwenden konnte, verdanke ich außer den eigenen archivalischen Studien der gütigen Unterstützung der Herren Oberkonsulenten v. Domarus, General Major v. Frießen, Regierungskonsulenten v. Henning u. G. Herold, Konsulenten v. Hoff, Ministerkonsulent Dr. Krug v. Ribbe, Regierungskonsulenten Baron O. Burn, sämtlich in Dresden Oberkonsulent Herr v. Oer in Fulda, Hofmarschall Graf v. Herz in Dresden, Oberhofmarschall Graf Blythum v. Uffizi auf Zitzmannsdorf für die Mitteilungen dieser Herren sei auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

eraten Methode des massenhaft sich darbietenden Armenmaterials namentlich durch Ranke und seine Schüler, seit der Begründung einer wissenschaftlichen Urkundenforschung durch Mabillon, Bresslau, Fiedler, Postle u. a. find wir auch in familiengeschichtlicher Beziehung gebodt, auf die ursprünglichen Quellen, welche nicht Berichte, sondern Handlungen sind, zurückzugehen. Aber in den früheren Jahrhunderten, als, wie der erwähnte Conring schrieb, die Fürsten auf ihren Archiven wie die Drachen auf dem goldenen Biele lagen, als alle die geheimen Protokolle und Verträge, wie sich v. Mevren besagte, gleich Gefangenen unter Banen, Schlössern und Siegeln gehalten wurden, lag es nahe, die doch unerreichtbare Wahrheit gegen allerlei der menschlichen Giteileit schmeichelnde Erfindungen dreist zu äußern.<sup>1)</sup> So ist denn die ältere familiengeschichtliche Literatur zuerst unzuverlässig. Dadurch find aber denen, die der Geschichte ihres Geschlechtes nachgehen, sei es um aus dem Studium der Vergangenheit neue Kräfte für die Gegenwart zu schöpfen, sei es um praktische Zwecke, z. B. die Eintragung in das Neblbuch des Königreichs Sachsen auf Grund des Weibes vom 19. Sept. 1902 zu erreichen, viele Schwierigkeiten bereitet.

In genealogischen Dingen ist das sogenannte „alte Buch“ gewöhnlich die unbrauchbare Sache von der Welt.“ Als ein sprechendes Beispiel jener Lügenhistoriographen, welche sich dem Nebl gegenüber in Schmeichelei und Unterwürigkeit überbieten, sei der aus Lauban gebürtige Abraham Hofemann erwähnt (günstiger Fremdenband 1561—1617); hungrige Literaten seines Schlags fertigen teils auf Bestellung, teils um ein literarisches Tringeld zu erhalten, jeder beliebigen adeligen Familie einen bis in die entfernteste Vorzeit reichenden Stammbaum an und erlöben dabei die einzelnen Familienglieder, nicht nur solche, die einst wirklich gelebt, sondern auch rein erdichtete, bis in den Himmel.

Da sich die der genealogischen Nachweisungen bedürftige Gistämädigkeit bei zu einem gewissen Grade mit der Hofflichkeit und selbst mit der Landbauhaftigkeit kombinierte, so gewannen im ganzen Deutschen Reiche völlig kitschele Kompilationen von der Gattung eines Ducllin<sup>2)</sup> oder eines Bürgermeisters<sup>3)</sup> hohen Ansehen. Heute noch kann der auf dem Gebiete der Adelsgeschichte tätige Forscher dazu verurteilt sein, die fälschlich angelegten Jergänge, mit denen ihn irgendwelche Strubenten des 17. und 18. Jahrhunderts beglückt haben, durchwandern zu müssen, und es mag die Klage Roth v. Schredenslein nicht unbegründet sein, daß viele Leute ohne die Gagenforschung der Wahrheit vorziehen und es übernehmern, wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß ihre mit Bor- und Junamen, zumellen auch mit Wappen ausgeführten Vorarbeiten, welche in Werten der genannten Art dem 12., 11., wohl gar dem 10. Jahrhundert zugewiesen werden, völlig auf der Luft gegriffen sind.<sup>4)</sup> Es muß nachdrücklich betont werden, daß in allem auf genealogische Buchliteratur<sup>5)</sup> begünstigen An-

gegebenheiten der neuere und neueste Darsteller fast stets eine größere Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen kann als der alte, wenn man von demselben eine gewissenhafte Arbeitsweise voraussetzen darf, weil das heute zur Verfügung stehende urkundliche Material in genealogischen Dingen erheblich größer ist als dasjenige, welches selbst den besten Schriftstellern älterer Zeit vorgelegen hat.

Besonders bedürftig einer kritischen Nachprüfung sind die Angaben der Turnierbücher und Leidspredigten. Daß in den Turnierbüchern besonders in heraldischer Beziehung, wenn die kritische Sondierung das Edchte vom Falschen geschieden hat, manch interessante Überlieferung verborgen ist, soll nicht geleugnet werden.<sup>6)</sup> Daß aber die Literatur unseres deutschen Turnierwesens noch manchen Wunsch unerfüllt läßt, wird hauptsächlich durch die dem hochberühmt gemessenen, nun aber mit Zug und Necht verurlenen Turnierbuche des plazerischen Herzogs Georg Wäzner bediebetenen Erfolge verfauldet. Durch dieses opulent ausgestattete und sich schon hierdurch empfehlende Wert<sup>7)</sup> ist den Ritterspielen und den Familien, welche sie besucht haben, im Gegenzuge zu anderen Geschlechtern eine viel zu große Bedeutung beigemessen worden. Die Ritterfahrt nahm leider die der Gielet-Fei Tür und Tor öffnenen, dreifien Erfindungen eines Schwimmlers so begierig auf und betrieb sich so selbstglaublich auf diefelsen, daß sie lange Zeit als historische Wahrheit galten und der Verbreitung richtiger Ansichten hemmend entgegenwirkten. Das Wäzners Schrift in gewissen Kreisen besonders empfahl, war abfolut unhaltbar; die Verteilung nämlich, daß der kleine Reichsadel im 10. und 11. Jahrhundert mit Fürsten und Herren nicht nur auf der Stedbahn, sondern auch außerhalb derselben beinahe wie mit feindgesichigen verkehrt hätte. Erträgen wir, daß die Ertelung des Trudprivilegiums (1527) für das Turnierbuch nur wenige Jahre nach dem 1522 von Franz v. Eidingen zu Lauban abgehaltenen Rittertage erfolgte, so ist es gewiß sehr begrifflich, daß die politisch erregten sich bis zum Untergange Wilhelm v. Orumbach mit großen Werten tragenden Reichritzer, die es dem hohen Adel gleichtun wollten, sehr dazu geneigt waren, alles zu glauben, was ihrem Größenmahm den Schein historischer Berechtigung verlieh. Zwar wurden schon im 16. Jahrhundert wohlbegründete Bedenken hinsichtlich der Zuverlässigkeit des Turnierbuchs mehrfach ausgesprochen. Aber diesen Bedenken fehlte die erforderliche Verbreitung hauptsächlich in jenen Schichten, die sich hätten belehren lassen sollen, während das Turnierbuch von 1530 bis 1750 eine Reihe von Auflagen erlebte und zu weitem Umlaufe durch eine Überlegung von Lateinische sowie auch durch gedruckte und handschriftliche Ausgaben fortwährend im Kurs blieb und heute noch in manchen Werken gelienferhand erscheint, die sich ein gelehrtes Ansehen geben mochten. Nur wenige Gelehrte der sogenannten guten alten Zeit belassen die erforderlichen Kenntnisse und die nötige Unbefangenheit, um das Turnierbuch nach seinem wahren Werte, weil sagen Unwerte, beurteilen zu können. Was sie in Vagenhäufen, auf Ritter- und Juwelenschulen gelernt hatten, diente gewiß nicht zur Bedachung kritischer Bedürfnisse. Auch auf den Universitäten herrschte die Methode des sich besonders in theologischen und juristischen Gebiete breitauchenden Probabilismus, bei der es bekanntlich mehr auf die Fäulung von Ausprüchen anerkannter Autoritäten als auf Gründe ankommt. Wer sollte aber, wenn es sich um das wie ein Paladium der Ritterfahrt angelegte Turnierwesen handelte, ein Autor probabilis sein, wenn es der durch kaiserliche Trudprivilegien geschirmte Vater Ragner nicht war?

Schon im 16. Jahrh. entfiel der Gebrauch, verstorbenen Personen von einiger Bedeutung nicht nur eine weitläufige Trauer-Coh-Nede oder Porentation zu halten, sondern solche auch dem Trude zu übergeben. Dieser Gebrauch erreichte während des 17. Jahrhunderts seine größte und allgemeine Ausdehnung, verlor sich aber im 18. fast ganz wieder. Solchen Leidenpredigten wurden regelmäßig sogenannte Personalia angehängt, welche dem Lebenslauf des Verstorbenen, seine Familienverhältnisse, insbesondere auch seine Abkunft, seine Vorfahren, seine Ahnen

<sup>1)</sup> Vgl. meine Schriften „Archivwesen und Geschichtswissenschaft“ (Karlsruhe 1900) und „Die Bedeutung der Stoblararchie, ihre Einrichtung und Vermaltung“ (Erfart 1901). Mitteilungen der Königl. preussischen Archivverwaltung (Leipzig, Ditzel 1900) f. Fernich, Verträge zur Kenntnis des sächsischen Archivwesens, Wissenschaftliche Zeitschr. der Zeitschr. Zeitung 1909, Nr. 20, 21. Von den sächsisch-berlinischen Stoblararchiven ist das der Stadt Köhlbauhen auch für Adelsgeschichte hervorragend wichtig, vgl. meine Schrift „Das Archiv der Stadt Köhlbauhen in Thüringen“ (Köhlbauhen, Albrecht, 1901). Giannoni, Staatliches Archivwesen in Österreich, in Festschr. Deutschen Geschichtsbüchlein, 6. Bd., 4.6. Heft, S. 97 ff.

<sup>2)</sup> Voreng, Lehrbuch der Genealogie Seite 150.  
<sup>3)</sup> Ducllin, Germania topo-chrono-stemmato-graphica sacra et profana. Ulm 1655. Ein Register zu Ducllins Genealogien ist im Jahrbuch des heraldisch-genealogischen Vereins „Adler“ in Wien. V. 1878, S. 70 ff. erschienen.

<sup>4)</sup> Vgl. Wevermann, Nachrichten von Gelehrten aus Ulm. I. 86 ff.  
<sup>5)</sup> Roth v. Schredenslein, Ritterw. u. Ritterhand. S. 618.

<sup>6)</sup> V. Megele, Geschichte der deutschen Historiographie S. 685. S. 568 ff. Ältere zusammenhängende Werke zur Geschichte des sächsischen Adels sind außer Valentin König (f. u.): Doppelrecht, v. ndr., Stammbuch oder Erzählung aller Grafen und Herren-Geschlechtern, welche ungleichlich innerhalb tausend Jahren ihre Herrschaften in d. Sächs. Landen besitzen u. hinderlassen. Straßburg 1770. — Beerenheim, Theatrum Saxonicum. Beschreibung d. Adels-Geschlechter u. s. f. Teil mit 16 Portraits und 66 Wappen des sächsisch-berlinischen Adels. Leipzig und Jena 1608. — Hist. Mitt. Bernh. v. Hertzberg, Diplomat. Nachrichten adeliger Familien. Leipzig, 7 Teile. 1790—1795. Persl., Geschichte der Erzählung berer in Sachsen forterbenden adeligen Familien. 1787.

<sup>7)</sup> Über das Turnierbuch „Herold“ des Kaisers Maximilian I. vgl. das Monatsblatt der heraldisch-genealogischen Vereins „Adler“ in Wien 1881, Nr. 8 S. 10 und Curtius v. Wittner im „Adler“ 1882, S. 61 ff. — Giannoni, Turnierbücher. Dresden 1890.  
<sup>8)</sup> Über Ragner vgl. Roth v. Schredenslein, Ritterw. und Ritterhand S. 619. Wächler, Geschichte der historischen Wissenschaften. I. 204 f.

beitrachten; ja oft dehnten sich diese Predigten zu einer völligen Genealogie der betreffenden Familie aus. Klein ihr Inhalt ist nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Nur etwa die sich unmittelbar zu den Verstorbenen beziehenden Angaben dürfen als zuverlässig angesehen werden; was dabei über die namentlich bis in das graueste Altertum zurückreichende Ahnenreihe gelobt wird, ist entweder naive Familienlegende oder auch bewusste, lobehelnde Fälschung, im günstigsten Falle kritische Kompilation von mündlichen Mitteilungen und etwa vorgefundenen schriftlichen Aufzeichnungen. Durch die gläubige Benutzung solcher Leidenpredigten ist viel Irrtum in die Genealogie vieler Familien gebracht worden.

Zuverlässiger als jene früheren Gedächtnisreden mit angehängten Familiennachrichten ist die biographische Literatur der neueren Zeit.<sup>1)</sup> Diese erstreckt sich jetzt nicht mehr nur auf solche, welche zu den höchsten Staatsämtern gelangen oder in Wissenschaft und Kunst die Führung hatten, sondern auch auf schlichte Beamte aller Lebensstellungen. Die jetzt alljährlich von einer Anzahl von Schülern herausgegebenen Biographien von früheren, im jeweiligen letzten Jahr verstorbenen Schülern<sup>2)</sup> bieten auch für Familien, die sonst wenig oder gar nicht hervorreten, gutes geschichtliches Material.

Etwa am Ende der älteren genealogischen Literatur schließen Angedenken steht der weiland Königlich polnische und kaiserlich sächsische Kämmerer zu Köthen, Valentin König, der Verfasser und Herausgeber einer in Folio seit 1727 erschienenen dreibändigen genealogischen Weltgeschichte „betrer im Chur-Sächsischen und angrenzenden Ländern — zum Teil ehemals, allermeist aber noch jetzt in gutem Flor stehenden adelichen Geschlechter“. Es sind in diesem großen Werke gegen 200 Familien abgehandelt, also nur eine ziemlich kleine Teil der im Fürstentum und in den Herzogtümern Sachsen, sowie im Fürstentum Anhalt, welches auch hineingeht, ist, damals noch vorhandenen Adelsgeschlechter. Auf die meisten, welche genealogischen Studien aus Liebhaberei sich hingeben, insbesondere auf adeligen Familien angehörige ungelehrte Mitglieder, welche sich um die Aufstellung von Namentafeln ihrer eigenen Familien bemühen, wird das weit und breit bekannte, überall zu findende Königlich Wert nach zuverlässiger Bekanntheit des Grundes machen, daß es von zuverlässigem Inhalt und die Frucht großartiger, in Archiven und in den sonstigen authentischen Quellen gemachter Forschungen sei, ferner, daß, wenn ihm auch nicht das Lob der größten oder doch am nächsten Vollständigkeit und Genauigkeit in den Genealogie gehört, es doch als eine gute Grundlage für die Stemmatographie der in dem Werke eigens behandelten Adelfamilien und einzelner Zweige solcher von hundert anderen, die sich in dem Werte finden, betrachtet werden könne. Diese gute Meinung von König kaiserlich Weltgeschichte, dieses Vertrauen in die Richtigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben erweist sich aber leider als vollkommen unzulässig. Die Unzuverlässigkeit der Königlich Wertes insbesondere ihrer die älteren Zeiten behandelnden Abschnitte ist durch Vergleichung mit urkundlichen Daten leicht zu erweisen; vornehmlich sind die Ahnentafeln, die er in überaus großer Zahl aufgestellt hat, geradezu als Produkte trasser Unvorsichtigkeit und heillosen Erdichtungen konstatirt worden. Wir nehmen, was die Stemmatographien anlangt, wahr, daß nicht etwa die Urkunden der Archive ihm bei dem Entwurfe seiner Stammtafeln gebient

haben, sondern bei einzelnen Familien selbst befindlich gemessene handschriftliche genealogische Nachrichten und meistens Leidenpredigten. König beginnt die meisten seiner Genealogien mit dem 15. Jahrhundert und hat hierbei nicht selten früher gebrauchte Vorgänge nur reproduziert; und die hier und da äußerst selten in völlig infortiretem Abdruck eingetretene Urkunden des 13. bis 16. Jahrhunderts dürfen nicht den Schein erwecken, daß er sie sämtlich den Privatarchiven selbst entlehnt habe; vielmehr sind sie nur Publikationen aus den nur mit großer Vorsicht zu benutzenden handschriftlichen „Familiendronen“ und aus den bei den betreffenden Familien selbst entstandenen schriftlichen Aufzeichnungen, als deren Urheber sich nicht selten ein Candidatus ministerii oder der Pastor loci zu erkennen gibt. Ganz besonders sieht jeder nach archivalischen Quellen Arbeitende, daß jede der Ahnentafeln, von denen Königs Wert strotzt, zum größeren oder geringeren Teile auf willkürlicher Erfindung und Erdichtung beruht. König wollte jedem der von ihm behandelten Geschlechter eine großartige Ahnenprobe zuteil werden lassen; und wo für die in die letzten Führer der Ahnentafeln hineinragende Generation die Quellen vorliegen, da nahm er zu Erfindungen, um nicht zu sagen Lügen seine Zuflucht. Und zwar läßt sich dies mit großer Deutlichkeit und ohne tiefere archivalische Studien fast überall nachweisen. Um nur eine kleine Blumenlese aus den massenhaften Beispielen anzuführen, ist die bei König Seite 128 stehende Trotha'sche Genealogie erfinden, wie aus dem Trotha'schen Familienwerte und den dasselbe ergänzenden urkundlichen Forschungen des Herrn Geheimen Archivars v. Wälderstedt in Magdeburg hervorgeht, erfinden auch die Familie v. Jodeberg auf Oneshöhe, aus der einer mit Hedwig v. „Steben“ (Steben!) vermählt gewesen sein soll. Dabei laufen Korruptionen von Namen wie J. B. Wechs v. Boos statt Mor v. Pell unter. Seite 142 lernen wir eine — sonst erfindene — Familie Köhlig auf Göldeba kennen, wo sie nicht begütet gewesen ist. Seite 140 findet sich abermals eine erdichtete v. Trotha'sche Genealogie ufm.<sup>3)</sup>

Von den gedruckten Stammbäumen in alter und neuer Zeit sind sehr viele mehr oder weniger unzuverlässig. Gedruckte urkundliche Belege für die Richtigkeit der einzelnen Angaben eines Stammbaumes sind durchaus notwendig; denn da erfahrungsgemäß bei Stammbäumen sehr leicht Irrtümer unterlaufen, so hat der Benutzer eines Stammbaumes das volle Recht, zu verlangen, daß ihm auch von Autoritäten auf genealogischem Gebiete für jede Angabe die Quelle angegeben wird, Stammbäume ohne Quellenangabe sind für eine erste Familienforschung so gut wie wertlos. Was im allgemeinen über den Wert gedruckter Stammbäume zu halten ist, mögen die der freiherrlichen Familie v. Friesen datieren. Unter den zahlreichen Stammbäumen dieser Familie ist der im Jahre 1853 gelegentlich der Frier des 200jährigen Freiheitsjubiläums derer v. Friesen von Dr. Leo Bergmann verfaßt im Druck erschienen. Er war feinerzeit der reichhaltigste und ausführlichste Stammbaum, den es in der genannten Familie gab, bediente sich auch mit den Angaben in Valentin Königs Welt-Gronik und reichte bis zum Jahre 1488 zurück. Aber bei der Mehrzahl der darin aufgeführten Mitglieder waren Angaben über ihren Geburts-, Verheirathungs- und Todesstag nicht vorhanden. Eine urkundliche Kontrolle der Stammbaumangaben fehlte. Als nun Hr. General Ernst Frz. v. Friesen, der Verfasser der berühmten „Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie v. Friesen“ (Dresden, 2 Bde. Verlag von Dietrich) von mehr als 100 Geschlichen und Kirchenbuchführern des In- und Auslandes das einschlagende urkundliche Material herbeizug, ergab sich, daß Bergmann's Stammbaum so viel Fehler enthielt, daß er eigentlich unbrauchbar war. Einer war zum Schein seines Verbands gemacht, wodurch dessen Sohn wieder zu seinem Eltern umverwandelt wurde; ein jüngerer Bruder war älteren umverwandelt, wodurch dessen Nachkommenschaft die ältere Linie wurde und verglichen mehr; Geburts- und Todesdaten waren aber nur selten richtig. Infolge dessen war Herr General Frz. v. Friesen genötigt, auf Grund von Kirchenbuchnachrichten einen vollständig neuen Stammbaum aufzustellen.

<sup>1)</sup> v. Wälderstedt im Deutschen Herold XXI, 96, S. 44ff.

<sup>1)</sup> Dettinger, C. W., Bibliographie biographique universelle. Dictionnaire des ouvrages relatifs à l'histoire de la vie publique et privée des personnages célèbres. 2 vols. Brux. 1866; deri, Moniteur des dates contenant un million de renseignements biograph., généalog. et historiques. 6 vols. et 3 suppl. Lpz. 1869—82. Biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, publ. sous la direct. de Hoefer. Paris. 1864—66. 46 vols. Allgemeine Deutsche Biographie, herausg. v. d. hiesiger Kommission bei der K. Akad. d. Wissenschaft. in München. Leipzig 1875 ff.

<sup>2)</sup> Hofmann, Förner-Stammbuch 1543—1898. Berlin 1898. — Hollad, Kraussches Ece. Weissen, Wiederlage des Vereins ehemaliger Fürstenthümer. — Scheuffler, Grimmelches Ece. Wiederlage des Vereins ehemaliger Fürstenthümer. Auch die Schülerverzeichnis in unseren Schulprogrammen können gelegentlich der familiengeschichtlichen Forschung nützlich sein.

**Bücherbesprechungen.**

— Oscar Blumenthal, Satirische Gänge. Berlin, F. Fontane & Co. — Blumenthal ist ein nigeliges Kopf, und was er in Vers und Prosa veröffentlicht hat, liegt man mit Vergnügen. Seine Satire richtet sich meistens gegen literarische und theatrale Zustände, und das ist auch in der neuen Sammlung der Fall. Durch den Dumborg der Reflektierte und die Überschwenglichkeit der Jünglinge läßt er sich in keiner Weise verblüffen. Gleich die erste Skizze: „Was der Winter verspricht“ wendet sich nicht nur gegen die neue Feinmalkunst, sondern auch gegen die modernen Dichtertinnen, die durch die Selbsthuldigung ihres erotischen Geisteslebens so viel Befremden erregt haben. Köstlich ist die Verflüchtigung der „Heißen Lieber“ der Gerde Goltz mit den gemagten Puralbildungen der Abteilungsüberprüfungen: „Meine Sehnsüchte, meine Träume, meine Dürre“. Wer diese Geheimsprache unter den Eingeweihten des neuen Kultus gelegentlich in Gesellschaften belauscht, der erschrickt über diese Verbalhornung der Sprache und der Gefühle. Erträglich ist auch der junge Paul Herbstorn, der mit dem vierzehnten Jahre seine Memoiren herausgeben will. Sehr gut erfunen ist die Überschrift „Der Vorbereitungsroman“ und treffend die Charakteristik der einseitigen Erzeugnisse. „Die Legende vom Papierford“ ist nicht so legendarisch, wie Blumenthal glauben machen will; er war ja Theaterdirektor und hält eine kleine oratio pro domo. Sehr beachtenswerte Bemerkungen enthält auch der Aufsatz: „Theatralik“. Dazu gehört der Tadel, daß die Schauspieler der Handlung oft unenträglich versinken werden. „Dieser Triumph der nach Lebenswahrheit schmachenden Regie, welche in den Nebenstunden die Bühne nicht heller macht, als es in Wirklichkeit durch das Licht einer Lampe erreicht würde, vergißt, daß der Mensch im Leben die Lampe nur anzündet, um zu sehen, während der Mensch auf der Bühne noch außerdem die Bestimmung hat, gesehen zu werden“. Die heilige Vageteist ist eine witzige Kritik der Überschwenglichkeit in den Kreisen der jungen Wiener Dichter; die Psychologie des Erfolges behandelt etwas ersterer eine sehr dunkle Thema; ebenso die Skizzen zur Geschichte der Kritik: „Literarische Kuchenscheiter“ ufo. Die „unangenehmen Bemerkungen“ sind Xenien, von denen ein großer Teil schon zugelegte Pointen hat. Kleiner Anekdoten aus dem Theaterleben werden von dem lustigen Epigrammisten mit eingeschmuggelt. Auf die Frage, ob der Theaterdirektor die Toiletten seiner Mitglieder begabte, antwortet das Mitglied einer Sommerbühne des Salzburger, daß sie über diese Frage nur lachen könne, denn sie selbst begabte ja für das Recht des Direktors, sie auf einer Bühne ins Schaufenster stellen zu dürfen, eine ganz befriedigende Monatsentschädigung; es könne sich also höchstens um die Frage handeln, ob die weiblichen Mitglieder verpflichtet sind, den Toilettenbedarf des Direktors zu beden. Einem Mitglied des Metropoltheaters in Berlin erwidert die Frage wegen der Beschaltung der Hofstühle nicht sonderlich dringend, da sie wie ihre Kolleginnen meist nur ihr Rollenbuch besitzet habe, sonst aber nichts, und sie ihre großen Erfolge nur durch die vorzügliche Vermeidung aller Hofstühle erreicht habe! „Nicht ich fürcht' etwas zu spät in Theater kam, hörte ich einen Direktor gellend auf der Bühne rufen: Aber wo bleibt denn Fräulein Blanda? Klingeln Sie in ihre Garderobe. Sobald sie angekommen ist, können wir anfangen.“ R. v. G.

— G. v. Jelaou, Nordafrikanische Touristenfahrten (Algerien, Tunesien, Tanger). Mit 35 Abbildungen im Text nach photographischen Momentaufnahmen. Preis 3 K. Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover. — Das vorliegende Buch schildert eine Touristenfahrt durch das nordafrikanische Küstengebiet. Algier wird eingehender geschildert. Bis zum Kanale der Bucht ist der Beschauer vorgebrungen. Aus Tunis wird uns ausführlicheres berichtet, unter anderem auch das mohammedanische Oberste erzählt und ein interessanter Ausflug nach Kairouan, der sogenannten heiligen Stadt des Ismael. Gut ist auch das Schlußkapitel über die französische Verwaltung in Algerien und Tunesien. Der Stadt Tanger ist nur eine Reise-Notiz gewidmet. Das anpruchsvolle Werkchen, das keine neue Tatsachen bringt, ist immerhin reich an guten Beobachtungen über Land und Leute. Wer sich über diese mehr und mehr als Reizmittel Mode werdende Landstriche unterrichten will, wird in dem Jelaou'schen Buche manche anregende Belehrung finden; und wer sie sich einmal selbst ansehen will, in dem wird das Werk die Neugier steigern und gewiß auch manche nützlichen Hinweise geben. E.

— Ihr Leid und sie... Novellen und Skizzen von Marie v. Gläzer. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1905. — Das Inhaltsverzeichnis enthält vier Titel: „Ihr Leid und sie“, „Der Spiegel“, „Jannerl“, „Gräfin Anna“. Die drei ersten Nummern gehen nicht über das Skizzenhafte hinaus; auch „Der Spiegel“, der einen größeren Anlauf nimmt, enthält nur Stimmung und Reflektionen. „Jannerl“ ist die Lebensgeschichte eines kleinen Mädchens, das mit einer fatalen Mißgift, einer „um sich schlagenden Hand“ befaßt ist. „Ihr Leid und sie“ ist eine kurze lyrische Introduction mit fliegenden Afforden. Nimmt man die vorausgehende Widmung „dem Andenken meines Vaters“ hinzu, so überzeugt man sich, daß das Leben der Dichterin traurige Merkmale aufzuweisen hat, wie sie nur bittere Enttäuschung, ähndende Erkenntnis zu sehen vermag. Diese Grundstimmung berührt in allen Skizzen und Novellen, auch in der letzten, „Gräfin Anna“, die allein als eine zusammenhängende Erzählung betrachtet werden kann. Die Geschichte ist sehr einfach, die Liebe der Gräfin zu einem Gatten, der sie in Stich läßt, mit einer Theaterdame ein wüdes Leben führt, zulegt sich auch finanziell ruiniert; doch die Gräfin, die sich in läudliche Einseitigkeit zurückgezogen hat, hängt an ihm mit unerbittlicher Treue und eilt mit verzehrender Liebe an sein Sterbebett. Der Ton warmer Empfindung geht durch das Ganze; die Seelen- und Natur Schilderungen haben öfters etwas poetisch Wohlschönes. Das Kolorit ist speziell österröisch, was auch in der Sprache abblät.

— Marie. Ein Roman von Margarethe Siebert. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. — Dieser Roman ist eine psychologische Studie in einem biographischen Rahmen; die epische Ruhe und Breite, welche der Roman verlangt, fehlt dieser Studie. Bis in die Kinderjahre der Helbin werden wir zurückgeführt, um zu sehen, wie sich die gutgezeichnete Eigenart derselben unter verschiedenen Lebensverhältnissen entwidelt; wir folgen ihr in die Pensionen, auf die Universitäts; denn sie wird eine Studentin der Kunstgeschichte. Sie ist schön; ein bedeutender Künstler, der sich zu ihr hingezogen fühlt, malt ihr Porträt. Doch sie liebt einen andern; sie hat bei einer zufälligen Begegnung auf einer Wanderfahrt im Walde einen jungen Mann gefunden, der ihr Herz gewinnt. Er ist schön, wie sie, beide lieben sich. Aber diese Liebe ist ausichtslos; das sieht er ein und verläßt die Geliebte, die, nachdem sie in dem Schmerz und die Verzweiflung überwunden, sich ganz ihrer Wissenschaft hingibt. Die Gebanfangs der Helbin find nicht immer durchsichtig und nicht alle Leser und Leserinnen werden den sie beherrschenden Verhältnissen in ihrer Überdeutlichkeit, in ihrem Auf und Wieder folgen können; doch an psychologischen Feinheiten fehlt es nicht. Wo das Genrebildliche, Zustände und Personen des Pensionats- und Universitätslebens, zur Darstellung kommt, ist es lauber ausgefallen; der Stil der Verfasserin hat etwas Geheultes, Vornehmtes; er erinnert hiesweilen an den der Ricarda Buch —, einzelne Schilderungen sind leicht düstig und schwunghaft. R. v. G.

— Bornemann, Oberleutnant im 9. Bafalichen Infanterieregiment Nr. 170, Marschtafel der deutschen Fronteileile im Kriege 1870/71 vom 31. Juli 1870 bis zum Wallenhillland. Mit Bornort, Erläuterungsblatt und Übersichtskarte. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg. Preis 7,50 K. — Etwas Neues und Eigenartiges bieten die vorliegenden Marschtafel. Zum Erkennal ist der Versuch gemacht, in Form von übersichtlichen Tabellen die Heresbewegungen der einzelnen Truppen und Cavallerieeinheiten für jeden Tag des Krieges 1870/71 zur Darstellung zu bringen. Wer ist beim Studium des Krieges nicht schon in die Lage gekommen, in bestimmten Berken lange und oft vergeblich suchen zu müssen, wo an gleichem Tage dieser oder jener Truppenteil im Quartier lag, und mühselig aus den verschiedensten Büchern die Bornortsbewegung der Cavallerieeinheiten sich zusammenzustellen. Bornemann's Marschtafel beantwortet solche Fragen aus dem ersten Blick. Aber auch für sich allein find sie ein wertvolles Mittel, eine Übersicht im großen über die verschiedenen Heresbewegungen zu gewinnen. Beigegeben ist eine Karte des Kriegsschauplatzes im Maßstabe 1 : 800 000, die bei jeder deutlicher Zeichnung den Bezug hat, auf einem Blatte das gesamte Kriegstheater darzustellen, was unersetzliches in diesem Maßstabe bei keiner der bisher vorhandenen Karten der Fall ist. H. Stt.



# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kisser in Leipzig.

Sonnabend, den 26. August, abends.

Bezugspreis  
 vierteljährlich 1 M 25 A,  
 halbjährlich 2 M 50 A,  
 jährlich 4 M 10 A,  
 außer Rechnung:  
 für Leipzig 1 M 51 A, für  
 auswärts 1 M 64 A,  
 vierteljährlich  
 67/96 Nummern 5 A

Nr. 101.

1905.

## Hilfsmittel und Quellen der sächsischen Adelsgeschichte.

Mit Bezug auf das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902.

Von Regierungsrat Prof. Dr. E. Debenreith,

Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern.  
 (Vortsetzung.)

Epöche machend nicht nur für die sächsische, sondern auch für die deutsche Adelsgeschichte überhaupt ist Knothe's Geschichte des Oberlausiger Adels und seiner Urtü (2 Bde. 1879 ff.). Die Geschichte des Adels einzelner Länder, größerer oder kleinerer Staatsteile in seiner Totalität zu schreiben, ihn als Ganzes, als politischen Stand, jedoch auch wiederum mit Berücksichtigung seiner einzelnen Bestandteile eingehend und gründlich darzustellen, seine Verfassung, Rechte und deren Entwicklung, seinen Grundbesitz, sein Leben und Weben in verschiedenen Zeitaltern vorzuführen, fast bis dahin noch niemand in solchem Umfange verucht. Der Scharf sinn bei der Entscheidung schwieriger genealogischer Fragen, das ganz außergewöhnliche Geschick, aus zahlreichen, meistens ohne Angabe des Verwandtschaftsbeziehungen sich zeigenden, zum Teil gleichnamigen Mitgliedern einer Familie die Geschlechtsfolge richtig zu konstruieren, der dienenshafte Fleiß, aus weitverstreuten archivalischen Quellen jahrelang das Material zusammenzufinden und dann auch in genauen Zitaten vorzuliegen, die eine Nachprüfung leicht ermöglichen, sind der höchsten Verewunderung würdig und müßen als Vorbildlich für derartige Arbeiten bezeichnet werden<sup>1)</sup>.

Jetzt besitzen wir neben Knothe eine stattliche Anzahl gebigener adelsgeschichtlicher Arbeiten auf solider Grundlage, teils Monographien zur Geschichte einzelner Geschlechter, teils Aufsätze in Zeitschriften<sup>2)</sup> oder zusammenfassende Werke. Aus dieser Literatur, welche am besten im Archiv für Sächsische Geschichte<sup>3)</sup>, in der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte<sup>4)</sup>, in der Zeitschrift der heroldschen Gesellschaft<sup>5)</sup> in Wien und in den Jahrbüchern der Geschichtswissenschaft<sup>6)</sup> zusammengestellt ist, seien beispielsweise Arbeiten von drei Treddnern, den Herren Generalen Frz.<sup>7)</sup> v. Friesen und Erzengel v. Raab<sup>8)</sup> und des Hrn. Oberst-

leutnants Frhn. v. Mansberg<sup>9)</sup> erwähnt.<sup>10)</sup> Zur ersten Einführung sind die Adelsregister<sup>11)</sup> nützlich. Leider hat das mit Recht beliebte

<sup>1)</sup> Raab, B. v., Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. I. Bd. (1350—1485). II. Bd. (1485—1663). (Beilagen zu Heft 10 und 13 der Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen t. 8.) Nachträge zu beiden Bänden in 14. Heft der genannten „Mitteilungen“ Plauen t. 8. Neupert. 1893. 98. 1901. Zeil., Die von Rauffungen. Eine historisch-genealogische Studie (Sonderabdruck aus dem 79 u. 71. Jahrgabheft des Sächsischen Altertumsforschenden Vereins zu Jöhrenleichen. Gohelenleichen-Beitrag B. Nr. 104). Ergänzungen dazu von R. v. Rauffungen in den Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen t. 8.)

<sup>2)</sup> Rich. Freiberger v. Mansberg, Erbarmannschaft Wettinischer Lande. Urkundliche Beiträge zur Oberlausitzer Landes- und Orts-geschichte in Regesten von 12. bis Mitte des 16. Jahrhunderts. 1. Bd. Osterland 1903. 2. Bd. Die Wartburg. 1904. (Dresden, Verlag von Wilhelm Baensch.) Dazu das Werk desselben Verfassers über den Turmberg beim 800jährigen Jubiläum des Hauses Wettin. (Dresden 1888.)

<sup>3)</sup> In Monographien über die Geschichte einzelner Familien des sächsischen Adels sind erschienen: v. Voigt, Stammtafeln der Familie v. Voigt Dresden 1902, und: Die Familie von Voigt. 1904. (v. Carlomix, O. A.) Aus dem Archiv der Familie von Carlomix, Dresden 1875. Nachträge zur Familiengeschichte aus dem Archiv der Familie von Carlomix. Dresden 1891. Frankfurt, Gesch. des Geschlechts v. Schönberg. 1878 (Bd. 2 v. O. v. Schönberg). U. Frdr. v. Hausen, Auszugswelche Beiträge zur Familiengesch. der Freiherren v. Hausen. Dresden 1895. Paul und Richard Bonhof, Regesten und Namenlisten derer v. Hoff, Dresden und Leipzig 1902. v. Köditz, Geschichte des Geschlechts von Köditz. Breslau 1895. K. v. Krosigk, Lebensbuch der Familie v. Krosigk 1882—88. v. Wälderstedt, Diplomatarium Hobergense 1879. Regesten des Geschlechts Salza. Leipzig 1858. Beiträge zur Geschichte der Familie von Segewitz, den Zeitraum 1299 bis 1876 umfassend (ohne Ort u. Jahr, 220 E. 40 mit Tabelle u. einer Wappentafel). Tobias, Regesten zur Geschichte des Hauses Schönburg 1865. v. Trebra, War Jng. 96b, Geschichte des Geschlechts derer v. Trebra. Berlin 1891. Über das Buch von U. Frhr. v. Hausen, Völschen-Geschichte der Markgrafen von Meissen, Landgrafen von Thüringen und Herzöge zu Sachsen bis zum Beginn des 17. Jahrh. Auf Grund der im Königl. Hofarchiv zu Dresden befindlichen Urkunden (Berlin 1890) vgl. Ermisch im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte XV, 1894, S. 177. Anonym erschienen: Die Donau. Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Familie Dohna. Berlin 1876. Dazu vgl. Ermisch, Die Dohna'sche Gegend. Dresden 1901. Die Literatur über die Freibereger Geschichte verzeichnet mein Bibliographisches Repertorium über die Geschlechter der Stadt Freiberg. Freiberg 1888, Nr. 813 bis 838. Noch immer mit Nutzen zu gebrauchen ist der Abschnitt von edelfreien Familien in Weigen in Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, 3. Bd. (— Die Territorien des Deutschen Reiches im Mittelalter seit dem 13. Jh. 2. Bd. Halle 1867). Seite 1109.

<sup>4)</sup> Zeits. über den deutschen Adel sind: Gause, Die heil. röm. Reichs genealogisch-histor. Adelsregister I 1740. II 1747. Hellbach, Adelsregister Jümenau I 1825. II 1828. Knecht, Neues allgemeines Deutsches Adelsregister 1869 ff. (9 Bde.); dazu Knecht, Deutsches Großen & Häuser der Gegenwart, 3. Bde. Leipzig, 1862 ff. Ledebur, Adelsregister der pruss. Monarchie. Berlin, 3. Bde. 1865 ff. Frhr. v. Hellwig-Weilrod, Neues Preuss. Adelsregister. 1836 ff. — Stammbuch des blühenden und abgeforderten Adels in Preussland. 1865—66.

<sup>1)</sup> v. Waldenbergt im Neuen Archiv für Sächs. Gesch. VIII, 349 ff.  
<sup>2)</sup> Eine Übersicht über die deutschen geschichtlichen und altertumsforschenden Vereine hat Hellfer 1904 in einem besonderen Buche veröffentlicht.

<sup>3)</sup> Archiv f. d. Sächs. Geschichte 1863—74. Bd. 1—2 hrsg. v. Wagnmann u. v. Weber. Bd. 3—12 hrsg. v. von Weber. Archiv f. d. Sächs. Gesch. Neue Folge 1875—1880. Bd. 1—6 hrsg. v. von Weber. Neues Archiv f. Sächs. Gesch. u. Altertumskunde hrsg. v. Ermisch Bd. 1—25, Dresden, 1880—1904. Dazu Mitteilungen des Königl. Sächs. Bez. f. Erfordia. u. Geraalt der notariell. Akten. 30 Hefte 1835—1850. In allem erstehen ein Gesamt-Inhaltsverzeichnis von handsch. Dresden 1904. Vielen Zeitschriften zur Seite geht das umfassende, im Auftrag der Staatsregierung ercheinende Urkundenwerk: Codex Diplomaticus Saxoniarum Regiae (Leipzig, Giesecke & Devrient), hrsg. von Postle und Ermisch, Oberregierungsdrucken in Dresden.

<sup>4)</sup> Herausgeber ist Prof. Dr. Dobenecker in Jena. Namens des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde erscheinen von demselben Gelehrten Högesta diplomaten neonon epistolariae historiae Thuringiae (Jena, Fischer).

<sup>5)</sup> Hier findet man die beste Übersicht über familiengeschichtliche Arbeiten des Auslandes.

<sup>6)</sup> Bearbeiter der Literatur über Sachsen-Thüringen erst Ermisch, Dresden, dann Bauer-Berlin.

<sup>7)</sup> Ernst Freiberger von Friesen, Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie von Friesen. 2 Bde. Dresden 1899. Der erste Band dieses vorzüglichen Werkes enthält für den, der etwas tiefere historische Vorkenntnisse an die Zusammenstellung einer Familien-geschichte heranziehen will, nützliche methodische Winke.

und umfangreichste dieser Besitz, das neunbändige von Knecht, durch Rückgabe auch aus ganz mitterwertigen Quellen zur Verbreitung solcher Nachrichten viel beitragen.<sup>16)</sup> Dagegen zeichnet sich das umfangreichere Werk von Oeigner, Standes-Erhebungen und Oben-Aben-Teuflicher Landesfürsten während der letzten drei Jahrhunderte (nach amtlichen Quellen gesammelt und zusammengeheftet, Berlin, Starke, 1880, 952 Seiten fol.) durch große Zuverlässigkeit aus. Unter den genealogischen Taschenbüchern<sup>17)</sup> sind die *Wohlschönen*, jetzt in den drei Abteilungen der uradligen, freierwerblichen und gräflichen erscheinend, die bekanntesten, langjährigsten und wertvollsten<sup>18)</sup>; sie müssen warm empfohlen werden, vortrefflich allerdings die Maffenhaltigkeit des meist von den betreffenden Familien selbst eingereichteten Stoffes die Gründlichkeit der Nachprüfung stellenweise ungenügend beeinflusst<sup>19)</sup>; so daß ihren Angaben keineswegs urkundliche Glaubwürdigkeit beigelegt werden kann.<sup>20)</sup>

Unter den ursprünglichen adelsgeschichtlichen Quellen<sup>21)</sup> stehen

<sup>16)</sup> Roth v. Schredenslein, *Mitterwälder und Mitterhand*, S. 618 und in der *Versteigerungschrift* für Herzabtl., *Sprachhilf* und *Genealogie* XIII 1885, Seite 1 ff.

<sup>17)</sup> *Genealogisches Taschenbuch des Adels*. 1. Bd. 1891. 2. Bd. 1893 (Prüdn., groß 8<sup>o</sup>). Ferner erschien in Bräun, in Wien 1885, im Verlage von Kundsch & Zingand 1870, 1877 ff. ein *Genealogisches Taschenbuch der Ritter- und Adelsgehöriger*, später unter dem Titel *Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser*. Ferner sind 3 Bände des *Jahrbuchs des deutschen Adels*, herausgegeben von der *Deutschen Adelsgenossenschaft*, erschienen (I 1896, II 1898, III 1899, Berlin, Bauer). Son außerdeutschen genealogischen Zeitschriften behandelt das *Annuario della nobiltà italiana* den italienischen, der *Araldo Almanco nobiliare* des Napolitano den spanisch-napolitanischen, *J. Fernandez de Bethencourts Anales de la nobleza de Espana* den spanischen, das *Annuaire de la noblesse de France* par Borel d'Hauterive den französischen, das *Annuaire de la noblesse de Russie* von Emerin den russischen, das *Jaarboek van den Nederlandschen Adel* von Jorkerman van Epen den niederländischen Adel. Ebenen wird verhandelt: *Genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser Österreich*. 1. Band. 1908. Wien, Otto Raab's Erben.

<sup>18)</sup> *Kralje v. Etzdorff*, *Vor Geschichte der Wohlthätigen genealogischen Taschenbücher, im Deutschen Adelsblatt*, XX 1902, Nr. 49 ff. S. 803 ff.

<sup>19)</sup> Vgl. z. B. das *Wohlthätige Genealogische Taschenbuch der freierwerblichen Häuser*, 62. Jahrg., 1902, S. 642 in Betreff mit 1876, *Geschichte des Oberösterreichischen Adels und seiner Güter*, Leipzig 1893, 462. Vgl. auch A. Fischer, *Theorie und Praxis beim genealogischen Taschenbuch des Adels*, im *Archiv für Stamm- und Wappenkunde*, 1904, S. 1 ff.

<sup>20)</sup> Für den Adel des Königreichs Sachsen kommen als bibliothekarische Sachgammern insbesondere in Frage: Die königliche öffentliche Bibliothek im Japanischen Palais zu Dresden-Neustadt, welche die größte Sammlung von *Saxonia* enthält, welche es überhaupt gibt. Vgl. auch Schnorr v. Carolsfeld, *Katalog der Handschriften der königl. öffentl. Bibliothek in Dresden*, Leipzig 1882 ff. Dazu die königl. preussische Universitätsbibliothek in Halle, besonders die *Saxoniae* Abteilung. Auch die Herzogliche Bibliothek in Gotha und die Universitätsbibliothek von Leipzig und Jena sind zu nennen. Das Reichthum an solchen Werken führt zu erwähnen: *Schmiede*, *Wörterbuch der deutschen Bibliotheken*, Leipzig 1899 (= *Verzeichnis zum Zentralblatt für Bibliothekswesen* N); *Schmidt*, *Wörterbuch der Bibliotheken Deutschlands mit Einschluß von Österreich-Ungarn und der Schweiz*, Dresden 1875. Johann Schotta und Rich. Holzmann, *Wörterbuch der Bibliotheken der österreich-ungarischen Monarchie*, Wien 1890. Vgl. auch die Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen, herausgegeben von Dietrich, Leipzig, Dietrich, Vgl. auch *Eintritt*, *Verzeichnis einer Literatur der Sächsl. Weich. Leipzig 1800*; *Adel Richter*, *Literatur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen*, Dresden 1899.

<sup>21)</sup> Die ursprünglichen Quellen für den sächsischen Adel lagern zum Theil an folgenden Orten: Im königl. Sächs. Hauptarchivarchiv; hierüber K. v. Weber im *Archiv für sächs. Gesch.* II 1 ff.; *Ermlich* im *Korrespondenzblatt der deutschen Archive* 1879, in der *Archivalischen Zeitschrift* XIII 1888, S. 282 ff. und im *Neuen Archiv f. sächs. Gesch.* IX 1888, S. 1 ff. Mit Recht bemerkt v. Weber, der liebenswürdige frühere Direktor des königl. Hauptarchivarchivs in Dresden, a. d. S. 23: „Insbesondere jährländ waren im königl. Sächs. Hauptarchivarchiv auch genealogisch-historische Forschungen über die Geschichte einzelner Familien, Städte, die wir, wenn sie im richtigen Sinne aufgefaßt werden, keineswegs als ganz unerschöpflich reichhaltig in dem Theile, welches dabei geliefert wird, liegen vor; häufige Elemente, die insbesondere für die Kulturgeschichte von hoher Wichtigkeit sind.“ — Ferner im königl. Sächs. Kriegsarchiv, über welches dessen früherer Direktor Egner handelt im *Neuen Archiv f. sächs.*

die *Lehnurkundlichen* an erster Stelle. Es ist eine alte Rechtslage<sup>22)</sup>, daß der Befehl dem Lehnherren seine Güter bei der Belehnung benennen mußte. Das geschah ursprünglich, dem gelamten älteren Rechtsweisen entsprechend, mündlich. Mit dem Zunehmen der Schriftlichkeit in der Verwaltung, Rechtspflege, überhaupt im gelamten öffentlichen Leben bürgerte sich die Gewohnheit ein, die Benennung der Güter schriftlich vorzunehmen, d. h. bei der Belehnung auf einem Zettel eine kurze Liste mit einzureichen. Diese Benennungen oder *Belehreibungen*, *denominaciones*, *denombroments* sind in älterer Zeit sehr knapp und ohne längeren Formeltrakt; erst allmählich ermuhen aus den nach der Belehnung abgegebenen schriftlichen Angaben besonders, in voller Urkundenform gelamte *Reevie*, die aber durchaus nicht in allen Fällen ausgestellt wurden. Solche Originalzettel haben sich vielfach erhalten, z. B. für Belehnungen der Markgrafen von Meissen, des Landgrafen Friedrich des Friedfertigen von Thüringen, des Burggrafen Otto von Weining usw. Die Aufbewahrung der losen Zettelnde bot Schnitzereien; sie beanspruchten ziemlich viel Platz und waren leicht der Beschädigung, dem Verlorengang wenigstens einzelner ausgelegt. Dazu kam noch ihre unbedeutsame Föndabung im Bebarstfalle. Deshalb stellte man auf Grund jenes losen Materials *Lehnbücher* zusammen, entweder ohne Gliederung in beliebiger Reihenfolge oder in alphabetischer, wenn auch nicht in streng kirchlicher Anordnung der *Balladen* oder nach sachlicher Gliederung, nach Standestafeln der *Wannen* oder nach geographischen *Belehnungspunkten*, oder in unglücklicher chronologischer Folge. Als ein Beispiel der *Lehnbücher* sei das *Friedrichs des Strengen*, *Landgrafen von Meissen* und *Landgrafen von Thüringen* 1349/1350 erwähnt, welches soeben in mühevoller Zeile von Hrn. Archivar Dr. Eppert und von Hrn. Staatsarchivar Dr. Behringer als *Band VIII* der *Schriften der königl. sächsischen Kommission für Geschichte* herausgegeben ist.

Für die Hauptmasse der in den *Lehnbüchern* verzeichneten Belehnungen ist die Rückausstellung einer Urkunde als gemeiner Brauch anzunehmen. Doch sind hierbei beträchtliche Einschränkungen zu machen, indem sich auch für die Ausstellung von *Lehnbüchern* gewisse Normen aufstellten, gewisse Arten von *Lehnbeziehungen* ermitteln lassen, in denen die Ausfertigung, wenn sie auch nicht obligatorisch war, so doch häufig, beziehentlich vorzugsweise geschah. In den *Kanzleien* größerer Herrschaften mit ausgedehntem *Geldschreibetrieb* wurde die Führung der einzelnen Register bestimmten Beamten zugewiesen. So bildete sich auch als besondere *Kanzleibehaltung* eine eigene *Geldschreiberei*, oft als *Lehnkanzlei* (in *Murkschen* später als *Lehnreputation*) bezeichnet, aus, in welcher nun alle *Lehnangelegenheiten* ihre Erledigung fanden. Bei der *Lehnkanzlei* muteten die *Balladen* ihre *Leben*, ihr *Recht* in die *Lehnerklärungen* ein, sie verhandelte mit ihnen über eventuelle *Lehnerträge*

*Weich.* XX, 1899, S. 148 ff. im *Dresdener Lehnhof* und im *königl. Sächsischen Oberhofmarschallamt* des *königl. Schlosses*. Von auswärtigen *Archiven* sind besonders wichtig das *königl. Preuss. Staatsarchiv* in *Magdeburg* und das *Archiv* bei dem *K. R. Ministerium* des *Innern* in *Wien*. Über den *polnischen Adel*, der im *Königreich* häufig ist, und dessen *archivalische Hilfsmittel* I weiter unten. Über *Archive* sind insbesondere nach folgende *Archive* zu verzeichnen: *Burhard*, *Hand- und Archibuch der deutschen Archive im Gebiete des Deutschen Reichs*, *Luzern*, *Österreich-Ungarn*, der *russischen Chieseprovinzen* und der *deutschen Schweiz*, *Leipzig* 1887. *Hettler*, *Wörterbuch der wichtigsten Archive Europas I. Deutsches Reich* ohne Preußen (vgl. darüber meine *Vernehmung* im *Archivalischen Zentralblatt* 1903, Nr. 2 und *Zitate* in den *Deutschen Geschichtsblättern* 1904, Heft 6); *berl.*, *Archivalischer Almanach* 1903/04 mit einem *Verzeichnis* der *historischen Archive* des *Deutschen Reichs*, *Österreich-Ungarns*, der *Schweiz*, der *Niederlande* und der *Chieseprovinzen*, mit einem *Verzeichnis* ihrer *Archivare* und *Bibliographie* (besser als das *Wörterbuch*). *Witzke*, *Wegweiser durch die historischen Archive Thüringens*, *Gotha* 1900 (vgl. meine *Vernehmung* in meinen *Archivalischen Geschichtsblättern* I 1901, S. 95) und meine *Zusammenstellungen* im *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine* L, 1902, S. 178 ff. (abgedruckt auch im *Protokoll des Döllingerfestes* *Algemeinen Deutschen Archivtag*). Die *Adelsarchive* des Landes entbehren bei uns zum Theil noch einer gedruckten *Reperierordnung*. Einen guten Anhang in dieser Richtung bedeutet das *Druckblatt*: „Aus den *Reperierordnungen* des *Freibereichs* v. *Friedrichen* *Familienarchiv* zu *Nötha*“. *Nötha*, *Druck* von *Witz* 1904.

<sup>22)</sup> Das folgende nach *Eppert*: In das *Lehnbuch* *Friedrichs des Strengen*, *Leipzig*, *Trubner*, 1903, Seite *LXXX* ff. *Bergl.* auch *Otto*, *Das Recht der Lehngüter* in den *Erblauben* des *Königreichs* *Sachsen*, *Leipzig* 1888.

Punkte, vor ihr leisteten die Vasallen den Lehnseid, sie stellten im Namen des Herrn den Rat- oder Lehnschein, sowie den Lehnbrief aus, führte die Register bez. Kopiale über die Belehnungsakte und über die außergerichtlichen Lehnbriefe und vernahmte in ihrem Archiv die sonstigen auf Lehnangelegenheiten bezüglichen Urkunden und Akten. Bei Projekten unter Vasallen, Bezügen in Lehnklagen und dergl. fungierte der aus fernernannten, ständigen Besitzern gebildete Lehnhof als lehngerichtliche Instanz. Eine besondere Behörde mit eigenem Kanzleibetrieb war aber in der Lage, ihren inneren Betrieb intensiver zu betätigen; und dies tritt vornehmlich in der immer stärkeren Zunahme des Schreibwesels hervor. Die ältesten Lehnregister waren ganz knapp und dürftig; nur allmählich wird die Aufzählung der Lehnstücke etwas ausführlicher. Dann fängt man an, nicht nur in den allgemeinen Urkundenregistern die Lehnbriefe zu suchen, sondern auch in den Lehnbüchern sich nicht auf verhältnismäßig kurze, bloße Aktzeilen zu beschränken, vielmehr in dieselben selbst die Lehnbriefe mehr oder minder verkürzt gleich mit einzufügen. Zugleich nehmen die Fälle der Urkundenausstellung bei Belehnungen an Häufigkeit zu, um schließlich zur Regel zu werden. Damit verdrängen aber die Lehnbücher ihren bisherigem mittelalterlichen Grundcharakter, sie werden aus Aktregistern zu Urkundenregistern. Inwieweit man die Urkunden nicht mehr bloß ausgangsmäßig registrierte, sondern ihrem vollen Wortlaut nach, meist nur mit Beibehaltung typischer Formeln, besonders am Anfang und Schluß der Urkunden, in die Geschäftsbücher eintrug, sie nicht expedierte, sondern kopierte, wurden die alten Lehnregister zu Lehnkopialien. Lehnkopialien liegen für viele spätere Verwaltungen seit dem 15. Jahrhundert in langen Reihen von Bänden oft beträchtlichen Umfangs vor. Die einmal ins Breite gehende Ausbildung der Briefschreiber in den Kanzleien zeigt sich ja nicht bloß in der regelmäßigeren Ausstellung von Lehnbriefen und deren vollständiger Wiedergabe in den Lehnkopialien, sondern auch in der sachlich immer präziser und stichtich immer weitschweifiger werdenden Fassung der Lehnbriefe. Auch in solchen kulturgeschichtlich interessanten Ausfertigkeiten spiegelt sich getreu das Wesen einer Zeit: im 13. und 14. Jahrhundert finden sich selbst wichtige Kaiser- und Papsturkunden oft auf dürftigen kleinen Stücken Pergaments geschrieben, im 17. und 18. Jahrhundert wird für eine innerlich wertlose, hohle Kaiserliche Gnadenverleihung oder Rangserhebung ein Quadratmeter Pergament und noch mehr oder eine ganze Lage Pergamentblätter in Buchform verwendet. Im 13. und 14. Jahrhundert wird über die Lehnregister einer ganzen Herrschaft nur ein knapper Bericht im Lehnregister gemacht, und selbst ein Lehnbrief ausgeliefert wird, gebengt er des Lehnobjekts weit verhältnismäßig kurzer Bezeichnung in wenigen Worten; im 17. und 18. Jahrhundert werden selbst kleinere Lehen meist mit breiterer erweiternder Ausführlichkeit behandelt und jede Handvoll Hinzugemalte, jeder Fußreiter Biermaßes umf. ausgezählt. Mit dem Schmälteigeworden der einzelnen Urkunden schwellen naturgemäß auch die Kopialien immer wieder an. Wo im 14. Jahrhundert ein mächtig harter Registerband in Quart oder Kleinfolio einem großen Gebiete für ein Vierteljahrhundert genügt, beansprucht im 17. Jahrhundert ein einzelner Kreis ab ca. paar Jahre seinen eigenen dickreihigen Kopialband in Folio, so daß für ein größeres Fürstentum in 2 bis 3 Jahrzehnten eine ganze Neopostur voll Bände herauskommt.

Ein lateinisches do oder a (ab) in Urkunden kann wie das deutsche von im allgemeinen ebensogut Adels als bloße Ortsbezeichnung sein. Zeitgenosse erkennt freilich vielen das Präfix von an als die zuverlässigste und vollkommen internationale, weil vor dem Namen fast aller Nationen zu findende Adelsbezeichnung. Allein das Wort von, das wie das lateinische do, das französische du und de la und das niederländische van a. d. u. s. v. häufig bei rein bürgerlichen Familien vorkommt, ist besonders im Nordwesten Deutschlands ganz häufig eine bloße Ortsbezeichnung, die Zahl der deutschen bürgerlichen Familien mit dem Worte von beträgt etwa 100 000.<sup>21)</sup>

<sup>21)</sup> Das „von“ bei bürgerlichen Familien ist Namensbekanntheit. Den Vertretern der Ansicht, daß die Bezeichnungen „von“, „auf“, „aus“, „zu“ dies auch bei adligen Familien oder wenigstens bei denen

Kauser den Lehnurkunden kommen für das Mittelalter neben zahlreichen gelegentlichen Erwähnungen in allerhand Urkunden, besonders in deren Zeugnissen<sup>22)</sup>, hauptsächlich die Retrologien, Gebetsverbrüderungen und ähnliche familiengeschichtliche Quellen<sup>23)</sup> in Betracht. Den Mitgliedern einer Klostergemeinde genügt es nicht, gegenseitig füreinander zu beten, sondern sie suchen dieser Fürbitte durch Regelleistungen verstärkte Wirkung zu verleihen. Kloster trat zu Kloster, und ihre weitabgelegenen Anstalten reichten über die Meuzen ihrer engen Umtriebung zu Genuß und Hilfe in jeder geistigen Not in und nach dem Leben im Gebete einander verbrüdernd die Hand. Das Prinzip der Gefallschaft des Gebets ergriß immer weitere Kreise: nicht nur Kloster mit Klöstern, sondern auch Klöster mit Dom-Kapiteln, Dom-Kapitel mit Dom-Kapitel, Geistliche mit Weltlichen oder Laien treten in Gebetsverbrüderung zueinander. Die zur Ausführung des Gebets für die Verbrüdeten aufgestellten Listen bieten eine große Fülle von Namen, eine St. Gallener zählt 2600 Namen, eine Reichenauer 4000 und zwar aus allen Ständen selbst aus den der Dienstleute und Leibeigenen, von denen sonst verhältnismäßig nur spärliche Kunde an uns gekommen ist. Auf einer Pergamentrolle sandte man sich die Namen der in den verbrüdeten Klöstern verstorbenen Brüder zu. Auch Weltlichbezüglichen in Prosa oder Versen wurden auf solch einem „Rotalus“ aufgeschrieben. So heißt es z. B. auf einem solchen lateinischen Rotalus schreiben: „Die Seelen aller Bräueren, die gekorben sind, mögen in dem möhren Frieden, welcher Christus ist, ruhen, wir haben für die eurigen gebetet, betet für uns und die unfrigen, deren Namen Gott in das Buch des Lebens schreiben möge. Amen . . . Wollst du beten für uns, wir alle beten, daß du selbst und auch wir zum Christ mögen gelangen. So heißt“<sup>24)</sup>

des Adels sein, vgl. insbesondere v. Hälow, über den Erwerb eines adligen Familiennamens durch Annahme an Kindesstatt nach dem bürgerlichen Gesetzbuch in der Deutschen Juristenzeitung 1896, S. 132, und Deutsche Juristenzeitung 1900, S. 373, v. Hälow, Krädmann und Opel, Ostodien zum 24. Juristentage Bd. III, S. 177 ff., Reben u. a. gegenüber v. Staubgen, Juristenzeitung 1898, S. 362, Sohm, Juristenzeitung 1899, S. 8, Bornhauf in Schulenhein und Kreis Verwaltungsgeschichte Bd. 8, S. 48. Der 25. Juristentag hat sich im Jahre 1900 nach sehr eingehender Besprechung von Werke, Wille, Kefau, v. Stradonin und anderen mit großer Mehrheit dafür entschieden, daß überwiegende Gründe dafür sprechen, bei adligen Familien auch das einfache „von“ heute als bloßes Adelspräfix zu betrachten. Vgl. auch Brandendorff, über den Nichtgebrauch des Adelspräfixes teils des niederen Adelslichen Adels, Dresden 1895, und Klinging in der Vierteljahrsschrift für Wappenk., Siegel- und Familienkunde, XXI, 1893, S. 276 ff.; Klemm in Deutschen Herold XXI, 1895, S. 108 ff.

<sup>22)</sup> Vrestau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, I, 1889, S. 790 ff. Bolle, Lehre von den Privaturkunden, 1887, S. 71 ff. Pider, Beiträge zur Urkundenlehre, Innsbruck 1877-78, 2 Bde. Nachträge dazu in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. 1, 2, 6. Giry, Manuel de diplomatique. Paris 1894. Photographische Abbildungen von Zeugnissen findet man z. B. bei Erdt-Langl, Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Paläographie, 3. Aufl. Berlin 1908, Tafel 92; Steffens, Lateinische Paläographie, II, 1904, Tafel 41 ff., und in meiner Schrift: Das älteste Fußstark Actuarial im Staatsarchiv zu Nürnberg, Leipzig 1899. Um übrigen ist diebezügliche zu verweisen auf die Beserke von Vrestau über Urkundenwesen und von Langl über Paläographie in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft (Berlin).

<sup>23)</sup> Vgl. meine Auflage: „Gebetsverbrüderungen, Retrologien und verwandte familiengeschichtliche Quellen des Mittelalters“, Dresdner Journal 1904, Nr. 209 f. und Das Retrologium des Wälsbüdler Stadtarchivs, Wälsbüdler Geschichtsblätter 6. Bd. 1905. Joppert, Verbrüderungsbücher und Retrologium im Mittelalter, Sitzungsber. der philologisch-histor. Klasse der Kaiserl. Akad. d. Wissensch., Wien, X, 1853; XI, 1854. Eine sehr gute Festschrift eines Retrologiums wird durch die Reproduktion einer Seite des Retrologs des Rommerstoffs Wälsbüdler beigegeben bei Erdt-Langl, Schrifttafeln zur Erlernung der latin. Paläographie, 2. Aufl., 1898, Tafel 61. Eine gute Übersicht über die Retrologien-Literatur bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter II, 40.

<sup>24)</sup> Ores pro nobis, omnes oramus ut ipse Et nos ad Christum perveniamus. Amen.

(Fortsetzung folg.)

### Bücherbesprechungen.

— **Afien.** Von Prof. Dr. B. Sievers. Zweite Auflage. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnit, Kupfer und Farbendruck. Fünfter Band der von Prof. Sievers in zweiter Auflage herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde“. Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien. In Halblein gebunden 17 Mk. — Afien liegt schon seit Jahren an erster Stelle des allgemeinen Interesses. Das gewaltige Ringen in Ostasien ist noch nicht zu Ende. Wird es an einen Abbruch gelangt sein, dann treten neue politische und wirtschaftliche Probleme auf den Schauplatz, die nur auf dem Moment des Freiwerdens der jetzt aberweit engagierten Kräfte warten. Der am 7. September 1904 abgeschlossene Vertrag von Peking ist bei der Unklarheit seiner Erfüllung nicht weniger als eine ewiglebige Entscheidung. Nichts Neues aus Afien? wird noch auf Jahre hinaus eine täglich berechtigte Frage sein. Aber trotz der in den letzten Jahren angeschwollenen Afienliteratur, sowohl von Seiten der Wissenschaft als von Seiten des Pöbels, sind wir an zusammenfassenden Werken über den größten Kontinent unsehr Erdballs sehr arm. Um so erfreulicher ist das rechtzeitige Erscheinen der zweiten Auflage des Werkes von Sievers über Afien. Zwölf Jahre sind seit der Veröffentlichung des ersten Auflage verstrichen. Nicht allein, daß während dieser Zeit die Einzelkenntnis vieler afianischer Gebiete gemacht ist, sondern auch die Forderung einer neuzeitlichen Länderkunde stellte an den Verfasser Aufgaben, die aus dem alten Werk ein völlig neues schufen. Anknüpfend an die Begriffs-kategorien wurde der Stoff in der Neuauflage nach dem großen Einzelwissenschaften eingeteilt: Botanik, Medizin, Zoologie, Vögel, Fische, Insekten, Mollusken, Säugetiere, Vögel, Fische, Insekten, Mollusken, Säugetiere. Innerhalb der Einzelwissenschaften tritt noch ein gewisser Schematismus zutage, insofern jede Einzelwissenschaft nach innerem Bau und Oberflächenform, Beschaffenheit und Klima, Pflanzendecke und Tierwelt, Bevölkerung, wirtschaftlichen Verhältnissen, Staaten und Befehlshaber behandelt wird, aber in Anbetracht der Übersichtlichkeit und Orientierung kommt dieser Schematismus dem ganzen Werke zugute. Die großen Einzelwissenschaften werden durch zwei Wäpne: Erörterungs-geschichte und allgemeine Übersicht, eingeleitet. Der umfangreiche Stoff, der sich hier in einem handlichen Bande von mäßiger Stärke zusammenfängt, wird gewandt behandelt und ohne das Bewußt geheimer Anmerkungen dem Leser dargeboten. Wie die treffliche Einleitung ist auch die bildliche Erläuterung, womit Sievers' Länderkunde das geschriebene Wort in bekannter willkommenen Weise ergänzt, erneuert worden. Wir sehen neue illustrative Bilder, die nach Photographie wiedergegeben sind, neu entworfenen Karten, die sich nicht bloß auf Entscheidungsgeschichte, geologische, orographische Aufbau, auf Mensch, Tier- und Pflanzenverbreitung, sondern auch auf wirtschaftliche Verhältnisse beziehen. Die neue Karte über die Entdeckung des Kolonialbesitzes in Afien sei besonders noch hervorzuheben, wie auch die tektonische Karte, die den letzten Versuch darstellt, die neueren Ansichten über den Bodenaufbau Afiens für den ganzen Erdteil kartographisch festzulegen. Demjenigen, der tiefer in die Kenntnis Afiens eindringen will, gibt ein 16 Seiten umfassendes, dem Kapitel entsprechend geordnetes Literaturverzeichnis ein reiches Quellenmaterial an, während ein umfangreiches Register die Stelle des gemaltigen, im Werke selbst verarbeiteten Stoffes erschließt. Im großen ganzen haben wir in dem Werke von Sievers eine der trefflichsten Länderkunden über Afien, die die Literatur aufzuweisen hat. Daß sich im einzelnen hier und da Berichtigungen finden, kann der guten allgemeinen Seite des Buches keinen Abbruch tun; so muß es auf S. 28 1902 und nicht 1901 heißen, in welchem Jahre Dr. Friederichsen mit Sapozhnikow in Afien reiste; nach den neueren Untersuchungen der Zoologen Socy, Futterer u. a. über die sogenannten Honjo-Ablagerungen hat man in dem nördlichen Zentralafien zahlreiche tertiäre Binnenseebetten anzunehmen, nicht ein breites, mittelmeergebietes Becken (S. 46); die Wirtschaftskarte von Sibirien (S. 303) ist in dem einfarbigen Schwarzdruck verfehlt; die Tierverbreitungskarte muß auch verbessert werden, Seotter ist an der Benennung und auf den Karten nicht mehr nennenswert; siehe Querprofile wie auf S. 45, 47 haben auch keinen Wert, usw. E.

— Der Suezkanal. Von Albert Ingard Eder von Cichalew, k. u. k. Hauptmann im 14. Pionier-Bataillon. H. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig. 8 Bogen. Geh. 4 Mk. Gebd. 5 Mk. — Die Festnahme neutraler deutscher

und englischer Schiffe im Suezkanal durch die russische Freiwillige Schwarze Meer-Flotte bei Ausbruch des ostafianischen Krieges hat von neuem die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Suezkanals und die nur unvollständig geklärte Frage seiner Neutralität gelenkt. Allen denen, die nähere Orientierung sowohl über die wirtschaftliche als auch über die politische und militärische Bedeutung des Suezkanals suchen, sei das Buch angelegentlich empfohlen. Es gibt eine Geschichte der alten Paraoenenkanle, eine Beschreibung der topographischen Verhältnisse der Landenge, der Baugeschichte des Werks, der Betriebs- und Verkehrsverhältnisse und zum Schluß eine eingehende Würdigung der militärischen Bedeutung und der in Frage kommenden Bestimmungen des internationalen Seerechts. Besonders Anerkennung verdienen auch die sechs sehr schön ausgeführten und deutlichen Pläne.

H. St.

— Das Mikrophotop. Die neue Generalstabartenlupe. Mittler u. Sohn, Berlin. 50 S. — Auf eine recht interessante Erfindung macht der vorliegende Sonderabdruck aus Heft 1/1905 der Kriegstechnischen Zeitschrift aufmerksam. Der Apparat nimmt eine Section der Generalstabkarte 1:100 000 auf 8 qm verkleinert in sich auf und durch eine verstellbare, das Bild wieder vergrößernde Lupe vermag man jeden Punkt der Karte dort Auge zu bringen und einen Vergrößerungsmaßstab von etwa 175 qkm bequem zu übersehen. Außerdem ist ein Verkleinerungsmaßstab mit einer feinen Skizzenlupe angebracht, welcher erlaubt, bei Nacht die Karte hell zu erleuchten. Der ganze Apparat ist sehr handlich, etwa 12 cm lang, nicht schwerer als ein Fernglas und kostet mit 6 Diapositionen 25 Mk. Wenn die neue Generalstabartenlupe auch die Papierarten besonders für den höheren Führer nicht ersetzen kann, so beilegt sie doch zweifellos verschiedene Mängel, die den bisherigen Karten anhaften: Das lästige Auseinanderfallen fällt weg; es läßt sich, da die Diaposition nur wenig Raum einnehmen und leicht nach jeder anderen Karte bereitgestellt werden können, ein großes Kartenmaterial ohne Belmmerde mitführen, die Karte ist bei jedem Wetter und bei jeder Tageszeit mit gleicher Deutlichkeit zu lesen, und sie leidet nicht, wie die Papierarten, durch den Gebrauch. Die Erfindung verdient, daß die militärischen Vorknder einbezogene Verluste damit anstellen, um ihre praktische Brauchbarkeit näher zu erproben. Auch für Touristen, Passagiere, Automobilfahrer dürfte die Erfindung von Interesse sein. H. St.

— **Vttmann**, (Prof. Dr.) und **Reier** (Oberleutnant), Der Offizier als englischer Dolmetscher. Mittler & Sohn, Berlin. 4 Mk. — Seit diesem Jahre ist in den Lehrplan der Kriegsakademie der englische Unterricht aufgenommen, ein Beweis des gesteigerten Interesses der Armee an dieser Sprache. Als eine langentbehrte Ergänzung zu andern Lehrbüchern dient dieses Werk zur speziellen Erlernung der englischen Militrsprache und der englischen Vorknder und wird deshalb als Vorbereitung zum englischen Dolmetscherexamen hochwillkommen gesehen werden. Die überaus glückliche Auswahl der Vorknder bietet einen Schatz militärischer Ausdrücke und Redewendungen und gibt einen vollkommenen Überblick über die englische Armee und ihre Einrichtungen. Zugleich bildet das Buch den Schlußstein eines arbeits- und legerbundenen Wortschatzes, denn wenige Wochen nach dem Erscheinen ist Prof. Vttmann verstorben; möchte sein Vermächtnis dazu dienen, das Studium der, wie die letzten Kriege zeigen, auch für uns so wichtigen englischen Sprache in der Armee zu fördern. H. St.

— **Gripenkerl**, Taktische Unterrichtsbriefe zur Vorbereitung für das Kriegsakademie-Examen, taktische Übungsschritte, Kriegsspiel und Manöver. Aufgaben im Rahmen des Detachements gestellt und erläutert. 6. Auflage. Berlin, Mittler & Sohn. 8 Mk., gebd. 10 Mk. — Für den Offizier, der nach mehrjährigem Frontdienste sich wieder mit den theoretischen Grundfragen seines Berufs vertraut machen oder sich zur Kriegsakademie vorbereiten will, bietet sich kein geeigneteres Werk finden, als die in der Armee weit verbreiteten und geschätzten „Unterrichtsbriefe“ von Gripenkerl, die jetzt in 6. Auflage vorliegen und in französischer, englischer, rumänischer, japanischer und griechischer Übersetzung ihren Weg auch ins Ausland gefunden haben. Der die 25 Briefe eingehend und aufmerksam durcharbeitet hat, wird seine Mühe reich belohnt finden und eine tüchtige Grundlage für weiteres Arbeiten gewonnen haben. Die nötigen Karten sind beigegeben. H. St.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Rißert in Leipzig.

**Bezugspreis**  
 der Abholung: 1 M 25 A.,  
 bei wöchentlichem Zusendung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1 M 61 S., für  
 auswärts 1 M 64 S.,  
 vierteljährlich  
 Einzelne Nummern 5 A.

**Ersteinst**

Dienstag, Donnerstags  
 aus Sonntags und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Preussische Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

**Nr. 102.**

Dienstag, den 29. August, abends.

**1905.**

## Hilfsmittel und Quellen der sächsischen Adelsgeschichte.

Mit Bezug auf das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902.

Von Regierungsrat Prof. Dr. G. Seydewitz,

Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern.

(Fortsetzung.)

Hatte man sich in den älteren Zeiten damit begnügt, den  
 Todestag einer einem Kloster durch geistige oder zeitliche Wohlthat  
 lebendiger werter Persönlichkeit im Martyrologium oder Kalen-  
 darium oder im Buche der Klosterregel anzumerken, so schloßen  
 bei der wachsenden Zahl der Namen die Supplementblätter ver-  
 mögen an, daß das Nekrologium als selbständiges Buch in die  
 Reihe der Kirchenbücher trat. Das von Wende<sup>10)</sup> veröffentlichte  
 Kalender von Pegau verzeichnet eine Anzahl von Mitgliedern  
 der Familie de Schoonburg, einen Fridericus de Schoon-  
 berg, einen Guntherus und einen Nycolaus de rochin berg,  
 einen Gotschalch laycus et miles de hogenstein, einen Otto  
 laicus de Sytwiez armiger. Der von Wende publizirte  
 Nekrolog des Marienlokters in Remnic nennt Fridericus de  
 Schönburg laicus, Valke de Donyt et Adylhodis  
 uxor eius, jener Ritter Ulrich von Krimachow und  
 seine Gattin Sophie, Johann und Heinrich de Schlenitz<sup>11)</sup>.  
 Die familiengeschichtlichen Angaben in Adels-, Freiherren-  
 und Grafen diplomaten können, obwohl sie in diesen Urkunden enthalten  
 sind, nur dann, wenn sie aus anderen Urkunden bestätigt werden,  
 urkundliche Bedeutung beanspruchen. Es ist nämlich bekannt, daß  
 die in den genannten Diplomen vorkommenden Nachrichten die  
 betreffenden Familien ohne Rücksprache von der Kaiserlichen  
 Kanzlei aus den vorgelegenen Bewerbungschriften, die von der  
 betreffenden Familie oder von dem betreffenden Bittsteller  
 selbst zusammengestellt wurden, fergeshand und ohne Rücksprache  
 abgeschrieben worden sind. Die wenig zuverlässig solche Be-  
 werbungsschriften waren, daß sie mag als Probe ein Auschnitt  
 aus dem Bewerbungsschreiben Burckhards v. Der zu Kadesch,  
 Dinkelsburg und Grumbach um den Freiherrentitel, den er auch  
 dieses Diplom vom 12. Nov. 1677 erhielt, dienen: So habe Ich zu Conser-  
 vierung meines adelichen Namens und Stamms, als lebendigen  
 von meiner Seite mich vor 6 Monaten ab in die Hinterlassene  
 Freystrom und Wittib des Generalleutenants von Badenhaupt  
 geböhrender von der uralten adelichen Familie von der Red zu  
 Forst verheiratet, und mit derselben zwei Ew. Kaiserlichen  
 Majestät und dem Heiligen Römischen Reich ohnmittelbar unter-  
 vorfene adeliche Häuser, als Grumbach und die ritter Hof  
 zu Weinheim cum pertinantijs bekommen, dahero Ich  
 dan zugleich ein Mitglied der frändlichen Reich ohnmittelbar  
 freyen reichsritterchaft worden, und die hohe Gnad erlangt  
 Ew. Kaiserl. Majestät und des heiligen Römischen Reichs  
 ohnmittelbarer allerunter-  
 thanigster und getrewster unterthan und Knecht mich zu nennen.<sup>12)</sup>  
 Hierüber ist zunächst zu bemerken, daß Burckhard von Der sich  
 zwar als ein Mitglied der frändlichen Reichsritterchaft bezeichnet, aber  
 in dem gedruckten vorliegenden Verzeichnisse jener Reichsritterchaft  
 erwähnt wird.<sup>13)</sup> Ferner machte der bloße Besitz eines ritterchaft-

lichen Gutes seinen Besitzer weder zum Reichsritter, noch verhalfte  
 er ihm überhaupt einen höheren und vorzüglicheren Rang.<sup>14)</sup>  
 Auch erhielt jeder, der in die freie Reichsritterchaft respiziert  
 und immatrikuliert war, von Directorium der freien Reichsritter-  
 schaft ein Ritterdiplom ausgestellt und zugestellt, welches von  
 den Mitgliedern des Directoriums unterschrieben und unter Vor-  
 druckung des größeren Kreis- und Kantonsiegels ausgestellt war.  
 Ein solches Receptionsdiplom enthielt die Forderung, daß er nun  
 dem reichsritterchaftlichen Kontraktum dergestalt einverleibt werde,  
 daß er und alle seine adelichen Leibeigener für Reichs-  
 adeliche Mitglieder des obigen Rittertreues oder Kantons, mochte  
 respiziert sei, geht und aller einschlagenden Privilegien und Frei-  
 heiten teilhaftig sein sollen.<sup>15)</sup> Von einem solchen Receptions-  
 diplom ist weder in dem Geheiß des Burckhard von Der um Er-  
 hebung in den Freiherrnstand die Rede, noch sonst irgend etwas  
 bekannt. Die Behauptung also des Burckhard von Der, er gehöre  
 der frändlichen unmittelbaren Reichsritterchaft an, ist falsch.<sup>16)</sup>

Wahrscheinlich, besonders aus älterer Zeit, sind ebenfalls oft  
 falsch. Der Kadmer, daß jemand wirklich 8 oder 16, oder  
 32 Ähren hatte, erfolgte dadurch, daß 4 angelegene Ährle die  
 von den Beteiligten angefertigte Währntafel als richtig bescheinigt  
 und mit ihrem Siegel versehen. Die familiengeschichtlichen Nach-  
 richten, welche man zur Zusammenstellung der Währntafeln be-  
 nutzte, waren aber häufig urkundlich unlegbar und von Mund  
 zu Mund weiter getragene Traditionen.

Die Währntafel z. B. für Otto Heinrich Freyher von Freien,  
 auf Rötha und Reichsritter, zweier Ew. Fürsten zu Sachß. Geh. Rath,  
 wie auch leger Königl. Mayt. in Pohlen u. Gur Fürstl. Durcht.  
 zu Sachßen ältesten Geheimen Rath und Campfer<sup>17)</sup> nennt in der  
 Reihe seiner 32 Ähren als erstes Paar: Stephan v. Freien  
 auf Rauern und Margarethe v. Wänau. Dasselbe Paar findet  
 sich auch in Reichsprivilegien z. B. in der auf Heinrich v. Freien-  
 Schönfeld. Nun hat Hr. General Carl Frhr. v. Freien in seiner  
 Geschichte der reichsritterchaftlichen Familie von Freien (I 1899,  
 Seite 19 ff. 81 ff.) nachgewiesen, daß dieser Stephan v. Freien

Reichs-Ritter-Ährle, Ilm 1721, 2 Wäbe; derselbe, Oswalden,  
 Ritterlaal, Ilm 1776; Damian Hartart von und zu Hartstein,  
 von der Ehebe des deutschen Reichsadel, Sulda 1740; Johann  
 Wader, Reichsritterchaftliches Magasin, Frankfurt und Leipzig 1780  
 bis 1789; Roth v. Schredenstein, Geschichte der ehemaligen freyen  
 Reichsritterchaft II 591 ff.

<sup>10)</sup> Kerner, Allgemeines positives Staats-Recht der unmittel-  
 bar freyen Reichsritterchaft, Vemgo 1786, S. 134 f.

<sup>11)</sup> Kerner, Allgemeines positives Staats-Genossenschaftsrecht  
 der unmittelbaren freyen Reichsritterchaft, Vemgo 1788, S. 166 ff.

<sup>12)</sup> Über das Geschlecht v. Der, das gegenwärtig sich in den  
 höchsten militärischen und zivilen Dienststellungen des Kaiserlichen  
 Soldaten befindet, ist zu vergleichen: Fabus, Geschichte der weßfälischen  
 Währntafel, Köln 1888, S. 309. — derselbe, Geschichte der Herren  
 und Freiherren v. Hüb 1860, S. 126 ff. — Auborff, Die Bau-  
 und Kunsthändler des Kreises Lüdinghausen, S. 66. — Gotthalds  
 Taschenbuch der freyherren Häuser XIV, 1864, S. 562. — Großer  
 Siebmacher, Preussischer Adel, Terg, S. 284. — Weßfälische Siegel  
 der Ritterläster. Mit Unterstützung der Landräthe der Provinz  
 herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Weß-  
 falens bearbeitet von Philipp, Zumbühl und Zigen, Tadel 148,  
 Nr. 11. — Herz v. Spießen und Wolf v. Sillbebrandt, Wapen-  
 buch des weßfälischen Adels, Götting, Starke, Pflanzung 8.

<sup>10)</sup> Wende, Scriptores rerum Germanicarum praeipue  
 Saxonicarum II, 118 ff., 156 ff.

<sup>11)</sup> Vgl. auch Delisle, Rouleaux des morts du IX au XV  
 siecle, 1866, und „Des monuments paléographiques concernant  
 l'usage de prier pour les morts“ in der Biblioth. de l'école des  
 chartes II, 3, 264 ff.

<sup>12)</sup> König, Preussisches Reichsarchiv, Pars specialis Continuatio III,  
 Leipzig 1703; Burgermeister, Codex diplomaticus equestris oder

auf Aeuern gar nicht existierte, sondern in Wirklichkeit Bernhard v. Frielen hieß. Aber auch die Gemahlin jenes erdichteten Strophan hat in Wirklichkeit nicht existiert. Jener Bernhard v. Frielen war nämlich zweimal verheiratet, erst mit Margarethe v. Ende und dann mit Mathilde v. Wänau. Man verband also den Familiennamen der zweiten Frau mit dem Vornamen der ersten Frau und gab die so erdichtete Dame einem ebenfalls erdichteten Manne zur Frau.

Für die Aufstellung richtiger Stammbäume sind die Pfarrarchive von größter Wichtigkeit. Aus den Geburts-, Trau- und Totenbüchern lassen sich, unter gelegentlicher Ergänzung aus Lehnurkunden, Ahnentafeln und anderen Quellen<sup>17)</sup>, die genealogischen Reihen konstruieren. Das ist freilich eine zeitraubende und sorgfältige Arbeit. Aber sie trägt den Lohn eifriger Freude in sich selbst.

Wohl daw, der seiner Räter gern gehent,  
 Ter froh von ihren Taten, ihrer Größe,  
 Den Räter unerührt und, hiß sich freudig,  
 Ans Ende ihrer schönen Kette sich  
 Geschlossen hielt.

Bis in die neueste Zeit herein galten die Kirchenbücher als Nebenbrüder unter den Zeugnissen der Vorzeit. Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts werden sie planmäßig nach Bestand und Alter inventarisiert und nach ihrem Inhalt durchforscht. In Schwaben hat man besonders früh mit der Anlegung von Kirchenbüchern begonnen; die ältesten stammen aus Freidau, wo die Taufregister 1536, die Traueregister 1522 und die Totenregister sogar schon 1502 anlangen.<sup>18)</sup>

Bei den zahlreichen Aus- und Einwanderungen ablicher Familien kommen zur Erläuterung ihrer Stammbäume die Kirchenbücher von ganz Europa in Betracht. Kirchenbücher finden wir in Italien und der Provence mindestens schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Auch in Mittelfrankreich haben sich noch einzelne Reste dieser geistlichen Personalregister bis in die 30er Jahre des 14. Jahrhunderts zurück erhalten. Im Erzbistum Toledo wurden Tauf- und Traueregister aus Veranlassung des Erzbischofs Jimenez i. J. 1497 eingeführt. In England wurden alle drei Hauptregister von Tausen, Trauungen und Begräbnissen zwei Jahre nach der Trennung von der römischen Papstkirche durch Verordnung König Heinrichs VIII. i. J. 1538 eingeführt und fanden ungemein schnelle Verbreitung, in Schottland erst seit 1551, in Irland viel später. In Teuschland, wo wir vereinzelt Taufregister schon im 15. Jahrhundert von Provinzialsynoden angeordnet sehen, ist das älteste Überbleibsel eines Kirchenbuchs im neueren Sinne des Wortes ein Taufbuch von St. Theodor in Basel von

1490 bis 1497, welches 1861 ins Britische Museum nach London gelangte. In Teuschland beginnt die Kirchenbuchführung seit der Verbindung der Renaissance mit der religiös-sittlichen Bewegung. Überall von den Alpen bis an den Garz, von den Bogenen bis nach Schlefien finden wir Kirchenbücher von den ersten Anfängen der Reformation an. Namens der römisch-katholischen Kirche wurden Tauf- und Traueregister zuerst durch die Dekrete der 24. Session des Tridentiner Konzils bedinglos, die Sterberegister durch das Rituals Dekretum i. J. 1614 dringend empfohlen. Erst nach und nach wurden zwischen 1564 und 1616 die Tridentiner Verordnungen in den deutschen Bistümern veröffentlicht; die Register selbst aber noch viel allmählicher seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wirklich geführt. Bemerkenswert ist der späte Einzug der Kirchenbücher an den deutschen Nord- und Ostseehäfen. Hier beginnen, mit einzelnen Ausnahmen, auch die evangelischen Kirchenbücher erst verhältnismäßig spät; doch gehen die evangelischen Register im allgemeinen auch hier etwas weiter zurück, als die römisch-katholischen. Nach Dänemark, Norwegen und Schweden kamen die Kirchenbücher erst 1646, 1685 und 1686, obwohl in allen drei Reichen eine Anzahl von Registern weiter ins 17. Jahrhundert zurückreicht.<sup>19)</sup>

Eine nützliche Quelle, auch zur Ergänzung der Kirchenbücher zu gebrauchen, sind alle Arten von Akten, sei es von den Bürgern unserer Städte, sei es von Höhern unserer Universitäten und den Schülern unserer Schulen, sei es von Offizieren aller Grade. In den Matrizen unserer Universitäten ist häufig die höhere Aufnahmegebühr nach Ansehen adliger Geburt und zwar auch dann, wenn die Adelspräbilität vorgefallen sind. Die Altersangaben in den Offizierslisten sind nicht immer zuverlässig. Denn es ist eine feststehende Tatsache, daß in früheren Zeiten, als es noch keine strenge urkundliche Alterskontrolle gab, fähigere und junge Leutnants sich in den Offizierslisten älter machten, als sie waren, weil sie dann schneller befördert wurden, daß sich höhere Offiziere, namentlich Generale, jünger machten, als sie waren, um der Pensionierung noch einige Jahre zu entgegen. Es ist z. B. zweifellos, daß die Altersangaben in den Regimentslisten der preussischen Armee im Anfang des 18. Jahrhunderts äusserst unzuverlässig sind.<sup>20)</sup>

Eine Familienquelle, die auch nur einigermaßen erschöpfend sein muß, darf sich nicht auf die Männer beschränken, sondern muß auch deren Frauen berücksichtigen. Es ist verfehlt, immer nur nach der direkten Abstammung, nach Vater, Großvater und Urgroßvater zu forschen. Viele Methode muß zur Erreichung gewisser praktischer Zwecke ausreichen. Für eine allseitige Berücksichtigung der einzelnen Familienmitglieder können vielmehr alle vier Großeltern, alle acht Urgroßeltern in Betracht. Für die Beurteilung eines Volkes ist es z. B. wesentlich zu erfahren, daß seine Mutter eine väterliche Patriarchatsfamilie gewesen ist, als die Feststellung, was irgend einer seiner Ahnen im 16. Jahrhundert getan hat. Dieses Material ist leider sehr mangelhaft. Schon die Reste der Urgroßeltern ist selten voll-

<sup>17)</sup> Über Ahnentafeln ist u. a. zu verweisen auf Kefele v. Stradonitz, Ahnentafel Atlas. Berlin, Siegmund 1898 ff. über zwei Ahnenstämme aus dem 15. Jahrhundert berichtet Hausmann, der Verfasser des fläussischen Werkes über das Wapenrecht Pomm. 1896, in Anknüpfung an einen Eriten jüdischen Geiz, Röder zu Leubnitz und Caspar und Johb v. Wachwitz, im Deutschen Herold XXVI, 1895, Nr. 11, S. 146 ff. über zwei ältere Ahnentafeln aus dem Vogtlande F. Schmidt im Deutschen Herold XXXI, 122 ff. über Turnierabzeichen im Weimarer Staatsarchiv vgl. v. Obernitz in der Vierteljahrsschr. f. Wapen-, Siegel- und Familienkunde XXII, 1901, S. 224 ff. über Landesherrliche Peter in der heraldisch-genealogischen Zeitschrift des Vereins „Adler“ in Wien I, 1871. Sehr nützlich sind auch die Beschäftigungsbücher des Staatsbibliothek, in t. B. des Bistums in Wienig. Zitiert Hauptstaatsarchiv zu Tübingen Loc. 22665. In den Rätebüchern „Großherzoglich-sachsen“ wurden bereits seit 1439 die Namen hervorragender Persönlichkeiten geführt, vgl. Waack in der Archiv. Zeitschr. Nr. 7, VIII, 1899, S. 119 ff. über die Schulbücher der Landeshof W. Z. in Wellers Archiv für Stamm- und Wapenkunde II, 1902, S. 161 ff. über die Kalender der Dominikaner vgl. Vormann im Jahrbuch des heraldisch-genealogischen Vereins „Adler“ in Wien IV, 1877, S. 17 ff. über das Augsburger Hochzeitsbuch herausgegeben von Barnede (Berlin, R. Kühn, Zeitschr. „Adler“ 1886, S. 115. über das Verzeichnis familiengeschichtlicher Quellen vgl. Lorenz, Jahrbuch der Genealogie, und Artzt v. Zoltersch, Eine nationale Vätergalerie, im Archiv für Namen- und Wapenkunde IV, 1903, S. 81 ff.

<sup>18)</sup> Blaudmeier, Die lutherischen Kirchenbücher. Leipzig 1893 und in den Beiträgen zur lutherischen Kirchengeschichte, 15. Heft, 1901, S. 28 ff. Die in dieser Zeitschrift dargelegenen genauen statistischen Übersichten über die in den einzelnen Marken vorhandene Materialien sind für lutherisch-genealogische Forschungen sehr nützlich. Inr. C. F. v. Keitisch, Zur Familiengeschichte des Deutschen, insbesondere des Rheinischen Weichs von 1670 bis ca. 1820. Kirchenbuch-Anhänge der ganzen Eoborn-Großhain u. Großhain und Leipzig 1896.

<sup>19)</sup> Jacobs im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 49. Jahrg. 1901, Nr. 1, S. 2. Hpt. Gmelin, Die Hermentzung der Kirchenbücher in Tübingen Deutschen Geschichtsblätter. 1900, S. 167 ff. Protokolle der Generalsyn. d. Gesamter. d. dt. Gesch. u. Altertums u. Konfanz 1895/6. Berlin 1896, S. 61 ff. Dresden 1900. (Berlin 1901.) — Püttelmann der niederlän. Ges. f. Antiquarologie usw. II, 1. 2. — Korrespondenzbl. d. Vereins der deutschen Gesch. u. Altertums. 40. Jahrg. 1. 2. — Wehrmann in: Baltische Studien XLII, S. 1 ff. — Quartalsbl. d. hist. Ver. f. d. Großherzogtum Hessen 1897. — Kries, Alter u. Bestand der Kirchenbücher in Eppes, Birkenfeld, Ubed, Walde und Schaumburg (Zeitschr. des hist. Vereins für Niederhessen 1898, das Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 46. — v. Rathenau, Die Frank. Kirchenbücher im Archiv f. Frank. Gesch. 3. F. VI, 1898. — Schwarz in: Schriften des Vereins f. Gesch. d. Rheinl. IX, 1900. — Richter, Die evangelischen Kirchenordnungen d. 16. Jahrh. 1840 I u. II — Sägmler, Die Kirchenbücher im latbol. Teuschland in: Theol. Quartalschrift 1899. — Die Kirchenbücher Schlesiens teiler Konfessionen herausgegeben von Ber. i. Gesch. Schlesiens, Breslau 1901. — Herzog-Haus Realencycl. 2. Aufl. XVI, 4 ff. — Weyer u. Weitz, Kirchenlexikon 2. Aufl. VII, S. 629 ff. Erich u. Gruberer Hg. Encycl. II, 56.

<sup>20)</sup> Kefele v. Stradonitz, über die Beziehungen d. Genealogie zur wissenschaftlichen Behandlung des Staatsrechts, im Archiv für öffentliche Recht, herausgegeben von Laband, Mayer und Etor, Tübingen, Mohr, 19. Bd. 2. Heft, 1904, S. 245 ff., besonders S. 251.

fständig, wie das Goethe's und Bismarck's Stammbäume zeigen.<sup>49)</sup> Eine umfassende Kirchenbücherforschung ergibt außer familien-geschichtlichen aus allgemein interessante kulturhistorische Aufschlüsse, so z. B. über die Geschichte der Namen, der Güterbewegung, der Berufsstände, der Berebung von Talenten. In dem Stammbaum Lijans z. B. findet man neun Maler in ganz richtiger Generationsreihfolge verzeichnet. Es gibt 29 ansehnliche Fontänen, lauter Bernarnde von Sebastian Bad innerhalb eines Zeitraums von 200 Jahren; und in derselben Familie zählt man überaus über 50 Künstler. In der Wissenschaft steht die Familie Bernoulli als ein ebenso merkwürdiges Beispiel der Berebung physikalischer und mathematischer Talente da, wie die Familie De Jussieu in Bezug auf Berebung botanischer Gelehrsamkeit.<sup>50)</sup> Freilich, manche Talente, die in früheren Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben, sind in diesen Geschlechtern erloschen.<sup>51)</sup> Das klassische Werk des Geheimen Archivars Dr. v. Fulmerholt<sup>52)</sup> über den ausserordentlichen Adel der Provinz Sachsen redet eine mächtige Sprache über den Verfall der Adelsfamilien.<sup>53)</sup> Verhältnismässig nur wenigen aus dem Mittelalter hergewachsenen Geschlechtern war es vergönnt, im Urkramme bis zur Gegenwart fortzutreiben. Zu ihnen gehören z. B. die Bünau, Schönberg, Pfug und Schleinitz, welche man die vier Säulen des Meissnischen Adels genannt hat.<sup>54)</sup> Andere Geschlechter des deutschen Uradels sind in unsere Gegenden eingewandert, so die von Burgsdorff, von dem Büschel, von der Teden, von Ler, von Cemptea u. a.

Eine interessante Art von Cuelien bilden die Stammbuchblätter, deren sich eine fastliche Zahl erhalten hat. Zur Charakteristik dieser Blätter seien zunächst aus den zum sächsischen Adel gehörigen Familien einige Proben mitgeteilt. Ein solches Blatt lautet:

„1653. Jay bien et laissez dire. Zu freundlichen und freundschaftlichen anderten schreibe dich seinem vielgeliebten Herrn Sohn und Widam Wolff Albrecht von der Gabelern den 21. Augusti 1653 in ... Balthasar Hof.“

„1614. Nach Ehr Wind tugentst krebt Menne Jugent, hur bey laß Mich Gott Erwerben einen verblinden Namen vndt eunn seligs Herben. Laß ich dich in Gwilt Bonn Bohnberg zu Zengelsfeldt Nennenn Utten gelassen und Brutter Hans Willem Romern Zu hetbetretender Gedechniß geschenn Zu Tredten denn 5. Januarii.“

„H. Confusus Christo, nunquam confusus abit. Uno faut pas permetto quo la langua avance l'esprit. Christoph Carl von Branckenstein mpp. Tredten den 10. Sbris Ao 1626.“

„In deinem glück erbe dich nicht In Anglud verzahe nicht Den Aber dir het Nach der man Der glück ond onglück wendten kon. Dieses geschicht in Rugsburg den 27. July Ao 1627 Wulff günter von Karlowis.“

<sup>49)</sup> Über die Kirchenbücher von Baden schrieb Schollen, über die von Cönnabrüd und Schleswig-Holstein Krieg (Zeitsch. des hist. Ver. f. Niederdeutschl. 1896), über die der Provinz Sachsen und einicrer thür. Staaten derselbe (Neue Mit. aus d. Gebieten hist. ant. Forsch. 19, 1, über die Redtenburg's Stau u. Krieg (Jahrb. d. Ver. f. Rheinl. u. Westph. Gesch. 60, s. 68), über die in Albed Sach (Mit. d. Ver. f. Lübeder Gesch. 7), über die in Anhalt Bobbe (Ver. f. Anhalt. Ver. 7), über die in Braunschweig Krieg (S. d. Ostpreuss. 28).

<sup>50)</sup> E. Lorenz, Leopold v. Ranke, die Generationslehre und der Geschichtsunterricht (= Die Geschichtswissenschaft in Hausprüchungen und Ausgaben, 2. Teil. Berlin 1901, S. 267 ff.

<sup>51)</sup> Der abgehorbene Adel der Provinz Sachsen (ausschließlich der Altmark) bearbeitet von G. W. v. Wälderhelt, illustriert von Ad. W. Hildebrandt, Nürnberg 1884 (= Siebmacher, Großes u. allgem. Wappenduch 6. Bd. 6. Abthg.), dazu Ergänzungsband (= Großer Siebmacher 7. Bd. Nürnberg 1901).

<sup>52)</sup> So jährlich der deutsche Uradel zur Zeit der Staufer war, so wenig ist davon mehr übrig, von hundert Geschlechtern kaum eins. Der damals weit rediger Adeligen reichte nicht aus, weil dem Adel der Kriegsdienst zu hoch, welcher ihm anfangs ausschließlich und noch bis zum fünfzigjährigen Kriege größtentheils oblag, an seiner Zahl großen Abbruch tat; es sind ja erst zwölf und mehr von einem Geschlecht auf ein eum Schicksal geflossen; dazu nahm der ehelele geistliche Stand minderehend den vierten Teil seiner Sprossen in Anspruch. Puffan in der Bieteljahrschrift für Heraldik IV, 1876, S. 211. Kleine, Der Verfall der Adelsgeschlechter, Leipzig 1882.

<sup>53)</sup> Fr. Alb. Boigt in der Bieteljahrschrift für Heraldik, Siegel und Familienkunde XXI, 1893, S. 346.

„Ehre gesundheit vnd Langes Leben Ein schönes vierdt, braue Dam daneben vnn. Straßburg 26. Martij 1629. Hildebrandt von Einfebel.“

„A Dieu mon esperance Et mon Espie pour ma defance. simbulom Spes ma Christus. Dieses schreibe ich off begreun meines hochgeehrten S. bruders zu Stets vererenden anderten geschenn Altensburg d. 13. Julij Anno 1653 Augustus Friedrich Wegsch oppria.“

„1597 Gott Gib Gutt Gedrende. Heinrich Pfug.“

„Wer Jesum vndt sich recht erkent hat alle schez und ein Seelig Endt.“

Dieses wenige hat zum stillen anderten seiner tremen und onferentlicheren freundschaft, Seinem lieben bruder und buchwertten freuntt hierz schreiben sollen Dietrich Pfug, Tredten d. 8. Januarii Ka. 1658.“

„A. 1614. Dieß heiliger Heilant ... die heilige Dreifaltigkeit steh mir bei und helffe mich Auff Erden Erwerben Einen Ertichen Rahmen und selig sterben. Dieß schreibe ich George von seibem Meinen freundslichen lieben Brutter Hans Wilhelm Romer Zum langwierigsten gedechtniß geschenn in Tredten den 23. Juni.“

Solche Stammbuchblätter waren besonders im 16. und 17. Jahrhundert üblich. Sie vertragen gewissermaßen die Stelle unserer jetzigen Photographie-Alboms. Besonders pflegte jeder, der eine größere Reize unternahm, sich ein Stammbuch anzulegen und mitzunehmen, um unterwegs eigenhändige Aufzeichnungen zu sammeln. Aus den Zeilen lassen sich Folgerungen für die Neigungen und den Charakter der Personen, welche sich eintrugen, ziehen; aus den beigefügten Daten erriet man, zu welcher Zeit sie sich an diesem oder jenem Ort aufhielten; auch über Stand, Beruf und Güterbesitz finden sich Andeutungen. Es kommt sogar vor, daß eine derartige Inschrift die einzige überhaupt existierende Nachricht von dem Todein der betreffenden Persönlichkeit gibt.<sup>55)</sup> Man taute überall Gelegenheit, seinem Freunde das Wappen ins Stammbuch malen zu lassen; denn es gab viele Wappennaler, die viele malten nicht schlecht. In den Stammbüchern begegnen wir auch Wappen, die sonst nirgends vorkommen; und von bekannten Wappen findet man gerade hier am häufigsten Abweichungen von der heute üblichen Form. Hieraus ergibt sich eine hohe Bedeutung der Stammbücher für die Heraldik.

Den Stammbüchern nächstherannd sind diejenigen Bücher, welche unter dem Namen „Album“ oder „Willkommbuch“ oder unter ähnlichen Bezeichnungen auf Burgen, in öffentlichen Gebäuden oder in den Restaurationen bei schönen Aussichtspunkten aufliegen und auch schon in früheren Jahrhunderten in Gebrauch waren. Beispielsweise erwähne ich das vom Jahre 1601 an geführte Willkomm-Buch vom Schloß Waltenburg.<sup>56)</sup> Bemerkenswert ist bei diesem Buch das häufige Vorkommen des Italienschen, was teils auf den Einfluß der bei dem Adel beliebtesten Bildungssprache Babua und Bologna, mehr aber noch darauf zurückzuführen ist, daß damals viel deutsche Cole auf Zeit kriegerische Dienste bei der Republik Venedig oder beim Haus Savoyen nahmen. Ein gut Teil der hier eingetragenen Wappensprüche ist nur durch die Anfangsbuchstaben der Worte ausgedrückt. So trug Hans Heinrich v. Wiffenbach 1601 die Devise ein: M. V. S. I. C. A. = Musica = Mea Vnica Spes Iesus Christus Amen oder Friedrich Volkrast v. Baybott 1602 die Devise: F. F. F. die fortiter fideliter feliciter. —

„Auch des Wappens nette Schilder Leben den erfahrenen Bilder.“

<sup>55)</sup> Hildebrandt, Stammbuch-Blätter des norddeutschen Adels, Berlin 1874, Vorwort. Ernst Eder v. Hartmann-Franzenshald in der Herald. genealog. Zeitsch., „Adel“, Wien VI, 1876, R. E. Graf zu Neiningen-Berchburg, Persönliche Sitten und Laster. S. 109 ff. Obernitz, Op. v., Bergleind hervorgeragener Namen von Geschlechtern, Schriftstellern, hohen und niederen Adel aus den Stammbüchern der großherzog. Bibliothek zu Weimar, Bieteljahrschrift für Wappenkunde, XXIX, 295 ff. B. v. Boetticher, Stammbücher im Besitze oberlausitzlicher Bibliotheken in der Bieteljahrschrift für Wappenkunde, XXIII, 1895, S. 299 ff., Bieteljahrschrift für Wappenkunde, Siegel u. Familienkunde, XXII, 1894, S. 357.

<sup>56)</sup> Springer, Willkommbuch vom Schloß Waltenburg in der Bieteljahrschrift für Wappenkunde, Siegel- und Familienkunde XXVII, 1899, S. 299 ff.

**Bücherbesprechungen.**

— Den 95. (der Neuen Folge 59.) Band der Historischen Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Engel, von dem und die beiden ersten Hefen vorliegen (München und Berlin, R. Oldenbourg, 1905), eröffnet ein fesselnd geschriebener Aufsatz von R. Stomayer, „Wahre und falsche Sachtrift“, indem er — wie uns scheint, mit Glück — die Angriffe zurückweist, die Hans Delbrück im Maßstab der Preuss. Jahrbücher 1904 und sonst gegen ihn und Wilamowitz gerichtet hat. Er weist nach, daß das, was Delbrück als die Ansicht von Wilamowitz über die Schlacht bei Marston belächelt, lediglich auf flüchtiger Lektüre und falschem Verständnis der Äußerungen von Wilamowitz beruht, und sucht dann an zwei lehrreichen Beispielen — den für den einzelnen Kämpfer bestimmten Frontraum in der römischen Schlachtordnung und die Rückwärtsbewegung der Truppen aus der Schlacht — klarzumachen, daß Delbrücks Sachtrift eine falsche ist, weil sie auf voreiligen Analogieschlüssen aus moderneren auf ganz anders gearterte antike Verhältnisse beruht. Ein beachtenswerter Beitrag für die französische Geschichte des Mittelalters ist Rob. Holtmanns Arbeit „Der Prozeß gegen Johann ohne Land und die Anfänge des französischen Parliaments“; im Gegensatz gegen die meisten bisherigen Forschungen, die eingehend besprochen werden, kommt H. zu dem Ergebnis, daß die Anfänge des Kollegiums der Peers von Frankreich sich bis ins Jahr 1180 zurückverfolgen lassen, daß dies Kollegium jedenfalls an dem Prozeß, den Philipp August 1202 gegen König Johann führte, hervorragend beteiligt ist, daß aber die Zahl der Peers, die sich bezeugt, 1230, erst im Anfang des 13. Jahrhunderts sich festgesetzt hat. Die Kunstgeschichte des Mittelalters betrifft ein anregender Aufsatz von G. Zepko „Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II.“; er geht namentlich auf die eigenartige Architektur der von Friedrich erbauten Kathedrale (bei. des Gattels der Mente) ein, die neben frühgotischen Elementen auch ganz abweichende, wohl aus dem Orient stammende Stilmomente zeigt; sie sind wahrscheinlich auf persönliche Einflüsse des Kaisers zurückzuführen. Zepko sieht in der durchaus weltlichen, rationalen Architektur dieser Vorboten der Renaissance, wie auch die Reste der Skulptur jener Zeit engen Anschluß an antike Vorbilder zeigen. Die „läiterliche Kunst“ ist sehr kurzlebig gewesen; daß sie in Zusammenhang mit Nicolo Pisano zu bringen sei, glaubt Zepko nicht, weist dagegen auf die Veranschaulichung in den Deutschordensburgen Preußens hin. Eine freilich nur von dem mit der betreffenden Literatur genau vertrauten Fachmann vollkommen zu würdigende gründliche Untersuchung über den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden gibt R. Branti; hauptsächlich auf Grund der von Druffel veröffentlichten Akten behandelt er eingehend und selbständig die politischen Verhältnisse jener Zeit und die Beziehungen der einzelnen Parteien zueinander, wobei auf die Persönlichkeit Karls V., Ferdinand's, vor allem aber auch des Kurfürsten Moriz, dessen Bedeutung sehr hoch eingeschätzt wird, seine Schlaglichter fallen. Im Gebiet der neueren Geschichte führt uns endlich ein anprechtender triftiger Versuch über die vielbesprochene folgenreiche Unterredung Bismarck's mit dem Herzog Friedrich von Augustenburg am 1. Juni 1864; es wird nachgewiesen, daß das Minister Bismarck's und des Fürsten des Herzogs in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen und daß der Wortwitz eines idealen Verhaltens Bismarck's gegenüber dem Herzog unangebracht ist. Unter den Mitteilungen finden wir drei interessante Briefe H. v. Treitschke's an den schweizerischen Historiker Louis Bullmann aus den Jahren 1870 und 1873 und Bemerkungen Volzsch's über neue Erscheinungen zur Bibliographie, besonders seine eigene Ausgabe der Schrift De Civili Dominio und Suddensieg's mit Recht als vorzüglich bezeichnete Ausgabe der Schrift De veritate sacrae scripturae. Auf den Literaturbericht und die reichhaltigen Notizen und Nachrichten gehen wir nicht näher ein.

— Der Übersetzer. Roman von Johannes Richard zur Megebe. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. — Unverkennbar führt eine direkte Linie literarischer Descendenz von Ludwig Tieck gefieltem Vater, dem eifrig-kontemplativen Hiddigeiger, Meister Scheffels selbstbestimmtem epischen Charakterfater, und nicht zum wenigsten von Vater Mutter, G. Th. v. Hoffmannschen Angebendens, zu Megebes grotesk-modernen Übersetzer Carlo. Vor allem haben wohl die „Lebensansichten“ von Meister Abraham Nicos grandiosem Hausfreund, diesem Sprößling pres-

atensischer Romantik, bestimmend auf die Form des vorliegenden Wertes eingewirkt, wenn auch die drei aufeinanderfolgenden Tagebuchauszüge, in denen und die Handlung des modern-menschlichen „vanity fair“ kundgegeben wird, in weniger fragmentarischer Form erscheinen, als innerer die Makulaturblätter von der Biographie des wüstenigen Kapellmeisters Johannes Kreißler und seines interessanten Nickeremiliteuten. Man kann im Zweifel sein, ob man in diesem neuen „Megebe“ mit der glücklichen Gedicht sein erfundenem und spannend vorgetragenem Darstellung der Liebe des letzten Grafen zu Nigny zu der schönen, espritvollen Komtesse Nigny, die am Garboise beginnend über den jetzt modernsten Wäldnerkurort der afrikanischen Cafe Bianca in die deutsche Heimat zum Karlsbader Turm und in das weltbekannte Bahngasthaus Sanatorium am Rand der Tredner Heide zurückführt, den Vorzug geben, oder ob man sich mehr erstreuen soll an den geistvoll treffenden, überwiegend satirischen Reflexionen, die der Autor diesmal, in lobenswerter Nachfolge althergebrachter literarischer Traditionen, den Vater Carlo sich — sit vania verbo — aus den Wäldner laugen läßt, womit Megebe eine neue Seite seines dichterischen Ausflußungs- und Darstellungstalentes zeigt. Die jener Scheffelsche Katerhebenheit die Gemeinlichkeit der autochthonen Säkularer Waldgänger hehrte, so ist auch der Jüngling Carlo, dessen Biographie der Palazzo Fornale beherbergt und in dessen Abenteuer das Pariser Quartier St. Germain mit dem römischen Patriziat eine durchaus ebensbürtige Alliance geschlossen, sich der Würde seines adeligen Wesens wohl bewußt, selbst wenn er in den mageren Jahren des Alters sich die Fremdschaft deutscher Kuchentagen wohl gefallen läßt. Mehr noch als E. Th. v. Hoffmanns Vater Mutter, der weder als flatter Kabuffier, noch als bedächtiger homo de lectore tieferen Anteil an den mysteriös-romantischen Erlebnissen seiner Umgebung in dem Duobeststaar St. weiland hochfürstlichen Durchlaucht nimmt, zeigt sich Carlo's Schicksal eng verflochten mit dem seiner jungen Gattin; seine wenn auch de facto etwas unmaßgeblichen Meinungen begleiten ihr Tun und Lassen mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, wie der antike Chorist das Schicksal seiner Helden und Heldinnen. So gewinnen die anfangs scheinbar getrennt nebeneinander herlaufenden Tagebuchauszeichnungen menschlicher und lächerlicher Mißverständnisse höhere Einheit und lassen das ungemein vielseitige Talent des nach und nach in Aufnahme gekommenen Verfassers in dieser eigenartigen literarischen Gabe in einem neuen, günstigen Sinne erscheinen. A.

— Max Meiser: Die moderne Seele. Verlag von Hermann Rothsch, Berlin. — Das Buch, das bereits in dreiter Auflage erscheint, darf in seiner Zusammenfassung als recht unklar, in seiner Wirkung als recht problematisch gelten. Eine Reihe geistiger Größen werden dem Leser als leuchtende Vorbilder aufgestellt: Platon, Jesus von Nazareth, Luther und — Swendsen, dazu aus der Gegenwart Burne Jones, Tolstoi, Nietzsche, Wagner, Ibsen, Maeterlinck und Peter Altenberg. Männer alle, die in ihrer Weltanschauungen die verschiedensten, oft diametral auseinander gehenden Wege gemandelt sind, Weiser, deren Lebenswerke wohl jedes für sich bemerkenswert sind, aber in keinem Fall, wofern man nicht in den banalsten Eklektizismus verfallen will, unter den Gesichtspunkt einer einheitlichen Weltanschauung bringen lassen. Am meisten ist in dem Buche wohl von Richard Wagner die Rede. Des Wagner'schen Meisterwerke aber, vor allen die Ring-Tetralogie und den Parsifal als Dokumente der Erlösung jüdischen Geistes (Kundry?) durch das Christentum hinzustellen, und in der Befreiung, beziehentlich dem Sturz des Botan-Jahde durch Siegfried-Christus, der wieder vom Prinzip des Selbsthätigen Hagen-Judas gemordet wird, den Übergang des Judentums zum Christentum zu sehen, darf doch wohl nur als eine, noch dazu kaum sehr geistvolle Parodie gelten. Auch von dem „Apobersbild“ der kleinen Judenfinder werden außer Max Meiser wohl die wenigsten Beobachter etwas Gernfalls haben. Diese Einzelheiten nur zur Kennzeichnung von des Verfassers prinzipiellem Standpunkt, von dem aus er seine mehr wissenschaftlich obgleich einwandfreien, noch auch logisch unanfechtbaren Anschauungen vorträgt, die die eigentlichen Zielen philosophischer Erkenntnis bestrafen vermeidend, nur auf der Erscheinungen Oberfläche mit allerhand mystischen Phrasen drapiert lustig einherplätzern. A.



Erscheint

Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis

Wöchentlich 1. M 25 S.,  
... d. wöchentlichen Zeitung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 61 S., für  
auswärts 1 M 64 S.,  
vierteljährlich  
für 3/4 Rummern 3 M

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 103.

Donnerstag, den 31. August, abends.

1905.

## Hilfsmittel und Quellen der sächsischen Adelsgeschichte.

Mit Bezug auf das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902.

Von Regierungsrat Prof. Dr. E. Heydenreich,

Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern.

(Fortsetzung.)

In den Siegeln, auf Grabsteinen, in Fenstern, an den Toren der Burgen und Häuser, an den Pfeilern der Gassen oder im Schmuck der Dächer, kurz auf den verschiedensten Gegenständen brachte man das Wappen, welches in seiner farbenprächtigen Erscheinung auch eine beliebige Decoration<sup>21)</sup> bildete, zur Darstellung — bald vollständig, bald nur einzelne Teile, Schild oder Helm, oder auch nur das Wappenbild. Diesen Gebrauch behielt man auch bei, als die veränderte Kriegsweise die mittelalterlichen Rüstungen im Staube der Verklammerung vermodern ließ und das mittlere Wappen nicht mehr in die Erscheinung kam. Es tritt es uns noch heute in unserem Leben entgegen.

Es sollen die Schilde und Helme uns sagen  
Von der Väter vergangener glorreichen Taten;  
Da Ritter und Wärgen umhoben den Thron  
In männlichem Kampfe für Krug und für Kron.  
Es sollen die Schilde und Helme uns mahnen,  
Zu wandeln wie jene, auf rühmlichen Wehen;  
Zu streiten wie jene einst —, nimmer geruht's —  
In Treue und Ehre für Krone und Krug.<sup>22)</sup>

Heraltische Untersuchungen werden leider durch die vielfach eingeschränkten Verhältnisse aller schöner Wappen außerordentlich erschwert.<sup>23)</sup>

Durch Jahrhunderte langen Gebrauch sind insbesondere bei urabligen Familien häufig abweichende Variationen des alten Stammwappens eingetreten, so daß es sorgfältiger Untersuchungen insbesondere auf sprachlicher Grundlage bedarf, damit die ursprüngliche, richtige Gestalt des Wappens wieder hergestellt werde. Es kann nur mit Vorsicht behauptet werden, daß der sächsische Adel angefangen hat, solche Untersuchungen anzustellen und die gesicherten Ergebnisse durch Verhältnisse auf Familienlagen zur allgemeinen

Geltung zu bringen. So haben z. B. die v. Bose, v. Gerbodorf, die Freiberger v. Hausen, die Krug v. Ribba, die v. Hoffersdorff und v. Zschigau gehandelt. Auch diejenigen Wappen, welche auf einem Diplom beruhen, sind nicht immer vor Entstellung geschützt gewesen. Als der König von Polen und Kurfürst von Sachsen Friedrich August in seiner Eigenschaft als Fürst des Deutschen Reiches den zum ältesten sächsisch-thüringischen Adel gehörenden Kammerherrn, Oberhofkammermeister und Grafen beim Jar von Fußland Friedrich Augustum v. Ostfeldt am 18. Juni 1711 in den Grafenstand erhob, stand ihm ein guter Wappenmaler nicht zu Gebote. So kam es, daß in das Grafendiplom ein Wappen eingetragen wurde, welches bei dem Helm des Stammwappens nicht die richtigen Deden zeigte. Erst in allernuester Zeit ist der Fehler bemerkt und berichtigt worden. Auch der Deutsche Kaiser verfügte nicht immer über heraltisch gründlich geschulte Wappenmaler. Als z. B. Kaiser Franz den Johann Gottlob Gaspar Frhrn. v. Reg am 18. Oktober 1764 in den erblichen Grafenstand erhob, war der Wappenmaler bei der Enttragung des farbigen Wappensbildes in das Grafendiplom zu wenig glücklich, daß ohne den Wortlaut in diesem Diplom enthaltenen Blossenierung die Einseitigkeit des Wappens zum Teil recht unklar bleiben würden; das alte Stammwappen und die Helmzier zweier Helme sind sogar heraltisch falsch eingetragen.<sup>24)</sup> Eine dem Wortlaut der Wappensbeschreibung in Grafendiplom genau entsprechende farbige Darstellung des graflichen Wappens derer v. Reg ist erst in unseren Tagen durch Kämmerer Prof. Hildebrandt in Berlin hergestellt worden. Wie wenig geschützt vor Unklarheit auch solche Wappen sind, die durch ein Diplom verliehen sind, dafür ist die Geschichte des Wappens der Krug v. Ribba ein recht deutlicher Beweis. Das Siegel des Schultheißen Raben Krug v. Contra von 1532 weist den Krug allein im Schilde auf, ein Wappen von 1562 zeigt auch die Adlersflügel als Reind. Wann zuerst der Stern zum Wappen gekommen ist, steht noch nicht fest. Jedenfalls enthält ihn bereits der 1648 der heiligen Linie erteilte Wappenbrief. Hier ist der Stern silbernen und blau geteilt. In derselben Weise ist er auch in dem einem Exemplare des Adelsbesetzungsdiploms von 1703 eingemalt, welches sich 1892 im Besitze des Hrn. Thasso Krug v. Ribba in Waagen befand. Das andere Exemplar, dessen Versehen bekannt ist, das Adelsbesetzungsdiplom von 1703, zeigt an der Stelle, wo das Wappen abgebildet sein müßte, ein leeres Blatt. Der bekannte Adelshistoriker Joger v. Rosenfeld schloß hieraus, wie Hr. Amtspräsidentmann Krug v. Ribba in Dresden mitteilt, daß es den Diplompfängern überlassen werden ist, sich das Wappen von einem beliebigen Maler einmalig zu lassen; denn jenes im Besitze des Hrn. Thasso Krug v. Ribba gemessene Wappen im Diplom von 1703 war nicht von dem offiziellen kaiserlichen Wappenmaler einmalig, wie aus der Art der Malerei mit Sicherheit folgt. Da nun von dem kaiserlichen Diplommaler der im Wiener Adelsbarthi vorhandene Wappenentwurf gemalt ist, so muß man sich an diesen Entwurf als richtige Norm halten. Dieser Entwurf aber zeigt den blauen Stern mit silberner Rippe, den Krug ohne Fenster, und rund mit weitem Halse, die übereinander liegenden Sterne im Flug. Hiernach ist unter Einwirkung der

<sup>21)</sup> Clemens Frhr. v. Hausen, Die Heraldik im Sinne von Ornamentik. Dresden 1879. Emil Zellner, Das heraltische Ornament in der Baukunst. Berlin, Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn. 1903. G. Sachs, Die Heraldik, eine Hilfswissenschaft der Kunstgeschichte. Breslau 1864. E. Siedlerberg, Das Wappen in Kunst und Gewerbe. Jülich 1901 (vgl. darüber K. Graf v. Reiningen-Wetherburg im Deutschen Herold XXXII, 1901, S. 48).

<sup>22)</sup> Clemens Frhr. v. Hausen, Zur Einführung der Heraldik 1902, Seite 4. Obige Verse stammen von dem bekannten Berliner Heraldiker Prof. Hildebrandt.

<sup>23)</sup> Zur Einführung in die Heraldik können empfohlen werden: Hildebrandt, Wappenstiel (6. Aufl. 1905), E. Frhr. v. Saden, Heraldik (= Webers illustrierte Katechismen), 6. Aufl. 1899. Die älteste heraltische Literatur vergeichnet Brand, Allgemeine Schriftenkunde der gesamten Wappenwissenschaft. Bonn 1830 u. 1835. Sehr nützlich sind Sagers Geschichte der Heraldik (Kürnberg 1885/89) und Wigners Handbuch der heraltischen Terminologie, enthaltend zugleich Hauptgrundzüge der Wappenkunst (Kürnberg 1890), beide in Siebmachers Großem und allgemeinem Wappenbuch erklären. Für die Heraldik bei löchl. Adels kommen hauptsächlich in Betracht die Bücher v. Weiners über den blühenden und v. Müllerledits über den ausgehenden Adel Sachsens, beide im Großen Siebmacher, ferner v. Weidling, Nachrichten von adeligen Wappen. Hamburg 1786 ff. J. A. Zuroff, Wappenbuch der Sächsischen Staaten. 13 Bde. 1852 bis 1867. A. Frhr. v. Jedwitz, Sächsisches Wappenbuch, Dresden 1899, nebst den Nachträgen im Dresdner Meißner-Kalender 1900—1905. Sehr nützlich ist auch (Neujahr), Die Wappen der deutschen freibergerischen und adel Familien in genauer, vollständiger und allgemein verständlicher Beschreibung. Leipzig, 4 Bde. 1865 ff.

<sup>24)</sup> Vgl. Hofmarschall Graf v. Reg im Berlin Herold 1904.

Ableitungen auf Grund des von dem kaiserlichen Diplomalier gemalten Bappenentwurfes nach Angabe Fouer v. Rosenfeld von einem Wiener Maler das Krug v. Niddalsche Wappen aufgestellt und durch die „Geschlechtsordnung des Krug v. Niddalschen Geschlechts“ von 1890 bestätigt worden. Durch diese Geschlechtsordnung sind die früher üblichen Formen — ein halb blauer, halb silberner Stern, die Sterne nebeneinander auf dem linken schwarzen Adlerflügel, der Krug mit zwei Henkeln — bestätigt.

Der Ursprung ist gemeint, gleichnamige Geschlechter, auch wenn sie verschiedene Wappen führen, unbedenklich für Stammverwandt zu halten, während in Wirklichkeit Familien mit gleich lautendem Namen, aber verschiedenen Wappen jumeist nicht aus gemeinschaftlicher Wurzel entworfen sind. So gab es mehrere Ritterschlechter des Namens Gôngede, welcher auch Gônginen, Gônginen und in ähnlichen Variationen geschrieben wird. Das eine dieser Geschlechter führte einen gefalteten Schild, vorn Kopf und Hals eines Pferdes, aus der Teilungslinie hervortretend, hinten in 2 Reiben fünfmal geschacht, ein wohl anderes gleichnamiges Geschlecht, welches in Urkunden der Stadt Langensalza vorkommt, zeigt einen Flügel im Schild, woraus man die Vermutung schöpfen kann, daß diese v. Gôngede vielleicht Ministerialen der Herren v. Salza waren, welche auf alten Abbildungen gleichfalls einen Flügel als Schildzeichen führten. Ein ganz anderes altwädriges Geschlecht führte und führt noch heute einen weißen Anker im blauen Schild und als Helmzier eine Ganne. Aus dieser gegenwärtig im Königreich Sachsen vertretenen Familie stammte der großherzoglich sächsische Kammerherr v. Gônging zu Wetmar bei Gildesheim, welcher die Erlaubnis zur Annahme des Namens O Carrol<sup>21)</sup> in Hinblick auf seine aus der altirischen fürstlichen Familie Hammende Mutter und König von Hannover am 29. Juni 1859 erhielt. Wenn diese Familie von den eink in der Grafschaft Henneberg gelesenen Herren v. Gônginen, die v. Gôngede genannt, abstammt, in die Ganne als Helmzier dieser Familie wahrscheinlich als das Schildzeichen jener Grafen angenommen worden, wie denn zahlreiche Beispiele vorliegen, daß Ministerialen und Vasallen fürstlicher, größlicher oder altfränkischer Geschlechter deren Schild oder Helmzeichen ganz oder teilweise annahmen.<sup>22)</sup> Wo lateinische Familiennamen nicht einbezug find, gibt das Wappen die Entscheidung. Wer J. B. in alten Urkunden de curia heißt, kann sowohl der Familie v. Nath angehören, welche einen untergetheilten Schild: oben in Blau zwei nebeneinander liegende goldene Sterne und unten Silber ohne Bild führt, oder der Familie Jmhoff (Wiß, Nürnbergische Münzbeschreibungen I, 1764, 13. Stück), oder aber einer der verschiedenen Familien v. Hoff (Hoff, Hof, Hofe), J. B. denen, welche auf dem fürstlich-sächsischen neuschrittlichen Rittersgute Cannawurk saßen, und in Rot einen springenden, vermuthlich silbernen Steinbock und auf dem Helm einen wachsenden, springenden Steinbock führten. Bei der Erstforschung besonders der älteren Seiten einer Familiengeschichte ist auch die Entwicklung der Siegel und Wappen zu beachten. So ist es sehr wahrscheinlich, daß jene v. Hoff, die im 16. Jahrhundert zu Cannawurk saßen, im 14. Jahrhundert den Kopf des Steinbocks mit Hörnern und Hals unmittelbar auf dem Helm und ohne Helmzier, also ein sogenanntes Helmriegel, im 15. Jahrhundert aber bereits den vollen springenden Steinbock im Siegel führten.

Stimmals tragen einander völlig fremde Familien ihren gemeinsamen Namen nach zwar gleichnamigen, aber verschiedenen Lehngütern. An Critikaten mit gleichlautenden Namen deutschen und wendischen, war kein Mangel. So hat es in Deutschland über zwanzig Familien v. Hagen gegeben. Dagegen dürfen Geschlechter verschiedener Namen, aber gleichen Wappens, welche nahe beisammen saßen oder ehedem gestanden hatten und bei denen sich dieselben Vornamen wiederholten, nach der Gleichheit von Helm und Schild in den allermeisten

Fällen als Stammverwandt angegeben worden. Dieser Gesichtspunkt ist insbesondere für die Geschlechtskunde des Bogtlandes wichtig. So führten die Röder das nämliche Wappenschild wie die von Freilich, von Jotzow, von der Ende, von Wadmisch, von Jesnitz (Gönnig), von Bergslaf und die Himmensberge (von Luingenberg). Alle diese Familien gebrauchten einen in den Farben rot, schwarz und silber dreifach quergetheilten Schild, nur daß bei den Rüdern die Reihenfolge der Farben eine andere war, als bei den Wadmisch. Von letzterer Familie stammen auch die Zupfel, später Zupfel von Zaltitz genannt, ab, die jedoch mit der Zeit sich eines anderen Wappens bedienten. Aus dem Geschlechte von Mollin gingen wiederum mit gleichem Wappenschild die von Wiedersberg und von Weißdorf, aus den Wasman die von Dobrnek und von Falkenstein und endlich aus denen von Kleinobdors die Tzollen und die Weichsals (von Weichs) hervor.<sup>23)</sup>

Auch einzelne heraldische Figuren von Schild oder Helm können für die familiengeschichtlichen Studien von hoher Wichtigkeit werden. Wenn J. B. die germanische Linie derer von Benz das Stammwappen beibehalten hat, wie es wahrscheinlich ist, so muß notwendigerweise die merklingsburgische Linie, zu welcher der sächsische Freig gehört, ein neues Wappen eingeführt haben. Ist schon der sitzende Löwe, welcher in der älteren Zeit von den Benzen im Schild geführt wurde, eine nicht eben häufig vorkommende heraldische Figur, so ist die Penzische Helmzier durchaus ungewöhnlich. Die gleichen Wappenschilden, mit den Penzischen in Schild und Helm genau übereinstimmend, finden sich bei dem Bremischen Geschlechte von Parsell, genannt von Kebing. Nachweislich sind Glieder Bremischer Geschlechter am Ausgange des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Mecklenburg eingewandert. Während aus den gegenwärtig bekannten Urkunden der Ursprung des Geschlechtes von Benz sich nicht bestimmen läßt, ist es lediglich die Heraldik, welche uns in überzeugender Weise Bremen als Heimat deselben nachweist.<sup>24)</sup>

Die Heraldik als familiengeschichtliche Hilfswissenschaft ist leider nicht so bekannt, als wünschenswert ist, kommt sie doch selbst in Annoten sonst so musterzüglichen Arbeiten nicht zu ihrem vollen Rechte.<sup>25)</sup>

<sup>21)</sup> Crabi, Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Spargbüch v. Genealogie XII, 285 ff. E. v. R.(aab), Beitr. zur Gesch. des vögländ. Adels in den Rittungen des Blauerer Altertumsd. 1885, S. 28 ff. Rud. Frhr. v. Reipenstein in den Verhändl. der sächs. Ver. d. Oberpöhl XXXII, vgl. auch Heidemann Geschlechts-Regeln der löbl. Ritterschaft im Bieglande, Gumbach 1756.

<sup>22)</sup> J. v. Weizsäcker, Urkundliche Beiträge der Familie von Benz, Band I, Seite 45 ff.

<sup>23)</sup> Die wichtigsten heraldischen und familiengeschichtlichen Zeitschriften sind folgende: Der Deutsche Herald. Zeitschrift für Wappen, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben v. Berlin herob in Berlin. — „Allgemeine Niederländische Familienblad“, Tijdschrift voor Geschiedenis, Geslacht-Wapen en Zegelkunde. s'Gravenhage. — „Bulletin“ de la société heraldique et généalogique de France. Paris. — De Navorscher, herausgegeben v. J. H. van Someren, Bibliotheker der Reichsuniversität zu Utrecht. — Giornale araldico-diplomatico, herausgegeben von G. B. de Crollaenza, Fermo und Pisa. — Heraldieke Bibliotheek Tijdschrift voor wapen-, geslacht-, zegel- en penningkunde, herausgegeben von J. W. Meibohm, Haag. — Heraldische Mitteilungen. Monatschrift für Wappenkunde und Wapenkunst, herausgegeben von H. Wernke in Hannover. — Jahrbuch van den Nederlandischen Adelen, Ouderwerk, genealogisch en heraldisch archief. — Köhler, Zeitschrift für Wapp-, Siegel- und Wappenkunde, Berlin. — Le Hérald d'armes; revue internationale d'histoire et d'archéologie hérald. Bruxelles. — Maandblad van het geneal.-herald. penningbechep de Nederlandsche Leeuw. s' Hage. — Nederlandsche Heraldt, Tijdschrift op het gebied v. geslacht-, wapen- en zegelkunde. s'Gravenhage. — Personalhistorisk Tidsskrift, udgivet af Samfundet for Dansk-Norsk Genealogi og Personalhistorie ved G. L. Waal, Kopenhagen. — Personalhistoriske Samlinger udgivne af Th. Hauch-Fausbüll, Kjöbenhavn. A. Rosenbergs Bogtrykkeri. — Schweizer Wapenbuch für Heraldik, Archivar Heraldisches Suisse, Neuchâtel. Wapenbuch. Maurice Trépet. — Turul, Organ der ungarischen heraldischen und genealogischen Gesellschaft. Budapest. — Vierteljahrsschrift Herold. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Spargbüch und Genealogie, (später) für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben von Berlin, „Herold“, Berlin. — Welfers Archiv für Stamm- und Wappenkunde, Organ des Vereins zur Förderung der Stammlunde. A. Welfers Verlag. Koblitz in Thüringen. Herausgegeben von Gebr. Vogt, Papiermühle b. Koblitz C.-W. — „Jahrbuch“ und

<sup>24)</sup> The General History of Ireland by Dermöd O Connor. London, 1725, S. 236 ff. und Tafel 6.

<sup>25)</sup> v. Wülkerstedt im Deutschen Herold 1904, Nr. 7. E. D. Frhr. v. Reipenstein, Vierteljahrsschrift für Heraldik V, 1877, 285 ff. Frhr. v. Hammerstein-Oestrom in den Deutschen Herold, 25. Abg. 1894, S. 68 f. und dazu Fränkener, Deutsche Wapen, 4. Bd., Berlin 1898, S. 1 ff. Die Frage ist auch auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Stuttgart behandelt. Darüber vgl. auch Schuler, Das heraldische Lehnsrecht I. d. Vierteljahrsschrift f. Wapenkunde I, 1875, S. 1 ff. Wap., Geschlechter der heraldischen Kunst in der Schweiz, 1899, S. 44 ff.

Unter den monumentalen Cuesen zur sächsischen Abels-  
 geschichte liegen obenan die Burgen und Schlösser, die Rittergüter  
 und die Grabstätten. Es fehlt auch in unserem Sachsentum  
 nicht an dem romantischen Sauber auf und gelommener Ritter-  
 burgen und Burgruinen. Während die Trümmer der alten  
 Pracht in unseren großen Reichshäusern und durch den wachser-  
 monten Weil ansteigen, der immer noch jene verblühende Handels-  
 und Gewerbsgröße mit unserer modernen Inhabultriebigkeit verbindet,  
 bergen die gedruckten Burgen des Rittertums, einlam auf plab-  
 losen vermachene Vergrößen gelagert, die Poesie des Mittelalters für  
 uns; und gerade das Fremdartige an diesen Stein gemordenen  
 „Mäthen aus allen Zeiten“ ist es, was als ein so wunderbarer  
 Bau dichterischer Romantik in unserer Seele wiederfindet.

Aus der Fülle sächsischer Burgen und Schlösser<sup>40)</sup> seien hier  
 beispielshalber nur einige wenige aufgeführt. In den ältesten  
 und seiner höchsten Lage wegen zu den ausgezeichnetsten  
 Schlössern Sachsens gehört Schloss Hohnburg bei Penig. Es ist  
 die besterhaltene Burganlage im Lande. Auch sie entwickelte  
 sich aus dem runden Bergfried, dessen Mauerhöhe in Hohnburg im  
 ersten Stodwerte 2,70 m, dessen oberer lichter Durchmesser  
 das bedeutende Maß von 7,50 m beträgt; seine ursprüngliche  
 Höhe aber ist ihm gemindert. Die Burg Kriebitzchen an der  
 Hahnpau liegt noch heute in allen Befestigungsanlagen, wo sie  
 von dem Ritter von Bernsdorfe 1382 bis 1407 erbaut wurde.  
 Die größte Lage auf heilem Fels, die regionale Kantur der  
 Baufestigkeit, die latte Farbe des Gemäuers, welches mit dem  
 Felsen wie vermachene erscheint, das Grün der Berge und der  
 klare Fluß zu Füßen, alles dies vereint sich zu einem Bilde  
 von lebhafte Anmut. Die Halle ist mit Wappensteinen geziert. Es  
 ist nicht unrichtig, zu bemerken, daß das Anbringen von  
 Wappenbildern keinen Beweis für den Besitzstand des Abels ab-  
 gibt. In Kriebitzchen befindet sich als einer der ältesten Wappen-  
 schilde des Landes der der Krone oder der Königin. Befehlen  
 aber haben diese Geschlechter den Kriebitzlein nie; auch waren die  
 Frauen der drei ersten Besitzer keine Krone oder Königin.

Drei Burgen, uralte Sige sächsischer Herrschergeschlechter,  
 schauen in den Stromspiegel des unteren Elbales hinab, von  
 der Höhe der Berge Eidenreichs und Sparrhagens, unten im  
 Tale Gauenris. Der rege, vorwärts strebende Sinn des  
 sächsischen Volkes hat zwar nicht gelitten, daß, wie so oft am  
 Rheine, die Schlösser in ihrer frühesten Entstehung und über-

kommen sind; ein baulicheres Geschlecht hat stets Neues zum  
 Verbanenben zu fügen gestrebt und so von Schritt zu Schritt  
 den Stil der Bauwerke geändert. Erst als mit dem 17. Jahr-  
 hundert der Abel an den Höfen, in dem Treiben der Götter  
 den Schwerpunkt seine Tätigkeit zu suchen begann, als die Land-  
 fige mehr und mehr sich entlofterten, mit ihre Herren im Kriege,  
 in der Diplomatie, im Verwaltungsbuch der Fürsten dienten, erst  
 dann schloß der schnellere Gang der Entwidlung ab, erst dann  
 fingen die Formen an, auf längere Zeit bleibende zu werden.

Es gibt wohl kaum einen Gegenstand in der bildenden  
 Kunst, an welchem heraldische Motive eine größere und bedeutungs-  
 reichere Anwendung gefunden haben, als Grabmäler, wo sie  
 seit dem Aufkommen der Heraldik bis auf den heutigen Tag  
 nicht nur als verzierendes, sondern vielmehr als lebendes, er-  
 zählendes Ornament auf den prunkvollsten Sarkophagen der  
 Landes- und Kirchenfürsten, wie auch auf den einfachsten Grab-  
 steinen sich vorfinden.<sup>41)</sup> Wie reich das hier einschlagende, zum  
 Teil noch nicht publizierte Material ist, kann man beispielsweise  
 ersehen aus dem Werte Die Bronzeepitaphien der Friedrichs-  
 von Nürnberg von Gerlach und Böckl, Wien, 1896 ff. und aus  
 Böckl, Katalog der im Germanischen Museum befindlichen  
 Bronzeepitaphien des 15.—18. Jahrhunderts. Nürnberg 1891.

Schon im Anfange des XIII. Jahrhunderts war es Sitte,  
 den Grabstein mit dem Stammbaum des Verstorbenen zu ver-  
 sehen. Hier und da fügte man auch die Wappen der Eltern  
 hinzu. Später wurden 5 Wappen auf den Grabsteinen an-  
 gebracht, und zwar gewöhnlich in der Mitte das betreffende  
 Stamm- oder Alliance-Wappen, oben — heraldisch — rechts das  
 Wappen des Vaters und links das Wappen der Mutter; unten  
 rechts das Wappen der Großmutter väterlicherseits und links  
 das der Großmutter mütterlicherseits. Auf Grabmalen verheirateter  
 Frauen findet man bei 5 Wappen jumeilen ihr Stammbaum  
 in der Mitte, statt des Wappens ihres Vaters aber oben rechts  
 das ihres Gemahles. Jumeilen wurden aber auch statt der  
 Wappen der beiden Großmütter die Wappen der Eltern unten  
 kreuzweise wiederholt. Abweichungen von diesen Regeln kommen  
 vor. Noch schwieriger wurde die Bestimmung der Reihenfolge  
 der Wappen, als man im XV. Jahrhundert anfang, die Wappen  
 von 8 oder 16 Ahnen auf Denkmälern anbrachte. Zwar die  
 Fählung der Ahnenquartiere richtete sich nach der in den  
 Reichsrittern. Aber es gab sehr verschiedene Arten, nach  
 welchen man die geordneten Wappen zu stellen pflegte. Bei  
 acht Ahnen war hauptsächlich diejenige Stellung beliebt,  
 bei welcher links vom Sarg die ungerade zu zählenden Wappen  
 stehen von 1—7, gegenüber die übrigen von 2—8, so daß die  
 Nummern 7 und 8 zumeist zu liegen kommen. Bei sechzehn  
 Ahnen nahm man gern die Nummern 1 und 2 über das Haupt  
 der Leiche, Nr. 15 und 16 zu Füßen, die ungeraden Nummern 3—13  
 links, die geraden 4—14 rechts von der Leiche. Doch finden sich  
 so zahlreiche Abweichungen, daß die richtige Lektüre einer nicht  
 durch Inschriften erläuterten gemeinlichen Wappentafel oft zu  
 den größten Schwierigkeiten gehört. An strenge Regeln scheint sich  
 das Kunsthandwerk der früheren Jahrhunderte in dieser Richtung  
 nur dann gehalten zu haben, wenn es unter eine genaue Auf-  
 sicht genealogischer Sachverständiger gestellt war. Die Erhaltung  
 lehrte recht, daß dies nicht allzu häufig der Fall war.<sup>42)</sup>

„Monatsblatt“ der K. K. Gerlach-Gesellschaft, „Wäler“ in Wien. —  
 Heraldisch-genealogische Blätter für adlige und bürgerliche Geschlechter.  
 Monatsheft, herausgegeben von Celenbring und von Kohnhagen  
 in Pommern. — Familiengeschichtliche Blätter für adlige und bürgerliche  
 Geschlechter, herausgegeben von C. v. Dassel in Chemnitz. —  
 Vlastosowic mjesecnik za Genealogiju, Biografiju, Heraldiku i  
 aragistiku. Herausgegeben von Emil Laszowski, U Zagreb. —  
 Genealogia Fiszak családörtörtenet folyóirat. Kolosvár. — Ein  
 vorzügliches Hilfsmittel verspricht zu werden das flüssige Werk von  
 Bolke, Die Siegel des Abels der Wettiner bis zum Jahre 1500.  
 Im Auftrage der Königl. Schatzkammerverwaltung. Dresden, Verlag  
 des Apolls 1903. Dies jetzt ist ein Band (Wachsbuch A) erschienen. —  
 Ein auch für deutsche Abelsgeschlechter sehr nützliches Buch ist:  
 Dictionnaire des figures Héraldiques par le comte Théodore  
 de Renesse, Bruxelles I 1894, II 1895.

<sup>40)</sup> Sächliche Herrensitze und Schlösser. Dargestellt in Ansichten,  
 Grundrissen, Situationsplänen und einem erläuternden Text. Heraus-  
 gegeben von Foenel und Adam und Cornelius Curtius,  
 Architekten. Dresden, Widlers (J. Bach) 1865. Außerdem vergl.  
 v. Schabert, Die Befestigungsanlagen der Bergzeit und des Mittel-  
 alters. Wiesbaden, 1898. — Curtius, Schloss Hohnburg, Archiv  
 des deutschen Abels, Jahrg. I, 1889, S. 71 ff. — Einke, Ritter-  
 burgen, Bergschlösser und Ruinen in der sächsisch-böhmischen Schweiz,  
 Vilsbibitz 1889. — v. Schmilg gen. Örnig, Burgen im  
 Erzgebirge, Wittenberg der deutschen Geschichts- und Erforschung oster-  
 ländischer Sprache und Altertums in Leipzig VII, 1890. — Eb-  
 hardt, Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher  
 Burgen. Berlin 1901. — Derfelde, Deutsche Burgen, Bd. I. Berlin,  
 Deutscher, 1902. — v. Effenwein, Die Kriegsbaukunst — Hand-  
 buch der Architektur, herausgegeben von Durm u. a. 4. Bd. I. Heft.  
 Darmstadt 1883. — Piper, Burgenlande. Forschungen über ge-  
 lammtes Bauplätze und Geschicht der Burgen innerhalb des deutschen  
 Sprachgebietes mit Burgenkunde. München 1895. — v. Schabert,  
 Die Burgen und Ritterhöfe der österreichischen Monarchie  
 Brunn 1819—1820. Dazu: Der Burgwart, Zeitschrift für Burgen-  
 kunde und mittelalterliche Befestigungskunde, Organ der Vereinigung  
 zur Erhaltung deutscher Burgen (Schriftführer: Architekt Robo Eb-  
 hardt, Grunentab-Deiner).

<sup>41)</sup> E. Jelinek, Das heraldische Ornament in der Baukunst.  
 Berlin 1903, Seite 66. Vgl. auch Gerlach, Totenschilder und Grab-  
 steine. Berlin 1886.

<sup>42)</sup> Das Beste über diesen Gegenstand findet man dargestellt von  
 Jähr. J. R. u. Hohenlohe-Waldenburg im Korrespondenzblatt  
 der Deutschen Altertumsvereine VII, 1889, S. 89—94 (vgl. denselben  
 auch im Jahrbuch des heraldisch-geneal. Vereins „Wäler“ II 1875  
 S. 107) und von Frhrn. v. Völkendorff-Franenburg, Familien-  
 geschichte, Stamm- und Ahnenprot., Frankfurt a. R. 1890,  
 S. 101 ff. Interessanter hier einschlagendes Material findet man in  
 Calures, Proben des hohen Teutschen Reichs-Abels, Würzburg  
 1775 und bei Kurlowitsch, Heraldica curiosa (2. Aufl. 1718). In  
 Betracht kommen ferner Ebers praktische Anleitung zur Ahnenprot.,  
 Berlin, Germania topo-chro-stemmographica und D. H.  
 von und zu Dattlerin, Die Proben des Teutschen Reichs abels.  
 Lorenz, Lehrbuch der Genealogie Seite 208 f. Grenier, Heral-  
 disch-genealogische Abänderungen auf dem Wiener oberrheinischen Fried-  
 hofe, im Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Bauantiquar-  
 mus in Cherrich, IV. Jähr. I. Heft, Wien 1888. — K. v. Kauf-  
 fungen, Wappenehre adeliger Personen. Gesammt auf 11 Fried-  
 höfen Teutschlands und Cherrichs. Viertheilsschrift für Wappen,  
 Siegel- und Familienkunde XXXI, 1903, S. 299 ff.

Bei dem mannigfachen Ein- und Auswandern oder auch bloßen Verreisen von einzelnen Mitgliedern obiger Geschlechter finden sich auch in auswärtigen Kirchen Abtschriften für Mitglieder des im Königreiche und Kurfürstentum Sachsen einheimischen Adels, so liegen der auf Binnwey in Sachsen 1646 geborene Hans Grossmus v. d. Forbotten und Anna Sophia v. Hünau in Dänemark begraben<sup>63)</sup>, so befinden sich in der Kapelle der natio Germanica der Kirche S. Domenico zu Siena das Denkmal des Johannes Fridericus a Lichtenau v. 1582 und eines des Johannes Wolfgangus a Schönbürg in Pultnia, oquos Lusatus v. 1636 auf der Rückseite von Neapel<sup>64)</sup>, so befindet sich

<sup>63)</sup> Bohle, Deutsche Abtschriften in dänischen Kirchen, in Deutschen Nordl. 1895, S. 73.  
<sup>64)</sup> Kretsch in Deutschen Nordl. XXXI, 1900, S. 102 ff. N. v. Bernot in Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1899, Rittau 1901, Seite 171.

### Bücherbesprechungen.

— Der Prinz von Bergola. Roman von Walter Schulte vom Struß. München, Verlag von Friedrich Kochbarth. — Mit diesem Buche hat der Verfasser eine bemerkenswerte Höhe in seinem literarischen Schaffen erreicht. Der Prinz von Bergola ist ein Renaissanceroman im Geiste der Meistergeschöpfungen Conrad Ferdinand Meyers, der uns das Leben und Treiben in der Welt und an den Höfen der nord- und mittelalterlichen Principi um die Mitte des 16. Jahrhunderts, des Cinquecento, in lebendiger Weise veranschaulicht. Zwar wird man wohl das Vergotum Bergola selbst auf den Spezialarten der apenninischen Fabelwelt ebenso vergeblich suchen, wie die Geschichte seines Fürstenhauses in den Chroniken des Landes. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob der Verfasser sich nur mit Namensänderungen an historisch überlieferte und beglaubigte Texte anlehnt, oder ob die geschilderten Ereignisse als reine Produkte seiner dichterischen Phantasie zu gelten haben. Auf jeden Fall zeigt seine Darstellung von einer hervorragenden Kenntnis der allgemein- und kulturgeschichtlichen Zustände des Landes und der Zeit, die in wirklich künstlerischer Weise zu nicht minder anschaulichen wie fein abgetönten Bildern verarbeitet sind, die in dem Schicksal des Prinzen ihre notwendige dichterische Einheit finden. Mit Glück und Geschick sind sowohl die zeitlichen Gegensätze zwischen dem weltlich-politischen und hierarchischen Machtstufen zum Hintergrund gewählt, auf dem man auch Licht und Schatten mit historischer Objektivität verteilt sieht. Der herrschsüchtige Fra Urbano findet in dem milden, edel geistlichen Fra Giulio eine netten Ergänzung, und Fra Francesco, der spätere prinzipale Geheimfretter, verdispert auf das glücklichste das Leben des nicht zu geistlicher Kontemplation getorenen, ins Leben wieder hinaustrretenden Belisimo. Auch der von dem großen britischen Dramatiker so gern behandelte Gegensatz zwischen einem unzulänglichen Behauptungs des Legimitismus und dem willensstarken, tatkräftigen Behauptungs des in den Figuren des Erbprinzen Bippo und seines alteren Halbbruders Bito, des Trägers der Handlung, vorzüglich zur Geltung gebracht, so daß man das Werk fast als einen Kampf der von den H. H. des Legimitismusprinzips beherrschten, ihrer selbst und ihrer Ziele sich sicher bewussten freien Männlichkeit bezeichnen kann. Dem Prinzen Bippo, dem lasterhaften Defabanten und großherrlichen Schwadlunge, steht Bito als würdiger Renaissancegeist gegenüber, der sich wohl über die engen Grenzen prinzipieller Anschauungen von gut und böse hinwegsetzen weiß, aber die Überretungen nie im egoistischen, sondern stets im Interesse des Landes und seiner Bewohner sich zu schulden kommen läßt. Auch das Ringen zwischen dem Prinzipal und der aufstrebenden Bürgergilde, die ihre Vertreter in den reichen, mächtigen Großkaufleuten findet, ist anschaulich geschildert. Während der alte Vergog Alessandro seinem absolutistischen Autoritätsgefühl nichts vergeben zu dürfen glaubt, sucht Prinz Bito in feigen und guter Abicht durch maßvolles Entgegenkommen stets eine erfolgreiche Verhinderung im Gesamtinteresse des Staates herbeizuführen. — Nirgends findet sich in dem Roman ein ängstliches Hasten an dem historisch Gegebenen, ein Überwachen der Resultate geschichtlicher, durch Zitate und Anmerkungen dokumentierter Spezialforschungen, überall regt des Dichters Phantasie frei und ungehindert ihre Schwingen, um trotzdem mit beinahe biograph-

der Grabstein des Andreas Lude (Lude) mit der Darstellung des Wappens in der Kirche St. Bartholomäus in Groland. Der Historiker, welcher der Geschichte des sächsischen Adels nachgeht, findet daher außer in dem jetzt von Hrn. Geh. Hofrat Prof. Dr. Carlitz herausgegebenen Inventarisationswerk auch in den Arbeiten über die Kunstdenkmäler der außersächsischen, ja der außerdeutschen Länder gelegentlich einschlagendes Material<sup>65)</sup>.

<sup>65)</sup> Bezeichnende Darstellung der älteren Bau- u. Kunst-Denkmäler des Reichs Sachsen 1889 ff. Bd. 1—15 hie. v. Seiche, von Bd. 16 an von Curtlitt. Über die außersächsischen Inventarisationswerke orientiert Wolczek. Die Denkmäler-Inventarisierung in Preussland, in Tilsit Deutschen Geschichtsblätter I, 11—12, S. 270 ff. u. III, 5, S. 187 ff. Außerdem ist zu vergleichen die Zeitschrift „Die Denkmalspflege“, Verlag von W. Ernst & Sohn in Berlin.

(Schluß folgt.)

rischem Scharbild die richtigen Bahnen und die ausschlaggebenden Momente herauszufinden, so daß sich vor dem Leser ein klares, künstlerisch abgerundetes Kulturbild jener merkwürdigen Zeit entrollt, die man nicht mit Unrecht die Bioge der Ideen genannt hat, die die Menschheit aus dem freilich geistlicher Suprematie zu den höchsten freien Menschentums zu führen berufen waren. A.

— Gerhard Dulama Knop; Hermann Olesch. Roman. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin. — Wo die deutschen Ströme aus den Bergen ins Flachland hinausstiegen, um sich mit dem uralten Vater Cleans wieder zu vereinigen, da glätten sich auch ihre wilden Wellen und ruhig gletten sie in breitem Laufe dahin. Und im Gleichklang mit ihnen stimmten sich auch die Seelen der Menschen, die ihre Ufer bewohnten, zu tiefer Gelassenheit und stoischem Gleichmut, die den Bewohner der Waterant im Gegensatz zu dem lebhafteren Oberländer auszeichnen. Von diesen Voraussetzungen ausgehend führt uns der Autor mit der Darstellung von Oleschs Lebensschicksalen hinein in das Milieu des Bürgerturns einer kleinen hanseatischen Stadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit seinen weitreichenden Handelsbeziehungen, aber eng begrenztem gesellschaftlichem Leben, das in Börse und Kontor seine Berechnungen über Länder und Meere führt, sonst aber nur die nächste Nachbarschaft, die aber mit um so größter Gründlichkeit, in den Kreis seiner Interessen zieht. Hier treten die Träger der Geschicke vor uns: der junge Anführer Hermann Olesch, dem auf den ersten Stufen zur Höhe des Großkaufmanns der Kredit seines etwas portigen Oheims die Wege ebnen soll, sein alter, stets optimistischer Vater, den eine zur Zeit des allgemeinen Niederganges von niemandem gemachte Handelspekulation wieder zu früherem Wohlstand bringt, das alte verhäuferte Mütterchen mit ihren ewigen Hausorgen, die beiden so verschiedenen Mädchengeliebten des Romans, Rebekka und Alida. Es ist eine einfache Familien- und Liebesgeschichte, die Knop und hier erzählt; aber in geschichtlicher, stimmungsfördernder Weise läßt er die verschiedenen Charaktere in dem geistigen Kostüm ihrer Zeit mit ihren rührend unbefohlenen Gesellen, ihrer beinahe verächtlichen und vermeintlichen Innigkeit, aber auch ihrer echten und ehrlichen Gewissenhaftigkeit in fast unmittelbarer Lebendigkeit auf den Leser wirken, so daß uns ihre Schicksale ergreifen, als ob wir sie an der Hand alter Briefe aus früheren, längst verstrungenen Tagen persönlich miterleben. A.

— Jungvölk. Novellen von Eva Lew. Herausg. von Ernst Reiss Nachh. in Leipzig. — Personen- und Sachgeschichten enthält der ziemlich stattliche Novellenband, allerlei Augenblicksbilder aus dem Leben junger Mädchen mit ihrem kleinen und großen Parade, mit ihrer Sehnsucht und ihrem Enttäuschungen, Freuden und Schmerzen. „Glückliche Augen“ hieß ein früherer Novellenband von Eva Lew. Mit glücklichen Augen hat die Freundin der Jugend auch hier das Leben des ihr so lieben und vertrauten Jungvolkes befaucht; hell und klar blickt sie auf die mannigfaltigen Bedesfälle des Lebens, um sie zu allerhand Geschickten zu gestalten. Die meisten Novellen sind sonniger, zum Teil sogar übermäßig lustig, manche auch erstehen Inzialis, voll schmerzlicher Traurigkeit nur wenige unter den letzten Stücken. Warm empfunden und gewandt erzählt sind sie alle, ohne freilich weitergehenden künstlerischen oder gar literarischen Ansprüchen zu genügen. A.

**Ersteinst**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gewerbetreibenden, die königliche  
Expedition der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

der

# Leipziger Zeitung.

**Bezugspreis**  
bei Abholung: 1. M 25 3/4,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 3/4, für  
außerhalb 1. M 64 3/4,  
vierteljährlich  
Eingelagte Nummern 5 3/4.

Redakteur: Dr. Julius Hiffert in Leipzig.

Nr. 104.

Sonnabend, den 2. September, abends.

1905.

## Hilfsmittel und Quellen der sächsischen Adelsgeschichte.

Mit Bezug auf das sächsische Adelsgesetz vom 19. September 1902.

Von Regierungsrat Prof. Dr. E. Heydenreich,

Kommissar für Adelsangelegenheiten im Königl. Sächsischen Ministerium des Innern.

(Schluß.)

Als Quelle für die Adelsgeschichte darf schließlich auch die mündliche Überlieferung nicht ungenannt bleiben, die sich fortgesetzt hat von Geschlecht zu Geschlecht.<sup>69)</sup> Das es richtige Familienüberlieferungen gibt, auch wenn die betreffende Familie darüber nichts Schriftliches in Händen hat, dafür diene als Beispiel die dem allerersten irischen Adel angehörige, im Staatsdienste des großbritannischen Königs und in der Literatur hochangesehene Familie O'Donnell,<sup>70)</sup> deren Angehörige seit 1724 in turkisch, bez. königlich sächsischem Kriegs- und Hofdienst stehen. In den heutigen, im Königreich Sachsen lebenden Vertretern dieser Familie hat sich die Tradition erhalten, daß während des Mittelalters Glieder der Familie bis zur bischöflichen Würde aufgestiegen sind. Aus dem großen Werte von Gams über die bekannten Bischöfe der katholischen Kirche lernen wir, daß diese Tradition vollständig richtig ist, ja daß sogar die Jahre der Amtierung jener Bischöfe aus dem Geschlecht O'Donnell bekannt sind. Das eine rein mündliche Familienüberlieferung in allen Teilen vollkommen richtig ist, muß freilich als selten bezeichnet werden. Denn es laßt sich bei den mündlichen, durch schriftliche Denkmäler nicht gestützten Überlieferungen erfahrungsgemäß Mißverständnisse und sagenhafte Berichte mitunter. Es ist deshalb die größte Vorsicht bei der Bewertung solcher, durch keine urkundlichen Unterlagen unterstützten, lediglich mündlichen Tradition für die geschichtliche Forschung nötig, damit sich dieselbe nicht als schädliche Reibelgehalt oder, um mit Niebuhr zu reden, als eine fata Morgana erweise, deren Urbild uns unsichtbar bleibt. Wahr bleibt das Wort B. v. Humboldt's<sup>71)</sup>, daß nichts so selten ist als eine buchstäblich wahre Erzählung. Schon bei ursprünglicher, einfacher Überlieferung mischen, wenn nicht die höchste Vorsicht im Wählen und Abweisen der Ausdrücke geübt wird, kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus sich ein, woraus Falschheiten oder Unrichtigkeiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemütes quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Bei fortgesetzter Überlieferung verflüchtigt sich das Uebel. Die unzuverlässig die sagenhaften Berichte über die Anfänge

unserer Adelsgeschlechter sind, dafür bietet auch das Geschlecht derer v. Carlomaggen einen schlagenden Beweis. Die einen führen dasselbe auf einen der vornehmsten Räte Karls des Großen zurück, andere auf Karl I. von Anjou, König von Neapel und Sizilien, noch andere auf den bulgarischen Felden Marko Carlomirzjo oder Kraftemirz, über den noch viele Nebenbegriffe existieren. Und doch gibt es für keinen dieser Berichte irgend einen Anhalt. Die v. Carlomaggen haben wahrscheinlich in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Burggrafen von Dobna, und mögen wohl ältere Nachweise bei der Zerstörung der Burg zu Dobna verloren gegangen sein.<sup>72)</sup>

Das ehrsüchtige Bestreben zahlreicher Adelsgeschlechter, ihre Ahnen mindestens bis in die Zeit der Kreuzzüge, wenn irgend möglich aber bis auf Karl den Großen oder gar noch weiter zurückzuverlegen, hat die Adelsgeschichte hart in Versuch gebracht. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Ahnherr derer v. Eiben, wie die Familientradition meldet, von der Hochrentföngin Helma in ihrer Heiratsnacht Merco 733 zum Ritter geschlagen worden ist (Graße S. 96) oder ob die v. Schönburg ihr Wappen deshalb führen, weil Karl der Große mit dem Blute seines Lebensretters über dessen Wappenschild zwei rote Streifen gezogen habe (Graße S. 151). Ob die Antknüpfung an die Römer ist völlig abzulehnen, so die Behauptung, daß das Geschlecht der Grafen und Freiherren v. Henning von der römischen Adelsfamilie der Flaminier abstamme, oder die genealogische Herkunftsweise, welche die v. Raab mit Valerius Corvus oder die Familie (von) Raabe mit dem römischen Dichter Naevius zusammengebracht hat.

Die Gefahr solcher Übertragungen von einer Familie auf die andere liegt bei mündlicher Tradition besonders nahe. Ein Beispiel bietet die Sage, daß die v. Rostig fünf rote Einfaßstrahlen im silbernen Schilde seit der Schlacht auf dem Marchfelde besitzen. Hier soll nämlich nach volldrahtem Kampfe Rudolph von Habsburg einem Rostig die Hand gereicht haben. Ehe dieser mit seiner von Wunden blutigen Rechten dieselbe ergreifen konnte, zog er sie eilig über seinen weißen Waffenrock; und die fünf von seinen blutigen Fingern herabhängenden roten Streifen, die sich auf diesem zeigten, blieben fortan das Wappen dieses Geschlechtes. Hier liegt eine Verwechselung mit dem Wappen der Familie v. Kisevitz vor, welche das letztebedachte Wappen führt. Die v. Rostig, auch die Freizerren und Grafen dieses Namens, führen vielmehr im blauen Schilde zwei rot und weiß abgeteilte, auswärts gekrümmte Hörner (Graße S. 111).

Die Gestaltung der Schildfigur derer von Rostig bedarf noch genauer (sprachlicher) Festlegung. In der Literatur wird sie bald als Elefantentisch, bald als Steinbock, oder Gementhörner, bald für Büchschweinehäute, bald für musikalische Zinnhörner angsprochen.<sup>73)</sup> Um auch die theologisch mythische Betrachtungsweise der Wappen, wie sie in alten Büchern begegnet, zu Worte kommen zu lassen, sei hier mitgeteilt, was Konrad David Hermann in seinem Geschlichen Wappenbrauch, einem wichtigen Quartanten, schreibt, den er 1724 „denen Ehrlich-Edlen Gemüthern, so solche [Wappen] führen, kürzlich und zulässig entworfen“ hat.<sup>74)</sup>

<sup>69)</sup> Graße, S. 29. „Aus dem Archiv der Familie v. Carlomaggen, Dresden 1875, S. IV.“

<sup>70)</sup> Rostig, Adelsregister VI, 533; v. Heyner, Sächsischer Adel S. 40; Hermann, Geschlicher Wappenbrauch des Hoch-Niedlichen Sachsens derer von Rostig, S. 2.

<sup>71)</sup> Der genau Titel lautet: In nomine Jesu! Praxeos He-

<sup>69)</sup> Th. Graße, Geschichts-, Namen- und Wappenlagen des Adels deutscher Nation. Mit 178 Wappenbildern von E. Bräuner. Dresden. — Gaudy, Freiherr Franz von, Schildegen. 1834. — Hefstetl, Wappenlagen. Berlin, ohne Jahr. — Vgl. auch Wulstian, Ueber die Bedeutung der Wappenfiguren. Nürnberg 1877, Seite 31 ff.

<sup>70)</sup> Ueber die Familie O'Donnell (O'Donnell bedeutet „von“) vergl. besonders R. comte O Kelly d'Aghrim, Essai historique sur l'Irlande, Bruxelles 1837. Seite 4, ferner Dob, Peorange, baronetcie and knighthood of Great Britain and Ireland for 1893. S. 592. Gams, Series episcoporum ecclesiae catholicae quaeque innotuerunt. Ratisbonae 1873. Ein Mitglied der Familie O'Donnell, das lange in Indien gehobelt hatte, war 1881's Gouverneur von Helgoland. Ein Mitglied der Familie schrieb „Parliamentary history of the Irish land question“, London 1881. Karle der Reduktion Irlands gab es nur noch fünf privilegierte Familien, die im Besitz ihrer Ämter blieben, und zu ihnen gehörten auch die O'Donnell (= O'Donnell). Nach Murray, The ecclesiastical history of Ireland, London 1848, S. 123 genöth die Familie eines irischen geistlichen Schatz-

<sup>71)</sup> B. v. Humboldt in seiner klassischen Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers. Bel. W. I 1 ff. — Wachsmuth, Ueber d. Quellen der Geschichtschreibung, Deutsche der Rgl. Offt. der Wissensch. Philol.-liter. N. 8. Bd. 1836, zu S. 29 ff.

Frage man, was Rothig doch auf Helm und in dem Schilde  
 Vor schöne Symbole zum Wels-Kleinod trägt?  
 Und was des Ritterthum mit diesem Hörner-Bilde  
 Gedoppelt folovier, vor eine Deutung legt?  
 So glaub ich, mich gewinkt: das Horn bedeutet Stärke,  
 Damit der Krancker bewiesnen Tapferkeit,  
 Und daß sie roth und weiß, bezeichnt Tugend-Werde,  
 Die fama rühmt, gefehrn zur Kriegs- als Friedens-Zeit.  
 Der Rumpf ist bis dabon: das Horn des Heiles heil.  
 Die untre Wofsther nach gleicher Eude heil,  
 Auch die Posterität nach gleicher Tugend strebe!  
 So lan es diesem Stamm noch lange wohlgehe.

Die Wahrheit in familiengeschichtlichen Überlieferungen fest-  
 zusetzen, ist besonders schwierig, wenn Bemerkungen mit anderen  
 Familien oder Unterdarstellungen vorliegen. In der Familie  
 des Hrn. Oberkassentanz v. Domarus in Trebden befindet sich  
 eine Familienbibel<sup>1)</sup>, in der am Anfang folgendes eingetragen  
 ist: „Im Namen Gottes des Hoch Erhaberen Vaters, Sohnes  
 und heil. Geistes Sollelujah. Amen. Hatt Erbhardt von Gemnitz,  
 Erbherr auf Grundstift die heil. Bibel gekauft in Danzig . . .  
 und geschenkt an seine Tochter Leonore, so gezeibterl mit den  
 Johann Sigismund gedabten von Toma . . . dormaligen könig-  
 lichen Feld-Drillen hoher polnischer Croon, anjens Grundbrett auf  
 Tomomro 1687. Wirdt dieses Buch überleben Kinder und  
 KindesKinder, und soll dienen zur Familiennoermt bis hundert  
 Jahren noch zum ewigen Angedenken so es gelaffe Dir Herru  
 Gott gnädiger Erhaltung dieses anjens nenovab. Geschlechtes.  
 Ist gewesen mein Urvatter Paul Monard Tomar wie erlahren  
 ein Rathsherr in der Stadt König und hat auch sein genannet  
 Tomomro, so ist in Teusch Schrifft, erlassen an meinen Vatter  
 selig Christophorus, so ist getreten im Dienste Königl. Majestett  
 der Chron Polens und Secretarius geteimeider Cancellae als solcher  
 bejgewohnt dem ewigen Frieden zu Oliva bei Stadt Danzig  
 1660 und in Gott gechieden ist 1682. Ist gewesen  
 meine Mutter selige Barbara mit Vatters Nahmen Bern-  
 waldtan Holpe hat ihm geschenkt eine Tochter meine  
 geliebte Schwester Anna so geelicht den Sigismund . . .  
 Auch hat mir nicht gefehlet Almähigen Onade, bis  
 datto so ich auch gedienet Königl. Majestätten der Grohn Pohlen  
 25 Jahre, nämlich an 8 dem Ostfeld. arerchten Johann Casimir,  
 an 5 dem Erhabenen Michoel Fürst Wjznowici und bis Ende  
 mit meinen geliebten Herru Johanness Sobieski so man gefürdet,  
 und habe gekempft gegen dem graufhamen Türken in den  
 Victorien bei Gorim, Baranij sowie Oranij, aber fahrmehlich  
 am 12. Sept. 1683 vor kalter. Wjrschlagentl Wien, alwo wie  
 die Belagerung bemelt Stadt abgetrieben und mir durch gnade  
 meiner Majestät von Pohlen meine Tapfferkeit zu Lohne ward  
 meine Erhebung zum Adelstande, sowie von Hochkaiserl.  
 Seck Marschall Rumbi in Wien desselben Anerkennung und Ver-  
 leihung zur sempstlicher kaiserl. Landen und . . . sühende Reichtheite,  
 vor welche unerdeinte gnade und sehr nahju forperr. Unde-  
 schädigtet in aller Kengeln Lebensgütern und schrodt. Drängniß  
 Herru Gott Dir ewig Nahmen und Preisen.“ Diese Familien-  
 tradition bezieht sich nicht auf einen Domarus, sondern  
 auf einen Domarabst<sup>2)</sup>, der dem polnischen Wappentamme

„Ornf“ angehöret und mit dem zum Wappentamme Rüzec  
 gehörenden Damarus seinen verwandtschaftlichen Zulammen-  
 hang hatte. Aber auch betreffs dieses Domarabst, welcher  
 zur Belohnung seiner Tapferkeit im Kampfe mit den Türken vom  
 König Johann Sobieski zum Bannerträger der Hülaren ernannt  
 wurde, ist eine Erhebung in den Adelsstand unmöglich. Denn  
 um an einer Hülarenfahne zu sehn, mußte er vor vornherin  
 Edelmann sein. Daß er es schon vor dem Feldzuge war, folgt  
 schon aus der Würde seines Vaters, der Truchsel war. Ferner  
 hatte der König sein Recht zu einer Adelsüberleihung, eine solche  
 war seit 1601 das alleinige Recht des polnischen Reichstages.

Die in den Händen des Reichstages von Domarus befindliche  
 Urkunde, durch welche Johann Sobieski am 25. Febr. 1684 den  
 Joannes sigismundus Domarski deinde de Domar in den  
 Adelsstand erhebt, erweist schon durch ihre ganz ungemöhnliche  
 künstlerische Ausstattung Zweifel an ihrer Echtheit. Freilich sind  
 einzelne Urkunden Johanns künstlerisch verziert; diese Aus-  
 schmückung beschränkt sich aber auf farbige oder goldige Initialen,  
 Randzierungen und einzelne besonders hervorzuhebende Worte.  
 Die in jener Urkunde betriebene Anwenbung von abwechselnd  
 schwarzer Linie und roter Farbe und nun gar das blaue Band,  
 welches sich mit den Worten Quod felix sit saunstumque durch  
 die Urkunde hindurchzieht, kommen sonst nicht vor. Nur in jener  
 Urkunde vom 25. Febr. 1684 schreibt König Johann seinen  
 Namen mit Goldziffern, sonst niemals, selbst nicht in der sonst ver-  
 schämderlich mit Gold ausgefallenen Urkunde, durch welche er  
 Raphael Wegzynski zum Generalcarotten von Großpolen ernannt.  
 Ferner ist der Schrifttutur der Urkunde ein anderer, wie ihn  
 die zweifellos echten Unterschriften Johann Sobieskis in den  
 Urkunden von Polen, Trebden und Wien aufweisen.<sup>3)</sup> In echten  
 Urkunden unterschreibt er sich stets mit „Joannes rex“,  
 in jener Urkunde vom 25. Febr. 1684 aber mit „Johannes III  
 P rex“. Ferner ist die Befestigung<sup>4)</sup> und die Anwenbung der  
 Kanzleiformeln<sup>5)</sup> hochgradig verächtlich. Als Zeugen sind nicht  
 nur genannt, sondern haben außerdemverwerfliche Unterschriften  
 Eberhard Hrynibski, regni vicecancellarius und Jacob Konrabi,  
 castellanus Cracoviensis. Majorantler aber war von 1683  
 — 1685 Jan Onisinski, Kastellan von Krakau 1682—1692  
 Andreas Potodi. Der gleichfalls unterschriebene S. Juer Geje  
 (oder Tege) sacrae regiae majest. secretarius war nirgends  
 zu ermitteln. Endlich bezieht sich im Königl. preussischen  
 Staatsarchiv zu Polen s. r. Relationes Wichowonses 1685

gelang nicht, wohl aber wurden diese am folgenden Tage einge-  
 nommen und die Türken über die Brücke gejagt, die unter ihnen  
 brach. Viele Türken führten in die Donau, aber auch Domarabst,  
 der zu den nächsten Verfolgern gehörte, führte mit dem Verde in  
 den Fluß, das ihn schwimmend trug und, nachdem er im Fluße noch  
 3 Türken unter den Augen des Königs niedergebauen hatte, glückl  
 ans Ufer brach.

<sup>1)</sup> Bgl. Victor v. Renner, Wien im Jahre 1683, Wien 1883,  
 Seite 467.

<sup>2)</sup> Nach dem Texte der Urkunde sollte die Urkunde mit dem  
 Reichsigel bekräftigt werden. Als Reichsigel aber kommen zwei  
 Formen in Frage. Das kleinere Siegel Johanns III. zeigt im  
 Schilde den polnischen Adler, umgeben von den Wappen der einzelnen  
 polnischen Länder. Die Umschrift lautet: Joannes III d. g. rex  
 Pol. mag. dux Lit. Rus. Pru. Mas. San. Kio. Sic. Vol. Liu. Suro.  
 Se. Cro. Das größere Siegel hat dieselbe Ausstattung, aber eine  
 andere Umschrift, in zwei Kreisen angeordnet: Joannes III dei gratia  
 rex Poloniae magnus dux Lithuaniae, Russiae, Prussiae, Masoviae,  
 Samogit. Kioviae Volthyniae Podoliae Podlachiae Livoniae  
 Smolenciae Saueriae Czerniechoviaequae. Das an der Urkunde  
 vom 25. Febr. 1684 ganz ungemöhnlich an einem rotgefärbten  
 Pergamentende anhängende Siegel zeigt dagegen ein Kreuz mit den  
 Endbuhlen INRI und der Umschrift S. Cancellariae curiae s. regiae  
 Pol.

<sup>3)</sup> Nach unjänger ist das zweite Siegel der Urkunde vom  
 25. Febr. 1684, anziehend das des Jacob Konrabi, Kastellan von  
 Krakau. Es zeigt die Umschrift: Sigis III Pol. et Svec. rex.

<sup>4)</sup> Es gibt keine Urkunde König Johanns, welche mit Invocatio  
 und Arons angefangen. Der Anfang jener Urkunde vom 25. Febr. 1684  
 ist entschieden einem älteren Vorbilde nachgemacht. Die Urkunden Johanns  
 beginnen sämtlich mit den Worten: Joannes tertius dei gratia rex  
 Poloniae magnus dux Lithuaniae, Russiae, Prussiae, Masoviae,  
 Smolegittiae, Kioviae, Volhyniae, Podlachiae, Livoniae, Smo-  
 lenciae, Saueriae, Czerniechovianae oder polnisch: Jan III z  
 łaski łowczy król Polski etc. In der Urkunde vom 25. Febr. 1684  
 lautet aber die Ueberschrift: Joannes (hier richtig geschrieben) III dei gratia  
 rex Poloniae magnus dux Lithuaniae nec non ferrarum Cracov . . .  
 Pomeraniaequae haeres et dominus. Ein solcher Titel findet sich  
 nirgends in den echten Urkunden König Johanns III.

raldico-Mysticae (I. 2.) S. Theil des grifflichen Wappens-Brauchs,  
 denen Ehrh. Oben Gemältern, so solche führen, so wohl zum Verfolg  
 Welt- und Geist-Ehle Tugenden, als auch zu täglicher Erinnerung  
 dezo Tauf-Bunden, Ehelicher Pflicht, und Wundschlicher Ertgültigkeit;  
 wie nicht minder denen Vehrern zum Anseh Ehrh. Wldlicher Tauf-  
 Zehn- und Leids-Germonnen, fählich und einseitig entworfen von  
 Leonhard David Germann, Märl. Silen. Barrer in Wessel, Oelf-  
 Fernschädlichen Fährtenkuns. Jauer, Gedruckt bei Johann Christian  
 Lorenz 1724.

<sup>1)</sup> Die gute, schöne Gitte der Familienbibel bei bringend der  
 Übung empfohlen, nicht nur, wie selbstverständlich ist, der Religion,  
 sondern auch der famili-ngechichte wegen. Die viele Daten von  
 früheren Mitgliedern eines Geschlechtes sind auf solche Weise der  
 Nachwelt überliefert worden, Daten, die in den meisten Fällen sonst  
 der Vergessenheit anheimgefallen wären!

<sup>2)</sup> Der Ursprung von Wien am 12. Sept. 1683 aus einer kriegs-  
 historischen Studie.“ Weitz 1883, S. VII. Domarabst lödt bei  
 Wien in der Hülarenfahne des Kron-Tomant Jakobsonski. Nach  
 dem Eingel bei Wien verjagte der König Johann Sobieski die Türken  
 nach Ungarn hin eine Vor der Stadt Oran, die auf dem rechten Ufer  
 der Donau liegt und durch eine Brücke mit dem linken Ufer  
 liegenden Schanjen bei dem Dorfe Barlang verbunden war, wurde  
 er aufgehalten. Ein Sturm auf diese Schanjen am 7. Okt. 1683

bis 1693 eine Eintragung, welche sämtliche polnische Nobilitierungen aus den Jahren 1653—85 aufzählt. Es find mehrere hundert Namen, die Familie Domarski aber befindet sich nicht unter ihnen. Aus all den angeführten Gründen muß die Urkunde König Johanns vom 25. Febr. 1684, betreffend die Nobilitierung der Familie Domarski, für gefälscht erklärt werden. Wohlens die ebenfalls in den Händen des Großfürsten v. Domarus befindliche Urkunde des Deutschen Kaisers Leopold d. d. Wien, 1. Mai 1684, durch welche dem von des Kaisers hohen Bundesgenossen Majestät und Erzen Vohlen\* geordneten Joannes Sigismundus Domarski das Recht verliehen wird, daß man ihm auch in allen Unfern Kaiser. Landen soll Ehren und Ämtern und Ämtern vor einen nachmaligen freien Herrn von Adel und mögen zur freien Ritterchaft des Reichs\* ist eine Fälschung und zwar plumper Art. Format, Schriftkubus, Formeln und Ausstattung erweisen auf den ersten Blick, daß hier ein plumpes Fälscht vorliegt. Auch ist in der Reichsregistratur Kaiser Leopolds I. die angebliche Verleihung des Adels an Domarski vom 1. Mai 1684 nicht eingetragen. Tiefe Fälschungen über die Familie v. Domarus hängen wahrscheinlich mit den Anerkennungen des Adels der Familie durch die König. wehrbrühige Regierung d. d. Marienwerder 31. Jan. 1804 und 26. Sept. 1806 zusammen und waren ganz und gar überflüssig. Denn die Domarus gehören dem Handel von Sommerellen-Polen an und waren Besitzer in den abgaben Gütern Głuchnica im Kreise Casubus und Niepołomica im Kreise Kujawsk. Freize der Domarus nannten sich noch diesem Besitz Głuchnicki und Niepołomicki.<sup>79)</sup> Die Verbindung Kujawsk und Polens führte in ersteres Land zahlreiche polnische Adlige. Der Nachweis eines Adels polnischer Provenienz ist aber nicht nur durch die Zeitrechnung des Materials<sup>80)</sup>

sondern auch infolge der abweichenden Adelspräparate schwierig welche von den Pforten vielfach falsch verstanden und dann in ganz irreführender Weise in den Kirchenbüchern eingetragen wurden.<sup>81)</sup> Urkundenfälschungen sind zu allen Zeiten vorgekommen. Rußte doch schon Jmrozey III. vor den Fälschungen päpstlicher Bullen warnen. Befahren doch die deutschen Reichsbücher sehr eingehend die Siegelgefälschungen. Gefälschte Siegel wurden an echte Urkunden, oder echte Siegel an gefälschte Urkunden gehängt; oder es wurden Siegel und Urkunden zugleich gefälscht. Die Bervollkommnung der Technik in unserer Zeit hat das Fälschungs-geschäft noch erleichtert. In der Tat haben die modernen Adelsprojekte, besonders in Österreich, ein erschreckendes Bild betrügerischer Raffineriebeit enthält. Hier kann nur eine genaue Spezialkenntnis den Betrug aufdecken. Da gilt es z. B. zu untersuchen, ob die Schrift nach Art des Duktus und der Abfärsungen genau der Zeit und dem Ort der angeblichen Urkunden-ausfertigung und ob die Datierungsmethode und die Urkunden-formeln dem Gebrauch der betreffenden Kanzlei in der betreffenden Zeit genau entsprechen, ob die Ringeorten, nach denen in der angeblich echten Urkunde gerechnet wird, auch in einer den Zeit-verhältnissen entsprechenden Weise angeordnet sind, ob der Ur-kunden-aussteller an dem Ort, wo die Urkunde ausgestellt sein will, zur betreffenden Zeit sich hat aufhalten können. In ungelösten Fällen ist dringend zu raten, daß ein Sachverständiger, ein Historiker von Fach, hinzugezogen werde, um man für eine angeblich echte Urkunde, wie dies in Österreich vorgekommen ist, eine ungeheure Summe, wie 30000 und mehr Kronen, zahlt.

Abigen, ehemals polnischen, jetzt preussischen Landesteile bei dem König. Preussischen Staatsarchiv in Polen. Die Befugnisse des im Jahre 1836 in Warschau errichteten, im Jahre 1861 aber wieder aufgehobenen Heroldsamtes des Königreichs Polen sind an das Heraldie-department bei dem dirigierenden General in St. Petersburg übergegangen.

<sup>79)</sup> Der polnische Adel kannte zur Zeit der polnischen Republik keine Adelspräparate. Das Wort „nobilit“ wurde ursprünglich nur dem Adel gegeben, während die Bürger die Ehrenworte „honestus“, „famosus“ u. a. erzielten. Aber schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begann der Adel, je nach seiner Herkunft und Wochstellung, mit den langwollen Ehrenwörtern „generosus“, „magnificus“, „illustis“ u. a. sich zu schmücken, während das Wort „nobilit“ nunmehr von den Bürgern und angehenden blutigen Besitzern in Anspruch genommen wurde. Erfahrungsgemäß ergibt sich hieraus daß eine seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Ländern polnischer Sprache mit dem Prädicat „nobilit“ bezeichnete Persönlichkeit, die Stammbaue nicht angeht. Diese Begriffsverwirrung wird gegenwärtig polnischen Gelehrten nicht mehr befangen. So kommt es, daß diese — selbstverständlich in gutem Glauben — das einer Person bürgerlicher Herkunft beigelegte Wort nobilit schamlos mit dem Adelsprädicat „von“ überlegen und dieses Adelsprädicat in Zeugnisse und Kirchenbücher eintragen. Richtigste Atteste über Einwohner polnischer Herkunft bedürfen daher hinsichtlich der Adelsprädicat einer genauen und strengen Nachprüfung. — Es ist in dem polnischen Werke von Gładz über die Kujawskischen Geleze eine zum Teil eigentlich gar nicht gehörende Liste enthalten aber in Polen vorkommenden Adelsberechtungen und Inhabensnennungen des 1601, welche auch die Nummern der Matrix-Einträge enthält. Von 1601 ab sind alle Nobilitierungen und Inhabensnennungen in den Reichstagsberichten enthalten und von den Heraldikern, zuletzt von Borowski in seinem Buche Spis nazwisk szlacheckich Polakij (Namenverzeichnis des polnischen Adels), Lemberg 1857, ausgezogen und bekannt gegeben.

<sup>80)</sup> über das Wappen Kujawsk der Domarus vgl. Emilian v. Jernitzki: Sejlis a. Der Polnische Adel I, 1900, 212, und derselbe: Die Polnischen Stammbücher, ihre Geschichte und ihre Sagen. Danzig 1904, Tafel XIV. Das hier abgebildete Wappen zeigt im blauen Schild drei goldene Sterne übereinander mit den Spitzen aufwärts geteilt, geteilt golden Halbmond und auf dem gekrönten Helm drei silberne Straußenfedern. Hierzu ist zu bemerken, daß das ursprüngliche Wappen der Domarus ein naturförmiger Hirsch gewesen sein wird, der noch heute auf alten Wappenabreibungen der Familie, als Helmstück noch vorhanden, erscheint und den ein Jüngling der Familie Domarus, die Domarus-Kosmid, noch den führte. Wenn die Domarus neuerdings in blau zwei oder drei goldene Sterne übereinander mit den Spitzen aufwärts geteilt golden Halbmond als Schildzeichen führen, so ist dies mit Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen, daß den Sommerellischen Geschlechtern, welche in den glorreichen Schlachten der Jahre 1620 und 1621 sich ausgezeichnet hatten, von König Sigismund III. gestiftet wurde, Halbmond und Sterne zur Erinnerung als Wappen zu führen. Wurde dieses Wappen selbständig geführt, dann zeigte das alte Wappenbild in den Helm-schild. Herr Oberleutnant v. Domarus in Dresden hat den nachfolgenden Hirsch als Helmzier wieder aufgenommen.

<sup>81)</sup> Die hauptsächlich archivalische Schatzkammer für polnischen Adel ist das Königl. Preussische Staatsarchiv in Polen. Auch das Königl. Schatzkammer-Archiv in Dresden enthält in einigen Fällen schätzbares Material. Für viele Verhältnisse ist wichtig jektzuweisen, daß entweder eine genealogische oder eine besondere Aufnahme in den deutschen Adel stattgefunden hat. Die Zulassungskassen für Wehrbürgen und den Repeditrikt hinterlegen bei dem Königl. Preussischen Staatsarchiv in Berlin, die Zulassungskassen für die

**Bücherbesprechungen.**

— Urkundenbücher der schlesischen Gmnasien, I. Quellenbuch zur Geschichte des Gmnasiums in Jittau. 1. Heft: bis zum Tode des Rectors Christian Weize (1708). Bearbeitet von Dr. Theodor Gärtner, Professor am Gmnasium in Jittau. (= Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im oberösterreichischen Saizen, herausgegeben im Auftrage des schlesischen Gmnasiallehrervereins. Zweiter Teil.) Leipzig, W. G. Teubner, 1905. V, 142 S.; gr. 8". Preis: 3.4. — Entschieden das Merkwürdigste an diesem Heft, das seine Abnehmer, außer den Abkonnenten auf die ganze Reihe, vor allem in Mittelschullehrerkreisen und in Jittauer Kreisen suchen muß, ist die von dem Verfasser der „Historischen Kommission des schles. Gmnasiallehrervereins“, Otto Kaemmel, verfaßte Vorrede. Auf Schritt und Schritt merkt man ihr an, wie schwer ihm (dem alten Jittauer!) als Herausgeber das Vorhaben gefallen

dieses ersten Urkundenbuchs schlesischer Gmnasien gemorden sein mag; trotz aller freundschafflichen Entschuldigungen der Schwächen dieses Hefts, die lediglich in zu großer Weidrigkeit unumgänglichen Stoffe gegenüber beruhen, klingt sie förmlich wie eine Abgabe. Es ist das außerordentlich eürlich gehandelt; jedenfalls wird der Kritik dadurch sofort der zum Etos ausbleibende Arm gebunden. Ja, man sieht sich sogar genötigt, die Reichhaltigkeit des Gebotenen, die allerdings recht weit hinausreicht, deshalb nicht allzu großzügig zu nehmen, weil sie hierin die Frucht mehr denn janzigjähriger, emüher Bemühungen ist, andererseits nach dem Erscheinen weiterer Hefte durch die vergleichende Methode am Ende doch noch entsprechend ausgenutzt werden und einen Heiter noch nicht zu überfließenden Segen stiften kann. Urkunden bieten, ist eine heile Aufgabe, an der schon so mancher geistert ist; eine solche Einzeligkeit über das Maß des Kurzumendmen wird sich niemals erzielen lassen, da nach dem ersten Bearbeiter jeder Benutzer von jenem eigenen Standpunkt aus an den Stoff heran-

zutreten pflegt. Deshalb meine ich: lieber zu viel, als zu wenig! Die Hauptsache bleibt, daß man sich auf das Gedruckte dann auch wirklich verlassen darf. Und das trifft hier durchaus zu.

— **Ernst Zahn: Schattenhalb. Drei Erzählungen. Deutsche Verlagsanstalt; Stuttgart.** — In dem Züricher Ernst Zahn besitzt die Schweiz einen Dichter, der anscheinend berufen ist, die guten literarischen Traditionen eines Jeremias Gottlieb und Gottfried Keller fortzusetzen; jedenfalls sucht er an Plastik und Kraft der Schilderung unter seinen Landsleuten zur Zeit wohl seinesgleichen. Nicht mit den Augen eines Sommertouristen hat er die Schweizer Berge und ihre Bewohner gesehen, heimlich ist er dort, wohl vertraut mit der Art des Landes und dem Wesen seiner Kinder. In den lebendigsten Farben weiß er die Natur der Alpenwelt, die in der starren Ede der Bergeinsamkeit spärlich zerstreuten Dörfern und Gindhöfen zu malen, in gebiegener epischer Erzählung und das Leben ihrer Inassen und ihre Schicksale vorzuführen, ihre Charaktere in fein psychologischem Aufschluß zu entwickeln. Der nur mäßige Gebrauch des Dialekts, der den Reden und Gesprächen eine leichte mundartliche Färbung verleiht, ersichert in keiner Weise, wie das z. B. bei Jeremias Gottlieb der Fall ist, den Genuß der Erzähler, sondern gibt den Erzählungen in seiner bisfekten Verwendungs noch einen höheren Grad vollständiger Intimität. Dabei stehen wirklich talrige Menschen in den Personen seiner Erzählungen vor uns, die die Eigentümlichkeiten ihrer Heimat und ihre besonderen Milieus in charakteristischer Weise zum Ausdruck bringen. Vor allem aber zeichnen sich die Schöpfungen Ernst Zahns durch eine starke Lust an individuellen Problemen aus. Unter den herben und grubinnigen Menschen der Schweizer Bergbevölkerung sind die Naturen nicht selten, die sich ganz auf sich selbst stellen und in den kritischen Momenten ihrer Lebens Entscheidungen treffen, Entschlüsse fassen, die oft jenseits von dem Gut und Böse in den Anschauungen ihrer Landsleute liegen, zum mindesten deren geistigen Horizont weit überschreiten. So das tragische Schicksal der Violina Zurich in der ersten Erzählung, die die Erinnerung an einen jugendlichen Selbstmord in ein dunkler Schatten selbst in den sonnigsten Tagen ihres Lebens begleitet, ja schließlich in den Tod treibt; oder das harte Los des Valentin Theiler, der die Schuld seines toten Vaters in jahrelanger mühevoller Frone zu löshen sucht und in seinem geliebten Kuckbaren an der Seine Lußmann, dem „Muttergötterli“, eine ebenbürtige Partnerin findet. Ein stark ethischer Zug fittlicher Charakteristika geht durch alle drei Erzählungen, die in unserer Zeit, der Zeit der Kompromisse, doppelt auffällig und dem Buche noch besonderen Wert verleiht.

— **Frau Seneburg. Roman von Karl v. Persall. Verlag von Gyon Heiseck & Co., Berlin.** — Man würde dem Verfasser, der schon in zahlreichen geistvoll erdachten und fesselnd durchgeführten Romanen sexual-psychologischen Problemen nachgegangen ist, bitter unredt tun, wollte man ihn nicht zu den im besten Sinne des Wortes Robornen rechnen. Gleichwohl steht er weit ab von der jetzt leider beinahe noch allein herrschenden Richtung, die von französischem „Epitri“ inspiriert und von radikal überreizten Empanipationsverrichtungen und mehr noch verfeinerteren beeinflusst, die Ehe gar so fern als eine der Frau zum mindesten nicht zureichende Zustandsform des Zafinsinns erachten möchten. Denn Persall gelangt bei seinen künstlerisch erfaßten Analysen des sexuellen Problems im Erkennen von dessen Bedeutung für das individuelle wie allgemeine Leben durchaus zu dem Resultat, daß die monogame Ehe für unser soziales Milieu die Idealform der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib sei und bleibe, wobei er nicht verfehlt, diese ethische Grundidee mit harter betonter Wichtigkeit immer wieder auf den Leser einwirken zu lassen. So werden denn auch aus dem Eheleben der Frau Versteckmann Seneburg Probleme aufgeworfen, die unvermeidbar zu tieferem Nachdenken und objektiver Selbstprüfung anregen, zumal diese Probleme aus dem mit intimer Berücksichtigung gezeichneten Gesellschaftsleben der kleinen engborstigen bayerischen Bezirksstadt Jlenhausen mit unbedingter Notwendigkeit sich bilden und ein fesselndes, mit großer Kunst ausgeführtes Bild deutschen Kleinstadtlebens geben. Der härteste Teilnahme an den mit reiflicherer Virtuosität in dieses Milieu hinein komponierten Charakteren ist natürlich die Heidin des Romans, Frau Seneburg, sicher. Sie wird das Opfer des „Variationstriebes“ und

ergibt sich dem sanften Liebeswerben eines anderen Mannes, der in der Ede des Kleinstadtlebens bedeutungsvoll ihnen Begreuzt. Die Entwidlung dieses Charakters ist das künstlerisch Bemerkenswerteste an dem Roman. Sie bleibt wie immer in den Worten Persalls keine äußerliche, sondern wird in einer mit psychologischer Feinheit ausgeführten Steigerung dargelegt, die schließlich, fast auf den letzten Seiten des Buches, zur gesellschaftlich unumgänglichen Katastrophe führt. Auch hierbei bleibt es ein nicht zu unterschätzender Vorzug von Persalls Darstellungsfähigkeit, daß er uns vermöge der Macht ihrer lebensvollen Wahrheitsfildierung unweigerlich an seine Stellungnahme zu den Problemen seiner Dichtung zu glauben zwingt.

— **Simfon. Tragödie in fünf Akten nach den Worten des Alten Testaments von Hermann Wettc. Verlag von Fr. Witz, Grunow, Leipzig.** — Leider können wir uns bei des gleichen Autors Widukind-Drama früher ausgesprochenes Urteil über seine dramatische Befähigung nach seinem „Simfon“ wenig modifizieren. Auch dieser Tragödie fehlt der unbedingt notwendige straffe jenside Pulsbau und der geeignete dramatische Stil. Eine Reihe fast lyrisch gehaltener Dialogen, in denen nicht nur die Stimme Zahnes, sondern auch ein ganzer Hofstaat himmlischer und höllischer Geister, letztere vom Meister Saanaas — einer der jüdischen Richter;en übrigens sonst wohl noch unbelasteten Jäger — in höchstgelegener Person angeführt, die Szene beleben, machen vor allen den vierten Akt zu einem dramatisch völlig ungenießbaren Ragout, dessen opernhöflicher Einbruch der wenigstens jensich sehr wirksame fünfte Aktzug mit dem Tumult im Dagontempel und den Einkurz des Heiligums nur mühsam verzweifen kann. Einige Kufnerfamenlei verleiht die Liebeszene zwischen Simfon und Delila im dritten Akt, die sich im Stil nicht uneben an das alttestamentliche Hohenlied anlehnt, wie überhaupt die eigenartige Sprache des Stückes in ihrer freien Verwendung der Schriftsprache und der harten Betonung des Parallelismus der alttestamentlichen Lyrik der dramatischen Dichtung Wettes ein apartes formales Gepräge gibt. Gleichwohl läßt sich die bedauernde Simfon-Tragödie wie schon früher das stadtremende Widukind-Drama höchstens als dramatische Studien Wettes ansehen, dessen eigentliche Begabung, wie uns sein prächtiger Krauskopf-Roman beweisen, auf einem ganz anderen Gebiete geübt werden muß.

— **Esblumen. Neue Gedichte von Mathilde Gräfin Eubenberg. Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.** — Ihren vor Jahren in E. Pierfons Verlag (Dresden) publizierten, von Stephan Milow literarisch eingeführten „Gedichten“ hat Mathilde Gräfin Eubenberg eine neue poetische Sammlung „Esblumen“ folgen lassen, die jenen nicht nur an temperamentvollem Fühlen kaum nachstehen, sondern sie auch an Reife und formaler Durchbildung erheblich übertreffen. Wiederrum wirkt eine leise Schwermut, die auch aus diesen Liedern spricht, um so fesselnder, da sie, wirklich empfunden, nicht posiert, immer einen schlichten, zum Herzen gehenden Ausdruck findet. Denn wie die eckristallenen Blumen des Winters, die jart hingehaucht, von nur einem schätigen Strahl der matten Winterfonne getroffen in taufenderlei Prämen und Brechungen kimmern und spröhen, so glänzt auch in den Gedichten der Gräfin Eubenberg, dem Niederschlag so mancher Liebes- und Lebensstunde, der Widerschein tiefer lebensschätiger Gefühle und Stimmungen in unjähigen poetischen Funken und Lichtern auf, so daß sich diese Sammlung weit über das Durchschnittsniveau lyrischen Mittelguts erhebt, ganz abgesehen von der vornehmen Gestaltung, der echt deutschen Gemütsziele und dem reinen Empfinden, die aus den einzelnen Gedichten sprechen. Von besonderer lölicher Schönheit sind die Gedichte auf den Tod ihrer Mutter, die am härtesten die abgetragene künstlerische Färbung der Verfasserin erkennen lassen. Manches Häbliche findet sich in den „Sprüchen“, die sich zum Teil in einer Polemik — in Sprache und Stimmung gleich vornehm — gegen die der Gräfin nicht fonderlich inmpathische Sezession in Kunst und Literatur wenden. Von großer Stimmungsfülle sind ihre Naturfildierungen, die bisweisen in einen aparten Märchenion überfliegen, während den mehr epischen Gedichten wie etwa „Jung Falrah“ eine beträchtliche Anschaulichkeit eigen ist. So kann man nur wünschen, daß diese „Esblumen“ den Zwug zu recht vielen Lesern finden mögen.



**Verleitet**  
 Dienstag, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 105.

Dienstag, den 5. September, abends.

1905.

### Das Franz Joeselland.

Der Verlauf der Siegelischen Nordpol-Expedition beweist wieder von neuem, mit welchen Schwierigkeiten Expeditionen, die das Franz Joeselland als Angriffspunkt gegen den Nordpol benutzen, schon in diesem Polarlande selbst zu kämpfen haben. Seine weit gegen Norden vorgeschobene Lage und eine reiche Tierwelt machen das Franz Joeselland zwar für Schichtenreisen zum Pol sehr geeignet, doch haben schon verschiedene Expeditionen erfahren müssen, wie verhängnisvoll es sein kann, mit dem Expeditions-Schiff in den nördlicheren Teilen des Archipels zu überwintern. Das weite Vordringen des Schiffes empfiehlt sich jedoch, damit gleich unmittelbar vom Winterquartier aus frühzeitig im Frühjahr die Schichtenreise in nördlicher Richtung beginnen kann, während bei einer Überwinterung an der Südküste, die für ein Schiff den Vorteil größerer Sicherheit bietet, vor Eintritt der eigentlichen Nordpolüberwindung erst ein Marsch durch das ganze Inselgebiet auszuführen wäre. Obwohl das Franz Joeselland, wie neuere Forschungen ergeben haben, eine Anzahl von Inseln bildet, die durch breite Meerestraße voneinander getrennt werden, steht an und für sich ein derartiger Marsch in geeigneter Jahreszeit nicht im Wege. Dies bewies schon der Entdecker des Landes, der Österreicher Julius Preyer, dessen Schichtenreise durch das Franz Joeselland auch heute noch als eine hervorragende Leistung gelten muß, so glänzende Taten auch spätere Forschungsstrebende gerade auf dem Gebiete der Schichten-Expeditionen vollbracht haben. Ein glücklicher Umstand hatte den Tegethoff, nachdem er im Sommer 1872 an der Nordwestseite von Ransaja Semlja zum Eis eingeschlossen worden, nach über einjähriger Gefangenhaft dicht gegen die Küste des vom Schiff aus entdeckten Landes getrieben. Am 26. März 1874 begann Preyer mit einigen Begleitern seine Schichtenreise, für die er nur drei Hunde besaß, aber bereits am 12. April wurde die nördlichste Spitze, Kap Higelis auf 82° 5' nördl. Br. erreicht, und am 24. April war man nach anstrengender Reise wieder beim Schiff. Hieran schloß sich noch ein kleiner Ausflug, der vom 29. April bis 3. Mai dauerte und in die westlichen Landesteile ging. Zu eingehenderen Reisen war keine Zeit, da der Tegethoff verlassen werden mußte. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Preyer nur ein flüchtiges Bild von dem neu entdeckten Archipel geben konnte und keine Angaben über die Land- und Wasserverteilung eine gründliche Berichtigung erlaubten. Namentlich geschah dies durch die von dem englischen Berleger Garmouth ausgerüstete und von Frederick Jackson geführte Expedition, die ursprünglich dazu bestimmt war, vom Franz Joeselland aus zum Nordpol vorzudringen. Diesen Plan gab Jackson aber auf, und er widmete sich über drei Jahre, von 1894 bis 1897, der Erforschung des Landes. Beim Kap Flora, auf der südlichsten Teil des Archipels gelegenen Nordbrookinsel, errichtete er ein geräumiges Blockhaus, das den Namen „Schloß Elmwood“ erhielt und jedenfalls eines der besten Gebäude ist, die es in den Polargebieten gibt. Es ist 6 m im Quadrat, hat ein doppeltes Dach, Doppelfenster und eine Doppeluhr und eine innere Bekleidung von Filz, so daß das Gebäude warm und zugfrei war und mit seinen aus 30 cm dicken Balken bestehenden Wänden allen Stürmen und der kalten Tropf bot. Von dieser Station aus wurden zahlreiche Schichten-Expeditionen nach allen Richtungen des Archipels unternommen, wodurch es der Expedition möglich war, mit wenigen Ausnahmen sämt-

liche Landgruppen zu bestimmen. Ein besonders großer Unterschied zwischen der Preyerischen und der Jacksonischen Karte zeigte sich betreffs des südwestlichen Teils des Archipels, wo große Landmassen hinzutraten — das Alexander-Land. Die großen Mengen essbarer Vögel boten der Expedition Gelegenheit, sich reichlich mit frischem Fleisch zu versehen, was mit dazu beitrug, daß sich alle Mitglieder der besten Gesundheit erfreuten. Dagegen starben drei Mann der Besatzung des Jacksonischen Schiffes Winmoo an Scharlach. Zudem eine so bedeutende Entdeckungsarbeit auch Jackson auf dem Franz Joeselland ausgeführt hatte, war man in England doch sehr enttäuscht, daß die Expedition keinen Versuch unternommen hatte, zum Nordpol vorzudringen. Was Jackson bezog, den ursprünglichen Plan aufzugeben, war eben der Umstand, daß Franz Joeselland aus seiner zusammenhängenden Landmasse, sondern aus zahlreichen Inseln bestand. Aber schon ein Jahr nach der Rückkehr Jacksons, 1898, fand sich eine andere Expedition, die von Franz Joeselland aus den Nordpol zu erreichen wollte: die Wellmanische, zu deren Teilnehmer u. a. Uvalde Baldwin gehörte. Diese amerikanische Expedition errichtete ihre Station beim Kap Tegethoff auf der Halbinsel, von wo aus Wellman bereits Mitte Februar 1899 zum Norden aufbrach. Am 20. März befand er sich beim Kronprinz Rudolfstrand, der nördlichsten Insel des Archipels, aber hier, wo die Wanderung auf dem Polarreife beginnen sollte, erlitt Wellman in den sich pressenden Eismassen eine so schwere Quetschung an einem Fuß, daß die Expedition die Heimreise antreten mußte.

Wehr Glück hatte die Expedition des Herzogs der Krutzen, wenigstens auch diese nur mit genauer Not einer Katastrophe entging. Die Stella Polare traf im August 1899 bei der Tegethoff, Kronprinz Rudolfstrand, ein und hatte sich kaum für die Überwinterung eingerichtet, als die Eismassen dem Schiff so stark zuwuchsen, daß eine Seitenplanke eingedrückt wurde. Man gab schon das Schiff verloren, aber es wurde schließlich von den Eismassen gehoben und gegen den Strand geichoben. Im folgenden März begann dann unter Leitung Gagnis die bekannte Schichtenreise, an der im Anfang 13 Mann teilnahmen, von denen jedoch, je nachdem man weiter gegen Norden vordrang, kleinere Abteilungen zurückgeschickt wurden, damit für den Rest genügender Proviant blieb. Schließlich feste Gagni nur noch mit drei Begleitern die Wanderung fort. Sie endete auf 86° 33' nördl. Br., womit Ranens Schichtenreise, die bis 86° 7' vordrang, übertrafen war. Inzwischen wurde die Umkehr Gagnis keineswegs durch Schwierigkeiten veranlaßt, sondern lediglich Mangel an Proviant zwang ihn dazu. Man war schon in den beiden letzten Wochen auf Hundfleisch angewiesen, denn Bild gab es in der unendlichen Eiswüste nicht. Die Eisverhältnisse dagegen waren einigermaßen gut und hätten eine weitere Fortsetzung der Reise zugelassen. Jedemfalls lieferte diese Expedition einen guten Beweis für die öfters ausgesprochene Ansicht, daß die Nordpolfrage wesentlich eine Hunde- und Versorgungsfrage sei. Die Lösung dieser Frage ist aber eine so schwierige, daß der Methode der Erforschung des Nordpols mittels Hundeschritten kaum ein durchschlagender Erfolg in Aussicht steht, besonders da gute Eisverhältnisse, die eine nicht minder wichtige Bedingung für Gelingen der Schichtenreisen sind, zu den sehr seltenen Ausnahmefällen gehören. M.

### Bücherbesprechungen.

— Unsere Seminararbeit, ein Beitrag zur Organisation des sächsischen Seminarwesens. Von H. Gräßlich, Geh. Schulrat im R. S. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Meissen, Verlag von H. W. Schimpert. gr. 8. VII und 531 S. 5 M. — Keine höhere Schulart ist im letzten Jahrzehnt so sehr Gegenstand des Interesses und der Kritik gewesen wie die Lehrerbildungsanstalten. An sie sind in Schriften und Versammlungen die verschiedensten Forderungen und Wünsche von Lehrern, Fortbildungsschulmännern, Ingenieuren, Künstlern, Musikern deßhalb Veräußerung ihrer Interessen herangetragen. Anzuerkennen ist ihnen infolge der Einführung des einjährigen Zwergebieners der Volksschullehrer, des dadurch herbeigeführten Lehrermangels und der zur Sicherung des Schulbetriebes nötig gewordenen schnelleren Ausbildung von Vikaren aus den ersten Klassen der Seminare erhöhte Aufgaben gestellt, die vorübergehend einer Erweiterung und Vertiefung des Seminarlehrlings hinbernd in den Weg traten. Was in diesen vielbewegten Jahren für den inneren Ausbau der Lehrerseminare in unserem Sachsen geschehen ist, dafür werden in dem vorliegenden Bande eine Reihe wichtiger Bausteine veröffentlicht. Es sind fünf im Laufe der letzten Jahre erschienene, ursprünglich nur den Seminarlehrern zugänglich gemachte Hefte, die nun, zu einem stattdischen Buche vereinigt, weiteren Kreisen einen Einblick in die Aufbaumengen des Departement im Königlich-kultusministerium, in die Gutachten der einzelnen Seminare, in die bisher herrschende Übung, sowie in die vorgenommenen Änderungen der Seminarpläne gestatten. Es kann, schon mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum, nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein, die einzelnen Punkte zu erörtern, nur einzelne wichtige Seiten können hervorgehoben werden. Zunächst wird die Geschichte der Entwicklung der Seminare vielfach getreilt. Er wähnt sie das Urteil über den Lehrplan von 1877 und sein Verhältnis zu dem von 1873 (S. 209), dazu eine Reihe von Angaben über die Geschichte der Methodik und Didaktik der einzelnen Fächer. So findet man Angaben über die Entwicklung des sächsischen Seminarzeilenunterrichts seit dem Jahre 1874, wobei den Bemerkungen der Seminarlehrer mit ihren Verhandlungen und Ausstellungen Erwähnung geschieht. Dazu kommen zahlreiche Mitteilungen über Lehrpläne, Lehrmittel und Lehrbücher, z. B. für den Redenunterricht an Seminaren mit näherer Charakteristik, Angaben über Besprechungen, Benennung der Anstalten, an denen sie eingeführt wurden S. 306 ff. Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen über die neuen Lehrpläne, die zunächst in den einzelnen Heften entwickelt und begründet, schließlich auf S. 455—530 übersichtlich abgedruckt werden. Welche Umgestaltung sie erfahren haben, ergibt sich am deutlichsten, wenn man sie mit den bisher maßgebenden vergleicht, wie sie Dr. Bornemann in seiner Ausgabe des Seminargesetzes (Leipzig 1897) S. 40 ff. zum Abdruck gebracht hat. Verzeilt und Verteilung des Stoffes zeigen wesentliche Änderungen, z. B. im Religionsunterricht, auf den die theologische und historische Bewegung der letzten Jahre von Einfluß gewesen ist; in Rechnen und Geometrie, die von W. Seyffarth einer eingehenden vergleichenden Beurteilung mit den neueren preussischen Plänen unterzogen werden; in der Musik, wo schon die Bestimmung des Verzeilt in den neuen Vorschriften (vgl. S. 501) von § 25 der Verordnung von 1877 ganz wesentlich abweicht. Mit Interesse liest man die Ausführung über die Naturwissenschaft, das Deutsche, die fremden Sprachen, von denen Französisch und Englisch hier neu erscheinen. Wir müssen auf die Besprechung der Erörterungen über Psychologie und Pädagogik, wie die Erziehungsfragen verzichten, bemerken nur noch, daß auch die Volksschule vielfach orientierend, wie kritisch, z. B. bezüglich des Rednens, getreilt wird.

— Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten, im Auftrage des Vereins für Schulreform erläutert von Dr. Ernst Leuz, Professor am Königl. Gymnasium zu Danzig. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Eigentum des Vereins für Schulreform. Berlin W. 30, Verlag von Otto Salle. gr. 8. VI und 77 S. 1 M. — Der 1889 gegründete Verein für Schulreform gab im Jahre 1900 die vorliegende Schrift zur Aufführung heraus. Bereits im folgenden Jahre machte sich eine neue Auflage nötig. Die vorliegende dritte hat die unternommenen Erfahrungen vermerkt, namentlich auch das stattdische Material ergänzt. Bis

zum Jahre 1901 waren 38 Reformschulen gegründet worden. Im Jahre 1902 vermehrte sich die Zahl um 14, 1903 um 17, 1904 um 6, für 1905 stehen 4 in Aussicht. Das Königreich Sachsen ist mit 4 Reformschulen vertreten: Dreifachschule in Dresden seit 1895, Plauen seit 1898, Juidau seit 1902, König Georg-Gymnasium mit Realgymnasium in Dresden seit 1903. Eine bequeme Übersicht über die verschiedenen Lehrpläne wird S. 73 ff. in folgenden 5 Typen geboten: 1) Realgymnasium mit Realchule in Altona, 2) Goethegymnasium in Frankfurt a. M., 4) die neueste Form des Realgymnasiums nach Frankfurter System, 4) Lehrplan für kleinere Städte, als Muster wird Venep benutzt, 5) Oberrealchule mit Realgymnasium von Unterfeldunda an. Die S. 76 ff. verzeichneten Lehrbücher für Reformschulen beziehen sich auf Deutsch (2), Latein (7), Griechisch (2) und Französisch (3). Auf sächsische Verhältnisse wird in der Darstellung z. B. S. 18 und 20 Bezug genommen.

— Schriften der Pädagogischen Gesellschaft. Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für Lehrer und Lehrerinnen zur Vorbereitung für ihren Beruf und ihren Unterricht, sowie zu ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung. 2. Heft. Zum deutschen Unterricht. Bearbeitet von Prof. Dr. Theodor Matthias, Realgymnasialoberlehrer in Juidau. Preis 1 M. Dresden, Verlag von Bieg & Rämmer (Zsh. D. Schombach). gr. 8. 76 S. — Der durch seine Herderausgabe und methodische Arbeiten bekannte Verfasser bietet im vorliegenden Heft ein wertvolles Bücherverzeichnis mit knappen charakteristischen Urteilen und Fingerzeigen und hat sich der Unterzügen anerkannter Germanisten und Methodiker, wie Böhmer, Paul Wisch, Wilmanns, Rudolf Lehmann, Holz u. a. erfreuen dürfen. 6 Abschnitte bieten: Allgemeines und Zusammenfassendes, Sprachunterricht, Lektüre, Literaturgeschichte, Anschauungsmittel, Modelle, Bilder und Zeitschriften. Wenn die Mitteilungen der Pädagogischen Gesellschaft die Aufgabe haben, Lehrern und Lehrerinnen als zuverlässige Wegweiser durch die immer gewaltiger anschwellende pädagogische und Fachliteratur zu dienen, das Beste und Empfehlenswerte aus der großen Masse herauszuheben und ihm so zum Durchdringen zu verhelfen, so erfüllt das vorliegende Heft diesen Zweck, mögen auch die Auffassungen im einzelnen abweichen. Sehr erfreulich sind die Kassenverhältnisse der Gesellschaft, deren Mitgliederzahl schnell auf 1500 getrieben ist. Die Rückseite des Titels gibt darüber Aufschluß. Der Jahresbeitrag konnte auf 1 M. herabgesetzt werden.

— Lehrplan für Sprachübungen von Dr. R. Michel, Bezirkschulinspektor in Grimma, und Dr. O. Stephan, Bezirkschulinspektor in Borna. gr. 8. IV und 120 S. 1,80 M. — Sprachübungen. Stoffsammlung zu Übungen in Aussprache, Grammatik, Orthographie und Schönschreiben. Mit einem Anhang allgemeiner Stilregeln von Dr. Reinhard Michel, Königl. Bezirkschulinspektor in Grimma. gr. 8. 36 S. 20 S. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Mit einer laudandig gemählten Strophe Konrads v. Hainsaus weisen die Verfasser auf den Holzweg hin, auf den der jetzige deutsche Unterricht zum Teil geraten ist. Ob das Wort so allgemein gilt, könnte man bezweifeln, wenn man die Urteile von Nichtfachleuten über unsere Ergebnisse vergleicht, z. B. das von O. Kerchensteiner über die Sprachgeramtheit in den Leipziger Volksschulen (z. B. Beobachtungen und Vergleiche über Einrichtungen für gewerbliche Erziehung außerhalb Bayerns, München, 1901, S. 211). Zagegen verfolgt man mit größtem Interesse die gegebenen Anregungen und Winke. Verweisen sei z. B. auf die Überzetzungen in die Mundart (S. 16 ff. das an erster Stelle genannten Heftes), sowie die Überzetzungsaufgaben aus Bibel und Belangbuch (ebenda S. 97 ff.). Nicht nur den Lehrern, auch den Freund der Sprachgeschichte werden diese Abschnitte gefallen. Aus dem „Sprachbüchern“ sei nur allem die Bedeutung hervorgehoben, die dem Hören und der Aussprache beigelegt wird, z. B. S. 5, 9, 23 bis 36, wo die verschiedenen Arten von Fragezügen in gut gewählten Beispielen vorgeführt werden. Auch die Übungen auf S. 18 und 19 über das lange und kurze a in seinen mannigfachen Verbindungen werden besonders für Leipziger von Nutzen sein. Auf die speziell pädagogischen Seiten können wir an dieser Stelle nicht eingehen.

— Reden und Ansprachen in Schulen und Vereinen. Herausgegeben von E. Mittenzwey, Schuldirektor. Leipzig, Verlag der Lärzischen Buchhandlung, 1905. gr. 8. X und 254 S. 3 M. — „Der vieles bringt, wird mandem etwas bringen“, gilt auch von dem vorliegenden stattdischen Bande.

Len Schluß bilden gegen 110 Sentenzen, die sich zu Themen von Neben bei Schulleertzeiten und ähnlichen Gelegenheiten eignen, dem individuellen Bedürfnisse angepaßt, p. B. S. 260 Vorfälle für Neben in Fachschulen für Maler und Lackierer, Schneider und Schmiede. Vorher gehen 75 Dispositionen, wo auch Musterorbilder, wie Gerot, verwendet werden. Den Hauptteil des Buches bilden aber 90 Neben, die zeigen, daß die verschiedensten Stellungen im Leben der Schule, von einfachen Kirchschullehrer auf dem Dorfe bis zum Leiter einer Großstadtsschule, während eines nahezu vierzigjährigen Zeitraums, dazu eine rege Betätigung im öffentlichen Leben und im gemeinnützigen Schaffen, dem als pädagogischer Schriftsteller bekannten Verfasser viel Gelegenheit zum öffentlichen Sprechen gegeben haben. Die Neben gehalten mit großer Sorgfalt die Bedeutung des Tages und Veranlassung der Feier im Auge, werden in der Sprache ihrer Aufgabe gerecht und bieten manche feinsinnige Verbindung, j. B. in der Fassung des Kirchenleibes König, dem kein König gleicht bei Begünstigung eines Christknechten, der aus Halle, dem Geburtsort des Dichters Johann Jakob Rambach, kam. Von den 15 Gruppen betreffen 12 das Schulleben, 3 anderweitige Festlichkeiten, aus denen die nationalen besonders herausgehoben seien. Die Fragen der Volkserziehung werden auch hier gestreift, während in den Schulreden die pädagogischen Probleme der Gegenwart fastnichtig berührt werden.

6. — John Henry Cardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwidlungsgeschichte der Gegenwart von Charlotte Lady Blennerhassett geb. Griffin von Leyden. Mit einem Bildnis in Stichdruck. Berlin, Gehr. Paetel. 271 S. gr. 8 Preis 7 M. — Der Gegenstand dieses nach Inhalt und Ausstattung vornehmen und überdies mit einem ungemein anziehenden Bild des Verfassers aus früheren Jahren ausgestatteten Buches ist einer der Früher jener mächtigen Bewegung in der englischen Christenheit des vorigen Jahrhunderts, welche die Kirchengeschichte als Protestantismus, Atraharismus und Anglikanologismus bezeichnet. Entspringung einer ursprünglich holländisch-jüdischen Familie, 1801 als Sohn eines Kantimisters in London geboren, von Jugend auf starke religiöse Eindrücke (calvinistische, methodistische, endlich „anglikanologische“) tief und selbständig annehmend, in Oxford studierend und dozierend, beteiligte er sich seit 1836 an den besonders in den Tracts for the times sich äuernden Bemühungen auf Rückkehr zu einer reineren Gestalt des Christentums, welche im Zusammenhang mit den katbolisierenden Neigungen seines Vaters im 1845, und viele andere mit und nach ihm, zum Uebertritt in die römisch-katbolische Kirche führten, aus welchem Schritt er nochmals mit solcher Kraft und Wirkung die Folgerungen zog, daß er 1879 durch Leo XIII. zum Kardinal ernannt wurde. Sein Einfluß zeigt sich in vorliegendem Buch noch 14 Jahre nach seinem Tode (1890) als außerordentlich tief und hart, fast aber nach dem Wunsch der mit großer Verehrtheit und Umficht und bedeutender Darstellungsgabe ausgerüsteten Verfasserin durch Verbund neuer Freunde und auch in Deutschland vermehrt werden. Mit fast Inwärtmerger Liebe pflegt sie die bei ihrem Mann gefundene, treu fest gehaltene lebendige Uebersetzung an seinen großen Lehrer und treu sich des „Bilds“, „Father Newman 1873 in London persönlich kennen gelernt zu haben“. Zeitet sie doch, gewiß nicht ohne Recht, das große Zun dieses Mannes als ein durchaus einheitsliches, von geloscher und tiefer Liebe durchzogenes, überall so, daß er in gänglichem Uebersetzen der jetzt so augenfälligen ultramontan-jesuitischen Entartung des Katholizismus lediglich das Eine über allen Konfessionen gewollt, gesucht und gefunden und demgemäß auch nach seinem Uebertritt noch die evangelische Kirche mit Liebe umfaßt habe, während sie ihn zugleich vermöge seiner vielen Bildung, seiner literarischen Begabung und seines Einflusses den größten Geistern des vorigen Jahrhunderts zur Seite stellt: „immer er selbst, individuell wie Goethe, aber nicht isoliert(?) wie dieser.“ Daß unter solchen Umständen sein, wenn auch menschlich begreiflicher und groß gedachter Uebertritt der Beurteilung als ein verhängnisvoller Schritt nicht entzogen werden darf, mag die geistvolle Verfasserin wohl fühlen, will aber als eine auf den Superlativ gekimmte Ueberehrung das Gegenteil davon erweisen. Denn selbst nach wohl das Buch für manchen Gemüter, namentlich in abigen Kreisen, nichts weniger als unangenehm sein, gerade weil es dem Leser eine ungemein feine und anziehende Beschäftigung des Geistes darbietet. Um seiner sonstigen Vorzüge willen wäre es sonst mit Auszeichnung zum Lesen zu empfehlen.

Prof. W. Schneidermann.

— v. — Japanische Kunstgeschichte von Oskar Münsterberg. Erster Teil: Bildhauerei, Malerei, Ornamentik. 108 Abbildungen im Text und 14 Tafeln. Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Die groß und das Interesse ist, das man in Deutschland an der japanischen Kunst nimmt, so hat man doch bei uns nicht einen so vermittelnden Kultus daraus gemacht, wie dies von Seiten der Franzosen, der Engländer und ganz besonders der angelsächsischen Rasse in Amerika geschehen ist. Die Deutschen haben sich immer ein ruhiges, geundetes Urteil über den monogoloiden Völkergewandten der japanischen Rasse im allgemeinen und über dessen ästhetische Seite insbesondere bewahrt. Wir besitzen daher noch nicht eine nur annähernd so reiche Literatur über das japanische Kunstleben, wie die erwähnten Nationen. Vor einer Reihe von Jahren unternahm es der verdienstvolle Direktor des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, Julius Brindmann, der es sich ganz besonders hat angelegen sein lassen, das Verhältnis für den japanischen Kunstgewandten in Deutschland zu fördern und zu vertiefen, und in die japanische Kunst einzuführen und sie uns in einem Gesamtbild vorzuführen. Im Jahre 1889 erschien der erste Band seines Werkes: „Kunst und Handwerk in Japan“. Dabei ist es aber geblieben, eine Fortsetzung ist nicht erfolgt. Im Jahre 1897 besuchte uns W. v. Seibitz mit seiner trefflichen „Geschichte des japanischen Farbenzeichnens“. Obgleich das Buch mehr bietet, als es im Titel verspricht, indem es nicht nur den japanischen Holzchnitt, Schwarzdruck und Kunstruck behandelt, sondern auch einen Ueberblick über die Geschichte der japanischen Malerei gibt, so ist doch einer der wichtigsten Teile des japanischen Kunstschaffens dabei ausgeschlossen, das so reiche und äppige, ja in vielen Beziehungen unübertroffen, einzig dastehende Kunstgewerbe. So haben wir bis jetzt eine Gesamtdarstellung der japanischen Kunst entbehren müssen. Das Bedürfnis darnach, ein Bedürfnis, das sich sehr dringend bemerklich machte, konnten wir nur mit Hilfe des Auslandes befriedigen. Schon aus diesem Grunde müssen wir das eben angeführte Werk Münsterbergs mit Freude begrüßen, mehr aber noch seines reicheren und reicheren Inhalts und dessen Darstellung wegen, so daß der Verfasser in seiner allgütigen Bescheidenheit im Irrtum sich befindet, daß es überflüssig erdienen könnte, noch eine „Geschichte der japanischen Kunst“ zu schreiben, haben wir doch, wie gesagt, eine solche bisher entbehren müssen. In dem bis jetzt vorliegenden Bande werden zunächst die Bedingungen der japanischen Kunstentwicklung erörtert, der Unterschied in der Beurteilung japanischer und europäischer Kunst dargelegt und ganz besonders der Einfluß der Natur auf das japanische Kunstleben und Schaffen einer Untersuchung unterzogen. Besonders erfreulich ist die Aufmerksamkeit, die Münsterberg der japanischen Bildhauerkunst angedeihen läßt, deren Behandlung bisher unerbitterlich den übrigen Kunstgattungen nachgestellt worden ist. Wie auf die Malerei, hat auch auf die Bildhauerkunst der Buddhismus einen großen Einfluß ausgeübt, wobei chinesische Vorbilder grundlegend gewesen sind; dabei bleiben, wie der Verfasser bemerkt, die für den Ausdruck der Religion einmal eingeführten Monumente erhalten und wurden immer und immer wieder in ihren ewig typischen Formen wiederholt, nur Variationen in der Durchführung entkanden. Die Meister gründeten Schulen, durch die ein Stamm geschaffen wurde, der eine Zeitlang maßgebend war und dann von einem anderen verdrängt wurde. Der klassischsten Zeit ist eine moderne Verflachung und der Verfall der japanischen Kunst gefolgt, an der der europäische Einfluß nicht ohne Schuld ist. Mit dem Eindringen fremder Gedankentrends und dem Empfinden fremder Gefühlregungen ist ein Wirrwort in die japanischen Kunstmeinungen gebracht worden, der verhängnisvoll für die Leistungen geworden ist. Während die einen, bemerkt der Verfasser, an den alten Kunstrichtungen konventionell festhalten, bemühen sich andere, geistlose Nachahmer der in Europa empfangenen Eindrücke zu werden. Schon jetzt, führt Münsterberg an, lassen sich Anfänge einer neueren Kunst erkennen, die auf der historisch gewordenen Nationalkultur fußend, sich europäische Techniken und Auffassungen dienstbar macht. Wir sagen leider, wir meinen die japanische Kunst als solche ist zu Grunde getragen, Münsterberg denkt an einen Übergang und eröffnet eine neue Epoche japanischer Kunst. Wir fürchten, Münsterberg wird sich täuschen, der Akademizismus hat im Japonen so sehr das nationale Element erdötet, daß es nur noch in der nationalen Eifersucht

zum Ausdruck gelangen wird, so große Hochachtung wir auch für die phänomenalen Eigenschaften des Japaners im Nachhinein haben. Der eigenartige Reiz seiner Kunst, in dem sie einl- un- übertrieben gewesen ist, wird noch nun für alle Zeit darin sein, wo wir jetzt erhalten, sind nur Karikaturen der früheren Originalität und Ausartungen ihrer bewundernswürdigen Virtuosität. Eine größere Bedeutung als Plastik und Malerei nimmt in Japan das Kunstgewerbe ein, es ist es, das seinem ganzen Wesen nach so reizvoll ist, eine Anziehung ausübt, die wir in gleicher Weise nirgends wieder finden. Ganz besonders trägt dazu die ornamentale Behandlung der Gegenstände bei. Entsprechend dieser Bedeutung hat Münchenberg dem Ornament auch ein eigenes Kapitel seines schönen Werkes gewidmet. Hier findet er vielfach Gelegenheit zu geistreichen Deduktionen, er läßt seiner Phantasie dabei freien Lauf und seine Neigung zur Deduktion läßt ihn vielfach Gedanken ausdrücken, die einen etwas sehr subjektiven Charakter an sich tragen, wodurch er wohl verflüssigt, aber nicht immer überzeugend; dafür erhalten wir aber allenthalben eine rege und lebhafte Anregung, die ungemein fröhlich wirkt. So sehen wir mit Spannung dem zweiten Bande entgegen, der uns die so bewundernswürdige japanische Kleinkunst hütlich zur Anschauung bringen und analysieren soll. Nicht unerwähnt dürfen wir die reiche und ausgezeichnete Ausstattung des Buches selbst der Verlagsbuchhandlung lassen, die vorzüglichsten Illustrationen tragen nicht wenig zur Veranschaulichung der textlichen Darstellung bei.

— Völfler (Major im Reg. Sächsl. Generalstab), Der Russisch-Japanische Krieg in seinen taktischen und strategischen Lehren. Erster Teil: Vom Beginn des Krieges bis Ende des Jahres 1904. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905. 3 K., geb. 4 K. — Das Buch ist eine Umarbeitung der bereits in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde erschienenen Aufsätze. Preiselios lassen sich viele Gedanken gegen eine mit den Ereignissen zeitlich fast gleichlaufende Darstellung des Krieges ins Feld führen. Wenn wir erst jetzt, nach 100 Jahren, in den inneren Gründen Napoleons'igen Heeresbewegungen klar sehen, wenn erst nach einem Menschenalter die landläufigen Darstellungen des Krieges von 1870/71 richtig gestellt worden sind, so erscheint es schwer glaublich, daß sich jetzt schon ein richtiges Bild über den Zusammenhang der Kriegereignisse im fernsten Osten gewinnen ließe. Gleichwohl erscheint es gerechtfertigt, den Versuch dazu zu machen. Besonders unsere militärische Welt sucht nach einer 34jährigen Friedenszeit die Erfahrungen jedes modernen Krieges für ihre Friedenspraxis nutzbar zu machen, und auch in weiteren Kreisen macht sich der Wunsch geltend, einen durch die sich vielfach widersprechenden Nachrichten erhaschten Überblick zu gewinnen und ein sachmännisches Urteil über die Heeresbewegungen zu hören. Diefür ist das Völflersche Buch trefflich geeignet: Das jetzt schon an Schärfe und Beurtelung der Operationen geleistet werden kann, leistet es; es ist besonders lehrreich für den Offizier durch die Zusammenfassungen, die der Verfasser zieht, und durch die Vergleiche mit Glauswischen Lehren, die zu witterem Nachdenken anregen. Zwei Kartenbeilagen und neun Skizzen erläutern den Text.

— v. François (Generalmajor), Der Dottenottoen-Kaufmann. Studie über die Vorgänge im Kanalende vom Januar 1904 bis Januar 1905 und die Aussichten der Niederwertung des Kaufmanns. Berlin, Mittler & Sohn. 1,60 K. — Das Buch gibt einen umfassenden Überblick über die Vorgänge in den Bezirken Keetmanshoop und Gibeon vom Januar 1904 bis Januar 1905. Bisher war man über die Verhältnisse des Dottenottoen-Kaufmanns viel weniger unterrichtet als über den Herero-Kaufmann. Die Berichte, die in die Heimat gelangten, waren voll Widersprüche und Unklarheiten, die ihren Grund darin hatten, daß das Souveränentum mit Rücksicht auf den Herero-Kaufmann die Dottenottoen durch die Bezugskaufmänner hinauspusten sollte und die Tage günstiger ansah als die Farmer, die sich fortwährend bedrückt fühlten. Auch der Umstand, daß alle Kaufleute 70 Tage brauchten, ehe sie bei uns zur Veröffentlichung gelangen konnten, hat die Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse vermehrt. Jetzt wird man sich auf Grund der Veröffentlichung des Majors v. François ein abschließendes Urteil bilden können und vor allem auch mit Ernst an die Frage betreten können, durch welche Mittel sich eine Wiederholung

der Vorgänge vermeiden läßt. Das Buch sei allen Kolonialfreunden empfohlen. H. St.

— Kunz (Major a. D.), Die kriegerische Ereignis- nisse in den deutschen Kolonien im Jahre 1904. Mit einer Übersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905. — Das Buch des bekannten Militärhistorikers schildert eingehend den Aufstand der Bondelwarthe, die Empörung der Hereros sowie in einem Anhänge die Ereignisse in Kamerun und Neuguinea. Die ungeheuren Anforderungen, welche die afrikanischen Kämpfe nicht nur gegen wohlbevorratete, überlegene Feinde, sondern auch gegen Durst und Hitze an die Ausdauer und Hingabe unserer Truppen stellen, treten anscheinlich vor Augen. Es sei uns so sehr die Aufmerksamkeit auf das Buchlein gerichtet, als über den Ereignissen in Ostafrika die Heldentaten unserer Truppen leider viel zu wenig Beachtung und Würdigung finden; möchte dadurch etwas mehr Interesse für unsere kämpfenden Landleute gewekt werden. H. St.

— H. J. Montanaro, Oberst, Binsle für die Expeditionen im afrikanischen Busch. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen überf. von Hauptmann Glausning. Berlin, Mittler & Sohn. 1 K. — Oberst Montanaro, Kommandeur der britischen Truppen in Süd-Nigeria, hat 1895–96 als Captain an der Ashanti-Expedition teilgenommen, im Jahre 1900 während des Ashanti-Feldzuges die Artillerie kommandiert und 1901–02 an der Spitze der Bro-Feldtruppe gestanden. Die in vorliegender Schrift erteilten Ratsschläge beruhen daher auf reichen Erfahrungen eines erprobten Kolonialkämpfers und Hauptmann Glausning erteilt durch Herausgabe einer Übersetzung den vielen Kameraden, welche die gegenwärtigen Unruhen als Neulinge in den afrikanischen Kriegsschauplatz gerufen haben, einen wirklichen Dienst, zumal auch noch in Anmerkungen Erläuterungen gegeben werden und auf Erfahrungen in unsern Kolonien hingewiesen wird. Auch für weitere Kreise ist das Buchlein von Interesse, da es ein Bild von den Schwierigkeiten der Kriegsführung im afrikanischen Busch gibt und die Gefahren gegenwärtig, die unsere dort kämpfenden Soldaten umgeben. H. St.

— Das Exerzierreglement der französischen Infanterie von 1904. Überf. und eingeleitet von Karl G. L., Oberstleutnant im Generalstab. Berlin, Buchverlag & Co., Pr. 2 K., und Die französische Infanterie. Ausbildung und Gehalt nach dem ebengiltigen Exerzier-Reglement vom 3. Dez. 1904. In den Hauptstücken dargestellt und erläutert von Immanuel, Hauptmann. Berlin, Mittler & Sohn. 1,80 K. — Bei dem Interesse, welches das mit Jahreschluss 1904 erscheinende neue französische Exerzierreglement für die Infanterie in Armeekreisen gefunden hat, werden die beiden vorliegenden Bücher sehr willkommen gegeben werden. Das zuerstgenannte gibt ohne Kommentar eine gute Übersetzung des Reglements und erleichtert somit wesentlich das Studium für diejenigen, die nicht über eine genügende Kenntnis der technischen Ausdrücke verfügen, um es im Original lesen zu können. Eine Einleitung enthält eine kurze Skizze der Entstehungsgeschichte des Reglements. Wer indes auch ohne das trockene Studium des Reglements selbst die neuen französischen Vorschriften und insbesondere die Unterschiede mit dem deutschen und dem bisherigen französischen Reglement kennen lernen will, dem sei das Buch des Hauptmanns Immanuel angelegentlich empfohlen. In sehr klarer und sidrollender Weise werden die charakteristischsten Eigentümlichkeiten und ihr Gegensatz zu unseren Anschauungen hervorgehoben. Das französische Reglement ist das erste, welches sich ganz auf modernen Kriegserfahrungen, insbesondere denen des Burenkrieges aufbaut, die Individualisierung des Gelechtsverfahrens ist aufs schärfste durchgeführt, kaum die allernützigste Norm wird gegeben, der Selbsttätigkeit des Unterführers im Gelechte ist fast alles überlassen. Dafür tritt eine harte Betonung aller moralischen Faktoren hervor und der Ehrang nach vornwärts, der Angriff um jeden Preis wird in einer Weise gepredigt, wie er bisher dem französischen Reglement unbekannt war. Wenn wir auch teilerlei Grund haben, uns' Reglement von 1888 als veraltet anzusehen, schon weil es in seinen Bestimmungen freien Spielraum läßt für jede Anpassung an moderne Verhältnisse, so gibt doch das neue französische Reglement auch uns' Veranlassung zu mannigfachen Anregungen. H. St.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 106.

Donnerstag, den 7. September, abends.

1905.

## Der Märchendichter Hans Christian Andersen als Naturlehrer.

Von Dr. G. S. Jörn.

Einer der vielen Vorberufungen, welche den Garg des am 4. September 1875 zu Kopenhagen verstorbenen Märchen- und Romandichters Andersen schmückten, trug die Aufschrift: „Du bist nicht tot, schloß auch dein Auge sich; im Kinderbergen lebst du ewig!“ Dieses schöne Wort hat sich bewährt. In allen Zeiten werden neben den Märchen der Gebrüder Grimm und Ludwig Beckenhof auch die von J. C. Andersen bevorzugte Lieblinge der Kinderwelt und namentlich der deutschen Jugend bleiben.

Als eine der Hauptursachen dafür man zweifellos das Andersen in ganz hervorragendem Grade eigen gewesene Talent der Naturschilderei ansprechen. Lassen wir alle die vielen, von Grimm, Beckstein, Simrod, Lauska, Musaeus, H. Gobin und anderen erdichteten oder bearbeiteten Märchen vor unserm Gedächtnis vorüberziehen, so werden wir finden, daß ganz besonders diejenigen Märchen der Kinderwelt teurer geworden sind, welche das Naturleben, besonders das Tier- und Pflanzenleben in Wald, Garten und Hof, auf Wiese und Feld oder am Ufer eines Gewässers vornehmlich schildern. Namentlich Märchen, in denen der Kinder Lieblinge, die sie umgeben oder ihnen durch Bilderbücher zunächst bekannt gewordenen Tiere, als handelnde Personen vorkommen — wir erinnern hierbei nur J. B. an die Märchen vom Wolf und Rotkäppchen, vom Bremer Stadtmusikanten, vom gestiefelten Kater, vom Hasen und Igel, vom goldenen Rebhuhn, vom Reineke Fuchs u. a. m. — werden am häufigsten und unermüdlichsten begeht und später auch am feinsten gesehn.

In der das Kind umgebenden Tier- und Pflanzenwelt erblickt dasselbe nur einen Kreis ihm lieber Spielgefährten oder Spielobjekte. Es ist ihm noch völlig gleichgültig, ob J. B. das von ihm gerade zur Gesellschaft erwählte Tier ein in der Kulturwelt Nutzen oder Schaden stiftendes ist. Erfahrungen nach letzterer Hinsicht unter sachverständiger Anleitung zu sammeln, ist ja auch noch Zeit genug in kommenden Jugendperioden und ebenso können im späteren Leben die Empfindungen der Gleichgültigkeit, des Hasses, der Feindschaft gegen gleichartige oder gegen tierische oder pflanzliche Mitgeschöpfe sich noch breit genug im Menschenbergen machen. Daß das Kinderherz mit dieser jedoch noch möglichst lange begabt, daß Kinderberg voll sonniger, warmer Liebe für seine ganze Umgebung bleibe und der Verkehr der Kinder mit der gesamten Naturwelt ein harmlos glücklicher sei, wird für jeden wahren Kinderfreund der herzlichste Wunsch sein. Erreicht kann dies nicht nur durch fleißiges Spazieren im Freien in der Begleitung natur- und kinderfreundlicher Erwachsener, sondern namentlich auch durch Mitteilung der sinnigsten, schönsten Märchen werden. Hierzu eignen sich die Natur-Märchen von Hans Christian Andersen besonders.

Am der Spitze dieser Märchen steht in den meisten Ausgaben derselben ein der lieblichsten, poesievolles, die je erfunden worden sind, welches mit den lieblichsten Worten beginnt: „Traußen im Walde stand ein niedlicher, kleiner Tannenbaum.“ Kein anderes Andersen'sches Märchen würde sich so gut dazu eignen, als dieses den Reigen zu eröffnen, als gerade dieses, bildet es doch die ausdrucksvollste, ergreifendste Einleitung zu des Dichters fortgesetztem Vorgesang auf alles Schöne und Edle in der Natur, auf das Fröhliche und Glänzende, auf die dem Nordländer mit Beginn jedes Frühjahrs besonders deutlich sich offenbarende, Alles neu belebende Wärme der Sonnenstrahlen, auf die balsamische linde Verluft, auf die Bläue des Himmels und die Farbenglut der Abend- und Morgenwolken und vor allem auf all' das das feinst- und schaffensreiche Leben und Weben einer Kleinwelt von Wesen. Wie J. B. in der Cuvertüre von G. R. v. Webers

„Freischütz“ schon der ganze duftige Sauber, die Romantik des Waldlebens dem Herzen offenbart werden, so eröffnet uns auch das Märchen Andersen's vom Tannenbaum den schönsten Einblick in des Dichters Waldpoetik.

Sieht man ihn nicht selbsthaftig vor sich stehen, den kleinen Tannenbaum, wie er es nicht achtet, daß die Sonnenstrahlen und der Wind ihn küssen, des Laues Tränen ihm benehnen, daß die Waldvogel und Waldbüchse mit ihm plaudern, die bereuendlichen Fortkinder ihn so niedlich und später die Spaziergänger ihn so groß und schön geworden finden, wie er sich anfangs redt und streckt, um möglichst groß zu erscheinen, damit nicht mehr der Gase zu seinem Ärger über ihn hinwegspringen kann, sondern ihn ebenso wie seine bereits herangewachsenen Kameraden respektvoll umgeben muß. Wie sich das Tannenbäumchen vor Lungebild und Schnüchtd, bald zu bedeutender Größe heranzuwachsen, förmlich verzehrt und sich vom Grotze darüber unterrichten läßt, daß seine größeren Genossen, welche von der Wurzel los- und glatt behauen sowie fortgeschoben worden sind, als Schiffsmatrosen Verwendung finden werden, die Sperrlinge ihm von dem glänzenden Laub seiner vor Weidnachten gefällten Kameraden erzählen. Wie es dieses prächtige, so heiß ersehnte Laub eines von Kindern umjubelten Weihnachtsbaumes selbst kennen lernen darf, dasselbe ihm aber nur all' schnell zu veraschen scheint. Wie der Tannenbaum bald darauf in der Einsamkeit einer Dachbodenreihent seine frühere Unzufriedenheit und Unabkärtheit einsehen und breuen, nach seinem ehemaligen so lebensfröhlichen und freien Laube im Walde sich zurückziehen lemt und glücklich darüber ist, daß ihn einige armeliche Mäuse und Ratten auf kürzere Zeit besuchen, um schließlich auch sein bescheidenes Teil dem ewigen Kreislauf der Stoffe in der Natur zum Opfer zu bringen. Alles das glaubt man gleichsam mit zu erleben, erinnert sich beim Lesen wohl auch, zu Zeiten der Kindheit jumeilen ähnliche Schnüchtd nach einem Orther- und Erfahrungserwerb, dafür später nur um so öfter den brennenden Wunsch empfunden zu haben, nur einen Tag lang noch einmal ein glückliches Kind sein zu dürfen.

Welches seine Empfinden für die Naturereignungen auf dem Felde und welche Gabe, sie sinnig zu deuten, veralt' ferner das nur so kurze und schlichte, aber doch so innhalt- und bedeutungsreiche Märchen vom Buchweizen.

Gleichmäßig zeugt von der Herzengüte des Dichters, von seiner alten Lebensweise zuteil werdenen Liebe und von seinem ungewöhnlichen Naturverständnis sein allenthalben zutage tretendes Betreiben, nachzuweisen, daß jeder Vertreter der Pflanzen- und Tierwelt, der unheimlichste, bescheidenste so gut wie der durch seine äußere Erscheinung und seine Werteseigenschaften, wohl auch durch sein scheinbares Wertebewußtsein ausgezeichnete, die gleiche Erstgenberechtigung hat, daß es in der Natur die Kulturbegriffe arm und reich, vornehm und gering nirgends gibt.

In einem Märchen „Ein Unterschied ist da“ heißt es: „Es war im Maimonat. Der Wind blies noch kalt; aber der Frühling ist der lagten Wähe und Blüme, Freid und Flur. Es wimmelte von Blumen bis in die lebendigen Feden hinauf; und dort führte der Frühling selbst seine Sade; er predigte von einem kleinen Apfelbaume herab, dort hing ein einziger Zweig, frisch und blühend, mit seinen, rotenroten Knospen überreut, welche im Begriff waren, sich zu öffnen. Er mußte recht wohl, wie schön er ist, denn das liegt im Blatte sowohl wie im Blute; deshalb übernahm es ihm auch nicht, als ein herrschaftlicher Wagen vor ihm anhielt und die junge Gräfin sagte, das ein Apfelzweig das lieblichste sei, daß man sehen könne: er sei der Frühling selbst in

seiner lieblichsten Offenbarung.“ Der Apfelbaumweig wird hierauf von der vornehmen Dame mitgenommen, in einem der prächtigen Zimmer des prächtigen Schlosses zwischen frischen, lichten Buchenweigen in tollerbarer Weise an eines der hohen, offenen Fenster gesetzt und ob seiner Schönheit allgemein bewundert. „Da wurde der Zweig hoch, und das ist ja menschlich“, wird von ihm da unter anderem weiter gesagt, sodann aber erzählt, wie der Zweig voll Beachtung auf gewisse gar ärmliche Kräuter draußen vor dem Schlosse in Gräben und auf Feldrainen herabgeschickt habe, um unter diesen Gewächsen die massenhaft emporgehobenen Löwenjahnspflanzen, welchen das Volk den hässlichen Namen „Hundeblumen“ gegeben hat, seine besondere geringfügige Bemitleidung ertrotzt hätten. „Arme, verlassene Kräuter“, läßt Andersen den Apfelbaumweig sich äußern, „ein Unterschied ist freilich da. Wie unglücklich müßen sie sich fühlen, wenn die Art so fühlen kann wie ich und meinesgleichen. Freilich ist ein Unterschied da, aber der muß auch gemacht werden, sonst wären sie ja alle gleich! Armes, verachtetes Gewächs! Du kannst nichts dafür, daß du den hässlichen Namen erzielst, den du führst. Aber mit den Gewächsen ist es wie mit den Menschen, ein Unterschied muß sein.“ „Unterschied?“ sagte der Sonnenstraß, „den kenne ich nicht!“ Und er küßte den blühenden Apfelzweig, küßte aber auch die gelben Hundebulmen draußen auf dem Felde, alle Kräuter des Sonnenstrahls küßte sie, die armen Blumen so gut wie die reichen. Der Apfelbaumweig hatte niemals über Gottes unendliche Liebe gegen alles, was da lebt und sich in ihm bewegt, nachgedacht, nachgedacht darüber, wieviel Schönes und Gutes verborgen, aber nicht vergessen daliegen kann. Weiter schildert Andersen, wie nach der Äußerung des Apfelbaumweigs, daß kein Mensch die verachteten Hundebulmen zum Strauß machen wolle, jedermann sich aber darüber ärgere, wenn ihm durch den Wind Samenflöckchen des Löwenjahn an die Kleider geblasen würden, Kinder über das Feld kommen, sich über die gelben Hundebulmen freuen, dieselben lieblos, aus ihren Höhrstengeln sich Ketten fertigen und mit diesen schmücken, ihre „Samenlichter“ — Pappus nennt sie der Botaniker — ausbläsen, kurz, alles das mit ihnen treiben, was auch als Kinder auch mit ihnen getrieben haben. Eine alte Frau kommt ebenfalls auf das Feld und gräbt die Löwenjahnwurzeln aus, um dieselben theils als Rasen zu benutzen, theils an den Apotheker zu verkaufen. Schließlich widerfährt aber einer der Samen-Beherren des Löwenjahn die gleiche Ehre wie sie dem Apfelbaumzweig widerfährt. Sorglich von großen Blättern umhüllt, wird sie von der Gräfin gleichfalls in das Schloß getragen, was aber mit noch viel größerer Aufmerksamkeit, liebevoller Beaufsichtigung geschieht, als es früher hinsichtlich des Apfelbaumweigs erfolgte. Neben letzterem wird auch dieses so wunderbare Naturgebilde wegen seiner Schönheit allgemein gepriesen und von der jungen Gräfin gemalt. „Und der Sonnenstraß küßte diese ärmliche Blume und den blühenden Apfelbaumweig, dessen Blätter dabei zu eröthen schienen“ heißen die letzten Worte dieses Märchens.

Diese Gabe Anderens, auch auf weniger auffallende Schönheiten und Vorzüge, auf das von Menschen im allgemeinen Mißachtete in der Natur in so unerschütterlicher Weise aufmerksam zu machen, offenbart sich auch noch in vielen anderen seiner Märchen, z. B. in seiner reizenden Erzählung vom Hansblümchen oder in den folgenden Einleitungsworten eines anderen Märchens, in deutlicher Weise. Die letzteren lauten nämlich: „Das größte reine Blatt hierzulande ist doch jedenfalls das Alettenblatt. Gält man ein vor seinen Leuten Weib, da ist es wie eine Schürze, und legt man es auf seinen Kopf, so ist es wie bei Regenwetter beinahe so gut wie ein Regenkleid, denn es ist außerordentlich groß. Niemand wäscht eine Alette allein; no eine wäscht, wäschen auch mehrere. Es ist eine wahre Pracht! Und alle diese Pracht ist Schmedenslos. Die großen, weißen Schmeden, aus denen vornehme Leute in alten Tagen Frisasse bereiten ließen und, wenn sie es gegessen hatten, sagten: „hm! Wie das schmedt!c — denn sie glaubten nun einmal, daß es vorzüglich schmede — lebten von Alettenblättern. Und darum wurden Aletten gesäet.“

An sich selbst wie an vielen anderen hat Verfasser es acnungig eracht, daß derjenige, welcher als Kind mit Aufmerksamkeit und Verständnis derartige Märchen gelesen hat und sie auch noch als Erwachsener feilig liest, stets das liebevollste Interesse auch für die anscheinend unheimbarste Kleinwelt von Lebewesen zeiliebend bewahrt. Aber nicht nur der Naturfreund, sondern auch der Künstler, welcher mit Anderens Augen sehen und mit dieses Dichters

Gemüt empfunden gelernt hat, wird Vöbliches zu leisten imstande sein. Belder Menschenfreund vermochte aber schließlich gegenüber so rühmender Schilderungen der Armut und ihrer Uenigmalkeit, wie sie sich nicht nur in Anderens Märchen „Das kleine Mädchen mit den Schneeföhlchen“, sondern z. B. auch in seinen Erzählungen „Häute aus einer Hülle“ und „Der Engel“ finden, empfindungslos zu bleiben? Eine durch die Knallbäche eines kleinen Knaben ziellos abgesehene Erde gelangt in die Höhe eines zur Dachwohnung einer armen Witwe gehörenden Fensterbretts, leimt daselbst, treibt Blätter und Blüten und wird so zum Quell alltäglicher sich erneuernder grenzenloser Freude und schließlich die Ursache zur Uenigung für ein armes, kleines Mädchen, der Witwe siehe Tochter. Das andere Mädchen erzählt, wie ein ebenfalls trauriger Knabe in einer dämpfigen Kellerwohnung sich höchstens an Krüden in den Kellerflur schleppen kann, will er daselbst sich in den Sonnenschein setzen und von den Schönheiten des Waldes träumen, indem er dabei einen ihm vom Nachborsohn aus dem Walde mitgebrachten frischgrünen Buchenweig über seinen Kopf hält. Der Nachborsohn bringt ihm aber auch Feldblumen, unter welchen eine zufällig noch Buzeln besigt. Diese pflanzte der traurige Knabe sich in einen Topf, pflegt sie und wird durch deren Übeiden und Blüten glücklich. Als er von seinen irdischen Leiden aber ein Jahr danach erlöst wird, sich niemand mehr um seinen einzigen Schatz kümmert, die arme Blume vielmehr verdorrt und auf den Kirchhöfen ausgenommen wird, verpflanzt er dieselbe als Engel in den Himmelsgarten, „denn diese Blume hat mehr Freude gewährt, als die reichste Blume im Garten einer Königin“.

Wir meinen, daß jeder, welcher als Kind durch solche Erzählungen ergriffen wurde, sich wirklicher Armut und Hilfsbedürftigkeit gegenüber noch nie unzugänglich erweisen wird. Das Interesse für die Vorgänge des Wachsens und Wähens in der Pflanzenwelt, besonders für alle die lieblichen Wunder, welche im Blumenleiste, auf dem Blumenbeet sich vollziehen, hat Andersen so lebhaft in der Kindesseele zu wecken verstanden wie kein anderer Märchendichter. Er gab damit auch gewissermaßen indirekt die erste Anregung dazu, daß unsere Jugend schon frühzeitig im Garten sowie am Blumenfenster in den bescheidenen Anfängen gärtnerischer Kunst unterweisen werde, eine in erster Linie Regelmäßigkeit und Sorgfalt erfordernde Beschäftigung lerne, deren großer erzieherischer Wert gegenwärtig ja auch allgemein anerkannt wird. Wohl kaum wird ein Kind, welches gelesen hat, wie jene armen beiden Kinder ihre ärmlichen Pflanzschäge hegen und pflegten, sich nur widerwillig dazu verziehen, ein ihm überwiesenes Gartenbeet zu bearbeiten und zu bepflanzen, einen ihm geschenkten Blumenstock zu begießen und zu pflegen. Auch hier kann der Verfasser dieser Zeilen wieder aus eigener Erfahrung reden, denn die Aufmerksamkeit zur ersten dilettantischen Nachahmung gärtnerischer Berufstätigkeit, welche für seine spätere Berufsmöglichkeit und Lebensleistung entscheidend werden sollte, überhaupt das Entstehen seiner Vorliebe für die Natur, insbesondere die Tier- und Pflanzenwelt gab und weckte in ihm hauptsächlich mit der Märchendichter Hans Christian Andersen.

Den Kreislauf des Jahres in seinen Naturerscheinungen, in dem Herostreiben, Wähens und Wollens der Blumen, dem Walaubungswachsel des Waldes, den Färbungswechselungen der Wollen, des Albers, den Erscheinungswundern der Witterung, dem Kommen, Witen und Scheiden der Zugvögel u. dergl. mehr versteht Andersen ferner besonders meisterhaft zu schildern. Seine größte Schilderungskunst widmet er aber den Herrlichkeit des Walters und besonders des Meeres, welches er als Inselbewohner ja freilich auch in aller seiner Schönheit und Großartigkeit, selbst mit seinen vielen Gattungsgestalten am besten kennen lernte. Dem Zauber seiner empfindungsreichsten, zum Teil sogar von einer gewissen dramatischen Glut belebten Naturmärchen, unter welchen wir nur „Däumelchen“ und „Die kleine Seejungfer“ nennen wollen, vermag sich kein Kinderberg und wohl auch kein Erwachsener zu verschließen, kumal da auch in diesen Erzählungen wieder die Allgemalt des Mittelalters, die Aufopferungsbereitschaft des weiblichen Geschlechts in ergebener Sprache gelehrt wird. Auch die Majestät der Alpenwelt und die gewaltigen fagenmoosbedeckten Naturriesen des skandinavischen Nordens, die Zauber des Südens finden in dem Dichter ihren Kenner und größten Bewunderer, ihren farbenkreuzigsten Wortmalter, wie seine Märchen „Die Gäljungfer“, „Die Schneefögnin“, „Erienhügel“, „Schlammfögnin“

Tochter", „Der Garten des Paradieses" und noch zahlreiche andere bemerken. Als schönste Naturmärchen verdienen weiter noch rühmende Hervorhebung 3. B. „Das Schneeglöckchen", „Fledermausmärchen", „Die Blumen der kleinen Ida", „Der Rosen-Eis", „Der Schmetterling", „Der Schneemann", das schon vorhin genannte Märchen „Däumelinchen" und andere.

Läßt Andersen aber Tiere als handelnde Personen auftreten, so entwickelt er so reiche dramatische Schilderungskunst, einen derart frischen Humor, verbunden mit einer herbezeugenden Gemüthsstärke, daß man seine darauf bezüglichen Märchen, 3. B. die vom Wirtshaus, von den Störchen, vom hässlichen jungen Entlein, vom Entenbof, von den Raubarfamilien, von den Schnellläufern, von Schnecke und Hosenkraut u. a. m. auch im Alter noch mit Begehren liest und die in diesen Dichtungen auftretenden

Tiere gewissermaßen lieb gewinnt. Andersens Lieblingsstiere, der edle Wildschwan, der Storch und die Schwalbe, die in seinen Märchen eine auffallend große Rolle spielen, charakterisieren ihn als Sohn und Bewohner der bänischen Meeresküste. Durch seine Tiermärchen hat Andersen zweifellos in den Seelen vieler Kinder das Interesse zur Tierwelt geweckt, wesentlich dazu beigetragen, daß dieselben mehrere Tierkreise wurden und auch gegen die armselige tierische Kreatur ein mitleidiges Herz fähig bewährten.

So begegnen wir auf den Gebieten der Naturgeschichte allenthalben den Spuren gegenwärtiger Tätigkeit unseres Hans Christian Andersen. Ihm gebührt ein Ehrenplatz unter denen, welche als Lehrer der Jugend auf naturgeschichtlichen Gebieten gemerkt haben, wie ihm die Empfindungen inniger Dankbarkeit in den Herzen jedes Naturfreundes für alle Zeiten geföhrt bleiben.

### Bücherbesprechungen.

— Das 10. Heft des III. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde enthält außer Berichtsnotizen und Bekanntmachungen einen Aufsatz von Paul Jind d. v. Lotterrie-Devosin. Bei den unter der Kontrolle des Leipziger Rates stehenden oder von diesem unternommenen Lotterien, deren Geschichte der Verfasser früher an dieser Stelle behandelt hat, war es zeitweise Brauch, daß die Spieler neben ihren Nummern und ihrem Namen Wahlprüfste in die Tabellen eintrugen, die, wenn auf die Nummer ein Gewinn fiel, mit verlesen und in die Gewinnliste eingetragen wurden. Aus zwei Jahrgängen dieser im Leipziger Rathsaarchiv vorhandenen Listen aus den 50er und 60er Jahren des 18. Jahrhunderts gibt Jind eine bunte Fülle solcher Devosin, die einen ganz eigentümlichen Beitrag zur Kenntnis der Volksseele und zur Geschichte des Volkslebens darstellen. In einer Fortsetzung des Aufsatze „Aberglauben, Sitten und Brauch im sächsischen Erzgebirge" teilt Ernst Joha eine Anzahl beliebter Spinnstuden- und Räppelieder mit. Weitere Beiträge zum Aberglauben in Sachsen" sowie einige neue Abergläubnisse bietet Paul Bennardt. Auch O. S. weiß aus seinen Sammlungen mancherlei abergläubliche Bräuche und Vorstellungen aus Niederböhmen u. Erzgebirge zu berichten. Über Holzmannen und Holzweiden im Erzgebirge handelt O. Eggert. Sollte die Aufnahme eines Besichts wie „Die Konnenbeichte" in einem so weit verbreiteten Blatte wie die Mitteilungen wünsch angebracht sein? — m —

— Der Verein für Chemnitzer Geschichte veröffentlicht soeben das 13. Heft seiner Mitteilungen (Jahrbuch für 1904—1905. Chemnitz, Kommissionsverlag von D. Wags Buchhandlung. 1905. 176 S. 8"). Abgesehen von einer Reihe mehr oder weniger ausführlicher Berichte über die in den Verfassungen gehaltenen Vorträge enthält das Heft als willkommenen Beitrag zum Chemnitzer Urkundenbuch 14 bisher ungedruckte Schriftstücke zur Stadtgeschichte aus den Jahren 1439 bis 1499, die der Stadtkarchiv Prof. Ullhe bei seinen Ordnungsarbeiten gefunden hat, ferner eine eingehende Baugeschichte der Jakobikirche nach den Ratssakten und chronikalischen Quellen von Baurat Gottschalk, der sich ein ebenfalls den Akten entnommener Bericht desselben über den sehnächtigen Streit zwischen dem Rat und dem Orgelbauer Friederich wegen des im Jahr 1762 übertragenen Baues einer neuen Orgel in der Jakobikirche anschließt, einen Aufsatz von Ullhe über die Beziehungen des bekannten Freiburger Chronisten und Artes Andreas Müller zu Chemnitz, insbesondere die mit ihm geführten Verhandlungen wegen seiner Berufung als Stadtbaurat 1637, die damit endeten, daß Müller die Stelle nicht annahm. Die Gewerbegeschichte der Stadt betrifft ein Aufsatz von H. Lautner über den Chemnitzer Wollengießer Andr. Hann (geb. 1758, gest. 1833); eine Reihe von Wodden in den Dörfern der Umgegend von Chemnitz werden als seine und seiner Söhne Werke nachgewiesen. Unter dem Titel „Das Chemnitzer Lyzeum vor 150 Jahren" weist Lautner auf ein Programm des Rectors Jager von 1755 hin, in dem eine eingehende Beschreibung der lateinischen Stadtschule gegeben wird und das somit die Arbeiten von E. Richter über das Lyzeum in dankenswerter Weise ergänzt. Eine längere Abhandlung von H. Franke „Sitten und Sitten im sächsischen Leben des evangelischen Sachsenlandes im Jahrhundert der Reformation" entwirft auf Grund der Generalacten von 1580 ein anschauliches Kulturbild aus jener Zeit, das freilich eigentlich mit der Geschichte der Stadt Chemnitz nichts zu tun hat, sondern

eher in die Beiträge zur Sächsischen Kirchengeschichte oder in das Archiv für Sächsische Geschichte gehörte. Dankenswerth ist auch der das Heft eröffnende Wiederabdruck des „alten Bestallungsbescheides" der Stadt Chemnitz, einer kurzen Darstellung des Zustandes der Stadt, die im Jahre 1855 dem König Johann bei seinem Besuche der Stadt von Rat und Stadtorbunden überreicht wurde. Prof. Ullhe, der diesen Bericht mit einer kurzen Einleitung veröffentlicht, gibt endlich noch einige kleinere Mitteilungen über die gegen das Fremdenverbotenen gerichteten Bestrebungen des Rectors J. J. Becker (1812, 1815), über die Aufhebung des Lyzeums im Jahre 1835, über den Kampf gegen die Erhöhung der Bier- und Brotpreise 1837, über Patentschaften der Stadt bei Prinzen des Hauses Sachsen, über ein im Jahre 1703 erlassenes Quatriden wegen Verschärfung der Tortur. — m —

— Goethes Werke unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann und erläuterte Ausgabe. Band XVI und XVII. Berlin des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Nachdem Karl Heinemann, der Hauptredakteur der Wienerischen Goetheausgabe, bereits in der ersten Serie (in der „Meinen Ausgabe") Wahrheit und Dichtung und die „Kampagne in Frankreich" bearbeitet hat, sehen wir ihn in den beiden jetzt vorliegenden Bänden (XVI und XVII) wiederum als Kommentator der autobiographischen Werke in der ganzen Richtigkeit und Richtigkeit seines Schaffens. Der 16. Band bringt die „Tag- und Jahreshefte", der 17. Band die zweite Abteilung der „Briefe aus der Schweiz", die Schweizerreise von 1797 und die „Reise am Rhein, Main und Neckar" in den Jahren 1814 und 1815. Daß diese autobiographischen Einzelheften in Heinemann einen tüchtigen, seiner Aufgabe vollauf gemachten Interpreten gefunden haben, darf man von dem Verfasser der so beliebten Goethebiographie von vornherein erwarten, und die Lektüre der Einleitungen, der reichlich gegebenen Fußnoten und Anmerkungen trotz dieser Erwartung wohllich nicht lägen; namentlich ist auch das reiche Erklärungsmaterial, das für die „Tag- und Jahreshefte" Wolbemar v. Biedermann, Dünger und andere beigebracht haben, von Herausgeber geföhrt und geeigneten Ortes verworben worden. Sehr erfreulich ist es, daß der 16. Band das bis jetzt vermiste Sachregister der „Italienischen Reise", natürlich unter gleichzeitiger Berücksichtigung der „Tag- und Jahreshefte", bringt, während für den Inhalt des 17. Bandes ein eigenes Register angelegt ist. Jedemfalls werden am Schlusse der „großen Ausgabe" alle diese Einzelregister in ein großes Gesamtregister zusammengestellt werden. Dieser Schluss ist jetzt, wo im einzelnen bereits 18 Bände vorliegen, durchaus nicht mehr in unabsehbarer Ferne gerückt. Die Verlagsbuchhandlung darf hoffen, die noch fehlenden 12 Bände etwa im Laufe der nächsten zwei Jahre — natürlich ohne Rücksicht auf die Folgenfolge — veröffentlichen zu können. Göttingen u. Prof. Dr. H. C. K.

— Die Katastrophe in Goethes Faust von Carl Enders. Dortmund, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Aufbusch. (91 S. Preis 1. M. 20 s., in Leinwand 2 M.) — Der vorliegende literarisch-kritische Beitrag zur Faustliteratur beschäftigt sich zunächst ausschließlich mit den drei letzten Prologenen des „Urfaust": „Faust und Mephistopheles", „Trüber Tag, Feld" und „Rector". Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, diesen die Katastrophe bildenden Teil mit möglicher Objektivität, mit Abstrahierung von allem, was die spätere Faustdichtung hinzubringt, bagegen unter sorgfamer Berücksichtigung aller übrigen Ergänzungen der Goetheischen Sturm- und Drangzeit zu inter-

pretieren. Man wird bei der Erläuterung des „Urfaust“ diesem Standpunkte die Berechtigung nicht versagen können, zumal dann nicht, wenn es sich herausstellt, daß er auf einige noch nicht ganz aufgeklärte Punkte in der Entstehungsgeschichte der Tragödie Licht wirft. Zunächst verfallen die einfachen und allgemeineren händlichen Auführungen der vier ersten Kapitel den Eindruck, den gewiß viele Leser des „Urfaust“ schon empfunden haben, daß die alte Fassung, namentlich die Ketzereien, viel unmittelbarer und dramatisch wichtiger wirkt, als die jetzt vorliegende Fassung, und daher der „Urfaust“ nicht bloß literarhistorisch, sondern auch lebendiger ästhetischen Wert hat. Der Verfasser bringt für seine Untersuchung ein feines Empfinden für Wesen und Sprache der genialen Jugendperiode Goethes mit. Nur an wenigen Stellen läuft etwas wie Ubertreibung mit unter, z. B. wenn er S. 23 sagt: „In der Kürzung der Zeile: „Eine Perenzjante, säßle ich einen Kuck in der Bewegung der Reite.“ Eine winzigen Stillstand, bei dem auch der Atem stillsteht.“ Das nun aber der vom Verfasser eingenommene Standpunkt für Feststellung der Entstehung des „Faust“ ein wirklich fruchtbarer ist, beweist das „Die Dazierung“ erteilte Schlußkapitel, das mit hoher Wahrscheinlichkeit die erste Scene der Schlußkatastrophe in die Zeit der ersten Goethebearbeitung (Ende 1771), die zweite und dritte (Ketzere) Scene in die Zeit von Herbst 1773 bis Frühjahr 1774 versetzt. Daß es Gründe innerer Natur sind, die den Verfasser zu diesem Ergebnisse führen, liefert diesen Ausführungen ein ganz besonderes Interesse, und außerdem würde es der genialen Kritikerin des jugendlichen Dichters wohl entsprechen, daß er von der Gretchentragödie, dem Kern des ersten Teils, zuerst die Schlußkatastrophe niedergeschrieben. Die Lektüre des antwortenden Buches legt keine eigentliche Goethegelehrsamkeit voraus, wenn auch der Verfasser selbstverständlich die neuesten Arbeiten über den Faust von Collin, Runo Fischer, Minor, Vismann, Pinnerich fast fleißig gegenwärtig hielt. Das Gerhard Graß großes Sammelwerk: „Goethe über seine Zeichnungen“ (II, 2) mehrfach für ihn anregend gewesen ist, bedarf eigentlich keiner besonderen Ermahnung. Prof. Dr. H. C. K.

— Jacobi, Carl Gustav. Von Leo Königsberger. Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Mit einem Bildnis und einem Facsimile eines Briefes. Leipzig, Trüb und Verlag von B. G. Teubner. Geb. 16 M. — Nachdem der berühmte Heineberger Mathematiker, Professor Königsberger, das Leben und Wirken von Hermann v. Helmholtz in einem dreibändigen Werke geschildert hatte, unternahm er es, im Auftrag des Mathematiker-Kongresses auch die vorliegende Biographie Jacobi's, des größten deutschen Mathematikers nächst Gauß, abzuweisen. Durch dieses Werk, das geradezu als ein Muster einer Lebensbeschreibung gelten kann, hat sich der Verfasser den größten Dank aller seiner Fachgenossen verdient. Schon die Inhaltsübersicht und das Verzeichnis der von Jacobi auf seinem Webergang ausgeführten Untersuchungen geben eine Vorstellung von dem ungeheuren Fleiß und der Vielseitigkeit des Schaffens des großen Gelehrten. Schon als Privatdozent in Königsberg (1826/27) im Alter von 24 Jahren machte sich Jacobi durch bedeutende Leistungen auf verschiedenen Gebieten der Mathematik so vortrefflich bekannt, daß er 1827 zum außerordentlichen und 1832 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Im Jahre 1844 wurde er zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt. Dadurch war er in die Lage versetzt, sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Diese erstreckten sich nicht nur über alle Gebiete der Mathematik, sondern erstreckten sich auch auf Mechanik und Astronomie. Die Gesamtansgabe von Jacobi's Schriften, die sieben stattliche Bände umfaßt, wurde von Borchardt begonnen und 1891 in Weierhast beendet. Würde diese Biographie recht viele Leser finden; denn schon der Lebensgang des großen Mannes muß allezeitige Interesse erwecken. Tr.

— Lina Fuhr: Von Sorgen und Sonne. Erinnerungen aus Kunst und Leben. Bearbeitet von Heinrich Gub. Houben. B. Behrs Verlag, Berlin. — Einen kultur-, literar- und bühnengeschichtlich gleich bedeutsamen Beitrag darf man in diesen Erinnerungen der greisen Tragödin betrachten, deren Leben ein nicht minder vielbewegtes war, wie sie während ihrer ganzen Künstlerlaufbahn stets dem Zug zum Erhöhten folgend zugleich eine innerlich durchaus vornehme Persönlichkeit geblieben ist.

Leider hat Lina Fuhr schon auf der Höhe ihres Lebens und im Zenit ihres Künstlerglückes der Bühne aus Gesundheitsrücksichten Palet geben müssen, nicht jedoch ohne als Gattin des berühmten Augenpezialisten Geheimrat Dr. Waldo, Albrecht v. Graefes einzigen Wistens, mit der Greme der Gesellschaft, wie ihrer früheren Berufsgenossen in lebhafter Föhlung zu bleiben, so daß immerhin noch einige, wenn auch flüchtige Streiflichter ihrer späteren Lebenszeit in dieses hauptsächlich ihrer dramatischen Laufbahn gewidmete Buch fallen. So gehen denn zwanzig Jahre eines Künstlerlebens an uns vorüber, das nach einer kurzer gefassten Darstellung der Kinderjahre mit dem Tage anhebt, als die kaum Fünfzehnjährige allein, ohne jede Begleitung die im Jahre 1842 noch nicht allzu bequeme Postreise von Kassel nach Hannover unternahm, um „als Kontraktlausel“ für ihre ältere Schwester auf der dortigen Hofbühne unter den Augen Karl Devrient's in Kinderrollen ihr Debüt auf den weltbedeutenden Brettern glücklich zu überleben. Daß die Götter den Sterblichen vor den Füßen dem Schweiß gesetzt haben, hat auch Lina Fuhr erfahren müssen. Nicht trübe Lebensjahre voll Enttäuschungen und Zurückföingungen heißt es durchzumachen, bis sie sich auf dem Wege über Putbus, Königsberg endlich in Hamburg 1849 zu einer anerkannten Bühnengröße durchringt, um dann (1852) am Berliner Königl. Schauspielhaus noch 8 Jahre lang eine Reihe höchster künstlerischer Triumphe zu feiern, die nur von erfolgreichen Gastspielen nach London, Wien, Budapest und Weimar unterbrochen wurden. Zit so das Leben der Tragödin an und für sich schon ein an fesselnder Abwechslung überreiches zu nennen, so erhält die Darstellung durch den Kranz politisch und literarisch interessanter Persönlichkeiten, die nacheinander den Lebenskreis unserer Künstlerin berührten, noch eine ganz besondere Anziehungskraft. Aus diesem Reigen seien hier nur erwähnt: der Prinz und die Prinzessin von Preußen, das spätere erste deutsche Kaiserpaar, die nachmalige Königin Olga von Württemberg und die Angehörigen des großherzoglichen Hauses zu Weimar, ferner Adolphine Neumann, Karl Devrient, Fouar v. Hallberger, der Kreis der Königsberger „Sturmgeistes“ mit Jacobo, Waldebro, Tull und Gottschall, von den Berliner Literaten- und Theatergrößen Barnhagen, Gubitz, Köhler, Herman Grimm und Julius Rodenberg, die Grelinger und Eich nicht minder wie Mama Birch Pfeifer und Wilhelmine v. Güllern, ohne damit den reichen Kreis deren, die Lina Fuhr in ihrem langen Leben jemals nahe gehalten und von ihr liebevolle Berücksichtigung gefunden haben, damit irgendwie erschöpfen zu können oder zu wollen. So wird denn jeder, der für unsere literarische oder dramaturgische Geschichte im zweiten Drittel des vorläufigen Jahrhunderts einiges Interesse hegt, die wohl abgerundete und mit fünf trefflichen Bildnissen der Verfasserin aus verschiedenen Lebensjahren bereicherte Darstellung mit Befriedigung und Freude verfolgen. A.

— Fritz Kachner's Aufsätze, mitgeteilt von Robert Walden. Elf Zeichnungen von Carl Walden. Inselverlag, Leipzig. — In der belletristischen Literatur heißt es: tadelnd fleißige Hände regen sich; die Frauen haben bereits den Vöwenanteil an der erzählenden Literatur, die in den Wochenchriften und Heftletons zu Worte kommt. Jetzt kündigt sich eine neue Konkurrenz an; auch die Knaben sind literaturfähig geworden. Die Aufsätze eines Knaben, der kurz nach seinem Austritt aus der Schule gestanden ist, werden vorzöfentlich. In der Einleitung sagt der Herausgeber: „Die Aufsätze mögen an vielen Stellen unfaadenhaft und an anderen Stellen zu faadenhaft erscheinen.“ So ist es in der Tat. Die kleinen Stützen wie „Der Mensch“, „Freundschaft“, „Die Schule“, „Die Feuersbrunn“ und andere haben oft einen Zug kindlicher Naivität, und so fängt gleich der erste Auslass mit den Worten an: Der Mensch ist ein feinfühliges Wesen; er hat nur zwei Beine, aber ein Herz, worin sich ein Heer von Gedanken und Empfindungen wohlfühlt. Auch in den anderen Stützen findet sich manches Drollige, Naturwüchtige, eine oft ergöhlige Allfugheit. Doch in den größeren Aufsätzen sieht man die schriftstellerische Reife. Ein Genrebild wie „Der Kommis“ mag man sich noch gefallen lassen, aber „Der Moler“ ist eine Novelle, die nichts Knabenhaftes mehr hat. Die Zeichnungen sind höchst primitiver Art, entsprechen aber den Absichten des Herausgebers besser als manche Stützen. R. v. G.



Er scheint  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die königliche  
Erscheinung der Leipziger  
Zeitung in Leipzig. Post-  
straße 6, bezogen werden.

Bezugspreis  
vierteljährlich 1. M. 25 A.,  
halbjährlich 4. M. 50 A.,  
jährlich 8. M. 1.00 A., für  
auswärts 1. M. 64 A.  
vierteljährlich  
Geyersche Nummern 6 A

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 107.

Sonnabend, den 9. September, abends.

1905.

### Altorientalisches Recht.

Von Dr. Johannes Jeremias, Richter in Gottleuba.

In der Stadt Sippar, mittenswegs zwischen Babylon und Bogdad gelegen, erbob sich im Jahre 2250 vor unserer Zeitrechnung in kräftiger Schönheit der Tempel des Sonnengottes. Von dem Hof des mächtigen Ziegelbauwerkes, das insgesamt etwa 300 Räume für die Priester und Tempelbeamten zählte, führte der Weg durch ein reich ornamentiertes Portal in einen großen Saal von 35 Meter Länge und 12 Meter Breite. Hier stand der Altar des Samas, immer mit reichen Gaben geschmückt und von Weihrauch umwölbt. Ein Tröpsel von Priestern ordnete und empfing die Gaben für die Gottheit, zwischen den Säulengängen wandelten in rhytmischem Schritt die weißgekleideten Sützgen und sangen mit gedämpfter Stimme das Lob der herrlichen Sonne, die aus dem großen Berge des Ostens heraustritt, alle Ödter um sich verlammt und mit ihren Strahlen alle finsternen Gewalten verjagt. — Die Witte und das Frühopfer ist beendet, vor dem Portal harrt eine kleine Schar, die sich in das Heiligthum begibt, um eine hohe Stambafde ephrasudool zu betrachten. Der große mächtige König Hammurabi, die Sonne von Babylon, wie er sich selbst nennt, hat diesen Stein im Tempel aufstellen lassen: hier hat er seinen würdigen Ort, denn Samas ist der Richter Himmels und der Erde, und mesaru u kottu, d. h. Recht und Gerechtigkeit, sind seine Kinder. Der Stein zeigt im Relief die würdige Gestalt des Monarchen, wie er mit aufgehobener Rechten dem Sonnengott huldt, der mit den Zeichen seiner Macht, nämlich Ring, Stab, Krone und Strahlenbüscheln an den Schultern geschmückt, auf seinem Throne sitzt. Wie sehr der König den uralten Kultus ehrt, geht daraus zur Genüge hervor, daß das Bild der Gottheit in genauerer Übereinstimmung mit dem Altarrelief angefertigt worden ist. Das Volk staunt, aber demag nicht die löstbaren Worte des Steines zu entsiffern, denn das Lesen und Schreiben ist nur den wenigen Sterblichen vertraut, die in die Schule der Priester gegangen sind. Da tritt ein Tafelschreiber, ein tapsarru hinzu und liest langsam und feierlich folgende Worte vor: ina kibit ilu Samas da-ainim rabim sa samu u iriiti misari ina kalama listebi. „Auf Befehl des Samas, des großen Richters von Himmel und Erde, soll die Gerechtigkeit im Lande aufgehen.“ Beim Ausruhen des Namens der Gottheit werten sich alle platt auf die Erde. Der Vortrager fährt fort: „Der Bedrückte, der eine Rechtsache hat, soll vor mein Bildnis als König der Gerechtigkeit kommen, meine Inskription lesen, meine löstbaren Worte vernehmen, meine Inskription soll ihm die Sache aufklären, sein Recht soll er sehen, sein Herz sich moden: Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für seine Untertanen ist.“ Da ruhen sie alle in einmütigem Chor: ulmu lu sulmu ana Hammurabi bel matate sar misarim, „Heil, ja Heil über Hammurabi, den Herrn der Länder, den König der Gerechtigkeit.“ Vor dem Tore aber hat sich der Oberpriester mit dem Richterkollegium, den Zeugen und Sachverständigen eingefunden, um in Gemäßheit der 282 Paragraphen des großen Hammurabi Recht zu sprechen.

Kiefer Stein ist nach unlangem Schlaf im Schutthaufen von Suta, wohin ihn ein elamitischer Eroberer 1000 Jahre nach seiner Auffindung in Sippar verschleppt hatte, zu neuem Leben erwacht. Seine Pauerbarkeit und scheinbare Wertlosigkeit hat ihn gerettet. Während die bronzenen Büchsenstücke der Römer, die auf uns nur durch verrostete Rüste und Bruchstücke gekommen sind, im Schmelztiegel der heutzutageigen Eroberer der Bergänglichkeit alles Irdischen ihren Tribut geauf haben, ist dieser Stein erhalten geblieben, der nicht mit Gold und Silber, sondern mit dem wertvollsten Zeugnis der vordarwinischen Altertumsweis-

schaft. Er offenbart uns eine blühende, reiche Kultur im Anfang des dritten Jahrtausends. Sein Wiedererzehen bedeutet eine zweite Renaissance, kündend von einer großen Zeit, in der wir haunend sehen, wie Himmelsträfte auf- und niederfallen und sich die goldenen Eimer reichen. Die Sagen von Hammurabi, die uns in das volle Menschenleben schauen lassen und sogar die kleinsten und intimsten Misse des täglichen Lebens in voller Wirklichkeit vorführen, bestätigen das Urteil des Rechtshistorikers Savigny in glänzender Weise: das Recht geht von der Wirklichkeit des Lebens aus.

Friedrich Hammurabi hat diese Gesetze nicht geschaffen, auch nicht seine rechtsbestimmende Priesterchaft. Die Form der Gesetze, die immer wichtige, typische Fälle des wirklichen Lebens ins Auge faßt, lehrt uns, daß das kodifizierte Sagenrecht aus einem viel älteren Gewohnheitsrecht hervorgegangen ist. Darum werden die Gesetze in wohlbedachter Weise nicht im Namen des damals die Staatsreligion beherrschenden Gottes Marduk erlassen, sondern Samas, der Sonnengott von Sippar, hat sie dem König „geschenkt“, d. h. geoffenbart. Sippar war die uralte nordbabylonische Kultstätte, von welcher der Priester Berossus sagt, daß dort die göttlichen Offenbarungen über Anfang, Mitte und Ende der Dinge vor der Sintflut vertragen worden sind. Wenn Hammurabi im Namen des Samas die Gesetze promulgiert, so greift er bewußt in eine ältere, für uns nicht mehr geschichtlich erkennbare Epoche zurück und prägt für seine Zeit den Grundlag aus, der ein ehliches Bekenntnis in sich schließt: ein holder Born, in dem ich habe, ist Überlieferung, ist Gnade.

Kun wissen wir, daß der Sonnenkult immer von denjenigen Völkern der Kupferepoche gepflegt wurde, welche Ackerbau trieben. Denn die Sonne ist Kraft und Quelle des Wachstums. Die nomadischen Babylonier westlich vom Euphrat haben dem Mond, dem Freund der Nacht, den Vorzug gegeben. Das von der Sonne kulturierte Recht legt das Vorbild einer edelstehenden Kultur voraus, eine Zeit, in welcher Kain, der Ackermann, als der härtere und intelligentere, seinen Bruder Abel, den Hirten und Nomaden, totgeschlagen hatte. Das Recht Hammurabis ist eine Weiterbildung eines viel älteren Gewohnheitsrechtes, das der sogenannten sumerischen Kulturperiode angehört und in eine uralte, für uns nicht mehr erkennbare Zeit zurückreicht. Diese Behauptung ist keine auf Sand gebaute Hypothese, sondern ihre Wichtigkeit wird bestätigt durch die sumerischen Familiengesetze, die uns durch Abschriften aus der Bibliothek Hurbanipals bekannt sind. Unter dem Namen ana itiaiu wurde nämlich von dem genannten König eine Sammlung knapper Gesetze in sumerischer, d. h. nichtsemitischer Sprache veranlaßt, die als eine Art lehrbuchlicher Fibel Verwendung fand. Die babylonische Überlegung weist in Schrift und Sprache auf das Zeitalter Hammurabis. Eine vergleichende Betrachtung des Inhalts ergibt aber mit Gewißheit, daß diese sumerischen Gesetze altorientalisches Recht enthalten, das mit weitestlichen Änderungen und in nuancierter Fassung im Acker Hammurabi weiter ausgebildet ist. Die sumerischen Familiengesetze verkünden folgendes Personenrecht: Wenn ein Vater zu seinem Sohne sagt: „Du bist nicht mein Sohn“, so muß er, der Vater, Haus und Hof verlassen. Wenn eine Mutter zu ihrem Sohne sagt: „Du bist nicht mein Sohn“, so muß sie Haus und Hausgeräte verlassen. — Nicht das Kind, sondern Vater und Mutter, wie D. H. Müller zuerst richtig erkannt hat, müssen im Fall der böswilligen Verführung die Strafe erliden. Das Recht des Kindes auf Leben ist unverleglich, wie etwa im altgermanischen Recht

der Vater sein Kind nicht mehr verkaufen darf, wenn er es einmal auf seinen Arm genommen hat. Hammurabi macht in einer Zeit überhandnehmender Unbotmäßigkeit der Kinder der elterlichen Gewalt Konzeptionen, aber mit großer Vorsicht und Schonung. Er verliert nämlich § 168 und 169 für schwere Mißtätsvergehen, daß die Missetät der Verlosung vor die Richter zur Entschädigung gebracht werden soll. Liegen keine schwerwiegenden Gründe vor, so soll die Verlosung nicht ausgeführt werden. Hat der Sohn eine schwere Veräußerung auf sich geladen, so soll der Vater das erste Mal verzeihen, erst nach wiederholtem, gleichem Mißbrauch kann die Verlosung ausgeführt werden. Man sieht aus diesem meines Erachtens höchst lehrreichen Beispiel, wie vorsichtig und abwägend sich der König zu dem älteren Gewohnheitsrecht stellt.

Die sumerische Kultur ist wahrscheinlich nicht aus der babylonischen Erde gewachsen, das prähistorische Volk der Sumerer gehört vermutlich der turanischen Völkerguppe an. Wenn einmal durch glücklichen Zufall das altägyptische Rechtsbuch, das Dioboros erwähnt, nicht aufgefunden werden, und wenn einmal die uralten Rechtsquellen von China und Japan werden zu reden anfangen, dann werden neue große Perspektiven in der Geschichte des menschlichen Geistes gewonnen werden. Wir werden immer belehrender denken lernen von unseren Ertrugsgeschäften, denn wir sind nicht Befrager, sondern Erben, Erben einer uralten irdischen Entwidlung, über welcher immerdar die dämmernen Schleier des Sotrafischen Wortes „ich weiß, daß ich nichts weiß“ liegen werden.

Noch lassen wir nun den Stein als lebendige, reiche Lucre des von uns postulierten altorientalischen Rechtes selber reden. Schon das Material, aus dem er besteht, gibt über eine merkwürdige Tatsache Auskunft. Er ist aus Diorit gebauen, einem plutonischen Gestein von römiger, granitartiger Struktur. Der Block stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Bergen von Magan, aus dem nordbabylonischen Küstenland, das nachweislich seit den ältesten Zeiten mit Babylonien in Handelsverbindung gestanden hat. Dort findet sich heute noch dioritische Mergelsteine. Wir werden aus diesem scheinbar kleinen Umfange die Möglichkeit entnehmen können, daß damals schon das Recht Hammurabis seinen Weg in das Westland gefunden hat, angeblich der Tatsache, daß nicht nur das vorislamische Recht, sondern vor allem das Gewohnheitsrecht der biblischen Väter, wie auch besonders das älteste geschriebene Recht Israels in ausführlicher Abrechnung an den Roder Hammurabi erinnert.

Der Inhalt des Gesetzes erpälte durch die scharf gemeißelte Persönlichkeit des Königs sein Gepräge. Hammurabi war uns längst, ehe die Steine Vorderasiens zu reden begannen, als der Anrappel der Bibel, als der Zeitgenosse Abrahams, bekannt. Er hat Nord- und Südbabylonien zu einem großen und mächtigen Staat vereinigt. Er war ein Herrscher des Reiches, ebenso in kriegerischen Eroberungen, wie aus den Gebieten der staatlichen Wohlfaht, Freiheit und Gerechtigkeit. Seine 55jährige Regierung stellt sich dar als ein erleuchtetes Herrschertum mit großen Initiativen. Er säuberte das Land von den Schuppimsteinen der Banditen, er baute große Tempel und Paläste, Kanäle zur künstlichen Bewässerung, Dämme zur Abwehr der Meerflut. Unter ihm blühten Handel und Wandel, Landbau und Heimwerk. Er schuf ein starkes, monarchisches Königtum mit reicher Gliederung der Stände. Hof und Tempel hatten jährliche Privilegien, ein Etat von Beamten und Ministerialen, die durch das ununterbrochene Leben an die Scholle gebunden waren, mußte immer seines Wertes gewärtig sein. Wir haben aus dem Hammurabiageital eine quellende Fülle von Literaturdenkmälern. In den Briefen von seiner Hand, die in scheinbarer Kürze abgefaßt sind und auch in den schwierigsten Sachen den Nagel auf den Kopf treffen, bekommen wir zuweilen den Eindruck, als ob wir Aktenstücke im iberizianischen Kuralstil vor uns hätten. Seine Tätigste ist sicherhaft, sein Auge ist durchdringend, sein Wille entscheidend. In drei Tagen soll ein Kanal fertig sein; wenn er zu Recht und Urteil laßt, sollen die gürteten Personen sofort kommen, Tag und Nacht sollen sie reisen. Alle wichtigen Rechtsfälle werden ihm vorgetragen: er entscheidet, sein Reichsfürstler Siniddinam führt die Beschlüsse aus. Hammurabi kümmert sich persönlich um alles und jedes. Er ordnet die Einzigung eines Eshalmonates für das Reich an, er fordert Siniddinam auf, Letzter zu Schaffschur zu befehlen, er läßt Talteln und Sesam in Südbabylonien aufkaufen. Es heißt immer und überall: regis voluntas suprema lex, des Königs Wille ist das

höchste Gesetz. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Hammurabi den imponierendsten Herrschergehaltn aller Zeiten muß zugerechnet werden. Es ist darum natürlich, daß in der plebischen Einleitung zum Rechtsbuche seine Person hart und beherzigend in den Vordergrund tritt. Er sagt in der Einleitung: Dem Lande Rechtschutz zuteil werden zu lassen, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, um Witwen und Waisen zu sichern, das »Recht des Vandes« zu sprechen, habe ich in Babylon meine teilsbaren Worte auf einen Zerkstein geschnitten.« Aus der Fülle der Sagenen, die in deutlich erkennbarer Weise aus wichtigen Rechtsentscheidungen entnommen sind, greifen wir einige Gruppen heraus, an denen Grundgedanken altorientalischen Rechtes in markanter Weise in die Erscheinung treten.

Ein reichliches Fünftel des Gesetzes ist der Familie gewidmet. Die Grundlage der Familie ist die Ehelebe. Die Polygamie ist die Ausnahme, sie ist rechtlich gesühnt für den Fall der kinderlosen Ehe und zeigt eine doppelte Form: entweder nimmt sich der Mann eine Nebenfrau, oder die Gattin gibt dem Manne ihre Magd zum Weibe. Auf die gleiche biblische Sitte in der Eherei, auf Sarah und Hagar, Rachel und Bilha, ist oft hingewiesen worden. Die Nebenfrau ist der Hauptfrau nicht ebenbürtig: wenn die Magd aufgebracht und sich der Herrin gleichstellt, soll sie zur Sklavin degradiert werden. Wenn der Mann die Kinder der Magd durch die Worte »meine Söhne« legitimiert, so erlangt sie die Freiheit. In wahrhaft humaner Weise wird im Todesfall des Mannes ihre Freiheit bedingungslos ausgesprochen. Der Eheschließung geht das Verlöbniß voraus, ein Abkommen zwischen Mann oder Mannesbruder mit dem Tochtervater. Es wird vollzogen durch Übergabe des Kaufpreises teils des Bräutigams und die Festsetzung des Geschenkes, das der Brautvater dem Ehemann mit in die Ehe gibt. Das Verlöbniß konnte von beiden Seiten widerrufen werden, unter vermögensrechtlichem Nachteil. Der Verlobte geht des gezahlten Kaufpreises verlustig, während der mankeimliche Schmeigeroater, der die Aufhebung auspricht, den erhaltenen Kaufpreis doppelt zurückzuführen hat. Hat eine Verlobung von dritter Seite die Aufhebung zur Folge, so darf die Braut des Entlobten den Verlobten, der als Freund des Bräutigams bezeichnet wird, nicht zum Manne nehmen. Wenn die Keildriftforschung wie die Ägyptologie einen Ebers hätte, so ließe sich aus jeder Bestimmung ein ganz schöner Roman, eine altbabylonische Larde, ausspinnen. Die Eheschließung ist erst durch Vertrag rechtsgültig. »Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr abschließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau.« Aus babylonischen Kontrakten können wir schließen, daß es ein Eheverbot, eine Art Estandamt geben haben muß. Der Kaufpreis wurde auf einer Schüssel gefertigt von Zeugen überreicht. Derobot hat sich einen rechten Varen aufbinden lassen, wenn er erzählt, daß alljährlich eine öffentliche Verkeigerung der babylonischen Mädchen an die Meistforbenden stattgefunden habe, und mit dem Kaufpreis, der für die Schönen gezahlt wurde, seien auch die Mauerblümchen von Babylon ausgehattet, bez. an den Mann gebracht worden. Die Höhe des Kaufpreises und des Eingetradten war nicht gesetzlich festgelegt: sie war demgemäß dem freien Ermessen der Vertragsschließenden überlassen, doch ist einmal verordnet, daß der Kaufpreis ohne Eingetradten abgezogen werden soll, was darzuf schließen läßt, daß das Geschenk oder die Mitgift zuweilen größer war als der Kaufpreis. Zu diesen rechtseigenen Waren, welche die Ehe vermögensrechtlich konstituieren, tritt noch als dritte Gabe die Schenkung hinzu, die der Mann in der Ehe seiner Frau urkundlich verzeichnen kann. Der Frau hat von dieser Schenkung lebenslängliche Rungniehung, darf dieselbe aber weder veräußern noch in eine zweite Ehe hinübernehmen: die Schenkung in der Ehe ist den Söhnen verfangen. Die Frau mußte nicht immer nach der Heirat ihren Wohnsitz wechseln: es ist ausdrücklich im Gesetz des Falles Erwähnung getan, daß sie im Vaterhause bleibt, wie Rachel bei ihrem Vater Laban. Die Frau tritt durch die Ehe in die Gewalt des Mannes: er kann sie für Geld verkaufen, wenn er Schulden hat, oder sie ihm durch böses Wesen das Leben sauer macht. Der Letztere Fall ist uns nicht aus dem Gesetz, wohl aber aus zeitgenössischen Urkunden bekannt. Trotzdem steht es außer allem Zweifel, daß die Frau im alten Babylon eine würdige und sozial angelegene Stellung neben dem Manne hatte. Durch den Reichtum des Roder Hammurabi wird der falsche Grundgedanke verdrängt, daß die Kulturgeschichte aus der Welt geschafft, daß die Frau im Orient immer die Sklavin des Mannes gewesen sei.

Aus zahlreichen Schatzbestimmungen leuchtet der uralte Gedanke, den die Bibel in die erhabenen Worte kleidet: ich will ihm eine Beschäftigung machen, die um ihn sei. Es war vor allem dem Israhel vorbehalten, die Minderwertigkeit der Frau gegenseitig festzulegen, ihr die Seele und die Freuden des Paradieses abzufprechen. Es ist nicht nur sordrig weidige Stimmung, sondern alte edle Anschauung, die sich in den schönen Worten spiegelt, mit welchen Gilana sein über ihre Kinderlosigkeit betrübtes Weib tröstet: „Hanna, warum weinst du? Bin ich dir nicht besser, denn dein Sohn?“ Die Frau des Koder Hammurabi ist Rechtspersonlichkeit, sie konnte als Feigin fungieren und hatte Zutritt zu den Geschäften. Ihren Kindern gegenüber nahm sie eine hohe Stellung ein, als Witwe hatte sie Mundrecht. Wenn freilich Dieb von den Ägyptern erzählt, es sei bei ihnen Brauch gewesen, daß der Ehemann im Vertrage seinem anzutretenden Weibe Gehorsam versprach, so geht dieses Versprechen über den Bereich der Zugehörnisse weit hinaus, die im alten Babylon der Frau gemacht werden konnten.

Die christlichen Vermögensverhältnisse haben merkwürdige Ähnlichkeit mit den Bestimmungen moderner Gesetze. Auch hier beruht das System auf der Ausnutzung des Mannes am eingehendsten Gut, während die Frau Ansprüche an den Nachlass des Mannes hat. Sie erhält im Todesfall des Mannes das Geschenk in der Ehe, bleibt mit den Kindern im Besitz des hinculterlassen Vermögens. Fehlt das Geschenk in der Ehe, so erhält sie ein Kindertheil als Erbe. Interessant sind die Bestimmungen über „vorsehliche“ Schulden. Die Frau haftet nicht für vorsehliche Schulden des Mannes, wenn sie in dem Geschäftungsvertrag die Nichtverbindlichkeit sich für unendlich zusichern lassen; in diesem Falle haftet aber auch der Mann nicht für vorsehliche Schulden der Frau. Der weise Gesetzgeber saß auch diesen Fall ins Auge, denn es konnte immerhin vorkommen, daß die Frau unbezahlte Schneiderrechnungen mit in die Ehe brachte. Nicht minder überraschend sind die feinsten Bestimmungen über die zweite Ehe der Witwe. Die Erlaubnis der zweiten Ehe ist an richterlichen Entscheid gebunden. Das Vermögen der Kinder erster Ehe wird inventarisiert und von dem Manne zweiter Ehe gemeinsam mit der Frau verwaltert. Die Frau behält die Erziehungspflicht gegenüber den Kindern erster Ehe, eine Bestimmung, die noch über 1897 des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs hinausgeht, demzufolge in dem genannten Falle das Mundrecht der Frau zum Tode erlischt. Die Wiederverheiratung von Frauen verheirateter Männer ist für den bestimmten Fall der Abwesenheit im Krieg geregelt. Verboten ist die zweite Ehe, wenn Subsistenzmittel im Hause sind, bedingt erlaubt, wenn die Lebensmittel fehlen. Der wieder zurückgetehrte Mann führt die Ehe weiter, inwieweit geborene Kinder aber folgen dem Interimswort.

Nicht minder eingehend sind die Bestimmungen des Koder Hammurabi über das Erbe. Die Söhne erben das väterliche Vermögen zu gleichen Teilen. Der Lieblingssohn, d. h. doch wohl der Erstgeborene, kann ein Vorzugserbe erhalten, wenn es ihm bei Lebzeiten vermacht worden ist. Der kleine Sohn erhält außer dem Pflichtteil den Kaufpreis, den seine verheirateten Brüder im voraus erhalten haben. Das Eingetragte der Mutter erben die Söhne zu gleichen Teilen. Kinder von zwei Müttern in einer Ehe teilen gemeinsam nur das väterliche Erbe, während das Eingetragte nach den mütterlichen Abkammungen verteilt wird. Die Töchter erhalten als Erbe das Geschenk in der Ehe, oder ein Kindertheil zur Ausnutzung. Der Nachlass der unverheirateten Töchter gehört den Brüdern. Wenn die Frau einer kinderlosen Ehe stirbt, so geht ihr Eingetragtes an das Vaterhaus zurück. — Im Anschluß an das Ehe- und Erbrecht sollen einige privatrechtliche Institute kurze Erwähnung finden, deren Vorhandensein im 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung niemand geahnt hätte. Der babylonische Kleinbauer kam zurzeit der Auslast leicht in Geldverlegenheit. Er empfing Darlehen in Geld gegen Überlassung eines Feldes als Pfand. Der Gläubiger läßt das Grundstück bewirtschaften, der Herr der Früchte bleibt der Schuldner, welcher aus dem Ertrag der Ernte den Gläubiger befriedigt, den etwaigen Überschuß aber für sich behält. Der Handel hat vermöge der Stromschiffahrt bereits damals eine ganz erstaunliche Höhe erreicht. Der Übergang zur Geldwirtschaft wird im Fünftaler Hammurabis vollzogen: neben dem Zaratzen von Gold und Silber findet sich auch das Lauldgeldstück. So ist beispielsweise noch der Brauch erhalten, Getränke, die man im Wirthshaus genießt, gegen Getreide einzutauschen.

Unter den Formen des kaufmännischen Verkehrs war schon damals ein Geschäft rechtlich vollständig entwickelt, dessen Ursprung man früher in Arabien suchte, die Commedia. Der Großkaufmann gibt einem reisenden Zwischenhändler Geld oder Ware, der mit der anvertrauten Baluta im Ausland Geschäfte macht, unter vertragsmäßigem Abschluß und mit Gewinnbeteiligung. Wenn der Babylonier seine in Ion gebrannten bunten Obengilder oder seine Tapiferien verkaufte, so floß das Geld der arabischen Fürsten in Strömen. Der Verkehr des Handelsvolkes mit den Naturvölkern der Steppe mußte großen Gewinn abwerfen. Unter dieser Voraussetzung ist es erklärlich, daß der Zwischenhändler die kreditierte Baluta doppelt zurückerhalten muß, wenn er keine Geschäfte gemacht hat. Der Großkaufmann dagegen trägt das Risiko für den Fall der Vererbung, den der Agent durch Reinigungsgeid beschreiben muß. Ein über die ganze Welt verbreitetes Geschäft, das durch die zeitweilige Abwesenheit des Eigentümers bedingt ist, ist im Koder Hammurabi in allen Epiklenen vertreten: das Depositum oder der Verwahrungsvertrag. Der Verwahrer haftet für alle Sorgfalt. Kräftigste Abkuegen von Seiten des Verwahrers hat die Strafe der doppelten Zahlung zur Folge. Ein Paragraf, der mir lange Kopfzerbrechen verursachte hat, belagt folgendes: „Wenn jemand, der sein Gut nicht verloren hat, sagt: »Mein Gut ist abhanden gekommen, und seinen Schaden fälschlich behauptet, im Vertrage seines nicht abhanden gekommenen Eigentums seinen Schaden vor Gott einflagt, so soll er alles, was er beanprucht, doppelt für seinen angebliebenen Verlust geben.“ Wir haben hier in aller Form die actio depositi directa, die mala fide erhoben wird. Der Verwahrer gibt in läugerlicher Weise an, ein Hinterlegungs-geschäft vollzogen zu haben. Er hat die gleiche Buße zu ertragen, wie der Verwahrer, welcher das Depositum abgelenkt hat.

Wir gehen nun zu einer summarischen Betrachtung des Strafrechts über, indem wir den Rechtsgebanten herausheben, der herrschend in den Vordergrund tritt und gleich einem roten Faden sich durch alle Strafbestimmungen hindurchzieht: der Vergeltungs-gedanke oder die Talion. Er hat sich im Koder folgendes Gewand geschaffen: „Wenn jemand einem andern das Auge ausschlägt, so soll man ihm sein Auge ausschlagen. Wenn er einem andern den Knochen zerbricht, so soll man ihm seinen Knochen zerbrechen. Wenn jemand den Zahn von einem andern feinschneidigen ausschlägt, so soll man seinen Zahn ausschlagen.“ Dieser Talionsgedanke findet sich in den verschiedensten Gestaltungen bei fast allen Völkern der Erde. Er ist ein Ergebnis des natürlichen Rechtsbewußtseins, er tritt überall an Stelle der Rache, wo der Staat die Ahndung der Rechtsbrüche gleichsam garantiert, er läßt sich auf die vernünftige Erwägung zurückführen, daß der Verlezer des Rechts eine Strafe zu erleiden hat, die nach Form und Gewicht dem zugefügten Schaden gleichkommt. Wir können noch heute auf der Gasse die Talion in der Form hören: Wurst wider Wurst. Und der Gedanke „wie du mir, so ich dir“ ist in jedem Menschen eingepreist, der nicht durch den sanftmütigen Geist Jesu zu einem höheren Vergeltungsgrundsatze wiedergeboren ist. Die Form der Talion, wie sie bei Hammurabi vorgetragen wird, erinnert nun in auffallender Weise an den Rechtsfuß des israelitischen Gesetzes, der in der Formel enthalten ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Bruch um Bruch. Die Talion beruht auf altorientalischem Rechte. Aber in dem Staateswesen Hammurabis, das auf die Gliederung der Stände gegründet ist, erleidet sie mannigfache Modifikationen. — Wenn der Höhergestellte dem Niedrigeren einen Leiblichen Schaden zufügt, so hat er geringer zu büßen. Wenn umgekehrt der Niedrige dem Höheren eine körperliche Verletzung antut, so muß das Strafmaß den Laterfolg überbieten. So wird verfügt, daß das Auge eines Freigeklassenen mit 1 Mine Silber zu bezahlen ist, das Auge eines Sklaven mit der Hälfte seines Preises. Wenn ein Freigeklassener einen Freigeklassenen auf die Wange schlägt, zahlt er 10 Sedel; diese Ohrspeise wird nach dem Grundsatze gewertet: Was schlägt sich, Vad vertritt sich. Wenn dagegen einer die Wange eines Höhergestellten schlägt, so werden ihm 60 mit der Ohrenspeise aufgeschliffen.

Die Talion wird auch auf die böse Absicht angewandt. Ein willenslicher Verleuder wird im Kapitalprozeß mit dem Tode bestraft, es wird an ihm nach dem mosaischen Rechtslage verfahren: „Ihr sollt ihm das tun, was er seinem Nebenmenschen zu tun gedachte.“ In einer „Sache um Getreide oder Geld“, d. h. in einem Zivilprozeß, hat er die Eoventualfolge zu tragen. Eine merkwürdige Anwendung findet das Talionsgesetz in den Fällen, in welchen die Strafe nicht an dem Urheber des Rechts-

bruchs, sondern an seinem Rinde vollzogen wird. Wenn durch den Sturz eines lieblichen Baues das Kind des Eigentümers getötet wird, so muß das Kind des Baumstellers mit dem Leben büßen. Wegen dieses altorientalische Gewohnheitsrecht streitet die zweite Gesetzgebung Israels, welche sagt (5. Mos. 24, 16): „Es sollen nicht die Kinder wegen der Vater getötet werden.“ Aus diesem bewußten Gegenatz gegen das ältere Gesetz ist nun auch erst die Kinderklausel im Bundesbuch zu verstehen, welche in dem noch zu erwähnenden Gesetz über Verlegung durch störrische Tiere (2. Mos. 21, 31) verfügt, daß bei der Tötung von Kindern nach gleichem Brauch, also nicht nach altorientalischem Gewohnheitsrecht, verfahren werden soll.

Außerhalb des Talionsrechts steht der Diebstahl. Es findet sich häufig im Gesetz die drakonische Formel: *sarraq iddäk*, er ist ein Dieb, wird getötet. Hammurabi hatte geordnete Zustände in dem von Fehden und Räuberzügen heimgesuchten Lande herbeigeführt: der Schutz des Eigentums erforderte strenge Maßregeln. Interferent ist der Wunditationsprophete über angeblich abhandeltommene Gewandstände. Der Bescholene durfte Privathausausführung halten. Der Besizer mußte den reiblichen Erwerb von seinem Vorbemann, vom Verkäufer, nachweisen. Der Verkäufer muß als Gewährsmann den Käufer schicken, die richterliche Entscheidung erfolgt im Beweisverfahren, zu der den Streitenden Parteien behufs Beschaffung der Urkunden und Stellung der Zeugen eine Frist von 6 Monaten angesetzt wird.

Auf die Höhe der Strafverurteilung Hammurabi führt uns § 206. „Wenn jemand einen andern bei einer Schlägerei schlägt und ihm eine Wunde beibringt, so soll selbiger Mensch schänden mit Wunden habe ich ihn nicht geschlagen und den Arzt bezahlen.“ Während sonst für die Strafbarteit einer Handlung der Erfolg, also der objektive Kaufsujammanhang, maßgebend ist, wie in den Haftpflichtbestimmungen der modernen Gesetzgebung, schwimmt hier zum erstenmal der Morgenröde gleich ein neuer entscheidender Rechtsgedanke hervor, der subjektive Talionsbestimmungen der unvorsichtlichen Verurteilung. Hammurabi tritt in dieser Bestimmung als Schöpfer einer neuen Rechtsanschauung auf, die jene ältere barbarische Auffassung verdrängt, der gemäß der schlimme Erfolg ohne Rücksicht auf *dolus*, *culpa* und *casus* eine Ahndung erfordert. Die ältere härtere Auffassung ist in der Bestimmung vertreten, daß der ungeschickte Augenarzt bei unglücklich verlaufener Staroperation mit Hand und Gießel für den Ausgang häßt. Nun findet sich die mildere Auffassung, die Vorsätzlichkeit und Unvorsätzlichkeit einer Handlung unterscheidet, auch im anerkannt ältesten Rechtskodex Israels, im sogenannten Bundesbuch, 2. Mose 20—23. Dieses verfügt, daß bei einer Streiterei der Täter nur Surenthfähigkeit und den Arzt bezahlen soll, wenn er durch den Mangel eines gefährlichen Werkzeuges die Unvorsätzlichkeit der Körperverletzung beim Kaufhandel erwies. Wir haben also in verschiedener Ausprägung den gleichen Rechtsgedanken bei Moses und Hammurabi. Eine eingehende Vergleichung des Bundesbuches und des Kodex Hammurabi, die ich zur Prüfung veröffentlicht habe (Moses und Hammurabi, Leipzig, Hinrichs, 2. Aufl. 1903), hat mir nun die zur Gewissung ergeben, daß beide Gesetzgebungen auf dasselbe altorientalische Recht in den wichtigsten Bestimmungen zum Schutz von Eigentum und Leben gegründet sind. Ich will hier nicht auf die Gesetze im Depositen- und Hütenrecht eingehen, die hier wie dort gleiche Rechtsstände und gleiche oder ähnliche Rechtensschreibungen aufweisen, sondern an die Bestimmungen über die Verlegung durch störrische Tiere erinnern, bei denen sich ein Komplex von drei Gesetzen hier wie dort in gleicher Reihenfolge findet. Moses und Hammurabi bestimmen gleichmäßig, daß Verlegung durch ein im Käufes störendes Tier für den Eigentümer desselben keine Rechtsnachteile nach sich zieht. Tazogen wird der Eigentümer bestraft, wenn das Tier als störrisch bekannt war. Tötet es einen Sklaven, so hat nach Moses der Eigentümer  $\frac{1}{2}$  Mine, nach Hammurabi  $\frac{1}{2}$  Mine Silber zu bezahlen. Wenn ein Reisender in der Wüste zweimal den psychagoreischen Verlor im Treid im Sande gezeichnet sieht, so wird er nicht vermuten, daß der Wind an den beiden Stellen die Figuren zusammengesetzt habe, sondern er wird die Hand suchen, dieselbe Hand, die beide Figuren gezeichnet hat.

Wir sind weit entfernt von der Annahme, daß Moses aus Hammurabi abgeschrieben habe. Die beiden Gesetzgebungen sind schon in ihrer sozialen Struktur wie Feuer und Wasser verschieden: bei Moses die gesellschaftsorganisationsmäßige Organisation, bei Hammurabi der absolute Staat. Wohl aber ist es höchst wahrscheinlich, daß beide Gesetzgeber das altorientalische Gewohnheitsrecht gekannt und benutzt haben, auch in typischen Formeln, die der treuen Erinnerung des Volkes einverleibt waren. Die Möglichkeit aber, daß Moses, der bei Jethro in Arabien nach der biblischen Überlieferung altarabisches Recht gelernt und benutzt hat, daß Moses selbst als Gesetzgeber gewaltet hat und selbst Gesetze geschrieben hat, wird durch den Fund des Kodex Hammurabi in neues Licht gerückt. Das verbläute Bild der modernen Geschichtsauffassung, welche das Gesetz hinter die Propheten stellt, wird angehts der Tatsache verschwinden müssen, daß wir bereits im dritten Jahrtausend, ein Jahrtausend vor Moses, ein kodifiziertes Recht besitzen. Leopold v. Ranke's Auffassung wird wieder zu Ehren kommen, welcher sagt: „Moses ist die erhabene Persönlichkeit der ältesten Geschichte.“ Er hat in alte Gesetze einen neuen Inhalt getan, den er nicht aus eigenem Geiste schöpfen konnte. Er hat die Rechte und Sagenungen des Menschen nicht allein an die Welt, sondern vor allem an Gott gebunden.

Das Schicksal des Kodex Hammurabi können wir durch volle zwei Jahrtausende verfolgen. Es sind im Abschriften einzelner Teile in der Bibliothek Assurbanipals, auch in neubabylonischen Urkunden, erhalten. Würde der islamische Eroberer die kostbare Statue weggeschleppt haben, ihre Inhalt nur durch Abschriften in Stein und Ton auch für künftige Zeiten gesichert. Die Abschriften tragen den Vermerk *Ninu ilu sirum* „als der erhabene Gott“ nach den Anfangsworten des Gesetzes: unter diesem Namen war der Kodex jedenfalls im Volke bekannt. Gleichwie uns überliefert ist, daß noch zu Cicero's Zeit Rechtsprüche der Zwillingslinie im Munde der Leute waren, so dürfen wir als gewiß annehmen, daß die Erinnerung ein Recht treu bewahrt hat, daß als reite Frucht aus einer großen Zeit erwachsen war. Die vielen alten Rechtsurkunden aus den Zeiten der neubabylonischen Könige Nebutadnegar und Nabun'id, von Darius und Cyrus, reichen bis in die griechische Zeit, erbringen den vollständigen Nachweis, daß das altorientalische Recht bis in das späte Zeitalter der Epigonon nicht abgewirkt hat. Die vierte Ordnung der Weisheit, die das Recht des späten Judentums enthält, erinnert in vielen Bestimmungen, zum Teil wörtlich, an den Kodex Hammurabi. Wir werden annehmen können, daß durch den beherrschenden Einfluß der Achämeniden auf die Kultur der Mittelmeerländer orientalisches Recht auch im Abendland seinen Eingang gefunden hat. Es darf für das alte römische Völkerrecht als merkwürdige Tatsache erinnert werden, daß Rom den abendländischen Provinzen sein Recht einfach diktirte, während es in den orientalischen Provinzen auf das alte Gewohnheitsrecht Rücksicht genommen hat. Tod das hier vermittelte Fragen der vergleichenden Rechtsgeschichte, die sich ein selbst Feld der Forschung hat aufzu. Gewiß wäre es sehr verfehlt, aus gewissen intergentilen Übereinstimmungen Abhängigkeitsverhältnisse zu bestimmen und alle Spezialitäten und Sonderentwicklungen der abendländischen Rechte in das altorientalische Croquis eintragen zu wollen. Das wäre ein neuer Turmbau zu Babel, der nie fertig würde und eine heillose Verwirrung zur Folge hätte. Aber eine geheure Unterförmung der menschlichen Kultur, soweit sie für uns sich jurisdorologischen läßt, weist immer wieder in das altgewürdige Land des Paradieses.

Als ich zum erstenmal den Kodex Hammurabi, der etwa 1000 Jahre älter ist als das älteste Buch der Bibel, unter die Augen bekam, war ich wie von einem großen Geheimnis gebannt. Ein Geschlecht tanzt darin auf, das nicht in näherem Urstand die Sprache Akkad's redet, welchem vielmehr der Menschheit Würde in die Hand gegeben war. Wir sehen nicht die rohen Anfänge primitiver Entwicklung, sondern ein Leben so goldenlich, wie Morgenmollen auf lichten Höhen. Wir sehen ein unendliches Meer, und unser Lebensschifflein ist sehr klein. Aber die Sonne Homers lächelt auch uns, und es ist eine dankbare Aufgabe, auf die Höhe zu fahren, um den Spuren der göttlichen Weisheit in uralten Zeiten nachzugehen.

Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verlagsgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Ver-  
kaufte, bezogen werden.

## Leipziger Zeitung.

zurückholung: 1. M. 25 A.,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M. 51 A., für  
außwärts 1. M. 64 A.,  
vierteljährlich  
Eingeliehe Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 108.

Dienstag, den 12. September, abends.

1905.

## Marie v. Ebner-Eschenbach.

Zum 75. Geburtstag der Dichterin (geb. 13. September 1830).

Schon in jugendfrohen Tagen, da die 14jährige Komtesse auf einlamen Sommeritz in Währen selig die Erinnerungen überließ, die die Heftigkeit dem Fremden aus dieser Glanzzeit des Wiener Burgtheaters so reichlich mitgeben konnte, gab es für sie „kein Vortage, das zu literarischem Ruhm führen kann, an das sie nicht gepostet hatte.“ Sie selbst gesteht es: „Da entsand ein Epos aus der römischen Geschichte, es entzündete Lust- und Trauerspiele, Romellen und jähelose Gedichte.“ Und da Gräfin Gräfinparzer und besangte ihn ehrlich, ob ihre Tochter Talent habe, und der große Dichter antwortete: „Die Gedichte zeigen unerkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glänzendes Cit für den Vers, Gemalt des Ausdrucks, eine vortrefflich auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt und deren Kultivierung zu unterlassen, wohl kaum in der eigenen Willkür der Dichterin stehen dürfte.“ Aber Gräfinparzer konnte noch keine Reife sehen in diesen Entwürfen. „Junge Frauenzimmer sind jungen Männern an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus; aber eines fehlt ihnen, was uns unsere mühter abgemachten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Teil in diesen Entwürfen.“ Seither hat Frau v. Ebner weder vergrübeln können, daß ihre Anlage sich in der Tat kultivierte, noch verläumte sie die methodische „Ordnung ihrer Gedanken.“ Vor die Öffentlichkeit trat sie rasch: da sie fest entschlossen war, der „Spalepear de neunzehnten Jahrhunderts“ zu werden, schickte sie eines Tages eine „Maria Stuart in Schottland“ an Edward Devrient, der das Drama auf seinem Theater in Karlsruhe auch wirklich aufführte. Inbes hatte sie mit ihrem Debut wenig Glück. Den Karlsruhern gefiel Schiller besser als Frau v. Ebner, und Otto Ludwig, dessen „Malkabber“ gleichzeitig aufgeführt wurden, von der Künstlerhaft des Neulings gleichfalls wenig erbaut. Frau v. Ebner — sie hatte sich mit dem österreichischen Offizier Moriz v. Ebner-Eschenbach vermahlt — unternahm noch zwei dramatische Versuche, schrieb das Revolutionsdrama „Marie Roland“ und den Einakter „Doktor Ritter“ und — begrub damit ein für allemal die Hoffnung, Spalepear den Deutschen erlesen zu können. Sie trühtete sich. Sie ging zum Roman, zur Novelle über, sie schrieb Märchen, Parabeln und Aphorismen und wartete auf den Ruf. Und sie hatte für die ehrsüchtigen brennenden Kindergebanen fast schon ein halb trauriges, halb bitteres Lächeln, als er plötzlich kam: über Nacht! Da man begann, den Namen Ebner-Eschenbach oft und öfter und dabei immer wärmer zu nennen, hatte sie das Matronenalter bereits überschritten. Sie zählte gut sechzig Jahre, als man sie mit Ehren zu überhäufen begann. Das war immer so in Osterreich. Ihr Kaiser verlieh ihr pldiglich die seltenste aller Auszeichnungen, die er für Kunst und Wissenschaft zu vergeben hatte. Sie trug den Orden von da ab als einzige Frau im Habsburgergerichte. Die Universität Wien faub, daß sie bereits gelernt hätte, ihre Gedanken zu ordnen, und daß aus der möglichen Kultivierung ihrer Anlage längt eine Kultur geworden war, und landte ihr den Dokortitel, honoris causa. Da beschloß man in Osterreich, auch ihre Bücher zu lesen.

Sie waren mannigfaltig wie kaum die Bücher einer andern Frau und einseitig in Stil und Persönlichkeit, nie niemals noch die Bücher einer: Frau. Was sie sagten, änderte der Tag,

wie sie es sagten, höchstens die Zeit. Eine Tendenz durchzog sie vom ersten Bande bis zum letzten: Frau v. Ebner wollte erziehen. Sie tat dies da und dort, überall, gleichob es Künstlerneouellen waren, die sie schrieb, oder Fortgeschichten, ob sie im Märdenreich der Fabel sich erging, Epigramme zurspite oder elegante Aristokratinnen im Salon begrüßte. Gleich Ferdinand v. Saar, dem Gleichaltrigen, erlebte sie es, wie alles in dem alten Osterreich ins Kaanen geriet und neue Bahnen ging, und wie bei Ferdinand v. Saar bestimmte auch bei ihr im weitesten Sinne alles Dichten und Trachten der Umsturz. Inbes, sie schreut weit rascher vorwärts als der Freund: ein Poet. Ein Träumer hat Saar immer wieder nur den Vormatz festgehalten, in stiller Reflexion, mit leiser Schwermut, oder er hat nicht minder still, nicht minder reflektierend nach der neuen Zeit hinübergeblickt, deren Dämmern er von ferne sah, die er zu verstehen suchte, die er erklären wollte, in der er aber so ganz nicht mehr zu leben vermochte. Andreerseits ward Marie v. Ebner dieses Dämmern zum hellen Tage. An bloßen Formen totor Gesellschaft, deren Schatten Saar so mütterlich stützete, hing kam ihr Sinn: wie sie sich neu ordnete, wo ihre Rechte, ihre Pflichten lagen, gab ihr weit mehr zu denken, und fand sie einen Weg, der fern ein Ziel verheiß, schien ihr der Arbeit Maß“ belohnt. Saar wollte Künstler sein, nicht mehr, nicht weniger, er suchte Schönheit; indes war die Schönheit, die die Künstlerin Ebner suchte, vor allem eine nützliche. An der Grenze zweier Zeiten stand Saar und blickte abwesend zurück in die eine oder vor in die andere; Marie v. Ebner-Eschenbach vermag Historie zu beschreiben so gut wie Saar, aber sie steht bei uns; sie denkt mit uns, sie leidet mit uns, sie möchte raten, und darum muß sie vielleicht noch teurer sein als der Poet, der Träumer, der sensinnige Künstler Saar.

Soziale Probleme, erzieherische Absicht, wohin man blickt! Man hat als Frau von Ebner's stärkste Seite immer wieder die „literarische“ Novelle, die Künstlerneouelle bezeichnet, da gerade die das Wesen der Dichterin am deutlichsten verrate. Ich glaube nicht, daß „Ein Spälgeliebter“ oder „Dotti, die Uhrmacherin“ oder „Vertram Bogelweid“ ist als Reife und Beste ist, was wir Frau v. Ebner verdanken, freilich tritt ihre lehrhafte Kunst auch in diesen drei Satiren aufs härteste hervor. Ob der melistremde Dramatiker Mut, der feichte Biellschreiber Fallwig oder der geplagte Journalist Vertram, ob die fast ungläubwürdig harte Dotti, der biedere Gottfried oder der delikate Fagen v. Weisberger: sie alle weisen auf gesellschaftliche Zustände, vor denen wir erschauern, deuten auf Verhältnisse, deren Meinung und Überwindung uns allein erethendbener dünken, sie alle sollen warnen und preisen, nachlassen lassen und ermutigen und also — belehren. Erzieherische Motive, die immer wieder durchdringen durch den sozialen Grundton, finden sich dann auch in Frau v. Ebner's historischen Novellen. Der rauhe, harte „Jakob Szela“, der 1846 die revoltierende Bauernmeute Galizien mit eisernen Fäulien bänigt, ehe er noch mit des Kaisers Unban, doch treu und ohne Murren, als des Kaisers Diener aus der Heimat zieht, der mühter, harte „Kreishpplius“, der fast am Ende seiner Tage sich noch durch einen Schwärmer zum besten Glauben an unverbriehter Menschenrechte überreden läßt, könnten uns ein Vorbild sein, das uns in stolzer Selbstbezeichnung schulen soll. Mit der Geschichte von jenem unglücklichen Mißlaß, dessen Jugend in Robot und Fron verlam, wennleich er immer „die Sand küssen ließ“, will Frau v. Ebner erschüttern, erbarmen und erschrecken.

Erziehung, nichts als Erziehung! Der Kaufmannsohn Dietrich Brand wird gegen alle Überlieferungen einer gutbürgerlichen Familie Offizier, weil die unbeglumte Lust seines Soldatenums ihm das einjige und wirksamste Erziehungsinstrument für Staat und Gesellschaft scheint, Baronin Karoline — „Wieder die Ate“ —, die selbst erst im rauhen Leben Freiheit und Selbstheit erringen mußte, nimmt das von einem bequemen Lebemann leichtfertig betrogene oder doch wenigstens bitter enttäuschte Frä. Tubois in eine heilsame Schule, Dörsberg ist — in der gleichnamigen Novelle — durch Selbsterziehung und Selbstbesiegung sogar so weit gekommen, daß er das Kunststück fertig bringt, ruhig und rein an der Seite der geliebten Frau leben zu können, die sein von Ene obenbrein unbegünstigter Nebenbuhler geblieben hat, Annerl hat — in der „Totenwacht“ — in diesem Kampfe gar eine unwürdige Liebe niedergerungen, auf daß sie frei und würdig sei, „Mollans Frau“ beugt sich dem unzerstörten Selbstzwang nicht anders als die gelassene und endlich geläuterte, treue Magd „Solena“ zum Erziehungsexperiment werden Frau v. Ebner auch „Das Schälchen“ und „Das Gemeindefind.“) Künstlerlich genommen sind es freilich die wertvollsten Experimente und überdies, da sie im Auftritte und in der Ausführung ihrer Probleme durchaus gegensätzlich sind, von allen die lehrreichsten.

Pavels Vater war ein Mörder und ward gehängt. Seine Mutter, die schweigend eine unfähig elende Ehe trug, die vor Gericht nicht leugnete und alles auf sich nehmen wollte, was sie nicht verdroben, Pavels Mutter sah zehn Jahre lang im Justizhaus. Inbes ward sein gleichfalls verurteiltes Schwesterlein von der großmütigen Baronin an Kindesfuß gewöhnt und voll guter Absicht in ein Kloster gebracht; dort soll sie eine Fräulein werden, die ihrer Eltern Verbrechen sühnt, und stirbt — ein jartes, schwachliches Geschöpf — als Opfer dieser Sühne. Von Povel will die Großmutter der Baronin weniger wissen: so wird er ein Gemeindefind. Und die Gemeinde sorgt für ihn auch beste: er wird Birgal, dem Dorfhirten, als Hüfstein zugeteilt, der gibt ihm nichts zu essen, der gibt ihm nichts zu kleiden, für Frühstücken wie der Povel ist's gerade gut genug, wenn sie verkommen. Aber Povel verkommt nicht. Und wie er, der noch als Junge unbedeutlich fast, durch Habsheit und Niedertracht, durch Verführung und verschämte Liebe sich Schritt um Schritt nach oben ringt, bis endlich gar die Honoratoren des Dorfes vor ihm in der Wirtshaus die Hute ziehn, wie er groß und stark und frei wird durch sich selbst, er, an den bei seiner ewigen trotigen Selbstverleumdung höchstens das arnigste Schwelmerlein Dabrecht glaubte, das ist die Geschichte eines Lebensgangs, wie er erbebender nicht gebadet werden kann, wie er machtlos und zugleich erquickender nicht sobald wiederkehrt. — Lore verrät in ihren jüngsten Tagen schon bedenkliche Ähnlichkeit mit ihrer Mutter Döth. Eöth hat den Gatten, hat sich selbst unglücklich gemacht, vor gleichem Schicksal will der Vater das Kind bewahren. Inbes, nichts fruchtet: Lore läßt als Kind so gut wie Eöth als Frau, Lore spielt Komödie nicht anders wie ihr Vorbild, selbst im geringsten tritt die Ähnlichkeit mit der übrigen früh verstorbenen Mutter erschreckend zu Tage, — wie jener, so ist auch dieser „nichts heil“. Und an Lore erfüllt sich ein Schicksal, dies grauenhafter noch als Frau Döth: da sie als Braut zum Sterblichen mit dem heimlich Geliebten — nicht dem Erwählten — durch den Park schleicht, streift sie die Krone eines Jugendfreundes nieder, der nicht verzagen kann, das Lore auch mit ihm nur geliebt.

In der schlanken Charakterentwicklung der beiden Weiden im „Gemeindefind“ und im „Schälchen“ — Povel weiß sich noch unter den deutbar ungunstigen Verhältnissen von allen Enttäuschen und Mängeln zu befreien; Lore geht unter, wiewohl die Sorgfalt und Liebe selbst sie zu behüten scheinen —, an diesen beiden Stellen gibt Marie v. Ebner-Eichenbach wohl ihr schärfstes Urteil über alle Erziehung; am medianischen Eingreifen der künftigen Eltern oder Pfleger, kurz an der Methode liegt oft so gut wie nichts, selbst das Willen hat nur bedingten Einfluß, Anlage und Schicksal, das Bestehen im Kampfe mit schwererigen Lebensmöglichkeiten macht fast alles aus. Darum ist es kein reiner Zufall, daß die Dichterin fast alle ihre Helden gleichsam von der Wiege aus ins Leben begleitet: Anlagen vermag sie an der stets durchbrechenden Naturität des

Kindes am besten aufzuzeigen. Selbst wo sie fertige Menschen vor uns hinstellt, holt sie rückblickend die Kindheit nach. Was sie Erziehung heißt, hat mit Pädagogik im gewöhnlichen Sinne wenig gemein. Auch möchte sie sich nicht den durchaus geordneten, fahlen Durchschnittsmenschen erziehen: immer und überall sucht sie das Ideal. „Die Verfümmelung der Menschenseele durch alltägliches Schicksal“, sagt Richard M. Meyer<sup>\*)</sup>, „drückt auf ihr noch der Schönheit eines freien Menschenbildes begierig dürstendes Gemüt. Die für Bildbrand ist die wirklich schöne Seele für sie das höchste Ziel der Schöpfung. Es sucht ihr in den Fingern, diese Gestalt zu erschaffen, sie frei zu machen von dem Alltäglichen. Und darin eben liegt das durchaus künstlerische ihrer pädagogischen Richtung. So entstehen ihre Erzählungen: lauter Veruche, aus dem geliebten Menschenbild das Schöne heroorzuholen.“ Freilich geht Marie v. Ebner-Eichenbach in diesem Suchen nach Schönheit fast überall zu weit. Ihren Frauengestalten wird man im Leben nicht oft begreifen. In ihrer Wichtigkeit, in ihrer schwärmerischen Liebe, in ihrer Mütterlichkeit und Freundschaft — „Der gute Mond“, „Lotti, die Uhrmacherin“, „Mittelmehr Brand“ — sind sie anbetungswürdig, bewundern muß man sie — „Die Totenwacht“, „Mollans Frau“ — in ihrer Güte und Unerbittlichkeit. Selbst wo es sich um Epizoden handelt — „Der Wuff“ — muß die Güte vordringlich werden, soll westabgekehrte, alte Naturalität und Unerfahrenheit — „Die Kapitalhinnen“ — wenigstens rühren. Auch die Figur des Mannes wird mitunter übermäßig idealisiert: die heroische Kraft des Professors — „In letzter Stunde“ —, die Opferfreudigkeit des Herrn v. Bauer — „Der gute Mond“ — oder „Coerdsberg“ werden sehr selten sein. Schließlich bricht der ideale Kern noch dort durch, wo niemand Samen gefät: wie verkehrt, wie oberflächlich und darum gefährlich die Erziehung der Heidin auch gewesen sein mag, ein harter, gütiger, alles verzeihender und darum alles verzeihender Mensch wird sie — „Die Postie des Unbewußten“ — trotz alledem.

Über die Technik der Erzählungskunst der Frau v. Ebner wäre vielleicht noch einiges zu sagen. Wie sie die schönen Menschen liebt, so liebt sie auch an der Form zunächst das Schöne und prüft sie jedesmal vorzüglich auf ihre Verwendbarkeit. Frau v. Ebner erzählt fast historisch, wenn sie Tatsachen aus dem Vornamz aneinanderricht, in die sie dann ein bewegendes Schicksal flicht; sie wählt die Dialogform, wenn sie scheinbar nicht allzu wichtige Dinge von aristokratischen Freunden und Freundinnen erdörtern läßt, in deren Hause sie vielleicht weiß wie taum ein anderer; sie läßt am Stammtisch erzählen oder einen Besucher im Boudoir der Gräfin plaudern; sie greift oft Tagebuch zurück und berichtet Schicksale auf Korrespondenzblättern. Jede Form führt sie gleich süßerlich aus, jede Form glückt ihr, jede Form bietet ihr Gelegenheit, da einen Bauernjungen, dort einen Offizier, dann wieder eine Gouvernante oder Komtesse mit bald derben, bald zierlichen, bald heroischen Strichen zu zeichnen, jede Form gibt Raum für ihre Aphoristik. Sie liebt es ungemein, diese blanzgeschliffenen Sätze, die ihren Reiz mit Recht erhöhen, unbemerkt zwischen die Erzählzeilen gleiten zu lassen, Sätze, die in ihrem Munde „Aphorismen“ sichtlich eben so gut wirken müßten, wie an den scheinbar unbemerkten Stellen in ihren Erzählungen. Frau v. Ebner hat uns bisher fünf-hundert Epigramme geschenkt, die längst gangbare Münze geworden sind. Sie sprechen von allen Zuständen des Lebens, vom Schicksal, von menschlichen Trieben, von sozialer Bewegung, von Schönheit und Kunst, von der Frau, und immer sprechen sie aus reiner Erfahrung, aus göttiger Weisheitsfülle. Aphoristischen Charakters sind auch die meisten der Märchen und Parabeln Marie v. Ebners, ich erinnere bloß an „Zwei Geaber“, an den „Verwöhnten“, an „Ungelebte Aufgaben“, an „Eine Begegnung“. Aphoristisch ist im Grunde auch der Dichterin Wuff; auch sie will — wie mehr oder weniger jede Aphoridie — belehren und erziehen. Viel Verse hat Frau v. Ebner nicht geschrieben. Als einige ihrer charakteristischsten mögen vier Strophen der Dichterin hier Platz finden. „Ein kleines Lied“:

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,  
Daß man so lieb es haben kann,  
Was liegt darin? ergähe!

Es liegt darin ein wenig Klang,  
Ein wenig Wohlklang und Gesang  
Und eine ganze Seele.

<sup>\*)</sup> Mit Ausnahme von „Solena“ und „Ein Schälchen“, die bei J. O. Götz in Stuttgart verlegt sind, haben sich alle übrigen hier erdörnten Werke in der Ausgabe von Marie v. Ebner-Eichenbachs „Gesammelten Schriften“ bei Gebr. Voelckel, Berlin.

<sup>\*)</sup> „Die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.“

Und ihr „Lebenswed“:

Hilflos in die Welt gebannt,  
Selbst ein Kästlein mir  
In dem scholten Unbestand,  
Ach, was soll ich hier.

Leiden, armes Menschenkind,  
Jede Erbennot,  
Klingen, armes Menschenkind,  
Klingen um den Tod.

Man sieht: auf Belehrung will auch die Dichterin nicht verzichten. Flammende Berle, wilde, von Sinnlichkeit durchglühete Nubstüben sind der Gedichten Marie v. Ebner-Eschenbach so fremd, wie ihrer Prosa jenes Uebermaß von Weidenhaft, von der die Dichterin nur spricht, um zu zeigen, wie man es überwindet. „Keine fallendere Behauptung“, sagt sie einmal, „als die, jeder Mensch müßte im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegenteil, die wahre, die furchtbare Liebe gehört zu den größten Seltenheiten, und ihre Helden sind an den Fingern heranzuzählen wie überhaupt alle Helden.“ Und dann ein dermal: „Jede Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Auktors wendet.“ Mit den beiden Sätzen hat Frau v. Ebner, die heute noch tüchtig schafft, zugleich ihre Stellung zu einer bestimmten Richtung der „Moderne“, namentlich weiblichen „Moderne“, aufs unzweideutigste klargestellt.

### Bücherbesprechungen.

— Fränktlich. Ein Roman aus den sechziger Jahren von F. Seemald. Verlag von Guard Koch, München. — Nach der Lectüre der ersten Seiten des weit angelegten Romans glaubt man eine Erzählung im Stile Weiler Freitagstags erwarten zu dürfen. Wenigstens wird die allgemeine Charakteristik des kleinen, niederfränkischen Landstädtchens, der geistliche Hintergrund der Handlung, die in die Jahre zwischen dem Ende des bänischen und dem Beginn des preussisch-österreichischen Krieges fällt, sowie die Gegensätze in der politischen Stellungnahme und in der persönlichen Charakteristik der handelnden ganz im Sinne des Schöpfers von „Soll und Haben“ angelegt. Doch bald wird man des Unterschiedes zwischen dem Weilerbüchern von Freitagstags „Aus einer kleinen Stadt“ und den Schilderungen von Seemalds „Fränktlich“ gerath, die nicht einmal mit Clara Viebig's „Wacht am Rhein“ einen Vergleich aushalten können. Vor allem wird der Fortschritt der Handlung von vornherein allzu sehr durch die breiteste Detailierung kleinbürtigen Kleinstädtens und Tratschens aufgehalten. Müßig nun heben sich von dem noch ungenutzten Horizont des kleinen Birtels, der trotz seiner etwas renommitätsmäßig zur Schau getragenen großdeutschen Tendenzen in gesellschaftlicher Philistrität erhartet ist, und der in seinen Einzelzügen kaum die Anklänge zu individueller Differenzierung aufweist, die Bilder der Hauptpersonen ab. Da sind zunächst Robert, der Fortschrittler, dem der Aufenthalt in Norddeutschland und umfließende historische Studien den Blick geklärt und geweitet haben, und Vera Weber, das im Kern so lebensfrohe, aber in mehr als anprüdlicher Schlichtheit erogene Quirlelmödel, die dann als dem lukigen Gesellschaftskretzen der benachbarten Barnhofsstadt wieder so hart herausgerissen wird. Wie haben sich in stiller, aber um so tieferer Liebe gelunden, bis es den raffinierten Intrigen eines bederftigen Jugendfreundes, eines merkwürdigen Kirchenlichtes, der hier den Wolf im Schafspelz spielt und dem ein gleich ebenfelles Schmelzberg weder schmeidert, endlich gelingt, Unheil zwischen die liebenden Herzen zu säen: Robert meidet die Heirat, um später in der Stunde kriegerischer Entscheidung den preussischen Fahnen zu folgen. Daß ihn dann des blutigen Kampfes Zufall wieder in sein Geburtsland versetzt, wo er auf dem Sterbebett auch die Geliebte wieder findet, gibt dem Ganzen einen zwar tragischen, aber doch versöhnlichen Abschluß, unter dessen Einfluß sich auch der Stil in der Schilderung der Ereignisse, die im allgemeinen mehr Temperament vertragen könnte, zu einem mannhafteu und energien Ton aufrafft. A.

— Ferdinand v. Sornstein: Romellen. Deutsche Verlaganstalt; Stuttgart. — Leider hinterläßt keine der vier, in diesem Bande vereinten Romellen einen reißend ungetrübten Eindruck. Bei sonst leidlichem Darstellungsvermögen und Schönerungstalent hat der Verfasser Time eigene Art, die Lösung seiner Konflikte und die Analysen der Wirklichkeit hinauszuschieben, um ihnen dann zum Schluß eine wider Erwarten verblüffende Wendung zu geben.

Mit Grotit als solcher hat sie nichts zu tun, an der „Richtung“ geht sie humm vorbei. Ihre Weltanschauung ist ein froher Optimismus, den Wirrnisle und Irrungen, die wir verbessern sollen, auf die Dauer nicht trüben können. „Taurigkeit ist Stille, ist Tod, Feiertag ist Regentag, Bewegung, Leben.“ So ward das Leben und vornehmlich die Art, sich darin zurecht zu finden, ihr einziges und innerlichstes Lieb. Sie lang es, wie Moriz Reder?), ihr feinfühligster Interpret, sehr häufig so sagen weis, mit „Güte und Kraft“: „Diele „zu vereinigen ist das Ideal unserer Zeit gewesen, so schön aber, wie in der Phantasie Marie Ebner's, ist diese Vereinigung von andern nicht gefallend worden. Damit hat sie sich eine national-literarische Stellung gesichert. Die Phantasie des deutschen Volkes ist durch sie um Gehalten bereichert worden, die es nicht mehr vergessen kann.“ Und Reder hätte hinzusetzen können: und an denen es reizen wird.

Karl Fr. Nowak.

\*) Moriz Reder, „Marie v. Ebner Eschenbach, nach ihren Werken geschildert“. Verlag W. Müller in München. Eine sehr gründliche, mit biographischem Material sehr reichlich versehene Studie über die Dichterin, die unter anderem den Vortrag hat, das sie auch einige „Kochproben“ bringt und namentlich das wichtigste, Frau v. Ebner's Schaffen ethisch zu werten. Freilich wird sie den vertrauten Freunden der Dichterin, weil sie dem Schöpfersinnhalt allzu breiten Raum bietet, kaum viel Neues mehr sagen können.

Am erträglichsten nimmt sich dieses Verlahren noch in der letzten Novelle von „Herr Wimpfing's romantischer Genesung“ aus, in der dieser zwar etwas bejahrte, aber immer noch kräftig und humorvolle Naturbursche der schongeitigen Empfindelkeit eines sich allzu erlosst gebührenden Trüben Fremdenphonats ein braves und in gut berechneter Steigerung drohiger Situationen und Effekte recht bellugendes Paroli zu biegen weiß. Vr nähert sich die zweite Novelle des Bandes, der „Christus von Paratiboli“, die in der Wiener Vorstadt gleichen Namens sich abspielt. Sie weist schon eine bedeutendere Dikharmonie der Stimmung auf, wenn diese vielleicht aus katolischen Gemütern weniger zum Bewusstsein kommt, als sie sich von protestantischem Standpunkte in dem Verhältnis des Menschen zu seinem göttlichen Trüben rechtstheigen läßt. Umständlich und wenig gefehlt im Aufbau zeigt sich die Anfangserzählung, deren Schlußapil die Rousseauinelle des Vierer Sees ist, wo in den von dem großen Naturphilosophen und Verfasser der „Neuen Heloise“ einstmals bewohnten Räumen der Feld, Künstler, Poet und Freund des Verfassers zugleich, seine Liebes- und Leidensgeschichte sich nach dem bekannten Goethe'schen Rezept mit einer guten Dosis Galgenhumor von der Seele schreibt. Hier findet besonders die Einschpielung des kleinen Herzenromans in anberweitigte Reiterlebnisse, die wiederum der seltene Herausgeber mit Randglossen und anderen unnötigen Anhängeln bereichert hat. Die gemeinsame Idee aller dieser Romellen, die Genesung von irgend einer „Liebe“, rindet sich in der vierten Novelle zum Tragischen: die Geliebte erscheint hier als rührende Nemesis und vertreibt auch nach ihrem Tode ihre „Beynerin“ — so der Titel — von der Seite des zweiten Baland. Die Hauptpassant das gleiche Thema in einer seiner knappen Reiterfahnen in wahrhaft erschütternder Weise behandelt — daran darf man freilich nicht denken, sonst wirft man Horsteln zu den Toten. Daß wir übrigens all die verzweigten Abenteuer dieses Romellenreihens ausschließlich aus der Retrospektive durch die Erzählung eines der Beteiligten oder gar eines Dritten erfahren, erhöht keineswegs die Lebendigkeit und Ursprünglichkeit ihres Eindrud's. A.

— St. Luirein in den Wiesen. Novelle von Gertrud Lent. Berlin, Verlag von Gebriider Parrel. — Der Held dieser Erzählung ist ein Priester, Walter Baumter, der im Ursichale in der Klosterfiliale St. Luirein seines Amtes waldet, aber, schon längst im Kloster selbst von Jovellen gerufen, durch ein schönes Weib, eine Dichterin und Malerin, die St. Luirein in ihre an landschaftlichen Motiven reiche Mappe aufnehmen will, seinem Beruf untreu gemacht wird und, von heißer Lebens- und Liebesleidenschaft ergriffen, dieser verlockenden Erscheinung folgt, die er nur von ferne geseht. Margarete Daland hatte den Priester wohl gemerkt, der sie beobachtete, und mit einem Anflug von Koketterie eine Kiste auf dem Brunnenrand zurückgelassen, wo sie ihre Malkästchen gemacht. Der absträmige Priester folgt ihren Spuren bis nach Seid am Schären, in die Region der Dolomiten. Margarete ist hier der Mittelpunkt eines Touristen-

treiß, den sie durch ihren Geist und ihre Talente beherrscht; sie läßt sich die Schuldigungen des Ergötlichen gefallen, der von heiser, aber uneingeschrankter Liebe zu ihr besetzt ist. Dieser gesellschaftliche Kreis mit seinen verschiedenen Charakterköpfen sowie die landschaftliche Umgebung mit ihren Schönheiten wird von der Verfasserin recht lebendig geschildert; das schöne, geistreiche, aber leidlichkeits Mäuschen ist ein gutgezeichneter Charakterkopf. Walter Raumer melbet sich bei einer altfahstischen Gemeinde in Böhmen; seine Persönlichkeit, seine Probepredigt finden Beifall; er hat alle Aussicht, die Pfarrstelle zu erhalten, aber er weigert sich, eine Verpflichtung einzugehen, welche ihm zwar nicht als *conditio sine qua non* auferlegt, aber doch nachdrücklich als Herz gelegt wird: die Verpflichtung in fünf Jahren nicht zu heiraten. Die Gemeinde legt Gewicht darauf, weil man ihr sonst nachsagen würde, daß alle ihre Seelenhirten nur von der Kirche abgelaufen seien, um einen Eheband zu schließen. Raumers Weigerung wird eine Klippe für seine Bewerbung; ein Kontrakt wird ihm vorgelesen. Nun schwebt seine Erziehung ganz in der Luft; er nimmt eine kleine Schreibstelle in einer dörflichen Gemeinde an; Doch es handelt sich nur um die Betreuung eines erkrankten Schreibers; als dieser genesen ist, muß Raumer wieder weiter wandern. Sein früherer Lehrer naht ihm zu Rüdfeß; man werde ihm im Gist nichts nachtragen; doch er will nicht wieder sich zu einem Glauben bekennen, der ihm fremd geworden ist. So ist er ein verlorener Mann. Der Schluß ist etwas unklar gehalten; auch hätten wir gern einen tieferen Blick in die Seele dieser leicht und glänzend durch das Leben gelaufenen Künstlerin getan; wir müßten's erraten, wie sie über das Abenteuer mit dem Mäusch denkt. Die Verfasserin liebt eine dämmernde Beleuchtung; das gibt ihrer Darstellung einen größeren Reiz, aber ebenso oft etwas Unbefriedigendes. Der Stil ist nicht der schablonenhaften Romanistik der Familienblätter, er hat etwas Eigenartiges, oft farnensich Annütendes; doch fehlt es auch nicht an spärlichen Dunkelheiten.

R. v. G.

— Dreizehnlinien von J. W. Weber. Mit Erläuterungen des Verfassers. Billige Ausgabe. Mit Portrait. 11.—20. Laufen. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 2.50 M. — Die Falsche, das Webers'sche Gedicht „Dreizehnlinien“ in neuer billiger Ausgabe vorliegt, die, ohne die Salonausgabe zu demüthigen, die weiter erscheinen soll, insbesondere für die Schulen berechnet ist, lenkt den Blick aus Neue auf das bekannte Poem des westfälischen Kriates und Dichters, der mit warmer Heimatsliebe ein Bild aus der Borzeit seines Stammes entrollt, da die von Karl dem Großen kaum besiegten Sachsen unter Zubzwig dem Frommen anfangen, sich mit dem ihnen ausgewonnenen Christentum und der fränkischen Herrschaft zu verschömen. Die Betonung des Christentums und seiner Segnungen, die den heidnischen Sachsen zuteil wurden, war für Weber, der als gläubiger Katholik der Centrumstration des preussischen Landtages angehörte, Herzenssache und so leuchtet durch all die liebevolle Schilderung des altfahstischen Stammes und seiner Eigenheiten doch die Erkenntnis hindurch, daß diese Eigenschaften sich erst unter der Herrschaft des Kreuzes zu einer besonderen Blüte entfalten haben. In dieser Hinsicht ist die Schilderung der Mäusche des Klosters Dreizehnlinien charakteristisch, die, aus allen Bindrichtungen zusammengedrückt, aus dem fernem Norden, Irland, aus allen Gauen des weiten Sachsengebietes, ihre heimische, frönrige Eigenart nicht verleugnen und doch durch die höhere Idee des Christglaubens zusammengelassen werden, wie durch ein festes Band. Die Handlung des Gedichtes freilich, die Bekehrung Elmars, des Herrn von Sabidisthof, zum Christentum, nach langem Ringen, insolge Einsicht und der Liebe zu Hildegunde, der Tochter des Grafen auf Bobinsthorpe, mutet und heutzutage etwas schablonenhaft und veraltet an und zeugt von verklärter Romantik, die Hauptfiguren, Liebhaber und Liebhaberin, Nebenbuhler, Intrigant und Bösewicht, sind schablonenhaft gehalten und etwas blutlos und das Ganze dünkt uns, zumal im Gewande dieser glatten, gebildeten Verse, etwas gar zu human für eine Zeit, die doch, wenige Jahre nach den langen, blutigen Sachsentritten, wesentlich rauher, ja brutaler war, als Weber sie sich denkt und malt. Zwischen dem Geschichteten in seiner Klarheit und dem lediglich in die Erinnerung Gedachten, wie der Waffenschnittung bei Berden an der Aller, die uns bei dem Gebenken heute noch das Blut erstarren macht, gähnt eine unüberbrückbare Kluft.

Wie man sieht, die Zeit spielt auch hier die Richterin und das Urteil weicht von dem ab, daß die Reizgenossen einst gefällt haben und wie es besonders in der Literaturgeschichtsschreibung einer gewissen Nüchternheit seinen Niedererschlag gerunden hat. Jedes, ist auch Einiges verfallen in dem Kreise, das Gewand hält doch noch zusammen und gefüllt uns in seinem Faltenwurf und Schnitt. Man liest sich mit Wohlgefallen in das Gedicht hinein, dessen Formvollendung und Verbmöglanz und angenehm berührt; die Stellen, mo an die Heimatsliebe gerührt wird, machen warm, das Geschichtliche und Kulturhistorische festelt unseren Geist und ruft Erinnerungen an die Geschichtsstunden in der Schule nach und der Zug zum Christentum, der dem Autor besonders am Herzen liegt, findet unsere Zustimmung. Für Schulen und Schüler ist „Dreizehnlinien“ jedenfalls sehr geeignet, zur Privatlektüre, zum Hinnreiz und zur Erklärung in den Unterrichtsstunden. Daß ein Bedürfnis in dieser Hinsicht vorliegt zeigt auch der Umhand, daß bereits, im gleichen Verlage wie das Gedicht selbst, ein Kommentar zu dem Epös erschienen ist, von J. Freil, Professor an der Oberrealschule zu Kassel, der den Lebenslauf des Dichters, ein geographisches Räthen zur Handlung, Erläuterungen zur Erklärung des Verhältnisses des Dichters und ältere Anmerkungen bietet. Das Notwendigste von Erläuterungen hat freilich schon Weber selbst in dem Anfang von Text seines Gedichtes gegeben, die indes sparsam und insaßvoll ausgefallen sind da sie dem Verständnis nur nachhelfen wollen. Im übrigen erklärt sich die Dichtung von selbst, wie es jede echte und gute Dichtung tun soll. J. K.

— Bunte Geschichten von Himalaja. Novellen, Schwäne und Märchen von Somadewa aus Kaschmir. Deutsch von Johannes Hertel. München, Verlagsanstalt H. Brudmann. — In der Einleitung weist der Übersetzer darauf hin, daß zwar das berühmte Erzählungsbuch „Panchatantra“, welches, aus Indien stammend, zunächst ins Persische, dann ins Arabische und in fast alle europäischen Sprachen überetzt wurde, in Europa Eingang gefunden hat und in einem großen Teil der Ritter- und Pfaffenmärchen, der Fabeln, der Erzählungen des Decamerone neuarbeitete worden ist, daß aber mit gleichem Recht das Mieremot-Somabajas aus dem 1. oder 2. Jahrhundert, das 100000 Strophen enthält, von dem aber noch kein Exemplar aufgefunden ist, in dem geschmackvollen Auszug, den Somadewa aus Kaschmir davon gemacht, verdient, in die europäischen Literaturen eingeführt zu werden. Der Herausgeber hat aus der übermächtigen Fülle von Erzählungen die schönsten herausgegriffen und in freier Prosaarbeit wiederzugeben; sie sind jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des indischen Kulturlebens und ergänzen das Bild, das wir uns von demselben aus Kalidasa's reizvollen Dramen und andern noch älteren Epen entwerfen können. Die History of Action wird durch die Kenntnis dieser Erzählungen wesentlich bereichert; denn viele poetische Motive des Altertums und des Mittelalters sind auf diese Erzeugnisse des indischen Fabulierens zurückzuführen. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß die Tierfabel, die von den Griechen und Römern ziemlich spät behandelt wurde, ins Grunde indischen Ursprungs ist, so auch der prachtvolle Fels aus Heineke dem Juck. Zwischen den Tieren, den Menschen und Göttern ist bei den Indern nur ein gradueller Unterschied; hat sich doch der weltverleibende Gott der Jnder, Vishnu, weniger durch eine Menschwerdung als durch eine Tierwanderung auf Erden eingelebt, er hat sich in einen Fisch oder eine Schildkröte, einen Eber verwandelt und wird am Ende des jetzigen Weltalters als weißer Stier sein Erdlingsmerk vollenden. Die indische Lehre von der Seelenwanderung ist uns so fremdartig, daß wir alles, was in diesen Erzählungen mit ihr zusammenhängt, sehr abenteuerlich finden. Doch enthalten sie in ihrem freien Phantasiepiel viel Erdglühendes, nicht bloß in den Schildbüglerstreichen, den indischen Eulenpiegeleien, nicht bloß in den Schwänmen, sondern auch in den eigentlichen Erzählungen und Novellen. Eine Menge lustiger und listiger Intrigen hält uns oft in angenehmer Spannung; auf das indische Frauenleben sollen oft große Schlaglichter und der Reiztum der indischen Göttern, der uns schon durch die über unsere Bühne schreitende Salantalea illustriert wird, findet in der Erzählung vom König und der ihn gastlich aufnehmenden Kumbubia eine neue Bestätigung.

R. v. G.



## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Bezugspreis  
 vierteljährlich 1. M. 25 S.,  
 „i. inbegrifflicher Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. M. 31 S., für  
 auswärtig 1. M. 64 S.,  
 vierteljährlich  
 67 1/2 ct. Nummern 5 S.

Nr. 109.

Donnerstag, den 14. September, abends.

1905.

## Ein neuer Beitrag zur Bacon-Theorie.

Übermals ist der Versuch gemacht worden, der sog. Bacon-Theorie, d. h. der Theorie, daß der Philosoph Bacon der Verfasser der von Shakespeare herrührenden Dramen und Gedichte sei, neue Stützen zu liefern, und zwar geschieht das in der Schrift: Bacon/ Shakespears der Verfasser des „Sturms“. Nachhall aus einem am 24. Juni 1905 im Heidelberger zu Heidelberg gehaltenen Vortrag von G. Folger, Professor an der Oberrealschule zu Heidelberg. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1.50 M.

Folger geht in seiner Schrift, deren Gründlichkeit und Gelehrsamkeit man anerkennen muß, wenn man ihre Ziele und den gezogenen Schluß, die vermeintliche Wahrheit auch nicht billigen kann, von dem Satz aus, daß das Motiv des „Sturms“ die Wiedererlangung Prosperos und seiner Tochter in die ihnen geraubte Herrschaft und die Vermählung seiner schönen und beredsamen Tochter Miranda mit Ferdinand, dem Sohne des Oberherrn Alonso — nicht Alonso, wie Folger schreibt —, zu dessen Herrschaftsgebiet das Reich Prosperos gehört, sei. An diese glückliche Vermählung knüpft sich die Hoffnung auf eheliches Glück und eine kräftige, schöne Nachkommenschaft. Der Hauptgedanke des großen Prolawers Bacons, der Instauratio Magna, sei nun die Restitutio und die Redintegratio des Menschengeistes in sein altes, von Gott bei der Schöpfung gegebenes und nachher verlorenes Recht und die Vermählung der freien Vernunft mit dem Will oder des freien, menschlichen Tendens und Fortschens mit der weltlichen Herrschaft. An diese Verbindung knüpft sich die Hoffnung auf großartige Erfindungen und durch diese eine glücklichere Zukunft der Menschheit an. Das sei der Grundgedanke, den Bacon sein ganzes Leben hindurch zu verwirklichen suchte; das ist bei ihm zum stehenden Ideal geworden in fast allen Teilen seines großen Lebenswerkes. Im „Sturm“ sondensiere und kristallisierte sich diese Idee zum herrlichen Diamanten. Der „Sturm“ sei die Dramatisierung der Instauratio Magna Bacons (S. 6. 7).

Zu welcher oder Allegorie wird da die Handlung des wunderbaren Shakespearschen Dramas verknüpft! Was wird aus diesem heitern Spiel der Phantasie, das der große Dichter benutzte, um Rückschau auf sein Leben zu halten, womöglich ernst und doch mit jener Feinheit, wie sie dem wahren Weisen ziemt, um nach einem Leben von unerhörter Arbeit den Fußabdruck der Poesie, den er mit Macht gedankt, aus der Hand zu legen und sich in sein heimatliches Strafamt am Koon zurückzuziehen, wo sein britter Gedanke das Grab sein soll? Zu was werden diese Gestalten, Prospero selbst, der zu einem Pro spero verdampt (Ich erlosse Besseres in der Zukunft!), der jarie Luftgeist Ariel, Caliban, Setebos und die Fete Solorar, die die Scholastik darstellen soll, die so viel Unheil angerichtet hat und die Bacon schon frühzeitig haßte! Zu bloßen Fortstellungen, die von des Gedankens Wüste angefüllt sind, zu Schemen und Schatten, in die sich die blutvollen Gestalten vermandeln! Der freie Geist der Poesie wird gleichsam auf Flakeln gezogen und jedes Interesse schwindet, das einer lebensvollen Handlung, einer greifbaren Welt von Menschen mit Leidenschaften, Fehlern und dem Streben, sich zu entfalten, einflößt! Prospero, der Wahrbrüder der neuen reinen Wissenschaft und der Vertreter des reinen Erkenntniss 2000 Jahre lang, was symbolisch für 2000 Jahrhunderte gelten soll, mit seinem im vierten Lebensjahr

stehenden Töchterchen — das Christentum im vierten Jahrhundert! — auf die Insel der Wahrheit verbannt, während sein geistvoller Bruder Antonio die Herrschaft führt, unterstügt von Alonso, der Personifikation der weltlichen Macht, die im Bund mit Antonio, dem Papsttum, das ganze Mittelalter hindurch die Herrschaft führt! Sein Sohn Ferdinand, der Miranda bestimmte, schließt sich mit Begeisterung der neuen Weltanschauung an, wird aber geprübt und erprobt, denn die Liebe zur neuen Wissenschaft muß niedrige Arbeit verrichten, Holz tragen, mit der elendesten Nahrung, mit Würzeln und Wurzeln, schließt sich vorlieb nehmen und was S. 15, 16 und 20 der Folgerschen Schrift mehr zu lesen steht! Und das soll dem Verfasser des „Sturm“ alles vorgezeichnet haben, als er dieses lebensvolle Schauspiel schrieb, das nichts anderes als ein Abschied von der Welt, einen Epilog zu dem gesamten Shakespearschen Schaffen bedeutet?

Es vermehrt das Beweismaterial nicht, wenn Folger S. 21 noch hinzufügt, daß viele Ausdrücke, Gedanken, Gedankenreihen und Vergleiche, die uns im Tempel begegnen, sich in Bacons Prosawerken wiederfinden. Über jedoch einen aufgezählt; bei näherer Untersuchung ließen sich jedenfalls noch mehr finden. Das beweist gar nichts. Wo liegen sich nicht parallele Gedanken bei zeitgenössischen Schriftstellern nachweisen? Gedanken kamen in den Dramen und Schriften Schillers, dessen Schaulpiele man mit ebensolchem Recht dem Königsberger Weisen in die Schuhe schieben könnte! Iffella im „Wallenstein“ vertritt gegenüber dem jagenenden und zögernden Max Piccolomini, der sich von seinem bisherigen Oberfeldherrn nicht löstreuen kann, den kategorischen Imperativ: Du mußt! Ja, wenn es sich um nichts anderes handelte, als die nahe Verwandtschaft zweier großer Geister, wie Shakespeare und Bacon, nachzuweisen, da wären wir ganz auf der Seite Folgers und hätten leichteres Spiel als er mit seinem an das Streben des Famulus Wagner erinnernden Bemähen, für Shakespeare Bacon unterzujubeln, wobei er statt Schätze Regenwürmer findet. Das haben auch schon andere getan, wie Runo Fischer in seinem Buch über Francis Bacon, der auch für die Bacon-Theorie nicht zu haben ist. Dieser sagt: „Beide haben in eminenter Weise den Sinn für Menschenkenntnis, der das Interesse an praktischen Menschenleben und an der geschichtlichen Wirklichkeit sowohl voraussetzt oder hervorruft. Hier begegnen sich Bacon und Shakespeare: in dem Interesse an diesen Objekten und in dem Versuch, sie darzustellen und nachzubilden. Diese Übereinstimmung erleuchtet ihre nahe Verwandtschaft mehr als jedes andere Argument.“ Mehr aber auch nicht. Denn Verwandtschaft ist nicht Identität und je mehr sich zwei Geistesmenschen mit ihren Ansichten gelegentlich berühren, um so weniger brauchen sie darauf zu verzichten, etwas für sich zu sein.

Zu welcher elendem Gesellen wird nicht in der Betrachtungsweise der Baconianer der allen als größter Dramatiker geltende, mit Liebe betrachtete William Shakespears verabsengwürdig, den man mit einem verdächtigen Seitenblick als den „Schaulpieler Shakespears“ bezeugnet, im Gegensatz zu dem Verfasser der Shakespears-Dramen, dem Speerspitzen Shakespeare, unter welchem Namen sich Bacon verbergen soll. Um einen Begriff von dieser entwürdigenden Degradation zu bekommen, für welche Nachdrückerarbeit den Baconianern der Maßstab der Beurteilung abhanden gekommen zu sein scheint, die damit einer durch Jahrhunderte anerkannten geschichtlichen Persönlichkeit gleichsam die Ehre nehmen, lese man das, was Folger S. 52 schreibt. Er knüpft da an die Überlieferung an, daß der junge Shakespeare

\* Man wird da an des gleichfalls von der Bacon-Theorie geangenen genannten Edwin Formann Erklärung des Horatio in „Dante!“ erinnert. In Horatio solle die Vernunft reden, ratio, die in Shakespears, d. h. Bacons Stück zu Wort komme

szare einmal beim Bildern abgefaßt und bekriegen bekräftigt worden sei, etwas, was möglich ist und noch nichts Entsetzliches in sich schließt, und legt sich dann Schafspare's Lebenslauf und seinen Pakt mit dem nach einem Tode Mann für seine Dramen suchenden Philosophen Bacon von Verulam so zurecht. „Da Willibald als ein Kapitalsverbrecher an der Eiersammer abgerichtet wurde, wo Bacon als Anwalt Zulass hatte, so lag es nah, daß der Willibald Schafpere, der sich vorerst in London verborgen hielt, sich an Bacon um Rat wandte, und daß dieser ihm seine Hilfe in Aussicht stellte. So konnte eine Klärung zwischen ihm und Bacon zustande kommen, nach welcher Schafpere unter dem etwas abgedehnten Autornamen Schafpere die Verantwortung für gewisse Veröffentlichungen auf sich nahm. Unter dem Schuß dieser impostura, die wohl nur sehr wenig, zuerst vielleicht niemand außer Schafpere und Bacon bekannt war, konnte dieser seine schon seit mehreren Jahren gemachten Grillingsversuche fortsetzen und auf die Bühne bringen, während Robert Greene und andere sich über die neuen Dramenbichter Schafpere oder Schafecine ereiferten. Späterhin hat Bacon den Schafspierer Schafpere, der ein gelehrter Gelehrtermann war, vielleicht mit Geld abfinden müssen.“ Welch eine Karikatur in diesen Zeilen und Schilderungen, die nicht als unermessene Bewaupungen enthalten! Schafspere zu einem Betrüger gremelt mit Hilfe der Wörtchen wohl und vielleicht und nicht mehr! Von einem Vertrieben in London war keine Rede, da Schafspere Straßorf eben verlassen und sich nach der Hauptstadt des Landes gewandt hatte, um hier sein Glück zu machen und seine Familie zu unterstützen. Die zweite Namensdrehung, Schafpere und Schafspere, hat nichts Aufschlüssiges in einer Zeit, in der die Namensdrehung überhaupt sehr im Argen lag. Die Anspielungen Robert Greenes und anderer bezogen sich auf etwas ganz anderes, als ein etwaiges geheimes Abkommen zwischen Schafspere und Bacon. Der Reid dieser dahnenden Zeitgenossen machte sich Lust, weil Schafspere in einer Zeit, in der das geistige Eigentum überhaupt noch nicht geschützt war, als angebernder Bühnenbichter sich an Vorhandenes anlehnte und es benutzte, was weder er noch andere als Unrecht empfanden. Und so zerstückt alles, was der in der Bacon-Theorie Befangene sagt, bei näherem Zusehen in Dunst und Schum.

Es ist im Grunde genommen wohlfeil und zuegt nicht gerade vom Mangel an Selbstbewußtsein, wenn die Bacongemeinde, die wir am besten als eine Art von Heilsarmee bezeichnen, die mit Fanatismus und Rücksichtslosigkeit auftritt, sich mit den Kegnern früherer

Jahrhunderte vergleicht, wie Folger es im Beginne seiner Schrift tat, die für Geistesfreiheit und naturwissenschaftliche Errungenschaften in früherer Zeit eintraten und dafür verlästert und verfolgt und verbrannt wurden. Worin liegt denn die Berechtigung und das Dritte des Vergleichs, als in dem absoluten Nuum, das man vertritt, das sich dem Anerkannten und Feststehenden entgegenwirft, ihm ins Gesicht schlägt? Wo aber ist ein Beweis für die Wahrheit dieses Nuum's? Nicht jedes Neue hat ein Recht, sich auf das Beispiel der Urkrieger und Reformatoren zu berufen, die schließlich durchdrangen und siegen. Ebenso wohlfeil ist es, wenn man diejenigen, die das über Schafspere Bekannte, Historische und durch die neuesten Forschungen bis ins Eingeklagte im Leben des Dichters vertreten, mit der Bezeichnung orthodox - konservativ abtut. (S. 28. 60.) Worin ist hierfür eine Berechtigung zu suchen? Nicht jeder, der Anerkanntes für wahr hält und vertritt, verdient es, als orthodox - konservativ bezeichnet zu werden, zumal dieses Wort in einem spitzen und beinahe bemitleidenswerten Sinne gebraucht wird. Das Festhalten an dem geschichtlich überlieferten schließt doch noch keine Schwäche in sich ein, deren man sich zu entledigen hat. Eine Schwäche tritt erst dann ein, wenn das Historische nicht mehr haltbar ist. Und das ist doch bei der Anerkennung Schafspare's als Dichter der vierzig Dramen nicht der Fall. Nicht auf der Seite derer, die Schafspere für den Besten seiner Werke halten, liegt die Verpflichtung, das Nicht der Grillen zu erweisen, sondern auf der der heilig angreifenden Baconianer und diese find den Beweis bisher schuldig geblieben, trotz der Zahl ihrer Publikationen und des Eifers ihrer Beteiligungen. Diesen Beweis hat auch Folger nicht erbracht, wie aus dem oben Gesagten ersichtlich geworden ist, das lediglich Ansicht über mehr auf das Gelehrte gerichteten Geistes ist, der von Poesie und ihrem Wesen keine Ahnung hat, die gar nicht demonstrieren will, wie Bacon in seinen Werken tut. Und so dürfte Folger schmerzlich recht behalten, wenn er sich selbst und seine Anhänger ermutigt und allzu optimistisch und sanguinisch S. 27 ausruft: „Nach den epochemachenden Arbeiten Donnell's u. a. ist der Gedanke erstarkt, daß Bacon - Schafspere nur eine Person sein können, und so sehr man sich auf leiten der orthodox Schafspere'schen Partei bemüht hat, den Gedanken an die Historischkeit Bacon's erst unter Hoyn und Spott lächerlich zu machen, ihn ins Irrenhaus zu verweisen — und seit einigen Jahren totzufolgern — so ruht er doch nicht und greift naturgemäß, wie immer, wenn es sich um Erkenntnis der Wahrheit handelt, um sich, und mit Wohl am Ende obliegen.“ J. K.

### Bücherbesprechungen.

— Festungskrieg. Eine appallatorische Studie über den modernen Festungskampf von Schwarte, Major m. d. U. des Generalsstabes, Militärlehrer an der Kriegsakademie. Heft 1: Die Tätigkeit von Angreifer und Verteidiger bis zum Gewinnen der Einschließungslinie. Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. — Der Herr Verfasser behandelt den Festungskrieg nach der Erzählung v. Berthold geschlossenen Methode an der Festung Wittenberg, deren Ausbau und Armierung den neuesten Grundregeln entsprechend angenommen ist. Die Kriegslage ist auf die politischen Verhältnisse von 1866 gegründet. Eine Weltmacht (Blau) hat Ende April mehrere Armeen an der Weiser und eine Armee an der Mulde gegen die vom Rhein zurückgezogenen Armeen des Gegners (Rot) entsandt. Rot ist gleichzeitig im Osten engagiert. Es besetzt an der Elbe die modernen Festungen Magdeburg und Lützenburg, ein Sperrfort am linken Elbufer bei Pirsch und alte Festungsanlagen bei Torgau. Seine Muldenarmee hat harte Verluste erlitten und wird im Norden von Blau überflügelt. Neue Kräfte, im Osten verfügbar geworden, werden auf Berlin geleitet. An der Weiser ist eine Schlacht zu erwarten. Die blaue Muldenarmee, 1 Kavalleriedivision, 4 Armeekorps zu 3 Divisionen und mit schwerer Artillerie, ist von Eilenburg bis Solmsig (50 km Front) entwickelt. Sie soll die Rheinise auf Berlin fortsetzen, die gegenüberstehenden feindlichen Kräfte von den ankommenden Verstärkungen ab- und nach Süden zum Übertritt auf gelbes Gebiet drängen. Als Verstärkung treffen 3 Referendivisionen bei Halle und Merseburg ein, von denen 2 nach dem nördlichen, 1 nach dem südlichen Armeeflügel dirigiert werden. Nach dem Armeebefehl vom 24. April (S. 7) sollen die Korps den östlich der Mulde

stehenden Feind angreifen und bei Erfolg gegen die Linie Wittenberg - Pirsch-Torgau vordringen. Das nördliche Korps wird, 11 Kilometer auseinandergezogen, in das waldige Gelände südwestlich Wittenberg dirigiert und bietet der Festung auf 10 Kilometer die linke Flanke dar. Drei Korps des südlichen Flügels und ein Teil der Kavalleriedivision gehen vorwärts schließend mit 33 Kilometer Front gegen die Elbe vor. Bis 30. April schwimmt die blaue Muldenarmee, den linken Flügel der Festung darbietend und günstige Stellungen des Gegners angreifend, vom Süden der Festung nach dem Osten. Das Sperrfort westlich Pirsch wird am 26. April von einer Division angegriffen. Die gelbe Macht im Süden schiebt sich Blau an, in der Nacht 26. 27. werden ihre 2 Armeekorps und 1 Kavalleriedivision der blauen Muldenarmee unterstellt. Am 28. April trifft der Befehl zur Bildung einer Belagerungsarmee für Wittenburg aus Teilen der Muldenarmee ein. Diese Operationen vor Blau sind nicht im Geiste Napoleons I. oder Moltkes geführt. (Diese würden maßgebend die ankommenden 3 Referendivisionen auf Eilenburg dirigiert und versucht haben, die rote Armee in die Festung zu drängen.) Sie sind nur erionnen, um der Festung Gelegenheit zu einer Offensive zu geben, wie sie bei zweckmäßigen Operationen des Angreifers niemals möglich sein wird. Das Abdrängen der roten Muldenarmee nach Süden scheint nur auszuführen, wenn man unterhalb Wittenburg über die Elbe geht. Der Hr. Verf. behauptet S. 35 unten, daß an dieses Unternehmen nicht zu denken ist, solange die Hauptreferre von Magdeburg nicht anderweit in ihren Bewegungen beschränkt ist. Trotzdem gibt er der blauen Kavalleriedivision für den 25. April (S. 8) den Auftrag, die Verbindung Wittenburg - Magdeburg zu unterbrechen, alle Fronten der Festung Wittenburg zu erkunden, zwei Aufgaben, welche ein Überbringen der Elbe unterhalb

Wittenberg bebingen, und auch in den Mäden der feindlichen Armee auf Schmiedeberg Stromaufwärts zu geben. Der Nutzen von Kavallerieoperationen im Rücken des Feindes ist sehr fraglich, wie der russisch-japanische Krieg erneut gezeigt hat. Wie soll hier, wo die Bewegungsfreiheit durch Wälder, Felsengesteirge, die Elbe und den Feind beschränkt wird, ein Erfolg mit Kavallerie ebenfalls errichtet werden? Trotz der drohenden Hauptretrograde von Magdeburg kann dagegen am 25. April die blaue Kavalleriedivision unterstützt durch eine Division des nördlichen Korps den Elbübergang bei Plessau oder weiter westlich erzwingen, wenn die blaue Armee mit schwachen Kräften am Feinde bleibt und die Wasse nach dem nördlichen Flügel zusammengezogen wird. Die 1870 das französische XIII. Korps Vinco, welches Ende August von Paris mit zwei Divisionen nach Metziers, mit einer Division nach Reims zur Bekämpfung der preussischen Flanke und zur eventuellen Unterstützung Mac Mahons herangezogen wurde, ohne Erfolg auftrat, so wird auch hier die Hauptretrograde von Magdeburg, welche bis Radegast vorgeht, einen Erfolg nicht erreichen können, wenn Blau zweckmäßig operiert. Die Festung Wittenberg hat eine eigenartige Truppeneinteilung. Zur Besetzung ihres Umfangs von 42 Kilometer, einschließlich der zahlreichen Werke, sind 16 Infanteriebataillone bestimmt. Diese haben vor Beginn der Einschließung 8 Außenabteilungen (10 zum Teil durch Abgaben geschwächte Bataillone mit etwas Kavallerie) 5 bis 10 Kilometer vor den Forts in Drähten, die Pfortenrichtungen derselben sind im Westen 10 Kilometer bis zum Kosslaubach und der Mäde, in den anderen Richtungen weniger weit ausgedehnt. (S. 85, 86, 90, 92.) Außenabteilungen haben nach der Kriegsgeschichte nie etwas geleistet. Sobald der Gegner mit ausreichenden Kräften vorgeht, müssen dieselben zurückgehen oder sie werden aufgegeben. Sie scheinen nur gerechtfertigt für Knotenpunkte gefährdeter Verbindungslinien, um diese gegen Kavallerie zu sichern. Die Beobachtung im Vorgehänge der Festung ist allein Aufgabe der Kavallerie unterstützt durch Wabfahrer und Motorfahrzeuge, denn die Infanterie wird dringend zu den Armierungsarbeiten gebraucht. Die Hauptretrograde der Festung, eine Referencedivision, verstärkt durch 5 Bataillone der Außenabteilungen nicht bedrohter Abschnitte, 2 Eskadrons, 6 Batterien, sowie durch die 1. Referencedivision der Muldenarmee und durch schwere Batterien, geht zur Unterstützung der roten Muldenarmee am 25. April im Südwesten (S. 27), am 27. April im Süden (S. 106), am 29. April im Südosten der Festung (S. 113) offensichtlich vor und besetzt am 30. April ohne die abmarschierte 1. Referencedivision die Jenseiter Weinberge (S. 121), während die rote Muldenarmee, durch Parteinahme des sächsischen gelben Staats für Blau seit 28. April klar bedingt, auf Jüterbog zurückgeht und den Angriff an die über Berlin eintreffenden Verstärkungen geminnt. Am 2. Mai machen die Hauptretrograde und Teile der Besetzung des sächsischen Abschnittes einen erfolgreichen Vorstoß nach Südosten (S. 162). Am 4. Mai wird erstere infolge gleichzeitigen Angriffes auf mehrere Festungslinien auseinandergerissen. Das Nicht von der Festung unterstützte Sperrfort westlich Preßlich fällt in die Hand des Feindes. Zwei blaue Referencedivisionen und Kavallerie gehen unterhalb Wittenberg über die Elbe. An demselben Tage weichen die roten Wehrarmeen, welche bereits am 30. April hinter die Oder zurückgehen mußten, den entscheidenden Angriffen der blauen Armeen aus und überqueren am 6. Mai die Elbe bei und unterhalb Wolmirnsied in enger Fällung mit Blau. Die rote Muldenarmee steht am 6. Mai nach schweren Kämpfen zu beiden Seiten des Letzelsanals. Die Hauptretrograde von Magdeburg ist am 5. Mai auf die Festung zurückgegangen. Wittenberg ist am 6. Mai eingeschlossen. Seit 1. ist reich, pflanzlich reich und anregend geschrieben. Aus Ermüdungen und Betrachtungen über die Kriegslage fließen Befehle und Anordnungen der höchsten Kommandostellen, welche die berichteten Ereignisse herbeiführen und die Lage des folgenden Tages ergeben. Die Befehle sind nicht immer nach den Grundregeln der Felddienstordnung mit Berücksichtigung der Grundsätze, welche ein Zusammenwirken der Armeeteile nach Ort und Zeit gewährleisten, abgefaßt. Der Befehl vom 1. Mai (S. 143) enthält Aufträge und Instruktionen, welche nicht in einen Befehl schäden. Befehl und Direktive werden nicht unterchieden. Bei den Anordnungen für die Tätigkeit der schweren Artillerie fällt der Gedanke auf, Truppenbewegungen nach Beobachtungen von Kirchtürmen und vom Ballon beschreiben zu lassen. Wenn schon in früheren Kriegen und jetzt wieder im russisch-japanischen Kriege eigene Infanterie beschossen wurde,

sobald die Artillerie auf große Entfernungen schoß, wievielmehr ist dies in den hier geschilderten Waldgegenden bei den vorliegenden Beobachtungsverhältnissen zu befürchten. Ungeachtet mancher Zulüssen über den Stellungskrieg ist das anregende Buch angelegentlich zu empfehlen. A. K.

— Die schwere Artillerie des Feldheeres. Von Fleghoeffler, Oberleutnant im Garde-Fußartillerieregiment. Mit 3 Karten, 21 Skizzen und 21 Bildern. Berlin 1905. Verlag von R. Gieseler. — Das Buch unterrichtet in ansprechender Weise über die schwere Artillerie des Feldheeres. Es enthält kurze Mitteilungen über die Verwendung dieser Waffe in den neuesten Kriegen und über die Organisation der Großstaaten an schwerer Artillerie für das Feldheer. In dem Abschnitt III, 10, das Gefecht, sagt der Hr. Verfasser Seite 174 sehr richtig, daß die schwere Artillerie so nahe an den Feind herangezogen soll, als es das Gelände erlaubt; dessen ungeachtet fährt er fort: „5000 m vom Feinde ist nicht zu weit. Näher als 4000 m herangezogen ist in den meisten Fällen nicht ratsam.“ Seite 179, letzter Absatz: „Hautigen und Riser werden oft über zwei Linien scheidender Truppen hinweggeschossen.“ (Siehe auch Seite 181 h.) Diesen Ansichten vom Gefecht kann man nicht beistimmen. Wie soll die schwere Artillerie, weit rückwärts der Feldartillerie stehend, das Vorkommen des Infanterieangriffes lösen? (Seite 178, oben.) Wenn die schwere Artillerie nach den Ansichten des Hr. Verfassers verfährt, wird dieselbe ebenso erfolglos auftreten wie 1866 die Batterien mit gezogenen Geschützen, welche nach Schießplatzlehrungen meinten, ihre Infanterie aus weiter Ferne unterstützen zu können. Auch ein Beschießen eigener Abteilungen kann bei der Wahl großer Kampferentfernungen nicht ausbleiben, denn kleine Erdbomben und Vertiefungen, sowie Geländebedingungen werden die eigene Infanterie oft unsichtbar machen, Witterungsverhältnisse werden häufig den Gebrauch der Fernrohre ausschließen. Zu der Truppenaufstellung, Seite 179, ist noch daran zu erinnern, daß die Feldartillerie zur Einleitung des Gefechtes und auch während des Gefechtes meist aus ganz verdeckten Stellungen schießen wird. Das Aufbauen der kämpfenden Truppen in mehreren Linien hinterinander bietet dem Streuereisigen der Artillerie recht willkommene Ziele und dürfte zu großen Verlusten führen. Der Herr Verfasser gibt zuletzt Beispiele über die Verwendung der schweren Artillerie in verschiedenen Kriegslagen, teils in Anlehnung an kriegsgeschichtliche Ereignisse, teils nach eigener Erfindung. Das Beispiel, Angriff eines Sperrforts, regt besonders zu Bemerkungen an, die beigegebene Karte ermöglicht die Beurteilung der getroffenen Anordnungen. Zu Seite 241 bis 256. Der Kommandeur einer am und östlich Koricourt stehenden Division, welcher am 26. Juli mittags Befehl und Orientierungsmaterial zum Angriff auf Fort Mamouiller erhält, erkundet schon nachmittags persönlich und mit Offizierspartikeln der Kavallerie, Fußartillerie und Pioniere das 12½ Kilometer vor der Front der feindlichen Armee liegende feindliche Sperrfort. Er senkt später nachmittags 3 Eskadrons Kavallerie aus der Gegend von Koricourt in das bergige, stark bewaldete, unübersichtliche Gelände voraus, um rings um das Fort die Dörfer mit starken Patrouillen zu besetzen und die Wälder abspatzen zu lassen. Obgleich das Fort seine Offensivkraft besitzt und der geschlagene Feind sich westlich der Mofel sammelt, scheint die Lage der Erkundungspatrouillen und besonders der weitausgebreiteten kleinen Kavallerieabteilungen während der Nacht 26./27. Juli sehr bedenklich, da die siegreiche Armee zur Zeit noch in der Linie St. Kwoß—Blamont liegt. Die Androhung der schweren Straßen (S. 245 h.) wird die patriotisch geminte Bevölkerung nicht hindern, die Fortbesetzung zu beschleunigen und zu unterstützen; letztere aber kann mit 1. ihrer Stärke einzelne Abteilungen in der Nacht überfallen und vernichten. Die angeordneten vorgezogenen Erkundungen und die Voraussendung der Kavallerie zeigen einen ungenügend eingeschätzten Gegner und eine sehr schnelle Orientierung in dem mittags eingegangenen Materiale voraus. Beide Unternehmungen werden die Eroberung des Forts nicht um eine Stunde beschleunigen, um so weniger als das Abziehen der schwer gangbaren französischen Wälder mit dichtem Unterholz und zahlreichen Schleichenwegen keine für Kavallerie geeignete Aufgabe ist. Am 27. Juli früh vor 6 Uhr setzt sich die Division in Bewegung. Der Divisionsbefehl überläßt der Infanterie der Einschließungsabschnitte die Wahl der Wege. Der Divisionskommandeur ist daher über den Vormarsch seiner Infanterie nicht

unterrichtet. Er weist von früh 5 Uhr an im Abschnitt III die Stellungen für 12 schwere Batterien an, welche im Forêt de Barron entwickelt werden sollen. Ob diese Entwicklung der Artillerie im Walde möglich ist, darf zunächst beweiselt werden, bis Kriegserfahrungen vorliegen. Die nötigen Abholungen für 12 Batterien sind nicht so leicht herzustellen, was hier angenommen ist. Das Strecken der Bstellungen für die 21 cm-Mörser wird in dem mit Burzeln durchsetzten Boden große Schwierigkeiten verursachen. Vor der Einschließung des Forts durch die Infanterie, vom Morgengrauen an, erkunden Offiziere der Fußartillerie und Pioniere, welche noch in der Nacht vom 26. zum 27. Juli bei und östlich Arcourcut standen, die für die Entwicklung der schweren Batterien in Frage kommenden Wege. (S. 251, unten.) Diese Erkundungen scheinen nur möglich, wenn der Verteidiger sich vollkommen untätig in das Fort zurückzieht. Bei Friedensübungen habe ich allerdings gesehen, daß die Offiziere der Fußartillerie, ja sogar Beobachtungsmänner sich vor dem Infanteriefeigen bewegen, indes wurde dieses Verfahren von dem in Wolke's Heite führenden und kritizierenden Leiter der Übung nicht gebilligt. Während des Anmarsches befehligt die Feldartillerie das Fort aus verschiedenen Stellungen, um die Aufmerksamkeit des Feindes vom Marsche der schweren Artillerie abzulenkten. (S. 247, 3.) Der Marsch der Fußartillerie erfolgt zu dieser Zeit (S. 252, Absatz 6) auf Wegen, welche 9 Kilometer und weiter vom Fort entfernt sind. Die Erkennung des Anmarsches kann diese Befehlsung nicht verhindern. Patriotische Einwohner werden sich durch die Wälder schleichen, solange die Einschließung nicht durch Infanterie vollzogen ist. Die Feldartillerie wird bei der isolierten Befehlsung recht empfindliche Verluste erleiden, ohne dem Fort Schaden zuzufügen, und wird ihre Munition verschwendet. Die Anordnungen für den Anmarsch gegen das Fort lassen nicht allein ein Zusammenwirken der Waffen, sondern auch eine zweckmäßige Kombination der Truppenbewegungen nach Streckenentwicklung, Raum und Zeit vermischen. Die Seite 245 a gegebene Abschnittseinteilung berücksichtigt nicht Streckenentwicklung und Gelände, denn schließlich stehen die Gros der Abschnitte II und III wesentlich eines Flügels ihrer zugehörigen, 6 Kilometer langen, mit Infanterieposten zu besetzenden Abschnitte. (S. 255, Absatz 4 und 5.) Die Bezeichnung der Geländebeschnitte ist nicht deutlich. In dem langen Divisionsbefehl, welcher entgegen der Feldbindordnung Punkt 49 manches Unnötige enthält, sind die Tagesaufgaben der einzelnen Truppenverbände nicht klar und bestimmt genug bezeichnet. Der unbestimmte Befehl für die Munitionskolonnen der 1. schweren Feldbatterie 3 ist nicht zu rechtfertigen. Wozu sollen die Anführer des Forts dienen? (S. 253, Absatz 4.) Sie gelten nur für den Ort der Aufnahme. Für den im Osten lebenden Divisionskommandeur ist eine im Norden gezeichnete Anführerlinie praktisch nicht verwertbar. Nur ein Kratz in großem Maßstabe, welches die Lage der Befestigungen nach den erkennbaren Höhen, Geländebedeckungen und Wegen bestimmt, erscheint draubar. Ungeachtet vorliegender Verhandlungen ist das Buch jedem warm zu empfehlen, welcher sich über das Wesen der schweren Artillerie des Feldheeres unterrichten will.

A. K.

— Rhone (Oberleutnant z. D.). Das geschichtsmäßige Abteilungsabzeichen der Infanterie und das Schießen mit Maschinengewehren. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 7 Abbildungen. Mittler & Sohn, Berlin. 2,25 M. — Der als Autorität auf dem Gebiete ballistischer Fragen bekannte Verfasser gibt hier eine eingehende Erörterung über die Wirkung des Infanteriefeuere und der Maschinengewehre beim geschichtsmäßigen Schießen. Seine theoretischen Darlegungen stimmen überein mit den praktischen Berichten der Geschwindigkeitskommission, ein Beweis für die Richtigkeit seiner Schlüsse, der wohl das Mißtrauen der Praktiker gegen die Theorie der Schießlehre vermindern dürfte. Besonders den Offizieren, deren dienstliche Stellung es erfordert, selbst geschichtsmäßige Schießen anzulegen und zu leiten, sowie Kritik an den erschöpfenden Resultaten zu üben, sei das Buch angelegentlich empfohlen. H. St.

— Scharr (Major), Bräuderzählungen im Kückzugsgesicht ein und jetzt. Für Offiziere aller Waffen kriegerisch, taktisch und technisch bearbeitet und applicatorisch an einer Kriegslage behandelt. Zweite, erweiterte Auflage. Mit 25 Abbildungen im Text und 1 Karte in Steinbrud. Berlin,

E. S. Mittler & Sohn. 1905. 2,25 M. — Eine umfassende Erweiterung gegenüber der ersten zeigt die vorliegende zweite Auflage des Scharr'schen Buchs über Bräuderzählungen. Die kriegerisch-taktischen Beispiele sind durch Bewertung des Russen- und russisch-japanischen Krieges vermehrt, die Zahl der Skizzen ist fast verdoppelt und vor allem ist das Verständnis des Stoffes durch applicatorische Befehlsung an einer Kriegslage wesentlich erleichtert. — Für die Tätigkeit der Pioniertruppe fehlt es vielfach in weiten Kreisen der Armee an Verständnis, es herrschen, wenn auch natürlich die technischen Arbeiten dieser Spezialtruppe nicht Gemeingut aus Offiziere sein können, vielfach recht irrige Anschauungen über die Bedeutung von Raum und Zeit bei dieser Tätigkeit: gar zu leicht ist man geneigt, die Vorbereitungen einer Bräuderzählung nach Viertelstunden zu bemessen. Hierin zu richtigen Anschauungen zu verhelfen, ist das Scharr'sche Buch ganz vortrefflich geeignet. Am Schluß läßt der Verfasser den dringenden Ruf nach Vertiefung wenigstens einiger Pionierabteilungen, die den Kavalleriedivisionen zuzuteilen wären, laut werden. Ein Zeichen, wie Kriegserfahrungen vergangener Wochen zuweilen völlig in Vergessenheit geraten können, um dann als etwas Neues wieder aufzutauhen, denn berittene Pionierdetachements hatten bereits die Kavalleriedivisionen Napoleons II. H. St.

— G. Witte (Oberleutnant im Inf.-Regt. Nr 61, vorm. zur Dienstleistung bei der Landesaufgabe), Die Infanterie-Patrouille. A. Eisenhardt in Berlin. 60 S. — Das Wäghlein soll Vorgesetzten und Soldaten als Hülfsmittel zur Ausbildung im Patrouillendienst dienen und gibt eingehende Anweisungen über vorbereitende Übungen und den Lehrgang selbst unter den verschiedensten Verhältnissen. Für den Offizier dürfte das Buch wohl kaum in Frage kommen, wenigstens legen die ziemlich elementaren Hinweise einen recht jungen und unerfahrenen voraus. Für den Unteroffizier und Patrouillenföhler hingegen erscheint es recht brauchbar; auch der Anfang über den Gebrauch der Meldefarte und die übersichtliche und klare Kartenzeichnung ist für diese recht nützlich. H. St.

— Gymnastik und ihre militärische Bewertung. Von v. Dittmar, Major und Direktor der Militärturnanstalt, Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn. 0,75 M. — Die vorliegende Schrift von sachkundiger Feder ist als ein Beitrag zum Buch des Majors v. Bedel, Der Kompagnie-Chef: ein Ratgeber für Erziehung, Ausbildung, Verwaltung und Befähigung der Kompagnie zu betrachten. Das kleine Werk behandelt in erster Linie den Betrieb der Gymnastik bei der Truppe. Durch die gymnastischen Übungen werden nicht allein Stieder und Leib des Soldaten gefestigt und geschmeidig gemacht, um den körperlichen Anforderungen des Dienstes gerecht zu werden, sondern machen sich auch seelische Einflüsse geltend. Die gymnastischen Übungen nähren Tatkraft und Wagemut des Mannes und bereiten ihn vor, um den Anforderungen an seinen kriegerischen Wert zu entsprechen. Der Nutzen der gymnastischen Übungen wird noch vielfach unterschätzt, doch ebenso wie alle anderen militärischen Übungen sind sie auch während der ganzen Dienstzeit unausgesetzt zu betreiben. Die Ausführungen des Verfassers, welche sich in 12 Abschnitte gliedern und wertvolle Hinweise auf einen nubringenden Betrieb des militärischen Turnens geben, seien allen Truppenoffizieren, namentlich den mit der gymnastischen Ausbildung bei der Truppe oder den militärischen Bildungsanstalten beauftragten Offizieren bestens empfohlen. H. L.

— Taktische Beispiele aus dem Reglements aller Waffen. Von Roser, Oberleutnant im Königl. bayer. 23. Inf.-Regt. Mit 38 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1,40 M. — Um Sicherheit zu erlangen, Zeit und Raum zu beherrschen, damit die unterstellte Truppe zur richtigen Zeit und am richtigen Plage Verwendung finde, bebarf es eines gründlichen Studiums des Reglements. Um solchen den jüngeren Offizieren zu erleichtern, ist die vorliegende kleine Schrift verfaßt worden. Sie gliedert sich in: Redungen, Infanterie, Kavallerie, Feldartillerie, Maschinengewehre, Detachement aller Waffen, gemischte Brigade, schwere Artillerie, Verkehrsstellungen, Bagagen, Ortsnamen und enthält einen Anhang: Zur taktischen Ausbildung der jüngeren Infanterieoffiziere. Jüngeren Offizieren, welche sich auf die Kriegsakademie vorbereiten, und auch älteren Offizieren wird die Schrift manche willkommene Belehrung bieten. H. L.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Bezugspreis  
 beim Abnahme: 1. M. 25 A.,  
 bei mündlicher Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. M. 61 A., für  
 außerhalb 1. M. 64 A.,  
 vierteljährlich  
 Einzeln Nummern 5 A.

Erste Seite  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Ertheilten der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 110.

Sonnabend den 16. September abends.

1905.

## Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Unter diesem Titel ist durch den Leipziger Verlag von Bartholf Ernst jüngst eine Arbeit veröffentlicht worden, die als erster Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung alles neuere und neuesten Musikwissens ganz unbedingt interessieren muß und die mit allen darin niedergelegten Resultaten eines sehr umfassenden kunstkritischen Sichten und Abwägens zu eingehender Betrachtung und erster Würdigung herausfordert. Dr. Walter Niemann, der durch mangelnde musikgeschichtliche und musik-analytische Arbeiten seit längerem schon bestens bekannt gemordene Autor des in Rede stehenden Werkes, will mit seinen zwanzig farbigen Tafeln „Musik und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“ ein orientierendes Hilfsbuch für das Studium der neueren Musikgeschichte darbieten, zugleich aber auch durch oberflächliche Darstellung der wesentlicher Zusammenhänge im Entwidlungsprozeß der modernen Tonkunst weithin die Erkenntnis hervorrufen, daß die Befähigung zu einigermaßen sicheren Aufnahmen und Würdigen auch der oftmals betrüblichen neuesten Kompositionen nur (unter Berücksichtigung aller möglichen Streites um „Wichtigungen“ und „Individualitäten“) durch ein gewisses Vertrautsein mit der in der Sekundärliteratur des musikalischen Kunstschaffens waltenden Folgerichtigkeit und Naturgemäßigkeit gewonnen werden kann. Um letzterer Absicht willen hat Dr. Niemann für seine Tafeln denn auch eine über die in früher erschienenen musikgeschichtlichen Tabellenwerken einzig angewandte chronologische und synchronistische Zusammenstellung von Namen und Daten hinausgreifende neue Behandlungsweise des Stoffes erfinden und den Versuch wagen müssen, durch Einordnen aller anzuführenden Komponisten nach Schulen und durch Hinweise auf wesentliche geistige und technische Beziehungen zwischen den verschiedenen Schulen und zwischen einzelnen Meistern eine wirkliche entwicklungsgeschichtlich wirkende Übersicht zu geben.

Mit sehr gediegem Wissen, wahrhaft imponierendem Fleiß und — hinsichtlich der aus unmittelbarer Nähe kaum schon richtig zu übersehenden jüngsten Komponistengeneration — mit vielem Mut hat Dr. Niemann die fast übergroße Aufgabe in Angriff genommen, und so nach Aufstellung einer stammbaumartig angelegten Orientierungstafel über „Die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts“ in weitere die „Wiener Schule“, die „romantische (formell klassizistische) Schule“, die „deutsche Oper und Epilope der Romantik“, die „norddeutsche vorromantische und romantische Schule“, die „neudeutsche neuromantische Schule“, den „deutschen Männerchorang“, die Musik in Holland, Spanien, Portugal, England, Italien, Frankreich und Rußland sowie die nationalen Schulen in Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Böhmen, Ungarn und Polen: geordnet behandelnde Tabellen einige tausendförmig Komponisten mit Angabe des Geburts- und Todesjahres und mit Hinweisen auf die Art ihrer Werke hineinzuarbeiten vermocht.

Eine jede von diesen tabellarischen Darstellungen einer hundertjährigen Musikentwicklung bietet im ganzen wie in manchen Einzelheiten genug des Anregenden und des Belehrenden, um Kenner der Musikgeschichte und Musikfreunde gleich sehr interessieren zu können; allerdings aber werden erstere an Dr. Niemanns Arbeit außer einigen kleinen Irrtümern manche durch nationale Begrenzung der einzelnen Tabellen verursachte Lücken in der Entwicklungsdarstellung zu bemängeln haben und vielfach auch des Autors Wertbemessungen der verschiedenen Tonsetzer nicht immer beifälligen können, da der süße Versuch: „die geschichtliche Bedeutung aller angeführten Komponisten durch mehrfache Abstufungen im Namenbrud zu kennzeichnen“ bei allem wohlfeillichen und sehr anerkennenswerten Bemühen des Verfassers um

Objektivität doch zu mancherlei geschichts-unreinen, rein-subjektiven Geschmacks- und Neigungsbewertungen geführt hat.

Ein einigermaßen deutliches Bild von den Vorzügen und von den Mängeln des Niemannschen Werkes ergibt sich gleich bei Betrachtung des sehr interessanten ersten Tabellenblattes, der geistvoll angelegten Orientierungstafel „Die deutsche Musik des 19. Jahrhunderts“. Da findet man als Würzelreife der jüngeren Musikentwicklung „Joh. Seb. Bach und seine Söhne; Berliner Schule Ende des 18. u. Anfang des 19. Jahrhunderts“ und „Wiener Schule des 18. Jahrhunderts“ angegeben und gewahrt, wie aus ersterem Nährboden ein schwarzer Stamm (norddeutsche vorromantische und romantische Schule) aufsteigt, der nach Hervorbringung von Johannes Brahms mit den fräftigen Trieben Rheinberger und Max Reger bis in die jüngste Zeit hineinwipfelt, aus dem anderen Voden aber ein grüner Stamm (Wiener Schule) hervorgeht, der einerseits ganz selbstigen von Haydn und Mozart aus zu Beethoven und Schubert empfortrebt und nach Brüdner zu weiterreißt, andererseits aber, nach dem Ausstreifen eines den schwarzen Stamm überdauernden Schöpfungs von Hummel zu Spohr hin, im Bereich mit dem schwarzen Stamme ein hila Weist (klassizistisch-romantische Schule) hervorbringt, das in den Richtungen Mendelssohn und Schumann sich bis zu Reineck und Bruch ausbreitet — mit einem starken sich weiterhin rot färbenden Aste (neuromantische, neudeutsche Schule) aber von Weber und Marschner aus mit abemaliger Durchquerung des schwarzen Stammes zu Wagner, Liszt, und den jüngsten Tonpoeten hinaufführt, wobei denn einige punktierte Verbindungslinien von Name zu Name noch an besondere Zusammenhänge zwischen einzelnen Meistern gemahnen. Dieser sunig konzipierten Darstellung, die wohl als im allgemeinen durchaus zutreffend bezeichnet werden muß, haften im besonderen aber doch mancherlei Mängel an, die vornehmlich durch die bereits erwähnten Anlagfehler des Werkes: durch die nationale Begrenzung der Tabellen und durch die Abstufungen im Namenbrud herausbeizuhören sein mögen.

Die nationale Begrenzung, die schon bei tabellarischer Darstellung älterer Musikepochen eine entwicklungsgeschichtlich ganz zutreffende Einreihung vieler Meister (man denke nur an J. S. Bach und an Mozart) unmöglich gemacht hätte, mußte bei geschichtlichen Tabellen, die dem so vielfach international befruchteten Musikschaffen der neueren Zeit gelten, zu ganz bedenklichen Ausschaltungen führen, aus welche wir beispielsweise das Fehlen des von Mozart über Hummel zu Schumann und auch zu Liszt führenden Namens Chopin — und ebenso das Nichtvorkommen des entwicklungsgeschichtlich zwischen Beethoven und Liszt ganz unbedingt hineingehörenden Namens Berlioz empfinden, während andererseits die sehr ansehnliche Anwendung verschiedener Buchstaben für den Namenbrud den Autor zur Aufstellung von allerhand sonderbaren, teils — soweit es sich um schaffende Geister handelt, die tatsächlich schon der Geschichte angehören und deren Maß sonach schrittlich — direkt irrt, teils — wo sie den zurzeit noch viel umstrittenen Neuesten gelten — allzu persönlich anmutenden Wertbemessungen verleitet hat. Ein Nob. Voltmann hat gewiß kein Anrecht auf gleich großen Namenbrud wie Mendelssohn und Schumann, und die „geschichtliche Bedeutung“ von Spohr, Marschner und Vöring ist zweifellos nie größer als die der bei Niemann selbstamerweise in gleicher Namengröße benannten Komponisten Moriz, Hauptmann und Sterndale W. Bennett; wenn aber Anton Brüdner, Hugo Wolf und Rich. Strauß hier zu gleicher Größe mit Brahms und Liszt aufgebracht erscheinen und wenn daneben sowohl ein Johann Strauß als auch

ein Nagel und dazu noch Goldmark, Mahler, Humperdinck, Wagner und Wagner mit dem gleichen kleineren — Max Schilling und andere Neuelle aber mit ganz kleinem Namenbruch vorlieb nehmen müssen, so kann da doch wohl nur mehr von ganz persönlichen Geldmaßverteilungen die Rede sein.

Die beim Anblick der Orientierungstafel sich gewiss manchem Beschauer aufdrängenden Fragen: ob Michael Haydn und J. B. Köstler mit Recht als Tonsetzer Mozart'scher Richtung angesehen werden konnten und ob R. v. Ritterdorf zeitlich und auch ideell nicht vor Mozart hingehört hätte, mögen hier offen bleiben; dagegen muß energisch darauf hingewiesen werden, daß bei manchen Komponisten der späteren Zeit Dr. Niemann's Plananweisung kein ganz zutreffendes Bild von ihrer Bedeutung, ihrer Schuld gegenüber und ihren Beziehungen zu anderen Meistern gibt. So ist bei Johannes Brahms, der übrigens erst 1897 verstarb, die direkte Beeinflussung durch Beethoven zu wenig — und sein häufiges Hinneigen zu Schubert gar nicht ersichtlich gemacht. So hätte es eher auf dem roten Ritz unbedingt Franz Liszt stehen müssen, der früher schon als Wagner ein Eigentümer gewesen ist und als solcher für die „neurromantische neudeutsche Schule“ wohl weit mehr Bedeutung erlangt hat, als der große Musikdramatiker. Den formelhaften Stoff hätte eine Verbindungslinie zu Mendelssohn hin charakterisieren können, während Wilhelm Kienzl und August Bungert richtiger wohl mit Andeutung gewisser Beziehungen zur neudeutschen Schule in der Nähe Replers untergebracht werden müßten. Gustav Mahler ist mit aller Zweckmäßigkeit seines Willens und Könnens sehr richtig auf eine zwischen Brudner und Strauß gespannte Verbindungslinie gesetzt worden, während der etwas internationale Goldmark, der übrigens wohl größeren Druck als Mahler und andererseits kleineren als Johann Strauß verdient hätte, wohl nur insofern der nationalen Tabellengrenzen so ganz unbeding auf die grüne Beethovenlinie zurückgezogen konnte. Nicht ganz richtig erscheint auch die Platzanweisung von Rob. Franz, den man wohl eher auf der zu Brahms führenden schwarzen Linie als auf der zu Jensen hinleitenden lilä Schumannlinie suchen möchte, wie denn schließlich weiter oben der keineswegs von Brahms beeinflusste Joseph Rheinberger — und ebenso auch der nach richtig angebautem ursprünglichen Beeinflussungen durch die neudeutsche Schule ganz zu sich selbst zurückgekehrte Felix Draeseke am schwarzen Stamme vor seiner Umbelung über Johannes Brahms hinaus eingezeichnet werden mußten. Statt des auf der Mendelssohnlinie ganz schärfsten eingetragenen Namens Art hätte lieber auf der von Weber zu Wagner führenden Linie der geschichtlich viel bedeutendere Name Meyerbeer stehen sollen, und da bei den Neudeutschen auch schon Alexander Ritter, Max Schilling's und Friedrich Klose Aufnahme gefunden haben, so hätte auf der Brahmalinie wohl unbedingt Eugen d'Albert ein Plätzchen zugewiesen werden müssen.

Andererseits aber hätte die Orientierungstafel durch Fortlassen aller noch nicht zu größerer Bedeutung gelangten jüngsten Komponistenamen an Deutlichkeit und Bezeichntheit nur gewonnen können, und es ist schade, daß Dr. Niemann bei seiner kammarmartigen Darstellung als vorläufiger Endpunkte des roten und des grünen Stammes nicht die Namen Richard Strauß und Anton Brudner gesetzt hat. Mit ihnen letzten Ausläufern hätte der Stammbaum dann ein recht deutliches Bild vom gegenwärtigen Höchsthände der Tonkunst ergeben: am Zweige Mendelssohn-Schumann ein larisch-formalistisches Klärchen in Max Bruch, am Zweige Bach-Beethoven-Brahms eine äußerste kontrapuntische Verzweigung in Max Reger, am Zweige Liszt-Wagner ein Zerplittern und Sichspalten zu äußerster programmatischer und instrumentationstechnischer Ausdruckskraft in Richard Strauß, und am Zweige Beethoven-Schubert ein triebliches Verwurzeln in Anton Brudner.

Nicht überflüssig und sehr vollständig sind die Tafeln 2 und 2a geraten, in denen — wiederum ausgehend von den „unbekannten Größen“ Robaut, Sädler und Altemeyer (!?) siehe Tafel 1) — die „Wiener Schule“ abgehandelt wird. Daß um der Vollständigkeit willen hier auch manche Namen mitangeführt wurden, die für die Gegenwart ganz bedeutungslos geworden sind, kann dem Wissenschaffter Niemann nicht verübelt werden, wohl aber hätte der Meister Niemann davor zurücktreten sollen, ihm in seinem eigentlichen Genuß, dem Liebe, allerdeutendsten Klaffler Franz Schubert kleineren Namenbruch zu geben als dem klassischen Dreigestirn Haydn-Mozart-Beethoven, und wenn er es doch schon tat, wenigstens die Gleichwertigkeit von Schubert und Brudner vermeiden müssen. Auf dieser Tafel

ist denn auch berechtigterweise ein Beeinflusssein des späteren Beethoven durch Bach angedeutet — und ebenso bei Haydn auf slavische und bei Mozart auf italienische Einwirkungen hingewiesen worden. Der Brahm's Pfeil bei Richard Wagner trifft befremdlich; allerdings ist es wohl möglich, daß auch Wagner gleich Rich. Strauß, Phil. Wolfrum und anderen jüngeren Tonsetzern mehr sich in einem gewissen Entwicklungsstadium an Kammermusikwerken in Bach'scher Art versucht gehabt hat. Johann Ludwig Duffel und sein vornehmlicher Schüler Prinz Louis Ferdinand von Preußen, in deren Werken eine auf Weber voraussetzende romantische Note vorherrscht, dürften nicht ganz mit Recht der Wiener Schule beigezählt sein, und ebenso der mit allen Schulen verkommene und in allen Schulen heimlich gewordene Gudenmeister J. B. Gramer.

Die Tatsache, daß auf Tafel 2 bei den Namen Franz Lachner und Carl Goldmark mehrere von diesen komponierte Opern namentlich angeführt werden, bringt uns auf einen weiteren Anlageseher der Niemann'schen Arbeit zu sprechen, auf eine Vorzugsbeachtung alles Bühnenmusikalischen Schaffens, die weiterhin bei der tabellarischen Darstellung der außerdeutschen nationalen Schulen zu einer musikalisch-ethischen Bereinigung und Trübung der Entwicklungsbilder führt. Wenn sich bei Goldmark darüber streiten läßt, ob er weitreichendere gegenwartsunabhängigkeits Bedeutung als Komponist der Symphonie „Erländische Hochzeit“ oder als Autor der Oper „Die Königin von Saba“ erlangt hat, so steht es für Franz Wagner doch wohl fest, daß er mehr mit seinen vortrefflichen Orchesterleitern als mit seinen Opern in die Musikgeschichte hineintritt, und es hätte sonach neben seinem Namen als Memento zunächst das Wort „Saiten“ und dann allenfalls noch der eine Opernname „Catharina Cornaro“ stehen müssen.

In der weit zurückgreifenden und lädenlos angelegten Tabelle 2a, die das Wiener Singpiel, die Wiener Faubourgeois und die Wiener Operettenwelt behandelt, hätte bei Johann Strauß dem Jüngeren einzelne Werke mehr (so „Inbilde“, „Carnaval in Rom“ und „Spitzenhuh“ der Königin), bei Franz v. Suppé aber fast der beiden liebeswürdigen Einakter — oder doch wenigstens neben diesen — die beiden Hauptwerke „Faitiniga“ und „Boccaccio“ mitverzeichnet stehen müssen.

Bei der Tafel 3, die ein recht umfassendes und durch die klare Gliederung in „Mendelssohn'sche Richtung“ und „Schumann'sche Richtung“ besonders interessierendes Bild der „romantischen (formel haßigstischen) Schule in Deutschland“ gibt, wird der beträchtliche Wert durch den allzu großen Druck des Namens Vollmann, durch einige nicht ganz objektive Namensbestimmungen und durch Fehlen des Namens Franz Bendel nicht wesentlich herabgemindert, wozogen Tafel 4 „Die deutsche Oper und Spieloper der Romantik“ mehr Anlaß zu Ausstellungen bietet. Die ganz überflüssige Aufzählung aller längst verstorbenen oder im Sterbebette liegenden Opern von Hiller, Ries, Marxall, Feska und anderen mehr hätte Dr. Niemann sich und den Lesern der Tabellen sichtlich ersparen können und ebenso die durchaus irrigen Hinweise auf Beeinflussungen von Nicolaïs „Lustigen Weibern von Windsor“ durch die italienische Oper und von Cornelius' „Barbier von Bagdad“ durch Richard Wagner. Von Spohr's Opern hätte doch wohl die „Jesonda“ größeren Trost —, bei Flotow aber der mehrstimmige „Alessandro Straballa“ mindestens Gleichstellung mit der „Martha“ verdient. Mancherlei Flüchtigkeiten weisen die Zehnangaben nach dem Ringen Wagners auf. Aus dem beim „Lohengrin“ und beim „Nibelungen“ beigegebenen Zahlen 47 und 69—76 ist zu schließen, daß Dr. Niemann das Vollendungsjahr jedes einzelnen Werkes hat fixieren wollen, nicht aber das Jahr der ersten Aufführung, das ja nur bei den von Dr. Niemann mit richtiger Jahreszahl versehenen Werken „Die Feen“ (1833), „Das Liebesverbot“ (1836), „Tannhäuser“ (1845) und „Trafalgar“ (1882) mit dem Jahre der Fertigstellung zusammengelassen ist. „Rienzi“ war bereits 1840 vollendet und wurde 1842 zum erstenmal aufgeführt; „Lohengrin“ wurde, wie bei Dr. Niemann richtig zu lesen, 1847 beendet und erst drei Jahre später aufgeführt; „Tristan und Isolde“ gelangte bereits 1858 zum Abschluß und das Jahr 1865 ist das Münchener Uraufführung; „Die Meistersinger von Nürnberg“ lagen 1867 fertig da, während die Niemann'sche Zahl das Jahr der ersten Aufführung angibt, und für die Nibelungentrilogie, die allerdings, der zweiten Niemann'schen Jahreszahl entsprechend, im Sommer 1876 erstmalig erlangt, wären als Entstehungs- und Vollendungszeit die Jahre 1848-

bis 1874 anzugeben. Erstlich wirkt der bestimmte Hinweis auf ein gewisses Beeinflusstsein des frühen Wagner durch Parsifal, das man im Wagner-Lager häufig genug in Krede gestellt hat.

Auf Tafel 5, in der die vielfach von der Chormusik des 18. Jahrhunderts und durch Beethoven, Weber, Schumann und Wagner, sowie schließlich durch Brahms beeinflusste „nordeutsche vorromantische und romantische Schule“ vorgeführt wird, begegnet man zunächst wieder dem Irrtum, das Rheinberger und auch Traefse gewissermaßen als indirekte Abkömmlinge von Brahms erscheinen, was sie keineswegs sind. Die Vertreter der vorromantischen Schule sind da zur gelassenen Reihe geordnet, aus der sich die Namen Carl Loewe und Friedrich Kiel bedeutsam genug abheben, und wenn es auch mandem Betrachter zweifelhaft erscheinen dürfte, ob beispielsweise einem Bernhard Klein wirklich die gleiche Bedeutung zukommt wie einem Friedrich Schneider und C. K. Or. U., so gibt der von Abt Vogler bis zu Brahms reichende untere Teil der Tabelle doch ein recht klares Bild vom Aufstehen der Lormantiker. In Bezug auf die Werbestellung der darüberstehenden Komponisten Brahms'iger Richtung mit oder ohne „nordeutsche Einmischungen“ ist eine Kontrolle dadurch erschwert, daß einem vom Schaffen dieser Kreuze in allgemeinen doch zu wenig bekannt gemorden ist. Bei d'Albert allerdings scheint Hr. Dr. Niemann mehr an die Körperbeschaffenheit, als an das Schaffen (an die Seite op. 1, die acht Stücke op. 5, die beiden Klavierkonzerte, die folge Fismoll-Sonate op. 10 und die Streichquartette) des Künstlers gedacht zu haben, wie denn schließlich bei Max Reger, der rechtens die Linie Nach-Brahms frönt, die Andeutung eines neudeutschen Einflusses noch insoweit berechtigt sein dürfte, als sich im Regerschen Klavierlate eine interessante Vermählung der Wählischen mit der Brahms'schen Technik zu vollziehen scheint.

Tafel 6 zerfällt in drei sehr wichtige Abschnitte, deren erster der „multifachen Tragödie und der multifachen Komödie seit Wagner“ gilt. Hier herrschen nun Neben manden Sogheften und einigen Irrtümern recht willkürliche Befachmadrungen vor. Durch Soghefher sind unter Hugo Wolf's Namen mehrere Opern („Solanelen“, „Emma. Fortuna“ und „Zil Gulenpiefel“) zu stehen gekommen, die unter C. v. Rejnckel hingehören, und ist Cyril Kistler durchaus ersthafte und belle Oper „Kunibild“ unter die Komödien geraten. Humpendind's „Königskinder“ gehören gleichfalls unter die Tragödien, wogegen das butarne „Vormittags“ und gar das gar nicht für die Bühne gedachte kleine Kindermärchen „Die 7 Geiseln“ zugunsten der nicht mitangeführten „Detra mit der Wille“ hätten fortlassen sollen. Die beiden größtgedruckten Opernkomponisten der neueren Zeit sind hier Humpendind und Hans Pfitner; in zweiter Größe und zwar in gleicher Größe einerseits mit Hermann Wß und andererseits mit Siegfried Wagner, Aug. Bangert, Wihl. Kienl und Heimr. Böllner prangen da Hugo Wolf (mit dem größtgedruckten „Corregidor“), Rich. Strauß (mit kleingedrucktem „Gurtram“ und „Feuernot“), Max Schilling (mit kleingedrucktem „Jugwede“ und größtgedrucktem „Pfeiertag“) und Eugen d'Albert (mit größtgedrucktem „Abreise“ und kleingedruckten übrigen Werken, unter denen „Der Zmpresario“ fehlt). Dagegen gibt es batin noch einiges Gemwimmel von weniger genannten Komponisten und deren unbekannteren Opern, wobei denn jegliche Hervorhebung von künstlerisch Bedeutamerem unterbleiben ist. Da nun im allgemeinen durch letzteren Druck diejenigen Werke gekennzeichnet werden sollten, die abgesehen von ihrem rein künstlerischen Werte, durch irgendwelche Eigenart oder auch nur Besonderheit größeres Interesse haben wachrufen können, so hätten denn „Jänfel und Ortel“, „Donna Diana“, „Cobetanz“, „Goengelming“, „Berjulener Glode“ und „Armen Heinrich“ wohl auch Kistler's „Kunibild“, Weingartner's „Gnefius“, d'Albert's „Liedlan“ und Strauß's „Feuernot“ des Feitdruckes bedürftig — bei Schilling aber die weit musikreichere „Jugwede“ dem brüchigeren „Pfeiertage“ wenigstens nicht nachgestellt werden sollen. In Kunstbinden ist alles nur auf statische Materialien begründete Urteilen vom Übel, wie denn beispielsweise Richard Wagner; falls Dr. Niemann seine Tabellen schon 1850 hätte aufstellen können, wahrscheinlich mit feitgedrucktem „Kienl“ und kleingedruckten „Holländer“ und „Lannhäuser“ davongekommen wäre.

Die gegen den Wß'sch bin sah schon zu vollständig behandelte Tabelle „Nach-Wißliche Symphonie, symphonische Dichtung und übrige Instrumentalmusik“ bringt endlich einen Hinweis auf den Vertilglichen Einflus, den Dr. Niemann eher irrtümlich

nach Licht bei Joachim Raff beginnen läßt, während er sich bei Licht des alten Übergangens vom Wagner-Einflusse nicht erwehren kann. Die Reichhaltigkeit dieser Liste entschuldigt die Anwesenheit mancher Namen, die als Komponistennamen wohl kaum dieser Richtung beizuzählen sind, so d'Albert, Wolfsmur, der Romantiker Geopart und Edgar Jiel, der als Tonbildner noch erst die Sphäre abzutreten hat.

Die folgende Tabelle: „Das deutsche Lied seit Wagner“ nimmt sich durch gänzlichliche Berücksichtigung des Namens Brahms recht sonderbar einseitig aus, ist aber sonst bitirlich folgerichtig angelegt. Hugo Wolf überragt da an Traggröße — vielleicht rechtens — noch die Namen Wß, Cornelius, Rich. Strauß, Pfitner und — Martin Wßdemann. Das Pfitner brute schon auf solche Rangstufe hingehöre, erscheint recht fraglich und statt des vermagerten Loewe-Epigonens Wßdemann hätte dem einst so urwüchsig-lieberreichen Hans Sommer ein Wßchen bei den Bedeutenderen beigeht. Der Lassen ist das irrtümlich angegebene Gm. in Gurd abzugeben.

In der Tabelle „Der deutsche Männerchorgesang“ hätten neben den ganz fehlenden Namen Parsifal und Jul. Ries wohl auch Kreuzer, Karl Höllner und Dirmer den gleich großen Druck wie Jul. Otto verdient, und bei der Rebenliste „Das Galantied des 19. Jahrhunderts“ ist um der Vollständigkeit willen zu bedauern, daß Dr. Niemann sich über Meyer-Hellmund nicht auch noch zu Ludolf Waldmann hinausgenugt hat.

Eine gleich eingehende Prüfung der die fremdländische Musikentwicklung darstellenden Tabellen würde für vielen Bericht zu weit führen und vermutlich wohl auch nur geringeren Interesse begegnen; es sei somit nur noch angeführt, in welcher Weise Dr. Niemann seinen Stoff weiterhin angeordnet hat und welche Abänderungen und Ergänzungen für eine zweite Auflage des Werkes empfehlenswert scheinen könnten. Auf Tafel 8 findet man in drei gesonderten Tabellen die „nationalen Schulen in Dänemark (»Oper« und »Instrumental- und Volksmusik«) und in Norwegen“ verzeichnet, wobei denn die namentliche Anführung unzähliger nie über die betreffenden Länder hinausgedrungenen und also musitgeschichtlich belanglosen älteren Bühnenwerke ausfällt und manche Namenswertungen befremden. Sollte Gode wirklich keine größere musitgeschichtliche Bedeutung haben als ein Schwiegerknecht? J. F. Hartmann und dessen Sohn Emil Hartmann? Und ist Edward Grieg trotz all seiner junghenden nationalen Manieriertheit nicht von größerer Bedeutung für das moderne Musikempfinden geworden als sein weniger nordischer Vorgänger Kjerulf und sein sowohl von Wagner als auch von Brahms beeinflusster Nachfolger Einbing?

Tafel 9 führt in ähnlicher Anordnung, wie sie der vorausgehenden Darstellung der dänischen und norwegischen Musik zugrunde lag, die „nationalen Schulen in Schweden und Finnland“ auf, Tafel 10 gibt in drei gesonderten Tabellen die Musikentwicklung des 19. Jahrhunderts in Holland, Spanien und Portugal, Tafel 11 weist in zwei Tabellen den Werdgang von „Oper, Operette“ und „Instrumental- und Volksmusik“ in England auf, wo denn die überraschende Menge von Komponistennamen fast an das mit englischen Konzerten ausserordentlich reich gesegnete Zeitalter der Königin Elisabeth gemahnen könnte.

Bei den Tafeln 12 und 12a, auf denen man in zwei Tabellen die „Oper“ und die „Instrumental- und Volksmusik“ der Italiener erschöpfend behandelt findet, dürfte der Einflus, dem die Jungitaliener und Berlioz bei ihren Opernkompositionen untertan haben, richtiger wohl mit „Berlioz und jungfranzösischer Schule“ als — wie es Dr. Niemann getan hat — mit „Neudeutsche Schule (R. Wagner)“ zu kennzeichnen sein. Bei den dann folgenden Frankreich geridmeten Tafeln 13, 13a, 13b und 13c, in denen abseits auch die schwieriger-französischen und die wlämisch-französischen Komponisten mitaufgeführt werden, hat man wiederum der überaus sorgfältigen Durcharbeitung des umfangreichen Materials volle Anerkennung zu ullen und nur auf ganz wenige Unterlassungsfünden und absenderliche Wertungen hinzuweisen. In der die große Oper behandelnden Tabelle hätte der Komponist der ersten sogenannten „großen Oper“, der „Stimmen von Portici“ nie und nimmer fehlen dürfen, und wenn man sich auch mit dem vielleicht doch etwad zu mageren Druck der Namen Spontini und Palestrina abfinden kann, so möchte man doch keinesfalls Bizet kleiner gedruckt lesen als Gounod, der nur insolge längerer Lebensdauer quantitativ mehr produzieren konnte als der alufrüh verlorbene geniale Carmen-Komponist. Unter den Instrumental- und Volks-

komponisten Frankreich wäre unserem Dafürhalten nach César Brand seiner musikalischsten Bedeutung nach eher Saint-Saëns als Hector Berlioz gleichzusetzen gewesen. Ferner erscheint es ganz natürlich, daß in der Tabelle „Römische und Spieloper“ Hérold so viel größer darstellt als Boieldieu und Weber, die doch mit der „Weissen Dame“, dem „Schwarzen Domino“, „Fra Diavolo“ und anderen Werken mehr dem „Gampa“ mindestens ebenbürtige Werke geschaffen haben. Frédéric David, der mehrere Opern geschrieben hat und dessen sehr anmutige „Valse Noct.“ auch in München längere Zeit hindurch gegeben wurde, steht irrtümlicherweise in der Reihe der Opernkomponisten. Die Verzeichnisse der Opern konnten selbstverständlich nur nicht ganz vollständig sein, doch hätten immerhin bei Halévy „Guido et Ginévre“ — bei Meyerbeer „Dinorah“ — bei Adam „Der Brauer von Breton“ — und bei Offenbach einige von seinen allzeitliebendwürdigen Einacten, wie beispielsweise „Le Mariage aux lanternes“, „Le chausson de Fortunio“ und „Monsieur et Madame Denis“ miternähnt sein dürfen.

Zu Tafel 14, die in übersichtlicher Weise die „nationalen Schulen in Böhmen, in Ungarn und in Polen“ darstellt, und zu Tafel 15, die ein sehr vollständiges Namenbild aller russischen Komponisten gibt, dürfte nur zu bemerken sein, daß ein geschichtlich zutreffenderes Erinnerungsbild der bedeutendsten Tonkünstler bei Weglassung der allzuvielen unbekannteren Opernnamen durch Hinweis auf lebendiger wertvollere sonstige Gebiete oder Hauptwerke ihres Schaffens zu geben gewesen wäre. So hätte es beispielsweise bei Rubinstein heißen sollen: „Mauernarr, Eieder, Luette, Czean-Symphonie, Opern (Zämon, Massabder)“ — bei Tschai-

lowsky aber: „Kammer- und Konjertmusik, Symphonie pathétique, Opern (Eugen Onegin).“

Ein gemessenhaft besorgtes alphabetisches Namenregister, das bei Benutzung der Tabellen treffliche Dienste leistet, bildet den Abschluß des interessanten Werkes, für dessen Bekanntheit ich dem Verfasser noch ganz speziellen Dank zu sagen habe.

Obgleich sehr angeeignet durch das bedingungslose Gallejaufreten der vielen Parteilager unter den modernen Podiumkünstlern und das verständnislose Mitjubeln oder die teilnahmslose Gleichgültigkeit des zeitgenössischen Publikums hatte ich einst den sehr mäßigen Plan gefaßt, dem Urteile tommerer Tage vorzugreifen und eine „zukünftige Musikgeschichte der Gegenwart“ zu schreiben. Schon lange mancherlei Vorarbeiten für diese magogische, selbstverständlich rein-personlich gemeinte Schrift vor mir da, als mich die hier besprochenen Tabellen des Hrn. Dr. Niemann dahin belehrten, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, die zeitigen Größenverhältnisse der Mitlebenden scharf zu fassen, und daß man beim Beurteilenollen von Zeitgenossen immerfort dem Urinstinct des Überdüssens oder Unterdüssens preisgegeben ist. Meine „zukünftige Musikgeschichte der Gegenwart“ bleibt nunmehr gewiß ungeschrieben, und wie ich die Anregung zu diesem Besatze Hrn. Dr. Niemann zu danken habe, so wünsche ich ihm im Dankartikel, daß er es bald zu einer verbesserten, im Druck weniger „abgeschuln“ und in Inhalte etwas berichtigten und bezüglich der Gegenwart enger begrenzten zweiten Auflage seiner Tabellen „Kunst und Musiker des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“ bringen möge.

Arthur Smolian.

### Bücherbesprechungen.

— Friedrich Nietzsche und die Religion. Vier Vorträge von Dr. ph. Fr. Mittelmeier, Pfarrer in Nürnberg. 1,80 M. Ulm, G. Kerber. — Diese Vorträge, die im Winter 1903/4 zu Nürnberg gehalten worden sind, liegen hier im Druck vor und machen grade durch ihre Vortragform einen frischen Eindruck. Wer sich in aller Kürze von einem wohlwollenden Beurteiler Nietzsches über diesen unterrichten lassen will, wird sich durch diese Schrift sehr befriedigt fühlen. Mittelmeiers Grundsatze bei der Beurteilung Nietzsches ist: „Man soll in seinem Feinde noch den Freund erkennen“ (S. 23), und er ruft dem großen Ungläubigen am Schlusse seines 3. Kapitels zu: „Oß Zarathustra, du bist frömmere als du glaubst!“ (S. 72). Mittelmeier stellt sich nicht hochmütig über Nietzsche, sondern versteht sich in seinen Kritik, sucht ihn zu verstehen und ist so fähig, noch in den feindlichsten Angriffen auf das Christentum etwas zu vernehmen, was uns sumpftisch, nützlich und segensreich für unsere Kultur ist.

R. W.

— Über das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen. Zwei Vorträge gehalten auf der letzten theologischen Versammlung in Wölln i. E. von D. Erik Schaeder, Professor der Theologie in Kiel. Gütersloh, G. Bertelsmann. 1 M. — Zunächst wird festgestellt, daß in Harnacks bekannten Vorträgen eine Rückkehr zum Nationalismus (Schiedweg) deshalb nicht statufinde, weil er in Christus nicht den bloßen Bringer und Verkündiger einer Lehre und Wahrheit, sondern auch den Vermittler der Liebe Gottes für die Seele erkennen. Sodann wird nachgewiesen, daß Seeburg in seinen Vorlesungen über die Grundvorurtheile des Christentums trotz aller Gegenfährlichkeit der Harnackschen Anschauung nicht so fern stehe. Beiden gegenüber gestellt wird die Darstellung Cremers, dessen Aendenken die Trudausgabe dieser Vorträge gewidmet ist. Bei ihm allein kommt das wirkliche Wesen des Christentums, die Erlösung des sündhaften Menschen durch Christi Tod und Auferstehung zu seinem Recht. Im zweiten Vortrag wird die Grundfrage erörtert, aus der sich alle jene Gegenfälle entwickeln haben, welche Stellung die Verkündigung des Paulus zu dem von Christus gebrachten und dargelegten Evangelium eingenommen hat. Das Harnack bildet das paulinische Christentum eine Verkündigung des ursprünglichen Christentums, das sich lediglich aus den Sonopitern gewinnen läßt. So führt der Vortrag den seit der Reformation unzählige Male geführten Beweis, daß die Lehre des Paulus nichts anderes ist, als eine seiner eigentümlichen Begabung und seinen Zwecken entsprechende Darlegung des Evangeliums der Sonopitler. Die Vorträge sind wohl geeignet,

dem Leser ein Verständnis dieser theologischen Streitigkeiten zu schaffen. B. K.

D. J. E. Von Kaddob nach Ninive. Zweite Folge. Leipzig, Otto Wigand, 1905. 48 S. — Der Verf. geht in der anregenden und geistreichen Schrift von dem Gebanten aus, daß „zwei verschiedene Paradiesbegriffe in der uralten Welt vorgeherrscht haben“: die Idee vom goldenen Zeitalter der frei wirkenden und schaffenden Natur, und daneben die Vorstellung von der alle Wärme des Lebens erzeugenden Kultur. Dieser zweite Paradiesbegriff ist in dem Kulturbereich von Eridu (säkt von Ur) gleichsam in die Erscheinung getreten. Hier werden Anu, der Himmelsgott, und Ea, der Herr der Wasserterrie, von dem Urmenchen Adapa (biblisch Adam) verehrt, der das göttliche Brot küßt und das Nachts zum Frühstück auszieht. Aus dem Garten von Eridu quillt und wächst nach der dunklen Erinnerung der eubratrischen Menschheit alles Leben der Kultur und Arbeit, der Weisheit und Kunst. Wenn wir heute staunend die aus dem vierten Jahrtausend stammenden Kunstdenkmäler von Sippara (Telloh) und Sippar betrachten, die von klassischer Schönheit und Reinheit der Formen sind, werden wir in jene erste und älteste Kulturperiode von Eridu versetzt, in welcher der Mensch das Beste sich selbst zum Bilde“ schuf. Der Gebante vom herrlichen Urmenchen, der mit dem Saugfleisch befestigt biöde im Erdreich wühlte, ist durch den Tabakland der uralten Denkmäler überunden. Am Anfang steht eine hohe Kultur, die wir mit Ehrfurcht betrachten müssen. In wie sinniger Weise die Schrift und die neu genannten Erkenntnisse zu Gemüte führt, möge folgende Schilderung aus dem Krite 6, des Gottes der Wasserterrie, veranschaulichen. „Niesicht hatte man zuerst im stillen, leuchtenden Wasserpiegel den Eindruck“ Bilde gewonnen, und man hatte seine Freude an der Widerspiegelung Himmels und der Erde. Oder man sah vielleicht ein geliebtes >ergöttertes“ Menschenwesen im Wasser als Bild erscheinen, oder eine besonders reizende Gazelle. . . trat aus dem >Dunkeln der Wasserterrie plötzlich energisch hervor.“ Aus dem Kulturbereich von Eridu stammt der religiöse Aeos des dritten Jahrtausends, Abraham, der auszog, um im biblischen Lande Bäume zu pflanzen und den Namen des Herrn zu predigen, d. h. Kultur und das höchste Wissen zu übermitteln. Abraham hat „das Semiten von Eridu“ demarkt, und Jesus hat das hochschwürdige geistige Erbe Abrahams im Auge, wenn er spricht: ehe denn Abraham ward, bin ich. — D. Verf. gebührt aufrichtiger Dank dafür, daß mit nachdrücklichem Wort auf die neue würdigere Auffassung von Werden alles geistigen Lebens aufmerksam gemacht wird, welche nicht aus dem „Urflamme“, sondern aus den „Quellen“ den Reichen steigen läßt. J. J.



**Erscheint**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die Königlich  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
Einschubung: 1. M 25 S.,  
wöchentliches Einschubung:  
anter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 61 S., für  
auswärts 1. M 64 S.,  
vierteljährlich  
Circulare Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 111.

Dienstag den 19. September abends.

1905.

### Gedächtnis-Ausstellung zu Ehren Ihrer Majestäten der Könige Albert und Georg von Sachsen.

Beranfahlet vom Sächf. Kunstverein zu Dresden.

Das Direktorium des Sächsischen Kunstvereins hat in den schon großen Oberlichtsälen des Lipsiusischen Prachtbaus auf der Brühlischen Terrasse zu Dresden eine Ausstellung eröffnet, welche dem Andenken der beiden sächsischen Könige gewidmet ist, die als Heerführer ihre Truppen 1870/71 auf die Siegesbahn geführt haben.

Beide Fürsten, König Albert und König Georg, standen auch in ihrem idealen Streben, als Beschützer der Künste, dem Kunstverein sehr nahe, hatten sie doch beide einst das Protokoll über denselben bei ihrem Regierungsantritt übernommen. Der Sächsische Kunstverein hat es demnach für eine Pflicht der Pietät gehalten, ja, man kann wohl sagen, ist einem Herzenswunsche nachgegangen, das Andenken an die beiden erlauchtesten Fürsten, Albert und Georg zu ehren, indem er eine große, ansehnliche, und namhafte Reihe schöner Kunstwerke in seinen Räumen vereinigte, welche das edle Brüderpaar in Bildnissen und Büsten, von namhaften Künstlerhand hergestanden, zeigt und gleichzeitig dem Historienbild, besonders der Schlachtenmalerei einen weiten Raum gönnt.

Durch die Gnade Sr. Majestät des Königs, Ihrer Majestät der Königin-Witwe Karola, Ihrer Königl. Hohheiten des Prinzen Johann Georg und der Prinzess Mathilde, die alles zur Verfügung stellten, was sich Geeignetes im Besitz des Königl. Hauses befand, ist der Ausstellung wesentlich zu ihrem Gelingen verholfen worden. Auch die Direktion der Königl. Gemäldergalerie, der Rat zu Dresden stellten einige Kunstwerke aus ihren Museen zur Verfügung. Der Vorstand der Armeesammlung, Hr. Generalmajor J. D. v. Burtz, hatte die Entlehnung sehr vieler interessanter Bilder und Erinnerungsblätter dieser reichhaltigen Sammlung gestattet. Die Offizierskasinos zu Dresden, Leipzig, Oelsa, Grossenhain, Königsbräu, Zwida stellten ihre Kunstschätze hierbei aus und viele Privatpersonen haben einige der ihnen gehörigen Kunstwerke leihweise überlassen, so daß es gelungen ist, ein ziemlich vollständiges Bild desjenigen Kunstschaffens zur Darstellung zu bringen, welches sich mit den Persönlichkeiten der beiden Könige beschäftigt oder doch mittelbar mit ihren großen Taten zusammenhängt.

Die schönen Ausstellungsräume auf der Terrasse mit ihren im vorigen Jahre so zweckmäßig vorgenommenen Umbauten bieten sehr günstige Gelegenheiten, eine derartig geplante Ausstellung nach Zeit- oder Beschäftigungsperioden zu ordnen. Eine Ausstellung führt die Jugend- und Jünglingszeit der beiden Prinzen Albert und Georg vor Augen.

Es ist ein eigener Reiz, das Leben eines großen Mannes von den ersten Tagen der Kindheit, durch die Knabenzeit, das Jünglings- und Mannesalter, auf seiner Laufbahn als Feldherr, Staatsmann und Herrscher, ja bis zum Sterbelager und zur Aufbahrung im Bilde verfolgen zu können, wir hier mit dem Lebensleben König Alberts geschieht, von dem die Ausstellung nicht weniger als 24 Bildnisse aufweist und eine Menge Schlachtenbilder, die seine Ruhmestaten verherrlichen. Wenn wir vom König Georg nicht gleichviel Bildnisse finden, so ist der Grund hierfür wohl darin zu suchen, daß ihm der Himmel eine nur kurze Regierungszeit beschien hatte und auch das schickste, einfache, dem persönlichen Verdorren weniger zugeneigte Wesen des hochseligen Königs der Schaffung von Repräsentationsbildern weniger günstig war. Gleichwohl sind die Vermürfe eines großen Zeiles der ausgewählten Bilder auch den Wählern seiner Lebensgeschichte entlehnt, denn beide Brüder standen sowohl im Leben, als im Kampfe treulich Seite an Seite. Viele der Schlachten-

gemälde des verstorbenen Oberstleutnants Theodor v. Göb sind von der Anzengung König Alberts entworfen, der damit des Bruders Taten vorwegnehmen wollte (St. Privat, die beiden Bilder von Sedan).

Das erste Bild, mit dem wir unsere Betrachtung beginnen, ist ein ovals Bildchen (Nr. 1 des Katalogs) im Besitz Sr. Majestät des Königs von seiner, miniaturartiger Ausführung, kulturgeschichtlich interessant und ansprechend: „Prinz Albert auf dem Arme seiner Nichte.“ Man sieht eine frische Bäuerin in weiblicher Tracht, die das Kind auf dem Arme hält. Das Bild ist auf Blech gemalt; der Vorgang realistisch und natürlich aufgelöst. Es ist in einen für die Zeit sehr charakteristischen Goldrahmen mit Bronzebeschlag gefaßt, der den Übergang des Empires zum Biedermeierstil zeigt. Es ist im Schloß in drei Exemplaren vorhanden. Das hier ausgestellte Bild entstammt der feinen Künstlerhand des Miniaturmalers und sächsischen Hofmalers Johann Heinrich Schmidt. Die Königlich Gemäldergalerie besitzt von ihm das treffliche Pastellbild der Prinzessin Augusta von Sachsen als Kind (Gal. Kat. Nr. 180 der Pastelle). Dann sehen wir Nr. 2 und 3 die kleinen Prinzen Albert (mit Schuellerfeder) und Georg im Knabenalter, gemalt von Vogel v. Vogelstein, in der Tracht, in die man in jener Zeit die Kinder zu stecken liebte, die Köpfe der beiden Knaben sind fein aufgelöst. Diese Bilder sind durch die Porträtausstellung im Schloß, die Ihre Majestät die Königin-Witwe vor zwei Jahren veranstaltete, in mehreren Kreisen bereits bekannt geworden. Als Heilbilder sind hierbei zwei militärische Bilder eingefügt worden, welche für die Armeegeschichte und Uniformformen beachtenswert sind und demselben Jahre entstammen wie jene Kinderbildnisse. Die Beschlußgabe des Garde-Reiter-Regiments bei Klappenborn im September 1833, im Besitz Sr. Majestät des Königs (hängt in den Silberzimmern des Königl. Schlosses), ist für das Regiment besonders interessant, denn der Maler, v. Wangoldt, war Offizier beim Regiment und die dargestellten Persönlichkeiten sind alle Porträts und mit minutiöser Sorgfalt ausgeführt. Die Farbe ist frisch und leuchtend, das Bild wohlherstellen. Das andere Bild ist von Otto Vole gemalt. Der das dargestellte Wandor leitende König Friedrich August II. und der hinter ihm haltende Prinz Johann sind sehr ähnlich. Es gehört zu meinem Kunstbesitz und ist ein Geschenk der Königin-Witwe Marie an meinen Vater.

Der bekannte und tüchtige Porträt- und Miniatur-Maler Günther Reichs fertigte im Jahre 1846 das allerliebste Bildchen vom Prinzen Georg (Nr. 5). Es ist eine kolorierte Lithographie im Eigentum Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Mathilde. Den Jünglingsjahren ist die nächste Gruppe gewidmet. Die beiden Prinzen treten in die Armees ein und sowohl ihre Friedens- als auch ihre Kriegstätigkeit wird im Bilde dargestellt, Werte, die längst vergangene Zeiten vor die Seele der Nachlebenden im Bilde erschauen lassen, den Alten aber eine vielleicht vergessene Erinnerung an die Jugend neu beleben dürfen.

Unter den sächsischen Offizieren wurde damals die Malfantität fleißig geübt. Von Wangoldt lernten wir schon kennen. Mein Vater hatte in den zwanziger Jahren mehrere Schlachten- und Jagdbilder geschaffen, die in den Königl. Schloßern zu Dresden, Weisenstein und Potsdam, im Kadettenfors, Stadtmuseum Dresden u. a. D. hängen; in den vierziger Jahren war es der Oberstleutnant Schaubauer, der sein nicht unbedeutendes Talent entfaltete, und bereits begann Theodor v. Göb seine Kunst auszuüben. Von Schaubauer sehen wir ein Reiterbild des Prinzen Albert in der Uniform seines 1. Infanterie-Regiments „Prinz Albert“, gemalt 1847 (Nr. 7. Vgl. Sr. Majestät

der König). Der Feldzug gegen die Dänen 1849 hatte dem jungen Prinzen Albert Gelegenheit gegeben, sich vor dem Feinde auszuzeichnen. Dieser Moment gab einigen Künstlern ein schönes Motiv; Th. v. Gög malte zwei Bilder des Gelechts bei Düppel. Beide sind voll dramatischer Bewegung und stellen bereits ganz bedeutende Leistungen für den damals noch nicht als Berufskünstler geltenden Maler dar.) Während der Dienstzeit des Prinzen Albert bei der reitenden Artillerie entstand auch jenes kleine Pastellbild (Nr. 9), welches dem Offizierskafino der reitenden Abteilung des 1. Feld-Artillerie-Regiments Nr. 12 in Königsbrück gehört. Eine Wiederholung, in Schwarz aufgeführt (Nr. 10), ist Eigentum des Stadtmuseums Treßden. Hr. Prof. Müller, Bibliothekar am Stadtmuseum, vermutet, das ein in den vierziger Jahren viel beschäftigter Porträtmaler, Certe!, beide Bilder verfertigt habe. Das Bild von B. Bachmann-Mohmann (Nr. 11): Prinz Albert als Hauptmann der reitenden Artillerie bei Düppel! ist ein durch die Vereinfachung mittels Lithographie bekanntes Werk. Es gehört ebenfalls Sr. Majestät dem König, Prinz Albert spendet auf seinem Schimmel über ein Knick, sein schwarzer Reiter desgleichen, seine Begleitung, Reitmeister Adolf Senft v. Pillich und der Reitmeister Weined folgt. Von denselben Maler Bach kommt jenes Gemälde der Offiziere der Brigade der reitenden Artillerie beim Scheitern des Prinzen Georg von der Brigade, denn auch dieser Band als Hauptmann im Jahre 1852 bei dieser Truppe in Naderburg; es gehört Ihrer Königl. Hoheit der Prinzess Mathilde.

Zie fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren für Sachsis Geschichte friedlich und unter der geeigneten Regierung des Königs Johann entwickelte es sich zu dem regen Aufblühen, der es heute ist. Vorbürde für die Geschichtsmalerei hat freilich diese Zeit nicht. So sehen wir auch in unserer Ausstellung nur ein friedliches Genrebild jener Zeit, ein Frühbild auf der Insel bei Pillnitz am 8. October 1856 von Th. v. Gög gemalt (Nr. 12). Es ist ein höchst interessantes Zeitbild, da fast die gesamte königliche Familie darauf vertreten ist. Vor einem Felde, in welchem der Frühstücksaufschlag ist, hat sich der Hof nach aufgeborener Tafel um das Königspaar Johann und Amalie versammelt, die Damen in der Tracht der Zeit mit Krinolinen und Umhangsquad. Die Herren tragen meist Anzöcher. Prinz Albert ist in Uniform mit Mütze, dem sogenannten Kaiserfisch, einer Militärmütze nach französischem Muster. Ein sogenannter „Schiffel“ zu diesem Bilde bezeichnet alle Persönlichkeiten. Von der königlichen Familie fehlt nur die Königin Viktoria, die noch in tiefer Trauer war, und Prinz Georg, der in Ober-Italien zum Studium der Kunst weilte. Prinz Georg sehen wir jedoch auf einem gleichzeitigen Bilde von v. Gög (Nr. 17) als Major beim 3. Jäger-Bataillon, dessen Kommando ihm im August 1854 übertragen worden war.

Mit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt das politische Leben in Deutschland sich zu regen. Der italienische Krieg im Jahre 1859 hatte Chterreichs Chmacht und die Unvereinbarkeit seiner und der deutlichen Interessen bewiesen, die nationale Bewegung kam in Deutschland schon mächtig in Fluß und zu Turner, Sängern- und Schützengesellen nutzten die Männer des Nationalvereins die Festimmung aus, um ihre Schlagworte in die Massen zu schleudern. Die Einatmänner zerdrachen sich die Köpfe über Bundesreform, die Fürstenerversammlung in Frankfurt verlief ergebnislos und auch der Feldzug 1864 gegen die Dänen verschärfte nur die Gegensätze. So war diese Friedenszeit eigentlich mehr eine Epoche der inneren Kämpfe und alle jene Fürstensonarelle und Völkervereine hielten der Historienmalerei keine Bormürde. Ja wüßte wenigstens nichts Epochenmachendes aus dieser Kunstperiode zu nennen. Mit dem Jahre 1866 beginnt das dramatische Leben in der deutlichen Geschichte, der verworrene und verknüpfte Knoten wird durch das in engerer Friedensarbeit scharf geklärte Schwert durchhauen. Schon die Ereignisse dieses Feldzuges bieten der Geschichtsmalerei ein weites Feld ihrer Betätigung und sie erhebt ihren Höhenpunkt nach dem Kriege 1870/71.

Auch hier in unserer Ausstellung können wir den Gang der Geschichte verfolgen. Julius Scholz' erweitertes Bild „König Johann überreicht 1866 mit dem sächsischen Generalstab die

Grenze nach Böhmen“ — Festler Sr. Majestät der König — zeigt das sorgenvolle Antlitz des Königs Johann, der gestrebt, gerungen und gearbeitet, um den Konflikt zu vermeiden, nur schmerzbenegt sein Land verlassen muß. Die Schlacht bei Königgrätz gab v. Gög einen ermunternden Bormur, sein Talent in der Gruppierung der Soldatenmassen zu verwerten und zur Anschauung zu bringen. Von dem vor kurzem erst verstorbenen Schlachtmaler Lubw. Albrecht Schüller finden wir ein der Arme-Sammlung gehöriges Bildchen eines Reitergelechts des Königl. löchl. 1. Reiter-Regiments „Kronprinz“ mit preussischen Ulanen bei Senzig am 22. Juli 1866. Dasselbe Motiv hat er nochmals, nur stützenpaster behandelt, aber leuchtender und lebhafter in der Farbe (Nr. 22). — Prinz Georg führte 1866 die Reiter-Brigade, sein Schlachtröß „Gintra“, — lo benannt nach dem Sommerhof seines Schwiegervaters in Portugal — hat v. Harigisch bildlich dargestellt; das alte Pferd trug seinen Herrn in den Schlachten bei Königgrätz, Beaumont, Sedan und Bismars und diente auch noch unserm jetzigen König Friedrich August in seiner Jugend. Das Bildchen besigt Ihre Königl. Hoheit Prinzess Mathilde.

Die lange Bilderfolge, welche die heroischen Taten der beiden Prinzen und ihrer Söhnen im Feldzug 1870/71 verherrlichen sollen, beginnt mit Skizzen und Entwürfen von Schüller's Hand, die wohl nicht alle zur Ausführung gekommen sind. Die Kämpfe vor den Steinmauern und auf dem glücklosen Gang vor St. Privat la Montagne am 18. August 1870 weiß er dramatisch zu schildern. Auch Professor Louis Braun in München hat dieses Thema einst in einem großen Panorama behandelt und sendete nunmehr die Studien dazu ein. Das Offizierskafino des 2. Grenadierregiments Nr. 101, „Kaiser Wilhelm, König von Preußen“ besigt ein größeres Bild von Schüller von den Kämpfen vor St. Privat, welches gleichfalls dargestellt worden ist. Auch die Darstellung einzelner Szenen aus der Schlacht bei Sedan bot dem Künstler Gelegenheit, sein Talent zu befunden. Am virtuossten behandelt wohl v. Gög die Szene aus der Schlacht bei St. Privat, wo Hauptmann v. Felsch (der spätere General) ein Hoch auf den die 8. Komp. bearühenden Prinz Georg ausbringt. Die Figur, Haltung und der Kopf des Prinzen ist der Natur vorzüglich abgelaucht. Alle diese Bilder sind vielfach reproduziert worden, aber es wird sich vielleicht nicht leicht wieder eine Gelegenheit bieten, sie vereinigt zu sehen. Karl Albert hat sich die Begegnung der beiden sächsischen Prinzen Albert und Georg bei St. Privat zum Bormur genommen (Nr. 35). Zwischen diesen beiden Bildern ist ein Porträt des Königs Albert von Paul Kießling (Nr. 34) aufgeführt, welches der Zeit nach dem Feldzug entkammt. Es ist ein Gemälde König Alberts an den Minister Freiherrn v. Friesen und soll den Moment darstellen, wo ihm sein Minister Vortrag hält. Der König hält in der Rechten ein Schriftstück mit der Gegenzeichnung seines Ministers, in der Linken hat er die brennende Zigarre. Das Bild ist im Besitz von Frau vrn. Oberleutnant Freitrau v. Friesen geb. v. Bangerow in Leipzig. Nach den Siegen bei Metz wurde eine neue IV. oder nach ihrem Operationshauptplatz Naas-Arme genannte Armee gebildet. Der Oberbefehl erhielt Es. König. Hoheit der Kronprinz Albert von Sachsen. Diesen historischen Augenblick, wo dem Kronprinzen Albert der Befehl übertragen ward, hat Prof. Georg Koch in Berlin in einem vorzüglichem Wandbild im Schlosse des Hrn. Kammerherrn v. Frege zu Rhtnaundorf bei Leipzig dargestellt. Es war nicht möglich, das Original herbeizuschaffen, aber Prof. G. Koch hat mit größter Bereitwilligkeit die Originalskizze dazu, sowie noch andere Skizzen zu dieser Bilderfolge im Schlosse Rhtnaundorf zur Verfügung gestellt. Wir können nun die beiden sächsischen Prinzen und ihre braven Truppen weiter auf ihrem Siegeszug verfolgen. Theodor v. Gög zeigt uns in seinem Bilde aus der Königl. Gemälde-Galerie die Begrüßung der beiden Prinzen nach der Schlacht bei Beaumont, der ersten großen Schlacht, die der Kronprinz von Sachsen selbständig geföhrt hatte, für die ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen wurde. Am nächsten Tage nahm die Kavallerie der Naas-Arme die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Es zeichnete sich namentlich das 1. Ulanen-Regiment Nr. 17 bei Pouzy aus. Auch diese Reitertratte hat Theodor v. Gög lebenswahr gemalt. Das Bild hat einen schönen warmen Ton, während das der Königl. Gemälde-Galerie gehörige Gemälde das Betreten erkennen läßt, der Freitlich-Malerei zu huldbien. Die Schlacht bei Sedan wird durch drei Epochen zur Anschauung gebracht, zwei Berte

\* Besonders das Bild Nr. 13 „Sächsische Artillerie im Gefecht bei Düppel am 13. April 1849“ ist von prächtiger Wirkung und leuchtender Farbe. Der Festler Graf v. Einsiedel auf Schlos Reibersdorf bei Zittau hat es gütigst zur Aufstellung überlassen.

von Th. v. Göb. „Die Begrüßung des Prinzen Georg durch den Divisionsführer General v. Montebé auf der Höhe bei Zaigau“ und „Das 2. Jäger-Bataillon Nr. 13 erobert feindliche Geschütze“. Georg v. Bobbin, auch ein ehemaliger Offizier und Mitkämpfer bei Poznań — sein Porträt ist auch auf dem oben genannten Bilde von Göb — hat den Kampf der sächsischen Korpsartillerie dargestellt. Auch die Schlacht bei Wlitz wird uns von Rudolf Trude und in vier Hefenbildern (Studien für ein Panoramabild) von dem Landschaftsmaler Prof. Eugen Bracht im Verein mit dem Soldatenmaler Prof. Georg Koch vorgestellt. Diese Bilder sind Eigentum des Offiziersstabes des 8. Inf.-Regts. „Prinz Johann Georg“ Nr. 107 zu Leipzig.

Im alten Königschlosse zu Versailles sollte in jener prunkvollen Spiegelgalerie, wo einst die glänzenden Feste des „roi soleil“ stattfanden, des Deutschen Reiches Herrlichkeit aufleuchten. Durch die Zuvoorkommenheit und Güte des Hrn. Kommerzienrats Niehammer in Verbindung mit der Ausstellung der kostbare und prächtige erste Entwurf Anton v. Werners zu seinem berühmten Bilde Kaiserproklamation in Versailles, welches im Königl. Schlosse zu Berlin hängt, dargestellt worden. Er schließt die große Zeit des Krieges würdig ab.

Zur Friedenszeit übergehend, gewahren wir im nächsten Saale zunächst ein Gemälde von G. v. Bobbin „König Johann überreicht dem Kronprinzen Albert am 11. Juli 1871 vor der Picardie am Großen Garten den Feldmarschallsstab“ (nicht wie oft irrtümlich berichtet wird den Marschallsstab des Vorfürstlichen Johann Sobieski, den dieser beim Entzuge von Wien führte, sondern einen sogenannten Puffstab, den das grüne Gewölbe beherrschte). Sobann finden wir auch hier das große Bild von B. Heine, welches dem Stadtmuseum Dresden gehört „Begrüßung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Albert von Sachsen beim Einzug der Truppen am 11. Juli 1871 durch den Oberbürgermeister Dr. Wittenbauer und den Rat zu Dresden auf dem Neumarkt“.

Ein großes Bild von Th. v. Göb „Nach der Parade“ bildet ein Jubelungsgebet der Offiziere der Königl. Sächs. Armee an Sr. Königl. Hoheit den Prinzen Georg im Jahre 1884. Es stellt den Augenblick dar, als sich die höheren Offiziere und Stäbe der zur Parade vereinigt gewordenen Truppen um die Prinzenlichen Herrschaften versammelt haben, um diese zu begrüßen. Alle Persönlichkeiten sind Porträts, die mit großer Treue und Aufmerksamkeit wiedergegeben sind. Besizer des schönen Bildes ist jetzt Sr. Majestät der König.

Zwischen all diesen großen Gesichtsbildern sind nun eine große Anzahl Porträts der beiden verewigten Fürsten, sowie zwei Bilder Sr. Majestät des Königs Friedrich August III. und Ihrer Majestät d. Königin-Witwe. An erster Stelle ist wohl Meister v. Lenbach zu nennen, dessen Porträtkopf des Königs Albert zwar schon zur vorjährigen Lenbach-Ausstellung gezeigt worden ist, aber doch von so hohem künstlerischen Werte ist, daß er nicht wohl weglassen dürfte. Sein glücklicher Besizer ist Geh. Finanzrat a. D. Dr. Jendz, Dresden. Von Lenb. Königs finden wir die beiden schönen lebensgroßen Bildnisse des Königspaars. König Albert ist in Generalsuniform und Königin Carolina in elfenbeinfarbenem Atlaskleid mit Spigen und Perlen garniert, eine Diamantkrone als Kopfschmuck, Perlen und Diamanten als Halsband, einen Spitzenfächer in der Hand tragend. Das schöne Bild hängt jetzt im Königl. Schlosse in der ersten Etage im sogenannten Familienzimmer, dem ehemaligen Arbeitszimmer des hochseligen Königs Albert, mit dem Bild nach dem Staalhof. Von demselben Künstler erwähnen wir noch ein Porträt des König Albert in der Uniform seines Garderegiments (Eigentümer ist das Offiziersstabes der Garderegiments), sowie ein vortrefflich gelungenes Bildnis Sr. Majestät des Königs Friedrich August III. als Prinz. Ferner finden wir in dieser Porträt-Sammlung die Künstlernamen von Banzer, Wöhringer, Büsch, Diethe, v. Hartigisch, Rießing, Moritz Müller f., Brelz, Köbig, Esterl, v. Bobbin vertreten.

Unter den plastischen Werken steht wohl C. Seiffners Marmorbüste Sr. Majestät des Königs Albert mit der schönen, dunklen Marmorstiele an erster Stelle. Auch Meister Schilling hat zwei Bronzestudien der beiden Könige angefertigt; auch entstammt die Marmorbüste des Königs Georg als Prinz, welche Ihre Königl. Hoheit die Prinzess Mathilde zur Verfügung gestellt hat, seiner Meisterhand. Einen schönen Mittelpunkt im großen Oberflächbild bildet die verkleinerte Nachbildung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, die im vorigen Jahre in St. Louis gezeigt worden

ist und nun auch vom Künstler zur Ehrung des Andenkens der beiden Könige, die auch ihm so viel Guld erwiesen, dem Kunstverein überlassen wurde. Von Max Baumbach, dem Schöpfer des Königl. Albert-Denkmal für Dresden, finden wir ein im Besitz des Stadtmuseums zu Dresden befindliche vortreffliche, sprechend ähnliche und großartig monumental gehaltene Marmorbüste des Königs Albert.

Die zahlreichen Blätter der graphischen Kunst werden eröffnet mit einer Jugendarbeit des hochseligen Königs Albert. Es ist ein kleines Blatt, das des historischen Interesses wegen vom Besizer, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Johann Georg, der Ausstellungsbewertung mit übergeben wurde, der erste Versuch des achtzehnjährigen Prinzen Albert in der Kunst des Radierens. Dieses Blatt hat ein mehrfaches Interesse. Es trägt die eigenhändige Unterschrift der Königin-Witwe Marie: „Von Albert, sein erster Versuch im Radieren“. Außerdem ist die Waage des Gegenstandes selbst. Es ist das bekannte Bildnis Alberts des Beherzten, des großen Helden des Prinzen, des stets kampfbereiten, siegreichen Kriegsmannes und treuen Vasallen des Kaisers Maximilian, der dargestellt wird.“ Aus der Jugendzeit der beiden Könige gibt es eine Menge lithographischer Bilder, wovon nur eine beschränkte Anzahl aufgenommen werden konnte. Die gefälligsten und bekanntesten sind jene Lithographien von Hanskaengel, nach Zeichnungen von Ernestus (Ernst v. Graubhaar, † 1870 als General und Brigadecommandeur bei St. Privat). Die entsprechenden und einnehmenden Persönlichkeiten beider Prinzen, namentlich des aufwachen schönen Prinzen Georg kommen hier recht zur Geltung, wie überhaupt bei der Hanskaengel'schen Kunst der Lithographie und späterhin der Photographie das Anmutige und Gefällige besonders hervorragt. Weniger bekannt ist das Jugendbildnis des Prinzen Georg in Garderegimentsuniform, geschnitten von H. Jöhndt. Von landschaftlichen Erinnerungsbildern ist wenig vorhanden, sie tragen den Charakter ihrer Zeit, wie z. B. Nr. 114: die deutsche Fregatte Gernersfede oder Nr. 117:

Anficht der Duppelner Höhen von Allen, Lithographie nach einem Originalbild im Besitze des Königs Albert. Das Bild hing früher im Schlafzimmer Sr. Majestät des Königs Albert im Schlos, scheint aber verlegt oder verlegt worden zu sein. Es war von der Hand meines Vaters ausgeführt und dem Prinzen nach dem Festzug 1849 als Andenken überreicht worden. Die Spitze dazu befugte ich noch in dem Stützenbuche meines Vaters.“ Begleitendes liegt mir auch noch das Dankschreiben des Prinzen Albert vor, es lautet: Mein alter Schreiber, Tausend Dank für Ihre freundliche Gabe, die mir Besinn geben brachte. Ich werde sie als ein Andenken an die schöne Zeit bewahren, wo ich so viel Liebe und Kameradschaft in dem Artillerieregiment fand, als ein Andenken an unsere für seinen König geliebten damaligen Führer, besonders aber an Sie den freundlichen Ober. Dresden, den 20. Dez. 1850 Ihr dankbarer alter Kamerad Albert H.G.S.

In späterer Zeit, etwa am Ausgang der 50er Jahre, begann die Photographie an die Stelle der Lithographie zu treten und unterliegt heutigen Tages die Erinnerung so gewaltig, daß auch bei dieser Ausstellung ausnahmsweise einige Blätter mit aufgenommen wurden. Eines der ersten dieser Blätter ist jenes Bild der Einschiffung des neuvermählten Paars Prinz Georg von Sachsen und Donna Maria Anna, Infantin von Portugal auf der Korvette Bartholomäus Diaz im Hafen von Lissabon, am 14. Mai 1859, das von einem portugiesischen Marineoffizier damals aufgenommen und meiner Mutter geschenkt war, welche die Prinzessin mit einholte. In Deutschland fand um jene Zeit diese Reproduktionskunst noch nicht auf gleicher Höhe. Welche Fortschritte hat dies Verfahren aber gemacht, wenn man jetzt die Ausnahmen selbst nur eines Amateurs, des Hrn. Oberst v. Vortsch (Nr. 106) betrachtet, die er in Stillleben aufgenommen hat.

In dieser Abteilung sind auch die Stützen von Th. v. Göb zu seinen verschiedenen Schlachtenbildern mitausgestellt, die namentlich die Künstler interessieren dürften, weil sie zeigen, mit welcher Sorgfalt Göb seine Bilder vorbereitete, daran änderete und besserte, bis sie dann im Hauptbild schließlich vollendet dastanden. Die Armeesammlung bemerkt außer den hier ausgehaltenen noch viele Studienblätter und Porträtskizzen der auf den Gemälden dargestellten Persönlichkeiten.

\*) Die Blatte zu dieser Radierung besitz ebenfalls Sr. Königl. Hoheit Prinz Johann Georg, besag. den Stein zur Lithographie von D. Jöhndt Nr. 102 des Katalogs.

\*\*) Mein Vater führte 1849 die letzte Batterie im 6. säch. bei Duppel, siehe Bild Nr. 13 von Th. v. Göb.

C. Zimmer's Originalzeichnung — Gießstichplatte —: „König Albert auf dem Totenbette“, Besizer das Stadtmuseum zu Dresden, desgleichen die Zeichnung desselben Künstlers: „Beisetzung Sr. Majestät des Königs Albert in der Katholischen Heiligste zu Dresden“ erweisen unsere scheinliche Teilnahme.

Ihre Majestät die Königinwitwe hatte die Gnade, noch einige kostbare kunstgewerbliche Erinnerungsgüter zur Verfügung zu stellen. So die kostbare Jardiniere in Silber, mit Darstellungen aus dem Feldzuge, auf Meißner Porzellan gemalt. Auf den Blättern des die Schale umschlingenden Vorbergs sind die Namen der Schlachten eingegraben. Es ist ein Geschenk Ihrer Majestät der Königin Carola an Sr. Majestät König Albert zu seinem fünfzigjährigen Militärdienstjubiläum, nach genauer Angabe der Königin von einem jungen Künstler, Garten, ausgeführt. Die Kassette mit Hirschzähnen der von Sr. Majestät dem König Albert erlegten Hirsche ist gleichfalls ein Geschenk der Königin an ihren Hohen Gemahl und dürfte besonders alle Weidmänner interessieren. Ein zierlicher Paravent mit Ansichten von Sibirien, Mexiko und Strehlen, gemalt von Fr. Gerbi v. Seghli, umschließt eine Menge Photographien aus dem Leben Sr. Majestät des Königs Albert.

Es finden sich noch manche Kunstwerke und Erinnerungsgüter, die nicht genannt werden konnten und doch Anteil beim Beschauber erwecken dürften, denn der Katalog zählt bis jetzt über

125 Nummern und noch immer kommen Stücke hinzu, die, in Privatbesitz befindlich, bisher noch wenig bekannt waren.

Diese ganze Veranstaltung hat namentlich ein geistliches und vaterländisches Interesse. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sie veranlaßt worden. Leute, die auf dem Gebiete der Kunst nur „die Modernen“ für berechtigt halten und nur „die heilige Gezeiten“ anbeten, werden freilich keinen Geschmack daran finden. Mobergerer und Kunst-Gourmands löst man natürlich von „Kafemengschmack“ und „Kommunikant“ reden. Aber die breiten Schichten des Volkes werden ihre Freude daran haben, die Kriegsteilnehmer werden alle Erinnerungen aufzulesen und alle Kunstfreunde die gern sauber und korrekt geführte Zeichnungen und wohl vorbereitete und entworfenen Bilder sehen, werden einen hohen Genuß an den v. Oßligken, v. Bodenbichsen und Kochschen Schlachtenbildern und Stützen haben. Schon jetzt strömt die Jugend herbei, um sich an den Soldaten, die ihnen dabei von ihren Lehrern erzählt werden, zu begeistern.

So möge diese Ausstellung nicht nur die Einwohner Dresdens, sondern auch viele Kunstfreunde des ganzen Sachslandes fesseln, damit nicht nur ihr idealer patriotischer Jovoc erfüllt werde, sondern auch dem Kunst-Bereine neue Freunde gewonnen werden zum Wohle der Kunst und der Künstler.

Worig Schneider, Oberst J. D.

### Bücherbesprechungen.

— Der Königstein in alter und neuer Zeit von Albert Klemm. Leipzig, Arndt Strauch. (20 Bilder, 2 Karten.) 2,50 M. broch., 3,50 M. gebd. — In der vorliegenden kulturhistorischen Skizze hat der Verfasser mit wachem Bienenfleiß die Unterlagen zusammengetragen zu einer Chronik der lagenunwobenen alten sächsischen Festung Königstein. Er macht es dem Leser nicht gerade leicht, sich in dem reichen, „in sich“ wohl geordneten Materiale zurecht zu finden, weil er es diesem überläßt, sich zunächst erst über das System klar zu werden, nach dem er, der Verfasser, sein Material sichtet. Ein dahin orientierendes Geleitwort leßt, so daß man beispielsweise erst aus der Anordnung des in 2 Teile geschiedenen Quellenanhangs auf Seite 128 darauf kommen muß, daß die vielen in dem Text eingeschalteten Ziffern die Absätze angeben, unter denen das entsprechende Schlagwort in einem der Hauptabschnitte 1 bis 18 („Die Burg und ihr Gebiet“) behandelt wird. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir als Autor den Seite 124 als derzeitigen Oberlehrer aufgeführten Kantor der Festung Königstein Hrn. Klemm ansprechen, der in diesem Jahre auf eine 25jährige Verwendung in seiner Dienststellung zurückblicken darf. Dr. Kantor Klemm würde des aufrichtigen Dankes aller um die Pflege und die Erhaltung der geschichtlichen Überlieferungen unseres engeren Vaterlandes Besorgter sicher sein und gewiß auch seinem Werte einen großen Preisfeld erkönnen, wenn er das in langen Jahren erhaltene Arbeit gesammelte, zurzeit aber nur in Form von Regellen zusammengefaßte Material zu einem chronikartigen Werke über die alte Befestigung ausarbeiten würde. Die Ausstattung des vorliegenden Werkes in bezug auf Papier, Druck und in Lichtdruck wiedergegebenen Abbildungen ist eine mühegültige.

— Gustav Franz. Ein Gedenkbüchlein. Bekleideten von Ludwig Grimm. Oritz, Druck von Höfler & Co. — In der Art, wie Gustav Freitag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit zeichnet, mit Liebe und Sachkenntnis, unternimmt es hier der Verfasser, uns etwas aus der jüngsten Vergangenheit des Vaterlandes zu berichten, in dessen Mittelpunkt eine Gedenkstiftung steht, der am 25. Sept. 1832 zu Schlei geborene, am 24. Sept. 1904 zweiundsechzigjährig zu Wien verstorbenen Gustav Franz, ein Ideologe, vorzüglicher Latinit, auch in Versen, der tiefgründige Forscher mit klarer, oft humorvoller Darstellung verband, in Jena, wo er studierte und sich habilitierte, mit dem Haupt und Klassiker und Rektor der protestantischen Kirchengeschichte, Carl Hale, bekannt, ja befreundet ward, so daß er fast als ein Schüler desselben gelten könnte, wenn er in seiner charakteristischen Kennenart nicht auch diesem gegenüber seine Meinung und Stellung behauptet hätte, jedenfalls dessen Richtung angehörig, die gegen alle Verdunkelung die freie protestantische Wissenschaft und Forschung und gegen den Nationalismus der Tübinger

Schule wiederum die Romantik betonte, die das Übermaß der Kritik bekämpfte. In Wien, wohin Franz von Jena aus berufen ward und wo er sich als ästhetischer Hofrat ganz assimilierte, gehörte er der evangelisch-theologischen Fakultät an und ward Kirchenrat, in welcher Doppelfstellung Franz lange Jahre eine gesegnete, wenngleich nicht immer ruhmvolle Tätigkeit entfaltete, wie der Sturm des Grazer Kirchenstreites bewies. Die Kindheit dieses modernen und in seinen Kreisen wohl bedeutungsvollen Mannes, dessen human-charaktervolles Äußeres wir aus dem Bildnis kennen lernen, das der Grimmschen Schrift vorangestellt ist, fällt in die Jahre, in denen die patriarchalischen Zustände in einzelnen kleinen deutschen Staaten, auch in dem reußischen Bistum, wohl noch sehr hervorstrahlten, als heutzutage, und anheimelnde Szenen schufen, von denen und Grimm in seiner Schrift lobliche Proben (S. 11, 43 f.) gibt, die von Segen für alle Teile, Höhe und Nieder, Wohlthaten gebende und empfangende, wurden und zeigten, wach eine Weite und Tiefe oft in der Enge des Lebens, auch des politischen, wohnen kann, die man in größeren Verhältnissen häufig vergebens sucht. Der Hauch des Primatlichen weht aus diesen Rundgebungen und Geschicknissen des oft verführten kleinstädtischen Lebens und findet in dem Schilderter einen warmen Interpreteten. Wer weiß, ob das, was Franz schließlich ward, ein Mann, der in den großstädtischen Wirbeln der Kaiserstadt an der Donau eine Persönlichkeit darstellte, ohne den Untergrund entlassen wäre, den Franz in seinen heimischen Zuständen besaß! Wie Franz's gemüthliche und gemüthlose Kindheit und Schulzeit in Schlei in Grimm einen Nachempfänger und Darsteller gefunden hat, wie der verkörperte Ideologe ihn sich nicht besser hätte wünschen können, so hat auch die akademische Jugendzeit in Jena mit ihrem burlesken Treiben einen Biographen erhalten, der dem Humor der Sache gerecht zu werden weiß. Man sieht sich hier wie in die ganze Schritt mit einem außerordentlichen Vergehen hinein. Auf der Höhe steht Grimm's feinkritische Arbeit aber in dem Kapitel, das Franz's Wiener Zeit gemeldet ist. Hier hören wir einen philosophisch und historisch gebildeten Schriftsteller reden, der seinem Gegenstand gewachsen ist und sich kritisch selbständig verhält. Die Schrift wendet sich in erster Linie naturgemäß an Ideologen. Aber jeder Freund der Kulturgeschichte, der deutschen Volks- und Primatstunde wird sie mit Vergnügen und Nutzen lesen, da sie einen weiten Horizont hat, so daß der Gegenstand sich in dem Sinne ausdehnt, wie es zu Anfang dieser Zeilen angedeutet worden ist.

J. R.

— Stelthorn, Kurgefaßtes Wörterbuch zum Griechischen Neuen Testaments. Leipzig, Dörfling u. Franke, 1905. 2. Aufl. 158 S. — Das Wörterbuch ist vom Ref. in seiner Handlichkeit, Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit erprobt worden. Zu wünschen ist, daß für sämtliche Worte, die ein einzigesmal vorkommen, die Belegstelle angegeben wird.

J. J.

**Ersteinst**  
 Dienstag, Donnerstag  
 und Sonntags und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 5, bezogen werden.

Nr. 112.

Donnerstag den 21. September abends.

1905.

## Der Wetterberichtsdiens in den Vereinigten Staaten.\*

Von Dr. Friedrich Klengel.

In keinem Lande der ganzen Welt wird das Studium der praktischen Meteorologie so eingehend und mit solchem Kostenaufwand betrieben wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Centralstelle für sämtliche Zwecke der ausübenden Witterungskunde ist das Wetterbureau zu Washington. Der Zahl der Angestellten nach ist dieses meteorologische Bureau das größte der Welt. Denn es zählt ungefähr 200 Beamte, einschließlich des Personals der Druckerei. Die Aufgaben, welche dieses Institut zu erfüllen hat, sind sehr vielseitige und betreffen teilsweilend nur in der Abfassung von Wetterberichten oder Wetterprognosen. Sie erstrecken sich vielmehr auch auf die Beobachtung des Wasserstandes der Flüsse und Seen, der Ernteverhältnisse und Ernteaussichten, auf die Ausgabe von Sturmwarnungen oder Kältewarnungen, die ja praktisch für die Landwirtschaft wie für die Schifffahrt von höchster Bedeutung sind, sowie endlich auf eine Verarbeitung des überreichen Materials an Beobachtungen zu klimatologischen Arbeiten. Für alle diese besonderen Aufgaben sind bestimmte Abteilungen vorhanden. Im Vordergrund steht aber stets die praktische Verwertung aller bisherigen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Diese durchweg praktische Richtung der ganzen Organisation gibt sich auch in der Angliederung des gesamten Wetterdienstes an das Department of Agriculture kund.

Mit dem Wetterbureau zu Washington steht eine außerordentlich große Zahl von Einzelstationen in regelmäßiger täglicher Verbindung. Zunächst kommen die 180 Barometerstationen in Betracht, die täglich zweimal, früh 8 Uhr und abends 8 Uhr — Einzelzeit nach dem 75. Meridian gerechnet — sämtliche Ablesungen an Barometer, Thermometer und Windapparat nach der Hauptstelle telegraphieren, wo sie für die Herstellung der Wetterarten und Berichte sofort verarbeitet werden. Die Prognose wird bereits gegen 10 Uhr aufgestellt und zwar morgens für den Abend und den nächsten Tag, abends für die folgenden 48 Stunden. Die Wetterkarte wird nur einmal und zwar am Morgen gedruckt und gegen 11 Uhr veröffentlicht. Von großer Wichtigkeit für eine möglichst ausgedehnte und beschleunigte Verbreitung der Wetterberichte ist die Einrichtung, daß die meisten dieser korrespondierenden Stationen auch untereinander in Verbindung stehen, ihre Beobachtungen austauschen und selbst Wetterarten mit Prognosen für einen bestimmten Bezirk ausgeben. Sie stellen also gewissermaßen selbständige kleine Lokalwetterbureaus dar. Auf diese Weise werden in den Vereinigten Staaten durch Telephon, Telegraph oder Post täglich etwa 80 000 dieser Wetterberichte und Prognosen ausgegeben, an Tagen mit besonders Witterungserscheinungen noch bedeutend mehr.

Zu diesen Hauptstationen kommen ferner 250 Sturmwarnungsstationen hinzu, die längs der Küste und an den großen amerikanischen Seen verteilt sind, und 300 Stationen, welche Temperatur und Niederschlag hauptsächlich für landwirtschaftliche Zwecke beobachten. Alles in allem gibt das eine Summe von 730 besetzten Stationen, die durch eine noch weit größere Zahl ungenügend arbeitender Beobachtungsstellen ergänzt werden. So sind allein 3000 freiwillige Beobachter für Niederschlag und Temperatur und 14 000 andere vorhanden, die über landwirtschaftliche Fragen, Ernteverhältnisse usw. Berichte einsenden. Auch außerhalb des eigenen Landes unterhält das Wetterbureau in Washington telegraphische Verbindungen mit einigen Stationen

benachbarter Staaten, zum Beispiel Kanadas und Mexikos, ja sogar von den Höfen und von Europa werden regelmäßig täglich einige Wetterdespatches bezogen. Der Kostenaufwand, den diese große Organisation verursacht, ist ein sehr bedeutender und beträgt über 1 Million Dollars oder rund 4 1/2 Millionen Mark.

Frage man sich, ob dieser Riesenumme auch nur einigermaßen ein Gegenwert in den Zeilungen und Erfolgen des Wetterbureaus gegenübersteht, so lautet die Antwort nach den bisherigen Erfahrungen unbedingt bejahend. Denn nach dem Urteile der Sachverständigen ist der Nutzen der allgemeinen Prognosen sowie der Sturm- und Hutmarnungen auf nicht weniger als 20 Millionen Dollars pro Jahr zu schätzen, so daß die Betriebskosten wohl überreich gedeckt werden. Gehen wir auf diese zuletzt genannten Warnungen noch etwas näher ein.

Die Sturmwarnungen beziehen sich auf die westindischen Wirbel, deren Annäherung von den am Golf von Mexiko gelegenen Stationen rechtzeitig gemeldet wird. Die Warnungen ergehen etwa zwölf Stunden vor dem erwarteten Eintreffen der Stürme. Mit Solz kann der Vorstand des Wetterbureaus zu Washington die Behauptung aufstellen, daß während der letzten sechs Jahre kein Wirbel mehr die Grenzen der Vereinigten Staaten erreichte, vor dem nicht rechtzeitig die entsprechende Warnung ergangen wäre. Auf diese Weise war es möglich, durch rasche Bergung gefährdeter Gegenstände den materiellen Wert der Sturmrisiken auf ein Viertel der früheren Beträge zu verringern.

Nicht minder wichtig sind die Warnungen vor einem zu erwartenden starken Temperaturrückgang, einem „Kälteeinbruch“ oder einer „Kältewelle“ (cold wave), wie die Amerikaner sich ausdrücken, wodurch die Landwirtschaft — namentlich in den südlichen Staaten — stark gefährdet werden kann. Zu bestimmten Zeiten gehen in die bedrohten Gegenden binnen wenigen Stunden bis zu 100 000 Warnungstelegramme und Berichte ab.

Am deutlichsten offenbart sich die segensreiche praktische Wirksamkeit des amerikanischen Wetterdienstes aber zweifellos in den Warnungen vor Hochwasser und Überschwemmungsnot, in den Hutmarnungen. Diese Warnungen können auf Grund genauer fortwährenden Beobachtungen von Wasserlauf und Wasserzustand in Verein mit sorgfältigen Niederschlagsmessungen mit großer Sicherheit meist mehrere Tage im voraus ausgemittelt werden, da das Wasser lange Zeit zur Zurücklegung größerer Strecken gebraucht und die Überschwemmungsgefahr vom Quellgebiet ausgeht.

Im Jahre 1897 konnten, am nur ein Beispiel herauszugreifen, durch frühzeitige Hutmarnungen bei einer großen Überschwemmung Gegenstände im Werte von 15 Millionen Dollars aus dem Bereich des Hochwassers vorher entfernt und gerettet werden. Endlich seien noch die speziellen Prognosen erwähnt, welche das Wetterbureau für die auslaufenden Dampfer betreffs der Luftbewegung während der ersten Tage der Seereise aufstellt.

Für den Dampferverkehr mit Europa ist die Bank von Newfoundland etwa die Grenze dieses Wetter- und Prognosegebietes und es spielen auch die „banes“ in allen Zeitungsberichten in dieser Beziehung eine bedeutende Rolle. Sei der zuletzt genannten Aufgabe sind die europäischen Wettertelegramme von Wichtigkeit, da aus ihnen Schlüsse über die Richtung und Geschwindigkeit der durchziehenden Depression abgeleitet werden können.

Welchen großen Vorteil würde man erst in Europa bei der Aufstellung der Wetterprognosen haben, wenn man, dem Beispiel

\* Nach einem Bericht von Dr. F. R. Gner, Wien. Met. Zeitfchr. 1904, Oktoberheft, S. 465—469.

der praktischen Amerikaner folgend, einige überseeische Wetter-telegramme aus der Union beziehen würde! Wird doch die Bitterna in ganz Westeuropa im wesentlichen verdrängt durch die von Westen her über den Atlantischen Ocean herannahenden Birkel, während der Chen Amerika in viel geringerer Maße auf die Beobachtungen aus Europa ankommen ist.

Somit ist bekannt ist, verwendet man bis jetzt nur in Paris einige überseeische Telegramme bei der Abfassung der Wetter-voransage und zwar mit der Beobachtung von 8 Uhr abends amerikanischer Zeit, die also nach unserer Zeit einer Abweisung 2 Uhr nachts entsprechen würde und deshalb ganz gut in die Vormittagsberichte aufgenommen werden kann. — Das meteor-

ologische Reg der Vereinigten Staaten erstreckt sich über ein Gebiet, welches an Größe ungefähr Europa gleichkommt. Der Umstand, daß die Leistung des Wetterdienstes in diesem ungeheuren Gebiete eine einheitliche ist, bedeutet allein schon gegenüber der Zersplitterung des europäischen Reges in die zahlreichen gesonderten Systeme der Einzelstaaten einen erheblichen Vorteil. Nicht man fern in Rechnung, mit welcher Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Schnelligkeit hier alle die verschiedenen Aufgaben des Wetterdienstes bearbeitet und die Resultate der Offenlichkeit zugänglich gemacht werden, so muß den amerikanischen Einrichtungen auf diesem Gebiete, in der praktischen Meteorologie, untreulich das höchste Lob und Verdienst zugesprochen werden.

### Bücherbesprechungen.

— Froß, G. A. Bilder aus dem Leben des Heilendönigs Gustav Adolf von Schweden. 138 S. 75  $\frac{1}{2}$  geb. Verlagsbuchhandlung von Arnold Strauch. — Nachdem des großen Schwedenkönigs Gedächtnis bei seinem 300jährigen Geburtstag im Jahre 1894 durch mancherlei Lebensbeschreibungen und Denkschriften erneuert worden ist, wird unter teilweiser Benützung der damals erschienenen Literatur in den vorliegenden Lebensbildern der Ketter der evangelischen Sache dem Volke und der Jugend in etwas freierer Gestaltung vorgeführt. Der Verfasser versucht den historischen Stoff eine neue frische Färbung zu geben, indem er Gespräche der geschichtlichen Persönlichkeiten selbständig konstruiert, freilich fallen diese Unterredungen, aus denen man die Geschichte erfahren soll, manchmal etwas langatmig und schleppend aus. Ein Verstoß gegen die Geschichte findet sich auf S. 38, wo der fünf Jahre ältere Ketter Gustav Adolf, Herzog Johann, zum evangelischen Sohne des katholischen Polentomas Sigismund genannt wird; er war vielmehr dessen Bruder, ein jüngerer Sohn des Königs Johann von Schweden. D. K.

— In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten von Gustav Benz, Warrer zu St. Matthäus in Basel. Zweite Auflage. Basel, Friedrich Reinhardt. 4. M. — Dieses Werk kommt uns erst jetzt zu Gesicht, obwohl es doch schon länger vorhanden sein muß. Und wir haben es mit großer Freude kennen gelernt. Der Prediger ist eine ursprüngliche Erscheinung, die sich in seine der vorhandenen Klassen einreihen läßt. Das tritt dem Leser sofort darin entgegen, daß die Predigten ohne jede Einteilung und Abtheilung gearbeitet sind. Irren wir nicht, so ist außer den Überschriften und den Texten in dem ganzen Buche nicht ein Wort durch den Druck hervorgehoben. Wie ein heiß gleichmäßig fließender Strom ziehen die Gedanken uners über Predigt in dem Leser vorüber. Wir wollen mit dem Verfasser nicht streiten, ob das wirklich das Richtige ist, das ausnahmslos am Plage wäre. Jedemfalls gehört es zu seiner Eigenart, daß er über seinem Text hinnebt die Feder führt und nach sorgfältiger Vorbereitung niederreibt, was ihm zu zukommt. Es ist, als ob er mit seinen Zuhörern vor einem Bilde stände und es ihnen in ruhiger, sachlicher Rede deutete und erklärte, um sie auf jede einzelne Schönheit aufmerksam zu machen. Wir wollen nicht tabeln, sondern loben, wenn wir sagen, jene Predigten seien im Plauderton gehalten, nämlich im edelsten, weisesten, der aber frei ist von jeder künstlichen Erregung, und in dem der Verfasser jedes Pathos, das ihm wohl auch zur Verfügung stände, im Entstehen unterdrückt. Was den Inhalt der Auslegung anlangt, so ist er beherzigt von der Schrift und des Verfassers vor dem Worte der Offenbarung. Die ganze biblische Kritik existiert nicht für ihn; er will durch Schilderung seines Bildes, das er vor sich hat, den Mitbeschauer demütigen und erheben, trösten und erquiden, und dabei ist es ihm völlig einerlei, was die Regenten von Ort und Zeit der Entfaltung, vom Males und seiner Schule vorgebracht haben. Und um das rechte Verständnis zu erzielen, werden Kunst und Natur, Kollektive und Einzelliche zur Erläuterung herangezogen und zwar in so muster-gültiger Weise, daß unsere jungen Prediger hier lernen können, wie man das macht, wenn man Buren, Japaner, soziale Frage und Ähnliches auf die Kanzel bringen will. Vergleichen kommt hier vor, nicht weil die neuzeitige Gemeinde so gern von solchen Tingen reden läßt, sondern da, wo es als naheliegendes Hilfsmittel der Auslegung sich von selber bietet. Wir empfehlen die eigenartigen Predigten zum heiligen Studium. B. K.

— Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland von Theo Sommerlad. Zweiter Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Vor einiger Zeit ist der zweite Band dieses großangelegten wirtschaftsgeschichtlichen Werkes erschienen, mit dessen Herausgabe der Verfasser vor fünf Jahren begonnen hat. Gestützt auf eingehendes Quellenstudium hat der hollische Gelehrte die Erklärung eines der schwierigsten Probleme der Weltgeschichte in Angriff genommen. Wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, wird der wirtschaftsphilosophische Charakter, der den beiden ersten Bänden des Gesamtwerkes eigen ist, auch den nachfolgenden Bänden gewahrt bleiben. Man wird gegen diese Auffassung von wissenschaftlichem Standpunkte ebensowenig einwenden können, wie gegen Sommerlads Tendenz, „aus der Darstellung des Zuständlichen den Stillstand zu eliminieren und die Entwicklung aufzuweisen, in der alles geschichtliche Leben dem Historiker allein sichtbar ist“. Auch darin wird man dem Autor beipflichten können, daß bei dieser Auffassung es allerdings undenkbar und unmöglich ist, die Persönlichkeiten aus der Entwicklung auszuklammern. Bei der eigenartigen Anschauungsweise des Verfassers, durch die er sich vielfach in Gegensatz zu älteren Wirtschaftshistorikern stellt, liegt allerdings die Gefahr nahe, daß die in der Untersuchung unterworfene Materie von einem einseitigen Standpunkte betrachtet wird, so daß vielleicht wichtige Momente, durch welche die Entwicklung wesentlich mit beeinflusst worden ist, unbeachtet bleiben oder zu wenig gewürdigt werden. Dies herauszufinden würde allerdings eine Nachprüfung des ganzen Stoffes erfordern, zu der nur ein spezieller Kenner befugt wäre. Von dem Gedanken ausgehend, daß eine aus religiöser und philosophischer Spekulation erwachene Weltanschauung das Ursprüngliche, ihre Stellungung auf wirtschaftlichem Felde erst das Spätere in der Entwicklung des Mittelalters gewesen ist, stellt sich Sommerlad die Frage: „Inwiefern ist von kirchlichen Gedanken das Wirtschaftsleben uners Volkes befruchtet worden, und inwiefern hat sich die besondere kirchliche Idee in wirtschaftliche Kraft und in wirtschaftliche Laten umgesetzt?“ Der reiche Stoff, der in durchaus sachlicher und dabei doch fesselnder Weise zur Darstellung gebracht wird, ist in fünf Kapitel gegliedert. In den beiden ersten Abschnitten legt Sommerlad dar, wie Karl der Große, der gewaltige Realpolitiker unter den Pippiniden, durch seine geistliche Interpretation Augustinischer Lehren die Kirche in ein ausgeprägtes wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis zum Staate brachte, wobei auch auf das Vorbringen der Eigentümende, jenes typischen Elementes des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, näher eingegangen wird. Aber diese „seltsam ironische Dialektik der Weltgeschichte“, wie Felix Dahn sagt, daß gerade der „Sanct Augustinische Theozismus“ Karl den Großen „zur äußersten Knecdung der Kirche“ geführt hat, war nur von kurzer Wirkung. Die Rezeption des Augustinismus brachte dem königlichen Regiment nur für den Augenblick Stärkung und erwieb ihm im übrigen als eine folgen-schwere Lat, die unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen umgekehrt das Königtum in Abhängigkeit von der Kirche brachte. Sommerlad sagt über diesen interessanten Prozeß am Ende des ersten Kapitels folgendes: „Nur ein völlig ausgebreiteter, in sich fertiger und fester Staat hätte sich ungestraft mit einer so gewaltigen Idee verdrängen können, wie mit dem Augustinismus, der sich naturgemäß aus der geschichtlichen Entwicklung herausgeholt hatte, dessen Grundgedanke so homatistisch zwingend geprägt war, und der jene einzigartige Spann- und Latkraft enthielt, mit der jedes gesellschaftliche Zukunftsideal unüberwindlich auf die Gegenwart wirkt. Gewiß hat sich diese Idee nur um den Preis einer zeitweiligen Kirchherrschschaft des Staates

das Patrimonialrecht im Staate Karls des Großen erkaufen können, aber sie erfüllte und durchdrang alsdann Staat und Gemeinwesen dergestalt, daß es ihr gelang, den noch nicht widerstandsfähigen Staatgebanken, der zudem in eine unklare weltpolitische Spähre hineingerissen wurde, völlig zu reformieren. Es wiederholte sich im Leben der Völker häufig eine Erscheinung aus dem Leben der Individuen: der Mann vermag fremden Einflüssen ohne Beirathigung seiner eigenen Ueberzeugung Einlaß in sein Denken zu gewähren, der Jüngling wird ihnen meistens auf Kosten seiner geistigen Selbständigkeit erliegen.“ Augustin blieb also mächtiger als Karl der Große. Unter Ludwig dem Frommen setzte die Restauration des Augustinismus ein. Die Pseudo-Historiker Petrarca betont mit Nachdruck die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche von jeder staatlichen und weltlichen Gewalt. „Mitten hinein in das Ruinenfeld des karolingischen Staates“, sagt Sommerlad, „baute der weströmische Kaiser die Staatskirche des Mittelalters und zugleich, mit ihm innig verknüpft, das kommunistische Ideal des Mittelalters. Eine Reaktion zugunsten der Kirche trat aber unter der Herrschaft König Heinrich ein, der in berechnender Augenblickspolitik die Wirklichkeitskräfte der Kirche den Stammesherzögen überantwortete. Der Vertrag der Regierungsjahre des ersten deutschen Königs war, wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiete, eine Trennung von Kirche und Reich. Otto der Große aber wandelte wieder auf den Pfaden Karls des Großen; denn die Kirche allein erhielt damals alle die Kräfte, deren ein einsichtiger Staatsmann zum Aufbau eines weltlichen Staatswesens bedurfte. Das Ziel Otos des Großen war die Verweltlichung und staatliche Eingliederung der Kirche. Durch Verwertung des altheimischen Gefolgschaftsbanken gelang es Otto, die deutschen Kirchenfürsten an seine Person und an den Staat zu fesseln. Zwar ist wohl die Hof- und Gerichtsherr der geistlichen Würdenträger der wirtschaftlichen Entwidlung der Kirche zunächst nicht sonderlich günstig gewesen, indessen setzte dafür unter Heinrich II. ein um so erfreulichere Auffassung der wirtschaftlichen Tätigkeit der Kirche ein.“ Als die beiden Gangesrichtungen, welche die deutsche Volkswirtschaft in dem besprochenen Zeitraum zu einem weltlichen Ziele der Kirche zu verbanden hat, bezeichnet Sommerlad: die Mobilisierung des Grund und Bodens in den Zeiten der Karolinger und in den Zeiten der sächsischen Kaiser die Anfänge einer Mobilisierung des Edelmetallgeldes. Wir hoffen, mit Vorbehaltende Beachtung geschenkt werde.

J. O.

— Meine Erinnerungen. Von Catharine Prinzessin Radziwill. Aus dem Englischen übertragen von Beppin Freitrau v. Weinbach geb. Kaubach (München). Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther. — Wer die Ereignisse der letzten Jahre verfolgt hat, dem wird der Name der Verfasserin nicht unbekannt geblieben sein. Sie hat seinerzeit an den Höfen in St. Petersburg und Berlin eine gewisse Rolle gespielt, bis sie als Freundin des englischen Politikers Cecil Rhodes in Südafrika landete und dort in einen sehr peinlichen Wechselstellungskrieg verwickelt wurde, der mit ihrer gerichtlichen Verurteilung und — unferes Wissens — mit der Scheidung von ihrem sächsischen Gemahl endete. Ob unter solchen Umständen ihre Frucht an die Öffentlichkeit durch Herausgabe ihrer Erinnerungen gut getan war, mag dahingestellt bleiben. Interessant ist jedenfalls die Art und Weise, wie sie im letzten Kapitel sich mit dieser Affäre abfindet. Sie spricht von ihrem Freunde Cecil Rhodes mit der größten Bewunderung trotz des Summums, den er ihr gebracht habe, bezeichnet ihn aber in demselben Satze als einen lebensschädlichen Mann, gefühlos in seiner Rede und in einem Grade reizbar, der anderen ganz sündig erscheinend müße, als ein Rästel, dessen Lösung nie gefunden würde. Im übrigen weiß die Prinzessin über ihre Erlebnisse, das Tun und Treiben an den Höfen und über die interessantesten Persönlichkeiten, mit denen sie dort in Berührung getreten ist, amüßlich zu plaudern. Die Kaiserin Augusta belächelt sie, die Kaiserin Friedrich verehrt sie, die jetzige Marim von Rußland, die sie bei ihrer Verheiratung am St. Petersburg Hofe sehr kühl empfangen zu haben scheint, haßt sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Leidenschaftlichkeit. Ihre Bemerkungen über unsere ersten Reichstänzer Fürsten Bismarck beweisen, daß sie die politische Bedeutung dieses Heros zwar nicht zu würdigen verstanden, aber seine kleinen menschlichen Schwächen, die ihm anhafteten, scharf beobachtet hat. Manche kleine Folgegeschichte, die sie erzählt, ist offenbar nicht wahr, aber gut erfunden. Wir zählen hierzu die Erzählung von der Abneigung

des Kaisers Wilhelm gegen den neuen Kaisertitel, die sich dadurch kundgegeben habe, daß er der Verfasserin eines Tages auf einem Hofball bemerkt habe, die „Königin“ habe ihm an dem betreffenden Morgen einige im Schloßgarten gepflanzte Beilagen gebracht. Der in der Nähe stehende Kronprinz habe sofort hinzugefügt: Ja, die „Kaiserin“ erzählte mir davon, worauf sein Vater erwidert habe: Wann schaffst du die „Königin“? Von einem jezt noch in Berlin amtierenden süddeutschen Diplomaten glaubt sie berichten zu müssen, daß er sie in Verlegenheit gebracht habe, weil er die Einladung zu ihrem ersten Diner vergessen gehabt habe, was nicht selten bei ihm vorgekommen sei. Wir sind überzeugt, daß sich der betreffende Diplomat über diese seiner Person gemüthete Aufmerksamkeit herzlich amüßirt hat, so wenig sympathisch ihm auch sonst die Verfasserin sein mag. Neu ist uns gewesen, was sie über die lebensschädliche Liebe, die Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Deutsche Kaiser, bekanntlich für die schöne Gräfin Radziwill, ihres Schwiegervaters Schwester, empfunden hat, aber vielmehr was sie über die Befühle der letzteren ihrem hohen Vetter gegenüber zu berichten weiß. Dieser ist immer erzählt worden, daß die Prinzessin Gräfin an gedrohenem Herzen gestorben sei, weil König Friedrich Wilhelm III. seine Einwilligung zu ihrer Heirat mit seinem zweiten Sohn verweigert habe. Die Verfasserin betreibt dies mit dem Bemerten, daß die Prinzessin im Gegentheil sich sehr rath über das Scheitern der Verbindung mit ihrem Gausin getrübt und bald darauf mit einem österreichischen Edelmann verlobt habe. Sie sei aber noch vor der Vermählung mit diesem an der Schwindsucht gestorben. Daß der Prinz aber seiner Jungfräulichkeit immer treu und jätzlich ergeben gewesen sei und ihr Willens bis zu seinem Tode den Schreitbrief des alten Kaisers geschmäht habe, wird auch von der Verfasserin bestätigt.

— Die Königs-Grenadiere bei Weissenburg und Wörth. Ein Sang von deutscher Treue von Robert v. Wartisch. Verlag von Freund u. Jodel, Berlin. — Robert v. Wartisch, ein namhafter Militärkritiker, der außer mehreren zahlreichen Beisätzen auch bereits die Kämpfe um Ve Bourget in dichterischer Verkleidung gefeiert hat, gibt hier in einer längeren epischen Dichtung in geräuschten jehnzehnjährigen Stangen eine poetische Darstellung der Schlachten bei Weissenburg und Wörth mit besonderer Hervorhebung des Anteils, den das Regiment der Königs-Grenadiere an jenen blutigen Kämpfen genommen hat. Nach einer kurzen Schilderung der Geschichte des Regiments, namentlich seiner Thaten in den Freiheitskriegen und dem 1866er Feldzug gegen Oesterreich, wo es besonders bei Nachod-Stallig hart engagiert war, legt das Epos kräftig mit der Veranlassung des Krieges ein; die Beleidigung des greisen Königs Wilhelm, sein Absterben vom Orab der Eltern im Charlottenburger Paulsraum und die letzte Fahrt unter den Linden geben Anlaß zu kimmungsvoll ausgeführten Epitoden. Die weitere Darstellung der Ereignisse auf ihre historische Richtigkeit zu prüfen, ist nicht die Aufgabe der belletristischen Kritik; sie darf sich damit begnügen, einige wohl durch die Spredigkeit des Materials bedingte formelle Härten und manderselbe Unklarheiten zu rügen und den lebhaften dichterischen Schwung der Sprache sowie die edle Begeisterung der Komposition mit freundlichem Nachdruck anzuerkennen. Der guten patriotischen Absicht des Autors zuliebe wird man sich die kleinen Schwächen der Dichtung übersehen und das Gedeihen insbesondere jedem früheren Angehörigen des glorreichen Regiments verbleibend an 's Herz legen lassen, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch andere Leser aus dem „Sang von deutscher Treue“ Förderung und Begeisterung in reichem Maße zu schöpfen vermögen.

A.

— Hermann Hölzle: Fremdlinge. Roman in 2 Bänden. E. Pichons Verlag, Dresden. — Seit Paul v. Sycowasch gemüthvoller Rabettengeschichte „Spartanerjünglinge“ ist mir kein Werk der deutschen Belletristik unter die Hände gekommen, das die zarten Regungen der Kindesseele mit so feinsinnigem Verständnis, in so zu Herzen gehenden Schilderungen darstellt als der erste Teil dieses neuen Romans von Hermann Hölzle. Mit besonderer Finesse gab der Autor die abgeschlossenen Kinderjahre des kleinen Helden in dem Hause des reichbegüterten, aber vereinsamten Vormundes geschildert, die von einer mit den leuchtendsten Farben intimer Seelenmalerei dargestellten Jugendfreundschaft getrübt werden. Wie Hölzle die ideale Begeisterung der beiden Freunde für die altgermanische Feiheitszeit, die zielbewusste Leitung des Jüngeren durch seinen Tutor, den hochgefinnten „Fortinbras“, das treue Zulammenhalten in den

Wachseln des unbegrenzten Schullebens, das so zuversichtliche und doch so bald in nichts zerfallende gemeinsame Gessen für die Zukunft in das rechte Licht mit sicherer philosophischer Erkenntnis zu rücken verstanden hat, — das gibt dem Roman jene künstlerische Bedeutung. Der meiste Verlauf des Romans hält sich nicht ganz auf der gleichen Höhe. Die spätere Charakterentwicklung des Helten, der den Schlag, der ihm den Freund genommen, nie ganz verwinden kann und so ein „Fremdling“ unter seinen Bekannten wird, liegt stark im Psychologischen ab, Jung-Oberdorf wird ein Topos von beinahe krankhafter Überempfindlichkeit. Auch rein äußerlich flaut die Teilnahme an der Handlung und ihren Trägern im zweiten Bande etwas ab. Es führt die im Strom des Lebens allmählich auseinandergetriebenen Personen durch einen glücklichen Zufall in der obliquen Sommerfrische für kurze Zeit in der Würde gereiften Alters zusammen, um erst am Schluß wieder in der verlöbenden Wendung neue Anregung zu bieten. Weist literarisch das zweite Buch des Romans nicht völlig die gleichen Qualitäten wie der erste Band auf, so soll doch nicht übersehen werden, daß auch ihn ein harter Kampf recht deutschen Empfindens durchweht, der dem Werke überdies beträchtliche ethische Qualitäten verleiht, die es vornehmlich zu einer Lectüre für Eltern und Erzieher werden lassen.

— **Gigantomachie.** Roman von Hans Hauptmann. Verlag von Richard Cotta, Brandenburg. — Des bionischen Lebens größter Himmelsdichter gelang zuerst im fünften vorchristlichen Jahrhundert den gemaligen Kampf, in dem auf den phlegäischen Gefilden des Kronos machtvoller Sohn und die Erbe der himmlischen Lichtgötter die von der Mutter zur Wache für die Fesselung der Titanen unter der Last des feuerstühenden, schneegipfligen Kerna aufgeschalteten schlangenfüßigen Ebbne der Gaia überwand. Eine kurze Erinnerung an diese, hier und dort hoch wohl schon vom Staube des Bergesins überdeckte Schmelzzeit, die eine Antikipation der Vergilshandlung in mehr pruntnvoller, als glücklicher Weise provoziert, wird schon die von Hans Hauptmann, dem Sohne der 1896 verstorbenen Prager Tragödin Anna Berling-Hauptmann, beliebte Wahl des Titels für seinen breit angelegten Roman, der nicht den Wert ethischer Momente, sondern ansehnend nur den von Hauptmann überdies recht abrupt angestellten Schluß als tertium comparationis zuläßt, recht befremdlich erscheinen lassen. Sollen wir, um nur eins zu erwähnen, Manfred v. Stratten, diesen für Aufklärung und Emanzipation von Hierarchie und Klerus kämpfenden „Gehelmenchen“ aus Österreich Hochalpe, auf Seiten der Olympier oder der erdgebornen, rebellischen Schlangengötter suchen? Seine Stellungnahme bleibt genau so unklar wie das Wesen seiner Theoreme über das jenseitige Fortleben der Seele und ähnliche „letzte Dinge“. Einen minder schweren, aber doch nicht belanglosen Einwurf mödten wir sodann gegen des Verfassers Darstellungsweise erheben, die uns immer von einem Helten großartigen biederlichen Talenten, seinen Erfolgen in der Vorkemelt und auf der Bühne des Burgtheaters aus drittem Munde erzählen läßt, ohne daß man das „Wie und Warum“ so recht erfährt und einleitet. Derartige eigie Botenberichte reisender Interviener und Thaterbesucher schmecken doch nachgerade auch in der Romanzeit alzu sehr nach Großmütterchens Schafstücken. Am meisten zu beklagen ist im Interesse der künstlerischen Einheit des Werkes das beinahe vollständige Ausbleiben des Dramas in der Handlung, vor allem aber in dem Charakter des Helten, ja im Stil und Ton der Erzählung nach dem Tode seiner Gattin, das der Komposition nach dem zweiten Drittel einen argen Miß gibt. Sonst ist gerade das junge, nur allzu kurze Ebelig Manfreds auf dem niederösterreichischen Landst recht anmutend geschildert und nicht eitel, wenn auch für eine Episode der „Gigantomachie“ allzu breit ausgemalt. Zum mindesten trönt es das mannhafteste Einsetzungspilane von Ritas glaubensfanatichem Vater mit löblichem Erfolg und kontrastiert in wohlthuender Wärme mit der später bemerkbareren unverwundlichen Verschlossenheit des recht problematischen antiseritalen Kampfers, der dem greisen gebrodenen Vater an der Wache seiner einzigen Tochter die Tröstungen seiner Religion versagen kann. Hier erweist sich Manfred als ein ebenso einseitiger Fanatiker wie seine Gegner, die an dieser Stelle in der Person des Schwiegervaters und des Dorfpfarrers gar nicht einmal so unsympathisch erscheinen und am allerwenigsten einen

solchen Ton Luitpolden Kampf gegen Windmühlen motivieren können. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß wir in dem Kampfe unserer deutschösterreichischen Glaubensbrüder und Volksgenossen gegen kirchliche Bevormundung und jenem Jargon auf ihrer Seite stehen. Diesem Gefühl hat der Roman allein eine eingehendere Würdigung zu danken. Als schneidige Waffe im Kampfe der Geister hat der Autor darin seine Feder leider nicht erprobt. Denn so gut manche Gemeyne des Romans im einzelnen auch ausgeführt ist, die Konzipierung und Durchführung des Schlachtentlosgemaltes einer modernen „Gigantomachie“ übersteigt vorläufig Hans Hauptmanns Fähigkeiten um ein Bedeutendes, so daß leider die allfällige Sprudelmöglichkeit von dem „Parturiant montes . . .“ wieder einmal an dem dickleibigen Bande zur Wahrheit gemorden ist.

— **Gesammelte Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach.** Reunter Band: Erzählungen V. Berlin, Gebr. Paetel. — Vor kurzem ist bereits des fünfundsiebzigsten Geburtstages von Marie v. Ebner-Eschenbach gedacht worden und dessen, was die Dichterin dem deutschen Volke bedeutet. Heut ist es unsere Aufgabe, den neuen Band der Gesammelten Schriften der österreichischen Schriftstellerin anzuzeigen, die bereits bis zum neunten Band gegeben sind. Dieser Band enthält als die Hauptstücke die Erzählung „Glaubenslos“, der sich noch die zwei kleineren Geschichten „Fräulein Sulamith Weingartensobend“ und „Die Spinin“ anreihen. Zeigen die beiden letzteren die Verfasserin so recht von ihrer unendlich menschenfreundlichen, optimistischen Seite, die sich gleichmäßig auf Mensch und Tier erstreckt, so spricht das Erbarmen, der Glaube an die Menschheit und ihre guten Seiten, der Idealismus besonders reich und der ergebnantenen größeren Erzählung, aber die Jüversicht und das Vertrauen zu den Menschen hat hier größere Hindernisse zu nehmen, um zum Ziele zu kommen, als in der Geschichte von dem alten Fräulein Sulamith, die am Heiligabend Geschenke und Wohlthaten spendet und selbst die Liebe der Menschen an sich erfährt, und von dem verwohnten kleinen Rigenerrind Provi, das bei dem Anblick eines verwaisten kleinen Händchens zur Liebe zum Mädchen bekehrt wird von seinem durch Auflösung aus der menschlichen Gemeinschaft hervorgerufenen Haß gegen die Gesellschaft und ihre Einrichtungen und Schöpfung. Marie v. Ebner-Eschenbach steht nicht nur gleichwertig neben den beiden Österreichersdramatikern Angenegruber und Rosegger da, sie hat auch ähnliche Tendenzen, wie diese beiden neudösterreichischen Schriftsteller. Aber diese Tendenzen beden sich doch nicht ganz mit denen, die die beiden männlichen Gefinnungsgenossen verfolgen. Liegt bei Angenegruber die das Bestimmteste nicht ausschließende Absicht jutzuge, so zeigen, wie auch in der latsolischen Bevölkerung namentlich des Landes in Österreich sich allmählich ein Zerbrücklungsprozess in bezug auf den Glauben vollzieht, so daß auch die Bauern Jweisser werden in betreff der von den Vätern ererbten Religion und sich wenig tröstliche Kaufleute für die Zukunft eröffnen, ringt auch in der Persönlichkeits Rosegger der Glauben mit der Skepsis, so daß das Wesen des Steiermärkers etwas Zweifelpähtes hat, einem Januskopf gleich, dessen erste Gesicht in die Vergangenheit, das andere in das Kommenne schaut, so waltet bei Marie v. Ebner-Eschenbach die reine Menschenliebe ob, die es nicht über sich bringt, an der Menschheit zu zweifeln. In der Erzählung „Glaubenslos?“ geht die Tendenz dahin, barzuzum, wie unter der Sonne der Nächstenliebe und des Glaubens, der sich durch Bezweifeln der biblischen Überlieferungen nicht beirren läßt, selbst das härteste Bauerngemüt schmilzt, das, durch das Unglück ihrer unempfindlich gemacht, so daß Ambros Kinder und Weib peinigt, einleitet, daß ihm recht geschieht, wenn er leidet und daß der Kooperator im Recht ist, wenn er in der Art von Christus ohne zu rüden mißel tabelt, so daß Vater Ambros schließlich kein beibrigt. In dieser Überwindung des Trostes durch die verlöbende und verzehende Weise des Christusglaubens liegt etwas Ergreifendes, so daß der Leser am Schluß der erschlütternden Erzählung, die sich wie ein ins Epische übersehtes Drama im Stil Angenegrubers ausnimmt, auch was den zusammengehörigen Latomismus der Situationen und des Kundrucks anbelangt, wie im Ranne der Dichterin steht. Es ist etwas ganz Befremdendes darin, wie in allen Erzählungen der Märthin, das dem Antlitz von Marie v. Ebner-Eschenbach ein Gesicht für sich gibt, das neben dem von Angenegruber und Rosegger bestehen kann.

J. H.



**Ersteinst**  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonntags und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 113.

Sonnabend den 23. September abends.

1905.

Wilhelm Herz.

Geb. am 24. September 1835.

Aus der frühesten Gemeinschaft dichterisch Schaffender, die die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts als den „Münchener Kreis“ in ihre Geschichte nunmehr endgültig übernommen hat, ragt neben dem großen Paul Heyse als der Freundes härtester Wilhelm Herz hervor, ein Poet und Träumer, ein seltsam feinsinniger Gelehrter und Reuleber, den das vielseitigste Epigonenamt unserer nachlässigsten Zeit kaum für sich in Anspruch nehmen kann. Was uns Wilhelm Herz in etwa fünf Jahrzehnten seines auch äußerlich vielfach suchenden Lebens gab — er war Landwirt, Student, Offizier und schließlich Professor — beschränkt sich fast durchweg auf Lyrik und Epik, die er seit 1859 in weiser Selbstkritik und dennoch erstaunlich kurzen Abständen dem deutschen Publikum vorlegte. Lyrik und Epik: das er nichts anderes gab, ist sehr natürlich: Herz kam aus Schwaben. Dort im Schwarzwald, in den glühenden Tälern des sanfteren Odenwald, in denen das Volklied so gut zu Hause ist, wie an den weinstrohen Ufergebirgen des nahen Rheins, dann in demselben Schwaben, in dem schon Ludwig Ulman manchen kräftigen Vers für seine deutschen Helden, ihre Taten und Streiche gefunden, wenn er nicht empfindlich in seinen Liebden von seines eigenen Herzens Sehnsucht sang, dort konnte auch des Stuttgarter höchst empfänglich und überall wichtig gefaltenden Sinn von vornherein nur zweierlei bewegen: der hülsen Reinen Ruhm und Herrlichkeit und seines Odenwaldens Lieb und Freud. Was dann Wilhelm Herz von seinen Reinen heimbrachte — in Frankreich, in England, in Irland hatte er sich auch in der fremden Vorgeist Schätze mit heißer Wärme versetzt —, bleibt seinem ersten Schaffen nach verordnet: all' den entzündenden Liebesabenteuern und Sturzern, all' den sentimental bewegten oder naiv einfältigen Strophen fernoverschollener Jahrhunderte, an denen unsere moderne Philologie vor ihm zwar mit kritisch ernster Miene doch immer nur gleichgültig registrierend vorbeigegangen war, ließ er von neuem den bewunderungswürdig bereiten, aber unendlich einfachen Ausdruck romanischer Blut und Häßlichkeit über er sang, so meisterhaft er konnte, auch von den Helden eben dieser Romanen nach, was sechs Jahrhunderte zuvor die Dichter hochkultivierter Nachbarn mit bewundernder Grazie ihm aneignend vorgefunden. Ausschließlich Epik und Epik befähigten auch den Übersetzer Wilhelm Herz. Freilich war auch der Übersetzer vor allem Dichter.

Herz kam aus Schwaben. Selbst Friedrich Schiller hatte sich des angekommenen Erbes an weicher Gefühlsempfänglichkeit nicht entziehen können, wenn er nicht gerade physisch tingend tiefsten Problemen nachging. So gab uns auch Wilhelm Herz in seinen eigenen Versen zunächst Stimmungsbild und Reflexionslyrik. Natürliche Anmut, romantische Schwermut heimlicher Berge und Fluren begünstigten beide. Ein Herbsttag, ein Sommermorgen, laulendes Laub, ein Kirchhof oder auch die Balneinstätte entlockten ihm zarte, klingende und stets sorgfältig gefeilte Verse, die im besten Sinne malerisch nachzuarbeiten wollten, was der glühende Schwärmer dabei beglückten Auges gesehen. Herz hatte Vorbilder; daß er vor allem von Ulman lernte, ist selbstverständlich. Nach Ulman hat er an ebenellen die Ribelungenstrophe zu verwenden gewußt. Dann stellte ihn der befreundete Weibel, Venau lang nach, und wie Heinrich Heine in seinen glücklichsten und reinsten Stunden gesungen, so veruchte es hienweilen auch Herz. Klang, Farbe, Innigkeit des Volkliedes, durch eigene Künstlerkraft auf eine individuellere Höhe gehoben, dünkten ihn die Blüte aller Kunst. Im Volkston sezt er vielfach ein:

„Ich sah in finst'rer Trauer,  
 Mir war das Herz so schwer.“

oder („Die Verlassene“):

„Ob er wohl in der Welt so weit  
 Noch manchmal mein denkt,  
 Wenn ihn in Liebesleidigkeit  
 Sein hot'es Weib umfangt?“

oder:

„Sie sagen mir, ich soll dich meiden,  
 Und wissen auch der Gründe viel;  
 Es spricht die Welt so leicht vom Scheiden,  
 Was ndr' es nur ein Rauteispiel.“

Leise Melancholie durchzieht fast alle Gedichte, für die Herz den Volkston findet, — fast durchwegs sind es Liebesgedichte. Wendet er sich der reinen Naturschilderung zu, durchzieht er sie immer lebhafter mit Reflexion, bis diese ihm schließlich noch im kleinsten Morgenliede, im Sturm, in herblich prächtiger Landschaft zur stets härter ausgeprägten Weltanschauung wird: zur Befenntnislehre eines gültig klaren, weltumspannenden Optimismus, der sich stolz auf das eigene Gefühl stellt. Hat „Mein Leid hat mich im Lieb bezungen“, sagt er einmal, „mein reiches Glück hat ich geliebt!“ Stürme sind die Vorboden der Freude, alle Vernichtung schafft Raum für neues Wachsen. Und immer wieder daselbe traumlos betonte Bewußtsein des einmal in flüchtigen Augenblicken noch reich erscheinenden Glückes, das billig auch über kommende trübe Leere tragen soll, jenes stolze Bewußtsein, das dann selbst dem ungewissen Schicksal mutig und ohne quälerische Frage entgegenführt:

„Der hohe Bergwald steht entlaubt  
 Und war doch erst so frisch und grün  
 Und wädnstest du, bregentlich Haupt,  
 Du soltest ewig blühen?  
 Es kommt ein Tag mit sanftem Licht:  
 Da führt auch dich dein Weg zur Ruh.  
 Was dröben liegt, dich streckt es nicht:  
 Drum wandle, wandle zu!“

Es sind das religionsphilosophische Ansätze, die Herz dann später — im „Deuber Kauf“ — bis zum dogmatischen Lehrgebäude erweitert, das ihm wiederholt freilich schwerbegriffene Gegner gern eingerannt hätten. Ein wenig sehrstap bleibt Wilhelm Herz' Verit immer, trotz der vornehmsten Glanz seiner Strophen, trotz der Willkürlichkeit seiner Bilder, trotz der Gewalt seiner dichterisch hochgepannten Gefühle und Erwartungen: im leichtflatternden Kleide schimmert verdeckt das Sentenz hervor, die er sich allerdings nur für das eigene Wollen und Werden zu finden müßt. Klärung im Handeln, Klärung im Schauen, Klüverleben und Weiterheit des Lebens im Sinn der Alten, die im Selbstlichen wenig Schwere kannten, bringt ihn Oeude nahe, der dem Verit ja auch in technischer Begiebung oft ein Vorbild war. Technisch — wenn man das selbige Wort schon einmal beibehalten muß, ist Herz — ein Epigone in edelstem Sinne: er lernte vom Besten, das er fand, und vereinte damit die eigene Persönlichkeit. Technisch lernte Herz selbst von den Romanen, die später seinen Ruhm noch mehren sollten: das große Wiederpiel vielfach gleichförmiger, künstlicher Reime, die edel romanische Wiederkehr derselben charakteristischer Verse, die fast immer die Idee des Liebes tragen, hat er von den fremden Vorbildern und vereint sie mit der ihm geläufigen Art zu seltsam ergreifender Wirkung:

„Komm, lächer Schatz, du Trost der Nacht,  
 Tod' laßt' mein Auge zu!  
 Ich hab' vergangner Zeit gedacht:  
 Mein Herz verlangt noch Ruh,  
 Einst stilltest du noch Ruh und Scherz  
 Verborgner Liebe Glüd  
 Und lehntest an sein warmes Herz  
 Mein truncknes Haupt zurüd.  
 Nun ist er längst zu Grab' gebracht  
 Und Lieb und Glück b'gan.  
 Komm, lächer Schatz, du Trost der Nacht!  
 Mein Herz verlangt noch Ruh.“

Wilhelm Herz, der Epiker, gab und neben „Canzelo und Winetra“, zehn mehr gelobten als gelesten Gesängen von König Artus' Tolerirtheit, neben einer köstlichen Episode aus Deutschlands Kaiserzeit (die erzählt, wie Konrad des Saliers Tochterlein, die kluge Agnes, sich „Heinrich von Schwaben“ durch List zum Manne für), ein kleines Bündchen von unergleichlichem Werte, das Zeugnis seiner reifen Künstlergalt: „Auguetrichs Brautlager“. Herz hat sich der Witzung der originellen Idee, daß der König von Byzanz um König Balmunds Tochter in Weiberkleidern freien kommt (Balmund, der sich von seiner Tochter nicht trennen mag, hält Hildegard ängstlich vor jedem Mann verteidigt auf Schloß Salmed), durch flüchtige Makigung aufs beste zu verherrlichen gemußt, da er sich aller verbotenen Rechte auf allen epischen Breiten freiwillig begab und seine Fabel so kurz wie möglich lasie. Und in wohl blendenden Humor wußte er all diese teils polsternden, teils drohenden, dann wieder leuzenden oder ädelmütigen Gestalten zu lassen, von denen kaum eine einzige in der Charakterisierung sich wiederholt: Balmund, ein eigenwilliger, im Stürme aber gutmütiger alter Herr, farsüchtig genug, um sich von dem verleideten König eine Nipelmäße weben zu lassen, der aber schließlich doch noch Wig genug aufbietet, so daß er durch ein unbequemtes Dilemma noch als begabtester Sophist durchzuschlüpfen kann. Berchtung, Herzog von Meran, ein alter Hausgenie und aufgelauner Inspirator; der das byzantinische „Königsfräulein“ dreist auf Salmed landet und doch noch im Augenblicke der Gefahr die Not in Scherz zu lehren weiß. Frau Liebgart, das Liebdi der klaren, wohlgeleiteten deutschen Mutter und Hauswirthin, die bei Herz überdies einen lebenswürdigen Zug in ihren ironischen Randbemerkungen erhält. Hildegart, das edle deutsche Jungfräulein, das hinter vergitterten Lören leuzt und leht, gegebenenfalls aber auch zu lieben weiß, und endlich der maghallsige König selbst, der den Trumpf der Basen verstimmt, wenn sein Kopf ihm Belüster rät: in frühlichstem Epik vereinen sie sich alle zu einem wohlklingenden Ganzen, dessen letzter Vorzug es nicht ist, daß sein Dichter das urdenkliche Skolorat ganz unaufringlich, darum aber vielleicht um so sicherer zu makern verstand. In seinen Liedern hielt Herz sehr streng auf wohlhabende Rhythmit und nicht minder auf strenge Reinheit seiner Reime. Auch dem Epiker gilt die Form nicht als Nebenache. Viele paarrig reimenden sauber geschlossenen Verse, deren Fäße sich nur zu überloipern scheinen, wenn König Balmund im Affekt den Kopf verliert oder in seiner diktorischen Art etwas in den Vort brummt, wird man bei neuem deutschen Epikern kaum bald wiederfinden. Im ganzen ist das Thema fast novellistisch behandelt, ähnlich hat es Herz ja auch mit seinem „Heinrich von Schwaben“, mit „Canzelo“ versucht; das Oberflächliche überwiegt den Erzählerflüss nur in der abenteuerlichen Geschichte des zur Teufelswohnung gezwungenen „Bruder Rausch“ — erzählt also ist das Thema ungefähr in derselben prägnant novellistischen Weise, der wir dann bei Herz nur noch einmal begegnen: in seinem „Spielmannsbuch“.)

Langjährige Studien hielten Herz bei den Drexonen und ihren Sängern fest, ehe er es wagte, mit diesem wundervollen „Spielmannsbuch“, das ohne Zweifel für uns ein wertvollstes Werk bedeutet, vor die Öffentlichkeit hinzutreten. Das französische Dichter und Sängers, führende Geister — Henri d'Andels, Marie de France, Jüan, der Spielmannskönig und unbekannt Poeten — im 12. und 13. Jahrhundert manch lustigstem Hof zu Ehren,

manch schöner Gelfrau zum Preis gelungen, das hat Herz mit bewunderungsmüdigem Verständnis für die verschollenen Weisen, für alle die lais, fabliaux und dits nochmals beleben wollen. „Ich habe in den folgenden Blättern ein Spielmannsbuch zusammengestellt, wie es etwa ein normannischer Barler des 13. Jahrhunderts bei sich führen mochte.“ In der Tat, er gab ein vollendetes Brevier und damit den Spiegel einer ganzen Kultur. Jedes einzelne dieser nicht überflüssigen, vielmehr durchaus neugedichteten Stücke gibt uns ein Kunstwert aus jenen Anfängen der Novelle, die in Form und Inhalt gleich geschlossen und gleich charakteristisch ist. Einige davon — „Canzelo“, „Der Tänzer unker lieben Frau“, „Jüans' bunter Jeltzer“ — sind völlig in Berlin, ein anderes (Kucassins und Nicolette) wird häufig von Prosa durchbrochen. Novellistisch sind alle Fabeln gefaßt: „Canzelo“ (von Marie de France, die zunächst in Frankreich lebte, aber zu ihrem Ruhm erst viel später in England gelangte) hat ein geheimes Verbum, die schönste aller Frauen, die ihm überdies Glanz und Reichtum schenkt, ihm aber verbietet, jemals auch nur ein Wort von seiner Liebe zu verraten. Aber um des schönen Ritters Gunst buhlt König Artus' Frau. Im Horn verrät er sich, kommt so in Not und Gefahr, bis seine Dame ihm voll Mitleid wieder errettet und ihn von König Artus' Hof zu besserem Dienst als die Insel der Seligen entläßt. Oder: Um die Minne der Königin zu Rantes wird der geheimnißvolle Ritter vom See. Kein herlich Auges darf ihn je in den Armen der Königin ersehen, sonst ist alles Glück jählings zu Ende. Alsdie Königin von dem Ritter läßt ein Kind beläst, das nicht schlafen darf, wie andere Menschen schlafen, werden sie eines Tages überfallen; der Ritter geht und sehr nicht mehr wieder. Nach des Königs Tode erbt „Toborel“ Reich und Krone. In seinen schlaflosen Nächten müssen fröhliche Geister ihm die Zeit vertürzen, einer von ihnen sagt frei, der König könne nicht von Menschen stammen; Toborel eilt zur Mutter, ertrübt ihr das Geheimnis und gerüht und zu Herbe springt er zum Bannengange in denselben See, aus dem der geheimnißvolle Ritter dereinst gekommen, in den er zuletzt verschwand war. Auch Toborel hat niemand wiederzusehen. — Am entzückendsten im „Spielmannsbuch“ ist vielleicht die Fabel von „Kucassin und Nicolette“, das bereits erwähnten Stückes, das wie Toborel vor einem unbekanntem Dichter stammt. Kucassin, des Grafen von Beaucaire tapferer Sohn, liebt die reisende Nicolette. Aber sie ist ein „unselbich Kind“. Kucassin will dem Grafen im Kriege gegen Bouzou von Valence helfen, wenn er Nicolette zu seiner Gemahlin erbeben darf. Endlich sagt der Vater zu, daß Kucassin als Sieger Nicolette wenigstens einmal küßen dürfe. Der tapferer Sohn bringt bald darauf den Grafen von Valence gefangen heim: da ward ihm Nicolette in ein einlamtes Turmzimmer entzünd. Kucassin rächt sich. Er läßt den Grafen von Valence frei, da er ihm verpricht, sofort wieder Krieg gegen seinen Vater zu beginnen. Jetzt wird Kucassin selbst in den Kerker geworfen und er klagt:

„Nicolette, holdes Weisen,  
 holdes Kommen und Entseien  
 holdes Scherzen, holdes Lachen,  
 holdes Träumen, holdes Baden,  
 holdes Köffen, hold Umfahn!  
 Wir oft we um dich getan!  
 Solcher Kummer ist mein Glüd,  
 Daß mir Licht und Luft verghä,  
 Schwester, süßes Liebchen!“

Natürlich klärt sich alles endlich auf: Nicolette ist eine farsüchtige Prinzessin, die einst Sarazenen verschleppt haben, Kucassin wird befreit, nun dürfen sie einander heiraten und, weil der böse Vater indes gestorben ist, wird Kucassin selbst Graf von Beaucaire und beide regieren fortan in Frieden und in Ehren. Und mit derselben leitenen Verhängnis, derselben ungezungenen Schönheit und der gleichen, köstlich naiven, süßen Einfall berührt Erzählung um Erzählung in dem „Spielmannsbuch“, dessen Programm Wilhelm Herz — gleichsam literarisch — geschickt durch den unbekannt Sängers des „Herrn Orso“ ankündigt:

„Das sagt von Freudn, das von Klagen,  
 Und das von Fest- und Sonnetagen,  
 Das sagt von Vögel und Berrat  
 Und das von Glück und sünder Tat.  
 Da hört ihr Schwanz und Schelmerei,  
 Auch Fremdenkinder sind dabei,  
 Jedoch die meisten weit und breit  
 Erzählen Liebesart und Leid.“

\*) Wilhelm Herz, „Spielmannsbuch“, wie auch alle übrigen in dem vorliegenden Aufsätze besprochenen Werke des Dichters erschienen bei J. O. Gotta in Stuttgart. Bei Gotta liegt seit 1904 auch ein einzelner Band, Herz' „Gesammelte Dichtungen“, vor. Besonders sei zugleich auf die Cotsische Ausgabe des „Trihan“ aufmerksam gemacht, dessen Buchschmuck Graf Karadz auf eine überaus künstlerische Art besorgte; den Buchschmuck der übrigen Bände besorgte zum Teil Franz Stollner, teils latin es andere Künstler.

Auf den lebhaften Geist ihrer französischen Nachkommen, ihren Sinn für Intrigen, ihren Wig, auf die Annuit ihrer Form, auf ihre ganzen Liebesabenteuerlichkeiten deuten schon diese frühen Umsänge hermaagender bretonischer Dichter, denen überdies der angelegentlichste Einfluß eine starke Einpräglichkeit für angebliches Selbsttun zu gab. Inbes nicht allein in poetischer Beziehung läßt sich der Wert des feinsinnigen Wertes von Wilhelm Herz erklären: auch wissenschaftlich bedeutet es die Frucht tiefsten und dabei erfolgreichsten Studiums. Die dreizehnte Einleitung des „Spielmannsbuches“ könnte für sich als ein Wert über die bretonische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts betrachtet werden. Dem ganzen Wesen, Treiben und Wirken der Spielleute jener Zeit wohnt Herz die eingehendste Liebe; die Einsätze der ältesten französischen Romellen, ihre Fortentwicklung, ihre Reiterhaft zeigt er in deutlich aufsteigender Linie; für das lai (lai = laic, das älteste französische lai ist handschriftlich aus der Mitte des 12. Jahrhunderts überliefert), für das sabliau (das deutsche „Fabel“, ursprünglich eine scherzhafte erziele: Erzählung, die später einen immer pitantes Beigeschmack erhielt), für die dits weiß er die knappen, historisch erläuterten Definitionen. Von ernst, wissenschaftlicher Forscherarbeit zeugen übrigens auch die unzähligen Kommentare, die Herz als Anhang seinem „Spielmannsbuch“ beigab, wiewohl seine Verse so ganz eines Kommentars entbehren könnten. Der Übersetzer Herz muß uns nicht minder teuer sein als

der Dichter. Abgesehen von allen den Bänden, die er in reichem Dichtertum schuf, hat er uns noch zwei Bücher besorgt, die sein Lebenswert als Schriftsteller aus wärdigste krönen sollen: die Nachdichtungen von Wolfram v. Eschenbuchs „Parzival“ und Gottfried v. Straßburgs „Tristan und Isolde“. So sage Nachdichtungen“, denn von einer Übersetzung oder, wie Herz selbst es bescheiden nennt, von einer „Neubearbeitung“ kann hier kaum die Rede sein. „Wolfram v. Eschenbuch zeigt unter allen Dichtern des deutschen Mittelalters das individuellste Selbstgefühl. Wer es unternehmen möchte, ihn in seiner ganzen Eigenart, mit feiner Färbung, so häufig hieroglyphischen Bilderprach: im Neuhochdeutschen wiederzugeben, müßte dem Verhältniß wie dem Übersetzer seiner Unerfüllbares zumuten. Wenn ich daher den Versuch wagte, den alten Dichter meinen Zeitgenossen näher zu bringen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu überlegen.“ Diese Sprache aber war dieselbe, die Wilhelm Herz von Ankejinn sprach. Natürlich gab er weder „Tristan“, noch „Parzival“ im vollen Umfang wieder. Und schon daran, wie er hier fürzte und strich, dort aber das Künstlerische unterließ und das Befehlliche über rein geistlich bedingtes Beimerkt weit empörte, erzieht er nicht nur wieder, daß er, wie ich schon oben sagte, ein selbst feinsinniger Gelehrter war, vielmehr auch ein Dichter, der obenbrein den Ruhm für sich in Anspruch nehmen durfte, stets härter zu sein, als der Gelehrte. K. F. N.

### Bücherbesprechungen.

— Adam Smith. Leben und Lehre mit einem Bildnis Smiths von Karl Jentsch. Band 49 der Biographien-Sammlung Gieseler-Verlag. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co. 289 Seiten. Preis gebunden 3,60 M., geb. 4,80 M.

— Karl Jentsch, der bekannte fruchtbarste Publizist, hat es hier unternommen, dem deutschen Leser, der Adam Smith fast nur als den von den einen gerippen, von den anderen verurteilten Vater der Freihandelschule kenne, den „wirklichen und den ganzen Smith“ zu zeigen. Hauptächlich denkt Jentsch dabei an die Studierenden der Nationalökonomie als seinen Leserkreis. Man kann wohl sagen, daß die kurze Lebensbeschreibung ebenso wie die den größten Teil des Buches füllende um Teil wörtlich gültigende Inhaltsangabe der Werke Smiths die gestellte Aufgabe recht gut erfüllen, nur hätte vielleicht noch an irgend einer Stelle eingehender gezeigt werden können, welche Fortwirkung das Lebenswerk Smiths auf die Entwicklung der nationalökonomischen Wissenschaft gehabt hat, der Verfasser wäre damit der vollen Lösung seiner Aufgabe, den wirklichen und ganzen Smith zu zeigen, sicher noch ein gut Stück näher gekommen, und besonders für die Studierenden würde das Werk damit noch wertvoller geworden sein, da dann mit leichter Mühe das in dem Buch behandelte Spezialgebiet in den Verlauf der Gesamtentwicklung eingeleitet werden könnte, die kennen zu lernen doch für den Studierenden die Hauptsache bleibt, während eingehendere Spezialstudien doch nur wenigen auf der Universität zu machen gestattet ist.

W. H.

— A. Engemanns populäre Astronomie. Dritte Auflage, herausgegeben von Dr. H. C. Vogel, Direktor des astro-physikalischen Observatoriums zu Potsdam. Mit 198 Abbildungen im Text und auf 12 Tafeln. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1905. — Trotz der großen Anzahl populärer Bücher über Astronomie, die nach dem Erscheinen der zweiten Auflage (1882) des vorliegenden Wertes herausgegeben worden sind, ist verhältnismäßig bald eine dritte Bearbeitung nötig geworden. Dieser günstige Erfolg ist um so beachtenswerter, als dies Werk kein populäres Werk im gewöhnlichen Sinn ist, das nur darauf berechnet ist, einzelne Teile der Astronomie in möglichst anziehender Form darzustellen und dem Leser in erster Linie eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. Es ist vielmehr ein ernstes Buch, durch das der Leser in den Stand gesetzt wird, sich nach und nach recht ansehnliche Kenntnisse über alle Teile der astronomischen Wissenschaft zu erwerben. Auch Neomcombs eigenen Worten ist sein Werk „weder bekümmert, den Astronomen von Fach zu unterrichten, noch den dieser Wissenschaft sich speziell mitwendenden Substanten heranzubilden“. Sein Hauptzweck ist der, dem allgemein gebildeten Leser eine gedrängte Übersicht der Geschichte, Methode und Resultate astronomischer Forschung zu bieten, besonders in jenen Gebieten, welche heutzutage das weisse populäre und philosophische Interesse erwecken, und in solcher

Sprache, daß sie ohne mathematische Kenntnisse verständlich ist.“ Zu diesem Zweck folgt Neomcomb dem Gang der geschichtlichen Entwicklung der Astronomie, indem er zunächst die Lathia der Bewegungen am Sternhimmel folgerichtig schildert und den Leser das gleichsam an sich selbst durchleben läßt, zu dessen Erkenntnis das Menichengeschicht Tauenden von Jahren bedürfte; so entwickelt er, vom Augenschein ausgehend, die drei Weltssysteme: das Ptolemäische, das Kopernikanische und das Newtonsche (das wohl besser als das Kepler-Newtonsche bezeichnet werden könnte) und hält auch in anderen Teilen der Astronomie, namentlich der Stellarastonomie, an dieser Darstellung fest. Während Neomcomb bei der Abfassung seines Buches wohl in erster Linie die Liebhaber-Astronomen in Amerika und England — die in Deutschland leider selten sind — im Auge hatte, mußten der Übersetzer Dr. A. Engemann und der jetzige Bearbeiter das Werk mehr den deutschen Verhältnissen anpassen und es über das Niveau eines gewöhnlichen populären Wertes erheben. Diese dritte Auflage der Bearbeitung stellt den neuesten Stand der Wissenschaft dar, und für ihre Zuverlässigkeit bürgt schon der Name des berühmten Bearbeiters, dem einige tüchtige Astronomen ihre Mitwirkung geliehen haben. Während der erste Teil des Wertes nur geringe Veränderungen erfahren hat, sind im zweiten sehr erhebliche Änderungen vorgenommen worden, namentlich sind die Abchnitte „Spectralanalyse“, „Photometrie“ und „Photographie“ gänzlich umgestaltet worden. Auch die anderen Teile sind wesentlich umgearbeitet worden, namentlich das Kapitel „Sonne“, so daß gerade dieses den neuesten Standpunkt bezeichnend, auf dem gegenwärtig die Sonnenphysik steht. Das Studium dieses Kapitels gewinnt dadurch einen besonderen Reiz, daß der Herausgeber die Vertreter der verschiedenen Hypothesen über das Wesen der Sonne selbst reben läßt. Der Verfasser hat das Werk geradezu glänzend ausgestattet. Unter den 198 Bildern, die es enthält, sind in der neuen Auflage nicht weniger als 60 neu, von denen 26 von Hrn. Prof. Vogel entworfen und gezeichnet wurden. Die 12 Tafeln können nicht vollendet gegeben werden. Tr.

Δ Walther Nöthig: Methodischer Lehrgang des Wabelsbergerischen Sinographiesystems für Handelschulen und Sinographvereine. W. G. Teubner in Leipzig, Dresden und Berlin. 48 S. 8°. 1905. Geb. —,70 M. — Dieses für Schüler in kaufmännischen Lehranstalten und Vereinen bestimmte Lehrmittel setzt die genaue Kenntnis der Berlehrschrift voraus, in der auch die Regeln und Übungsbeispiele, soweit nicht das darzustellende Kürzungsverfahren selbst zur Ausführung gelangt, in musterghätiger, schöner Schrift vorgeführt werden. Der als Lehrer und Systemkennner mit der behandelten Materie wohl vertraute Verfasser hat es, nicht zum Nachteil seiner lobenswerten Arbeit, vorgezogen, viele noch einer Durchsicht von autoritativer Seite unterliegen zu lassen, ohne dadurch in Anordnung des Stoffes und in der Entwicklung der Regeln seine

Selbständigkeit im geringsten zu beeinflussen. Die Voranstellung der Fernprüfung empfiehlt sich aus dem Vorwort zutreffend anmaßlichen Gründen noch besonders deshalb, weil sie eifrungs-gemäß eine größere Vertrautheit mit der deutschen Grammatik und daher mehr Zeit und geistige Tätigkeit beanprucht, weshalb aus weniger denkfähigen Schülern zugunsten der einer mechanischen Behandlung leichter zugänglicher erachteten andern Kürzungsarten gern vermittelst wird. Der sich als tüchtiger Unterrichtsauswärtiger Autor hat allem Anscheine nach sein Schlußmittel weniger oder überhaupt nicht für den Selbstunterricht bestimmt, was wir als einen Vorzug bezeichnen möchten; der Schüler wird, wie sich im Unterricht leicht erweisen läßt, mit diesem Buche auch in der Hand des Lehrers sicherer ans Ziel gelangen.

— Zur Reform der deutschen Handelsstatistik. Vorschläge von W. v. Loefen. Berlin, Buchhandlung von Ernst Paas. — Am 1. März 1906 tritt der neue deutsche Zolltarif in Kraft, der nicht nur in den Zollätzen, sondern noch viel mehr in seinem Aufbau und seiner Einteilung von unserm bisherigen Tarif abweicht. Von dem gleichen Zeitpunkt ab erleidet daher auch die deutsche Handelsstatistik einschneidende Änderungen. Den Entwurf eines neuen Warenverzeichnis für die Handelsstatistik hat das Kaiserl. Statistische Amt bereits fertiggestellt und vor kurzem den Handelskammern und wirtschaftlichen Vereinigungen zur Prüfung und Begutachtung überreicht. Der Einteilung des neuen Zolltarifs folgend unterscheidet sich dieses Warenverzeichnis vor allem durch seine größere Spezialisierung von dem bisher gültigen Verzeichnis. Die etwa 1200 Warennummern, die schon das letztere zählt, werden in dem neuen Verzeichnis um rund 700 vermehrt. Bei einer so gründlichen Umgestaltung, die der Aufbau der Handelsstatistik hierdurch erhält, liegt es nahe, gleichzeitig auch die übrigen Vorschriften über die statistische Anmeldung und Aufzeichnung der ein-, aus- und durchgeführten Waren einer Durchsicht daraufhin zu unterziehen, ob nicht durch teilweise Änderung dieser Vorschriften die deutsche Handelsstatistik verbessert werden könnte. Diesem Zweck soll die vorliegende Schrift dienen. Der Verfasser gibt darin recht beachtenswerte Anregungen, nach welchen Richtungen solche Verbesserungen vorgenommen werden können. Er weist zunächst auf die Bedeutung der Handelsstatistik hin, die er einen Gradmesser für die Entwicklung und das Gedeihen einer Volkswirtschaft nennt. Die handelsstatistischen Tabellen bilden die Grundlage für jede Handelspolitik, und wie aus ihr alle Handelsverträge basieren, so lassen sich erst durch sie die Wirkungen solcher Verträge erfassen. Hieraus erhebt die Notwendigkeit einer guten Handelsstatistik, deren Aufbau und Verbesserung nicht zuletzt aus dem Interesse der Erwerbskreise liegt. Für die Erwerbskreise und ihre Verbände, die die Bewegungen unseres auswärtigen Handels, die Regeln und Gebräuche, nach denen sich unser wirtschaftliches Leben entwickelt, aus eigener Erfahrung kennen, ist die Schrift hauptsächlich bestimmt. Denn sie hat beabsichtigt und beabsichtigt, der Vermaltung die nötigen Fingerzeige zu Verbesserungen aus dem Gebiete der wirtschaftlichen Statistik zu geben. Von den Vorschlägen, die in der Schrift gemacht und auch eingehende begründet werden, seien einige hier kurz angebeutet. Während sich die Statistik besteht, als Gesamtbestand der eingehenden Ware dasjenige Land anzunehmen und anzuschreiben, aus dessen Eigenhandel die Ware stammt, also das Einfuhrland, muß der Verfasser in allen Fällen das Produktionsland angegeben haben, d. i. bei Rohwaren das eigentliche Ursprungsland, bei bearbeiteten Waren das Herstellungsland. Diese Vorficht besteht z. B. in der Schweiz und hat sich dort sehr gut bewährt. Sie bringt übrigens auch die statistische Anmeldung in Übereinstimmung mit der Zollanmeldung; denn nach § 9 des neuen deutschen Zolltarifgesetzes ist in allen Fällen, wo für einen Artikel je nach seiner Herkunft verschiedene Zollsätze in Frage kommen, stets das Herstellungsland zu deklarieren. Ein weiterer Vorschlag geht dahin, künftig die wirtliche Einfuhr nachzuweisen und nicht, wie es z. B. jetzt durch die monatlichen Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebietes geschieht, die verzollte Einfuhr. Wenn in den monatlichen Nachweisen z. B. angegeben ist, in den Monaten Januar bis März 1905 seien 514 805 dz Kaffee in das deutsche Zollgebiet eingeführt worden, so stellt diese Ziffer keineswegs die Menge dar, die in den bezeichneten Monaten über die Zollgrenze aus dem Auslande herbeigekommen ist, sondern diejenige Menge, die in den genannten drei Monaten in den freien Verkehr geht

(verzollt) worden ist. Von dieser verzollten Menge stammen aber nicht weniger als 316 029 dz aus inländischen Zollniederlagen, wo sie seit ihrer wirtlichen Einfuhr vielleicht schon viele Monate lang gelagert haben. Das ist natürlich keine Einheitlichkeit, sondern eine Verbrauchsstatistik. Die Einfuhr umfaßt den Eingang zur Verzollung und den Eingang aus Niederlagen und beides zusammen muß der Verfasser als „Gesamteinfuhr“ monatlich nachgewiesen haben. Weitere Vorschläge des Verfassers betreffen die Angabe der Menge der ein- und ausgeführten Waren, die Berechnung des Anmeldebetrags, die vielerorts Frage, ob die Werte der Waren, wie bisher, durch Schätzung zu ermitteln oder vom Versender zu deklarieren seien, die statistische Gebühr, das Problem der Einbeziehung der Freihandgebiete in die Reichshandelsstatistik. Man kann natürlich über einzelne dieser Punkte auch zu anderer Ansicht kommen als der Verfasser. Daß aber dieser durch seine auf eingehendem Studium und Sachkenntnis beruhende Abhandlung Anregung gibt, über diese für weite Kreise so wichtigen Fragen nachzudenken, verdient schon Anerkennung. Und auf jeden Fall ist der Zeitpunkt für das Erscheinen der Abhandlung sehr gut gewählt.

— Dr. Willm. Marcus, Choiseul und die Katastrophe am Kouroufluße. Eine Epizode aus Frankreichs Kolonialgeschichte. Mit einer Kartenhülle. Breslau, M. & S. Marcus. 2,40 M. — Das Beispiel eines leistungsmäßig angelegten, in der Durchführung gründlich verfaßten und misglückten Kolonisierungsversuchs führt uns der Verfasser in dieser dankenswerten Studie vor Augen: Es ist der Versuch Choiseuls, im Jahre 1763 am Kouroufluße in Guayana durch planloses Hinüberbringen einiger Tausend aus dem Hochstamm Frankreichs zusammengesetzener „Kolonisten“ eine brauchbare Kolonie zu schaffen. Nach vergeblichen Mühen des Anmendens, Zucht und Ordnung in die unmotivierten Scharen zu bringen, erlagen je weiter geradezu anarchoischen Verhältnissen dem Nahrungsmangel und dem Fieber. Die sehr lebendige Darstellung beschränkt sich indes nicht auf die Ereignisse, sondern wirkt noch interessanter Schlaglichter auf Choiseuls sonstige Tätigkeit und die französische Verwaltung seiner Zeit. Auch zu Vergleichen mit modernen kolonialen Unternehmungen regt die Geschichte dieser Katastrophe an.

H. Stl.

— *Reveres Hand-Atlas*. Mit 115 Kartenblättern und fünf Textblättern. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Ausgabe A ohne Namenregister, 28 Lieferungen zu je 30 s oder in Leinen gebunden 10 M. — Ausgabe B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen, 40 Lieferungen zu je 30 s oder in Halbleder gebunden 15 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Von dieser dritten neu bearbeiteten und vermehrten Auflage des *Reveres Hand-Atlas*, der sowohl wegen seiner handlichen Form als auch wegen seiner klaren Darstellung und Reichhaltigkeit in weiten Kreisen sich großer Beliebtheit erfreut, liegen nunmehr Lieferungen 7–12 der Ausgabe ohne Register, somit der letzteren kleinere Hälfte vor. Auch die Karten in diesen weiteren Lieferungen zeigen wieder, wie gewissenhaft das neueste geographische Material benutzt worden ist. So gerührt jetzt die Karte von Kamerun unter Hervorhebung aller wichtigen Ergebnisse der Expeditionen neuen und neuesten Datums ein ganz neues Bild dieses Landes, indem auf dieser Karte zahlreiche Wälder von früher ausgefallt werden konnten. Das gleiche gilt von der Karte von Australien, dessen Inneres ja jetzt auch weit mehr erforscht ist, als vor Erscheinen der 2. Auflage dieses *Hand-Atlas*, und von den Polararten, die unter Zugrundelegung der neueren Forschungen auch ein viel klareres Bild als früher geben. Ganz neu ist u. a. die Karte der deutschen Kolonie Kiautschou mit Tsintau und die Karte von Irland mit den Kartons von Dublin und Kilkarn. Dankenswert ferner ist, daß auf der Karte Algerien-Lunis die dichtbesiedelten Küstengebiete weit übersichtlicher als früher geworden sind. Dem Plan von Rom ist ein weiterer von Rom's Umgebung mit Einschluß des Sabiner- und Albanergebirges hinzugefügt worden. Der Plan von Berlin und sämtlichen Vororten ist vollständig neu ausgearbeitet worden und bietet in dieser neuen Gestalt ein übersichtliches, klares Bild dieser Metropole: Und so ließe sich noch manches zum Lobe dieser 6 Lieferungen sagen. Doch wird schon das bisher Gesagte zur erneuten warmen Empfehlung des Werkes in seiner neuen, zeitgemäßen Gestalt genügen. *Reveres Hand-Atlas* in dieser 3. Auflage sich immer weitere Abnehmerkreise erobert.

Prof. Dr. K. S. — a.

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Besitzer, die Königliche  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Vor-  
strasse 5, bezogen werden.

Wöchentlich: 1. M 25 A,  
„monatlicher Zulassung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 A, für  
auswärts 1. M 64 A,  
vierteljährlich:  
Einzeln Nummern 6 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 114.

Dienstag den 26. September abends.

1905.

## In den Akten der religiösen Gärung.

Der geehrte Leser wolle dem Unterzeichneten geflatten, die obige, jüngst mit Nutzen verwendete Sammelübersicht nochmals zu dem gleichen Zwecke der Zusammenfassung verwandter Schriften zu verwenden, auch eine etwaige futher Weiterverwendung der gleichen Übersichts schon jetzt gutheißen, da ihre Zweckmäßigkeit ebenso für Leser wie für Verfasser und auch für Beurteiler solcher, als einzelner sonst unter Umständen in einer Tageszeitung schwer zu mäßigender, Schriften wohl einleuchtend wird, besonders wenn man sie nicht in dem Sinne versteht, als solle jeder einzelnen schon durch ihre Einbringung ein tabellarischer Anteil an einer unerschöpflichen Gärungsbewegung nachgesagt werden. Denn auch Weiräde zur rechten Würdigung oder Abwägung oder selbst Teilung eines etwaigen Sachbogens können sich unserer Übersichts unterordnen, und auch Gärung selbst ist als Lebenszeichen ohne Zweifel erfreulicher als Tod und Verwesung. Die folgende Zusammenstellung der hier in Kürze zu kennzeichnenden Schriften wird diesogleich veranschaulichen.

1) Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. Herausgegeben von den Professoren Zeißmann, Dörner, Euden, Guntel, Herrmann, Rein, v. Schröder, Bobbermin, Superintendent D. Meyer und Lic. Traub. München 1905, J. F. Lehmann. 386 S. gr. 8. Preis 5 M., geb. 6 M.

2) Das Wesen des Christentums und die moderne historische Denkweise. Von Lic. Dr. Karl Beth, Privatdozent in Berlin. Leipzig, Reichert (Böhrne) 1904. 135 S. gr. 8. Preis 2,50 M.

3) Der Zusammenhang zwischen Verfassungsveränderung und Religion. Von Dr. Fr. Walther, Stadtpfarrer in Stuttgart. Stuttgart (Berlin-Leipzig), Koshhammer 1904. 132 S. 8. Preis 2 M.

4) Christus und die Naturwissenschaften. Von Dr. phil. C. Drenner. Stuttgart, Max Kiehlmann. 71 S. kl. 8. Preis 1 M.

5) Die Religion eines Gebildeten, von Fr. Francis G. Peabody. Deutsch von E. Wältenhoff. Gießen, J. Ricker (N. Zepelmann) 1905. 80 S. kl. 8. Preis 1,50 M., geb. 2,20 M.

6) Neue Weltanschauung, neue Religion. Von Dr. phil. Aug. Deutscher. Leipzig, R. Beyer 1905. 74 S. kl. 8. Preis 1,20 M.

7) Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. Von Professor Dr. Max Haushofer. München, J. F. Lehmann 1905. 46 S. gr. 8. Preis 1 M.

8) Der Sullabus, seine Autorität und Tragweite. Von Paul Graf v. Hoensbroeck. München, J. F. Lehmann. 122 S. gr. 8. Preis 2 M.

9) Feuerbefähigung und Neues Testament. Beleuchtet von Pastor Fibus. Leipzig, C. F. W. Fests 1905. 36 S. kl. 8.

10) Kleiner buddhistischer Katechismus. Von B. Freyhanl. 1904. 3. Aufl. 30 S. kl. 8. Preis 30 A.

11) Dhamma oder die Moral-Philosophie des Buddha Gotama. Von Dr. G. F. Ilse (Professor in Rangoon). Deutsch von R. B. Seidenkühler. Leipzig, Buddhistischer Verlag. 80 S. kl. 8.

12) Ich bringe das Schwert! „Bibelgleichnisse für den Darwinismus und „der nur in Gottähnlichkeit gleiche Mensch“. Von G. M. F. Schulze. Berlin, 1906. R. Siegelmann. 217 S. gr. 8. Preis 3 M.

Alle diese zunächst nur durch ein literarisches Schicksal (haben sans fata libelli) hier zusammengekommenen Schriftwerke beklagen ohne Zweifel eine religiöse „Gärung“ oder doch tiefgehende Bewegung als Tatsache: unser Zeitalter ist ein nicht unreligiöses, sondern im Gegenteil tief religiös angeregtes. Und zwar ist die Bewegung eine allgemeine, alle Schichten umfassende. Wenn insbesondere Laien, wie Deutscher (Nr. 6, S. 8, 23) und Schulze (S. 12) zuweilen sich anstellen, als ob gerade Kirche und Theologie sich davon fernhielten, so beruht das eben auf der relativen Unwissenheit, die zu den Merkmalen des Laieniums (wissenschaftlich gemeint) gehört. Schriften wie die oben unter 1 bis 3 verzeichneten besitzen das Gegenteil. Dabei begreift nicht minder, das Laienbeiträgen in der Regel nicht die maßgebende Bedeutung zuzumitteln, die sie sich (ein weiteres Merkmal) selbst beizulegen pflegen, — um so mehr aber diejenige von beachtlichen „Zeichen der Zeit“ zu den „Akten“ mehr Mahgebender. Hierzu kommt, daß die Grenze zwischen Laienium und tieferer Einsicht fließend zu sein pflegt: die und da kann man wohl auch bei theologischen Arbeitern zuweilen recht laienmäßige Urteile finden, bei Laien aber an tieferem Eindringen sich erfreuen. Jenseit gilt z. B. von dem wohl pfundunnen „Pastor Fibus“ (Nr. 9), dieselbe einermäßen von Drenner (Nr. 4).

Aber noch eine andere Tatsache kann an der Hand dieser Schriften festgestellt werden: die ungenügende, ja einseitige Bedeutung des „Christentums“ als der für alle Verfasser geschichtlich gegebenen Gestalt der Religion, die man wohl rechtzuschaffen (vgl. Nr. 10, 11) oder doch gründlich umzugestalten versuchen (vgl. 6, 7, 9), aber nicht umgehen kann, von der aber nach dem überwiegenden Einbruch der Unterrichteten annehmender sei, daß es nur gelte, ihr mögliches Wesen recht zu begreifen (vgl. 2 bis 5), um es, als eine unter gewissen „Weiterbildung“ ihrer Gestalt und Auswirkung (Nr. 1), auch in Gegenwart und Zukunft als einzig mögliche wie wahrer „Religion“ zu erfahren, etwa gar mit der (im Grunde trotz der unheimlichen Gestalt ihrer Geltendmachung schrußhaften) Behauptung, es bedürfe nur der Durchführung der Macht der römischen Kirchenregierung, um ihm unter Verneinung aller entgegenstehenden Einflüsse, Bewegungen und Gärungsbewegungen — als römisch bestimmtem zum Siege zu verhelfen (vgl. Nr. 8).

Wie dieser grundsätzlichen Prüfung und Würdigung des Christentums sind nun insbesondere die belangreicheren unter den aufgezählten Schriften, vor allem die eigentlich theologischen, mit Eifer beizugehen. Das „Christentum“ gilt bei ihren Ausführungen als eine geschichtlich gegebene Größe (vgl. insbesondere das Vorwort der „Beiträge“, Nr. 1, S. III), deren Wert zwar mehr oder weniger hoch einzuschätzen, aber im letzten Grunde unbestreitbar sei, mögegegen die, nach der landläufigen Meinung der „modernen“ Bildungswelt von Dr. Farnack angeregte, jedenfalls von diesem jüngst mehreren Kreisen zum Bewußtsein gebrachte (vgl. Nr. 6, S. 10, 53f.), aber von ihm unabhängige Frage nach dem „Wesen des Christentums“ (vgl. Nr. 2 mit Bobbermin bez. Aufsatz in Nr. 1, S. 339ff.) noch vielen Verstandes bedürftig und verschwiebener Antworten fähig sei. Man wird bei dieser Gestalt der Fragestellung mit Verwunderung, und als gläubender Christ mit gerührter Bewunderung der Haltung Gottes verweilen dürfen: wie notwendig muß etwas sein, was allgemein so hochgeschätzt wird, ohne daß man recht weiß, was es eigentlich ist! In methodischer Hinsicht aber wird man diesen Stand der Verhandlungen nicht als einen bauenden erachten können. Die kommenden Jahrzehnte werden darüber hinausdrängen, und zwar nicht zuletzt dadurch, daß man den Begriff des

„Christentum“ selbst als einer „Religion“ unter anderen „Religionen“ scharfer in Frage stellen wird. Das wird für die Beteiligten vielleicht noch weniger angenehm sein, als die jegige Cäsur. Aber die tabuläre Auffassung der Frage wird dann voraussichtlich viel Unklarheiten beseitigen, viel Verhandeln überflüssig machen und der wahren „Religion“ in einer solchen Weise Raum schaffen, daß Christen und Kirche, heilige Schrift und Jesus Christus selbst ebenso wie das suchende Menschenherz aller Zeiten dabei in jezt noch nur zu ahnender Weise zu ihrem vollen Rechte kommen. Dies zu erwartende Reue wird dann freilich auch das gute Westliche als Armut sein und mit rechter Gesichtsbetrachtung überall aufs Beste stimmen. Oder hat Jesus Christus selbst, haben seine Apostel eigentlich eine neue „Religion“ stiften wollen?

Sind hiermit die vorliegenden Schriften im ganzen einermessen in die ihnen zukommende und ihren Verfassern selbst ohne Zweifel mehr oder weniger genehme Beleuchtung gerückt, so bedarf es nur noch einer kurzen Kennzeichnung der Art, Abicht und Bedeutung einer jeden einzelnen von ihnen, etwa mit Ausnahme einer inhaltlich alszu belanglosen.

Ein Kompendium der Unklarheit moderner Cäsur ist die wohlmeinende, aber judische Schrift von Deutlich (Nr. 6; pseudonym?), der das Christentum für abgetan ansieht, ohne es zu nennen, eine Menge von Jansen für seine Meinung anführt, oft ohne sie zu verstehen, dem Christentum vieles vorwirft, was dieses selbst nicht vertritt, aber das Wenige, was an Religion übrig bleibt, lediglich mit einigen Resten christlichen Glaubens befreitet. Die neue Religion, für die er stimmt, ist Hädelcher'scher Nomismus, mit der Erlaubnis, die Einheit von Kraft und Stoff Gott zu nennen und vertrauens anjubeln. Das sei wahrhaft deutsche Religion, für welche der Verfasser mit räuberischem Eifer eintritt, sogar mit wunderlichen Gedichten.

Einen ähnlichen Mangel an literarischer Vorbildung, mit ähnlichem Eifer gepaart, aber viel größeren sittlichen Ernst bei anderer Klarheit zeigt Schulze, der „Christentum“ gekimmte Verfasser der 12. (später erschienenen, daher zuletzt angezeigten) Schrift, welcher urteilt, „das Verlangen, die Entwicklungslehre mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Beziehung zu bringen, entspreche dem Begriffe religiöser Fortentwicklung, welcher in der Keuzzeit Schule zu machen beginne“ und diesem Verlangen in einer freilich ganz distantierten Weise entgegenkommen will. — In der offenkundigen, irrigen Meinung, Kirche und Theologie wisse von allen Teilen der heiligen Schrift nur einen gleichmäßig ungeschicklichen Gebrauch zu machen. Gekunde Urteile finden sich z. B. im 7. Kapitel über unchristlichen und sirdischen Sozialismus. Wen i. d. Bl. schon wiederholt als sichtlich wie wissenschaftlich mindernwertig beurteilten Weg der Fadenstich aus der religiösen Mängel unserer christlich bestimmten Gegenwart verfolgen dagegen die beiden unter 10 und 11 genannten Schriften von Freudent und Tilbe bez. Seidenhäcker weiter. Freudent mißbraucht dazu hier die eckwürdige Form des Rationismus. Das Buch von Tilbe mag nicht ohne Nutzen zur Erwerbung von religionswissenschaftlichem Wissen sein. Es soll aber, ursprünglich dazu bestimmt, christliche Missionare gegen den Buddhismus zu warnen, in seiner vorliegenden Gestalt einem ziemlich entgegengesetzten Zwecke dienen“. Denn der Buddhismus habe überall da „seine Mission, wo ein Mensch an dem Gottesglauben einer geoffenbarten Religion sich abzuwenden hat und dabei gerings zu reißt, um in der Vierkant-Philosophie des Materialismus seine Befriedigung zu finden“. Sollte diese „Mission“ etwa die feine, Überläufer und Worbereiter auf dem Schlachtfeld der Weltkämpfe des christlich bestimmten Abendlandes zu werben?

Gegenüber solcher Fehlleistungen ist als hervorragendes Beispiel rechten Aufgebens früherer Irrwege in heiligem Kampf und treuen Festhalten am Befehl des Christentums Graf Poensbroeck wohl bekannt, der in seiner genannten Schrift (8) von neuem den Kampfgenossen scharf Baffen vorreicht. Es ist der Sphälabus, diese „mächtige neuzeitliche päpstliche Rundgebung“ vom 8. Dezember 1864, ein päpstliches Vergleichnis von 80 „irrtümlichen Sagen“, angeblich des Liberalismus und des modernen Staates, in Würdigung der „gemeinen modernen Kultur, soweit sie auf Selbstfreiheit beruht“, welcher hier einfach überlesen und durch starke, sachdienliche Erläuterung als die „amtliche Kreisfertigung“ gegen diese Kultur, als die „amtlich verbriefte und verlegte Verquickung von Religion und Politik“ ebenso überzeugend wie erschreckend aufgewiesen wird. Das treffliche Buch ist der nächtliche Kommentar zu der ergreifenden (Gott gebe: wirksamen) Rundgebung des Evangelischen

Kirchenauschusses gegen den sogenannten Toleranzantrag des Jentums. Die Verlagsabhandlung wird recht haben, wenn sie schreibt: „Jeder, der im politischen Leben lebt, jeder, der für religiöse und kulturelle Fragen Interesse hat, muß dieses Buch studieren; tritt hoch in ihm das wahre Gesicht des unter deutschen Volk und das deutsche Leben durchleuchtenden Zeitnisses in trassierter Form zutage“, und folglich auch in der Zusammenfassung, es sei für jede „Schule, Pfarr- und Volksbibliothek“ zur Anschaffung in Betracht zu ziehen. Zu wünschen wäre aber ein handliches Register.

Auf das Grenzgebiet zwischen Religion und Politik führt auch die anregende, ja in ihrer Art bedeutende Schrift (Nr. 7) des Münchener „Nationalökonomens und Politikers“ Hausdöfer, die jedem tiefer denkenden Christen, und nicht zuletzt den Theologen zum Nachdenken empfohlen sei. Zwar mag der Evangelische beim Lesen hier und da in theologischer und geschichtlicher Hinsicht die nicht überall ganz zureichende Vorbildung aus römisch-katholischer Unterweisung spüren. Dies wird jedoch aufgewogen durch die persönliche Geistesfreiheit und weise Bescheidenheit des sinnvollen Verfassers. Dieser würdigt bei Glauben an eine bessere Zukunft als eine politische Macht, indem er anhebt von dem apostrophischen Diebstahlsklauen der Sozialdemokratie und fortgeschrit zur „Macht des Willens an Unsterblichkeit“ (S. 39 f.), eines Reformators (S. 18) oder Dichters (S. 24) wartend, das das Himmelsbild der Glauben (S. 27 ff.) mit neuen Anschauungsmitteln ausgestaltet. Denn (S. 46) „wir können und dürfen uns weder mit dem völligen Verzicht auf das Jenseits noch mit einem ganz unentschiedenen Glauben daran begnügen: das eine entwürdig, das andere bann und in geistige Knechtschaft“. „Diese heisse große Sehnsucht“ nach einem Mittelwege „wohnt in der Herzen Unablässiger: ihr solle hier Ausdruck gegeben werden. Auch bei dieser Schrift fehlt eine Inhaltsübersicht.

Der eigentlichen Würdigung des Christentums näher tritt die anmutige kleine Schrift von Peabody (Nr. 6), die dem „als Professor der christlichen Moral an America berühmtesten Hochschullehrer“ Gehelein, „dem in außerordentlichem Maße die seltene Fähigkeit eignet, gerade die hartnäckigsten Arbeitsmenschen unserer Lage auf die Erwigleitswerte in Christi Person und Lehre hinzuweisen“. Der trefflichen deutschen Uebersetzung wird auch noch die Meinung des Deutschen zugunommen, von auswärtig Kommenden eher zu über- als zu unterrichten. Man darf nicht tiefergehende geschichtliche oder philosophische Begründung in dem Schriftlichen suchen, wohl aber eine im angenehmsten Vortragston gehaltene kraftvolle Einladung zu einer vertrauensvollen Freute an dem religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt des Christentums. „Wissenschaft und Glauben haben ein gemeinsames Gebiet gefunden“. „Religion ist Erziehung“ (S. 15), „nicht Revolution sondern Evolution“ (S. 14), „die Religion Jesu eine Religion der Erziehung“. In solchen mehr erbaulichen als wissenschaftlich scharfen Aussagen zeigt sich des liebenswürdigen Büchleins Art, das insbesondere als Geschenk für suchende Denker zur Stärkung eines noch vorhandenen Vertrauens heilsam wirken mag.

„Christus und die Naturwissenschaft“ ist der Gegenstand eines ähnlich wie das vorige gemeinten und ausgetragten Büchleins (Nr. 4) des als Apologet des Christentums ungemein rühmigen Naturforschers Dr. Dennert in Godesberg. Rheinländischer warmherziger Freude am Christentum will hier im Hinblick auf einen sirdichen Satz Hädel's (S. 9) über Jesu „Unwissenheit“ besonders solchen Cäsurmomenten entgegenarbeiten, welche auf dem nachdrage in voller Vertaltung begriffenen Mißverständnis beruhen (vergl. Nr. 6, S. 4), als ob die Bibel ein naturgeschichtliches Lehrbuch und die in ihr etwa zu findenden geschichtlichen Bedingungen in Anschauungen von der Natur für Christentum und Kirche ohne weiteres maßgebend seien. Die Ausführungen, naturwissenschaftlich wohl begründet, zeigen auch eine zunehmende Vertiefung in theologischer, insbesondere heils- und religionsgeschichtlicher Hinsicht (vergl. S. 29 f.), welche allein eine befriedigende Antwort und ein schließliches Überflüssigmachen solcher Sonderbetrachtungen herbeiführen kann. Vor der Hand wird auch das anmutige Schriftchen manchen Bekommenen, namentlich angehenden Naturforschern, erwünschte Stärkung bringen. Zur selben Frage vergl. Faden in Nr. 1, S. 242f.

Bedeutender nach Abicht und Inhalt und anregender für tiefer Denkende ist Stadtpfarrer Walltörs Unterredung über „Verhandenentwicklung und Religion“ (Nr. 3). Das zeigt schon der selbständige Denken (das man bei dem Verfasser schon von früher kennt) mit Glück betwende Eingang mit seinem eigen-

artigen Aufweis eines Zwiespaltes in der Weltanschauung der Gegenwart, insofern sich der moderne Mensch einerseits ganz als Herr der Welt wisse, andererseits aber hinsichtlich der Begründung und Aufrechterhaltung dieses Rechts in verjüngungsvoller Autonomie liege. Strenge „Sachlichkeit“ (Objektivität) der Weltfassung des reifen Alters widerspricht daher jetzt oft einer sentimentalischen Verbildung des Kindesalters, ebenso wie dem Zurückkehren weiter Strafe zu den populären Gebanken des Christentums, das in der Tat in einem herrlichen Vertrauen zu der vortragenden Macht sein Wesen habe. Unsere ganze Kultur-entwicklung ließe aber in Frage, wenn jener Zwiespalt nicht gelöst werde. Der Verfasser sei nun nach vieljährigem Denken zu dem überraschenden Resultat gekommen (S. 13), daß er reif zur Lösung sei. Die Entscheidung des Jahrhundertes alten Kampfes zwischen Wissen und Glauben bedürfe aber eines gründlichen Umlernens in den hergebrachten Begriffen (vom Denken, Erkennen, Verstand, Religion, Offenbarung), und für eine solche „neue Verstandeslehre“ erbitet sich der auch religionsgeschichtlich (vgl. S. 61 f. 69 ff.) wohl unterrichtete schwäbische Denker als freundlichen Führer. Kein Freund stiller Betiefungsstunden lasse dies vorzügliche Büchlein unbedacht, gleichviel wie er sich von vornherein oder nachher zu seinen Ergebnissen stelle! Wahrscheinlich wirkt sein männlich-hartes Vertrauen zur Wahrheit, das in tiefer Freude am Christentum begründet ist und in den abliegenden Zeiten des Buches (S. 82 ff.) erst reformatorisch flüchtend, befreiende und tröstliche Ausblicke eröffnet. Ähnliche Gedanken finden sich übrigens in Nr. 5, S. 8 f., vgl. Nr. 6, S. 4 f.

Mehr für die theologische Schule ist das Buch von Beth über „Christentum und moderne historische Denkmale“ (Nr. 2) bestimmt, das aus Aufzügen in der Neuen Kirchl. Zeitschrift entstanden ist. Ledig zwar wird hier nicht sowohl Garnad, als der Heibelberger Theolog Erlich mit seinen in den letzten Jahren (seit 1903) tonangebend gemachten Ausführungen über Christentum und Religionsgeschichte historisch-kritisch beleuchtet, insofern derselbe für die Feststellung des Christentums als einer „rein historischen Erscheinung wie alle anderen großen Religionen“ eine „rein historische“ (evolutionistische, abstrahierende) Methode der Forschung fordert, subjektive, insbesondere dogmatische Urteile (mit Aufzügen z. B. über Offenbarung und Wunder) dabei aufzuheben und selbst dem Urchristentum nur eine Vorzugsbedeutung unter den Quellen zur Wesensbestimmung einräumt. Beth wendet sich nun, wie andere vor und neben ihm, aber mit eigener Kraft und Gründlichkeit und nicht ohne Glück, namentlich in stärfiger Betonung des Urchristentums, gegen offensbare Mängel und Selbst- wie Schwärmerprüche dieser sich unaufhaltfam selbst auflösenden, in gesund historischer wie auch in systematischer Hinsicht unzureichenden Theorie. Freilich zählt Beth selbst dieser Anschauung eben dadurch seinen Joll, daß er auf ihre Weise verhandelnd eingetritt: etwas von deren oft so ermüdender Breite und Unerschöpflichkeit zeigen auch seine Ausführungen. Aber das war unausweichlich, und seine Bemühung ist um so verdienstlicher, als ihr Zweck gerade die Überwindung jener nerven- und rückgrat lähmenden Steife ist. Mäße er nur selbst mit der gesamten Theologie und Kirche — ebenso einerseits den Weg der streng geschichtlichen Würdigung Jesu und des Urchristentums, vor allem vom Boden des jüdischen Volkes aus, wie andererseits denjenigen fräufiger Weltendmachung der christlichen Glaubenssätze verfolgen, beide etwa mit gesteigertem Eifer? Man wird dann bald merken, daß dieser Doppelpfad aus zwanzigjähriger Erfahrung weislich, daß dieser Doppelpfad weit mühsamer, aber auch weit lohnender zu gehen ist, als derjenige (freilich gleichfalls nötige) methodologische Untersuchungen, und von selbst dazu führen wird, das man auf die religiös wie wissenschaftlich fragwürdige „rein historische“ Vergleichen des schon nach Paulus (1. Kor. 1—4) unvergleichlichen Christentums mit allen „anderen Religionen“ wieder verzichten lerne. Vgl. des Unterzeichneten Bücher vom Reiche Gottes (1893—6) und dem christlichen Glauben (I. Hälfte 1902). Warum wird übrigens von Beth die ihm doch naheliegende und für seine Betrachtung erprobtere Theologie Franke (vgl. S. 119) anscheinend fast völlig verschwiegen? Es wäre doch wohl an der Zeit, die so einseitig begrifflichen Operationen der „modernen“ Schule durch inhaltreichere andere zu ergänzen und anzuprüfen, was, ja gerade Beth selbst antreibt! Oder soll es noch länger bei der literarischen Klein- oder doch Dreiviertelherrschaft jener so terranlich geminten Schule bleiben?

Als letztes unter den oben verzeichneten Schriftwerken er-übrigt hier noch das an erster Stelle genannte Sammelwerk:

die „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ (Nr. 1), das nach Umfang wie Inhalt (bis etwa mit Nr. 2. 3. 7. 9) gerade am meisten Beachtung verdient und bereits gesungen hat. Den Unterzeichneten gemacht hier nicht sowohl der im herausfordernden Jugendstil gehaltene Umschlag, als der eigentliche Titel dieses Wertes an seinen eigenen, mit Sup. Pache unternommenen Versuch „zu Beiträgen zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung“. Doch will er nicht verhehlen (um an sich Verliebener der Deutlichkeit wegen zu vergleichen), daß ihm, abgesehen von dem nichtes betrachteten ganz anderen Auftreten und „Erfolg“, das eigene Werk lieber ist, und nützlicher und — notwendiger als je zuvor erscheint. Man wird den Sinn dieses Urteils begreifen und billigen, wenn man die ähnlich gemeinten Worte „Weiterbildung“ und „Vertiefung“ zc. vergleicht. Bei diesem übermüht das ruhige Vertrauen zum guten Alten, dem lebendigen „Wesen des Christentums“, verbunden mit dem guten Willen zur Verjüngung der geschichtlichen Form; dort malt dagegen eine entscheidende Neigung zu Kräftigen, etwa noch Unbetonten, Neuem vor, und das Alte wird benurbrigend getroffen in Frage gestellt: das „Werdende“, verfährt die Verlagsbandlung (also eine Art von historischem Evolutionismus), sei der Grundzug der Sammlung. Man mag so denken, mit oder ohne hoher Herren Vorgang (vgl. Nr. 6, S. 4); aber man wird zugeben müssen, daß man damit zunächst Beiträge zu den „Ätten der religiösen Öderung“ liefert, — wie man auch will. Ob der Ausdruck „Weiterentwicklung zc.“ ein glücklicher und wissenschaftlich (d. i. in der Sache) ganz berechtigter ist, wird man hiernach vorläufig bejahen dürfen, ohne das relative Recht und die gute Meinung und eine gewisse Unvermeidlichkeit und Heilsamkeit der so sich betundenden Reformbewegung zu bestreiten. Jedemfalls sei das Christentum der gegebenen Boden (S. III). Unter allen Umständen ist der hier dargebotene Strauß von Blüten modern-christlicher Denkmale aus der Geistesmerkmale mehr oder weniger namhafter und tonangebender Denker aller Beachtung wert, und die einzelnen Teile mehr oder weniger bedeutsam. Es wird sich empfehlen, sie auch bei abweichender Überzeugung aufmerksam und sachlich zu prüfen und sich von ihnen fröhlich anregen zu lassen zu eigenem, gutem oder besserem Tun. Von dem Inhalte im einzelnen kann hier nicht wohl mehr als eine Übersicht der wichtigsten Überschriften gegeben werden, die für sich selbst sprechen mag. Nämlich: Wesen und Ursprung der Religion (v. Schröder, Wien), Altes Testament und moderne Forschung (Günzel, Berlin), Evangelium und Urchristentum (Deismann, Heidelberg), Heilsglaube und Dogma (Dörner, Königsberg), Religion und Sittlichkeit (Herrmann, Marburg), Christentum und Germanen (Meyer, Jvidau), Wissenschaft und Religion (Guden, Jena), Religion und Schule (Reim, Jena). Die Gewandtheit ist überall eine religionsgeschichtliche, unter fröhlicher Würdigung des Christentums. So betont z. B. v. Schröder beklommen die israelitisch-jüdischen Ausgänge des Christentums (auch gegenüber Friedrich Delitzsch S. 32 ff.), und Deismann sein psychologisch die vollste Bestimmtheit Jesu und seiner Jünger, während unser rühriger Landmann Sup. Neuer anmutig und anregend die Verdeutschung des Christentums fördern will, Guden in sehr beachtlicher Weise einer Verhärtung zwischen Religion und Wissenschaft (vgl. oben Nr. 3) das Wort redet, und Reim mit großem Nachdruck für die Schule neue Bahnen fordert. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, das das bedeutsame Buch für geraume Zeit als eine Art Sandbuch der bez. Verhandlungen dienen und sich bewahren m. d. Auch für d. Bl. bleibt Wieder-aufnahme der Besprechung offen.

Des weitern sei noch ein Wert hier angezeigt, das oben nicht verzeichnet wurde: Philosophisch-religiöse Betrachtungen und Fernvide von Leopold v. Stecho m. Heidelberg 1904, C. Winter. V. u. 583 S. 8. Es gehört nicht eigentlich zu den Ätten der gegenwärtigen Geistesbewegung, da dem Wortort zufolge sein Verfasser, von Haus aus schlesischer Landwirt, aber in seinem spätern Leben mit philosophischen Studien beschäftigt, bereits 1874 (in Dresden) gestorben, die vorliegende Schrift aber, von seiner Tochter pietätvoll herausgegeben, sogar schon 1867 vollendet worden ist. Überdies muß man den Begriff der religiösen Öderung ein wenig weit fassen, um das Buch hier anzureihen, da es sich bei ihm um ein Erzeugnis der, freilich an Öderungsmomenten reichen, zu relativem Sepulchralen neigenden Philosophie (Jugendstil, vgl. S. 471 ff.) des vorigen Jahrhunderts handelt. Es ist in der Tat zunächst ein äußerer Grund, der

diese Anweisung verursacht: der Wunsch der endlichen Erfüllung einer übernommenen Verpflichtung gegen dieses Buch, das dem Unterzeichneten schon einige Monate eigenartige Schwierigkeiten bereitet. Es ist nämlich außer einem gewissen spekulativ-ästhetischen Spinnen und Drängen (also doch wohl Götzen) schwer zu sagen, was das Buchs eigentlicher Zweck und Inhalt, und was jetzt seine Bedeutung sei. Der Verfasser selbst sagt es so wenig wie seine Herausgeberin, weder im Titel noch in einem Vorwort noch in irgendwelchen Kapitelüberschriften, die dem Buche einfach fehlen. Es handelt sich einfach um Geschichtsphilosophie, und der Leser mag sehen, was dabei herauskommt: jedenfalls etwas Gutes; denn „optimistisch“ sei der Sinn, betont das Vorwort mit Recht. Das ist sehr schön und erwidrig, und beundernswert ist der opferfreudige Sinn der fleißigen Herausgeberin. Es steht aber zu bezagen, daß in unserer Gegenwart mit ihrer Unruhe und ihrer literarischen Hochflut und ihrem (auch vom Verfasser betretenen und gepflegten) Sinn für Realitäten wenig Leute Zeit haben werden, sich durch fast 600 Seiten ohne jede Anleitung hindurchzuarbeiten. Auch der Richterflatter ist damit bei beschränkter Zeit nicht gutausgekommen, sondern vielmehr endlich bei dem Entschlusse angelangt, zu raten, es möge sich die edle Herausgeberin und die treffliche Verlagsbuchhandlung vor allem in den Papieren des heimgegangenen Verfassers nach dem oben vermißten Leitfaden umsehen, anderenfalls aber einen kundigen Freund suchen, der als treuer Leser und Ausleger vor sich aus Titel und eingebende Inhaltsübersicht feststelle, und dann eine Note, durch das Ergebnis dieser zusammenfassenden Arbeit bereicherte Titelausgabe veranlassen, damit das

Mögliche geschehe, um so viel treue Mühe nicht mehr oder weniger vergeblich sein zu lassen. Gern will dann der Unterzeichnete, der jetzt angehörslich solcher Unfertigkeit des schönen Buches zu weitern sich nicht berufen löst, diese Verpöschung wieder aufnehmen und sachlich abrunden. Denn es wäre furchbar für alle Teile sein Schaben, wenn ein wenig von der Denkfreiheit des vorigen Jahrhunderts gleich glättendem Öle über die wilden Wogen der gegenwärtigen Gärungsbewegung ausgegossen würde.

Endlich möge hier eines kleinen Handbuchslein Erwähnung getan werden, das vermutlich weiten Kreisen als Hilfsmittel zur Orientierung über „die religiösen Strömungen der Gegenwart“ dienen und vielen sich bemühen wird. Es ist die mit diesen Worten als Titel verlebene Schrift von Sup. D. August Heinrich Braach in Jena (Verlag von S. O. Leubner 1905; 66. Bänden der Sammlung wissenschaftlich-gemeinerländlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens; 146 S. H. 8; Preis 1 M., geb. 1,25 M.). Der auf diesem Gebiete sachmäßig gebildete, selbst kräftig modern gerichtete Verfasser gibt hier so unparteiisch wie nur möglich eine meisterlich knappe Darstellung der Grundzüge der neueren Weltbewegungen (1) Das religiöse Erbe; 2) Neue Mächte, in Politik, Naturwissenschaft, Philosophie, Dichtung; 3) Leben-Gewissung und Sittlichkeit; 4) Kirchliche Wandlungen, überall mit feiner geschichtlicher Begründung und dem Aufweis des Erstes der Lage. Allerdings verlagst es im ganzen noch im 19. Jahrhundert meilenderen Maßlein Kraft oder Aktsicht anstehend da, wo die Vergangenheit zur eigentlichen Gegenwart wird. Für die Theologie Franz ist z. B. darin einfach kein Raum. Prof. G. Schneidermann.

**Bücherbesprechungen.**

— Klar zum Zweck! Fingerringe zur Verteidigung des Christentums gegen die moderne Weltanschauung von Hermann Wagner, Pastor zu Braunsdorf. Gütersloh, G. Bertelsmann. 1 M. — Die Art, wie der Verfasser hier das Christentum verteidigt, mutet einen zunächst eigentümlich an; aber man gewinnt Verständnis dafür, wenn man sich den Zweck der Schrift vor Augen hält. Es handelt sich nicht sowohl darum, die Feinde des Christentums zu belehren, was mit Wortgefechten und Beweisgründen kaum gelingt, als vielmehr die Christen, die ihren Glauben in sich tragen, dazu auszurufen, daß sie geeignete Verteidigungsmittel gegenüber solchen Angriffen zur Hand haben, die meist von gebildeten Laien und oft nur in der Lust am Wortstreit gemacht werden. Zu dieser Ausrichtung aber gehört nicht nur eine Kenntnis des Christentums, sondern auch eine solche der Weltanschauung, die auf die Vergitterung der Natur und auf religionsloser Moral beruht. Man muß beispielsweise gegenüber einem Anhänger des Hädelsschen Monismus die Waffen strecken, wenn man nicht genau weiß, auf welche Behauptungen und Vermutungen diese Richtung sich stützt. Hierbei gibt die vorliegende Schrift in aller Kürze eine deutliche und sehr übersichtlich geordnete Auskunft, an die sich dann eine Anweisung schließt, wie man in betreff der hauptsächlich umstrittenen Glaubenssätze den Kampf zu führen hat. Dabei verläßt der Verfasser freilich gelegentlich in denselben Behauptungen, wie die vorausgesetzten Gegner, indem er eine trübselige Zukunft, wie das die Anfangskapitel von Naturabund und Lufas ganz späte Zukunft seien, für eine bewiesene Wahrheit ausgibt. Doch kommt dergleichen selten vor, und im allgemeinen können wir uns mit dem Gesagten einverstanden erklären, wenn wir auch nicht immer den hier beliebten Ton anschlagen würden. Jedenfalls läßt sich aus der Schrift, auch was ihre Ratschläge über die Taktik der Gesprächsführung und über die literarische Vorbereitung anlangt, recht viel lernen, und für solche Christen, die derartigen Auseinandersetzungen kaum anwenden können und doch zu längerem Studium der apologetischen Literatur nicht Zeit und nicht Fähigkeit besitzen, ist sie ein sehr empfehlenswertes Hilfsmittel. H. K.

— Wagnere, G. Fr. D. theol. u. Dr. phil., Pastor zu Oesbeim in Hannover, Wie ist die fortgehende Demokratisierung der Gesellschaft vom christlichen Standpunkte aus zu beurteilen? 55 S. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — Der Verfasser hat in dieser Broschüre einen in Hannover unter Zustimmung und Eiderspruch gehaltenen Vortrag in erweiterter Fassung herausgegeben. Dieser

auf der Jahresversammlung der „freien kirchlichen sozialen Konfession“ gehaltenen Vortrag spielt darin, daß die Demokratisierung der Gesellschaft eine notwendige Entwicklung ist, die aber fittliche Aufgaben an uns stellt. Diese Aufgaben werden nur im Anschluß an die Religion erfüllt werden können, da alle wahre Sittlichkeit von der religiösen Stellung des Menschen bedingt ist. Der Belesene, gut beobachtende und erfahrene Verfasser führt seine Gedanken und Vorschläge von seinem Standpunkte in sachlicher Weise aus, um dann in einem Nachwort zu den Ausführungen in einer sozialdemokratischen Zeitung und in einem Privatbriefe sich zu äußern, die beide zu seinem Vortrage Stellung genommen hatten. D. K.

— Steinede, D., Die Diaspora der Brüdergemeine in Deutschland. Ein Beitrag zu der Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands. Erster Teil. Abgemes über die Diaspora. gr. 8. 97 S. Mich. Mühlmann (H. Stofse) Verlagsbuchhandlung, Halle a. S. 2 M. — Der Verfasser, der uns über den Stifter der Brüdergemeine schon zwei wertvolle Monographien geschenkt hat, legt hier die Feder zu einer umfassenderen Arbeit an über die für die christliche Kirche so bedeutungsvolle Erscheinung der Brüdergemeine. Obwohl diese ihre Diaspora weithin ausgebreitet hat, hauptsächlich D. Steinede hier nur ihre Verbreitung in Deutschland zu beschreiben. Das Werk soll in drei bis vier Teilen erscheinen, von denen der erste vorliegt. Schon dieses erste Stück läßt uns erkennen, daß der Verfasser auf Grund eingehender quellenmäßiger Geschichtsforschung geschrieben hat und daß wir in seinem Werk einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der Brüdergemeine und ihrer Beziehungen zur evangelischen wie katholischen Kirche empfangen. D. K.

— Arntrecht, Otto, Pastor in Linden, Hannover, Das einfache Evangelium. Ein Protest wider seine Verkörperung. 8<sup>o</sup>. 24 S. 40 S. Verlag von S. O. Wallmann. 1905. — Das „einfache“ Evangelium ist das der modernen Theologie, ein alles Wunders entleertes, nicht aus einer übernatürlichen Offenbarung abgeleitet, ein reduziertes Evangelium. Es enthält den natürlichen Gottesbegriff verbunden mit einem tätigen Tugendstreben und der Hoffnung auf ein besseres Leben; es ist mit anderen Worten das rationalistische Christentum. Besonders heftig hat der Arntrecht'sche Protest mit dem Göttinger Professor Bouffet. Wir können dem Verfasser nicht unrecht geben, wenn er meint, daß die moderne Theologie sich schließlich zwischen zwei Stüben lege, insofern sie den Altgläubigen zu wenig, den Modernen aber zu viel bietet, für die einen zu kurz und die anderen zu lang geraten sei. D. K.



Donnstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königlich  
Erhebten der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Wöchentliche 1 M 26 S,  
Jahresabonnement  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 S, für  
auswärts 1 M 64 S,  
vierteljährlich,  
Einsyne Nummern 8 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 115.

Donnerstag den 28. September abends.

1905.

### Aus dem Wanderleben eines Benediktinerpaters zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Geopold v. Wante war es, der es zuerst unternahm, den Einfluß der individuellen Persönlichkeit auf die geschichtlichen Bewegungen in großen Zügen zu zeigen. Aber es war nur ein Kreis persönlicher Daten, auf den die Eigenart seines Genies sich hinwies. Waren es in früheren Tagen nur die großen Gestalten, die an der Spitze der Dinge standen, Kaiser und Könige gewesen, denen sich die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber fast ausschließlich zuwandte, so zog er nun vor allem Staatsmänner und Diplomaten, gewissermaßen die aristokratischen Elemente der Geschichte, mit in den Bereich seiner Betrachtung. Freilich wird man sich nicht verbergen können, daß hiermit der Kreis der wirkenden Faktoren im Völkerverleben noch lange nicht geschlossen ist, vor allem in neueren Zeiten nicht, wo die geschichtliche Bedeutung der Massen mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Ist doch der Einfluß der öffentlichen Meinung, jener Sphäre-reichen Meisterin des Erfolges, der erst da in Wirksamkeit trat, als sie sich ihrer Macht bewußt ward, so gar alt noch nicht. Er ist von der Allgemeinheit der Bildung bedingt und von dem Bedürfnis, das die wachsende Kultur erzeugt, so viele Kräfte als möglich am Staatleben teilnehmen zu lassen. Seine Entwicklung deckt sich völlig mit der Entwicklung populärer Einflüsse. Er erscheint nur da, wo in Schrift oder Rede der Menge ein Weg des Gebantenausdrucks gegeben ist, am geringsten in mittelalterlichen Zeiten, wo die antike Verbundenheit gesunken und das moderne Schriftentum noch nicht gefunden war. Erst die reformatorischen Bewegungen der neueren Zeit schafften ihn neu und steigern ihn. Nicht so gar schnell. Es ist ein weiter und vielfach der Weg von der politischen Kritik juristischer und fast noch mehr theologischer Kräfte, die bräunliche die beiden ersten Jahrhunderte der neuen Zeit beherrschte, bis auf die Tage nach dem dreißigjährigen Kriege herab, wo es lokale Flugblätter schon beklagen konnten, daß die Handwertsbücherchen auf der Straße an die Volkstüftelischer Majestät den Maßstab ihres beschränkten Untertanenerstandes anlegten. In diesem Zeitraum erst gewinnen die Aufzeichnungen auch dereit ein tiefes Interesse, die nicht unmittelbar am politischen Leben beteiligt sind; da erst treten die Selbstbeobachtungen der individuellen Erfindung und des großen Ganges der geschichtlichen Ereignisse bemerkbarer hervor. Es konnte nicht fehlen, daß diese Dinge ein Hauptobjekt der modernen Forschung wurden.

Ihre Quellen lagen weit ab von der betretenen Heerstraße; was die vergangenen Zeiten vornehm übersehen hatten, die naiven und nur für beschränkte Zwecke bestimmten Darstellungen des Kleinlebens, wurde aus dem Staube herorgezogen, und es quoll und quillt aus ihnen dem glücklichen Finder dieselbe Frische des Lebens entgegen, wie dem großen Meister, der uns die Bapierre venetianischer Diplomaten erschloß, das Leben und Lieben, das Denken und Meinen des Volkes, die abgefügte Chronik des Zeitalters, der bunte Fleck der wogenden Völkerverleben. Wie ganz anders schon mueret das deutsche Volk seine Geschichte an, seitdem sie Othmar Freitag ihm näher gerückt hat! Hat auch die Muse seine fundige Hand hier und da vielleicht mehr als billig geübt, so verdanken wir ihm doch nicht nur einen literarischen, nein, einen wissenschaftlichen Gewinn, dem seine Form Verbreitung verlieh, Dauer verliehen wird. Von Tag zu Tag mehrten sich, seitdem die Beiträge zur weiteren Erkenntnis; man sah ein, daß Weltgeschichte und Kulturgeschichte sich bedien; was früher nicht beachtet worden oder nur das Objekt ästhetischer Betrachtung gewesen war, ward zur historischen Quelle; man durchwühlte zu diesem Zweck Bibliotheken und Archive, und es muß als eine der dantens-

wertesten Aufgaben historischer Ordnereine betrachtet werden, derartige Aufzeichnungen an die Sicht zu fördern.

Zu denselben gehört auch der in der Kugburger Stadtbibliothek vermaehrte literarische Nachlaß des Benediktinerpaters Reginald Möhner. Wir greifen hier die Beschreibung einer Reise in die Niederlande im Jahre 1651 heraus, als einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte der Kulturzustände nach dem dreißigjährigen Kriege.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Kugburger als Patron, von Möhner früh unter die Konventualen des Klosters St. Ulrich getreten, er auch ein halbes Jahrhundert, bis zu seinem im Jahre 1672 erfolgten Tode, diegeleitet blieb. Die Benediktiner von St. Ulrich zeichneten sich durch eine milde Duldsamkeit aus, sie waren auch die einzigen, die dem Könige von Schweden den Fußsängelsdienst leisteten, den der übrige Alerus verweigerte — eine Nachgiebigkeit, der zwar Tausende in der Stadt alles Gute verdankten, die aber den Herren selbst bei der Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen im Jahre 1635 teuer zu stehen kam. Die Leiden des Krieges hatten die wirtschaftliche Lage des Klosters so ruiniert, daß sich der Abt genötigt sah, einen Teil der Konventualen zu entlassen, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Unter ihnen befand sich auch Möhner. Er wandte sich über Münden nach Weß, wo er dem Einzug des Kurfürsten Maximilian von Bayern mit seiner österrreichischen Gemahlin bewohnte, und dann weiter über Linz nach Wien, wo er Kaplan bei den Barnherzigen Brüdern wurde. Hier ließ er sich in Fernald aus dem Most trefflich schmecken, den die Wirthe bei Verlust ihrer Schanzengerechtigkeit am S. Bartholomäuskloster führen mußten. Sie brachten ihn meist aus Ungarn, und der Mönch meint, das Sprichwort: „der weiß, wo Barthel den Most kocht“ daher erklären zu müssen. Vornehme Kugburger führten ihn darauf mit sich nach seiner Heimat zurück. Sie kauften Safran in St. Wästen, werden in Föckelbrunn in der Radstraße durch einen heiligen Drachen geführt, der in der Luft herumfliegt, und gemessen in Salzburg das noch heute so beliebte Regenmetz. In Kugburger herrschte die Pest, Möhner begab sich deshalb nach Arnsdammstier, von wo er mehrere Ausflüge machte, einen auf dem Schimmel, und den General Tilly aus der Breitenfelder Schlacht getragen hatte. Das Tier ging mit ihm durch. „Solche Pferde brauchen wir Generale zum Ausreißern“, sagte ihm der Reife des berühmten Feldherrn. Dann folgt ein längerer Aufenthalt in Salzburg, von wo der Vater im Jahre 1639 in sein Kloster zurückkehrte, das er infessen beim Heranziehen der schweidisch-französischen Truppen im Jahre 1646 wieder verließ. Die Wandlung mit den Ordensbrüdern auf verödeten Waldwegen war nicht ohne Gefahr: gleich am Vech gerieten die Mönche unter die Kaiserlichen Reiter, die über sie herfielen. Da kamen denn fünf starke Salzburger Zimmerleute, die des Weges gingen, zu Hilfe grade recht. Im Kloster Altomünster war kein Wein zu sehen, Lebensmittel, Wein und Bier aber waren die Menge vorhanden, und eben kam ein Ordensdiakon von Münden, um dies alles abzuholen. Er trug eine Partisane und war früher Oberwachmeister zu Pferd gewesen. In einem Wirtshaus an der Straße trafen die Reisenden einen tapferen Schneider, dem der Abt, nachdem er mit seinem Hausgenosse geflohen, sein Hauswesen überlassen hatte. Dieser wollte jedermann zu essen und zu trinken nötigen, wozu mit Prügel und Steinen das Geflügel im Ofen zu Boden, schenkte selbigen den Leuten, gab Wein und Bier genug umsonst, rufte heftig: „Trinkt und nehmt mit Euch was Ihr tragen mögt, die Soldaten nehmen es doch alles!“ In Dachau wurde grade die Kirche geplündert; in Münden waren die Klöster überfüllt

von Ostien, die sich von anderswo gerettet, allein über 300 fremde Jesuiten, allenthalben Flucht und Verwirrung. Die Bauern von Traunkirchen verlangten zur Defension des Landes bewegt zu werden, aber man traute nicht, meinte, daß sie gegen die Landesregierung vorgehen würden. Wölner sah den Reiterbegehren, den Graf Pappenheim zum Oberhäupten seiner Bauernriege in der Kirche zu Gmunden aufgeführt hatte. In Salzburg traf der Vater den Oberst Schütz, dem der Kurfürst seine Hauptstadt München anvertraut hatte. Der tapfere Kriegsmann wußte wohl, daß „nein“ vom Schuß und hinter diesen Bergen“ sicher sei. Krensmünster lief wieder das Ende der Reise, der Ausgangspunkt vieler Ausflüge, unter andern eines nach Linz im Jahre 1648, wo der Vater sich die Hochzeit des Kaisers Ferdinand III. mit der Titulerin anlas. Es ging heiter her, der Prälat, der das Tischgespräch zu sprechen hatte, wird gleich nach den ersten Worten — weggehoben, und der Vorn war so arg, daß er die Tafelmusik überstimmte. Tags darauf hielt Johann v. Werth, der berühmte Reitergeneral, seine Hochzeit. Witten in diese Freuden fiel wie eine Bombe die Nachricht von der Ermürdung der Prager Kleinseite durch den Schweden Königsmord. „Da sahe man allen Mut in Brunnen gefallen sein.“ Für den Kaiser wurden Kisten bestellt, die Erzherzogin reiste hin still wiederum nach Tirol. Bald darauf wird der Friede proklamiert, Durchzüge folgten aber Durchzüge. Da geschah es wohl, daß ihm eine auf Männerart reisende, kräftige Reiterfrau ihr erst eine halbe Stunde zuvor auf dem Felde gebornes Kind brachte, daß er taufe und zugleich Bewahrer siehe. Er tat es, und die Mutter rit mit ihrem Kinde und mit ihrem Gesicht rasch wieder den Kompagnien nach.

Nachdem unser Benediktiner durch eine „persönliche alte Ruhme“ aus dem freundlichen Parthausle zu Kennaten vertrieben worden war, begab er sich nach Wien, wo er Interessantes über den Tod der Kaiserin Maria Leopoldina, die durch die Ungeschicklichkeit der Gebärmutter zugrunde gieng, über eine tatarische Gesundheitskur, über den Uebermut der Bauern, über die Religionspolitik des Kaisers berichtete. Vier wurde er im August 1649 zum Kaplan des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden befördert mit 19 fl. 20 kr. Monatsgehalt. Vom „Roten Karstjen“ aus auf dem Rühmarkt in Wien machte er neun Reisen in Mähren, Böhmen und Schlesien, die er nicht schilbert. Kaum ward er abgehallen, sich der Gesundheitskur Schwarzenbors an die Worte anzuschließen. Von Wien wird in der interessantesten und lehrreichsten Weise berichtet. „Tischlässe, Beutelschneiderien und andere Diebstähle gab es in dieser wolreichen Stadt so viele und täglich, daß es nicht zu beschreiben, und so unterliehlich, daß, wenn man früh von einem redet, auf den Mittag ein anderes erzählt wird, zu abend wiederum ein neues geschieht, also daß man nicht so früh und zu Mittag Geschehenen ganz nicht mehr denkt.“

Mit dem Markgrafen begab sich Wölner dann Mitte des Jahres 1651 in den französisch-spanischen Feldzug in die Niederlande, aus dem er im Anfang des folgenden Jahres zurückkehrte. Seitdem verschwindet er hinter den Mauern seines Augsburger Klosters, mit genealogischem, heraldischem und historischen Studien beschäftigt.

Schon aus der gegebenen Übersicht seines Lebens ist der Charakter Wölners klar erkennlich. Ein heiterer, leichtlebiger Geist, von vielfachen Interessen erregt, ganz dem Augenblicke hingebend, mit einem offenen Blick für das volle Leben — so tritt er uns entgegen. Er nimmt die Dinge, wie sie sind, ohne zu grübeln, wie sie sein sollten, und wir verdanken dieser Auffassung des Lebens jene köstliche Koiatet der Darstellung, die sie und da an die Laune Brimmelsbauens hinantritt. Nicht allzu iohmer dürfte es sein, aus dem tapferen Vater den Helden eines Biardichens Romans zu machen, dem es an dem notwendigen Stoffe nicht fehlen würde. Uns wenigstens ist außer dem Simplizissimus noch keine Schrift vorgekommen, welche in dieser Weise den Zustand, welchen der dreißigjährige Krieg geschaffen, geschildert hätte. Die ganze Persönlichkeit des Schreibers ist ein Produkt dieser Zustände, die wohl Interesse genug bieten, um es zu verzeichnen, wenn wir noch einige Augenblicke bei ihnen verweilen.

Man wird nach dem Vorhergehenden weder militärische noch diplomatische Kräfteleuten aus dem Munde des betteren Feldkaplans erwarten; zudem bot das Jahr 1651, in welchem der Hilszug des Markgrafen von Baden zu den spanischen Truppen

stattfand, durchaus nichts von Bedeutung auf dem Kriegsschauplatz; die Eroberung von Dünkirchen und Gravelingen durch die Spanier fand erst im folgenden Jahre statt. Dreißig Kompagnien, darunter sechs zu Pferde, waren dem Kommando Leopold Wilhelm unterstellt; er selbst gieng dem Teile der Bagage, bei dem sich Wölner befand, nach Eger voraus; am 8. Juni folgte der weitere Zug nach, nachdem Wölner noch ein Abenteuer als Kartellträger und Duellmeister erlebt hatte, das charakteristisch genug ist. Man nahm den Weg über Kornburg durch Unterösterreich, mitten durch verwüstete Dörfer und Städte, im Kampf mit dem Petroffsk, einer verwilderten Bauernbande, die sich plündernd herumtrieb, irreguliert von süßhändigen Führern, nach Subweiss. In Stratzow erhielt man, daß der Markgraf in Eger fast in Lebensgefahr gefangen, da eine Kompagnie gegen ihn gemehrt habe, welche erst Johann v. Werth wieder zur Vernunft bringen konnte. Der Markgraf hatte dann die Räderstücker eigenhändig an den Haaren aus der Kompagnie gerissen und aufhängen lassen. In Reptom sah die Reifenen einen „frischgebarerten“ Baderjungen, der einen Wund beugangen hatte, auf dem Rade liegen. „Zu Mittag“, schreibt unser Gewährsmann, „haben wir einen Leutnant und seine Frau zu Ost geladen, welche an diesem Ort die Schwäne gefütet. Dieser gute Gesell war abgehant, mußte kein Handwerk und hatte kein Geld, mußte sich also dergelalt hindringen. Seine Tochter, ein feines Meidch, mußte unter diesen Weibern bei den Schwänen verbleiben.“ Am S. Bescheid wohnte man in Wies einer Hundelomodie bei; einer von den betretenen Valaien des Gefolges wurde wegen seiner Kleider vom Bürgermeister hochverehrt und reich beschenkt. In Eger weilte als berühmter Kurall Johann v. Werth, der alle „jemlich begehrt“ von seiner Tafel entlieh. Dann gieng es über den „wilden und wegen der dahin verbannten Zersel ungebauerlichen Bichtelberg“. Dort hauste ein würdiger protestantischer Pfarrer, der Wölner wegen seiner freien Anschauung sehr gefiel. Man lud ihn zu Tisch; er betrank sich und ließ sich von seiner Frau heimführen; die Frau kam aber bald wieder und sedhte mit den jungen Kurden des Trostes weise. Mit Interesse sah er mit einem protestantischen Leidenbegangnisse zu, konnte sich aber mit den frankischen Bauern nur mühsam verständigigen. Nicht weit von Bräudenau speiste man bei einem v. Lhängen. Er hatte drei Brüder, von denen der eine katholisch, der andere lutherisch, der dritte calvinisch war und von seinen drei Söhnen waren zwei katholisch, einer lutherisch und einer calvinisch; die Gellfrau war protestantisch, in betref seiner eigenen Glaubens sagte das Oberhaupt dieser gemischten Familie gar nichts.

Weiter gieng es unter vielfachen Abenteuern dem Rhein zu, wo sich der Markgraf nicht entblodete, widerpenitigen Bürgermeistern gelegentlich Chreigen zu verabfolgen. Lanjam genug rüdte man vor; die Didsipin war höchst mangelhalt; Diebstähle, Duelle, Meutereien kamen fast täglich vor. Die Bauern gehen nicht ohne geladene Flinte aus Feld. Überall durch falsche Führer aufgehalten und auf beschwerliche Wege gelodt, lam man endlich in die Niederlande. Auf der Wiese von Diest wurde ein großes „Generatrandious“ gehalten. Weiter ward auf Krifot und Löwen marschirt, wo Wölner einen studierenden Beter traktierte, dann nach Mons und Bouchain. „Als ich in der Rutische meinem Brauch nach geschlafen, kommt ein Wäueler und zeigt mir an, daß sein Leib ein Kind geboren, welches gar schwach sei. Ich gieng alsobald mit ihm und taufte es, auf einer Trommel knend, in einer niederen Baracke. Nachdem es dem heiligen Zaub empfangen, sprach der Vater: „Nu, mein Kind, du bist du ein Garit; wenn dich Gott so gern bei sich hat, als ich dich ihm von Erogen gern vergönnte, so nimmt er dich zu sich.“ Wie auch gleich geschah.“ Nicht weit von Lille wohneten die Bauern in Höhlen, die sie sich gebaut hatten; ihre Wohnungen wurden entdeckt, weil man sie für Brunnen hielt. Wölner ließ es sich nicht nehmen, hinabzusteigen, konnte es aber wegen des harten Geruchs nicht lange darin aushalten. Brüssel und Gent wurden besucht, viel daiselbst „geläfelt“, Longern, Nastricht, dann kam man wieder an den Rhein, wo man in Wolfstein und Selterswasser sich göttlich tat. Nach einem ergötlichen Abenteuer in Koblenz, gieng die Reise nach Unterfranken. In Würth bei Altsachsenburg passierte dem Vater ein hübsches Geschehendes, das wir als Probe seiner Darstellung anführen wollen. Er erzählt: „Als wir in das Wittsburg kamen, haben wir etliche Magnische Bauren in der Stube sitzen gefunden, welche, unangehen des St. Andreastabends, also ein gebotener Freitag, gewesen, gutes Mutes gebratene Gänse vor sich gehabt. Sie erdanken wohl etwas und verjasteten sich

in ein anderes Zimmer; wir aber haben uns bei dem Nachtessen den guten Wein, welcher auf dem Ringenberg gleich diesem Topf gegenüber wachst, wohlschmecken lassen und auf allen Postfüßen dessen einen Krug voll zu dem Fenster in Reserve gestellt. In der Nacht, als wir beinahe unserer Gewohnheit nach auf dem Stroh in der geheizten Stube schliefen, klagte einer nach dem andern seinen Durst. Ich stand still auf, setzte den Krug an

und löschte mein Anliegen. Das erjah der Hr. Stallmeister beim Weinbleiben und schrie: »O Brüder, schaut, der Pfaff hat zu trinken!« Kam also auch herbei und bediente sich dieses Kruges. Ich lachte ihrer, daß sie nicht auch so vorzüglich auf solchen gebenden Fall seien.« Nach längerem Aufenthalt in den Südküchen, Schloßern und Bödern von Schwaben lehrte Vater Reginald endlich am 8. Januar 1652 in sein Kloster zurück. o.

### Bücherbesprechungen.

— Religion und Naturwissenschaft. Eine Antwort an Professor Labenburg von Writub Iitius, Pastor und Professor für Theologie in Kiel. Übungen und Leipzig, J. G. B. Mohr (Paul Siebeck), 1. u. 80 S. — Der Inhalt der Schrift ist aus einem Vortrag herorgegangen, den der Verfasser zur Zeit des Badenburgerischen Handels gehalten hat. Er weist die Naturwissenschaft bei aller Anerkennung ihrer Fortschritte in ihr Gebiet zurück, hebt die Bedingtheit aller Erkenntnisse und die Eigenart der Geschichte und des Geisteslebens hervor, betont die unlegare Gewalt der christlichen Religion gerade in den edelsten Weisern und im Volksleben und geht endlich auf die Hauptpunkte der christlichen Weltanschauung ein, um ihre fortbauende Gültigkeit gegenüber den wirklich erzielten Ergebnissen der Naturforschung nachzuweisen. Das geschieht allerdings unter starken Konzeptionen nach jener Seite hin. B. K.

— Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten von Adolf v. Liebmann. Mit 57 Textillustrationen. Berlin, Wiedemann & Söhne. 3. u. — Ereignisse verschiedener Art in allen Weltteilen haben die Erinnerung an die unter Dr. Peters ausgeführte deutsche Emin Paisha-Expedition schon erheblich schwinden lassen. Trotzdem aber wird die vorliegende Beschreibung des einzigen weißen Begleiters von Dr. Peters nicht unwillkommen sein, da sie nicht nur einen interessanten Einblick gewährt in die beiden ersten Afrikaforschenden und die Gefahren, die er zu bestehen hat, sondern auch im Hinblick auf die Unruhen in unseren afrikanischen Kolonien von Interesse ist. Über den Kampf mit wilden Bälberfischen ebenso wie mit wilden Tieren erfahren wir manches. Dabei unterhalten zahlreiche Epikoden ernten und scitieren Charaktere. a.

— Klein, Tierleben der Hoche. Reisebegleiter für Seefahrer. Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel-Leipzig-Flintgum. 115 S. mit 174 Fig. im Text. Taschenformat, geb. 1.80 u. — Zu den populären Büchern, die den Jazur haben, auf Reisen zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen anzuregen, kommt hier ein neues, für den Seefahrer, und zwar gleich für alle Meere. Die Idee ist vortrefflich; die Langeweile, die sich bei einer längeren Seereise gar zu leicht einstellt und bei gutem Wetter durch die Beobachtung der Tierwelt hie und da unterbrochen wird, aber wegen der unvorhandenen Fremdbartigkeit des Gelehren meist nicht auf die Dauer, sie kann jetzt an der Hand des Führers, der über die verschiedenen Formen Aufschluß gibt, gebändigt und in ein nuzbringendes Interesse verwandelt werden. Der Verfasser wird vermutlich nicht unrecht haben mit den etwas feig zuerlässlichen Worten der Vorrede: »Der Reisebegleiter wird sich bald als unentbehrlicher Ratgeber erweisen und nicht nur den Genuß der Reise zu erhöhen wissen, sondern auch dem Seefahrer Eintragungen über beobachtete Tiere in das Schiffsjournal in gewissem Umfang ermöglichen.« Die Einleitung bespricht die bekannten Organismen unserer deutschen Meere, schwimmende Lango und was darauffig. Dann kommen die Organismen auf dem Wasser bez. an der Oberfläche. Dazu wird eine reichhaltige Aufzählung der Vorkommen gegeben, welche imstande sind, dem Meerwasser eine besondere Färbung zu verleihen, sowie eine Übersicht derer, welche das Meerleuchten bedingen. Der zweite Teil behandelt die Organismen im Wasser, vom Sargassum mit seiner Tierwelt bis zu den Vinguinen und Walen, der dritte endlich die über dem Wasser, d. h. die fliegenden Seesogel. Die große Zahl der Abbildungen zeigt zur Genuge, um was für einen reichhaltigen Stoff es sich handelt; und dabei war es schmerzig genug, eine passende Auswahl zu treffen; dazu gehörten die reiche Erfahrung des Verfassers und die Beziehungen zu dem in Kiel und auf Helgoland eingerichteten Institut, das die Erforschung unserer Meere zur Aufgabe hat. — So erzieulich es nun auch ist, daß von so beruherer Seite ein Hilfsmittel geboten wird, welches auch das breitere Publikum zur Teilnahme an denartigen Forschungen anzuregen in hohem Maße geeignet

ist, so soll doch nicht verschwiegen werden, daß sich noch eine ganze Reihe von Wünschen meldet, die nach verschiedenen Seiten sich richten. Einige mögen im Interesse einer zweiten Auflage hier laut werden. Zunächst ein Wort über die Abbildungen. Sie sind alle schwarz gehalten und auf photographischem Wege hergestellt; da wird dann gleich von vornherein bemerkt, daß die gelben und roten Töne zu dunkel, die blauen zu blaß ausgefallen sind. Und nun gar die verwaschenen, trüben Bilder durchsichtiger Tiere, etwa von Phronimal Warum sind nicht farbige Tafeln gegeben, auf denen sich gerade die zarten Linien der marinen Organismen so köstlich wiedergeben lassen? Auch die Bestimmung der Bögel würde dadurch sehr erleichtert. Auf den Preis noch es nicht ankommen. Denn wenn schon ähnliche Bücher, die für kurze Ferienreisen ins Gebirge oder an den Strand bestimmt sind, mehr als das Dreifache kosten, so wird jeder, der eine weit forspiegliche große Seereise unternimmt, gern das gleiche anlegen. Dann läßt sich aber weit mehr bieten. Damit müßte auch der Text erweitert werden. Sobald ein wirklicher Nutzen für die Wissenschaft erreicht werden soll, wird es nicht genügen, an einigen wenigen Arten festzustellen, daß an einem bestimmten Orte eine Gattung vorkommt, sondern die Art muß angegeben werden können. Das trifft u. a. für verschiedene Seesogel zu, von denen zwei oder drei beschrieben werden, unter der Hinzufügung, daß es noch 30 oder mehr andere gäbe. Hier wären wohl Übersichtstabellen am Plage, womit freilich eine hohe Forderung gestellt wird. Auch sonst hat der Text einige Unzulänglichkeiten, wenn z. B. eine Familie Laridae unter die Ordnung Laridae gestellt ist. Hier und da erinnert es an die Einförmigkeit einer Seereise, wenn es u. a. S. 76 heißt: Die Delphine sind gewandte Schwimmer, die in allen Meeren zu finden sind. Im Meere finden sich... So oft die Tunitaten erwähnt werden (an drei verschiedenen Stellen), wird hinzugefügt, daß sie in ihrem Mantel Zellulose (Holzstoff) ablagern, wovon doch gerade bei den pelagischen nicht davon zu sehen ist. Dafür hätte das Wort Endostall, das neben einer bez. Figur steht, lieber erklärt werden sollen. Es sind das schließlich unerlässliche Dinge, aber man wünscht doch wohl neben der Solidität auch etwas Eleganz. Des Verfassers Zuverlässigkeit ist ja über jeden Zweifel erhaben. Möchte die zweite Auflage bald in erweitertem und verhöfentem Gewande erscheinen. H. S.

— Die deutsche Kolonial-Vesetzgebung. Sammlung der auf die deutschen Schutzgebiete bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Erlasse und internationalen Vereinbarungen mit Anmerkungen, Sachregister. Verlag der Königlich-hofbuchhändler Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin. — Von dieser auf Grund amtlicher Quellen herausgegebenen Sammlung ist jetzt der achte Band erschienen. Er ist von Geh. Legationsrat Schmidt-Bergig und Admiralitätsrat Prof. Dr. Köhner bearbeitet und enthält die im Laufe des Jahres 1904 erlassenen Gesetze usw. Ebenso wie in den früheren, die Jahre 1892—1903 umfassenenden Bänden ist auch in diesem der Stoff so geordnet, daß der erste Teil die auf alle Schutzgebiete bezüglichen allgemeinen Bestimmungen, der zweite die Bestimmungen für die afrikanischen und Südsee-Schutzgebiete und der dritte die auf das Kaukasusgebiet sich beziehenden Vorschriften enthält. Amtlich werden die kolonialen Gesetze, Verordnungen usw. in den verschiedenen Organen (Reichsgesetzblatt, Reichsanzeiger, Kolonialblatt usw.) publiziert, was ihr Auffuchen natürlich ungemün erleichtert. Die vorliegende Sammlung entspricht daher einem wirklichen Bedürfnisse. Sie zeichnet sich durch Vollständigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit aus und hat sich seit ihrem ersten Erscheinen zahlreiche Freunde nicht nur in Beamtenkreisen, sondern auch unter den Kaufleuten erworben, die Handelsbeziehungen mit den Kolonien unterhalten. Wie notwendig ein solches Nachschlagewerk ist, das beweist die Fälle des darin systematisch zusammengestellten Materials. Sieht man sich die acht stiftlichen Bände der Sammlung an, so muß man gefehen, daß wir auf dem Gebiete der kolonialen Gesetzgebung, Reglementierung usw.

schon ziemlich viel geleistet haben. Allerdings handelt es sich dabei auch um ein sehr umfangreiches Gebiet, wie z. B. die Einteilung der auf Deutsch-Ostafrika bezüglichen Bestimmungen in dem vorliegenden achten Band beweißt: I. Allgemeine Verwaltung (I. Finanzwesen und Geldwesen, 2. Polizei, 3. Rechtswesens), II. Beamte und Schutztruppenangehörige, III. Rechtspflege, IV. Bezirke (Kommunen) und Stationen, V. Holflecken, VI. Steuernwesen, VII. Handel und Verkehr, VIII. Jagd, IX. Eisenbahnen, X. Landwirtschaft, XI. Bergbauoperationen, XII. Schiffahrt, XIII. Eingeborene, XIV. Gesellschaften. Erwünscht wäre es, wenn dem nächsten Bande historische Notizen über Größe, Einwohnerzahl, Eisenbahnen, Postanstalten, Schutztruppen, Handel usw. der einzelnen Schutzgebiete, über die betreffenden Staatsformen, die Organisation der Verwaltung usw. beigelegt würden. Inbegriff umfassen unsere Schutzgebiete einen Flächenraum von 2654 000 qkm, das ist fast das Fünftel des Gebietes des Deutschen Reiches. Der Größe nach an erster Stelle steht Deutsch-Ostafrika mit 995 000 qkm, dann folgen Südwestafrika mit 831 000, Kamerun mit 495 000, Neu-Guinea mit 240 000, Togo mit 87 200, Samoa mit 2588, die Karolinen, Palau und Marianen mit 2076, Kiautschou mit 501, die Marshall-Inseln mit 405 qkm. Die Bevölkerung der Schutzgebiete beträgt freilich nur 12,4 Millionen. Auch hier nimmt Ostafrika, das 6,7 Millionen Einwohner zählt, die erste Stelle ein. Am dünnsten ist Südwestafrika, das Samernzerndind unter unseren Kolonien, bevölkert, wo auf je 100 qkm nur 24 Einwohner kommen.

— \* — Die Samoa-Inseln. Entwurf einer Monographie mit besonderer Berücksichtigung Deutsch-Samoas von Dr. Augustin Krämer, Kaiserlich Marinefeldbarrakte. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonialabteilung des kaiserlichen Amts. Erster Band: Beschreibung, Stammbäume und Übersetzungen. Mit 3 Tafeln, 4 Karten und 44 Textfiguren. — Zweiter Band: Ethnographie. Mit 2 Tafeln, 148 Textbildern und 44 Textfiguren. Nebst einem besonderen Anhange: Die wichtigsten Krankheiten der Südländer. Mit 1 Textbilde und 13 Bildtafeln. Stuttgart, G. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (F. Nagel), gr. 4. — Die großen Zeitalter der Veränderungen, die mit dem Reich dem Seefahrer, Infanten von Portugal, im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahmen, sind nun mit der letzten Jahrhundertwende zum Abschluß gelangt. Die weisen Flecke, die noch im neunzehnten Jahrhundert auf unseren Karten glänzten, wohin noch keines Europäers Fuß gelangt war, sind verschwunden, wenn wir von den äußersten Poleniden, der unter ewigem Eise starrenden Arktik und Antarktik absehen. Vermögen wir sonach auch unseren Gesichtskreis kaum mehr auszubehnen und zu erweitern, so können wir doch den Blick in ihn vertiefen. Dies ist nunmehr die Aufgabe der Erdkunde geworden. Die Erforschung der einzelnen Erdteile und Länder, wie die Völkerkunde, sind es, die aus diesen veränderten Verhältnissen Nutzen und Vorteil ziehen. So kurz auch der Zeitraum ist, der verfloß, seitdem wir nicht mehr darauf ausgehen, in die Weite zu schweifen, sondern uns zu konzentrieren und ein Gebiet möglichst intensiv zu bearbeiten und wissenschaftlich auszubehnen, so haben wir doch schon jetzt die Freude und Genugtuung unserer Bestrebungen, reichen Gewinn derselben zu können. Es obzuegen ständiges Ergebnis dieser neuen Bestrebungen ist das oben angeführte Werk, das für die Völkerkunde des Gebietes, das es behandelt, geradezu von unschätzbarem Vorteil ist, da es bei dem rapiden Kulturwandel, der sich unter Nacht auf der ozeanischen Inselwelt vollzieht, schon heute nicht mehr in der mühseligsten Vollendung herzustellen wäre, die wir dem Fleiß und dem Verdienst des Verfassers verdanken, der, ausgestattet mit reichen Fähigkeiten, es wie wenige verstanden hat, mit seltenem Geschick die besten Reste einer untergehenden und verschwindenden Kultur in dem von jenen Wandel begriffenen Erdtheile einen eigenartigen Weltteilens zu fixieren und für die wissenschaftliche Forschung zu retten. Was ihm nicht mehr möglich gewesen — viel wertvolles Material ist schon vor ihm verloren gegangen — wird auch seinem Nachfolger gerne möglich sein, ja jeder dieser wird nur immer dürftigere Ernten einheimen, bis er jeder bald der Boden erschöpft sein wird. In den neuen Zeiten eingetreten, war es ein sehr glücklicher Gedanke, den man nicht genug preisen kann, daß dem Verfasser kam, auf Kosten seiner naturwissenschaftlichen Studien, die ursprünglich der Zweck der

Reise waren, denn an den Menschen denkt man immer zuerst, seine Kräfte etwas mehr in den Dienst der Völkerkunde zu stellen, als dies eigentlich beabsichtigt war. »Ist doch das geistige Eigentum jener Naturvölker« — wie Krämmer sehr richtig bemerkt — »viel reicher, als man vielfach anzunehmen geneigt ist! Dasselbe genauer festzulegen, hat man in vielen Fällen sich kaum die Mühe genommen. Und dabei schwindet es vor unseren Augen hin! Man rührt jährlich zoologische Expeditionen aus, um Tiere zu erforschen, die nach Hunderten und Tausenden von Jahren auch noch vorhanden sein werden; man bemerkt nicht, daß an Pacifischem Ozean Völker dahinschwinden vor dem mäßigen Anbrange der Zivilisation, deren geistigen Schatz wir im Begriffe sind dahinschwänden zu lassen, wie die spanischen Konquistadoren es vor vierhundert Jahren in Mexiko getan. Sollen wir uns bereinigt dieselben Vorwürfe machen lassen? Oder ist der Mensch weniger interessant als die Qualle? Was bereinigt Feuer und Schwert getan — und dies reicht doch fast noch in unsere Zeit hinein, wenn man der blutigen Waarrträge und der Entvölkerung Tasmaniens gedenkt — das tut heute in humaner Weise die Zivilisation, so daß zwar der verarmte Herrsistent der Rasse, aber auch nicht mehr als seine leidende Person übrig bleibt. Man sehe sich das heutige Hawaii an und das vor fünfzig Jahren, als sich Honolulu noch im Zustande des heutigen Afa befand. Wenn ein Arbeiter dort noch möglich ist, so ist es die allerhöchste Zeit.« Diese Zeit hat Krämmer ausgenutzt, wie kein anderer vor ihm, und wie es kein anderer nach ihm vermögen wird, indem er uns eine Monographie geschenkt hat, die für alle Zeit die Grundlage der Völkerkunde der Samoa-Inseln bilden wird, an der man wohl hier und da noch einiges nach ergänzen, ändern und verbessern können, an der aber in ihrer Gesamtheit nicht mehr zu rütteln sein wird. Was Krämmer in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit auf den Samoa-Inseln an Stoff gesammelt, ist so erstaunlich, daß es nicht einmal gelistet werden kann, man würde von dem reichen Inhalte der zwei stattlichen Grosquartbände nur einen salbigen Begriff geben, es ist geradezu benennenswert, welchen reichen und kostbaren »Erbis« der Verfasser noch in zwölfster Stunde eingeholt hat. Die Völkerpsychologie, allgemein aufgefaßt, das gesamte geistige Wirken an sich begreifend, entlastet ihre Tätigkeit nach zwei Richtungen hin, zu materiellen Zwecken und zu geistigen. Nach diesen beiden Seiten hin fällt der Schwerpunkt des Krämerischen Werkes, nach der ethnographischen im engeren Sinne und der politisch-antropologischen im Sinne des Aristoteles, während die somatische Anthropologie nur gestreift wird. Entsprechend den zwei psychischen Richtungen gliedert sich doch das Werk in zwei Teile; der erste Band umfaßt: Beschreibung, Stammbäume und Übersetzungen, während der zweite sich mit der Ethnographie beschäftigt. Für seine zoologischen und psychologischen Forschungen im engeren Sinne ist Krämmer sehr die Kenntnis der samoanischen Sprache zugute gekommen, wodurch ihm erst der tiefe Einblick in die Volkseele möglich geworden ist. So wird uns in der Fülle eines reichen und neuen Materials eine Fülle intimster Seelenregungen erschlossen, die von den gewöhnlichen Reisenden kaum oder gar nicht beachtet werden, wodurch wir einen ganz neuen und wesentlich vorteilhafteren Begriff von diesen geistig als »Wilde« bezeichneten Menschen erhalten. Wir finden bei ihnen bereits einen Kulturbesitz, den man vorher nicht geahnt hat und der uns zwingt beides zu sein und nicht mit Herabsetzung auf diese Naturmenschen herabzublicken. — Wenn wir dem Verfasser zu großem Danke für sein ausgezeichnetes Werk verpflichtet sind, von dem wir wünschen möchten, daß es andere zu gleichen Leistungen für die übrige Inselwelt Ozeaniens anspornen möge, so müssen wir aber auch an diesem Danke die rühmlich bekannte Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung mit ihrem Chef Hrn. Nagel teilnehmen lassen, der kein Opfer gescheut hat, um das Werk in jeder Beziehung würdig seines Inhaltes auszustatten.

— Von der neuen Schrift Crete und Floren aller Staaten von Major a. D. L., welche mir bereits in der Wissenschaft. Beilage Nr. 133 vom 10. 11. 03 kurz besprochen, liegt jetzt eine neue Ausgabe des Jahrganges 1905 vor. Das Werk, verlegt bei Fuchsnerdt & Comp. in Berlin — Preis 0,80 Mk. —, hat Erweiterung gefunden und bietet gerade jetzt bei den so hoch geachteten politischen Verhältnissen am so größeres Interesse. Es gewährt außer in Deutschlands Verhältnissen zu Lande und zu Wasser auch Einblick in die militärischen Verhältnisse von noch 56 Staaten aller Weltteile. H. L.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Hoffert in Leipzig.

Bezugspreis

bei Abholung: 1. M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 A, für  
auswärts 1. M 64 A,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 A.Ersteinst  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Berausgeber, die Königl.  
Erzherzogin der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Nr. 116.

Sonnabend den 30. September abends.

1905.

## Fachschulen in Nordamerika.

Der bedauerliche, aber nicht zu leugnende Rückgang untern  
deutschen Handwerks überzeugt immer weitere Kreise von der  
Notwendigkeit, dem jungen Nachwuchs im Gewerbe schulmäßige  
Gelegenheit zu fachlicher Ausbildung und Ertrag für die Beruf-  
stätigkeit zu bieten. Während man anfänglich glaubte, dem  
Bildungsbedürfnis der schulfähigen Jugend durch die allgemeinen  
Ziele der Fortbildungsschule genügen zu können, erwies sich die  
Bildung einzelner Fachabteilungen (für Feinzer, Wälder usw.)  
bei diesen sehr bald als ein dringendes Bedürfnis; für die An-  
gehörigen anderer Gewerbebetriebe entstanden selbständige Fach-  
schulen (z. B. für Schlosser, Müller, Gerber, Brauer), und es  
läßt sich heute noch nicht absehen, welche Handwerkszweige nach  
und nach zu schulmäßiger Ausbildung der Lehrlinge werden  
übergehen müssen. — Nordamerika, das Land ohne Vergangen-  
heit und ohne absterbende Überlieferungen, kennt dieses Über-  
gangsstadium zwar nicht, empfindet aber nicht weniger  
Lebhaft als wir die Notwendigkeit, dem heranwachsenden  
Geschlecht des Gewerbetreibenden Gelegenheit zu bieten, sich für  
dieses vorzubereiten. Hand in Hand mit dieser mehr  
humanitären oder erzieherischen Überzeugung geht die Erfahrung,  
daß billige (aber nicht angelegerte, ungeschulte) Hilfen auf die  
Zauer sich als die teuersten erweisen. Gründe solcher Art haben  
herabragende Firmen der Eisenbranche (z. B. The Baldwin  
Locomotive Works; Brown and Sharpe Manufacturing  
Company; the Westinghouse Electric and Manufacturing  
Company) veranlaßt, der Ausbildung der von ihnen beschäftigten  
jungen Männer Beachtung und Sorgfalt zu widmen. Einem  
erfahrenen Manne wird die gesamte Aufsicht über die Lehrlinge  
übertragen. Zunächst prüft er sie, um zu erfahren, ob sie ge-  
eignete Vorbildung mitbringen, und von dieser hängt es ab,  
welcher der drei Gruppen sie zugewiesen werden. Die erste Klasse  
umfaßt Knaben mit guter Volksschulbildung, höchstens 17 Jahre  
alt. In die zweite Klasse kommen Jünglinge, die eine Reals-  
schule besucht haben und nicht über 18 Jahre alt sind. Dann  
gibt es noch einen Spezialkursus zur Ausbildung junger Männer  
von mehr als 21 Jahren, die ein Kolleg oder eine technische  
Anstalt absolviert haben. Der Direktor der Lehrlinge achtet darauf,  
daß jeder von diesen in seinem besonderen Arbeitszeitig volle und  
genügende Durchbildung erhält, und leitet auch die Studien,  
indem er die besondere Schule auswählt, die sie zu besuchen haben.  
Er kann auch in mehrfacher Hinsicht als ihr Hüter gelten,  
solange sie in der Stadt sind, wobei viele von ihnen aus anderen  
Teilen des Landes stammen. Der Direktor ist in diesen großen  
Bereichen tatsächlich ein Schul-Prinzipal; seine Bemühungen be-  
fordern System und Leistungsfähigkeit und daß ihr's, was seine  
Auftraggeber von ihm verlangen. In Wirklichkeit haben wir  
hier den Idealzustand einer Fachschule, wie er vor vielen Jahr-  
zehnten (bis zum Jahre 1852) durch die „Technische Bildungs-  
anstalt“ in Dresden vertreten wurde. Die ersten Schüler dieser  
am 1. Mai 1828 gegründeten Anstalt arbeiteten wöchentlich  
49 Stunden in der Wochenmannigen mechanischen Werkstatt und  
wurden während 4 Jahren in wöchentlich 17 Unterrichtsstunden  
ungefähr in denselben theoretischen Gegenständen unterrichtet, die  
jetzt die Fachschulen bieten. Dieser Rückblick läßt erkennen, daß  
auch hier der Fortschritt auf einer Speziallinie erfolgt ist und bei  
gehobenem Niveau der höchsten Leistungen (technische Fachschulen)  
doch wieder über den Ausgangspunkt (Durchbringen der Praxis  
mit der Theorie) hinwegführt. Wir kehren aber zu Betrachtung  
der amerikanischen Einrichtungen zurück. Kleineren Firmen ist  
es kaum möglich, dem gefürchteten Vorbilde der großen zu folgen;  
hier müssen Fachschulen in die Länge treten. Für eine sehr große

Zahl gewerblicher Berufe geben sie bereits den jungen Leuten  
gründliche und systematische Ausbildung; in der Zukunft werden  
die Absolventen dieser Schulen, nachdem sie sich reifere Erfahrung  
erworben haben, auch selbstverständlich die leitenden Stellen  
in der industriellen Welt einnehmen. (Das Gesagte gilt  
natürlich zunächst für Nordamerika.) Die kurze Bezeich-  
nung einiger solcher Schulen im Staate Kalifornien dürfte  
nicht uninteressant sein. Die Wilmersing-Schule für  
industrielle Gewerbe wurde mit 400 000 Dollars gestiftet, damit  
Knaben angeleitet würden, durch ein Handwerk mit einigem  
Studium und fleißiger Arbeit ihren Unterhalt und eine Erziehung  
zu erwerben. Dabei soll etwas mehr geboten werden als bloßer  
Erfolg für die Werkstattlehre, obgleich als Hauptaufgabe die  
Heranbildung einer vollkommenen Meisterschaft im Handwerk und  
eines achtsamen, fleißigen und tüchtigen Handwerkers gilt. Vier Jahre  
lang dauert der Unterricht in Zimmererei, Tischlerei, Innhalation,  
Bauischlerei, elektrischen Einrichtungen, Wackelbau, Grob-  
schmiedearbeit, Holzhilfbauen und Tombockieren. Sowohl das  
eigene Schulgebäude als das der leistung zu beizugehenden Vid-Schule  
wurden durch die Schüler der Wilmersing-Schule ausgeführt.

In der mit 540 000 Dollars Aufwand von James Lid  
gegründeten kalifornischen Schule für mechanische Gewerbe werden  
Knaben und Mädchen für praktische Lebensberufe vorgebildet. Jene  
sehen folgende Unterrichtsgegenstände offen: Schmiedearbeiten, Eisen-  
und Metallschlerei, Maschinenverfäbrung, elektrische Konstruktionen,  
Maschinen- und Schiffszugmaschinen, gewerbliche Chemie, polnometrischer  
Kursus. Die Mädchen werden angeleitet in industriellen Künften,  
im Kochen, Kleidermachen und Putzmacherei. Knaben und Mädchen  
können in einem Vorbereitungskurs für ein „technisches Kolleg“  
Aufnahme finden. Für jedes Fach werden vier Jahre bean-  
sprucht; im Zusammenhang mit dem gelehnten Fach wird ein  
voller akademischer Kursus geboten. Ein kurzer Zeitabschnitt wird  
von jedem Schüler je nachdem er an der Schule gelehnten Gewerbe  
gerivdet und Handverleiht oder Vorkurs benannt. Er dauert  
die ersten zwei Jahre. Dann findet Wiedererziehung in Klassen  
statt und der Schüler kann später weitere Studien aufnehmen,  
um sich für Polytechnikum oder Universität vorzubereiten. Ander-  
seits kann ein Studierender, der seinem der Spezialkurse zu folgen  
gedenkt, einem allgemeinen fakultativen Kursus beitreten, der durch  
Auswahl der mancherlei Gegenstände, in den verschiedenen Ab-  
teilungen der Schule geboten, gebildet wird. Dies ist der sog.  
polytechnische Kursus. Um leitend des Studierenden Kräfte  
spaltung zu vermeiden und ihn vor Aufgaben zu behüten,  
für die er sich nicht eignet, muß sein Fortschritt durch den mit  
dem betreffenden Departement betrauten Instruktor befristet werden.  
— Eine große Zahl der Schüler wählt die Handwerkskurse und  
widmet den größten Teil der Zeit der praktischen Erlernung ihres Hand-  
werks in allen seinen Erscheinungen, indessen werden solche Studien,  
die dessen erfolgreiche Ausübung erfordert, auch von ihnen verlangt.  
Dazu gehört z. B. Maschinen-Zeichnen, Fertigkeit der Materialien,  
Mechanik, Prüfung von Keßeln und Maschinen, Mathematik.  
Die zu leitende Handarbeit ist eine erzieherische und praktische  
Seite; unter ihrer Anleitung sind z. B. Sickerarbeiten, jede bis zu  
1800 Pfd. Gewicht, ferner elektrische Motoren, Dampfmaschinen,  
Wertzeugmaschinen, Winden, Dampfmaschinen, ein elektrischer  
Kaufman mit 2500 Pfd. Tragfähigkeit und viele Spezialver-  
zeuge in sachmänniger Weise angefertigt worden. Eine andere  
Fachschule (The Osgood Polytechnic School) hat Mineralogie  
und Probierkunst in ihr Programm mit aufgenommen und es  
absichtigt, einen praktischen Kursus im Bergbau einzurichten. Es

könnten noch zahlreiche Schulen genannt werden, die fast jede ihre Eigentümlichkeit aufweist, weil sie genau den lokalen Bedürfnissen angepaßt werden. Die Humboldt Evening School in St. Francisco z. B. unterrichtet ihre 460 Schüler während drei Jahren abends von 7½—9¼ Uhr; eine andere ist nur für Nigger bestimmt, wieder eine andere (auf den Hawaii-Inseln) gibt auch zum Nähen, Herrenschnüren, Truden, praktischen Ackerbau und Antreiben Anleitung. Selbst in Manila schließt eine Handwerkschule nicht und erhält aus der für Mechanik von Natur veranlagten Bevölkerung gutes Material. Es hiesse den Charakter der Amerikaner gänzlich verkennen, wenn man annehmen wollte, daß sie die Fachschule in ihrer jetzigen verschiedenartigen Gestalt als alleiniges, unfehlbares oder bestes Mittel für die Heranbildung des gewerblichen Nachwuchses betrachteten. Im Gegenteil: es fehlt nicht an einkaufreichen Stimmen, die vor ihrer Überhöhung warnen. Man verweist darauf, daß es unmöglich ist, gewisse Gewerbe und gewisse Arbeitserfahren (zum Beispiel des Schiffbaus) in gewöhnlichen Fachschulen zu lehren, und daß sie auch nicht jedermann in einem Handwerk unterweisen können. Ferner vermisst man den bitteren Ernst, der den Jungen oder den Arbeiter in der Werkstatt (vom ersten Pfeifen früh 7 Uhr bis zum Feierabendpfeiff um 5 Uhr) eine Aufgabe anders anfallen läßt, als die halb spielende Arbeit in der Fachschule. Man wirft daher vor, daß sie den Wert der Zeit, die Bedeutung der eigentlichen Arbeitseileitung vergessen läßt,

daß es fast oder ganz unmöglich sei, dem Jünger der Fachschule das Gefühl des vollen Ernstes seiner Arbeit einzuprägen. Manche wünschen deshalb, daß die wirkliche Werkstatt-Tätigkeit während des Tags durch theoretischen Unterricht am Abend ergänzt werde, — andere, daß die Fachschule durch Annahme kaufmännischer Geschäftsgenossenschaften von Jahr zu Jahr den Bedingungen näher komme, unter denen die Werkstatt arbeitet. Erreichen sie das, so werden aus ihnen Werkleute hervorgehen, die mehr als bloße Maschinen sind und denen alle Arbeitsstätten offen stehen. Zur Erreichung dieses Zieles ist auch der Wunsch geäußert worden, daß der Unterricht durch Männer erteilt werde, die anderwärts noch praktisch tätig sind und dadurch in beständiger Berührung mit der Welt bleiben.

Die Schülerhältnisse sind bei uns vielfach anders als in Amerika. Wo dort die Möglichkeit, etwas mehr zu erlernen, als der ungeschulte Handarbeiter oder Tagelöhner braucht, mehr dem Zufall überlassen bleibt, treten bei uns fast überall Realschulen niedriger oder höherer Ordnung ein, die vieles von dem bieten, was dort in den Fachschulen ermornt werden muß. Dafür ist aber dort vielfach dem weiblichen Geschlecht eine günstige Gelegenheit zur Fortbildung und eine Möglichkeit zur Verbesserung der Lebensstellung geboten, wie sie bei uns erst selten angetroffen wird. Die amerikanischen Einrichtungen verdienen somit doch unsere volle Aufmerksamkeit.

D. Bruner.

### Bücherbesprechungen.

— Heinrich Bierort. Das Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag von Heinrich Lilienstein. Erste und zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. — Heinrich Bierort, Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Ebenda. — Am 1. Oktober begeht Heinrich Bierort, ein namhafter deutscher Lyriker, der bedeutendste Vertreter Badens in der zeitgenössischen deutschen Literatur, des Landes Baden, das der Dichter selbst in einem begeisterten Hymnus verherrlicht hat, die Feier seines fünfzigsten Geburtstages und, wie Fulda sich ausdrückt, der ähernen Hochzeit mit der Muse. Aus Anlaß dieses Tages ist sowohl die Schrift von Lilienstein wie die Auswahl der Gedichte Bierorts, die dessen Freund Ludwig Fulda befragt hat, erschienen. Heinrich Bierort ist ein Dichter, der abseits der modernen Bewegung steht und sich selbständig erhalten hat. Unbückmüht um die Modebegriffe Naturalismus, Realismus und Symbolismus ist er mit den Dichtern, die man als Ausstattungen des Oestrichen Geistes bezeichnen kann, seine Strafe gegangen, hat sich wohl von Antike und Romantik, aber nicht von den vorübergehenden Zeitströmungen beinhalten lassen und aus dieser Späthäute heraus seine neun Gedichtsammlungen geschaffen (Kantabüchlein, Vaterlandsgedänge, Fressen, Samen und Pflanz, Meilensteine, Kosmoslieder usw.), in denen er sein Leben zu poetischer Befahrung und zur harmonischen Ausbildung bringt, das Vaterland befragt und einen gesicherten Optimismus und Positivismus kundgibt. Das große Leben der Dichtische, das in Bierorts schlagkräftigen Balladen einen Niederschlag gefunden hat, ist ihm ebenso wenig fremd geblieben, wie die kleinen anheimelnden Gedichtnisse der eigenen Jünglichkeit mit Weib und Kind, die er, mit Betriedigung auf seinen Lebensgang zurückblickend, der ihm reichlich Gutes gegeben und ihm zu einer ruhigen, planmäßigen, von Mißtonen freien Entwicklung verhelfen hat, in seinen Liedern befragt. In's gelobte Land der Kunst, nach Italien ist er, der Vielgerettete, gern und mit Vorliebe gepilgert und der Preis Italiens, das er nicht mit dem Auge des Besessenen und des nur auf die Schattenseiten erweichenden Realisten, wie Gaudy, dem Florenz ein Florenz ist, sondern mit dem Blick froher Südländepilger wie Schafel und dem Ahrtraue Goethes fest, lönt in seinen Gedängen wieder. Für die Natur hat Bierort überhaupt einen offenen Blick, nicht nur für die südlische, und auch die Empfindungen der Liebe haben ein bedeutames Motiv für seine Gedichte abgegeben, wie die Schauer der Religion und des Christentums, die ihn Jesus und Ikerius als Gegenstände gegenüberstellen lassen. Damit wäre der Kreis der Poesie Heinrich Bierorts, bei der Platin, G. F. Meyer und andere zu Gevatter gefunden haben, so ziemlich geschlossen und es bliebe noch hinzuzufügen, daß der Dichter über jene

flüchtige, melodische Form im Vers- und Strophenbau verfügt, wie sie die Lyrik der namhaften Vertreter der Niederfunk befehen, die seit Goethe erstanden und sich an Diefen schlingelich angegeschlossen haben. In diesen paar Worten sind auch die Striche gekennzeichnet, mit denen Lilienstein das Profil des Dichters Heinrich Bierort hinwirft, dessen Lebenslauf und Schicksale nur mit diskreten Andeutungen vorgefährt werden. Das Lilienstein in seiner mit Liebe und absichtlicher Subjektivität unternommenen Bildfisse mehr ahnen läßt, daß führt Freund Ludwig Fulda insofern weiter aus, als er, da Bierort als Vater der Dichtungen sich als zu befragen dafür erklärte, aus den neun Gedichtbänden eine Auswahl veranstaltet, die dem Leser das nun greifbar vor Augen führen soll, was er bisher aus dem Munde des Interpreten, Kritikers und Literaturhistorikers hat verlässigen hören und für bare Münze hat hinnehmen müssen. Es wäre zu wünschen, daß diese mit Sorgfalt beregestellte Sammlung Anlaß würde, daß aus derselben die besten Stücke, was sie verdienen, immer mehr bekannter und weiteren Kreisen vermittelt würden und, was nicht unwichtig ist, in die Gedichtsammlungen und Leisbücher übergängen, wie die lyrischen Schöpfungen anderer neuerer Poeten auch. Ubrigens sind beide Bände trefflich, ja fast fleißig ausgestattet und der Liliensteinen Skizze ist, damit die Bezeichnung Profil sich nicht nur auf das Geistige bezieht, auch ein Bildnis des Dichters vorgefetzt, das uns diesen in charakteristischer kimmender Haltung und Stellung zeigt. Eingeleitet wird diese Skizze durch getreue gude Ausfahrungen über das Dichtersleben „Moderne“, die denen allerdings wenig behagen werden, die in derselben das A und O aller ästhetischen Wirklichkeit sehen. Lilienstein weist vielmehr das Bräutliche dieses Schlagwortes nach, unter dem sich jeder etwas anderes vorstellt, so daß einer dem anderen widerspricht, von dem niemand so recht weiß, was es eigentlich bedeutet und das vielfach bloße Erukenntnis und mehr das Freigenacht darstellt, mit dem man seine erklaunliche Blöße und die verflüchtende Krutur vor sich selber verdeden will. Lilienstein ruft aus: „Welche Fülle von gefallsüchtigen Nichtsinnertum, von geistreichender Geisllösigkeit, von genial sich düntender Gemeinheit hat sich den buntesten und buntesten Mantel der Moderne übergeworfen!“ Und, kann man hinzuzufügen, wie bald ist der Mantel von dieser Blöße heruntergezogen worden! J. R.

— Das Reich des Schönen. Roman von Gräfin U. Nipfoll. Verlag von Fontane & Co., Berlin. — Das Buch schildert die Tragödie der Unzulänglichkeit und ist wert, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn es ist ein Kunstwerk in der Form eines Romans. Die Verfasserin wollte den Lebensweg einer Art von Menschen zeichnen, deren es in unserer Zeit gar manche geben mag; jener Menschen, bei denen die Entwicklung des Willens nicht Schritt gehalten hat mit der Entwicklung des Geistes. Und nirgends hat es der Autorin an Erfindungsgabe, an blühender Kraft der Rede, an Gedankenfülle und Tiefe gemangelt.

um das Problem zu behandeln. Das Reich des Schönen, das Reich der Seele, das Reich jenseits des Grobstofflichen, darin wundervolle Gewalten wirken und wirken, die Heimat des Genies, daraus der echte Künstler unausslöbliche Erinnerungen herabbringt und all' sein Können einsetzt, um diese Erinnerungen im Reich der Materie plastisch zu gestalten — mit dieser geistigen Heimat ist die Seele des Künstlers, ist Magnus Oelterns Seele innig verbunden. In ihr lebend, aus ihr schaffend ist er glücklich. Aber durch sein verfeinertes Empfindungsvermögen ist er sensibel geworden, reizbar, unruhlos. Alles Ungleichartige, alles, was mit seinem Wesen nicht harmonisch zusammenfällt, macht ihn empfindlich leiden, reizt ihn auf, macht ihn krank. Über der Ausbildung der jarten Gesenkräfte ist ihm die gröbere Kraft des Willens abhanden gekommen; er vermag sich in dieser Welt nicht durchzusetzen. Was seine Ideale angreift, beschimpft, greift an und bröckelt ihm selber. Es sind unglückliche Naturen, diese Frühreife des Geistes und Unreife des Willens. Die Leidensgestalt ein s unserer genialsten Künstler, das Bild Nietzsche, wie der Autorin sorgschön gezeichnet, als sie die schaffensfreudige und doch so überartete Seele ihres Helden schilderte. Besonders am Schluß des Wertes ist dies Gebenken ganz unverkennbar, wo sie Oeltern mit Worten malt, wie er vom Leben, das er anbetete, nur zertreten düllte. Nach einem paralytischen Anfall geistig zusammengebrochen, lennt er die Welt nicht mehr, er „lebt das Innere jonnendbedürftige Dasein einer Pflanze, welche vielleicht die pflegende Hand des Gärtners dunkel empfindet. Aber sie lennt ihn nicht . . .“ An einer geöffneten Klantür, angelehnt einer blühenden Landblut „auf einem Ruhebette lag Oeltern. Seine eingesenken großen, dunklen Augen starrten über die Landblut hinaus, wie an einem unergründlichen Gebanten hängen geblieben. Er bewegte sich nicht, schien nicht zu bemerken, daß jemand zu ihm getreten sei. Sie moagten nicht, sich zu regen. Dieser erlarrte, fast leblose Schmutz wirkte auf sie, als händen sie vor einem erhabenen Seligume, wo jedes Wort sich schon in die Seele verdröht. Sie fühlten: Du stirbst für uns. Wir aber wollen die leben.“ Jeder, der die lebensgeistliche Nietzsche, geschrieben von seiner Schwestern, gelesen hat, wird sich des Bildes des sterbenden Künstlers, das dem letzten Bande beigelegt ist, erinnern. Die eben zitierte Stelle im Bude der Gräfin Hjalp malt dieses Bildnis mit Worten so treffend und plastisch, als Worte überhaupt vermögen. Auch Oeltern stirbt für die Welt, der er das Beste seiner Seele schenken wollte; aber diese Seele war nicht fähig, die Härten dieser Welt, „das Kümmerndliche“ in liebevoller Einsicht zu ertragen, sein Wille zu schwach, um zu triumphieren trotz aller Hindernisse. Das Buch ist allen, die Interesse für psychologische Probleme haben, sehr zu empfehlen.

E. Wolfram.

— Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Vode. (Jährlich 4 Hefte zu je 1 K.) Berlin, C. S. Mittler & Sohn. — Bereits das erste Hefte neuer und eigenartiger Vierteljahrsschrift ist von uns mit Sympathie aufgenommen worden, und daselbst ist in den weitesten literarischen Kreisen der Fall gewesen. Und in der Tat! Wenn es sich darum handelt, durch didaktische Produktionen auf das religiöse und stiftliche Empfinden des Volkes ohne dogmatische und konfessionelle Tendenzen einzuwirken, so ist Goethe der Mann, der in erste Linie zu stellen ist. Hat er doch in seinem Schaffen, wie in seinem Wirken als Mensch der Nation wirklich bleibende Lebenswerte geschaffen. Auch der Inhalt des vorliegenden Heftes bewegt sich auf der Straße, auf die Plan und Absicht des Unternehmens verweisen. Sehr hübsch beginnt es mit der Heraushebung der swischen Eingangsstelle aus der Hauskirche „Studierstube“. Unter der Überschrift „Abendstunde“ — wofür vielleicht „Abendstimmung“ noch besser gewesen wäre — gewinnen die Eingangsworte eine reizende Selbständigkeit als viertrophische Dichtung. Brauchte hier nur eine Stelle ausgegahlet zu werden, so müßte dagegen in den „Drei Elegien“, die der „Mühlstein“ entnommen sind, der Text etwas umgestaltet werden. Wenn dies auch zart und vorsichtig geschehen ist, so wird doch vielleicht mancher Leser ein prinzipielles Bedenken nicht unterdrücken können. Aus dem übrigen Inhalte muß ganz besonders der Aufsatz von Dr. med. Walter Pulpus „Die Familie Pulpus“ hervorgehoben werden, einestweil wegen der edlen Pietät, die hier dem Entel des Rinaldini-Dichters den Griffel in die Hand gibt, andererseits wegen mancher schlagenswerten Einzelnachrichten, die bislang noch

unbekannt waren. Auch das Porträt von Christian August Pulpus nach einem Gemälde von Karoline Barbua, das den Rinaldini-Dichter als mittleren Bierziger darstellt, wird freundliche Aufnahmen finden. Die beiden Aufsätze „An Schwaner Kronos“ von B. Ligmann und „Reiseverdrüß“ von Graezinger sind seine Originalbeiträge; ersterer ist entnommen „Goethes Verit“, letzterer dem vielbesprochenen Büchlein „Goethe, unter Reisebegleiter in Italien“, beide aber passen sich dem Gesamtinhalte bestens an. Angeregt durch den Originalausfall von B. Pulpus geht Vode unter „Spaziergänge“ noch auf manderslei ein, was die Familie Pulpus betrifft. Wir dürfen wohl mit dem Herausgeber hoffen, daß nunmehr das Gebete von Degeneration usw. verflummen wird. Auch sonst bringen die „Spaziergänge“ noch manche interessante Ausführungen (namentlich „Wissenschaftliches Betrachten und Kunstgenuß“, Beweis für die Unsterblichkeit der Seele“), während der Abschnitt: „Am Bäderstich“ in knapper, durch Schlagworte oder Heraushebung von Stellen in charakterisierender Weise neuere Erscheinungen der Goethe-literatur bespricht. Außer dem Porträt von Pulpus bringt das Hefte noch Porträts des 20- und 40jährigen Goethe und Schillers „in tranken Tagen“ nach Steinzeichnungen des Münchener Künstlers Karl Bauer, denen man einen schmerzvoll-geniellen Realismus nicht absprechen kann.

Dr. H. C. K.

— Paul Hermann Hartwig, Als mit jung waren. Verlag von Fern. Seemann Nachf., Berlin. — 15 reizvolle Skizzen, in denen die Tage harmlos fröhlicher Kinderheit bis zum schänen Trauoden des ersten keuschen Liebesglücks bald mit wunderbar seinem Realismus, bald mit leicht verphäulender Umleitung in symbolischem Mardenten tief empfundenen Schilderungen finden, vereint der Band. Am besten gelungen erscheinen die Szenen, in denen des Lebens Wirklichkeit mit skaltstem Humor und leiser Ironie dargestellt wird. Aus ihnen spricht ein rührendes Verständnis für die Not des Alltags in eng beschränktem Kreise, daneben aber auch ein intensives Nadenempfinden der oft traumhaft weichen Regungen der jugendlichen Mädchenseele. Bei einer Beschränkung auf diese Epochen hätte das Büchlein sicher nur gewonnen. Denn man kann nicht verschmägen, daß zu dem Rahmen der „Erntezeit“, des „Kartoffelfeuers“, der „Falle der Herzogin“ und der „Sekundarleihe“, die entschieden zu den besten Studien der Sammlung gehören, Erzählungen wie die von dem „Warren“, vom „Bagantenblut“, obwohl auch sie als aparte Gaben novelliärer Erzählungskunst gelten können, ebensoviele raffen, wie die milder drastischen des „Rattorno“ und der „Garisas“. Die Vermischung der nach Inhalt wie Ton so verschiedenen Genres istart entschieden die Harmonie der Mehrzahl dieser Novellen, denen sonst eine harte, volltönende Note tiefer Liebe aus norddeutschem Gladland das Charakteristikum echter Dichtkunst gibt. A.

— Donausulten. Roman von Jeno v. Siengalewicz. E. Piersohn Verlag, Trebden und Leipzig. — Fast glaubt man dem Werke mit der Bezeichnung „Roman“ zu wenig Genüge zu tun, so vollständig und dichterischer Reichtumungen voll fließt der Strom der Erzählung, der bunte Wechsel der Schilderungen einiger in den Donausulten. Das uralte Lied von den beiden Königskindern findet in der Wiener Stadt eine von seinen vielen, eine neue Variationen. Die Träger der Handlung in diesem Liebesdrama sind beinahe noch Kinder an Jahren, deren Gesen noch unberührt sind, Mädchen, denen der harte, konventionelle Zwang des gesellschaftlichen Lebens eine unerwartete Leichtigkeit ist, und denen doch um das Konflikt ihrer reinen, von keinen Nebenabsichten getrüben Wünsche mit der strengen Forderungen sozialer Unterschiede Kummer und Leid entriehen. Besonders gelüht in der Charakterzeichnung ist der Groß des Romans, Friedrich Adrian, der Mutterzöcher; ist er zwar nur niederm Stande entrossen, so adelt ihn doch vornehme Denksinn und Sinnesart, die ihn weit über seine Umgebung hebt. Sympathische Charaktere zeigen auch die Nebenfiguren, der junge Emil v. Grothfusen in seiner treuen Bruder- und Freundschaft und sein Pater Georg, ein glänzender Mutter edelmännischer Resignation. Einen Reiz mehr gewinnt die Erzählung durch die farbenprächtigen Schilderungen der Donauufer in ihren bald mildromantischen, bald zart idyllischen Bildern, so daß man einige stilistische Hyperbeln gern dem jugendlichen Gefühlsüberwachen des Autors zugute halten könnte. Autographen und topographische Feinheiten der Landschaft technischer Hilfsmittel zu Vollen schreiben wird. A.

— Geschichte der römischen Literatur bis zum Wegesgangwerk des Kaisers Vespasianus. Von Martin Schanz, ord. Professor an der Universität Würzburg. Dritter Teil: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. (— Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methoden der einzelnen Disziplinen. In Verbindung mit Kriemhild f., Bauer, Bläß, Brugmann . . . herausgegeben von Dr. Franz von Müller, ord. Professor der klassischen Philologie in München. Neuer Band, 3. Abteilung.) München, G. F. Beck (Cesar-Verl.). XVI, 512 S.; 8<sup>o</sup>. Preis: 9 M. — Bei den meista meistens Theilen des großartigen Zwan Mütterischen „Handbuchs“ genügt die Mitteilung vom Ausgeben einer neuen Auflage völlig zur Herbeiführung eines glänzenden Abzuges. Der heute mir vorliegende 3. Teil von Schanz' römischer Literaturgeschichte behandelt zwei Jahrhunderte, deren Schriftsteller weniger dem ehemaligen Gymnasialisten als dem Rechtshistoriker und dem Kirchengeschichtler vertraut zu sein pflegen. Die zweite (größere) Hälfte des Buches beschäftigt sich mit interessanten Männern wie Tertullian, Cyprian und Lactanz, während sich unter den Juristen Autoren wie Gaius und Ulpian befinden. Ein Nachschlagevermerk ersten Ranges. Ht.

— Walter Pater, Griechische Studien. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Kocke. Mit Andenkenmalen von Paul Faustine. Jena und Leipzig bei Eugen Diederichs. 6 M., gebd. 8 M. — In die Schönheitswelt des alten Griechenlands will Pater einführen. Er tut es anders, als wir gewöhnt sind. Fast jeder literarische Nachweis ist vermeiden; die ästhetischen Gesichtspunkte sind's, von denen Pater ausgeht. In den schichtweise übereinander lagernden Mythen forscht er der Entwiclung und dem Bedeutungswandel bestimmter Gottheiten nach; aus den Bildwerken wie den Vasen und Münzen einzelner Perioden erschließt er den Stimmungsgelalt und die künstlerische Auffassung der Entdeckungzeit. Dabei werden folgende Fingervorträge phantastisch ergänzt. „Zimmer müssen wir“, meint Pater, „wie in viktorianem Schauen weite Räume ausfüllen, und mehr oder weniger substituieren; griechische Kunst bleibt für uns in allen ihren Epochen nur ein Torlo“ (S. 222) Ist also Verzicht geboten hinsichtlich des Sächlichen, so darf man sich doch im übrigen dankbar dem ästhetischen Genuß hingeben, den die Studie über Dionysos, über Demeter und Persephone gewährt. Diese beiden großen Abhandlungen können wohl das Gefühl, als atme man griechische Luft, erwecken. In dem Aufsatz über den „verborgenen Hippolytos“ wird Pater etwas unbedeutend; das Mysterische braucht nicht unbedingt in verschömmenen Linien getradet zu werden. Und in den letzten beiden Studien wirkt der Vergleich zwischen dem Dichtwerk und dem Aristoteles, zwischen dem griechischen Gymnasium und dem Elysiere Spielplatz sehr lebend. Die phantastischen englischen Ballspiele verhalten sich zu den griechischen Wettkämpfen etwa wie die englische Miß zur spanischen Emme. Schade, daß sich der Übersetzer, der, abgesehen von einer kleinen Unbektheit (S. 253), sehr schön gearbeitet hat, hier nicht zu ein paar fröhlichen Streichen entschlossen hat! Aber auch so, wie der Text vorliegt, sei er Frauen und Männern, die sich auf angenehme Weise dem griechischen Altertum nähern wollen, empfohlen. Dr. Grimm.

— M. Wohlfab, Ästhetische Erklärung klassischer Dramen. 4. und 5. Bd. (Sophokles' Antigone und König Oedipus.) Berlin, Trede, Leipzig, Kgl. Hermann. — Die griechischen Dichter auf den Schulen lesen und sich mit ihren Schönheiten vertraut machen sollen, ist gerade so, als wenn man den menschlichen Körper schon finden sollte, während man ihn feiert.“ An die Bemerkung Gebells, die er vor mehr als fünfzig Jahren in sein Tagebuch schrieb, fügte ich mich beim Durchlesen der Wohlfab'schen Erklärungen unwillkürlich erinnert, denn auch sie arbeiten trotz aller erdlichen Fortschrittsversuche in wissenschaftlicher, sachlicher Hinsicht immer noch mit derselben rationalistischen Methode, bei der ein empfindliches Gemüt nicht warm wird und die uns schon den Genuß an so manchem Kunstwerk in der Schule verdoht hat. Auch diese langatmigen, Zene für Zene einander gereichten Inhaltsangaben, an die sich mit der Schwere eines Bleigewichts tiefgründige Betrachtungen hängen, werden schwerlich jemandem die Schönheiten sophokleischer Dichtung vermitteln; der Mangel unserer meisten Philologen, in großen, knappen Sätzen ein Bild von der

Eigenart eines Dichters zu geben, es sich von dem zeitgeschichtlichen Hintergrund abheben zu lassen, dann das zu erklärende Werk zunächst im Rahmen der übrigen, endlich für sich selbst zu charakterisieren, d. h. seine Schönheiten nachempfinden zu lehren — dieser Mangel zeigt sich auch in den beiden vorliegenden Festen in peinlicher Weise: nach einer kurzen Einleitung, die lediglich Gemeinplätze enthält, folgt auf etwa 50 Seiten eine breite und breite Analyse, dem als Anfang eine sein laubreich rubricierte Übersicht über den Aufbau der Fabel und schließlich als Krönung eine Betrachtung über die Grundidee des Stückes mit dem unermüdlichen „neuen Aufsatze“ — Antigone die Tragödie der Übergehung, Oedipus ein Opfer seines falschen Denkens: das ist der Schulweisheit letzter Schluß. Wir zweifeln natürlich nicht, daß in philologisch-pädagogischen Fachzeitschriften Wohlthaten Kommentator dringend für Lehrer und Schüler empfohlen werden wird, im Interesse einer wirklichen Wiedererweckung der Dichtwerke des Altertums im Bewußtsein der Gebildeten müssen wir nur bebauern, daß man sich in altphilologischen Kreisen noch nicht die wirklich taft- und geschmackvolle Art der Erklärung von Dichtungen der deutschen Literatur angeeignet hat, wie sie z. B. die von D. Upton herausgegebenen „Ästhetischen Erklärungen zu deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts“ befolgen. Hier findet man den Jubel „ästhetisch“ wirklich gerechtfertigt. K. D.

— Das persische Papageienbuch. Eine Sammlung persischer Märchen. Deutsche Uebersetzung von Carl Jacob Ludwig Jfen. Neubrut mit einer Einleitung von Richard Schmid. Berlin und Leipzig, Magasinverlag Jacques Neuner. — Aus der Einleitung ersehen wir, daß das Grundwerk ein indisches in Sanskrit abgefaßtes Original ist. Wie die Märchen, Fabeln und Schwänke, die der kluge Papagei da vorträgt, waren seit ungeschätzten Jahrhunderten Gemeingut des Volks geworden. Dies indische Volksbuch, das auch in die verschiedensten Volkssprachen des heutigen Indiens überetzt worden, wurde auch ins Deutsche übertragen und erschien dort in einer kürzeren geschmackvolleren Bearbeitung. Die Rahmenzerzählung, die ja allen diesen orientalischen Märchen Sammlungen nicht fehlt, ebensovienig wie den Novellen Sammlungen der Renaissancezeit, ist hier sehr eigenartig. Der Held der Novellen ist ein kluger Papagei, der dem Kaufmann Mainue Ratsschläge zu einer höchst glücklich auslaufenden Spekulation gibt, von diesem gekauft und seiner geliebten Frau Ghibschelle zum Geschenk gemacht wird; zu Gesellschaft für den Papageien faßt er auch noch ein Weibchen Scharuf dazu. Er macht dann eine weite Reise in Fabeln-geheimnissen; der Papagei unterfällt inzwischen die reizende Ghibschelle mit allerlei Weisheiten. Trozdem beginnt sie sich zu langweilen und als ein durchgreifender Prinz sie zufällig auf dem Dach ihres Hauses erlährt hat und, von ihrer Schönheit entzückt, eine Weisheitslerin zu ihr sendet und sie zu einem nächsten Besuch einladet, da ist sie bereit, dieser Einladung Folge zu leisten. Nun hatte Mainue ihr vor seiner Abreise eingeschärft, vor jeder wichtigen Angelegenheit die Scharuf und den Papageien um Rat zu fragen und ihre Erlaubnis einzuholen; die Scharuf warnte sie vor dem Besuch beim Prinzen, doch sie machte mit dem unbequemen Mahner kurzen Prozeß, rief ihn aus dem Bauer und schlug ihn auf den Boden, so daß er tot war. Dann mochte sie sich an den Papageien, der das Schicksal der Scharuf vor Augen hatte und klüger war als die und der Ghibschelle seine Erlaubnis zum ehebrecherischen Besuch beim Prinzen nicht verweigerte. Doch jedesmal wenn im Mitternacht die Schöne bei ihm erscheint, um sich die Erlaubnis zu erbiten, mußte er sie durch eine spannende Erzählung so lange hinzuhalten, bis der Sohn trübe und der Morgen anbrach. Diese Weisheiten der Scheregerade im Käfig übten nun den Inhalt des Papageienbuchs; es sind Märchen, Schwänke, Fabeln. Die lebenden Tiere spielen darin eine große Rolle; vieles ist original, vieles auch nicht; denn der Papagei ist bisweilen ein Ferkeltonn, der torichtes Zeug schwatzt. Doch die Sache nimmt ein schlimmes Ende. Denn als Mainue zurückkehrt, erzählte ihm der Papagei, wie Ghibschelle die Scharuf umgebracht und wie sie sich in den jungen Prinzen verliebt habe und bereit war, sich ihm hinzugeben. Die Moral dieser Geschichte war sehr kurz und einleuchtend: Mainue tödete sein treulos Weib. Damit hat das Papageienbuch ein Ende. Was aus dem indischen und persischen Vogel geworden ist, erklären wir nicht. Mainue wird ihm wohl einen goldenen Käfig angefaßt haben und durch seine Ratsschläge ein heimreicher Mann geworden sein.

R. v. G.



**Ersteint**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerauscher, die Königl.ige  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Vor-  
straße 8, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
vierteljährlich: 1. K 25 S.,  
vierteljährlich Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. K 51 S., für  
auswärts 1. K 64 S., für  
vierteljährlich  
Einsende Nummern 1. K.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 117.

Dienstag den 3. Oktober abends.

1905.

### Herbsttage am Ionischen Meer.

Von Dr. Alexander Kumpelt.

Ein Nachtgewitter hatte die Luft gereinigt. Als ich bei Tagesgrauen auf den Balkon trat, stand der Morgenstern im feierlichen Glanze über dem schwarzen Waldgebirge, der Wind kam aus Nordost: Neuland! Bald war mein Kuckuck gepackt, Weibchen von Frau und Kind genommen — ein letztes Winken mit dem Hut nach dem Balkon hinaus — und trotz, nach dreimonatigem Verbleiben im Innern Kalabriens meine Wanderbeine wieder einmal gebrauchen zu können, ließ ich bald die letzten Häuser von Serra San Bruno hinter mir und schritt auf der großen Straße nach Stilo dahin.

Zu Fuß und zu Ziel kamen mir Landleute im Feiertagsstaat entgegen, die den Segen des hl. Bruno empfangen wollten. Denn heute an seinem Todestage — dem 6. Oktober — sollten seine Gebeine, wie alljährlich, in ProzeSSION aus der von ihm gegründeten Kartause in die nach ihm benannte Stadt getragen werden. Frühlicher Festgedenksang schwell durch den jungen Morgen und geleitete mich hinauf zur Höhe, wo man das Tal von Serra San Bruno weit hin überblickt. Hier, bereits in etwa 1000 m Seehöhe, am Saum des Buchenwaldes hielt ich die erste Rast.

Wie liegt das weltliche Städtchen, im Osten und Norden von den Steppen, im Süden und Westen von den dichten Wäldern umschlossen, so behaglich eingebettet in der Tiefe mit seinen Feldern, Obsthäusern und Mahlmühlentainen, wie lauchigen braunroten Kieseltrichter so heimlich hervor zwischen den großen grünen Ähren alter Rußbüsche und den ragenden Türmen der Silberpappeln! In der Tat, der Himmel verspricht alles Gute: die Söhne — ein sicheres Zeichen — streckt sich am nördlichen Horizont in Holzgen, klaren Büschen über den Talböden von Chiaravalle hin, nur an den Seiten durch die Wolkenballen flankiert, die von den beiden Weeren aufsteigen.

Nach einem letzten Blick auf das für mich so erinnerungswolle, mir so tief in die Seele eingeschriebene Bild zu meinen Füßen schlug ich mich in den Wald und stieg die schöne Straße vom Fuß des Monte Pecoraro hinaus. Um's gaben hohe Wände von Buchen und einzelnen Tannen noch guten Schatten, zur Rechten eröffnete sich die Aussicht auf ein anderes Hochtal, das von Mongiana und Fabrigia. Beide Dörfer sieht man beinahe gleichzeitig zwischen grünen Gärten und grauen Felsen unten liegen. Dahinter etwa 1200 m hohe Berge, leider nur wenig mehr bewaldet. Alles ist ziemlich melancholisch. Darüber aber hebt sich alsbald die Galtibini von Monteleone heraus mit dem deutlich erkennbaren Kastell dieser Stadt, und dahinter schimmert das heitere Meer weithin, mit etwas Schwärzlichen mitten darin, wie ein umgestürzter Mörser, weit, weit, weit dräuen — ein Berg, oben Rauch — der Vulkan Stromboli.

Auch gegen Süden öffnet sich die Fernsicht: da die kleine, feste Spitze der Monte Alifano, der Gipfel des Stromonte, dort der Steilabhang des langgestreckten Höhenzugs in der Giaraberg bei Palmi. Allmählich treten die Konturen Siziliens hervor, die schmale Landzunge von Milazzo, die Berge von Messina, und endlich löst sich auch der Ätna aus seinem Wolkenstier. Willkommen, du mein heimlicher, langjähriger Freund, dem jeden Morgen von unserer Terrasse in Taormina mein erster Gruß gilt!

Immer leichter atmet sich's in der reinen Höhe, die Seele und mit ihr der Fuß streben ungelümt aufwärts. Nur zuweilen zwingt ihn ein besonders selbes Bildchen zu kurzer Rast: luhige Bäcklein, die aus dem Urwaldbüschel hervorirren und die Straße unter kleinen Bränden passieren, fern mit ihren klaren Niefeln, ihrem frischen Moosgrund, von Farnkraut und Latix

umwuchert, Stillleben der Natur dar, wie sie so fein und reizend auch der größte Maler nicht komponieren könnte. Hellig und quält die Luft durch einen brennigsten Geruch verborben. Sieh, da quält es auch schon zwischen gestülpten Buchenstämmen und aufgeschloßtem Gehäup auf — ein Weiser. Da wieder einer, und dort die schwarzen Gezeiten des Köhler, die die Buchenfolge nicht nur für ihre eigene Heimat, sondern auch für Anulien, Sizilien, ja für Malta bereiten. Auf Cöhlengespinnen wird sie nach Montecastro zur Marine gefahren — etwa zwölf Stunden Wegs für Ochsen — und dann in die Schiffe verladen. Kein Wunder, wenn die Briten auf Malta ihre Feuerung etwas teuer bezahlen müssen.

Im ersten Casello (Straßenwärterhaus) wollte ich, wie früher sonst, mein Frühstück halten am altäoerischen Kamin unter den einladenden brauen Leuten, die wir samt ihrem kleinen Schicksal seit Jahren kannten. Aber weder Vater, noch Mutter, noch eines von den sieben Kindern waren zu Hause. Ich traf dann einige Mitglieder dieser vielföpfigen Familie an der Straße arbeitend: den Vater wie immer im Graben hachend und schaufelnd, die beiden ältesten Söhne darauf bedacht, einen Erdbrock so letzten Augen her zu befeigen. Die dritte Tochter trug Steine. Wie hübsch ist Rocca geworden, dachte ich, als sie mit der Last auf dem Kopf stehen blieb und mich freudig-übertraht erblühte. Da wird wohl trotz der bitteren Armut ebensowenig wie bei ihren älteren Schwestern der Freier lange ausbleiben. Ich verteilte einige Zigaretten und hieß die übrigen Familienmitglieder grüßen, die „in die Höhe“ gegangen waren. Wie liebend doch diese Menschen in ihrer Einfamkeit so traulich und in ihrer Dürftigkeit so zufrieden! Nur über eines hörte ich sie immer klagen, über den strengen Winter; denn hier in 1200 m Seehöhe ist es wie in der Sita: schon die Herbstnächte bringen Frost, und dann liegt der Schnee oft wochenlang, der Nordsturm findet doch irgendwo Zutritt, durch irgend ein Loch, eine Ritze. Monate hindurch geht dann das Feuer im Kamin nicht aus und während die zahlreichen Inzassen doch nur kümmerlich. Letzt köstlicher genießt man dafür in dieser hohen Wald einsamkeit den kurzen Sommer.

Hat man beim ersten Casello die Höhe erreicht, so führt die Straße, ehe sie sich zu dem anderen Weere niederstent, eine lange Strecke eben hin, beständig durch hohen, herrlichen Buchenwald, wie in einem Park. Auf den entfernteren Hügeln freilich hatten die Köhler seit letztem Jahr den Wald gehörig zusammengeschlagen und „gebrannt“. Bei einer Lichtung erblühte ich auf einmal einen Turm, den ich fünf Jahre hindurch immer gesucht, aber nicht gefunden hatte. Es hieß, dieser Turm — ein trigonometrischer Punkt — sei von hohen Bäumen überwachsen und der Schlüssel zur Vorste liege in — Reggio! Der Alpinistensicht, der sich an manchen Orten Süditaliens, sogar in Sizilien regt, ist im Innern Kalabriens nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nun waren die Bäume geschlagen und damit die höchste Erhebung des Monte Pecoraro (1428 m) freigelegt. Da ich aber doch nicht mußte, ob der Schlüssel nicht immer noch in Reggio liege, außerdem die zwei Stunden Umweg sich unmöglich mit meinem Marschplan vereinigen ließe, zog ich fürbass. Nicht lange, so schimmerte hinter dem melnenweiten Buchenwald, dem bosco di Stilo, aus dem hier und da als einzige Erinnerung an den Menschen der Rauch der Weiler aufwärtlich, sah ich die salbe Sandbüschel sich dehnen, die niedrigen Dörfer nur hier und da durch bizarre Kalkformationen unterbrochen, die sich im Monte Consolino bis zu 700, im Monte Stella sogar bis 1046 m erheben.

Ich bog rechts vom Wege ab, um einem früher von uns envidien Aussichtspunkt, dem Cimale della Monaca (1228 m) wieder mal einen Besuch abzustatten. Hier hat man den Blick auf ein Stück beinahe deutscher Mittelgebirgslandschaft in der Nähe und auf ein Stück Subtropen in der Ferne. Bald wendet sich das Auge von der etwas unnebelten Westflanke und den armliden Häusern Fabrijas ab, die breit hingestelt auf die graugelben Felsen — ein kleines Männlein! — in schnurgeraden Gassen stehen, und folgt dem wildgeräuschten, noch gar bemaltenen Tal des Alaro. Aber was ist das für eine schwarze Mauer da umweit seiner Mündung? Auf höchem Felsen? Mit dem Glas unerreichbar ich einige Gebäude aus der sonnenbedienenen Höhe, alles andere lag in dunkelblauen Schatten. Ich stellte die Stadt nach der Karte ein, richtig: es war Caulonia, die alte Oricontologie.

Ich machte es mir unter den Buchen bequem, ichog meinen Ausdruck als Kissen unter den Kopf, härkte meinen Leib und dann meine Seele in der schönen Bergeslandschaft. Der junge Bispel über mir er schien mit dem blauen Himmel dahinter so frisch, daß ich mich in den frühlichen Mai versetzt fühlte. Aber noch ein echter Percheron, ein ordentlicher Landregen, und der große Maler, Herbst gemalt, hat alles Grün rund herum rot, gelb und braun angestrichen! Kleine, zu trauliche Adeln flatterten piepend, oft zum Greifen nahe, unter den breiten Laubbäumen hin und wieder, ließ rascheln rührten sich die Blätter im Winde. Kein Laut sonst, keine Bewegung in dieser seligen Abgeschiedenheit!

Doch bald war es aus mit dem Frieden dieser stillen Stunde: es nagte etwas an mir. Ich hatte bisher den Vorfass, heute abend in Stilo zu sein, wie wir denn vor fünf Jahren, meine Frau und ich, auf der schönen Straße die vierzig Kilometer dahin an einem Tage bewältigt hatten. Aber die lange, blaue-schwarze Mauer, jene gigantische, unheimliche Silhouette da unten gegen den Strand zu hatte es mir angetan! No bis idem heißt mein Wahlpruch. Das Leben ist so kurz, die guten Gelegenheiten kommen so selten. Drum immer etwas Neues, noch nicht Verkauft! Ich refognozizierte. Dieser Stumpfschub über die Matten und Älmen konnte nur nach San Nicola und von da nach Caulonia führen. Freilich mühte ich in das tiefe Marotal hinunter und dann wieder hinauf, und der Alaro führte, wenigstens an der Mündung bei der langen Eisenbahnbrücke, insolge der letzten großen Regen viel Wasser. Was es irgendwo flüßten? Und wo sollte ich überqueren, wenn ich Caulonia nicht erreichte? Ich sah nach der Uhr: beinahe zwei. Nur noch vier Stunden Tag! Aber langes Wandern fromme nichts. „Ich hab's gemagt!“ sprach ich mit Ulrich von Hutten und saulte den Stumpfschub hinunter. Von den Buchendoldern weg mich nach dem Marotal wendend, gelangte ich bald aus der Region der Köhler in die der Bauern. Mehrere Landleute, die mit ihren Weibern und Kindern Kartoffeln ernteten, wiesen mich zurecht: „Da hinter den Hügeln“ — es waren drei gleichförmige Regels, offenbar vulkanischen Ursprungs — „bei der Wegleitung geht es rechts nach Nordbopace, links nach S. Nicola. In Nordbopace ist eine gute Brücke, in S. Nicola — niente.“ Wo hieß die Lösung Nordbopace. Tenn das Durchwaten angequollener Flüsse war mir noch von Stizilien her in keineswegs angenehmer Erinnerung.

Am Scheideweg hand wieder — schon etwas größer jetzt — die „Silhouette“, wachlich ein Pantom, wie ein Bild aus uralter Zeit. Es lodte mich wie eine Sphinx, also daß ich den schredlichen Stillsitz für Sagen und Sagenhirten, obgleich ohne Berghack und angelegte Schwab, mehr „abführ“, als abließ. Freilich, als ich einmal Atem schöppte und dabei in das Marotal mit seinen Sandabstürzen und vielfachen Verbindungen hinunterließ, da überfiel mich ein gelinder Schreden, wie tief ich erst hinunter und dann wieder hinauf zu gehen hatte. Aber getrozt — ich mußte schon wenigstens bei 500 m Seehöhe wieder angelangt sein; denn ein herrlicher Pain von hundertjährigen Kalkanien umring mich, und als ich aus ihm heraustrat, auf ich wieder umfing. Und dort, noch tiefer unter mir auf, in einem schmalen Bergvorsprung die zwei Reiten Häuser, am Ende eine verlassen Straße, das müste bereits Nordbopace sein!

Von der Armligkeit dieses kalabrischen Dorfs macht man sich keine Vorstellung. Es genüge, um einen Begriff zu geben, daß die Häuser der einzigen Straße fast alle nur das Erdgeschöß, fast alle nur eine kleine Stube und ein so niedriges Dach darauf haben, daß ich es meist mit den Händen greifen konnte. Mehr Schweinefäßen als Bekauungen für Menschen und wohl

als solche wenigstens mitbedachtet. Denn überall liefen die nori (wie die Schmeine in Kalabrien genannt werden) in den Stuben ein und aus, als ob sich das von selbst verstände. Aber — es lebe die Kultur! — selbst in Nordbopace entdeckte ich einen Briefkasten — nur etwas maßlich und regenvorwachen hing er an der Mauer — und einen Tabakladen! Ansichtspostkarten von Nordbopace aberlings gab es nicht — so fühlte ich keine Veranlassung, dem alten Kalien meine Korrespondenz anzuvertrauen. Hingegen hob ich mir beim Zigarettenhändler als einem Honoratioren und welt erfahrenen Mann außer anderem kaum Redner Kunst über meinen weiten Weg. Sie bildete eine der vielen Eruktationen meines Lebens, wie aus folgenden Gespräch ersichtlich:

„Wie weit ist es noch bis Caulonia?“

„Fünf Stunden.“

„Wie weit bis San Nicola?“

„Drei Stunden.“

„Da kann ich ja nicht einmal San Nicola vor der Nacht erreichen.“

„Bleiben Sie lieber hier! Ohne Führer werden Sie San Nicola kaum finden. Auch gibt's dort keine Herberge.“

„Hier doch wohl erst recht nicht?“

„Ja doch. Hierher nehmen Sie einen Esel und reiten. Die Wege sind ja so schlecht.“

„Doch wohl immer noch besser, als per om Gebirge hier herunter?“

„Oh, viel schlechter. Außerdem kommen Sie gar nicht über den Fluß.“

„Aber die Brücke —?“

„It vom Hochwasser arg mitgenommen. Es ist sehr gefährlich, sie zu betreten.“

Ich jauderte. Aber der Bedante, den ganzen Nachmittag und Abend in Nordbopace zu bleiben, ließ meine nähen Beine bald von neuem laufen. Am Ende des Dorfs wurde Wein gekeltert. Ich wandte mich an einen jungen Burjaden, der in einem Fass land und Trauben austrat. Bereitwillig sprang er aus seinem Fass und geleitete mich auf einem verdornen Stieg außerhalb des Ortes. Ein ganzes Stück lief er mit seinen nackten blauepflügigen Füßen neben mir her, bis sich der Pfad in den Weinbergen verlor. Jetzt können Sie nicht mehr fehlen: da! „Wo?“ „Da!“ Und er wies auf einen etwa einen halben Meter breiten Höhlweg, der zwischen überhängenden Felsen in die Tiefe führt. „Dahinein! In diesen Höllenslund?“ „Ja. Und immer weiter hinein.“ Da kommen Sie zur Brücke. Sie werden's schon rauschen hören.“ Ich bot ihm ein Zerstück.

Er schlug es aus. Nicht einmal eine Zigarette wollte er für seine große Lebenswürdigkeit annehmen. Kopfschüttelnd ich ich ihm nach, bis er hinter den Felsen verschwand. Ob er sich wohl die Füße wusch, fuhr's mir durch den Sinn, ehe er wieder in seine Botte steigt und weiter tritt? Aber nein, zu solchen Betrachtungen war jetzt keine Zeit: ich froh in den Höhlweg hinab, schob und balancierte mich über Felsen und Erdhängen abwärts. Zwei Mädchen begegneten mir, die leuchtend und schwebend Wort auf dem Kopf nach dem Dorf hinauftrugen. Die eine bot mir einen Trank an und füllte meine Gummibüchse zweimal mit dem etwas trüben, aber herrlich-frischen süßen Saft: welches Lobli! Auch sie lehnte jedes Entgelt ab, nachdem ich ihr das Fröhchen wieder auf den Kopf gehoben hatte. Das sind das für wunderliche Menschen, die sich selbst des wohlverdienten Lohnes schämen! Die sollten einmal nach Taormina kommen!

Bald droht' ich es dumpf aus der Tiefe rauschen und sah zwischen Pappeln den Alaro das schmale Wasser der Mäher von Mongiana zum Meere wälzen. Und da war auch die Brücke. Run, sie hand ja noch und eben ging ein Mann behutamt darüber — ein großer Trost: ich sah mich selbst im Geiste bereits an andern Ufer. Noch etwa 50 m hinab, und umbraut vom Gefälle des Wildstroms, das von den Wänden der engen Schlucht hinüberabend miderfallte, hand ich vor der sogenannten Brücke. Zwei schwere, aber schon ziemlich morsche Pappelsämme waren auf Feldvorsprüngen in Höhe von etwa 8 m über den Fluß gelegt und quer, ziemlich unregelmäßig mit alten Brettern gedeckt. Die Bretter waren lose und wenig über einen Meter lang. Augenfeinlich war das Holzwerk früher mit Erde und Mörtel verklebt und zusammengehalten gewesen, die die Hochflut ebenso wie das Gefänder weggerissen hatte. Das Rauschen und Brausen da unten lödte mich nicht. Schwindel konnte ich nicht. Hinüber mußte ich. Die Gefahr bestand darin, daß eines der

ungenagelten Bretter umfluppen oder brechen konnte, oder daß das alle, scharf beschädigte Holzwerk meine zwei Rentner nicht trug. Dann: Rückgrat- oder Schädelbruch, wenn's gnädig ging Arm- oder Beinbruch und drei Monate in Arabobice in einem der Schweißlöcher still liegen, von Dorfbarber ärztlich behandelt. Nachdem ich meiner lieben Seele einen Auf gegeben und all diese schmerzigen Gedanken, wozu sie gehörten, nämlich zum Teufel, gejagt hatte, betrat ich kalten Blutes die Straße. Vorsichtig trat ich von einem Brett auf's andere. Ein Stück, die Pappeln bielten meines Leibes Laft noch ab. Auch die Bretter trugen mich, wiewohl etwas unwillig. Denn sie taarnten, ätzerten und schwanften des öfteren unter meinem Tritt. Als ich erst auf der Mitte war, schritt ich, daß nahe Ziel im Auge, ganz sicher. Als ich aber meinen Fuß drüben wieder auf die sichere Mutter Erde setzte, da hätte mir drüben jemand mit einem Hundertmarkschein winken können, diesen Übergang hätte ich nicht ein zweites Mal gemacht. Nun hieß es, an andern Fuß ebenso frei und ebenso hoch wieder emporklimmen bis zu einem Bauernhause, wo ich nach dem Weg fragte. Man gab mir einen Jungen mit, der führte mich von neuem in die Tiefe und wieder ging's hinauf. Dasselbe wiederholte sich dann noch einmal. Ich mußte zwei Nebentaler des Klaro durchqueren, der sich auf dieser Strecke sein Bett zwischen hohen Felsen, völlig ungangbar, graben hat. Und die Sonne sank tiefer, immer tiefer. Um nicht von der Dunkelheit überhäuft zu werden, härmte ich im Schwimmschritt durch die herrlichen Kalkanienwälder, bergab, bergauf und vergnügte mich nicht einmal eine kurze Paß in einem uralten feierlichen Steineichenhain, den Wölflin sich gewiß nicht hätte entgehen lassen. Vorwärts! vorwärts! wenn ich nicht bei den Wölflin übernachtet worden. Endlich, nachdem ich den zweiten Kessel hinter mir hatte, wurde der Weg freier. Unts röhnte der Klaro jene gelben Fluten in der Tiefe, ich aber ging einen dritten, schönen Bergsteig mit weitem Blick auf die Kälte. Freilich mein Ziel: San Nicola gemährte ich noch nicht. Das würde ich erst vom Paß aus sehn, hatte man mir gesagt. Aber der Paß kam nicht. Immer wieder bog der Weg aus, jeder Krümmung der Felsen folgend. Schon dämmerte es und wie kurz wärdt die Dämmerung in den süßlichen Breiten! Lange würde ich nicht mehr ohne Gefahr an den jähen Abflürzen hingehen können. Da endlich blinteten einige Lichter auf. Also den Paß hatte ich erreicht. Ein kleiner Schwemmschritt lag am Wege. „Wo komme ich nach San Nicola?“ „Erst in die Fiumare“, dann noch ein Stück abwärts und durch die Gärten hinauf!“ Also noch einmal hinunter! „Kannst du mich begleiten?“ „Nein, wir wohnen hier draußen. Ich muß bei meinen Schwarzen bleiben.“ Mit dem Aufgebot meiner letzten Kräfte stieg ich über Felsen und Geröll hinunter, nur darauf bedacht, zuguterletzt nicht noch auszugleiten und einen Fuß zu brechen, und langte bei völliger Dunkelheit in San Nicola an.

Aber hiermit war der Weidenbecher dieses Tages noch nicht geleert. Die Bauern hatten mir einen Weinbändler Naltru Bruno di Nali als Inhaber der Herberge bejeichnet. Ich ließ mich zu seinem Kauf führen. Durch die offene Thür sah ich ein altes Weib am Herd sitzen, das kochte da in einem kleinen Kessel seine Abendbuppe. Kein Licht, als daß flackernde Herdfeuer. Ich bat um Obdach. Sie antwortete mürrißig: „Maltru Bruno ist auf der Weinselt, kommt heute abend nicht mehr. Ich kann niemand herüberbringen.“ Nun wurde meine Lage unangenehm. Als alle Vorstellungen bei der Alten nichts fruchteten, wandte ich mich an ein paar vom Feld heimkehrende Vankleute, ob sie nicht einen Bintel für mich übrig hätten für diese Nacht: „Ich habe zehn Stunden Wacht hinter mir über's Gebirge, bin müde zum Umfinten und will weiter nichts als einen Strohsack, um mich hinzujauhen und zwölf Stunden zu schlafen.“ Die Bauern redeten untereinander. Dann fragten sie mich — echt homerisch — aus, wer, was und woher ich sei? Sollte ich ihnen hier in der Nacht meinen Lebenslauf erzählen? Gerödnlich zeichne ich in solchen Fällen mit dem Titel: giornalista, auch in den Fremdenbüchern, obgleich nicht ganz wahrheitsgemäß. Aber wo mußten diese Leute von Zeitungen! Also kurz entfloffen: „Ich bin Altertumsbändler und will in Caunia antike Münzen kaufen.“ Gierde Beratung, die ich abermals unterbrach: „Ich will ja nichts verkaufen. Ich bezahle zehn Soldi für die Nacht.“ „Er bezahlt zehn Soldi für die Nacht“ raunten sich die Bauern nicht ohne Verwunderung über solche noblesse zu und einer

von ihnen führte mich noch einmal zu dem misstrauischen Weib am Herd. Er rebete ihm lange zu, und das Endergebnis war, daß von einem alten Männlein in der Küche — ein Schuppen aufgeschossen wurde, worin ich als einziger Möbel einen Stuhl und zwei Bäte mit Brettern erblühte. Aber in der Ecke lag — ein Strohsack. Hurra, jetzt hab ich meinen Strohsack! Das Männlein zündete eine Ampel an und hatte sie in einem Spalt der unbewohnten Mauer fest, brachte zwei Laten, eine als Laterne, einen zum Zubeden. Dann hoch er frisches Wasser, auch eine Flaße guten Wein und eröffnete mir, daß in diesem Raum die Kräfte schliefen, die wochentlich zweimal aus Caunia herauskämen, um die Kranken des Tritt zu kurieren. Ich stärkte mich zunächst an mitgebrachten Vorräten. Endlich gab mir der Wein einen Teil meiner Kräfte zurück. Wein Kammerdiener wünschte mir angenehme Ruhe. Ich verriegelte das einzige Fenster und die Pforte, zündete mir eine dießmal wirklich wohlgeordnete Zigarre an und hing auf dem Strohsack meinen Gedanken nach. Leiber hatte die Ampel an der Mauer wenig Öl und drohte auszugehen. Ich schneuzte sie mit einer Stednadel und erhielt sie so noch etwa eine Viertelstunde am Leben. Dann war ich mit meiner Zigarre allein. Traulich glomm ihre rösliche Glut durch mein nächliches Verließ, wo ich lange trotz aller Ermattung die herbeigehnte Ruhe nicht finden konnte. Denn durch den schlief gestopften Strohsack fühlte ich die Bretter durch, jedes einzeln, und die beiden Bäte waren ungleich, bei der geringsten Bewegung schaukelte das ganze Bett. Ich suchte mir mit Autoinjektion zu helfen und sagte mir: Du bist auf dem Meere. Hast du nicht schon ganz andere Schauplätze überstanden, damals, auf der Höhe von Nalia, als die Tschenhuh an der Wand im Winkel von 45° ausflug ob der bei der Überfahrt von Catanzaro nach Catania, als du beinahe aus der Kaje herausgeschleudert worden wärdt, was du dadurch verhindertest, daß du dich mit allen Bieren in den Betten verankertest? Umsonst. Endlich kamen mir die Grillen zu Hilfe, die draußen wie im Hochsommer um die Bette jirpten, und sangen mich in Schlaf.

Ich hätte in diesem Hotel nicht nötig gehabt, das Bettchen zu bestellen. Unter meinem Fenster war ein Fünferstall, dessen Beförderer mich bereits etwa um 4 Uhr früh mit fröhlichem Krähen ermunerte. Aber des Lichtes beraubt, mußte ich mich doch noch bis zum Morgenraunen gebuden. Um besser zu sehn, schlug ich die schwere Doppelpforte auf — sieh, da stand mein Männlein — fürchtete er, daß ich mit dem Schlafgeßel durchgehen würde? Er brachte mir dann über die Straße herüber ein messingneses Baldschbeden und sogar ein Pantluch: ich war gerührt. Darauf hatt' ich nicht gerednet. Dann zeigte er mir den Weg: wieder hinunter zum Fluß und bei den vorpringenden Feldtürmen die süßlichen Hügel hinauf.

Das Kriechbett des Klaro ist hier eine lange Strecke über einen Kilometer breit, so daß sich dieß Stiel wohl als Schaulplatz einer größeren Schlacht denken läßt. Am Morgen, den die Gelehrten in dem heutigen Klaro wiederfinden, schlugen einst 10 000 Lokrer 120 000 Krotoniaten in die Flucht. Bei dem Mißverhältnis zwischen Siegern und Besiegten kann man nur einen nachlässigen Überfall annehmen und auch diesen wieder nur im Gebirge, nicht an der flachen, leicht überfliehlichen Küste. Ich glaubte also, nicht ohne einigen Grund, hier jenes antike Schlachtfeld zu überfliegen, von dem der Verfall des mächtigen Kroton und der Aufschwung des epheppirischen Lokri seinen Ausgang nahm.

Bei den Feldtürmen verließ ich den Fluß und stieg durch reiche Kampagnen mit Feigen, Pinien, Kastus, durch Weinberge und Kalkanienhaine wieder empor. Viele Fruchtbarkeit fand in merkwürdigem Gegenlatz mit dem gegenfeitigen Uter, wo die kalten Sandberge mit ihren grauschwarzen Schutttrümmern sich niederstentzen, nur ausnahmsweise mit Lübbäumen bestanden. Warum hier ein Eben und dort eine Wüste? An einem schönen Brunnen hielt ich Rast und lobte mich an drei goldenen Nierentrauben, die ich mir im nahen Weinberg von einer Frau hatte schenken lassen — müssen, da auch sie jedes Entgelt abtrahnte, nur bedauernd, daß sie mir keine besseren bringen könne. Naltrußich wollte sie wissen, wer ich wäre. Ich sei wohl ein Ingenieur? Um lange Auseinanderlegungen zu vermeiden, sagte ich: „Ja, ich werde Eure Flüsse vermessen und regulieren, daß sie nicht mehr so viel Schaden ausrichten. Ihr könntet ja dreimal so viel Land bebaut haben, als jetzt. Da drüben, diese gelben und grauen Berge könnten alle schön grün sein.“

\*) ausgegrodnetes Flußbett.

Bald darauf hatte ich die Höhe überschritten und erblickte endlich das Phantom vom Monacaberg näher. Es wirkte auch hier im großen Sonnenlicht und aus nächster Nähe so eigenartig, daß ich sogleich von meinem Weg in eine Lilaumpflanzung abbog und mich hier an einen der alten Stämme so legte, daß ich das Stadtbild von Clivenzweigen nicht nur feilsch, sondern auch oben umraht sah. Zu meinem Erstaunen ging mitten durch mein Bild — querhin über den Umrissen der Stadt und noch unter den sich oben zusammenziehenden Zweigen — ein langer gerader Strich und unter ihm bewegte sich ein kleiner dunkler Punkt, der weder eine Fliege, noch Mücke sein konnte, ganz gemächlich nach links. Da esit kam es mir zum Verwundern: jener Strich grenzte das Meer von der völlig gleichfarbigen Luft ab und der bewegliche Punkt war — ein ferner Dampfer. Das Meer! Das Meer! frohlockte meine Seele nach langem Entbehren. Wenn ich mich doch gleich hätte hineinfürzen können!

Mein nächster Gedanke jedoch war: Vuthagoras, Vuthagoras, der, von Kronos wegen seiner Uthre vertrieben, in Gaullonia Schutz suchte und fand. Welch sonderbares Gefühl, die Gegend zu betreten, mo dieser gewaltige Geist einst wandelte, mit dem wir schon als kleine Zettler in der Geometrischen Bekanntheit geschlossen haben! Vielleicht ist es gerade hier gewesen angedacht der gallfreundlichen Stadt, daß er auf seinen einlamen Spaziergängen den nach ihm benannten Hügel erndete oder daß er über seinen großen metapösischen (Vandens) brütete, der Seelenwanderung und der Harmonie der Epöden?

Eine noch bessere Ansicht von der alten Feste gemann ich von dem neuen Friedhof aus, der jetzt an Stelle eines verfallenen

Klosters eine Viertelstunde nördlich von der Stadt angelegt wird. Wieder behagte es sich, nach einem Sinn die alten Mönche für landschaftliche Schönheiten. Dieser Standort, unter fast abfallenden, malerischen Schieferfelsen, mit alten, schönen Eichen und Lirien bewachsen, läßt, weil tieferliegend, die auf jeder Höhe thronende Bergstadt desto imponierender erscheinen, vor allem das hier dem Beschauer zugewandte Kastell. Man hat in neuerer Zeit dem antiken Gaullonia eine andere Stelle, mehr nach dem Meere zu, anweisen wollen. Mit Unrecht, glaube ich. Dieser zwischen zwei Flüssen, dem Alaro und dem Amajo, aufstrebende Berggründen mußte in seiner Unnahbarkeit schon die alten Griechen zur Besetzung locken. Der überragende Kastellberg war von der Natur wie vorherbestimmt zur Anlage der Akropolis. Was vorzüglich es, daß man keine antiken Bauern mehr vorfindet? Der Lokere, mit Freidreien durchsetzte Bergesland und der nur teilweise darüber noch etwa sechs Meter hoch sich erhebende Kastell waren schlechte Träger, außerdem genügt es, daran zu erinnern, daß Dionys von Syrakus die Stadt bereits 365 v. Chr. eroberte und zerstörte. Wo der einmal gebaut hätte, blieb kein Luader auf dem andern, wie auch das von ihm zerstörte Städtchen Paros (bei Laermine) beweis, daß, jezt völlig dem Erdboden gleich, mit seinem armseligen Stein Kunde gibt von einem einstigen Befest. So gehört Alt-Gaullonia ebenso wie Paros zu denjenigen Städten, von welchen nichts mehr übrig ist, als die einst in seinen Mauern spröden Münzen. Sie zeigen meist Apollo als Bogenschützen und den der Diana geheiligten Firtich, was auf reiche Jagdgründe in der Nähe deutet, nach denen man jezt freilich vergeblich sucht. (Fortsetzung folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Franz Liszt's Briefe, gesammelt und herausgegeben von La Mara. Neher Band, 1823—1886. Neue Folge zu Band I und II. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1905. — Den beiden ersten 1893 erschienenen Bänden der Briefe Liszt's an hervorragende Zeitgenossen läßt hier die unermüdete Herausgeberin höchst dankenswerterweise einen dritten folgen, das Ergebnis ihres rastlosen, durch ein Jahrzehnt fortgesetzten Sammelns sowie der wertvollen Ausbeute, die sich ihr durch zahlreiche, ihr zur Verfügung gestellte Briefbände eröffnete. Auch diese neuen Briefe, die 1823 beginnt und wenige Wochen vor des großen Musikpoeten Hinsang endet, als einen Zeitraum von 63 Jahren umfäßt, gehalten sich wie zu einem Beispiel so zu einem Lebensbild, des unvergleichlichen Künstlers und Menschen, der erst sterben mußte, um von Mit- und Nachwelt als einer ihrer Größten und Besten begriffen zu werden. Eine wie ergreifend seine Sprache spricht schon das der Sammlung beigegebene Bildnis des großen Meisters, das von den kümmerlichen Zeugnis ablegt, die „viel häßliche Wegenerheit“ seiner großen Seele bereitete, wenn auch wiederum des Künstlers Gumor, seine Frömmigkeit und sein unergründlicher Idealismus sich in Briefen wie 3. B. Nr. 292 über alle Kritikalerei hinwegsetzt und von neuem herrlich offenbart: „Unsere Aufgabe steht oben: Erfüllen wir sie gelassen und beharrlich.“ „Wöge Jhnen“, so ruft er dem tapfer für die neue Kunst eintretenden Regierungsrat Müller zu (Nr. 124), „das Bewußtsein, die Kunst im Sinne Blösch als „Ermeder der Eintracht, der gegenständlichen Liebe und Eintrichtigkeit und Wissenschaft der Liebe zu erfassen und zu fördern, setzt die edelsten Betriedigungen darbiet.“ — Aus der Fülle der im bunten Wechsel deutsch-französisch nach Liszt's Gewohnheit verfaßten Briefe seien die an Richard Wagner hervorgehoben, Nr. 222, 261, 329, 403 u. s. w. der 1883, nach Eintreffen der Todesnachricht (Nr. 427) bezeichnend als „le grand poete-musicien et dramatisse supreme d'un ideal non realise avant lui dans l'art complet: Poesie, Musique et Repräsentation scénique. Sous ce triple rapport, les colosses Beethoven et Goethe sont des fragments sublimes“ . . . und von dem es im nächsten Brief Nr. 428 an B. v. Jomonois erlütternd heißt: „Mes larmes ont souligné chaque page de votre lettre. Pleurer et prier, c'est le meilleur emploi du temps qui me reste à vivre.“ — Angenehm der nächsten Frühjahr in Leipzig bevorstehenden Aufführung der „Grünen Messe“ (auch

einer missa sollemnis!) durch unsern Niederösterri sei noch auf den wichtigen 108. Brief an den Wiener Musikvertreter Dallinger hingewiesen. Hier werden verschiedene Verbesserungen im „Kyrie, Credo, Sanctus, Benedictus“ u. s. w. mitgeteilt, die sich vor der Drucklegung an dem Werke vornahm, von dem er an anderer Stelle bekennt, daß er es „mehr gebetet als gesungen habe!“ Als eine Gabe erlehener Art hat die Herausgeberin ein unveröffentlichtes Lied des Meisters nach seiner Handschrift beigefügt.

Arthur Prüler.

— Eine Entgegnung auf „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts von Houston Stewart Chamberlain“. Von Fritz W. R. Dritte Auflage. Stuttgart, Strecker & Schröder. 245 S. 8°. Preis: 3 M. — Um Professor S. Chamberlains „Grundlagen“ zu üben, sind schon so manche Davide aufgelaufen; bis jezt aber haben sie jenen Soldat nicht erlegen können. Dem „Philosophen“ Fritz W. R. wird dies ebenmäßig gelingen. Eine so glanzvolle Bejahung, wie sie sich durch Chamberlains großzügiges Werk überzeugend hindurchzieht, kann niemals durch bloße Kritik, und sei sie auch gelegentlich noch so scharf und einschneidend, durch Negation und Bestimmtheit vernichtet oder auch nur beiseite geschoben werden. Jedemfalls habe ich keinerlei Reue, die Mühe zur Natur, die W. v. R. mitzumachen. Alti aliter!

Ht.

— Birckide Hors d'oeuvre de la grammairie française sind die von G. Oberle zusammengestellten A musements dans l'étude du français. Frienwalde a. Oder und Leipzig, Max Rieger. Broch. 2 M., gebd. 3 M. — Silber- und Borträsel, Gesellschafts-, Orchester- und Kartenspiele, Sprichwörter, Blumenpraxer und Verschen, um die Junge glückig zu machen, das ist der kurzweilige Inhalt der 125 schön gedruckten Seiten des Büchleins. Es ist besonders geeignet, das geringe Leben in kleinen Zirkeln anzulegen. Wenn in Pensionen und Privat-Askulen die Hauptarbeit getan ist, wird es mit seinem reichen Stoff an liebenswürdigen Kleinigkeiten den jugendlichen Seelen neue, anders geartete Nahrung geben und zugleich im Spiele den Geist zur Betätigung in französischer Sprache führen. Aber auch im Schulunterricht, besonders jüngerer Kinder, wird sein Inhalt als schmackhafte Zuzuf wohl zu verwenden sein. Wirklich doch das Einführen eines Kärtels oder Borträsel's oft erquickend nach längerer Betätigung in regelrechter Denarbeit. Es ist erfreulich, wenn jezt, da man so viel auf unangenehme körperliche Bewegung gibt, auch wieder auf unangenehme geistige Bewegung im Rahmen des Spiels hingewirkt wird, die bei der Betonung des Ersteren zu kurz zu kommen schien. Lsu.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 118.

Donnerstag den 5. Oktober abends.

1905.

## Herbsttage am Ionischen Meer.

Von Dr. Alexander Kumpelt.

(Fortsetzung.)

Erwartungsvoll stieg ich zur Stadt empor, fand mich aber getäuscht. Freilich, an dem Bürgerstolz der Einwohner zu zweifeln hatte ich keine Veranlassung, als ich überall große Plakate an den Wänden sah, die die Wahl eines Advokaten zum Provinzialrat empfahlen. Da hieß es: „Das ist kein würdiger Sohn der patriotischen Stadt Gaullonia, der ihr das Recht einen Provinzialrat zu haben abspriecht“ . . . und: „die unabhängige und freie Stadt Gaullonia wird, treu ihren Traditionen, nächsten Sonntag einstimmig zum Provinzialrat ihren geliebten Sohn, den Advokaten F. wählen, dieses Simbuli (simbolo) von Klugheit, Arbeitsamkeit und Ehrbarkeit.“ Auch an den guten Willen der Stadtverwaltung mußte ich wohl oder übel glauben, als ich die sauberen Brunnen in den Straßen erblickte und erfuhr, daß seit etwa acht Jahren die Gaullonier mit Trinkwasser vom Monte Orsini, über sieben Meilenstunden entfernt, versorgt werden. Daß mich etwas heißen für diese armen Städte Kalabriens, die lediglich auf den Lebensmittelpfad als Einnahme angezogen, alle aus der Hand in den Mund leben. Eine Menge städtischer Häuser, die vielfach mit fortlaufenden, eiserne Balkonen versehen sind, läßt auf einen gewissen Wohlstand schließen. Aber gleich daneben dunkle Winkel, nicht fertig gebaute Stockwerke, die man ihrem Schicksal überläßt, Kirchen, die nur fünfzig Jahren schon hätten gründlich repariert werden müssen, eine ganze Anzahl bereits in Ruinen liegender Kapellen und Häuser. Und doch ist hieran kein Erbitten Schuld, sondern die Nachlässigkeit und Armut der Beherrscher sowie leidiger Kunst. So sah ich am Abend der Stadt einen Garten, ganz verwildert, mit offenem Tor. Eine Menge Statuen standen in den Zaskaheden, beinahe alle verfaulend. Dieser war ein Arm, jener die Nase abgeschlagen. Die zugehörige Villa zeigte große Mißstände in der Wand und wurde wegen Bauflüchtigkeit nicht mehr bewohnt. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß sei die erodirte Fratelli Campisi. Die beiden feindseligen Brüder Campisi könnten sich über die Erbchaft nicht einigen und lägen seit vielen Jahren im Prozeß, während dessen ihr väterliches Vermögen verfaule. Ubrigens gehörte es in der That gar nicht mehr ihnen; das ganze Erbe hätte bereits die Gerichte und die Advokaten an sich genommen . . . Einen unerschrockenen Eindrudr rief auch der Marktplatz hervor. Neben dem schmuden und großen Rathaus steht eine elend verwahrloste Kirche und unweit gewahrt man mehrere niedrige, ungetünchelte Häuschen, die nur ganz armen Leuten gehören können. Der Urturm mit Lor an demselben Platz hingegen ist originell, wie denn interessante Leerbogen und auch — ein später Nachhall der byzantinischen Zeit — merkwürdige, niedrige Kuppelbauten anzutreffen sind und zwar in den Seitentrafen. Diese sind nicht oder sehr dürrig gepflastert und scheinen wie in Nordbospace mehr den Schreineren als den Menschen zu gehören. Ein höchst übler Geruch steigt, da es keine Straßenreinigung gibt, abends aus ihnen auf — und bei der spärlichen Beleuchtung ist ein Beinbruch infolge Ausgleitens nicht ausgeschlossen.

Jedoch scheint es mir, daß der Kampf der modernen Kultur mit dem alten Schlandrian seitens der Stadtverwaltung tapfer aufgenommen worden ist. Ihr ist aber infolge der teuren Wasserleitung, deren Kosten noch nicht gedeckt sind, der Atem ausgegangen, und die schlimmen Verhältnisse haben sich härter erwiesen, als der beste Wille.

Wieder entschädigte mich für die Mängel, die den Menschen anhaften, die Natur. Die Aussicht auf die beiden Flüsse Muro und Amulo, die die Stadt gegen Norden und Süden in

Urmangelung von Brüden tastächlich abschließen, erinnert an den Orient. Röhle, die Fäden, mit Cliven behenden, dehnen sich aus. Im Norden erkennt man Stignano, das auf hohem Felsen steht; hinter den Sandbergen scheint ein wenig der Juralfall des Monte Stella hervor, dem ich mich noch näherem; nach Südwest schneit das Auge zu den blauen Bergen bei Gerace, die, von dem Gap Brazzano angefangen, in angenehmer Linie aufsteigen, ähnlich wie, von Taormina gesehen, die Höhen von Acireale, freilich mit dem Unterschiede, daß sie nicht in einem Aktin gipfeln, sondern in dem behaglicheren Apromonte.

Ein über dem Meer aufleuchtendes Gewitter gaberte prächtige Farben in diese Landschaft. Zunächst erglühete am taubengrauen Osthimmel ein Regenbogen, so groß und leuchtend, wie ich ihn nie zuvor gesehen. Das rechte Ende schien mitten aus dem Meer herauszuwachsen, das linke sah auf einer schmerzreichen Wolke auf. Beständig wechselten die Farben: wie von dem Scheinwerfer einer Laterna magica getroffen, traten die oben leuchtendfarbenen Hügel an der Küste hell hervor, ihr Gestalt schien sich zu beleben. Dann wurde alles abgedrückt, stumm, tot. Sofort färbten sich unter den launischen Fitterräubern der untergehenden Sonne die Abhänge des Amulotales mit einem köstlich-irischen Rotbraun; da, wo sie bewacht waren, wurden sie von grünen Tümpeln unterbrochen. Bei diesem anmutigen Farbenpiel stand das Meer unerbittert ernst, tiefblau, hell lante rote Abendröthchen über den verfallenden Höhen von Gerace weithin alles mit einem blendend roten Schimmer übergoßen. Aber da war auch schon das Wetter zu und herüber gezogen. Schon fielen einzelne schwere Tropfen.

Der Regen schenkte mich in meine Herberge zurück, wo ich ganz gut aufgehoben war. Trotz seiner siebenstündigen Gewitter hat Gaullonia kein Hotel, weder ersten, zweiten, dritten, noch vierten Ranges. Und diese meine Doanba hatte nur ein einziges richtiges Fremdenzimmer, das von einem Handlungsbredenden aus Neapel belegt war, im übrigen bloß Schlafstellen. Sogar im Speisezimmer standen mehrere Betten, auf denen sich verschiedene Gäste placiert hatten. Auf dem einen schlief der jüngste Erpöbling des Wirts: Don Peppino Raffellä, der Sohn des verstorbenen Doktors der Medizin Francesco Raffellä, wie er sich mir vorstellte und wie auch auf seiner Visitenkarte zu lesen war. Er besaß eine schlanke, biegsame Gestalt, melancholisch liddende, schwarze Augen, affektirte seines Benehmen und aristokratisch-gemeinen Gang. Mit den langen, schmalen Händen wühlte er imponierend Gefäße zu gestalten. Er war neugierig, weniger mit sich selbst, als mit seinem Schicksal und mit der Welt, die er verachtete, wie ein zweiter Schopenhauer. Als ich nach antiken Münzen fragte, erzählte er: „Die schäbe, ich hatte einst eine sehr schöne von einem Bauer hier in der Nähe erhalten. Auf der einen Seite war ein Löwe, auf der anderen ein verklärter Frauenkopf. Ich identifie sie einem Freund. Dieser gab mir eine englische Goldmünze dafür. Ah, das nennt man Freunde!“ Ich mochte die Bemerkung, daß das doch ein ganz vortrefflicher Tausch gewesen sei. „Vortrefflich! Seine Münze war zwöthend, vielleicht dreihundert Euro wert, die Münze aber mehrere tausend Euro!“ Nun mußte ich, wen ich vor mir hatte, keinen Zeilsten, wofür der Handlungsbredende den „Padrone“ ausgab, sondern einen kleinen Don Quixote.

Seinen einzigen Trost in dem Ungemach dieser Welt bildete seine langgestielte Tompfe, die er sogar zwischen den einzelnen Gängen der Maßzeit immer wieder in Brand legte. Im übrigen

ging es bei Don Peppino sehr gemüthlich zu. Wir Gäste hatten eben unsere Malkaroni in Angriff genommen, da kam er selbst mit seinem vollen Keller: „Mit Verlaub, ich bin so frei,“ und setzte sich neben mich. Ich hatte nichts dawider. Wenn einem Gaste ein Gericht mundeblet, bot er dem Herr davon an, Don Peppino legte die Weife beiseite und schob sich seinen Teil auf den Teller. Dann kam der „Capo“, der Stationsvorstand, der in der Stadt zu tun gehabt, ein kurzer, dicker Herr, der behändig Schnurten erzählte. Er hatte vom Meer ein Kilo Sardinen mitgebracht. Darob große Freude! Die Sardinen wurden in Öl gekocht und jeder, auch der Neapolitaner und ich, bekamen unsere Ration ab. Drei oder vier Freunde des „Signor Capo“ fanden sich bald dazu ein, und nun wurde fleißig getrunken. Jeder goß aus der ihm zunächst stehenden Flasche ein. Einer der Freunde hatte getrannte Erbsen erstanden. Auch sie waren sofort Gemeingut. Eine Feilang hörte man nicht als das Geräusch des Rauens. Am Ende der Mahlzeit schmeckte Don Peppino eigenhändig aus Weisig jeden einen Jahnstöder und überreichte ihn mit spanischer Grandezza.

Nicht so ganz hatte es mir gefallen, daß ich neben dem mir bestimmten Lager für die Nacht noch ein zweites liegen sah. Ich hatte mich schon zur Ruhe begeben: vielleicht blieb es unbenüzt. Aber nein, da kam Don Peppino mit dem großen, meißingenen Armvexellator herein: „Mit Verlaub, ich bin so frei!“ und legte sich in das andere Bett. Ich hatte nichts dawider. Aber unangenehm berührte es mich, daß Don Peppino, bereits in den Rücken liegend, noch fast eine Viertelstunde lang rauchte, ehe er sich für diesen Tag von seinem Trübsal trennte und das Licht mit einem weilschmerzlichen Seufzer auspuffte.

„Pass, pass, pass!“ das war das erste, was ich bei dem Erwachen am nächsten Morgen hörte. Mein Birt legte eben über dem Licht sein Weiszen auf eine in Lätigkeit und machte, dabei zur Rede aufstehend, im Bett wieder seine „fumatina“. Leider hatte ich keine Zeit, diese merkwürdigen Bild, so anziehend es war, längere Aufmerksamkeit zu widmen. Für 6 Uhr war der Gel bestellt, der mich nach Stilo hinübertragen sollte. Und bald meldete der Treiber: Siamo pronti.

Don Peppino überreichte mir im Nachbette, mit gramgequeter Stirn die Rechnung und meinte mit flagernder Stimme: „Ah, nun werden Sie wohl nie wieder nach Caulonia kommen?“ Ich tröstete ihn und versprach ihm beiseits zu empfehlen, was seinem ischmerzbedrückten Gesicht den gewöhnlichen Ausdruck der Signation wiedergab.

Traußen vor der Stadt tat mein Gel einen tiefen Zug aus dem großen Brunnen, wohl in der Borahnung, daß er jetzt 5 Stunden lang keinen Tropfen Wasser auf die Junge bekommen würde. Dann stieg ich auf. Aber der Giesjunge hielt mir eine längere Rede: ich sei sehr schwer, da greife es den Gel zu sehr an, auch bei der kleinsten Senkung des Berges wäre es besser abzufliegen — für beide. Diese Rede überzeuete mich weniger, als die Tatsache, daß es allerdings ohne Sattel, ohne Steigbügel, ja ohne Jügel schwierig war das Gleichgewicht zu behalten. Wie wieder, schon ist mir des ätteren auf dieser Tour, wollte ich eine solche Reitpartie auf einem dicken, kurzen Waller mit einem einseitigen Kessels machen. In Säulen sind Sättel ja auch ein seltsames Ding. Aber da binden sie einem eine halbe Matrage unter, worauf man bequem hockt wie ein Türke. Hier aber rutschte ich fortwährend zurück, und fortwährend schrie Paulchen: (Paolino): „Wehr nach vorn, lieber Herr, wehr nach vorn!“

Seinen Besungen geborham, bestieg ich Freund Langohr also eilich unten im breiten Kiebelst des Klars. Wie werden wir wohl hinüberkommen? überlegte ich. Der Fluß war ziemlich angidwollen und sehr reißend. So einfach war die Sache für uns nicht, wie für jenen Trupp Bauernweiber, die da, etwa hundert Schritt seitlich von uns, die Riede bis zu den Küsten aufnahmen und eine nach der andern durchwateten. Ich hätte, ebenso wie man: Gel, etwas misgepänzt in die schmugigbraunen, hochaufstreichenden Fluten, da überreichte mir ohne ein Wort Paolino Rudsch und Schürm, die er trug, zum Falten, und im Ku hatte er sich hinter mich geschwungen und bearbeitete mit den Haden seiner Stiefel den verdungen Gel. Dieser stieg in den Fluß, hoch seinen Kopf tief herab, als wolle er durchs Wasser sehen, und ging dann vorsichtig vier oder fünf Schritt in der Strömung hinunter, ploßlich legte er aus und trug uns mit schnellen, sicheren Tritten ans andre Ufer.

Der Weg führte durch die Täler verschiedener Flüsse, die alle aus den mir so vertrauten Wäldern von Serra San Bruno herabstamen, immer bergauf, bergab, zuweilen durch ddes Braekland, zuweilen durch prächtige Gärten und Weinberge. Lange Strecken begleitete uns „stineu“, der Maltzstrauch mit den dunkelgrün glänzenden, gegenständigen Blättern und den üppigen Büscheln roter Beeren. Am Bergand blühten Juslumen, Rosmarin, Rittersporh, im Flußland bei alten Eichen, Pappeln und hohem Gumpfsporh sogar noch einige Oleander. In einem einzigen Ort, dem hochgelegenen Placania kamen wir vorbei und ritten, ohne ihn zu betreten, unter den Mauern des alten Schlosses des Barons Musco hin, der hier sowie bei Caulonia und Rocella Güter im Umfang von mehreren Quadratmeilen sein eigen nennt. Wie so oft in Kalabrien, mußte ich mich wieder wundern, wie diese Landbesitze verwaorht und trotz des stolzen Namens und des Reichthums ihrer Besitzer ohne jeden architektonischen Schmuck sind. Es sind alte, trostige Kotten ohne Turm, die, obschon einen großen Teil des Jahres demoht, halb verfallen sind.

Aus dem Städtchen drang festlicher Lärm, Glockenläuten, Böllerschießen und Trommeln, Bauen und Schellenklingen. Es war nur eine „Festicciola“, ein kleines Fest eines Heiligen, dessen Namen nicht einmal Paolino mußte, und in Ermangelung einer Stadtmusikkapelle begnügte sich das arme Volk mit jenen drei Lärminstrumenten, um seinen Heiligen würdig zu feiern.

Nach einem ziemlich mühsamen Uf und W in Sonnenglut erreichten wir um neun Uhr einen Paß, wo sich zum erstenmal Stilo mit seinen Klätchen beiden Bergen, dem Monte Stella und dem Monte Confolino zeigte. Wieder fühlte ich mich in den Orient versetzt, diese beiden den Klättsen, die noch ädere, festsam zerstückte Hügelansicht zwischen ihnen und dem Meer, nur hier und da durch große Dünengebäude unterbrochen, konnte eben so ein Stück Serien sein. Die breiten Kuppeln und mittelalterlichen Stadtmauern von Stilo hätten auch einer afrikanischen oder kleinasiatischen Stadt angehören können. Dazu nun noch das einfache, weiße Kloster droben, wie angelehnt an die Kalkfelsen des Monte Stella, und die umfangreichen Ruinen: Warttürme und Festungsmauern auf dem Gipfel des Monte Confolino, die ziemlich wohlhalten aus der Ferne sich gar nicht so ruhmreich ausnahmen, sondern wie ein lebhaftiges Sarageneschloß. Das alles zusammen rief die Zeit der Kreuzzüge in mir wach. Eine Specierie aus Laos, „Breitreitum Scrualem“.

Mein Führer trieb mich Aufbruch, weil der Gel sonst den Sonnenlicht bekommen würde. Wir tröteten weiter: nirgendes Schalten, nirgendes Wasser. Als wir aber an einem Weinberg vorbeikamen, wo etwa ein Duzend junger Mädchen die goldenen Trauben in die Schürzen sammelten, ging ich hinüber und bot mir einige abzulassen für mich und den Treiber. Der Kuffser ließ mir reichlich geben, ohne daß auch nur ein Solbo dafür angenommen wurde. Mit der Eier von Wäsen fielen wir über das Gehänt her, nur der arme Gel hatte wieder nichts. Paolino wurde sehr befozt, als der Weg alsbald weit ab nach dem Monte Stella hinüberzog und wir in einem dichten Eichenwald unser Ziel völlig aus den Augen verloren. Da stellte sich mir heraus, daß er niemals in Stilo gewesen war. Ein Trupp junger Mädchen kam uns lachend und singend entgegen. Sie hatten eben die gelelenen Trauben zur Kelter gebracht und feierten nun zum Weinbera zurück. Diese fragte mein unmissender Führer jedoch nicht nach dem Weg. Er war mit seinen fünfzehn Jahren gerade in dem Alter, so man die Gefährlichkeit des andern Geschlechts insinuitiv ahnt und am liebsten nichts mit ihm zu tun hat. Einen alten Bauer aber, den wir einholten, sprach er an. Der versicherte uns, wir seien auf dem rechten Wege und müßten insolge des Flusses erst nach Pajzano gelangen. „Wie weit noch?“ „Na, in so anderthalb Stunden.“ Paolino unterdrückte einen Fluß und nahm den Gel bei der Seine. Ich magte das ermattete Tier schon nicht mehr zu bestigen und ließ mit aufgespanntem Schürm hinterher, ohne lange Zeit ein Wort zu sprechen. Kehle und Hirn ausdörrend, glutete über uns die Sonne, kaum sumimte hier und da bei den Oleandern noch eine goldbraune Biene, unermüdblich nur zupfen ringsum die Flakzen. Die Stunde des großen Pan rückte näher und näher.

Da hörte ich mich plötzlich beim Namen rufen. Ja, träumte oder machte ich? Ich blickte auf. Unter einem alten Obbaum sah mein Freund, der Kandidat der Rechte, Giuseppe Paolina, den ich aus Serra San Bruno kannte, wo er bei seinen Ver-

wandten zur Sommerfrische zu weilen pflegte. Nun wußte ich wohl, daß der Vater meines Freundes jenseits des Monte Stella ein großes Weingut besitze. Aber auch hier? Dr. Bavaia sprang auf, ebenso sein Begleiter, ein mir gleichfalls bekannter junger Mann aus Pajzano, und beide begrübten mich erfreut und zugleich erkrankt ob des unvermutheten Wiedersehens: „Kommen Sie, Dottore, und essen Sie bei uns zu Mittag!“ Nichts war mir ermütheter als diese Einladung, die auch Paoloino und dem Gel. zugute kam. Wir begaben uns in die herrliche Kühle des kleinen Landhauses wenige Schritte vor uns, wo der Gel einen schönen Stall, Futter und frisches Wasser besah, während ich mir in luftigen Arbeitszimmer meines Gastfreundes bei einem Glas Wein wohl sein ließ, das man Paoloino natürlich auch nicht verweigerte.

Nun ging es ans Erzählen. Ich hatte Bavaia diesen Sommer nur zweimal und den Umständen nach nur flüchtig gesprochen, nämlich am Krankenbette. Er war in Serra San Bruno operirt worden, hatte sechs Wochen auf den Tod gelegen an Brustfentzündung. Doch habe er kürzlich die acht Stunden Wagenfahrt vom Gebirge derab gut überstanden und erholt sich jetzt hier in der väterlichen Kampagna. Die Brustkranken dürfen sich in Kalabrien wahrlich nicht beklagen. Sie haben hier im Sommer ihren Schwarzpand, im Winter ihre Riviera, nur durch eine kleine Lagereise getrennt.

Bruno d'Alteno — so nennt sich Bavaia, wenn er „schreibt“ — zeigte mir die Rivista Moderna, wo sein erster Roman soeben abgedruckt wurde, mit berechtigtem Stolz. Denn diese Monatschrift entspricht etwa unserer „Neuen Deutschen Rundschau“. Und der Verfasser zählt erst 23 Jahre! Dann las er mir seine neuesten Gedichte vor — tiefempfundene ländliche Poesien voll realistischer Kraft.

Mit innigem Interesse betrachtete ich diese „certa figura“, vor allem sein feingehämmtes Profil. Wie abgemagert waren diese langen, weissen Hände, die Wangen wie eingesunknen! Wie schlaff und müde seine Bewegungen! Als er aber das Manuskript zur Hand nahm, schien er plötzlich verändert. Der ganze Körper zitterte, wie mit Elektricität geladen. Und als er nun las und in dichtestirrer Erregung das salzianbraune Vordach aus der Haut hervorstretenden Stirn strich, zude es ihm oft wie der vollen, schon geschnungenen Lippen, leuchteten die forschenden, klugen Augen kleine Blitze.

„Wie schade, daß Ihre »Galabria Novae« nur ein so kurzes Leben hatte!“ Bruno d'Alteno hatte nämlich im vorigen Jahr — noch nicht 22 Sommer alt — eine Zeitschrift unter diesem Titel gegründet und als „Direttore“ gezeichnet. Gewiß, sie brachte zum Theil untreue, aber doch auch manche recht gebiegene Arbeiten, ihr „Direttore“ hatte die besten Namen des heutigen Kalabriens als Mitarbeiter gewonnen. Es war wohl nach dem Tod der Mutter Bavaia's größter Schmerz im Leben gewesen, daß sein Unternehmern sehr schlug. Denn wenn es gelang, so konnte er im Hinblick auf diesen Erfolg der verhassten Rechtswissenschaft Platz sagen, zu der er nun auf Befehl seines praktischen Vaters zurückgeführt war.

Ja, sechs Monate hat sie gelebt, die arme Galabria Novae. Ich bin an der Gleichgültigkeit und Indolenz meiner Kalabresen gewöhnt. Habe mich gründlich in ihnen getriert. Die paar Leute, die sich zum Annehmen bereit finden ließen, zahlten schließlich nicht. Und die andern, denen ich das Blatt zur Ansicht schickte, antworteten nicht oder wiesen es zurück. Dreihundert Lire hab ich zugelegt, alle meine Mühe war umsonst — da hatte ich die Gedächtnis fati.“

Aber da wurden schon die Mattaromi aufgetragen und wir gaben uns fröhlicheren Betrachtungen hin. An dem Nach nahm auch die verehrungswürdige Großmutter meines Freundes teil, die ihm hier draußen die Wirtschaft führte. Wohlthuend beherrschte mich die Einfachheit des Landlebens dieser reichen, angesehenen Familie.

Der Vater konnte nicht von den Arbeiten im Weinberg abkommen und schickte mir auf einem Blatt seines Notizbuchs eine feierlich-herzliche Begrüßungsadresse, die der Sohn vorlas. War das nicht wieder ganz orientalisches?

„Sie macht keine Freude mehr, unser Weinlese. Haben Sie nicht drüben die Panzarella gesehen?“

„Ah, die wüßten Weinberge nach Caulonia zu?“ Sie waren mir von dem Fischer des Weinbergs gezeigt worden, der uns die Trauben schenkte. „Die gehören Ihnen auch? Wieviel Weingüter haben Sie denn?“

„Hier. Aber die Panzarella war die beste. Früher haben wir dreitausend Hektoliter geerntet, jetzt kaum tausend.“

„Na, tausend Hektoliter im Jahr —“  
„Sie sollten den Monte Stella besorgen“, meinte Don Antonio Bombardini, der Gesäthe meines Freundes, der ihm hier ebenso treu wie in Serra San Bruno beständig Gesellschaft leistete.

„Bei der Hitze?“  
„Abends ist sie nicht mehr so schlimm. Und dann sind das Kloster und die Madonna in der Höhle recht bemerkwert, die Aussicht auf das Meer besonders am Abend unverwund.“

„Welcher Orden haßt denn in dem Kloster?“  
„Der kein Orden, sondern Eremiten wohnen da, sieben Bauern.“

„Und wie ernähren sie sich?“  
„Sie ziehen abwechselnd mit dem Bettelrad aus.“

Ich erklärte, daß ich abends schon in Stilo sein wolle, um am anderen Tage früh den Monte Consolino zu besorgen, und so entließ man mich, nachdem ich noch ein härtendes Mittagsessen hatte abhalten dürfen, ebenso herzlich, wie man mich aufgenommen. Herr Bombardini begleitete mich nach Pajzano, um mich hier der Schwelger des Dichters vorzustellen, deren Schönheit und häusliche Tugenden ich in Serra San Bruno schon des öfteren hatte rühmend hören.

In Pajzano angekommen trat ich über eine Freitreppe in ein echtes, altes Parqueterhaus ein mit etwas niedrigen, aber geräumigen Sälen. Keine Gardinen, keine Teppiche, kein Holz, sondern Steinböden waren vorhanden, aber doch hatten die Zimmer etwas Anheimelnd-Gemüthliches. Lag es an dem alten Möbelwerk, womit man sie reichlich ausgestattet hatte, oder an dem grünen Garten, der durch die breiten soliden Fenster herein-schaute? Im Studierzimmer des Herrn Ingenieurs Bavaia senior, wo wir Platz nahmen, hing das Porträt des Urogroßvaters, der in seiner bauherrlichen Hauptmannsuniform mit dem austarierten Kinn und in dem feinen, hohen Kragen streng auf das Bild ihm gegenüber, das Bild seines Sohnes, des vor einigen Jahren verstorbenen Notars, blickte. Ich las gerade das Ordensdiplom, das unten neben Trauertankgebungen und einem weiten Verbertragung in dem Rahmen eingestickt war, da öffnete sich die Tür und eine junge Dame in schwarz trat mit energischen Schritten entgegen, Fraulein Bavaia. Ich erinnerte mich der Berle Guiseppe's, Heimath betitelt, die er auf seine Schwester gedichtet (Galabria Nova III. Heft):

Heimleidend aus der Ferne grüß ich dich,  
Du meine gut, beschiedene Schwester.  
Mit der ersten Schönheit, die du triffst,  
Mit deiner anmutigen Jugend,  
Mit den herrlichen Augen, o Schwester,  
Die denen der Mutter gleichen.  
Du, deren Leben Arbeit ist,  
— Du kennst wohl denn die stillen Tugenden —  
Du einziger Stern unseres Hauses!

Eine mittelgroße, volle Gestalt, ausdrucksvolle, große, blaue Augen, jugendkräftige, gelente Bewegungen, natürliches, sicheres Wesen, seine Spur von Geziertheit, von Koterietrie. Wir schüttelten uns die Hände.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört — durch meinen Bruder.“

„Ich aus von Ihnen.“  
„Hoffentlich nur Gutes.“

„Ja. In Serra San Bruno spricht man von Ihnen nur als von einem Engel, einer Art Heiligen.“

„Wer nennt mich so?“  
„Das habe ich vergessen.“

„Nein, nein! Ich tue nur meine Pflicht. Seitdem unsere gute Mutter tot ist, habe ich natürlich alles zu leiten. Die schwere Sorge um Guiseppe! Die beiden kleinen Brüder — Sie haben sie draußen im Hof schaukeln sehen — gehen nächstens ins Institut nach Reggio zurück. Da will vieles besorgt sein für den langen Winter. Und jetzt haben wir Weinermie. Da muß ich für fünfzig Personen kochen; denn die Weinzerren, die den ganzen Tag gearbeitet haben, wollen essen. Wollen Sie nicht heute abend mit bei uns speisen? Es tut mir nur leid, daß mein Vater nicht da ist, er wird aber erst eine Stunde nach Ave Maria kommen.“

Mit schwerem Herzen schlug ich die freundliche Einladung aus. Aber eine Tasse Kaffee nahm ich an, die mir das prächt-

tige Mädchen sogleich selbst bereite. Dann ließ ich mir noch das Bild der im vorigen Jahr verstorbenen Mutter zeigen, das, mit einem Tuch verhangen, auf einem Tische aufgestellt war. Frä. Banely zog das Tuch bedächtig weg, und wir standen eine Weile alle drei stumm, in Erinnerung versunken.

„Finden Sie es ähnlich?“

„Ja, sehr. Nur der Mund —“

„Bedarf noch einiger Verbesserung. Aber die Augen?“

„Sind ganz lebensgetreu. Ich habe Ihre seltsame Frau Mama (Fortsetzung folgt.)“

### Bücherbesprechungen.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber Dr. Josef Eittinger, Berlin, Verlag von Egon Fleischel & Co. Vierteljahrspreis 4 M. — Das literarische Echo hat mit dem zweiten Septemberheft seinen VII. Jahrgang abgeschlossen. Aus dem Inhalt des letzten Vierteljahres dieser Zeitschrift, deren Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit jetzt wohl allgemein anerkannt sein dürfte, soll nur auf einige in ihr erörterte Thematika hingewiesen werden. Im ersten Augustheft veröffentlicht Herbert Gulenberg einen sehr pessimistisch gehaltenen Aufsatz über „Geschäftstheater und Theatergeld“, dem Rudolf Klämmer im zweiten Septemberheft unter dem Titel „Theater, Publikum und Kritik“ einen nach mancher Richtung hin beachtlichen Epilog nachschickt. Aus dem zweiten Augustheft verdient die bereits mehrfach in den Tagezeitungen erwähnte Schilderung aus dem Tagebuche August Kerners, des vierten Sohnes von Charlotte Buff „Bei Goethe auf der Werdermühle“ genannt zu werden. Ein Bräutigam, Redaktionen und Schriftsteller gleichemmaßen betreibendes Thema wird in einer Kontroverse zwischen der Redaktion des literarischen Echos und dem Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erörtert, nämlich die Frage, ob die Einfindung eines Rezensionsexemplars die Redaktion zu irgend einer Gegenleistung verpflichtet. Wer aus praktischer Erfahrung weiß, wie stark die Redaktionen aller wichtigeren und in lauskräftigen gebildeten Kreisen verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften mit Rezensionsexemplaren geradezu überflutet werden, wird den Standpunkt des Verlegers nicht zu teilen vermögen, das das Rezensionsexemplar ein Geschenk oder auch nur eine vollwertige Gegenleistung für eine Beförderung darstellt. Keinesfalls kann in der einfachen Beisteuerlegung eines unbedruckten gebundenen Buches, wenn es unerlangt eingeht, ist, eine „schleimdrüsig“ Aneignung eines dem Verleger zugehörigen Wertobjektes“ gesehen werden. Der Kreis derjenigen Bücher, die die Zeitschriften und Zeitungen im eigenen Interesse besprechen müssten, auch wenn ihnen Rezensionsemplare freiwillig nicht zugewendet würden, ist ein nur sehr kleiner und die Verleger würden, wenn sie sich geschlossen auf den Standpunkt der Firma Robert Lutz stellen wollten, bald an ihrem Geldbeutel recht schmerzliche Erfahrungen machen, dafür geben die heutigen Verhältnisse auf dem französischen Büchermarkt ein sehr lehrreiches Beispiel. W. B.

— J. J. Horstich, Lieder des Wanderers. Leipzig, C. F. Amelang. 8°. 1905. IV, 100 S. tart. 2 M., gebd. 2,50 M. — Zu den Liedern des Wanderers“ tritt und eine erste, ringende Künstleratur von deutlich heimatischem, d. h. deutsch-böhmischem Gepräge entgegen: deutsch gefimmt und tief, der feinsten lyrischen Seelenregung idig, dazu mit jener Hingewinnung zum Weichen, Musikalischen, traumhaft Stimmungsvollen, jener Mischung von Feinheit und Schwermut, die wir als Erbeit unseres langgestreuten und langschulmigen Bruders Stammes in Böhmen betrachten. Das innige Verhältnis des Dichters zur Natur erhebt besonders aus den Abhängigen „Jahreszeiten“ (S. 3—26) und „Landschaften“ (S. 43—67; am Schluß das frische, flotte „Weidwerk“!). Hier zeigt sich Horstich als Meister des landschaftlichen Stimmungsbildes, allerdings nicht ohne Anklänge an Paul Verlaine und den französischen Symbolismus. Das ist kein Wunder! Ist doch dieser stark von der deutschen Romantik beeinflusst, und der Romantiker sieht Horstich innerlich sehr nahe (Rovalis S. 86). Aber der Dichter ist vielseitig: er erhebt auch durch scharfe, echt modernen in Freiheit gehaute Landschaftsbilder, die uns an Wacken und Graf Radtkeuth gemahnen („Feierabend auf dem Rande“ S. 59, „Der Sämann“ S. 91); nicht minder aber gelangt ihm der irdige Volkston; eine Perle dieser Art ist „Das Lied eines

im ganzen nur zweimal gesehen. Aber glauben Sie mir, daß ich diese Augen nie vergessein werde.“

„Ja, sie waren blau. Blau und tief und schön, wie unier Himmel. Nein, noch viel schöner!“

Die Nührung, die Erinnerung überwältigte dieses willensstarke Mädchen. Sie strich leichtsin über ihr Antlitz, dann sagte sie mit sefter Stimme:

„Vielleicht, weil Sie ein Deutscher sind, gefielen sie Ihnen so gut? Die Deutschen haben alle blaue Augen, nicht wahr?“

Mädchens an der Donau“ (S. 47). Doch Horstich wäre kein deutscher Mann, wenn ihm nicht das Grübeln und Sinnen über die höchsten Fragen, ein titanisches Ringen nach Klarheit, nach einer Weltanschauung Bedürfnis wäre. Hier liegen wohl die wertvollsten Stücke der Sammlung, die sich überhaupt gegen den Schluß dichterisch, geistig und feilsch bedeutend hebt („An Fr. Naumann“ S. 81 ff., „Gottschalk“ S. 96). Die „Lieder des Wanderers“ beweisen, daß es ein Gewinn ist, wenn der Lyriker nicht ganz jung verheiratet, er ist dann dafür in seiner Eigenart um so gefestigter. So ist es mit Horstich, und dies macht uns gepannt auf des Dichters weitere Entwicklung. Das Bändchen ist auf's wärmste zu empfehlen; der Verlag hat ihm, seinem Gehalte entsprechend, ein einfach-edles Gewand gegeben.

Julius Sahr.

— Hans Klaus. Eine Erzählung aus den alten Jahren einer Fürstenschule von Dr. M. Schenkel, Pastor emer. in Naumburg. Leipzig, Friedrich Janke. 1905. 2 M. — Die beiden beigegebenen Bilder stellen das eine die neue Fürstenschule zu Grimma, das andere den Kreuzgang in der alten Fürstenschule dar, diesen letzteren als einen Schaulos der wichtigsten Begebenheiten in einem jungen Menschenleben. So zeigen die Bilder schon, wohin der Erzähler seine Leser führen will. Ob die Geschichte des wohlregenen, feinfühligsten und eben deshalb allerlei Bedrängnissen und Verwundungen ausgesetzten Knaben vom Anfang bis zum Ende seiner sechsjährigen Schulzeit frei errienen, oder auf Tatsachen aufgebaut, oder in jedem einzelnen Punkte der Wirklichkeit entsprechend mitgeteilt ist, das können nur der Verfasser und seine Zeitgenossen wissen. Jedenfalls hat der Erzähler, mögen nun die Luellen seiner Darstellung in Erlebnis und schriftlicher Aufzeichnung tatsächlich oder dichterisch gestaltet sein, die Charakterentwicklung seines Helden mit feiner psychologischer Kunst bargefellt, und ein Lebensbild eines Kindes und Jünglings geliefert, das in jedem seiner Teile interessant, oft auch tief ergreift ist. Ein deutlich erkennbarer Kernpunkt dieses literarischen Schaffens war die Abicht des gemeinen Fürstenschülers, das ganze Leben und Treiben der solchen Schar begreift und doch so verschieden gearteter Schüler anschaulich zu schildern, die hohen Vorzüge einer solchen christlich-humanitären Hauserziehung in helles Licht zu stellen, ihre unvermeidlichen Schwächen und Schäden hervorzuheben und endlich nebenbei noch etliche Beiträge zur Geschichte der Grimmaer Fürstenschule zu geben, die auch für manchen ehemaligen Schüler noch allerlei Neues bieten. Und hier fehlt es neben dem hohen Ernst, der die ganze Erzählung beherrscht, nicht an dem Humor, mit dem auch der Greis noch lustiger Schülertrieb gedent. Kein „alter Herr“ des illustro Moldanau wird sich dies Stück Schulliteratur entgegen lassen, aber auch andere jergige und frühere Fürstenschüler werden in dem Buch eine Art literarischer Ereignis erkennen. Wir aber empfehlen es jedem Leser, der ein Gymnasium besucht hat, zu genußreicher Lektüre auch im Familienkreise. B. K.

— Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. Zweite Reihe. 219 S. Weid. 2,50 M. 6 Hefte à 30 S., 50 Hefte à 9 M. Straßburg i. E., Buchhandlung der Evangel. Gesellschaft. — Lebensbilder, Frempl, Beispiele haben immer etwas Anregendes. Kommen wir vor einigen Jahren die erste Reihe dieser eifässigen Biographien empfehlen anzuseh, so dürfen wir auch auf diese Fortsetzung in gleich' Weise aufmerksam machen, zumal da unter den hier geschilderten sechs christlichen Persönlichkeiten besonders einige Geistesgenossen des Johannes Tauler, Martin Buber, Luise Schepel ein: über den Elsaß hinausgehende Bedeutung haben. Die Schilderungen sind frisch und vollständig. Namentlich Volks- und Gemeinbediensteten seien hierauf verwiesen. D. K.

Trud von G. Teubner in Leipzig.



**Erscheint**  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Preussische der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 kasse 8, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kisser in Leipzig.

Nr. 119.

Sonnabend den 7. Oktober abends.

1905.

### Herkunft am Ionischen Meer.

Von Dr. Alexander Rumpelt.

(Fortsetzung.)

Die Gegend von Pazzano wird die talabrische Schweiz genannt. So viel ist zuzugeben: sie hat wenig Ionisches. Sie liegt zwischen dem Waldgebirge mit seinem bräunlich-deutschen und der Küste mit ihrem subtropischen Charakter da wie eine ganz andere Welt. Denn hier, wo ein Nebenfluß des Stillaro sich zwischen dem Monte Stella und dem Monte Consolino ein tiefes Bett grub, haben wir zu beiden Seiten hochaufragende Jurafornation mit Höhlen, Vertiefungen und Stalaktitenbildung. Weiter unten nach der Schlucht des Flusses zu gewahren wir rotbraune und graublau-schmutzige. Ähnlich fand ich schon bei Caulonia zwei ganz verschiedene Bildungen beieinander; am Friedhof hatte ein Bach eine hohe Schieferwand ausgemauert, aber er selbst floß auf großen, gelben Kalksteinen. Die rotbraune Gießerde wurde bereits unter den Bourbonen hier gegraben und dann, da die große Straße nach Serra San Bruno erst 1875 angelegt worden ist, mit Gel und Pierb etwa zehn Stunden weit nach Mongiana gebracht, wo die großen Schmälzungen fanden. Diese etwas extensive Industrie lohnte natürlich nicht und war längst ausgehen, als kürzlich deutsche Biologen und Chemiker kamen und die Erde untersuchten. Der Erfolg war, daß die alten Bergwerke von einer deutschen Gesellschaft auf vierzig Jahre gepachtet wurden, die zunächst jetzt das Gestein einer schmalen Bahn zur Station Monastero legt. Die deutschen Spitzer und Forscher müssen in der Erde noch andere Bestandteile gefunden haben als Eisen, sonst würde es sich wohl nicht verlohnen, die blasse Erde, so wie sie aus den Eingeweiden des Berges kommt, zu Schiff nach Marseille und von da mit der Bahn nach — Darmstadt zu schicken. Haben sie vielleicht Kler oder einen anderen kostbaren Farbstoff entdeckt? Man spricht von tausend Arbeitern, die beschäftigt werden sollen, mit dem Bogen der Gesteine, dem Bohren der Stollen (bis jetzt ein) und dem Herauslösen des Materials. So gibt deutsches Kapital, deutsche Intelligenz, deutsche Unternehmungslust im fernsten Süden einer Menge Leute Verdienst und Brot, die sonst hungern oder nach Amerika wandern würden.

Ich konnte mich nicht so bald von der Romanität dieses reizenden Friedes trennen, und so ging ich statt nach Stilo erst die Bergstraße noch ein Stück hinauf. Immer wieder blühte ich nach dem blauen Walbertranz in der Höhe. Aber nein, diesen Ausblick würde ich ja vom Monte Consolino morgen viel besser genießen. Die Dämmerung fiel ein und ich mußte mich um ein Nachtlager umsehen. Ich fand es wieder in der „Vosh“ bei dem geschwägigen und schlauen Don Attilio.

Die Sonne hing eben aus dem Ionischen Meer auf, als ich mich auch schon auf den Weg machte zum Gipfel des Monte Consolino. In den Straßen begegnete mir eine Ziegenherde. Willkommensfröhlich: ich ließ mir meinen Beger zweimal vollmelken und fütterte mich für die kommenden Wäden. Die Ziegenmilch, das sie in Parenthese bemerkt, hat im Süden, sei es infolge der verschiedenen Rasse oder der verschiedenen Weide, nicht jene ägende Bitterkeit wie bei uns und wird ihres Wohlgeschmacks wegen allgemein der Kuhmilch vorgezogen.

Wald hat ich die steilen Winkelfelsen mit ihren grauen, ungetragenen Häusern hinter mir und fand wieder vor jenem ehrwürdigen, kleinen Heiligum aus der byzantinischen Zeit: der „Cattolica“. Ich ließ mir die Worte nicht noch einmal aufschreiben, was uns vor Jahren viele Mühe und Wege kostete: hatte ich mir das Innere doch damals gut eingeprägt; die vier antiken Säulen, die das winzige Kirchlein in neun Quadraten

teilen, und die griechische Inschrift an der einen: „Gott ist der Herr und unser Erlösener.“ Aber das Äußere nahm ich gern noch einmal in die Seele auf: diese primitive Ziegelfachwerkkonstruktion und -ornamentik des nur sechs Meter im Quadrat haltenden, kaum drei Meter hohen Backsteinbaus, mit den der Bierung entsprechenden fünf kurzen Säulchen und den fünf plumpen Kuppeln drauf — womit in der Welt soll ich ihn vergleichen? Wie ein uraltes Bild, in Stein gebauen, wie ein großer Reliquienkrein, nein wie ein gigantisches Spielzeug kam er mir vor, das Reisefinder aus einem ganz altmodischen Baustoff hier aufgebaut und wieder einzureisen vergessen haben! Dieses Kirchlein möchte ich auf Goldgrund gemalt haben zwischen zwei starken byzantinischen Pfeilern. Mehr als ein Jahrtausend hat es seine ursprüngliche Gestalt bewahrt, hat allen Wetter- und Kriegsklümmen, so wenig es ist, standgehalten. Heute noch wird an dieser gemächlichen Stelle zuweilen Messe gelesen.

Langsam stieg ich auf einem Firtenspfad empor, wohl dem gleichen, worauf der Philosoph Campanella als Orkub in seiner Kindheit seine Herde getrieben hat. Bienen summten um große, odergelbe Krotos und ganz kleine, weiße Karaffen. Zwischen den fahlen Kalktrümmern war dann dem letzten grauen Regen aus der spärlichen Erde schon das Winterorn ausgebrost, sonst hand alles rings, Gras und Kraut, von der langen Sommerhitze verbrannt. Königskerzen und hohe Edelweisse, längt verhorrt, ragten am Wege, wie künstlich aufgerichtete Nummen. Drei junge Falten freisten oben, unbefürmert um mein Nagen, um die weitertragende Türme. Dann kam ein dritter größerer aus dem Tal heranzü. Der war noch nicht so vertraulich. Sobald er mich erblickte, lenkte er in holzem Bogen nach dem Meer hinüber. Prächtig durchleuchtete die Morgen Sonne seine rostbraunen Fittiche.

Nach Westen fällt der Monte Consolino in unabhängbaren Bänden senkrecht ab. Hier hatte die Natur selbst die Verteidigung besorgt. Aber nach Osten, wohin der schmale Rücken sich wenig freil abspitzt, war eine hohe Mauer nötig, die zum großen Teil erhalten ist. Auch die sechs Rundtürme, die diese Mauer in Entfernungen von dreißig bis fünfzig Schritt noch besonders schützten, ragten noch empor. Ein vieredriger Turm mit Tor schließt diese Mauer nach Norden. Der Torweg führt links in den Burghof, den eben jene Türme umschlossen, rechts zwischen zwei weiteren schweren Rundtürmen in den Wall, dessen zahlreich Gemächler noch erkennbar sind. In Zeiten der Not konnten hier wohl mehrere tausend Menschen Schutz finden. War oft mögen die Bewohner des Städtchens und auch die Landleute aus der Umgegend mit ihren Waffen hier heraus geschickt sein, wenn es hieß: „Der Sarazin ist da“, man die Halbmondsflette unten an der Rede landen las und sich alsbald die Scharen der Ungläubigen weithin über das schirmlose Land ergossen, alles vor sich raubend, mordend und niederbrennend.

Die umfangreiche Burganlage ist höchst lehrreich, und ich empfehle eine genaue Aufnahme und Untersuchung den deutschen Fachgelehrten. Es dürften sich bei uns wenige, so gut erhaltene Festungsruinen des frühen Mittelalters finden, wie diese.

Ganz köstlich ist die Aussicht von dieser 700 Meter hohen Warte. Sie wird nur im Süden durch den noch höheren Monte Stella und im Norden durch den Fingelug ein wenig gebremmt, auf welchem die Stadt S. Caterina mit ihrem Wallgraben, einer meilenweit schüßbaren Niesenpinie, liegt. Weitlich fand ich die Westpunkte meines gefrigen Weges, den Felsen von Caulonia, Stadt und Kastell von Papanica und mitten im Grünen das

trauliche Landhäuschen meines Freundes unter den Felsen des Monte Stella. Auch das hochauftragene Stignano, das wir gestern lange im Vorbild gehabt, sah ich wieder, das verlassene Bergeshut, wo der arme Campanella das Unglück hatte, das Licht dieser Welt zu begründen.“)

Aber viel mehr fesselte mich der Blick nach Westen. Da breitete sich in der Tiefe das Flußbett des Stillaro aus, worin die Saumpflanze aus den Weingärten und Olivenen des Dörfchens Biogangi unter mir hinaufwärts zu der Region der Holzschläger und Köhler, kundenweit zu verfolgen. Da, jene Weiße Fel mit ihren Treibern kam gewiss aus Serra San Bruno. Vielleicht hatten sie uns selbst vor kurzem die Früchte des Südens: Frigen, Pfirsiche und Zitronen hinaufgebracht, während sie jetzt Lammerebener und Buchenohle heruntergeschaffen, die an der waldlosen Küste begehrte Schätze sind. Ein leichter und raicher Austausch der Produkte zweier Klimata, die sonst durch zwanzig Breitengrade, hier nur durch zwei Meilen Luftlinie getrennt sind! Sonst aber, ich bewerte fast keine Bauernhöfe, sondern nur ganz vereinzelt fahelähnliche Anbauungen von Häusern, die uralten Herrschende jener Barone, die ihren Ursprung auf die normannische Einwanderung zurückführen. Da hielten sie mit ihren Hörigen; denn wenn auch die Leibeigenschaft aufgehoben ist, das Verhältnis des armen Tagelöhners zum reichen Grundbesitzer ist gegen damals kaum besser geworden. Led mit Seele des Fröners und seiner Familie sind unbekanntes Eigentum des Freudalherren. Diese Höfe sind aber arg zerfallen, und wenn sich der Neßstolz hier wie in Sigilien in unzahligen Titeln und prunkvollen Wappen gefällt, die auch über den Portalen der alten Gullennesther Kronen, so finden es solche Tugenden der Ehre ihres Hauses weniger angemessen, ihren vielhundertjährigen Stammbaum ein etwas würdigeres Aussehen zu geben. Waren die Kriegen, die die Landwirtschaft in Süditalien leiblich benigetlicht haben, wirklich so schlimm, die „Ostrife“, die „Weintrife“, die „Zitronenkrise“, daß sie diese Armthilfe und Erbarmlichkeit hätten erklären können? Nein, den wahren Grund sollte ich am Abend von dem braven Ton Attilio erklären.

Immer wieder aber schweifte mein Auge hinüber zu dem Waldgebirge, da lagen sie alle im Halbteile vor mir, die wohlbestante Spiel mit ihren hundlangenen Forsten, die wir so oft durckreist hatten, nach Erdbeeren, Pilzen und seltenen Raubthieren suchend. Die lange Straße über den Paß, die wir vor fünf Jahren herabgekommen, vermachte ich in einer Ausdehnung von zwölf Kilometern zu verfolgen, wie sie sich oben an der Begleiche hingog, wo sie die braunen Fänge wie mit einem großen Messer durchschnitten hatte, und dann in feilen Serpentin in den Kessel von Pajano—Biogangi abfiel.

Nach einem letzten Blick auf Meer und Land strom ich durch die kleine Ausfallspalte an der Südostseite zum Städtchen hinab. Dieser steile Abstieg ist ohne guten Gestirnt und genaue Schutz nicht zu empfehlen. Wenn der Alpinismus erst einmal dieses landschaftliche Juwel entbedt haben wird, der findet hier zu tun, seufzte ich, während ich die, hohe Gräser wie ein Schwimmer die Wogen zertheilte oder an Wolkenmilch und anderem Geträuch mich ankammernd, über Anselmeln und Felsengeröll abwechselnd sprang und rutschte.

Stilo hat noch mannigfache Reste seiner altertümlichen Befestigung: Stadtmauern, Tore und Wachtürme bewahrt, und Ruinen ehemaliger Kirchen und Kapellen findet man überall zwischen den Sigibinden und in den Olivenärten außerhalb verstreut. Vor etwa fünfzig Jahren muß aber auch die Staffage noch eine ganz mittelalterliche gewesen sein, wunderbar zu den düstern, grauen Häusern, den steilen, engen Gassen, den alten Stuppeln und Türmen passend: nicht weniger als sechs Wändhäuschen und zwei Konventsklöster zählte man hier vor 1860. In dieser wahrhaftigen Pfaffenburg tummelten sich Kapuziner, Minoriten, Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner. Welch ein farbiges Bild von Aenten der ganzen Welt! Die frommen Damen freilich hielt die Ordensregel wohl lebenslang in ihren Fellen und Gängen gefangen; denn von weiblichen Orden waren nur zwei der strengsten hier anständig: Die pentitis (Büßerinnen) und die Klarissinen, die sich betänntlich in ihrem eigenen Garg allabendlich zu Bette legen. Mehrere Klöster, so das der Benediktiner

bei der Post und das Kapuzinerkloster beim Friedhof, haben als Arresthaus und als Unterpfand für freie, befristete Weiblein Verwendung gefunden, andere (z. B. das der Büßerinnen) verlassen seit Jahrzehnten verschlossen. „Man sagt,“ — vertraute mir mit geheimnisvoller Miene Don Attilio an — „daß in manchen Gewölben noch wertvolle Altertümer verbleibt sein, Schmügereien, Statuen, Gemäde aus Seide und Damast. Ein Engländer hat einmal hier gelegen, wie die Piemontesen vor Gaeta, mehrere Wunden, und hat durchaus eine kostbare Altarbede errieten wollen. Er bot zweitaufend, dreitaufend Lire. Aber man gab sie ihm nicht, und er mußte ohne Rede abziehen.“

Um so vermerkwürdiger ist es, daß Stilo, die Cattolica und allenfalls noch das schöne gotische Dörmportal aufgenommen, keine architektonischen Lebenswürdigkeiten von Wert aufweist. Überall Verwölkung und Verfall. So trat ich in eine der Hauptkirchen: San Domenico vor dem östlichen Tor der Stadt und kam ins Gespräch mit dem Pfarrer, dem eben ein Junge den Osservatorio Romano (ungefähr die italienische Germania) brachte. Ich mochte wohl eine etwas spöttliche Miene aufgelezt haben; denn er glaubte sich mit Blick und Wort entschuldigen zu müssen, daß er eine so schwarze Zeitung halte: „Es ist unser Blatt, das das Blatt der Religion.“ Dann natürlich wieder: „Ti; *moder* *is* *ardore*“? Hier nun brauchte ich mich ja wohl vor er als Münzhandler, noch als Angenerius aufzuweisen. Ich erklärte ihm viel mehr mit eblem Fremut, ich sei giornalista. Da war es denn während zu sehen, wie er mir langsam seine arme Kirche ans Herz legte: „Sehen Sie diese halben, ungetriebenen Wände, da den großen Kib durch den haben Siebel! Kann morgen einstürzen. Wir brauchen nur vier oder fünftausend Lire. Damit wollen wir schon etwas vorwärts bringen. Wenn wir die vom Staate hätten! Also schreiben Sie, schreiben Sie!“

„Hier, das muß ich Ihnen zuerst zeigen“ — er führte mich zu einem Sarkophag mit einer liegenden Statue: ein Mann in der Tracht des 18. Jahrhunderts, mit langem Brauenrod, Treffen, Knöcheln und Wadenstrümpfen. Er überreichte mir die lateinische Inschrift — eine lange Lobrede auf den letzten Sprossen des Hauses beret von — ich weiß nicht mehr. Seine Überlegung war ganz gut. Außer dem Baron, den die Statue darstellte, war noch seine wohlwohlgeborene Frau Mutter hier beigelegt und die ganze hohe Personenschaft der beiden am Postament zu sehen. Ein Großonkel, glaub ich, der Frau Baronin war Bistum (prorex) von Sardinien gewesen, und der brave Priester mußte sich daraus zurecht, daß die Dame aus königlichem Beschlit ist und daß er hier sozulange das Grab einer Königinmutter zu hüten habe. So geht die Pfantastik mit diesen Söldlandern durch. Aber gerade darum muß man sie lieb haben.

Die Kapelle daneben, die der Baron gestiftet hatte, war leer, wie eine ausgeräumte Stube. „Sehen Sie diese Kapelle ohne Altar, ohne Kreuz!“ wimmerte Padre Janelli. „Das ist der Dant der Nachwelt. Diese kleine große, einst so stattliche Kirche, die ich ganz jung von den Dominikanern übernommen habe, damit sie nicht zugehlossen oder zu profanen Zwecken entweicht würde, wie traung sieht sie aus! Und doch besitzt sie stolze Erinnerungen.“ Sein Auge bligte und seine Stimme hob sich: „Da schauen Sie die Kanzel, da oben hat Thomas Campanella gefanden und gepredigt.“

Ich stand ganz verdußt: „Aber erlauben Sie, lieber Herr! Ich schätze diesen Campanella hoch; denn er war ein tüchtiger Denker und phantastischer Dichter.“

„Etwas utopisch, sein Roman Die Sonnenbahn —“ „Ganz recht. Aber dieser Mann war doch eigentlich ein Freigeist. Wegen seiner tiefen Ideen bot er fünfundsanzig Jahre in den Ketten der Inquisition zugebracht, und bei einem Haor war er verbannt worden ad majorem dei gloriam.“

„Ja. Die Spanier haben ihn allerdings verfolgt. Aber der Papst hat ihn beidücht gegen die Spanier, hat ihn gerettet vor dem Feuerode. Und ein Acher, wie Sie meinen, war er denn doch nicht. Er hat nie die Sacramente der Kirche verworren.“

„Man sah es dem Padre Janelli an: es ging ihm nicht sehr gut — er hatte ein ebenso abgetragenens Gemwand, wie seine Kirche; gleichfalls sehr der Erneuerung bedüchtig. Diese Pfarrer haben nur 900 Lire Gehalt. Um so mehr gefiel mir seine treue Anhänglichkeit an sein armes Gotteshaus, das ihm Herz und Heimat bedeutete, daß er mit der Liebe eines Vaters zu seinem Kirch und pflegen wollte. „Vergessen Sie den Padre Janelli nicht!“ rief er mir noch unter der Pforte zu.

\*) In neuerer Zeit macht die Stadt Stilo Stignano diese Ehre freitig

„Schreiben Sie, schreiben Sie!“ — Das will ich denn hiermit getan haben.

Am Abend saß ich mit Don Attilio bei einer Flasche Wein am offenen Fenster. Der halbe Mond stand über der nahen Klosterkirche von S. Giovanni, die sich mit ihren zwei großen Kuppeln in dem fahlen Lichte der Landchaft wie eine riesige Silkouette ausnahm.

„Wie ich Ihnen schon sagte,“ schloß Don Attilio mit der feinen Widerspruch bildenden Sicherheit eines Volkstribuns seinen Vortrag über die wirtschaftliche Lage des heutigen Italiens. „Wozu tragen wir die schönen Millionen nach Afrika? Wir haben ja selbst ein kleines Afrika in eigenen Land. Schauen Sie da hinaus, was für eine Herrlichkeit der liebe Mond bescheint: Sand und Kalk und Kalk und Sand. Wenn Sie morgen mit der Bahn fahren werden, keinen Baum, keinen Strauch, kein armes Hälmchen werden Sie die ganze Küste entlang erspähen.“

„Es ist ihm er schwierig, einen Jahrhundert lang von der Sonne ausgedörrten Boden ohne Wasser, ohne Dünger wieder fruchtbar zu machen.“

„— Ob, indische Feigen und Lössmae gezeiten überall.“

„Aber worüber ist mich gewundert habe: daß die Ferdinando's so viel Wald geschlagen worden ist? Lud auch weiter davon entfernt sieht man mitten im Forst große Wälder.“

„Ja, die Bant!“ — Don Attilio trugte sich hinterm Ohr, ob er mir das wohl anvertrauen dürfe, aber dann sprudelte er los, nur mit etwas gemäßigter Stimme: „Die Bant, die das Bosco von Stilo in Sequester hatte, hat schlecht gemirschaftet, und nun muß sie dem Eigentümer drei Millionen Schadenersatz zahlen.“

Mit den Lausenden war Don Attilio schon immer sehr freigiebig umgesprungen, aber jetzt gar mit Millionen? Mein ungläubiges Acheln machte ihn nur desto eifriger: „Es ist so. Drei Millionen. Aber noch etwas anderes hat die Wälder verurteilt, große Strecken sind diesen Sommer in Brand gesteckt worden.“

„Kuh Unvorsichtigkeit?“

„Rein, aus Rache.“

„Von wem?“

„Man hat gewisse Leute in Verdacht, die ihre Herden in den Wäldern hatten weiden lassen und dafür bestraft wurden. Für jede Hiege, die im fremden Wald betrossen wird, schreibt das Gesetz dreißig Lire Strafe vor. Das also einer eine Herde von fünfzig, so lautet die Strafe auf 1500 Lire. Das genügt ja meist, einen solchen Mann für immer zu ruinieren. Und da wundert man sich, wo die vielen Anarchisten herkommen.“

„Steht die Auswanderung in Stilo auch so in Blüte, wie in Caulonia, wo sie nicht einmal mehr eine Stadtmusik zusammenbringen, weil sämtliche Flöten, Trompeten und Posaunen d. h. deren Bläser nach Amerika ausgewandert sind, so daß sie ihre Festmusik aus Reggio beziehen, sieben Stunden mit der Eisenbahn?“

„Auch wir borgen ihnen manchmal unsere Kapelle. Rein, die Auswanderung ist hier nicht so arg. Die kleinen Leute finden alle ihr heiliges Auskommen. Aber was man so den besseren Bürgerstand nennt, und gar der Adel, damit steht es schlimm.“

„Wieso?“

„Alle verschuldet bis hier“ — er strich die Gurgel und seine Stimme wurde leiser — „die ganze Stadt ist in den Händen von fünf oder sechs Bankrott.“

„Sie haben über ihre Mittel gelebt?“

„Zum Teil ja, aber vor allem haben sie gespielt. Vor etwa fünfzehn Jahren war eine reine Spiel- Epidemie hier in den vornehmen Kreisen.“

„Wer hat denn das viele Geld gewonnen?“

„Man munkelt von einem Luca (Perzog), der merkwürdigerweise immer gewann.“

Das verschämte Augenblinzeln meines Gegenübers und eine schnelle Seitenbewegung seiner Hand nach rückwärts, als wolle er etwas verschwinden lassen, sagten mir genug.

In diesem Augenblick trat der Bekleid- und Brotpreiserlebe, den ich in Caulonia kennen gelernt hatte, mit einem großen Mustertafel unter dem Arm ein. Wir begrüßten uns. „Nun, haben Sie bessere Geschäfte gemacht als in Caulonia?“

Dort war es trotz eines achtägigen Aufenthaltes und einer

langen Kundenliste, in die ich Einblick erhalten, sehr flau gegangen. „Die Leute stehen frühstens um acht Uhr auf, empfangen nicht vor elf, von zwei bis vier halten sie Nachmittagskaffee, und um acht liegen sie schon alle wieder im Bett,“ das war sein Urteil über die Cauloniaten gewesen. Und als ich ihn fragte, welchem Umstand er wohl diese fonderbare Erscheinung zuschreibe, hatte er gemeint: „Die Leute haben alle nichts zu tun.“

Jetzt auf meine teilnahmsvolle Ergründung machte der Brotschmied dieselbe Bente wie vorgefunden bei der eben geschilderten Unterhaltung: er führte die linke Hand an die Wange und zog ein Gesicht, als ob er plötzliche rasende Jahnfismern bekommen hätte. „Nichts, so viel wie nichts auch hier. Und wissen Sie überhaupt, wie ich heraufgekommen bin? Die Post war besetzt, und ich laud nur auf einen Ochsenfaren für mich und meine drei Mitarbeiter. Auf einem Ochsenfaren bin ich die sechzehn Kilometer in der Sonnenhitze hier heraufgerumpelt. Aber heute will ich in den Circolos, so heißt hier das Kasino der besten Kreise. Vielleicht schlage ich wenigstens die Reisespen bei beiden letzten Tage heraus.“

Damit schloß er seinen Kasten auf und breitete seine Herrlichkeiten vor der entzündten Wirtin aus, die kurz nach ihm in die Stube getreten war. „Teufliches Fabrikat,“ sagte er mit einem achtungsvollen Seitenblick auf mich, und ich konnte nicht umhin, als ich die Unmasse von kleinen hübschen Kerzen: Trofen, Ringen, Armabändern, Wägenadeln usw. sah, mich über die deutsche Industrie zu freuen, deren erfolgreichem Vordringen auf fremdem Markt ich hier aus neue begegnete. Die Wirtin tat vor Überraschung und Entzünden einen kleinen Schrei und läte am liebsten den halben Kasten ausgetauscht, wählte aber am Ende nur zwei Trofen. Der Reisende schloß seine Kasten und fragte mich Wirt hinüber: „Stimmt?“

Dieses Rätsel sollte sich am nächsten Morgen im Postamt lösen. In ihm fuhr auch der Neapolitaner mit seinen Koffern zur Station. „Nun, wie war's im Circolo? Gute Kuffrage?“ Ein jedes Zurückstellen des Kopfes mit einem verächtlichen Zerzern des Mundes war die Antwort — die bekannte Bente des Südländers für ein schroffes Nein. „Wiso sind die beiden Trofen das einjige?“ „Ja, damit habe ich beim Postmeister den Wagen bezahlt — zwei Lire. Aber eins macht mir jetzt Sorge. Kennen Sie S. Caterina?“ „Rein.“ „Ob es wohl von der Station eine Landstraße dahin gibt?“

Wie sämtliche Ortskassen dieser Küste liegt S. Caterina hoch am Berge, mehrere Stunden von der Bahn entfernt. Ich sah auf meiner Karte nach: „Ja, eine ganz gute Landstraße.“ „Ob ich aber dort einen Wagen finde?“ Das konnte ich ihm natürlich nicht versprechen. „Sonst muß ich nämlich bis zum Abend auf der Station liegen. Der nächste Zug geht, glaub ich, um sechs Uhr.“

In der Befürchtung, einen weiteren Tag zu verlieren, wurde der Arme plötzlich ganz kleinlaut und bekam wieder seine Jahnfismern.

Es hatte lange gedauert, bis in dem schmalen Omnibus die sechs Passagiere und die verschiedenen Koffer, Säcke und Körbe, die auf dem Verschlag oben nicht mehr Platz fanden, glücklich verpackt waren. Dem einen der beiden Rasse mochte dieser starke Ballast nicht gemem sein, es scheute eine ganze lange Zeit, also daß der Wagen behäbig von der einen Seite des Berges auf die andere geworfen wurde und wie ein Schiff bei schwerer Dünung schaukelte. Zwei Priester waren mit eingestiegen, die sich bei der Abfahrt fürsorglich besetzten. Als nun das Schaulen und Schleudern begann, war es lustig zu sehen, wie die Herren in eine fürchterliche Angst gerieten. Ihre wohlgenährten Wangen färbten sich abwechselnd rot und weiß, die klugen, sanften Augen irzten hilflos und wir und her wie nach einem rettenden Ausweg, die Hände des Älteren zitterten, die Lippen des Jüngeren bewegten sich in heimlichem Gebet.

Sie schwärmten übrigens auch für Campanella — als sich das Ross beruhigt hatte und wir ins Gespräch kamen — und erklärten, er sei ein guter cattolico gewesen. Das — ein Grundlag ist, niemand die Ideale, die er hat, zu nehmen, ließ ich sie bei diesem Glauben.

Endlich langten wir mit hellem Anochen an der Station Monofterace an, und ich benutzte die Stunde bis zur Abfahrt des Zuges, das dreimonatiger Karrenz wieder einmal ein Gedächtnis zu nehmen. Am Bahnhof trat ein Herr, der im Omnibus mitgefahren war, auf mich zu, wies auf einen Sandbügel und sagte

im Brustton der Überzeugung: „Wissen Sie, daß dort eine alte Stadt gefanden hat?“ „Nein, wie hieß sie denn?“ „Gocinto. Cicero hat sie einmal besucht.“ „Woher weiß man denn das?“ „Man hat verschiedene Klittertimmer da gefunden. Ebenso hat man nicht weit von hier bei der großen Eisenabzürde über den Stillaro mehrere Statuen vom feinsten Marmor ausgegraben — der Beweis, daß dort auch eine Stadt gelegen hat, vielleicht Gaulonia.“

Da kam aber schon die Lokomotive angebraußt und wir hatten keine Zeit, das gelehrte Gespräch über die beiden Doktorfragen: „Cocynthum“ und „Caulonia“ fortzusetzen. Selbstverständlich gebente ich auch meine geduldenigen Beier mit ihrer Erörterung zu verfolgen und will nur so viel bemerkt, daß die Lage des antiken Gaulonia in der Tat noch nicht „wissenschaftlich“ festliegt, und daß den Professoren eine Stelle im Plinius viel Kopfschmerzen macht, die die heutige Punta di Stilo als das höchste Vorgebirge Italiens“ hinstellt. („Promontorium Cocynthum altissimum Italiae.“) Diese grauen und gelben Sandhügel, zwischen denen ich jetzt mit meinem Revolvertarr dabinfuhr, waren weder hoch, noch überhaupt vorgebirgartig.

Aber nicht ohne Interesse. Im Laufe der Zeiten haben sie durch Regenauwöhlungen und Sturmeswehen vielfach ganz merkwürdige Formen angenommen, von Kegeln oder Türmen. Dann wieder kommen Wälle und Schanzen, Schuttgalden, wie sie bei Bergwerksschächten durch das Zusammen des toten Gesteines entstehen, mächtige Maulwurfsbügel, völlig vegetationslos. Wahrscheinlich ein „Klein-Alexandrien“!

„Santa Caterina bei Jonio“ riefen die Schaffner, und mein Reisegefährte stieg aus. O Jammer, die Post war abgefahren, und kein Wagen, nicht einmal ein Ochsenkarren hielt an der in einlamer Sandbide liegenden Station. Als ich weiterfahrend ihm zum Abschied noch einmal winkte, bemerkte er das erh gar nicht,

hieß- und hoffnungslos hielt er sogar beide Hände an beide Wangen, während er mit kurzen, schnellen Schritten vor seinen drei ausgeharten Rußerflossern und dem Rußerfließen hin- und herließ. Als er mich dann endlich sah, wandte er die Augen gen Himmel. Es ist wirklich nicht so einfach, durch Kalabrien in Strophen und Sekteln zu reisen. Überhaupt erschwert es das Reisen in Süditalien ungemein, daß es keinen Fahrplan der Volkverbindungen gibt, auf die man häufig ganz allein angewiesen ist.

Aber ich hatte keinen Grund mich lustig zu machen, da wir selbst an der Station Squillace das gleiche Schicksal brochte. Wie dem ähmern Schrotto meinen Knackst drei Stunden in der Mittagshöhe 350 m hinauftrauen: dieser Bedante beinträchtigt jetzt einermogen den Genuss. Wohl lagen hinter dem Sandgürtel der Rüste die kleinen Bergnetzer Santa Caterina, Badolato, Casperina prächtig da, vor allem Sant' Andrea, wie eine alte Löwin flug hingestreckt bei zweihundertjährigen Pinien. Aber als der Zug jetzt unter dem Vorgebirge Staletti in einem langen Tunnel durchfuhr und dann alsobald in Squillace hielt, hatte ich das Gefühl des Unbehagens. Davon befreite mich der jüngere Priester, derselbe, der im Omnibus so fleißig gebetet hatte. Er fuhr mit demselben Zug und rief mir aus dem Nebenabteil mit freundlicher Teilnahme zu: „Es ist eine Bettura da. Giten Sie, daß sie Ihnen niemand wegnimmt!“

„Wie? Wo? Wo steht denn der Wagen?“

„Kein Wagen, eine vettura, ein asino.“

„Danke, danke!“

Jetzt erst begann ich mich, daß ja der Esel in Kalabrien „vettura“ heißt, und sah, an einen Osbaum angebunden, in der Tat einer meiner langjährigen Freunde draußen stehen. Sofort betrug ich ihn undritt gemächlich durch das Tal des „Piume grande“ nach der altersgrauen Feste hinauf.

(Schluß folgt.)

**[Bücherbesprechungen.]**

— Geschichte der Stadt Jöhstadt. Festschrift für das Permatfest [am 22. bis 24. Juli] 1905. Bearbeitet auf Grund amtlicher Quellen. Jöhstadt, Emil Kreyer, 1905. 132 S. 8“. — Die erste brauchbare Geschichte von Jöhstadt, verfaßt vom derzeitigen Bürgermeister F. Köhler (politische Gemeindeführer), vom Warrer Kurt Emil Haußen (Kirchführer), von den Schuldirektoren G. Schmidt (emer.) und W. Köhlfors (Schulweien). Das Stadtprivileg stammt aus dem Jahre 1655; doch reichen ältere Nachrichten über den Ort, der früher Giesdorf hieß, bis zum Jahre 1459; ja, wenn er mit einem 1386 urkundlich genannten Godeswonsdorf identisch ist, noch weiter zurück. Die übrige Geschichte des Bergstädtchens ist in angemessener Ausführlichkeit behandelt, das Hauptgewicht mit Recht auf die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse gelegt worden. Etwands wirkt in den köhlerischen Ausführungen eine gewisse Schwollenheit des Ausdrucks. Statt etwa zu sagen: für die Bearbeitung nutzte man die im Rathschloß befindlichen Schriften aus, heißt es: „Man brachte bei der Bearbeitung in Anbündung unvollständiger Ausnützung der im hiesigen Rathschloß befindlichen Schriften“, oder statt: Jöhstadt sind verschiedene Wandlungen begeben gewesen, liest man: „Jöhstadt ist eine Stätte ihr begebenen gemessener verschiedenartiger Wandlungen“. Und so fort bis zu Seite 80. Doch die Hauptfache ist: Zuverlässigkeit und Ubersichtlichkeit der Angaben; dafür nimmt man Kleinigkeiten wie die eben getreite Marotte gern mit in den Kauf.

Ht. — Von Bruno Nolgers Bücherei für den Gewerbe- und Handwerkerstand ist nun der fünfte Band: Illustrierte gewerbliche Materialientunde zum Gebrauche in gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen, in Meisterkursen und zur Selbstbelehrung bearbeitet von Dr. Otto von Bencéck, Professor an der Kaiser Franz Josef-Höheren Handelsschule in Brann, im Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin, erschienen. Preis geb. 4 Mk. — Die Anerkennung der praktischen Handarbeit, die wir den ersten vier Bänden spenden konnten, gebührt auch diesem fünften Bande. Wohl lernt der Gewerbetreibende durch seine Verursächlichkeit die von ihm zu verwendenden Materialien nach verschiedenen Gesichtspunkten hin kennen, aber dabei bleibt ihm oft das Nützlichere nur oberflächlich bekannt oder ganz unbekannt. Man sucht diesem Uebelstande, der bei der jetzigen Arbeitsteilung nicht zu vermeiden ist, dadurch abzuhelfen,

daß die Handwerkervereine ihren Mitgliedern durch Besuche großer gewerblicher Einrichtungen die Möglichkeit zur Erweiterung ihrer Kenntnisse verschaffen, aber das kostet Zeit und Geld, wovon nicht jedermann beliebig verfügen kann. Und doch ist bei sehr vielen Arbeitern das Streben nach weiterer Ausbildung und nach Vermehrung ihrer Kenntnisse vorhanden. Diesem Uebelstande kann nun, wenn der Besuch einer Fachschule aus jahrelangen Gründen nicht mehr möglich ist, ein passendes Buch abhelfen. Ein solches ist die oben angeführte gewerbliche Materialientunde. Es soll damit nicht getagt sein, daß man nun das ganze Buch von Anfang bis Ende durchlesen müsse, sondern jeder Beruf, jedes Handwerk wird darin das finden, was für sie brauchbar ist; denn die Anordnung des Stoffes ist eine höchst praktische und recht gute sorgfältige Zeichnungen vermehren die Deutlichkeit der Beschreibung. Der erste Teil enthält die Rohstofflehre. Die natürlichen Materialien sind in mineralische, vegetabilische und animalische Rohstoffe geordnet und diese drei Hauptgruppen wieder in eine größere Anzahl von Unterabteilungen (Erdkneine, Ornamente, Bau- und Werkzeugkneine, Farbmneralien, mineralische Brennstoffe, Erze, pflanzliche und tierische Nahrungs- und Genussmittel, Arzneimittel, ätherische Öle und Harze, Farb-, Gerb- und Färbstoffe uim.). Der zweite Teil enthält die Technologie (Beschreibung der künstlichen Materialien), gruppiert in chemische und mechanische Gruppen, ebenfalls mit vielen Unterabteilungen (Säuren, Metalle, Glas und Zöferei, Färberei und Druckerei, Seilen und Kerzen, Zucker und Alkohol, Leder und Leim, Stein, Metall- und Holzverarbeitung, Mälererei und Bäckerei, Spinnerei, Weberei und Papierfabrikation). Mit Recht betont der Verfasser, daß das Buch keine besonderen Kenntnisse beim Leser voraussetzt. Der Zweck desselben ist, einen Überblick über alle in Handel und Gewerbe verwendeten Materialien, sowie ihre Erzeugung- und Verwendungsweisen zu geben und ein Nachschlagewerk zu sein, das nach Auskunft gibt, zu welchem Zweck und in welcher Weise ein Gegenstand gebraucht wird, woher er stammt und wie er erzeugt wird. Die Stoffe selbst werden nicht beschrieben, dann ihre Gewinnung und Prüfung und die Vorgänge bei ihrer weiteren Verarbeitung erklärt. Jeder ist der der Beschreibung zugeweihte Raum zu knapp, um auf alle Einzelheiten einzugehen. Jede der 578 Seiten bietet so viel Interessantes, daß es sich für jeden Gewerbetreibenden und auch für Höhergebildete lohnt, das Buch anzuschaffen und recht oft darin zu lesen. Ha.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Vissert in Leipzig.

Bezugspreis  
 der Abholung: 1. M. 25 S.,  
 bei wöchentlichem Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. M. 61 S., für  
 auswärts 1. M. 64 S.,  
 vierteljährlich  
 Singleline Nummern 5 S.

Ersteinst  
 Dienstag, Donnerstags  
 und Sonnabends und Sonn-  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich-  
 Exzellenz der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 120.

Dienstag den 10. Oktober abends.

1905.

## Herbsttage am Ionischen Meer.

Von Dr. Alexander Kumpelt.

(Schluß.)

Auf dem Weg freute ich mich, endlich mal eine vernünftige Bodenbewirtschaftung zu finden. Das ganze breite Tal war in regelmäßigen Abständen mit Obstbäumen besetzt, die prächtig belaubten Büffel trugen außerordentlich schwer. Die Oliven erreichten stellenweise die Größe kleiner Pfäumen. Man merkte die Nähe der Kultur: alle die Vändereien gehörten Großgründbesitzern, die in der nur wenige Stunden entfernten Provinzhauptstadt Catanzaro ihre Paläste stehen und von der dortigen Lehrerbaukschule so viel profitieren haben, daß sie die Bäume jeden Herbst nach der Ernte stutzen lassen. Daher die Kraft und Fülle der Früchte.

So belehrte mich mein Giehlreiter Gregorio Ruciforo, und da er sich als ein ansehnlicher, beschreibender Mensch erweist, erkor ich ihn auch zu meinem Führer in Squillace, wo ich nur einen kleinen Imbiss einnehmen wollte, um mit ihm den Rundgang anzutreten. Die Herberge in der Via Guglielmo Pepe war nicht sehr vertrauenswürdig, obgleich es die beste Unterkunft in Squillace sein sollte. Im ersten Zimmer vier Betten, im zweiten gar acht. Auch im dritten in der „guten Stube“, zwei Betten. Müde und hungrig kam ich an. Aber in der „Locanda Cassiodoro“ tanzelte ein schwarzbehaarter Jüngling hinter der Portiere hervor und überreichte ehrerbietig die Speisekarte. Ich mußte die behäbige Wittin, die mich durch die Schlafkammer begleitete, erst mühsam ausfinden, ob und was es zu essen gebe. „Fisch?“ Nein, in Squillace wird nur zweimal die Woche gefischt, Sonnabend eine alte Kuh und Dienstag ein paar Schafe und Ziegen. „Eier?“ Die waren sehr teuer, weil die Hühnerpest auch hier gewüthet hatte. „Indische Feigen?“ Auch teuer, vier Pfennig, die geltern hier übernachtet hatten, mußten zwei Solbi für das Kilo geben. „Räse?“ Ja, der siehe sich austreiben. „Allo sehr, was Ihr bekommt, und macht mir vier Eier in Fett! Dann Räse und Figulindien!“ Die Wittin sah mich erwartungslos an. Ach so, hier war die Hausordnung noch strenger, als im schwarzen Walfisch zu Ukolon: man zahlte hier schon vorher bar, was man zu verzehren gedachte. Dann wurde ercht ein Junge geschickt, in den Häusern nach Eiern umfrage zu halten. Also galt es: „si stringo lo stomaco“, das schöne hionianische Sprichwort vom Magen zu führen wieder einmal zu befolgen — eine ganze Stunde mußte ich noch auf mein gewöhnlich anspruchsloses Mahl warten.

Unser Rundgang führte uns zunächst zu dem Standbild des alten Bourbonengenerals Guglielmo Pepe (auf deutsch: Wilhelm Pfeffer), der hier geboren, neben Cassiodor der Ruhm der Equilaciner ist. Ähnlich wie in Stilo die Hauptstraße nach dem vermeintlichen großen Sohn der Stadt, nach Campanella benannt ist, so heißt sie hier Guglielmo Pepe. Seine „Memoiren“ sind eine wichtige Quelle für die Napoleonische Zeit, besonders Butats kurzen Königsraum. In der Nähe des Denkmals am Platz „Roanztiger September“ steht der Dom mit dem anschließenden bischöflichen Palaß und Priesterseminar, alles sehr nüchtern. Gegenüber trauert nämlich in Ruinen liegend die Klosterkirche S. Chiara. Die ehemaligen Säle und Zellen des Klosters selbst hat jetzt zu einem Palaß der Königl. Volksschule, zur andern der Bürgermeister mit seinen Rathherren und Schreibern in Beschlag genommen. An diesem Platz fand ich das einzige architektonisch hervorragende Bauwerk des Ortes: den reizenden, kleinen Empire-Palaß Olivieri. Eine doppelt gebrochene Freitreppe führt zu einer Loggia mit Rundbogen und korinthischen Pilastern empor. Über dem Portal prangt das Wappen der Familie in

Photoumräumung, wie denn mehrfach an der Fassade gefällige Sandsteinornamente im Geschmack jener Zeit angebracht sind. Eine freundliche Pergola, eine tierliche Zisterne vor dem Haus, sowie sich schmälende weiße Tauben auf Rektentypen in einem offenen Fenster vervollständigen die Idylle. Vielleicht, daß im Innern, von niemand geschöpft oder auch nur beachtet, ähnliche Gebilde jener so sympathischen Kunstperiode noch vorhanden waren, wie außen. Als ich dann nachschaute und durch ein Fenster oben Wandmalereien und einen alterthümlichen Kamin entdeckte, beschloß ich, von meinem Führer überdies ermutigt, die Freitreppe zu ersteigen, obgleich das Haus von der obigen Familie an — die Arabinieri vermiethet war, die hier ihre Kaserne hatten. Wir pochten also oben mit dem Türlocher. Ein Mann des Gejeß öffnete und führte uns zum Wachmeister.

„Der sind Sie? Was wollen Sie?“ knurrte der mich an, wobei er mich mit Widen maß, als läme ich direkt aus dem Bagno. Ich stand ihm so höflich, als mir das auf diesen Ton noch möglich war, Rede und Antwort. Ich wollte mit seiner gütigen Erlaubnis das Innere dieses Palaßes, die alten Malereien und sonstige Merkwürdigkeiten sehen. „Hier gibt es gar nichts zu sehen“, knurrte der Gerberus wieder in einem Ton, der so viel hieß, wie: dort ist die Tür! Ich verengte mich tief und stumm und schritt mit dem Ausdruck gekränkter Würde die Freitreppe hinunter. So lernte ich auch einmal das Gefühl kennen, das die Comrais voyageurs nicht selten haben sollen. Im Hinblick aber auf meinen Zweck: der Kunstwissenschaft ein neues Objekt zu erschließen, nahm ich dieses kleine Kreuz entsetzungsooll auf mich.

Ich konnte Gregorio meine Bewunderung darüber nicht verbergen, daß der Herr Olivieri hinter den vergitterten Fenstern im Erdgeschosse wohne, das doch eigentlich für die Keller und Wirtschaftsräume bestimmt sei.

„Wird das schöne Mitzelgeld der Arabinieri wohl nötig haben?“

„Ja, was ist denn der Herr, Adokat oder Beamter?“  
 „Was denken Sie, das ist ein gentilluomo, der ist gar nichts.“  
 „Allo hier wie in Sizilien die Anfschauung, das Arbeit eine Schande ist. Da glaube ich es Gregorio gern, das fast alle „besseren Familien“ hier — ähnlich wie in Stilo — „decadute“ seien, und wunderte mich nicht mehr, als wir dort darauf eine weitaufgehende Palaßanlage betreten, die aber nur bis zum ersten Stock durchgeföhrt worden ist und nun seit vielen Jahren wieder verfallt, mitten in der Stadt, an der Hauptstraße! Die gleichfalls in Ruinen liegenden Räume des ehemaligen Benediktinerklosters dienen als Müllplatz für die ganze Stadt.“

Was dies vielleicht das Kloster, das Cassiodor, der Kanzier Theodorichs und Geschichtschreiber des Ostgotenreichs, hier in seiner Vaterstadt gründete? Nicht nur meinen Führer, sondern eine Menge anderer Leute forschte ich aus, ob ein Stadtelier oder ein Punkt der Umgebung namens Biacara oder Biacara existiere. Diesen Namen hatte nämlich jenes Kloster, wo Cassiodor eine Menge Gelehrter vereinigte, die eine Enzyklopädie des damaligen Wissens verfassten. Kloster hätte es genug hier gegeben. Draußen gegen Westen hatten im freien Land zwei oder drei allein bestanden, über die jetzt der Pflug ging. Nur ein paar Mauern

\*) Cich: Cassiodorus: de institutione divinarum scripturarum cap 29 de positione monasterii Vivariensis.

ragten noch aus dem Ader. Von Vivara aber wußte niemand etwas, auch auf der Generalstabkarte ist der Name nicht verzeichnet.

Wenn Sie sich lo für Gassiodor interessieren,\* meinte mein Führer, „müssen wir aufs Kastell gehen, dort hat er gewohnt.“ Na, das war doch mal ein Stück Trabition, was aus diesem Equilicärer rebete. In Stilo hat sich um den Namen Campanella bereits ein ganzer Legendenkranz geflochten. Hier schien das Andenken an den größten Sohn der Stadt beinahe erloschen. Also hinauf zum Kastell. Es dient jetzt als Gefängnis, und ich fürchtete daher wieder eine Abweisung. Wir pochten an der Pforte. Aber der Gefängniswärter erzeigte sich freundlich, und der Wachtmeister im Palazzo Civico. Er ließ uns ein und dann nach Belieben an dem meiten Hof und den Ruinen der Burg umhergehen. Wohl beinahe zwei Stunden, bis die Dämmerung uns vertrieb, weilte ich an diesem landschaftlich, wie historisch bedeutsamen Punkt.

Sunächst steht man überrascht vom Hinterland, das bisher das hochragende Südtischen verdeckte. Es tut sich als ein weites, fruchtbares Tal auf, von großen Wäldern umzrängt, die an den Bergen hinaufsteigen, im Monte Sertalta bis über tausend Meter. Freundlich leuchtet in der Ferne der Hauptort Valle Fiorita („Blumental“) aus dem dunkeln Blau des Forst heraus. Dann legt mehr gegen Norden der stolze Zug der Sila an, der etwa ein Fünftel des ganzen Horizonts einnehmend, mit seinen bis 1900 Meter hohen Gipfeln die niedrigste Umwallung des Vordergrundes weit überragt. Deutlich kann man einzelne höher gelegene Städte z. B. Teriolo mit seiner bekannten Wetterwarte und — als langen, weißen Streifen — Catanzaro unterscheiden. Gegen Süden brennt das mallose Vorgebirge Galetti den Blick, der sich dafür nach Osten desto freier über die schön grüschweite Bucht von Squillace bis zu dem fernen Cap Rizzuto ergeht. Aber bald irtren meine Gedanken wieder in die ferne Vergangenheit, in jene noch so wenig erforschte Grenzzeit zwischen Altertum und Mittelalter.

Ob der Trabition, die ich vernommen, Glauben zu schenken war? An große Namen der Geschichte knüpfen die Leute immer gern das, was in der Gegenwart groß und erhaben ist. Der große Gassiodor mußte natürlich auf dem höchsten Punkt der Stadt gewohnt haben. Aber warum sollte er das auch nicht? Er, der den größten Teil seines Lebens an Fürstentümern und in Königshöfen zugebracht, hätte er sich wohl mit einem Bürgerhause unten in der Stadt begnügt? Er, der eine Art Akademie der Wissenschaften aus eigener Tasche gründete und erhalten konnte, war wohl der Herr nicht nur des umliegenden Landes meihin, sondern auch dieser Stelle gewesen, die er sich dann als Altersheim aussuchte. Sehr möglich, daß er auch hier oben — im Jahr 480 n. Chr. — geboren wurde und an der gleichen Stelle als 95jähriger sein tatentreiches Leben beschloß.

Nehmen wir also die Trabition einmal ausnahmsweise als Tatsache an! Dann hatte der große Staatsmann diesen herrlichen Rundblick beständig vor Augen, als er nach dem Untergang des Völkertreiches, vielleicht auch schon eher sich hierher von der großen Welt zurückzog. Freilich Catanzaro lugte noch nicht über die Vorberge herüber, die vielleicht damals auch nicht so abe, sondern bewaldet standen — Catanzaro wurde erst im zehnten Jahrhundert von den griechischen Kariern gegründet. Und statt des Tempels, der da unten an der Marine von Catanzaro angelegt hat und eben mit Volkstemp auf Sizilien anbläuf, sah er byzantinische Kriegs- und Landeschiffe mit geblättem Friedesflag über die blaue Seezüge herkommen, landen und wieder davonschwimmen. Auch wußte man noch nichts von den Seeräubungen der Araber, die später diese Küsten jahrhundertlang heimsuchten. Es gab noch keinen Islam. Das Todesjahr Gassiodors fällt so ziemlich mit dem Geburtsjahr Mosammeds zusammen.

Die Burg wurde später der Sitz normannischer Barone, war dann Eigentum der Doria, aus welcher Zeit das Marmorwappen über dem Portal herührt, und liegt jetzt größtenteils in Trümmern. Der ehemalige Bankettsaal ist an sieben etwa drei Meter hohen Fenstern noch zu erkennen.

Als ich dem freundlichen alten Gefängniswärter, diesem Ideal von einem „Gulibe“, meinen Dank für seine gentilezza aussprach und ihm das Tringel in die Hand drückte, sahen drei Gefangene oben aus ihren vergitterten Fenstern heraus und wollten auch etwas haben. Da ich das nach deutschem Begriffen für unstatthaft hielt, ging ich dem Tor zu. Als die drei aber immer wieder riefen: Un soldicodu, Signor, siamo poveri

prigionieri, un piccolo soldicodu“), da überlegte ich mir, daß viele der Gerechtigkeit Verfallenen zu dem Wärtler doch wohl in einem anderen Verhältnis standen, als es der Fall gemeint wäre, wenn Squillace etwa in der Mark Brandenburg läge. Ich hatte den alten Burgoogt gefragt, wie viele Gefangene er jetzt zu bewachen habe? „Drei.“ Ob sie lange jenen müßten? „Nicht Tage, vierzehn Tage und vier Wochen.“ Aber seine Gefangenen wollten immer gar nicht fort von ihm. So gut ist die Verpflegung und so köstlich die Luft hier oben. Kranke und Schwache, besonders Malarialeidende von der Küste, die bei ihm einen oder zwei Monat abzubüßen hätten, würden hier sämtlich gesund. „Die reine Sommerfrische, mein Gefängnis.“ So wendete ich mich um und fragte ihn: „Darf ich?“ „Ja, legen Sie's nur auf den Stein an Tor, ich hol's dann und geb's ihnen!“ Da ich im Überschwang meines Dankgefühls dem Vater der Gefangenen — so durfte man ihn wohl füglich nennen — all mein Kleingeld in die Hand geschoben hatte, legte ich die drei letzten Jigareten auf den Stein an Tor: „Hier!“ Der Alte nickte aus der Ferne, die drei hinter den Gittern aber brüllten: „Grazie, mille grazie!“ und ich verließ mit dem Hochgefühl, wieder einmal als Wohlthäter der leidenden Menschheit aufgetreten zu sein, den Burgoogt Gassiodors.

Das Bistum Squillace umfaßt 46 Pfarochen, ist also doppelt so groß wie eine mittlere deutsche Superintendentur. Im Verhältnis dazu sind die Kosten des Staates recht bedeutend. Er läßt nicht weniger als zwölf Dampfer und sechs Bilare. Wenn die Dampferen auch jeder nur tausend Lire jährliches Gehalt haben — also ungefähr so viel wie bei uns ein Dorfschullehrer — und die Bilare gar nur dreihundertfünfzig, so bezieht doch der Bischof im Jahr die staatliche Summe von zwölftausend Lire, die schönen Sporteln, Gelläte usw. ungetradet. An dem Priesterseminar lehren fünf Professoren. Aber das alte Sprichwort: „Unter dem Krannabst ist gut rooknen“ beherzigt sich hier zu Land nicht. Das bemies nicht nur das Äußere der Häuser, sondern auch die ungemünz dürftige Lebenshaltung der Bewohner: sowohl für Nachtmahl, als für Frühstück war wieder nichts anderes aufzutreiben als Käse und indische Früchten, so daß ich mich an dem recht guten Wein schadlos halten mußte. Freilich reist man in dieser Gegend, wo man noch nichts weiß von „Servizio“ und „Candela“. Für das laubere, recht gute Wei wurden 75 Centesimi, für die Zubereitung der Speisen (Freyung, Schälen der Freigen) wurde nichts berechnet! Mein Tringel kam den Deutschen völlig unermattet. Sie stellten sich an, als hätten sie in der Loterie gewonnen.

Man hatte mir gesagt, daß die Post von Catanzaro ungefähr ein halb acht Uhr draußen vor der Stadt vorbeifahren würde und daß ich sie dort erwarten müsse. Ich begab mich also mit meinem Kuffad an die bezeichnete Stelle unter dem Kastell, wo ich genug Aufst hatte, noch einmal den schönen Blick auf die Sila zu genießen und des Tages zu gedenken, wo wir da drüben über den Paß zwischen Monte Sertentino und Monte Mariolo herabgeschienen waren aus den Kastanienswäldern von Serra Stretta zu der alten Hohenstaufenfeste Ricaltro. Der meteorologische Turm von Teriolo hob sich in der Morgennebel jetzt viel scharfer heraus, als geftern — auch er eine unferne Erinnerung. Von ihm hatten wir zum erstenmal die beiden Meere, zum erstenmal die ungeheueren Wälder der Sila aus der Nähe gesehen.

Immer wieder blühte ich nach den nördlichen Hügeln, wo man die von Catanzaro herüberführende Straße verfolgen konnte, da erschien so etwas wie ein Postwagen aus dem Kasten, sollte ins Tal hinab und verschwand bei der Kehre. Endlich, endlich kam er wieder zum Vorschein. Die Sorge fiel mich an, daß der Wagen, diese einzige Verbindung zwischen einer Menge ziemlich bedorkterter Ortschaften, überfüllt und für mich kein Platz übrig sein würde. Ach nein, da hielt er — nur zwei Passagiere! So setzte ich mich vorn zum Kuffser und für die fünfviertelstündige Verpätung entschädigte mich reichlich die herrliche Fahrt durch das wohlbebaute Tal von Valle Fiorita. Dann stieg der Weg, der Schatzen uralter Katakomben nahm uns auf. Einmalige, malerische Dörfer dazwischen hineingestreut mit buntem Volkseben. Hier, wo man noch nichts von Eisenbahnen weiß, wo die nur einmal des Tags verkehrende Post das große Ereignis des Tages

\*) „Einen kleinen Soldo, Herr, wir sind arme Gefangene.“

bildet, haben sich die Volkstraßen, wenigstens die der Frauen wertwürdig rein erhalten.

Schon in Squallace wurde das düstere Grau der Häuser und Straßen annähernd durch die belebt. Dort tragen die verheirateten Frauen rote, die Mädchen grüne, die Witwen schwarze Röcke. Unter dem Rock schaut spannenweit das bis auf die Knöchel reichende Hemd hervor, das durch seinen engen Umfang zu ganz feinen Schritten und damit zu einem zierlichen Gange zwingt. Das schwarze niedere Wieber (juppono) wird offen getragen. Es ist vorn geschlossen und wird hinten geknöpft. Da die Hemden lange Ärmel haben, ist eine Jacke oder Bluse nicht nötig, ich sah sie nie. Das Bild vervollständigt der mantosino oder (wie in Sizilien) fantalo: die gewöhnlich blaue Schürze (prädigtig zu dem Rot und Grün der Röcke wirkend) und die tovaglia, eigentlich Tisch Tuch. Und es ist in der Tat ein Tisch Tuch, das die Frauen gar annähernd auf ihrem Kopf zu drapieren wissen, von dem es ähnlich wie ein Kragenstück breit auf die Schulter und zugleich wie ein doppelt gelegtes Handtuch lang auf den Rücken niederfällt. Ich fand dies Prunkstück stets von blendender Weiße, auch bei ganz armen Weibern.

Solche Gestalten mußten in den Dörfern am Brunnen, sammeln in den Wäldern die ersten herabgefallenen Kastanien und tragen die mit Trauben gefüllten Botten aus den Weinbergen zur Kelter. Aber fast jeder Ort hat wieder bestimmte Weiden der Tracht, woran man logisch die Herkunft erkennt. So tragen die Frauen in dem einen „mozomanicho“ Ärmel, welche ähnlich unseren Ballhandschuhen bis zur Schulter über die Ärmel gezogen werden, in einem anderen bunte Wieber und verschiedene Stickerei am Hemd, da wo es aus dem Wieber hervortritt. Eine sehr seltsame Trübsinnigkeit war mir eine junge Frau, die uns ganz in schwarz begegnete. Nicht nur die Lovaglia und der Rock, sogar das Hemd, das unten heraus schaute, war schwarz. So tief und schwer trauerte diese arme junge Witwe.

„Das ist noch gar nichts“, sagte der Kutsher neben mir, ein bieder, jovialer Kerl. „Sind Sie nicht drüben bei den Griechen gewesen?“

„Sie meinen, bei den Albanen in Dorgia und Garassa? Nein.“  
 „Da müßen Sie mal hin. Kuriose Leute! Verlesen werden Sie sie zwar nicht, reden noch alle ihr griechisches Kauderwäsch. Und die Weiber tragen, denken Sie sich, nichts auf dem Kopf, sondern alles auf dem Arm! Da gibt's Trachten! Doch was ich sagen wollte: wenn einer Frau der Mann dort stirbt, zieht sie seine Jacke an — als Zeichen der Trauer — und legt sie nicht eher ab, als bis sie in Lumpen von selber abfällt. Das ist Sitte und Gesetz bei den Griechen. Höhö!“

Unter Palermo steigt die Straße durch wunderbaren alten Kastanienwald zum Pas Canallo (Zimmetpaß?). „Dieser Paß, über den wir jetzt fahren“, berichtete mein redlicher Kutsher, „war zur Zeit der Bourbonen ein ganz berühmter Ort. Damals führte nur ein schlechter Sammelweg nach Cava. Nur mit Furcht und Zittern ging man ihn hinüber und herüber. Denn da lauerten immer Briganten. Unzählige Leute haben sie da ausgeraubt und ermordet.“

„Und seit wann ist das besser geworden?“

„Seidem im Jahre 1866 der General Pallavicini mit ein paar Regimenten seine große Piazza hielt durch ganz Kalabrien und die Todesstrafe für die bestimmt wurde, die den Briganten Unterschlupf und Unterhalt gaben. Um die Räuber kümmernte man sich weniger. Aber ihre Heilerdester in den Dörfern und Meierereien, die wurden beim Krügen genommen und an der nächsten Telegraphenstange aufgehängt. Überall sah man solche Kerle in der Landtschaft herum. Das wirtte. Fahren Sie bis Chiaravalle? Ja? Also, dortigen ist kürzlich ein Bandite aus jener Zeit wieder zurückgekehrt. Nach fünfundsiebzigjähriger Gefangenschaft. Noch ganz rüftig. Sie feierten gerade ein Kirchenfest — vorigen Sommer war's, 1901 —, Musik, Karteln, Bällertänze, da hieß es auf einmal: Calenda ist wieder da! Was glauben Sie wohl? Die ganze Prozession verließ das Bild des Heiligen, hinter dem sie herzog, und lief Calenda entgegen!

Eviva, oviva Calenda! Und nun wurde er mit Blumen und Konfetti beworfen, die eigentlich dem Heiligen zugehört waren. Alles jauchzte und jubelte, weil Calenda wieder zurückgekehrt war. Höhö!“

Sehr oft begegnet man in Kalabrien Kreuzen am Wege, die immer bedeuten, daß da jemand ermordet worden ist. Am Eingang des Dorfes Cavaori sah ich gleich zwei übereinander stehen. Der Kutsher erklärte mir: „Da ist einer erschossen worden, und als der Mörder nach vielen Jahren von der Galeere zurückkam, lauerte ihm der Sohn des Ermordeten auf und erschlug den Mörder seines Vaters an derselben Stelle, wo dieser einst gefallen war.“

Eine weitere Sehenswürdigkeit wies mir der gefällige Mann mit seiner Peitsche, allerdings nur aus der Ferne: die Überreste einer Mauer, womit König Roger einst einen großen Teil des Tallessefers von Chiaravalle abgeperrt hatte, um hier einen künstlichen See anzulegen. Der alte Normanne erholte sich nach seinen Kriegszügen in Sizilien hier gern auf der Jagd, konnte aber die nötigen Fische für die Hofstall nicht bekommen. Also half man der Natur nach. Jetzt ist vom See nichts übrig geblieben, als die späte Erinnerung und die Malaria, die trotz der Seehöhe von etwa 400 Metern diese Niederungen nicht minder schwer heim sucht, als an der Küste. In Chiaravalle hatte ich, die vom Meer (Soverato) heraufkommende Post erwartend, gerade soviel Zeit, um mich ein wenig zu häuten. Dann bestieg ich die gelbe Leidenstühle aus der Diermerierzeit und fuhr wieder ins freie Land hinaus.

In einer schattigen Talnieder aufwärtsstrebend, passierten wir das mit Lärchen sanftere Schloß (mehr Dohlnest) des Generals Flangieri, der 1849 den sizilianischen Aufstand dämpfte, auch Taormina bombardierte. Daher sein Titel: Duca di Taormina. Er hat hier seine Tage in stiller Waldheimlichkeit bei seinen Bauern beschloßen. Wieder geht es eine Stunde durch uralten Kastanienforst. Die Straße steigt beständig: von Chiaravalle (560 m) sind es noch 300 m bis zum Hochplateau von Serra San Bruno. Endlich senkt sie sich ein wenig zu einer Lichtung. Die Häuser von Cardinale werden sichtbar. Ein hoher Damm, den schöne Silberpappeln zu beiden Seiten einfaßen, eine Brücke — wie heißt der Fluß? Wahrsich das ist bereits Wasser, das an Serra San Bruno vorübergerauscht ist. Ancinale nennt sich das fröhliche Kind der Berge, das uns so manches Jorellengericht auf die Tafel geliefert hat. Auf der Wunde zog der Postillon ein kleines Nachtmäherhorn unter seinem Sig hervor und tustete dreimal darauf, wie bei uns „der Schwager“ anno 1830. Es hatte nur einen Ton: mein Kutsher war kein Postillon von Conjeunau! In Cardinale lesen neugierig die Leute zusammen. Während die Post abgefertigt und eingekommen wurde, hatte ich kaum Zeit, mich nur einen oberflächlichen Eindruck zu gewinnen, nur so viel sah ich, daß die Bauart schon die hohe Lage des Orts, den Gebirgscharakter verriet: eng aneinander geliebte Holzhäuser mit Holzbalconen und steilen, roten Dächern waren da. So baut sich die weltverlorenste Siedelung über dem Ancinale auf unter den grünen Hügelzinnen hundertjähriger Edelkastanien.

Dann ging es zurück über die Brücke, durch die Pappelallee nach dem Dorf Torre Ruggiero. Wieder eine Erinnerung an den Grafen Roger! Aber nur der Name, der auf alle Besitzungen deutet, kein Turm oder sonstige Reize hat sich erhalten. Zwei lange Stunden quälten sich die mageren Klepper im Schivotto mühsam bergan. Da endlich rollt der Wagen schneller, das Hochplateau ist gemonnen. Aus der Ferne grüßen wieder die wohlbekannten Berge, die schwarzblauen Tannen und Buchenwälder des Monte Pecoraro. Da lauscht schon der Archäologe von Simbrorio auf. Dinaut und hinab geht es. Endlich neigt sich die Straße zum letztenmal, der Postillon sitzt kräftiger als zuvor ins Horn. Und an dem grünen Pappelboom von San Rocco vorüber raselt die alte Kutische ins Städtchen des heiligen Bruno.

Nach Süden war ich ausgezogen, von Norden kam ich wieder her.

### Bücherbesprechungen.

Die Bibelfrage in der Gegenwart. Fünf Vorträge von Klostermann, Lepsius, Hausleiter, Müller, Grauland, Kügert. Berlin, Müller, 1905. 116 S. 1,50 M. — „Zur Zeit ist die weitverbreitete populäre Weisheitlichkeit gegen die Bibel mit einem sich wissenschaftlich gebärdenden theologischen Radikalismus darin eins geworden, die religiöse Autorität der Bibel zu verneinen.“ Es ist darum an der Zeit, vor weiteren Kreisen den Nachweis zu führen, daß die moderne Ablehnung der Bibel wissenschaftlich nicht begründet ist. Wir haben aus den fünf Vorträgen den Vordruck gemonnen, daß die positive Theologie der bibelgläubigen Gemeinde auf festem Grunde steht. Klostermann redet über die Jüvelhaftigkeit der alttestamentlichen Überlieferung, die äußerlich aus der stappanten Uebereinstimmung mit den vorerzählischen Denkmälern, innerlich aus dem Weite der Wahrhaftigkeit sich ergibt, der ihr in einzigartiger Weise eigen ist. Lepsius beweist in ebenso schlagender wie geistvoller Argumentation die Überlegenheit der losmisch-realistischen Weltanschauung der Bibel gegenüber der überkommenen aristotelischen Anschauung, in welcher die moderne Theologie noch völlig gefangen ist. Inbels ist die von ihm vertretene Gegenüberstellung „Mythologie oder Offenbarung“ deswegen ansehnlicher, weil der älteste und bekannte Markus Himmelsbild, nicht Helsenbild ist, die Entstehung des vollkommen zu nennenden Himmelsbildes aber in der altorientalischen Weltanschauung mit demselben Recht auf Offenbarung, wie auf Entwicklung zurückgeführt werden kann. Jedenfalls ist es mit Freude zu begrüßen, daß Lepsius den Mut hat, die formale Abhängigkeit der biblischen Gedankenwelt aus dem heute noch hart angelegenen Grundlag des alten Orients heraus zu verstehen; alles irdische Geschehen ist eine Spiegelung des himmlischen Geschehens. In dieser Richtung ist die harmlose Bemertung des Jolephs (Züb. Krieg V, 5) von epochemachender Bedeutung: „Der lebensnarme Bräuder ist ein Bild des Planetensystems, die 12 Schaubrote das Bild des Zodiaks.“ Hausleiter führt gegen die religionsgeschichtlichen Völschbilder mit ihren verworrenen Auslagen über Jesus und Paulus die Wahrheit zu Felde, daß die apostolischen Schriftsteller die Person und das Werk Jesu richtig verstanden haben: nicht das historische Urteil ist maßgebend, sondern das gläubige Bewußtsein. Schon Augustinus sagt: „In der Gemeinde gilt nicht: das sage ich, das sagt du, das sagt jener, sondern: das sagt der Herr.“ Müller veranlet die Bibelfrage durch das Zeugnis des heiligen Geistes, das Entfaltung und Sammlung der heiligen Schriften gegen die Willkür der bloß kritischen Betrachtung schützt. Kügert stellt gegen alle geistlosen und geistlosen Gedanken der menschlichen Betrachtungsweise fest, daß uns die Bibel darum für Gottes Wort gilt, weil Gott sich selbst in darin gibt, weil wir in ihr seine Wahrheit, seine Macht und seine Liebe erkennen und erleben. In Summa sind alle darin einig, daß dem Volenden die Schrift sich erschließt und daß wir auf dem Wege der Glaubensaneignung in ihr auch die Schätze der Weisheit und der Erkenntnis finden werden. In allen intellektuellen Strömungen für und wider die Bibel bleibt Gottes Wort der Fels durch die mächtige Wirkung, die es ausübt in der Gemeinde. J. J.

— Wünsche, Aug., Die Schönheit der Bibel. I. Band: Die Schönheit des Alten Testaments. gr. 8. 390 S. Verlag von Eduard Pfeiffer, Leipzig 1906. — Einft hat der bibel- und religionsfeindliche Feind: Niemand bei Belprechung der Musik von Valeshrina und Bach und der beiden gemordenen religiösen Auegung sich dahin geäußert: „So tief sind wir dem religiösen Leben verschuldet!“ Freilich hat nicht bloß die Musik aus der biblischen Schönheit geschöpft, es haben vielmehr alle Künste von ihrem Reichtum genossen. Wir haben das vorliegende Wert August Wünsche über die Schönheit der Heiligen Schrift mit großem Interesse und vieler Zustimmung gelesen. Wenn die Bibelkritik eine zerlegende Wirkfamkeit äbt und der Botanik gleich die Pflanze in ihre Teile zertrümmert und mit solcher Lupe beobachtet, so wird in diesen Ausfühungen vielmehr mit herzlichem Wohlgefallen die Blume in ihrer Anmut und Fülle betrachtet. Der bibelunfähige Verfasser bemunbert und braucht nicht zu zerkören. Er redt manches auf, roß wohl von Herber bereits herangezogen ist und auf das einige unserer Klaffter verweisen und das sie benutzt haben, daß aber doch meiter eingehender Behandlung bedurfte. Diese ästhetische Bibelbetrachtung ist besonders in unserer Zeit, die dem Buch der Bücher recht kühl gegenübersteht, eine willkommenige Gabe und eine notwendige Ergänzung der Schriftforschung. Es ist

nicht bloß die Schönheit der Form, die den schriftkundigen Verfasser begeistert, es ist die Schönheit des tieferen Gehalts, der Gedanken, der Ideen, der Bilder, kurz des Stoffes. Dieser ist hier vornehmlich, fast ausschließlich behandelt. Der Verfasser übersteht keineswegs, daß es viele Stücke des Alten Testaments gibt, denen der Reiz poetischer Erhebung abgeht, weil sie einfach zu berichten haben und höheren Schwünge nicht bedürfen. Beides sieht er aber auf der anderen Seite mit liebevollem Blick, was anderen Augen vielfach entgeht. Hervolle Parallelen zieht er, mancherlei führt er an über die Benützung des biblischen Schönheitsgehalts durch unsere Vorden und Zonbichter, Kraer und Bildhauer. Es verleiht sich von selbst, daß in diesem Werke die eigentlich poetischen Stücke der Schrift, Job, Hohelied, Walter, Spruchweise, Klagelieder, Volkstied, Parabel- und Fabelbildung und Allegorie ganz besondere Berücksichtigung erfahren haben. Der Verfasser hat uns hier mit einer wertvollen Gabe beschenkt, auf die wir auch die Bibliotheken aufmerksam machen wollen. Die Ausstattung ist eine sehr gezielte. D. K.

— Die Schriften des Neuen Testaments, neu überföhrt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. O. Baumgarten, Prof. D. B. Bouffet u. a., herausgegeben von Prof. D. Johannes Weiß in Marburg. Lieferung 2—5 zu je 8 Bogen Leipzig-Ottau. Wöttingen, Bandenlocher u. Ruorecht. 1905. — Nachdem sich herausgestellt hat, daß das großangelegte Werk, dessen 1. Lieferung schon in der Biffenichsft. Beilage der Leipz. Jg. besprochen wurde, den ursprünglich küge gefaßten Umfang weitestgehend überschreiten wird, ist auch der Preis für neu hinzutretende Subskribenten erhöht worden, und zwar auf 14 M. einjährlich eines auf etwa 4 Bogen berechneten Regifter. Aber dafür empfängt der Leser, der eine gemeinerständliche historisch-kritische und zugleich praktische Auslegung des N. T. nach den Grundfragen der sog. modernen Theologie haben möchte, auch wirklich eine sehr wertvolle und verhältnismäßig sehr billige. Das Markabengelium liegt nun vollständig vor, ferner Matth. bis c. 11, 19, gleichfalls vom Herausgeber Weiß bearbeitet. Ein glücklicher Griff war es, daß dieser „die Stücke, die aus Markus entlehnt sind, am Ranbe mit M, die der Redeweile entnommen, mit Q, das Sonder-eigentum des Evangelium mit S“ bezeichnet, also einen bequemen Einblick in die Arbeit der Quelleneibeugung gemährt hat. Von Weiß ist auch die Einleitung in die Gesamtheit der paulinischen Briefe geschrieben, von Pastor Lic. B. Luken die Auslegung der Theilantikerbriefe sowie der Briefe an Philemon und die Kolofter, einzwölfen bis c. 4, 8, von Prof. D. Bouffet die des Briefes an die Galater und der beiden an die Korinther, von Prof. D. Jülicher die des Römerbriefs, je mit spezieller Einleitung. Die katholischen Briefe hat Pastor Lic. Dr. Hollmann eingeleitet und den Jakobusbrief bearbeitet, dem Prof. D. Gunkel den 1. Petrusbrief folgen läßt. Nach Vollendung des ganzen Werkes geben wir noch einmal darauf zurückkommen. M.

— Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 21. Jahrgang. 3. u. 4. Stüd. 22. Jahrgang 1. u. 2. Stüd. In vielen neuesten Publikationen des Vereins für Reformationsgeschichte scheidet B. Jahn insbesondere auf Grund von Mitteilungen in den Archiven und Kirchenbüchern „die Altmark im dreißigjährigen Kriege“ und entwirft ein klares Bild der kriegerischen Ereignisse, deren Schauspiel die Altmark war. Hier hießen Gustav Adolf und Lillo zusammen. Der erfolglose Angriff auf das verhängte Lager des Königs bei Werben und Lillo verlustreicher Rückzug nach Sachsen haben den ruhmvollen Sieg der schwedischen Waffen in der Schlacht von Breitenfeld wirksam vorbereitet. Paul Kalloff bietet den zweiten Teil seiner hochinteressanten Schrift über „die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden“ und scheidet Kleanber bei der Durchführung des Wormser Edikts in den Niederlanden, die Verdrängung des Erasmus, die Verfolgung der Antwerpener Augustiner und Gradmianer und die Errichtung der landesherrenlichen Inquisition. Eine sehr dankenswerte Biographie liegt uns vor in „Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis“ von Gustav u. Schultze-Neuhof, der auch unbemerkte Archivalien heranzieht. Endlich bringen die Publikationen die beiden Vorträge, welche auf der siebenten Generalsversammlung des Vereins zu Kassel gehalten worden sind, und zwar von Gottlieb Egelhaaf über Landgraf Philipp von Hessen und von Wilhelm Diehl über Martin Luthers Bedeutung für das kirchliche Leben in Hessen. B. G.



Erscheinet

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Gerausgeber, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis  
wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.  
... wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.  
... wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.  
... wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.  
... wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.  
... wöchentlich: 1. 1/2 S. 2.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 121.

Donnerstag den 12. Oktober abends.

1905.

## Unsere finckenartigen Vögel im Herbst und Winter.

Sobald der Spätherbst mit fürmlichem Wetter, bedecktem Himmel, kalten Regenfällen und kurzer Tageshelle einsetzt, schwinden die heiteren Stimmungsbilder der Natur dahin. Auch das Tierreich zeigt sich nunmehr kälter denn je, und von der die Landschaft am meisten belebenden Vogelwelt sind es nur einige Gattungen, die der kühlen Jahreszeit ein besonderes Gepräge geben.

Neben den roborentartigen sind in dieser Hinsicht namentlich unsere finckenartigen Vögel zu nennen. Willkommen, ihr nordischen Wanderer! müdeten wir außerdem beim Anblick einer Schaar der lieblichen Birtenzeigige (*Acanthis linaria* L.); das lockt und zwitschert von einem Baum zum anderen, und frogemut geht's durch die staubladernen Äste der Birken oder Erlen dahin. Wenn nun vollends noch Schnee die Landschaft bedeckt und die Natur in der herrlichen Jauberfröhe des Winters prangt, dann ist es ein Hochgenuss für den Freund der Natur, solches Steinleben zu beobachten. Er verlegt sich in die Stimmung der dahinfliegenden Vögelchen und vermag sich deren munteres Treiben gar wohl zu erklären. Kamem doch alle fernher aus des Nordens Höfen, müsten doch alle ihr trautes Heim, die weiten Birtenwäldungen der Gebirge Schwedens und Norwegens und die Wälder Rußlands, verlassen, da der dortige harte Winter nur die kräftigsten Vögel jener Gegenden von ihrem Standorte nicht zu verdrängen imstande ist, während andere zarte, wie unser Birtenzeigige, südlicheren Himmelsstrichen zuweilen müssen, weil sie aus Mangel an der nötigen Nahrung dem Tode verfallen würden. In unserem Vaterlande finden sie auf ihren ausgedehnten Streifereien Nahrung zur Genüge, und die hier herrschende Kälte schadet ihnen wenig oder gar nicht, indem sie an eine solche von ihrer Heimat aus gewöhnt sind. Der Birtenzeigige, gewöhnlich unter dem Namen Jährlingsfink oder Zehner, auch Bergzeigige, bekannt, gehört zur Gattung der Finken und im engeren Sinne zur Familie der Finkige, denen er sich hinsichtlich der Schnabelbildung und auch biologisch am meisten nähert, während sein für einen Zeigig etwas langer Schwanz auf einen Übergang zur Familie der Hänflinge hindeutet. Der Vogel misst 13,6 cm, gleicht an Gestalt dem Hanarienvogel und besitzt ein recht geschmackvoll gefärbtes Gefieder. Besonders das Männchen ist sehr schön gezeichnet; die roten Brust und der ebenso gefärbte Unterleib verleihen ihm ein prächtiges Aussehen. Dem Weibchen fehlt diese leuchtende Färbung, und es trägt nur die auch dem Männchen eigene karmoisinfarbene Scheitelhaube. Im übrigen haben beide Braun, Grau, Weiß und Schwarz als vorwärtige Farben aufzuweisen. Bei uns durchstreift der Birtenzeigige hauptsächlich die Birken- und Erlengehölze, um über den Samen dieser Bäume gierig herzufliegen. Für die Vogelwelt sowohl als auch für den Käuflich ist der Birtenzeigige recht empfehlenswert; denn wenige Tage nach seiner Ankunft zeigt er seinem Pfleger gegenüber ein Zutrauen und wie wenige andere Arten. Seine Jagdmethode ist alljährlich, alljährlich regiam unter. Seine rasche Tätigkeits prägt sich in seinem zwitschernden Liedchen aus, dem Freiz Dañ folgende Worte untergelegt hat:

„Lustig durch die Zweige läßt sich's,  
Lustig durch die Sträucher schlüßst sich's,  
Heute hier und morgen dort:  
Lange tanzt's an keinem Ort!  
Früher, löst auch nicht's gelassen,  
Draußig die Schüssel und die Krallen:  
Nur mit Weizen und mit Krazen  
Hält man sich vom Leib die Spaten;  
Wenn nur viel mit ihnen lauten,  
Büßt man uns zu ihrem Pausen!“

Als Stubenvogel erfreut sich der Zeigig sehr großer Beliebtheit. Außer seinem schmunzenden Gefieder und dem lebigen, zwitschernden Gesänge empfiehlt ihn vor allem seine Jagdmethode.

Im ganzen mehr als Bewohner der Ebene als des Gebirgslandes zu betrachten ist eine dritte, den vorigen verwandte Finkenart, der Stieglitz oder Dittelfink (*Carduelis elegans* St.). Durch sein farbenprächtiges Gefieder ist derselbe hinlänglich bekannt. Unwillkürlich gedenken wir bei seinem Anblick des Küderschen Gedichtes:

„Was, was ich vorgebeut,  
Hat mein Gärtner nachgelen,  
Nies Unkraut aufgerutet  
In dem neuen Gartenplan.  
Zur ein einzig Dittelfinkchen  
Dieß er steh'n auf meinen Bink,  
Daß sich mit dem bunten Ködchen  
Seje draus ein Dittelfink.“

Größere Gartenanlagen, Obstläden, kleine Laub- und Felsbühnen dienen ihm zum Sommeraufenthalte. Nach beendeter Brutzeit schlagen sich die Stieglitze in vielstellige Schwärme, oft bis zu Hundert, zusammen und geben auf dem freien Felde oder großen Weidenflächen ihrer Lieblingsnahrung, dem Samen der Distel, nach. Sobald aber der Schnee ihre Nahrung vergründet und sie gezwungen sind, Erlen- und Birtengehölze aufzusuchen, sieht man, wie sich kleinere Flügel wieder abzeichnen, die nun in den Dörfern, oft dicht unter den Fenstern, den Klettenstamen ausflauben. Das Prädicat elegans seines lateinischen Namens ist für unsern Stieglitz sehr richtig angewandt; denn je seiner Bewegungen ist elegant zu nennen. Dabei ist dem Vogel ein großes Maß von Selbstgefälligkeit eigen; er ist sich seiner Schönheit wohl bewußt, wenn er seine hochfliegenden Strophen freudig in die Welt hineinamfettet. Als Stubenvogel hat sich der Stieglitz von jeder der größten Beliebtheit erfreut. Sein buntes Gefieder, sein hübscher Gesang und seine Jagdmethode befähigen ihn in hohem Grade für den Einzelbauer und die Vogelwelt.

An denselben Stellen wie der Dittelfink macht sich im Herbst und Winter eine noch gewöhnlichere Finkenart, der Grünsfink oder Grünsfink (*Chloris hortensis* Br.), zur Gruppe der Hänflinge gehörig, zu schaffen. Derselbe zeigt sich von Gestalt gedrungener als der gemeine Hänfling, ein helles hübsches Grün, ähnlich dem des Zeigigs, ist seine Hauptfarbe. Besonders auf unseren Friedhöfen finden wir ihn das ganze Jahr hindurch viel; die Pappele scheint ihm als Lieblingsaufenthaltsort zu dienen. Auffällig erscheint die Tatsache, daß zur Winterzeit mehr Weibchen als Männchen dieses Vogels zu bemerken sind.

Ähnlich wie beim Birtenzeigig ist das Verhältnis einer fünften Art zu unserer Ornith. Aus dem hohen Norden treffen von Mitte Oktober an alljährlich große Scharen des Bergfinken (*Fringilla montifringilla* L.) ein, welche in unserem Lande zu überwintern pflegen und je nach Vorhandensein von Nahrung längere oder kürzere Zeit ihre Standorte behaupten. Als letztere besorgen sie die Buchenwaldungen der Mittelgebirge, z. B. des Thüringer Waldes, Harzes u. a. Die Früchte der Rothbuche (*Fagus silva-*

tica L.), die Buchfener, sind ihre Lieblingsweife. Der Buchfink hat die Größe des bekannten Buchfinkens und zeichnet sich vor diesem durch noch gefädeltollere Färbung aus. Die schwärzen Kopffedern sind gelblich eingelaßt. Kehle, Brust und obere Federn der schwarzen Flügel sind orangehell, die inneren Federn hochgelb, der Bauch und die unteren Federn des Schwanzes weiß.

Mehr und mehr hat sich auch unser Edel- oder Buchfink (*Fringilla coelebs* L.) an die Überwinterung in der Heimat gewöhnt. Eher als in der Ebene finden wir diese Wahrnehmung

### Bücherbesprechungen.

— v — Unser Vaterland Japan. Ein Cuellenbuch geschrieben von Japanern. Leipzig, Verlag von G. A. Seemann, gr. 8. XXVI, 736 S. — Japan wie es wirklich ist. Von Kinza Kiugō M. Hirai. Deutsch von M. Klittke. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Vom Hofe des Mikado. Leipzig, Jans Hedwigs Nachfolger Curt Koeniger, gr. 8. 40 S. — Es ist wohl richtig; man kann nicht Richter in eigener Sache sein, der kritischen Feder emanant die Objektivität, wenn es gilt, uns selbst zu beurteilen, aber wiederum ist es eben so schwierig, das, was unter der Oberfläche eines Menschen liegt, richtig zu erkennen, geschweige denn in die intimsten Winkel der Gedanken- und Gefühlswelt, wie des Tuns und Willens eines anderen einzudringen. Und was von dem einzelnen Menschen gilt, das gilt auch von den Völkern. Ein jedes hat eine hohe Meinung von sich, und die Japaner, die heute im Vordergrund des Interesses stehen, wohl eine ganz besonders hohe. Aber andererseits fehlt uns zur Abwägung der Werte noch der erspähende Blick in die sozialen wie kulturellen Verhältnisse der Nation, überhaupt in deren Völkergeschehnisse. In der Erkenntnis nun der Unmöglichkeit, das ein Fremder dies leisten könne, sahte Alfred Stead die Idee, die Japaner zu Selbstbekenntnissen zu veranlassen. Mit dieser That trat er an die leitenden Männer in Japan heran, um sie zur Herstellung eines autoritativen Berichtes über ihr Land zu veranlassen. Der Plan wurde von Japan mit Begeisterung aufgenommen und eine Reihe von hochgebildeten Japanern unterzog sich der Aufgabe, und das diese nicht einseitig im nationalen Sinne ausgeführt worden ist, dafür bürgt der Umstand, das die Leitung des Ganzen in Steads Hände gelegt worden ist, von dem denn auch die Organisation der Arbeit und die Anordnung des Wertes herrührt, wie dessen Herausgabe besorgt worden ist. So haben wir ein Buch erhalten, das ebenso originell in der Konzeption, wie interessant in der Ausführung ist. Der Herausgeber hat durchaus recht, wenn er behauptet, daß es etwas ganz Ungewöhnliches sei, Berichte über die Fortschritte eines Landes erlangen zu haben, geschrieben von Männern, die zur Stunde seine Geschicke leiten. Das nicht immer in den Schilderungen und Bekenntnissen eine strenge Sachlichkeit obwaltet, daß auch Urteile sich mit einschleichen, ist zu menschlich, als daß es verwundern kann, dazu sind die Urteile so charakteristisch für die Tendenz und das Bewußtsein der Japaner, daß wir sie als eine Offenbarung der Volkseele gern mit hinnehmen. Die Fülle des Gebotenen ist eine so außerordentliche, etwa fünfzig Personen in herorragender Stellung und Ministerien, wie sonstige Institutionen haben Beiträge geliefert, daß es unmöglich ist auf Einzelheiten einzugehen und wir uns auf eine allgemeine Charakterisierung beschränken müssen, um so mehr dürfte das aber Veranlassung sein, das Buch selber zur Hand zu nehmen, wozu sich nicht nur ein tieferer Einblick in die heutigen Verhältnisse des Landes geflanzt, sondern auch unser Urteil über die Japaner vielfach bereichert wird, indem wir zu neuen Anschauungen und Auffassungen gelangen. — In dem zweiten Abschnitt unternehmen es ein buddhistischer Priester, und über Nationalcharakter, Frauenfrage, Gesundheitsfrage, Volksschule, Nationalbelustigungen, Religionsanschauungen spricht Volkst und manches andere noch zu belehren. Es sind mehr erspähende Schilderungen, geschweige denn tiefgründige Erörterungen, die uns hier geboten werden, sondern dem Verfasser kommt es in erster Linie darauf an, unterhalten zu wollen, wo denn das eigenartige Land reiche Gelegenheit bietet, die geschicht ausgenutzt worden ist, hier und da allerdings noch etwas in tendenziöser Weise und in der Absicht Sensation zu machen, wie bei der Beurteilung des Buddhismus und des Christentums, das ein Anhänger der Lehre Sakjamunis niemals richtig erfassen wird und daher nicht be-

urteilen kann. Das zum Schlusse in einem Anhang vom Hofe des Mikado mitgeteilt wird, ist zwar sehr scharf, aber es hat den Vorzug, nicht zu einer captatio benevolentiae dienen zu sollen.

Die vorstehende in ihrem Werte und Treiben kurz geschilderten 6 Finkenarten sind sämtlich für unsere winterliche Vogelwelt charakteristisch. Möchte die heutige Verschönerung dazu dienen, zu ihrer Kenntnis und zu ihrem Schutze beizutragen.  
E. Reizschmar.

urteilen kann. Das zum Schlusse in einem Anhang vom Hofe des Mikado mitgeteilt wird, ist zwar sehr scharf, aber es hat den Vorzug, nicht zu einer captatio benevolentiae dienen zu sollen.

— Harpi, Adolf, Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. 8<sup>o</sup>. Geh. M. 5, geb. M. 6. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder. — Ein orientalistischer Reisebericht sowie Bemerkungen vom Reisen des modernen Vorkämpfers seien das Buch ein, dessen erster Teil „Kulturvergleiche“ und dessen zweiter Teil „Kulturziele“ überschrieben ist. Reisen und Studien in Ägypten, vorzugsweise in Luxor, Assuan, Rubien und Sudan geben den Hintergrund, auf dem sich feinsinnige Beobachtungsreihen über die Außen- und Innenwelt des Orientlebens abheben. Harpi, auf der Höhe der modernen Kultur- und Rassenforschung stehend, tritt mit höherem Blick und scharfem Urteil an die Untersuchung des Wesens der alten und neuen Kulturwelt des Morgenlandes heran; zwischen diesen Darlegungen verbreitet er helle Streiflichter über Ursprung und Wesen unserer eigenen Weltkultur. Diese Parallelen verleihen dem Buche actus eine dauernde kulturwissenschaftliche Bedeutung. Interessant ist es, wie der Verfasser im Anschluß an das Wort des Dichters: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“ den Gegensatz der Lebensziele des modernen Orientalen und des europäischen Kulturmenschen beleuchtet. Freilich dürfte auch manches in dem Harpi'schen Buche nicht unvorigesproben bleiben, so da, wo er die altägyptische Kultur zu hoch einschätzt oder den Unterschied zwischen Glauben und Wissen detailliert oder das Prinzip der Arbeitsteilung nicht recht zu würdigen weiß u. a. Überall zeigt sich die große Liebe des Verfassers zum deutschen Volkstum und das Vertrauen zu den großen Aufgaben, die das Germanentum in Zukunft zu lösen hat. Der Verfasser verfährt über eine außerordentliche Belesenheit. Der Einblick von Reise- und Reisebilder Vorbilder ist unverkennbar. Im großen ganzen muß man sagen, daß uns Harpi mit seinem „Morgen- und Abendland“ ein geistreiches Buch gegeben hat, dessen Lektüre zwar nicht leicht, aber reich an Belehrungen und Anregungen ist. E.

— René, Carl, Kamerun und die deutsche Tschadsee-Eisenbahn. Unter Benutzung amtlichen Materials und freundlicher Mitarbeit des Kaiserlichen Geheimen Regierungsrates Prof. Dr. F. Wobstmann zu Bonn a. Rh. Mit 37 Textbildern und 22 Tafeln nach Originalaufnahmen der Kamerun-Eisenbahn-Expedition 1902/1903, des Majors v. Morgen und der Hauptleute v. Besser, Glaning und Namjan, sowie mit drei Karten. Preis 6,50 M. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. — Kamerun wird von den deutschen Kolonien als die wertvollste angesehen. Wohl haben sich schon seit Jahren Kolonialpolitiker, Forscher, Reisende und Kaufleute der Aufschließung dieses großen Gebietes gewidmet, im Grunde genommen ist man aber kaum über die richtigere Kenntnis der Küstengegenen hinausgekommen. Die Erforschung und Aufschließung des Hinterlandes, besonders von Camanaa und dem reichbegabten Tschadgebiet, ist noch sehr rückständig. Der Grund hierfür liegt in den nur auf der Mündungsbüchse fließbaren Flüssen, in den gemäßigten, fast unburcharigen Urwäldern und hohen Bergen, die das Hinterland von dem Küstengebiet trennen. Besonders ist es notwendig, das das Tschadgebiet erschlossen wird, ein Gebiet, das eigentlich in seiner ganzen Ausdehnung vom Deutschen Reich beherrscht werden müßte, denn deutsche Forscher haben uns zuerst mit ihm und der Buschregion bekannt gemacht. Kamerun bildet das natürliche Eingangstor von der See zum Tschadgebiet und damit zu ganz Zentralafrika. Großbritanien, Frankreich und Deutschland arbeiten jetzt gleichmäßig an der Erschließung des fruchtbarsten Gebietes Zentralafrikas. Bei diesem „Kampf um den Tschad“ kommt Großbritanien der schiffbare Senegal sehr zu Ratte. Für uns handelt es sich bei der Erschließung der

Fläbierregion nicht bloß um die Beförderung von Personen und um die allgemeine Lösung des Verkehrs, sondern um die Versorgung Deutschlands mit den kostbaren Produkten der Tropen, wie Eisenholz, Gummi, Baumwolle, Tabak, Tee, Vanille, Farbstoffe. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß Eisenbahnen noch immer das einzige und beschränkte Mittel sind, das wirtschaftliche Leben der Kolonien in Fluss und zur Entfaltung zu bringen. Für Kamerun wird es große höchste Zeit, daß mit den Eisenbahnen begonnen wird. Das große Verdienst, diesen Gedanken in Fluss gebracht und allmählich zur Verwirklichung zu leiten, hat der Direktor des Kamerun-Eisenbahn-Sonditats, Konrad Carl Neuf, der schon seit 1897 für das Kamerun-Eisenbahnprojekt wirkt und wirkt. Die Bahn wird von Duala bei Sidory an bis zum Fläbier 1000 km lang; zunächst handelt es sich um den Ausbau der 160 km langen Strecke von Sidory nach dem Mangenabgebirge. Ein vorzüglicher Kenner des Islams und durch die verschiedensten Reisen im Orient und in Nordafrika mit der mohammedanischen Welt gründlich vertraut geworden, entwirft Neuf ein köstliches Bild von Land und Leuten, Pflanzen und Tierwelt, dem Plantagenbetrieb sowie der Verwaltung, dem Handel und Verkehr der Kamerunkolonie. Das flott und gut geschriebene Werk gewinnt noch durch die vorzüglichen Abbildungen und Karten. Eo.

— Die Neuen. Genealogie des Gesamtstaates Neuf älterer und jüngerer Linie sowie der ausgestorbenen Bagtlinien zu Weiba, Gera und Plauen und der Burggrafen zu Meissen auf dem Hause Plauen. Im Auftrage und auf Kosten Sr. Durchlaucht Heinrich XIV. regierender Fürsten Neuf j. u. Fürstregenten Neuf d. v. herausgegeben von Archivar Dr. Verthold Schmidt in Schleiz. Gr. 8°. XIV u. 70 S. Schleiz, F. Webers Nachfolger. Preis brosch. 12 M., in geschmackvollem rotem Einband mit aufgetriebenem Neufischem Wappen in Gold 15 M. — Neuerdings hat nun auch das seit Jahrhunderten im Oster- und Vogtlande anfassige deutsche Fürstengeschlecht der Neuen eine bis in die Gegenwart hinein kritisch bearbeitete und durch genaue Quellenforschung belegte Genealogie erhalten. Denn bisher waren die Wettiner das einzige der deutschen Fürstenhäuser, die ein gleich grundlegendes Werk mit der vom Kgl. Sächsischen Oberregierungsrat und Staatsarchivar Dr. Otto Post-Weiden bearbeiteten vortrefflichen „Genealogie des Gesamtstaates Neuf“ (Leipzig und Berlin 1897) aufzuweisen hatten. Nach jahrelanger, emsiger, entlassungsvoller und kritischer Arbeit hat der um die vogtländische und neufische Geschichte hochverdiente Herausgeber obiger Genealogie, Archivar Dr. V. Schmidt-Schleiz, ein von der Geschichtswissenschaft mit lebhaftem Dank zu begütigendem Nachschlagewerk über dieses Fürstenhaus geschaffen. Abgesehen von einigen im Vorwort näher spezifizierten Gründen und Abweichungen hat sich Schmidt im großen und ganzen der von Post im genannten Werke angenommen, allgemein als sehr überflüssig und vortrefflich gekennzeichneten Editionsweise angeschlossen. Die Register der in den verschiedensten Ämtern eingeleiteten handschriftlichen und urkundlichen Quellen sind stets genau angegeben, betreffend die einschlägigen Literatur (Biographien, Vorträge, Predigten, Einzeldarstellungen u. dergl.) hat der Herausgeber immer der Einfachheit wegen auf die betreffenden Nummern aus Kuerstabs Bibliotheca Ruthena verwiesen. Die verdienstvolle, vom Verlage vorzüglich ausgeschaltete Publikation enthält außer einer kurzen Einleitung (die den Leser u. a. über die Editionsprinzipien, Quellen und über die verschiedenen seit dem Jahre 1608 erschienenen Arbeiten zur Genealogie der Neuen orientiert) eine sehr anschauliche, in Rot- und Schwarzdruck ausgeführte Übersicht über die einzelnen Linien des weitverzweigten Hauses Neuf. Eine nähere Spezifikation dieser Linien und ihrer Familienmitglieder findet der Benutzer obiger Genealogie auf den nachfolgenden, gleich übersichtlichen 19 Stammtafeln. Als wertvolle Beilagen sind dem umfangreichen Werke noch vier kleine dankenswerte Artikel des Verfassers: 1) der Rufname Heinrich und seineählungen; 2) Einspruch gegen die Führung des ebenfalls grünl. Neuf-Plauischen Wappens durch die oblige Familie von Neuf; 3) die Siegel der Vögte im Mittelalter (vergl. als Ergänzung hierzu die schöne, vom Oberregierungsrat Dr. O. Post im Auftrage der Kgl. Sächsischen Staatsregierung herausgegebene, 1903 zu Dresden im Verlage des Apolls erschienene Publikation „Die Siegel des Adels der Wettiner bis zum Jahre 1500“, welche auf den Tafeln 22–31 und auf Seite 22–45 die Siegel der Vögte von Weiba, Gera und Plauen in vorzüglichen Abbildungen nebst den zugehörigen Er-

läuterungen enthält); 4) die reußischen Familiengrüfte, sowie ein die Benutzbarkeit dieser Genealogie wesentlich erleichterndes Register angehängt. Wenn auch vorliegende, mittlich verdienstvolle Publikation am Schluß einige wenige Nachträge und Berichtigungen bringt, so ist zum Schluß auf den neuerdings erschienenen, in den „Vogtländischen Forschungen“ (Dresden 1904, Wilhelm Baer) veröffentlichten Aufsatz Schmidts, behandelnd Arnold von Cuedlinburg und die ältesten Nachrichten zur Geschichte des reußischen Hauses, hingewiesen, der noch verdienende, auf Grund der neuesten Forschungen gewonnene Ergänzungen enthält und bei der Benutzung vorliegender Genealogie mit Heranzugewogen werden muß. K. v. K.

— Knieb, Philipp, Geschichte der Reformation und Gegenreformation auf dem Eichsfelde. Nach archivalischen und anderen Quellen bearbeitet. Gr. 8°. XXIV und 364 Seiten. Heiligenstadt, F. W. Cordier. Preis: brosch. 5 M., in geschmackvollem Ganzleinenband geb. 6,50 M. — Terzeitige bischöfliche Professor am bischöflichen Kommissariat zu Heiligenstadt Philipp Knieb hat als römisch-katholischer Pfarrer zu Breitenortis auf die Anregung des verstorbenen Köhler Erzbischofs Dr. Hubertus Simar hin und im Auftrage der Geistlichkeit des Kapitels Kirchengenossin obige Schrift verfaßt, welche er als einen Beitrag zur Geschichte der Pfarreien im Gebiete der Paderborner Diözese (speziell des Eichsfeldes) angesehen wissen will. Wenn auch der Verfasser hierzu eingehend die einschlägigen literarischen Hilfsmittel benutzt und fleißig die verschiedensten Archive durchsucht hat, so kann doch sein Buch vor dem Forum der unparteiisch urteilenden Geschichtswissenschaft als kirchenhistorische Monographie nicht bestehen, es muß vielmehr als offenkundige Tendenzschrift und als eine geschickte, zugunsten der ultramontanen und jesuitischen Strömungen geschriebene Arbeit angesehen werden, die sich die Geschichtsschreibung von Janßen und Pahor zum Vorbild genommen hat. Denn Knieb sucht, die alleinigmächtige Kirche gegen die „fogenannte“ Reformation (s. S. 5) und die geistlichen Fürsten, welche dem Eichsfelde „die kostbare Himmelsgabe des katholischen Glaubens und ihrer Kämpfe wieder verschafft und erhalten haben“ (vergl. Seite 364), gegen alle Angriffe zu verteidigen, da nach seiner im Vorwort enthaltenen Angabe „die Reformationszeit im Eichsfelde den Archivalien zufolge in ganz anderer Weise (??) verlaufen ist, als sie in neuerer Zeit von verschiedenen Historikern dargestellt worden ist“. Im Gegensatz zu Moriz Ritter's monumentalem dreibändigem Werke „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges“ hat es Knieb nicht verstanden, die Ergebnisse für die römisch-katholische Kirche mit den Pflichten der Wahrheit suchenden Historiker in Einklang zu setzen und die feindlichen Strömungen dieser Zeit gerecht und unparteiisch zu beurteilen. Seine Schrift ist ganz vom Geiste ultramontaner Unerschlichkeit beherrscht und beruht auf einseitiger Geschichtsauffassung. Im ersten Abschnitt (Seite 1–45), der den ersten Spuren des Protestantismus auf dem Eichsfelde zu Beginn des 16. Jahrhunderts, die Stellung des Kardinals Albrecht zur Reformation überhaupt, sowie den auch auf dem Eichsfelde todenen Bauernkrieg, ihnen schließt sich an eine Darlegung der religiös-kirchlichen Zustände in den Landgemeinden und Klöstern seit dem Bauernkrieg, sowie der ersten Bemühungen des Protestantismus in Duderstadt und Heiligenstadt, die dann einen Abfall des Adels von der katholischen Kirche zeigten. Im zweiten Abschnitt (Seite 46–98), der die Ausbreitung des Protestantismus unter den Mainzer Erzbischofen Sebastian und Daniel (1545–1574) behandelt, wird die kirchenpolitische Lage dieses Zeitraumes beleuchtet und die Einführung des Protestantismus in den Reichsständen des Adels, Duderstabs Abfall zum Protestantismus, ferner die Übernahme des Lutertums in Heiligenstadt und in den anderen Ortshäusern, sowie eine Geschichte der Klöster dem Leser vor Augen geführt. Viel umfangreicher sind die 2 folgenden Abschnitte (Seite 99–323), die uns mit und der unter Erzbischof Daniel beginnenden Gegenreformation (in der vor allem dessen grimmiger Kampf mit dem Adel und den Ständen [1574–1582] hervorzuheben ist) und den brutalen, gegen die reformatorischen Bestrebungen gerichteten Maßnahmen seiner Nachfolger auf dem erzbischoflichen Throne (1582–1626) bekannt machen und ferner noch die Zeiten bis zum Einbringen der Schweden (1631), die Jahre der Fremdherrschaft (1632 bis 1635) eingehend schildern. Mit einem Überblick über die

lesten Zeiten der Reformation Seite 324—364) bis zum Jahre 1652 (insbesondere über die Ausföhrung der Bestimmungen des westfälischen Friedens) schließt obige Zeitschrift, der außer einer Übersicht der im Text wiederholt in abgekürzter Form zitierten literarischen Hilfsmittel je ein Orts- und Personenregister beugehen ist. K. v. K.

— Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom widerlehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Von J. Minor (Wien). VII u. 224 S. 8. Preis 3,50 K. — Der gelehrte Wiener Germanist hat durch eine stark religionsgeschichtliche Föhrung des Titels wohl selbst veranlaßt, daß sein schönes Buch in theologische statt in germanistische Hände zur Beurteilung für d. Bl. gekommen ist. Doch wörm ihm das kaum leid sein, da er ohne Zweifel weitere Kreise zu Lesern wünscht, und auch der Inhalt seines Buches nicht zuletzt für Theologen von Interesse sein sollte, ganz abgesehen davon, daß auch diese nicht weniger als aufgeschlossen sind von der Teilnahme an dem tiefergehenden Fragen und Forschungen über den Altmeister Goethe, sein Leben und seine Werke. Freilich werden sie gemächlich nicht gern Gieber einer „Goethe-Gemeinde“ sein wollen (von der auch der Verfasser nicht redet), weil sie dem „Kultus“ des „Genies“ mit Bedenken zuzukommen und in bezug auf Goethe diesfalls die stattliche Grenze bereits für überschritten halten werden. Aber auch diese Bedenken sind keineswegs Sondererkenntnis theologischer Kreise, wöhlens nachdem Nabols Hildebrand über einen Knopf von Goethe“ mit seiner Ironie nachdentliche Betrachtungen ange stellt hat (vgl. Tagebuchblätter eines Sonntagsbilosophen, 1896, S. 9 ff.). Nun handelt es sich bei den hier behandelten Fragmenten nicht um solche Knöpfe. Aber doch eben, mit Goethe bez. Minor selbst zu reden, um „Fragen“, mit denen Goethe selbst niemals bis zur Herstellung eines eigentlichen Kunstwerkes fertig geworden ist. Minor will auch in dieser Beziehung nicht Goethen ergänzen. Wohl aber will er die Fragen nicht nur in Goethes gesamte Lebensarbeit, sondern noch mehr in die Bewegung der religiösen Fragen zur Zeit Goethes einreihen und tut dies wenigstens insofern, als er eine reiche verwandte Literatur vor Goethe aufweist und die Goethischen Fragmente mit bestem Erfolge an diese anreißt und ihren Vortlaut von dortiger erklärt. So hat man es in der Tat mit einem sehr angenehmen Beitrag zu der Geschichte der religiösen Fragen“ jener Zeit zu tun, wenn schon selbstverständlich die theologische Seite nicht die Hälfte an dem Buche ist, wie denn für alle, obwohl zum Teil etwas leicht gemäßen Wissenschaftler ein besonderer Gedächtnisstütze nötig schien, und das Urteil über Goethes Sprüche diesem gegenüber jurteilen weniger pietät- und respektvoll hätte sein dürfen, sonderlich bei den ans Kförlische freireienden Umgezogenheiten von S. 89 f. Nichtsdestoweniger darf das Buch in jeder Beziehung sein und tüchtig genannt werden, auch in religiöser Hinsicht, wegen der man sich besonders der ergreifenden Schlüßabschnitte von S. 210 ff. freuen wird, mit ihrem Nachweis des tiefen Ernstes von Goethes Lebensfrage nach dem „wahren Christentum“. Zu der wiederholt beröhrten Auffassung Goethes von Gott als dem Unerkennbaren (S. 58 f., 153) sei noch an Hildebrands wichtigen bez. Aufsatz (Beiträge zum deutschen Unterricht, 1897, S. 149 ff.) erinnert. O. Schneidemann.

— 1) Saat auf Hoffnung. Zeitschrift des ev.-luth. Zentralvereins für Mission unter Israel, unter Mithilfe von Prof. D. Mittel und Pastor v. Harling oierjährlich herausgegeben von Pastor Ludwig Anacker, Missions-Sekretär. 4 Hefte. 41. Jahrgang, 1904. Verlag des Zentralvereins. Preis jährl. 2 K. 2) Joma, 2) Mischnarattraktat Beröhnungstag, herausgegeben und erklärt von Prof. D. Dr. Hermann L. Strack, Berlin. (Schriften des Institutum Judaicum in Berlin Nr. 3.) 2. neubearbeitete Auflage. Leipzig, Hinrichs. Preis 80 s. — Auch ungeachtet dieses neuen, des 41. Jahrganges der berühmten Leipziger Judenmissionzeitung darf deren Bedeutung und reicher Inhalt gerühmt und für eine weit größere Beachtung und Förderung gemüßigt werden, vor allem von Seiten der Gieber und Lehrer der christlichen Gemeinde, aber auch anderer, die für das Verhältnis von Christentum und Judentum Sinn haben und darüber eine eigene Meinung haben. Auch dieser Jahrgang

wieder bietet Poetisches (Gedichte und Erzählungen), Vorträge und Berichte über Judenmission und einschlagende Fragen, Biographisches, Literaturberichte, Beiträge zur Auslegung und Deutung der heiligen Schriften u. dgl. In letzterer Beziehung könnte eine gewisse Beröhrung der abzuhandelnden, leider oft recht inhaltslosen Vörelrede durch eine schärfere geschichtliche Fragestellung nicht schaden. Doch fallen hier zwei Nachträge von dem gelehrten Talmudkenner Sichtenstein zu seinen früheren Ausführungen über das letzte Mahl Jesu auf, das es — zur Zeit des Todes Jesu in Israel zwei Parteien gegeben habe, von denen die eine am Donnerstag, die andere am Freitag das Passa schlachtete: so angenehm diese Nachrichten allen Lesern der Evangelien klingen, die sich über die Verschiedenheiten ihrer Berichte über Jesu letztes Mahl kränken, so wenig kann sich das wissenschaftliche Gewissen aller dabei schon beruhigen. Einige Verurteilung hat bei dem Unterzeichneten ein „Schriftchen an die Mitglieder der jüdisch-christlichen Konferenz in Nordamerika“ von dem um „Saat auf Hoffnung“ durch fleißige Mitarbeit hoch verdienten H. Wiegand hervorgerufen, insofern dieser christliche Pastor jene Kreise von Judenchristen, die sich als dem Gesetze Moses frei bekannt haben, darob ins Unrecht setzt, als die nicht durch Christus, sondern — durch den Talmud befreit seien (etwa nach dem Rezept von Cohen, dem die Pfarifer als die — Protestanten des Judentums erschienen). In eine solche Theorie ohne Zweifel die Wirkung einer in ihrer Art berechtigten Präzision in der Judenmission, und ein Ausfluß der gut lutherischen, dem Unterzeichneten sonst sehr zugulenden Überzeugung, daß dem jüdischen Volke auch auf christlichem Boden das Recht und die Pflicht eigener Ausgestaltung seines Glaubens zu lassen sei, so muß man doch sich hüten, diesem Volke mittels einer fragwürdigen dogmatisch-ethischen Theorie aus seinem alten Gesetze ein neues Religionsgesetz zu machen. Am ergreifendsten zeigt sich das Bedenklische auf S. 235, wo jene Judenchristen auf Pauli Wort (1. Cor. 1; Gal. 5, 11) von unaufhebbarer „Argernis des Kreuzes“ sich zurückziehen, während Wiegand ihnen nun diese Rückzugslinie mittels der lanblausigen aber solchen Auslegung dieser Worte abschneiden will: daß jene Judenchristen durchaus Recht haben, wenn sie diese Worte bei Paulus lediglich auf die Juden beziehen, hat der Unterzeichnete seit mehr als 20 Jahren bemerkt und erste Folgerungen daraus gezogen, ohne von irgend jemand widerlegt worden zu sein. Er wird nun überhaupt raten und bitten dürfen, daß seine bez. umfassenden Bemühungen (vgl. besonders Reich Gottes II, 2, 2), die in ihrem Beginn Franz Delitzsch mit Freuden begrüßt und treulich gefördert hat (vgl. nur Saat auf Hoffnung 1887, S. 128 ff.), auch von Wiegand und anderen Freunden der Judenmission ernstlicher ins Auge gefaßt und gewürdigt werden, wenn auch zunächst nur so wie der genannte vorträge Arbeiter in einem anderen Aufsatze (S. 92 ff.) mit Recht einige bedeutende Schriften der Professoren Schlatter und Heinrich beproben hat, freilich nicht ohne auch hier seine zunächst persönliche (übrigens von Paulus aus auch dem Unterzeichneten nahegelegene) Hoffnung auf ein neues, um Zion sich scharendes Judentum wie eine ausgemachte Glaubenslehre vorzutragen. Womit selbstverständlich nur eine Anregung gegeben sein soll. — Bei dieser Gelegenheit seien die eigentlichen Kenner und Freunde der hebräisch-jüdischen Sprache und Literatur, die es sind und die es werden wollen, auf die oben an zweiter Stelle verzeichnete neue Auflage von Prof. Stracks Sonderausgabe des Mischnarattraktats Joma aufmerksam gemacht. Es bebarf dabei weber, daß man Stracks große Gesehamsamkeit und Verdienste auf diesem Gebiete, noch die Mühseligkeit, ja Unzeitbedröcktheit dieser kleinen Sonderausgaben mit ihrer kurzen Worterklärung und ihrem Vokabular noch besonders rühme oder die Wichtigkeit der dadurch vermittelten Kenntnisse für biblische und geschichtliche Wissenschaft betone, noch daß man hinzuzufügen, dergleichen je nicht jebermanns Ding, solle aber immer mehrerer forschender Christenleute Sache werden. Hinsichtlich des Traktats Joma betont der Herausgeber besonders die Bedeutung für die Auslegung des Hebräerbrieffs. Die 1. Auflage war längst vergriffen; die gegenwärtige zeigt als neu namentlich eine Umarbeitung eines älteren Grundbrieffs des Traktats von spätem Jutaten.

O. Schneidemann.

## Der Zucker.

Bist du, lieber Leser, an einem hellen sonnigen Sommer-  
tage schon einmal an einer weiß gestrichenen Kalkmauer entlang  
gegangen? Ja! Und was hat da dein Auge empfunden? Nun,  
meine Augen wurden durch das reflektierte Licht unangenehm be-  
trübt und begannen zu schmerzen. Sehr richtig! Und dann bist  
du wohl weiter gewandert, hast die Stadt mit ihren weißen  
Mauern im Rücken gelassen und bist zwischen blumigen Auen  
und säftigrünen Wiesen dahingefahren. Was hat du hier  
empfunden? Meine Augen schmerzten nicht mehr sondern ruhten  
sich förmlich aus. Ganz recht! Auf dem grünen Grase fand  
sein Reflekt des Lichtes statt. Das auf eine jede grüne Pflanzen-  
zelle fallende — mit gleicher Intensität wie auf die weiße Mauer  
fallende — Licht wird jetzt aufgelöst; es wird zu gerinnungs-  
voller innerer Arbeit von den Pflanzen benutzt. Das Licht — die  
lebendige Kraft, die ein gütiger Schöpfer der Sonne verliehen,  
oder, um mit dem Physiker zu reden, die wellenförmige Bewegung  
einer aus ganz, ganz kleinen Teilchen bestehenden Materie des  
Wellenraumes. Dieses Licht unterliegt auch in den grünen Teilen,  
den Blättern, der Zuckerrübe einer merkwürdigen Umwandlung: es  
verwandelt sich in „amorphes Spannfaser“. Solch ungewandelter  
Sonnenstrahl hat nun die Macht, organische Substanzen bilden  
zu helfen. Im Zuckerrübenblatt mit seinen grünen chlorophyll-  
haltigen Blattzellen, den Blattzellen, bildet er unter Abschreibung  
von Sauerstoff aus wässriger Kohlenäure (H<sub>2</sub>CO<sub>3</sub>) eine Menge  
Kohlenäure-Moleküle, „amipant“ sie und schützt sie vor dem  
Zerfall und das erste Endprodukt ist schließlich „Stärkeemulsi-  
on“. Aber weiter geht die „Bereitlung des Hauptproduktes“, wie etwa  
ein Fabrikant es nennen würde: Einflüsse in der Pflanzenzelle,  
auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, das Wasser  
und Spaltungen der Stärke-Moleküle sind es, die zum letzten  
Ende das edle Produkt „Zucker“ zu schaffen imstande sind. Und  
kommt dann der Herbst heran, so wandert der viele Zucker  
von Zelle zu Zelle immer abwärts aus den Blättern  
bis in die dicke Rübenwurzel hinauf. Aus den armen-  
lichen, fettreichen zugeführten Nahrungsteilen der Rübe diesen  
im Herbst gelösten Zucker herauszubolen und in Form kleiner  
Kristalle zu gewinnen, versteht man heute in einer nachgerade  
erstaunlich vollkommenen Weise; es geschieht in den Zuckerrüben-  
und in einer besonderen Anlage, der sog. Raffinerie, wird der  
Rübenzucker endlich noch gereinigt und geförmt, um über den  
Großhändler und Detailisten dann in unsere Hände, in die der  
Konsumenten zu gelangen.

Über den Zucker besitzen nun aber eine Anzahl von Vor-  
urteilen und über seine Wirkung sind die sonderbarsten Ansichten  
noch immer verbreitet.

Die gegenwärtige wissenschaftliche Erfahrung ist eine andere  
als die landläufige Anschauung; die Wissenschaft ist fortgeschritten,  
aber die Volkmeinung ist, mangels genügender Belehrung, fast  
stehen gelassen; findet man doch vielfach noch die Anschauung  
verbreitet, als sei der Zucker ein entbehrliches Genussmittel, das  
nur dazu taugt, unsere Geschmacksknospen in einer unangenehmen  
Weise zu erregen, während die Wissenschaft sich längst darüber  
klar ist, daß der Zucker nicht etwa nur ein Luxusartikel, sondern  
ein wichtiges Nahrungsmittel ist, welches für unseren Orga-  
nismus namentlich als Wärmeverzeuger und Kraftbildner in Be-  
tracht kommt.

Im Jahre 327 vor Christo lernte Alexander der Große  
auf seinem Zuge nach Indien den Zucker zum erstenmal kennen;  
aber es war kein Rübenzucker, sondern der aus Zuckerröhren her-  
gestellte. Die Kultur des Zuckerröhrens und die Gewinnung des  
Zuckers aus dieser Pflanze soll außerdem den Chinesen schon seit

sehr langen Jahren bekannt sein. Hingegen blieb den alten  
Juden und den alten Babyloniern der Zucker unbekannt, denn  
diese Völker gebrauchten nur den Honig als Süßmittel. Im  
Sankrit heißt der Zucker sakura, lateinisch saccharum. In der  
arabischen Sprache sukhar, in Persien schakar, französisch sucre,  
englisch sugar und italienisch zucchero. Die verschiedenen  
Sprachen weisen somit auf einen gleichen Ursprung der Be-  
nennung hin.<sup>1)</sup> Die Soldaten Alexanders des Großen brachten  
solchen Zucker nach Persien und als die Kräfte 656 nach  
Christi Geburt aus Persien zurückkehrten, verpflanzten diese das  
Zuckerrohr nach Ägypten, später nach Spanien und den anderen  
Mittelmeerländern. Im Jahre 996 soll nachweislich zum  
erstenmal Zucker von Alexandria nach Benebig gebracht worden  
sein. Da Plinius, im 1. Jahrhundert nach Christi, den Zucker  
bereits als Süßmittel erwähnt, so müssen die Griechen und  
Römer ihn schon früher kennen gelernt haben. Denn auch  
Pioskorides (1. Jahrhundert n. Chr.) und Theophrast, 390 vor  
Christi Geburt, erwähnen den Zucker und geben an, daß er sehr  
selten sei. Es wird angenommen, daß die alten Griechen und  
Römer zu damaliger Zeit nicht sowohl das Zuckerrohr selbst  
kultivierten, als vielmehr den Zucker fertig als Handelsartikel  
einführten. 1420 findet die erste Zuckerrübenpflanzung in  
Madeira statt, und 1493 brachte Colombo diese Pflanze von  
den Kanarischen Inseln nach den Antillen. Die Hauptverbrei-  
tung des Zuckers im Mitteleuropa datiert aus der nach den  
Kreuzzügen folgenden Zeit, Benebig soll ein Hauptanpflanz-  
platz für denselben gewesen sein, bis später die größte Menge des Zuckers  
aus Mittel- und aus Nordamerika nach Europa gebracht wurde.  
So viel über den aus Zuckerröhren gewonnenen Zucker!

Nun machte im Jahre 1747 der Apotheker Marggraf in  
Berlin, welcher ein von der Akademie der Wissenschaften unter-  
haltenes kleines Laboratorium leitete, die wichtige Entdeckung  
von dem Vorkommen des Zuckers auch in der Rübe (Beta).  
Freilich, an eine technische Bewertung einer so wichtigen  
Erfindung dachte Marggraf noch nicht; er begnügte sich mit dem  
einfachen Nachweise von Zucker. Nicht so sein Schüler Achard,  
er verfolgte die Bewertung; aber erst nach 20jährigem Bemühen  
gelang es ihm, eine so zuckerreiche Varietät zu züchten, daß sich  
die Verarbeitung wirklich lohnte. Es bietet uns nämlich diese  
Rübe ein lehrreiches Beispiel von der großen Anpassungsfähigkeit  
der Pflanzen an neue Verhältnisse. Ursprünglich nur Beta  
siliqua einjährig und hatte, an der Küste des Mittelmeeres  
wildwachsend, eine ganz dünne Wurzel. Durch sorgfältige Kultur  
wurde ihre Lebensdauer auf zwei Jahre verlängert und da war  
der Wurzel Zeit gegeben, sich sehr zu verviden und darin Zucker  
aufzuspeichern, brauchte sie sich ja nun im ersten Jahre nur der  
Blüte und der Samenreife zu widmen, so war aber immer noch die  
Kuberte an Zucker nach heutigen Begriffen sehr gering und  
betrug ansfangs 3% des Rübenzuckers, später 6%. Der Gewinn  
bei solchem Fabrikbetriebe war gering und obenreiu wurde die  
junge Rübenzuckerindustrie von den Importeuren des Zuckers aus  
Zuckerrohr, Kolonialzucker genannt, nach Kräften gehindert. Schließ-  
lich kamen die Kriegsjahre, und die wenigen Fabriken wurden  
nieder geschloßen. Durch Napoleons Kontinentalpolitik litt der  
Zucker im Preise rapid und so war diese Sperre die Ursache,  
daß der Rübenzuckerherstellung aus neue lebhaftes Interesse ent-  
gegengedrückt wurde. Es wurde die Fabrikation wieder auf-

1) Sturper, Zucker und Wiskol.

genommen und nach Aufhebung der Kontinentalperre war dann Frankreich auf Fortschritt möglich. Um 1840 wurden jährlich schon 2 Millionen Doppelentener Zucker erzeugt, zu welchem waren 17 1/2 Millionen nötig<sup>1)</sup>. Tann 1860 schon 17 Millionen aus je 11,8 dz Rüben, 1880 aber 48 Millionen aus je 11,7 dz und 1899 sogar 121 Millionen aus je nur 7,5 dz Rüben. Die Zuckerproduktion der ganzen Erde wurde im Jahre 1900 auf über 6 Millionen Tonnen (à 1000 kg) Rübenzucker und über 3 Millionen Rohzucker geschätzt.

In weiten Kreisen erfreuen sich eine Menge von Vorurteilen über den Zucker allgemeiner Verbreitung. Vorurteile, die sich nicht allein auf die Bekämpfung seines Nährwertes beziehen, sondern der Zucker wird dabei geradezu für schädlich gehalten. Das „säure Leben“ mit Bezug darauf hat wohl jene Meinung besessen, nach welcher der Zucker den Zähnen schade; und es ist merkwürdig, zu sehen, wie dieser Glaube immer wieder auftaucht, so oft er auch schon von Seiten der hervorragenden Physiologen und Ärzte als gänzlich unbewiesen bezogen oder widerlegt worden ist. Schon Liebigmann<sup>2)</sup> schreibt 1836: „Dass der Genuss des Zuckers Verderbnis der Zähne hervorbringt, wie manche Ärzte annehmen, ist nicht erwiesen“, und setzt folgende Anmerkung hinzu: „Die Neger der westindischen Kolonie essen sehr viel Zucker und haben vorstehende Zähne. Wilson, Professor zu Göttingen, der sehr viel Zucker verzehrte und Zähne von selbster Schönheit hatte, schrieb folgender dem häufigen Genuss des Zuckers zu.“ Diese letztere Behauptung möchte genaugt erörtern, aber man bedachte die säurebildenden Eigenschaften starker Zuckersüßigkeiten. Übrigens war auch der Leipziger Pathologe Karl Ernst Rod<sup>3)</sup> der Ansicht, dass der Zucker „sogar zur Bildung und Erhaltung guter Zähne beizuhelfen scheint“. Nach Rod untersteht der Zucker die Lösung des phosphorsauren Kaltes, als des Bindungsmittels der Zähne.

Fragen wir nach dem Grunde des bestehenden Vorurteils, so ist vor allem bemerkbar, dass Zucker auf den entzündeten Nerven eines bereits geschädigten Zahnes schmerzzeugend wirkt. Ein solches schmerzhaftes Nervenelement ist aber auch Schmerzhaft genügt bei Berührung mit Säuren, Kohlensäure, saltem Wasser usw. Die Meinung von der angrenzenden Wirkung des Zuckers wird noch in einem Schreiben der vielgeleiteten Heilmitteln Universal-Bibliothek<sup>4)</sup> aufrechterhalten. Diese Ansicht von der schädlichen Milchsäurebildung ist aber jetzt durch erstere Versuche von Hans Dantine zu Wien in Wien widerlegt worden, der gefunden hat, dass selbst bei einem solchen Gebisse das Spülwasser eine halbe Stunde nach dem Zuckergenuss überhaupt keinen Zucker mehr enthält, und dies vermöge der leichten Löslichkeit des Zuckers. Übrigens ist die übliche Vermengung der Beize „Zucker“ und „Süßigkeiten“ sehr zu bedauern, denn der Zucker ist wirklich ganz unschuldig, wenn durch das „Gemenge“ „Süßigkeiten“ bei Kindern nicht nur dem Magen geschadet wird, sondern auch den Zähnen in Form von Bonbons, Zuckerkügelchen oder getrauten Mandeln gar mancher recht harte Nuss zu knaden überlassen wird.

Neben dem Schaden, den der Zucker den Zähnen angeblich bringt, soll er noch einer gleichfalls noch viel verbreiteten Ansicht auch auf Magen und Darm eine ungünstige Wirkung ausüben, indem er „Säure made“, Milchsäure und Crasfäure. Das die Milchsäure angeht, so soll sie durch Gärung entstehen, was u. E. aber nicht gut möglich, weil die eigene Säure, die Enzylsäure des Magens die Aufgabe hat, die Gärungsmittel zu töten oder in der Verwehrung zu hemmen. Würde Milchsäure so viel haben, so dürfte man auch keine saure Milch machen. Bekanntlich vertragen aber recht viele Leute saure Milch ganz gut und nehmen sie andere sogar mit Zucker. Zuckersüßigkeit wird dann säurebildend. Es wohnt nun noch dem Zucker als Nährstoff eine bedeutende speichelbildende Kraft inne, Speichelabsonderung aber bedingt die Verdauung, weil sie eine Vermehrung der die Nahrung auflösenden Säfte bedeutet und somit der darmreizenden Tätigkeit des Magens zu Hilfe kommt. Schon diese Gründe lassen es ersichtlich erscheinen, dass gerade von Magenkräften die entgegengesetzte Erfahrung gemacht wird, als es das verbreitete Vorurteil vermuten lässt: sie vertragen oft Zucker, wenn sie auch andere Nahrung schlecht ver-

tragen. Henriette Diebberg<sup>5)</sup> schreibt, dass sie sich selbst von einem neuen Magenübel durch regelmäßigen Zuckergebrauch befreit habe; und der berühmte Jakob Moschott hat noch im Jahre 1892, kurz vor seinem Tode, wie er ihr brieflich mitteilte, zu Kom zwei Fälle von Magenatarrh erfolgreich mit Rohzucker behandelt.

Ähnlich wie mit der Milchsäure steht es mit der Crasf- oder Sauerfäure. Diese soll unter Umständen durch Sauerstoffaufnahme entstehen, wenn Zucker in großer Menge genommen wird, wodurch dann Verdauungsstörungen herbeigeführt werden können. Abgesehen davon, dass der übermäßigen Aufnahme irgend eines Nahrungsmittels verunreinigt ohnehin niemand das Wort reden wird, kann die Crasfäure auf sich auch gar nicht einmal zu Verdauungsstörungen Anlass geben, da sie die verbreitete Säure im Pflanzenreich und als solche fast in allen Gemüsen vorhanden ist. Es müsste dann das Verzehren der meisten Gemüse ebenfalls schädlich sein. Es könnte sich nun noch um ungewöhnliche Mengen dieser Säure handeln, aber bei der raschen Aufnahme des Zuckers ins Blut könnten sich solche wohl nur unter ganz absonderlichen Verhältnissen bilden.

Inwiefern wird auch die Verunreinigung ausgeprochen, zuckerreiche Nahrung könne Zuckerantifit im Gefolge haben. Welch eine Bekämpfung des Wesens dieser Krankheit! Die Zuckernahrung besteht in einer dauernden Ernährungsstörung, bei welcher der durch die Verdauung gebildete Traubenzucker vom Körper nicht verbraucht wird, sondern im Harn gleich wieder ausgeschieden wird. Man sagt nach einer entsprechenden Untersuchung dann gewöhnlich: „Der Betroffene hat so und so viel u. S. Zucker“; man müsste aber richtiger sagen: „er hat ihn nicht“! Diese Zuckeranreicherung bildet also eines der Kennzeichen solchen Krankheits, aber nur im Verein mit vielen anderen. Nun ist es fast ganz übermäßigem Zuckergenuss denkbar, dass auch im geübten Körper ein Teil, nämlich das Zuviel, unbenutzt wieder ausgeschieden wird. Wie sollte aber dieser selbstverständliche Vorang auch nur das Oberrichtige mit „Krankheit“ zu tun haben?

Wir haben bezüglich der Vorurteile nur noch die Frage aufzuwerfen, ob ungünstigen Erfahrungen mit Zucker nicht etwa Verhältnisse zugrunde liegen? In der That mögen früher Verhältnisse des reinen Speisezuckers öfters vorgekommen sein; in heutiger Zeit kaum mehr. Eine der letzten Notizen zu diesem Kapitel kommt noch aus dem Jahre 1897<sup>6)</sup>. Heute ist es für den Konsumenten sehr beruhigend, dass solche Verhältnisse bei jeglichem Zuckersorten nicht mehr lohnen. Anders bei den sog. „Süßigkeiten“. Da wird heute noch über Verhältnisse gelagt und das u. so mehr, je lebhafter und unumänderlicher sie geführt sind.<sup>7)</sup> Wenn nach Genuss derartig Dinge sich Magenbeschwerden einstellen sollten, so wäre es offenbar eine große Unschicklichkeit, sie einfach unserem Zucker zur Last zu legen. Da z. B. Marzipan zum großen Teile aus Mandeln besteht, so kann übrigens auch zeretztes Mandelöl in Frage kommen. Man merke darum im Interesse der Kindererziehung und kühnlichen Gesundheitspflege den Grundlag: Immer solche Zuckersorten bevorzugen, deren Herstellung sich durch augenscheinliche Einfachheit auszeichnet! Je mehr Zucker, und je weniger von anderen Bestandteilen, desto besser, desto gebührender!

Eine schmerz Nahrungsmittelfälschung ist es, wenn an Stelle unseres Zuckers heimlich der nährwertlose Leer- und Harn-Süßstoff, das künstlich Verwendung findet. Durch Kunstfälschung wird Abneigung gegen Zucker großgezogen. Dass du, lieber Vater, auf den Geismald geführter künftlicher Himberernte genauer achtet? So süß schmeckt selbst reiner Rohzucker nicht. Diese starke Sätze ist aber nicht widerwärtig; außerdem ist Saccharin ohne jeden Nährwert. Der Ausgangspunkt für die gewerbliche Verwertung der künstlichen Süßstoffe ist die Zuckersäure. Daran leitende Reaktionen werden möglichst auf Urweiss- und Feinstoll beschränkt, da der Zucker ja doch nur unermindert durch den Körper geht und im Harn wieder erscheint. Damit solche Zuckersüßigkeit möglichst wenig empfunden werde, vermischt der Arzt fast dessen dieses Leerfälsch. Das ist hier somit von gewissem Werte. Wenn aber im Handel jemand gefälschte Ware kaufen will und er be-

<sup>1)</sup> Jahresbericht der Zuckerfabrikation 1901.

<sup>2)</sup> Liebigmann, Physiologie des Menschen. Darmstadt, 3. Bd. S. 232.

<sup>3)</sup> Rod, Das u. so vom gefunden und fronten Menschen. 10. Aufl.

©. 446. Leipzig 1875.

<sup>4)</sup> Julius Perreid, Die Zähne und ihre Pflege.

<sup>5)</sup> © Diebberg, Ein neues Heilmittel für Magenatarrh. 2. Aufl. Berlin 1893.

<sup>6)</sup> Vierteljahrsschrift über die Fortschritte der Chemie der Nahrungsmittel. Chemisterei Gips!

<sup>7)</sup> Hedmann, Chemiker-Zeitung 1896. Marzipan-Nährwert mit Ethrologie und Zinnober darüber.

kommt solche mit Kunstfisch, so liegt Betrug vor, denn der Käufer vermutete Jucker mit Nährwert darin.

Die Erkenntnis von dem Nähr- und besonders Gesundheitswert anderer Nahrungsmittel sollte bei den Anhängern der vegetarischen Lebensweise noch rascher Verbreitung finden. Vegetarische Kochbücher und Speisekarten sollten Jucker noch weit mehr berücksichtigen, als dies ohnehin geschieht. Denn was liegt näher, als daß für ten, der aus irgend einem Grunde die vegetarische Lebensweise benutzte, der Jucker als gleichzeitiger Nahrungsmittel und Nährstoff aus dem Pflanzenreich als Speisefisch eine erhöhte Bedeutung haben müßte, jener Jucker also, der in vielen vor genießbaren Pflanzennahrungsmitteln schon von Natur enthalten ist!

Somit sollen auch die Anhänger der Naturheilkunde unseren Jucker gehörig achten, und sie tun dies. In der weltbekannten Vahmannschen Anstalt „Weiser Hirsch“ bei Dresden soll der Jucker, so berichtet Jaensch<sup>1)</sup>, jedem Heilgatte in beliebiger Menge zur freien Verfügung stehen, während dort alle übrigen Nahrungsmittel der Menge nach für jeden einzelnen scharf begrenzt werden.

Weiterer Untersuchungen bedarf es noch, um den Einfluß der verschiedenen Nährstoffe auf die geistige Arbeit festzustellen. Da die Verdaulichkeit eine verschiedene ist, so wird auch dieser Einfluß ein verschiedener sein. Jucker ist leicht verdaulich, es wird gerade bei seiner Verdaulichkeit der Blutstrom nur wenig in Anspruch genommen, also wenig von der denkbaren Gehirnleistung abgezogen werden. Schon aus solchen Erwägungen ergibt sich der günstige Einfluß des Juckers auf den geistigen Arbeiter. Ein mit einweis. ic. reichten Speisen überfüllter Magen beeinträchtigt daagegen nach jeder Maßigkeit die geistige Tätigkeit recht merklich. „Plenus ventor non studet libenter.“ In unserer Zeit der geistigen An- und nur zu oft Überanstrengung, verbunden mit jener „hohen Lebensweise“, macht sich triebmäßig ein Verlangen nach Frustration, Erholungstreifen, Abelen, Reiten usw. geltend, aber noch braucht es in den Bedürfnissen der Ernährung eine Art „Training“, Kaffee, Tee, Tabak, ja Alkohol werden herbeigezogen, um ein Gegengewicht zu haben und um der geistigen Ermüdung zu steuern. Nüchtern wäre Jucker; denn die anderen Stoffe sind zu viel Reizstoffe. Wohl wirkt der süße Tee erntmüdend, aber es durch das Alkohol sein? Welche Rolle spielt der Jucker? Beteiligt haben die ehemaligen so beliebten „äthertischen Tees“ unserer Großeltern das meiste dem Jucker zu verdanken, und dann hätte unser Jucker noch ungeachtete literarische Ansprüche geltend zu machen.

Aus dem Altertum berichtet Xenophon<sup>2)</sup> (Zug der Sektanten) über das Verzehren von Gewürz seitens seiner Soldaten, und wir werfen die Frage auf: welche Erfahrungen und Versuchsergebnisse liegen über den Jucker bei der heutigen Verpflegung der Truppen vor? Oberstabsarzt Leitenstorfer in Weh<sup>3)</sup> ging experimentell vor und gelangte zu wichtigen Ergebnissen:

Das Hungergefühl wurde durch Jucker länger unterdrückt, die „Juckerleute“ hatten viel weniger unter Durst zu leiden, die Leute waren ausdauernder. Durch 50 bis 60 g Jucker täglich war die Aunahme- und Pulszahl während der Muskelbewegungen eine geringere, endlich nahmen die Soldaten etwas an Gewicht zu. Weitere Beobachtungen ließen vom Oberstabsarzt Leitenstorfer<sup>4)</sup> vor, der während einer 18tägigen Übungzeit 66 bis zuletzt 83 g Jucker pro Mann gab, und zwar 1½ bis 2 Stunden vor dem voranschreitenden Ende des Marsches. Magen- und Darmerkantungen kamen nach dem Verzehren von Jucker nicht vor. Der Versuchsansteller möchte dem Soldaten 30 g teils im Morgentasse, teils im Marschgetränk gegeben wissen.

Hierzu meint der König. bayerisch: Hauptmann Steiniger<sup>5)</sup>, daß die vorgeschriebene Soldatenkost mit täglich 500 g Kohlehydraten neben 120 g Eiweiß und 56 g Fett dem Bearbeiter bereits entspreche, den Blaufair zur Ernährung bei mäßiger Bewegung fordert, aber es könnten die schwächeren Leute durch Juckerzugesgaben auf gleiche Leistungen mit den kräftigeren gebracht werden und der Kompagnieführer könne gewisse Leute gegebenen Fußhufe aus der Kompanie befreien. Ferner wäre während der größeren Truppenübungen ein eiserner Bestand an Jucker, 5 kg pro Kompanie, immer mitzuführen. So soll die Leistungsfähigkeit um 15 bis 20 % erhöht werden können. Am wichtigsten sei Jucker für Reiterwohnhüter, vor der Schule kommende Fahnenjunker und für im Meldebetrieb angestrenzte Radfahrer.

Was für das Militär gilt, das ist zum guten Teil auch für den Sportausübenden wichtig, und ohne Zweifel sind die großen sportlichen Leistungen der Engländer zum Teil nur darauf zurückzuführen, daß diese größere Mengen solcher Nahrungsmittel verzehren, welche den Körper nicht belasten, aber reich an „chemischer Spannkraft“ sind (Jucker, Rindfleisch usw.). Hochtouristen, Hochgebirgsjäger, Ruderer, Radfahrer, Schwimmer, Turner, Schlittschuhläufer, Eisläufer, ja selbst Distanz- und Dauerreiter und -fahrer sollten die Juckerfrage gründlich studieren. Jeder Sportsman muß nicht nur seine Kleidung und Lebensweise sondern auch seine Ernährung dem Sport anpassen, um Höchstleistungen zu können. Nun wird aber mit der Leistungsfähigkeit auch die Genussfähigkeit erhalten und geteilt, was als ein nicht hoch genug zu schätzender Faktor zu bezeichnen ist. Handelt es sich doch z. B. bei einem Hochtouristen nicht nur darum, möglichst viele Gipfel zu erklimmen, sondern auch hierbei die unvergänglichen Schönheiten der Alpen möglichst intensiv zu genießen.

Wahrlich, die Rolle des Juckers in der Hygiene der Ernährung ist eine große. Möchten durch die vorstehenden Ausführungen recht viele zu eigenem Nachdenken und Beobachten, und einzelne zur Durchführung exakter Versuche angeregt werden.

Dr. J. M. Runath.

<sup>1)</sup> Jaensch, Der Jucker in seiner Bedeutung für die Stoffernährung. Berlin 1900.

<sup>2)</sup> Xenophon, Anabasis IV. 8.

<sup>3)</sup> Deutsche Militärärztliche Zeitschrift 1898.

<sup>4)</sup> Deutsche militärärztliche Zeitschrift 1899.

<sup>5)</sup> Steinitzer, Jucker als Kraftstoff. Berlin 1902.

### Bücherbesprechungen.

— Dresdener Jahrbuch. Beiträge zur bildenden Kunst. Das Werk ist von Dr. Karl Roetzsch und von Dr. Fortunat v. Schubert-Salbern im Verlage von Wilhelm Voelckel in Dresden herausgegeben und kostet in Pappeband 12 K. Es ist wieder einmal eine Arbeit, die, wie man zu sagen pflegt, in der Luft lag. Das Dresdener Jahrbuch mußte kommen, ob in dieser oder anderer Form, das ist ja einerlei. Das reiche Kunstleben in Dresden verlangte und zeitigte das Werk, und der Kunst gilt denn auch das ganze Buch. Schöner als andere Städte hat sich Dresden in dem letzten Jahrzehnt in Kunstthemen emporgearbeitet. Seine alljährlichen Ausstellungen gehören zu den bedeutendsten der Zeit. Dresden ist für die bildende Kunst genau wie Berlin, München und Düsseldorf ein internationales Zentrum geworden. Aber nicht nur diesem Gesichtspunkte dient das Werk. Es beschäftigt sich auch mit der einheimischen Kunst. Kurz, es zeigt, wie an der Hand von Einflüssen, die von der in Dresden loyierten alten Kunst, und an der Hand von Einflüssen, die gegenwärtig ununterbrochen zu fließen von außen auf Sachsen einwirken, wie also auf Grund dieser Einflüsse das Kunstleben und Kunstschaffen in Dresden sich gestaltet hat. Nicht in einem durchlaufenden Trize ist dies dar-

gezeigt, sondern in einer ganzen Reihe von Artikeln, die aber schließlich notwendigerweise bei dem gleichen Ziele ankommen müssen. Es kann hier nur nicht auf jeden dieser Artikel eingegangen werden. Es wäre auch wenig kurzweilig, ein Register des Werkes hier veröffentlicht zu wollen. Es genügt, dem Dargebotenen ein summarisches Lob zuteil werden zu lassen und im übrigen auf das Hauptfachliche hinzuweisen. Da wären denn vor allem die Artikel von Roetzsch und von Schubert-Salbern zu nennen, in denen dieser über das Wesen und die inneren Beziehungen von Kunst, Kultur und Kritik, jener über das „Ergebnis der internationalen Kunstausstellung von 1904“ und über das „Dresdener Historische Museum“ schreibt. Auch Carlits Aufsatz über „Die Zukunft der Dresdener Museen“ verdient volle Beachtung. Von den Artikeln, die sich mit speziellen Fragen beschäftigen, sind die vortrefflichen Ausführungen von Georg Treu über die „Mänade des Sopha“ im Albertinum, Wölflins Worte über den Dresdener Tücher-Altar, Karl Boermanns Abhandlung über von Tschakowskys Altar in der Galerie und schließlich B. v. Seidlitz' Aufsatz über Courbets Steinleifer hervorzuheben. Der Steinleifer ist dem Werke in einer guten Vortragsfassung beigegeben, wie denn überhaupt die ganze Ausstattung des Buches vornehm und zweckentsprechend ist.

— Das 11. Heft des III. Bandes der Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, im Auftrage des Vereins herausgegeben von Prof. Dr. E. Meißel und Prof. Dr. J. Stumme, enthält außer geschichtlichen Mitteilungen, unter denen mit die Einleitung zur 9. Hauptversammlung des Vereins in Zwickau (28. und 29. Oktober) hervorzuheben, einen größeren, durch 9 Rätzchen erläuterten Aufsatz von K. Meißel über die Herkunft der deutschen Siedler im Königreich Sachsen nach den Ortsnamen und Platanen, der bereits in der Zeitschrift Deutsche Erde veröffentlicht worden ist und eine Reihe von Anregungen, für die Siedlungsgeographie sehr beachtenswerten Beobachtungen enthält, wenn er auch abschließende Ergebnisse nicht zu bieten vermag. Ferner teilen H. Wolf-Kinnaberg einen Judenexil aus dem 18. Jahrhundert, H. Köhler-Abenberg die Gemeinderträge von Niederböden aus dem Jahre 1665, Werner-Radebeul einige Kinderreime aus Pirna, der Lausitz und Stolpenheim mit. Auch auf eine Anfrage von A. Hellwig, die sich auf kriminalistisch interessante abgelaufene Verfassungen und Strafrecht bezieht, hat ausdrücklich eingewilligt werden. — m —

— Codex diplomaticus Lusatie superioris II., enthalten die Urkunden des Oberlausitzer Fürstentums und der gleichzeitigen, die Gesandte angehenden Urkunden. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gesammelt und herausgegeben vom Gesellschaftssekretär Professor Dr. Richard Jecht. Gr. 8°. I. Band umfassen die Jahre 1419—1428 (X und 645 Seiten); II. Band umfassen die Jahre 1429—1437 und ein vom Seminaroberlehrer E. A. Seeliger bearbeitetes Orts- und Personenregister (851 Seiten). Görlitz, 1896—1904. In Kommission der Buchhandlung von S. Lipschitz. Preis: geh. 30 Mk. — Im Gegensatz zu den der Oberlausitz benachbarten Gebieten (Königreich Sachsen, Schlesien, Böhmen, Mähren, Brandenburg), in denen man eifrig mit Veröffentlichungen von urkundlichen Quellen beschäftigt war, ruhte von Seiten der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz seit 40 (resp. 26 Jahren) die in die Wege geleitete systematische Herausgabe von Quellenchriften zur Geschichte der Oberlausitz. Um so mehr ist daher der mit finanzieller Unterstützung der Stadt Görlitz und der Stände des preussischen Markgrafentums Oberlausitz erschienene 2. Teil dieses Codex diplomaticus Lusatie superioris (der erste, sehr unzulänglich von G. Köhler bearbeitete Teil erschien 1856 in 2. Auflage) mit Dank zu begrüßen, welcher die Urkunden des Oberlausitzer Fürstentums und der gleichzeitigen die Gesandte angehenden, unter der Regierung Kaisers Sigismund stattgegebenen Urkunden (vom 16. August 1419 bis 9. Dezember 1437) enthält. Der um die Geschichte der Oberlausitz durch die verschiedensten Arbeiten hochverdiente Herausgeber und langjährige Gesellschaftssekretär Professor Dr. Richard Jecht hat die ihm gestellte Aufgabe vorzüglich gelöst und die in neunjähriger emsiger Arbeit gesammelten Urkunden in streng kritischer Weise nach den neuesten Editionsprinzipien veröffentlicht. Mit ganz wenigen Ausnahmen fanden sich die zu veröffentlichenden Urkunden, Ratserrechnungen und Akten in Görlitz vor. Bei der großen Fülle des für diese Zeit in Betracht kommenden archivarischen Materials, das auch für die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes und besonders für die Nachbargebiete der Oberlausitz von großem Nutzen ist, mußte in bezug auf die zu publizierenden Stücke Beschränkung eintreten. Die vielen auf Verfassung, Verwaltung, Topographie u. dergl. bezüglichen urkundlichen Nachrichten über die Stadt Görlitz in dieser Zeit müssen einer speziellen, die verschiedenen Verhältnisse dieser Stadt während des ganzen Mittelalters berücksichtigenden Urkundenpublikation vorbehalten werden. Ähnlich steht es mit der Bearbeitung eines künftigen Urkundenbuchs der Glatzoberlausitz für die Jahre 1419—1437. Auf Grund dieser sehr berechtigten Erwägung hat der Herausgeber alle urkundlichen Nachrichten, welche sich auf die Verfassung der Oberlausitz, auf das Verhältnis zwischen den Städten untereinander und zwischen Stadt und Land, auf die innere Verwaltung und gerichtliche Tätigkeit, auf die kirchlichen Verhältnisse der einzelnen Kommunen, sowie auf die Kulturgeschichte und Topographie beziehen, für kein Urkundenwerk nicht berücksichtigt, sofern sie nicht von dem Fürstentum und den Feinden jener Zeit zu trennen waren. Jedoch verdienstvolles Wert enthält eine reiche Fülle von Material für die mannigfaltigen historischen Studien, so daß es allen Forschern und Freunden der Geschichtswissenschaft zur Benutzung nur angeschlossen empfohlen werden kann. Auch der Druck (Wahl von 4 verschiedenen Schriftarten) zwecks genauer

Scheidung der verschiedenen Textarten) und die Ausstattung des Urkundenbuchs ist vorzüglich. Der Edition, welcher eine kurze einleitende Übersicht über die benutzten Quellen vorangeht, ist am Schluß ein 100 Seiten starkes Orts- und Personenregister, welches die Benutzung des wohlgeordneten Urkundenbuchs wesentlich erleichtert und vom Seminaroberlehrer E. Klein Seeliger-Abbau verfaßt ist, angehängt. Von der Beilage eines Glossar und Sachregister wurde wegen des großen Umfangs leider abgesehen. Wäre eine Fortsetzung dieses Urkundenbuchs durch Professor Dr. Jecht infolge weiterer finanzieller Unterstützung seitens der Stadt Görlitz und der genannten Stände und die beachtliche (während der Drucklegung der Urkunden von Prof. Dr. Jecht ausgearbeitete) geschichtliche Darstellung dieses Zeitraumes in Kürze usw. befehrt werden. K. v. K.

— Eisenberg-Moritzburg im Kriegsjahre 1813. Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgeteilt von Oberstleutnant Dr. C. Meißel. Dresden-R., C. Reinisch, 1905. 30 S.; 8°. Preis 8 Mk. — Befehle und anprüfungslos ganz wie sein Verfaßter, handelt das hübsch ausgestattete Büchlein von den mannigfachen Akten eines gewissenhaften Beamten, der von dem annerauten königlichen Gute die mit Einquartierung von Freund und Feind verbundenen Verluste abzumenden oder doch zu mildern bestrbt war. Ht.

— Geschichte des deutschen Volkes. Von Dr. Simon Peter Widmann. Mit neun Porträts. Zweite, verbesserte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1905. XII, 915 S.; 8°. Preis 8 Mk. — Abgesehen davon, daß Anzeigen von zweiten Auflagen in diesen Spalten eigentlich gar kein Raum vorbehalten ist, kann ich mich auch sonst angezogen der vorliegenden Darstellung sehr kurz fassen. Hinsichtlich der Beurteilung der katholischen Kirche und der konfessionellen Verhältnisse in Deutschland vertritt ich seit vielen Jahren eine ausgesprochene irische Auffassung; ich vermittele abfichtlich, wo es nur irgend geht. Aber Widmann gegenüber wäre ein solch wohlwollendes Verfahren gänzlich unangebracht. Nur der Wahrheit diene das Buch, so verdient der Verfasser auf S. VI wiederholt. Schön. Ich gebe zu, daß es auf historischem Boden je nach der Weltanschauung verschiedene Wahrheiten gibt, wie paradox auch das klingen mag. Deshalb will ich, S. 8 die einseitige Behandlung der Emser Paktation (S. 643) hingehen lassen. Wenn aber Widmann S. 8 (auf S. 356) sagt: „Das am 8. Mai [1521] erlassene Edikt verhängte über ihn (Luther) und seine Anhänger die Acht und Aberacht, wurde aber erst nach Ablauf der zwanzigtägigen Geleitsfrist verhängt, als der Gedächte schon . . . in Sicherheit gebracht war“, so will er entscheiden den Glauben an ein besonderes Eingegentommen des Kaisers erneuert. Bekanntlich stammt jedoch jener Erlass tatsächlich erst vom Ende Mai und ist — eine alte diplomatische Übung — jurisdiktär worden aus ganz anderen Gründen, als Widmann angibt. Sollten diese peinlichen Zusammenhänge dem Verfasser unbekannt gewesen sein? Ht.

— Das heilige römische Reich deutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Großen. Von Dr. Artur Braubach. I. Band. Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Silbbergauen. Berlin, Gebr. Paetel. Preis 7 Mk. — Wenn der Stoff des vorliegenden Buches, soweit es die militärischen Verhältnisse und Operationen anlangt, auch bereits durch den Band „Koschack“ des Generalstabwerkes über den 7jährigen Krieg eine klassische Darstellung gefunden hat, so bleibt es doch eine nicht uninteressante Aufgabe, die Tätigkeit des heiligen römischen Reichs als solchen, die in den Geschichtswerken meist nur nebenbei und nach ihrer kaiserlichen Seite hin behandelt wird, zum Gegenstand einer Studie zu machen. Mit großem Fleiß hat der Verfasser das Material gesammelt und zu einem recht anschaulichen Bild verarbeitet. Besonders anerkennen ist die große Objektivität, mit der er dem Herzog Joseph Friedrich von Sachsen-Silbbergauen gerecht wird, der wahrlich ein besseres Geschick verdiente, als nach einem ruhm- und tatenreichen Soldatenleben die Reichsarmee von Koschack zu kommandieren und dem suffizienten Spott Friedrichs anheimzuwerfen. Einige kleine Irrtümer sollen dem Buche keinen Eintrag tun; z. B. die Angabe, daß der Freischarführer v. Mayr als Oberleutnant in die preussische Armee eintrat, während ihn der König nur als Leutnant einstellen wollte. Mayr war vielmehr bereits polnischer Oberleutnant, während Friedrich ihm nur ein Majorspatent bot. H. St.



## Predigt-Literatur.

Gedächtnis-Predigt für Seine Majestät König Georg von Sachsen gehalten von Dr. theol. A. Pant, Geheimem Kirchenrat, Superintendent und Pfarrer zu St. Thomä in Leipzig. Halle a. S., R. Ed. Müllers Verlag. 30 S. — Nicht über einen der beabsichtigt vorgezeichneten Texte, sondern über den selbstgewählten, Psalm 84, 6. 7., und auch ohne besondere Berücksichtigung des Umstandes, daß der Trauergottesdienst zugleich Sonntagsgottesdienst war, hat der Verfasser gepredigt. Er hat den Satz an die Spitze gestellt: In dem Herrn habe ich Stärke, und dieses Bekenntnis bezeichnet als das ehrenvolle Gedächtnis des Entschlafenen und sein heiliges Vermächtnis für uns. Aber diese zweite Anwendung des Satzes tritt stark zurück hinter die erste, in der eine ausführliche Schilderung der Taten und Gesinnungen und des Charakters gegeben wird zum Teil auf Grund persönlicher Erfahrungen des Predigers (ein Brief König Georgs an den Prediger ist in der Predigt wirklich zur Vorlesung gelangt). Gelobt und Geleitet durchs Kirchenjahr. Ein Jahrgang von Predigten zum Teil über neutestamentliche Texte. Von Dr. theol. Rudolf Kögel, weil. Oberprediger und Episkopos des Königl. Domkandidatenstiftes. Zweites Jahrbuch. Zwei Bände. Halle a. S., R. Ed. Müllers Verlagbuchhandlung. 11 M. — Wir haben diese Predigten, als sie 1895 erschienen, zweimal ausführlich besprochen und lassen zur Zeit zusammen, was damals zur Erklärung ihrer Verfasserschaft zu sagen war. Kögel fühlte, als er die Kanzel nicht mehr betreten konnte, das Bedürfnis, sich mit seiner Gemeinde zu berühren, und hat deshalb zunächst an dem ersten Neujahr, wo er nicht predigen konnte, eine Predigt für die Mitglieder der Tomengemeinde drucken lassen, welche Predigt hier mit Aufnahme gefunden hat, sobald aber diese Sammlung veranstaltet, um so weiter zu ihnen reden zu können. Zu diesem Zweck hat er freilich nicht nur Predigten verfertigt, sondern die in den letzten Jahren gehaltenen zusammengestellt und, um einen Jahrgang vollständig zu machen, aus den früheren, inzwischen vergriffenen Sammlungen das Vertollte herausgenommen. So gewahren diese beiden Predigtbände eine Art Überblick über Kögels homiletische Entwicklung; es sind Arbeiten aus verschiedenen Zeiten seines Lebens hier vertreten. Und geht er ohne jeden Zweifel in den bedeutendsten Vertretern der Predigtkunst im vorigen Jahrhundert, so ist die erneute Darbietung gerade dieser Sammlung für das unerlässliche Studium seiner Schriftauslegung von hohem Werte. Wir halten es für überflüssig, jene Bedeutung Kögels irgendwie näher nachzuweisen; hier sind alle Beurteiler einig, während die Aufschauungen über die Schwächen seiner Predigtkunst, die unzulänglich vorhanden sind, je nach dem homiletischen Standpunkt auseinandergehen. Wir glauben deshalb den Lesern, die wir im Auge haben, den besten Dienst zu tun, wenn wir sie mit der Kenntnis, die Kögel getroffen hat, etwas näher bekannt machen. Am wenigsten sind vertreten die altkirchlichen Episteln, und auch dann nur selten in ihrer ganzen Ausdehnung. Kögel hat in Steinreinscher Art am häufigsten nur einzelne Teile derselben verwertet. Dasselbe gilt von denjenigen Texten, die wir am häufigsten antreffen; das sind in der Regel die den neueren Verfassersystemen entnommenen Schriftstellen und in geringerer Zahl die altkirchlichen Evangelien. Ganz frei gewählt sind nur die wenigsten Texte, fast nur die bei besonderen festlichen Gelegenheiten verwendeten. So selbständig gibt also Kögel auch bewegt hat, zurückgekehrt ist er doch immer wieder zu den biblischen Klängen, die der Gemeinde vertraut sind. Und auch das ist, wie so vieles bei seinen Predigten, vorbildlich. Er hat gewußt, daß sich das Werk der Erbauung leichter vollzieht,

wenn der Hörer sich auf ein bekanntes Gebiet versteht fühlt, als wenn er sich erst vermittelst umständlicher Sacherklärungen den Standpunkt anweisen lassen muß, auf dem sein innenwärtig Mensch Einbrüche empfangen soll.

Eins ist noch! Ein dritter Jahrgang Predigten, meistens über freie Texte, gehalten von D. E. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Zweite Auflage. Halle a. S., Richard Kühnmanns Verlagbuchhandlung (W. Groß). 5 M. — Die erste Auflage hat Hoffmann noch selbst herausgegeben. Er trug die Jahresszahl 1893, und wir haben sie schon Ende 1894 in Nr. 150 der Wissenschaftlichen Beilage angezeigt. Es ist überaus erfreulich, daß diese tiefsten Predigten, die sich um die sogenannten brennenden Fragen des Tages so gut wie gar nicht kümmern und auf jede Redefunktion verzichten, soweit ihre Regeln nicht für jeden Redner maßgebend sind, neu begehrt und dargeboten werden. Das ist ein Beweis dafür, daß die schlichte Verständigung des Evangeliums, sobald sie nur im Geist und in der Kraft geschieht, nach wie vor ihre Freunde findet. Und Geist und Kraft sind hier allerdings in reichem Maße vorhanden. In den Geist der Schrift hat sich Hoffmann mit seinen reichen Belegzügen und mit der Erkenntnis seiner vieljährigen Erfahrung verankert, und die Kraft des erlösten Christen, der Frieden mit Gott hat, durchdringt seine Gedankenführung. Deshalb haben ihm Professoren der Theologie bezeugt, daß sie mit Freude von ihm gelernt und bewundernd zu seiner Schriftauslegung aufgeschaut haben. Seit ihm diese Ehrenbeurteilung ausgeteilt worden sind, aus seinem Nachlasse noch manch schöne Gabe zutage gefördert wurde und sein gelegener Lebensgang auch denen erschildert worden ist, die ihn nicht gekannt und gehört haben, ist er in den Kreisen, die für die Berührung mit solchen Persönlichkeiten empfänglich sind, ein wohlbekannter und vielgeliebter Lehrer geworden, der nach seinem Tode noch ebenso wirksam ist, wie im Leben. Für solche Leser bedarf es keiner Empfehlung seiner Predigten. Aber es wäre sehr schön, wenn manch ein von Zweifeln befangener Theolog und manch ein nach der Wahrheit ehrlich suchender Christ damit bekannt gemacht werden, um zu erfahren, welche Kraft und Segensfülle in dem Evangelium von Christo liegt, wenn es recht gepredigt wird.

Unsere Gemeinschaft am Evangelium. Predigtgründe von A. Kordes, Pastor an St. Johannis in Hamburg-Herzfelde. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Geb. 1 M. — Das Heftchen enthält nur vier Predigten, eine zum Abschied in Frankfurt, eine zum Amtsantritt in Hamburg gehalten, eine Freitagsspredigt und eine Dinerpredigt. Aber wer sie liest, empfängt damit eine inhaltreiche Gabe. Von den andern immer so viel reden, wie nötig es ist, daß das Evangelium den Kindern dieser Zeit in ihrer Sprache gepredigt werde, das ist hier ohne sonderliche Kunst in aller Schlichtheit und doch in großer Kraft zur Ausführung gebracht. Wir verstehen, wie sich die Zuhörer hier wie dort von den Predigern gefaßt haben; und es ist doch nicht eine Spur von den Schlagwörtern der Tagesfragen, nicht eine Spur von den bekannten Reizmitteln der großen Redner in seinen Predigten zu entdecken. Wie er das anfangt, haben wir angedeutet; aber den rechten Begriff kann nur der bekommen, der sie aufmerksam und wiederholt liest.

Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig. I. Die Seligpreisungen. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagbuchh. Nachf. (Werg Böhm). 1.50 M. — Wir haben erst unlängst Gelegenheit gehabt, die Bergzüge Kaiserlicher Predigten hervorzuheben. Und hier handelt es sich

nicht um eine neue Gabe, sondern um das Wiedererscheinen einer Sammlung, die schon seit 1899 bekannt und verbreitet ist. Und die Verlagsabhandlung war in der glücklichen Lage, dieser zweiten Auflage des ersten Bandchens eine ganze lange Reihe von Beurteilungen beizufügen, die eine wie die andere des Lobes voll sind über diese Auslegungen. Unter ihnen befindet sich auch eine solche aus unserer Zeitung. Wir können uns deshalb darauf beschränken, auf die Eigenart dieser Predigten, durch die sie sich von andern über denselben Gegenstand unterscheiden, aufmerksam zu machen, damit die Leser, die sie nicht kennen, erfahren, was sie darin finden werden. Es kommt dem Prediger nicht bloß darauf an, die Bergpredigt Satz für Satz zu erklären, als vielmehr den gesamten Gehgehalt, den sie in sich schließt, zur Darstellung zu bringen. Deshalb hat er in seiner Auslegung der Seligsprechungen die betreffenden Abschnitte aus Lukas 6 herausgehoben und zur Erklärung mit verwendet. Und um von vornherein die ganze Rede als eine Hauptpredigt Jesu zu kennzeichnen, hat er in der ersten Predigt Anfang und Schluß aus Matthäus nebeneinander gestellt. Die bereits vorhandenen Erklärungen, vor allem die Lutbers, sind natürlich zuvor studiert und ihrem Wert entsprechend verwendet worden. Ja der Prediger zieht auch die gesamten Ergebnisse erster Schriftforschung heran, namentlich wo sie das bessere Verständnis der Zeit und des Volkes vermittelt, denen die Bergpredigt einst geollten hat. Tenaach sind die Predigten jedem zu empfehlen, der in dem tiefen Sinn jener heiligen Spruchwörter einbringen begehrt und ihren Zusammenhang sich klar machen will.

Die Predigt der Kirche. Neue Folge. Die Evangelische Predigt an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von Lic. theol. F. J. Winter, Pfarrer in Bodwa i. Sa. Dresden und Leipzig, Fr. Richters Verlag (C. Lubwig Ungelenk). Jeder Band 1,50 M. — Das neue Unternehmen, das sich an das bekannte frühere anschließt, wird im ersten Band von dem Herausgeber kurz gerechtfertigt. Dieser Band enthält nur Predigten von Samuel Keller, der in einer trefflichen Einleitung sich über „Unser Prediger“ ausspricht. Hier treffen wir eine Auseinandersetzung, die im wesentlichen nur von dem Prediger selber handelt und neben manch-m, was gut und richtig ist, eine Selbstpfehlung enthält, bei der er sich über seine einzige „Belehrung“ um richtigen Prediger und die früheren Leistungen freut. Uns kam dabei der von dem feingigen allerdings sehr abweichende Gedanke, ob Keller nicht vorher, als „die Bauern unter seiner Predigt schliessen“, für das Reich Gottes mehr und besser gearbeitet habe, als später, wo er als gefeierter Reisender von Stadt zu Stadt gezogen ist. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, wenn man den ersten Band eines solchen Werkes in seinem ganzen Umfang einem Prediger wie Keller einräumt. Welche Begriffe muß ein Leser nach Jahrhunderten von der evangelischen Predigt im 20. Jahrhundert bekommen, wenn er ihn als ersten Vertreter derselben in einem Sammelwerk vorfindet! Einen Platz darin neben anderen von seiner Art, aber in bescheidenem Maße, konnte er allerdings beanspruchen; denn er hat schöne Gaben des Geistes, eine gewisse Reifeinheit und eine ausgeprägte Eigenart, die allerdings so einleuchtig ist, daß man schon in wenigen einzelnen Predigten so ziemlich alles erfährt, was er überhaupt zu geben hat. Wie sie aber alle lesen muß, der selbst bald unter der üben Empfindung unerträglicher Wiederholungen, doch nicht etwa solcher Wiederholungen, wie sie in allen Predigten aller Zeiten vorkommen müssen, sondern solcher, in denen bestimmte Klaußsätze, Gleichnisse und Zitate ihre eigene Rolle spielen. Ein solcher Redner, der zur Gewinnung wichtiger Gedanken sich seine Zeit nimmt, muß dann zu sonderbaren Mitteln greifen, um seine gewünschten Wirkungen zu erzielen. So wird die Stelle S. 69 mit einem Richter verglichen und von der Aufrichtung des Reichs Gottes heißt es S. 82: Wir heben uns etabliert! Die Fabrik ist eröffnet. Mit solchen Schreierien an heiliger Stätte sollen wohl Fabrikarbeiter gemeint werden — für das Reich Gottes. — Der zweite Band trägt den Titel Arbeiterpredigten. Sein Inhalt ist glücklichweise nicht bloß von einem einzigen Prediger geliefert, sondern von mehreren, unter ihnen sehr namhaften Vertretern der Predigtkunst. Der Herausgeber spricht sich in der Einleitung darüber aus, daß unsere Zeit besondere Predigten für Arbeiter über die Arbeit fordere und zwar nicht bloß bei den festgesetzten der christlichen Arbeitervereine. Diese Vorrede enthält eine Wahrheit, aber sie ist nicht ohne weiteres richtig,

worüber wir uns hier natürlich nicht verbreiten können. Da er aber die vorliegende Sammlung nur als einen Versuch bezeichnet, zur Darstellung zu bringen, daß und wie solche Arbeiterpredigten jetzt gehalten werden, so fällt jeder Grund zu einem Widerspruch dahin. Mehrere dieser Predigten sind nämlich gar keine Arbeiterpredigten in jenem Sinne, andere wollen es sein, sind aber viel zu wenig vollständig, noch andere, die es wirklich sind, würden die Kritik herausfordern, wenn sie einzeln gelesen beurteilt werden. Über jenen Versuch kennen zu lernen, das ist jedenfalls nützlich und zeitgemäß.

Die Predigt im 19. Jahrhundert. Kritische Bemerkungen und praktische Winke von D. Paul Drews, Professor der Theologie an der Universität Gießen. Gießen, J. Neidische Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1 M. — Eine Einschränkung, die der gewählte Titel fordert, ist ihm auf dem Titelblatt vorgebrudt: es handelt sich um einen erweiterten Vortrag, und so wird sich jeder Leser selbst sagen, daß die kritischen Bemerkungen und praktischen Winke sich nur auf vereinzelte Punkte des weitwichtigen Themas erstrecken können. Aber auf der zweiten Seite wird diese selbstverständliche Einschränkung noch einmal ganz wesentlich eingeschränkt auf den einzigen Punkt des Predigtgegenstandes. Und zwar soll dieser Predigtgegenstand fast nur unter dem Gesichtspunkte angefaßt werden, daß er in dem gewählten Predigtthema zum Vorschein kommt. Deshalb werden von gewissen Hauptvertretern der Predigtkunst die Predigtthematika, die sich in ihren Predigtansammlungen finden, der Beurteilung unterzogen. So kommen der Reihe nach dran: Dräsele, Tschirner, Köhr, Schliermacher, Wolf, Tolud, Hffeld, Steinmeier, Kögel, Sinjus, Dörries. Etliche andere werden nebenher erwähnt. Der Verfasser vermag sich im Wortwort dagegen, daß man aus dieser eigentümlichen Auffassung seiner Aufgabe vorläufige Schlüsse auf seine homiletischen Grundfälle überhaupt ziehen möchte, aber er bekennt sich doch bei seiner Beurteilung deutlich zu dem Schliermacherischen Satze, daß jede wirkungsvolle Predigt aus einer Synthese von Sage, Zeug und Gemeinde entstehen solle. Diesen Grundfälle entsprechend wird beispielsweise Steinmeier sehr niedrig eingeschätzt, weil bei ihm Rücksicht auf die Gemeinde so gut wie gar nicht genommen wird und der Text völlig beherrschend über dem Prediger steht. So kommt doch ohne Zweifel ein homiletisches Prinzip des Verfassers zu voller Wirkung, die Predigt dürfte sich nicht auf die Verkündigung der Glaubenswahrheiten in allgemeinen beschränken, sondern müsse vor allem Probleme des religiösen und sittlichen Lebens dem Zeitbedürfnisse entsprechend behandeln. Dieser Satz ist gewiß richtig und er wird von dem Verfasser in vielen Beziehungen treffend beleuchtet. Aber es ist jedenfalls völlig einseitig, wenn man die Frage, inwiefern ein Prediger sich nach ihr richtet hat, lediglich nach der Formulierung seiner Predigtformata entscheiden will. Hffeld z. B. hat trotz der meist ganz allgemeinen oder aber rein tierlichen Thematika, die er aufgestellt hat, jener Forderung durchaus entgegen. So ist die ganze Beweisführung, was seine Predigtweise anlangt, verunglückt; man darf eben nicht bloß auf seine Thematika adien, sondern muß auch deren Durchführung berücksichtigen. Der Verfasser ist allerdings durch sein Wortwort gedekt; aber dann müßte der Titel des Vortrages anders gestellt werden.

Habt die Brüder liebe! Predigten und Ansprachen aus allen Gebieten der Inneren Mission. Herausgegeben von G. Bittentberg, Pastor an der Gethsemane-Kirche zu Berlin. Neue Bibliotheks-Ausgabe. Berlin, Tromwisch und Sohn. 3 M. — Diese Sammlung ist im Jahre 1898 in Hefen erschienen und wurde, wie von vielen andern Seiten, so auch von uns als ein sehr schätzenswerter Beitrag zu der betreffenden Literatur willkommen geheißen. Die Verlagsabhandlung hat recht daran getan, dem Wert eine weitere Verbreitung dadurch zu verschaffen, daß sie die Buchausgabe an die Stelle der Hefen auslegt und den Preis auf die Hälfte herabsetzt hat. Und diese Buchausgabe darf wohl eine Bibliotheksausgabe heißen; denn sie wird in der Tat in jeder Stadtbibliothek für Innere Mission ihren Platz finden. Trotz der Massen von Gelegenheitsreden und -predigten, die als Einzeldruck und in homiletischen Zeitschriften und Vereinsblättern alljährlich gedruckt werden, ja man könnte sagen, wegen der Massen, in denen diese Literatur auftritt, ist es in manchen einzelnen Fällen schwer genug, das gewünschte Beispiel und Vorbild der Rede namentlich für ein mehr entlegenes und nur vereinzelt betriebenes Arbeitsgebiet zu finden. Diese Sammlung schafft wohl fast ausnahmslos Rat.

Deshalb tun wir dem Unternehmen vielleicht den besten Dienst für seine Ausbreitung, wenn wir gegen unser Bemühen bei ähnlichem Anlaß hier alle die Zweige des großen Gelantgebietes, die hier betätigt sind, nach einander aufzuführen: Bibelgesellschaft, Schriftenverbreitung, Sonntagsschule, Stadtmision und Evangelisch-liturgischer Hülfverein, Männer- und Jünglingsverein und Christlicher Verein junger Männer, Jungfrauenverein, Marthaheim, Seminarsmission, Christliches Berbergsowie, Arbeiterkolonie, Rettungsanstalten, Verein zum blauen Kreuz, Arbeit an den Erlangenen, Sittlichkeitschule, Krankenpflege, Gv. Arbeiter-Verein, Arbeit unter den Sachseingewandern. Für den Predigten und Ansprachen aber, die diesen Einzelgeboten gemindert sind, gehen vorher sieben Predigten und eine Ansprache, die sich mit der Innern Mission im allgemeinen beschäftigen; und sechzehn Reden aller Art, die bei Einweisungen, Einsegnungen und Einführungen in Diakonien und Diakonissenanstalten gehalten worden sind. Hier, wie auch nachher noch gelegentlich, finden wir die Namen berühmter Prediger und Viehbarbeiter, Sünder, Beden, v. Bodelschwingh und Baur. Im übrigen hat der Herausgeber nicht sowohl nach großen Namen ausgehakt, sondern vor allem nach lehrreichen Beiträgen solcher Berufsarbeit, die mitten im Werke stehen. Und das ist der Hauptvorzug seiner Sammlung. Mehr brauchen wir wohl nicht zu sagen, um die Berechtigung nachzuweisen, mit der sie eine Bibliotheksangelegenheit heißt.

Matthias' Predigten über Luthers Leben. Mit Erläuterungen dem evangelischen Volke dargeboten von D. Georg W. Schwald, Pfarrer an der Michaelskirche zu Leipzig. Paul Neudruck Verlag, Stuttgart. — Zur Feier des 400. Geburtstages hat der Herausgeber dem berühmten Schüler Luthers dies Ehrenbeispiel aufgestellt, sein bekanntes Werk dem evangelischen Volke wieder zugänglich und vollkommen verständlich zu machen. Die große Menge der Leser, die überhaupt eine Lebensbeschreibung Luthers lesen werden, wird gemäß mit Freude zu diesem ältesten und eigenartigen greifen, nachdem so alle Vorzüge getroffen ist, jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Jeder Ausdruck, der einem Leser mit gewöhnlicher Durchschnittsbildung nicht ohne weiteres geläufig ist, findet seine Erklärung, und zwar, was besonders zu rühmen ist, jedesmal wieder, so oft er vorkommt. Jede namhaft gemachte Person wird, soweit das irgend möglich ist, durch kurze biographische Mitteilungen dem Leser

näher gerückt, jedes geschichtliche Ereignis wird nach seiner Bedeutung gemündigt. Der Text des Originals wird nach unserer gegenwärtigen Schreibweise, aber sonst wörtlich genau wiedergegeben; nur hat der Herausgeber mit Recht die Predigt über die Wittenberger Schule und solche Stellen weggelassen, die nur von der Bergmännegemeinde verstanden werden können und also für einen weiteren Leserkreis eine große Menge von teilweise umständlichen Erklärungen erfordert hätten. Über den Wert, den Matthias' Predigten trotz aller Lufberfchungen, die seitdem angehängt worden sind, nach wie vor haben, brauchen wir keine Worte zu verlieren: sie sind als Bekundungen eines klugen Zeugen und dankbaren, aber doch durchaus selbständigen Schülers bauernd von größter Wichtigkeit. Die schöne Ausstattung des Buches und die Beigabe eines Bildes des Predigers machen es zu einem Geschenk für Schüler, Studenten und allerlei Freunde einer ernsthaften Lektüre besonders geeignet.

Einzelne Predigten. Ein Gottesfreier. Predigt bei der Jahresfeier des Freigeiervereins dem evangelischen Bunde in Dresden gehalten von Lic. Dr. Viktor Kühn, Pastor an der Martin-Viertelkirche in Dresden. Zweite Auflage. Dresden, Franz Sturm u. Co. 20 s. Auf Grund von 2. Tim. 2. 3 fordert der Prediger den evangelischen Bund auf, ein Gottesfreier zu sein, um zu kämpfen und zwar gut zu kämpfen. — Der evangelische Christ in den sozialen Kämpfen der Gegenwart. Predigt über Matth. 16, 26 in der Matthäikirche in Leipzig gehalten von Professor Dr. Drews in Gießen. Dresden und Leipzig, Friedrich Richter's Verlag (E. Ludvig Ungelert). 25 s. Das genannte Thema gibt dem Prediger Gelegenheit, die zwei Fragen zu beantworten, welches die rechte Stellung und welches die praktischen Aufgaben des evangelischen Christen gegenüber den sozialen Kämpfen der Gegenwart sind. Streng genommen sind beide Predigten Festtrötze, die auf einer Kirchtänze gehalten worden sind. Es kann deshalb der Nachlass gar nicht an sie angelegt werden, den wir an eine Predigt zu legen gemocht sind. Auch bildet in beiden Fällen die Fußbodenfläche nicht eine Christengemeinde, die gekommen ist, sich auf dem Grunde des Evangeliums zu erbauen, sondern eine Festversammlung, deren Aufmerksamkeit vornehmlich auf den Gegenstand der Festfeier gerichtet war. Beide Festtrötze zeichnen sich durch hohe Borzüge aus, jeder in seiner Art. B. K.

### Bücherbesprechungen.

— Ethische Präudien. Von Dr. Max Kronenberg. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Allen jenen, die sich noch nicht zu einer eigenen, der Individualität entsprechenden, scharf umrissenen Lebensanschauung hindurchgerungen haben, wird das vorliegende Buch von großem Nutzen sein. Von je tausend Menschen ist kaum einer, dessen Horizont weit genug, dessen Unterscheidungsvermögen subtil genug ist, um durch eigene Kraft sich einen klaren Überblick über Leben und Welt zu verschaffen. Kronenberg erhofft eine Ethik seiner Zukunft, eine Ethik, thronend im Herzen der ganzen Menschheit, eine Ethik, die dem, was wir heute so nennen, ähnlich sein wird, wie der blühende, reife Mann dem trüben Kinde von oben. Vorklänge einer solchen Zukunftsharmonie sollen die Ethik und Ethiken dieses Werkes sein, das in drei Teile zerfällt: in historische Charakteristiken, in Betrachtungen über Individualität und über Sozialität. In klarer, objektiver Darstellung läßt der Autor die Hestengestalten der Selbstthener am Leser vorbeiziehen, jene führenden Seelen der Neuzeit, die sich hieß um das Problem der Ethik bemühten, jene wahren Ethik als Synthese des Empirischen von Herz und Intellect. In sachlicher Weise, ohne dem Urteil des Lesers Gewalt anzutun, macht Kronenberg den, der sich seiner Führung anvertraut, mit der ethischen Gedankenrevolution des letzten Jahrhunderts vertraut und gibt ihm einen Einblick in die Lebensarbeit von Männern wie Kant, Goethe, Nietzsche, Schlegelmann, Feuerbach, Giordano Bruno, Rousseau und Emerson. Man's große Namen sehen zwar, die mit Recht dieser Galerie zugehören, ist möchte nur, um einiges zu erwähnen, an Carls, an Schopenhauer, an Lassalle erinnern; jedoch erheben die „Ethischen Präudien“ ja auch nicht den Anspruch, ein umfassendes und vollständiges Bild der ethischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts zu geben; vielmehr sind die Präudien eine Zusammenstellung von Aufsätzen, die daselbe Leitmotiv durchklingt, und als solche will sie der Autor betrachtet

haben. Im zweiten Teil vertieft sich Kronenberg in feinsinnige Betrachtungen über die Ethik des Individuums, über das Natur- und Kunstempfinden des einzelnen, spricht über symbolischen, ästhetischen, sentimentalen Naturgenuss. Die Ethik sind, was ihren Wert anbetrifft, recht verschieden; einige scheinen Gelegenheitsethiken, die hier wiederum die gute Gelegenheit benutzen, eingefügt zu werden. Der dritte Abschnitt enthält einen Artikel, der, meinem Empfinden nach, der weitaus glücklichste, ideen- und gedankenreichste ist. Ich meine die Betrachtung unter dem Titel „Egoismus und Altruismus“. Hier erscheint Kronenberg nicht nur als scharfsinniger Berichterstatter und guter Historiker, sondern durchaus als Selbstthener. Wenn Kronenberg Egoismus und Altruismus als die beiden Pole ethischen Empfindens einander gegenüber stellt, so meint er nicht die niedrige Selbstthener des Irrenmenschen, sondern das brennende Verlangen des Individuums nach Entfaltung seiner Fähigkeiten, nach Entwicklung alles dessen, was latent in ihm schlummert. Ein solcher Mensch hat wenig Zeit für andere, in sich selbst empfindet er das Zentrum alles Geschehens, in diesem Selbst, das er unablässig brüht ist vom schwachen Keim zur strahlenden Spitze zu entfalten; die große Lebenskunst, die das Selbst zu Spiegel des Ideals machen will, beschäftigt ihn ganz. Mit Recht kennzeichnet Kronenberg Nietzsche als Vertreter dieser Idealisten des geistigen Egoismus. Ihr Antipode ist notwendigerweise der Altruist par excellence, jener Mensch, dem als Wahlspruch das „Tat kwam asi“ (Tu bist ich) der Buddhisten unausdrücklich ins Herz gebrannt ist, der das Zentrum des Geschehens in die Seelen der andern verlegt, der als Ideal Selbstverleugnung, Hingabe, Dienen empfindet. Als Repräsentant des Altruismus nennt Kronenberg Tolstoi. Er weist nach, daß diese, scheinbar so unveränderlichen Gegensätze eigentlich nur illusorischer Natur sind, daß beide Antipoden dasselbe wollen, wenn auch auf anderem Wege. Nietzsche will höchste Entfaltung der Individualität — warum? Auf daß der also Erhabene um so besser sich zu verankern vermöchte. Und Tolstoi, warum predigt er Aufgeben in der Menschheit? Aus einem besonders

sublimierten Egoismus! Denn geistiger Egoismus ist in jedem Menschenwesen enthalten, es gibt kein vollkommen unegoistisches Tun. Der Egoismus des Altruisten besteht darin, daß er selbstlos ist um des Heiles seiner Seele willen; er verachtet, knechtet den Körper, um das Heilige zu nähren. Beide, Kriegerische und Tölpel, wollen das Beste — das Glück der Menschheit! Der eine ist Egoist, um geben zu können, der andere gibt aus Egoismus . . . beide tun es, um die Menschheit zu fördern. Wie positiv und negativ, Aspekte desselben Kraft, nur scheinbar Gegensätze sind, so sind der positive Egoist und der weltverneinende Altruist nur so lange Feinde, als sie den Schein nicht vom Sein zu unterscheiden vermögen. G. Wolfram.

— Der *Jenrisdwoif*. Ein österreichischer Provinzroman von Karl Hans Strobl. Berlin, Fernm. Seemanns Nachf. — Der Roman bedeutet einen schätzenswerten Beitrag zur deutsch-österreichischen Heimatkunst. Er führt uns in eine nordböhmisches Provinzialstadt, in der ein auf räumlicher historischer Vergangenheit sich gründender bürgerlicher Konformismus durch die Pioneer moderner Richtung brantuzigt wird. Natürlich spielt der nationale Gegensatz in der Bevölkerung dabei eine freilich bei dem unbekingten starken Überwiegen der deutschen Elemente nur unmerkliche Rolle in gelegentlichen persönlichen Reibereien und Anspannungen. Steht auch Strobl entschieden auf der Seite der deutschen Partei, von deren Beruf zur nationalen Suprematie und kulturellen Mission inmitten des österreichischen Völkervertrages er sich überzeugt ist, so wagt er sich doch genügend historische Objektivität und Weite des politischen Blickes, um auch die Gegner psychologisch würdigen zu können und seine Volksgenossen stets aufs neue vor einer kurzfristigen Unterschätzung der vielfach noch latenten Kräfte des aufstrebenden Töcheventums zu warnen. Diefelbe verständige, abwägende Gerechtigkeit beobachtet er auch in der Berücksichtigung der modernen Literaturströmungen, deren anfänglich lebendige Wirkung vorzüglich auf die jüngere Generation des fast der Stagnation und geistigen Erstarrung verfallenen Bürgerturns er in kräftigen Strichen heraushebt, deren prächtigen Haß und lobenswerte Mut bei den Mitgliebrern des „Jenrisdwoif“ gegen die traditionellen und konventionellen sozialen Verhältnisse und in frischen, freudigen Farben schildert, deren gelegentliches Abbiegen in literarische und ästhetische Digtelturn er in der Person des Professors Albanus von Gofchel mit milder Satire geißelt, und deren Verirrungen auf das Gebiet persönlicher Ranken und pamphletarischer Gefäßigkeit er in ihrer Lebensunfähigkeit und Unfruchtbarkeit für die Zukunft des geistigen Lebens mit strenger Unerbittlichkeit darlegt. In den Mittelpunkt dieser sozial-literarischen Revolution hat der Dichter in der Person des gallischen Polifozials Klappenbach, des bedeutendsten der Jenrisdwoif-Mitgliebrer, das tragische Schicksal des unlängst verstorbenen beherrschenden Schriftstellers Josef Trabwaffler gestellt, dessen im Verlag von E. Vierfon-Dresden erschienenen, von Hauptmanns „Webern“ und Langhammers „Bartel Turaker“ inspiriertes Drama „Der Herr Meister“ am Münchener Hoftheater eine Reihe erfolgreicher Aufführungen erlebte. Allerdings bleibt Klappenbach seinem persönlichen Milieu getreu und unterzieht in der „Himmelstiege“ die Mierren der österreichischen Beamtenkarriere einer scharfen Kritik. Doch als nach anfänglichen Erfolgen die unermesslichen Enttäuschungen nicht ausbleiben, da vermag der von körperlichen und seelischen Leiden Interzagliene den nötigen Optimismus nicht zu bewahren, er degradiert sich in tragiischer Verblendung über sein Können zum Dampfheißer und Standschreiber, wodurch er sich vollends unmöglich macht. Und während er nun, von der treuen Gattin gerettet, auf seinem Krankenlager dahinleibt, geht draußen das Leben seinen Gang weiter. Die Stadt feiert mit Bauen, Trompeten und historischen Festzügen irgend ein Millenniumsjubiläum, der „Jenrisdwoif“ macht dem Gesandten des p. t. Publikums die üblichen Konzessionen, nur wenige vertragen die früheren Ideale von Kulturerneuerung und geistiger Aufschwung in ihres Duldens Tiefe ad calendas Graecas. Die feine Stimmungsfunk, mit der die Schilderung des hochgehenden Festtreibens in seiner provinzialstädtischen Beschränktheit wiedergegeben ist, gibt dem Schluß des Romans seinen besonderen künstlerischen Reiz.

A.

— Senator North. Roman aus dem politischen Leben Nordamerikas. Von Gertrud Wigerton. Einzige autorisierte Übersetzung von W. Behobed-Aruan. Braunfchweig, Verlag

von Richard Sattler. — Ein Roman, der interessante Schilderungen aus dem Leben der nordamerikanischen Politiker und aus den gesellschaftlichen Kreisen der politischen Hauptstadt Washington enthält, der aber, wenn man ihn als Kunstwert betrachtet, darunter leidet, daß die Verschmelzung dieser Schilderungen heroorragender Staatsmänner und der politischen Bewegungen und Stürme vor dem Krieg mit Spanien wegen der Insel Kuba mit der Jergenzgeschichte, welche den eigentlichen Kern der Handlung des Romans bildet, nur locker verwebt ist. Auch ist nicht der vornehmste Name Senator North, ein ehrenhaftiger Politiker, der lange sich gegen den Krieg mit Spanien erklärt, zuletzt aber doch im Senat für denselben stimmt, dem Drängen des Volkes nachgebend, als die Ereignisse auf Kuba, besonders der in die Luft geflogene amerikanische Dampfer Maine die Kriegspartei mächtig machen, der Feld des Romans, sondern Betty Madison, die Tochter einer Aristokratin aus den Südstaaten, ein geistreiches Mädchen, das sich in den politischen Strudel stürzt und Götzeig genug besitzt, um einen politischen Salon in Washington zu eröffnen, der ein Rendezvous heroorragender Staatsmänner ist. Betty, schön und reich, hat eine große Zahl von Verehrern; doch ihr Herz gehört dem Senator North, obfchon er einige zwanzig Jahre älter als sie und überdies verheiratet ist. Sie hat zahlreiche Verehrer, darunter einen eleganten Better Jack Emery, den sie aber lieblich von sich abschüttelt. Größter Eindruck macht auf sie ein leidenschaftlicher Senator Burleigh, der um sie wirbt und sich auch durch ihre Ablehnung nicht jurdischreden läßt. Die Liebe Bettrys zu Senator North gab der Verfasserin Anlaß zu einem diebstahligen Seelengemälde, dem es nicht an feinen Schattierungen fehlt; die Selbstbetrodigung der beiden triumphiert über ihre leidenschaftliche Zuneigung. Nach der Niederlage, welche die Politik des Senators North durch die Kriegserklärung an Spanien erhält, kann sie dem stürmischen Trieb, in seine Kräfte zu eilen und ihn zu trösten, nur dadurch einen Kiegel vorziehen, daß sie dem anderen Verehrer Burleigh ein plötzliches Jawort erteilt. Doch bald widerruft sie diese Überlegung; die trante Frau des Senators North ist gestorben; wenn sie früher das Heilige geheiratet hätte, so würde der ganze Liebesroman auch dann schon das gewöhnliche Ende genommen haben. Sollte der Roman keine Bedeutung als ein politischer Roman behaupten, so hätte auch die Kritik und Katastrophe der Jergenzgeschichte in irgend eine entscheidende Wendung der Politik ausgehen müssen. Eine interessante Episode ist die Liebe der Garnet zu Jack Emery und die geheime Ehe der beiden. Das ist eine echt nordamerikanische Tragödie. Garnet ist eine Amerikanerin, bei welcher die Abkammung von der Regentasse eine ganz unmerkliche ist; sie fürchtet sich vor der Entdeckung, sie wahrhaft Gehörnis aus der dem Bräutigam und als sie es ihm in der Ehe entdeckt, gehen beide daran zugrunde. Das ist ein echt amerikanisches Motiv. Daß aber diesen politischen Roman eine Dame geschrieben, das beweisen die vielen Toilettens ihrer Helden, die sie mit großer Verliebe schildert.

R. v. G.

— Andreas Böll. Bauernroman von Ludwig Thoma. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München 1906. 434 Seiten. — Der Ludwig Thoma nur von seinen Peter Schlemihlgedichten im Simplizissimus her kennt, in denen der scharfe Satiriker nicht immer die Grenzen des guten Schmachts einzuhalten verstanden hat, wird in dem Andreas Böll eine angenehme Überraschung erleben. Mit ganz knappen und scharfen Strichen entwirft Thoma ein padendes Bild altbayerischen Bauernlebens, in dem die satirische Note wohl antlingt und in dem auch die Tendenz und Polemik eine starke Rolle spielt, das aber trotzdem in seiner prächtigen Herausarbeitung des Rohlaascharakteres seines Titelhelden auf einem lebensmächtig dargelegten Hintergrundes bürgerlichen oberbayerischen Lebens einen rein literarisch wirkenden Eindruck hinterläßt. „Wie so viele Menschen, die in den engen Wäffen der Städte aufgewachsen sind und einen gewissen Bildungsholz als Erbe mitbekommen haben, war er (der Begleitkommant) geneigt, die bäuerliche Art für roh und jeder Empfindung bar zu halten. Eine Bildung, welche ihre Vollendung darin sucht, natürliche Gefühle zu übergeben, fühlt sich recht erhaben über das formenreiche Wesen der Bauern. Sie kommt auf seltsamen Umwegen dazu, einem ganzen Stande tiefere Empfindung abzusprechen, weil er inhaltlose Formeln nicht kennt.“ Für diese Sache wie für das ganze Buch seien Thoma so manche seiner Schlemihlfländen verziehen. W. B.

Ersteinst  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Censur der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 124.

Donnerstag den 19. October abends.

1905.

Musikpflege in einer sächsischen Dorfgemeinde.

Von Johannes Kautenstrauch, Leipzig.

In seinem Aufsatze „Sachsen in der Musikgeschichte“ hat Hermann Kretschmar auf die Bedeutung der Kantorien für die Entwicklung des sächsischen Musikwesens hingewiesen und damit den Anlaß gegeben, daß die musikgeschichtliche Forschung diesen Vereinen ein besonderes Interesse zugewendet hat. Das Heimatland der Kantorien, jener aus Schülern und Bürgerleuten gebildeten Musikvereine, ist Sachsen. Als ihre kulturellen Vorkämpfer sind die sächsischen Bruderschaften des späteren Mittelalters anzusehen. Man ist deshalb berechtigt, ihre Entstehung in das 14. Jahrhundert zu legen. Sind somit die Fraternitäten auch keine Erzeugnisse der Reformation, so ist doch ihre Vermehrung in der Reformationszeit, d. h. die Neugründung von Gesellschaften an Orten, die vordem keine kirchliche Bruderschaft besaßen, mit der Reformation in Verbindung zu legen. Der älteste dieser sächsischen Musikvereine ist die 1530 ins Leben getretene Kantorei zu Torgau. Dem Vorbilde Torgaus folgten 1540 Döbeln und Delitzsch, zwischen 1542 und 1546 Geithain, 1551 Großschönau und andere Städte Sachsens nach. Noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts ist Sachsen voll solcher Fraternitäten. Die materielle Unterstützung, die ihnen die Landesfürsten, die städtischen und kirchlichen Behörden gewährten, trug vorwiegend zu ihrer raschen Verbreitung bei. Selbst in einzelnen Dorfschaften begegnen wir ihnen.

Außer der folgenden Ausführungen ist es, die Entwicklung der Musikpflege in dem Dorfe Staucha bei Pirna in kurzen Zügen darzustellen. Es ist aus den Akten nicht zu ersehen, in welchem Jahre die Stauchaer Kantoreiengesellschaft gegründet wurde. Doch scheint es, als ob sie schon Jahrzehnte lang gewirkt hätte, ehe sie sich 1598 zu einem Verein mit geschriebenen Satzungen zusammenschloß. Die ältesten Statuten vom Jahre 1598 sind nicht mehr erhalten. Einblick in die Organisation, das musikalische und gesellige Leben der Gesellschaft gestattet uns nur die „verbesserte Kantorei-Ordnung“ vom Jahre 1619, die ich hier in ihren wesentlichen Punkten wiedergeben will. An der Spitze der Fraternität steht ein Vorsteher, dessen Pflichten durch die Statuten in folgende Worte zusammengefaßt werden: „Es soll aus dem Cantorius ein Vorsteher durch den Pastorem und die Seniores all ein Jahr lang erwählt werden und so oft n. n. n. figurat singen wird, derselbe allsobald im anfang, damit er neben dem Schulmeister oder Cantore die Absentes et tardos venientes und die nullas (welche er in Conventa berechnen soll) soviel desto öfters auffzeichnen könne, allezeit persönlich vorhanden sein, oder do er daran genugsam verbindet einen andern der Cantores vorwanten solches an seine Statt zuornalten, auftragen. So oft er aber hürinnen seinmüt oder solches verlassen wird, soll er duppelt soviel als ein ander Ungehorsamer zur Straffe geben. Damit er aber seiner Würde erhebung haben möge, soll er das Jahr über der Einlage befreiet, aber doch den legibus unterworfen sein.“ Die Mitglieder zerfallen in zwei Gruppen, in Sängler (Müßiquanten oder Kantanten genannt) und in Nichtsänger — „der Musiken Liebhaber“. Zu den letzteren

zählen Geistliche der umliegenden Ortschaften und Adlige, die in der Nähe der Dorfschaft ihren Ritterhof hatten.

Hauptzweck der Gesellschaft ist die Ausübung des Gottesdienstes mit Figuralgesang. Die Kantoreiordnung regelt ihre kirchlich-musikalische Tätigkeit durch folgende Bestimmung: „Das Figurieren off die Festta und andere Zeit, soll of anordnung und beueß des Pfarrers, weil ihm die Inspection der Kircken, Schul und Cantores zuhestet, gerichtet sein, und soll der Cantor Ihn etliche Tage zuvor besprechen wie es off fünfliche Zeit mit dem Singen soll gehalten werden. — Es soll ohne des Pfarrers Rath und Willen nicht Neues, sonderlich was der gemündlichen Kirckenordnung unweider, dinstogelichen sein Stüd gelungen noch auff der Orgell geschlagen werden, das nicht in Gottes wort und heiliger schrift gegründet ist.“ Und weil sonndlich die schöne Musica in der Bibel großes Lob hat, das sie nemlich zu Gottes Lobe dienen und stets eine Stimme sein soll zu loben und danken Gott dem Herrn, das er so gutlich ist, und seine Varmherzigkeit off weiset, so soll keine leichtfertige Melodien, vngedacht etzt Tragt, darunter gezeit, auffin Chor und Orgell zu singen und zu schlagen gestattet werden.“ — Die Feste darauß immediato figurat geingen werden soll, sein: 1) Adventus. 2) Natalis Christi. 3) Circumcisionis. 4) Epiphania. 5) Purificationis. 6) Annunciationis. 7) Paschatos. 8) Ascensionis Christi. 9) Pentecostes. 10) Trinitatis. 11) Johannis Baptistae. 12) Visitationis Mariae. 13) Inconcorium. 14) Michaelis. Auß diese feste auch den Feilgen Abend juuor, zur Weiser, und dann die ersten zwene Tage, soll vor und nachmittage figurat auch sonst alle vier Wochen, das ganze officium, auch auff einen gemeinen Sonntag bißweilen eine Motet. So sich zum Conualgio reumet, desgleichen wenn die von Adel communiciren, oder fremde Gäste mit sich zur Kircken bringen, Gott zu Ehren und ihnen zu gefallen, figurat gelungen werden, doch das allezeit ein deutscher Lutherischer Gesang, beide vor und nach Mittage und des gemeinen Mannes und der Jugend willen gelungen werde. Ann gemeinen Sonntagen soll allezeit vor und nachmittage die Orgell (ausgenommen wenn Leidpredigten des Sonntags mit einfollen) geschlagen werden. — Es sollen die Schuldiener mit den Knaben auch die hohen festa in der Schulen anheben, wenn dann mit den Knaben in der proß mit singen uff den Chor gehen: Nativitas . . . puer natus. Paschatos . . . sur-rexit Christus. Pentecostes . . . spiritus sancti gratias““)

Wie im öffentlichen Gottesdienste, so warteten die Fraternitäten auch bei Kasualien mit Musik auf. Häufiger hierüber ergeben die folgenden Ausführungen der Statuten: „Es haben die Fratres alle freymüthig sich erbotten, do einer aus ihrem mittel sich inn den heiligen Ghehandt begeben würde, da sie ihm umblonß die Brautmesse singen wollen, doch das ihnen eine gute Brautstuppen gegeben werde, was anlangt die Vorbitt, desgleichen Sandtsagungen, soll ihnen die gebühr nachgelassen sein. So jemand nach Gottes Rath vnd willen aus dieser in die himm-

1) Die Grenzboten 1895. Nr. 40, S. 19 ff.  
 2) cf. meine Ausführungen in den Grenzboten 1903. 18. Heft, S. 264 ff. und meine Abhandlung: „Die Kantorenbruderschaften des kulturelle Vorbild der sächsischen Kantorien.“ Dresden 1903.

3) Die obigen Ausführungen stützen sich auf die im Stauchaer Pfarrarchive aufbewahrten Kantorienakten, die mir von dem Pfarrereisenmann zu einer genauen Einsicht freundlichst überlassen wurden.

4) Nicht selten kam es vor, daß die Organisten weltlicher Vieder, ja sogar Konzertmethoden in die Kirche brachten. Vergl. Kretschmar, „Aufgabe der Orgel im Gottesdienste“, S. 41.

5) Die Bestimmung ist infolgedessen besonderer Beachtung wert, als man aus ihr erhellt, wie selbst Landgemeinden sich mühten, den Gottesdienste im Sinne Luthers auszugestalten, indem dem Kunstgesang ein breiter Raum in der Liturgie zugewiesen wurde.

liche Cantorey durch den zeitlichen Tod abgefordert würde, sollen die Cantores sonder Bezer zu erlangen, Gott zu Ehren, und ihre christliche Liebe legen dem Verstorbenen zu bezeugen auch ihnen zu ihrer Sterblichkeit Erinnerung und Trost der fröhlichen Auferstehung ein Stück off dem Gottesacker, und darin Leichpredigt gehalten, auch figural singen; was von Pastoribus und Cantorey Verwandten, So wohl ihren Weibern und Kindern verlerben werden, sollen dieselben durch die andern Abwuanten getragen und umfonszt zur Erben bestättiget werden. Doch ist hierbey des Pfarrers keine Gebühr für die Leiden-Predigt nicht ausgeschloffen und weggenommen, will er sie niemand aus gutem willen erlassen und spenden, soll ihme frey stehen, sonst soll sie ein ieder Abwuant dandbarlich erlegen."

Auf Verlangen langen die Cantores auch bei Trauungen und Begängnissen solcher, die keine Verbindung mit der Gesellschaft hatten. Ein Drittel der hierfür zu entrichtenden Gebühr von 6 Gr. erhielt der Kantor, die übrigen zwei Drittel flossen in die Cantoreikasse. So die Cantoren an andere Orter zu Brautreffen, Begräbnissen und andern erfordert wurden, was alda von Honoraria gefallen, sollen durch den Pastorem und die Seniores also getheilt werden; das Friedt und einigkeit erhalten merke.

Um die Abwuanten zu tüchtigen Sängern heranzubilden, setzte man fest: "Die Abwuanten sollen zum wenigsten einen Taal zuuon, ehe denn man figurirt, Sondernich gegen die Hohen Stelle und wenn man einen neuen gesungt anrichtet, durch einen Knaben zum tentiren und exercicio in die Schule erforbert werden, weil auch dieses ley sehr nöthig, und die Abwuanten hierinn ganz unsehrig, soll ein Jeder, wann er ohne erhebliche Ursache ausgebleibet 2 gr. zur Straffe geben."

Im Hinblick darauf, daß der Gottesdienst nicht immer von allen Mitgliebern pünktlich besucht wurde, "durch außbleiben der Abwanten aber zum ohftmaß der Cantorey ein nachtheil erwolget", wurde verfügt: "do einer sonlich an hohen Festen kömmt erst nach dem Kyrie, der soll 6 s und da er ohne erhebliche Ursache absentlichwidrig vom figural gar außbleibet, 1 gr. zu erlegen schuldig sein. Diejenigen, so unordnerd und ohne guotname Priache vor der Zeit ehe man gar aufgezungen hat, aus der Kirchen laufen, sollen 6 s zur Straffe geben."

Mit ihrem Hauptweze, dem musikalischen, verbindet die Cantorei gesellige Besammlungen. Zern am Johannisstage stattfindenden Jahreskonvent, bei dem die Rechnung geprüft, die Statuten verlesen wurden und von jedem Mitglie die Steuer von 2 Gr. zu hinterlegen war, schloß sich ein Schmaus an, der äußerst frugal sich gehalten zu haben scheint. Der auch dem Spielweitz geboten, "nicht mehr denn drey essen, heneben Käß und Brot zu geben", so brachte man doch anstetzelich durch die Worte: "do aber einer auß guttem willen sich angreifen und i-ime Liberalität legen der fraternität zu beweißen etwas mehr bey der Sachen thun wolle, soll ihme solches freigelassen und niemand gemehret sein" — zum Ausdruck, daß eine größere Erweichung als die statutarisch erlaubte nicht unmaßhaft ist.

Ein Bild von dem bunten, hin und wieder etwas ausgelesenen Treiben, wie es sich bei diesen Cantoreireisen entfaltet, geminnen wir aus folgenden Statutenparaphrasen: "In solchem Convent und Colation, soll ein jeder sich sein ehrlich, züchtig, still und scheidam mit Worten und werden verhalten, sich des schändens, schändrens, Gottesflerung vornehmlich aber der Geistlichen und weltlichen Obrigkeit, auch ander Leute Weß zu gebenden oder jemandes böses nachzureden, eusern und aller Injuntien, Scheltwort und höhnischer Stachelreden sich enthalten, So auch einer auf den andern einen allen groß und widerwillen hetze, Solches zu dem mahl nicht außüben bey straff 6 gr. Würde hierüber einer legen dem andern mit Worten oder werden sich vorgreiffen, und ober Vorgehendes erinnern und nicht friede halten, sondern vnmöthigen Kant, Haber und Aoierecht anrichten, derleiße soll nach gelegenheit seiner Verbredung, auff erkennniß des Pastoris und der Ältesten dermaßen in Straff genommen werden daß sich andere daran hosen und hinführo deßen abstru haben möchten. Inn fall die Verbredung zu groß, soll Solches gebührlichen der Obrigkeit, welche uns vorzugreifen nicht gebühret, vorgezogen werden. Es sollen die Fratres alle in solcher Colation sich erinnern des Spruchs Pauli (1. Cor. 10). Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, daß thut zur Ehre Gottes. Item sich niemand erzehlich, Item sauffet auch nicht voll Weins, daraus ein unordenlich wesen volget, Und derhalben das Bier allß auch eine Gabe Gottes

zum täglichen Brot gehörig, mit Landtsagung und guter Bernunft gebrauchen und genießen. Do aber einer mutwilligerweise dasselbe vergesset oder in ander weze umschüttet, oder sonst sich feulich, grob und unmäßig mit ernigiß der Lieben Jugend halten würde, soll er nach erkennniß der Gesellschaft büßiglich sein. Wer einen Gast mit sich bringet zur Gesellschaft, Soll wegen der Zahlung und do er sich der gebär nicht halten würde, auch wegen der Straffe vor ihn haften und gut sein. Es haben die fratres einhellig geschlossen, daß ein Gast, so ein Musican mit ist, undt zur Cantoren mit gehörig, soll 3 gr. zu geben schuldig sein, die andern so keine musici seinbt, sollen 4 gr. geben. Die zweene Jüngsten der Cantorey sollen das Bier auftragen undd fleißig acht haben, daß sie dasselbe nicht verschütten, weggeben oder verpartieren den Straff, wölde Jnen der Pastor und die Ältesten zuerthenen werden. Sie mögen auch einen andern an ihre Stedte, wenn es ihnen bedürftlich fürhele, solche zuorichten, substituiren, ehrenweiser zuorichten. Kein Kartien oder Würffspil, auch kein Pokelspiel, soll ohne vorbewußt und consens des Pastoris und der Ältesten gestattet werden, und do nach gelegenheit der Zeit und Personen ein Spiel erlaubt würde, soll ein gewiß ziel und maß gesetzt werden, noch und wie lang man spielen soll und das vonn ibern Spiel, darnach es hoch, groß oder klein, etwas der Gesellschaft zum besten eingeleget werde. Will es auch bei einigen jungen Fratribus dahin kommen, daß sie nicht alleine die nacht sondern bis an den lichten hellen morgen hien, das Bier den andern vor dem Maule weß trinken, dabei dem Wirthe große Unruhe wegen der gefahr des Feuers machen, und andern Leuten böse ergerliche Tempel geben, so soll den Sommer über nicht länger bis um 10 Uhr vñ Abend, des Winters aber bis um 9 Uhr ihnen zu hien vergönnet sein und damit man solches erlange, soll der Schlüssel zum Keller entweder dem Vorsteher oder Ältesten und dieselbe Zeit gegeben und solchen allen mit geborsam geliebet werden."

Nachdem wie die Einrichtungen und Zustände der Gesellschaft aus frühesten Zeit bekannt sind, wollen wir noch einen Blick auf die weitere Entwicklung werfen. Die aus den Jahren 1619—1633 erhaltenen Rechnungsbücher der Fraternität geben Zeugniß davon, daß Stauda von der seit ca. 1625 auch in Sachsen sich sichtbar machenden Kriegsnost zunächst verschont blieb. Erst seit 1633 scheint die Gemeinde unter den Einwirkungen des Krieges gelitten zu haben. Der Umstand, daß von 1633—1646 die Cantoreieinrichtungen fehlen, weist darauf hin, daß auch das musikalische Leben der Gemeinde ins Stocken geriet. Zu einer völligen Auflösung der Cantorei scheint es jedoch nicht gekommen zu sein. Erst nach dem 1645 zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und den Schweden geschlossenen Vertrag zu Reghshenbroda traten wieder ruhiger Zeiten für Sachsen ein. Bereits das folgende Jahr 1646 sah die Fraternität in einem Bestand von zwanzig Personen aus neuere erleben. Der Freude über die glückliche Erlöserung der Gesellschaft gab man durch ein zweifelhafte Koniovium Ausdruck.

Aber die musikalischen Leistungen der Cantoreien ist aus den vorhandenen Quellen nichts Bestimmtes zu erhellen. Ein aus den ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhaltenes Inventarienzverzeichnis und die in den Rechnungen für die Anschaffung von Noten gebuchten Ausgaben jedoch beweisen, daß der Musikstoff der Gesellschaft von dem anderer Fraternitäten in Groß- und Mittelstädten sich nicht unterscheidet, daß Musiker wie Orlando di Lasso, Johann Hermann Schein, Bartholomäus Gesius, Barthol. Felder, Melchior Zulpuz, Sobenschoß ("Florilegium" bereits 1628 im Befeh der Gesellschaft), Hammerhmidt, Krieger auch in dieser Gemeinde eine großen Beliebtheit ertraten. Auch das weltliche Lied scheint Anfang des 17. Jahrhunderts in der Cantorei eine Heimstätte gefunden zu haben. Eine in obengenanntem Inventarienzverzeichnis erwähnte Sammlung „vapos et humores variorum auctorum, auch des Hahleri weltliche Leutsche gelenglen 4. 5. 6. voces" dürfte den Cantoreien bei ihren geselligen Besammlungen einen reichhaltigen musikalischen Vorrat geboten haben.

Zie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich geltend machende neue instrumentale Strömung in der Musik, die dem Orchester eine selbständige Beteiligung bei den kirchlichen Musikaufführungen einräumte, schlug auch über die kleine Staudaer Cantorei ihr Bogen. Ausgaben für Anschaffung und Instandhaltung musikalischer Instrumente, wie sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederholt sich gebucht finden, geben

Zeugnis davon, daß das Instrumentenspiel auch von den Mitgliedern der Gesellschaft gepflegt wurde. Die Instrumentalmusik bei den Schaulustigen besorgten der „Dirmer“ oder „arme Musikanten“, die man für geleistete Dienste speiste und mit einem Gehelgschick belohnte. Hin und wieder warteten auch die „Commissarier Stabtpfeifer“ mit musikalischen Vorträgen bei den Galkereien auf.

Haut auch das Instrumentenspiel unter den Mitgliedern sorgfältige Pflege, so begann doch andererseits die Sangesfreudigkeit der Kantores in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allmählich zu erlahmen. Charakteristisch hierfür ist der Rückgang in der Zahl der jährlichen Tentamina (Proben). Franzen hat Angabe des Rechnungsberichtes 1611 noch 11 Proben statt, so wurden 1666 nur jeßmal, 1667 neunmal, 1669 siebenmal, 1670 viermal, 1698 jeßmal musikalische Übungen abgehalten. Das Interesse der Gemeinde an den Bestrebungen der Gesellschaft war zu Anfang des 17. Jahrhunderts so tief gesunken und der Mitgliederbestand so gering, daß sich die Fraternität genötigt sah, ihre musikalischen Verrichtungen einzustellen. Den letzten Bestand der Kantorei im 18. Jahrhundert bildeten nur noch Pfarrer, Diaconus, Subdiaconus und Kantor. Ein jährliches Kantoreiessen, an dem die Pfarrer und Ködigen der Umgegend teilnahmen, ist das einzige Lebenszeichen der Fraternität aus jener Zeit.

Erst 1730 kam durch Gründung eines Collegium musicum, einer jener Musikgesellschaften, wie sie nach dem Muster des 1701 in Leipzig von Telemann gegründeten studentischen Collegium musicum während des 18. Jahrhunderts in allen größeren Städten Norddeutschlands entstanden, neues musikalisches Leben in die Staudaer Landgemeinde. Über die Organisation und den Musikbetrieb dieser Gesellschaft gibt das folgende kurze Dokument Aufschluß: „Zu wissen sei hiermit, daß allhier in Stauda mit Vorsehung und Genehmhaltung diewesigen Gerichtsherrn Herrn Julii Alexantri von Dartzsch ein Collegium musicum unter nachfolgenden Bedingungen aufgerichtet worden, als nemlich: 1) Bestehet dasselbe in 7 Verlöbten so zur Instrumentalmusik bestellt sind und kommen diese Musici alle 14 Tage einmal an einer Mittwoche in Stauda und zwar im Winter von Michaelis bis Ostern von 1 bis 4 Uhr, im Sommer aber von 3 bis 6 Uhr, da sie sich denn mit allerhand musikalischen Concerten exercieren, wor darbey jährlich außenbleibt, giebet 1 gr. — wer aber nur eine Stunde zu tangsam kommet, 6 s zur Caffee. — 2) Soll einen Ordnen, der auch nicht unter obige ordentliche zusammengeschlagnen Rande gehöret, dennoch frey stehen, sich dabey zu engagieren und entweder 4 schelt dabei zu exercieren oder nur zuzuhören, gestalt denn hiermit alle hometische Verlöbten allerhand Stauder dazu invitiret sein sollen. — 3) Wer nun Belöbung darzu trägt, derselbige schreibet seinen Namen in gegenwärtiges Buch und giebet vor den antritt: Ein Ködiger 1 thlr. 8 gr., ein Bürgerlicher 1 thlr., ein Bauers Mann 16 gr. — 4) Jeglichein giebet jedes Membrum alljähr-

lich zur Caffee: Ein Ködiger 8 gr., ein Bürgerlicher 4 gr., ein Bauer 2 gr. — 5) Und so dem ordentlichen Exercitio iemand von den Membris begünstigen will, so giebet adel. Verlöbtes jeßesmal 4 gr., bürgerliche 2 gr. in so ferne aber ganz fremde, welche nicht sich in dieses Buch eingeschrieben haben; dazu kommen mödten, so giebet eine solche Verlöbte adel 6 gr., bürgerl. 3 gr. — 6) Diese ordentlichen Membra aber mögen bey demn ordentlichen Wochen Conzerten nach ihrer eigenen Gelegenheit und Belöbung erscheinen oder nicht, daferne aber einer wiederum davon abgehen und die gemöhnliche jährliche Einlage nicht ferner mit entrichten wolste, giebet Er bey dem Abtritt wiederum eben so viel als bey dem abtr, da hingegen 7) Ein jedes Membrum so von Adel dieser Societät so lange er dabey engagiret ist, die Ehre genießet, daß ihm wenn er über Nacht in Stauda sich aufhält, auf verlangen von obiger Rande mit einer Nachtmusic aufgewartet werden soll. 8) Über die dabey eingekommene Gelder wird eine Rechnung geführt und solche in ein Buch eingetragen, so jedes Membrum daraus ersehen kann, wofoln solche verwendet werden. — 9) Auch wird jährlich ein Conzovium dabey ausgerichtet, wofoln aber hierzu nicht mehr als 10 thlr. alle Jahre gegebenet sind, so wird ein jedes Membrum, so dabey erscheinen will, etwas darzu in die Rüche zu schicken sich nicht entziehen. Sollen aber ganz fremde sich darzu einfinden wollen, so giebet jede Verlöbte 8 gr. wie denn die Herren von Adel, wenn sie dero Gemahlinnen oder auch noch mehrere Dames mitbringen mödten, vor jede Verlöbte 4 gr. erlegen sollen.“ Das Collegium, das als erster Versuch eines öffentlichen Konzertwesens anzusehen ist, scheint der Kantorei angegliedert worden zu sein. Wenigstens finden sich in den Rechnungsberichten der Kantorei seit 1730 mehrfach kleinere Beträge unter dem Titel „Bierinnahme aus dem Collegio musicum“ gebucht. Wie lange die Gesellschaft bestanden hat, ließ sich nicht ermitteln. Inbes deutet die Tatsache, daß in dem Rechnungsbericht von 1736 zum legstemal eine „Bierinnahme aus dem Collegio musicum“ erwähnt wird, darauf hin, daß sie schon in diesem Jahre wieder der Auflösung anheimfiel.

Über den Musikstoff des Collegiums fehlen jegliche Nachrichten. Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Kantorei! Sie bestand dem Namen nach als Gesellschaftschor weiter. Eine Unterbrechung erlitten ihre jährlichen Galkereien nur in den Kriegsjahren 1756–60 und 1811–14. Ihr musikalische Tätigkeit beschränkte die Gesellschaft darauf, daß sie alljährlich kleinere Beträge für die Belöbung einiger Kirchenmusici spendete. Die letzte Rechnung der Kantorei stammt aus dem Jahre 1877.

Überblicken wir noch einmal unsere Ausführungen, so ergibt sich: Die Staudaer Kantorei darf in musikalischer Hinsicht auf eine große Vergangenheit zurückblicken. Eine hohe Kulturaufgabe war ihr gestellt, sie hat sie selbst: Sie hat kirchlich mit bürgerlichem Leben in lebendiger Verbindung gebracht und das gesellige Leben der Gemeinde heilfam beeinflusst.

### Bücherbesprechungen.

— Fürs deutsche Haus. Kalender des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins. 7. Jahrgang 1906. 8. 128 S. Stiftungs-verlag Potsdam, Kirchstraße 2. 30 s. — Ein guter Kalender, der neben den talenmäßigsten Angaben der Monate und Tage, der Regentafel und der Jahrmärkte sehr ansprechende Erzählungen besser Tendenz enthält und im vaterländischen Geiste geschrieben ist. So bietet er u. a. unter dem Titel: Fünfundzwanzig Jahre in Gottes Hut“ einen Aufzug zur fibernen Hochzeit uneres Kaiserpaars. Wie es sich bei einem vollständigen Kalender von selbst versteht, ist er illustriert, auch ist eine lose Kunstbeilage, welche die Vorträge des Deutschen Kronprinzenpaars enthält, beigegeben. Die Verlagsbandlung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins gibt diesen billigen Kalender, wenn 25 Fremplare auf einmal bezogen werden, sogar für 20 s. ab. Er darf wohl empfohlen werden. D. K.

— Ernst Kreschmar, Lessing und die Aufklärung. Leipzig 1905. Bernhard Richter. 2,50 M. — In einer gut geschriebenen und auf umfassenden Studien beruhenden Arbeit schildert Kreschmar Lessings Stellung zur Religions- und Geschichtsphilosophie seiner Zeit, insbesondere auf „die Erziehung des Men dengeschichtlich“ eingehend, welche Schrift im weitgetreuen Abdruck dem Buche beigelegt ist. Nach dem Nachweise, daß Lessing um seine religiöse Auffassung von früh

an gerungen, trotz mancher Schärfe des Kampfes aber niemals den Gemütsbestandteil der Religion verleugnet oder verloren hat, wird der Meister der Polemik mit seinen Zeitgenossen und deren Werken in Verbindung gesetzt. Auch hier „berichtet über den Western sein Geist“. Man darf wirklich Lessings Bekanntheit nur im Hinblick auf die Theologie seiner Zeit betrachten. Da erscheint er tiefer als mancher berulene Vertreter des Wortes von Christo. Das es doch zu seiner Zeit „eine Orthodoxie, wie sie dem Herrn ein Kreuz ist“. Das religiöse Element in Kant scheint Kreschmar zu unterschätzen, das Wort von der „produktiven Kritik“ dürfte bei Goethe früher als leitend für Schlegel gesprochen sein. Unter dem reichen literarischen Material Kreschmars hätte Franks „Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze“ nicht fehlen sollen. Dr. Grimm.

— Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. Leipzig, Verlag der Bücherei Buchhandlung. (VIII und 428 S. Preis gebestet 3,60 M., gebunden 4 M., in Geschenkband 5 M.) — Mit einiger Belohnung nahm Reichardtatter das Buch in die Hand, das den 109. Band der Philosophischen Bibliothek bildet, mit der Belohnung, hier wieder einmal einem Versuche zu begegnen, Goethe zum Begründer eines philosophischen Systems, einer naturwissen schaftlichen Weltanschauung zu kempfen. Wärdlichtermeie zerstreuen gleich die ersten Worte der Vorrede und

das erste Kapitel der Einleitung solche Befürchtungen vollständig. Der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, ist klar gekennzeichnet, wenn er bemerkt: „Es kann keine Rede davon sein, daß Goethe Anhängler eines bestimmten philosophischen Systems gewesen sei. Streng bewahrt er seine Eigenart und einnahm andern Zentern nur das, was seiner Natur gemäß war.“ Damit ist der Weg vorgezeichnet. Es kann sich für den Verfasser nur darum handeln, in großen Zügen Leben und Entwicklungsgang Goethes zu durchmustern und den philosophischen Gehalt der einzelnen Perioden jutage zu fördern. Diesem Zwecke dienen die ersten 110 Seiten des Buches. Der Verfasser bemüht sich hier als einen Kenner nicht bloß der Werte, namentlich der naturwissenschaftlichen, sondern auch der Briefe und der Gespräche Goethes. Überall läßt er den Altmeister selbst zu Worte kommen und die einzelnen Phasen seiner Entwicklung darlegen: von den ersten philosophischen Regungen in der Seele des sechsjährigen Knaben an durch den dichterischen Polatheismus, den spinozistischen Pantheismus und Holozoisismus hindurch bis zu seinen Beziehungen zu Kant und Schiller, seinem ethischen Monotheismus und bis zur Altersweisheit, dem herrlichen Vermächtnisse an „die Enkel“ und zu seiner Vorgängersicht Zarwain. Den übrigen Teil des Buches, über 300 Seiten, dürfen wir als eine Blumenlese aus den philosophischen, kunst- und naturwissenschaftlichen Werken bezeichnen. Auch hier ist die Anordnung chronologisch d. h. nach der Entknüpfung getroffen, nur daß selbstverständlich die aus „Wahrheit und Fichtung“ herausgehobenen Kapitel an den eigentlichen biographischen Faden angehängt sind. Einen ganz besonderen Wert erhält diese Antologie durch das, was aus den naturwissenschaftlichen Schriften zum Teil in verzierter Gestalt herausgehoben worden ist (Metamorphose der Pflanzen und des Tierreichs, Zwischenknoten der oberen Kinnlade, Geschichte der Farbenlehre usw. usw.). Diese Auswahl des allgemein Interessantesten aus dem, was nur den Fachmann angeht, bezeichnet einen weiteren Schritt zur Popularisierung dieser vom großen Publikum so wenig gelesenen Schriften Goethes. Auch hier bemüht sich Heynagel als Kenner der Goetheliteratur, j. v. durch Aufnahme der bereits 1782 verlassenen, herrlichen und tiefinnigen Prosalbedeutung „Die Natur“, in der nach Rudolf Steiner (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 7. S. 398) Goethes „ganzes Gedankengebäude bereits vorgebildet“ ist. Freilich rührt die relationelle Fassung dieser dem Literaturjournal entnommenen Fragments doch wohl nicht von Goethe her. Mit einem Worte wenigstens hätte dieser Punkt berührt werden können. Jügen wir noch hinzu, daß der Verfasser, was nötig, das Verständnis seiner Blumenlese durch Fußnoten unterstützt und die Einleitung in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist, so können wir Heynagels Arbeit in Befähigung des Titels „jedem gebildeten Deutschen“ bestens empfehlen. Belehrung und Anregung bietet es in reichem Maße. Prof. Dr. H. C. K.

— Wilhelm Poed, Isländjauber. Hamburg, K. Jansen. — Island beginnt in neuerer Zeit Mode zu werden, und nun bemächtigt sich auch die „Heimatlust“ der eifigen Insel. Was Poed in der Erzählung bietet, ist ein lebendiges und farbenreiches Bild des isländischen Bauern- und Fischerlebens, von dessen Hintergrund sich einige Figuren scharf abheben, darunter eine recht wirkungsvolle weibliche, wie die im Mittelpunkt stehende spröde Hofdotters Aelung und die alte abergläubische Aelod. Die Komposition ist noch etwas unsicher: im ersten Teil überwiegen die Schilderungen und Episoden und erst mit dem 10. Abschnitt wird die Handlung etwas bewegter. Sie besteht in den Konflikten der vielmal umwundenen Aelung, die sich nach längerem Schwanken entschließt, ihrer Heimatinsel treu zu bleiben und den einfachen Fischer Björn zu heiraten. Die Handlung ist freilich etwas mager und dient wohl auch nur dazu, uns Land und Leute näher zu bringen, sie uns in ihrer ganzen schwerfälligen Art und ihrer jähen Unwirklichkeit vorzuführen. Nach der jüngst erfolgten Emanzipierung Norwegens lieft sich das Buch wie ein Appell an die hammerwandten Isländer, auch ihrem trotzigen Unabhängigkeitsstimm trüglichen Ausdruck zu geben.

K. D.

— Ihres Vaters Tochter. Roman von Luu v. Strauß und Torney. Verlag von Egon Fischer & Co., Berlin. — Ein echter Frauenroman. Wenn ich das vorliegende Werk also bezeichne, so liegt mir fern, damit sagen zu wollen, daß das Buch gehört einer Gattung von Arbeiten an, die, verglichen

mit denen guter männlicher Autoren, als minderwertig zu bezeichnen wäre. Es gibt Bücher, von Frauenhand geschrieben, die durch nicht das Geschlecht ihres Schöpfers verraten würden; ich brauche, um ein Beispiel anzuführen, nur an Clara Ziegler zu erinnern. Dem Roman „Ihres Vaters Tochter“ jedoch ist im höchsten Maße aufgetragen, was Goethe als „das ewig Weibliche“ definierte. In gutem Sinne. Es bedeutet die empfangende negative Natur im Weltall; im Menschen die Eingebung, die Gläubigkeit, das Bedürfnis sich anzuschließen, aufzuschauen. Sehr weibliche Menschen sind nicht das Holz, woraus das Schicksal die großen Einsamen, die auf sich selbst Beruhenden, schnitt. Alles in „Ihres Vaters Tochter“ atmet weibliches Empfinden, weibliche Anschauungsweise, feinsinniges Denken und etwas feinstiltes Zurückbeben vor den Wirklichkeiten des Lebens. Ebenso das Problem, das der Roman entwickelt und löst: Wird Agnes Weddigen, die vor den Männen ihres Vaters kniet, es ertragen lernen, das Bild dieses Vaters ohne den goldenen Schleier der Illusion anzuschauen? Wird Agnes Weddigen den Mann finden, an den sie glauben kann? Die Heldin gehört nämlich zu jenen Tugenden, die immer irgendwo knien und opfern müssen: zerrüttet ihnen die Kläre, und ihr treibt sie zum Selbstmord. Auch Agnes Weddigen, nachdem ihr der erste Liebesstraum zertrümmert, da sie nicht mehr opfern darf, wo sie möchte, empfindet Grauen vor der Cde ihres Vaters und lümt nach der Art feistlicher Feiglinge, die vor der Welt zu schleichen. In der letzten Stunde wird sie durch ein Paar Kinderhände, eine bittende Kinderstimme zurückgehalten; aus neuer Entzückung ihr ein Idol, das sie lieben, dem sie opfern kann. Schließlich lernt sie durch das Kind den Vater lieben und diese feine, zarte schamende Seele findet ihren Fosen. Es ist E. v. Strauß-Torney gut gelungen, das Leichtverlegbare, Unsichere, Idealbedürftige und Schmutzvolle dieser Mädchenwelt zu malen, das Schattenpiel wechselnder Eit mungen, widerspruchsvoller Gedanken in diesem Gehirn wiederzugeben, dem all der ganze Bildungsapparat, all der gut gesultete Intellekt gar nichts nützt, sobald es sich um Gefühle handelt. Auch die anderen Menschen des Buches muten uns an wie Wirklichkeit, Lotte Gelfo, die selbstsichere, frohe, feste Künstlerin, Zella, die kalte Patriarchstochter, die Menschenkenntnis nach dem Schicksal meist, Georg, der feinsinnige Denker, den das Muß in den Offiziersrock zwang, und Bernhardt, der starke, gesunde, lebensfrohe Mensch. Wirklichkeit vorzuzulassen, ist ja das Ziel der Kunst; E. v. Strauß ist es gelungen, das, was sie als Wirklichkeit empfand, auch andern als solche nahe zu bringen.

— Galtener Novellen von Heinrich v. o. H. Hartmanns Verlag, Wien und Leipzig. — Das schmale Bändchen, in dem Heinrich v. o. H. so anregend über Land und Leute der hohen Tauern staubert, bringt manches von hartem, kulturgeschichtlichem Interesse. So bekannt in der Welt auch das Galtener Tal ist, nicht zuletzt durch die Besuche weiland Kaiser Wilhelms I. und des Kaisers Franz Josef, so wenig wird von den meisten Besuchern, kurze Touren entzücklicher Alpinisten abgerechnet, die Grenze des ewigen Eises in diesen Bezirken überschritten werden, so daß die spärlichen Bewohner jener einsamen Gebirgspässe in ihrem Tun und Treiben den Menschen „da draußen“ zumeist fremd gelieben sind. Um so dankbarer wird man dem bereits erwähnten Verfasser für die Einsicht sein, die er uns in diese alpine Jauberwelt, in die landschaftlichen und klimatischen Eigentümlichkeiten der glänzenden Schneegräbe, wie in die Pflanzwelt und die alten Bräude jener abgeschlossen, selbst unter sich wenig verkehrten Bevölkerung tun läßt. So lernt man die Entbehrungen und Leiden der armen Erzhirter kennen, in deren Seelen noch die pflanzenhaften Fortkulturen von den venetianischen Goldwäbern aus alter Zeit leben, die ihre Nachfahren bis in unsere fränkisch-bairische Gebirgswelt fanden. Daneben werden wir mit dem Leben des Semmelwäbners vertraut, das mit seinen gebürtigen, köstlichen und modernen Verfrähen die sommerlichen Alpentriften belebt. Selbst von dem Scherztag oder der Schirmarme, wie man in Schriftbüchern sagen muß, dem Ordner und Hüter der alten Sagenen bei den Volkstümlichkeiten und seinen Konflikten mit den staatlichen Gewalten hört man allerlei, führt die vier Galtener Novellen bringen in ihrer wohlfeilen Neuaufgabe so viel des Lebenswerten, daß man das Bändchen mit dem hübschen landschaftlichen Umschlagbilde alten Besuchern des herrlichen Gebirgstales, aber auch allen andern Naturfreunden auf das angelegentlichste empfehlen kann. A.



**Erstblatt**  
Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Druckgeber, die Königlich  
geheilte der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
vierteljährlich: 1. 25 S.,  
... monatlicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. 40 S., für  
auswärts 1. 64 S.,  
vierteljährlich  
Einsp. Nummern 5 S.

**Nr. 125.**

**1905.**

**Adalbert Stifter.**

Zum 100jährigen Geburtstage des Dichters.  
Von Joh. Peter.

In schlichten Worten will ich meinem großen Vordem, der noch heute so mächtig in allen deutschen Herzen seine Wunder wirkt wie zur Zeit seines künstlerischen Schaffens, meinen Preis und Dank für die unvergesslichen und fruchtbarsten Stunden der Weisheit und stillen Erhebung jollen, überzeuge, daß Tausende mit mir eines Sinnes sein werden, denen ihr Stifter das gleiche ist und bleibt wie mir: Ein Dichter, Erzieher und Lehrer von Gottes Gnaden, ein Priester der Kunst, ein Freund im wilden Lebenssturm, der uns immer den Blick ins Höhere, Unerblichste und Große erheben und nicht verzagen läßt.

Ich war ein sechzehnjähriger Jüngling, als ich zum erstenmal seinen „Hochwald“ in die Hand bekam. Wohl hörte ich schon vorher auf der Schulbank aus Lehrers Munde überlieferte und begeisterte Worte über den Leinwebersohn aus Oberplan, der es bis zu den sonnigen Höhen des Seitelens gebracht und in der stattlichen Reihe berühmter Öttrreicher einen bauerdnen und ersten Rang einnimmt — aber ich kannte noch keines seiner Bücher, kannte auch noch nicht jene unermeßlichen Wälder und jenen märchenhaften See, die er so wunderbar gezeichnet, denn meine Dinge land im mittleren Drittel des Böhmerwaldes am Ursprung der Moldau, die er nur als ein silberglänzendes Band kannte, während ich so oft fummend und träumend in ihr dunkles, rätselhaftes Heimatreich, den gewaltigen Moorflur am Südfuß des unvorstelligen Schwarzbirgels, schaute und Jense ihrer ersten Wanderung durch Moor und Wald und Heideband, über ausgerichtete Wurzelstöcke und wackrige Granit- und Snelblöcke war. Als ich aber später auch jene südliche Heimat kennen gelernt, wo ich bereits die Kraft des Unterscheidens und Vergleichens besaß, da ward es mir klar, daß es tief zu bebauern ist, daß Stifter nie über den Dreifelsberg hinausgekommen ist, wo erst der wildschöne, der eigentliche Böhmerwald so recht beginnt und sich über die vorweltlichen Waldwälder des Kubani, Lusen, Radel, Falkenstein und Arber bis zum doppelgehörnten Ocker hin erstreckt, mit dem sich Stifters Heimat nur schwach vergleichen läßt. Wie hätte er uns beispielsweise erst den Radelsee oder den Urmwald am Bärenriegel und am Kubani geschildert, wenn er schon dem Blütensteiner See und den Dreifelswäldern solche Töne der Sprache abgemangelt, die uns bis ins innerste Herz erschauern maden!

Als ich den „Hochwald“ zum erstenmal las, traf es mich wie ein Gotteswunder. Eine Reinheit und Heiligkeit erfüllte mein Gemüt, wie wenn ich an der Seite des allmächtigen Herrgottes durch die Sonntagstrübe jener fernen Forste geschritten wäre und dem Saufen der Tannennadeln gelauscht hätte. Eine schier herzerzählende Sehnsucht erfaßte mich, zu jenem Jaudersee hinüberzusehen, um dort in der Allmacht der gewaltigen Hochwaldnatur aufzugehen, des Rindors Schwingen wüchste ich mir, um diesen Flug ins Weite, Unbekannte, Unermessene, Romantische, Rätselhafte in wenigen Minuten zu vollbringen — und so wird es jedem ergangen sein, der zum erstenmal den Zauber der Stifterischen Muse aus dem „Hochwald“ empfing.

Und es kam die Zeit, wo ich, freilich schon ein gereifter Mann, auch diese heilige Sehnsucht befriedigen und meine Wallfahrt — ich darf diese Reife wohl so nennen — nach Oberplan, der Heimat meines großen Vordemannes, antreten konnte.

Ach ja, diese Heimat mußte einen Dichter hervorbringen, denn schon ist sie über die Wälder, die verdorrte Pflanze selbst. Die Jugendindrücke auf das sinnige Gemüt des Dichters mußten

bier zum dichterischen Ausdruck drängen, und Stifters ganze Poesie ist ja nicht anders als ein Abglanz seiner sonnigen Waldjugendzeit. Ich sah all' die hundert, oft unheimbaren Dinge, an denen der Weltensch adelos vorübergeht und denen der keine Ratensinn des Dichters so viele feine und ansprechende Seiten abgewonnen; ich stand am unheimlichen „Naturauge“ des Blütensteiner Sees, sah die „Brau“ seiner Feldwaid und die „Wimper“ seiner Tannen, besah den „blauen Büffel“ der Ruine Wittingshausen und sandte meinen Freundesbild von der erhabenen Felzenrinne des Dreifelsberges hinaus in drei herrliche, geeignete Wälder, deren Namen wir in Stifters Schriften so oft begegnet, und ich stand vor seinem Geburtshause, vor dem noch der wichtige Granitblock liegt, der unserm Dichter den Stoff zu seiner sinnigen Idylle „Oranit“ geliefert. Ich sprach mit seinem Feiner und mit seiner hochbetagten Schwägerin, die in diesem Hause wohnen und alljährlich viele fremde Bewunderer ihres großen Onkels und Schwagers kommen und gehen sehen, ich las die Gedenktafel, die die dankbare Heimatgemeinde an des Dichters Geburtshause anbringen ließ, und erfuhr so, daß dieser in diesem Hause am 23. Oktober 1805 das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater, ein Weber und kleiner Feldbauer, betrieb einen schwungvollen Flachhandel, wobei er auf einer Fahrt nach Oberösterreich durch den kürzenden, schwer beladenen Wagen das Leben verlor, gerade als unser Dichter zwölf Jahre alt war. Seine „herrliche Mutter“, wie er sie selbst nannte, ein unerschütterlich See von Liebe“, hat den Sonnenchein ihres Herzens über manchen Teil seiner Schriften gemossen. „Aus ihrem Herzen, dem er so oft und gern lauschte, lag er jene Weisheit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn.“ (Heidebold.) Mächtiger noch als sie wirkte seine uralte Großmutter Ursula auf sein empfindsames Gemüt, jene seltsame Frau, die er im „Heidebold“ mit so viel Liebe und rührender Einfall geschildert, die er eine lebendige Chronik und Dichtung nennt. Und ebenso wohlthun auf die dichterische Entwicklung des Knaben war der Einfluß seines Großvaters Augustinus, dem wir in der „Mappe meines Urgroßvaters“ und in „Oranit“ so gerne begegnen und lauschen.

Die Knabenjahre vergingen dem Dichter mit Schulbesuch und Viehhüten auf dem nahen Rosberg, wo er im Umgang mit der Natur all die tausend kleinen Dinge kennen lernte, die er später so unerschöpflich geschildert, das wir kaum müssen über die seltene, ja einzige Naturbeobachtung und das fein entwickelte Naturgefühl unseres Waldbüchlers, der auf diesem Gebiete seine Rivalen, gleichwie einen Meister gefunden.

Der Orstapian bezeichnete den Knaben als „gänzlich talentlos“, aber Stifter machte sein Urteil hinfällig, als er von 1818 — 1826 am Gymnasium der Benedictinerabtei Kremsmünster in Oberösterreich seinen Mittelschulwaid oblag und sich als einer der fleißigsten und fähigsten Schüler erwies. Er bildete sich hier auch in der Musik und im Zeichnen aus und brachte es selbst in der Landschaftsmalerei zu einer gewissen Fertigkeit.

Nun begann die die Wiener Hochschule, um die Recht zu studieren, zogte sich aber bald der Philosophie und den mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien zu, die so recht sein Element waren. Auch die schöne Literatur betrieb er eifrig und seine ersten dichterischen Versuche sollen in diese Zeit. Als Stundenbeurtheiler mußte er für seinen Lebensunterhalt sorgen und er hatte das Glück, in vornehmen Häusern zu unterrichten, so beim Grafen

Colorado und beim Fürsten Metternich, was den Kreis seiner Welt- und Menschenkenntnis wesentlich erweiterte. Mit Begeisterung schmelzte er in den Kunstschöpfen der Kaiserzeit, betätigte sich als Schriftsteller und Maler und arbeitete mit rastlosem Fleiße an seiner geistigen Ausbildung. Die Ferienzeit verbrachte er gewöhnlich in Oberplan oder im benachbarten Friedberg, wo sein Herz in inniger Liebe zu der Kaufmannstochter Fanni Greisl entbrannte, die jedoch eines anderen Gattin wurde. Er konnte sie nie vergessen und im „Waldbäuger“ hat er ihr ein schönes, rührendes Denkmal gesetzt.

Der Erlas, den er für Fanni in Amalia Nothaupt fand, mit der er sich 1837 verehelichte, war kein besonders glücklicher; denn Stiflers Gattin, die nur von den „guten Geldsäcken“, die der Dichter machte, begeistert war, war eine beschränkte, nüchterne Frau, die kaum einen ordentlichen Brief zu schreiben vermochte. Auch blieb ihre Ehe kinderlos. Trotzdem hat sie der Dichter mit dem großen, edlen Herzen tief und treu geliebt, wie so viele Frauen aus seinen Briefen beweisen, und in der etwas übertriebenen Erzählung, „Aus dem bayerischen Walde“ setzte er auch ihr ein Denkmal, das sie durch das glückliche Zusammenleben in den letzten Jahren des Dichters wohl verdient hatte.

Nach immer hatte Stifter seine feste Anstellung, sondern er lebte von dem Ertrage seiner Schriften, vom Unterrichtsverdienst und vom — Malen; denn in der Landschaftsmalerei brachte er es zu ganz achtenswerthen Leistungen, die in Kunstkreisen geschätzt und auch gekauft wurden.

Das Sturmjahr 1848 ging an ihm wirkungslos vorüber — er blieb der ruhige, sinnige Gemüthslichste wie früher und suchte Trost in der Kunst und Natur. Mit Unwillen erfüllte ihn die aufgelegte Zeit. „Wäge Vernunft und Menschlichkeit gegen, zwei Tinge, die jetzt fast aus der Welt geflohen zu sein scheinen,“ schreibt er an seinen Verleger Fedanitz, und in einem andern Briefe an denselben heist es: „Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmensliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empört sich, selbst Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Feiligkeit, Kunst, Sittlichkeit nichts mehr ist und jeder Schaden und jede Tierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubringen; ja, nicht bloß hervorzubringen, sondern zu terrorisieren.“

Er verließ daher Wien und siedelte nach Linz ab, wo er eine zweite Heimat fand, ihm so lieb wie sein Böhmerwald. „Wien hat' ich satt,“ schreibt er an seinen Bruder, „und alle meine Wünsche stehen in mein geliebtes Oberösterreich.“ Auch „das teure Oberösterreich“ nennt er dieses Land, das seine gesegneten Fluren bis an den Dreifelsberg heransendet und wo er seine vorzüglichste Bildung empfangen. Fleißig wanderte er dies- und jenseits der Donau herum, dichtete, malte, sammelte, bis er 1850 vom Unterrichtsminister Grafen Leo Thun die Stelle eines Landesinspektors über die Volksschulen Oberösterreichs und damit auch ein fixes, geregeltes Einkommen erhielt. Gleichzeitig aber stellte sich auch sein Leberleiden ein, das ihn nicht mehr verließ. Viel Müß' und Verdruß brachte ihm sein Amt, doch trug er die Bürde mit Geduld und erfüllte seine Pflichten in mühseliger Weise. Die Anerkennung dafür blieb nicht aus. Schon 1850 verlieh der Kaiser dem Dichter die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, 1854 erfolgte die Auszeichnung mit dem Rittertuz der Franz-Joseph-Ordens, und 1867 handte der Großherzog von Sachsen-Weimar den Hausorden vom weißen Falken. Überglücklich suchte sich Stifter, als es ihm gegnnt ward, 1857 in Triest das Meer zu sehen, das er nach dem Eisenmännel als das Größte und Schönste, was Gott erschaffen hat“ bezeichnet. Von Triest ging's nach Oberitalien und über die Alpen zurück nach Linz.

Vom Jahre 1863 an machte ihm sein Leberleiden, das allmählich in Lebercirrhose überartete, immer mehr Beschwerden. Die Kuren in Karlsbad und Strachlach bei Linz, sowie die Waldheimlichkeit am Dreifelsberg, wohin er immer wieder flüchtete, brachten ihm keine Heilung und seine ganze Gesundheit war auf Ruhe gerichtet. So erfolgte 1865 seine Pensionierung mit vollem Gehalte und obendrein erhielt er noch den Hofratsstitel, so daß er jetzt beglückt an Ruhen durfte: „Run ist Ruhe in meinem Herzen und die Gesundheit ist die sichere Folge!“

Doch nur drei Jahre währte diese Ruhe. Am 28. Januar 1868 um 8 Uhr früh hauchte der Sängler des „Hochwald“ im

Alter von 63 Jahren seinen großen, reinen Geist aus. In Linz wurde Stifter begraben und sein Grab mit einem Pyramiden- und Denkmal geschmückt. 1883 bettete man auch die Gattin an seine Seite. 1887 wurde ihm auf der Felswand über dem Wäldersleiner See ein würdigen schätzbaren Gedenkstein gesetzt und sein Vaterhaus mit einer Gedenktafel geschmückt. Ring steht ihm vor drei Jahren ein würdiges Denkmal und Oberplan wird diesem Beispiele in nächsten Jahre folgen.

Trefflich hat die Frau Emilie v. Binzer unfern Lieblingsdichter folgendermaßen charakterisiert: „Stifter überhäufte sich nicht. Seine Sagen wurden geliebt und für Deutschland glänzend bezahlt, welches sie höher geschätzt hat als er selbst. Sein Wesen war weder vornehm, noch gemein; zum ersten fühlte ihm der herbebrachte Weltton, den er wahrscheinlich nie ertrabt hat, am zweiten hinderte ihn die Freiheit seiner Seele. Er war tatvoll, wie alle wahrhaft guten Menschen es immer sind, denen ein seines Gefühl sagt, was verlegen kann. Ein Gefühl edler Schicklichkeit verließ ihn nie; er achtete auch eine höhere weltliche Stellung und erwieh ihr die bestmögliche Ehre, doch stand ihm geistige und moralische Bebauung weit darüber.“

Es ist Stifter der Vorwurf gemacht worden, daß seine Novellen zu arm an Handlung und psychologischen Konflikten, dagegen um so reicher an Naturschilderung und Kleinmaleri find. Und das nicht mit Unrecht. Fast will es uns gemahnen, als ob ihm die Landschaftsmalerei Zweck und die Handlung nur Mittel zum Zwecke sei. Das finden wir im „Hochwald“, in „Heidehof“, „Waldbäuger“ und „Bergtrübsal“ ebenso wie in „Nachsommer“ und „Wittis“, doch können wir uns eine solche Landschaftsmalerei gar wohl gefallen lassen, die ein Sonntagsgemüt taufendmal mehr anspricht, als all der kurzlebige Mut unserer Noveldichter. Wenn man an Stiflers Naturschilderungen etwas auslegen will, so ist es die behagliche Breite, die erwidern würde, wenn nicht eben ein Stifter zu uns spräche; denn in der Ausschmückung und Ausföhrung bis ins Allerfeinste hat er nicht seinesgleichen in der ganzen deutschen Literatur, und wenn es auch an Nachahmern nicht gefehlt hat, so sind diese gegen den Meister doch nur Stümper geblieben.

Stifter kam zur rechten Zeit mit seinen Böhmerwaldgeschichten, wie Kosegger zur rechten Zeit mit seiner Waldbauernposse erschien. Beide Gebiete waren damals neu und beide haben Meister gefunden, die in ihrer Art nicht erreicht werden können.

Wohl würde Stifter mit seinen breit angelegten und behaglich ausgeführten Schilderungen heute einen schweren Standpunkt haben; die Redaktionen würden ihm gerade das streichen, was er beabsichtigt und gemollt, und von so mancher Novelle würde oft nichts übrig bleiben, als das ärmliche Gerippe der ohnehin dürftigen Handlung. Es ist ein Glück für unsere Literatur, daß der feinenvolle, gottbegnadete Natur- und Seelenmaler nicht in die Hände dieser Herren geriet, denn sonst müßten wir mit keinem ganeen, sondern mit einem verhältnismäßig Stifter vorlieb nehmen.

Aber auch an lebhafter Handlung und psychologischer Vertiefung läßt es Stifter nicht immer fehlen. „Brigitta“, „Abdial“, „Der Hagehölz“, „Die Harzenburger“ und „Der beschriebene Länning“ sind Meisterwerke in diesem Sinne, womit er mit jedem Meister tiefer Konflikte und psychologischer Motivierungskunst in die Schranken treten kann. Immer aber haben Stiflers Dichtungen den großen Vorzug, daß man sie immer und immer wieder mit dem gleichen Genuße, mit der gleichen Erhabenheit, ja heiligen Stimmung, die uns oft zur neuen Frömmigkeit erhebt, immer mit der reinsten Andacht vor Kunst und Natur und vor dem Göttlichen in beiden lesen kann, daß man immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt wie zu einem schönen Landschaftspunkte, der sich uns ins Herz geschmeißelt, daß man aus ihnen immer wieder Neues lernt, was zur Berebung, zur Weisheit und zur Heiligung unseres Gemütes und zur Läuterung und Festigung unseres Charakters beiträgt. Sind doch seine „Studien“ so fein abgemäht und gefärbte Landschafts- und Seelengemälde, in denen der tiefinnige, ja göttliche Zusammenhang zwischen der Gemütswelt und der Natur so rein, so weisheit- und überzeugendvoll zum Ausdruck kommt in einer Sprache, die so reich an wunderbaren Worten und Bildern ist, daß man Stifter einen Meister deutscher Prosa nennen und ihn neben Lessing und Goethe stellen muß. Sein Sprachgefühl und sein Sprachreichtum ist überhaupt erstaunlich. Für jeden noch so

unklaren Seelenzustand, für die rätselhafteste, verborgenste Naturerscheinung, für jeden Affekt des Gemütes, für das unheimlichste Ding, das er in den Kreis seiner Sphärierung zieht, findet er das erlebte Wort, das klar bezeichnende Bild, das wir fühlen und auch verstehen, das eben ein großer Vorzug seiner wunderbaren, unvergleichlichen Sprache ist. Das kann man von unsern Modernen nicht immer behaupten; sie gefallen sich in Bildern, die so dunkel sind, wie ihrer ganzen Rede kurzer Sinn, womit sie zwar blenden, aber nicht erwidern und überzeugen.

Und was Stiffers Dichtungen erst die Krone aufsetzt, das ist der Geist der Reinheit, der Sitte und der Frömmigkeit, der aus jeder Zeile spricht und seine seelischen Wunder dem Leser wirkt. Rareres, Innigeres und Heiligeres kann man sich nicht mehr denken, als Stiffers Poesie; ein sittlicher Ernst, eine Gottes-, Menschen-, Tier- und Naturliebe erfüllt sie, daß wir uns bewundernd vor dem Dichter beugen und seine goldene Lebensweisheit nachahmend betätigen. So könnte man seine Schriften jeden Kinde in die Hand geben — überall und zu jeder Zeit würden sie erbebend, reinigend, erhebend und anregend, so daß Stifter wohl immer ein Lieblings- des deutschen Volkes bleiben wird, was nach dem ethischen, moralischen und ästhetischen Werte seiner Dichtungen auch gar nicht anders sein kann.

Seine ersten, Aufsehen und Begeisterung erregenden Romane erschienen unter dem Titel: „Studien“. Sie enthalten in zwei Abteilungen 13 durchwegs vollwertige Erzählungen, worunter der

„Hochwald“ seiner wunderbaren Waldromantik wegen eine emige Perle deutscher Romellistik bleiben wird.

Dann folgten die „Bunten Steine“, in denen wir denselben edlen und warmen Sprache begegnen wie in den „Studien“, was ganz besonders vom „Bergstrahl“ gilt. Wie hier Stifter den Schneefall geschildert, das steht einzig in der deutschen Dichtung da.

Der „Nachkommer“, der dem Dichter eine Genesnielike war, den er selbst für sein bedeutendstes Produkt, für das Werk seiner künstlerischen Reife erklärte, welches selbst seine „Studien“ überdauern werde, ist eine in allen Teilen abgerundete Dichtung voll lehrreicher Partien von der durchsichtigsten Klarheit antiker Schriftsteller.

Dasselbe gilt auch von seinem dreibändigen historischen Romane „Wilto“ und von seinen nachgelassenen „Erzählungen“, worunter „Der Waldgänger“ die Perle ist.

Überall spricht aus seinem einfältigen, metallarten und goldenen Männerherzen ruhige Klarheit und Sitte und die über jeder Zeile schwebende Ähnung eines Dauernden und Uaendlichen, so daß er mit gutem Rechte von sich sagen durfte: „Ich glaube nicht unbedenken zu sein, wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwert haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder bloßer Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemütes.“

### Bücherbesprechungen.

— Adalbert Stifter. Eine Studie von Wilhelm K. f. Mit einem Portrait Stiffers nach dem Aquarel von M. M. Dasinger und einem Facsimile. Leipzig, G. F. Amelang. — Diese Schrift kommt, zum Stifter-Jubiläum erscheinend, zu rechter Zeit. Sie bietet ein von Sachkenntnis zeugendes, mit Liebe gezeichnetes Lebensbild des Dichters und eine Sphärierung seines vielfach bedrängten Lebenslaufs, jobann ein Bild seines Charakters und Wesens und seiner Weltanschauung. Stifter war eine leidenschaftlich lebende und bewegte Natur, die sich schon in den verschiedenartigen Lebensverhältnissen betandete, und in der Bändigung derselben behand gemessenmaßen sein Lebensinhalt und das Fazit seiner Schriften, so daß das letzte Stadium des Stifterischen Daseins, in dem der verdorrte Rebant und Schulmann ganz die Oberhand gewann, dem ersten nicht mehr im geringsten gleich, in dem ein feuriger Jüngling und Innenmensch mit der Leidenschaft nicht immer stetig rang. Wdann geht Kofch auf den Dichter und Künstler in Stifter über. Stifter ist Romanstifter und von Jean Paul beeinflusst, ohne daß damit die Elemente erschöpft worden wären, die auf Stifter eingewirkt haben, der indes kein Nachahmer und Imitator, sondern eine Persönlichkeit für sich war, wie Mörike und Arnette Droste-Hülshoff, die ihm insofern verwandt waren, als auch sie abseits der großen Menge ihre Wege für sich schritten. Als Künstler ging Stifter von der Ansicht aus, daß im Kleinen das Große liege, so daß ihm ein Palm, das Wehen derselben, eine Blüte mehr dünkte, als das Toben eines gewaltigen Gemitters, das doch nur Wirkung höherer Geleise ist. Daher Stiffers Eigenart, die sich in seinen mit liebevoller Kleinmalerei gezeichneten „Studien“ ausdrückt, die doch des Großen nicht entbehren, wie ihr leidenschaftlicher Inhalt dartut. Endlich geht Kofch noch auf den Schulmann in Stifter ein, hebt dessen Vorzüge und Bedeutung für — hervor und fügt als Schluß ein kleines, aber recht beachtenswertes Kapitel an: Nachwirkung auf die Gegenwart. Diejenigen werden hier Uügen gestraft, die meinen, Stifter sage, etwa wie sein Geistesgenosse und Vorbild Jean Paul, einfach wie ein ertirlicher Block in der Geschichte der deutschen Literatur empor. Wie Stifter nicht ohne Vorgänger gewesen ist, so hat er auch Nachfolger gehabt, die seinen Spuren folgten, wenn diese Nachfolger auch nicht an der großen Herritake, wo die Mittelmäßigkeit wandelt, zu finden sind. Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Marie v. Ebner-Eschenbach schlossen sich ihm an. Was wären sie ohne ihn? Wohl Pädler fühlte sich Stifter verwandt. Fofeggers „Schriften des Waldschulmeisters“ geben auf Stifter zurück. Ferdinand v. Saar räumt ihm. Lange Zeit verkannt, ja vergesen, so daß man von Stiffers „Studien“ als von etwas sprach, was niemand mehr leie, erlebt Stifter jetzt nach dem Erbe der stillen aber unbefiegbaren Wirkung eine Renaissance, kommt neu zu Ehren und Wirkung und zählt zu denen, denen das zwanzigste Jahrhundert gehört. So haben wir auch hier abermals ein Beispiel der Wahrheit vor

aus, daß die Nachwelt einen jeden zu seinem Rechte kommen läßt wie sie unanfechtlich einen jeden von einem angemessenen Plage weilt. Diese Reilen mögen als Nachtrag zu dem oben Ausgeführten gelten, in dem ein Böhmensalbschriftsteller in erster Linie dem Land- und Stammesgenossen und Freund der Heimat und ungemieinen Naturliebhaber huldigt. Stifter ist mehr, als der erste Dichter Böhmens. Er gehört dem ganzen deutschen Volke und seiner Literatur an und ist ein Meilenstein auf der Straße unserer geistigen Entwicklung. Kofch seinfinnige Schrift wird bleibenden Wert behalten. Sie gehört zu dem Besten, was über Adalbert Stifter geschrieben worden ist. Ein Schriftsteller kommt da zu Wort, der sich mit Stiffers Werken eingehend und mit außerordentlicher Liebe beschäftigt hat, die die Kritik keineswegs ausbleibt. Sie lei den Freunden der Stifterischen Muse angelegentlich empfohlen. Empfohlen sei dieser ferner die im gleichen Verlage erscheinene Jubiläumsausgabe von Stiffers „Studien“, die in zwei Bänden und in besonders feiner und schicklicher Ausstattung vorliegt. Sie ist wie die Schrift von Kofch mit dem Bilde des Dichters geziert, der mit seinem vormärklichen Tapus und dem Äußeren eines würdigen und vornehmen österröichischen Beamten gar nicht wie ein dichterischer Genius, eher wie ein höherer Schulmeister jener Zeit aussieht und in unsere moderne Welt ebenso befremdet hinein- und auf dieselbe wohl auch herabzufehen scheint, wie diese etwas befremdet zu ihm heraufschauen, aber doch herauf schauen dürfte.

J. K.

— Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. G. Frhr. v. Grotthaus. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart: Maxim Gorki, Kusmaß aus seinen Schriften, herausgegeben von K. Scholz. — Zu einem geringen Preise bietet der Verlag von Greiner & Pfeiffer in geschmackvoll ausgestatteten Einband eine Auswahl von Erzählungen Maxim Gorkis. Diese Kusmaß ist wohl eine glückliche zu nennen, denn sie ist geeignet, denjenigen, die noch wenig bekannt mit den Werken dieses Autors sind, einen Begriff von der schöpferischen Eigenart des eigenartigen Russen zu geben. Ich möchte die Autoren, die der Menschheit etwas mehr geben als sogenannte angenehme Unterhaltung, einteilen in die Erbauer und die Zerstörer. Zu den letzteren gehört Gorki, denn er wirkt rein negativ; er zerstört. Er zerstört Illusionen, er reißt die Decken, welche die Wirklichkeit verhüllen, in Fegen herunter. Er tut das mit einer gewissen genialen Brutalität, mit Freude an der eigenen Kraft. Seine Wirklichkeit ist das Leben der Armen, des Proletariats, der Vogelfreien; er schildert es nackt, unbefangt, mit all seiner Erbarmlichkeit und all seiner wilden Größe. Der „Mensch der guten Gesellschaft“ eingepossen wie er ist in die taufend kleinen Nischen, die wie unsichtbare Fäden das Urprinzipale in ihm einschüßern und lähmen, mag wohl etwas rau angemerkt werden von dem wilden Leben von Mensch zu Mensch, wie von Tier zu Tier der Einöde, das den Wäldern der Gorkischen

Bücher entleert, gleichsam wie scharf salziger Meerwind hereinweht in gebogte Wälder. Gorki zerstückt, aber sein Zerstückt ist eine gesunde, reinigende Lat, kein pervertes Vergiften und Unterwühlen; es ist das Aufbrausen einer von Mitleid geistigten Kraftnatur, die alles Unwahre vernichten möchte. Durch Gorki treten und jene Menschen, die wir gewohnt sind schon von fern wie eingesperrte Tiere durch Gitter zu betrachten, menschlich nahe. Wir lernen sie verstehen. Der Strolch „Tschelchaj“ steht uns, wie viel mehr Oede, Stolz und Mut in dem Verdreher leben, als in dem von jedem Ereignis wie ein schwantes Rohr bewegten und gebudten Bauer. Sechszwanzig und eine, Bolet, Die Kleine, Tsemjan Biljaj geben ein erschütterndes Zeugnis von der ungerichtbaren, heimlichen Sehnacht auch des Armeigeltigen und Verworfensten nach einem Ideal. Die aus tiefstem Herzen empfundenen Naturbilderungen Gorkis begleiten wie eine wunderbare Melodie das geschriebene Wort. Ihren Höhepunkt erreichen sie in solchen Allegorien, wie „Das Lied vom Fohlen“. Sie ist eine Symphonie auf die wahnsinnige Sehnacht nach „Licht und Freiheit“, auf die „Lorheit der Lappern“, die doch die einzige Weisheit des Lebens ist; die Lorheit jener Seltenen, die eben darum, weil sie ihr Leben wegnarren, emsiglich leben.

G. Wolfram.

— J. Baumann, Dichtersich und wissenschaftliche Weltanschauung. Götting, J. A. Verbes. 4 M. — Wie alle Schriften des Göttinger Philosophieprofessors zeichnen auch die vorliegende, deren Material in ebenbürtigen freubigen Literaturgenossen erweisen ist, umfangreiches Wissen und scharfsinniges Urteil aus. Zunächst wird gezeigt, wie auch der bedeutendste Dichter als solcher dem Wissen und Glauben seiner Zeit nicht voraus ist, auch an Goethes und Schillers Werken wird diese Probe angelegt. Durch die poetischen Schöpfungen der alten Kulturvölker, zu den Werken der Modernen bei uns und den Nachbarationen schreitet dann der Philosoph, um klaren Geistes und Gemüts die Bedingtheit und juxta den sehr einseitige Entwidlung bestimmter dichtersich Weltanschauungen ins Licht zu legen. Mehr aufnehmen von den die Philosophie durchziehenden Gedankenleuten sollten die Dichter, um mehr zu wirken. Denn die Dichtung kann wohl einer Wahrheit fräftigen Ausdruck geben, das Zeugniss muß inbessen die Wissenschaft sein. — Die Wissenschaft aber tut recht, bei aller Gröndlichkeit nach künstlerischer Rundung in der Darstellung zu streben. Baumanns Buch lieft sich im ersten Teil schwer, weil da der Stoff zu wenig geliebert ist, den Leser durch Verhäuung erdrücken könnte. Schade, daß dieser formelle Mangel manchen Leser von dem inhaltreichen Suche zurückstoßen wird.

Dr. Grimm.

— Physische Studien. Begründet von Wkatow, redigiert von Dr. Friedrich Raier. XXXI. Jahrgang. Dersalb. 10 M. — Die Monatschrift ist vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Geisteslebens gewidmet, das soll heißen, sie dient jenen Vetrebungen, welche auf eine Erhellung der Transjendenz durch die uns gegebenen Sinnes- und Geisteskräfte hofft und hinführt. Alles, was mit der Bezeichnung „Okkultismus“ versehen werden kann, findet Prüfung in diesen Blättern. Die einzelne Nummer enthält jedesmal Historisches und Experimentelles, Theoretisches und Kritisches, und eine aus okkultistischen Gesichtspunkten gehende Monatschau. Bei den weit biergeringsten Erscheinungen und Deutungen des Okkultismus muß auch der Inhalt der Zeitschrift talendostopisch anmuten. Aber der Ernst und das Streben nach Wahrheit leuchtet überall durch. Daß die Gegenstände immer der angewendeten Mühe wert wären, bezeugt der Referent. Wir fangen so wenig, wenn wir mit der Stange in Nacht und Nebel hinauswärfen! Und es gibt viel näher gelegene Gebiete, auf denen sich Scharfsinn und treue Arbeit betätigen könnten. So schweift auch mancher der in den Studien vertretenen Autoren von den okkultistischen Problemen ab. Daß gilt gleich von der großen Abhandlung, deren Fortsetzungen in allen 12 Lieferungen die Spitze einnehmen: „Geistige und soziale Strömungen bei der Wiebergeburt des modernen Okkultismus“ von G. E. Danmar. Geschichte und Literaturbetrachtung im Stile J. Scherrers überwiegt bei weitem. Einen jener gemagten Verusche, Goethe zum „Erasolulischen“ zu kempeln, sucht Max Seiling zu hüben; über „Welchige Schärfer unter Inspiration“ handelt in einem selbstamen Aufsätze Hans Kordon. Er selber hat — wie ihn verhandelt worden, durch Inspiration Goethes — eine ganze Anzahl lyrischer und dramatischer Werke in ungläublich kurzer Zeit geschrieben; auch seine Gattin produziert unter Trang von außen. Wie Begeisterung für ihre Deutung der Phänomene erfüllt,

halten sich beide für ausermögliche Wesen. Solch eine Meinung muß wohl ein jeder Duktist von sich besitzen. Ist er doch einer Offenbarung gewidmet, von der andere Menschen nicht vernehmen. Und doch ist „andächtigt schwärmen so viel leichter als gut handeln!“

Dr. Grimm.

— Sophus Waubig, Die Komödie auf Kronberg. Leipzig, Bruno 161 S. — „Das Urbild des Hamlet“ — so könnte man die vorliegende neue Erählung des bekannten dänischen Romellisten bezeichnen; denn der Dichter hat hier die schwierige Aufgabe zu lösen gesucht, aus Shakespeares Leben und Erlebnissen in Peltz,ogr — ein solcher Aulenkalt wird angenommen — die Fäden herauszuspinnen, die der Dichter später zu dem gemaltigen Phantafiengebilde verarbeitet hat. Und wir dürfen sagen: der Versuch ist ihm gelungen; Waubig hat den Hamlet als eine Konfession erfährt, die Shakespeare sich von der Seele schreiben mußte; wir sehen förmlich, wie alle die Personen, mit denen der junge englische Komödiast Will in Delsingier in Verührung kommt, im Reime die Gestalten der großen Tragödie enthalten, vor allem das Urbild der Ophelia, und wie alle diese Gestalten allmählich hineinwachsen in den Rahmen der Handlung. Dabei ist die Erfindung so einfach und natürlich, fügt sich so ungenzwungen zu einem künstlerischen Gesamtbilde, daß man die nachschaffende Kraft des Erzählers bewundern muß, die es fertig gebracht hat, uns das werdende Kunstwerk vornehm miterleben zu lassen.

K. D.

— Brandt, Bild. Aus dem Leben eines „Unbekannten“. Eine Erählung. 4. Aufl. mit einem Nachwort von E. Kritiker. 50 S. 10 Exempl. 4 M. 76 S. Verlag von E. Bertelsmann in Gütersloh 1905. — Wir freuen uns, daß sobald eine neue Ausgabe dieses Schriftchens notwendig geworden ist. In ihrer Zeit, in welcher der lutherischen Kirche von den verfeindeten Seiten das Vertrauen gefähigt wird, kann das Büchlein, das keineswegs eine Lendenzkritik, sondern im Nachwort eine Gabe treuer Dankbarkeit an die teure lutherische Kirche“ genannt werden darf, nur Segen stiften. Die Frage nach der Belehrung wird an der Hand der ebenso schlichten wie anregenden Geschichte eingehend behandelt. Besonders methodisch beeinflussten Kreisen und Gemeindeführern ist die Schrift dringend zu empfehlen.

D. K.

— Meyers Hand-Atlas. Mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Dritte, vollständig neu bearbeitete Ausgabe. Ausgabe A ohne Namenregister, 28 Lieferungen zu je 30 S. oder in Leinen gebunden 10 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Von diesem empfehlenswerten Werke liegen nunmehr die 19.—28. Lieferung vor und hiermit die vollständige Ausgabe A ohne Namenregister. Die neuen Lieferungen enthalten die Karten der Rheinprovinz (mit Nebentafeln der Umgegend von Köln und Koblenz), von Samobien und Norwegen, vom mittleren Rußland, von Persien, von den Ländern des Balten Meeres und der Sächlichen Randbücherei (eine besonders interessante Doppeltarte mit 4 Nebentafeln, von Aquatorial-Afrika, den Nordostküsten der Union, von Südamerika, Schellen, der Provinz Sachsen, Westfalen, Steiermark, Ungarn, Galizien und der Autovina, der Umgegend von Paris (gang neu), von Spanien und Portugal, von Rumänien, Bulgarien, Serbien und Montenegro, von Württemberg und Hohenzollern, beiden Neckelländern, der europäischen Türkei (mit Nebentafeln: Türsisches Reich), dem europäischen Rußland, Sibirien, Westindien und Zentralamerika, Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel, den Karolinen, Marshall- und Palau-Inseln und Marianen (nebst mehreren Nebentafeln), von den sächlichen Herzogtümern und den Fürstentümern Neuf und Schwarzburg, von Schottland, von Nordfrankreich (eine fast neue Doppeltarte mit 3 Nebentafeln) und Südrantreich, von Westrußland, von Logo und Nachbartländern (nebst 2 Nebentafeln), Mexico, Österreich ob und unter der Enns, Salzburg (mit Nebentafeln), von den russischen Ozeanprovinzen (in größerem Maßstab als bisher), Zentralafrika, Ostindien (mit Nebentafeln), Peru, Ecuador, Kolumbien und Venezuela, von Ozeanien (Doppeltarte, mit Nebentafeln: Deutschland im Maßstab der Hauptkarte), ein Übersichtsplan von Wien und einer der Innenstadt Wien, beide vorzüglich ausgeführt, gleich den vorher erwähnten Karten, und mit je einem Namenregister versehen, das die Orientierung noch bedeutend erleichtert. Möge Meyers Hand-Atlas, der in Anbetracht des Gebotenen auch den Borzug der Billigkeit für sich hat, in immer weiteren Kreisen als eins der bedeutendsten Kartenwerke Einlaß finden!

Prof. Dr. K. S.—n.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Nägert in Leipzig.

Abonnement

zur Abholung: 1. M 25 X,  
bei nachträglicher Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. M 51 X, für  
andere 1. M 64 X,  
vierteljährlich.  
Einzeln Nummern 6 X.

**Erklärt**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonntags und kann  
für sich nur durch den  
Besitzer, die königliche  
Erredaktion der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Nr. 126.

Donstag den 24. Oktober abends.

1905.

## Leuchtende Pflanzen.

So oft von leuchtenden Pflanzen die Rede ist, steigen vor meinen Augen die Tage irdlicher Jugend empor, wird die Erinnerung an die so ungebundene Gutmuthigkeit im alten, traulichen Grimmskinderleben. Auf dem Hofe des väterlichen Grundstücks fanden in einer Ecke nachlaufgeschützt zahlreiche Bäume gepflanztes Holz und hier war es, wo ich in Vereinen mit mehreren Spielkameraden zum ersten Mal das Leuchten desselben wahrgenommen habe. Voller Scham und Ehrfurchen betrachteten wir die uns völlig neue Erscheinung und nach dem Einbruch, den sie damals auf uns gemacht hat, kann ich mir wohl denken, daß der Anblick leuchtenden Holzes namentlich in der Zeit des Uberglaubens einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther ausgeübt hat.

Der erste, der eine an guten Beobachtungen reiche Verarbeitung über leuchtendes Holz veröffentlicht hat, ist Placidus Heinrich (Nürnberg 1815) gewesen. Er gibt darin bereits an, daß alle Arten hochstämmiger Gehölze ohne Ausnahme Licht entwickeln könnten, und betont, daß in unserm Klima besonders Eichen, Weiden, Föhrenholz, ganz besonders häufig aber das Buchenholz der Tanne leuchtet. Woburd aber das Leuchten hervorgerufen wird, ist Heinrich noch nicht bekannt; er glaubt, daß es in Beziehung zur Vermehrung des Holzes steht, daß die sich zerlegenden Säfte desselben leuchtend sind. Der wahre Grund für die Erscheinung des Leuchtens ist wohl einige Jahrzehnte später von Heller erkannt und zum erstenmal auf der 21. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Graz 1843 veröffentlicht worden. Nicht durch den chemischen Prozeß der Fäulnis, so sagt dieser Forscher, wird, wie bisher allgemein angenommen wurde, das Leuchten des Holzes hervorgerufen, die Ursache dafür ist vielmehr in einem Pilze zu suchen, der selbständig leuchtend, in jedem leuchtenden, geschnittenen Holze zu finden ist. Heller nannte den von ihm gefundenen Pilz *Rhizomorpha*.

Eigentümlicherweise gerieten die Arbeiten Hellers in völlige Vergessenheit, so daß etwa dreißig Jahre später der bekannte Botaniker Ludwig ganz unabhängig von diesen noch einmal den Nachweis führen konnte, daß das Leuchten des Holzes durch die Vegetation der an diesem wuchernden Pilzmycelien hervorgerufen wird. Der Pilz selbst hat dann in der nachfolgenden Zeit den Botanikern noch mancherlei Kopfzerbrechen bereitet, bis endlich Hartig die bis dahin unbekannte Fruchtkörperform der *Rhizomorpha* in den Fruchtträgern des in unseren Wäldern so häufigen Gallmiasch (*Agaricus melleus*) erkannte. Durch Kulturversuche im Laboratorium aus den Sporen dieses Pilzes die *Rhizomorpha* zu ziehen, blieb Hartig vortheilhaft. Aus dieser aber auch Fruchtträger zu erhalten, ist ihm nicht gelungen. Erst Molisch, Professor der Botanik an der deutschen Universität zu Prag, hat dies vor wenigen Jahren zum erstenmal erreicht und damit gemüßmaßen den Schlüssel in dieser Untersuchungsreihe geliefert.

Wie nun aber Molisch in seinem neuerdings erschienenen Werke über „Leuchtende Pflanzen“ (Verlag von G. Fischer in Jena) mittel, indem er eine zusammenfassende Darstellung unserer derzeitigen Kenntnisse über die Lichtentwicklung der Pflanze auf Grund der bisherigen und eigenen Forschung gibt, kann das Leuchten des Holzes auch noch von anderen Pilzen hervorgerufen werden, namentlich in der Mehrzahl der Fälle innerhalb Mitteleuropas bei der Föhre, Fichte, Birle, Eiche und Buche der Gallmiasch als der Urheber dieser Erscheinung anzusehen sein dürfte. Nicht hierzu gehören nach seinen Forschungen die *Polyporus*-Arten, deren allenthalben am Holze verbreiteten Mycelien die Fähigkeit des Leuchtens zugesprochen wird.

Merkwürdigerweise leuchtet der Hut des Gallmiasch, der doch aus den dunklen Mycelsträngen der *Rhizomorpha* entspringt, gar nicht. Doch sind mehrere verwandte Arten beobachtet, deren Hut leuchtet. So bemerkte Gardner bei einem nächtlichen Spaziergange durch die Straßen der Stadt Kaitiaki in der brasilianischen Provinz Goiaz mehrere Anemonen, die mit einem leuchtenden Gegenstande spielten, den er anfangs für ein Insekt hielt. Bei genauerem Zusehen fand er aber, daß es ein Blätterpilz, ein *Agaricus* war, dessen Wirtzbreite zwischen 1—2½ Zoll schwante. Der ganze Pilz, den die Bewohner der Stadt „Flor do Coco“ nannten, strahlte ein mattgrünes Licht, ähnlich dem der größeren Leuchtstiefeln und dem der Feuerwalzen aus, und zwar in solcher Intensität, daß er im Finstern bei dem vereinten Lichte mehrere solcher Pilze lesen konnte. Später ist dieser Pilz, dem der Name *Agaricus Gardneri* gegeben wurde, genau beschrieben worden.

Zu den am besten kultivierten unter den leuchtenden Hutpilzen gehört ohne Zweifel der in SüdEuropa am Fuße verschiedener Bäume, namentlich aber der Eibäume, vorkommende *Agaricus olivarius*. Schon noch ganz junge Pilze entwickeln nicht selten ein glänzendes Licht. Die Leuchtkraft zeigt sich hauptsächlich an der blättrigen, Gymnium genannten, Unterseite des Hutes; die älteren Pilze beginnen auch der Strunk zu leuchten. Specially australisch ist nach Kaufner der im Dunkeln prächtig leuchtende, in ganz Ostaustralien häufige, große weißliche, um Baumstämme in Gruppen wachsende Blätterpilz *Panus lucidescens*, der am Tage gar nichts Auffällendes zeigt, vielmehr den größeren deutschen *Agaricus*-Arten völlig gleicht. Wenn man aber nachts durch den Busch geht und die Pilze ihr smaragdgrünes Licht erstrahlen lassen, ein Licht, bei dem man in unmittelbarer Nähe gut lesen kann, so gewinnt die seltene, behaltene Erscheinung logisch unser Interesse.

Selbstverständlich sind die hier genannten Hutpilze nicht die einzigen, denen die Fähigkeit des Leuchtens zugesprochen wird; ob dies für alle diese aber auch in Wirklichkeit zutrifft, ist mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen.

Erwähnenswert ist hier auch eine Art des Leuchtens faulenden Holzes, die von der bisher besprochenen dadurch abweicht, daß sie nicht dauernd, sondern nur flüchtig auftritt. Nach den Beobachtungen Molischs wird diese Erscheinung durch ein zur Abtheilung der Springschwämme gehöriges Insekt, *Nannura muscorum*, hervorgerufen, das überall unter Blumentöpfen, Steinen, im meistentheils an dunkeln Orten lebt und hier ein improprietäres Gähneln führt.

Doch nicht das Holz allein, auch faulende Blätter produzieren Licht. Schon 1848 hat Zulasse in Frankreich leuchtende vermodernde Eichenblätter gesehen, ohne aber weitere Beobachtungen darüber anzustellen. Nach den Untersuchungen von Molisch sind nun leuchtende Eichen- und Buchenblätter nicht weniger als selten und wird der Waldboden allenthalben von dem Lichte hervorruhenden Laubes bedeckt. Will man sich leuchtende Blätter verschaffen, so achte man besonders auf folgende Umstände. Man suche vornehmlich da, wo die vom vorigen und von früheren Jahren herüberdauern abgefallenen Blätter in dicker Schicht, etwa 10—30 cm übereinander liegen. Die obersten Blätter sind jenseit trocken, braun und von fester Konsistenz. Sie leuchten nicht. Darunter liegt dann häufig eine Zone von Blättern, die wie die Blätter eines Buches, nur wir durcheinander, glatt aneinander legen, bereits in einem weiteren Grade der Zersetzung sich befinden und sich durch eine mehr gelbliche oder weißlich-gelbe Farbe auszeichnen, die entweder

schon am ganzen Blatte oder nur auf einzelnen Flecken wahrzunehmen ist.

Hauptächlich die von dem tieferen Braun des Blattes abfallenden hellen Flecken sind es, die leuchten; sie geben den Grad der Färbung des Blattes an, der für die Lichtentwicklung am günstigsten ist. Sammelt man ein paar Handvoll solcher Blätter, so kann man sicher sein, an ihnen während der Nacht eine mehr oder minder deutliche, nicht selten prächtige Lichtentwicklung beobachten zu können. Eigentümlicherweise ist diese Erscheinung nur wenig ober gar nicht bekannt, vielleicht deswegen, weil der Wald im Lenzeln von den meisten Menschen begesehen wird.

Wenigstens nannte Moßlich mit Sicherheit erkennen konnte, daß die leuchtenden Blätter von vielen kränkelnden oder farblosen Pilzsporen durchsetzt waren, einzelne sogar die Fruchtkörper dieser Pilze zeigten, so ist es ihm trotz vieler Mühe doch nicht gelungen, diesen Pilz zu isolieren und zu bestimmen.

Wie das Leuchten des Holzes bereits im Altertum beobachtet worden ist, so ist auch das Leuchten totor Organismen schon lange bekannt. Doch erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Ursache dieser Erscheinung auf lebende Wesen, auf Leuchtbakterien nämlich, zurückzuführen und in diesem Leuchten einen biochemischen Prozeß zu erkennen.

Der erste, der einen verlässlichen Bericht über leuchtendes Fleisch veröffentlicht hat, ist wohl der Anatom Hie. Fabricius ab Waupendene in Padua gewesen. Circa fünfzig Jahre später, 1641, beobachtete Bartholin in Montpellier, daß vom Markte nach Hause gebrachtes Hammelfleisch während der Nacht zu leuchten anfing. Der Vorfall erregte naturgemäß allgemeines Aufsehen, und weiteres Nachforschen ergab, daß die Fleischer von Montpellier dieses Leuchten an den verschiedensten Fleischsorten auch schon früher bemerkt hatten. „Das Licht zeigte sich besonders an den Köpfen der geschlachteten Schafe, an dem Riemenfette und an den Membranen; es war weißlich, nicht flammenweise, sondern gleich Sternen verteilt, hielt bis zur Jäulnis an und konnte vom Fleisch getrennt werden.“

Wiederum ist es Heller gewesen, der als erster die wahre Ursache dieses Leuchtens erkannte. Obwohl er sich speziell mit dem Leuchten von Schlachtwieh nicht befaßt hatte, so gelangte er doch, namentlich auf Grund seiner Versuche mit Seefischen, zu dem richtigen Schlusse: „Die Unterlebung eines Leuchtens vornehmlich oder faulender Tiere und Tierstoffe vom Leuchten lebender Tiere fällt gänzlich weg, denn nicht die verrottenen und faulenden Tiere leuchten, sondern ein nach dem Tode sich an den Tierstoffen bildender Pilz, somit wieder eine Pflanze, für welche ich den Namen *Sarcina noctilua* vorgeschlagen habe. Es ist das Leuchten totor Tiere und Tierstoffe vom chemischen Prozesse der Vermesung und Jäulnis gänzlich unabhängig und jede Annahme einer spontan leuchtenden Phosphorverbindung also falsch.“

Weiter ist auch diese Arbeit Hellers in Vergessenheit geraten, so daß der bekannte Bonner Physiolog Pflüger ganz unabhängig von derselben zu demselben Resultat gelangen konnte. Ledwig, Dubois und andre Forscher haben dieses auf Grund eingehender Untersuchungen zu bestätigen vermocht, und Moßlich ist es gelungen, tabellöse Reinkulturen des Pilzes herzustellen, auf den das Leuchten des Rind- und Pferdefleisches, wie auch das des Schweine-, Kalb- und Gänsefleisches zurückzuführen ist. Es ist dies jene Batterie, welche Fr. Cohn feinerzeit als *Micrococcus phosphoreus*, Moßlich als *Bacterium phosphoreum* bezeichnet hat. Dieses aus relativ großen kugelförmigen oder köbchenförmigen Zellen bestehende Bakterium entbehrt der Eigenbewegung, leuchtet nur bei Gegenwart von Sauerstoff und liebt im allgemeinen niedrige Temperaturen. Krankheitserregende Eigenschaften hat Moßlich an diesem Spaltpilze nicht entdeckt. Mehrere Kubikzentimeter leuchtender Bouillon konnten von ihm ohne Schaden verabreicht werden, und dies darf nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß die Batterie schon bei 30° C. abirbt, während unsere Körpertemperatur bekanntlich 37° beträgt.

Zie von verschiedener Seite geäußerte Ansicht, daß die Leuchtbarkeit des Schlachtoiebfleisches für gewöhnlich gar nicht auf diesem vorkomme, sondern hier nur zufällig auftrete, wenn das Fleisch mit Seefischen in Verbindung gekommen sei, hält Moßlich für unberechtigt. „Sie hatte nur so lange eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, solange man das Leuchten des Fleisches selten beobachtet hat. Jetzt aber, da man weiß, daß das Bakterium so zu jagen überall gefunden wird, wo sich Schlachtoiebfleisch vorfindet und zwar nachweislich an Orten, wo niemals

Seefische oder andere marine Tiere Eingang gefunden haben, wird der vorhin erwähnten Ansicht dadurch der Boden völlig entzogen.“ Die Möglichkeit, daß das *Bacterium phosphoreum* ursprünglich aus dem Meere stammt, wird von Moßlich nicht bestritten; er selbst hat aber auf leuchtenden Seefischen, die ja bekanntlich sehr häufig sind, und anderen Seetieren diesen Spaltpilz nicht nachweisen können, vielmehr vier andere Arten: *Bacillus photogenus*, *B. luminescens*, *B. gliscens* und den ungenügend leuchtenden, auch in der Nord- und Ostsee vorkommenden *B. lucifer*.

Während nun das Leuchten von Meereseischen als eine weitverbreitete Erscheinung übereinstimmend zugegeben wird, liegen über die Lichtentwicklung von toten Süßwasserfischen ziemlich widersprechende Ansichten vor, doch lautet gegenwärtig die Mehrzahl der Angaben dahin, daß das spontane Leuchten bei Süßwasserfischen im großen und ganzen selten vorkommt. Moßlich hat auch diese Frage einer eingehenden Nachsprüfung unterzogen und verdiebene Fische, wie Karpen, Hecht, Grundeln, Barbe und Schmerlen daraufhin untersucht. Gleich Pflüger ist er zu dem Resultat gelangt, daß das zuweilen beobachtete Leuchten der Süßwasserfische auf eine Anheftung durch photogene Spaltpilze mariner Fische zurückzuführen ist. Wenn man bedenkt, daß der Fischhändler jetzt einen Seefisch, dann wieder einen Süßwasserfisch in der Hand hält, daß beide Fische auf die Waage kommen, so wird eine solche Infektion sicherlich erfolgen können.

Wahrscheinlich handelt es sich auch bei den Angaben über leuchtende Maulwurfsgrillen, Fliegen und Wüden immer um Tiere, die auf irgend eine Weise von Photobakterien infiziert worden sind. Gerade die letztere Erscheinung ist nicht selten beobachtet worden, so zuerst von Wallas, 1874 von einem Mitgliede der Arala-Gaspischen Expedition u. a. Schmidt hatte im Sommer 1892 das Glück, leuchtende Wüden am *Alfals-See* zu sehen. Nach seinen Mitteilungen waren diese Wüden aufsteigend unbemerklich und machten den Eindruck erkrankter Tiere. Jedemfalls beläßen sie keine besonderen Leuchtorgane, auch war das Leuchten nicht vom Willen der Tiere abhängig. Eine endgültige Entscheidung in dieser Frage wird natürlich erst gefällt werden können, wenn entsprechende Infektionsversuche an Wüden angestellt sind.

Die Zahl der bisher in der Literatur namhaft gemachten Leuchtbakterien ist eine ziemlich große. Migula zählt in seinem System der Bakterien bereits 25 auf. Bemerkenswert in Zukunft noch mehr Arten von Leuchtbakterien aufgefunden werden, ebenso wahrscheinlich aber auch manche der bisher aufgeführten Spezies sich als identisch herausstellen.

Worauf beruht nun das Leuchten der Pflanzen? Daß zwischen der Lichtentwicklung und der atmosphärischen Luft Beziehungen existieren, hat man schon zu einer Zeit angenommen, zu der das Leuchten des faulen Holzes und totor Tiere noch gar nicht als biologischer Vorgang erkannt war. Pflüger, vor allem aber Beijerinck hat den Nachweis erbracht, daß sich das Leuchten der Pflanzen nur bei Gegenwart von freiem Sauerstoff vollzieht, der Leuchtprozeß auf einer Oxidation beruht. Zum Unterhalten des Leuchtens genügen sehr geringe Mengen von Sauerstoff. Dafür aber, daß der durch das Leuchten gegebene Oxidationsprozeß auch zu einer Kohlenäureproduktion führt, fehlt bisher der Beweis, demnach liegt auch nach Moßlich vorläufig kein zwingender Grund vor, von einer direkten Beziehung zwischen Atmung und Lichtentwicklung, geschweige denn von einer Lichtentwicklung durch Atmung zu sprechen.

Hatte man früher geglaubt, daß das Licht der Organismen von entstehendem Phosphor oder von einer Phosphorwasserstoffverbindung herträte, daß bei der Färbung organischer Stoffe Phosphor entlicke und dieser das Leuchten bedinge, so sind wir jetzt zu der Annahme berechtigt, daß in den leuchtenden Zellen ein Stoff gebildet wird, der im Kontakt mit freiem Sauerstoff zu leuchten vermag. Dieser Photogen genannte hypothetische Stoff ist bezüglich seiner Entstehung sicherlich an die lebende Zelle geknüpft und insofern dann das Licht der Zelle überhaupt als ein Lebenslicht im wahren Sinne des Wortes bezeichnet werden.

Alle leuchtenden Pflanzen senden ihr Licht abaundernd aus und darin liegt ein bedeutender Unterschied gegenüber dem Leuchten der Tiere, denn bei diesen ist im allgemeinen die Lichtentwicklung nur auf relativ kurze Zeit, auf Minuten oder Sekunden beschränkt und erfolgt zumeist nur auf äußere Reize, so daß das Licht einen bligartigen oder funkenartigen Eindruck macht. Dagegen leuchten die Bakterien und die höheren Pilze tage, wochen-, monate-

ja unter bestimmten Bedingungen sogar jahrelang ohne Unterbrechung Tag und Nacht. So ist es Mölich gelungen, auf geeigneter Unterlage leuchtende Pilze zu züchten, die ein bis zwei Jahre hindurch andauernd geleuchtet haben. Damit soll natürlich nicht behauptet werden, so schreibt Mölich, „daß ein und dieselbe Zelle so lange zu leuchten vermag; das trifft sicherlich nicht zu, sondern die Zellen werden im Centrum des sich kreisförmig ausbreitenden Mycelium senil oder sie sterben ab, an der Peripherie aber verjüngen sie sich beständig, wachsen weiter und produzieren Licht. Also nicht jede einzelne Zelle, sondern die Kultur als solche leuchtet so lange. Immerhin wird die Leuchtdauer der einzelnen Pilzzelle auf viele Tage veranschlagt werden können.“

Das anbauende wie intensive Leuchten verschiedener Batterienarten hat nun den Gedanken gezeitigt, dieses Licht in Form einer Lampe zu verwerten. Das Verdienst, eine solche Lampe als erster konstruiert zu haben, gebührt Dubois. Gelegentlich der letzten Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 beleuchtete er sogar einen Saal im optischen Ballast mittels Batterienlampen. Glasgefäßen, deren innere Oberfläche mit einer Urotinlage ausgekleidet und mit *Neurospora*-bakterien geimpft war. Unabhängig von Dubois hat auch Mölich eine Batterienlampe konstruiert. Er benutzt für diese Zwecke die bekannten Grenmeyerzellen von 1–2 Zentimeter Inhalt, deren Wandungen mit einer Schicht von Salpeterminerale, die mit Bacterium phosphorum geimpft ist, überzogen wird. Bei Aufenthalt des Kolbens in einem kühlen Zimmer entwickeln sich schon nach 1–2 Tagen an der ganzen Innenwand so reichlich Kolonien, daß der Kolben dann in wunderlichem bläulich-grünen Lichte erglänzt und mit seinem ruhigen matten Glanze einen herrlichen Anblick darbietet. Eine solche Lampe hat nach den Mitteilungen Mölichs die ausgezeichnete Eigenschaft, bei Außermittlung in einem Raume von etwa 10° C. durch etwa 14 Tage relativ intensiv und später mit abnehmender Heftigkeit zu leuchten. Ihr Licht gestattet, die Taschenuhr, die Stala des Hypomnestes abzulesen, großen Druck zu entziffern, das Gesicht einer Person auf 1–2 m zu erkennen. Ebenfalls erscheint es nach diesen Versuchen nicht unmöglich, daß das Batterienlicht zur Beleuchtung von solchen Räumen, in denen nur eine sehr mäßige aber unterbrochene Beleuchtung erforderlich ist und so eine mit Wärmeentwicklung verbundene Beleuchtung möglichst auszuschließen ist, wie z. B. in Pulvermagazinen, noch einmal praktische Bedeutung gewinnen dürfte. Vielleicht läßt sich im Hinblick hierauf durch künstliche Zuchtwahl die Intensität des Batterienlichtes noch steigern, eine Rasse züchten, die besonders intensiv leuchtet.

Begreiflicherweise hat das eigentümliche Licht, welches von Lebewesen ausgeht, auch verschiedene Forscher angeregt, seine wesentliche Zusammensetzung zu erforschen, und dabei hat sich als Resultat ergeben, daß die Spectra der leuchtenden Pilze kontinuierlich sind, daß sie aber mit einer Ausnahme wegen ihrer geringen Lichtintensität keine Farbe erkennen lassen. Als Ausnahme erwies sich das Spectrum des schon früher erwähnten, von Mölich auf Sesselfisch aus der Adria und Korbie entdeckten *Bacillus lucifer*; man konnte in ihm die Farben Grün, Blau und etwas Violettblau entdecken. Als vorstehend dürften im Vergleich die grünen Strahlen zu bezeichnen sein.

Bemerkenswert ist noch, daß das Pilzlicht die photographische Platte nie gewöhnliches Tageslicht beeinflusst, daß es aber ebenso wie dieses undurchsichtige Körper zu durchdringen vermag. Bei heliotropisch empfindenden Pflanzen ruft es, wie Mölich durch Experimente mittels Keimlingen der Linse, Sandwicke, Erbse und Mohl nachgewiesen hat, positiven Heliotropismus hervor; es ist also das Pilzlicht neben chemischen Wirkungen auch physikalische Wirkungen aus.

Wenden wir uns nun noch der Frage zu, ob das Pilzlicht eine biologische Bedeutung besitzt? Hat es wie das momentan auftretende Licht der Tiere den Zweck, ihre Feinde damit zu erschrecken oder ihre Umgebung zu erleuchten, um dadurch Beute-tiere anzulocken?

Für die Batterien, die aus Fleisch, toten Sesselfischen usw. vorkommen, ist diese Frage bereits vor längerer Zeit von Beijerinck verneint worden. In der Luminizität bietet ein Mittel zu ihrer Verbreitung zu sehen, hält er für ausgeschlossen, daß die Neeresströmungen, die Wogen und der Sand des Strandes dies in ausgeprägter Weise bezogen, und auch Mölich ist wie dieser der Ansicht, daß die Lichtentwicklung der Batterien eine Konse-

quenz ihres Stoffwechsels ist, eine biologische Bedeutung ihr aber nicht zukommt.

Ob nun den höheren Pilzen durch die Lichtentwicklung irgend ein Vorteil erwächst, erscheint zur Zeit noch völlig zweifelhaft, wiewohl Kerner v. Marilaun dem junest. „Am wahrscheinlichsten“, so schreibt er, „ist es, daß den Pilzmäden und Pilzfäden, welche ihre Eier in die Mollusken und Sporenträger der Hymenococeten (Gutpilze) legen und die mit der Verbreitung der Sporen in Zusammenhang stehen, in der dunklen Nacht der Weg gezeigt wird. Viele dieser Mäden und Stäbchen fliegen nur bei Nacht und wenden sich, wie so viele geflügelte Nachtvögel, bei ihrem Fluge leuchtenden Gegenständen zu. Es wäre nun immerhin möglich, daß das von den genannten Batterieschwämmen ausgehende Licht als Anlockungsmittel und Begleiter für die genannten in der Nacht fliegenden Insekten dient, ähnlich wie der Geruch und die lebhafteste Farbe anderer Hymenococeten für jene Pilzfliegen und Pilzfäden, welche am hellen Tage schwärmen.“

Diese Annahme Kerner ist in vieler Hinsicht angegriffen, ist es doch z. B. nicht verständlich, warum beim Gallmisch der Fruchtkörper, der doch die Sporen trägt und den Insekten zugänglich ist, nicht leuchtet, während das Pilcel, das unter der Rinde und im Holze ruht, also von den Insekten gar nicht gelehrt wird, Licht entwickelt. Und würde nicht, wenn das Licht tatsächlich den Sinn hat, Insekten anzulocken, auch so manged derselben angezogen, daß das Pilz ohne weiteres treffen und somit gerade zu seinem Untergange beitragen würde? „Mir will scheinen“, so bemerkt Mölich hinzu, „daß man heute mit der biologischen Deutung mancher Erscheinungen des Pflanzenlebens in gewissen Punkten über das Ziel hinausschießt und in dem Streben, um jeden Preis eine teleologische Deutung zu finden, sich in allzu gemachte Spekulationen einläßt. So wie leblose Körper gewisse Eigenschaften aufweisen und wir nicht im Entferntesten daran denken, daß diese Eigenschaften eine Zweck haben, so kann auch das ungleich kompliziertere Lebewesen einfach infolge seiner Konstruktion oder seines Stoffwechsels gewisse Eigenschaften erhalten, die sich als notwendige Konsequenzen der inneren Einrichtung ergeben. Weit entfernt davon, der biologischen Erklärung entgegenzutreten zu wollen, möchte ich nur vor Überreibungen warnen und betonen, daß wir derzeit keine plausible Erklärung der Pilz-luminizität zu geben vermögen, wahrscheinlich weil sie eine zufällige Konsequenz des Stoffwechsels der Photococeten ist.“

Wir dürfen unsern Überdruß über die leuchtenden Pflanzen nicht schließen, ohne auch das angeblichen Leuchten verschiedener Blütenpflanzen Erwähnung zu tun. Schon der bekannte Naturforscher des 16. Jahrhunderts, Konrad Gesner, hat in einem Buche eine ganz Reihe solcher Pflanzen aufgeführt und sie wegen ihres angeblichen Leuchtens in der Nacht Noctiflores genannt; er geht aber selbst zu, niemals bei einer derselben diese Erscheinung beobachtet zu haben. Mehr Gewicht ist einer Mitteilung beizulegen, nach der eine Tochter Einnes 1762 im Garten ihres Vaters an einem gewitterstürmischen Abend ein bisgariges Aufleuchten der leuchtenden Blüten der Kapuzinerkresse, *Tropaeolum majus*, wahrgenommen hat. Eine Erklärung für diese Erscheinung hat sie in der diebglühigen Abhandlung nicht gegeben, doch vermutet Wille, der dieselbe mit einem Zufall versehen hat, daß diese Pflanzen der überall verbreiteten elektrischen Materie zuzuschreiben sei. Ähnliche Beobachtungen sind während des folgenden Jahrhunderts angeblich von verschiedenen Forschern auch an anderen Blumen, so an der Angelblume, der Feuersilie, der Sammelblume und der Sonnenrose, vor allem aber auch am orientalischen Mohl gemacht worden, ohne daß aber nur einer der Beobachter versucht hat, die Ursache experimentell zu ergründen. Diese Fälle auszuschließen hat sich nun Mölich angelegen sein lassen. Um zunächst die erwähnte Behauptung kennen zu lernen, hat er im Laufe der letzten acht Jahre ganze Reihe mit den vorerwähnten Pflanzen gezogen, aber trotz sorgfältigster Beobachtung sowohl bei klarem wie bei trübem oder gemwittertem Wetter ist es ihm niemals gelungen, auch nur irgend eine Spur einer Lichterscheinung wahrzunehmen. Trotzdem ist Mölich überzeugt, daß die Blüten mancher Pflanzen unter gewissen Umständen zu blühen vermögen, um so mehr, da es ihm auf experimentellem Wege gelungen ist, diese Erscheinung künstlich hervorzurufen. Wird nämlich ein im Blumentopf und zwar in ziemlich trockner Erde befindliches Exemplar der Kapuzinerkresse behufs Jolierung auf ein umgürteltes Wehrgelb gestellt und die Pflanze jedoch im Finstern mittels einer kleinen Elektrifiziermaschine geladen, so

sieht man hauptsächlich von den Blüten Funken und Lichtbüschel von kurzer Dauer ausstrahlen und hervorbringen. Demzufolge sieht sich Mollsch zu der Annahme berechtigt, daß das Blühen der Blüten keinen biologischen, sondern einen physikalischen Prozeß darstellt, wie er sich beim St. Elmsfeuer auch an den verschiedensten leblosen Gegenständen offenbaren kann.

Unstreitig ist das Kapitel „Leuchtende Pflanzen“ eines der interessantesten aus dem großen Buche der Natur. Durch das fremdartige, geheimnisvolle Licht, das diese Pflanzen ausstrahlen, haben sie seit unbenklichen Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen

erregt, die letzten Jahrzehnte aber sind es erst gemein, die uns in merkwürdiger Aufführung über dieses eigenartige Phänomen gebracht haben. Aber wenn auch viele Fragen, die die leuchtenden Pflanzen betreffen, durch die sorgfältigen Untersuchungen von Ludwig, Präger, Fischer, Dubois, Mollsch u. a. gelöst sind, so harren andererorts, wie der letztgenannte Forscher in seinem schon anfangs erwähnten Werke über die leuchtenden Pflanzen in anschaulicher Weise gezeigt hat, noch manche ihrer Lösung, denn nur langsam löst die Natur sich ihres Schleiers berauben.

Dr. C. M.

### Bücherbesprechungen.

— Nach längerer Pause hat der Verein für Geschichte der Stadt Pirna ein zweites Heft seiner Mitteilungen veröffentlicht (Pirna, Druck von F. J. Oberlin, 31 S. 8°). Es enthält unter der Aufschrift „Die Pirna böhmisch und wieder meißnisch wurde“ eine knappe, klare Darstellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Pirnas seit der ersten Erwerbung der Stadt (1233) bis zu ihrer Erwerbung durch Markgraf Wilhelm von Brandenburg 1403, durch die sie dauernd mit den meißnischen Landen vereinigt wurde. Der Verfasser, Realgymnasiallehrer Oskar Spird, dem wir ihn manchen tüchtigen Beitrag zur Geschichte von Pirna verdanken, beherrscht das gedruckt vorliegende Quellenmaterial vollständig und hat somit zu der Jubelfeier, die Pirna vor kurzem zur Erinnerung an die 500jährige Zugehörigkeit zum Hause Sachsen beging, einen dankenswerthen historischen Kommentar geliefert, der auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

—m—

— Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen, Offizier-Aspiranten und die Offiziere des Beurlaubtenstandes der Feldartillerie. Von Bernigt, Major und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule. 9. neu bearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. — Das Buch unterrichtet Einjährig-Freiwillige, Offizier-Aspiranten und Offiziere des Beurlaubtenstandes der Feldartillerie über alle Bestimmungen ihres militärischen Berufes. Es ist ein bewährter Ratgeber für das dienstliche wie außerordentliche Verhalten. Die Schreibaufgaben sind neu bearbeitet.

A. K.

— Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen, Offizier-Aspiranten und die Offiziere des Beurlaubtenstandes der Fußartillerie. Von Weigelt, Hauptmann und Kompanieführer im Niedersächsischen Fußartillerie-Regiment Nr. 10. 4. völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 330 Abbildungen sowie einer Beilage nebst Übersichtsplan. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. — Der früher in 2 Bänden gegebene Stoff ist in einen Band vereinigt und vermehrt worden. Neu aufgenommen sind: das Kommando der Offiziere des Beurlaubtenstandes zur Fußartillerie-Schießschule, die Kosten des Dienstjahres für den Einjährig-Freiwilligen, Stellung und Pflichten der Offiziere des Beurlaubtenstandes und Winte für Übungen, Gebrauch der Winterkappen, die militärische Bedeutung des Geländes, die französischen und russischen Kartensysteme. Das Buch ist ein praktisches Nachschlagewerk und Lehrbuch für die Fußartillerie.

A. K.

— Der Dienhunterricht für den Kanonier und Fahrer der Feldartillerie. Von Bernigt, Major und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule, und Traub, Leutnant im 4. Bataillon Feldartillerie-Regiment Nr. 66. 4. Auflage. Ausgabe für Feldkanonenbatterien. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. — Das bewährte Kern- und Lesebuch für Artilleristen der Feldkanonenbatterien gibt über alles Aufschluß, was dem Soldaten wissenschaftlich ist. Gute Abbildungen erleichtern das Verständnis schwieriger Abschnitte. Der Inhalt der neuen Auflage ist durch geschickliche Kapitel über die Färsenführung der größeren deutschen Staaten mit guten Bildnissen der Färsen und über Artillerietruppentheile sowie durch einen Anhang, welcher Einteilung und Standorte des Heeres, der Marine, der Schutztruppen und der sibirischen Besatzungsbrigade enthält, vermehrt worden.

A. K.

— Ablers-Biermann, Der Kanonier, Fahrer und Geschüßführer der Fußartillerie. 3. Auflage, be-

arbeitet von Biermann, Leutnant im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13. Mit einem Bildnis Sr. Majestät des Kaisers, 3 bunten Tafeln, 11 Holzschnitten und 129 Abbildungen. Preis 65 A. Berlin, C. S. Mittler & Sohn. — Das Erscheinen einer 3. Auflage spricht für die Wertschätzung, die das leichtverständliche geschriebene Buch in den beteiligten Kreisen gefunden hat. Das Buch ist durch die Aufnahme des Färsendienstes inhaltreicher geworden. Der Dienst des Fußartilleristen im Färsendienst ist unzureichend behandelt. Die Fußartillerie scheint jetzt zum letzten Dienstzweige wenig Wert beizumessen und sich nur als bespannte Truppe weiterzubehalten. A. K.

— Fritsch (Oberleutnant), Feldbuch, dargestellt in Aufgaben und deren Lösungen auf der Generalstabkarte. Mit einer Kartenbeilage 1:100 000 und acht Skizzen im Text. Berlin, Mittler & Sohn. 2 A. — Seiner Aufgabenstellung aus der formalen Taktik hat der Verfasser jetzt eine „Feldbuch“ folgen lassen, die in ähnlicher Weise unter verschiedenen Annahmen Aufgaben über Geländebearbeitung stellt und so ein geeignetes Hilfsmittel für entsprechende Studien bietet. Für recht beachtenswert halten wir den Anhang über Wert und Bedeutung der militärischen Anhöhenzüge, die oftmals bessere Dienste leisten als die beste Karte. Es werden sehr praktische Winke über Anfertigung solcher Skizzen gegeben und durch Wiedergabe einiger Beispiele, die aus der hiesigen Expedition und aus dem Burenkrieg stammen, recht anschaulich erläutert. H. St.

— v. Kamelt, P. B. (Hauptmann), Die Anfertigung im Dienste der Erkundung, Beobachtung und Orientierung nebst einigen Notizen über die Bedeutung der Photographie für Erkundungszwecke. Mit 46 Abbildungen im Text. 2,25 A., geb. 3 A. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. Or. — Die Anregung, die in diesem Heftchen gegeben wird, ist gewiß zu beachten, sie ist aber nicht neu, denn bereits Nolte empfahl die Verwendung der Anfertigung in seinen militärischen Schriften. Sie hat sich aber trotzdem nicht sehr in der Armee eingebürgert, weil bei dem jetzt vorhandenen reichhaltigen Kartenmaterial ihre Anwendung doch nur ganz vereinzelt nötig sein dürfte. Trotzdem möchten wir aber diese Anleitung zur Anfertigung derartiger Skizzen den Offizieren zum Studium empfehlen. Sie ist gut und praktisch.

—r—

— Esel (Major), Die Befehlsgebung der Sanitäts-offiziere im Felde. 2,80 A. Berlin, C. S. Mittler & Sohn. — In diesem Buche beipricht der Verfasser vom Standpunkte der Befehlsgebung die verschiedensten Aufgaben, die der Sanitätsoffizier in den verschiedensten Dienststellungen im Felde zu lösen hat, bis ins kleinste Detail. Die Arbeit dürfte nach dieser Richtung hin wohl die empfehlendste auf diesem Gebiete sein. Vieles ist nach unserer Ansicht der Verfasser allguschematisch vorgegangen. Manches, was verlangt wird, dürfte wohl nur ein frommer Wunsch bleiben, so z. B. daß für die auf dem Verbandspfad Geforderten eine Totenkammer nicht reblen dürfte.

—l—

— Dr. Rowall (Generaloberarzt), Militärsanitätlicher Dienhunterricht für einjährig-freiwillige Ärzte und Unterärzte. Siebente, vermehrte Auflage. Preis 6,75 A., geb. 7,50 A. Berlin, C. S. Mittler & Sohn. — Eine Empfehlung hat das Werk des verdienten Verfassers nicht mehr nötig. Es ist für jeden, dem die für den militärsanitätlichen Dienst geltenden gesetzlichen Bestimmungen nicht immer im Original zur Verfügung stehen, insbesondere auch für die Sanitäts-offiziere des Beurlaubtenstandes geradezu unentbehrlich. Das in der neuen Auflage die neuesten Bestimmungen genauere Berücksichtigung gefunden haben, bedarf kaum der Erwähnung.

—t—



Nr. 127.

Donnerstag den 26. Oktober abends.

1905.

## Jagdgeschichte als Kulturgeschichte.\*

Von Oberförster W. Schier.

„Die Jagd ist ein Gleichnis der Schlachten,  
 Des erhen Kriegsgottes lustige Frau.“  
 (Schiller)

Wenn dieses Dichterwort in seinem letzten Teile für das heutige Weidwerk gilt, so kommt es zu vollem Recht auch im ersten Teile des Satzes, wenn wir die Jagdankündigung in altergermanischer Zeit ins Auge fassen. Denn damals war die Jagd jumeist ein persönlicher Kampf, wenn es galt, den riesigen Elch, den Ur, den Bienen, den Haren und die wahrhafte Sau zu bezwingen. Ter zur Jagd abgerichtete Hund war bereits in den ältesten Zeiten der treue Genosse des Jägers.

Die Jagd stand unter den verschiedenen Waldnutzungen in der ältesten Zeit gewiß in erster Linie. Das erlegte Wild besaß nicht nur eine überaus große Bedeutung für den Unterhalt unserer Vorfahren, sie benötigten der Tiere des Waldes auch, um die Häute, Fellen und Häute des Hautzeuges und Auswüchse zur Kleidung, zu Lagerstätten und Zellwänden vorzubereiten zu können. Daneben schätzte man die Jagd wegen der mit ihr verbundenen Reize und Abkühlung des Körpers. Sie machte die Glieder geschmeidig und galt als beste Vorstufe für den Kampf mit den Feinden. Nach dem Schätzwerte der Deutschen wurde die Jagd als einer der wichtigsten Erträge des in Besitz genommenen Landes betrachtet. Das Recht, die Jagd auszuüben, galt als eine der wichtigsten Befugnisse, die den Markgenossen am Gemeindegelände zustanden. Demgemäß ist schon für die älteste Zeit das Jagdrecht als ein Zubehör und Ausschlag des Grundeigentums zu betrachten. Nach altdieser Auffassung kam das Jagdrecht jedem freien, waffenfähigen Manne zu, doch bestand ein Vorrecht der Könige auf gewisse Jagdtiere. König Guntram von Burgund († 593) ließ einen Kämmerer heiligen, der im königl. Forste der Vogelen einen Büffel erlegt hatte. Besonders scheinen die fränkischen Könige das ausschließliche Jagdrecht des Grundeigentümers am frühesten und schärfsten geltend gemacht zu haben. Die Verletzung dieses Jagdrechtes in den königl. Forsten wurde mit Strafe des Königsbannes von 60 Schillingen bestraft. Diesem ging die Jagdverweigerung der fränkischen Könige so weit, daß nicht einmal den höchsten Beamten, den Grafen, die Jagd in den Bannforsten (forestas) gestattet war und daß in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts die Könige begannen, auch solche Ländereien mit dem Jagdbann zu besetzen, an welchen ihnen das Grundeigentum nicht zustand. Durch königl. Schenkung gelangten große Ländereien und mit ihnen das Jagdrecht in den Besitz von geistlichen und weltlichen Großen. Viele übten die Jagd mit nicht geringerer Leidenschaft aus als die Könige und mehrfach mußte von deren Seite wie auch von den Konzilien dem Jagdweiser der Geistlichkeit ein Fämpfer aufgelegt werden.

Die Jagdausübung in altdieser Zeit erstreckte sich auch auf Tiergattungen, welche damals noch den deutschen Urwald bevölkerten, aber längst ausgehoren sind. Wisent, Ur, Elch, Hür und Luchs sind den primitiven Völkern der damaligen Zeit zu jagen, dazu gehörte nicht nur persönliche Mut und Waffengewandtheit, sondern auch große Körperkraft. Außer diesen Tiergattungen bestanden der Urwald auch die noch heute in Deutschland vorhandenen jagdbaren Tiere, besonders die reiche Edel- und Schwarzwild ziemlich häufig gemessen sein. Mennierte scheinen noch zu Gafard Zeiten in Germanien vorgekommen zu sein.

Überaus groß ist die Zahl der zur Jagd verwendeten und hierzu abgerichteten Hundesaffen, die in früherer Zeit Verwendung fanden. Man kannte Leithunde, Spürhunde, Jagdhunde, Treibhunde, Straßen, Hühnhunde, Windhunde, Wiberhunde, Jagdschuhhunde. Die hohen Strafen, welche die ältesten deutschen Volksgesetze auf die Entwendung von Jagdhunden legten, beweisen uns, welchen Wert man damals auf diese wertvollen und bei den einfachen Jagdmassen ganz unentbehrlichen Wesen und Genossen des Jägers setzte. Die Entwendung eines Leithundes wurde mit 6 Solidis (22 Solidi = 1 Pfund reinen Silbers) geahndet, während die Entwendung einer Kuh nur mit 1 Solidi gebüßt wurde. Außer der Geldstrafe konnten für die Entwendung eines Leithundes auch schimpfliche Strafen verhängt werden.

Die geringe Krausweite von Bogen und Pfeil, in späterer Zeit der Krumbuk, machte mancherlei Hilfsmittel erforderlich, um besonders des starken Raubzeuges habhaft zu werden. Fußschlingen, Fußstien, Falschlingen, Fanggruben, Selbstschüsse, Wollfangen und Gift dienten diesem Zweck. Zum Erbeuten des Kugelhundes wurden vielfach Netze oder Barne verwendet. Als Jagdmassen dienten in altergermanischer Zeit Pfeil und Bogen, Speiß und Schwert, in späterer Zeit die Krumbuk. Letztere bebaute einen sehr großen Fortschritt in der Bewaffung des Jägers und sie ward selbst nach der Erfindung des Schießpulvers nicht verdrängt, da die Kugelhunden sehr unhandlich waren und das Pulver nur langsam mittels Stahl und Stein zur Entzündung brachte.

Wohl ungleich höherer Wert in altdieser Zeit auf die Jagd gelegt wurde, geht aus den jagdstrafrechtlichen Bestimmungen der Volksgesetze im Vergleich mit den forststrafrechtlichen hervor. Die Höhe der Strafen für Jagdvergehen wurde bei den verschiedenen Stämmen für das gleiche Vergehen mit verschiedenen hohen Bußen belegt, die aber jumeist in Geld zu erleiden waren, wobei aber nicht immer bares Geld als Zahlungsmittel diente. Bis zum Ausgang des 9. Jahrhunderts wurden Bannforsten errichtet, in denen den Inhabern des Bannforstes außer der Jagd auch alle sonstigen Nutzungen (Holz, Weide, Honig von den Waldtieren u. a. m.) zustanden. Nur dem König war es vorbehalten, Bannforsten zu gründen oder die Genehmigung dazu durch Verleihung des Königsbannes zu erteilen. Aus diesen Anschauungen heraus haben sich später die Grundlagen für die rechtliche Gestaltung von Jagd- und Forstrecht gebildet. Im 10. und 11. Jahrhundert gelangte man dazu, die gemeindliche Jagdausübung auf eigenem Grund und Boden — vonatio — vom dem durch Königsbann geschützten Jagdrecht, das aber auch auf fremdem Besitz bestehen konnte — forestam (auch wildbann, hannus forinus genannt) — zu unterscheiden. Seit der Ausbildung des Lehenswesens gehörte auch der Forstbann zu jenen Rechten, welche zu Lehen vergeben wurden. Gegen das Ende des Mittelalters begannen die Inhaber des Königsbannes selbst so zu gehen, daß sie von den Bewohnern des betreffenden Territoriums auch die zur Jagdausübung erforderlichen Dienstleistungen als ihr Recht beanspruchten. Dadurch wurde der Grund gelegt zu den späterhin den Bauernstand so überaus drückenden Jagdbrennen.

Immer mehr erlitten die früheren rechtlichen Anschauungen über das Jagdrecht als Ausschlag des Grundeigentums Abänderungen, dieses Jagdrecht wurde allmählich ein Borrcht einzelner privilegierter Personen, wenigstens inwieweit Rotwild, Schwarzwild und das stärkere Federwild in Betracht kamen. Dagegen war die Jagd auf geringere Wildarten entweder frei oder wurde bisweilen

\* Schwarzjagd: Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. — Jäger u. Berg: Fürsorgang im Didakt der deutschen Forst- und Jagdgeschichte.

aussdrücklich verliehen. Bis ins 13. Jahrhundert hinein diente Haubtwild von jedermann erlegt werden. Die Untertheilung zwischen „höher“ und „niederer“ Jagd findet sich zuerst in einer Urkunde um das Jahr 1500. Vordem bezeichnete man häufig das zur „höheren“ Jagd gehörige Wild als solches mit „geschlittertem“ (= gepoltem) Fuß, das zur „niedereren“ Jagd gehörige als Wild mit „ruhem“ Fuß. In einzelnen Fällen ist es vorgekommen, daß bei Straandrohung die Untertanen zur Verrichtung des Haubtwildes angehalten wurden. Den Bauern wurde die Jagdausbübung mehr und mehr eingeschränkt, schließlich ganz unterjocht. Im Bauernkriege spielten die Klagen wegen Entzug des Jagdrechts und wegen der Jagdfrohndienste wie auch wegen des großen Schadens, den der große Wildstand auf den Aedern verurteilte, eine Hauptrolle. Als ein schöner Zug im deutschen Volkscharakter ist es wohl anzusehen, daß für eine schwangere Frau, wenn diese nach Wildbraten gestülpt, auch von einem sonst nicht zur Jagdausbübung Berechtigten Wild erlegt werden durfte.

Die Städte erlangen erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters neben anderen Privilegien auch Jagdrechte von größerer Bedeutung, wobei jedoch die „höhe“ Jagd zumieist ausgeschlossen war.

Während des späteren Mittelalters vermochte sich das Wild zufolge der zunehmenden Waldrodungen einerseits und der bedeutenden Bevölkerungszunahme und Befestigung des Landes andererseits weder nach Zahl noch nach Arten im bisherigen Stande zu erhalten. Am frühesten verhältnißmäßig das verwilderte Pferd aus dem südlicheren und mittleren Deutschland. Während es wild in Deutschland niemals gegeben hat, bewohnten verwilderte, in Herden lebende Pferde die deutschen Wälder und gehörten in Ostpreußen noch im 15. Jahrhundert zu jenen Tieren, auf welche regelmäßige Jagd gemacht wurde. Am Ende des Mittelalters fanden sich Bienen, Ur (Auerock) und Eich nur noch in den ostpreussischen und polnischen Wäldungen vor, während Rotwild, Schwarzwild, Bären, Luchse und Wölfe in allen Theilen Deutschlands verbreitet waren. Während bis zum 12. Jahrhundert bei der Jagd auf großes Wild und auf die größeren Haubtiere neben Pfeil und Bogen auch die „kalten Waffen“, Sper und Schwert, eine Rolle gespielt hatten, erlangte erstere die „Schiefjagd“ durch Einführung der Armbrust größere Bedeutung. Das Feuertgewehr, anfangs ungemein anshändig und von geringer Treffsicherheit, begann man in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Jagdwaffe zu benutzen. Auf Rot- und Schwarzwild, wie auch auf Bären bildete die Hirschjagd mit einem grossen Apparat von Pferden, Hunden und Jägern die Hauptjagdart. In höher Wild stand zu dieser Zeit noch die Falkenjagd, wobei abgerichtete Jagdfalken auf das ausgeföhrte Flugwild gelöst wurden, während die Jagdgesellschaft, in der sich zumieist auch Damen befanden, zu Pferde der sich in der Luft abspielenden Jagd des Falken auf das Flugwild folgte. Wesentlich beliebt war die Meherbeize. Neben der Hehrjagd wurde auch die Hirschjagd zu Fuß und zu Ross betrieben. Die Erlegung des Wildes während der Seiget war schon im 13. Jahrhundert verboten. Die Weidmannssprache findet sich bereits in der Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts in der Weise vor, wie sie noch heute im Gebrauche ist.

In der Zeitperiode von 1500 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich die Landesherren des ausgebehnten Jagdrechts zu erfreuen, wobei sie dieses Recht auf sehr verschiedene artigen, teils privatrechtlichen, teils haadtrechtlichen Titeln abtollten. Dabei stießen die Fürsten allerdings auf entschiedenen Widerstand bei ihrer oft sehr mächtigen Vasallen, den Adeligen, Bischöfen und Klöstern, die gleichfalls Anspruch auf Jagdrechte erhoben und die früher verliehenen Jagdrechte nicht preiszugeben wollten. Bei diesem Streite haben der Adel und die hohe Geistlichkeit, teilsweise auch die Städte das Jagdrecht zu behaupten gesucht, dagegen ist es den Bauern vollends verloren gegangen. Eine bevorzugte Stellung bezüglich der Jagdausbübung auf bestimmten Wildarten hatten die Studenten an verschiedenen Universitäten. Dabei mag aber dieses Jagdrecht zumieist etwas mehr andedeutet worden sein, denn Kurfürst Max Emanuel belet im Jahre 1700, daß den Studenten der Universität Ingolstadt bei unbefugter Jagdausbübung die Wälder wogegenommen und die Hunde totgeschossen werden sollten. Infolge der jagdrechtlichen Ausdehnungen der Offiziere, biswieweil tzt der Untertanswilde und gemeinen Soldaten, mußten im 18. Jahrhundert zahlreiche Verbote erlassen werden. In einzelnen

Staaten besaßen die höheren Offiziere gewisse Jagdrechte, so in Sachsen die Obersten, in Braunschweig die Generale.

Wie schon oben angedeutet, hatte man bereits in früheren Jahren begonnen, die Jagddienste der Bauern als einen Ausfall des Jagdrechts zu beanspruchen. Diese Jagddienste, eine drückende Last für den Landmann, waren sehr mannigfaltig. Die Bauern mußten das Jagdbezug aus den Jagdwäldern herbeischaffen und wieder dahin zurückbringen, Hunde leiten, Treiberdienste verrichten und das Wild mit Netzen oder Lühern einfassen lassen, das erlegte Wild fortfahren, Wildhunden madden, Scherje und Hirschwege in den Wäldern bauen u. a. m. Dabei ersetzte die größte Willkür, die Jagdfrohnden wurden oft mit Rücksichtslosigkeit und selbst mit grauamter Härte gefordert. Nicht selten wurden zu einer einzigen Jagd über tausend Menschen aufgeboden, welche zur Zeit der notwendigen Feldarbeit oder im tiefsten Winter mit ihrem Geopann oft wochenlang im Walde zubringen mußten, ohne auch nur einen Bissen Brot zu erhalten. In Hessen mußten die Weinewerber das Weinen zu den Jagdbezügen (Lühern und Sappen) um einen geringen Preis liefern. Die Juden hatten die zu den Federlappen erforderlichen Federn zu schaffen. So mußten z. B. in Hessen-Larhadt im Jahre 1705 von jedem Juden 1000 Stück Federn geliefert werden. Den Wäldern besonders war die Rücksicht wie auch die spätere Fütterung der herrihschlichen Jagdhunden bez. die Fieserung des sogen. „Gundsbrottes“ auferlegt. Schärer und Wegzer mußten in manchen Gegenden zu den Saujagden ihre Hunde stellen, wobei viele Hunde von den Sauern geschlagen wurden. Die Willkürlichkeit jener Zeit ging selbst so weit, daß biswieweil, so z. B. in Ostpreußen und Preußen, die Untertanen gezwungen wurden, daß bei den großen Jagden oft in Wäldern erbeute Wild zu kaufen. In Hohen Kassef wurde 1681 ein Befehl erlassen, daß diejenigen Städte und Dörfer, welche durch die Jagden berührt wurden, für die Pferde der Oberförster und sämtlicher reisenden Jäger das Heu umsonst liefern oder besaufen sollten.

Nachdem der Auerock bereits am Ende des Mittelalters in Deutschland ausgerottet war, wurden während der folgenden Jahrhunderte Bienen und Eich immer weiter in die Wälder der östlichen Provinzen zurückgedrängt. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war auch das Bienen fast ausgerottet, während sich das Pferd in einigen ausgedehnten Wäldungen Ostpreußens zu halten vermochte. Sibir haben sich an mehreren Stellen bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Die Ausrottung der großen Haubtiere, als Bären, Wölfe und Luchse, war im Interesse der allgemeinen Wohlthat geboten. Während in Bärtemberg der letzte Bär bereits 1585 erlegt worden ist, haben sich im Thüringer Walde noch am das Jahr 1700 Bären nicht selten gefunden, und im bairischen Wald und in den bairischen Alpen selbst im 18. Jahrhundert. In den Wäldungen zwischen Sachse und Arber hat ein Reiterförster von 1760 — 1800 37 Bären erlegt, fast ebenso viel sein Bruder. Die Wölfe waren in Deutschland nach dem 30jährigen Kriege zu einer wahren Lanplage geworden. Im Herzogtum Württemberg wurden von 1638 bis 1663, also binnen 26 Jahren, 1755 Wölfe und 235 Luchse erlegt.

Der Wildstand hatte zufolge der für die Fürsten und Herren äußerst günstigen jagdrechtlichen Verhältnisse eine Höhe erreicht, wie weder vorher noch nachher, namentlich wurde Rotwild und Schwarzwild in ungeheurer Menge geegt. Beispielsweise ählte man 1633 im Oberforst Komrad in Hohen 1000 jagdbare Hirsche vom Jnölfer aufwärts. König Friedrich Wilhelm von Preußen besete 1728 3586 Stück Schwarzwild. Im Spessart wurden 1787 bei einem Jagen 141 Hirsche gefohßen, darunter 89 vom Feiner aufwärts. In Württemberg wurde 1737 wegen ungeheuren Wildschadens auf den Aedern ein besondener Abschlag gehandhabt, wobei in diesem einen Jahre 6518 Stück Rotwild und 5058 Stück Schwarzwild abgeföhßen wurden. Auch in Sachsen war im 17. und 18. Jahrhundert der Bestand an Rotwild und Schwarzwild ein ungemein hoher. Es erscheint uns heute fast ungläublich, welche Mengen Wildes u. a. die beiden Kurfürsten zu Sachsen Johann Georg I. und II. während ihrer Regierungszeit erbeuteten; doch die genau gesührten Schußbücher bestätigen die sstern. Johann Georg I. erbeutete in 44 Jahren, von 1611 bis 1655, u. a. 15740 Hirsche, 8498 Rehe, 1043 Stück Damwild, 2171 Rehböcke, 8498 Rehe, 1043 Stück Damwild, 21892 Stück Schwarzwild, 328 Bären, 3872 Wölfe, 217 Luchse, 12047 Hasen, 19015 Füchse, 930 Dachse.

37 Wiber, 81 Fischotter. Noch reicher an Rot- und Rehwild war die Jagdbute Johann Georgs II. in den Jahren 1656 bis 1680; er erlegte binnen 24 Jahren 60 512 Stüd. Dazu kamen 22 298 Stüd Schwarzwild, 239 Bären, 2195 Wölfe, 191 Luchse, 2740 Füchse, 16 266 Fäsen u. a. m.

Auch über die Redensartigkeit des Wildes zu jenen Zeiten geben die sorgfältig geführten Schußbücher vom kurfürstlichen Jägerhause in Dresden Kunde. Der härteste Hirsch, den Johann I. erlegte, wog über 9 Zentner, das härteste hauernde Schwein über 5 Zentner, der härteste Bär 6½ Zentner, der härteste Wolf 1 Zentner 30 Pfund, der härteste Luchs 70 Pfund. Und heute? Die fortschreitende Landeskultur hat die Lebensbedingungen für das Wild mehr und mehr beschnitten, die Degeneration des Wildes ist damit Hand in Hand gegangen. In unserer Zeit gehört ein Hirsch oder ein Keiler von 3 Zentnern Gewicht (ausgerechnet) zu den großen Seltenheiten.

Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts war die Verbesserung der Konstitution des Schießgewehrs auf die Befahrung des Jagdbetriebes von entscheidendem Einfluß geworden. Im Jahre 1517 war das Radschloß erfunden, doch konnte mit Radschloßgewehren auf laufendes oder fliegendes Wild wegen der langsamen Linderung und wegen der Unbehändigkeit des Gewehres nicht mit Erfolg gejagt werden. Die Armbrust fand noch vielfache Verwendung und wurde erst allmählich durch die französische Erfindung des Feuerenschloßes verdrängt. Schrotgewehre fanden bei der Jagd wenig Verwendung, die Kugelbüchse wurde als viel mehrgeachtet betrachtet, auch waren damals bereits gegogene Büchsenläufe bekannt. An Jagdhunden wurden nicht weniger als 21 verschiedene Rassen verwendet.

Der Zeitraum von Mitte des 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts darf als die Glanzperiode der deutschen Jagd und Jägerei bezeichnet werden. Dieses gelten damals bei den Fürsten die Jagden als Prunkfestlichkeiten, die mit ungeheurem Geldeaufwande in Szene gesetzt wurden. Unter Ludwig XIV. gelangte die Parforcejagd nach Deutschland, bei welcher die Jagdgesellschaft zu Pferde der Hundemeute auf der Spitze des Wildes folgte. An diesen Parforcejagden nahm auch das schönere Geschlecht mit Eifer teil, auch bestand damals die Sitte, das geringere Jäger, welcher den härtesten Hirsch erlegt hatte, öffentlich die **Dame** küssen durfte, die er für die schönste hielt.

Es kann kaum wundernehmen, daß der ungemein große Wildstand jener Zeitperiode die jagdrechtlich wenig begünstigten niederen Volksschichten, insbesondere die durch Wildschaden in hohem Grade bedrückten Bauern zur unerlaubten Jagdausübung reizte. Die Jagdstrafegebung wurde jedoch streng gehandhabt, die Wildbierelei war mit harten, ja geradezu barbarischen Strafen bedroht. Während fast bis zum Ende des Mittelalters die Redensbücher den Sag ausgeprochenen Leuten, daß wegen Jagdverbrechs niemand an Leib und Leben getraut werden dürfte, und an dem Prinzip, daß einfache Jagdfreuel nur mit Geld zu ahnden seien, festgehalten worden war, begann man im 15. Jahrhundert hierfür neben Gefängnisstrafe allgemein Leibestrafen auszuüben. Die Veranlassung hierzu mochte besonders der Umstand sein, daß es sich dabei meist um kleine Leute handelte, welche Gelbstrafen für geübte Jagdfreuel zu zahlen nicht vermochten. Den Schlingentellern z. B. wurde der rechte Daumen abgeschnitten und das Jagdpersonal durfte diese Strafe gleich an Ort und Stelle vollziehen. Nur die widerrechtliche Erlegung von Hochwild (Rot-, Dam- und Rehwild) bezeichnete man als „Wilderei“, während die Entwendung kleineren Wildes unter den Begriff „Freuel“ fiel. Die Wilderei, Wildschäden, die nicht selten in größeren Banden vereint unter Bedrohung des Jagdpersonals jagten und sich gemeint aus verkommenen Subjekten rekrutierten, bedrohte das Geseh mit harten Leibes- und selbst Lebensstrafen. Solche Leibesstrafen bestanden im Ausbleiben der Augen, Abhauen der Hand, Kuschäupen u. a. m. Die Todesstrafe, welche besonders auf Wilderschützen gegen das Jagdpersonal hand, wurde durch Köpfen, Hängen oder Märdern vollzogen. Auch sind Wilderer durch Fehlbünden auf einen eingetangenen und alsdann wieder freigelassenen Hirsch einem langsame, qualvollen Tode preisgegeben worden. Ein Verstoß vom Jahre 1748 schildert einen solchen Strafsoßlauf: „Im Jahre 1606 in ausführender Weise. Noch am dritten Tage nach Freilassung des Hirsches lebte der auf ihm festgebundene Mensch und rief um Erlösung von seinen Qualen stehend aus: „Ich nehme mit doch mein Leben, daß ich der unerträglichen Strafe abkommen möge!“

Die altdeutsche Auffassung, daß das Jagdrecht ein Ausschluß des Grundeigentums sei, war im Laufe der Jahrhunderte fast völlig vermischt worden. Die Jagd bildete am Ende des 18. Jahrhunderts ein allgemein anerkanntes Regal, das dem Landesherrn und den damit beleihenden Personen zustand. In die rechtlichen Anschauungen schlugen die auch noch Deutschland sich verbreitenden Wellen der französischen Revolution die erste Brücke. Im Jahre 1800 wurde zunächst in den linksrheinischen Gebietsteilen Deutschlands das alte Jagdrecht aufgehoben. Im übrigen Deutschland dagegen blieb es noch längere Zeit beim Alten, nur in einzelnen Staaten erfolgte eine Änderung in der Weise, daß die landesherrlichen Wabungen samt dem zugehörigen Jagdrecht an den Staat übergingen. Erst das Jahr 1848 brachte Deutschland eine neue Jagdstrafegebung mit dem altdeutschen Grundsatze, daß das Jagdrecht ein Ausschluß des Grundeigentums sei, und es fand seitlich politische Rücksichten, welche in heutiger Zeit noch den Grundbesitzer in der persönlichen Ausübung der Jagd beschränken. Damit fielen auch die verhassten Jagdfreuden.

Im 19. Jahrhundert sind auch hinsichtlich der Jagdstrafegebung durchgreifende Änderungen erfolgt. Das mehr und mehr in Fleisch und Blut eindringende Humanitätsprinzip übert an Stelle der alten grausamen Strafen für Wilderei äußerst milde Strafbestimmungen treten. Leider muß gesagt werden, daß diese den Jagdfreuel allzu mild bedrohende moderne Gesetzgebung dem widerwartigen Laun Jurist einzufließen vermag. In vielen wohlreichen Gegenden Deutschlands steht das Wilderernennen in üppiger Blüte und fordert fortgesetzt Opfer unter den Forst- und Jagdbeamten, denen in heutiger Zeit der struppellose Wildbiid mit modernem Hinterladst ebenfalls bemäht im abgedungenen Forst entgegentritt, während der Beamte nur erst dann von seiner Schutzmasse Gebrauch machen darf, wenn er sich in Notwehr dem Wilderer gegenüber befindet. Dann ist es aber — wie so viele Fälle beweisen — für den Beamten oft zu spät, das Blei des Wilderers erteilt ihn, bevor er an dessen Unschädlichmachung zu denken vermag, und ein weiteres Opfer der ungezügigten Jagdlebensgier trinkt mit seinem Blute dem Waldboden.

Die Ausrottung des großen Raubjagdes erfolgte in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die letzten Bären wurden 1833 im bayerischen Wald und 1835 in Zell in Bayern, die letzten Luchse 1846 im bayerischen Wald erlegt. Infolge der napoleonischen Kriege hatten sich die Wölfe in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts besonders in den südlichen Teilen Deutschlands stark vermehrt. Im Jahre 1814 sind in den Kreisen Osnabrück und Bielefeld 28 Kinder von Wölfen zerrissen worden. In den Lehningischen Vogesenmädern ist noch heutigentags der Wolf heimlich und noch vor 15 Jahren wurden dort im Jahresdurchschnitt etwa 50 Wölfe geschossen. Bis zu dem für den Wildstand so überaus verhängnisvoll gemordeten Jahre 1848 barg Deutschland noch einen bedeutenden Stand besonders auch an Hochwild. Das Revolutionsjahr 1848 jedoch emfesselte mit anderen Leidenenschaften auch die Jagdlust der Bürger und Bauern, das Wild wurde auf jedwede Art und Weise vernichtet und vielerorts endete dieser Kampf gegen das Wild mit einem völligen Ruin der Jagd. Auch nach der Rückkehr geordneter Zustände konnte der Wildstand nicht mehr zur früheren Höhe gelangen, die Jagdstrafegebung mußte notwendigerweise den Anforderungen eines intensiveren Betriebes der Land- und Forstwirtschaft Rechnung tragen.)

Für die Jagdmassen hat das 19. Jahrhundert ganz erhebliche Veränderungen gebracht. Schon die Einführung der Perkussionsgewehrs mit Inspannen Hühnchützen im Jahre 1820 bedeutete eine große Verbesserung der Schußmassen sowohl für militärische wie für jagdliche Zwecke. Seit Mitte der 1850er Jahre fanden auch Hinterladergewehre Anwendung bei der Jagd und verdrängten in kurzer Zeit fast ganz die Vorderlader. Die Jagdmassentendenz mit die Munitionfabrikation gelangte zu hoher Höhe, diese Industriezweige beschäftigen heute tausende deutscher Arbeiter. Die rauchschwachen Nitropulver verdrängen mehr und mehr das alte Schwarzpulver. Während sich der Wildstand im allgemeinen

\*) Hochinteressant ist es, daß ein Überbleibsel aus früherer Zeit, das verheerliche Elchwild, dank der härteren der preussischen Staatsregierung in der Provinz Pommern sich nicht nur zu erhalten, sondern sogar in letzter Zeit zu vermehren vermocht hat. Wildschütz veranlaßt die obere preussische Staatsforstbehörde eine Prüfung des Elchwildbestandes. Hiernach bezieht sich der gegenwärtige Bestand an Elchwild in den Regierungsbereichen Königsberg und Gumbinnen auf 755 Stüd des irigen Wildes.

vermindert, fand eine immer größere Vervollkommnung der Schusswaffen statt. Auch die Art des Jagdbetriebes hat in der neueren Zeit wesentliche Veränderungen erlitten. Die großen eingestellten Jagen unter Anwendung von Ruten und Tüchern zum Einstellen des Wildes in dem abjagenden Waldteile finden jetzt nur noch bei Hatzjagen in Preußen statt; an ihre Stelle sind Suche, Anlauf, Virlage und Treibjagd getreten.

Die Humanitätsanschauungen der Neuzeit haben auch bei der Jagdausbildung reichlich Früchte getragen. Der Weidmann von echtem Schrot und Korn sucht nicht allein im weidgerechten, auf möglichst humane Weise bewirkten, rationalen Abschluß des Wildes, sondern auch im Jagdschuß und in der Wildpflege durch sachgemäße Fütterung des in strengen Wintern notleidenden Wildes wahre weidmännische Befriedigung. Zahlreiche Jagdvereine und Jagdclubs, allen voran der Allgemeine deutsche Jagdschützenverein mit etwa 15 000 Mitgliedern, suchen die Weidgerechtigkeit in immer weitere Kreise der Jägerwelt zu tragen, die Pflichten der Humanität gegenüber der Kreatur immer mehr zur Geltung zu bringen. Die Verheerungen der weidgerechten Jägerrei denken sich in dieser Hinsicht mit denen der Tierzuchtvereine. Wenn jedoch von fanatischen Tierzüchtlern die Jagd in Rast und Bann erklärt wird, so beruht dies auf Vorkingenommenheit oder auf Unkenntnis wahren deutlichen Weidmens. Daß man das Wild sich selbst überläßt, ist in den Kulturstaaten undenkbar, denn das

Wild würde als Pflanzenfresser bei grenzenloser Vermehrung schließlich den Menschen verdrängen. Die Vermehrung der Fährliche bei dem großen Wildstande vergangener Zeiten ruht hierin eine deutliche Sprache und unser moderne Weltzucht ist dahin gelangt, die Wildschabenerfassung einzuführen. Deshalb muß der Wildstand in Grenzen gehalten, der Ader- und Waldkultur angepaßt werden. Dies kann nur durch rationale Jagdausbildung geschehen. Gegen jedwede Jagdschänderi und sogen. Waidjägeri macht der Weidmann energig Front, er wird das Hohe „Schietertum“ alzeit an den Pranger stellen und im Kampf gegen dieses reich der Weidmann den Tierzuchtvereinen die Hand zu gemeinsamen Wirten. Die Worte v. Wildungens:

„Um Tigern gleich zu werden  
In Wäldern weit und breit,  
Hab' ich Dianas Orden  
Nicht wahrlich nicht geweiht!  
Kein — einem edlern Triebe  
Taus' ich mein grün' Gewand;  
Nur dir, Natur, zuliebe  
Wäsl' ich den Jägerband“

sind dem rechten Weidmann in der Gerg geschrieben.

Wie ein roter Faden zieht sich die Vorliebe der Deutschen zu Kampf und Jagd durch die Geschichte unfres Volkes. Die deutsche Jagdgeschichte ist zugleich ein Stück deutscher Kulturgeschichte und mit dieser unlösbar verknüpft.

### **Wörterbücher.**

— Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche der Sprache im Anschluß an Dr. Otto Boerner's neu sprachliches Unterrichtsmittel herausgegeben von Dr. Rudolf Dinkler und Ernst Mueller. Bonjour. 1. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. (IV und 133 S.) Preis 1,80 M. — Überall, wo kaufmännische Fortbildungsschulen bez. Handelsschulen errichtet worden sind, hat sich auch der Unterricht in den fremden Sprachen als ein unbedingt notwendiges Erfordernis erwiesen und eine von der früheren abweichende, praktikablere Methode in der Erlernung derselben herausgebildet. Ein solches Lehrbuch ist auch das vorliegende. Es gehört dem bekanntesten, neu sprachlichen Unterrichtsmittel Dr. Boerner's als ein neuer Band an und ist für die besonderen Ziele des französischen Unterrichts in Handels- und kaufmännischen Fortbildungsschulen geschrieben. Die Verfasser, die als Lehrer an dergleichen Anhalten mit Erfolg wirken, sind ihrer nicht leichten Aufgabe gerecht gemorden, und wer das Buch gewissenhaft durcharbeitet, wird auch das Ziel, das sich solche Anhalten gesetzt haben, französische, besonders kaufmännische Schriftstücke in die Mutterprache zu übertragen, erreichen. Die Verfasser haben sich bei der Anlage des Buches auf den Boden der vernünftigen Methode gestellt: der Lernende soll von Anfang an zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauche der fremden Sprache angehalten werden, ohne das das grammatische Wissen vernachlässigt wird. An ein kurzes Verzeichnis sächsischen frei Konversation, Grammatik und Sprechübungen an, und schon bei der siebenten Lektion beginnt die Einführung in die kaufmännische Korrespondenz. In der 35. und 36. (letzten) Lektion wird der Schüler auf einer Reise nach Paris durch den Bon Marche in Paris geführt und eine zusammenhängende geschäftliche Unterredung nebst Korrespondenz davon geknüpft. Den Schluß des Buches bildet eine kurz gefasste Grammatik, eine Zusammenstellung der wichtigsten unregelmäßigen Zeitwörter und ein nach Lektionen geordnetes Vokabular. Möge der Wunsch der Verfasser, daß ihre Arbeit den französischen Unterricht an untern Handelsschulen beleben und fördern helfe, durch recht fleißige Benutzung des Buches in Erfüllung gehen. Hn.

— Zur Lehre von den Wirtschaftskrisen. Von Dr. phil. Otto Karmin, Privatdozent an der Universität Genf. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. — Die interessant zu lesende Abhandlung zerfällt in vier Teile und stellt vier Teile auf, die sich auf die Begriffsbestimmung, die Geschichte, den Ursprung und die Verhinderung der Wirtschaftskrisen beziehen. Im ersten Teile kommt der Verfasser zu der Feststellung, daß Wirtschaftskrisen Intongrenzen zwischen der Produktion und dem Konsum sind. Der zweite Teil will dazun, daß die Produktionskrisen ab, die Konsumkrisen dagegen zunehmen, und daß der Wendepunkt hierfür mit

der definitiven Einführung des Maschinenismus und der verbesserten Transportmittel zusammenfällt. Hiernach wird die These aufgestellt, daß vor Einführung des Maschinenismus und der verbesserten Verkehrsmittel die Wirtschaftskrisen hauptsächlich Produktionskrisen waren, später dagegen hauptsächlich Konsumkrisen sind. Nach den Ausführungen im dritten Teile wird gefolgert, daß die kapitalistische Wirtschaft nicht imlande ist, die Konsumkrisen in bedeutenderem Maße einschränken, daß diese vielmehr unlösbar mit ihr verknüpft sind. Der vierte Teil schließt mit der These, daß die Verhinderung der Krisen auf das allein durch unvorhergesehene Ereignisse gegebene Maß nur in solchen Gesellschaftsformen möglich ist, in denen entweder der Konsum autoritativ auf dem Niveau der Produktion und vice versa gehalten wird oder in denen der Konsum mit der Produktionsmöglichkeit automatisch steigt. Als Beilage sind der Abhandlung beigegeben eine Zusammenstellung der Wirtschaftskrisen im 19. Jahrhundert und eine Statistik der Hungersnöte und Teuerungen. — d.

— Wer sich über Dinge, die zum täglichen Gebrauch in irgend einer Lebenslage dienen, und über die man, weil man sie von Jugend an oberflächlich, oft nur dem Namen nach kennt, selten nachdenkt, bestudieren will, und weder Zeit noch Lust hat, durch gründliches Studium von Botanik, Mineralogie, Zoologie und Chemie seine Kenntnisse zu bereichern, dem können wir zwei Bändchen über Warenkunde, aus der Sammlung *Ösken*, verfaßt von Prof. Dr. Karl Fassad, Wien, Preis je 80 S., empfehlen. Kurz, übersichtlich und leicht verständlich ist der ganze umfangreiche naturwissenschaftliche Stoff in zwei Hauptgruppen zerlegt und sind im 1. Teil die unorganischen und im 2. Teil die organischen Waren besprochen. Beide Gruppen sind nach der Bedeutung, die sie für Handel und Industrie haben, in eine Anzahl natürlicher Gruppen gegliedert im Gegenfatz zu der in den Lehrbüchern üblichen wissenschaftlichen naturhistorischen Einteilung. Man findet da, passend zusammengestellt: die hauptsächlichsten Nahrung- und Genussmittel, pflanzliche und tierische Drogen, Cie, Harze, Farb- und Gerbstoffe, Holz- und Dreholstoffe, Faserstoffe und Erzeugnisse daraus; ferner Metalle und ihre Legierungen, Edelsteine, Bau- und Hilfsbaumaterialien, Schleif- und Poliermittel, Ton- und Glaswaren, Schreibmaterialien und Mineralfarben, Holzstoffe und Produkte der chemischen Industrie und Brenn- und Leuchtstoffe. Statistische Angaben und zahlreiche Abbildungen vermitteln die Anschaulichkeit und das Verständnis. Wo die chemische und mechanische Technologie nur in engen Grenzen berührt werden konnte, ist auf Spezialwerke, besonders aus der Sammlung *Ösken*, hingewiesen. Ein ausführliches alphabetisches Register ermöglicht die Benutzung der beiden Bändchen als kleines Warenlexikon. Angelegentlich können dieselben auch den Damen empfohlen werden, die als gebildete Hausfrauen außer der Art des Verbrauchs auch Kenntnisse über Herkunft, Entlebung, Art und Güte der in der Wirtschaft und dem Haushalt täglich vorkommenden Waren erwerben wollen. Hn.

Erscheint

Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 128.

Sonnabend den 28. Oktober abends.

1905.

## Peter Körner und der Aufrubr zu Pegau 1529.

Ein Beitrag zur sächsischen Reformationsgeschichte.

Von P. Johannes Grochel in Werbaun.

Pegau gehörte zum albertinischen Sachsen. Die Reformation wurde dort also erst nach Herzog Georgs Tode im Jahre 1539 eingeführt. Aber schon ungefähr 15 Jahre früher, als in vielen Städten des ernestinischen Teiles bereits evangelische Prediger auf den Kanzeln standen, wurde auch in Pegau versucht, die Predigt des Evangeliums nach Luthers Lehre durchzuführen. Es entstanden scharfe Gegensätze, einmal innerhalb der Bürgerschaft, noch mehr aber zwischen der Bürgerschaft und dem Benefizienkloster zu St. Jakob, das in diesen Tagen den letzten Rest seines Jahrhunderte alten Einflusses auf das geistliche Leben der Stadt Pegau verlor. Herzog Georg und der zukünftige Bischof Adolf von Merseburg unterdrückten die evangelische Bewegung in der Stadt, von der ein Altentradition im Hauptstaatsarchiv zu Dresden einen ausführlichen, hauptsächlich aus Briefen zwischen den beteiligten Kreisen und Personen bestehenden Bericht gibt. Es ist betitelt: „Bischof Adolfs zu Merseburg Schrift und Unterricht der Prediger zu Pegau 1525“). Gleichzeitig geben auch die im Staatsarchiv zu Pegau aufbewahrten Stadtrechnungen und Ratshausprotokolle der Stadt aus den zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts ergänzenden Aufschluß über den sogenannten Aufrubr zu Pegau, der nicht nur von lokalhistorischem Interesse ist, sondern in seinen Einzelheiten einen wertvollen Beitrag zur ganzen sächsischen Reformationsgeschichte gibt.

Im Mittelpunkt des Aufrubrs stand Peter Körner, ein Geistlicher an der St. Laurentiuskirche zu Pegau, über die der Rat das Patronat besaß, während der Abt des Klosters über sie wie über die andern Kirchen und Kapellen der Stadt, die ihm unterstanden, die geistliche Aufsicht ausübte. Welche Stellung Körner an seiner Kirche einnahm, läßt sich nicht sicher feststellen. Vermutlich war er nach einer Bemerkung in der Ratshausrechnung von 1525 Mittagsprediger, da es zur Zeit offener Gehalt unter einem alten Pfarrer und den Frühprediger verteilt wird. Auch sonst liegen nur spärliche Angaben über Körners Leben vor. Ein in der Wittenberger Universitätsmatrikel 1504 genannter Peter Korn de Brandenburg scheint nicht mit ihm identisch zu sein. Dagegen wird 1489 in der Leipziger Universitätsmatrikel unter dem Rektor Johannes Reynhart de Zöbiger ipso die s. Galli confessoris ein Peter Korner de Wittenberg de natione Saxorum instruiert. Auf ihn würden die Lebensverhältnisse des Pegauer Predigers passen. Körner selbst erwähnt einmal in der Predigt: „Ich habe 16 Jahre gepredigt und habe nicht gemußt, was Christus es gewesen sei. Allein jetzt und in 4 Jahren hab ichs gelernt. Gott vergib mir, ich hab das Volk auch verführen lassen.“ Danach ist er, da seine evangelischen Predigten spätestens 1523 beginnen, kurz nach 1500 ins Predigtamt gekommen. Er war also zur Zeit des Aufstandes kein jugendlicher Stürmer mehr, sondern ein gereifter Mann, der aus gründlicher Erfahrung das Wesen der römischen Predigt erkannt und den Übergang in Luthers Lager vollzogen hatte. In der oben Genannte ein geborener Wittenberger gewesen, dann sind die rosen Vorgänge in seiner Vaterstadt nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen. Seine Beziehungen zu Wittenberg lassen dann vielleicht auch einen anderen Schluß zu. In seinen Predigten tritt ein aufgeregter Zugutage, eine Folge des falsch verstandenen lutherischen Freiheitsbegriffes, der auch das Auftreten der Bildstürmer in Wittenberg hervorrief. Vielleicht hat Körner auch unter ihrem Einfluß gestanden. Aus

seinem Leben erzählt er sonst nur noch, daß er in Rom gewesen ist und gesehen hat, „daß sie auf Freitag Fleisch gegessen haben; ich hab's selber da gesehen!“ Bergleisch ist es gewesen, die Spur Körners nach seiner Vertreibung von Pegau weiter zu verfolgen. Nicht unmöglich erscheint es, daß er in die Vauernuntaken verwickelt worden ist.

In einer Inschrift an Herzog Georg vom 26. Januar 1525 beschwert sich nun Abt Simon Bild (oder Bild) von Pegau „über die Neuerungen in Pegau, besonders über den Prediger Körner“. Diese Beschwerdebüchlein ist der wertvollste Teil des ganzen Altentradition, denn sie bringt 37 ausführliche Zitate aus den Predigten Körners und ermöglicht so einen Blick in die erste evangelische Predigtweise, wie sie von Luthers Anhängern aufgenommen und im Lande geübt wurde. Da die einzelnen Zitate zum Teil Tag und Datum tragen, an welchem sie der Gemeinde vorgelesen worden sind, ist anzunehmen, daß der Abt den Prediger hat genau kontrollieren lassen und seine Äußerungen nicht aus der Erinnerung, sondern unter frischem Eindruck, unmittelbar nach der Berichterstattung aufgeschrieben und gesammelt hat.

Seine Hauptanträge richtet Körner gegen den römischen Klerus, teils um ihn als Institution, teils um ihn in einzelnen Personen zu treffen. In seinen Ausdrücken ist er nicht wahllos, sie erinnern oft an Luthers Verdicht. Alle Einrichtungen der katholischen Kirche führt er auf den Geiz des Klerus zurück, der sich an den Gemeinden bereichern wolle. Abt Bild erwähnt besonders: „Diese nachfolgenden Artikel repetiert er alle Predigten: Das Gebet und Gesänge in den Kirchen haben allein die geizigen Pfaffen erdacht.“ Gegen diesen habgierigen Klerus ist ihm keine Kampfweise zu schießen. Ebenso wendet sich Peter Körner auch gegen einzelne Stände der katholischen Lehre, namentlich gegen die Verehrung der Heiligen, gegen die Abendmahllehre und die Anbetung der Monstranz. „Gott hat gesagt: komm und folge mir nach, er hat nicht gesagt: folge Franzisko nach oder folge diesem oder jenem Heiligen nach.“ Gegen Messe und Monstranz eifert er: „Man soll das Sakramentsbäuslein nicht zuschießen. Weinst du, daß Gott sich dahinein beschließen läßt? Er ist nicht da, sondern im Himmel droben ist. — Gott will ungenug sein. Was ist, daß du ihn schliefen willst und in die Monstranz tust?“ Körners Stellung gegen die römische Weltgerechtigkeit ist gegründet auf Luthers Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen, die lebhaft aus seinen Worten widerlingt.

Diesen Berichten über zerstörende Angriffe auf die Bapstliche, ihre Lehrer und ihre Vertreter lassen sich wenig Aufregungen über seine aufbauende reformatorische Tätigkeit entgegenstellen. Sicher gibt aus ihnen hervor, daß er der Predigt das Vortrecht vor der Messe eingeräumt hat. Ob er die Messe völlig abgeschafft hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Abt Simon beschwert sich zwar: „Es wird auch seine Nachmesse, weder Bisilien noch Belser mehr gehalten.“ doch fordert Körner nach demselben Abt Beschwerdebüchlein auf: „Man trage nun das Sakrament um.“ In der Gemeinde hat seine Predigt allerdings den Erfolg gehabt, daß viele Bürger sich weigerten, das Abendmahl nach römischer Form zu nehmen, und zum Empfang des Abendmahls in beiderlei Gestalt nach dem benachbarten, im ernestinischen Sachsen gelegenen Dorna zogen, wo der evangelische Prediger Mehr in Luthers Sinne tätig war. Noch im Jahre 1527 erhielt Valentin Reimede nach der Stadtrechnung ein

\*) Altentradition: III, 66, fol. 138 No. 33.

Strafmandat über 3 Gulden, „weil er das Sakrament eilige Jahre nicht empfangen habe“. Von der weiteren Uebertreibung des Abtes: „In Summa, es wird hinfort kein Gottesdienst und Vobem in genannten Kirchen gehalten“ gilt wohl nur, daß Körner eilige Bräuche befeigt, i. B. daß er die Bahre, da man dem Verstorbenen nicht aufsteht, aus der Kirche geworfen“, und daß er die Heiligen und ihre Altäre in der Kirche um ihre Bedeutung gebracht hat. Wenigstens ergibt sich aus der Stadtrechnung des Aufbruchjahres 1525, daß sich fast sämtliche Handwerkerinnungen geweigert haben, die Ketzen an ihren Altären zu brennen. Die Wälder, Fleischer, Schuster, Schmiede, Schmiede, Wätscher und Tuchmacher mußten dafür je 1 Gulden Buße erlegen. Bemerkenswert ist eine liturgische Keuerung Körners, von der Bild berichtet: „Es hat auch der obige Pfarrherr in genannter Kirche zu St. Venzig ein neu Salve aufgeführt zu singen, welches ich E. P. G. hierunter verzeichnet übersehe, und das alle ganz verwerfen und verprohen.“ Wieder ist gerade das Valt, welches das Salve trägt, so verdorben, daß es nur Bruchstücke des Textes erkennen läßt, der Anfang des Salve lautet: Salve, Jesus etc., misericordiae rex, vitae dulcedo et spes nostra salve, ad te clamamus exules fili ad te suspiramus gementes et fletus in hac? etc.

Es liegt in der Sache, daß der Abt des Pegauer Klosters von dem aufässigen Prediger seiner Stadt ein abschredendes Bild zeichnen mußte, um die in der Beschwerdefchrift angerufene Obrigkeit gegen ihn einzunehmen. Er schildert ihn weniger als Reformator, sondern vielmehr als Agitator. Er stellt hierzu aus den Predigten Körners Äußerungen zusammen, die über das eigentliche kirchliche Interesse weit hinausgehen und in die Politik und in die sozialen Kämpfe der damaligen Zeit hineinzielen. Diese Äußerungen, die ja nicht auf ihre Wahrheit geprüft werden und die aus dem Zusammenhang gerissen und vertort worden sein könnten, haben große Schärfe an sich. Aber unmöglich erscheinen solche Worte Körners nicht. Schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts befand sich die Bauernschaft auf dem Lande und die Bürgerchaft in den Städten in unruhiger Übung und krehte nach Reformen auf sozialen und politischen Gebiet. Aber Luther ist weder dafür verantwortlich zu machen, daß sein Werk einen Kampf verurteilte, der über das Feld der Kirche hinaus auf alle Stände und Lebensgebiete übergreift, noch dafür, daß vereinzelte unter seinen Anhängern nicht verstanden, ihrem reformatorischen Wirken die rechte Grenze zu ziehen. So ist's begreiflich, daß auch Peter Körner auf dem beschränkten Kampffeld seiner Gemeinde sich durch die Aufregung unter seinen Hörern fortreiben ließ, den Aufbruch zu predigen. Die Hogen des Bauernkrieges schlugen ja von Thüringen herein fast an die Tore der Stadt Pegau, und dieser Bauernkrieg, der von niemand mehr als vom reichen Klerus geführt wurde, ist es gerade, der das aufregende Moment in die Bewandlungen der kleinen Stadt mischt. Zwei Posten in der Stadtrechnung von 1525 sprechen davon: „6 Groschen Kästern gegeben, da man ihn gen Reiz und Naumburg geschickt, zu erfahren, was die Bauern täten“, und unter dem Kapitel „Zehrung in des Rats Geschäften auf Reisen“: „4 Gulden Wollf Kaden und Franckenlein gegeben, sind nach den Bauern geritten nach Reiz und andern.“

Wenn seine Worte recht überleitet sind, so predigt Peter Körner allerdings Aufbruch: Auf den Sonntag, so ihr hört lauten, so kommt herein zu der Predigt. Hört ihr aber nicht lauten, verammelt euch auf dem Kirchhofe oder auf dem Markte, so will ich mit euch gehen vor die Stadt, auf einen Platz, da will ich euch predigen vor den Mänden und Pfaffen, daß ihr alle euer Erbgut nicht gehät habt, wie es um sie liegt, und wie sie es in der Beichte ausdrücken, Und komme ich weg, Mönche und Pfaffen sollen es ärger haben, denn sie es gehät haben. Mander Welle zieht hin ums Evangelium, je mehr Seelen es zu Kus hörte, so man es ihnen entzieht, so waag er auch den Leib hernach, sehet euch vor! — Der Aufbruch selbst bietet natürlich, an ähnlichen Ereignissen derselben Zeit gemessen, ein Sturm im Glase Wasser. Aber es liegt ja das Gewicht auch nicht auf dem Aufbruch selbst, sondern auf der ausführlichen Berichterstattung darüber, die uns vorliegt und die uns einen sonst seltenen Einblick in die Verhältnisse und Strömungen einer kleinen sächsischen Stadt zur Reformationszeit gewährt.

Die Coposition der Bürgerchaft richtete sich ursprünglich nur gegen das Kloster und besonders gegen den Abt, in dessen Person und Amtsführung das ganze Enten des römischen Klerus

zum Ausdruck kam. Da er nach der Leipziger Disputation, deren Zeuge er gewesen, eine sechs Bogen starke Schmähchrift gegen Luther geschrieben (Verderbe und Schaden der Lande und Leute an Gut, Leib und Ehre und der Seelen Seligkeit aus der Lehre Luthers und seines Anhanges), die 1524 in Leipzig erschien und nach dem letzten Wort-n des Titels wohl schon auf den Pegauer Prediger Bezug nahm, der seit 1523 das Evangelium verkündigte, war auch die letzte Sympathie für ihn unter den Bürgern verschwunden. Er und seine Mönche durften sich in der Stadt nicht legen lassen, ohne die größten Beschimpfungen und Beleidigungen zu erfahren. Der Rat der Stadt sah diesen Vorfällen ruhig zu, da er nicht das geringste Interesse daran hatte, die Partei des Klosters zu ergreifen, mit dem er von jeher in Kompetenzstreitigkeiten gelegen hatte. Aus denselben Gründen ging er auch nicht gegen den Prediger an, der seinem Patrone unterstehenden Stadtkirche vor, nahm allerdings auch nicht ausdrücklich Stellung für ihn, sondern verteilte sich abwartend. Als aber Herzog Georg und Bischof Adolf von Merseburg auf Grund der Beschwerdefchrift des Abtes eingriffen und der Bischof in Pegau selbst erschien, um die Absetzung Peter Körners zu bewirken, ließ der Rat die Bürgerchaft im Stich, entschuldigend die, daß er die Predigten Körners angehört und zugelassen, weil er ihre Bedeutung nicht verstanden und erkannt habe, und entthob den Prediger, der mit dem überwiegenden Teile der Bürgerchaft eines Sinnes war, seines Amtes. Er gab auch die Vertügung des Herzogs öffentlich bekannt, „daß sich niemand der martinischen Seite nach zweierlei Gestalt zu kommunizieren oder anders wider die Ordnung geistlicher Kirchen unterstehen sollte“.

Die Bürgerchaft hatte über dieser unermuteten Schwelung ihres Rates das Vertrauen zu ihm verloren und gab die in aufgeregten Beratsamungen, im Ratsteller, sowie durch ihre Viertelmeister dem Rate kund. Sie erging sich in heftigen Prologungen gegen den Rat und seinen Anhang und weigerte ihm das Recht, Bürger gefänglich einzuziehen. In diese erregte Stimmung fiel die Nachricht, daß der Abt Simon aus Furditz vor den anrückenden Bauern heimlich nach Leipzig geflohen wäre. Die Besäher eines Uferstücks der Stadt durch diese Auführer schloß die Bürger zunächst wieder einmütig zusammen. Auf Antragen des belehnten Kammrants Julius Pfingst wurden die Mauern und Tore der Stadt besetzt und auch das Kloster, das sein besonderes Tor hatte, in diese Verteidigungsmaßregeln hineingezogen. Hinterher stellte sich heraus, daß das Gerücht vom Anzuge der Bauern falsch und daß der Abt heimlich in der Nacht durch sein Tor in die Stadt wieder eingelassen worden war. Da stürmten eine Anzahl Bürger auf das Rathaus und überdachten den Rat mit Vorwürfen und Schmähungen: „Wir stellen ihr die Tore also, sollen wir untre Tore auf euren Befehl bewahren, und ihr laßt den Abt, den Schall und verdrückten Vörscheid wieder herein? Ihr solltet ihn in ein Fass schlagen, und wolt ihr nicht, so wolt wir's tun!“ „Als wir dies in Vornehmen vermerkt“, berichtet der Bürgermeister an den Herzog, „haben wir sie mit Hülfe Herrn Julius und Jacobolden Pfingst samt andern Herren, die daumal zugleich gewesen, mit schwerer Mühe und Arbeit davon gewiesen.“ — Die andern Bürger aber rühten vor das Kloster und warfen dem Abte die Fenster ein, und als die Oertzig heranrückte, war es selbstverständlich, daß sie statt zur östlichen Seite nach Borna zum evangelischen Abendmahl gingen.

Herzog Georg nahm diese Obedienzwweigerung sehr übel auf. Bisher hatte er in der Annahme, daß es sich um rein kirchliche Dinge handelte, dem Bischof Adolf die Schlichtung des Streites überlassen. Dieser war ja bekannt mit den Verhältnissen der kleinen Stadt, wo er bereits 1524 nach des Herzogs bekanntem Befehl zur Klosterreformation gewesen war und laut Stadtrechnung von demselben Jahre für 1 Schod 44 Groschen 9 Pl. 14 Schefel Oaler als Auslösung gekostet erhalten hatte. Auf die Anzeige Abt Simons vom 26. Januar 1525 erschien er alsbald wieder in Pegau, wie die Stadtrechnungen ausweisen. Aber schon ehe er kam, hatte Peter Körner die Stadt verlassen, und der Rat Johannes den Kister für 3 Groschen Botenlohn nach einen neuen Prediger nach Leipzig geschickt. So konnten die fürstlichen Räte des Bischofs nur noch nachträglich versuchen, die Schuld Peter Körners durch Verödung der übrigen Pegauer Geistlichen an St. Laurentii und an St. Otten zu erbärten. Ein ausführliches Protokoll über dieses Verhör liegt den Akten bei.

In einem Briefe vom 17. März meldete der Bischof dem Herzog mit dem Ergebnis seiner Tätigkeit in Pegau zugleich von

der üblen Stimmung, die in der Stadt herrschte, legt aber auch eine Bitte des Rates an den Landesherren bei, er wolle die Stadt mit seinem Jorne versehen. Sonstberaweise nahmen auch der Prior und der Konvent des Klosters selbst in einem Schreiben an den Herzog vom 7. Mai die Bürger in Schutz und bittet, „E. F. G. wollen es in keinem Wege glauben, daß einer oder mehr besserer Bürger dieser Stadt Wegau in dieser geschwundenen Zeit etwas läßliches wider uns vorgenommen, als wir sie des hiermit entschuldigen“. Welchem Einflusse dieser Brief zuzuschreiben ist, ist nicht ersichtlich. Möglich ist, daß bei des Abts Charakter eine Differenz zwischen ihm und dem dem Prior ergebenden Konvent bestand und daß sich dieser durch begünstigende Worte und Versprechungen des Rates zu vordringenden Briefe bewegen ließ, um ein Bittschreiben deselben vom gleichen Tage und von demselben Inhalte zu untertügen.

Herzog Georg ging indessen mit aller Strenge gegen die Auftrörer vor. Einige derselben wurden ihm gefangen nach Leipzig zugeführt. Gleichzeitig verlangte er, daß auch diejenigen, so zu Worna zweierlei Gestalt sollten kommuniziert haben, mit Namen und Zunamen anzugeben sind. Die Liste des Rates weist 82 Namen auf, die im Vergleich mit den Steuerregistern der Stadt mit wenig Ausnahmen dem mittleren Bürgerstand, den Handwerkerkreisen angehören. Übrigens läßt sich die Zahl der Anhänger Peter Körners mit Hilfe der Stadtbücher erkennen. Es waren 123. Das ist fast genau die Hälfte aller Bürger, deren Zahl sich auf ca. 250 beläuft.

Auf diese Zuschrift des Rates verfügt der Herzog an Dr. Breitenbach in Leipzig, seinen Kommissar, „daß sie deshalben bei dem ehrwürdigen in Gott hochgeborenen und seinem Oheim und Freunde Herrn Adolf Bischof zu Merseburg als ihrem obersten geistlichen Prälaten gebührend Bönitzung und Absolution empfangen und sich durch eine christliche Kirche wieder versöhnen lassen“. Und weiter: „wollen wir sie in Ansehung unseres Verbots zu den Bönitzungen, so ihr ihnen vorgeschlagen, kommen lassen, also daß ein jeder 10 Gulden nie entrichte. Es sollen aber hierin nicht gehörig sein: Bastian Lehmann, Gregor Fendnerich und Peter Kastrum, sondern kriegen Befehl, ihre Sachen zu verkaufen und unseres Landes und Fürstentums äußern und entlassen“.

Die Bestimmungen des Herzogs waren hart. Die Wegauer Bürger mußten sich fügen, sonst hätten sie das Schicksal der Leipziger Bürger zu fürchten, die sich zu Luther's Lehre bekant hatten und dafür in den Jahren 1523—1525 mit den grauhamsten Strafen an Leib und Leben belegt oder zu Hunderten aus der Stadt vertrieben wurden. Nur zwei oder drei Wegauer ließen lieber die Heimat als ihren neuen Glauben und wanderten aus. Die anderen unterzogen sich in Merseburg vor dem Bischof der auferlegten Buße und einem Gelübde, das im Entwurf und in der endgültigen Fassung den Akten beiliegt und folgenden Wortlaut hat: „Dieweil wir außerhalb unserer ordentlichen Pfarr ohne alle genügende Urlaub das heilig hochwürdigste Sacrament unter zweierlei Gestalt wider Ordnung und Altherkommen der christlichen Kirchen empfangen und also verbrüchlich gehandelt haben, sollen und wollen wir nun hinforter solches nicht mehr tun noch gebrauchen, sondern dieselb Ungehorsam und Unsonderung von christlicher Kirche neben andren Martini Außers und christlichen Gebren für kezerlich, schismatisch und verführerisch achten und halten, bisolang es von christlicher Kirche anders geordnet werde, — dem alles wir also nach zu kommen bei den Eiden und Pflichten, damit wir unsren gnädigen Herrn Herzog Georg zu Sachsen vermahnt sein, hiermit gegenwärtig geloben und zulagen, treulich und ungelährlich.“

Ein Verbot, die Form dieses Gelübdes zu mildern, den der Rat im Auftrage der Betroffenen wagte, half nichts. Ebenso

geringen Erfolg hatten die Bittschriften des Rates und der Verurteilten selbst, welche um Nachlaß der für damalige Zeit hohen Straffsumme batren. Der Herzog verfügt dagegen: „und ist dieß darauf unter Befehd und ernstlich Begehrt, daß ihr von allen solch auferlegt Strafgehalt unmaßhäftig einbringt und die, so dasselbe nicht geben wollen, der Stadt verweilt, also daß sie verkaufen und mit Weib und Kindern sich daraus wenden.“

So blieb die erste evangelische Bewegung der kleinen Stadt eine stüchtige, verhängnisvolle Bewegung, weil ihr das Maß und vor allen Dingen die unerlässliche bauende Stärkung durch einen Prediger, wie er sein soll, fehlte. Georg Mohr, der evangelische Geistliche in Worna, dessen schon besagte ward, hat wohl versucht, den Wegauern das Nützige zu setzen und sie zur Treue gegen den neuen Glauben anzubahnen. Leider vorgebild! Sein Brief, den er zu diesem Zwecke nach Wegau schrieb, ist uns erhalten und mag den Schluß dieses kleinen Kapitels der sächsischen Reformationsgeschichte bilden.

Zuruf des Predigers Mohr in Worna an die abtrünnigen Wegauer. Die Gnade und die wahre Erkenntnis unserer Seligkeit zuvor allezeit, günstige Lieben, ich höre grünlüche, erschreckliche Dinge von Euch, wie ihr Christum und sein heiliges Wort verleugnet haben sollt, in dem das etliche von Euch öffentlich bekant, sie haben Unrecht getan, o meine Lieben, o des gräulichen Falles, wißt ihr nicht, daß Christus sagt: Wer mich nicht bekent vor diejem Geheicht, den will ich auch vor meinem Vater nicht bekennen, auch sagt er: wer meinesthalben verläßt Vater, Mutter, Schwester, Ader, Weifen, der wirds hundertfältig kriegen, obsi hier nicht geschieht, so wirds doch in jenem Leben geschehen. Wie dürft ihr so süß sein, daß ihr das göttliche Wort und Christum so öffentlich dürft Lügen trafen, hat ers nicht in beider Gestalt eingeseht, hat ers nicht also seinen Jüngern gewicht, hat er nicht also zu maßren befohlen? Wie Paulus und die drei Evangelisten ganz klärluch anzeigen, woran zweifelt ihr denn, ist Gottes Wort und Wert nicht mehr als alle Menschen, welche nichts als Lügen und trägen können, wie David sagt, wollt ihr Euch denn zeitige Güter lassen von Gottes Wahrheit abwendig machen, ach, ach, thut Buße, thut Buße, er ist im Himmel, der Euch und Euren Kindern helfen kann, wenn ihr auf ihn bauet und glaubet, hat er Euch Leib und Seele, auch das Leben gegeben, er kann Euch auch noch, so sein göttlicher Wille ist, Haus, Hof, Land und alles geben, da ihr wohnen möcht, wollt ihr denn Gott so öffentlich verleugnen, wie wollt ihr doch Euer armes Gewissen in Todesnöten laben und helfen, wenn ihr nun sterben sollt, da wird sich finden, habt ihr gut machen. Auch will ich Euch nicht verbergen, was Dr. Martinus dazu sagt, des Wort und Meinung ihr hier findet. Also sagt er: also auch die, so in beider Gestalt empfangen haben, bitten wir und io es helfen will, gebieten wir im Namen unsres Herrn Jesu Christi, daß sie ja kein Gewissen daraus machen, als sei vermerkt oder übel getan, sondern sollen das Leben eher lassen, ehe sie widerurren oder verleugnen, unangehen, was dambierzeit Paph, Kaiser, Fürst und Teufel dazu, denn da ist dem Kopf das Evangelium so klar, daß auch die Papisten nicht leugnen können, daß Christus beider Gestalt eingeseht hat, und gibt allen Jüngern. Darum bist du schuldig bei deiner Seelen Seligkeit, solches nicht zu verleugnen, hundertmal es ebenso viel wäre, als wenn du sprichst: Christus hat selber Unrecht daran getan und wie ein Keger, dieweil er anders denn der Paph und sonstigen Papisten (die sich selber zu Kirchen machen) handelt. Dieweil ihr lieben Herrn, meinen Bericht in diesen Sachen aus göttlichem Grunde diehmals begehrt habt, hab ich Euch solches anzeigen bei christlichem Gehorsam nicht mögen bergen, damit soll befohlen und bittet alle Gott für mich armer Sünder. Georgius Mohr zu Worna, Prediger.

### Bücherbesprechungen.

— Größ Gott! Gedichte von Paul Kaiser. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlag (R. Groffe). — Diese von uns bereits früher gebürdigte Gedichtsammlung ist aus Anlaß der zweiten Auflage um etwa ein Duzend größere Stücke bereichert worden, der kleineren Poesien in dem Drucke nicht zu gedenken. Der Verfasser gehört zu der Gruppe Prof. Sturm in unserer neueren deutschen Literatur, die beweist, daß das Reich der religiösen Lyrik am Baum unsres Schrifttums, das seine schönsten Blüten in früheren Jahrhunderten,

namentlich im sechszehnten und siebzehnten, als die Rot — dreißigjähriger Krieg! — am grösten und die Hilfe am nächsten war, hat sprießen lassen, immer noch triebkräftig ist. Mit Luther und Paul Gerhard, dem grösten protestantischen Kirchenliederdichter, verbindet diese neueren Poesien, auch Paul Kaiser, ein bezeichnender Zug. Sie sind nicht nur überzeugte evangelische Christen, sondern haben auch ein offenes Auge und Ohr für die Offenbarungen der Natur, deren Schönheit ihnen ein Anhaug der göttlichen Schöne ist. Wie Paul Gerhard in seinem berühmten „Sommerglang“ fordert auch Kaiser das Herz des Menschen auf, auszugehen und in der lieben

Sommerzeit Freude zu finden. Aber im Hintergrunde steht doch immer der Gedanke, daß, wenn es schon hier auf dieser armen Erde so schön ist, was wird dann erst noch dieser Welt an Schönheit und Güte werden! In Gott leben, wachen und sind wir! Wie der Dichter bezeichnend sagt:

„Das ist des Strebens heiligster Beruf,  
Zu welchem sich Sein Liebesmüß laßt,  
Vom Jugendmorgen bis zum Abenddäm,  
Nicht ihm zu weichen.“

Das ist des Berges oberflächste Kraft  
Und allerleiße Ertragsfähigkeit,  
Bei meiner Hände mühevollerem Tun  
In ihm zu ruhn.

Das ist der Sehnüchtheit oberflächstes Ziel,  
Das lebt der Lebensschiffen schwachen Kiel,  
Ist Dergensfreude und mein letztes Ziel,  
Zu ihm zu gehn.“

Vom dem Standpunkt des für alle erlauteten Freuden des Daseins empfänglichen Menschen und des überzeugten frommen Christen, dem Gott der Leisten des Lebens, Christus der Mittler zwischen Mensch und Gottvater und die ewige Gemeinshaft mit dem Herrn im Himmel eine unumstößliche Gewissheit ist, betrachtet nun Kaiser Zeit und Geschicknisse wie von einem sichern Post aus und kommt dabei zu einem in jeder Beziehung positiven Resultate. So treten wir die Wanderung an durch die vier Wäutern des Seelendambes, die das Leben in Gegenwart und Vergangenheit umfassen, wie es dem Dichter sich geboten hat, und folgende Überschriften tragen: Natur- und Menschenleben. Kirchlche Feiten und Worte der Schrift. Geschichte, Legende und Bermanntes. Feitprünge und Giechinnisse. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier alles tie ins einzelne zu verfolgen. Das würde uns zu weit führen. Wir können nur hervorheben, daß bei aller Selbständigkeit und Subjektivität des Verfassers uns bei dieser Wanderung durch das Leben, das Kirchenjahr und seine angenehmen und ernten Tage, durch die Geschichte mit ihren erhebenden und traurigen Ereignissen, bei diesen Belehrungen durch die Weisheit des Philosophen und Denkers in seiner Studienklub, z. B. in den Parabeln, hier und da des humanen Herdes über Welt und hohe Gestalt aufzukunten scheinen, bei den rhetorischen Belehrungen, die sich an Vorgänge knüpfen und auch äußerlich von dem Vorhergegangenen abgetrennt erscheinen, Oellers liebenswürdige Moral ihre Lehrenhände zu erheben scheint. Wie weit der Horizont des Dichters ist geht daraus hervor, daß, nachdem die Heiden der Bibel, Abraham, das Neue Testament, die Reformation, Luther, Melancthon, GutsMuth u. a. n. zu Worte gekommen sind, auch die Völler: schicht bei Leipzig, Mars la Tour, der 18. Januar, Kaiser Wilhelm, Bismarck und die Paladine vererrichtet werden und auch die Kirchengrößen der neuen Zeit, wie Rudolf Kögel, ihren Klang ertönen. Ein sinniger Spruchteil, der manches Berzögernde in knapper, geprägter Form zum Aufbruchem im Schrank des Gedächtnisses enthält, beschließt das Ganze. Die Form ist flüchtig, von einer wohlkautenden Rhetorik, einbringt jedoch nicht der Schlagkraft einzelner Worte und Verse. Wie einzeln, z. B. die Advents- und Passionsgeschichte behandelnd durch die Musik und Aufführungen schon in weitere Kreise gedungen ist, so möge anderes darüber bekannter werden, daß die religiösen Anthropologen es in sich aufnehmen. Wir empfehlen die kaiserliche Gedächtnisflummung in dieser Hinsicht den Herausgebern und bitten sie, von der beharrenden Trägheit, die oft allzuwiehr in den Blumenleien herrscht und dem Neuen den Eintritt verwehrt, abzulegen. Der ganze Gedichtband sei schließlich dem Veit empfohlen, in dessen Hand es ruht, daß eine dritte, abermals vermehrte Auflage im Bericht einer nicht allzuweiten ferne liegt. Die Verlagsbehandlung hat dem Buch ein vornehmes, geschmackvolles Gewand gegeben, so daß staters „Oris Gott!“ sich auch zu Geschenkenzwecken, besonders an den hohen Festtagen, eignet.

J. K.

— Das evangelische Deutschland. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Lic. Dr. Gottlob Rauer, 1. Jahrgang, 1905 (April bis Dezember). Monatlich ein Heft von 32—48 Seiten. Preis jährlich 5 M., mit Porto 5,60 M., ins Ausland 6 M. (Jahrg. I [Nov. 1904.] kostet 3,75 M.) Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. — Schnell haben die Bestrebungen zum Zusammenfluß der deutschen evangelischen Landeskirchen ein besonderes

Organ in Form dieser neuen Monatschrift erhalten. Sie will der Fühlung untereinander und zur theologischen Verständigung, die mit der kirchlichen Einigung Hand in Hand gehen muß, dienen. Sie will nach ihrem eigenen vorausgeschickten Programm Abhandlungen bringen, welche die Einigungsbestrebungen aus der Schrift, der Geschichte und der praktischen Erfahrung prinzipiell beleuchten. Der Herausgeber tut das in den beiden und vorliegenden Heften (April und Juni) auf treffliche Weise in den Aufsätzen „Alle eins“ und „Ein neues Pfingsten für die Kirche!“ und Pfarrer J. Werner berichtet über den freien Verband deutscher evangelischer Synoden. Aus der Geschichte behandelt G. Planig (Obercunig) die Einigungsbestrebungen der deutschen Protestanten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Superintendent Bronsch (Neulau) gibt bereits einem sehr praktischen Einzelwunsche Ausdruck: ein Gefangbuch für das evangelische Deutschland! Die Monatschrift bringt ferner allgemeine Mitteilungen auf den verschiedensten Arbeitsgebieten der Bewegung und beabsichtigt auch literarischen Vorträgen und Ansieinen eine Umschau auf landeskirchlichen Gebieten zu halten. Die Monatschrift steht auf positivem Grunde und steht in dem ungläubigen Zeitalter, der religiösen Inoffizientz und der politischen Macht Rom's der gemetrischen Mächte, gegenüber denen eine Einigung aller Evangelischen, eine Konzentrierung ihrer Gaben und Kräfte und eine Organisation ihrer Arbeit besonders notwendig erscheint. Wir hoffen von der neuen Monatschrift das Beste und geben ihr unsere Wünsche mit.

D. K.

— Müller, Georg, Katechismus und Katechismusunterricht im Albertinischen Sachsen. gr. 4. 48 S. 2 M. Leipzig, Verlag der Thürischen Buchhandlung. — Die hier besonders Theologen und Schulmännern dargebotenen geschichtlichen Untersuchungen reichen von der Reformationszeit bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Sie beruhen auf fleißigen Forschungen und behandeln außer dem durch die Kirchenordnungen und Visitationenangehörigen der reformatorische Feiten an die Hand gegebenen reichen Material den Einfluß der Orthodoxie und Einmüthigkeit des Pietismus sowie die nachfolgende Aufklärung und Sokratiz; in dem letzten Teil sind besonders die Leipziger und Trierener Vertreter der damaligen Katechit (Rosenmüller, Plato, Dollz, Reinhard, Winter u. a.) berücksichtigt. Die gelehrte Arbeit folgt in feiner Schulbuchweise.

D. K.

— Friedensburg, Walter, Direktor des Königl. Staatsarchivs in Stettin, Die ersten Jesuiten in Deutschland. Halle, R. Haupt. (Nr. 41 der „Schriften für das deutsche Volk herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte“). — Diese aus der Feder eines gründlichen Kenners der Geschicht Jesu und insbesondere ihrer Tätigkeit auf deutschem Boden flammende, auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage beruhende Schrift schildert die Wirksamkeit Petrus Fabers, Nikolaus Bobadillas, Petrus Kanisius, Klausius Jajus' und die ersten Jesuitenkollegen in Deutschland. Auf römischer Weisheit mehr sehr oft gegen die Protestanten der Vorwelt erhoben, sie seien nicht wahrheitsgemäß über den Jesuitenorden unterrichtet. Die vorliegende für das deutsche Volk bestimmte Schrift gibt uns sorgfältige und wahrheitsgemäße Aufschlüsse darüber, wie die Jesuiten die kirchliche Spaltung in unserem Vaterlande veremigt haben. Zwar ist trotz allem der Protestantismus die ausschlaggebende Macht in Deutschland gemorden und gelieben. Aber tief zu beklagen ist, daß es dennoch den Jesuiten hat gelingen können, einen starken Bruchteil des deutschen Volkes Jahrhunderte lang von der nationalen Kultur nahezu auszuschließen. Das haben, wie Friedensburg zeigt, die Evangelischen selbst durch inneren Pader und Mangel an politischem Sinn, durch Sorglosigkeit und unzeitiges Nachgeben mit verschuldet. Darin liegen äußerst wertvolle und wichtige Mägnungen an die Gegenwart. Öffentlich findet die treffliche Schrift die weiteste Verbreitung.

G. B.

— Kohl, Horst, Dr. Professor, Was fürchten wir von der Wiederkehr der Jesuiten? 16 S. Leipzig, Verlagsbuchhandlung. Ladenpreis 40 S., Portopreis von 30 Exempl. an 40 S. — Es ist nur mit Dank zu begrüßen, daß dieser in erschöpfenden Protesterklärungen des vorigen Jahres gehaltene Vortrag in ausföhrlicher Veröffentlichung vorliegt. Der Vortrag fordert zur Stellungnahme auf im Sinne des Altirchdenstanges und der Lutherischen Reformation.

D. K.



**Ersteint**  
Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königlich  
Erbeerbte der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 3, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
Abholung: 1. 25 S.,  
„Abholender Zulassung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1. 51 S., für  
außerwärts 1. 64 S.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 129.

Donnerstag den 2. November abends.

1905.

Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Theater um 1774.

Leipzig, diese stolze Metropole alles literarischen, gesellschaftlichen und merkantilen Lebens im 18. Jahrhundert, bedeutet in der Entwicklungsgang deutscher Bühnenkunst nach Hamburg nicht allein den wichtigsten Abschnitt: die überreiche Fülle bühnengeschichtlich denkwürdiger Ereignisse liefert ihm zugleich auch den Reiz des umfangreichsten Kapittels. Man weiß von der regelrechten Literaturredaktion Gottheds freilich ein wenig selbstständigen Beiträgen, Leipzig und damit das deutsche Schrifttum zum erstenmal mit einer „academie allemande“ zu beenden, so gut wie von den hitzigen Fehden, die er bald darauf mit einer Schar tapferer Poeten, Kritiker und Literaten im eigenen Lager anzuführen hatte; von seinem Träumen und heißen Wahn um eine ideale Bühne so gut wie von dem lächerlichen Fiasco, das eines Tages ihm Frau Neuber wigig bereite; von seinen Ehren, da er auf offener Bühne den Dankswort verdrehen ließ, nicht weniger als von seiner tiefen Selbstkürmerrnis, da Goethe von ihm berichtete: „Ganz Leipzig verachtet ihn, niemand geht mit ihm um.“ Mit dem Namen des Literaturredaktion Johann Christoph Gottheds ist Leipzigs Bedeutung unter den Städten im 18. Jahrhundert aufs engste verknüpft. Denn läbliche Aufzeichnungen literarisch wertender Mitarbeiter bedeuten für Leipzig mehr als bloße Beiträgen einzeln ringender Künstler, fernab der Menge wirkender Cliquen; kaum eine andere deutsche Stadt vermochte sich in jenen Tagen zu rühmen, daß die Schriftsteller in ihren Mauern lebhafter und leidenschaftlicher Anteil nahmen an der Gestaltung deutscher Kunst als gerade Leipzig. Eine Patrierstadt, die just das rühmlichste Frankfurt auf dem Büchermarkt für immer geschlagen; eine ehrwürdige Universität; internationaler Handel und Wandel, der Ton und gute Seite zu jeder Wesse bringt, bis sie sich endlich einbürgern; ein leidenschaftliches Volk, das aus aller Welt in „Klein-Paris“ zusammenströmt, amüsiert und verwöhnt sein will, das alles war vorhanden, weshalb angeborene Kultur immer mehr sich verfeinern mußte, bis jeder, der nicht eben derbe Plebs, das Recht verriet erachte, Kritik an ihr zu üben. Erst Gottheds, dann alle die Kramer, Schlegel, Weie wiesen der Kunst des Nimen Wege und Ziele in Leipzig. Sie taten das hochliterarisch. Aber des Abends sah man im Theater der junge Student, der just vom Hofsaal, der Patrier, der aus dem Kantor kam, das Bürgermadchen, der Offizier, der Fremde. Was jenen Literatur, sollte dienen Genuß sein, der die öffentliche Meinung immer heftiger bewegte. Und wer nicht im Theater sah, blätterte dabeim in allen erdenklichen Journalen, darinnen ein für und Wider ohne Ende war: Leipzig war die Theaterstadt par excellence, die Stadt der Literatur, an der ganz Deutschland sich ein Vorbild nehmen konnte.

Das tat es kaum. Da und dort hätte man aus dem sieben Grimastühle wohl gern ein zweites Klein-Paris gemacht — man hätte, indes Deutschland Theaterkünde lagen im argen. Seit die Neuberin tot und der Kaufmann Seyler mit einigen anderen Entschlossen zu Hamburg ein Theater auf und wieder zugesperrt hatte, sah Theaters Wandertarren recht misvergnügt in Deutschlands Gauen um. Niemandes Fall, nirgendes Ruhe: von einem „Nationaltheater“ keine Spur. Umsonst erholte sich Leipzig: „Über den gutbürgerlichen Entfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, seinen eigenen haben zu wollen.“ Eine Weile vorher waren freilich Koch und Döbbelin und andere mit ihren Schauspieltruppen im Reich herumtuschelt. Aber sie sahen bald hier, bald da, Stabilitätsveruche schlugen alle fehl. Einmal hatte Koch

— 1751 — zusammen mit Gottheds im ehemaligen Leipziger Garten der Neuberin versucht, „seiner Bühne möglichste Stabilität zu geben und das ebenso nachteilige wie anfehlige Wandern einzuschränken“, als aber 1756 Friedrichs junges Heidentum gegen Österreich zog und Koch in diesen unruhigen Zeitläufen sich überdies mit dem Professor Gottheds wieder zerstritten, ging auch er wieder davon, nach Lübeck, nach Hamburg, wo es ruhiger war und wohl auch bessere Verdienste gab. Aber das reiche, regsame Leipzig konnte einen Theatredirektor wohl stets von neuem laden. 1766 kam Koch wieder. Er eröffnete sein Haus mit Elias Schlegels „Hermann“ und einem französischen Lustspiel, amüsierte die Leipziger zwei Jahre lang und ging dann nach Weimar, wo ihm Herzogin Anna Amalie aus der Hofstalle bessere Chancen verhielt. In den Westlen fuhr er freilich immer wieder zurück. 1774 erwarb ihm indes ein harter Konkurrent: Seyler. Der hatte fünf Jahre vorher, nach dem verunglückten Hamburger Experiment, mit hannoverschem Schauspielprivileg trüben Mutes noch einmal begonnen und sah nun den größten Teil des Jahres in Götting, wie er mit dessen Herzog vereinbart hatte. Wie Koch kam auch Seyler zu günstiger Zeit immer wieder nach Leipzig herüber, verdäunte den Rivalen immer fächerer aus der Sicht der Leipziger, und als Koch 1775 in Berlin farb, hatte er sich sein Publikum seinen Mitspielern dauernd erobert.

So blieb Leipzig die Theaterstadt par excellence, die jeder suchte, die Stadt der Literatur. Vermochte aber auch keine der übrigen deutschen Städte das Vorbild zu erreichen, so indeten sie ihm doch, so gut es ging, theoretisch — und das vornehmlich durch Zeitschriften — näher zu kommen und wenigstens die Art darzulegen, wor die aus selbst möglich wäre. Kaum eine andere Zeit, kaum ein anderes Land trieb mit literarischen Zeitungen, Wochenchriften und Journalen einen verkehrsmäßigeren Aufwand als in jenen Tagen gerade Deutschland, in dem allein der überall wirksame Gottheds über die Hälfte seiner sechsundsechzig Jahre damit verbrachte, in doktrinärem Journalist für das Wesen seiner Kunstanschauung zu kämpfen. Und da mag es heute nicht uninteressant sein, just in die verschollensten dieser Literaturblätter noch einmal einen Blick zu tun, zur erneuten Charakteristik der ganzen Epoche manch unmittelbares Wort noch einmal zu lesen — zumal, wenn dies Wort wiederum aus Leipzig kommt und sein Leben und Treiben sich in bleibender Schärfe abermals vor uns entrollt.

Zu Giese am Rhein begann seit Januar 1775 eine „Theater-Zeitung“ ihr Erscheinen, deren Jahrgänge — wenn es zu solchen überhaupt kam — kaum mehr in vielen Bibliotheken der Gegenwart zu finden sein dürften. \*) Weder Verlag noch Herausgeber zeichnen in einer der wöchentlich zweimal gebundenen Nummern, doch ließe sich vielleicht aus dem Schlußwort der ersten Ankündigung wenigstens der Verleger ermitteln: „Bei der Herausgeber keine Adresse von sich angeben kann, und selbst von Giese zu weit entfernt ist, so bittet er allerbald dergleichen Beiträge, einzuweisen an einen erbetenen Freund, unter der Aufschrift: »An die Neue Buchhandlung, zur weitern Besorgung, in Düsseldorf,« noch möglichst präzise abzugeben, der sie gehörigen Credit an ihn bezogen wird; wenn Giese nicht bemerken, als

\*) Das mir vorliegende Exemplar, das vom 4. Januar 1775 bis zum 19. Mai d. J. reicht und 39 Nummern umficht, fand sich unter anderen alten Bänden des 16., 17 und 18. Jahrs in der ehemaligen gräflich Stolbergischen Bibliothek, die jetzt Dr. Otto Peters in Heidelberg besitzt.

ein näherer Weg, conciniren möchte.“ Was den Herausgeber anlangt, vermutet Schmidt, der in seiner Chronologie des Theaters das Wesen einer Clever Theater-Zeitung richtig erwähnt, ohne näheres geben zu können, der Schauspielers Großmann habe zum größten Theil das Blatt redigirt, insofern scheint sich der Künstler selbst, der bei der Seulerischen Truppe wohl hieselbst beschäftigt sein mochte, gegen eine solche Zuzunahme schon bei Lezeiten verweigert zu haben, wie eine „Nachricht an die Leser“ durch die Clever Reabition besagt: „Da wir keinem Menschen durch falsche Nachrichten zu nahe treten wollen, so widerrufen wir hier, was von H. Großmann in Ansehung seines Antheils an einigen Dramatischen Blättern gesagt worden ist, als ungegründet, da es sich bloß auf einige Bücher-Kritiken bezieht. Demnach den 14. Januar 1776.“ Von den Mitarbeitern zeichnen einzelne bloß mit Chiffre, andere gar nicht, — nur der Namen der sogenannten Redigenten rühmt sich die Reabition voll Stolz durch vollen Namen. Im übrigen sorgt sie für bunten Inhalt: Abhandlungen „über den theatralischen Tanz“, „über verschiedene Gegenstände der Bühne“, Frologe, Künstlernachrichten und Anekdotisches, was immer sich auf das deutsche Theater im 1776 beziehen mag, wechselt zwanglos und in rascher Folge. Den wichtigsten Theil des Journals machen dabei natürlich die „Theaterbriefe“ der verschiedenen Mitarbeiter aus — sie sind ganz in der Art gehalten, wie man sie auch heute schreibt: — Briefe, die über bedeutame Bühnengedehnisse in Paris, in London, in Italien, in Wien, Hannover, Münster, Gotha, kurz in ganz Deutschland, vor allem aber in Leipzig den Kreis der Clever Gebildeten ausbilden informieren sollten. Mühsamer, wenn die Nachrichten auf sich warten ließen, druckt die Reabition wohl auch ein paar Szenen aus einem gerade in Mode gekommenen Schauspiel ab, erzählt interessante Dinge aus verstorbenen Künsten oder bringt Bücherkritiken. Eine ziemlich ausführliche Besprechung von Goethes seit erschienenem „Clavigo“ mag darunter nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen als es etwa die ihm damals noch lässlich zugeschriebenen „Anmerkungen über Theater nebst angehängten übersehten Stück Schalepears“ tun, die unsere moderne Forschung mit Sicherheit Reinhold Lenz zuschreibt.

Aus diesem überreichen Material möchte ich nun drei Briefe eines ungelannten Leipziger Autors mittheilen, die sich auf das Schauspiel der Seulerischen Truppe im Herbst 1774 beziehen und auf die Theaterverhältnisse Leipzigs recht charakteristische Schlaglichter werfen. Seuler hatte, wie wir der in der Theaterzeitung abgedruckten Antrittsrede, „geschrieben von Madam Seuler“, entnommen, sein Schauspiel am 29. September 1774 begonnen und bis zum 4. November des gleichen Jahres ausgebeht, wie wir gleichfalls durch eine Abschiedsrede Madam Seulers erfahren. Die Freude über die Ankunft der beliebten Truppe, wie auch den Dank für ihre gütliche Aufnahme hatte kein Geringerer als der vielbeschäftigte Christian Felix Weisse in fast losstehender Verse gebracht. Mit Weissenhagen's Stücken beschäftigt sich denn auch der erste Leipziger Brief, der, im Oktober 1774 verfaßt, insofern von der Reabition erst am 14. Januar 1775 gebracht werden konnte. Er beginnt mit einem merkwürdigen Detail: „Am 17. verließ uns die Döbblinische Gesellschaft, und ging nach Dresden. Untermwegs betraf sie das Unglück, in die Hände einiger betrunkenen Politions zu fallen, die so ungestimmt und rauch mit ihren Mitspielern umgingen, als weiland jener thracische König mit den Jungfern des Pelion.“ Der herrliche Magistral wird sie exemplarisch betraffen lassen. Diese Gesellschaft war mit ihrem geschmolzenen, fränkischen Häuflein nicht im Stande, es mit der Seulerischen aufzunehmen, welche im Geleit aller guten Götter des Geschmacks und der Künste, unsre Bühne wieder weiget, die so lange ein Raub von Antischauspielern gewesen ist. Döbblin und Consorten verdrängen tausend Ränke, die weidre Leute, als sie die erste Melchode, in dem Wälderischen Hause, ihre Bühne mit Richard III. — gemeint ist natürlich nicht Schalepears Stück, vielmehr die gleichnamige Tragödie Weises — „eröfneten, zu schreden und irre zu machen. Es wurde Feuer — das Haus bricht! — gerufen; alle Zuschauer wollten im ersten Anfall der Furcht davon. Klein Etkhof, dieses deutschen Garricks, Gegenwart des Geistes, der das Parterre haranguierte, und Hrn. Seulers Jureben, brachte sie wieder zurück und die Kabale wurde ausgehigt, zumahl da der Magistral eine Belobung demjenigen versprochen ließ, der einen solchen frevelhaften Störer der Ruhe nachhaft machen würde. Döbblin heißt jetzt hier wegen Bäckersknechten. Borbers, dieser fürtreffliche deutsche Akteur, der

den Rang nach Etkhof hat, und einer seiner Schüler ist, verläßt die Truppe, und hat sich bey der Seulerischen engagirt. Ich glaube, Herr Seuler hätte die ganze Döbblinische Gesellschaft bekommen können, wenn er gemollt hätte. Jetzt spielt er auf dem großen Stadttheater. Er hat erlaunten Lauf und Weisall, aber seine Gesellschaft, die ich ihrer Güte nach, an die Spitze aller Truppen mit gutem Flug setzen würde, verdient ihn auch. Vom Etkhof, dem, wenn er sich nur bliden läßt, der taueste Beifall entgegen strömt, und von Madam Seuler brauche ich nichts zu erwähnen, wer kennt nicht ihren Ruhm? Aber eine Bäder, eine der ersten deutschen Aktrizen, eine Recour, die fonderlich in den Souberetten nicht ihres gleichen hat, eine empfindsame, kenntnisreiche Brander, kann ich nicht mit Stillförmigen übergehen, obgleich auch diese Namen, durch die rühmliche Stelle, die sie in den deutschen Theaterannalen seit so langer Zeit einnehmen, keinem Namen von Geschmack unbefannt sein können. Die Jaade, dieß Weisliche Weiskerlud, das man hier so unabhöflich aufzuführen sah, ist durch die ungemeyn gute Vorstellung dieser Gesellschaft und wie neu vorgekommen, hat dieß dreymal nach einander gegeben werden müssen; Madam Koch, die schönste Figur, voll Natur und Grazie; Herr Fensel, unadamschlich in seinen Bedienten, und ein fürtrefflicher Mädel: Herr Bol, der als Orest, mit le Kain in einer Feste steht, und hier ein König wie Heinrich IV. voll Mährung und Güte ist: Madam Felmuth, die ihre Schmelung oder Schröder und Günstler als Töffel — Weid's eine Vorstellung! Und eben das Lob, das ihren Talenten gebührt, muß man auch ihrem moralischen Wandel zuerthenen. Unsre Stadt hat noch keine gefittetere und gebildetere Schauspielers in seinen Ringmauern gehabt. Die bezeichnen wir Gotha um ihren Besitz. Herr Etkhof ist jetzt von Straß meisterschaften Pinzel, für einen dasigen Theaterakteur, den ein gemeynlicher Bericht schreiben soll, sehr treffend gemollt worden.“ Zum bessern Verhältniß dieses Briefes genügen wenige Erläuterungen. Der Besing's „Hamburgische Dramaturgie“ genauer kennt, weiß, daß sich auch Leipzig mit dem Namen Borbers's, B. österr beschäftigt. Nur das Leipzig (im neuntehnten Stück) weit gründlicher des Künstlers Individualität umschreibt, als dieß der Leipziger Kritiker tut: „Herr Borbers hat überhaupt sehr viele Talente, und schon das muß ein günstiges Beurtheilung für ihn erweisen, daß er sich in allen Rollen ebenlo gern übt, als in jungen. Dieses zeigt von seiner Liebe zur Kunst, und der Renner unterscheidet ihn folglich von so vielen andern jungen Schauspielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Giebel, sich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu lassen, ihr vornehmster, auch wohl öfters ihr einziger Beruf zum Theater ist.“ Auch der vielleicht weniger bekannte Fensel wird von Besing angeführt als „ein Akteur, den man zu den Bedienten gehören kaum besser verlangen kann.“ Mit „le Kain“, dem Bol als Voltairer's „Orest“ verglichen wird, ist Henri Louis Vellain gemeint, seit 1752 einer der gefeierteren Schauspielers am Pariser Théâtre français“. Über des berühmten Porträtmalers Anton Graf Tätigkeit (geb. 1736 zu Winterthur, gest. 1813 zu Dresden), der nach des Reserenten Mittelung Etkhof malen sollte, erzählt die Clever Theater-Zeitung in einer an sich interessanten, auf Martin Wieland bezüglichen Nachricht: „Zu der vorrefflichen Sammlung der brüchmtesten Gelehrten, welche Herr Baufe in Leipzig veranlaßte; und dem wir nun schon einen Vesing, Gellert, Rabner, Moses, Kamlar, Haller, Hagborn, Weiss &c. zu danken haben, hat Herr Baufe auch den Herrn Hofrath Wieland gebeten wollen, zu diesem Endzweck sollte sich Herr Graf selbst nach Weimar begeben um das Porträt zu verfertigen. Der Herr Hofrath haben diesen Antrag aber aus bedenklichen abgelehnt, indem Sie dem Kommissionsrat des Herrn Baufe (Herrn Dop aus Leipzig) zur Antwort ertheilte: daß Sie, nachdem Herr Baufe Gretchi und Veltzi und Gog und Magog gelodten, sich von ihm nicht stehen lassen würden.“ Dem auf das Porträt dieses Gelehrten ersten Größe äußerst begierigen Publikum können wir aber die erfreuliche Nachricht geben, daß Er sich in Paris von Herrn Wille in Kupfer stechen lassen will.“ Ob sich Etkhof am Ende nicht auch weigerte, mit „Gog und Magog gelodten“ zu werden, vermag ich freilich nicht zu sagen.

Den „Auszug eines Schreibens von einem Freunde aus Leipzig“ kann ich um seiner Beiläufigkeit willen leicht wieder nur im Auszug geben. Die Einleitung bedarf vorerit keines Kommentars: „Mein Brief ist zwar schon sehr lang gerathen, aber ich kann doch nicht umhin, Ihnen noch eins und das

andere über ein neues Lustspiel des Hrn. Engel, den Sie aus seinem dankbaren Sohne kennen, zu schreiben. Unter Freunden röhmt es ja ohnehin nicht darauf an, ob das, was man einander schreibt, die Form eines Briefes hat und die gewöhnliche Seitenzahl überschreitet. — Weil ich noch nicht glauben kann, daß Sie dieses kaum aus der Presse getommene Lustspiel für Kinere, in einem Aufzuge »der Edelknaben« betitelt, schon gelesen haben, so will ich Ihnen, so kurz als möglich die Geschichte davon erzählen, vorher aber nur noch erinnern, daß es meiner Empfehlung nach, ein sehr schöner Beitrag zur Pädagogik ist; daß es an Orten, wo man es auf das Theater bringt, für Junge und Alte ein Beispiel zur Nachahmung und zur Ausbildung der Kinderzucht in Abicht auf den beträchtlichsten Theil desselben, der Sitten und des Herzens, werden kann, und daß es allen, die sich vornehmen in diesem Fache der Litteratur Berufe zu machen, als Muster im Dialogiren vorgezeltet zu werden verdient. Hier folgt eine höchst umständliche Inhaltsangabe des »Edelknaben«, den der Dichter später als »Schauspiel« neu drucken ließ. Joh. Jol. Engel, den Wieland im »Teutschen Merkur« eine Selbsttänze für würdig erachtete, dessen Familienroman »Herr Lorenz Starck« Schiller 1795 in den »Goren« veröffentlichte, galt seinerzeit fast als ein zweiter kleiner Lessing. Durch seine »Odeen zu einer Nimitz« half er in der That mit Befugnis die Poesie im Drama einbürgern, durch seine Tramen bewegte er das Publikum seiner Lage wie kaum ein anderer. Von diesen Tramen — auch eine von Kiese komponirte Oper »Die Apothek« — findet sich unter seinen Werken — wird heute kaum ein einziges mehr gelesen werden, und ein absprechendes Urtheil als jenes von Goerwins über ihn kann man sich nicht denken: »Sieht man aber genauer zu, so war freilich der Beitrag von dem was er leistete sehr gering und half eben nichts als ein Schällein zu dem ungeheuren Maß des Mittelmäßigen zugulden, daß alle die ungemein wirklamen Männer, die wir bisher genannt haben, anzuhaufen bemüht waren.« Engel, der ein Meßlenburger war und später als Oberdirektor des Berliner Theaters wirkte, lebte zur Zeit der Ausführungen seiner Stücke durch die Gelehrte Truppe in Leipzig und hatte wohl auch nahe Beziehungen zu Gotha. In der Figur des Fürsten im »Edelknaben« zeichnet er aus sichtlich das Bild Herzog Ernst II. Es kam ihm, daß der Leipziger Berichtserhalter auch mit seinem Worte darzu stimmte. Nach seiner Inhaltsangabe, nach einigen algernein philosophischen Reflexionen schreibt er nur noch ein paar Zeilen über die Darstellung: Doch muß ich Ihnen, liebster Freund, sagen, daß dieses Stück vor einigen Tagen von der jetzt hier anwesenden Gelehrten Gesellschaft vorgestellt worden ist. Herr Wol, dessen Talente in Ausübung seiner Kunst dem deutschen Publikum noch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienen, und der ohnefähr einer unserer besten Schauspieler ist, spielte den Fürsten mit einer Wahrheit, Feinheit und Wärme, gieng mit so vieler Feinsichtigkeit in jede Nuance seiner Empfindungen über, daß der Versuch des Partiere nicht ausbleiben konnte. Damiell Brandes! ein Kind von ungefähr 11 Jahren, die die Grazie des Raiens auch im gemeinen Leben nie verläßt, die zugleich mit den körperlichen Eigenschaften ihres Geschlechts Feuer des Geistes, Frumthigkeit und Ungezogenheit verbunden, machte den Edelknaben unvergleichlich und so wie es der angenehme Charakter derselben erfordert. Auch muß ich Herrn Esfow und Adam Sepler, bekannte Helden der deutschen Bühne, wovon diese die Frau von Zetmund und jener den Direktor spielte, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie beide ihre Rollen mit der größten Emsigkeit und Empfindung gespielt haben. Von den übrigen Rollen hatte Herr Brandes den Hauptmann, Herr Groschmann den Zänhdnrich von Zetmund und Herr Schönke den Kammerdiener.« Aus den letzten Zeilen des Berichtes geht wiederum hervor, daß der als vorlehter erwähnte Groschmann nicht der Redakteur der Theaterzeitung gewesen sein kann: im eigenen Worte hätte er kaum kritiken über sich selbst bringen können, noch weit ungeschickter wäre es gewesen, daß er sie am Ende gar selber schrieb.

Der dritte der hier abgedruckten Leipziger Briefe scheint mir seinem Inhalte nach der bemerkenswerthe zu seyn. Daran beleuchtet er die wirtschaftlichen Verhältnisse des Schauspielerstandes im 18. Jahrhunderte: er ist einer der ersten, vielleicht der erste Versuch zur Errichtung eines Pensionsfonds für die Betreuer der Kunst. In Nr. 34 der Gleeor Theater-Zeitung berichtet der Leipziger Korrespondent: »Nachdem, von der Unter Herrn Abel Seplers Direktion stehenden Schauspielergesellschaft eine Kasse zu errichten

für gut angesehen worden, aus welcher in Zukunft gewisse Pensionen erhoben werden können, als sind die Mitglieder dieser Gesellschaft über verschiedene Punkte zu solchem Endzweck überein gekommen, aus welchen gegenmähriger Auszug einem hochgeneigten Publikum vorgelegt wird. Herr Sepler giebt zur Ordnung der Kasse in diesem lautenden 1775ten Jahre drey Benefizfondien, in den folgenden Jahren aber zwey, wozu von den resp. Obrietheiten des Orts besondere Tage erbeten werden, an welchen sonst keine theatralische Vorstellung gegeben zu werden pflegt; wäre diese Erlaubnis aber nicht zu erlangen, so verbindet sich Herr Sepler zu solchen Benefizfondien auch an den gewöhnlichen Tagen. Jeder Akteur und Aktrize contribuiert zur Kasse wesentlichlich von ihrem Theatral Wage einen Groschen, wenn er unter vierzig, und ein und einen halben Groschen, wenn er über vierzig Jahre ist. Ein jeder Akteur und eine jede Aktrize, so in Zukunft diesem Institut beitrifft, muß sich einem gleichen wesentlichen Abzuge unterwerfen, jedoch sind diejenigen, welche künftig an dieser Einrichtung Antheil haben wollen, verbunden, durch einen Beitrag dieses Rechts zu erlangen; dergestalt, daß, wenn der Vertrag nach drey Monaten von Pato an erfolgt fünf Thaler, nach sechs Monaten zehn Thaler, nach Verfluß eines Jahres 20 Thaler; und solchem nach bis mit Ausgange des 1780ten Jahres für jedes Jahr zwanzig Thaler für die Aufnahme entrichtet werden müssen. Diejenigen, welche mit dem Anfang des 1781ten Jahres und nachher zu Theilnehmung an diesem Institut zugelassen seyn wollen, sind für die Aufnahme ein hundert und zwanzig Thaler zu erlegen gehalten. Die eingehenden Fonds von den Benefizfondien, von den Sagen der Akteurs, Schenkungen höher und gütiger Dänner usw. werden an die sicherste Hypothek, um welche sich die Kasse mit der größten Sorgfalt und Besonnenheit zu bemühen haben, bestältigt. Die Obligationen über die untergebrachten Kapitalien sollen einer darum zu ersuchenden Obrigkeit gegen einen darüber auszustellenden Schein eingekündigt werden, von welcher solche nicht anders als mit Uebereinstimmung sämtlicher Mitglieder der Gesellschaft zurückgenommen werden können. Die Rechnungen werden von drey Monat zu drey Monat in Belegen der ganzen Gesellschaft abgelegt. An eben dem Tage kann ein jeder, was er zum Besten dieser Stiftung etwan zu erinnern hat, zugleich vortragen. Unerläßt unterschiedene sind darüber einverstanden, daß vor Ablauf 1780ten Jahres seine Pension ertheilt werden, und unmittelbar an der Zusammenbringung eines Fonds von wenigstens sechs Tausend Thalern gearbeitet werden soll. Wäre jedoch dieser Fond eher vorhanden, so nehmen auch die Pensionen eher ihren Anfang. Die höchste Pension wird vorläufig auf dreyhundert Thaler, die niedrigste auf hundert und fünfzig Thaler festgelegt; jene für die Pensionsfähige Person, welche sieben Thaler und mehr, diese für eine solche Person, die sechs Thaler und weniger Wage bekommt. Es soll aber in Akteur oder eine Aktrize ablassen für fähig gehalten werden, zur Pension zu gelangen, wenn er oder sie Alters oder unheilbarer Krankheit halber nach dem Ausspruch einiger unpartidischer Kerze zum Dienste der Gesellschaft und des Publikums untüchtig wird. Vom 1ten Jänner 1781 an, werden also die Zinsen von dem vorerwähnten Kapital zu Anszahlung der Pensionen verwendet. Es verheißt sich vor selbst, daß, wenn die Einnahme erzieherig ist als die Ausgabe, auf die Vermehrung des Kapitals Rücksicht genommen werden müsse. Wenn ein verheiratheter Akteur oder Aktrize stirbt, so soll der Wittne oder dem Wittwer die Hälfte der nach der gebohten Sage dem Verstorbenen bestimmten Pension zufließen; diese Hälfte aber kann der übrig bleibende Theil nicht eher genießen, als bis er selbst Pensionsfähig geworden. Wird durch den Todesfall eine Witse, so erbt solche die Hälfte von des Vaters oder der Mutter Pension, welche das Kind zu seiner Erziehung aber nur so lange zu grüssen hat, bis es nach dem Urtheile der Gesellschaft, entweder bey dem Theater oder auf andere Art sein Brot selbst zu verdienen im Stande ist. Sind mehrere Waisen vorhanden, so wird ihnen zu gleichem Entzweck die ganze Pension gerichtet. Besondere, hieher gehörige, Waisen betreffende Vorfälle sollen jedesmal von der Gesellschaft nach Beschaffenheit der Umstände bestimmt werden. Zum Begräbniß einer erwachsenen Person werden aus der Kasse fünf und zwanzig Reichthalern, eines Kindes fünfzig Reichthalern ausgezahlt werden. Einmal ein lediger Akteur oder Aktrize, so fällt dessen Verlassenschaft im Fall sein Blutsverwandter (als Eltern und leibliche Geschwister), ein Kabeitrecht hat, der Kasse anheim, wozu er durch Unterscheidung des Instituts loco testamenti aufs ver-

bindlichste Konsentire. Dagegen muß die Kasse für des Verstorbenen anständiges Leichenbegängnis Sorge tragen. Herr Seidler verbindet sich auch, wenn ein Autor der Gesellschaft ein Stück leisten sollte, den Ertrag der zweiten Vorstellung desselben zur Kasse des Instituts zu liefern. Ubrigens sollen die von den teilnehmenden Mitgliedern unterschriebenen Artikel einer jeden Person, die diesem Institut beizutreten gelonnen, zum Erliegen und zur Unterschrift vorgelegt werden."

Man sieht, im Grunde erstrebt dieser frühe Seidlerische Versuch, die Künstler seiner Truppe, so handesgemäß es angeht, im Alter zu versorgen, das hierzu nöthige Kapital auf gleiche Art, wie es ungeeignet auch unsere modernen Bühnengesellschaften oder unsere Hofbühnen tun. Ein bestimmter geringer Prozentsatz als Gagenabzug, ein einmaliges Eintrittsgeld bei Aufnahme in den meistlängsten Verband, Benefizvorstellungen; auch heute sollen die Hinfen aus diesem kombinierten Kapital den Künstler, seine Witwe oder seine Kinder vor Not bewahren. Auch die Vermaltung der gemeinsamen Bühnensinteressen erinnert schon bei Seidler an das moderne Verfahren, indem es an bestimmten Verammlungsblagen jedem Mitglied Stimmrecht gewährt. Außerordentlich geschickt berechnet war es von dem Schöpfer dieses Pensionsinstituts, daß er die Eintrittsgelder mit dem Fortlauf der Jahre immer mehr erhöhte, bis sie an sich eine ganz bedeutende Summe darstellten. So ließ sich das ziemlich leichtsinnige Künstlerwöllchen sicherlich schnell bewegen, den im Anfang geringen Betrag hinzugeben und der Gemeinschaft damit beizutreten. Daß Seidler seine schönen Pläne nicht bloß zu Papier bringen ließ, sondern auch wirklich in reale That umsetzte, beweist eine kurze Notiz der Clever Theater-Zeitung, der zufolge das Leipziger Publikum bald nach der Publication dieser Pensionsbestimmungen zur „ersten Benefizkomodie“ und zwar „zu unites bräunlichen Beking Minna von Bornhelm“ feierlichst eingeladen wurde. Die splendide Direktion gab nach der Vorstellung sogar eine „italienische Arie von Signor Trajetta“ zu, die Hm. Seltsamut mit dem vorzüglichsten aller Organe und voller Begierfung sang. Ebenso begeistert ließ darauf die kleine Minna Brandes „im Namen der Mitglieder des errichteten Instituts zu einer Pensions-Casse“ ihrem theueren Danke freien Lauf, der um seiner charakteristischsten Verse willen ihr Leben möge:

„Nun sag' mir einer noch, daß Deutschlands Bühne  
In Deutschland keinen Schutz erhält!

Sag einer noch mit finst'rer, hämischer Mine,  
Daß deutscher Kunst der Deutschen nicht gefüllt!  
Ich setz' ihm gleich dies Haus,  
Erfüllt von theuren Bühnern,  
Beschüßern, Bräuben, Kennern —  
Und höhne ihn mit seinem Wissthum aus. —  
Ja, Zerknebel den sicheren Beweis,  
Daß uns're Kunst, daß unser Fleiß  
Euch nicht mißfällt, geht Ihr und deut.  
Mit ungeschöb'or Ehre weist  
Ihr eine Errichtung ein,  
Die, so wie alle, Anjongs stein,  
Uns mit der Zeit doch das gewähren soll,  
Was uns bisher gemangelt. — Holt  
Sorgen lahn wir noch das Alter kommen;  
Auch Niemand schickt kein Fliß, kein Anstoiden Haus,  
Und hämmerlich schied es um ihrer Tage Abend aus!  
Die Furcht, Ihr Anner! wird uns nimmer benommen. —  
Der Speer, der hat! — So denken wir  
Durch unser Aelter Hülz ein Stämmchen zu erproben,  
Womit wir uns in spätern Jahren,  
Im Alter und in Krankzeit denken können. — Hier,  
Geliebtes Leipzig! hier, bei Dir!  
Errichten wir dies Werk und sehen  
Mit freudigem Gefühl der wärmsten Dankbarkeit  
Gedankte Ächten vor uns leben,  
Die alle, alle wohl uns wollen —  
Leben in jedem Aug' Anzuehenden. —  
Ja kleine Epitelerium,  
Auch Niemand's Wange Schülterin,  
Hab' mich beyz gedrängt, Euch unserm Doof zu zollen —  
Wenn ich als Oelknoche  
Euch monche Bücheln, monche Thrin' entlocht,  
Wenn ich als Fuchsen Euch gefallen habe:  
So seht euch jetzt, Ihr Fern!  
Die kleine Rednerin, o! seht sie gern.  
Und nehmt — (denk wo das Herz zu voll, da hoch  
Der Mund), nehmt von der kleinen Rednerin,  
Stott lauten Danks, nehmt diefen Kien, nehmt diese Throne hin."

Und so war es denn auch kein Wunder, daß schließlich auch die Begierfung der geschmeichelten Leipziger elementar zum Ausbruch kam: da es ja galt, einen unmittelbaren und obendrein klingenden Sympathiebeweis für alle diese Liebings zu erbringen, hatte man das Haus beiegt gehalten bis auf das letzte Pfäffchen.

Karl Fr. Romat.

### Bücherbesprechungen.

— Staatsbeschreibungen des römischen Kaiserreichs in gemeinschaftlicher Darstellung. Von H. Gudziński, Prof. am Gymnasium zu Strassburg in Westpreußen. (Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Hugo Hoffmann, Gymnasiallehrer in Erlang. Neununddreißigtes Heft.) Göttersloh, G. Verlagsmann, 1905. XI, 176 S.; 8". Preis 2 Mk.

— Daß Verwaltung und Recht im Zeitalter der römischen Cäsaren selbst von uns Leuten von heute noch nicht zum alten Eiten gerufen werden können, wird niemand bestreiten. Es war daher kein schlechter Gedanke, in den neuesten Lehrplänen die Durchnahme der für die Weltkultur bedeutendsten Kaiser anzuordnen. Nur seine Durchführbarkeit machte Schwierigkeiten. Darum hat sich Gudziński voranzusetzt geföhlt, für die Horaz- und und namentlich die Tacitus-Stunden in Prima dies überaus brauchbare Hilfsmittel zusammenzustellen. Ja, es ist so vortrefflich angeordnet, daß es auch dem interessierten Laien, den die 10 Bände des „Mommien-Marquardt“ zu sehr abschrecken, zu schnell und bequemer Orientierung sicherlich behagen wird. Ht.

— Dr. Ernst Schäff, Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde. 2. Aufl. Verlag von J. Neumann in Neudamm. 222 S. und 67 Abbildungen. geb. 4 Mk., geb. 5 Mk. — Daß sich eine zweite Auflage nötig machte, beweist einerseits die Brauchbarkeit des Buches, andererseits das Interesse, das sich auch in Jägerkreisen der wissenschaftlichen Auffassung des Heimwerts und dem, was mehr nebenhändig mit ihm zusammenhängt, mehr und mehr zuwendet. Möchte es immer mehr erstarben, zur Freude des Jägers selbst und zu immer besseren Erforschung unseres Vaterlandes! Die fortwährende Fort- und Festsiltur, die das Unland einengt und Moor, Heide und Weiser zurückdrängt, bedingt eine kurze Beschreibung, meist eine Verdrängung im Bereiche der Vogelwelt, die zu verfolgen die Wissenschaft ohne Hilfe der Jägererei sich zum imlande sieht; umgekehrt bringt gerade die Hauptzeit der

Jagd, der Herbst und Winter, eine lange Reihe seltener Gattungen, die, unabhängig von den lokalen Verhältnissen, mehr den großen Veränderungen unserer Mutter Erde folgen, strenger Kälte, Nahrungsmangel, Überfüllung in ihrer Heimat und dergl. Das Buch hilft hier aus, indem es durch Tabellen und Beschreibungen, durch die Abbildungen charakteristischster Art, namentlich Kopf und Fuß, die Bestimmung ermöglicht, durch genaue Angabe des Vaterlandes die Herkunft feststellen läßt und die Arten im einzelnen namhaft macht, über welche nähere Auskunft besondere erwünscht ist. Die Systematik ist bis auf die neuesten Fortschritte durchgeführt, z. B. vom Tannenbäuer sind die drei Formen, die man neuerdings unterscheiden darf, charakterisiert. Der Werk hat sich der Weidmannssprache enthalten, um auch weniger durchgebildeten Hübnerjüngern verständlich zu bleiben. Sehr praktisch und nachahmenswert ist die Methode, bei den wissenschaftlichen lateinischen Namen die Betonung dadurch klar zu machen, daß für den dett. Befal eine fette Letter genommen wird, an Stelle von Akzenten und Dehnungszeichen. Freilich, die Tiere, um die sich's handelt, sind durchaus nicht immer leicht zu erkennen, die zahlreichen Stranbläuser und Regenpfeifer z. B. mit ihrem ansprechenden, aber einsamen Kleid, oder die vielen Enten mit ihrem Gefiederwechsel nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit. Um so mehr bedarf es eben eines sichern Führers. Er behandelt die Raubvögel, die Tauben, die Feld- und Waldhühner, Stoppelnjahn und Fasan, die Gstel oder Schnepfenwägel, die Johannisfäher, Schwäne, Gense, Enten und Säger, Schorben und Pelikan, Möven und Taucher, dazu von Singvögeln die Raben und die Drosseln, die ja leider bei uns immer noch jagdbar bleiben, dabei aber den aufmerksamen Beobachter durch eine lange Reihe gelegentlich mit unterauswählender Fremdlinge stellen. Das Buch ist recht geeignet, der Erkenntnis immer mehr zum Durchbruch zu verhelfen, daß von den Gutes gar keine aus Schwanter, eine seltene aber zum Ausflotten gehört.

H. 8.

**Erscheint**  
Dienstag, Donnerstag  
und Sonnabend und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl. Pre-  
sidenten der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Redactoren: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 130.

Sonnabend den 4. November abends.

1905.

### Militärische Lieferungswerke und Zeitschriften.

In erster Linie sind hier wiederum die Veröffentlichungen der Kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabes zu nennen, auf die wir zuletzt in Nr. 31 der W. B. der L. Ztg. v. 14. März d. J. hingewiesen und von denen uns wiederum einige vorgelegen haben und zwar:

1) Der 4. Band der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Dieser Band enthält eine lehrreiche Abhandlung: „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit“, die nach dem Falle von Fort Arthur nicht nur das Interesse des Militärs, sondern auch der Allgemeinheit erregen dürfte. Es ist nicht etwa eine langatmige Geschichte des Festungsbaus und eine Beschreibung langdauernder Belagerungen mit ihren eintönigen und oft schematischen Einzelheiten, sondern eine Betrachtung über den Einfluß, den die Festungen auf die Kriegsführung und die einzelnen Operationen der Heere ausgeübt haben. In der Einleitung erhält man einen übersichtlichen und knappen geschichtlichen Abriss der Entwicklung des Festungsbaues und Festungsbaues etwa von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur napoleonischen Zeit. War im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts der Festungskrieg zu einer bestimmten Methode und Selbstzweck geworden, so änderte sich diese Anschauung durch die entscheidungsuchende Kriegsführung König Friedrichs II., der ein entscheidender Gegner dieser Art der methodischen Kriegsführung war. Einer ähnlichen Auffassung huldigte Napoleon. In dem ersten Feldzug Napoleons in Oberitalien wurde sein Siegeslauf, den er vom Fuß der Apenninen bis hinter den Mincio zurückgelegt hatte, zuerst durch die von 13 000 Österreichern besetzte Festung Mantua gehemmt. Die Rolle, welche Mantua in diesem Feldzuge spielte, wird sehr klar geschildert und es werden daran scharfsinnige Betrachtungen geknüpft. Der Einfluß, den dagegen Genoa auf die Kriegsführung des Jahres 1800 ausgeübt hat, ist ein grundverschiedener und wird als entscheidend bezeichnet, denn die Festung darf nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein. Ihr Verteidiger, Massena, war energisch, tatkräftig, sein Verhalten kann vorbildlich genannt werden. In den Offensiv-Feldzügen Napoleons in den Jahren 1805, 1806 und 1807 waren es die Festungen Ulm, Craubenz, Danzig und Kolberg, deren Belagerung und Zerstörung zu mannigfachen Betrachtungen und Lehren Anlaß geben. Der Kampf um die spanischen Festungen in den Jahren 1808 bis 1813 war sowohl für die Franzosen als auch für die Engländer eine Notwendigkeit, bildeten diese zahlreichen festen Städte, deren Umschlungen allerdings meist aus längst vergangenen Zeiten herrührten, doch die Mittelpunkte und Stützpunkte der Volksbewegung. Die Franzosen mußten diese Plätze fürchten oder besetzen, um der Volksbewegung Herr zu werden. Wellington hingegen diente die Anien von Torres Vedras und die Feste Cadix als wichtiger Schuß für seine Operationsbasis: die Flotte. Die Festungen Rodrigo und Badajoz hatten für beide Parteien Bedeutung, denn sie bildeten Stützpunkte für das Vorgehen der Franzosen nach Portugal oder für jenes der Engländer nach Spanien. Dieser Abschnitt bietet deshalb noch besonderes Interesse, weil bei diesen Kämpfen bis zum äußersten stand gehalten wurde und der Sturm auch wirklich erfolgte, an den sich ein scharfes Blutbad anschloß. Was die Behandlung der französischen Festungen im Jahre 1814 anbelangt, so zeigt es sich augenfällig, daß die Bedeutung der Festungen wesentlich davon abhängt, welche Wichtigkeit die handelnden Personen ihnen zuwibilligen geneigt sind. Die Reichreicher beobachteten und behandelten sie mit äußerster Vorsicht, während Blücher und Gneisenau in ihrem Streben nach rücksichtsloser Offensive ihnen

gegenüber eine gewisse Rücksicht an den Tag legten. Für Napoleon brachten sie einen tatsächlichen Gewinn. Auch die Betrachtungen über das oberitalienische Festungswesen legen dar, welche hohe Bedeutung Napoleon in den Jahren 1805 bis 1814 diesen Befestigungen beilegte und wie eifrig er die Ausbildung des oberitalienischen Festungswesens für die Verteidigung von Italien anstrebte. Bezeichnend ist sein Ausdruck: „Die die Kanonen, so sind auch die Festungen nur Waffen, die ihren Zweck nicht allein erfüllen können. Sie müssen richtig angewendet und gehandhabt werden.“ Sind die Anordnungen Napoleons für das oberitalienische Festungswesen lehrreich für die Einwirkung, die eine Festungsgruppe auf einem räumlich beschränkten Kriegsschauplatz gewinnen kann, so zeigt der Feldzug 1813 in Deutschland solche Einwirkungen in großen Verhältnissen. Hier fand Napoleon Gelegenheit, seine für die Verteidigung der Elblinie 1805 und 1809 aufgestellten Grundsätze in die Praxis des Krieges zu übertragen. Der Vertreter rücksichtsloser Offensive sieht sich auf die Verteidigung zurückgeworfen. Die Trümmer der aus Rußland zurückgeführten großen Armee dienten in erster Linie zur Befestigung der Festungen. Das oberitalienische Festungswesen bildete im 19. Jahrhundert noch zweimal für die österreichische Armee die Stütze der Verteidigung gegen einen von Westen in Italien vordringenden Feind. 1848 gelang es unter Radetzky, dem diese Festungsgruppe es allein ermöglichte, sich bei der Säranz, die das ganze Land ergriffen hatte, in Italien zu behaupten. 1866 verlor es Erzherzog Albrecht meisterhaft und fast musterhaft, sich alle Vorzüge, die das Festungswesen bot, nutzbar zu machen und dabei die gefährlichen Rippen, die beim Operieren in der Nähe von Festungen so oft verhängnisvoll werden, glänzend zu umschiffen. Weit weniger als das oberitalienische Festungswesen erwies sich das bulgarische den Einmärsch feindlicher Truppen in seinem Wirkungsbereich. Die Schwierigkeiten, die mit einer Umgehung des Festungswesens verbunden waren, haben 1828 und 1854 die Russen zum Angriff auf die Gruppe geführt. Erst die Misserfolge, die sie dabei erlitten, haben sie 1877 die Umgehung vorsehen lassen. Die Tärten verstanden es aber in keinem der drei Feldzüge, die Vorteile, die ihnen diese Festungen boten, in richtiger Weise auszunutzen. Die Gunst der Lage, die verlockend zum frühen Zugreifen herausforderte, nützte sie nicht aus. Sie beschränkten sich dadurch auf die bloße Abwehr, die einen wirklichen Erfolg niemals ergeben konnte. Die Kämpfe um bei Sematopol 1854 verdienen besondere Beachtung und sind deshalb sehr lehrreich, weil hierbei die Festung selbst eigentlich eine Nebenrolle spielte, aber in der Zukunft dürften Schlachten im Anschluß an dauernde Befestigungen nicht gerade zu den Seltenheiten gehören. Die nächsten Beispiele führen uns auf einen anderen Ort, nach Nordamerika. Die Union verlor zwar bei Ausbruch des Sezessionskrieges seine Festungen, während des Krieges entstanden jedoch auf beiden Seiten zahlreiche Befestigungen, die den lole zusammengeführten Armeen als nötige Stützpunkte dienten. Bei den Südstaaten waren es zwei Punkte, die allmählich durch weiteren Ausbau mehr und mehr an Widerstandskraft gewannen, Richmond, die Landeshauptstadt auf dem östlichen, Vicksburg, die Stromsperrre auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Freilich erfüllte letztere ihren Zweck nicht, da es der nordatlantischen Flotte gelang, an der Festung vorbeizufahren und sich in den Besitz der Stromstrecke bis Port Hudson zu setzen. Eingeworfene gestattete auch dieser befestigte Platz der geschlagenen Armee Pemperton sich zu erholen. Sie wies zwei Stürme Grants blutig zurück. Auf dem kleinasiatischen Schauplatz war es im

Jahre 1877 die türckische Grenzfestung Karz, welche den Zugang zur Hauptstadt von Eritsch-Armenien sperrte. Sie wurde von den Russen in der Nacht vom 17. zum 18. November gekirmt. Durch dieses sähne und energische Vorgehen wurden die Schwierigkeiten, die den Operationen im Wege standen, rasch und endgültig beseitigt. „Große Erfolge kann man nur durch großen Einsatz erzielen.“ Den Schluß bilden die Betrachtungen über den Zustand der französischen Festungen bei Beginn des Krieges 1870/71 und über die Verwendung der Festungen in Frankreich und deren Auswirkung während des Krieges. Namentlich werden Metz und Paris eingehend in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen. Ein kurzer Rückblick beleuchtet nochmals in gedrängter Kürze die aus den Erörterungen gezogenen Lehren. Im Anhang finden wir noch Betrachtungen über die Wirksamkeit von Sperrforts und über Anordnungen Napoleons für die Befestigung von Stützpunkten. Ein besonderer Atlas enthält das jährliche Karten- und Skizzenmaterial. Dieser Band gehört zu den wertvollsten, die die Kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes in letzter Zeit veröffentlicht hat.

2) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. 1. Heft. Jahrl. Bezugspreis 15 M. C. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin SW 12, Kochstraße 68—71. — Diese Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, mit deren Herausgabe der Große Generalstab im vorigen Jahre begonnen hatte, sind mit dem vorliegenden Heft in den 2. Jahrgang eingetreten. Die Veröffentlichung vertritt auch in Zukunft sich auf dieselbe Höhe zu erheben. Zwei Arbeiten, die im vorigen Jahre begonnen wurden, werden in diesem Heft teils vortzgesetzt, teils zu Ende geführt. Oberleutnant Frhr. v. Freitag-Vorlinghoven steuert den Schluß seiner Studien über Clauswitz bei, die wiederum vortrefflich geschrieben sind, den Leser fortgesetzt anregen, den schwierigen Stoff zeitgemäß erläutern und namentlich zum Schluß in dem Abschnitt „Das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit“ sich in fast dramatischer Weise steigern. Major Köstler legt seine flaren und sachlichen Betrachtungen über den russisch-japanischen Krieg fort. Dieser Abschnitt hat uns besonders gefallen. Insbesondere möchten wir das unterstreichen, was er über nächtliche Unternehmungen sagt. Außerdem veröffentlicht dieser begabte Offizier noch eine sehr wertvolle Studie: „Der Nachschub im Kriege“, die den Offizieren angelegentlich zum Studium empfohlen werden kann, weil hier eine Frage erörtert und appollatorisch klar gelegt wird, mit der man sich im allgemeinen bisher noch wenig in der Militär-Literatur beschäftigt hat und die doch, wie die Kriege der jüngsten Vergangenheit gelehrt haben, für den glücklichen Fortgang der Kriegführung und das Wohlbefinden der Feldarmee so ungemein wichtig ist. Der Aufsatz des Oberleutnants Ludwig „Der Sturm im Festungskriege“ ist eine erwünschte Ergänzung zu den unter 1. genannten Studien zur Kriegsgeschichte. Außerdem enthält dieses Heft noch drei weitere Arbeiten: „Die neuen taktischen Vorarbeiten für das italienische Heer“ vom Hauptmann a. D. v. Ordoni, „Die Kämpfe um Vadsohm im Oktober 1899“ von dem bekannten Taktiker Major Wolf und eine Studie „Über Heeresanmarschen“, die durchaus zeitgemäß ist, da in Frankreich diese Frage mehrfach aufgeworfen worden ist. Hier wird sie an liegsgeschichtlichen Beispielen erläutert. Jedemfalls haben die bisher erschienenen Hefte bewiesen, daß die Aufgabe, die sich die Schriftleitung gestellt hatte, „den Leser fortlaufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Verränderungen und Erfindungen auf militärischen Gebiete zu unterrichten sowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktischer Fragen im allgemeinen beizutragen“, gelöst worden ist. Wir haben diese Vierteljahrshefte bei ihrem ersten Erscheinen freudig begrüßt und können auch heute nur wiederum bestätigen, daß die Armee für diese interessanten und lehrreichen Veröffentlichungen, welche zwar „nichtamtlich“ sind, aber doch unter einer gewissen Kontrolle herausgegeben werden, nur dankbar sein kann.

3) Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Sechstes Heft: Die alte Armee von 1655 bis 1740. Von Jany, Hauptmann im Großen Generalstab. 1905. 3,60 M. C. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin SW 12,

Kochstraße 68—71. — Das vorliegende Heft schließt sich an das I. Heft der Beiträge an, worin der fleißige Verfasser und eifrige Forscher Hauptmann Jany die Anfänge der alten Armee bis zum Ausbruch des ersten Nordischen Krieges 1655 geschildert hatte. Er teilt nun die Ergebnisse seiner neuesten Forschungen auf diesem schwierigen, vielfach verworrenen, aber doch für die Heereskunde so wichtigen Gebiet bis zum Jahre 1740 weiter mit. Im ersten Teil finden wir einen Abriss der Formationsgeschichte der alten preussischen Armee nach Waffengattungen getrennt: Infanterie, Reiter, Dragoner und Artillerie, im 2. Abschnitt folgen dann 43 Armeelisten, die Hauptmann Jany in den verschiedensten Archiven aufgefunden hat, so im Oberst. Staatsarchiv, im Staatsarchiv zu Königberg, im Kriegsbüro, im Reichsarchiv zu Stockholm, in den Archiven zu Paris, Berlin u. a. a. O. Zum Schluß folgen noch einige Nachträge zu Heft I der Beiträge.

4) Internationale Revue über die gesamten Armeen und Flotten. Begründet von Frhr. v. Wigelben-Wandelstein. Dresden-N., Selbstverlag des Herausgebers Major Gdm. v. Wigelben. 23. Jahrgang. 3 Hefte: Januar bis März 1905. — Die Revue bringt Nachrichten von Reuegaltungen, Reueorganisationen, von der Einführung neuer Dienstvorschriften, Uebersetzung des Heeres, vom Militärhaushalt, vom Reueausbau in den verschiedenen Staaten. Die Heftes 58 bis 60 enthalten größere Aufsätze über: „Die Kaisermandor bei der deutschen Flotte und Armee 1904“, „Winterfeldzüge. Verluste und Erfahrungen im Truppendienst“, „Die englische Kriegsschiffe im Jahre 1904/05“. Den Heften sind viele Bilder beigegeben.

5) Kriegstechnische Zeitschrift. Für Offiziere aller Waffen. Organ für kriegstechnische Erfindungen und Entdeckungen auf allen militärischen Gebieten. Verantwortlich geleitet von E. Hartmann, Oberst j. D. Berlin. C. S. Mittler & Sohn. VII. Jahrgang. Heft 9 und 10. VIII. Jahrgang. Heft 1—3. — Auch die vorliegenden Hefte bieten wiederum ein Fülle von interessanten Aufsätzen und Nachrichten aus dem reichen Gebiete der Technik. Einige früher begonnene Arbeiten werden darin zu Ende geführt. Von den neuen Beiträgen führen wir die nachfolgenden als besonders lehrwürdig an: „Vorteile der Maschinenenergie für den Kampf der drei Hauptwaffen“ von Laagis, Oberstlt. j. D. — „Entwicklung des Automatismus.“ — „Die Fußbewegung des Soldaten.“ — „Der Kanaltreibetrieb auf der Selbstbedienung im Kriege.“ — „Die technischen Dienstvorschriften der Japaner.“ — „Das japanische Feldgeschütz.“ — „In welcher Richtung bewegt sich die Entwicklung der heutigen Handkewerfmaschin?“ — „Die Schützengruppe und ihre Fernwendbarkeit für militärische Zwecke.“ — „Die Technik und Industrie im Dienst der Kriegsverwaltung in Rußland.“ — „Ein neuer Entfernungsmesser für die Infanterie.“ — „Militärische Schreibzeuganlagen.“ — „Die russischen Feldgeschütze im Kriege Rußlands gegen Japan.“ — „Die russischen Maschinengewehr-Kompagnien.“ — „Was lehrt Fort Artur?“ — „Das Personenautomobil im Heeresdienst.“ — „Die Verwendung und Ausbildung der Bioniete.“ — „Die Küstenbefestigungen der Vereinigten Staaten.“ Außerdem findet man noch kleinere Mitteilungen über Neuerfindungen u. dergl., eine reichhaltige Bücherchau sowie Auszüge aus dem Inhalte von Zeitschriften.

6) Zeitschrift für historische Waffenkunde. Schriftleitung: Dr. Karl Roettchau, Dresden. Band III. Heft 9. — Diese Hefte zeichnen sich nicht nur durch reichem, wissenschaftlichen Inhalt, sondern auch durch sehr geübene, vornehme Ausstattung, guten Druck und deutlich wiedergegebene Abbildungen aus. Das Heft eröffnet eine Mitteilung von Dr. Umar Baron Potier über die Feste Jodanwerfen im Salzammergut, die viel des Interessanten enthält. Dr. Pfl. steuert eine Studie über den berühmten Münzpalast des Königl. Historischen Museums in Dresden bei. Georg Eibe berichtet über den „Schwertarm der deutschen Handkewerf“ und C. v. Wilsch behandelt nochmals das Thema der Erhaltung aller Säbren. Oberst P. Eyr. legt seine Arbeit über Entmündung und Gebrauch der Handkewerfmaschin fort, bezgl. Rudolf Eggell seine Veröffentlichung von Infanterien auf mittelalterlichen Schwertklingen.

**Bücherbesprechungen.**

— Feddersen, F. K. Jesus. Eine dramatische Dichtung. S. 107 S. geb. 2,10 M. Jannus, Verlag von Claus und Feddersen. 1906. — Es wird nicht wenige geben, die Jesus nicht zum Gegenstand einer dramatischen Dichtung gemacht sehen möchten, die ein solches Unternehmen von vornherein für eine Profanierung betrachten. Auch die schlichten Passionsspiele frommer Bauern haben ihre Gegner. Indessen hat Luther der dramatischen Darstellung der Latein Christi in den Schulen das Wort geredet. Jedenfalls aber wird man an eine solche Dichtung die größten Anforderungen stellen müssen. Feddersen, der durch seine Erzählungen aus dem Vorleben bekannt ist, hat hiermit ein eigenes Wagnis unternommen, und Mey hat sich nicht ohne Begründung an die Lectüre dieser dramatischen Behandlung gegeben. Man muß aber zugeben, daß der Verfasser in den 10 Acten seiner Dichtung sehr wirksame Vorzüge aus dem Leben Jesu geschöpft und dramatisch zusammengestellt hat. Er lehnt sich meist an die evangelischen Berichte an, nur um hier oder da eine kleine Zutat oder Anberührung anzubringen. Den Abschluß bildet der Kreuzestod, das „Es ist vollbracht“, aber wir hätten einen anderen Schluß vorgezogen. Zu modern gedacht ist es, wenn Johannes der Täufer Jesus mit „Ihr“ anredet und Jesus ihm das „Du“ anbietet. Besonders in den ersten Acten tritt es ihm insofern viel dramatische Bewegung und Kraft. Das Stück ist mit Ausnahme einiger weniger lüthiger Stellen in Prosa geschrieben. D. K.

— Höhne, Lic. Dr. Emil, Umfang und Art der Bibelbenutzung in Goethes Faust. 8. 35 S. 60 s. Gütersloh, Druck und Verlag von G. Bertelsmann. — Eine eingehende und sehr beachtenswerthe Untersuchung, die zu allen bekannten Beziehungen des Goetheschen Faust zur Bibel manche neue Parallelen aufdeckt und Theologen und Literaturhistorikern, besonders den Goetheforschern empfohlen werden darf. Gegenüber der Bibelkenntnis Goethes darf der Verfasser zum Schluß wohl die Frage aufwerfen: „Da unsere neueste Literatur und Poesie auch nur von ferne die biblische Färbung, die der Dichterkunst innerlich und äußerlich behält.“ D. K.

— Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Band 9 und 11. — Von der in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden epochemachenden Goetheausgabe liegen uns Band 9 und 11 zur Besprechung vor. Band 9 gibt die „Zeitdramen“ und dramatischen Gelegenheitsdichtungen mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Böniger, Band 11 die „Dramen in Prosa“ mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Wunder. Was zunächst den 9. Band anlangt, so eröffnen den Reigen die wegen ihrer politischen Tendenz als Zeitdramen bezeichneten Stücke „Der Groß-Cosmos“, „Der Bürgergenrat“ und „Des Erimenides Erwachen“. Da die Goethefeier als Ergänzung der Trilogie der Revolutionsdramen den beiden erwähnten Stücken „Die Aufgeregten“ zugesellt ist finden gewöhnlich, erregt das Fehlen dieses Stückes einigermaßen Verwunderung. Es soll im 15. Bande, dem Bande der dramatischen Fragmente, in Gesellschaft des „Mädchens von Oberkirch“ antreten. Es folgen (obwohl die dramatischen Ergänznisse, die unmittelbar aus dem Bogen der Goetheschen Theaterleitung herausgewachsen sind, die eigentlichen theatralischen Gelegenheitsstücke: „Balastrophen und Reisterer“, das „Vorpiel von 1807“ und „Was wir bringen“, das für die Gründung des Schauspielers Theaters (26. Juni 1802) geschrieben ist und Goethes Geist und Empfinden so liebenswürdig widerstrahlt. Ihm zugesellt ist das gleichzeitige für das Hofische Theater von 1814 verfaßte Stück, das freilich nur im Auftrage und unter Anregung Goethes von Niemer aufgeführt worden ist und wohl eigentlich in eine Sammlung von Goethes Werken nicht gehört, zumal es auch nicht gerade trefflich dem Mittelalter seine Weisheit abgibt.“ — Zu einigen vereinzelt festlichen Theaterjahren kommt dann die ganze Schaar der Theaterreden (Prologe und Epiloge) und die ganze Schaar der Maskenzüge bis zum Maskenzuge von 1818, der erst vor kurzem wieder in Weimar ein festliches Aufsehen hervorgebracht hat. — Zu einigen vereinzelt festlichen Theaterjahren kommt dann die ganze Schaar der Theaterreden (Prologe und Epiloge) und die ganze Schaar der Maskenzüge bis zum Maskenzuge von 1818, der erst vor kurzem wieder in Weimar ein festliches Aufsehen hervorgebracht hat. — Zu einigen vereinzelt festlichen Theaterjahren kommt dann die ganze Schaar der Theaterreden (Prologe und Epiloge) und die ganze Schaar der Maskenzüge bis zum Maskenzuge von 1818, der erst vor kurzem wieder in Weimar ein festliches Aufsehen hervorgebracht hat. —

Man sieht, es ist ein breitschülender Inhalt, den dieser 9. Band dem Leser vorhält, und der Interpreet steht hier vor keiner kleinen Aufgabe. Böniger entledigt sich seiner Aufgabe mit Laft, Geschick und Geist. Der leitende Faden, den er anentworf in diesem labyrinthisch selbst, ist der, darauf hinzuweisen, wie alle diese Arbeiten Offenbarungen des Verhältnisses Goethes zum wechselnden Milieu sind, wie für den Verfasser selbst das Arrangement von Hofflichkeiten zum Befreiungs- und Heimgangspostspiel wird und er auch hier sich als der große Lebensdankler bewährt. So wird der Leser auf einen Standpunkt gehoben, auf dem selbst das Unbedeutende von einem meteorologischen Schimmer umflossen erscheint. — Einer weniger komplizierten Aufgabe sah sich Franz Wunder im 11. Bande gegenüber. Die „Dramen in Prosa“ gehen zunächst „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ in der Prosafassung, in der sie in der Sturm- und Drangperiode geboren wurden, während die spätere metrische Gestalt bereits im 8. Bande mitgeteilt worden. „Clavio“, „Stella“ und „Die Geschwister“, das kleine Gelegenheitsstück „Die Wette“ und „Egmont“ machen den übrigen Inhalt des Bandes aus. Nach ausführlicher, dem Gesamtplane trefflich angepaßter Einleitung (LI S.) kann der Herausgeber bei den Anmerkungen sich sehr fassen und das Erläuterungswerk auf wenigen Seiten (339—350) erledigen. Prof. Dr. H. C. K.

— Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen von Dr. Robert Veitch, Privatdozent an der Universität Heidelberg. München, G. J. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Der Verfasser gibt unter dem Titel: „Goethe- und Schillerstudien“ eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten über die klassische Literatur der Deutschen heraus. In einer Schrift von sehr beträchtlichem Umfang (über 300 Seiten) behandelt er das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen; seine Studie ist also ein auf philosophischer Grundlage ruhender Beitrag zur Literaturgeschichte. Der Verfasser weist also erst in zwei Kapiteln: „Die deutsche Aufführungsphilosophie und ihre Gegner“ und „Die Hauptrichtungen der englischen und französischen Philosophie“ die Leser über die Fassung des philosophischen Problems orientieren, welches schon bei den jungen Schiller beschäftigt. Über seine späteren philosophischen Studien handeln zwei Abschnitte: „Schillers historische Schriften und seine erste Verührung mit Kant“ und „Die philosophische Orientierung“. — Der Analyse der Schiller'schen Dramen, die unter die Beleuchtung dieses Problems gerückt sind, treten „Wallenstein“ und „Die Braut von Messina“ in den Vordergrund. „Wallenstein“ wird am eingehendsten in erschöpfender Breite (68 Seiten) behandelt; hier finden sich viele treffende Ausführungen. Noch mehr gilt dies von der „Braut von Messina“, welche eigentlich aus dem Bereiche der Schicksalstragödien herausgerückt wird, wenn das orakelhafte Beiwort mehr als poetische Dekoration erscheint und die Handlung selbst auf eine erbliche Belastung der handelnden Charaktere zurückgeführt wird. Bei den andern Tragödien gibt die Beleuchtung aus diesem philosophischen Gesichtswinkel oft nur ein sehr einseitiges Resultat, denn das Problem spielt dort nur ganz nebenbei mit herein und die bedegnenden Gegensätze der romantischen Handlung sind dort ganz anderer Art, ja, das gemaltamere Herineinziehen der „Doktorfrage“ — sit venia verbo — rückt manches in ein schiefes Licht. Der Vergleich der „Jungfrau von Orléans“ mit der Romantiker der romantischen Schule hat viel Entleuchtendes; wenn aber der Verfasser sagt: „solte man nur nicht die Liebe zu Homel immer so einseitig als Schuld der Jungfrau hinstellen“, so vergißt er, daß Schiller selbst dies ausdrücklich aus scharfem hervorhob, ja daß der weitere Verlauf des Dramas gerade dadurch bestimmt wird. Und darin liegt doch auch die moderne Bedeutung des Stückes, der Lichtern, der durch die romantischen Fäulen durchbricht: das ewig Weibliche findet sein Recht, welches Verul auch das Weib ergreifen mag und handelte es sich auch um eine irdische Sendung. Die Schrift von Veitch ist mit vielem Scharfsinn und mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit abgefaßt, doch das wissenschaftliche Rüstzeug ist oft zu schwerwiegend bei den Kommentaren der Dichter und den Fachgelehrten ist oft der Blick in das Atelier der schöpferischen Geister verlag. R. v. G.

— Julius Hart, Träume der Wittkammernacht. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig 1905. 4 M., gebd. 5 M. — Der Dichter mit der vielerörternden Phantasie hat den Ton des Seher's angeblasen. Bild auf Bild reißt er vor seiner Gemeinde auf: bald ist's ein Türkenhof Goldkamm, bald die farbenumbolische Skizze eines Modernen; dann wieder

leuchtet etwas von der Freude am Müssen durch, wie sie bei den alten Niederländern lebe, und schließlich sieht gar ein vielbelegtes Mädel vor dem Betrachter. Es hat die ganze Auswahl und Darbietung etwas Verwirrendes. Man muß dort und da mehrmals nachlesen, wenn man dem Schilderer gerecht werden will. Trotzdem wird man oft mehr oder doch anders in die Namen hineinbeuten, als der Künstler drin darstellen wollte. Wer sich etwa über die Bedeutung des, allerdings schon bei Laotse recht nebelhaften, Tao-Begriffs bei Hart Karstee verhaspelt möchte, der wird enttäuscht sein; auch noch der Verfasser vom „Leben in Kunst“ sagt, „so verträumt, daß sich wenig Fingerzeige für die eigene Lebensgestaltung daraus erkennen lassen. Es sind ja eben Träume, die Hart erzählt, und deren Deutung nicht jebermanns Sache ist. Zuweilen bricht ein hartes persönliches Erlebnis des Dichters durch, so in der Gedankenfolge „Mätzenwelt“; häufig und eindringlich wird auf den Panentheismus hingewiesen, dem der Dichter huldigt; zuweilen auch klingt es, als sollte in alten Lehren ein neuer tiefer Sinn ergründet werden. Wer da träumen mag in reichen wechselläufigen Bildern, der nehme Hart's Buch zur Hand; erste und klare Naturen werden sich nicht mit dem Werte befremden.

Dr. Grimm.

— Am Pfaffengarten. Roman von Sophia Schulz. C. U. r. Verlag von Carl J. Schulz, Frankfurt a. M. — Fast wie eine Erzählung Wilhelm Raabes klingt und ist keinem Geringeren als Max Klinger gewidmete Schilderung von den Freuden und Leiden der Alten und Jungen des Pfaffengartens, jense abseits gelegenen Stadtteils, der sich um die letzten Trümmer des alten Kilianfloßers angehebelt hat und anspruchshoher Bevölkerungsdichten eine oft schon von langer Künereibe ererbte Feinstraße bietet. Zwar ist die neue Zeit auch nicht spurlos an diesem entlegenen Erdwinkel vorbeigegangen und zwischen die alteingesessenen Pfaffengartenhonoratioren haben sich Bevölkerungs-elemente eingeschoben, wie sie in dem rahllos bewegten Großstadtleben kommen und wieder gehen, ohne immer den Zurückbleibenden ermunternde Ankenen ihrer kommunalen Schutzgenossenschaft zu hinterlassen. Das sieht sich, lernt sich kennen, liebt sich und muß sich trennen, und manch eines Tages erblicken die hohen Räume des Pfaffengartens in ihrem Schalten neue Menschen, deren Vater ihrem einwilligen Ngal untreu geworden und nach den verschiedensten Richtungen der Windrose „unbekannt wohin“ verzogen sind. So ist auch in Maurer Schmittbergers Haus ein Mädel geboren, die Eva, die in ihrer halb bescheiden, halb välmischen Herkunft den übrigen Pfaffengartenkindern manches zu rauen und zu reden gibt. Anders bagegen bei Schellers und bei Fuchsens, deren Vätergenug nicht aus der Art geschlagen, sondern in eintörichter Nachbarschaft und späterer Heimbringung die Respektabilität der Gegend gebührend fortspalten. Hier wird auch die Bräute geschlagen zwischen dem Pfaffengarten und dem vornehmeren Weltend, wo die Familie des Kommerzienrats Baumgart weniger durch äußere Repräsentation, denn durch stilles, verständiges Walten den Ton angibt. Auch sie wird mit dem Wohl und Wehe der Pfaffengartenleute eng verknüpft, vor allem mit dem jungen, neuermählten Pfarrer von St. Johannis, der jüngst errichteten Parochialkirche des Stadtteils. Und wie Schellers und Fuchsens alle die Lipen kleinbürgerlichen Gewerbetreibers sompatibide Bilder fernbedeuter Lächelheit bieten, so ist der Pfarrer Daniel Wohlfaht ein rechter Priester des Geangeliums der Nächstenliebe, der ohne dogmatische Befangenheit sich nicht zum Verdammen, sondern zum Helfen und Retten berufen fühlt. So weit können wir den Schilderungen aus dem Pfaffengarten, ihrem reichen Reize an Gestalten, die, wenn sie auch nicht die volle Raabesche Gemüts-tiefe besitzen, doch durch seine Beobachtung und innere Wahrheit sieheln, nur uneingeschränktes Lob zollen. Einen allzu weiten Raum hat die Verfasserin leider in der Komposition des Romans der Darstellung des Baumgartens Hauses zugestanden, das nicht nur vom Pfaffengarten räumlich weit getrennt liegt, sondern dessen literarische und künstlerische Interessen der dortigen Ideen-sphäre sich keineswegs homogen erweisen. Vor allem erscheinen alle Schlüsselpunkte mit den Heilbegehren der kommerziantlichen Familie bei Vismcron, Töhmel und in den Willkür von Bruno Frosow und Max Klinger trotz alles Fortschrittlichen, was dabei über die Künstler und ihre Werte gelagt wird, arg deplaciert

und geben der Vermutung Raum, daß die Verfasserin durch ihre Künstlerbefanntschaften ihrer eigenen literarischen Wertschätzung eine kleine Folsie habe geben wollen, ein Unterlagen, dessen sie sich bei der sonstigen Fortschrittlichkeit des Buches unbedenklich hätte entlassen dürfen.

— Das Ewig-Lebendige. Roman von Leonie Meyerhof. Hildbr. J. G. Gottsche Buchhandlung Radolf, Stuttgart und Berlin. — Konnte man Leonie Meyerhof schon bei der Bepredung ihrer „Töchter unferer Zeit“ (1903), dieser humorvollen, tragikomischen Mäckerin Künstlerinnengefährliche, eine anerkennende Note nicht verlagern, so darf ihr jüngerer Roman diese in noch viel höherem Maße beanspruchen. Nicht nur daß die Verfasserin den Kreis des Stofflichen bedeutend erweitert hat, ist sie auch in der Komposition um vieles fester und konzentrierter geworden. Vor allem erscheinen ihre Figuren nicht mehr wie leicht nach dem Schema hingemorfene Lipen-Stützen, sondern sie verdichten sich jetzt zu ausgeprägten individuellen Persönlichkeiten in dem „Ewig-Lebendigen“. Schade, daß ein „Mädel“ den Genus an dem Buch empfindlich fängt. Leonie Meyerhof hat nämlich der Erörterung der Kardinalfrage nach der erblichen Befahrung und der Fortpflanzungsmöglichkeit pathologischer Ursachen einen etwas zu breiten Raum gewidmet; ein Roman darf denn doch schließlich nicht in eine plöcktrübe Abhandlung verlaufen. Sonst aber ist die Schilderung der Ehe des Berliner Gehaltsprofessors Richard Friele mit der liebvergnügten Almut von Heideberger Redartstrab, dem Sprossen einer in den weiblichen Mitgliebertern neuropathisch stark belasteten Familie, recht gut gelüftet. Namentlich bietet hier die rheinische Villenquartier in den Fitterröden des jungen Paares ein in feinnuancierten Tönen ausgeführtes Episodenbild, das in seiner Farbigkeit zu der geschickt vorbereiteten Katastrophe kontrastiert, die dem Gatten über die unglückliche Prädikation seiner Frau und seines Kindes Ausschluß gibt. Das bietet die alles verzehrende Liebe über das ihm angeleante Unrecht hinwegfällt, macht seinem und der Verfasserin gutem Herzen alle Ehre. Auch das zweite Paar des Romans, Almut's aus derberem Stoff gebildet, anfangs sogar etwas ins Burleske überfliegende Schwere Vore und ihr munteres Studentenkind Jung-Votgar, weisen sich durchweg die Sympathien zu gewinnen, so daß man den verdammigten Paares als häßliche Figuren deutschen Gelehrtenums des Herzes alles erdenkliche Gute wünschen kann. Sicherlich werden sie bei der lebenden Damennelt ihr Glück machen.

— Um den Wegzoll von Timm Kroeger. Hamburg, Verlag von Alfred Janssen. 133 Seiten, Preis geb. 2.40. — Die Novellen Timm Kroegers, von dem wir vor einigen Jahren hier die reizvolle Novelle: „Hein Wied. Eine Stall- und Scheunengefährliche“ anzeigen durften, werden jetzt zu einer Sammlung zusammengeliefert, deren erster Band die Novelle „Um den Wegzoll“ bildet. In kurzem Abhande sollen weitere Bände folgen, die die älteren Werke „Eine stille Welt“, „Der Schulmeister von Handemitt“ und „Hein Wied“ enthalten. An diese sollen sich dann einige weitere Bände mit neueren Arbeiten schließen. Timm Kroeger gehört in die stattliche Reihe zeitgenössischer Schriftsteller, die den allen Ruhm ihrer Heimat, Schleswig-Holsteins, in der Literatur der Gegenwart mit schönem Erfolg mahren. Allen diesen Dichtern halten in ihren Werken etwas spezifisch Heimatliches an, sie können und wollen ihr Schleswig-Holsteintum nicht und nirgends aufgeben, und sie vermögen das, ohne einseitig zu werden, so daß sie auch einem größeren Publikum als ihren engeren Landesleuten verständlich werden und also Herz machen. Das hier Besagte gilt in einem ganz besonderen Maße von Timm Kroeger. Seine eigene persönliche Note erhält dieser Dichter vor seinen Landesleuten durch den intimen garten Feiz, der über seine stillen, schlichten Gesährlichen gebreitet ist, die außerdem ein feiner, nicht lauter aber um so rechter Humor durchspritzt. Dieser Humor kam besonders in Kroegers „Hein Wied“ in besterfischerer Weise zu seinem Rechte, er umspielt auch die vorliegende Novelle „Um den Wegzoll“ mit einem fröhlichen Gaud, der den Ernst des zugrundeliegenden psychologischen Problems in wohlthuender, echt poetischer Weise mildert. „Um den Wegzoll“ wird den vielen alten Freunden der kroegerischen Kunst zahlreiche neue hinzugewinnen. Wer das Mädelchen zur Hand nimmt und sich seinem echten Stimmungsdreiz willig hingibt, wird es gewiß nicht unbefriedigt zurücklegen.

W. B.



# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 131.

Dienstag den 7. November abends.

1905.

## Neue Wagneriana.

Aus der Fülle neuer Druckschriften, die sich während der letzten Monate auf dem Redaktionsbische angeammelt hat, sollen hier in einigermaßen zusammenhängender Weise alle diejenigen Publikationen besprochen werden, die entweder durch die Erinnerung an Richard Wagner gelenkt oder in irgend beachtenswerter Weise auf das Leben und auf die Schöpfungen des Meisters Bezug haben, und da mag es denn wohl verzüglich erscheinen, wenn unter das obestehende Kennwort diesmal ganz ungemein verschiedenartiges zusammengefaßt wird. In kritischem Luoblibet sollen die verehrlichen Leser auf möglichst kurzweilige Art und unter gelegentlicher Kundgabe von mancherlei Unbekanntem erst vor die Geschäftsanzeigen des buch- und musikändlerischen Wagner-Marktes und vor das Karitätenkabinett eines Klerikalfamlers geleitet — dann aber am freundlich gekündeten Erinnerungsalare eines alten Wagnerfreundes vorüber zu einem Briefmonumente des Meisters selbst und zu jenen ausdieswärtigen Gebahrenen emporgeführt werden, die der Dichtersophist Friedrich Hegel und die „Idealistin“ Malwina v. Wenzelburg von ihren Gefinnungen für und auch gegen die Wagnerische Kunst plaudern.

Aus den neuesten Mitteilungen der Russifalienthandlung Breitkopf & Härtel (Nr. 82; September 1905), die mit dem Bildnisse des englischen Komponisten Charles Villiers Stanfor geschmückt sind und in denen vorzuziehenden Ausgaben von Werken der Vergangenheit und von wertvolleren Gegenwartsmusik angezeigt und abgehandelt werden, schließt dem Leser eine gar wunderbare zukunftsweisliche Verweisung entgegen: die Ankündigung einer vollständigen Partitur in Taschenformat von Wagners „Tristan und Isolde“. Die mit dreisprachigem (deutsch, englisch und französisch) Texte versehenen kleine Partitur wird (sowohl in Ausgabe auf gedächtnisfähigen Notenpapier (in einem Bande; broschiert 24 M., gebunden 26 M.) als auch in numerierter Ausgabe auf Hüftenpapier (in drei Bände gebunden 52 M.) erscheinen, und sicher ist für Musiker und für partiturunfähige Musikfreunde keine herrlichere Weihnachtsgabe denkbar, als eine solche handliche Reproduktion von Wagners (argenblühendem) Orchestergemälde. Die Mitteilungen, die übrigens von jeder Musikhandlung losgerissen bezogen werden können, enthalten weiterhin hochinteressante Angaben über weiteren Ausbau der monumentalen Sammelwerke „Meisterwerke Deutscher Tonkunst“, „Denkmäler Deutscher Tonkunst“ und „Collegium musicum“ (älteste Kammermusik, herausgegeben von Prof. Dr. Hugo Riemann) und der letzten Gesamtausgaben der Werke von Purcell, Corelli, Mozart, Beethoven und Corelli, sowie Ankündigungen zweier reinfaktierter erstmalig im Druck erscheinenden Kantaten-Lieder von Joh. Seb. Bach und vieler Werte von César Franck, Edgar Linsel, Felix Weingartner, Josef Krug-Waldte, G. B. Stanfor, O. W. E. Marshall-Hall u. a. m. Mit den beigegebenen Biographien einzelner Tonsetzer, Retrospektiven auf jüngstverlorene Musik und kritischen Würdigungen und Berichten über bereits erschienene oder in Vorbereitung befindliche Druckwerke liefern die Mitteilungen interessante Einblicke in das musikalische Leben und Treiben der Gegenwart.

Ganz ausschließlich Richard Wagner und dem durch ihn und seine Kunst hervorgerufenen literarischen und bildnerischen Schaffen gilt ein „Vergleichnis von Richard Wagners Werken, Schriften und Dichtungen, zusammengestellt von V. Pabst“, das zunächst für den Kundenkreis der bekannten Pabstischen Musikalienhandlung herausgegeben wurde, das aber auch an alle darum antragenden Abonnenten der Leipziger Zeitung gratis verabfolgt werden soll. Zu Anfang des 64 Seiten starken Bändchens findet man die „musikalisch-dramatischen Werke“ Wagners in Partituren, Klavierausgaben mit und ohne Text, in Sonderausgaben einzelner Tonsätze und in vierlei Be-

arbeitungen solcher — sowie auch die „sonstigen musikalischen“ — und die „literarischen Werke“ (Gesammelte Schriften und Dichtungen, Nachlaßwerke, Lehrbücher und Briefwechsel) des Meisters mit Preisangabe verzeichnet, während die letzten drei Abschnitte des handlichen Kataloges mit den Titeln und Preisen der wichtigeren Werte über Richard Wagner, der Führer und Leitfaden zu Wagners Werken und vieler auf Wagner und seine Schöpfungen bezüglichen bildnerischen Werte (Abbildungen, Büsten und Kunstblätter) bekannt machen. Daß hier in der Abteilung L nur ein kleiner — und allerdings wohl auch belangreicher — Teil der ungemein angemessenen Wagner-Literatur angeführt werden konnte, ist wohl erklärlich, nicht so bei der Abteilung A die Richtmanganabe der Sonderausgaben von Partituren aller Opernarten und Vorspiele, des neuen Venusberg-Bachmanes und vieler Tonsätze aus den Musikdramen, und in Abteilung F das Fehlen des weitaus charakteristischsten Wagnerkopfes (von Schaper) unter den Büsten. Im übrigen ist Pabsts Wagner-Vergleichnis allen Interessenten als eine wachorientierende Zusammenstellung der für den Haus- und Privatbedarf in Betracht kommenden Wagneriana befindlich zu empfehlen.

Eine gegen Frau Cosima Wagner gerichtete Abwehrschrift ist ein nicht uninteressantes Zeit- und Streitenbummel zur Kunstgeschichte unserer Tage ist die durch den Musikverleger herausgegebene Broschüre „Wagnereuth und die Partisalführung in Amsterdams“ von Einar Fjörðhammer (Preis 1 M.). In ruhig-fachlicher Zusammenfassung aller für die Beurteilung der zweiten Wagnereuth (von Schaper) unter den Umständen, Schriftwechsel und Erlasse gibt der bekannte Bühnensänger die Vorgeschichte zu den Amsterdamer Vereinsauführungen des Bühnenweihfestspiels und zeigt damit, wie harsch Festhalten am Wortlaute eines Wagnerverwunders gegenüber freierer Deutung des Meisterrwillens einen Streit veranlassen konnte, bei dem — im Grunde genommen — beide Parteien vollständig im Rechte waren und Frau Wagner wohl nur insofern unrecht hatte, als sie das auf rein künstlerischen Absichten beruhende Vereinsvorhaben des Wagner-besorgten Amsterdamer Dr. Biotta auf gleiche Stufe mit dem Geschäftsunternehmen des amerikanischen Theaterdirektors Conried stellte und demgemäß sich nun wieder das ganze Meer Parteistützlicher und Parteustütziger Generalmusikdirektoren, Hofkapellmeister und Kapellmeister zu heftigem Sturm laute alarmierte.

Als eine Art Karitätenbude kann das Berliner Verlage von Richard Schröder erscheinende Buch „Der Meister von Wagnereuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners“ (Preis broschiert 3 M., gebunden 4 M.) gelten, das den bekannten Vielerleidsdrüber Dr. Adolph Rohst zum Verfasser hat. Mit erstaunlichem Mangel an Geschmack und — an Wissen sind in diesem Werte manche bedeutsamere Wagnerstudie mit völlig wertlosen Witzlichkeiten untermergt worden, und gleich der Titelausschrift lassen auch die Benennungen der beiden Anfang und Schluß des Buches bitenden Kapitel: „Richard Wagner und das ewig-Weibliche“ und „In der Künstlerreise Sammet in Wagnereuth“ erkennen, das man es hier mit einem Stückchen Jahrmarktliteratur zu tun hat. Ein Autor, der, wie es hier auf Seite 109 geschieht, „Lammhauer“ als „die zweite, gleichfalls in Dresden aufgeführte Oper Wagners“ bezeichnet, — was doppelt falsch ist, da „Lammhauer“ als Wagners frühestes Opernwerk gelten muß und als ihm schon eine zweite Wagner-Uraufführung der Dresdener Hofbühne am „fliegenden Holländer“ gesungen hat —, und der (Seite 198) von den — im ersten Werte auch noch ungenau zitierten — Worten der Malballbegrißung durch Botan (aus dem 1852 gegeb-

teien „Abingold“) behauptet, daß Wagner sie „auf die endliche Vollenbung seines Parsifal“ (bestimmlich 1882) gedichtet habe, ist in seinen persönlichen Auslassungen über Wagner-Dinge unmöglich ernst zu nehmen, und man wird ihm daher Interesse und Vertrauen nur da schenken können, wo er aus lauterer Quellen als aus der eigenen Un—genauigkeit schöpft. Als wertvollere Beiträge zur Wagnerkunde bringt Dr. Rohst mancherlei persönliche Mittheilungen der Dresdener Sängerin Henriette Krüger-Wiß, die Wagners Kapellmeisterzeit miterlebt hatte, die vollstündige Wiedergabe des von Wagner 1841 für Sembla's Zeitschrift „Europa“ geschriebenen und mit dem Wuchsdamm H. Freudenreich gezeichneten amüsanten Kuffches „Pariser Fatalitäten für Deutsche“, Briefe von Rößl und Heubner, die auf die Dresdener Schredenstage Bezug haben, und mehrere wenig bekannte und selbst einige bislang unbekannt gebliebene Briefe (an die Hofkapellmeisterin von Darmstadt, an Wörth Fürstin und an den Prager Theaterdirektor Wirsing) von Wagner selbst, und an diesen bedeutungsvolleren Aufzeichnungen hat man sich denn schablos zu halten gegenüber den feilscherischen Trivialitäten, die der Verfasser sonst allenthalben reichlich aufstischt und von denen hier, des Vergnügens halber, ein paar nach Inhalt und Form besonders hübsche Proben mit angeführt sein mögen.

Die Schlussmotive des Kapitels „Richard Wagner und das Ewig-Weibliche“ lauten: „Der große Eroberer aus dem Gebiete der Tonkunst verstand sich auch auf die Kunst, Herzen zu erobern, besonders diejenigen der Damen im allgemeinen und der Sängerrinnen insbesondere, welche seinen höheren Ehrgeiz hatten, als dem Weiber zu gefallen und als Wagner-Sängerrinnen par excellence bezeichnet zu werden.“ — Seite 28 aber prangen die Worte: „Richard Wagner hat viel gelitten, erduldet — aber er konnte in dem Gedanken Trost finden, daß nur wenige Tonkünstler vor und nach ihm in so hohem Maße der Liebhab der Frauen waren wie er“ — woraus denn klar ersichtlich wird, daß er nicht in ähnlich rührender Weise um die volle Rehabilitirung des eben doch etwas anrüchigen Untertanen Wagner. Im Kapitel „August Rößl“ heißt es: „Aus einigen Beiträgen, die ich hier zur Beantwortung der vielerörterten Frage nach Wagners Beteiligung an der Märzrevolution liefern kann, geht hervor, daß Richard Wagner gleich zu vielen unzufriedenen Geistes seiner Zeit an einem gewissen Umwurzel der gesellschaftlichen Ordnung gearbeitet hat, eine Verwirrung, welche er übrigens nach Errichtung des Deutschen Reiches als lebhafteste beklagte; denn es hat später wohl seinen treuesten deutschen Patrioten gegeben, als den unsterblichen Komponisten der Kaiserhymne.“ — Donnerwetter! Das tut wohl! Das ergreift, als tönte von oben die schöne Volkssage herab: „Gereitet ist das edle Glied der Geisteswelt vom Bösen“ und als würde allem deutschen Volke nun die Berechtigung zuerkannt, sich ohne Strupel an den Werken des guten Wagner zu rühren.

Dem Journalisten, der kein Bildner sein konnte, trübe sich nun ein Bildbauer an, der zum Schriftsteller geworden: Gustav Adolph Kies, dessen Erinnerungen an „Richard Wagner in den Jahren 1842—1849 und 1873—1875“ (ausgegeben von Marie Kies) unlängst im Dresdener Verlage von Carl Reißner (Paris broschirt 3 M.) erschienen sind. Gustav Kies, der durch seine Mitarbeit am Vormer Luthers-Denkmal und durch manche eigene hübschere Schöpfungen (Uhländ-Denkmal, Madonna-Statue, Reliefs und Figuren an der Sophienkirche und am Hoftheater zu Dresden, Büste Richard Wagners u. a. m.) zu gutem Ansehen gelangte Dresdener Künstler, erzählt in diesem Buche auf treuenhig seltene und doch innig begeisterte Art, wie er trübe schon in das Haus des damaligen Dresdener Hofkapellmeisters Wagner kam und was er dort als häufiger Sonntagsgast miterleben durfte, wie Wagners Opern in Dresden aufgenommen wurden, wie Wagner, Kies selbst und viele Freunde mit in die Unruhen der Revolution verstrickt wurden, und wie es schließlich in den siebziger Jahren zu einer Erneuerung jener Beziehungen kam, die Wagner bereits mit den Worten: „Kies, wir bleiben immer Freunde!“ charakterisiren konnte. Bei allem warmen Interesse, das Kies dem Schaffen Wagners — und andererseits Wagner den hübschere Leistungen des Freundes entgegenbrachte, beruht das Befreundensein dieser beiden Männer doch weniger auf dem, was sie sich künstlerisch zu bieten vermochten, als darauf, was sie einander in verschiedenen Lebens-

zeiten und Lebenslagen rein-menschlich hatten sein können, und dieser Art des Verhältnisses ist es zu danken, daß nunmehr in den Erinnerungen des achtzigjährigen Bildbauers der Mensch Wagner mehr in den Vordergrund tritt, erscheint, als der Künstler und daß die vielen hübsch beobachteten kleinen Jügel, die Kies wiederzugeben vermag, sich zu einem recht lebendigen und zugleich sehr freundlich anmutenden Bilde des Menschen Wagner zusammenfügen. Man erlangt Einblick in das anfangs sehr freundliche Zusammenleben Wagners mit seiner ersten Frau, in die Freuden und Leiden des Riesen-Komponisten und Königs-sächsischen Hofkapellmeisters, den der Papst Papo mit den Worten: „Richard! freisch! Sanlo spirito cavaliero!“ zu den Wahlzeiten herberuht, — in das begeisterungsvolle Wirken des oft mißgünstig behandelten Interpreten Wagner und in seine erregte Anteilnahme an den Vorgängen der Revolutionenzeit. Man wird dann in das Dresdener Heim der von ihrem Gatten getrennt lebenden und hinterlebenden Frau Minna geführt und erfährt, wie die arme Frau bis zum letzten Atemzuge mit großer Liebe an ihrem Gatten gehangen — mit entsetzlicher Nüchternheit aber von seinen späteren Werken geproben hat, — und man wird schließlich zum richtigen Mitleider mancher hübschen Bayreuther Epochen gemacht, die sich zumest während der Stunden abspielten, in denen Wagner dem Freunde für die Bütte saß. Da kommt Frau Cosima einmalm gerade dazu, als Wagner dem Bildbauer eine fürderliche Gassenbühnenfrage umquanteit und daß mit den Worten entschuldig: „Das sind Erinnerungen für Kies, er ist ja auch ein Leipziger Kind“, — da hört man den Meister erzählen, wie ihm in den Dresdener Wäldchen bei einer Barriere an der Annerstraße ein ihm unbekannter Bürger mit Anspielung auf seine Aufführungen der neunten Symphonie plötzlich zugerufen habe: „Herr Kapellmeister, der Freude schöner Götterfunken hat gegnädelt!“, — da sieht man den armen Anton Brudner in tausend Angste geraten, weil er als eben erst entlassener Karlsbader Kurgast mit Wagner ein fröhliches „Weihen-Stephan“ leeren soll, und weil er tags darauf sich gar nicht mehr zu entsinnen vermag, für welche von seinem dem Meister zur Widmung vorgelegten Symphonien dieser sich entschieden hatte, — da sieht man weiterhin von einem ersten Protrage des Parissal-Entwurfes und von den Bayreuther Festspielproben, und freut sich an der treffenden Charakterisierung: „An Wagner ist alles voll Leben und fortwährend, an Kies alles von ruhiger, aber sehr wohlthuender Bornehmtheit.“ Zu Anfang des Buches findet man einen vollständigen Abdruck eines von Wagner im April 1843 an den Pariser Freund Lehrs gerichteten sehr schönen Briefes, der unter anderem die entschlossenen Erklärung enthält: „Aber nichts mehr von Paris! Dies muß ich für alle Ewigkeit im Hiden liegen lassen.“ — Europäisch können wir Opernkomponisten nicht sein, — da heißt es — entweder deutsch oder französisch — und weiterhin die schönen Worte: „Die Leipziger Clique, die nun Mendelssohn unbedingt gehorcht, weiß nicht, was sie mir für ein Gesicht schneiden soll — die Hiel! Gebe doch Gott, daß Mendelssohn eine tüchtige Oper herausbrächte, so wären wir ihrer zwei und könnten mehr ausrichten als einer allein.“

Als nöthigste Ergänzung zu dem nun bereits in 25. Auflage verbreiteten herrlichen Buche „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk“, über das an dieser Stelle (in Nr. 12 der Wissenschaftlichen Beilage vom Jahre 1904) eingehend berichtet worden ist, sind nun des Alexander Dunder in Berlin auch die Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonk 1852—1870 in neuer vollständiger Ausgabe erschienen, und auch hier wieder hat Prof. Dr. Wolgang Volther die interessante Urkundensammlung mit einer trefflich orientirenden Einführung und mit allen zu vollem Verständnisse der Briefe erforderlichen Fußnoten versehen. Gleichwie beim ersten Wesendonk-Buche ist auch für diese Publikation von Seiten der Wesendonkschen Erben und der Familie Wagner die hochherzige Bestimmung getroffen worden, daß alle Erträge der Bayreuther Stipendienverwaltung zufließen sollten. Eine würdige Ergänzung zu den für Mathilde Wesendonk bestimmten Aufzeichnungen bilden die nun intakt vorliegenden 57 an Otto Wesendonk gerichteten Briefe Wagners insofern, als sie, aus den gleichen Jahren herflammend, gegenüber dem unwiederbaren Weltentwürfen die liebenden und resignierenden Mütter und lehn-suchtsbegeisterten Schöpfer mehr vom Weltbedrückten des nicht-verstandenen Künstlers und erziehuungsbedrohten Menschens Wagner sprechen und somit das Lebensbild Wagners mit vielen fürstbar realistischen Jügel vervollständigen. Wagner, der Frau Wesen-

donk gegenüber immerdar ein Gebender sein konnte — gab er ihr doch mit dem „Triflan“ geradezu ein tiefstes Teil seiner Seele hin —, wird Otto Belenbont gegenüber ganz zum Nehmenden, und so ist denn in den an letzteren gerichteten Briefen auch viel von Geföhlen, von Weib die Rede; aber selbst über die unerwünschten Seiten des Briefwechsels worten verklärendes Licht: die dankensinnige und tiefvertrauensvolle Verehrung, mit der Wagner an sein Berufenen zu höchsten Vollbringen und die rasche Energie, mit der er in jedem erträglichen Augenblicke seine ganze Persönlichkeit an den weiteren Ausbau gemaltigster Schöpfungen legt. Ein jeder, der Wagners Briefe an Mathilde Belenbont gelesen hat — und welcher Gebildete wäre dem „wunderwundervollen“ Bude ferngeblieben? —, wird auch die Briefe an Otto Belenbont lesen müssen; doch mögen hier immerhin ein paar bedeutendere Stellen daraus zitiert sein, um auch bei Fernerlebenden Interesse für die mit zwei Sibniffen Otto Belenbonts geschmückte neue vollständige Briefsammlung wachzuerufen. Im September 1856, da ein von ihm geplantes finanzielles Arrangement mit einer großen Bergwerksfirma, die das entsetzliche Abwühlungswort in Teilen übernehmen und honorieren sollte, nicht zuhande gekommen war, schreibt Wagner an den Freund: „Ich fühle mich einmal wieder sehr und tief gedemütigt; am nächsten meinen Herzen liegt eine gründliche Resignation, da ich mir in allen meinen Betreibungen recht überdrüssig vorkomme. Wohl kann ich mir bezeugen, daß ich von der Welt nicht mehr verlange, als eine Werkstat, und ungestörte Ruhe drin zu arbeiten: Glück und Wonne begehrt ich nicht; aber grade was ich brauche, sollte ich eigentlich nicht von der Welt fordern, denn sie ist nicht dazu da, dergleichen Übergehungen über sie zu begünstigen. Das fällt ich recht deutlich: — warum lasse ich nicht von unhaltbaren Zumutungen ab? Da will ich ein Werk schaffen, das dem Käufer nicht einmal die Nahrungskosten des Autors während des Schaffens wert dünkt! Und das ist nun das Sagit alles Beifalles und Aufwandes, die ich mir errungen! Kann etwas bitter, und doch — wie die Welt nun einmal ist — gerechter sein?“ Fünf Monate später aber, als Belenbont dem betragenden Briefen ein neben der Belenbontschen Villa am grünen Hügel gelegenes Hauschen zum vergenden Hof angeboten hat, heißt es: „Eine tiefe, tiefe Ruhe bemächtigte sich meiner; bis auf den Grund meines Wesens wurde ich von einer wohlthätigen Wärme erfüllt, ohne die mindeste Aufwallung zu erregen. Aber es ward mir auf einmal so sonnig hell vor den Augen, daß ich die ganze Welt ruhig verklärter vor mir liegen las, bis mir eine ernste Träne dieses Bild in tausend wunderbaren Zeichnungen zeigte. Vorher, ich habe so etwas eben noch nicht erlebt! Eine so gründlich fördernde Macht der Freundschaft ist eben noch nie in mein Leben eingetreten: und was ich nun empfand, war nicht eigentlich die Freude über das erworbene Gut, sondern die herrliche Wärme, die mir das Gefühl Eurer Freundschaft gab, das Bewußtsein, getragen zu sein, was plötzlich jeden Druck, jede Last von mir nahm. — O, das ist schön! Das hat über vieles, vieles entschieden!“ In einem Pariser Briefe vom Oktober 1859 folgt Wagner: „Jetzt stemme ich mich, um wieder Lust für meinen letzten Akt des Siegfried zu bekommen: habe ich erst die wieder, dann ist mir alles gleich. Denn das lege ich: ganz bin ich nur, was ich bin, wenn ich schaffe. Die eigentliche Ausführung meiner Werke gehört einer geläuterten Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muß“ —, und schließlich mögen einem wenige Monate späteren Pariser Briefe noch nachsehende Sätze entnommen sein, in denen Wagners Ubergangstein von seiner höheren Betreibung zu bereitem Ausdruck gelangt. Während von „Triflan“, nach dessen Verlebung es ihn heiß verlangt, seine Hühne etwas wissen will, muß Wagner in Paris den „Lannhäuser“ vorbereiten lassen, wofür ihm die reichsten Kunstmittel zur Verfügung gestellt worden sind, und da resumiert er denn: „Und ich soll erst entscheiden? Ja, es gibt Kinder, die trotz eingänglicher Belehrung noch gern vom freien Willen des menschlichen Individuums phantazieren. — Ob nicht dagegen das naive Sprichwort: »Der Mensch denkt und Gott lenkt« eine sehr richtige Wahrheit einschließt? Viellecht die! Der Mensch will, aber Gott will noch mehr; er bemächtigt sich des menschlichen Willens, nun durch ihn zu wollen, was nicht ihm (dem Individuum) sondern ihm (dem Gott) zugute kommt. Über den »Gott« könnten wir uns dann ein andermal verständigen, und am Ende wohl finden, daß zwischen dem Individuum und Gott kein so

gar großer Unterschied besteht, namentlich wenn jenes eben von Gott beflissen sei, d. h. etwas außerordentliches, nur selten gelingendes und allen zugute kommendes zu leiten in Stand gesetzt worden ist. — Doch genug der Überlegung, in der ich mich jedoch weniger Holz als lebend fähle!“

Als zweite Hälfte des dritten Bandes von „Friedrich Riehards Gesammelten Briefen“ ist bei Schuber und Wöfler, Berlin und Leipzig, nun ein fastlicher Sonderband erschienen, der erst die wenigen Briefe, die Riehards mit Hans v. Bülow und mit dem Genier Directorleiter Hugo v. Senger ausgetauscht hat, — dann aber den aus 86 Stücken bestehenden umfangreichen Briefwechsel mit Mathilde v. Rosenberg bringt. Diese von der Schwester des Richterphilosophen Frau Elisabeth Förster-Riehards, und von dem Riehards befreundeten gewissen Tonbichter Peter Gust herausgegebene, sorgfältig erlütterte und mit einem sehr ausführlichen Namenregister versehen Sammlung dürfte allem Interessantesten, was bislang von Briefen bedeutender Menschen veröffentlicht wurde, beizugezählt sein, und speziell der gedankenreiche Briefwechsel Riehards-Wesenberg, der langjährige Stimmungs- und Gefühlsaustausch zweier Menschen, denen das Leben tatsächlich nur als tieferster Kampf um höchsterreichbare Beroollkommnung und als treueste Erfüllung Wert hatte und die schließlich bei aller reichen Uebereinstimmung ihres Denkens und Empfindens doch gerade an ihrem einstigen schönsten Ginnernehmen sich verneinigen mußten, war funktigen und charaktervollsten Lesern Geist und Seele ganz ungewöhnlich tief und stark bewegt. An den wenigen Briefen zwischen Riehards und Bülow interessieren am meisten die bereits aus der Gesamtausgabe von Bülow's Briefen her bekannte rüchsiglose Kunstheftigkeit, mit der Bülow 1872 einen Kompositionsvorschlag des Walter Philosophen verurteilte, und Riehards' hochherzige Sinnahme des Verdamnungsschreibens, vermöge deren es ihm möglich wurde, für Bülow, den er übrigens auch als eifrigen und verständigen Leser seiner Schriften schätzte, dauernde Sympathie zu bewahren und im fünfzehn Jahre später noch eine neue Komposition zu überfenden — „einen Gernut aus das Leben, der in irgend wehrer nach oder fernem Futunst zu meinem Gedächtnis gelangen werden soll, zum Gedächtnis eines Philosophen, der keine Gegenwart gehabt hat und eigentlich nicht einmal hat haben wollen“. In den Briefen an Hugo v. Senger dankt Riehards für die ihm von Senger überreichte neue Auflage von Riepert's „Atlas von Hellas und den helenischen Kolonien“ mit den Worten: „Den tiefsten Sinn Ihres Geseltes vertheile ich gerade darin, das ist jenes Hellas unser Hellas geworden ist, zu dem uns in unserer Wuth ein wahrhaft göttlicher Führer gegeben wurde“, und diese Worte aus dem Herbst 1872 bilden gleichsam den Anfangspunkt zu den weiterhin den Briefwechsel mit Mathilde v. Rosenberg durchdringenden Wagner-Harmonien, die schließlich doch in eine grelle Dissonanz verwehen sollten. Da berichtet die bekannte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ im August 1872 dem Philosophen: „Das Leben in Bayreuth scheint augenblicklich recht friedlich; am 22 Juli ist die hute Rote der »Götterdämmerung« geschrieben worden, und ich begreife vollkommen das Gefühl, von dem Gosima mir schreibt, daß es in ihrem Herzen getobt habe wie: »Nun danke alle Gott«, und im Februar darauf heißt es in einem Briefe Riehards: »Ich denke immer noch, irgendwann einmal sitzen wir alle in Bayreuth zusammen und begreifen gar nicht mehr, wie man es anderswo aushalten konnte.« Im Jahre 1874 aber, da Fr. v. Rosenberg dem Freunde mitgeteilt hat, wie immer neue Hindernisse sich der Beroollkommnung von Wagners Festspielgedanken in den Weg stellten, antwortet Riehards: „Ein Leiden haben wir miteinander gemeinlich, das schwerlich andere Menschen so stark empfinden, das Leiden um Bayreuth. Denn, ach, unsere Hoffnungen waren zu groß!“ Viellecht gibt dieser Ausdruck des Wagners, der erst zwei Jahre zuvor mit seinem Werke „Die Geburt der Traggodie aus dem Geiste der Wuth“ das Erdmännern der Wagnerschen Festspielkunst in dithyrambischer Weise bewillkommnet hatte, Frau Förster-Riehards recht, die behauptet, daß schon zu Anfang des Jahres 1874 ihr Bruder an Wagner und seiner Kunst zu zweifeln begonnen habe und daß ihm 1876 die Vollenbung der bereits 1875 begonnenen aber mitten drin zurückgelassenen betrieblen Schritt Richard Wagner in Bayreuth“ nur noch in betragem Widerstreite zwischen der Liebe zu Wagner und der Rechtschaffenheit gegen sich selbst möglich geworden sei. Tatsache ist, daß Mitte Juni 1876 das „Wagner in Bayreuth“ geltende flüssige teile Stück der „Inneigenemigen Betrachtungen“

im Tode erschein und daß der August desselben Jahres die ersten Bayreuther Bühnenspiele brachte, denen auch Nietzsche beizumieße. Aber es scheint, als habe das Bayreuther Erlebnis auf den Denker, dessen Geist wohl schon der Umwertung aller Werte zuktrebte und an allem Bestehenden *décadence* herausmittelte, mehr verstimmt als erhehend gewirkt; ein wenige Wochen später an Wagner gerichteter Brief Nietzsches enthält die unfreudigen Worte: „Der Herbst, nach diesem Sommer, ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst, als ein früherer. Hinter dem großen Ereignis liegt ein Streifen schwarzer Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen und in beiden retten kann.“ Zu Anfang 1880 schreibt Nietzsche an Frz. v. Wesenbug: „Hören Sie Gutes von Wagner? Es sind drei Jahre, daß ich nichts von ihnen erfahre: die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß Wagner von dem Augenblicke an, mo er die Kunst unserer Bestrebungen merken würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Man hat mich erzählt, daß er gegen mich schrieb. Wäge er damit fortzugehen: es muß die Wahrheit auf jede Art ans Licht kommen! Ich denke in einer barmherzigen Dankbarkeit an ihn, denn ich verdamme ich einige der fruchtigsten Anregungen zur geistigen Selbständigkeit“, und 1882 heißt es: „Das jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht — ich finde es vielmehr etwas nützlich und zweites natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagners Verhalten zu mir gehört unter die Trivialität der Regd. Überdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Notwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann. Die Vorstellung, daß Wagner einmal geglaubt haben kann, ich teile seine Meinungen, macht mich jetzt errieten.“ — Also hatte sich ein unüberwindlicher Abgrund zwischen dem wortbildenden Intellektual-Denker und dem tendenzhaften Paraphrasen-Dichter aufgetan, und man kann wohl annehmen, daß die Trennung auf beiden Seiten schmerzlich empfunden worden ist. Von Wagner berichtet Frau Förster Nietzsche, daß er ihr gegenüber zur Zeit der ersten Parsifal-Aufführungen in Bayreuth (1882) geäußert habe: „Seit Ihr Bruder von mir fortgegangen ist, bin ich allein“, und von Nietzsche weiß man es aus vielen seiner späteren Schriften, daß die stiernde Wunde, die er sich mit der Bekämpfung von Wagner hatte schlagen müssen, ihn bis an sein Lebensende gequält hat. Wenn Nietzsche 1885 an Frz. v. Wesenbug schreibt: „Was Mussl angest, so habe ich letzten Herbst gewissenhaft und neugierig die Probe gemacht, wie ich jetzt zu W. Wagners Musik stehe. Was mir diese wolfige, schwüle, vor allem schauvielerische und prätentöse Musik zuwider ist! So sehr jubelnd aber — als — als — tausend Dinge, zum Beispiel Schopenhauers Philosophie. Das ist Musik eines misstrauenden Musikers und Menschen, oder eines großen Schaupielers — darauf will ich schmähen, und andert-halb Jahre später: „Es hat sich denn der alte Häßt, der sich auf Leben und Sterben verband, nun doch noch gleichsam in die Wagnerische Sache und Welt hinein begraben lassen: wie als ob er ganz unermesslich und unabtrennlich hinzugehörte. Es ist eine Fallhöhe mehr um Wagner herum, eines jener fast unüberwindlichen Mißverständnisse, unter denen heute der Ruhm Wagners ruht und ins Kraut wächst“, so glaubt man heute das verdorrte Stöckchen eines Buntweidenbüschels zu vernehmen und beargwöhnt es, wie Schmerz und Berührung schließlich zu schwersten Auflagen gegenüber Wagner und seiner Kunst führen konnten. Ein vom Ende Juli 1888 aus Suis datiertes Schreiben enthält unter anderem die Selbstbeschuldigungen: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben. Wie man das hüben muß! — Ich bin der unabhängige Geist Europas und der einzige deutsche Schriftsteller — das ist Erwas!“; und dem gegenüber die Klagen: „Man behandelt mich im lieben Vaterlande wie einen, der ins Irrenhaus gehört: dies ist die Form des Verdammnisses für mich!“ Außerdem steht mir auch der Bayreuther Ereignismus in Wege. Der alte Verführer Wagner nimmt mir, auch nach seinem Tode noch, den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken konnte.“ Zuht zu dieser Zeit hatte aber Nietzsche keine offizielle Wagner-Abtoge: „Der

Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem“ geschrieben, und bald darauf überlieferte er diese raffiniert abgefaßte Schrift der Freundin mit den Worten: „Aufrechtig gesagt, einen Wagner abtun gehört, inmitten der über alle Massen schwerer Aufgabe meines Lebens, zu den wirklichen Erholungen. Die Schrift, auf ins Französische übersetzt, würde auf der halben Erde gelesen werden: — ich bin in dieser Frage die einzige Autorität und überdies Psychologe und Musiker genug, um auch in allem Technischen mit nichts vormachen zu lassen.“ Malwiba v. Wesenbug beantwortete diese Sendung mit einem bitterbösen Briefe, Nietzsche entgegnete, daß er in diesen Dingen keinen Widerspruch zulassen könne, da er in Fragen der *décadence* die höchste Instanz sei, die es juregut auf Erden gebe, und warf der Freundin vor, daß sie nie ein Wort von einem Wunsch von ihm verstanden habe, — und also kam es denn zum Bruch zwischen Malwiba v. Wesenbug, die als ehrliche „Idealistin“ bis zu ihrem Jahre 1903 erfolgten Tode — der Wagnerischen Kunst ihre Liebe bewahrt hat, und Friedrich Nietzsche, der zu Ende 1888 noch manche seiner früheren Auslassungen über Wagner zu einer als Selbstherrlichkeitung angesehenen Schrift: „Nietzsche contra Wagner. Kleinrädische eines Psychologen“ zusammenfaßte und bald darauf in geistige Unmachtung versiel, aus der ihn erst im Herbst 1900 der Tod befreite. Wenn die hier Klagschaft gegebene Darstellung von Nietzsches Wagner-Kritik mit ihrer bewußten Anbeutung eines pathologischen Zustandes volle Übereinstimmung mit den geist- und liebesoll abgefaßten ausführlichen Erläuterungen der Herausgeberin des Briefbandes vernichten läßt, so ist das damit zu erklären, daß Frau Elisabeth Förster Nietzsche von einer frühzeitigen, wenig weiter um sich greifenden geistigen Erkrankung ihres Bruders bemerkbarer nichts wissen will. Außer den traurig-ernten Kommentaren zum Abfall von Wagner, die bei dieser als „Wagneriana“ bezeichneten Besprechung in den Vordergrund zu rücken waren, birgt der Briefwechsel Nietzsche-Wesenbug eine fesselnde Fülle interessanter Rundgebungen vom Sein und Sinnen der beiden Briefschreibern und feingeltiger, zu weiterem Nachdenken anregender Äußerungen. Frz. v. Wesenbug hatte — wie das die Schlussworte eines Briefes: „Ich bleibe, trotz Ihrer Schwarzfärbungen, Ihnen von Herzen zugetan und glaube mehr an den Künstler in Ihnen, als an den Schwarzten und den Eisberg“ deutlich erkennen lassen — frühzeitig schon im Philosophen Nietzsche den Dämon herausgeipirt, und wie diesem vornehmlich ihre Zuneigung gilt, so fällt sie ihre Briefe auch weniger mit philosophierenden Raisonnements als mit unmittelbaren Stimmungsaussäuerungen ihrer feinsinnig-lebenserkennenden Seele. Dagegen allerdings beschwert sie den einen oder anderen Brief auch mit schwerwiegenden fernsten Wahrnehmungsergebnissen, so beispielsweise einmal, wo sie von Frankreich und den Franzosen urteilt: „Talent und Begabung ist ja kräuben, das ist unleugbar, oft auch wirkliche Liebenswürdigkeit — und doch ist es eine nächtliche Welt: denn das Gebiet der Intuition und damit das der höchsten Kunst scheint ihnen ewig verschlossen.“ Friedrich Nietzsche aber sei schließlich noch mit drei kurzen Briefauszügen angeführt, die auch eine sich stetig vollziehende Abkehr von al- gemeinen Daseinsleiden zu allergeringsten Schöpferleide bezeugen. 1874 dankt Nietzsche für Blumen, die ihm die Freundin als Ostergeschenk gelandt hatte und an denen er sich erfreuen konnte: „Wenn so grau ist unser Leben und so schmerzhaft dazu, daß Blumen gleichsam die Ausplauderer eines Geheimnisses der Natur sind: sie verrotten, daß irgendwo Leben, Hoffen, Licht, Farbe auf dieser Welt zu finden sein muß.“ 1878 aber, da ihm ein Freund zum Geburtstag eine Büste Voltaire's gesendet hatte, schreibt Nietzsche: „ich war ganz ergriffen — das Schicksal des Mannes, über den es auch noch 100 Jahren nur Partei-urteile gibt, fand mir als fürchtbares Symbol vor Augen: gegen die Verleier des Geistes sind die Menschen am unerschütterlichsten im Hof, am ungeredtesten in Liebe“ — und zehn Jahre später bringt ein Brief den lapidaren Nachsatz: „Es bedarf Größe der Seele, um meine Schriften überhaupt aufzuhalten. Ich habe das Glück, alles, was ich auch und tugendhaft ist, gegen mich zu erbittern.“

Arthur Schömann.

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Expedition der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Julius Nöcker in Leipzig.

Bezugspreis  
von 1840: 1. A. 25 S.,  
bei möglicher Zahlung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 A. 61 S., für  
auwärts 1 A. 64 S.,  
vierteljährlich  
Ginzelne Nummern 6 A.

Nr. 132.

Donnerstag den 9. November abends.

1905.

## Aus Lembergs deutscher Zeit.

Von Raimund Friedrich Rindl-Gernowicz.

Als es sich am Anfang des 13. Jahrhunderts zeigte, welchen Aufschwung Schlesien durch die Anlage von deutschen Ansiedlungen und durch die Begründung von deutschen Städten nahm, entschlossen sich auch die Fürsten und Großen in Polen, deutsche Ansiedler zu berufen und dem deutschen Recht in ihrem Lande Eingang zu verschaffen. So begannen um etwa 1225 das Magdeburger Stadtrecht und die von ihm abgeleiteten ähnlichen Rechte ihren Siegeszug nach dem Osten, auf dem sie bis nach Kiew in Südrußland gelangten. Im heutigen Galizien allein erhielten dieses sächsische Recht viele hunderte Ortsgemeinden, und bis tief ins 18. J. selbst bis ins 19. Jahrhundert hat sich das deutsche Recht in den ostslawischen Gebieten behauptet. Bis ins 19. Jahrhundert haben die deutschen Gerichte Galiziens sich nach Magdeburg gewendet, wenn sie in schwierigen Fällen Rat bedurften; Communalen von Magdeburger Schöffenbüchern liegen noch heute in manchen galizischen Archiven. Es ist leicht begreiflich, daß neben diesen Rechtsbeziehungen auch viele andere sich zwischen Sachsen und Schlesiern einerseits und Galiziern andererseits entwickelten. Es sei nur erwähnt, daß durch Schlesiern und Sachsen der reiche Handel der deutschen Kaufleute aus Krakau und Lemberg nach Wien bezog. Die Krakauer erwarben schon im Jahre 1404 in Wien Handelsrechte. Nach Leipzig trieben sie große Herden von Schafwollen. Das Aufstiegsbeispiel, das in der Krakauer Kathedralkirche im 15. Jahrhundert aufgeführt wurde, gleicht völlig jenem von Magdeburg und Halberstadt. Aus Schlesien kam die überwiegende Anzahl der deutschen Kolonisten, die sich in zahlreichen sächsischen und böhmischen Ansiedlungen ihrer niederländischen und einzelnen derselben auch aus der Heimat mitgebrachte Namen gaben, so Landshut (Lancut) und Landestron (Lancokorona). Wie reich und rasch sich diese deutsche Ansiedlung vollzog, lehrt uns die Entwicklung von Lemberg.

Bekanntlich gehörte Lemberg im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum ruthenischen Fürstentum Halicz. Nach der wolhynischen Chronik soll schon Daniel von Halicz (1235—1264) Deutsche in seine Städte gezogen haben. Diese Nachricht ist durchaus glaublich. Es ist bekannt, daß Daniel jenseit zu Bela IV. von Ungarn als auch zu Boleslaw dem Schamhaften von Polen in vielfachen Beziehungen stand. Beide genannten Fürsten haben aber, nachdem ihre Länder durch den Einfall der Mongolen (1241) verwüstet worden waren, deutsche Ansiedler in großer Zahl berufen und sie in den an das Gebiet von Halicz grenzenden Gegenden angesiedelt. Es entspricht daher völlig den historischen Verhältnissen, daß auch Daniel zu denselben Mitteln griff, um seinem überaus hart vom Mongolensturm getroffenen Lande neue Bevölkerungselemente zuzuführen. Tatsächlich lassen schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts Deutsche in den Städten dieses Gebietes. Das wird durch den Umstand bewiesen, daß die im Jahre 1287 stattgefundene Erhebung des Woiwoden Panitowicz zum Herrscher im Fürstentum Wladimir (Wodomirien) nicht nur den Bojaren, sondern auch den ruthenischen und deutschen Stämmern kundgetan wurde. Gewiß darf man also annehmen, daß die Deutschen damals bereits eine gewisse Rolle spielten, und die Vermutung, daß mit diesen Deutschen bereits das deutsche Recht, das sich damals auch in Polen verbreitete, Eingang gefunden hatte, hat viel für sich. Die erste Besichtigungsurkunde, die uns erhalten blieb, rührt freilich erst aus dem Jahre 1339 her. Mit derselben hat Georg Boleslaw Troienowicz die Stadt Sanot „mit deutschem Recht, das ist mit Magdeburger Recht“ besetzt und die Bogtei in derselben seinem treuen Diener Bartlo von Sandomic verliehen,

indem er ihm das Recht gab, im Gebiete der Stadt jedermann, „er möge ein Deutscher, ein Pole, ein Ungar oder ein Ruthene sein“, zu richten. Unter den Zeugen der in Wladimir ausgestellten Urkunde für Sanot befinden sich mindestens drei Deutsche: Albalbert, Bogt von Bahna; Bartholomäus, Bogt von Barlow; endlich Johann Bruno. Es gab also in diesem Gebiet schon in verschiedenen Orten deutsche Bogte, und somit war das deutsche Recht verbreitet. Leider lassen sich die Orte Bahna und Barlow nicht feststellen. Wie sehr aber Georg deutsches Recht begünstigt haben mag, geht aus dem Umstand hervor, daß seine Vergütung von einzelnen Chronisten unter anderem damit begründet wird, daß er fremde Nationen ins Land führte: Böhmen und Krakauer (Deutsche). Wieviel hängt diese Bestrebungen des Fürsten mit seiner Vereinigung zum Katholizismus zusammen, während seine Untertanen der griechischen Kirche angehörten. Auch mag er Anregungen zur Kolonisation aus Wladimir erhalten haben, denn er entkamte den Pfaffen aus der melchitischen Linie, die der deutschen Ansiedlung geneigt waren.

Nach dem Mitgeteilten ist hervorzuheben, daß um 1300 in verschiedenen Orten des Haliziger Gebietes (Rutheniens) Deutsche wohnten. Zu dieser gehörte auch, wie wir aus späteren Urkunden entnehmen, Lemberg oder, wie der Name in den älteren Schriften stets heißt, Lemberg, d. i. Löwenburg (Lwów, Lwim, Leopoli). In einer Urkunde vom Jahre 1352 werden Georg und Ruprecht Steder als Söhne des Lemberger Bogtes Matthias und dieser wieder als Sohn des Lemberger Bogtes Berthold bezeichnet. Letzterer war somit schon am Anfang des 14. Jahrhunderts in Lemberg seines Amtes gewaltet haben. Im Jahre 1356 verließ er, richtiger gesagt, erneuerte König Kasimier von Polen, der Galiz einige Jahre zuvor erobert hatte, der durch feindliche Überfälle und allerlei Unglück heimgejagten Stadt das Magdeburger Recht. Mit dieser und späteren Urkunden erhielt Lemberg auch einen reichen Grundbesitz und zahlreiche Vorrechte, welche die Grundlage zu seiner Blüte legten. Fortan finden wir auf Schritt und Tritt Beweise einer zahlreichen deutschen Bevölkerung und eines reichen deutschen Lebens in Lemberg.

Schon in Urkunden aus den Jahren 1353 und 1359 bezeugen uns der Bogt Bruno, ferner die Ratsherren Ijimo, Heinrich Platner, Konrad de Stonow, Janko Jaber (der Schmied) und Nikolaus Kirilic. Auch des Stadtsiegels gediehet bereits Erwähnung, und somit haben in Lemberg bereits damals alle für das mittelalterliche deutsche Stadtwesen bezeichnenden Einrichtungen Eingang gefunden. Die Stadt hatte im Bogt ihren eigenen Richter und war somit von der gemündlichen polnischen Gerichtsbarkeit befreit; sie sorgte durch Ratsherren für ihre Selbstverwaltung und bediente sich eines eigenen Wappens und Siegels. Als Bürger wurden in jenen Jahren der Zuchthüter Ludwig, der Landmann Fritzto, der Maurer Jello, der Schneider Henlo, der Brauer Laurenz, ferner Joh. Kurzwerk, Mik. Regil, Mik. Mottien und Theoderich genannt. Im Jahre 1378 ist von einer advocacia Thowtunicorum in Lemberg, also von der Bogtei der Advocacia in Lemberg die Rede.

Eine reichliche Fülle von Nachrichten bieten uns die seit dem Jahre 1382 erhaltenen ältesten Stadtbücher. So zählen sie und schon zum genannten Jahre unter den damals amtierenden Schöffen (Gerichtsbefizigern) auf: Nikolaus Briger, Johann Kere-mir, Peter Melzer und Peter Steder. Im Jahre 1383 bezeugen uns unter den Schöffen auch Nikolaus Gletendorf und Matthias Sterring. Ebenso sind die Schöffen auch in den folgenden Jahren fast durchaus Deutsche: Polmar, Huter, Rymec

Citel, Worch, Penhagen, Jomirkeu, Wolc; usw. Ein ganz ähnliches Ergebnis bietet eine Durchsicht der Verzeichnisse der Rathsherren. Auch diese waren vorwiegend Deutsche. So erscheinen z. B. im Jahre 1409 die Rathsherren: Peter Polmar, Nikolaus Gobel, Konrad Huppen, Nikolaus Emebel und Peter Guchsmorhel; im Jahre 1410 Joh. Jomertzen, Georg Crebil, Georg Goebel; im Jahre 1412 Joh. Worch, Franzo Rumer, Albert Buchholz und Peter Kuzhner. Unter den Notaren oder Stadtschreibern Lembergs beugen sich Michael Nr. (1389), Gramms, Wartin, Wolfram Peter (um 1410), Nikolaus Germanus (1417), Georg Gobel (1424) und Johann Sponer (1570). Einen gleichen Eindruck erhalten wir bei der Durchsicht der Verzeichnisse der unverschuldeten und unbefahnen Bürger, welche in den Stadtbüchern geführt wurden, weil solche Bürgern bei ihrer Aufnahme in den Gemeindeverband die Verpflichtung auferlegt wurde, daß sie innerhalb eines Jahres eine Frau heimführen oder ein Haus erwerben sollten. Das Verzeichnis dieser Bürger vom Jahre 1404 umfaßt folgende Namen: Koberger, Leonard Gugenblut, Mathias Rarenburg, Schöbnick, Janit Petie, Nikolaus Jomertzen, Joh. Meyner, König, Gotte Ernye oder Kranze, Tilman von Kollen. Bliden wir schließlich in die Steuerverzeichnisse, so finden wir ebenfalls vorwiegend Deutsche. So wohnten im Jahre 1405 in der Dalgier Straße folgende deutschen Bürger: Tempel, Niclos Kobil, Ruzhick, Niclos Bede, Jurge Belgar, Prochwicz, Niclos Wemir, Hannus Tschjace, Hannus, Schoderbergnone, Jakusch Crebil, Wolimweberane, Altgroß, Peter Weggartner, Wamirsko Welger, Barthos Melczetane, Bresthewner, Witolek, Andrze Bekar, Santo Welger. Es sind also wohl durchaus Deutsche, wenn auch der eine und andere Taufname in slavischer Form erscheint.

Zu derselben Anschauung über die Zusammenziehung der Lemberger Bevölkerung im Ausgang des Mittelalters und am Beginn der Neuzeit gelangt man, wenn man die sonstigen Aufzeichnungen in den Stadt- und Gerichtsbüchern und die sonst erhaltenen Urkunden Lembergs durchsieht. Überall treten uns zahlreiche Deutsche entgegen. Es sei hier nur noch auf die Urkunde vom Jahre 1425 hingewiesen, mit welcher die Lemberger dem König Wladislaw II. und seinen Erben den Treueid schworen. Statt alle aufgezählten Namen des Bürgermeisters, der Räte, der Schöffen und Junkenreiter sind deutsch.

Entsetzlich Eindruck gewinnen wir bei einer Betrachtung der Einwohner Lembergs nach den Ständen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten Kaufleute und Handwerker. Unter den ersteren finden sich sehr viele Deutsche, die durch ihre reichhaltige und umfangreiche Geschäftsführung hervorragten. So handelt Simon Jani um 1550 in der Weidau und Lützei mit Weisteinen. Stanislaus Janel drehtet Geschäfte mit Wein und edlen Weiden (1577). Johann Hesplich schließt mit dem Krakauer Bürger Stanislaus Gielhorn ein Geschäft auf 3000 Goldgulden. Sebald Wüchinger ist dem Danziger Scholz von einem Geschäftsabsluß an 7000 Goldgulden schuldig, und das in einer Zeit, in welcher man für 3 Goldgulden den größten Ochsen kaufen kann. Bedeutende Geschäftsbänder waren Joh. Fuchs, Peter Gelar, Josef Kraizer, Sebald Wörzel und die Familie Eschermetzer; ihre Häuser bezeichnen dieselbe mit ihrem „gmerck“, das ist der in Deutschland allgemein üblichen Hausmarke. Zu den bedeutendsten Getreidehändlern des 16. Jhrts. gehörte Stanislaus Gymbel; seine Abrechnung für gelieferetes Getreide mit einem der englischen Kaufleute, von denen damals viele nach Lemberg kamen, betrug in einem Jahre 5000 Taler. Sebald Wüchinger lieferte einem Danziger Kaufmann Getreide für 6500 Gulden. Sehr bedeutend war auch der Viehhandel. So kauft Stancel Scholz im Jahre 1581 vom malwauschen Weiwoden am Markte in Sniatyn 1800 Ochsen. Welche Reichthümer infolge dieses Handels, der in der Zeit seiner größten Entfaltung von den Küsten des Schwarzen Meeres bis tief nach Deutschland betrieben wurde, nach Lemberg strömten, das beweisen die Rechnungen und Testamente der Familien Scholz, Pawder, Klupod u. a. Johann Eads Polowicz, der mit Tuch, Dornig, Wachs, Wein u. dgl. handelte, wies in seinem Testamente vom Jahre 1605 ein Vermögen von fast 50000 Gulden aus. In seinem Kaufladen lag für 2624 Gulden Tuch und für Dornig allein waren 1116 Gulden sichere Schulden ausstehend. Auf seinem „schuldeitel“, der die zweifelhafsten Schuldforderungen aufwies, had 5456 Gulden verzeichnet, die zum Teil bei hohen geistlichen Würdenträgern ausstanden. Seine Erben hat Scholz, jenen Schuldnern, die zahlungsunfähig waren, ihre Schulden nach-

zulehnen, „damit sie für ihn vor Gott bitten“. Die Höhe des Vermögens dieses Lemberger Patriarchen, der bei seinem Tode auch über ein kleines Arsenal von Waffen verfügte, wird uns erst dann klar, wenn wir berücksichtigen, daß er sein Dorf Garnczap mit bloß 6000 Gulden anshlug; er hatte somit ein Vermögen, das dem Besitze von acht Dörfern gleichkam. Rein Wunder, daß diese reichen Kaufherrnfamilien über Häuser voll von prächtigem Hausat, kostbaren Teppichen, Kunstwerken, Uhren, Gemälden, Bücherreien dgl. verfügten. Einzelne von ihnen waren auch Gelehrte, Dichter und Geschichtschreiber.

Auch das Gewerbe war unter deutschem Einflusse reich entwickelt. In Handwerfern waren in bunter Reihenfolge genannt: bogner, goldschmied, melczer, birbrevir, methrewir, zimmerleutcher, feyzecher, gerber, rymer, messirmsmed, smedt, cygollstreycher, cigillstreycher, wasirleutcher, steynzbacher, kannongyser, swertzeiger, gurtler, toppar (Zöpfer), mawirer, oellegir, orgelmoyster, kurschner, fischer, hecke, plater, barbrer, rotgerber, sattler, snyder, slosser, steinmalcher (Bagner), steynmezzo, schuster, wachszlegir, tysscher (Tischler), wasirfuror, furman, wollenwobir, brukner (Pflasterer), bador, schindeler (Schindelmacher). Um zu zeigen, welche Menge von Deutschen in einzelnen dieser Handwerke tätig waren, weisen wir einen Blick auf die deutschen Baummeister, Maurer, Bildhauer und Steinmetzen. Nachdem das „höjzner“ Lemberg im Jahre 1381 ein Raub der Flammen geworden war, ist es oorzüglich durch deutsche Bauhandwerker wieder errichtet worden. Das älteste „gemauerte“ Lemberg steht unter dem Einflusse der Gotik, welche hier bis zum Brande von 1572 vorherrschte. Bis zu diesem Zeitpunkte währte auch der rege Anteil der Deutschen. Seitdem traten diese gegen italienische und polnische Meister zurück, und zugleich kommt der Renaissancestil zur Geltung; doch hat auch in dieser späteren Zeit deutsche Hand noch manches Tüchtige geschaffen. Es sei nun gestattet, eine Anzahl der deutschen Meister zu nennen: Doringus murator d. i. der Maurer (1382—1389); Johann Wassirfuer (1388); Henricus steinmezzo (1389); Niczko Tropper, d. i. der Troppauer; Albrecht mawrer oder Albrecht der steinmatze (1404—1411); Cloze Schultis mawrer (1405—1411); Wolf „der mawrer“ (1405); Hauss mawrer mit dem kromen hals (1414); Michael Czorn murator; Martin mawrer (1470); Joachim Orm und Embrosius Hahsch, beide aus Breslau (1480), und Peter Maurer. Am einflüchtigen Rathausstürm von Lemberg fand sich folgende Aufschrift: „Meister Hans Blecher anheb (?) des Bau Leiter Anno Domini 1491.“ Als sein Zeitgenosse begegnet und der Zimmermann Nikel Klocz (1490). Georg Weinar wurde im Jahre 1506 vom Rat der Stadt zum architectonicus alias Baumagister ernannt. Gegen das Ende des 16. Jhrts. treten wieder Deutsche in größerer Zahl und entgegen, so Andreas Bemer aus Breslau, der im Jahre 1592 das Bürgerrecht erhielt, und Albert Kielar. Einzelne der Genannten sind auch als Bildhauer tätig gewesen. Andere Bildhauer und Bildgießer waren Hermann Van Hutte (1566), Heinrich Horst (1586), Hansz Scholz, Dawiel und Hans Hof (1615), Thomas Sappficht (1615—18) und vor allem Hans Pfister, ein Breslawer, der um dieselbe Zeit wertvolle Denkmäler schuf, und zwar hat er nicht nur in Lemberg, sondern auch in Larnow und Brzezan sich aufgehalten, daher er auch sculptor Brzezanensis genannt wurde. Aus Breslau kam auch Melchior Grember (1633), der auch seine Geschiften aus Deutschland brief. Schließlich seien noch genannt Hanns Jhybricz (1635) und Peter Ruth (1639). Welchen überwiegenden Einflusse die deutschen Bauhandwerker selbst, erricht man aus polnischen Aufbrüden wie muraz (Mauer), czech stamecki (Steinmetzsch), gzymas (Höf), kruczang (Kreuzgang), grandrys (Grundriß), gmach (Gebäude) u. dgl., die zumest noch heute allgemein üblich sind.

Zahlreiche Deutsche treten uns auch entgegen, wenn wir unter den Männern Umhauz halten, welche sich um Lemberg und dessen Entfaltung Verdienste erworben haben. Man darf in dieser Hinsicht den Lemberger Chroniken Zimorowicz, der im 17. Jahrhundert schrieb, als eine unparteiische Quelle betrachten. Dieser rühmt in seinen Werken nicht nur im allgemeinen, daß Lemberg als seine Einrichtungen der deutschen Angleich zu verdanken habe, sondern er zählt auch an zahlreichen Stellen die Werke verdienstvoller deutscher Männer aus. In die ersten Jahre des 15. Jahrhunderts fällt die Tätigkeit der Rathsherren Peter Eischer und Georg Scheller, die Zimorowicz in seiner Schrift über die berühmten Männer Lembergs an erster Stelle nennt. Erliczer hat die

Wauern und Lärme der Stadt erhöht, Graben und Wall hergestellt und vor allem die Wasserleitung eingeführt. Auch hat Stecher für den Ausbau der Metropolitankirche gesorgt. Scheller hat kein Werk fortgeführt. Andere um die Bauten der Stadt verdiente Männer waren Jakob Jonbrach (1480) und Kiriel Kloc (1490). Ferner sei erwähnt, daß die Bürger Peter Eitenbüttel, Peterolus Knecht, Georg Sidel, Bartolomeus Hanel, Stanislaus Scholz und Thomas Sirt in der Zeit von 1400 bis 1560 für die Befestigung der Lemberger Vororte Sorge getragen haben. Ferner gründeten die Sommerleuten den Ort Zamarstunow (Sommerleinsch), Klopfer gründete Kleparow, und Goldberg Hof besetzt heute in Kulparkow fort. Schließlich sei nur noch erwähnt, daß Simonowitz an der Spitze der Männer, welche die Stadt gegen die am Ende des 15. Jahrhunderts beginnenden Angriffe der moldauischen Fürsten verteidigt haben, Deutsche nennt: „Ich habe auch erfahren“, schreibt er, „daß bei dem ersten Angriffe der Moldaken Michael Tempel im Jahre 1498 und Nikolaus Knecht im Jahre 1509, Männer erfüllt vom deutschen Geiste, mit Tat und Beispiel den beherzten Bürgern vorangingen und mit mehr Entschlossenheit als Hilfsmittel die Verteidigung führten.“ Ebenso zeichneten sich bei der Verteidigung von Lemberg in den Jahren 1648 und 1655 gegen die Kofaken Mathias Gauder, Martin Großwauer, Valerian Kumped und Johann Aitelmaier aus. Sie alle erreichten zugleich mit Josiam Horn aus Danzig, dem Schneider Peter, Wojciech Kraus, Sigmund Gollzlagler und Jakob Kraus in den Verzeichnissen derjenigen Lemberger, welche nach ihrem Vermögen zu der an die Feinde gegebenen Vorkaufsumme beizutragen. Großwauer, Kumped und Aitelmaier besaßen ein bewegliches Vermögen von 40 000 bis 120 000 Gulden und zählten zu den 15 reichsten Bürgern der Stadt. Erwähnt sei noch, daß in den Kämpfen des Jahres 1672 gegen die Türken und deren Bundesgenossen sich Josachim und Friedrich Regelin und David Jod auszeichneten.

Überaus bezeichnend für den deutschen Charakter der Stadt ist der Umstand, daß z. B. die Urkunde des großen Fürsten Demeter von Ladymir (Wladimir) von Luzk vom Jahre 1379, mit welcher die „nyderlogie“ den Lembergern im bisherigen Besitze zugesichert wird, in deutscher Sprache geschrieben ist. Der Fürst erklärt, daß für die „von Polen oder von dazweischen landen durch unser laut ken Haydenlant“ ziehenden Kaufleute „dy nyderlogie blybe czu Ladymir, czu Luzk und czu der Lemberg“, d. h. die Kaufleute mußten auf ihren handelsfähigen die genannten Orte berühren und hier ihre Waren feilbieten. Die zitierte Stelle beweist auch, daß man damals noch den Namen „Lemberg“ tatsächlich als Eidenburg ansah und daher auch mit dem bestimmten Artikel gebrauchte. Auch der Brief Wladislaw von Opatow, den er im Jahre 1387 an die Lemberger richtete, damit sie gegen die Thronansprüche der ungarischen Prinzeßin Hedwig austreten, ist deutsch; bezeichnend ist auch, daß die „landlewte und steta“ aufgeführt werden, an einige namentlich angeführte deutsche Fürsten sich zu wenden, um in dieser schwierigen Frage Rat zu erhalten. Ebenso wurden von der Stadtbürgerschaft selbst zahlreiche deutsche Urkunden aufgestellt, die allerlei Rechtsgeschäfte betreffen. Auch Junitornungen, und zwar noch in der 2. Hälfte des 15. Jahrh., sind in deutscher Sprache abgefaßt, so die „artikeln“ der „leyenweber“ von 1459 und die Geßellenordnung derselben von 1469, ferner die Rüdigerordnung von 1470. Sonst herrschte wie im Mittelalter überhaupt die lateinische Urkundensprache vor. In den ältesten uns bekannten Stadtbüchern von 1382—1389 sind alle Aufzeichnungen bis auf eine, welche in deutscher Sprache niedergeschrieben ist (Nr. 521), lateinisch. Auch die ältesten Stadtbrennbücher von 1404—1414 sind lateinisch. Innerhalb dieses lateinischen Leskreises findet man aber zahlreiche deutsche Wörter und Sätze, die Zeugnis davon ablegen, daß die Aufzeichnungen in einem deutschen Orte stattfanden. Besonders, wenn es sich um Ausdrücke handelt, die in der lateinischen Sprache dem Schreiber nicht geläufig waren, tritt immer wieder das Teutischum zutage. So finden sich unter der Überschrift smelczogadem (Schmelzbad) inmitten der lateinischen Eintragungen folgende deutsche Worte und Wendungen: den lemcklecker (d. i. denen, die mit Lehm mauerten, verlasteten); vor styk holcz zu dem smelczogadem; vor oyn fuder stangin zu dem gadem; den

lemcklecker . . . czu dem smelczogadem; der do hot dem leem helfen geben; von obireznen (Berzinnen) der kessall im smelczogadem. Ebenso wird inmitten der lateinischen Rechnungen stets wiederholt von der „walkmöl“ (Walkmühle) gesprochen. Und so ist auch die Rede vom „lamm“ (Lamm, Wall) der Stadt, vom „melczues“, der „czylschewna“ u. dgl., ferner lesen wir auch in den Ausgaberegistern bald lateinisch: pro fano et arena XVII gr. (für Heu und Düfer 17 Groschen), und gleich daneben: vor IV stoke (ein Maß) habet vor yezlichen stock VIII gr. Ober: Item tenetur II truncos (= stok) weydz czu XXV gr. Ähnliche Bemerkungen finden sich sehr oft: dati sunt XLIII gr. pro bawwolle alias bombice, item I seg. minus X gr. (= 38 Groschen) dedimus schindeler vor schindel zu thore; dem maystor IV gr.; item VI gr. vom Knechte, der an dem tamme geerbeyt hat; Petir torwechtr XXXVI gr.; item XX gr. vor latten; Petir an dem tore XXXV holcz czu II½ gr.; dem stadtschreyber XX gr.; item VIII gr. vor ein seyle; dem stadtknecht XXV elen gorlicz gewant (Grübler Tuch), dy ele czu XVI smale gr., und XXV elen weys gewant, yz oyn iczliche ele vor XII gr. Ebenso finden wir Ausgaben für den „ormechtr“ (Rohrmacher, für die Wasserleitung), für den magister caballium oder wasserleyter, für den honger, für III loth zakfran, für die stadtarmbrust, für ladull alias gestelle ad pirizdos (Schäfen) dgl.

Sehr bezeichnend ist auch die Behandlung der Eigennamen in diesen lateinischen Aufzeichnungen, auch diese meist auf den deutschen Geist des Schrebers. Wir finden mitten im lateinischen Text: Tilman von Kollen, Johann von Snatyn, Nicze vom Hunde, Hanns von der Steine, Cuncze mit den zönen, Nicze vom dorfe, Niczko an der ecke, Michel mit der akt, Gregor am tore; ferner: Scholderberynna, Wollinweberyna, Schiltknechtyna, Niczko Boetneryna, Francko Schabsteryana, dy alte Statschreyberyna, Rosenlecheryna, dy Braytschynna; endlich: Niclos Schrammer der mawirer, Niclos oyn Kurssnerknecht, der alde Hommel, Christel gerbers eydm, der alte Lawbner usw. Dazu gefügt sind noch der bezeichnende Brauch, daß den in den alten Stadtbüchern vorkommenden Eigennamen wohl die Bezeichnungen: Polonus, Rutenus, Weiss, Ungarus, Bohemus, Armonus, Judaeus, Tartarus, Graecus beigegeben werden, den deutschen aber: ein solcher Beisatz fehlt. Es ist also selbstverständlich, daß diejenigen, welche die Aufzeichnungen machten, selbst Deutsche waren.

Aus dem Mitgeteilten ist zu ersehen, daß Lemberg in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters eine durchaus deutsche Stadt war. Deutsch war die Menge ihrer Bürger, deutsch die Einrichtung und das Recht der Stadt, deutscher Geist hatte hier blühenden Handel und Gewerbe geschaffen. Die Ermahnung von Wasserleitung, Straßenplaner, Turmbauten und ferner Schulen, Spidaler u. dergl. zeugen von dem Fortschritte, den die Stadt untr deutschem Einflusse gemacht hatte. Allmählich drangen aber die anderen Volkselemente, an denen es nie in der Stadt gefehlt hatte, in größerer Zahl in die Bürgerliste ein. Die deutschen Eintragungen in den Stadtbüchern beginnen mit dem Ende des 15. Jahrhunderts seltener zu werden und nach 1551 verschwinden sie fast ganz, dagegen beginnen seit 1525 die polnischen zunächst vereinzelt und seit 1550 häufiger aufzutreten. Schon im Jahre 1522 hatte der Lemberger Stadtnotar den Auftrag erhalten, die vorkommenden deutschen Korrespondenzen ins Lateinische zu übersetzen und seine Bücher in lateinischer Sprache zu führen. Trech muß betont werden, daß um 1514 noch in der Pfarrkirche die deutsche Predigt neben der polnischen zu vollem Rechte bestand, und daß noch im Jahr 1565 in einer neu errichteten Schule dem Rektor der Unterricht der Jugend in deutscher Sprache zur Pflicht gemacht wurde.

Mit vollem Rechte hat daher der bereits genannte Lemberger Chronist Simonowitz († 1677) jenen Teile seiner Chronik, welche die Geschichte von etwa 1300—1550 behandelt, die Überschrift „Loopolis Germanica“, das deutsche Lemberg, gegeben. Aber auch noch im 17. Jahrhundert und auch später wohnten in Lemberg Deutsche, und zwar gehörten denselben einige der bedeutendsten Bürger an. Freilich waren diese Deutschen zum großen Teil schon polonisiert oder hielten doch gar bald der Internationalisierung anheim. Ein erneuerter Aufschwung des Teutischums erfolgte erst nach dem Anfälle Galiziens an Osterreich (1772).

### Bücherbesprechungen.

— Die heilige Schrift nach der Uebersetzung Dr. Martin Luthers im Auszuge und mit kurzen Erläuterungen zum Volks- und Hausgebrauch, herausgegeben von D. Dr. Hermann Strauß, Professor der Theologie, und Karl Becker, Rektor a. D. Mit Abbildungen und Karten. Gr. 8, geb. 2 M., Altes Testament apart 1/2 M. Verlag von Theodor Hofmann, Leipzig. — Der hier vorliegende Auszug der heiligen Schrift kommt gewissen praktischen Bedürfnissen entgegen. Wenn man früher eine solche Familien- und Schulbibel vielfach für den Ausdruck einer zu geringen Wertung der Schrift, ja für eine Verstimmlung derselben hielt, sind heute derartige Bedenken mehr und mehr geschwunden. Nicht allein, daß Professor Strauß sich zu dieser Arbeit entschlossen hat, es haben auch kirchliche Behörden, wie der Ober-Kirchenrat in Berlin, die preussische Generalsynode und verschiedene Konsistorien ihre Zustimmung erklärt. Mancher Bibelabschnitt ist zum häuslichen Gebrauche in der Familienandacht oder zur Lectüre in der Schule nicht geeignet; ein fortlaufendes Benutzen des Bibeltextes in Haus und Schule stehen inmitten Bedenken entgegen, der hier gebotene Text ist für gedachten Zweck abgetheilt. Es ist im großen und ganzen, was der religiösen Erkenntnis und Erbauung dienlich, aufgenommen, während das Nebenflüssige, das nur dem Bibelforscher von Wichtigkeit ist, auch allem, was besonders auf das jugendliche Herz verwirrend wirken könnte, übergangen ist. Hier und da könnte man wünschen, ob nicht in der Kürzung des Bibeltextes doch zu weit gegangen ist; besonders in den Psalmen ist unserm Gesichts zu viel ausgefallen; warum z. B. von dem 86. Psalm nur der 11. Vers aufgenommen ist, ist nicht recht einzusehen. Inhaltüberschriften und kurze Erläuterungen, endlich ein Wort- und Sachregister, Karten und Abbildungen sind beigegeben, wohl geeignet dem Verständnis der Bibel zu dienen. Wir glauben auf diese gedruckt verzierte Bibelausgabe für den Haus- und Schulgebrauch anerkennend hinweisen zu sollen. D. K.

— Das evangelische Deutschland, Zentralorgan für Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgegeben von Dr. Gottlob Mayer. Erster Jahrgang. Heft 4—6. Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. — Es ist wohl zu verstehen, daß neue Bestrebungen, hier die des Zusammenflusses der Evangelischen, sich auch ein geeignetes Organ schaffen. Wenn aber die Einigungsfrage und die Stellung der evangelischen Landeskirchen zu ihr im Mittelpunkt der neuen Zeitdichtung stehen, so werden doch auch andere Fragen, die mehr auf der Peripherie dieser Bestrebungen liegen, eingehend gewürdigt. Die uns vorliegenden neuen Heft enthalten neben allgemeineren Betrachtungen meist vom Herausgeber und allerlei Mitteilungen auch über literarische Ercheinungen recht gebietende Aufsätze wie über die Gewinnung der Männerrolle zur Wirtin im irdischen Leben von Parrer D. Schloffer und über die Frage: „Ist ein evangelisch-lutherischer Bund möglich?“ von Dr. Riels. Wir unterlassen nicht, auf das neue Zentralorgan für die genannten Einigungsbestrebungen aufmerksam zu machen. D. K.

— Wladimir, Franz, Pfarrer an der Trinitatiskirche in Dresden, Los von Rom im Königreich Sachsen. Eine Zeitgeschichte. 8. 19 S. Preis 25 S. Dresden, Verlag von Franz Sturm & Comp. 1905. — Der unermüdete Dresdener Trinitatispfarrer bekennt uns in dieser Schrift mit einer sehr beachtenswerten Zusammenstellung der interkonfessionellen Übergangsbewegung, die sich besonders von der römisch-katholischen Kirche zur evangelischen in steigendem Maße beobachten läßt. Sind doch im Deutschen Reich von 1890—1900 von der römischen zur evangelischen Kirche 46 600 Personen übergetreten, während nur 6820 den umgekehrten Übertritt in derselben Zeit vollzogen haben. Die Zunahme der Übertritte hat sich im ersten Falle um rund 100 Prozent (von 3105 zu 6143) im andern nur um 25 Prozent (von 554 zu 701) gesteigert. Wus auch mit heimlichen und nicht gebuchten Übertritten gerechnet werden, so fallen diese kaum so sehr ins Gewicht, daß sie dies Zahlenbild wesentlich zu ändern vermöchten. Hierbei hat naturgemäß die evangelische Kirche Preußens den absolut angelegten größten Anteil (1898: 4179 Übertritte bei nur 367 Austritten), jedoch steht relativ das Königreich Sachsen, das gegenwärtig 4% Prozent Katholiken zählt, bei dieser evangelischen Bewegung an der Spitze aller deutschen Staaten (1903: 1266 Übertritte bei nur

52 Austritten), was sich daraus erklärt, daß bei der starken Zuwanderung aus Österreich die dortige Bewegung sich auch hier geltend macht. Pfarrmeister gibt seine Angaben aus amtlichen Quellen, nach den Berichten des Dresdener Landeskonfessionsrats und anderen statistischen Tabellen. Er geht in seiner Schrift auch mit erfahrenen Blicken den Gründen dieser Bewegung nach und gibt Winke und Rathschläge, sowie anhangsweise eine praktische Zusammenfassung der in Sachsen geltenden Bestimmungen über Konfessionswechsel, Mischehen und konfessionelle Kindererziehung. Wir müssen dem Verfasser Dank, daß er seine in der deutsch-evangelischen Wochenchrift Wartburg veröffentlichten Artikel in erweiterter Gestalt in der vorliegenden Schrift zum Abdruck gebracht hat; sie enthält sehr wertvolles Material und treffliche Beobachtungen. D. K.

— Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für sächs. K.-Gesch. von Franz Dibelius D. Dr. und Theodor Rieger D. Dr. 18. Heft (Jahresheft für 1904). Leipzig, Job. Ambr. Barth. 1905. 156 S. gr. 8. Preis 3 M. — Ein Unternehmen, das unter so stattlicher Doppelführung zum 18. Male ausgeht, wird keiner weiteren Empfehlung bedürfen. Auch das vorliegende Jahresheft bietet genug des Wertvollen und Interessanten. Es beginnt mit einer Sammlung von 50 Briefen des beimegangenen D. Luthardt an Prof. Hente und seine Frau in Wartburg: dort war Luthardt 1854—6 außerordentlicher Professor. Die von D. Hade in Wartburg mitgetheilten Briefe, reichend von 1854 bis 70, sind von hohem Interesse für alle einschlagenden Verhältnisse und Beziehungen (vergl. Nr. 20 ff., 34, 37). Freilich wird man dem Velen sich kaum des Bedenkens entschlagen können, ob die Pflichten der Dictionäreit bei so früher und noch dazu, wie verlautet, einseitiger Veröffentlichung solcher Briefe hinreichend gewahrt seien. Einen weiteren Teil des Heftes bilden außerordentliche Beiträge zur Reformations- und Ortsgeschichte (betr. das Vogtland, besonders die Ephorie Böhm. in P. Goldberg, betr. Schlettau von Otto Glemm in Jösau) neben Beleuchtung von bedeutsamen Kleinigkeiten wie dem Klingelbeutel (von P. Kröber in Brambach). Belangreicher ist ein lehrreicher Aufsatz des Regierungsaufsichters Barth „zur Geschichte der Kreuzkirche in Dresden“ und eine Darbietung von sächs. Kirchengerebten und Lieben aus den Kriegsjahren des 17. und 18. Jahrhunderts, durch D. Dibelius der Bischof der Predigerseminar zu Wittenberg (und mithin der alten Universitätsbibliothek d. selbst) entnommen. Am wichtigsten aber dürfte ein Aufsatz deselben namhaft sein, auf dem betr. Gebiete sadmännlich und bahnbrechend tätigen, Mitherausgebers über „Kirchengeschichte im Sächsischen Kalender“ sein, insofern derselbe mit seinem ungemein unterrichtenden und einleuchtenden Ausführungen ein hervorragendes Glied bildet in der Kette der auf Verhellung eines evangelischen Normalkalenders, zunächst für Sachsen, gerichteten Bemühungen, denen man im Namen aller Kirchen- und Volksgenossen den zu erwartenden guten Erfolg wünschend dürfen. Vergl. Biff. Zeilage 1905, Nr. 73; Sächs. Kirchen- und Schulblatt Nr. 40. O. Schneidermann.

— Reummeister, A.: Lutherhaus für Plauen i. B. Deutsche Konfuzenzen Nr. 217 XIX. Band, Heft 1. Preis 1,80 M. 32 Seiten. — Wenn über die zunehmende Verfallung und Veräußerlichung der Bauten, das Übermüden einer auf dem Papier großgezogenen Virtuosität und das Abnehmen des soliden Könnens geflagt wird, so ist daran nicht zum mindesten die Hochstil minderwertiger Buderzeichnungen und das allmählich austretende Konfuzenzweien mit schuld. Solange die Konfuzenzweie mit ihrem nur vorübergehenden Interesse so viel minderwertige Arbeiten bringen, wirken sie gemiß mit zum Sinken des allgemeinen Niveaus, was auch der eine oder andere momentan zu glänzenden Höhen ziehen. Wenn im nächsten Heft der zwanzigste Band vollendet sein wird, dann bedeuten alle diese schon veraltenden Heft für den Konfuzenzen nicht mehr als eine Ausgabe von dreihundert Mark. Welche dauernd gute Bibliothek ist für dies Geld schon anzulegen! Würde es dem Literaturfreund einfallen, Gelegenheitsgedichte, Tagesbrotschären u. dergl. zu sammeln, wird er nicht lieber auf gut ausgewählter Werte aller und neuer Autoren zutommen? Dem Abnehmerreicht der Konfuzenzweie dürfte eine Sammlung ausgeführter reicher Bauten unserer Meiter dienlicher sein. Betreffs des Inhalts gilt noch immer das scharfe Urteil der Deutschen Bauzeitung. H. T.



Ersteit

Dienstag, Donnerstags und Sonnabends und kann für sich nur durch den Herausgeber, die königliche Erpedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße 5, bezogen werden.

Bezugspreis

bei Abholung: 1 M 25 A, bei wöchentlicher Zustellung unter Kreuzband: für Leipzig 1 M 51 A, für auswärts 1 M 64 A, vierteljährlich Einzelne Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 133.

Sonnabend den 11. November abends.

1905.

Die Daktyloskopie.\*)

Das Fingerringweib, das am Strafenrande unseren Dorfchönen aus den Handlinien die Zukunft wahr sagt, verlassen wir wegen ihres Aberglaubens. Und doch ist etwas Wahres in ihrem Verfahren: jeder Mensch hat individuell geartete Handlinien.

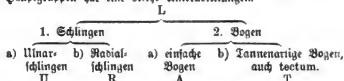
Diese Reibtheit stammt nicht vom Fingerringweib. Die Chinesen wenden sie seit uralter Zeit praktisch an und benutzen die Linien an den Fingerpitzen, um die Stäflinge zu identifizieren. Sir William J. Herschel führte Mitte vorigen Jahrhunderts Fingerabdrücke bei der Verurteilung Irrenden ein: er ließ die Eingeborenen an Stiele der Unterschrift ihres Finger abdrücken. Auch heute noch werden in der indischen Armee von den Soldaten Abdrücke der Mittelfinger der rechten Hand genommen und aufbewahrt. Ebenso ist bekannt, daß die zahlreichen Schreibuntüchtigen bei den Tübinger Urkunden dadurch unterrichten, daß sie den mit Tusche beschrifteten Zeigefinger der rechten Hand abdrücken. Die Wissenschaft hat sich erst später mit der Lehre von den Handlinien befaßt. Ungefähr seit dem Jahre 1858 finden wir literarische Veröffentlichungen über die ärztlichen wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete. Die Physiologen Purkinje und Galton, der schon genannte Herschel, der Anthropologe Beller haben eingehende und sich über Menschenalter erstreckende Studien angestellt. Es sind meist Engländer und Franzosen, die sich mit dem Gegenstand beschäftigt haben.\*\*) Aber auch deutsche Namen fehlen nicht: genannt seien vor allen der f. l. Polizeirat Kamillo Wint in Wien und der Treubener Polizeipräsident Oberregierungsrat Köttig, die sich um die praktische Verwertung der Daktyloskopie namentlich im Erkennungsdiensie verdient gemacht haben.

Die angestellten Forschungen haben zu folgenden Feststellungen geführt: 1) es gibt nicht zwei Finger zweier oder auch nur eines Menschen, die in allen Einzelheiten vollkommen gleiche Linien aufweisen. 2) die Linien an den Fingern einer Person behalten von der Geburt bis zum Tode vollkommen dasselbe Muster bei, sie verändern sich nur in der Dimension. Die Linien erscheinen übrigens schon 3 Monate vor der Geburt am Körper und verschwinden erst bei völliger Verwundung. Wenn die Haut vom Finger gelöst wird, so wächst dasselbe Muster nach, das vorher da war. Natürlich hinterlassen äußere Verletzungen, wie Schmittwunden, Narben, die das Muster durchqueren; im übrigen verändern sie es jedoch nicht.

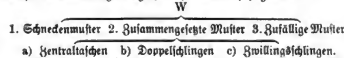
Berücksichtigt man hierzu auf die im Anthropologischen Archiv 1898 veröffentlichten Abdrücke des Handleiters des Anthropologen

Beller aus den Jahren 1856 und 1897, sowie auf zwei von Galton publizierte Abdrücke des rechten Zeigefingers von Sir William Herschel aus den Jahren 1860 und 1888. Interessant ist auch, daß an den mehrere tausend Jahre alten Mumien im f. l. naturhistorischen Hofmuseum in Wien und im Antiquarium der alten Pinakothek in München die Linien an den Händen, bei der Münchener besonders auch an den Fingern noch deutlich sichtbar sind. Es ist das Verdienst des Engländers Francis Galton, durch mühsame Beobachtungen und Zusammenstellungen ein System gefunden zu haben, nach dem die Linienmuster in bestimmte Gruppen eingeteilt werden.

Von den zahlreichen Linien und Falten, die wir an der Innenseite der Hand wahrnehmen, befaßt sich die Daktyloskopie nur mit denen, die sich auf den Fingertuppen, den sogenannten Fingerbeeren befinden. Wir sehen: die Haut auf den Fingerbeeren ist von zahlreichen Furchen durchzogen, die entsprechende Lämme bilden. Diese Lämme nennt man nach den Wärtzlingen (papillae), aus denen sie sich zusammensetzen, Papillarlinien; aus ihrer Anordnung ist bei näherer Betrachtung un schwer ein bestimmtes Muster herauszufinden. Dieses Muster ist es, von dem behauptet wird, daß es sich an keinem anderen Finger wiederhole. Wenn es nun auch nicht zwei Muster an zwei verschiedenen Fingern geben mag, die in allen Einzelheiten kongruent wären, so gibt es doch gewisse Grundformen, die in den Linienzeichnungen in mannigfaltigen Variationen immer wiederkehren. Man unterscheidet vier Hauptgruppen. Der einen Gruppe liegt als Motiv die Schlinge, das Laßo, zugrunde, daher Laßomuster genannt (abgekürzt: L). Das Motiv der anderen Gruppe ähnelt dem Wirbel, der dadurch entsteht, daß man einen Gegenstand ins Wasser wirft; daher Wirbelmuster (abgekürzt W). Jede der beiden Hauptgruppen hat eine Reihe Unterabteilungen.



1. Die Schlingenmuster betreffen meistens aus einer größeren Anzahl konzentrisch gelagerter Schlingen. Die innerste Schlinge wird zuweilen von einer oder mehreren geraden Linien (Stangen) ausgefüllt. Häufig kommt es vor, daß diese Stangen sich mit den Schlingen schneiden, eine Gabelung bilden. a) Ist die Wandung der Schlinge dem Ulnarnocken (Gle) zugesehrt, so heißt sie Ulnarschlinge (U), b) ist sie dem Radius zugesehrt, wird sie Radialschlinge (R) genannt. 2. Bei den Bogenmustern laufen die beiden Enden des Laßos nicht — wie bei der Schlinge — nach einer Seite des Fingers aus, sondern die Papillarlinien verlaufen in einem Bogen von der einen Fingerspitze zur andern. a) Ist das Muster ohne Besonderheiten, so spricht man von einfachen Bogen (A). b) Bisweilen findet sich im Bogenmuster fentrecht zur unteren wogerechten Papillarlinie eine gerade Aze, mit der sich Bogenlinien, oder auch Linienfragmente im spitzen Winkel schneiden, so daß sie das Bild einer primitiv gezeichneten Tanne zeigen. Daher: Tannenartige Bogen, auch teetbaum (T) genannt.



Es ist hier einzufügen: Wenn eine Papillarlinie sich gabelt, oder wenn zwei parallel und dicht nebeneinander verlaufende Linien gabelungsförmig auseinander laufen, so nennt

\*) Benutzt wurden: Kamillo Windt & Siegmund Radicef, Daktyloskopie. Verwertung von Fingerabdrücken zu Identifizierungszwecken. Wien und Leipzig bei Wilhelm Braumüller. 1904. Dr. Hans Groß. Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik. 4. Aufl. München, J. Schneider (Arthur Schöler). 1904. 2 Bände.

\*\*) Francis Galton: Personal identification and description in der Nature p. Juni 1889. — Fretzke: Finger prints. London, Mac Millan and Co. 1892. — Fretzke: Decipherment of blured finger prints. London, Mac Millan & Co. 1893. — Fretzke: The metric system of identification of criminals as used in great Britain and Ireland. Publ. by the Anthropological Institute of Gr. Britain and Ireland.-London - Florence: Les empreintes dans les expertises judiciaires. Arch. d. Anthropol. 1889. no. 19. Frecon & Lacassaque: Des empreintes etc. — E. Windt in Orok, Archiv f. krim. Anthr. u. krim. XII, 101. — F. Paul: Ibid. XII, 124: Sichtbarmachen latenter Finger- und Fußabdrücke. — Locard in Archives d. anthr. crim. XVII, 578. — Féré in Journal de l'anatomie et de la physiol. 1900. no. 4. — Hofmann: Gerichtl. Medizin. 9. Aufl. S. 918. — E. R. Henry: Classification and uses of Finger Prints. London, George Routledge & Sons.

man das Delta. Wir finden ein Delta stets beim Schlingenmuster (U und R) dort, wo die übrigen Papillarlinien der Fingerbeere sich auseinandertun, um das Muster einzuschließen. Während nun die Bogenmuster (A und T) fast nie ein Delta aufzuweisen haben, sind bei jedem Wirbelmuster stets zwei vorhanden. Durch die von einem Delta zum andern im Bogen verlaufenden Linien wird das Wirbelmuster umschlossen. 1) Wird das Wirbelmuster durch konzentrische Kreise oder Klippen oder durch einfache oder doppelte Spirallinien ausgefüllt, so hat man ein Schneckenmuster vor sich. 2) Zusammengesetzte Muster sind stets eine Kombination verschiedener Muster, und zwar entweder zwei Schlingen oder Schlinge und Schnecke. Man unterscheidet drei Untergruppen: a) Zentraltaschenschlingen. Das Muster sieht, flüchtig betrachtet, aus wie das gewöhnliche Schlingenmuster, in dem sich eine Stange befindet. Das Eigentümliche der Zentraltaschenschlinge ist jedoch, daß sich im Mittelpunkt des Musters mindestens eine Papillarlinie trummschabmäßig so eintrifft, daß die Krümmung der Schlingenmündung zugekehrt ist. Es finden sich in dem von den beiden Enden begrenzten Musterfelde bisweilen zwei retortenförmige Schlingenbündel. b) Wenn beide Schlingenbündel nach derselben Fingerseite münden, so haben wir es mit einer Doppelschlinge zu tun, c) wenn sie nach entgegengesetzten Seiten münden, mit Zwillingsschlingen. 3) Ein Muster, das keiner der angeführten Gattungen zugezählt werden kann, bezeichnet man als zufälliges Muster.

Es leuchtet ein, daß diese systematische Einteilung der Linienmuster nicht genügen kann, um eine größere Annäherung von Fingerabdrücken — auf jedem größeren Kriminalbureau werden sich bald Tausende solcher Abdrücke ansammeln — derartig übersichtlich zu ordnen, daß man jederzeit mit Leichtigkeit einen Fingerabdruck, den man gerade haben will, herausfinden kann. Schon Francis Galton, William J. Herschel in Bengol, auch Juan Buccioli in Buenos Aires und Alphonse Bertillon in Paris haben sich damit befaßt, eine Methode zu erfinden, nach der die Fingerabdrücke klassifiziert und registriert werden können. Man hat zu diesem Zwecke den einzelnen Mustergruppen algebraische und arithmetische Werte beigelegt, so daß sie mit Schreitzahlen dargestellt werden können. Auf dieser Grundlage hat der Chef der Londoner Sicherheitsbehörde, C. R. Henry, eine Registriermethode eracht, die ein leichtes und schnelles Aufsuchen in der geordneten Annäherung von Fingerabdrücken ermöglicht. Sie ist in dem Werke von Bindt und Kolditz, *Dactyloskopie*, aufgenommen und in Sachsen (seht amtlich eingeführt).

Die Klassifizierung zu Registrierzwecken baut sich sachgemäß auf die Hauptgruppen der Muster auf: L-Muster und W-Muster; ein Muster aus einer der beiden Gruppen muß jeder Finger aufweisen. Es ergeben sich also für jeden Finger 2 Möglichkeiten, für 10 Finger 2<sup>10</sup> = 1024 Möglichkeiten. Wir haben also in der Registratur 1024 Klassen. Henry teilt diese 1024 Klassen in 32 Serien mit je 32 Nummern und notiert die Registratur, wie es bei der Lotterie üblich ist, in Serie

Bruchform: Nummer. Er nummeriert die Finger mit 1—10, vom Daumen der rechten Hand beginnend, bis zum kleinen Finger der linken Hand. Dann bildet er 5 Brüche, in denen die Finger mit ungerader Zahl die Zähler, die mit gerader Zahl die Nenner bilden.

1.	3.	5.	7.	9.
2.	4.	6.	8.	10.

Es werden für die Fingernummer die Muttergattungen L oder W eingesetzt. Die Muster werden als Zahlen benannt:

$$L = 0$$

W im ersten Bruch	$\begin{pmatrix} 1. \\ 2. \end{pmatrix}$	= 16
im zweiten Bruch	$\begin{pmatrix} 3. \\ 4. \end{pmatrix}$	= 8
im dritten Bruch	$\begin{pmatrix} 5. \\ 6. \end{pmatrix}$	= 4
im vierten Bruch	$\begin{pmatrix} 7. \\ 8. \end{pmatrix}$	= 2
im fünften Bruch	$\begin{pmatrix} 9. \\ 10. \end{pmatrix}$	= 1

Hierauf werden die Brüche addiert, und es wird dem Nenner

$$\frac{L}{L} + \frac{L}{L} + \frac{L}{L} + \frac{L}{L} + \frac{L}{L} = \frac{0}{0} + \frac{0}{0} + \frac{0}{0} + \frac{0}{0} + \frac{0}{0} = \frac{0}{0} + \frac{1}{1} - \frac{1}{1}$$

Klasse: 1. Serie, 1. Nummer.

oder:

$$\frac{W}{W} + \frac{W}{W} + \frac{W}{W} + \frac{W}{W} + \frac{W}{W} = \frac{16}{16} + \frac{8}{8} + \frac{4}{4} + \frac{2}{2} + \frac{1}{1} = \frac{31}{31} + \frac{1}{1} - \frac{32}{32}$$

Klasse: 32. Serie, 32. Nummer.

Die Erfahrung lehrt, daß die einzelnen Muttergattungen nicht gleichmäßig unter den Menschen verteilt sind, die meisten Menschen haben L-Muster. Daher ist noch eine Unterteilung mitbeweis in den Klassen notwendig, in denen sich die meisten Fingerabdrücke ansammeln. Diese Unterteilung wird aufgebaut auf die Einteilung der Schlingenmuster in A, R, U. Es werden zum Beispiel die in der 1. Nummer der 1. Serie aufbewahrten Abdrücke zunächst geordnet nach den Zeigefingern. Die Verteilung der drei Finger A, R, U auf die beiden Zeigefinger ergibt 3<sup>2</sup> = 9 Kombinationen, also 9 Unterlassen. Die in diesen Unterlassen eingeordneten Abdrücke können nun weiter nach den auf den übrigen Fingern befindlichen Mustern geordnet werden. Um noch weitergehende Scheidungen zu haben, zählt man die Papillarlinien innerhalb des Musters vom Delta bis zum Mittelpunkte des Musters. Auch bei den Wirbelmustern hat man Unterlassen geschaffen je nachdem, ob der untere Arm des linken Delta ober- oder unterhalb des unteren Armes des rechten Delta verläuft.

In einer auf diese Weise geordneten Registratur ist nicht schwer, eine bestimmte Karte anzufinden. Handelt es sich nun darum, festzustellen, ob von einer Person bereits ein Fingerabdruck in der Registratur vorhanden ist, so müssen von dieser Person zunächst die Fingerabdrücke genommen werden. Diese werden dann nach der geschilderten Methode in die algebraischen und arithmetischen Werte umgesetzt und so klassifiziert, und nun sucht man das Fach, in das sie gehören würden. Die der schon vorhandenen Karten werden daraufhin geprüft, ob eine mit der neuangewonnenen übereinstimmt. Um die völlige Übereinstimmung festzustellen, genügt es aber nicht, die Übereinstimmung der Muttergattung im allgemeinen oder der Unterabteilung einer Muttergattung festzustellen, vielmehr muß geprüft werden, ob Linie für Linie und jede Besonderheit, wozu namentlich Gabelungen, Linienfragmente und dergl. zu zählen sind, in beiden Abdrücken vollkommen gleich sind. Erfahrungsgemäß weist kein Abdrucksmuster weniger als 40 Besonderheiten auf.

Wir machen täglich die Beobachtung, daß unsere Finger auf polierten Nöbelen oder anderen glatten Flächen, wie Glas, Messertfingern und dergl., Spuren zurücklassen. Bei näherer Betrachtung finden wir stets das negative unferes Papillarlinienmusters abgedrückt. Vermöge des natürlichen Fettgehaltes der Haut sind die dammartigen Papillarlinien stets mit einer Substanz bedeckt, die dem Klischee unferes Linienmusters gemäßermaßen den zum Abdruck erforderlichen Farbstoff liefert. Für Abdruckregistraturen sind natürlich derartige Fingerabdrücke nicht verwendbar. Zu diesem Zwecke muß man vielmehr das Klischee des Fingers mit einem dunkleren Farbstoff überziehen. Die Tinten benutzen dazu früher schwarze Tinte, die sie befeuchteten; neuerdings gebrauchen sie einen mit Sepiafarbe oder Tinte benetzten Schwamm, den sie in einer Bleisäureflüssigkeit führen. In Sachsen ist das schon von Galton vorgeschlagene, von Bindt und Kolditz empfohlene Mittel der Druckschwärze eingeführt. Diese wird auf einer glattpolierten Metallplatte mit einer Kautschukwalze gleichmäßig ausgebreitet. Die Fingerbeere wird von einem Kegelrand zum andern über die Metallplatte gedreht, so daß sie vollständig geschwärzt wird. Darnach wird sie über weißes Papier gerollt, wobei sie das Muster abdrückt. Für die Registratur werden alle 10 Finger abgedrückt und zwar in der natürlichen Reihenfolge, indem man mit dem Daumen der rechten Hand beginnt, die Finger der linken Hand folgen in der Reihenfolge der rechten Hand, also Daumen zuerst. Bei gekrümmten Fingern, bei widerpenigen Personen, bei Leiden und dergleichen kann man sich auch so helfen, daß man den Finger festhält, unmittelbar mit der Walze schwärzt und das Papier gegen den Finger drückt.

Die angegebenen Abdruckverfahren sind zwar die einfachsten und nützlichsten. Es kann aber häufig angebracht, je nach Umständen, sich auf andere Weise zu helfen. So kann man Abdrücke

\*) Vergl. das bei Arthur Schönfeld in Dresden 1903 erschienene *Feldchen*.

auf einer mit Ruß geschwärzten Glasplatte herstellen, aus Relief-  
abdrücke auf Wachs, Gips, Seifenlack, Stanniol, Alaunfett, Brot-  
krume können in einzelnen Fällen am Platze sein.

Wenn die These richtig ist, daß jeder Mensch individuell ge-  
artete Papillarlinien hat, die von der Geburt bis zur Auf-  
lösung des Körpers dasselbe Muster beibehalten, dann muß man  
auch jeden Menschen nach seinen Papillarlinien wieder zu er-  
kennen in der Lage sein.

Die Richtigkeit der These kann nach den Ergebnissen der  
wissenschaftlichen Forschungen nicht bewiesen werden. Und so  
ist denn auch die Daktyloskopie in den praktischen Dienst zur  
Wiedererkennung von Personen eingeführt worden. Die  
familiären wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der  
Daktyloskopie haben überhaupt keinen anderen Zweck gehabt, als  
diese Lehre dem Erkennungsdienste dienlich zu machen.

Der Erkennungsdienst ist von größter Wichtigkeit. Es  
kann aus den verschiedensten Anlässen bedürftig sein, fest-  
zustellen, wer eine Person ist, die wir gerade vor uns haben:  
es handelt sich nicht nur um Verbrecher, die sich falsche  
Namen beilegen und falsche Papiere vorzeigen, wie oft werden  
unbekannte Ermordete, Selbstmörder, Verunglückte gefunden, deren  
Persönlichkeit sich nur mit großen Schwierigkeiten feststellen läßt.  
Um die Bedeutung der Daktyloskopie auf diesem Gebiete würdigen  
zu können, muß man sich die Mittel vergegenwärtigen, die bisher  
zur Identifizierungszwecken angewandt worden sind. Wie wenig  
zuverlässig die Personalbeschreibung ist, die wir in den Signalements  
der Strafbehörden, den Steckbriefen, Reisepässen, Dienstbüchern  
finden, zeigen schon die dabei üblichen Ausdrücke: *Person* — ge-  
wöhnlich, *Gesicht* — oval, *Gestalt* — mittel, besondere *Merkmale*  
— hat keine. Diese Bezeichnungen sind so allgemein, so  
viel- und daher nichtsagend, daß mit ihnen die Identität einer  
Person schlechterdings nicht mit Gewißheit festgestellt werden kann.  
Schon besser verwendbar ist die Photographie. Zuverlässig ist  
auch sie nicht. Jeder weiß, wie nur zu oft die „Ähnlichkeit“  
auf der Photographie vermisht wird. Kleidungsstücke, Kopf-  
bedeckungen, noch mehr Bart- und Haartracht verändern die Er-  
scheinung einer Person bis zur Unkenntlichkeit. Alle diese  
Schwierigkeiten wachsen noch, wenn die Gesichtszüge der zu identi-  
fizierenden Person durch irgendwelche Umstände entstellt sind.  
Erwähnt ist hierbei eine von W. Matheson im Jahre 1890 mit-  
geteilte Methode zur Identifizierung von zwei Photographien an  
und derselben Person, die man geometrische Identifikation genannt  
hat. Matheson geht von der Erfahrungssatze aus, daß beim  
erwachsenen Menschen gewisse Maße im Gesichte unter normalen  
Verhältnissen sich nicht verändern. Voraussetzung seiner Messung  
ist das Vorhandensein zweier vollkommen von vorn aufgenommenen  
und vollständig gleichgroßer Photographien der zu identifizierenden  
Person. Beide Bilder werden nach gewissen Grundrissen durch  
senk- und waagerechte Linien geteilt, durch Vergleichung der Maße  
soll die Identität festgestellt werden.

Alle diese Mittel sind weit in den Schatten gestellt durch  
die Anthropometrie oder, wie man sie nach ihrem Erfinder auch  
nennt, Bertillonage, Bertillon'sches Messungsverfahren. Alphonse  
Bertillon, ein Beamter der Pariser Polizeipräfektur, trat im  
Jahre 1879 mit den Erfahrungssatzen hervor, daß das  
menschliche Knochengestülbe vom 21. Lebensjahre ab unveränderlich  
bleibt, und daß nicht zwei Personen in allen Knochenmessungen  
dieselben Maße haben; aus den festgestellten Mäßen ist es  
daher möglich, eine Person wiederzuerkennen. Ausgesprochen  
von der Messung sind natürlich alle Körperteile, deren Länge durch  
Muskulatur oder sonstige veränderliche Schichten bedingt ist.  
Einzelne Maße des menschlichen Skeletts lassen sich jedoch an  
der lebenden Person genau feststellen: Körpergröße, Armläng-  
weite, Ellbogen-, Kopflänge, Kopfbreite, Jochbeinbreite, Länge des  
Ohrs, des Fußes, der Finger, des Unterarmes. Bertillon ver-  
bindet mit den Knochenmessungen die äußere Personalbeschreibung  
einschließlich der besonderen Merkmale. Die Bertillonage hat schon  
hervorragende Dienste geleistet, so daß sie wohl bei allen größeren  
Polizeibehörden des Erdteils eingeführt ist. Auch in Deutschland  
ist sie längst in Anwendung (in Leipzig seit 1896). Bis zum  
Jahre 1898 bestand für Sachse in Dresden eine Zentrale. In  
diesem Jahre ist die Dresdener Zentrale jedoch mit der Berliner  
verschmolzen worden, die seitdem Zentrale für das ganze Deutsche  
Reich ist. Die Erfolge der Bertillonage sind nicht unbedeutend:  
Die Pariser Polizei nimmt im Durchschnitt jährlich 450—460  
(in 3 Tagen 4) Identifikationen lediglich durch die Bertillonage  
vor. Aus der Berliner Zentrale sind im Deutschen Reichs-

blatte folgende Ergebnisse veröffentlicht worden: 11. 1. 01:  
20911 Messarten. 214 Personen ermittelt. 6. 1. 02:  
30676 Messarten. 734 Personen, die ihren richtigen Namen  
angegeben hatten, 227 Personen, die falschen Namen angaben,  
16 Personen durch Korrespondenz mit dem Auslande ermittelt.  
Zusammen 977. 6. 1. 03: 40118 Messarten. 1843 Per-  
sonen, die richtige Namen angaben, 258 Personen, die falsche  
Namen angaben, 11 Personen durch Korrespondenz mit dem  
Auslande ermittelt. Zusammen 2112. 1. 1. 04: 48786  
Messarten. 2129 Personen, die richtige Namen angaben,  
284 Personen, die falsche Namen angaben, 13 Personen durch  
Korrespondenz mit dem Auslande ermittelt. Zusammen 2426.  
9. 1. 05: 57332 Messarten 2403 Personen, die richtige  
Namen angaben, 370 Personen, die falsche Namen angaben,  
23 Personen durch Korrespondenz mit dem Auslande ermittelt,  
zusammen 2796. Das Bertillon'sche Messverfahren hat aber  
auch seine Schwierigkeiten. Zu den Messungen sind besondere  
Instrumente nötig, deren Handhabung große Übung und daher  
eine eigene Ausbildung von Messbeamten erfordert, um die  
Messungen genau und zuverlässig zu machen. Aus diesen  
Gründen haben alle größeren Polizeibehörden eigene Messbüreau  
eingerrichtet.

Mit all diesen Nachteilen hat das daktyloskopische Erkennungs-  
verfahren nicht zu klumpen. Es hat weiter den bedeutenden Vor-  
zug vor der Bertillonage, daß es nicht auf erwachsene Personen  
beschränkt ist, sondern auch bei Kindern jeden Alters seine Dienste  
nicht versagt. Ein Umstand aber verleiht der Daktyloskopie eine  
über den Erkennungsdienst im engeren Sinne weit hinausgehende  
Bedeutung: der Umstand, daß unsere Finger ihr Muster schon  
vermöge ihres natürlichen Fetthaltigkeit auf allen glatten Flächen  
abdrücken.

Die Schweigige, vielleicht auch schmutzige Hand des Ein-  
brechers tastet sich an polierten Möbeln entlang, läßt einen  
weichen Fingerring fallen, aus dem sie die Wertpapiere  
entnahm, und das verräterische Abbild des Langfingers zeigt dem  
Untersuchungsbeamten den Weg zur Auffindung des Täters.  
Eine große Rolle werden jederzeit die Fingerabdrücke bei Mor-  
daten spielen. Das Morde ist, wie Groß sehr richtig sagt, nicht  
so leicht, als der Mörder es sich vorstellt. Das nicht zu Tode  
getroffene Opfer sucht zu flüchten, sich zur Wehr zu setzen, und  
es entstehen grauenerregende Kämpfe, bei denen es unaußersichtlich  
ist, daß der Mörder seine Hand mit Blut besetzt. Gerade das  
Blut ist besonders geeignet, deutliche Fingerabdrücke herbei-  
zuführen, da es durch seine dickflüssige lebrige Beschaffenheit sich  
leicht über die Hand verteilt und daran haften bleibt. So  
werden sich im Gesichte, auf der Plattwände des Ermordeten, an  
den Mordwerkzeugen, an Gegenständen der Umgebung des Tat-  
ortes, an Stellen, wo der Mörder nach Diebstahlobjekten suchte,  
Spuren finden, die zur Ermittlung des Täters dienlich sind. Ebenso  
kann umgekehrt ein blutiger Fingerabdruck in einem unangeführten  
Lobestalle zum Beweise beitragen, daß ein Verbrecher nicht vorliegt,  
oder daß eine bestimmte Person nicht der Täter sein kann, wenn  
nämlich festgestellt wird, daß der Abdruck vom Loten selbst her-  
rührt. Ein treffendes Beispiel hierfür ist der von Groß erzählte  
Fall\*), wo ein Gelehrter zu neuem Leben aufgefunden  
wurde und aus dem Vorhandensein des blutigen Abdrucks einer  
Hand in Verbindung mit anderen Umständen auf eine Mordtat  
geschlossen wurde, während die Untersuchung zweifellos ergab,  
daß der Gelehrte von Unmollisen befallen, zu Boden gestürzt  
war, dabei sich blutig verletz, die Hand mit Blut benetzt und so  
selbst den blutigen Abdruck hervorgerufen hatte.

In O. war die zum nahem Stadtwalde führende Blut-  
ahornallee mehrere Jahre hinterandern Gegenstand höchster  
Baumtreue. Trotz eifrigster Nachforschungen gelang es nicht  
dem Täter auf die Spur zu kommen. Einmal zwar war man  
ihm auf der Spur, ohne jedoch seine Beurteilung erzielen zu  
können, da die Beweise nicht ausreichten. In einer Nacht des  
Frühjahrs 1904 wurde auf der Polizeiwache des benachbarten S.  
eine neue Verwüstung der Alee gemeldet. Der Verdad wurde  
sodort auf einen jungen, schon vielfach schwer verurteilten  
Mann, G., gelenkt, weil er kurz zuvor, als er unter dem aller-  
dingen ungeratenen Verdad, einen Brand angelegt zu haben,  
verurteilt worden war, sich äußerst ungebührlich gezeigt hatte, so  
daß die Vermutung nahe lag, er habe seine Wut an den  
Bäumen ausgelassen. Ungefähr zu derselben Stunde, als die

\*) Groß, Untersuchungsrichter II, 180 ff.

Polizeiwoche von dem Baumfrevler verhängt worden war, etwa um 11 Uhr, war Gl. in Begleitung eines anderen jungen Mannes, Nm., in einer Schantwirtschaft in E. gefahren worden; sie hatten die Gaststube nicht betreten, sich vielmehr das Bier in die Kausaler reichen lassen. Gl. hatte im Gesicht schwarze Schmutzstreifen, seine Hufe war bis an die Knie burdächt und zeigte über den Knien Schmutzflecke. Er wurde noch in derselben Nacht festgenommen, während man Nm., gegen den man keinen Verdacht hegte, laufen ließ. Bei der sofort eingeleiteten Untersuchung leugnete Gl. hatmäßig die Tat. Über die Zeit bis 8 Uhr abends konnten er und sein Begleiter ihren Aufenthalt nachweisen. Von da ab schwänkte ein jeder in seinen Angaben, auch wichen sie teilweise in ihren Angaben voneinander ab. Aber jedenfalls war durch Zeugen wieder festgestellt, daß beide einige Minuten vor oder nach  $\frac{1}{2}$  10 Uhr aus der W.-Schantwirtschaft in D. weggegangen waren. Bei ihrem Aufenthalt in dieser Schantwirtschaft war den dort verkehrenden Gästen die aufgeregte Sprache und die blaße Gesichtsfarbe von Gl. aufgefallen. Auch waren beide sonst nie in der Wirtschaft eingetreten. Schmutzig im Gesicht oder an den Kleidern waren sie, als sie in der Schantwirtschaft sich aufhielten, noch nicht. Zwischen  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{2}$  10 Uhr hat ein Zeuge den Gl. und Nm. in ein Östchen sitzraüber der W.-Schantwirtschaft einbiegen sehen, Gl. hat dabei geäußert: „Paul, wir mochen gleich hier 'nams!'“ Gl. und Nm. leugnen dies, behaupten vielmehr, von der W.-Wirtschaft getrieben nach E. gegangen zu sein. Ihre Angaben über den Heimweg weichen aber voneinander ab, insbesondere behauptet der eine, sie seien die Straße a, der andere, sie seien die Straße b gegangen. Jeder von ihnen hat auch in den Angaben über andere Einzelheiten des Heimwegs mehrfach gemerelt. Darauf hingewiesen, haben beide Gebärdenismache vorgespielt. Gl. hat sich nun nachdrücklich damit verteidigt, daß es nicht möglich sei, in der Zeit von da ab, wo sie die W.-Wirtschaft verlassen haben, bis dahin, wo sie in der Schantwirtschaft in E. gefahren worden sind, 82 Bäume in der Weise zu beschädigen, wie es geschehen war. Die Regenerierung von der W.-Wirtschaft in D. durch jenes Östchen nach der Autodormale und von da bis zu der Schantwirtschaft in E. beträgt bequemer 40 Minuten und kann bei großer Beschleunigung in 30 Minuten zurückgelegt werden. Da Gl. und Nm. in der Zeit von 9 Uhr 50 Min. bis 10 Uhr 55 Min., also während 65 Minuten den Alibiort schuldig geblieben sind, und da sie 30 Minuten Zeit zur Zurücklegung des angegebenen Weges brauchen, so bleiben für die Ausführung des Frevlers nur 35 Minuten Zeit. Obenst man allerdings, daß sämtliche Bäume in einer Höhe von ungefähr 2,40 m über dem Erdboden abgebrochen waren, also nicht in Reichhöhe vom Boden aus, so erschien es unmöglich, daß eine Person allein die Beschädigung so vieler Bäume in so kurzer Zeit vorgenommen haben könne. Und Gl. war ja, wie erwähnt, zunächst allein verdächtigt. Für Nm. war auch nicht der geringste Bewegrund ersichtlich, warum er die Tat begangen haben sollte, und ein anderer Verdachtgrund, als daß er vor und nach der Tat in Gl.'s Begleitung gewesen war, lag gegen ihn nicht vor. Gl. baute auch darauf seine Verteidigung und behauptete, er sei am dem ganzen Abend nicht den geringsten Zeitraum von Nm.'s Seite gemieden, was Nm. ebenfalls betauerte. Hier kam die Daktulosepie zu Hilfe. An den Baumspitzen waren in ziemlicher Regelmäßigkeit 70 bis 80 cm über dem Erdboden, darüber mit 20 bis 30 cm Abstand, und noch einmal 30 bis 40 cm höher je 4 Finger (ohne Daumen) einer linken und rechten Hand abgedrückt. Obwohl die Oberfläche der Baumspitze etwas verwehrt und daher bosig war, waren doch die Handlinien vom Teil auf den Abdrücken, wenn auch spärlich, sichtbar. Es war nämlich in jener Nacht Tauwetter gefallen, der Erdboden war infolge dessen lebzig und schmierig; so war es gekommen, daß der Täter sich die Finger benetzt und mit Lebzig bedünstet hatte, was den Fingerbeeren teilweise einen zum Abdruck geeigneten Farbstoff verliehen hatte. Ein Vergleich dieser dann photographisch vergrößerten unfreiwilligen Abdrücke mit den Abdrücken der entsprechenden Finger von Gl. ließ eine Anzahl Besonderheiten erkennen, die in beiden Abdrücken übereinstimmten. Bei anderen unfreiwilligen Abdrücken, die von einer rechten Hand herrührten, waren zwar die Einlinienmuster nicht mehr zu erkennen, es zeigte sich aber, daß der rechte Ringfinger ein erhebliches Stück kürzer war, als er normalerweise sein würde. Gl. hat an der

rechten Hand einen verkrüppelten Ringfinger, der kürzer ist, als er in natürlicher Lage sein würde. Ein Vergleich des Handabdrucks von Gl. mit den unfreiwilligen Abdrücken der rechten Hand zeigte vollkommen Übereinstimmung der Länge und Lage der Finger, insbesondere des Ringfingers. Ebenso wurde der unfreiwillige Abdruck eines linken kleinen Fingers als von Gl.'s Hand herrührend erkannt. Ein Überinordnetzen der Plattennegative, die die Abdrücke auf den Wäblen einerseits und vort Gl.'s Fingerbeeren in der daktulosepie'schen Registratur andererseits, in denselben Größenverhältnisse photographiert, zeigten, ergab, daß die Linien, soweit sie erkennbar waren, sich deckten. Hiernach konnte unbedenklich als festgestellt angesehen werden, daß die unfreiwilligen Fingerabdrücke von Gl. herrührten. Hiervaus ergab sich weiter mangels der Vermutung, daß der Baumfrevler in folgender Weise ausgeführt worden war: Gl. ist in Kniebeuge niedergegangen und hat sich an den Baumspitzen festgehalten (80 cm); nachdem ihm Nm. auf die Schultern gestreut ist, hat er sich emporgedrückt und sich dabei an den Baumspitzen hinaufgegriffen (100 und 140 cm). Zu dieser Vermutung paßt auch, daß gerade Gl.'s Kleidung auffällig beschmutzt und burdächt war. Auf diese Weise war es den beiden Beschuldigten allerdings möglich gewesen, in 35 Minuten die Tat auszuführen. Dieser Fall ist besonders lehrreich. Er zeigt nicht nur, wie wertvoll die Daktulosepie für die Strafverfolgung sein kann, sondern auch, auf welches Maß ihre Bedeutung zurückzuführen ist. Die Übereinstimmung der unfreiwilligen Handabdrücke an den beschädigten Bäumen mit dem Handbilde Gl.'s ist ein Beweisgrund zu dessen Überführung im Vereine mit einer Reihe anderer wichtiger Beweisgründe. Sie ist in dieser Reihe ein wertvolles, vielleicht das ausschlaggebende Glied, ein Indiz — aber doch nur ein Indiz. Auf der anderen Seite zeigt der Fall die bedeutungsvolle Stellung, die die Daktulosepie innerhalb des Indizienbeweises einzunehmen berufen, und welche Beachtung ihr deshalb zu schenken ist.

Es ist ein Verdienst des Polizeipräsidenten Köttig in Dresden, die Wichtigkeit der Daktulosepie zeitigen erkannt und darauf die praktischen Folgen gezogen zu haben. Schon seit dem 1. Jan. 1903 beschäftigt sich die Königl. Polizeidirektion im praktischen Dienste mit der Daktulosepie, seit 1. April 1903 hat sie das Fingerabdruckverfahren für den Erkennungsdienst in Dresden obligatorisch eingeführt; einige weitere städtische Polizeibehörden hatten sich diesem Zweige des Erkennungsdienstes freiwillig angeschlossen. Im Jahre 1904 \*) wurde dann in Dresden die jetzt dort bestehende Centrale für das im ganzen Königreiche Sachsen eingeführte Fingerabdruckverfahren ins Leben gerufen, seit 1. Nov. 1904 ist das Fingerabdruckverfahren bei allen städtischen Polizeibehörden, seit 1. Jan. 1905 auch bei den Königl. Justizbehörden \*\*) amtlich eingeführt.

Bei der Kürze der Zeit, die seit der Einführung verstrichen ist, steht ein umfangreiches statistisches Material noch nicht zur Verfügung. Immerhin mögen folgende Angaben den Umfang und den Erfolg der Tätigkeiten der Dresdener Centrale kennzeichnen: In den Registrarkisten befinden sich 14 404 Fingerabdruckbogen, 12 081 von männlichen, 2 323 von weiblichen Personen. Von Personen, die wiederholt in Dresden zur Haft gelangt sind, ist anfast sämtlicher Finger beider Hände nur der rechte Ringfinger zum Abdruck gelangt in 5105 Fällen, 4638 bei männlichen, 467 bei weiblichen Personen. Sonach sind im ganzen 19 509 Fingerabdrücke registriert. Davon haben 5453 zur Ermittlungen geführt. Es ist im einzelnen bei 5426 Personen festgestellt worden, daß sie ihre Namen richtig angegeben hatten; in 23 Fällen wurden Personen, die falsche Namen geführt oder sich durch ihnen nicht zustimmende Papiere legitimiert hatten, ihrer Persönlichkeit nach festgestellt; eine in der Elbe ertrunkene Frauensperson, deren Wiedererkennung auf anderem Wege mißlungen war, ist identifiziert worden; in drei Fällen (zwei Einbruchdiebstähle, ein Baumfrevler) ist der Täter aus unfreiwillig hinterlassenen Fingerabdrücken erkannt und der Tat überführt worden; in den anderen Fällen haben teilweise hinterlassene Fingerabdrücke dazu geführt, den Verdacht gegen bestimmte Personen zu verstärken, oder sie von Verdacht zu reinigen.

Dr. M. rmin Gafe.

\*) SD. des Königl. Minist. des Inneren v. 12. VII. 1904

\*\*) SD. des Königl. Justizmin. v. 7. IX. 1904, J. R. VI. S. 61

Erscheint

Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Geraucher, die Königliche  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis  
Jahresbeilage: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
auswärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich.  
Einzige Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 134.

Dienstag den 14. November abends.

1905.

## Albert v. Koelliker †.

Die Naturwissenschaften sind es, die dem vergangenen Jahrhundert die Signatur aufgedrückt haben; wie in keinem vordem haben sie im neunzehnten die Herrschaft über die Geister ausgeübt und sowohl der Weltanschauung ihren Charakter verliehen, wie das soziale und wirtschaftliche Leben beeinflusst. Ganz besondere Schwierigkeiten hat die Anatomie zu überwinden gehabt, namentlich die Anatomie des Menschen. Vor keiner Wissenschaft hat man von jeher einen solchen Aufschwung gehabt, wie vor ihr, und als eine „Menschennurde“ entseeligende Annahme“ hat man die Befähigung mit ihr lange angesehen; dazu kam die Propädie der Jesuiten und die cadaverum sordes. Um so verdienstvoller sind die großartigen Erfolge, die auch sie heute aufzuweisen hat, und wozu in den letzten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung mit dem berühmten Triumvirate des Bellinus, Cusackus und Falloppa nach langer Dämmung die Vorkämpfer der anatomischen Wissenschaften anbrach, die in der Folgezeit zum hellstrahlenden Tage geworden ist, so ist doch erst im neunzehnten Jahrhundert die Mittagsgelt erreicht worden, der Kulminationspunkt, der in der Geschichte der Anatomie noch lange als die Cuspelung aller anatomischen Bestrebungen und Leistungen angesehen werden wird, Leistungen, die an Wert und Bedeutung wie an Zahl ihresgleichen nicht haben und einzig in der Geschichte dieser Wissenschaft, die auch starke Charaktere verlangt, dastehen.

Eine Zahl großer Namen, die zu den hellsten Bestirnen am Himmel der anatomischen Wissenschaft gehören, zieht das vergangene Jahrhundert. Einer nach dem anderen ist aber nacheinander dahingegangen und hat einem Meteoze gleich seine Bahn durchlaufen und beendet, als der letzte, in einsamer Größe, jüngst, am 2. November dieses Jahres in Würzburg im hohen Alter von 88 Jahren Albert v. Koelliker.

Was vergangen, kehrt nicht wieder;  
Aber ging es leuchtend nieder,  
Beachtet's lange noch zurüd.

Ein „otium cum dignitate“, wie es nur wenig Sterblichen vergönnt ist, so wozulohnend, so erquickend und mit so viel innerer Befriedigung zu genießen, hat Koelliker benutzt, um in einem ebenso lebenswürdigen und seeligen, wie gebaltvollem und interessanten Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben“ einen Rückblick auf das zu werfen, was von ihm in einem Zeitraum von fast zwei Menschenaltern erstrebt und geleistet worden ist. Dabei hat er uns einen Blick werfen lassen in das Innerste der Werkstätte eines Forscherlebens, in das geistige Getriebe, das zu einer geistigen Tat geführt hat, durch die die morphologischen Wissenschaften eine eigenartige Entwidlung und einen Ausbau erfahren haben, der heute als ein „Monumentum aere perennius“ dasteht, noch unübertroffen, bei dem die Fortschritte einsehen muß, will sie die Kenntnis der Formelemente der Organismen weiterführen, wozu er mit einem selten reichhaltigen und umfassenden Materiale die Richtschnur geliefert hat.

Koelliker war von Geburt Schweizer, seine Vaterstadt Zürich, in der er am 6. Juli 1817 das Licht der Welt erblickt hat. Sein Vater, Johannes Koelliker, geboren 1790, war der Sohn eines geachteten Schullehrers im Dorfe Thalweil am Zürchersee, der sich durch eigenen Fleiß eine bessere Bildung erworben hatte, so daß er noch jung in Zürich in dem Bankiershaus Tobler-Stabler Aufnahme fand und nach zur Vertrauensperson eines Kassenverwalters sich aufschwang. In dieser Stellung verheiratete er sich in Zürich mit Anna Katharina Füssli, die aus einer alten Züricher Familie abstammte, der die berühmte Verlagsbuchhandlung von Dreßl, Füssli & Co. angehörte, wodurch

Koelliker's Vater an dem noch heute blühenden Geschäfte einen Anteil erhielt. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, Rudolf Albert, der nachmals so berühmte Anatom, den jetzt die gelehrte Welt betrauert, sowie der um anderthalb Jahre jüngere Hans Theodor. Eine wie hohe Stellung Albert Koelliker auch nachmals eingenommen hat, als Gelehrter steht er in seinem Fach einzig da, die Ehren und Auszeichnungen, die ihm im reichen Maße zuteil geworden sind, haben ihn nie verfehlen lassen, daß er ein Mensch war, ein Mensch mit süßem Herzen, dem nicht Menschliches je fremd gewesen ist. So hat er eine frische, kräftige Jugend im Hause der Eltern verbracht und nicht erwischt, mit seinem Bruder manchen Streich aufzuführen, wie es „wilden Buben“, wenn sie rechte Buben sind, gezeimt und wohl auch gut heißt, denn „Trunten müssen wir alle sein, Jugend ist Truntheit ohne Wein“.

Seine erste Schul- wie Gymnasialbildung erhielt Koelliker in Zürich, die, nachdem der Vater bereits 1833 aus dem Leben geschieden war, ganz auf den Schultern der tüchtigen Mutter ruhte, „und kann ich nur“ — führt Koelliker in seinen Erinnerungen aus — „mit innigstem Dank und wahrer Ehrergründung anerkennen, daß dieselbe alles tat, um uns zu tüchtigen und braven Menschen zu machen und uns eine geachtete Stellung im Leben zu geben“. Im Frühjahr 1836 bezog Koelliker, neunzehn Jahre alt, die Universität Zürich, um Medizin zu studieren. Da war es namentlich der Botaniker Oswald Deer, der einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Mit den Naturwissenschaften wurde aber gleichzeitig auch das Studium der Anatomie in Angriff genommen. Neben Koelliker die theoretischen Fächer in Zürich absolviert hatte, bezog er sich dann zum Studium des praktischen Teiles der Medizin nach Bonn. Ein Wendepunkt in seinem Leben, der bestimmend für seine ganze weitere Entwicklung geworden ist, war es, als er auf drei Semester die Universität Berlin bezog, wo er vom Herbst 1839 an bis zum Frühling 1841 zubrachte. Hier waren es vor allem Johannes Müller und Jacob Henle, die einen mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Namentlich bestimmend wurde für ihn die Einführung in die epochemachenden Schwannschen Lehren und die Befähigung mit dem mikroskopischen Bau des Körpers. Hier hat Koelliker das Fundament für seine ganze weitere wissenschaftliche Tätigkeit gelegt und das Gebiet sich erobert, auf dem er nachmals so unumzürhrt geherrscht und so überaus fruchtbar gewirkt hat. Mehr denn ein halbes Jahrhundert hat er auf diesem die Hegemonie ausgeübt. Das Mikroskop war ihm fortan Begleiter fürs ganze Leben. Mit ihm bewaffnet ist er in die tiefsten Tiefen des tierischen und menschlichen Körpers eingedrungen und hat die einzelnen Organe in ihrer gewöhnlichen Struktur unterzucht und in ihre letzten Formelemente aufgelöst.

Durch Renal wurde Koelliker auch in die Entwidlungsgeschichte eingeführt, die eine neue Liebe für ihn wurde und der er fortan treu geblieben ist, wie der erlernten, der mikroskopischen Anatomie; beiden hat er mit gleicher Hingabe gebient und beiden hat er sich mit gleichem Eifer erwidmet. Für die praktische Medizin gesteht aber Koelliker selber ein, „keine besondere Befähigung“ an den Tag gelegt zu haben und mit einer föhlichen Selbstironie erzählt er, wie einmal in der geburtsbilligen Poliklinik bei einer Zwillingschwangerschaft der „herr Doktor“ durch die Gebärnne aus dem zweiten kommenden Weltbürger aufmerksam gemacht werden mußte!

Nachdem Koelliker sein Staatsexamen abgelegt hatte und zum Doktor der Medizin promoviert worden war, trat er auch in nähere Beziehungen zu Henle, der im Jahre 1840/41 in Zürich

die anatomische Professur übernommen hatte. Im Winter des Jahres 1841 auf 1842 wurde er von Henle als dessen Hilfsassistent angenommen. Hier lernte er Koelliker Henle in seiner ganzen Bedeutung würdigen und schätzen, der ihm von nun an als der hervorragende Anatom unserer Zeit galt. Später waren beide großen Männer in uniger Freundschaft miteinander verbunden und haben sich beide nicht wenig gefördert. Eamals war Koelliker allerdings noch der Empfänger, der seinem Lehrer in großer Dankbarkeit zugetan war. Mit dem Schlusse des Wintersemesters 1841 auf 1842 beschloß Koelliker mit seinem Freunde und Studiengenossen C. Kögeli auf ein halbes Jahr nach Neapel zu gehen, um dort die Arbeit an Fibrin und Gelatinol begonnene Studien an Säugetieren und Meeresthieren fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise, die sich von Neapel aus auch auf Sizilien erstreckt hatte, ward Koelliker in Zürich das Glück zuteil, von Henle als Professor angenommen zu werden, in welcher Stellung er bis zu dessen Wegzuge nach Heidelberg im Frühjahr 1844 verblieb. Inzwischen hatte er sich auch im Jahre 1843 habilitirt. Nach Henles Wegzuge von Zürich beschloß die Fakultät, die Professur dieses zu teilen, und wurde Koelliker am 9. Mai 1844, erst 27 Jahre alt, zum außerordentlichen Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie ernannt. Sieben Semester hat Koelliker in Zürich als akademischer Lehrer gewirkt; sein Freund und Kollege, der Kliniker Karl Ernst Hufe, erzählt, daß es dort Sitte gewesen wäre, daß ein jeder neue Bürger sich einer Festschmuckung über bei den Schloßern eintrug, Koelliker habe aber der Schneiderkunst angehängt. Hufe meint, weil Koellikers Vater Tuchhändler gewesen sei, da sei es selbstverständlich gewesen, daß der Sohn der Schneiderkunst habe angehängen müssen. Im Sommer 1847 erhielt Koelliker, gerade 30 Jahre alt, einen Ruf nach Würzburg, zur Übernahme der neugeschaffenen Professur für Physiologie und vergleichende Anatomie, wozu sich dann weiter die mikroskopische Anatomie und die Entwicklungsgeschichte gesellen, wozu letztere vordem noch an seiner Universität gelehrt worden war. Er nahm denn auch den Ruf unter der Auflage an, daß, sobald die Stelle der Anatomie frei werden würde, diese ihm zufallen solle, denn schon damals trug er sich mit dem Plane, eine mikroskopische Anatomie herauszugeben. Als dann im Jahre 1849 die Professur der Anatomie in Würzburg frei wurde, übernahm Koelliker auch diese und wurde zu Vorstand zweier Institute. Unmögklich konnte er aber auf die Fauer die gesamte menschliche Anatomie, die Physiologie, Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie und Mikroskopie allein vertreten, es ging dies über die Kräfte eines jeden, selbst des Stärksten. So trat er im Jahre 1858 die vergleichende und die von ihm ins Leben gerufene topographische Anatomie ab. Koelliker verlangte aber zu der Überzeugung, daß eine Vereinigung der Physiologie mit den anatomischen Disziplinen, wie diese sich allmählich entwickelt hatten, nicht weiter möglich sei, und schlug der medizinischen Fakultät vor, beide Fächer zu trennen, einen Physiologen zu berufen und die anatomischen Fächer wieder in ein Hand zu vereinen, insolge dessen der junge Physiologe A. v. Rebold nach Würzburg berufen wurde. Als letzte Umgestaltung ist jedoch noch zu erwähnen, daß mit der Zeit sich auch eine wirksamere Unterthüfung des Anatomien mit jüngeren Kräften, wie Professoren und Assistenten, als nötig erwies, so daß auf Koellikers Vorschläge hin auch ein Extraordinariat für Anatomie gegründet wurde.

Würzburg ist für Koelliker das Milieu geworden, in dem er sich zu einem der führenden Geister auf dem Gebiete der Anatomie emporgeschwungen hat. Es ist geradezu erstaunlich, was Koelliker auf dem Gesamtgebiete der Anatomie geleistet hat, die heute in eine große Anzahl von speziellen Disziplinen sich gespalten hat, von denen jede einzelne einen ganzen Mann verlangt. Koelliker hat nicht nur alle umfaßt, sondern auch einzelne in einer Weise vertieft und ausgebaut, daß er auch heute unerreicht dasteht und noch immer der führende Geist ist, wie bedeutende Mitarbeiter er auch im Laufe der Jahrzehnte gefunden hat. Seine Hauptbedeutung, die ganz unbestritten ist, liegt auf dem Gebiete der normalen Gewebelehre. Schon als Professor Henles hatte er im Jahre 1843 allgemeine Anatomie mit Demonstrationen vortragen und im Sommer 1845 als Extraordinarius in Zürich Anleitungen zu mikroskopischen Untersuchungen gegeben. Als Lehrer, wie als Forscher und Schriftsteller hat er auf dem Gebiete der Histologie

das Höchste geleistet, was je geleistet worden ist, und gilt hier unangefochten als erste Autorität. Sein erstes großes Werk hier ist die *Mikroskopische Anatomie oder Gewebelehre des Menschen*. Zweiter Band. *Spezielle Gewebelehre*. Erste Hälfte. Leipzig 1850. Zweite Hälfte. 1. Abteilung. Leipzig 1852. Zweite Abteilung. Leipzig 1854. Verlag von Wilhelm Engelmann. In dieser, die in den ersten Jahren seiner Tätigkeit in Würzburg entstanden ist, verarbeitete Koelliker die Organe des Körpers nach ihrem feinsten Baue zu schildern, ein Unternehmen, das vordem noch von niemandem in gleicher Weise durchgeführt worden war. Nachdem einmal die Gewebe des tierischen und menschlichen Körpers bis zu einem gewissen Grade genauer untersucht waren, erschien ihm gerade die Kenntnis des feinsten Baues auch der zumal am besten entwickelten Organe für die Physiologie und Pathologie von besonderer Bedeutung zu sein, wobei sein Vordringen ganz besonders auf Vollständigkeit ging. Dabei ließ er es sich anlegen sein, soviel als möglich alles, vor allem beim Menschen, selber zu prüfen und begnügte sich nicht, nur die fertigen Organe zu untersuchen, sondern er betradete sie auch in Bezug auf ihre Entwicklung. Ferner wurde auch der vergleichenden Gewebelehre, der Physiologie und pathologischen Anatomie und dem chemischen Verhalten der Gewebe soviel als möglich Rechnung getragen. Endlich sind noch bei jedem Abschnitt die nötigen Anleitungen zur Untersuchung der betreffenden Organe und Elemente und die Literatur gegeben worden. Von großer Bedeutung für das Werk waren auch die zahlreichen, meist nach Originalen dargestellten vorzüglichen Holzschnitte, die dem Text einverleibt waren. Hier hatte auch die Verlagsbuchhandlung jedes Opfer gebracht. Koelliker ist seitdem mit der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Engelmann ungetrenntlich verbunden geblieben bis auf den heutigen Tag. Alle seine weiteren epochemachenden Werke sind bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen. Koelliker und Engelmann waren congeniale Naturen, die in erster Linie die höchstmögliche Vollendung der Erzeugnisse ihres Wirkens sich zur Aufgabe gemacht hatten. Zu seinem geringen Lebe Jahre hat Engelmann, seinen Ausstattungen der Werke Koellikers durch seine Fächer ganz besonders in illustrativer Beziehung, der seine Fächer hinein setzte, hier das Rollenbette zu bieten, dazu die nötigen tragen, den Fortschrittsresultaten Koellikers seine Darstellung zu geben, durch die deren Anschaulichkeit den Lehrzweck in einer Weise unterstügt hat, daß dadurch das Verständnis der oft sehr komplizierten Gebilde erst möglich geworden ist. Die didaktischen Eigenschaften des Holzschnittes zeigen sich und hier von ihrer bedeutungsvollen Seite. Der Name Koelliker bezeichnet den einen grandiosen Geistes der Engelmannschen Verlage, während der andere durch den Namen Wilhelm Wundt repräsentirt wird. Der Verlag Wilhelm Engelmann steht auf dem Gebiete der Anatomie einzig da. Durch Koellikers bahnbrechende Schöpfung, zu denen sich die unergleichen Arbeiten Geubners auf dem Gebiete der systematischen und vergleichenden Anatomie gesellen, namentlich dessen bereits in sechster Auflage erschienenen zweibändigen *Lehrbuch der Anatomie des Menschen* und die monumentale *Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere*, die auch im Umfange in der Literatur der Anatomie ist, hat der Verlag ein klassisches Bibliothekswerk meistergültiger Werke der Hauptfächer der Anatomie gegeben.

Mit der Ausarbeitung seiner mikroskopischen Anatomie wurde Koelliker an eine Aufgabe herangetreten, die eine großartige genannt werden muß. Er hatte ein Unternehmen in Angriff genommen, zu dem noch kein Gelehrter, welcher Nation er auch angehört möge, den Mut und wohl auch das nötige Wissen und die erforderliche Fähigkeit und Kraft besessen hatte. Es war eine kühne Tat, zu der Koelliker sich nicht nur prädestinirt fühlte, sondern es auch in Wirklichkeit war, wie der Erfolg nachmals bewies hat. Das Bewußtsein dieser Kraft war der Antrieb zur Ausführung. Aber bereits während dieser kam Koelliker die Einsicht und machte sich bei ihm das Bedürfnis nach einer minder eingehenden und umfassenden Bearbeitung des bereits damals gewaltig angewachsenen Stoffes geltend, nach einem minder ausführlichen Werke, in dem die Errungenschaften der neuen anatomischen Disziplin in gedrängterer Form einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden sollten. So reiste in ihm der Gedanke an ein *Handbuch der Gewebelehre für Ärzte und Studierende*, das im Jahre 1852 von ihm zur Ausführung kam. Hiermit hatte Koelliker ein „Standard work“ geschaffen von internationaler Bedeutung, durch das er sich seinen Ruf begründet hat, indem das Buch ins Französische, Englische und

Italienische überfetzt worden ist. Noch lebhaft ist in uns der Einbruch, den das „Handbuch der Gewebelehre“ vor etwa einem halben Jahrhundert in seiner Urform auf uns gemacht hat. Die Joseph Spix's „Lehrbuch der Anatomie des Menschen“ beherrschte es damals und beherzigt es noch nicht nur das anatomische Studium, sondern auch die anatomischen Gemüther, man nahm es nicht nur mit dem Verstande auf, sondern auch mit Begeisterung. Die „Mikroskopische Anatomie“ ist dadurch in den Hintergrund gedrängt worden, nebsthalb aus deren erster Band, der allgemeine Teil, niemals erschienen ist, indem das „Handbuch der Gewebelehre“ diesen in geradezu klassischer Weise bietet. Auflage auf Auflage ist sich gefolgt, aber die Gesamthaltung des Wertes ist immer dieselbe geblieben. Stets ist soviel als möglich alles Neue, eigener wie fremder Forschung, dabei berücksichtigt worden und hat darin Aufnahme gefunden, aber nicht ohne von Koelliker selbst geprüft worden zu sein. Zweifelhafte und Neues ist an der Hand geschichtlicher Auseinandersetzung beleuchtet worden. Der vergleichenden Gewebelehre, der Entwicklungslehre, der Physiologie und pathologischen Anatomie ist durch all die zahlreichen Auflagen hindurch überall in sorgfältigster und zuverlässigster Weise nach Möglichkeit Rechnung getragen worden und nicht unterlassen hat es Koelliker, zur Nachprüfung wie zur Abnung am Schluß jeden Abschnittes auch die Untersuchungsmethode und die Literatur anzugeben.

Seit dem ersten Erscheinen des „Handbuchs der Gewebelehre“ haben sich in dem seidem verfloffenen halben Jahrhundertie sechs Auflagen des Wertes nötig gemacht. In der jüngsten hat es sich zu dem ausgewachsenen, was die „Mikroskopische Anatomie“ gleich anfangs im Auge hatte, es ist gewissermaßen eine neue, auf den heutigen Stand der Wissenschaft gebrachte Auflage dieses. Waren die ersten fünf Auflagen in einem Bande erschienen, so liegt nunmehr die sechste in drei Bänden vollendet vor. Die zwei ersten sind noch von Koelliker's Hand bearbeitet, den dritten hat dessen Freund Victor v. Ebner herauszugeben übernommen, und so wird später möglicherweise, wie sich Koelliker selber prophetisch bei der Übergabe äußerte, „diese sechste Auflage der Gewebelehre zu einer vollständigen zweiten Auflage der mikroskopischen Anatomie sich gestalten“. Jetzt, da sie vollendet vorliegt, kann man sagen, daß sie das Versprechen glänzend eingelöst hat. Sie ist ein Vermächtnis dieses reichen Geistes, der ebensolcher Gelehrter wie Virtuosen in der anatomischen Technik war.

Es ist unmöglich, aus der Fülle von Werken, die Koelliker der Wissenschaft geschenkt, hier auch nur der bedeutendsten zu gedenken, geschweige denn auch noch die große Zahl von Monographien zu erwähnen und auch nur die Unzahl von Abhandlungen zu streifen, die sich in Zeitschriften und sonstigen periodischen Veröffentlichungen befinden. Nicht umhin können wir aber, auf die „Icones histologicae“ oder Atlas der vergleichenden Gewebelehre“ hinzuweisen. Das umfassende angelegte Werk ist ein Torso geblieben, die Vollendung ist an der Großartigkeit der Konzeption gescheitert. Kein Geringerer als Virchow urteilt über sie: „Sie glänzen als die vorzüglichste Leistung auf dem unermesslichen Gebiete der vergleichenden Gewebelehre. Nur ein Mann wie Koelliker konnte diesen Riesengedanken denken und ausführen.“ Sehr zu bedauern ist es, daß die impulsive Idee nicht in ihrer allumfassenden Anlage zur Ausführung gelangt ist, die deutschen Geisteskräften konnten sich eines monumentalen Wertes mehr rühmen.

Noch auf einem anderen Gebiete als dem der Histologie hat Koelliker seine Weisheit bewährt, es ist das der Entwicklungsgeschichte. Diese gehört ganz der Neuzeit an, sie geht kaum über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaus. F. O. Danz' „Grundriß der Zergliederungslehre des neugeborenen Kindes“ mit Anmerkungen von Sommering, zwei Bände, erschienen zu Frankfurt in den Jahren 1792 und 1793, ist der erste Versuch und heute vollständig veraltet. Die Entwicklungsgeschichte hat es nicht mit dem fertigen tierischen und menschlichen Organismus zu tun, sondern sie will uns zeigen, wie sich dieser von der ersten Anlage herausgebildet hat, welche Wandlungen er von der einfachen Zelle, die den ersten Keim der später so mannigfaltig differenzierten Gewebe darstellt, bis zum für sich lebensfähigen Körper hat durchlaufen müssen. Das zur Verfügung stehende Material mit der Deutlichkeit des Experimentes an Tieren erklärt, warum wir in der Entwicklungsgeschichte der Tiere, namentlich in ihren frühesten Phasen, ungleich besser unterrichtet sind, als in der des Menschen, da wir hier immer vom Zufall

abhängen, während wir dort die Verhältnisse meistens und unseren Bedürfnissen anpassen können.

Haben nun auch H. Rathke, Valentin, Reichert, Bischoff, Hernal wertvolles Material geliefert, so ist es doch wieder Koelliker, der uns in seinen akademischen Vorlesungen vom Jahre 1861 in gedrängter Form eine systematische „Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Tiere“ mit ganz vorzüglichen, höchst instruktiven Abbildungen, ebenfalls im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen, geboten hat. Es war ein erster Versuch, der bei der Schwierigkeit nicht lückenlos sein konnte. Doch schon an ihm erkennt man „ex unguo loonem“. Die zweite Auflage dieser Vorträge, die achtzehn Jahre später erschienen ist, während die erste noch auf Bischoff und Remak aufgebaut ist, in allen Teilen die Frucht eigener Untersuchungen Koelliker's und ein durchaus neues Werk. Gewissermaßen einen Auszug aus diesem größeren Werke bildet der „Grundriß der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Tiere für Studierende und Ärzte“, der im Jahre 1880 bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen ist. Bereits im Jahre 1884 machte sich eine zweite Auflage nötig, während in den Jahren 1896 und 1897 von D. Schulte eine Neubearbeitung des Grundrißes der Entwicklungsgeschichte besorgt worden ist, die ganz auf der Höhe der Zeit steht.

Auch auf dem Gebiete der descriptiven, speziellen oder systematischen Anatomie, wie auf dem Gebiete der Physiologie hat sich Koelliker schriftstellerisch betätigt, doch seine Bedeutung liegt in den vorerwähnten Fächern, der Gewebelehre, der Entwicklungsgeschichte und der vergleichenden Histologie. Daß Koelliker von der Zeitkrönung, dem Darwinismus, nicht unberührt blieb, ist bei dessen universellem, leicht empfänglichen Geiste wohl zu verstehen, obgleich er während seines Studienganges nie dazu gekommen ist, sich ausschließlich oder vorwiegend mit der Zeitgenossenschaft zu befassen. Doch konnte er sich den Arbeiten von Hägei, Darwin, Gadow, Weismann und so vielen anderen nicht ganz verschließen. So hoch er nun auch die Bestrebungen Darwins schätzte, so vermochte er sich ihnen anzuschließen doch nicht, und sprach sich in seiner Abhandlung: „Über die Darwinische Schöpfungstheorie“ sehr entschieden gegen eine Annahme einer natürlichen Jüdtung von nützlichen Varietäten aus und stellte in derselben Schrift seine „Theorie der heterogenen Zeugung“ auf, deren Grundgedanke der ist, daß unter dem Einflusse eines allgemeinen Entwicklungsgesetzes die Geschöpfe aus von ihnen erzeugten Keimen andere abweichende hervorbringen, was dadurch geschehen könne, daß die betrachteten Eier bei ihrer Entwicklung unter besonderen Umständen in höhere Formen übergehen oder dadurch, daß die primitiven und späteren Organismen ohne Befruchtung aus Keimen oder Eiern andere Organismen erzeugen, was man als Parthenogenese bezeichnet. Es ist außerordentlich interessant, die Stellung, die Koelliker zum Darwinismus einnimmt, eingehender zu verfolgen, und zu sehen, wie er seinen Standpunkt vertritt. Koelliker's Ansicht ist, daß der Entfaltung der gesamten organisierten Welt ein großer Entwicklungsplan zugrunde liegt, der die einfachsten Formen zu immer mannigfaltigeren Entfaltungen treibt. Wir bedauern, auf die immerhin geistvollen Darlegungen Koelliker's hier nicht weiter eingehen zu können, wollten nur seinen Standpunkt präzisieren, können aber das Studium seiner diebezüglichen Schriften sehr empfehlen, wenn man auch seine Ansichten nicht teilen sollte.

Zum Schlusse wollen wir noch die Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie erwähnen, die heute in der holländischen Reihe von 83 Bänden vorliegt. Diese Zeitschrift wurde von G. Th. v. Siebold und Albert v. Koelliker im Jahre 1848 gegründet. Die holländische Reihe von Bänden ist ein schlagender Beweis, in welcher vorzüglicher Weise sie ihre Aufgabe erfüllt hat. Sie hat nie gelauert und blüht noch heute, wie am Anfang. Während bei Koelliker selbst hervor, daß die Firma Wilhelm Engelmann „ihre Bestrebungen dabei getan und seine Mühe und seine Kosten gedeckt habe, um die Zeitschrift zu fördern“. Die Reuektion hat bis zu seinem Tode v. Siebold besorgt und nach diesem bis zum heutigen Tage Prof. C. G. Wiers in Göttingen.

Daß Koelliker auf dem Gebiete der Anatomie extensiv wie intensiv so außerordentlich hervorragendes zu leisten vermocht hat, der Genieus wird nicht allein dazu fähig gewesen, es kommt noch dazu, daß er sich wie in seiner Lebensführung, die ein Muster von Nüchternheit und Einfachheit gewesen ist, auch in

der Wissenschaft zu beschränken verstanden hat. Die vielen Fragen, die den modernen Menschen befürchten, politische, soziale, religiöse, hat es für ihn nicht gegeben.

Für seine epochenmachenden Taten sind Kockler zahlreiche und vorüberlebende Ehrungen von Allerhöchster Seite, wie von Gesellschaften und sonstigen Korporationen zuteil geworden, von der Verleihung des Erzelenz-Prädikates bis zur Straßenbenennung nach ihm. Wer sich dafür interessiert, diese Fülle von Auszeichnungen kennen zu lernen, oder von die Reugierde dazu

treibt, der findet sie alle mit harmloser Freude und kindlicher Einfachheit in den Erinnerungen aus seinem Leben höchst gemessenhaft gebucht. Hatte sich Kockler als Gelehrter bis in sein hohes Alter hinein immer die Freude der Jugend bewahrt, hatte er in seinem Streben stets die Stärke und Kraft des Mannes bewahrt, so hatte er sich in seinen Fühlen allezeit die Einfachheit des Berges erhalten. Der größte Reiz aber, der ihm geblieben, ist, daß wir sagen können: „Es wird die Spur von seinem Erbtagert nicht in Kosen untergehen!“

### Bücherbesprechungen.

— Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Volktausgabe in 2 Bänden. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis 5 Mk. — Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine billige Volksausgabe von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ zu veranstalten. Als Widmung ist ihr ein erst nach Abschluß der ersten Ausgabe unter den Papieren des Fürsten gefundenes Celeitort vorgelegt: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft.“ Der Herausgeber Herr Köhl hat aber die neue Ausgabe auch zu einer verbesserten gemacht. Der Text ist nochmals nachgeprüft worden; an Stelle der Entwürfe, die dem Fürsten in seinen Konzepten vorlagen, konnten mehrfach die Redaktionen letzter Hand eingesetzt, manche Stücke, die für früher nur zum Text sehr fehlerhafte Abschriften vorlagen, nach den inzwischen aufgefundenen Originalen berichtigt werden. Durchgeführt ist die von dem Fürsten beobachtete Schreibung der Worte trotz oder besser wegen ihrer Abweichung vom Schulmäßigen. Endlich hat sich der Herausgeber in kurzen Anmerkungen zu der wissenschaftlichen Kritik geäußert, die aus Irrtümern der Bismarckschen Darstellung aufmerksam gemacht hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß das, was er in letzterer Hinsicht bieten konnte, nicht allen Ansprüchen genügen wird. Wir machen ihm aber daraus keinen Vorwurf; die hier hervorströmenden Mängel waren vielmehr unvermeidlich. In Ansetz zu einer billigen Volksausgabe lassen sich eben die Fragen, die hier gelöst werden müssen, nicht eingehend behandeln. Der Herausgeber hat sich deshalb ansehnend nicht an allen Stellen, die Gegenstand kritischer Erörterung geworden sind, zu dieser Kritik äußern können; wenigstens wird Macht, soweit ich sehe, nur einmal erwähnt, Kammel gar nicht. Die Bemerkungen aber, die er macht, sind zweifellos sehr wertvoll, aber sie können wegen der gebotenen Kürze die Sache nicht erschöpfen und deshalb kein vollständiges Bild von der Beurteilung geben, die die Gedanken und Erinnerungen als Geschichtsquelle gefunden haben. So läßt sich z. B. die Kritik, die Venz (zur Kritik der Gedanken und Erinnerungen. Berlin 1899) an der Darstellung des fünften Kapitels geübt hat, nicht mit der kurzen Note auf S. 118 des ersten Bandes erledigen, und ebenso wenig durch die Note auf S. 134. Inwiefern diese Bemerkungen berühren den Wert der neuen Ausgabe nicht, der darin ausgedrückt werden kann, daß durch sie die erste Ausgabe auch für den wissenschaftlichen Gebrauch überwunden ist. Noch weniger berühren sie den Wert der Ausgabe als Volksausgabe, da es für deren Hauptzweck auf die kritischen Auseinandersetzungen nicht ankommt. Es soll durch sie doch vor allem die aus dem Text sprechende Persönlichkeit Bismarcks auf weitere Kreise wirken. Und so wünschen wir denn mit dem Hinweis auf die vom Fürsten selbst gewählte Motto dieser Volksausgabe die weiteste Verbreitung. Die Erstellung dieses Buches wird aber gewiß nicht beeinträchtigt, wenn man die Glaubwürdigkeit der in dem Werke erzählten Einzelheiten ebenso beurteilt, wie bei anderen guten Denkwürdigkeiten. Selbstverständlich hat Bismarck die Tatsachen nicht absichtlich entstell, aber auch sein Gedächtnis war nicht unfehlbar, auch seine Darstellung ist subjektiv gefärbt. Gerade hierin liegt ja der besondere Wert des Buches: eben wie Bismarck über die Geschicknisse gedacht hat, das will man erfahren, das bleibt für alle Zukunft lehrreich. Dabei möchten wir noch vor einem Fehler der über-eifrigen Bismardianer warnen, vor einer schablonenhaften Übertragung seiner Urteile und Maßregeln auf die Fragen der Gegenwart. Veränderte Verhältnisse und neue Aufgaben verlangen ihre eigene Behandlung, und Bismarck wäre der letzte gewesen, der auf solche Fragen ein feststehendes Schema angewandt hätte. Werden in der Beurteilung der „Gedanken und Erinnerungen“ als Geschichtsquelle und in ihrer Wertung als

Born haarmännlicher Weisheit die angebundenen Fehler vermieden, so wird das ihrer Verbreitung und Wertung nur nützlich sein. Das entgegengesetzte Verhalten, d. h. die Forderung, daß für diese Memoiren die überall als selbstverständlich geltenden Grundätze nicht anwendbar sein sollen, bewirkt naturgemäß einen um so empfindlicheren Gegenstoß; und der schädigt dann leicht die Wirkung und Verbreitung des Wertes. Die „Gedanken und Erinnerungen“ sind gewollt genug, daß sie keine künstliche Stütze brauchen; auch ohne eine solche dienen sie „zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft.“ A. Bs.

— Die Schlacht bei Forbach und die Wehrkraft des deutschen Volkes. Eine Instruktion für die Ungläubigen von Tacitus Minor. 128 Seiten. Leipzig, Politischer Verlag von C. Spielert. 175 Mk. — Wie schon der Titel andeutet, spielt dieses Buch ebenfalls nach Wilkes sensationellere Veröffentlichung und rechtlich sehr würdig den Schriften ähnlicher Art an, die ungeschärfte alle Institutionen unserer Armee als faul und moralisch darstellend und mit erhaltender Reiselust ihre unfehlbaren Feindmittel dagegen anpreisen. Das Buch wird natürlich in den Reihen derer, die an den Grundlagen unserer Wehrkraft zu rütteln suchen und die Bahnen, in denen sich unsere Heranziehung bewegt, als verfehlt ansehen, Beifall finden, anderweitig wird der Verfasser mit seiner Instruktion für die Ungläubigen sich „Bläuliche“ in seinem Sinne nicht erwecken, auch wenn sie, wie er zu empfehlen für nötig hält, sein Buch „mindestens zweimal lesen.“ H. St.

— Krabmer (Rgl. Preuß. Generalmajor z. D.), Rußland in Asien. Band I: Das Transkaspiische Gebiet. Mit 1 Übersichtskarte und 2 Skizzen. Berlin 1905. Buchverlag & Co. 6 Mk. — Von einem umfassend angelegten, 7 Bänden Werte behandelte der erste Band das transkaspiische Gebiet. Rußland hat in Transkaspien eine große Kulturarbeit verrichtet: Die räuberischen Turkmenehämme sind jetzt unter möglicher Wahrung ihrer Eigentümlichkeiten zivilisiert, Ackerbau und Handel sind gefördert und was ein Stobelen mit dem Schwerte erobert hat, hat ein Karpotkin trefflich verstanden, in legendreicher Friedensarbeit zu entwickeln und für Rußlands Machtstellung in Mittel-asien einen wichtigen Stützpunkt zu gewinnen. Wie dies vor sich gegangen ist, schildert das vorliegende Buch. Die historischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse erfahren eine ebenso gründliche wie in der Form anziehende Darstellung, auch über Handel und Gewerbe, über den Mineralreichtum des Landes, wie über Volksbildung und Gerichtsweisen wird eingehend Aufschluß gegeben. Dem Buche ist ein großer Leserkreis zu wünschen und dürfte ihm auf dem behandelten Gebiete kein anderes an die Seite zu stellen sein. H. St.

— Korte, August, Die Konzilspolitik Karls V. in den Jahren 1538–1543. Halle, R. Haupt. (Nr. 85 der „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.“) — Es ist ein wichtiges und interessantes Stück Reformationsgeschichte, das uns in der vorliegenden Schrift vorgeführt wird. Sie beweist, daß Karl V. die religiösen und kirchlichen Fragen im Grunde nur als Politiker aufzufassen und zu behandeln verstand. Statt die anderen Angelegenheiten zu betheiligen, spielte die Konzilsache bei dem Kaiser doch mehr die Rolle des Nebenbühlers, das grünen oder zurückgesetzt wurde, je nachdem es die politische Situation erforderte. Durch den Wechsel der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst geman allmählich die ganze Konzilsangelegenheit ein verändertes Aussehen. Daß ein Konzil die Wiederherstellung der Glaubenseinheit verwirklichen konnte, war seine Idee mehr. Es kam herab zu einer theologischen Festsitzung, welche nach Karls Meinung die kaiserlichen Pläne zu unterlegen hatte. Die Konzilsfrage bradte neuen Stoff zum Spiel mit sich, zumal der Kaiser von einem Konzil durchgreifende Reformen erwartete. G. B.



Dienstags, Donnerstags und Sonnabends und kann für sich nur durch den Herausgeber, die königliche Erziehung der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße 5, bezogen werden.

der

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1 M 25 S.,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 S., für  
außwärts 1 M 64 S.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5 S.

Redakteur: Dr. Julius Nisfart in Leipzig.

Nr. 135.

Donnerstag den 16. November abends.

1905.

## Der „Gothaer“ vor hundert Jahren.

Wieder liegen in den Buchhändlerläden die Reiben der Kalender ausgebreitet, die alljährlich gegen Ausgang des Herbstes für das neue Jahr erscheinen. Manches ist neue Ware, kurzgefrägliches Wert, manches aber auch erprobt durch den Lauf der Zeiten. Zu den ältesten Kalendern gebührt sicherlich der Gotha'sche Hofkalender und es lohnt sich vielleicht gerade in diesen Wochen einmal einen Blick in seinen Vorgänger von vor 100 Jahren zu tun. Es ist ein kleines, sehr leichtes Büchlein, das vor uns liegt. Nur etwa einen Zentimeter stark, acht hoch und sechs breit. Doch erscheint es fein säuberlich in seinem in Kupfer gestochenen Umschlag und gleicht mehr einem Gedächtnisbuche für jarte Damenbände als einem profanen Kalender. Es freilich fleißig darin gelesen worden ist, wer weiß es! Fast neu kaum das Büchlein aus, nur das Papier ist vergilbt und das Gold am Rande der Blätter verblüht. Geziert ist der Kalender mit dreizehn, ganz netten Kupfern, nämlich vor dem Titelblatt mit dem Bild eines Trägers des gotha'schen Wappens, danach den Bildnissen des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen und seiner Gemahlin, dem Bild von St. Cloud, von Sibyllarat, des Papens von Vornomo, des Marktplatzes zu Beneiz und mehreren „militärischen Trachten aus älteren und neueren Zeiten“, nämlich der Abbildung eines römischen, altranzösischen, eines französischen Soldaten aus dem letzten Kriege, eines österreichischen, türkischen und chinesischen Soldaten. Zu den Bildern sind genauere Beschreibungen gegeben, aus denen zu ersehen, daß Vornomo nur wegen des Kuitkriegs des heiligen Fiebers Aufnahme gefunden hat. Beim römischen Soldaten heißt es, fast modern anmutend: „Die Römer hatten keine besondere Korps von Schanzgräbern und Arbeitern, sondern jeder Soldat mußte bei Beschäftigungen umher mit Hand anlegen . . .“ Daher war der römische Soldat außerordentlich belastet: er trug außer seinen schweren Schuh- und Angriffswaffen sein Heißbüdel, seine Felleische, sein Schanzzeug um.“ Dann heißt es weiter: „So selte er auch auf dem Kupfer dargestellt sein, aber unter genialischer Kupferstecher hat — wie wir leider zu spät sehen — die ihm gelieferte genaue Zeichnung beiseite gelassen, und uns die Gestalt eines Kriegsgotts hingestellt, die wir indessen, um die Reize der Krieger zu eröffnen, unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.“ Vielleicht liefern wir im nächsten Jahrgang den ächten aber weit profanischeren Römer.“ Wie leicht hätte sich der von seinem Mitgefühl glücklicherweise unberührte Herausgeber heute im Zeitalter illustrierter Tagesblätter dessen können! Daß „die Franzosen als Velden vom Orbsiten bis zum Kleinsten“ bezeichnet werden, kann damals nicht wundernehmen, aber auch von Österreich heißt es: „Daß colossalische Vaterland hat nicht Ursache sich vor äußeren Feinden zu fürchten, so lange es von einem solchen Heere beschützt wird.“ Aufeinander war es also auch damals schon Sitte, die Kalender recht lange vor Jahresbeginn erscheinen zu lassen; die Refer des Jahres 1806 hatten meistentheils keinen Anlaß mehr, nach dem Ausgang der Schlacht von Austerlitz in jene Lobrede miteinkommen. An türkischen Soldaten sind Janitscharen dargestellt, die Tracht der chinesischen Leibgarde dürfte sich in den verfloßenen hundert Jahren wenig geändert haben.

Nach dieser Einleitung beginnt der eigentliche Kalender. Wir werden belehrt, daß das Jahr 1806 von Erdröpfung der Welt das 5755. oder, wenn man nach Uffersius rechnet, das 5810. ist, von Geburt Christi an das 1806. von der Regierung Kaiser Franz II. an das 14. und endlich — von der Regierung Herzog August zu Sachsen-Gotha das 3. ist. Eine Sonnenfinsternis zu schauen, vom 2ten von 1806, in Mitteleuropa meistentheils nicht vergangen, während die Mondfinsternis allen sichtbar sein

solte. Die Schar der Planetoiden war damals noch nicht entdeckt, so wird die allein bis dahin bekannte, 1801 von Piazzi gefundene Ceres mit derselben Gründlichkeit (Aus- und Niedergang in jedem Monat) behandelt wie der mächtige Jupiter. Neptun rollt noch unerkannt seine Bahnen, das Jovialfallst wird als der „Lunarkreis der Sonne“ bezeichnet, dessen Materie, durch das Umkreisen der Sonne um ihre Achse verdrift, dabei um ihren Äquator stärker abgehoben wird.“ Der wunderbare, bleiche Schein der — an den Märzabenden am besten sichtbar — im Westen nach dem Verlöschen der Sonne am Horizont sich hebt, hat bis heute sein Geheimnis nicht enthüllt, doch ist es wunderbar, daß eine Annahme, die vor kurzem über die Entstehung des Lichts durch die Zeitungen lief, etwas an jene Angabe des Kalendermannes von vor 100 Jahren anknüpft. Warum im Kalendarium die ersten sieben Monate des Jahres noch mit ihren heissen lateinischen Namen aufgeführt werden, ist nicht recht ersichtlich, zumal bei einer späteren Übersicht astronomischer Natur die anheimelnden deutschen Bezeichnungen wie „Jänner“ und „Februar“ nicht fehlen.

Dem Kalendarium folgt eine Übersicht der Geburtstage des Herzog. Sachsen-Gothaischen Hauses und eine Geschlechtsstafel des löchl. Hauses vom ersten Kurfürsten ab, in der die Scheidung in die verschiedenen, einst bestehenden erbnisfähigen Linien von Weimar, Eisenach, Jena, Gotha, Coburg, Meiningen, Römild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld ersichtlich gemacht wird und von den Albertinern der verstorbenen König Anton als letzter aufgeführt ist.

Das genealogische Verzeichnis der lebenden vornehmsten hohen Personen in Europa füllt 105 enggedruckte Seiten. Es enthält manches Interessante. Begonnen wird, wie wir jetzt und häufig, mit der erbnisfähigen Linie von Sachsen, die in die Herzogtümer Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Sachsen-Saalfeld-Coburg und Sachsen-Weimar-Eisenach, letzteres regiert von Carl August, zerfällt. In der albertinischen Linie regierte bekanntlich Friedrich August. Anhalt zerfällt in Anhalt-Deslau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Bernburg-Schaumburg, Anhalt-Cöthen und Anhalt-Jerchl. Von Brandenburg wird außer dem „Brandenburg-Curland“ Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Cnyzbach oder Ansbach genannt, als Braunhchwitz-Wolfenbütteler Herzog erscheint der nachgerade berühmte gewordene Carl Wilhelm Ferdinand, auf dessen Krumm sein Titel Kön. Preuß. Generalfeldmarschall wie prophetisch hinweist. Das durch den Frieden von Lunewille 1803 entstandene, später recht kurzlebige Herzogtum Breisgau unterhebt dem Herzog Ferdinand von Österreich, auch die Kurfürstung der Herrscherfamilien von Bourbon und Orleans, Crov, Curland, Esturien, Sardinien und Sicilien erinnern nur an historische Begriffe. Bei Frankreich sind Napoleons Geschwister noch nicht vollständig aufgeführt, Hieronymus fehlt noch, die Gemanneten aber haben noch nichts von den hohen Würden, die sie später erlangten, und erdienen mit bezeichnenden Titeln: Prinz Joseph als Großmarschall von Frankreich, Prinzessin Elise als Fürstin von Piombino, Prinz Ludwig als Connetable von Frankreich, Prinzessin Marie Paulette als Fürstin von Borghese und Annunziata Caroline als Gattin des Fürsten, französischen Großadmirals und Pariser Gouverneurs Murat. Eine blühende Familie besitzt der König Georg III. von Großbritannien, aus dessen Ehe mit einer Mecklenburg-Strelitzer Prinzessin 13 Kinder aufgeführt sind, auch der Landgraf von Hessen-Camburg (daneben sind von hessischen Päulern noch das Kurhau und die Landgrafschaften von Hessen-Philippsthal, Hessen-Rosenburg und Hessen-Darmstadt aufgeführt), hat die hessische Zahl von 11 Kindern,

woon nur ein Sohn preussischer Offizier ist, während die anderen der k. k. Armee angehören. An der Spitze von Hohenzollern-Regimenten steht der Fürst Hermann Friedrich Otto, Reichs-Kammerrath und Reichsgeneralfeldmarschallleutnant, an der Spitze von Hohenzollern-Sigmaringen der Fürst Anton Aloysius-Maximilian-Franz. Polheim verfallt in die Linien Sonnerburg-Augsburg, Bed, Oldenburg und Götting-Oldenburg, Nassau-Weilburg, Nassau-Weilburg, Nassau-Weilburg, Nassau-Weilburg, Nassau-Weilburg. Als Italiens König erscheint Kaiser Napoleon, zum König erklärt durch den Beschluß der Staats-Convente und nach Annahme der Krone zu Mailand am 26. Mai 1805 gekrönt. Unter Österreich wird erwähnt, daß sich Kaiser Franz II. (als Römischer Kaiser noch besonders späterhin aufgeführt) bereits 1804 zum erblichen Kaiser von Österreich erklärt habe — gewissermaßen das Vorbild zum tragischen Ende der alten Kaiserherrschaft, die bei dem Kalender unter den Hunderten von Prinzen ganz zurücktretende, Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig erst wieder erwecken sollte. Von Neufürst erntet nur Neufürst die Bekanntschaft. Das neben solchen Häusern als „vornehmste, hohe Personen Curvas“ die Herzöge von Kremsberg, Fürsten von Kuerberg, von Glax, von Solobro, Jäger (Sachsenhausen), Fürstberg (in drei Linien, darunter eine landgräfliche, zerfallend), Hoheloh (mit Ceringen, Langenburg, Angelfingen und Kirchberg, sowie den Waldburgischen Linien der Bartenstein und Schillingenfürst), Rindt, Reiningen, Rigne, Löwenstein-Bertheim, Cettingen-Wallerstein und Salm (mit Salm, Kyrburg und Reiferscheid) von Saan, Schwarzenberg, Gierga, Solms (mit Draunfels und Sied), Stolberg (nur Oldern), Thurn und Taxis und Truchsel-Waldburg (mit drei Linien) erscheinen, ist bei denen noch jetzt bestehendem Ansehen auch heute verständlich, während Namen wie der des Fürsten von Bariant und Belgiojoso, Breitenheim, Großalcovicov von Spalac, Terralini, Lamberg, Loos und Gorkwaren, Palm, Siegenhof und Kulmbach sich verlorst sind. An Kirchenoberen werden genannt die Fürstbischöfe von Augsburg, Bamberg, Basel, Brixen, Eichstätt, Fulda, Lüttich, Osnabrück (ein Sohn des englischen Königs), Paderborn, Passau, Speyer, Trier und Würzburg, die Fürstbischöfen von St. Blasien, Gorden, St. Emmeran und St. Gallen, die gelehrtesten Bischöfen von Buzhau, Efen, Sanderstheim, Gersdorf, Nürten- und Obermünster wie Queclenburg, der Fürstbischof von Emsingen, weiter als Erzbischof der deutschen Reichs-Kurfürst Karl, Erzbischof und Fürst zu Regensburg, „geborener Freyherr“ von Dalberg, als Kurfürst der Salzburger Ferdinand und der Trierer Clemens Wenzelslaus, ein Alerberrner, Königl. Poln. Prinz und Herzog von Sachsen, der zugleich Bischof von Augsburg und Propst zu Emsingen ist. An Kardinalen erscheinen 6 Bischöfe, 38 Priester und 11 Diakonen, darunter Napoleons Verwandter Josef Felsch. Der Papst selbst wird eigentümlicherweise nicht erwähnt. Endlich interessiert noch, daß als Großfürstentum Estim III. und als Kaiserin des Baltischen Republik Job. Schimmelpennin genannt und neben den Fürsten und Herren der erste Landmann der belotischen Republik, der Johannitermeister, der Deutsch- und Großmeister (ein österreichischer Greiberg) und der Großmeister des Maltheisordens als gleichberechtigt erscheinen.

So lesend- und nützlichwert für manchen anderen Kalender die sondersartige Tabelle der deutschen Kaiser, Könige von Dänemark, England, Frankreich, Preußen, der Kaiser von Rußland, der Könige von Schweden und Spanien, die nun folgt, erscheint, wollen wir sie doch überschlagen und einen Blick auf das Breichens der Gewandten, Residenten und Consuln der vornehmsten Mächte und angelegentlich Handelsplätze werfen. Genannt werden Berlin, Bern, Gagra, Constantinopel, Dresden, Florenz, Frankfurt am Main, Haag, Hamburg, Karlsbrunn, Kopenhagen, Vissabon, Ciorno, London, Madrid, München, Neapel, Paris, St. Petersburg, Regensburg, Rom, Salzburg, Stuttgart, Washington und Wien. Das Kaiserthum in Sachen unterfällt in Beatin, Constantinopel, Frankfurt, Kopenhagen, London, Madrid, München, Paris, Petersburg und Wien jumeist Gesandtschaften (den Titel Botschafter kennt die Welt noch nicht), während in Dresden Kurbrandenburg, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Pfalz, Preußen, der Römische und der Russische Kaiser, Sacksen-Weimar, Schweden und Spanien vertreten sind.

Wenn man von dem großen Herd der bei Regensburg aufgeführten deutschen Reichstags-Gewandten (dazu kommen beim Kurfürst-Erzbischof und bei der Reichsverammlung „accreditirte“) absteht, so ist natürlich Paris der Ort, wo die meisten ausländ-

dischen Vertretungen ihren Sitz haben. Es sind 26 Staaten — meist durch Herren hohen Rangs — bei dem mächtigen Herrscher vorzutreten, der noch wenige Jahre vorher von ihnen als nicht gleichwertig betrachtet worden wäre.

Dielem mehr historisch-statistischen Teil folgt nun im Kalender ein unterhaltendes. Er beginnt mit einer Schilderung des nordamerikanischen Freistaats, die knapp und klar geschrieben ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Union gibt. Wie wenig bedeutet sie noch, wie ahnend klingen aber die Worte wie: „Wenn die Weltwärts künftig in gleichem Verhältnis weiter steigt, wie fürchtbar werden alsdann das Staatskräfte für das übrige Amerika werden.“ Daß der amerikanische Star in untern Tagen seine Fänge schon nach andern Weltteilen ausstreckt, hat der Schreiber der damaligen Zeiten trotz der in seinen Zeiten noch manchmal zutage tretenden Befürchtung vor dem weiteren Anwachsen des Freistaats noch nicht ahnen können.

Im folgenen, mit Schillers Sentenz von „schredlichsten der Schreden“ überliefernden Kussag über die Höllenmaschinen werden offenbar etwas übertreibend und angerührt durch den Anblick auf das Leben Bonapartes im Jahre 1800 mehrere solche Ungethime aus alten Tagen geschildert, mehr noch befremden uns aber spätere Kussage über die Selbsthänkung menschlicher Körper und — kein Gegenstand! — deren Unempfindlichkeit gegen das Feuer. Wie tragikomisch dünkt uns die an Struwwelpeter erinnernde Geschichte von dem Brand einer Frau, „ohne alle Ursache entstanden“. „Die Frau war übermäßig fett, an Gewicht gegen 200 Punde schwer und trant im Übermaß Branntwein“ meldet der Chronist, der in erstem Ton, ja ansehend wissenschaftlich über das denkwürdige Ereignis berichtet. Im Gegenlag zu diesen Kussagen verrät der weitere über „Höhen der Berge und Orter“ recht anerkennenswerthes Wissen. Wie ein Sehnen nach der größeren Erkenntnis unserer Tage klingt der Satz: „Einmal ist die Gestalt der Erdoberfläche noch nicht hänglich bestimmt und man hat daher noch keinen deutlichen Begriff von der Fläche, die bei den Bestimmungen der Unebenheiten als der Nullpunkt anzunehmen sein möchte.“ Wunderbar aber brüht er, daß man schon Kenntnis hat von der Lastade, daß nicht alle Meere gleich hoch stehen — ein Satz, von dessen Wichtigkeit selbst Seebäder in unserer Lage noch wenig wissen. Angegeben sind die Höhenmaße in Pariser Fuß, etwa  $\frac{1}{2}$  m groß. Als höchster Berg erscheint der von „Gumbold“ teilweise befahrene Chimborazo mit 19 602 Fuß, der Himalaya ist noch terra incognita, dagegen scheint es, als ob man vom Kuenlun Kenntnis habe. Freilich wird er auch unterschätzt, wenn von einem nur 5000 m hohen Grenzgebirge zwischen China und dem russischen Reich gesprochen wird. Bei den weiteren Angaben über die Größe von Städten zeigt sich die damals und noch lange übliche Überschätzung des Auslands. Als größte Stadt erscheint Niaco (Johanna?) mit 1½ Millionen Einwohnern. Berlin ist so groß wie Chemnitz vor etwa 10 Jahren, Dresden wie Jowdan, Sohon und „Salle in Sachsen“ wie Grimnitzkau, Chemnitz wie Dohentheim-Gentshaus u. a. m.

Unter „Politische Rückblick“ erscheinen recht interessante statistische Angaben, die freilich dem heutigen überreichen Material gegenüber recht lässig ausfallen. Doch läßt sich vielerlei mit Interesse daraus verfolgen, daß Island der menschenleere und Walta der vollreichste Raum des Erdbodens ist, daß Persien im Alter von 140 bis 150 Jahren 6 bekannt seien, darüber hinaus einer, daß von den „Weibern“ ein Drittel verheiratet sei, von den Männern drei Fünftel.

Eine Schilderung vom Lagerleben von Jeit bei Utrecht interessiert nicht, doch möchte man es so sehr berichten aus der Glanzzeit der Jahre 1804 und 1805. Wie im Hilde stehen die nun längst zur Geschichte gemordenen Ereignisse vorüber von den Abschlüssen der Verträge seitens der englisch-österreichischen Compagnie mit den inländischen Großen, der Wiederherstellung des Jesuitenordens, dem Donner der englischen Geschütze vor französischen Häfen, dem Schurz der französischen Armee zu Napoleon, der Ankunft des Papstes zu Fontainebleau, der Kaiserkrönung Napoleons, der gemüßmaßen als Gegenstück dazu wenige Tage später in Wien begangenen Freier der Bekanntmachung der österreichischen Kaiserwürde, dem Ausbruch des Kriegs zwischen Spanien und Großbritannien, der Unterjochung der botanischen Republik unter Napoleons Willen, der Wahl Napoleons zum König von Italien — ja, wahrlich eine große, weltbewegende

Zeit und doch Urdaträge mit dem ganzen unwiederbringlich verlorenen Hauch des Kleinlebens Ludwigs Richter'scher Bilder, in den der Kalender — nach verschiedenen Angaben über Rasse u. dgl. — wie auktigmal mit der Übersicht über „Klang und Ankunft der reisenden und fahrenden Posten“ in Gotha. Kurze, einseitig däumende Angaben sind es, aber Hand aufs Herz, es

geht und doch beim Lesen wie ein süßes Sehnen durchs Herz, heraus aus dem Galen und Treiben des Betalters des Betreters, dem Donner der Stadtbahn und Hochbahn, dem Schnauben der Automobils nach dem süßen Posthof zu Gotha mit seinem Pferdegetrappel und seinem längstverkommenen Posthorntlang.  
Reuberg.

### Bücherbesprechungen.

— Leo N. Tolstoj, Anna Karenina. Roman in 8 Büchern. 3 Bde. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. — Diese drei Bände bilden einen Teil der von dem Verfasser genehmigten Ausgabe von Raphael Loewenfeld. Den Roman hat Tolstoj im Jahre 1874 begonnen, während sein großer historischer Roman „Krieg und Friede“ 1865 erschienen war. „Anna Karenina“ ist ein Ehedrama, aber er hat nicht die entfernte Ähnlichkeit mit den romanhaften Romanen gleichen Inhalts, die sich auf ihr Thema beizühnen und daselbe nach allen Seiten hin mit ebensoviel Präzision wie Pürschheit ausbeuten. Tolstoj's Roman ist zugleich ein großer russischer Kulturroman, und wenn auch der Faden des Ehedrums nie verloren geht, so ist er doch in ein Gemälde eingewirkt, in welchem Licht und Schatten nicht bloß von der Leidenschaft der einzelnen berührt, sondern von der ganzen Kulturbewegung eines großen Volks mit den ertauschten Missethänden, die sie keins, nein erzeugt, wenn sie sich aus ihnen herausarbeiten will, mit der ganzen Herbertheit der vornehmen Gesellschaft, mit der ganzen Naturmächtigkeit eines ebenso rohen wie kindlichen Volkslebens, mit dem ganzen Streben und der Bescheidenheit einer gewissenlosen Bürokratie. Die Fäden des Romans ist die Ehefrau eines niederen Beamten Karenin, dem sie untreu wird. Die große, sich durch den ganzen Roman hindurchziehende Frage ist die der Ehedruid, zu der aber ihr Gatte, wenn er ihr auch anfangs nähergetreten ist, trotz aller Bemühungen der Freunde und Verwandten nie zuletzt nicht entschließen kann. So bleibt Anna Karenina in einer schiefen Lebensstellung, wird von der Gesellschaft geduldet, gelegentlich beleidigt und als sie auch von Verwandtschaft sich nicht mehr geliebt glaubt, nimmt sie sich das Leben, indem sie sich von einem Ehemannsgeliebten überfahren läßt. Diese tragische Angabe des Inhalts vermag aber kein Bild zu geben von den hundert feinen Schattierungen eines Gemäldes, wie es Tolstoj ausgeführt. Dieser schon und sympathischen Anna leuchtet der Dichter in die geheimsten Winkel ihres Lebens und Empfindens; höchst originell ist es geschildert, wie sich bei ihrer letzten Fahrt durch die Stadt das Aufgeregte ihres ganzen Lebens mit der Gleichgültigkeit vermischt, mit der sie alles bemerkt, was ringsum vorgeht, bis auf die Firmen-schilder über den Häusern. Ebenso ist ihr letzter verzweifelter Entschluß, wie er aus ihrem tierischstürrten Seelenleben hervor geht, mit Reicherhalt motiviert. Neben Anna ist nicht ihr Geliebter der am meisten hervorretende Charakter, sondern der Landbesitzer Levin, in wessen Tolstoj viel von seinem eigenen Leben hineingeheimigt hat, ein grüblerischer Geist, jaghaft im Salon, annehmend thätig und zugewandt in seiner Landwirtschaft. Die Tolstoj hat dieser Levin alle philosophischen Werte rubiert, doch zuletzt sich zu einer eigenartigen Weltanschauung durchgerungen, welche an die Stelle verlässlicher Entwürden die unmittelbare Offenbarung des Gefühls setzt, gleichsam eine innere Durchleuchtung in begnadigten Augen-bilden. Die Gestalten Tolstoj's unterscheiden sich durch diese geistige Bedeutung von den Ehedramenfiguren der Durchschnittsromane. Die Darstellungsweise Tolstoj's hat die epische Breite der Homerischen Schilderungen, die Objektivität einer Detailmalerei, wie sie auch Zola in seinen Romanen liebt, die sich aber bitweilen ins Dramatische verliert. Der Roman ist teils Salontroman, welcher der St. Petersburger und Moskauer Gesellschaft interessante Typen abgeminnt, bei denen durch die Überwindung noch viel satmatische Reibung hindurchblüht, teils ein Volksroman, der das Volk bei seiner Arbeit sucht, aber nicht bei der Fabrikarbeit, sondern bei der agrarischen. Die Bilder der russischen Landwirtschaft und des Bauernlebens sind mit besonderer Vorliebe gezeichnet — selbstverständlich bei einem Autor, der, wie sein Liebling Levin, sich selbst an jeder Art der Feldarbeit beteiligt, was es sich nun um die Grumab handeln oder um die Getreideernte. Auch eine Schopenhauer- und Bekannungsjaad ist so anziehend geschildert, daß man mit der Muse des Dichters viele Seiten lang in den Sumpfen

herumpatschen muß und froh ist, wenn man sich gleichsam dt nasien tiefen Stiefel ausziehen kann.  
K. v. G.

— Das Duell. Russischer Militärroman von H. Rupin. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Adolf Fick. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Wir wissen nicht, ob der russische Roman vor den Romanen von Bilz und Graf Baubissin erklaren ist, oder ob die Erfolge der deutschen Romane einen russischen Schriftsteller bestimmt haben, seine Motive auch aus einer „kleinen Garnison“ zu entnehmen. Diese russische „kleine Garnison“ ist ein jüdisches Städtchen und was in ihr vorgeht, das sind Trantenheitsgenen z. Wenn das Sogelbild dieses Romans der Wirklichkeit entspricht, so beruht im Leben der russischen Offiziere eine ungläubige Reibet und Gemeinheit. Die große Mehrzahl sind Trantenbode und die empörende Mißhandlung der Gemeinen ist an der Tagesordnung. Das einzige, was uns Deutsche befremden muß sind die vielen Tränen, die gelegentlich von den sonst so hartberzigen Offizieren gemeint werden. Diese weiche Rührung neben der gemaltätigen Reibet — das sind Kontraste, die dem slavischen Volkstypus eigen sind. Der Alkoholismus feiert Triumphe in wässren Szenen, in deren Schilderung die Muse des Autors kein Blatt vor den Mund nimmt. Zola scheint wohl das Vorbild für die Darstellungswiese des Verfassers zu sein; eine Vorliebe für das Brutale ist bei ihm unentzerrbar; er läßt sich zu einer Detailmalerei fortreiben, welche mit vielen Beispielen die Arbeit des Hässlichen bereichern kann. Freilich, der Feld, ein Leutnant Komaloch, ist im Grunde ein phantastischer Idealist; seine Träume und die Zukunftsbilder, die er sich ausmalen, erhalten dadurch eine originelle Einföndung, daß er von sich selbst wie von einem Romanhelden stets in der dritten Person spricht, auch dann, wenn er sein augenblickliches Empfinden charakterisiert. Seine Grundstimmung ist eine schwermütige, pessimistische — Weltmüdigkeit und Weltschmerz sprechen sich in dem Roman oft in ergreifender Weise aus. Komaloch geht anfangs ein Verhältnis mit einer etwas rüden Regimentsbedame, sührt sich zuletzt davon zurückgezogen und als er seine Reigung einer edleren Frau, der Gattin eines anderen Kameraden, zuwendet, da versetzt ihn die verlassene Geliebte mit bitterem Haß und anonymen Briefen, welche zuletzt zu einem Duell mit tödlichem Ausgang führen. Dem Duell selbst geht noch ein Ehedruid voraus. Einzelne Naturbeschreibungen sind stimmungsvoll, die Soldatenbilder stark beleuchtet; aber es fehlt der rechte Humor, es beruht in allem eine maßlose Herberitierung und auch der Bijou hat, mo er einmal zum Ausdruck kommt, um ein französisches Wort zu gebrauchen, etwas „Sanglantes“.  
K. v. G.

— René Bazin: Die Oberle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Ernst Heide. Verlag von C. O. Naumann, Leipzig. — Der Roman kann als ein Gegenstück zu Hermann Stegemanns „Söhne des Reichlandes“ gelten. Ein Wert des vor Jahresfrist neu erschienenen französischen Kademilens Bazin, hat das Buch („Les Oberles“) bereits die 70. Auflage innerhalb dreier Jahre in Frankreich erlebt und darf auch in Deutschland auf eine gute Aufnahme rechnen. Stegemann wie Bazin's Roman spielt im Elfa, letzterer nur um ein Dyzennium später zum Beginn des neuen Jahrhunderts; in beiden bildet der Gegensatz zwischen den Reigungen zum altermanischen Stammalnd ober zur transkognischen Republik den zeitgeschichtlichen Hintergrund. Aber während Stegemann seinen Roman vom Standpunkt des Deutschtums aus schreibt und im neuen Reichsland nur das wieder gronnene Stück urdetischen Bodens ficht, dessen Söhne im Kern ihres Lebens deutlich geblieben sind, schreibt Bazin vom Standpunkt des Franzosen, der das verloren Land als die graubte Alsaes schildert, deren Kinder sich schmerzlich nach der guten „mère Marianne“ zurücksehnen, wenn er auch mit einer gewissen fähren Objektivität, die von dem Chauvinismus vieler seiner Landsleute bemerkenswert abhät, eine Wiedergerinnung für Frankreich in absehbarer Zeit als aussichtslos hinstellt. Ferner hat Bazin den Konflikt noch um ein gut Teil verklärt. Sind bei Stegemann die beiden verschwägerten Familien Siegmund und

Ferny die Träger der Gegendäse, so liegt bei Bazin der Zwiepsalt in einer Familie, den Oberles, wo drei Generationen Bergangenheit, Gegenwart und Zukunft ober, wie es Bazin dichterisch umschreibt, die Trauer, die Resignation und die Legende (?) vertreten. Nur schade, daß gerade der Vertreter der letzten Generation, Hans Oberle in seinem Wollen und Handeln etwas Unklarheit zeigt, und daß ihm am Ende nichts als die Frucht über die Grenze übrig bleibt. Oder hat Bazin schließlich gar den Unverständlichen und Unbelebten seiner früheren Landleute diesen Weg als den einzig richtigen mit Absicht zeigen wollen? Der Schluss der Oberle ähnelt wenig dem des Stagemann'schen Romans. Die Frage der Priorität mag für beide Bücher dahin gestellt bleiben. Ohne jede patriotische Vorurteilnahme stellt wird man aber zugeben müssen, daß die Darstellung Stagemann's bei weitem mehr sagt, als die der gleichen Verhältnisse bei Bazin. Somit spricht, abgesehen von dem eingangs erwähnten winzigen Standpunkte des Verfassers, vieles in seinem Buche an. Eine gute Kenntnis von Land und Leuten, verbunden mit einer bedeutenswerten Darstellungsgabe, läßt den Roman auch dem Interesse deutscher Leser empfehlen. Denn, die für die neuerdings wieder häufiger auslaufende Reichslandsdränge einige Teilnahme besitzen, kann es in jedem Falle als wertvolles Zeitstimmungsdocument dienen. A.

— Die Einfältigen. Novellen von Marianne Meris. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Gleich der vor ungefähr zwei Jahren in demselben Verlage veröffentlichten Novellenammlung „Der Sonntagsmann“ kann man auch dem jüngsten Werke von Marianne Meris nur Worte wärmster Anerkennung auf den Weg in die Öffentlichkeit mitgeben. Schon das ein einheitlicher Grundgedanke, der die Sprachreife der Bergpredigt von den Einfältigen, deren das Himmelreich wartet, gar mannigfaltig variiert, die einzelnen Novellen miteinander verbindet, ist ein Vorzug. Freilich hat das Himmelreich, das alle „Einfältigen“ von Marianne Meris in den bald von seinem köstlichen Humor durchwehten, bald von einer jart poetischen Stimmung getragenen Erzählungen finden, mit dem gleichnamigen Begriff orthodox-fürsichselbst Bibelauslegung meist recht wenig zu tun. Die meisten dieser etwas unbedeutlichen Fabeln und Heldinnen finden überdies ihr Himmelreich bereits auf Erden, wie die Bewohnerinnen des Armenhauses in „Bestritten Rosenkranz“, der Eingangsnovelle, die kindlich treue Schwefelstiehe des „Luzenbichs“, die „hohle Gärtnerfrau“ neben dem Pommerenschen Erbe des „Legates“. Wie dabei Marianne Meris im Leben selbst der Arimen der Armen, weit entfernt von der so oft beliebten grau in grau ausgeführten Aquarellmalerei, freundliche Sonnenblicke aufzulapfen weiß, sei es im Talein des greisen Schalsbüten im „Wasser“ oder des kleinen Hüterbüten in „Tremis Sünde“, verdient besondere Anerkennung. Nicht selten weiß die Fabelwelt in dem Ton alter frommer Legenden trefflich zu topieren oder ihn geschickt ins Humoresque umzuschlagen zu lassen, wie z. B. in dem „zerbrochenen Heiligenstein“, bei dem uns nur e Einführung des allgermanischen Feuergeistes, des hindischen Schmeides Wieland der nordischen Sage, nicht so recht gefallen will. Einer aus der Gölde der biedereren Dorfjämme, die im Volkswesenheim doch auch zu den „weisen Leuten“ gehören, würde am Ende eher dem Tone des Ganzen entsprechen haben. Als weiterer Vorzug läßt sich auch diesmal an Marianne Meris rühmen, daß sie wieder in gleich trefflicher Weise auf nord- wie südlichem Gelände zu Hause ist. Mit bestelben Siederbest geleitet sie den Leser zu der Kinderpredigt in die uralte römische Basilica Ara coeli, wie in die niederländisch-holländischen Gezeits, die und durch Max Vierermann und Gottard Kuehl's Schöpfungen so wohl vertrauten Altweiber- und Altmännerbüden oder auf die weiten Heidespinnen der bewidenden Schmatzen; mit gleich zuverlässiger Kenntnis beherstigt sie die wechselnden Kulturerscheinungen der verschiedenen Jahrhunderte, sei es nun, daß sie uns in „Himmel und Hölle“ in die Zeit der deutschen Hanja, in dem schlicht frischen „Siedensticker“ an den Hof Augusts des Starken mit seiner prächtig glanzvollen „Büchschasten“ oder in die Tage unserer Jahrhunderte führt. Man sieht, es ist nicht leicht, den vollen sachlichen und dichterischen Reichtum dieser Novellen in kurzen Worten zu erschöpfen, aber noch schwerer dürfte es uns, aus dieser stattlichen Reihe dieje oder jene als die besten zu bezeichnen, da eine jede in ihrer Art besonderen Reiz und eine feine Anmut besitzt, so daß der Geschmech der jeweiligen Leser hier allein das entscheidende Wort sprechen kann. A.

— Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus herausgegeben von Prof. Dr. Karl Ringel und Geh. Regierungs- und Schulrat Ernst Meinte. Bd. IX. Berlin 1906, Verlag von Martin Borned, 384 Seiten mit Illustrationen. Elegant geb. 4 M. — Aus Höhen und Tiefen, das auch diesmal wieder als eines der wohlbestimmten deutschen Jahrbücher zu und gekommen ist, bringt uns eine reiche Fülle mannigfaltiger Gaben, so daß es allen alten Freunden, denen wir es nicht erst näher zu empfehlen brauchen, herzlich willkommen sein wird. Wir wollen uns den Beiträgen des IX. Bandes deshalb hier nur einige kurz hervorheben. An Erzählungen, Skizzen und ähnlichem seien genannt die Erzählung Luis Algenraedts in „Hofstad: „Die Leigarde“, Ernst Jahn's in „Südeners Skizze: „Wie der Quater-Dres zu Ehren kam“, v. v. Krause's in Ludwigslust „Unsern lieben Frauen Mantel. Ein Blatt aus einer alten Chronik“, zugleich ein willkommenes Kulturbild aus dem Leben Pomerns in der Zeit gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, und schließlich die Erzählung von Dredrich Spectmann in Grabberg bei Bremen, dem Verfasser der jetzt bereits in dritter Auflage vorliegenden Erzählung „Heidens Gemüthe“, „Die Verggottsbrüder“. In das Gebiet der philosophischen, religiösen und ästhetischen Fragen gehören Themen wie: „Goethe, ein Vorbild der Kunstzerstörung“ von Prof. Karl Angel in Friedenau, „Die Phantase“ von Geh. Regierungs- und Schulrat Ernst Meinte in Frankfurt a. O., „Die Welttrüdel des Altertums“ von Prof. Dr. Drabheim in Friedenau und schließlich „Die Liebe Christi und die christliche Liebe“ von Universitätsprofessor D. Wilhelm Hügel in Halle a. S. Die Naturwissenschaften vertritt ein Aufsatz von dem vrank. Arzt Dr. med. Ardenr in Potsdam, „Vom Kleinsten in der Natur“. Ausfragen behandeln die Aufsätze von Prof. Dr. Emil Fichte in Berlin: „Der Schwarzwaldbauer Wilhelm Hosenmann“, „Wüst“ von Gmm. Direktor Dr. Georg Rangow in Zeitz und „Das moderne Theater vom Standpunkte des Christen betrachtet“ von einem ehemaligen Schauspieler. Nur zu der letzten Arbeit möchten wir bemerken, daß uns der Standpunkt des Verfassers, den wir jedenfalls eher unter der Bezeichnung denn unter Schauspieler suchen würden, wenn er sich nicht ausdrücklich als ehemaliger Schauspieler bezeichnen würde, reichlich einseitig erscheint, dabei kommt der Verfasser über die bloße Negation nicht hinaus, aber sieht er das einzige Ziel der dramatischen Kunst etwa nur in der Dramatisierung biblischer Stoffe und etwa nach in Luther- und Gustav-Adolfstheatern? Ich glaube kaum, daß er mit seinen Behauptungen, in denen ja immerhin mancher richtige Gesichtspunkt steckt, vielen Beifall finden wird. So ist der Inhalt des dreißigjährigen Bandes von Aus Höhen und Tiefen ein sehr reichhaltiger und jeder wird sich aus ihm das ihm besonders Ansprechende wählen können. Wir möchten da nicht im einzelnen Sentenzen erteilen, sondern jedem Leser die Entscheidung selbst überlassen. Das, was uns persönlich am meisten zugelegt und gefesselt hat, haben wir uns aber doch bis zuletzt aufgegeben, es sind die „Sizilianischen Streifzüge (Süd- und Ost-Sizilien) von Gmmalfach-Direktor Dr. Seiler in Vudau, der auch schon in früheren Jahrgängen „sizilianische und griechische Reiseberichte“ uns vermittelt hatte. Seiler versteht es in geradezu meisterhafter Weise, im leichten Waberton Geschichte und Natur des Landes in seinen Schilderungen vor uns zu emwickeln und uns den Reiz dieser Entwürde lebendig mit empfinden zu lassen. Wir wünschen dem schönen Jahrbuch eine fröhliche und gewerbliche Fortentwicklung. A.

— Das lausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts. Von Hermann Schneider. (= Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Wamprocht. Zweiter Band, viertes Heft.) Göttingen, Fr. And. Perthes, M. G. III, 115 S.: 8". Preis 2.40 M. — Stellt der Geschichtsschreiber im 10. bis 12. Jahrh. die Geschichtsschreiber so dar, daß sie auf natürlichen Ursachen beruhen oder einen persönlichen Eingriffen Gottes zu verdanken sind? So etwa lautet das Thema, das sich Fr. Schneider für seine Habilitationarbeit gestellt hatte. Die Antwort ist ein netter Beitrag zur Erkenntnis dessen, was man gewöhnlich als „mittelalterliche Gedankensweise“ zu bezeichnen. Bemerkenswert ist das Geschick, womit der Verfasser verstanden hat, aus dem teilweise mehr als dürftigen Stoffe so etwas wie eine Art Entwicklung herauszugestalten. Die Andeutung ist, wenn auch merkwürdig abgehackt (mit einer seltenen Vorliebe für Semiotik), überall klar und mirft wegen ihrer Durchsichtigkeit überzeugend. Ht.

**Erscheint**  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Erzherzog, die königliche  
Censur der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Nr. 136.

Sonnabend den 18. November abends.

1905.

## Öffentliche Sitzung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November 1905.

Der vorsitzende Sekretär, Hr. Geheimer Rat Professor Dr. Windisch hielt folgende Ansprache: Am heutigen Tage treten die beiden Klassen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, um das Andenken an Gottfried Wilhelm Leibniz zu feiern, der am 14. November 1716 gestorben ist. Als großer Gelehrter hat er alle Ergebnisse späterer Forschungen, die zu seiner Zeit vorhanden waren, für sich eigen gemacht, und als philosophischer Forscher hat er die ersten Gründe und die letzten Ziele alles Seins in einer tief-sinnigen Weltanschauung zu enthüllen verstanden. Die Lehre von den Monaden und die Lehre von der prätabulierten Harmonie sind in aller Mund. Sind diese Lehren auch halb positiver Art, so enthalten sie doch unvergängliche Ideen, die sich auch in den Anschauungen der heutigen Wissenschaft wiederfinden. Aber der Grund, weshalb wir alljährlich den Namen dieses großen Mannes eine Spende der Pietät darbringen, liegt in einer mehr äußerlichen Tat seiner vielseitigen Wirksamkeit. Leibniz hat die Harmonie in den Wissenschaften auch dadurch zu fördern gesucht, daß er mit dauerndem Erfolg von neuem die Bildung gelehrter Genossenschaften angeregt hat. Was im Altertum Platon tat, als er die unter dem Namen Akademie wohlberühmte gewordenen wissenschaftlichen Genossenschaften stiftete, das hat in der neueren Zeit Leibniz getan, als er es erreichte, daß im Jahre 1700 die Societät der Wissenschaften zu Berlin gegründet wurde. Daß wir hier jetzt, ist sein Wert. Sein Bild war auf dem Titelblatt unserer Schriften verblüht. Vom nächsten Bande unserer Abhandlungen an wird es in frischer Schärfe erscheinen, von neuem gerahmt auf die schöne Leinwand, die auf Veranlassung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zum 1. Juli 1846, dem zweihundertjährigen Geburtsstage ihres ersten Präses, geprägt worden ist. Es ist dies wertvolle Tag, an dem unsere Gesellschaft der Wissenschaften gegründet worden ist. Inzwischen haben sich auch die einzelnen Akademien, immer weiter in der von Leibniz angegebenen Richtung wandelnd, zu Verbänden zusammengeschlossen. Am 9. Juni haben wir die Freude gehabt, die Vertreter der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und der Akademie zu München und Wien, die mit uns in einem Kartellverband stehen, zur Beratung gemeinsamer Interessen bei uns zu sehen. In den Annalen unserer Gesellschaft verdient aufgezeichnet zu werden, daß Se. Erzellenz Hr. Staatsminister Dr. v. Seydewitz, unser Ehrenmitglied, diesen Anlaß zu einer uns hoch erfreuenden Knüpfung seiner wohlwollenden Würdigung unserer Wirksamkeit und der Bedeutung des Kartells benutzte, indem Se. Erzellenz unter uns trafen und uns mit unsrerem Ferdinand zu einem Festmahle vereinte. In denselben Tagen entriß uns der Tod in Curt Wachsmuth ein hervorragendes Mitglied. Vor kurzem folgte ihm in die Ewigkeit nach unser aus-wartiges Mitglied Ferdinand v. Richthofen und vor einer Woche hatten wir den Tod unseres ältesten Mitglieds Moriz Voigt zu beklagen. — Zur Ehrung des Andenkens an die Verstorbenen ergriß zunächst Hr. Geheimer Rat Professor Dr. Lippius das Wort, indem er ein Lebensbild von Curt Wachsmuth (ordentliches Mitglied seit 1886) entwarf und ihn als in gleicher Weise hervorragenden Philologen und Historiker würdigte. Herr Geheimer Rat Professor Dr. Sirtel feierte das Andenken an die kurze, aber bedeutungsvolle Zeit des Kunst- und Wissenschaften von Ferdinand v. Richthofen (ordentliches Mitglied seit 1884) in Leipzig. Den Schluß der Retrospektive bildete die Rede des Hrn. Geh. Hofrats Professor Dr. Mittelst auf Moriz Voigt (ordentliches Mitglied seit 1871).

Hr. Professor Dr. Fischer sprach über den Ursprung der klassischen arabischen Sprache. Unter der klassischen arabischen Sprache versteht man die Sprache der arabischen Literatur, die, mit der Kodifikation des Korans im Jahre 651 einsetzend (bedeutend älter als der Koran, aber erst später gesammelt und auf Schrift gebracht) sind die Erzeugnisse der arabischen Reimendichtung, allmählich eine Ausdehnung gewonnen hat größer selbst als die der lateinischen Literatur des Mittelalters. Diese Sprache stammt natürlich aus der arabischen Halbinsel; fraglich ist aber, wie sie im einzelnen zustande gekommen ist und insbesondere welcher oder welche besonderen Dialekte ihr zugrunde liegen. Die hauptsächlichsten bisherigen Versuche einer Lösung dieser Frage lauten kurz: 1) Die klassische arabische Sprache ist der Dialekt des Koran zur allgemeinen Geltung gelangte Dialekt des Propheten Muhammed, also der Dialekt Mekkas; oder 2) sie ist grobenteils eine Schöpfung der alten arabischen Philologen, als deren Erfindung sich ihre wesentlichen Charakteristika darstellen; oder 3) sie ist aus der Sprache der beduinischen Jeldidung hervorgegangen, die z. T. rein künstlich, ohne Anknüpfung an einen wirklich gesprochenen Dialekt, gebildet worden war, oder endlich 4) sie ist identisch mit der zur Zeit ihrer Entstehung im eigentlichen Arabien herrschenden Volks-sprache, die als im wesentlichen einheitlich zu denken ist. — Diese Lösungen sind abzuweisen, da (ad 1) gerade der Dialekt von Mekka nicht unbedeutend von der klassischen Sprache abweicht, (ad 2) und 3) die Entstehung, das hervor-tretende Charakteristikum der klassischen Sprache, nicht nur in noch heute lebenden arabischen Volksdialekten, sondern als allgemein semitische Spracherscheinung nachgewiesen ist, und (ad 4) die Annahme einer einheitlichen Sprache für Arabien sich weder mit allgemeinen sprachgeschichtlichen Erwägungen verträgt, noch mit einer Anzahl von Einzelthaten, die die Einheit der ganzen Fälle von Dialekten im alten Arabien bezeugen. Der klassischen arabischen Sprache wird vielmehr ein einzelner inner-arabischer Dialekt zugrunde liegen, der zur Zeit der durch das Fürstentum Mekka der Kinda etwa zwischen 400 und 540 in Zentralarabien herbeigegeführten, freilich mehrfach gestörten großen Stammeskoalition unter allerlei Ausgliederungen mit anderen Dialekten eine größere Ausdehnung gewonnen, im Anschluß an die großen politischen Bewegungen eine reiche poetische Literatur hervor-gebracht und sich dann in schematischer Gestalt als allgemeine Dichterdialekt durchgesetzt hat, wie er in aller und erst erhaltenen alten Poesie vorliegt.

Hr. Staatsrat Professor Dr. v. Dettingen sprach über das Thema: „Die Mängel der physischen Fähigkeit, perspektivische Bilder richtig vorzulesen“. Der Vortragende hatte in einer früheren Abhandlung vor drei Jahren die Aufgabe behandelt, unter welchen Umständen der Beschauer eines Bildes den richtigen Standpunkt verlassen dürfte, ohne das eine Verzerrung des Bildes eintrete. Heute stellte er die entgegengesetzte Frage auf: Jedes Bild wird für einen bestimmten Standpunkt des Beschauers entworfen. Es soll nun schematisch untersucht werden, ob trotz des richtigen Standpunktes gewisse Uebertöne unrichtig aufzufassen werden. Hierbei handelt es sich um Schätzung der Strecken und der Winkel. Zu erörtern kann man auch die Entfernungen vom Beschauer rechnen und zu den letzteren die Erhebungen oder die Neigungen von Linien gegen die Horizontale. Allgemein läßt sich behaupten, daß überall, wo mangelhafte Auffassung sich geltend macht, eine Verzerrung und Schätzung der Anschauung auf Grund strenger mathematisch perspektivischer Gesetze möglich ist. Es wurde gezeigt, daß im Vordergrund des Bildes sowohl Strecken als Winkel richtiger angesehen werden,

als weiter nach hinten, und daß in großen Entfernungen die Schätzung vollständig verfaßt, so daß statt der Größenschätzung eine bloße Bahnnäherung des Gesichtswinkels eintritt. Das findet z. B. bei Sonne und Mond statt, aber auch bei irdischen nicht gar so weit voneinander entfernten Gegenständen, namentlich wenn man sie mit einem Auge ansieht. Wenn so die Schätzung schon in freier Natur ihre Schranken hat, so ist nicht auffällig, daß auch beim Betrachten von Bildern dasselbe eintritt. Die mangelfolte Auffassung von Winkeln zeigt sich schon bei perspektivischen Parallellinien und auch hier gibt es ein Analogon in freier Natur bei Auffassung

von Sonnenstrahlen bei teilweise bewölktem Himmel; daher auch die Theorie der Sternschuppen erst sehr spät aufgestellt worden sei. Es wurde dann an mehreren einfachen Beispielen die Urzulänglichkeit der Auffassung sowie die Förderung dieser durch mathematische Beweise dargestellt. Zuletzt gab der Vortragende einige Anwendungen auf Betrachtung und Aufhellung von Gemälden im Wohnräumen und Museen. Es wurde die Abhängigkeit richtiger Auffassung vom Standpunkte erläutert und die Folgen einer Standpunktveränderung auf die Gestaltung des Vordergrundes und Beurteilung der Luftperspektive dargestellt mit einem Hinweis auf einige Bilder im Leipziger Museum.

### Amundsens Polarexpedition.

Die vom Kapitän Roald Amundsen geleitete wissenschaftliche Expedition, deren Aufgabe in der Erörterung des magnetischen Nordpols besteht, war in ihrem ersten Teil von besonderem Glück begünstigt. Man wußte bereits im vorigen Jahre, daß die Gjøa, die im Juni 1903 von Norwegen abgegangen war, noch im selben Sommer ausehundert den ganzen Kanalarland durchsahen und die Beereninsel besucht hat, von wo aus sie am 24. August die Westsee zum Besten antrat, um ihr Hauptziel zu erreichen. Dies ist auch wirklich geschehen, wie ein Brief zeigt, der über Kanada in Christiania eingetroffen ist. Schon wenige Wochen nach der Abfahrt von der Beereninsel trat die Expedition im nördlichen Teil von King Williamland ein, wo sie sich in ziemlich Nähe der Halbinsel Boothia Felix befand, auf der der magnetische Nordpol liegt. In dem Brief, der am Ende vom Sommer 1904 kam, wird gesagt, daß die Expedition im Herbst 1905 nach San Francisco fahre, was natürlich nicht gleichbedeutend mit einem Eintreffen daselbst in diesem Jahre ist. Amundsens Forschungen beim magnetischen Nordpol sollen sich über etwa zwei Jahre erstrecken, und er wird daher erst dieses Sommer von King Williamland aufbrechen sein. Die Gjøa soll aber den Weg durch die Nordwestpassage nehmen, die scheinbar in einem Sommer zurückzulegen ist, vielmehr dürfte die Expedition gezwungen werden, bei diesem Teil des Unternehmens ebenfalls eine Überwinterung durchzumachen. Man wird also höchstens erst im nächsten Jahre oder gar erst 1907 die Rückkehr der Expedition erwarten können.

Kimmt die Expedition einen glücklichen Verlauf, was sich ja bei den bis jetzt vorliegenden Nachrichten noch nicht im mindesten beurteilen läßt, wird Amundsen eine Polarfahrt ersten Ranges vollbracht haben. Schon die Befragung der Westküste von Boothia Felix und King Williamland ist ein gefährliches Unternehmen. Hier, in diesen verhältnismäßig kurzen Wasserstraßen, dem Bestland und dem Viktorialand, hatten die beiden Franklinischen Schiffe in zweijähriger Treibfahrt einen ununterbrochenen, kühnsten Kampf mit Eismassen zu führen, bis die erste schäpste Mannschaft die Schiffe verließ, um auf dem King Williamland den Untergang zu finden. Offenbar sind die heutigen,

dort wohnenden Eskimos freundlicher gegen Weiße gesinnt, als zur Zeit Franklin. Am meisten muß bei der Amundsenischen Expedition das Fahrzeug verwunden, das den acht Teilnehmern mehrere Jahre hindurch als Aufenthalts dient. Denn die Gjøa mißt nur 46 Bruttoregistertons, während sonst die meisten Nordpolsschiffe etwa 400 Tons groß sind, aber eben dadurch bietet sich auch die Möglichkeit, leichter als ein großes Fahrzeug im Eise zu manövrieren. Als Triebkraft dient ein Petroleummotor, doch reicht der mitgenommene Vorrat Petroleum nur, die Maschine während 100 Tagen mit voller Kraft gehen zu lassen. Amundsen begleitet sind der dänische Marineleutnant Hansen, die beiden Dänische Land und Jansen, Sergeant Ristvedt, Marineunteroffizier Wit, der Steward Peteren und Lindström, der eine Art Faktotum ist. Fast der genügenden Mittel, die der Expedition von Schweden zur Verfügung gestellt worden und worunter sich auch König Oskar mit einem Beitrag von 10000 Kr. befindet, konnte für eine ausgezeichnete Ausrüstung mit wissenschaftlichen Instrumenten geordnet werden. Auch deutsche Behörden und Gelehrte brachen dem Unternehmen großes Interesse entgegen. So war dem Kapitän Amundsen im Sommer 1902 in Wilhelmshaven Obiegenheit geboten worden, mit Unterstützung des Geh. Regierungsrats Börgen und Professor Stad die Konstanten seiner Instrumente in Potsdam mit voller Kraft gehen zu lassen. Schmidt bereits früher darüber unterrichten können, welche Messungen auszuführen seien. Um übrigens in Amundsen, der die Unmöglichkeit besucht hat, auf arktischem Gebiet sein Neuling. Er nahm bereits an der belgischen Südpolarexpedition als 2. Steuermann teil, auf welcher Reise sein Interesse für den magnetischen Nordpol geweckt wurde, und im Jahre 1901 erwarb er die Gjøa und führte mit dieser eine sechsmönatliche Fahrt nach Nowaja Semlja aus, um die Eigenschaften des Fahrzeuges gründlich zu prüfen. Kapitän Amundsen hat sich somit so gewissenhaft für seine jegige Expedition vorbereitet, daß sie sicher wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Gebietes des magnetischen Nordpols, wozu auch die genaue Feststellung der Lage des Pols gehört, liefern wird. M.

### Bücherbesprechungen.

— Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. Verlag von Julius Zeller, Leipzig. — Der Verleger, der zugleich der Herausgeber und Redakteur dieser Sammlung ist und in einem Anhang zu den Briefen erwünschte biographische Erläuterungen gegeben hat, beginnt seine Sammlung mit Liebesbriefen des Wands von Tegernsee, denen einige ritterliche und münchliche Liebesbriefe folgen. Unter den Liebesbriefen der spätem Jahrhunderte fehlen diejenigen nicht, welche Martin Luther an seine Braut Katharina v. Bora geschrieben hat. Mit den Briefen der Adelige Vittoria Colonna an Gottfried betreten wir das Literaturgebiet des achtzehnten Jahrhunderts; von unierem Klassiker ist besonders Goethe vertreten, dessen Gedichte ja bis zu dem, mit welchen er den westfälischen Distanz für seine Suleika ausgehlet hat, meistens poetische Liebesbriefe sind; dann folgen einige Haupturteile der Nachgoetheischen Zeit. Heinrich Heine fehlt; er hat nur in der Epoche der blöden Jugendbelei einige Liebesbriefe geschrieben; sonst hat er seinen Julius Campe, die Blüte aller Verleger, nicht durch ungedruckte Verschwendung seines stets vorernten Geistes geschädigt. Die nachmalen Romantisten fehlen nicht in der Sammlung, ebensowenig Platte und Bismard, dessen Abentavrs in der Frankfurtser Zeit zwei Liebesbriefe unvor-

lenbar ist. Ohne Frage zeigt der Herausgeber Geschmack in der Auswahl und quite Kenntnis des reichlich zurhufenden Quellenmaterials. Im ganzen muß man freilich einsehen, daß die Liebesbriefe aus den verschiedenen Jahrhunderten doch auf den gleichen Ton gestimmt sind, wenn sie auch durch die Eigenart der Dichter verschiedene Vorzüge erhalten; es sind dieselben Empfindungen, und Gedankentumult ist Liebesbriefen nicht gerade eigen; doch enthalten die meisten einen Reiz für die Persönlichkeit des Briefstellers charakteristische Schlagworte, wie wenn Goethe an die Gräfin Auguste zu Stolberg schreibt, seine Arbeiten seien die außerordentlichen Freuden und Leiden seines Lebens oder wenn Friedrich Hebel gelegentlich der unglücklichen Eile Lenzing mittel, daß ihm im Pantheon der Geister ein Denkmal gewiß ist und in seinen von Größenwahnsinnigen Briefen die arme Verlassene, die ihm alle ihre Ersparrnisse geopfert hat, damit zu trösten sucht, daß sie, wie keine andere Sterbliche, das Glück und die Auszeichnung genießt, seine geheimsten Gedanken zu erfahren. Seitdem Horaz sein monumentum aere perennius errichtet hat, sind schon viele Dichter gerade ihres unsterblichen Ruhmes geworben und Graf Platen ist, wie man nicht, nicht der Einzige, dem man dafür am Zeuge finden kann. Die Brautbriefe und eidelichen Briefe sind die am meisten konventionellen; die aus dem 18. Jahrhundert

sind oft so sentimental und überdromenlich, daß wir uns nur mit Mühe in jene Epoche zurückführen können. Karoline nennt ihren Herder, dem sie gelegentlich die Rnie läßt, einen süßen, süßen Jüngling und nahm muß sich daran erinnern, daß dieser Jüngling später, nachdem sie ein Paar geworden waren, mit ihr lange Zeit nur brieflich verkehrt und daß sie aus der ersten und zweiten Etage ihrer Wohnung einen mehr und minder lebhaften Briefwechsel miteinander unterhielten. Eine andere Karoline nennt ihren Jean Paul ihr göttlichstes einziges Herz und ihren geliebten Menschen: später aber klagt sie ihn an, daß er sie hart behandelt habe, und kann sich über seinen Schritt vom Wege nicht beruhigen, als ihn Sophie Paulus allzu lebhaft interessierte. Wenn aber Dichter und Komponisten an verheiratete Frauen ihre Liebesbriefe richten, so wird der Ton etwas lebhafter und leidenschaftlicher. Schillers Briefe an Frau v. Kalb sind leider vernichtet worden, aber Goethes Briefe an Frau v. Stein sind ja von gewissenhaften Literaturhistorikern herausgegeben worden, die freilich nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, zwischen den Zeilen zu lesen, sondern den Dichter des „Faust“ einer zehn Jahre lang dauernden Jugendelei für fähig halten. Mögen sie seine gesammelten Werke von A bis Z auswendig kennen, den Dichter selbst kennen sie nicht. Die genialen Frauen von Jena, Weimar und Berlin schreiben auch nicht im Stil, der sich für einen Begrunder für Liebende eignet; sie gemalte ist jedenfalls Karoline, die vermisste Böhmer, geschiedene Schlegel, verheiratete Schelling, die Goeburde der romantischen Schule. Auch von der geistreichen Rafael geben die innigen Briefe ein nicht unanheimliches Bilde; registrieren — bis sie in den Palen der glücklichen Ehe mit Barnabas von Enke einfiel. Henriette Herz, die den jungen Varnus Börne aus dem Konzept brachte, den großen Diplomaten Wilhelm v. Humboldt und den großen Theologen Schleiermacher an sich fesselte, ist nur mit wenigen Zeilen vertreten: sie war eine mehr passive Schönheit, sie ließ sich brieflich und auch sonst anbeten, und konnte dafür nicht die geistigen Goldstücke einer Karoline und Rafael, sondern nur Kleingeld ausgeben. Es gibt Romane in Briefen, aber es gibt auch Briefe, die einen ganzen Lebensroman enthalten: wir verweisen nur auf den ersten Brief Schumanns an Clara Wieck, auf die Briefe, welche Grabbe an seine Frau schrieb, die nächst dem Alkoholismus das Verhängnis seines Lebens war, auf die Briefe der Selbstmörderin Charlotte Schlegel, die ihren Gatten durch eine solche blutige Tat zu einem großen Dichter machen wollte, und vor allem auf die Briefe Renaus an Sophie Wölkenthal, die als tyrannische Selbstherrscherin über seine Empfindungen, die nur ihr allein gebühren sollten, neben anderen pathologischen Anlässen die Hauptursache war, daß der unglückliche Dichter dem Wahnsinn verfiel.

R. v. G.

— Obr. Wilhelm, Dr. Privatdozent für Geschichte an der Universität Tübingen. Die Kaiserkrönung Karls des Großen. Eine kritische Studie. Gr. 8. XI und 155 Seiten. Tübingen und Leipzig, J. G. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis brosch. 3.60 M. — In der vorliegenden diatellisch gemachten und kritischen Studie, welche am Anfang vorigen Jahres als Tübinger Habilitationsschrift erschienen ist und die der Verfasser seinem Lehrer Universitätsprofessor Dr. Gerhard Seeliger in Leipzig gewidmet hat, legt sich Dr. Obr. mit den Hypothesen auseinander, welche die Frage über Karls des Großen Kaiserkrönung im Jahre 800 gestellt hat. Obr. Vorkarben für die Untersuchung dieser verfassungsgeschichtlichen äußerst wichtigen Frage haben und schon zwei aus seiner Feder kommende Arbeiten gebracht, nämlich den kleinen Selbstbeitrag zum internationalen, 1903 in Rom veranstalteten Historikerkongress „La leggendaria elezione di Carlomagno a imperatore“ (Rom, 1903, G. Voelcker) und die Erörterung über „Die angelegte Schulo des III.“ (Abschnitt 1 aus Obrs Aufsatz: Zwei Fragen zur älteren Vapstgeschichte, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte Band XXIV, Heft 3, Seite 327—352). Der Verfasser ist in der vorliegenden Untersuchung hauptsächlich befaßt, die für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft maßgebenden Anschauungen (speziell die von Tollinger, A. Kleinlauß, Sadur und Wilhelm Sidel) eingehend zu prüfen. Die Einleitung (Seite 1—16) schildert kurz die unmittelbare Vorgeschichte und den Gergang von Karls Kaiserkrönung, die eigentliche Abhandlung (Seite 17—148) selbst sucht auf Grund der Quellen folgende drei Fragen zu beantworten: 1) In Karl zum Kaiser ernannt worden? 2) Ob das Kaiserprojekt von Karl und den Seinen aus? und 3) Ob Karl nahm Papst Leo III. die Krönung vor? Er kommt zu

dem Ergebnis, daß die Erneuerung der Kaiserwürde im Abendlande infolge Karls Krönung nicht als eine Rechtshandlung anzusehen sei und nicht auf Grund politischer Erwägungen erfolgte, sondern daß der Papst dem Frankenkönig nur eine Ehrung bereiten wollte, zu der Leo III. sich aus Dankbarkeit verpflichtet fühlte, und daß er ihn durch diese Oration überhöhte. Ob diese etwas sehr gelaudete Hypothese haltbar ist, muß die Folgezeit zeigen. Gänzliche Klarheit über diese wichtige Begebenheit vom Jahre 800 zu schaffen wird bei dem vorhandenen Quellenmaterial so leicht wohl nicht möglich sein. Der anregend geschriebenen, einer juristischen Verteidigungsrede fast gleichenden Untersuchung, welche, abgesehen von einigen Ungenauigkeiten und kleinen Versehen, als dankenswerter Beitrag zur deutlichen Verfassungsgeschichte zu begrüßen ist, sind am Schluß ein Verzeichnis der meist abgedruckt zitierten Schriften und ein die Benutzbarkeit erleichterndes Register beigegeben.

K. v. K.

— Waga Friis: Die Bernstorffs. Erster Band: Mehr- und Wanderjahre. Ein Kulturbild aus dem dänischen Adels- und Diplomatentleben im achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. V, 523 S.; 18. Preis: 2.00 M. — Seit Jahren ist M. Friis, einer der hervorragenden Geschichtsforscher Dänemarks, damit beauftragt, dem Antheile der niederländischen Familie berer v. Bernstorff an Politik und Kultur seines Vaterlandes fast seine gesamte, nicht ganz gewöhnliche Arbeitskraft zu widmen. Er war so glücklich, im Bernstorffschen Familien- und in mehreren anderen Privatarchiven eine Unmenge bis dahin unbekannter oder doch ungedruckten Stoffes zu entdecken, wovon er in dem Vornote zu dem letzten I. Bande der „Bernstorffschen Papiere“ (Kopenhagen, 1904) Nachenschaft abgelegt hat, und ist nun mitten in der Arbeit an einer Gesamtdarstellung „Bernstorffs und Danmarks“, die das Wesen und Wirken der Bernstorffs auf dem Hintergrunde der dänischen Geschichte zwischen 1732 und 1835 veranschaulichen soll. Von dem ersten, Ende 1903 veröffentlichten Bande des Originals liegt nun heute die durch Frau Prof. Franz Suhl (früher in Leipzig) beorgte deutsche Uebersetzung vor. Anfänglich habe ich dies Unternehmen, das umiangereichte Friis'che Wert ins Deutsche übertragen zu lassen, für eine einigermaßen gemagte Sache gehalten, da ich glaube annehmen zu müssen, mit Ausnahme von Hannover, Mecklenburg, Pommern und von unseren gräflichen Häusern werde in Deutschland nicht allzuviel Interesse für gelehrte Bernstorffsiana zu wecken sein. Durch den Angesehen habe ich mich aber bald eines Besseren belehrt lassen: das vorliegende Buch ist ganz wunderbar, erzeugt ein lebhaftes Verlangen nach mehr und wird infolgedessen die ihm zuliebe gebrachten Opfer (Ausstattung, auch mit Bildnissen, tabellös!) reichlich lohnen. Denn Friis' Arbeit ist weit davon entfernt, uns etwa endlose diplomatische Lautreibereien nach der Leiber immer noch so beliebten Art nur politischer Geschichtsschreibung aufzutischen, sondern ist ein Muster für kulturgeschichtliche Behandlung eines größeren Zeitraumes. Wer leben die darin vorkommenden führenden Personen lebhaftig vor uns erleben; aber auch die Nebenfiguren lauden nicht bloß wie blass Scherzen auf, um ebenio wieder in der Verbenkung zu verschwinden, sondern werden mit charakteristischen Zügen ausgestattet, so daß wir uns auch von ihnen eine greifbare Vorstellung machen können. Dem Kosmopolitismus vor 1½ Jahrhunderten verdanken wir einen interessanten Wechsel der in Betracht kommenden Cräftekreise; nachdem wir die Heimat, das im höchsten Grade Hannover gelehrte Gattow, mit Eltern und Aenen kennen gelernt haben, werden wir an den lässlich-polnischen Hof Friedrich Augusts II. (III) und dann an den französischen Ludwigs XV. geführt. Auf das Verhältnis Hannovers zu England fallen besondere Schlaglichter; Preußen spielt in diesem Willen teine vortheilhafte Rolle. Dann begleiten wir den Wesen des Mannes, dessen Lebensgang wir lesen bis 1751, d. h. bis zum Einlaufen in den dänischen Hafen, verfolgt hatten, auf seinen Bildungsfahrten (bis 1758), wie sie damals für einen Jüngling aus vornehmern Hause üblich, ja notwendig waren, u. a. auch nach Leipzig (1752: Gellert und Rabener). Dabei sirtst manches gelunte Wort über Bewirtschaltung abligen Großgrundbesitzes, über luterische Religiosität, über Erziehung u. a. m. mit ein, doch alles mit einem so feinen Gefühl für Wesentliches und Sprechendes, daß einen das Unbekannte hier sollt und muß zu belehrt werden, niemals befehligt, sondern immer nur seines Genieken resultiert. Und da wir Deutschen gegenwärtig, wie ich glaube, allen Grund haben, uns engelegentlich mit um Dänemark zu kümmern, so kann man dies

schöne Buch auch um denselben freudig bewillkommen, weil es zur Vertiefung eines gegenseitigen, brüderbundenen Verständnisses der beiden Brudervölker einiges beitragen muß beruhen ist. H.

— Am Hofe König Jérômes. Einmühen eines wackeligen Bagen und Offiziers. Herausgegeben von Otto v. Bollenstern. 1905. 3 M., gebunden 4,50 M. Berlin, G. E. Mittler & Sohn. — Dieses recht lehrreiche und feinsinnige Buch enthält die Tagebuchblätter eines Bagen am westfälischen Hofe und späteren Reitersoffiziers in der Armee des Königs Jérôme, des Herrn. Karl August Unico v. Besten-Zingstlitz, der, am 29. November 1794 geboren, mit 14 Jahren in das Bagenkorps zu Kassel eintrat und während seiner Dienstleistungen am Hofe zu Kassel vielfach Gelegenheiten hatte, den König Jérôme kennen zu lernen und sich ein Urteil über dessen Charakter, seine Begabung und sein Bienen zu bilden. Dieses Urteil fällt durchaus zugunsten des Königs aus und weicht von der herkömmlichen Charakterisierung desselben wesentlich ab. König Jérôme sei vielfach verurteilt und verkannt worden. Die Erzählung ist feilsch, flott und knapp und bietet viel interessante Einzelheiten und Geschehnisse aus jener bewegten Zeit. Der Held dieser Memoiren hat viel gelitten, viel erlitten und berichtigt anscheinend wahrheitsgetreu und ohne Grobprechtrei, er erzählt manche scheinbare und maniere Reiterlügen, die er während der Feldzüge 1812 und 1813 ausgeführt oder mit erlebt hat, und man lernt ihn als einen frischen, gewandten und charakterfesten jungen Mann kennen, der unsere Teilnahme und Zuneigung erweckt. Die Aufzeichnungen schließen mit dem Ende des königlichen Beschlusses. Beziehen trat nach dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft in hessische Dienste und machte die Feldzüge 1814 und 1815 bei den Husaren mit, doch berichtet er über diesen Zeitabschnitt nicht mehr. Das Buch ist namentlich allen Militär-Bibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen. — r.

— Archiv für Kulturgeschichte. Hrsg. von Prof. Dr. Georg Steinhausen. III. Bd. 4. Hft. Berlin, Verlag von Alexander Dunder, 1905, jährlich 4 Hefte, à 8 Bogen. Preis 12 M. — Das vierte, letzte Hft. des III. Bandes enthält außer den, wie üblich, den Schluss bildenden Vortragsreden, kleinen Mitteilungen und Referaten — die Bibliographie mußte wegen Raummangels zurückgestellt werden — 4 größere Aufsätze. Zunächst führt Dr. Franz Burdardt in Göttingen seine im vorhergehenden Hft. begonnene umfangreiche Untersuchung Norddeutschland unter dem Einfluß römischer und frühchristlicher Kultur. Eine Studie zu den altamerikanischen Lebensformen zu Ende. Die Arbeit wendet sich naturgemäß zunächst an den Kreis der engeren Fachgenossen, denen auch das Material darüber allein überfließen werden muß. An zweiter Stelle veröffentlicht Kreisarchivar Franz Hüttner in Würzburg ein Bruchstück eines Tagebuches des Wolf Echter v. Weipolbrunn, des ältesten Bruders des bekannten Würzburger Fürstbischöfs Julius Echter v. Weipolbrunn. Von dem Tagebuch fehlen Anfang und Ende, es beginnt 1579 und endet 1597, Jagdergebnisse, Audits, Hofgastrien, Verwandtenbesuche, Familienereignisse, Krankheiten neben einigen Bemerkungen wirtschaftlicher Natur sind neben sich in ihm verzeichnet. Fesselnber auch für ein weiteres Publikum dürften die beiden letzten Aufsätze des Hftes sein. In dem kürzeren von ihnen knüpft Dr. Hans Legebald in Kassel an die im vorausgehenden Hft. veröffentlichte, von uns ihrer Zeit berührte Untersuchung von Prof. Dr. H. Werminghoff in Breslau über die Quaternionen der heutigen Reindorfstellung an und geht auf eine von Werminghoff dabei bereits kurz angeordnete Beziehung dieser Quaternionentheorie zu den beim Kartenpiel vorkommenden Bierzahlen näher ein. Kartenpielern, wenigstens solchen, die sich für die Geschichte des Kartenspiels interessieren und überhaupt eine Neigung für kulturhistorische Betrachtung haben, sei diese kleine lehrreiche Untersuchung: „In den Quaternionen der Reindorfstellung zur Kennntnahme empfohlen. Noch allgemeineres Interesse schließlich beansprucht der Aufsatz von Oberlehrer Dr. Wilhelm Steffen in Putbus über „Ulrich v. Bülow (1726 bis 1791). Ein Edelmann der Aufklärungszeit“. Ulrich v. Bülow, der Vater des Siegers von Dennewitz, war ein edler Kind jener Aufklärungszeit, ein Aristokrat von Geburt und doch ein Verächter der Standesunterschiede, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis, hat er doch eine Kantonsdiözesar zu seiner Gattin gemacht. Auch seine radikalen politischen Anschauungen

äußerte er recht frei, vielleicht weniger einem inneren Brautge folgend, als weil ihn seine Charakteranlage reizte, mit seiner abigen Umgebung und Beroandtschaft im Gegenfatz zu leben; in seinen Todeien konnte er wenigstens zuweilen tüchtlichen Personen recht kräftig schmeicheln. Seine Charakteranlage brachte ihn schließlich auch zu einem Konflikt mit Bindelmann, mit dem ihn schon in der Jugend angeknüpfte freundschaftliche Beziehungen lange verbunden hatten. Auch darin sollte am Ende Ulrich v. Bülow seiner Zeit den Tribut, das er die für die „Aufklärung“ vielfach charakteristische Bindelmann von Freigeist zum Maßstab in sich selbst durchschmeicheln. Diese Bindelmann wurde schließlich so übermächtig, daß sich sein Geist verhärtete. Bemerkenswert ist endlich noch des Poeten Bülow Stellung zur deutschen Sprache. Auf diesem Punkt ist deshalb noch ein wenig näher eingegangen. Bülow war zunächst ein prinzipieller Verächter seiner Mutterprache, er dichtete nur französisch. Er schreibt hierzu in einem Brief an seinen Freund, einen Herrn v. Brand, der ihn wegen des ausschließlichen Gebrauchs des Französischen zur Rede gestellt hatte, am 1. April 1755 u. a.: „Die französische Sprache ist unsere Mutterprache geworden; alle Leute von guter Erziehung pflegen sie . . . Ich will nicht den Propheten spielen, aber ich glaube, man kann unbedenklich voraussetzen, daß die französische Sprache immer mehr unsere Mutterprache werden wird. Und glauben Sie, daß diese Liebe zu einer fremden Sprache uns nicht Ehre macht? Mir scheint, hier zeigt sich unser gesunder Menschenverstand, der uns über nationale Vorurteile erhebt. Wer französisch schreibt, schreibt für alles, was es in Deutschland an Feingeisteten gibt, und er kann hoffen, in ganz Europa gelesen zu werden, dagegen vor deutsch schreibt, darf nur bei einer kleinen Leserschaft an Liebe hoffen, und die meisten davon verdienen nicht einmal so, daß man sich große Mühe mache, ihnen zu gefallen.“ Auch in dieser Frage hat sich in Bülow allmählich ein Wandel vollzogen. War ihm 1755 der Gebrauch des Französischen ein Kulturfortschritt, so ist er ihm 1766, als er eine neue Sammlung französischer Oden an Voltaire schickte, die er ihm zu widmen gedachte, noch Voltaire freilich nicht angenommen zu haben scheint, da die Oden schließlich ohne die geplante Widmung erschienen sind, nur noch ein Notbehelf. Aus dem Begleitfreschen der Oden an Voltaire vom Januar 1766 haben wir wieder ein paar charakteristische Sätze hervor: „ . . . Ich möchte meiner Nation einen Dienst leisten zu können. Sie wissen, bis zu welchem Grade sie ihre Sprache verachtet, und Ihnen ist wohl bekannt, welches Hindernis dieses Vorurteil dem Fortschritt der schönen Künste unser und entgegengeht. Da ich mich seit einiger Zeit von diesem herrschenden Vorurteil losgerafft habe, glaube ich, wenn ich einigen Erfolg in der Sprache haben könnte, die wir so fälschlich für die unsere halten, so könnte ich ein nützliches Beispiel geben, wenn ich dann zu unserer modernen Sprache zurückkehrte. . . . Niemals wird meine Nation sich vereinnern, wenn sie nicht ihre Sprache durchbildet, und die schönen Künste, die allen Nationen so nützlich sind, sind meiner ganz gewiß notwendig.“ Damals hatte Bülow übrigens schon einen Schritt weiter getan, und 1764 eine deutsche Tragödie: Der sterbende Perikles vollendet, von der nur im Manuscript ein Bruchstück des fünften Aktes erhalten ist. Ob die Tragödie je zum Druck gelangt ist, ist nicht bekannt. Daß Bülow im übrigen über die Verwendbarkeit des Deutschen in der Dichtkunst auch damals noch sehr skeptisch dachte, geht aus einem Brief an seinen Freund v. Brand hervor, in dem er ihm das oben erwähnte Schreiben an Voltaire vom Januar 1766 mitteilt. Darin heißt es u. a.: „Ich zweifle nicht, daß man unsere Poesie nicht auf die Höhe bringen kann, auf die die Franzosen die ihre gebracht haben. Unsere ist noch schwächer als die französische; und das ist offenbar der Grund, warum wir in unserer Sprache noch nicht eine Folge von zehn vornehmen und stehenden Versen haben. Wie sollte man glauben, daß Leute, die ihr Leben mit mühsamen Arbeiten erhalten müssen, noch eine so schwierige Kunst betreiben, die so wenig Ansehen gibt? Ulrich v. Bülow ist bereits von Barnhagen in der Einleitung zu seinem Leben des Generals Bülow charakterisiert worden. Die vorliegende Arbeit Steffens, bei der wir etwas länger verweilen haben, beschäftigt auf Grund reichhaltigeren Materials Barnhagens Darstellung in mehreren Punkten.

W. B.



Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die Königl.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 A, für  
auswärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich  
Eingabe Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Hoffert in Leipzig.

Nr. 137.

Dienstag den 21. November abends.

1905.

## Eine Kultusdebatte auf dem sächsischen Landtage von 1603.

Zu hochbedeutender Stunde, in einer Rede am 9. April 1904, dem Gründungstage der „Vereinigung der akademisch gebildeten Lehrer aller deutschen Staaten und aller Schulformen“ zu Darmstadt, hat Friedrich Paulsen den Montag nach Trinitatis (den 21. Mai) 1543 hochgepriesen, den Tag, an dem Herzog Moriz von Sachsen die Gründungsurkunde vollzog, durch die die „drei berühmten sächsischen Fürstlichen Weisen, Grimma, Horste“ ins Leben gerufen wurden. In der Gründung der „sächsischen Fürsten- oder Landes Schulen“ — führt Paulsen aus — ist der Förderung Luthers, daß die weltliche Obrigkeit für die Erhaltung gelehrter Schulen Sorge zu tragen habe, zuerst in großem Stil: mit der Errichtung von staatlichen Gelehrentschulen für ein ganzes Land — entpfunden worden. Dem mittelalterlichen Staat hatte dieser Gedanke fern gelegen. Die Sorge für das geistige Leben und so für Unterricht und Wissensdurst gehörte nach mittelalterlicher Anschauung zur cura animarum und damit zum Tätigkeitsgebiet der Kirche. Die Verarmung jener drei Röhler Weisen, Grimma, Horste zur Gründung staatlicher Gelehrentschulen bedeutete den Durchbruch der Einsicht, daß der Staat die Fürsorge für die Erhaltung und Steigerung der kulturschaffenden geistigen Kräfte der Bevölkerung nunmehr in die eigenen Hände nehmen müsse. Es wird dann weiter ausgeführt, daß sich die staatliche Fürsorge für die Fürstenschüler auch auf der Universität fortsetzte. Denn nach sechsjährigem Studium landeten jene hier wieder in einem der gleichzeitig gegründeten landesberühmten Konvikte (Kommunitäten) unentgeltlich Aufnahme und freien Unterricht.

Die Landtagsberichte im 16. und 17. Jahrhundert geben den Ausweis, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Staat dieser seiner neuen Aufgabe als Kulturstaat gerecht zu werden suchte. Freilich nicht ebensofort Neues zu schaffen und weiterzubauen, als vielmehr das Bestehende zu erhalten, hatte er im Auge. Und hierbei war ein ganz besonderer Gegenstand seiner Sorge die leibliche Versorgung auf den Fürstenschulen und bei den „Kommunitäten“ (Konvikte) auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg. Jeder Fürstenschüler, jeder alte „Konviktor“ weiß aber auch, welche Rolle in dem Leben der weisheitsbegeisterten Jugend Speise und Trank spielen. Nicht nur des „Balles“ wegen ist das Stützungsfest oder Königsgeburtstag ein Höhepunkt für den Fürstenschüler, sondern auch die Erinnerung an die „fürstliche“ Mittagstafel versetzt noch nach Jahren in festlich frohe Stimmung. Und etwa das köstliche Erbäpferle oder Sülzchen mit frischer Butter am Sonnabend oder Montagabend im Konvikt oder gar zu Palmnachti Pannkuchen von Feischle, die der Konviktdirektor geküht hatte — das alles stellt bei man in Erinnerungen schmelzenden Edelmals all und jede Kochkunst zum großen Kummer der eifrigen, redlich sich mühenden Hausfrau in Schanden. So etwas läßt sich eben nie der berühmte Portenker Weinluden anderswo einfach nicht nachmachen.

Aber der Kulturstaat war nicht immer auf dieser Höhe der „Kultur“. Und mag auch mancher Röhler dabei gewesen sein — wie jener, zu dem Benno Erdmann, der damalige Konviktdirektor, als er selber die Speise geküht und sie portrefflich gefunden hatte, sagte: „Das Essen ist gut, aber wenn's Jhnen nicht paßt, so können Sie ja ins Hotel Bavardie gehen“ —, so sind doch oft die Klagen nur zu berechtigt gewesen. Nicht ganz ohne Grund sind auch die Beschwerden, die man am Anfang des 17. Jahrhunderts erhob. Ein noch erhaltenes Aktenstück nimmt auf die Sade Bezug, die den sächsischen Landtag längere Zeit beschäftigte. Es ist die Sache nicht ohne Humor.

Unter allen Fürstenschulen war damals Grimma das Schmerzenskind. Und die beschwerdeführenden Städte, von denen wir unten hören werden, gehören zu denen, die 1550 für Freistellen in Grimma Präsentationsbezugnisse erhalten hatten. Grimma befand sich schon lange in einer Kollage. Und die erklärte sich sehr einfach aus der Gründungs geschichte der Schule. 1543, als der reiche Segen der Skularisation zu Gebote stand, wurde unter glänzender Dotierung Weisen und Horste gestiftet. Die in Wersbuzug beabsichtigte Fürstenschule dagegen kam nicht zustande. Und dann — als erst nach dem schmaltätischen Krieg sich das ebedem erteilte Grimma für eine aufzulebende Fürstenschule zur Verfügung stellte, 1550 — war von der Fülle der Klostergüter nur noch wenig übrig. Vater August hatte dann sofort nach dem Tode seines Bruders Moriz schon auf dem Dresdner Landtage 1554 die Ritterchaft um Hilfe für Grimma angegangen. Aber die Städte waren nicht im entferntesten gekommen die im Jahre 1543 inaugurierte Kulturstaatspolitik in ebenso großartiger Weise fortzusetzen. Man überließ kleinere Zuschüsse. Aber diese tropfenweise Gemährung bedeutete nur eine Fristung, keine Sicherung des Bestandes dieser genialen Menschopfung. Und so setzten sich denn die Klagen über die Roth, die Verlesung, kurz über die dürftigste Ausstattung Grimmas im Vergleich mit den Schwesteranstalten in das 17. Jahrhundert hinein fort. Besonders Unglück hatte Grimma mit seinen Schulverwaltern (Konomen), die wieweil zum größten Teil nur daran dachten, wie sie sich durch ihre Stelle bereichern könnten. Heftigen Anstoß erregte es, als 1593 der Schulverwalter Tüfel den Präzeptorenstich aufhob. Die Lehrer hatten nämlich bisher mit den Jöglingen gemeinsam gespeist und insolge davon bekändig scharfe Kontrolle über die Verpfelegung üben können. Jhnen wurde jetzt dem Schulverwalter durch Geld der Mittagstisch vergütet, den sie nun in der Stadt einnahmen. Der Schulverwalter aber wurde so von der lästigen Kontrolle befreit. Zwar mußte bald darauf Tüfel seine Stellung aufgeben, aber — wie damals überhaupt ein sehr häufiger Wechsel stattfand — wenige Jahre später kehrte er zurück. Da erheben 1602 die Landstände selbst Beschwerde. Man sieht nicht ganz deutlich, Röhler a. a. O. geht wohl auf Grund der Annales manuscripti in Grimma in der Beurteilung etwas zu weit. Denn wir haben keinen Grund, der zur Unterbindung der Angelegenheit eingesetzten Kommissionen Mißtrauen entgegenzubringen, und sie urteilt etwas anders als Röhler, doch hören wir sie selbst. Das Aktenstück im Dresdner Hauptstaatsarchiv Loc. 7425: Deren zur Kirchen und Schulen verordneten Räte Bedenken auf der Landtschaft Gravamina Lorgau 1603 berichtet uns darüber. Lassen wir erst einen Auszug aus der Beschwerde folgen, die sich in dem Aktenstückel auf Seite 21 ff. unter dem Titel „Extract aus den vorgegebenen Landgebrehen . . . Schulen Universiteten die Städte betreffend“ findet. Man bittet hier: „daß auch den armen Scholaren und stipendiaten an den verordneten gemeinen Tisch in der kommuniat, dazu die löblichen, in gott fleißig ruhenden hursfürsten zu Sadhen an gelde, getreidpfit und andren stadliche, große zulage gethan und verordnet haben, — vergleichen: den knaben in den dreuen dorf. Schulen Pfortten, Weissen und Grim von den economis oder anderen zu ihrenn genies nicht abgedroben und entzogen werden möge. So berichten auch die löbliche Köchliche, Mittheide, Weissen und Leisnigk, daß von den knaben, so in den dorf. Schulen aus den steden gehalten werden, clage

1) Deutsche Rundschau CXIX. Bd. (April-Juni 1904) S. 417 ff.

2) Röhler: Geschichte der Fürsten- und Landes Schule Grimma. S. 61 ff.

einkömmt, daß dieselben landtschüler sondersich auch der kost halben sehr geschmecht werden, welche sich meistens dahero Ursachen sol, daß die praeposcentes ihr folgelt und nicht mehr den Tisch bey der schulen haben und darumb an fleißigen aufsehen mangel vorfelle."

Auf die Beschwerden hin war mittels kurf. Restripts vom 12. Januar 1602 zur Untersuchung der Angelegenheit eine Kommission kurfürstl. verordneter Räte zusammengesetzt. Das Ergebnis ihrer Erhebung ist in einem am 6. Mai 1603 erstatteten Bericht niedergelegt. Hier befindet sich Punkt 23: „Die seioerordnung inn den fürstenschulen ist also angeordnet und wird dermaßen so fleißig darüber gehalten, daß man fürwar nicht vrsach zu klagen hat. Die Inaben haben täglich einen besseren Tisch, denn sein superintendens im lande inn seinem hause. Bey den communicanten aber auff den Unioersiteten kann der oconomus nichts abschreyn. Denn ob sie wol des getreydes halber freyer brütung haben, welches inn warheit ein große, fürstliche stiftung und molthat ist, dennoch so bedente ein jeder hauswirth, was man doch neben demselben einem jungen, heißungerigen gesellen

groß umb 5 gl. oder wol nicht so viel eine wochen langt geben sömme."

Freilich, das Oritma dennoch hifsbbedürftig blieb, beweiset die immer wiederkehrenden Unterstützungsgesuche der Schulverwalter selbst. Erst 1610 aber ward ein bedeutender Zufluß gemäht. Im Konnigt aber, wo 1601 auf einige Zeit die Spierung eingestellt worden war, lagen nicht bloß Klagen über zu geringes Mittagabrot vor, sondern die Conuictores hatten auch die von „Vobl. Unioersität" ihnen gegebenen Legos nicht akzeptieren wollen. Und dieses Kuffellen gegen die Legos wird sich — wie man vermutet — aus den vielen nicht unbedeutenden Geldstrafen erklären, die für allerhand kleine Vergehren festgesetzt waren. Wie hier die Differenz beseitigt worden ist, lassen unsere Quellen nicht erkennen.

C. N.

) Koeßler a. a. D. S. 92.

) Bergl. W. Feige, Das königliche Konnigt an der Unioersität Leipzig in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 10. Band 1. Heft. S. 61.

### Zum Religionsunterricht auf höheren Schulen.

1) Leben und Glauben des Christen nach dem Wort und Vorbild des Heilandes im Anschluß an Luthers Katechismus dargestellt. Ein Hifsbuch für Volksschullehrer, Religionslehrer, zum Konfirmandenunterricht und für jugendliche Christen von Oskar Wittkau, Pastor zu Neu-Hampin. Leipzig, Dürr. 197 S. gr. 8. 2) Zeitfaben zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen von Dr. Friedrich Köstlin (Zelan in Wadnang). 4., verbesserte Auflage. Tübingen und Leipzig, Mohr, 1904. VIII, 137 S. gr. 8. Preis 1,80, geb. 2,30 M. Schülerheft dazu besonders, 20 S. 3) Das Johannes-evangelium oder Christentum und Griechentum, Evangelium und moderne Weltanschauung auf der Oberstufe höherer Lehranstalten. (Zeitfaben für den evangelischen Religions-Unterricht, 6. Heft.) Von Professor Dr. Friedrich Jange, Realgymnasialdirektor in Gifurt. Gütersloh, G. Bertelsmann. XII, 114 S. gr. 8. 4) Des Paulus Brief an die Römer für höhere Schulen ausgelegt von Rud. Riemann, Gymnasialprofessor in Waren i. M. Gütersloh, G. Bertelsmann. IV, 127 S. gr. 8. Preis 2 M. Schülerheft dazu (revidierte Uebersetzung mit kurzer Auslegung) 50 S., 10 Epl. 4 M. — Vier bis fünf Hifsmittel für den höchsten Religionsunterricht, dem Unterrichten zumeist durch persönliche Erfahrung wertvoll. Von dem an erster Stelle genannten Buche von Pastor Wittkau liegt vor ihm das erste buchhändlerische Exemplar, von Herrn Verleger freundlich überfandt an Grund des Umstandes, daß die Redaktion und Herausgabe des Buches nicht ohne vorzügliche Fühlung mit Unterrichtsreum stattfand, wenn auch ohne seinen maßgebenden Einfluß. Jedenfalls erkräftigt dessen Recht und Pflicht zu einer kurzen Anzeige des in seiner Art trefflichen Büchchens. Dasselbe will den jungen Christen zeigen, daß das Christentum nicht Lehre, sondern Leben ist, und will zu diesem Zwecke das Wort und Verhalten Jesu (Bef. bildet aber immer den Genetio Jesus) als im Glauben bestimmend aufweisen. So ist das Buch einerseits durchaus christozentrisch gemeint, will aber andererseits (hierin tritt ganz einseitlich) gerade den Kleinen Katechismus Luthers als geeigneten Leitfaden für alle dem jungen Christen in der Gegenwart nötige Unterweisung verwendet werden. Das Ergebnis ist ein (übrigens vorzüglich ausgehaltetes) Handbuch alles auf religiösem Gebiete für den einfachen Christen Wissenswerten, das um so wohlthätiger wirkt, als es die auch für den Laien jetzt unumgängliche Erschließung des Sinns für die neuere geschichtliche und psychologische Betrachtung mit der wärmsten, pietätvollsten Liebe zu Christentum und Kirche verbindet. Die Einleitung enthält z. B. eine vollständige Bibellunde, des 1. Hauptstück eine ausführliche Entwicklung des Gottesbegriffs, der 3. Artikel eine (landestrichsich preussisch gehaltenen) Darstellung der gelamten christlichen Liebeswerke. Möge dem Buche eine reiche Wirkung, und auch bei uns freundliche Beachtung beschieden sein!

Köstlins Zeitfaben zum Alten Testament hatte sich Unterrichtsreum selbst zu erneuter Anzeige für d. M. abgegeben, um ine Dankeshuld und Pflicht einzulösen, die sich ihm allmählich

ausgedrückt hat. Er hat nämlich das Buch in einer früheren Auflage viele Jahre hindurch im Unterricht auf einer sehr konservativ gerichteten höheren Mädchenschule durchaus erprobt und kann es daher (bei selbstverständlich geschmackvollem Gebrauch durch den Lehrer) als treffliches Hifsmittel für jeden Fall empfehlen, wo auf Grund eines guten Gesamtunterrichtes neuere geschichtliche Einsichten mit Kraft und Bedutlichkeit geltend gemacht werden sollen. Auch zum Neuen Testament hat Dr. Köstlin einen Leitfaben verfaßt (3. Aufl. 1902, Preis 2 bez. 2,50 M.), von dem aber hier keine besondere Erfahrung geltend gemacht werden kann und der nicht auf der gleichen Höhe zu sein scheint (S. 3 Jesus der „Gründer" des Gottreiches). Schülerhefte ergänzen beide Leitfaben und dürften auch außerhalb Württemberg, für das sie zunächst bestimmt sind, Erprobung verdienen, soweit nicht der Bedarf anderweit gedeckt ist. — Prof. Janges einflußreiche pädagogische Arbeit weiß Unterrichtsreum hoch zu schätzen, sowohl auf Grund der Erziehung seiner erzieherischen Wirkung bei seinen Schülern, als auch seiner literarischen Betätigung, insbesondere seiner kleinen Schrift über das Kreuz Christi (vgl. 1900 W. B. Nr. 1), diesen noch unerschöpflichen Mittelpunkt der Religionsgeschichte. Sein vorliegendes (für Lehrer bestimmtes) Buch über das Johannesevangelium (Bef. erinnert selbst an dasjenige von E. Pfeifer, vgl. 1903, W. B. 136) ist ein neues glänzendes Specimen seiner Verbindung einer vorwiegend konservativ apologetischen Grundanschauung (das Buch ist dem Leipziger Prof. Friede als seinem unerschöpflichen Lehrer gewidmet) mit offenem Sinn für die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit, was gerade für das Johannesevangelium sehr förderlich ist. Das dieses Evangelium aber auch und gerade mit dem Judentum eine enge Auseinandersetzung bezweckt (vgl. des Unterrichtsreums Judentum in den Evangelien", Kap. 1), tritt bei der Haltung des Ganzen nicht genug vor; sonst hätte unter den schon im Vorwort ausgezeichneten Hifsmitteln nicht 5, 16 fehlen dürfen. — Über Prof. Riemanns ein Handbuch zum Höheren Katechismus kann selbstverständlich noch keine besondere Erfahrung vorliegen, auch von Unterrichtsreum kaum in Aussicht gestellt werden, außer insofern ihm solche etwa durch benutzende Lehrer vermittelt wird. Solchen wird das Büchlein gute Dienste tun, insofern sie zu genauem eigenem Studium des Briefes nicht in der Lage sind. Die Haltung des Auflegers liegt etwa in der Mitte zwischen einer traditionell-dogmatisch bestimmten und einer geschichtlich gerichteten. Besser träte das geschichtliche Interesse noch mehr hervor. Dann ließe sich der Brief als religions- und heilsgeschichtliches Dokument ersten Ranges doch wohl noch begründlich machen, gerade von dem richtig erkannten Thema 1, 16 f. aus. Die Neigung zur Annahme von „Anhängen" würde sich dann erkräftigen, c. 9—11 als wichtiger Bestandteil des beweiendsten ersten Hauptteils diesem letzter einfügen, c. 15—16 ohne Schaden für die Jugend kritisch behandeln lassen. Ob ein besonderes Schülerheft bei diesem Gegenstand nicht eher firt als sammelt?

Prof. G. Schneidermann.

### Bücherbesprechungen.

— Ein Kirchenjahr in Predigten von D. Friedrich Hülshof. Dritte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung (Mar. Groffe). 8. K. — Das Urteil über Hülshofs Predigten steht auf allen Seiten fest, und auch das jüngere Geschlecht wird durch die Homilien und im Besonderen mit älteren Heiligen dieses Urteil regelmäßig zu hören bekommen, so daß auch in seinem Interesse eine Wiederholung überflüssig ist. Aber die Freude darf man aussprechen, daß Hülshofs Predigten immer wieder aufgelegt worden in dieser längst lebenden Zeit, wo es auch Prediger genug gibt, die auf seine Predigtweise mit wenig Hochschätzung blicken. Daß dieser Band, den wir hier angehen, verhältnismäßig nicht so viel gefeßt wird, wie die andern, hat seinen guten Grund. Hier ist nicht eine bestimmte Peripeteneie regelmäßig fortlaufend behandelt. Man kann also den gesuchten Text nicht so leicht finden, wie dort, wo er an der bestimmten Stelle stehen muß. Den Ausdruck „Predigten über freie Leute“, der zuerst gewählt war und auf den Druckbogen erscheint, hat Hülshof selber im Buchtitel noch befestigt, weil er in der Tat gar nicht stimmte. Er steht voraus, daß der Prediger sich für jeden Predigttag einen Text selbst auswählt und aus einem bestimmten Grunde darüber predigt. Dieser Fall liegt hier gar nicht vor. Es hatten sich vielmehr bei Hülshof eine Reihe von Predigten über Leute aus der dritten und vierten Reihe des früheren sächsischen Peripeteneiebuchs gesammelt, die er auch drucken zu lassen wünschte. Da er jedoch in Leipzig nur jeden zweiten Sonntag zu predigen hatte und in seinen Urlaubszeiten gar nicht predigte, so wurde die Sammlung nie vollständig. So hat er denn vorhandene Predigten über altkirchliche Evangelien und Episteln oder über Texte des sächsischen Peripeteneiebuchs irgendwo eingeschoben, auch an solchen Stellen eingeschoben, an denen sie nach keinem Peripeteneiesystem paßten. Am auffälligsten ist das bei den Predigten über die Apokalypse, deren Texte ganz untereinander gemengt sind. Wenn es also darauf ankommt, noch eine Predigt Hülshofs über eine Peripeteneie außer der in den übrigen Sammlungen kennen zu lernen, der wird sie hier in vielen Fällen finden, nur meist nicht da, wo er sie selbstverständlich sucht. So steht beispielsweise eine Predigt über den Psalter und Psalmen, und zwar eine erst Hülshofs im besonderen Sinne, nicht unter dem 11., sondern unter dem 23. Sonntag nach Trinitatis. Die Verlagshandlung hätte wohl ein Textverzeichnis beigeben können, wie es sich fast in allen ähnlichen Sammlungen findet. B. K.

— Die Rettung des Menschen durch Christus in neuer Weise aus der Schrift entwickelt von Paul Johannes. Zweiter Teil: Die subjektive Seite. Meisen, S. W. Schimpert. 1905. 4. K. 40 s. — Was wir bei der Anzeige des ersten Teiles (Wiss. Zeitschr. Nr. 8 von 1899) zum Lobe des großen Fleißes, den der Verfasser angewandt hat, und zur Anerkennung seines sorgfältigen und geistvollen Fortschritts gesagt haben, das gilt in demselben Maße auch für diesen zweiten. Man läßt sich von ihm mit großer Freude in die biblische Lehre von der Erlangung und Vollendung des Heils durch die Menschen einführen, man folgt mit gespannter Erwartung seinen feinsinnigen Darlegungen und betrachtet das jedesmalige Ergebnis zum mindesten mit reger Teilnahme. Aber ebenso sicher muß gelten bleiben, was wir über die systematische Bedeutung des Wertes ausgesprochen haben. Will man die christliche Lehre oder auch nur einen wesentlichen Teil derselben aus der heiligen Schrift heraus gewinnen, so muß man entweder daraus eine Lebensaufgabe machen, wie Bede und Hofmann, wobei man, wie diese, doch noch zu gewärtigen hat, unzähliger Irrtümer bezichtigt zu werden, oder man muß sich zunächst mit einem biblischen Buche oder mit einem einzelnen Kapitel der Sache beschäftigen, wie so seine abweichende Meinung in diesem oder jenem Punkte auf exegetischem Wege zur Geltung zu bringen. Kann man hier Beweise führen, die unwiderleglich sind, so wird die Dogmatik notwendig davon Kenntnis nehmen und sich darnach richten. Aber man kann sich, wenn man nicht den gesamten Apparat der christlichen Auslegung und Lehrbildung beherrscht, über den moralischen Wert solcher neuer Entdeckungen auch bitter täuschen. Überträgt man jedoch, wie der Verfasser tut, eine ganze Fülle exegetischer Resultate auf einen großen Hauptteil christlicher Lehre, ohne ihre Richtigkeit und Gültigkeit verbürgen zu können, so kann man auf diese Weise viel Klügel und Lehrsätze aussprechen, wie es der Verfasser zu unserer Freude getan hat, aber man kann nicht darauf rechnen, das Ganze

der christlichen Lehre irgendwie wesentlich zu beeinflussen. Das wäre in gewissem Umfang viel eher möglich, wenn man seine Studien und Erkenntnis auf praktisch-apologetische Art verwerten könnte oder wollte. Daß das der Verfasser nach dem ganzen Werdegang seines theologischen Denkens auch hier nicht getan hat, verstehen wir vollkommen; aber der Wert seines Buches, den wir immerhin hoch genug einschätzen, bleibt dabei ein beschränkter. B. K.

— Meyer, Arnold, D. Professor der Theologie in Jülich. Die Auferstehung Christi. Die Berichte über Auferstehung, Himmelfahrt und Hingehen, ihre Enttöpfung, ihr geschichtlicher Hintergrund und ihre religiöse Bedeutung. 8. 368 S. Weiterer Band der „Lebensfragen“, herausg. von Heinrich Weinel. 3. K., gef. 4. K. Tübingen, Verlag von J. G. Mohr (Paul Siebeck). — Der Verfasser behandelt in seinem übrigens weit aussholenden und weitreichenden Werk die Frage nach der Auferstehung Christi von völlig negativem Standpunkt. Den Berichten über dieselbe steht er ganz ablehnend gegenüber. Er sieht überhaupt in den Evangelien Flugfingern eines Verteidigungskampfes, die ihre Verfasser gegenüber Angriffen auf das überlieferte Christentum in immer neuen Erzählungsformen verfaßten. Besonders war die Auferstehung Christi umstritten. Darum mußte sie durch die biblischen Darstellungen mit ihren bestimmten Angaben und Einzelheiten gestützt werden. Freilich eine Übereinstimmung der Berichte ist nicht vorhanden, läßt sich auch nicht herstellen. Und nicht bloß unter den Evangelisten sind unausgleichbare Widersprüche zu konstatieren, auch zwischen diesen und Paulus sind sie vorhanden: Paulus hat einen anderen Auferstehenden, als die Evangelien ihn zeigen. Paulus, der „enthusiastische Exaltierter“, dessen furchtlich-geistliche Anlage und Belastung recht deutlich und auffallend ist, hat eine Auferstehungsvision, aber ist kein Beweis dafür, daß Jesus persönlich aus dem Grabe herorgegangen ist und in Licht und Stimme sich hat zeigen können. So bleibt von der Auferstehung Christi nichts übrig als eine Art von Bild und Gleichnis. Erblibt ein wirkliches Fortleben nach dem Tode ist weder für Jesus noch für uns mit Gewißheit festzustellen. Die einzige Gewißheit von einer Auferstehung ist die, daß in jedem von uns ein ewiger Wert schlummert, der bei uns in der Menschheit behändig aufsteigen soll, und dessen Bedeutung ein kurzes Erdenleben nicht umfassen, der Tod nicht vernichten kann.“ Evangelische Theologie wird man diese Ausführungen eines Professors moderner Theologie nicht mehr nennen können. D. K.

— Wider das Jesusbild der religionsgeschichtlichen Volksbücher. Erweiterte Vortrage von Franz Gerwig, Pastor in Bengelshors bei Gerbetha. Halle a. S., Richard Mühlmanns Verlagshandlung (Mar. Groffe). gr. 8. V und 34 S. 50 s. — In früherer, fehlender, vornehmer und ernter Weise unterzieht der Verfasser die auch in unserer Zeitung besprochenen Arbeiten von Bernke und Bouffet bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge einer scharfen Kritik. Der Vortrag ist ursprünglich im Kreis von Amtsbrüdern gehalten worden und will die Überzeugung stärken, daß der Herzensglaube einer Gewißheit bedarf, die weit über dem Standort der „Volksbücher“ liegt. Der Verfasser bespricht zunächst bis S. 8 die Arbeit Bernkes, vor allem dessen Stellung zum Johannes-evangelium und den Eusebius als Quellen des Lebens Jesu und bekämpft die Konstruktion des Gegensatzes zwischen dem Christentum Christi und dem Christentum der ersten Christenheit. Reichlich 20 Seiten sind Bouffets Ausführungen gewidmet, indem er, dessen Einstellung folgend, sich mit dem äußeren Verlauf des Lebens Jesu und den Formen seiner Wirksamkeit, der Predigt und dem Geheimnisse seiner Person beschäftigt, in der Verschiedenheit der Ergebnisse nicht nur wissenschaftliche Unterschiede, sondern religiöse Gegenätze als vorliegend feststellt und die Bedürfnisse der Frömmigkeit hervorhebt. In den letzten sechs Seiten faßt er die Ergebnisse zusammen. H.

— Reich, Hermann, Der König mit der Dornenkrone. Nr. 8. 31 S. Mit 5 Abbildungen im Text. K. 1. Verlag von S. O. Teubner in Leipzig. 1905. — Die vorliegende Schrift, die ein Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur (VII. Jahrg.) ist, haben wir mit vielem Interesse gelesen, wenn wir auch der darin ausgesprochenen Behauptung nicht die volle Zustimmung schenken können. Der Verfasser will eine Erklärung dazu geben, wie die Verpöschung Christi durch die römischen Regionalbehörden, besonders seine Dornenkrönung auf-

zulassen sei. Er bringt hierzu ein ziemlich Material bei, behandelt die vor etwa 50 Jahren im kaiserlichen Palaste am Palatin aufgeführte karikierte Zeichnung der Kreuzigung eines erstbüssigen Mannes und der Anbetung desselben durch einen Christen Alexander, ferner den Gelmimus und die Kreuzigungsminen, sowie das Mysterium mit posthumer Ausstattung und den König im Minus, um durch solche Parallelen zu zeigen, wie die römischen Kriegsknechte offenbar mit dem verurteilten Christus die posthume Aufführung eines Minus in der Dornenkränzung und Verhottung Christi vorgenommen haben. Ob hier an eine wirkliche Aufführung gedacht werden kann? Es läßt sich doch wohl, wenn man die schnelle Folge der Ereignisse und die Kürze der Zeit nimmt, in der sich Verhöre und Verurteilung vor Juden und Heiden und die folgende Kreuzigung vollzieht, kaum annehmen. Daß aber die Soldaten zu der Verhottung Christi durch derartige mimische Possenspiele, wie sie damals vielfach üblich waren, eine gewisse Aufforderung oder Anregung erhalten haben, wird immerhin zuzugeben.

— **Glassen, Walter, Christus heute als unser Zeitgenosse.** 78 S. Preis gebd. 1 M. C. F. Beckhe Verlagshandlung Ostkr. Ver. München 1905. — Ein Schriftchen, das zwar nicht ohne Vorläufer ist, aber seine Aufgabe doch in eigener Weise löst. Es zeigt Christus losgelöst von seiner Zeit und seinem Volk, läßt ihn unter uns reden und in Deutschland wirken und verwertet die biblischen Worte, Geschichten und Gleichnisse, sie ins moderne Leben übertragend. Jesus ist ein junger Werkmeister, die Jünger erkennt man wieder in Maschinenbauern, Werftarbeitern usw. Die Behörden haben den Christus von heute nicht gern, die meisten Zeitungen schreiben gegen ihn. Ein Geistlicher geht zur Verbörde und zeigt ihm an, weil er das Volk aufwiegele. Es werden Geheimpolitiken ausgefacht, er wird verhaftet und mit sechs Wochen Gefängnis bestraft, weil er die gottesdienstlichen Einrichtungen herabsetze und öffentliches Argernis erzeuge. Einige Frauen, die ihn sehr verehren, sammeln Mittel, mit denen er sich nach England bringt. In einem Hospitale beschließt er daselbst sein Leben. Der Arzt sprach: Das war ein guter und großer Mann.“ Mit phantasievoller Gabe und mit gewandten kurzen Strichen ist dieser moderne Christus gezeichnet; zu genau und kaum zureichend erscheint uns die Parallele zwischen den Paraisern und jüdischen Oberen und anderen Vertretern der christlichen Kirche, den Behörden und ihren heuligen Betreibern.

— **Die Lehr von der Vollendung aller Dinge** aus der heiligen Schrift begründet und verteidigt von E. Prager (Oero-Unterbaum). Leipzig, K. Reichert Nachf. (S. Böhme). VIII und 240 S. gr. 8. Preis 2,40 M. — „Nicht Endlosigkeit der Verdamnis lehrt die heilige Schrift, noch endliche Vernechtung der Verdamnten, sondern die Vollendung aller Dinge.“ Diese für ihn einflussreiche Wahrheit, erklärt der Verfasser, habe er bereits in seiner Erklärung der Offenbarung Johannis (vergl. Wiss. Beil. 1901, Nr. 6 und 124) grundsätzlich und geschichtlich aufgestellt und beleuchtet, finde aber in der Gegenwart Veranlassung, sie hiermit noch besonders, und zwar möglichst vollständig, zu bearbeiten. Und zwar wird von ihm 1) die Endlosigkeit der Verdamnis, obwohl sie biblisch scheint, als unhaltbar und jedenfalls — ungeeignet, 2) die nach seiner Wahrnehmung jetzt vielfach beliebte Lehre von einer „allmählichen Vernichtung aller Verdamnten“ als in jeder Beziehung unzureichend, hingegen 3) die eigene Lehre von einer „Vollendung aller Dinge“ bez. einer „Allbefreiungslehre“ als allein befriedigend dargestellt.

— Es versteht sich wohl von selbst, daß diese ganze Vorlesung nur für ernste und bewusste Christenleute geschrieben, also „eoteristisch“ gemeint ist. Dies vorausgesetzt, ist aber die Methode der Beweisführung nicht durchaus klar, insofern strenge Bindung an das biblische Wort sich ohne eigentlich historische Schulung und ohne hares Bewußtsein des Nichtiges dazu mit (zum Teil rationalistisch zu nennender) Verwendung eines eigenen modern-christlichen Bewußtseins verknüpft, das im Grunde das letzte Wort behält. Unterzeichneter läßt dies gelten, wo es mit Klarheit und Strenge gegen sich selbst geschieht. Wenn der Verfasser ist einseitig; er unterläßt ohne Zweifel, nicht ohne Gefahr härtischen Eigenwillens, die einschärfende Wirkung seiner Verlesungslehre, die gewiss nicht ohne Grund und Recht von der Kirche als solcher bisher vermieiden worden ist. Er täte besser, sich dahin zu bekennen, daß keine von den drei von ihm vergeordneten Möglichkeiten

eigentliche Schrift- und Kirchenslehre sein oder werden müsse, daß vielmehr hier für das menschlich-christliche Denken unauflösbare Schwierigkeiten vorliegen, daß aber, wenn Unterzeichneter seine eigenen, beim atademischen Vortrag wiederholt bewährten Worte anführen darf (Gottesgegenwart S. 220), „unter heiliger und lebendiger Gott allen Lebenden unseres menschlichen Rituslebens selbsthörtlichlich in einem unendlich begrenztem Maße zuvorkommen werde.“ Übrigens mag das trugsame Bildchen selbstständig denkenden Lesern als Anregung zum Nachdenken über eine ernste Frage dienen.

**S. Schneidermann.**  
— **Hausleiter, D. Dr. Professor, Die Autorität der Bibel.** Sechs Vorträge im Kreiswälder Kreisamt für Lehrer und Lehrenden gehalten. 8°. 77 S. 80 a. C. F. Beckhe Verlagshandlung, Ostkr. Ver.; München, 1905. — Es ist nicht zu leugnen, daß durch die neuere Bibelkritik, den Babel-Bibelstreit u. a. heute die Autorität der Bibel bei vielen ins Schwanken geraten ist. Dem Verlangen, Klarheit zu gewinnen in Wertung der heiligen Schrift, kommen die Vorträge Hausleiters in ausgezeichneter Weise entgegen. Ihm ist die Autorität der Schrift keine unmittelbare, sie ist durch die Kirche vermittelt und darum auch in der römischen Kirche eine andere als in der evangelisch-lutherischen, sie ruht auf ihrem Inhalt und wird zu persönlicher Aneignung kommen, wenn Christus uns lebendige Autorität geworden ist. Von diesem christozentrischen Standpunkt aus wird das, was in der Schrift nur natürliches Wissen und Wahrnehmen ist, nicht denselben Glauben fordern, die wunderbare Offenbarung des Heils beanpruchen. Wir können nur wünschen, daß Hausleiters Ausführungen besonders auch in den Kreisen, für welche sie in den mündlichen Vorträgen berechnet waren, unter Lehrern und Lehrenden ihre klärende und beständige Wirkung ausüben möchten.

**D. K.**  
— **Wesen und Wirkung des Gebets.** Von S. Gagnelin, Pastor in Lausanne. Autorisierte Überlegung von Alexander v. Finckel. Dresden und Leipzig, C. Lubwig Ungelehrt, Fr. Richter's Verlag. 60 S. — Die kleine Abhandlung wendet sich ebensowohl auf die Geringschätzung des Gebets vom Standpunkte des Unglaubens und der Trägheit, wie namentlich auch gegen die von Deismus und Rationalismus ausgehende Herabminderung seines Wertes. Sie beantwortet die Frage: Was ist das Gebet? auf Grund der biblischen Lehre dahin, daß es die einzig mögliche Form ist, in der der Mensch eine Gemeinschaft mit Gott aufrecht erhalten kann, in der er den Weltentseuer zum Betrauten seiner Wünsche und Empfindungen wird und dessen Anbänger in Besitz nimmt. Damit ist die Antwort auf die zweite Frage: Welche Früchte bringt das Gebet? schon angebahnt, daß es die Seele des Menschen mit allen den Kräften ausstattet, die ihm ein gesegnetes Leben erst ermöglichen. Diese biblischen Wahrheiten sind eindringlich und für allgemeinen Bekanntheit sachlich dargestellt. Die Überlegung ist gut, nur hätte der Übersetzer, wenn er wirklich nicht so viel Latein verstand, um die Namen Jesus Christus richtig zu definieren (durch Jesu Christo S. 31), auf diese Destination verzichtet und einfach die Rominativ-Form verwenden müssen, was ja jedem Deutschen freisteht.

**J. K.**  
— **Frantz, Karl, Wie wird's sein? Dichtung und doch Wahrheit aus der anderen Welt.** Zweites Laufen. S. 183 S. 2 M. Galle a. S. Richard Mühlmann's Verlag (Rar. Groß). — Diese Ausführungen erinnern lebhaft an eine ältere Schrift, an die bekannten „Briefe aus der Hölle“. In ähnlicher Weise wird hier im Anschluß an die betreffenden Bibelstellen eine Konstruktion des zukünftigen Lebens versucht. Darum nennt der Verfasser sein Werk: „Dichtung und doch Wahrheit.“ Es ist nicht zu leugnen, daß der dichtenden Phantasie hierbei eine Hauptrolle zufällt. Das Buch ist frisch und anregend geschrieben.

**D. K.**  
— **Edde, W., Raucher für Kranke und Sterbende** und deren Freunde. 5. Auflage. 284 S. Kart. 1,20 M., geb. 1,60 M. (10 Exemplare geb. 14 M.). Osterfeld, Trud und Verlag von G. Bertelsmann. — Es ist einer von den alten Trödlern, der noch immer seinen stillen Segensgang tut. Das Gebets- und Trostbuch enthält Bibelworte für Kranke und Sterbende, zahlreiche Gebete für beide und alte Reimegebete. Es ist noch von Edde selbst in seiner zweiten Auflage aus den zwei Teilen des „Handbuchs an Kranken- und Sterbenden“ zu einem Bändchen vereinigt.

**D. K.**

**Erscheinung**  
Dienstag, Donnerstage  
und Sonnabende und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl. preuss.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Nisfart in Leipzig.

Nr. 138.

Donnerstag den 23. November abends.

1905.

Neue Bände des Sächsischen Volkschriftenverlags.

Der Sächsische Volkschriftenverlag (Leipzig, F. O. Ballmann) hat, rechtzeitig vor dem Weihnachtsfest, zwei neue Bände erscheinen lassen. Der Verlag will bekanntlich gute Bücher zu billigen Preisen herausgeben, um damit der Verbreitung der Schulpflicht, Schul- und Literaturerziehung zu dienen. Die Bücher sollen Neuzeit und Geist und Gemüt Erhebendes bieten, keine Lektüreschriften sein, weder moralisch, noch religiös, dafür aber Charakter haben, der aus dem Leben eine christlichen Weltanschauung herausbringt. Sie sollen durch wertvollen Gehalt zur Veredelung und Bildung des Geistes und Herzens beitragen, innerlich wehren, erheben, auf den Verdächtigkeiten der Wirklichkeit erbaun. Nicht an die grünweißen Grenzspalten sollen sich diese Schriften halten, wohl aber soll durch die Veröffentlichungen die Liebe zum eigenen Vaterlande, zur Heimat und ihrer Kunde und Kunst gepflegt werden. Die Bände wenden sich an jung und alt im Volk, an alle Stände und Schichten desselben, sollen einen Vorschlag für das Haus und den Familienkreis, für Volk- und Jugendbibliotheken bilden, an denen es allerdings liegt, durch Beteiligung an der Ent- und Abnahme der Bände, d. h. durch Kauf dazu beizutragen, daß die Vorbedingungen zum Erscheinen erfüllt und die Kosten aufgebracht werden. Unterstützung ist dem Verlag vom sächsischen Kultusministerium geworden, das die Schriften kostenlos in seinem Musterkatalog aufgenommen hat. Es werden jährlich Bücher in der Stärke von 20–25 Bogen ausgegeben, die an die Abonnenten der Sammlung für 1,50 M. geliefert werden. Einzelne sind dieselben zu einem erhöhten Preise käuflich.

Nicht man mit den Maßstäben, die in den oben angeführten Grundbänden des Sächsischen Volkschriftenverlags zu Leipzig enthalten sind, den Gehalt der beiden neuen Bände, so muß man zugeben, daß sie wohl bestehen können. Die beiden Bände enthalten: Unter der grünen Krante. Drei Erzählungen von Anton Obermayer; Die Königshöfer. Originalerzählung von La Nothe. Mit fünf Zeichnungen von E. Bürger. Oborn bietet drei Geschichten: „Aus tiefer Not“, Erzählung aus Glemmitz schweren Tagen, „Am Gregoriusfest“, Erzählung aus dem Erzgebirge, „Das Blutmal“, Novellistische Kulturbilder aus dem Erzgebirge. Oborns Art in seinen Erzählungen, in denen er sich von seiner besten Seite zeigt und am bedeutensten ist, während man über den Wert seiner dramatischen Arbeiten geteilter Meinung sein kann, ist seinen Kreisen bekannt. Er hat Gemüt und ein warmes Herz für das Volk, seine Note und Leiden und ein starkes evangelisches Gefühl tritt bei ihm hervor, das um so intensiver ist, je sich mit einer gewissen Feinheit und polemischen Schärfe geltend macht, weil ein früher Abergläubiger hier redet und empfindet. So erzählt die erste Geschichte, aus Glemmitz schweren Tagen, die die Bedrängnis der Stadt nach der Schlacht bei Lipzig zeigt, als dieselbe von den Wallensteinern arg misshandelt wird, ihre Färbung durch den protestantischen Hauch, der ihr innewohnt, der sich auch in dem Titel „Aus tiefer Not“ ausdrückt. Aus dieser tiefen Not, die ihr der Kaiserliche General Contraxz bereitet, wird die wackerere Stadt „Remppitz“ allerdings gerettet und hierin haben wir wiederum einen beachtenden Zug im Leben Oborns zu erblicken. Er lebt den frohen Muth und die persönlichen Schicksale und läßt den Leser von vornherein in der angenehmen Gewissheit, daß alles gut ausgehen werde und auch die Paare sich „freigen“ werden. Man mag sich vielleicht ein wenig optimistisch, ja fast als eine Schwäche empfinden, die der guten alten Erzählungsliteratur volkstümlichen Charakters eigen war und die Oborn von ihr übernommen hat. Aber man findet sich doch darin. So auch in den Auslegung der zweiten in Annaberg und Umgebung

spielenden Geschichte aus dem Bergmannsleben des Erzgebirges, in der sich Oborn als Angehöriger der Landschaft fühlt, die ihm eine zweite Heimat geworden ist, des sächsischen Erzgebirges. Auch die zweite Erzählung „Am Gregoriusfest“, welcher Titel bereits angenehme lokale Erinnerungen weckt, hat historische Färbung, denn nicht in der Gegenwart spielt sie, sondern in der Zeit des Kinderfreundes und Dichters, das auf dem alten Johannisfesthof zu Leipzig ruhenden Christian Fritz Weißer, der ein Annabergs Kind, am Gregoriusfest in der Heimat gerade anwesend, bei der Errettung der verhafteten Vergleute den Führer und Leiter spielt. Im einzelnen kann man an den Erzählungen einiges ausfinden. Die Glaubwürdigkeit der Geschehnisse läßt hier und da zu wünschen übrig. Die Motivierung ist nicht immer scharf. Man muß da manches mit in den Kauf nehmen. Wenn in der Schredensnacht der Stadt „Remppitz“ der junge Friedrich Hommel einen umgebogenen Nagel findet und ihn, ohne sich etwas dabei zu denken, so sich steckt, so denkt der Verfasser sich um so mehr dabei. Dieser umgebogene Nagel vertritt die Stelle eines *dux ex machina*. Er verhilft, als Dietrich verwannt, den in den roten Turm Eingeschlossenen später zur Flucht in die Freiheit. Doch wir wollen nicht nachgeln. Es ließe sich wohl denken, wenn wir solche Mängel aufdecken, die doch zurücktreten vor dem vielen Treuen und den Vorzügen. Das Schlußstück: „Das Blutmal. Novellistische Kulturbilder aus dem Erzgebirge“ führt ebenfalls in die Bergwerkskultur des Erzgebirges und erzählt in fünf kleinen Geschichten die Lebensläufe von fünf Generationen, die dadurch zusammengehalten werden, daß an allen sich der Fluch des Blutmals erfüllt. Jeder, der das verhängnisvolle rote Mal besitzt, muß, wie der Volksmund behauptet und Wahrsager prophezeien, jemand töten und zwar ist es stets einer, der dem betreffenden unschuldigen Mörder nahesteht. Gemahnt die Reihenfolge der Erzählungen etwas an Oulian Freitag, „Ähnen“ und ihre Töchter, so erinnert die Reihe, wie nicht weiter erst beweisen zu werden braucht, auch, und nicht immer zu ihrem Vorteil, an Schicksals- und Ahnfrauentragödien und der Wunsch ist berechtigt, derartige Schauermärchen der Sammlung, die doch nur Gesundes bringen soll, künftig fernzuhalten. La Nothes „Originalerzählung“: „Die Königshöfer“ ist eine Vorgeschichte, die in Oberbaran spielt und auch sonst oberbairisches Gepräge hat. Man wird an bekannte Vorbilder erinnert, sowohl nach der guten wie weniger guten Seite hin. Mit kräftigen Zügen, die an die Meister der ländlichen Erzählung gemahnen, ringen Elemente der Schablonenart, eines Achleitner und Maximilian Schmid, das Süßliche mancher Maler, die uns die Gestalten des oberbairischen und Tiroler Landes in einer Färbung der Charaktere und des Lebens, mit ungenügender Begleiterscheinungen zeigen, ist nicht immer vermieden worden. Daneben treiben noch andere able Oeüer ihr Wesen. Die Kinderverwählung erinnert an den Kolportageoman, in der sich von Geschichte zu Geschichte fortwährendes Fröhlichkeit der beiden Bauern an dem Königsdiebstahl liegt so etwas wie der Fluch der Schicksalstragödie. Der Haß der jungen Leute gegen den Reichen der beiden Königshöfer Bauern, den Sepp Aderer, der sich näher als ihr Verwandter entpuppt, hat etwas Gewalttätiges. Und auch sonst haben wir mancherlei auf dem Herzen gegen die Erzählung des angeblich dem süddeutschen Teil der deutschen Schriftstellerwelt angehörigen Verfassers oder vielmehr, wie wir vermuten, der Verfasserin. Und dennoch möchten wir ihr Werk nicht ablehnen, sondern vielmehr empfehlen. Es steht

so viel des Besseren darin, daß das weniger Gute überwuchert wird. In diesem Letzteren zählen wir manche schönen, menschlichen Eigenschaften, die den Personen der Handlung eigen sind, die sich durchwog, nach der guten wie bösen Seite hin, als echte Menschen erproben, von denen bekanntlich selbst die schlechtesten immer noch Jüge aufweisen, die sie mit der Menschheit und ihrem elken Kern verbinden. Der Mensch ist nicht einfach schwarz oder weiß gefärbt, sondern von der Mißfarbe der Eifer, weiß und schwarz. Das sieht man auch in La Rosées Erzählung, die eben zeigt, wie Menschen feilen und irren, durch ganze Geschlechter, vom Vater auf den Sohn und so weiter, wie der Paß zweier Nachbargeschlechter, die wie Capulet und Montague zueinander stehen, sich so weit verfeilt, daß die Hand an Hand Hausen sich mit dem geladeten Gewehr gegenübersehen, wie der Verdacht dem anderen Teil immer noch größere Verdrehen andrückt, als man tatsächlich auszuführen imstande ist, wie die Spannung aus Höchste steigt und wie diese sich schließlich doch auf eine angenehme und befriedigende Weise löst und alles zum Guten angeht. Das Wie dieser Lösung ist etwas bunt und mehr als einmal geschieht es, daß wir ob der schier

unglaublich anmutenden Wendungen der Handlung, die wir stets ganz anders erwartet hatten, kopfschüttelnd das Buch aus der Hand legen mußten. Immer aber reist und der gute Kern und die Empathie, die wir mit den vielen braven Menschen empfinden, doch wieder, daß Wert in die Hand zu nehmen und wir lesen es schließlich zu Ende und sind nicht unwillig darüber, daß wir es getan. Denn das Gute überwiegt und was wir als Ertrag der Lektüre gewonnen haben, ist doch etwas mehr.

So können wir die hübschen schmanden grünweissen Bänden denn Publikum trotz mancher Einmündel, die wir manchmal empfinden und dem Unternehmern gefehrten Fortgang wünschen. Möge das Streben der Zeitung des Sächsischen Volkschriftenverlags dahin gehen, daß in Zukunft Werte zur Veröffentlichung gelangen, die völlig fehlerfrei sind, und mag dem guten Willen der Redaktion das Vermögen und Können der Schriftsteller entgegenkommen, etwas wirklich Vollkommenes in seiner Art zu leisten! Dann könnten wir das nächste Mal Beurlaubung haben, eine Anzeig ohne jede Ausstellung in die Welt zu senden. Dem guten Zweck, für den der Volkschriftenverlag arbeitet, dürfte mit einer solchen rückwärtsloseter Anerkennung, die lediglich lobt, nur gebietet sein. J. R.

### Bücherbesprechungen.

— Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament. Von D. Ernst Sellin. Leipzig, A. Reicherdt'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhm). 60 S. — Diese Refatantbräde wendet sich hauptsächlich gegen das Buch von Moritz Friedländer „Griechische Philosophie im Alten Testament“ und dessen Behauptung, die ganze jüdische Weisheitsliteratur samt der Mehrzahl der Psalmen sei durch die Berührung mit griechischer Philosophie entstanden. Die dort vorgebrachten Beweise für diese Behauptung werden einzeln geprüft, und es wird dabei scharf unterschieden zwischen vereinzelten Einflüssen griechischer Kultur und Lebensform auf die Ausdrucksweise der jüdischen Weisheitslehrer, welche Einflüsse in Kap. 1—9 der Sprüche Salomons und in Kap. 28 und 29 des Buches Job wahrnehmbar sind, und einem förmlichen Hervorgehen der Gedanken aus den Sätzen griechischer Philosophie. Ein solches wird nur zugehoben für den Prediger Salomo, die Weisheit und Spruch, für die gesamte übrige Weisheitsliteratur aber entschieden abgelehnt. B. K.

— Johann Amos Comenius, Das einzig Notwendige. Ein Laien-Brevier. Mit einem Bildnis des Verfassers im Lichtdruck. Aus dem Lateinischen übertragen von Johannes Seeger. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Keller. Jena, Diederichs Verlag. 3. K., geb. 4.50 K. — Auf Veranlassung der Comenius-Gesellschaft, die Lehrer der Menschheit für das moderne Geschlecht nur wirksam zu machen bejucht, ist hier das gut ausgestattete „Testament des Manns der Gehmucht“ herausgegeben worden. Der ehmwürdige Kreis, dessen Leben ein Flielen und Wandern war, ipiert darin zu seiner Gemeinde böhmischer Brüder und zu ter großen Gemeinshaft der unsichtbaren Kirche, ehe denn er scheidet. Man würde die Bedeutung des Brüderbischöps verengen, wenn man ihn nur als Pädagogen betrachtet wölte, wie das schon manche seiner Zeitgenossen taten. Ein Erzähler der Menschheit im höchsten Sinne wollte er sein; und begriff er sich zu weilen in seinen Maßnahmen, führten ihn Träume und Pläne zu weit von den Ufern der festen Erde — seine Zeilkerne waren doch wohl die rechten, denn er suchte und fand sie im Glanze der reinsten, allen Nebenwunden abgemandten Religiosität. Keller betont in der schönen Einleitung das Allgemein gültige an den ruhrenden Darlegungen des Comenius. Wegen dieser, die Schranken der Zeit und Umwelt übertragenden Sijpel ist das Vang, darin Comenius führt, auch heute der Einfuhr wert. Lob, die Neuerforschung durch das vorliegende Buch dazu helfen!

Dr. Grimm.

— Friedrich Nagel, Glückseligen und Träume. Sammelte Aufläße aus den Grenzboten. Leipzig, fr. Wilh. Grunow. Geb. 8.50 K. — Nagel hat wie wenige Menschen die Gabe beissen, Berechnung und Liebe seiner Schüler zu erwerben. Das ist bei seinem Tode vielfach zum Ausdruck gekommen. Aber er lebt in seinen Werken fort, und ist darin so wirksam, als er lebte. Der vorliegende Band, dem eine Besichtigung der männlich edlen Angeichts Nagels beigegeben ist, muß dem unvorrätigen neue Freunde erwerben. Es ruht ein eigen-

attiger Zauber über diesen Jugend- und Kriegserinnerungen; den Schilderungen von Land und Leuten in Altbayern, Südwestdeutschland, Thüringen; den Gedankenreihen, die der jünige Betrachter an die Enttaltung einer edlen Kaste oder der Wasserrose, selbst an Einrichtung und Verpflegung im Landwirtschaftshaus anknüpft. Nicht, daß der Stil durchgehend glänzend wäre; es gibt Härten und Ecken, die wie Feilblöde an Wiesenmähen aufragen. Gerade solche zeigen aber den starken Wesenbau, dem alles Ephemere darüber entsprossen ist. Ein starker urmächtiger Charakter trägt und verfährt alle Einzelheiten. Was haben diese klaren Augen an Dingen gesehen, an denen die meisten adlos vorbeigehen! Da ist nirgend ein Schema, niemals ein bloßes Ginnnehmen des Überfließens. Und dennoch vermeidet Nagel fast immer den naheliegenden Fehler, zu viel, zu schnell Schlüsse aus den geographischen und ethnographischen Einzelheiten zu ziehen. Sein historischer Sinn, der ihn auch bei Beurteilung der äußeren Formen der Religiosität milde verdächtige Worte finden läßt, bemerkt ihn da vor getreuten Fehlgriffen. Er kann recht häufig scheitern; aber nicht einmal findet sich auf den 510 Zeilen des vorliegenden Wertes Verwirrung oder abender Spott; häufig leuchtet hingegen ein warmer Schimmer des Humors über das Gebiet, auf das er den Ankniff gerichtet. Nirgend fehlt die innige Vaterlandsiebe, die zu groß und leicht ist, um in äußeren Lokalitätsbelegungen Gemühe zu finden (S. 276), und allenthalben quillt ein Strom des Freigeitgläubens in die Darstellung des Verandenlichen hinein. Daher hat's dem Verfaßer auch die Feinerliche „Tagesansicht“ angetan, die er so liebevoll darstellt. Viele Stellen des schönen Buches verdienen in einer billigen Volksausgabe Massenverbreitung. Doch auch so, wie das Werk vorliegt, sei es empfohlen — ja nicht etwa bloß den Geographen und den Philosophen, sondern den Gebildeten jedes Alters, den Bibliothekern der höheren Schulen und der Gemeinden — allen sinnigen Leuten im lieben deutschen Lande überhaut!

Dr. Grimm.

— Max Steiner, Die Rückständigkeit des modernen Freidentertums. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 2.50 K. — Nichts Neues ist's, daß der erkenntnistheoretische Materialismus durch Kant's Vernunftkritik scharf und fröhlich zurückgemien werden kann. Lange hat das in seiner „Geschichte des Materialismus“ zugegeben; Fries, und nach ihm Apelt in Jena, hat sogar die Religion auf Kant's beide Vernunftkritiken gründen wollen. Neu ist bei Steiner, daß er die neuesten Vertreter des „Freidentertums“ (eine Erklärung des Begriffs gibt er leider nicht) auf der Wage des Kritizismus prüft und natürlich zu leicht findet. Plamenslich Haedel geht er scharf auf den Leib. Nur lesen die Leute, denen die „Welterfel“ genügen, weder Kant noch Steiner's gutgemeint und lieblich geschriebene Polemik. Und nicht überall trifft Schlag und Stoß Steiner's die Sade. Naturgesetz im Sinne der materialistischen Philosophen ist durchaus nicht regulatives Prinzip, sondern bloß prägnanter Ausdruck für induktiv gefundene Wiederkehr von Ereignissen unter bestimmten Voraussetzungen. Das teleologische Element im Darwinismus hat der englische Beobachter, der doch nirgend als Philosoph angesprochen wird, nicht abgelehnt, wenn er sich auch vielleicht

nicht überall über das Zweckprinzip innerhalb seiner Theorien klar geworden ist. Es gibt in der modernen Naturwissenschaft wie in der Geschichtswissenschaft aber eine ganze Menge Probleme, die sich überhaupt nicht zurecht in den Schematismus des großen Kant eingliedern lassen. Es wäre möglich, daß ein „moderner Freidenker“ denjenigen rückwärtig nennt, der alle Diskussion mit dem Hinweis auf die Brunnentrübsal führen wollte. Hier ist wirklich eine Schwäche Steiners. Daß „der Naturwissenschaftler sich abgeben will, seine Thesen zu einer Weltanschauung zu verarbeiten“ (S. 69), wie Steiner will, ist schließlich nicht zu verlangen. Nur nicht vornehm popularisieren soll der Mann. Wer will behaupten, daß nicht jede Fachwissenschaft einen Stein zum Gipfel der Metaphysik offen lasse? Hinsichtlich des Eits, dessen Höflichkeit (S. 116) doch wohl nur ironisch betont wird, fällt außer den vielen Klippen die mehrmals wiederkehrende Forderung „an etwas verhasst“ auf. Ein freier Zug ist trotz aller Einseitigkeit im ganzen Wägen zu spüren. Die Liebe zu Kant ruft auf tüchtiger Kenntnis der Werke.

Dr. Grimm.

— Des Angelus Silesius Öcherbinischer Wandersmann. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig herausgegeben und mit einer Studie „Über den Wert der Mystik für unsere Zeit“ eingeleitet von Wilhelm Bälge. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 5. u. 6. Bde, 6.50. — Ob die „Sinn- und Schlussreime“ Johannes Schellers eine Einleitung brauchen, wie sie hier vorliegt, erscheint dem Referenten sehr zweifelhaft. Das soll keine Herausgabe der Abhandlung Böhsches sein. Die Darlegungen des Herausgebers erheben sich sogar zu wirklicher Schönheit an den Stellen, wo Bild an Bild gereiht ist. Aber wo Böhsche zur Psychologie der Gegenwart reden, da scheitert er mit einer gewissen Vereingannommenheit, dort wird er abstrakt, vielleicht sogar ungerecht. Dogma und Mystik schließen einander doch nicht aus; es gibt einen lebendigen Glauben voll Geist und Gemüt, der sich nirgends an Fesseln und Hüten dogmatischen Zwanges stößt; hier vielleicht, als jehoiische Priester vorkommen. Evangelische Freiheit ist noch reichlich zu finden; Weltbürgerlichkeit, Verständnis für fremde Art sterben nicht aus. Man schaue nur auf die epische Freude vieler an dem Wesen des „Öcherbinischen Wandersmanns“! Wie bei diesem übrigens, der doch nur 53 Jahre lebte, Böhsche von einem Werke des Alters reden lasen (LXIII), ist nicht recht klar. Jedenfalls ruhen in den kurzen Versparaten, um die es sich in vorliegender Sammlung meistens handelt, neben einzelnen Spielereien reiche Gründe einer herrlichen religiösen Lyrik. Was der Dichter aus Ständen, die wir nur ahnen können, in die Kirche Meier Eckarts und Taulers zurückgetragen sein: seine Verse — namentlich die der ersten fünf Bücher — stehen oberhalb jedes Sanderbetrunknisses, und ein Leser, der sich darin vertiefen will, dem glänzen Perlen draus entgegen.

Dr. Grimm.

— Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 36 Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. Fünftes Band: Südo- und Okeuropa von Prof. Dr. R. v. Scala, Prof. Dr. F. Zimmerer, † Prof. Dr. A. Bausi, Dr. F. Helmolt, Dr. B. Bretsch, Prof. Dr. W. Müllerson und Dr. F. v. Wieslodi. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1905. Preis geb. 10. — Nach langer Pause ist der V. Band der von Helmolt herausgegebenen Weltgeschichte erschienen; er umfasst die bisher von den Historikern meist zu flüchtigem oder bedächtigem Südo- und Okeuropa und zerfällt in sieben Abschnitte. Zuerst behandelt Prof. v. Scala das „Oriententum seit Alexander dem Großen“. Er legt damit seine in Band IV enthaltene Darstellung der griechischen Geschichte fort, die dort nach alter Weise bis auf Alexander geführt war. Es ist hier also nicht die Geschichte eines Landes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in einem Zuge geführt worden, aber wir lassen die Erwägungen, die man an diese Abweichung von dem Prinzip der Helmoltischen Weltgeschichte knüpfen könnte, auf sich beruhen. Scala schildert uns den Hellenismus und die Weltstellung des Oriententums, gibt dann eine Geschichte des byzantinischen Reiches, wobei wir besonders hinweisen wollen auf die Darstellung der Kulturreinflüsse, die nach Ost und West von Byzanz ausgingen, und behandeln endlich Neugriechenland. Der zweite Hauptabschnitt: „Die europäische Türkei und Armenien“ kommt von Prof. Dr. Zimmerer und wird in seinem letzten Teile gerade jetzt besonderes Interesse erwecken. Es folgt ein kurzer Abschnitt: „Die Albanen“ von dem inzwischen verstorbenen Prof. Dr. Bausi, überarbeitet von Dr. Helmolt. Sodann behandelt Dr. Bretsch „Böhmen, Mähren und Schlesien bis zu

ihrer Vereinigung mit Österreich im Jahre 1526“, und Prof. Dr. Müllerson „den Illyrischen und serbo-kroatischen Stamm“. Der nächste Abschnitt: „Donauwälder“ stammt von Dr. v. Wieslodi und ist umgearbeitet von Dr. Helmolt; er umfasst die Ungarn, Bulgaren, Rumänen, Magyaren und Zigeuner. Den Schluss des Bandes bildet Okeuropa von Prof. Dr. Müllerson, der hier in der Hauptfrage eine Geschichte Polens und Rußlands bietet. Diese Übersicht zeigt, wie inhaltlich der Band ist, zeigt auch, daß es sich dabei zumeist um die Fäden handelt, von denen man im ganzen nicht viel weiß, deren Geschichte man aber kennen muß, wenn man wichtige politische Fragen der Gegenwart verstehen will. Die jüngsten Ereignisse in Rußland, die Parteilämpfe in Österreich-Ungarn, die Vorgänge bei den „interessanten“ Wäldern der Balkanhalbinsel beweisen das. So ist die hier gebotene zusammenfassende Darstellung mit Freude zu begrüssen und wird vielen sehr willkommen sein. Schmückt ist der Band mit 5 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen; die Benutzung als Nachschlagewerk wird erleichtert durch ein alphabetisches Register. A. B.

— H. Gille, Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. Halle, 1904, Buchhandlung des Waisenhauses. 2. u. 3. Bde, geb. 2.50. — Das gegen blinde Weltanschauung im Zuge gerade herrschender Weltphilosophie nichts mehr schätzbar als wohl geleitetes eigenes Denken, ist eine Aufgabe. Aber es gibt auch wenig gleich wohl Genüsse wie das ernstliche Nachdenken über die großen Zusammenhänge, welche die Philosophie aufweist oder doch ahnen läßt. Zu Arbeit und Genuss will Gille Schüler höherer Anstalten führen, indem er ihnen eine Auswahl von guten Abhandlungen zur Erkenntnislehre und Logik, Psychologie, Ethik und Rechtsphilosophie gibt. Zu zunächst an Gymnasien gebracht ist, hat er dem Philosophen unter den neueren Germanisten, Paul in München, mit dessen Prinzipien der Sprachgeschichte“ mehrfach das Wort erteilt; in Methodenlehre, Logik, Psychologie kommen Vertreter verschiedener Strömungen zur Geltung, überall aber sind in der Hauptfrage moderne Autoren herangezogen. Gut gewählt, zumeist durch den Druck hervorragende Dichterverse unterbrochen den Zug der philosophischen Einzelabhandlungen in angenehmer Weise; genaue Bezeichnung der in der Exzerptsammlung benutzten Quellen weist auf das Weiterstudium hin. So kann die Sammlung, namentlich als Unterrichtsmittel in einer tüchtig geleiteten Schullehre, viel Anregung, Klarheit und Freude geben. Dr. Grimm.

— Hofmann, Prof. Dr. Reinhold, Dr. Georg Agricola. Ein Gedenkbuch zum 400. Geburtstag der Reformation. Mit dem Bildnis Agricolas. Gotha, J. A. Perthes. 1905. — Dr. Georg Agricola (geboren 1494 in Glauchau, gestorben 1555 in Chemnitz), der Schöpfer der Bergbau- und Hüttenkunde, der „Vater der Mineralogie“, hat trotz seiner Bedeutung erst in den letzten Jahren die ihm gebührende Beachtung gefunden der Fachgelehrten gefunden. Ein sächsischer Schulmann (H. S. Jacobi) behandelte 1889 den „Mineralogen Georgius Agricola und sein Verhältnis zur Wissenschaft seiner Zeit“. Eine umfassende Biographie, die zugleich von der tierärztlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit Agricolas unter sorgfältiger Verwertung von Quellen und Literatur, insbesondere auch unter Heranziehung bisher unbenutzter Archivalien eine treffliche, anregende Darstellung gibt, bietet uns erst der auf dem Gebiete sächsischer Geschichtsforschung wohlbekannte Verfasser der vorliegenden, zuerst dankenswerthen Schrift. Von besonderem Interesse sind für den Laien die Kapitel: Agricolas Familie und Hauswesen, Agricola als Rathgeber, Bürgermeister und Staatsmann. G. B.

— Wem gehört die Zukunft? Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen von Paul Selge, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Groß-Dittersdorf. Leipzig, Verlag von Raimund Orzard, Buchhandlung für Erziehung und Unterricht 1905. 8. 52 S. 1.35. — Im ersten Vortrage (S. 3-33) beantwortet der Verfasser die Frage: „Was für eine Schule tut uns not?“ und kommt zu dem Ergebnisse: „Wir brauchen eine Realschule“ das Wort im weitesten Sinne genommen — mit umfassendem Sprachunterricht in den unteren und mittleren Klassen und weit angelegtem Völkerverständnis in den Oberklassen, eine Realschule, in welcher den übrigen Fächern etwa derjenige Platz eingeräumt wird, welchen sie auf den Gymnasien gegenwärtig einnehmen“. Den bildenden Wert der Mathematik schätzt er nicht sehr hoch; das gymnasiale Wissen von der Mathematik hält er für reichlich zugeschnitten, die für Ober-

rausgehen freispendende Zeit möchte er für andern Unterricht verwenden. Eine vergleichende Zusammenstellung der Lehrpläne des Gymnasiums und der Oberrealschule in Preußen, sowie der modernen Einheitschule fügt er bei. — Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit dem Werte des fremdsprachlichen Unterrichts und der Theorie seiner Methoden. Verfasser beantwortet hier die 4 Hauptfragen: „Wie lernt das kleine Kind eine fremde Sprache, dem eine Sonne beigegeben ist? Wie lernt der Knabe im Einzelunterricht und in der Klasse und wie endlich der Erwachsene eine fremde Sprache?“ Bei dem letzteren Punkt insbesondere, wie auch sonst, zeigt sich scharfe Beobachtung und vielseitige Erfahrung.

a. — Männel, Dr. B., Rektor, vom Hilfspädagogensein. *Trud und Verlog von B. S. Teubner in Leipzig, VIII. und 104 SS. Gebunden 1,25 M.* Auch unter dem Titel: *Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen. 73. Bändchen.* — Ein wertvolles praktisches Hilfsmittel für schneller Orientierung über die neuerdings mit besonderer Liebe geförderte Schwachsinngenerföhrung wird in dem vorliegenden Bändchen der bekannten Sammlung dargeboten. In 16 Abschnitten wird der Stoff klar und übersichtlich behandelt, auch die wichtigste Literatur beigelegt. Zum ersten Abschnitt S. 7 sei ergänzend hinzugefügt, daß die Bewegung im Königreiche Sachsen alter ist. Bereits 1846 wurden neun Knaben in eine neuerrichtete Abteilung der vereinigt Hubertusbürger Landesirrenanstalt mit dem Ziele aufgenommen, sie möglichst zur Erwerbsfähigkeit heranzubilden. 1852 erhielt diese Klasse festere Formen, nachdem noch 18 Knaben hinzugekommen waren. Seit dem Jahre 1857 wurden auch Mädchen aufgenommen. Der Nachweis der Bildungsfähigkeit wurde durch geistesärztliches Zeugnis erbracht worden. Diejenigen, die sich als nicht bildungsfähig erwiesen, wurden in einer besonderen Kinderstation des Irrenverordnungshauses untergebracht. Über den Stand zum Ende des Jahres 1904 nach der äußeren Seite enthält eingehende Zahlenangaben der fünfte Bericht über die gesamten Unterrichts- und Erziehungsverhältnisse im Königreiche Sachsen. Erhebung vom 1. Dezember 1904. Veröffentlicht im Auftrage der Königl. Ministerien des Kultus, des Innern, der Finanzen und des Krieges. Dresden 1905. 16 Anstalten befanden sich in unserem Königreiche, 2 waren vom Staate, 9 von Gemeinden, 2 von Vereinen, 3 von Privaten unterhalten. Unter diesen ist die großartig angelegte Landesanstalt zu Altenbors für Chemnitz hinzugekommen. Von besonderem Interesse sind des Verfassers Ausführungen über den Lehrplan, das Lehrverfahren und die Erziehungsweise (S. 94—116). Für Sachsen wäre aus der Literatur hierüber noch zu erwähnen gewesen Dr. med. E. Meiser, Die Grundzüge der Schwachsinngenerföhrung in der Landesanstalt Großenhennersdorf in seinem Schriftchen (S. 15 ff): Die staatliche Schwachsinngenerföhrung im Königreiche Sachsen (zur Pädagogik der Gegenwart. Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen. Seit XV. Dresden, 1904). Lange, Die Schwachen in der Schule. Dresden, 1901. R. von, Die Behandlung der Schwachsinigen in der Volksschule. Leipzig, 1903. Aus dem XIV. Abschnitte der Gemeinde und Staat in ihrem Verhältnisse zur Pädagogik (S. 121 ff) auf die Fortbildungsinfrage aufmerksam gemacht, die im Interesse der sittlichen wie beruflichen Fortbildung nötig erscheint. Erwähnt ist, daß bereits in den Landesanstalten zu Großenhennersdorf und Wollsch für Fortbildungsschullassen befanden und jetzt in Altenbors weitergeführt werden. Die Knaben werden in landwirtschaftlichen, häuslichen und gewerblichen, die Mädchen außerdem in Hand- und Nadelarbeiten unterrichtet. (S.) Die technische Ausbildung der schwachsinigen Knaben in der Königl. Landesanstalt zu Großenhennersdorf und die Fürsorge für die Entlassenen. Wff. Beil. der Leipz. Zeitung, 1905, 18. März, Nr. 33, S. 130 f.) Auch ist neuerdings in Leipzig eine Fortbildungsanstalt errichtet worden. Zum Schluß sei bemerkt, daß der in dem vorliegenden Bände mehrfach erwähnte Rektor der Leipziger Hilfspädagogensein, Direktor im Ruhestande Karl Richter, kürzlich ein seltsames Büchlein verfaßt hat: *Gebanken und Wünsche zur weiteren Entwicklung der Hilfschule für Schwachbehaltigte in Leipzig. Eine Denkschrift. Als Manuskript gedruckt.* (Leipzig, Druck von Gröbe & Seder, 1905.) Mögen sie in Erfüllung gehen! a.

— Unter den zahlreichen Elementarbüchern nimmt die Einführung in die englische Sprache von Professor Dr. Wille (bei Raimund Oerhard, Leipzig; 5. Aufl., 1905) einen ganz hervorragenden Platz ein. Das Werk, zunächst nach dem induktiven Methode angelegt, verläuft nicht, gebührender Nachdruck auf die Einübung grammatischer Erscheinungen zu legen, und bietet auch deutsche Übungsaufgaben. Dem Lehrer werden neben einer Gebrauchsanweisung im ganzen Bude, das auf die beiden ersten Unterrichtsjahre berechnet ist, viele Hülfe gegeben, die geeignet sind, den Unterricht zu beleben. Die Wahl des Stoffes ist besonders rühmenswert. Schon die spröde Einübung der Laute, die hier von einer vorrinnlichen Lautumdrift unterföhrt ist, wird durch häßliche, geschickt gemilderte Personen schmackhaft gemacht, alles, was über das tägliche Leben gehen soll, wird in so reizvoller Art vorgeführt, daß es immer neue Lust bei den Lernenden erwecken muß. Glücklicherweise beschränkt sich aber der Stoff nicht auf dieses Gebiet, sondern er bringt, besonders im zweiten Lehrjahre, eine ebenso geschickte wie feinsinnige Auswahl von geistig Anregendem wie erzieherisch Wertvollem; einige Lektionen von vorgelagter, Tennison, Coleridge u. a. erhöhen den Reiz des ausgezeichneten Budes. Die Krone ist aber der sinnige Zug, der durch das Ganze geht, und der es besonders als geeignet für Mädchenkassen erweisen läßt. Len.

— Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Zeitgenossenlexikon, enthaltend Biographien nebst Bibliographien, Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke, Lieblingsbeschäftigungen, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Kreise, andere Mitteilungen von allgemeinem Interesse. Zusammengefaßt von Hermann H. v. Degener. Verlag von F. A. Ludwig's Verlag, Leipzig. Preis gebunden 9,50 M. — Herrmann H. v. Degener, der Herausgeber dieses Budes, — vermerktlich mit dem Verleger F. A. Ludwig's Degener identisch ist, hat sich die Nielsen-Aufgabe gestellt, uns unsere deutschen und außerdeutschen Zeitgenossen in alphabetischer Reihenfolge vorzuführen, und er hat mit großem Fleiß und rühmlicher Ausdauer sich an die Arbeit gemacht, ohne freilich diese Aufgabe auch nur annähernd so betriebend gelöst zu haben, wie man wünschen muß. Ganz befriedigend hätte diese Aufgabe auf dem beschränkten Raume eines wenn auch noch so umfangreichen Budes wohl auch ein geübterer und erfahrener Verlegergang nicht, besser aber doch gelöst; denn er hätte vor allem das Buch vor der Drucklegung von dem vielen Ballast befreit, der sich darin findet und teilweise ganz unnotig, teilweise auch wertlos ist, und hätte dadurch für eine ganz Anzahl bedeutender Zeitgenossen, die man mit Bewauern vernimmt, und für kurze Lebensabrisse solcher bedeutender Zeitgenossen, von denen wir durch Degener nichts weiter als die — vielfach sogar noch unvollständige — Kreise erfahren, Platz gefunden. So sind die umfangreichen statistischen Angaben, die dem „Zeitgenossenlexikon“ vorangestellt sind, an sich ja gewiß ganz gut, haben aber mit letzterem gar nichts zu tun. Auch das Verzeichnis der vielen „Hilfschritten des Geistes“ war in diesem Bude entbehrlich, während das Verzeichnis der 2600 häufiger vorkommenden Pseudonyme als pseudentsprechend willkommen gezeihen werden darf. Praktischer wäre es ferner auch gewesen, die deutschen Staatsoberhäupter nicht für sich, sondern in alphabetischer Reihenfolge unter den übrigen Zeitgenossen anzuföhren, statt daß sich in dieser Reihenfolge nur 2 Staatsoberhäupter und verschiedene Kronprinzen — diese noch doppelt — vorfinden. Weiterhin fehlen in dem „Zeitgenossenlexikon“ hunderte der bekanntesten Namen, wie die Leipziger Universitätsprofessoren Frode, Feinze, Rietschel, Schwarmsow, wie der des Oberbürgermeisters a. D. Geh. Rat Dr. Georgi, ferner Namen wie Blüthner, Albert Riemann, Nathi Franz, Rudolf und Ottilie Genée, Minnie Gaud, Anna Caverland und Hunderte noch, denen ganz unwichtige Persönlichkeiten den Platz roegnehmen. Bei anderen bedeutenden Persönlichkeiten, wie dem Großadmiral Hans v. Koester, fehlt außer dem Zunamen und Titel wieder im Grunde alles, ferner der Vornamen, Geburtsjahr und Geburtsort, von der Abstammung und wissenschaftlichen Dingen ganz zu geschweigen. Das auch an Irrtümern, Druckfehlern u. dgl. in dem gebotenen Zeit kein Mangel ist, sei nur der Vollständigkeit wegen noch zum Schluß erwähnt. Doch steht sicher zu hoffen, daß das Buch schon in der nächsten Auflage einen weit günstigeren Eindruck macht und sich noch weit nützlicher erweist, als dies schon jetzt der Fall ist. S.



Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends eine Seite  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königl.  
Redaktion der Leipziger  
Beilage in Leipzig, Post-  
straße 6, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: L. M. 25 S.,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig: L. M. 61 S., für  
auswärts: L. M. 64 S.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 6 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 139.

Sonnabend den 25. November abends.

1905.

## Die Darstellung von Leichen auf Grabmalern am Ausgang des Mittelalters.

Von Carl Niedner.

In Nr. 111 Jahrgang 1904 dieser Beilage hatten wir auf das bekannte Grabmal in Weifen hingewiesen, das der dortige Bischof Johann VII. seinem Bruder Wolfgang v. Scheinich hat setzen lassen und auf dem wir ein von Schlangen und anderem Gewürm durchwühltes Skelet leben. Daraufhin ist uns folgende Auskunft aus dem Verzeichnisse lebenswunderlicher übermitteln worden: „Den dem in dem Artikel (in Nr. 111 Jahrg. 1904) erwähnten ähnlichen Grabstein in Marburg a. d. L., einen von Schlangen zerstückten Leichnam darstellend, habe ich vor einigen Jahren selbst in der heiligen Elisabethskirche gesehen. Vor drei Wochen nun führte mich mein Weg nach dem Orte Vorch, dem uralten, historisch so denkwürdigen Kloster, das in keiner ehrwürdigen, großartigen Minderkirche die Grublage der Hohenstaufenkaiser birgt. Das im Jahre 1476 gestiftete Grabmal ist außer einem reienhaften Holzstrahl im Altarraum der noch einzige Schmuck der auf mächtigen Pfeilern getragenen Kirche. Ein grüner, moosartiger Schimmer bedeckt das rötliche Gestein der Wände und trägt zusammen mit den fast verblähten Kalkreliefs an den acht Pfeilern etwas Farbe in das geheimnisvolle Düstere des hohen, weiten Raumes. In der Nebenkapelle nun befindet sich noch eine Anzahl alter, aufrecht stehender Grabdenkmäler, die Steinbilder der Adelsfamilie v. Wollmarth, aus den Jahren 1409—1567, die vierzehn Statuen sind in drei Abteilungen geordnet und ist es besonders die erste der mittleren Reihenfolge, welche den Besucher fesselt. Fast ganz von dunklem, moosigem Glanz überzogen, steht mitten des auf gearbeiteten Steins in Lebensgröße der Ritter Ulrich v. Wollmarth. Der Leib des Toten ist geöffnet, die Brust ausgehöhlt. Aus seinem Haupt windet sich eine Schlange, eine Eidechse und ein Frosch. Die Arme, von welchen die Fleischteile herabfallen, sind kreuzweis verhängen. So wurde, wie die Sage geht, der Leichnam des Ritters im Walde gefunden, in dem er sich auf der Jagd verirrt hatte. Der Grabstein trägt die Inschrift: A. o. 1505 starb der Edel und Velt Ulrich von Weltmar. So differiert also auch die Jahreszahl nur wenig von der auf dem Grabstein des sächsischen Junkers Wolf v. Scheinich. In diesem Wollmarth'schen Denkmal haben wir also ein weiteres Beispiel für Darstellungen von Leichen auf Grabsteinen im Anfang des 16. Jahrhunderts. Und schauen wir uns noch weiter um, so noch Orte im Haubach der Kirchlichen Kunst-Äthnologie des deutschen Mittelalters<sup>1)</sup> noch acht weitere anzuzählen<sup>2)</sup>, und das sind bei weitem noch nicht alle, die das Mittelalter uns hinterlassen hat.“

Wertwunderreihe hat nun die Kunstgeschichte — soviel wir sehen — bisher noch wenig Beachtung diesem eigentümlichen ikonographischen Gegenstand geschenkt. In der Regel wird in den Kunstgeschichten nur ein Satz über Indignation auf diese Erscheinung verwandt — und auch die Kunstgeschichte, die doch u. U. gerade an einem so eigenartigen Sprößling des Kulturlebens Interesse hat, scheint bisher dieses charakteristische Symptom

des ausgehenden Mittelalters mit wenigen Ausnahmen vollständig übersehen zu haben.“

Auch wir können hier nicht den interessanten Gegenstand nach irgend einer Richtung hin vollständig behandeln. Zu einer eingehenden methodischen Studie des Gegenstandes, etwa nach der ikonographischen Seite hin, würde uns schon das weit vertretene, außerordentlich schwer zugängliche Material fehlen. Wir beschränken uns hier darauf, diesen und jenen allgemeinen Gesichtspunkt herauszulegen, der vielleicht auch weiteres Interesse findet.

Das Darstellen von Leichen auf Grabsteinen ist nicht nur durch seine Gegenstand, sondern ebenso sehr durch die Art und Weise, wie die Darstellung auftritt, eine der eigentümlichsten Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters. Durch vereinzelte Verdäuer zwar angezogen<sup>3)</sup>, übertrifft sie doch durch das plötzliche, gleichzeitige Auftreten an den verschiedensten Orten der Länder nördlich der Alpen. Und dann wieder zwanzig bis dreißig Jahre später — da ist dieses eigenartige Grabmal verschwunden.

1519 stirbt der Dechant der St. Pauluskirche in London, Johann Colerus.<sup>4)</sup> Wie es heißt, aus Dankbarkeit für seine Verdienste um Kirche und Schule, setzte man dem Dechanten ein Denkmal in der Kirche — aber was für ein sonderbares! Eben sah man<sup>5)</sup> sein Brustbild mit einem Buch in der Hand, darunter aber lag sein Skelet auf einer unterm Haupte zusammengekauerten Strohmatte mit der Inschrift: Item occidit gloria carnis.

Falt zur selben Zeit (nach 1513) wird in der St. Laurentiuskirche zu Vorch an der Gr:ns dem österreichischen Landesbauplanth Bernhard v. Scharfberg ein Denkmal gesetzt, das R. Lind<sup>6)</sup> so schildert: In der Mitte der (Begräbnis-)Kapselle (der Familie Scharfberg) liegt eine rotmarmorne Lumba. Auf der Deckplatte zeigt sie im Flachrelief einen halbverwehnen Leichnam, dessen eingekrumpte Oberhaut, teilweise aufgesprungen, das Gesicht bloßlegt. In der Höhlung der Augen, des Mundes u. zwischen Kröten, Eidechsen, Schlangen, die noch an den Fleischresten nagten.

Und wieder fast genau zur selben Zeit läßt auf der entgegengelegten Seite des Kontinents Franz I. von Frankreich in St. Denis Ludwig XII. und dessen Gemahlin, Anna von der Bretagne, durch Paul Ponce Trébat<sup>7)</sup> ein Grabmal setzen. Alexander Renoir, dem wir hier folgen, meint, Trébat habe das Königspaar als Leichen im Zustand der Einbalsamierung dargestellt — es

<sup>1)</sup> Auch A. Schulz in dem Handbuch der mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Weidner, 1903. Abteil. IV. Das häusliche Leben im Mittelalter. Abschnitt VI. Tod und Begräbnis 3. Die Grabdenkmäler, kommt auf diese Erscheinung nicht zu sprechen, dagegen berührt sie G. Henning Kulturgeschichte Leipzig 1861 Band IX: West-Europa S. 216 f.

<sup>2)</sup> So durch die pierre tumulaire des . . . nicolas Flamel jadis von 1418, die Tombe de Robert Toussou von 1422. Sieht Trimmel a. a. O.

<sup>3)</sup> Bergl. sagt: The history of St. Pauls Cathedral in London by William Dugdale London, 1688, p. 64 und Krugger, Das berühmte Grabmal Herzog Wilhelm III. von Hessen, Veröff. Programm des Gymnasiums zu Hersfeld, Cassel 1835. Hr. Oberregierungsrat Prof. Dr. R. Duden in Hersfeld hat die Gölze geholt, und das Programm zur Verfügung zu stellen, wofür wir ihm auch an dieser Stelle danken.

<sup>4)</sup> Das Denkmal ist 1666 beim Brand der Pauluskirche mit zerstört worden.

<sup>5)</sup> Mittel. der R. R. Zentral. Kommission. XIII. Wien 1865 S. 182.

<sup>1)</sup> Siehe 1. Band 6. Aufl. S. 460.

<sup>2)</sup> Das Denkmal des W. v. Scheinich (der nicht 1518, sondern 1623 starb) verlegt die irrtümlicherweise von Weifen in die Weibinger Elisabethskirche — in der u. U. nicht einmal ein ähnliches Denkmal Anlaß zu einer solchen Verwechslung geben könnte.

<sup>3)</sup> Man vergleiche etwa Trimmel: Beiträge zu einer Ikonographie des Todes in den Rittenungen der R. R. Zentral-Kommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmäler. Neue Folge Band X, XI ff. bei Bd. XI (1888) S. LXXXV f.

mag sein —, um so realistischer aber ist die Darstellung, wenn auch der Gedanke der Vergänglichkeit dabei etwas verfliehet wird.<sup>1)</sup> Und wir können diesen schauerlichen Eingebung der — man möchte fast sagen — Epidemie verfolgen über Straburg — wo in der Thomaskirche der bekannte Grabstein des Nicolaus Kober von 1510<sup>19)</sup> den Beitrag liefert — zum schwäbischen Kloster Lorch im Jagstkreise, mo Heinrich v. Wöllmarth vor 1525 außer seinem eigenen den eben beschriebenen Grabstein Ulrich v. Wöllmerth setzen ließ — und weiter dann durch Mitteldeutschland forsuchen. In Marburg, in der Elisabethkirche zeigt man<sup>11)</sup> das Grabmal eines im Anfang des 16. Jahrhunderts verstorbenen Landgrafen — es ist wieder ein Sarcofag, der den oben geschilderten Leichnam birgt, auf dem Zedel aber liegt der Hüft in Mitterrüstung.

Und durch Thüringen kommen wir nach Naumburg zur Grabplatte des sogenannten „idömen“ Bänau († 1505<sup>12)</sup>), eben wieder, wie es scheint in Bronze gravirt, einen Leichnam darstellend nicht anders wie der nun oft erwähnte Stein seines Konkurrenten des idömen Junters von Reizen, B. v. Schleißig († 1523). Aber auch Norddeutschland hat in Lübeck keinen Vertreter: Das Grabmal des Kaufmanns Arnt Schinckel († 1514) in der Marienkirche — besonders häufig aber ist dieser schauerliche Vorwurf für Grabmäler in Süddeutschland gemeldet worden: hier schon vordrückt in Pflanz des 15. Jahrhunderts, so in Augsburg im Dom, das Denkmal des Bischofs Peter von Schaumburg († 1468), — eingehendere Notizen liegen uns nicht vor, so daß gleichwohl die Entstehung des Steins an 1500 herangerückt werden könnte — dann sicher nach 1500 in Kuffstein, in Gall in Tirol (1507), in Bels (1501), in Baumgarten (Nieder-Österreich 1527) u. a. O. betragte Grabmäler. Man sieht also, wie eine breite Welle überflutet die Leidenartikulation auf Grabsteinen das nördliche Europa in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts.

Frägt man nun, wie sich der Kunsthistoriker zu dieser Darstellung, soweit er von ihr Notiz genommen hat, stellt, so berührt — soweit wir sehen — nur ein Urteil: Es ist das eine abwechselnde, elektrisirende Darstellung des forperlichen Verfalls,<sup>13)</sup> führt A. Lind a. a. O. aus, „wie in wahrhaft schauerlicher Weise den Tod symbolisiren soll. Wir können diese im Mittelalter glücklicherweise nicht allzuhäufig (sic!) vorkommende Ausartung der Kunst nach bildlicher Darstellung nur als höchst verwerflich, weil den Schönheitsideen verlegend bezeichnen.“ In ähnlicher, rund absehender Weise sprechen sich Springer, Schraale, Kraus u. a. an.

Mag sich nun der Kunsthistoriker noch so sehr über diese Denkmäler entsetzen, daß Volk nimmt von vornherein — da es nicht eben so sensibel ist — eine ganz andere Stellung zu ihnen ein. An dem ästhetisch Vollendeten mag es vorüber gehen, bei diesen traffen Darstellungen des Todes ist es lieben geblieben und aufs lebhafteste hat sich seine Phantasie immer und immer wieder mit ihnen beschäftigt. Und was Wunder! Hier bei dieser grell in die Augen fallenden Kunst redet in der Tat der Künstler die Sprache, die das Volk versteht, — nicht nur das Christ, sondern auch die jeßmal gewählte Form berühren feinstre, gelungene Vorstellungen des Volks. Und was das verfeinerte Gefühl des Ästhetikers ablehnt, löst bei dem Volke, das gesund und stark Natürliches trägt, ein ganz anderes Gefühl

aus: die Erwartung, daß man ihm hier etwas Besonderes sagen will. Und gerade auf solchem Grenzlande der Ästhetik kann der Künstler dem Volke etwas geben, wenn er seine Aufgabe versteht, wenn er nur die Gehaltskraft zu der Formensprache besitzt, die verzeht, die das gemeine Natürliche über sich selbst erhebt! Goldens Totenzang hat das Grempel hier gezeigt. Nun ist ja freilich die Darstellung von Leiden etwas völlig anderes als der Totenzang. Hier ist Feinheit in Fülle und damit die Möglichkeit, behende die Gedanken weiter empor zu führen. — Dort dagegen alles eingeeigt — die natürliche Form hat etwas Schweres, Laßendes. Es liegt vor allem mit darin, daß die Darstellung ein individuelles Mal bilden soll. Ist der Totenzang generell — so soll das Denkmal individuell sein — es gilt dem einen, der hier begraben liegt — und dieser tote in der ganzen Schwermüdigkeit des Totes drängt sich hervor. Fimmel in den schon erwähnten interessanten Beiträgen zu einer Ikonographie des Todes trägt daher — wie wir allerdings sehen werden, nicht durchaus mit Recht — Bedenken, zwei Denkmäler in einer Ikonographie des Todes einen Platz einzuräumen, „denn es sind Darstellungen von Verstorbenen feineswegs Personifikationen des Todes“.

Trotz dieser Eingung aber, so darf man behaupten, ist es doch eben einzelnen Künstlern gelungen, die Form zu finden, die den natürlichen, höchsten Vorgang überwindet, über ihn erhebt und gerade im Kontrast die betragenden Geühle durch einen höheren Ausklang zu verhöhen und in wirkungsstärker Weise zu einer freudigen Siegesempfindung hinführen.

Am vorzüglichsten ist diese Überwindung auf spanischen Denkmälern der Zeit, etwa dem erwähnten Grabmal Ludwig XII. und seiner Gemahlin<sup>14)</sup> zum Ausdruck gekommen. Hier ist nämlich die Darstellung der Leide nicht isolirt. Das Grabmonument besteht vielmehr aus zwei Stodwerken, dem unteren mit der Gestalt des Toten als Leiche und dem oberen, einer Deckplatte. Auf dieser Platte nun sehen wir die Verstorbenen im Gebet knien. Hier hat der Künstler den Gedanken zu Ende gedacht und zur Darstellung gebracht: unten der Leichnam, wie er der Zerstörung anheimfällt, der Anblick, der alle Gefühle aufregt — oben der König, im Gebet mit Gott vereint, verkennt: Der Tod ist verdrungen in den Sieg! Tod, mo ist dein Stachel! Es sind das Gedankenverbindungen, die das Mittelalter auch sonst in der Kunst aufweist, wie etwa dort auf dem weltberühmten Campo Santo in Pisa, mo auf dem bekannten trianco della Morte treulich mehr durch einen ästhetischen Akt endlich der Tod doch eine Niederlage erleidet: Die menschlichen Gesinnler, die vom Gebirge ins Tal auf das Schlachtfeld des Todes mit Gefährten herabziehen — sind ja doch schon dem Leben abgesehen, sie fürchten den Tod nicht mehr, weil sie vor dem Tode gestorben sind.<sup>15)</sup>

Am fräitigsten sind natürlich diese Idee da anzuschauen worden, mo die Geschäfte in der Kraft der Jugend von neuem einsetzt, bei Luther. Bei ihm werden die feinen Annanblungen der Verzweiflung angehtigt das Todes siegreich überwunden, wenn er etwa 1532 bei der am 18. August erfolgten Bestattung des Kurfürsten Johann des Beständigen ausführt: „So sollen wir uns des trösten, daß unser lieber Fürst in Corinthis Tod . . . erschlagen ist und viel einen herberen Tod zu Augsburg, denn jetzt erlitten hat, welchen wir noch täglich ohne Unterlaß von den Toranzen und Ketten, ja auch wohl von unserm eigenen Gewissen und dem Teufel leiden müssen. Dies ist das rechte Sterben. Der andere Tod ist nur, wenn die Bernunft und fünf Sinne sterben. . . So stirbt eine Kuh auch, ist nur ein äußerliches Absterben des Leibes und armen Rabenfaßs, es ist ein Ausersterben gegen jenem, denn es ist ja ein sanfter Tod, wenn man allein in den fünf Sinnen hinwegtritt, jönderlich mo es ein Mensch nur recht anieht, daß einer so hintritt in unsern Herrn Christ! Leiden gemeldet, daß unser Herr Gott in agert, siehe du nicht so hart auf deinen Tod, siehe dich an, daß mein Sohn für dich gestorben ist.“<sup>16)</sup> Die religiöse Glaubensgewisheit behält hier überall siegreich das Feld. Nun ist es freilich bei Luther bestimmend überhaupt für das ganze Leben und so stehen wir hier

<sup>1)</sup> A. Lenoir: Description historique et chronologique des monumens de sculpture réunis au musée des monumens français. I. Paris 1806. p. 151 No. 94. Tombeau de Louis XII, mort en 1515 et d'Anne († 1513) de Bretagne, exécuté en marbre blanc par Paul Ponce Trebati, venu en France vers 1500. Ce beau monument, bâti dans l'abbaye de Saint-Denis par les ordres de François I<sup>er</sup> s'élevait au dessus d'un caveau qui contenoit les corps de Louis XII et d'Anne de Bretagne. . . Les statues de Louis II et d'Anne de Bretagne représentés dans leur état de mort sont d'une exécution savante et étudiée. Les coiffures que l'on voit au bas, venant de ces deux statues sont des caractères de l'embellissement et non ceux de la putrefaction, comme l'ont publié plusieurs écrivains. Aber Lenoir bestätigt nur, daß der Sarkophag des Todes und die Wichtigkeit des Leibes dargestellt werden soll, wenn er fortführt: Ces corps effrayans par la vérité des expressions et la livide de l'homme qui n'est plus, sont posés sur un encolopie d'un excellent gout et entourés de douze arabesques ornées d'arabesques les plus recherchées, ce qui contraste parfaitement avec le hideux de la mort.

<sup>11)</sup> Bergl. Kraus, Kunst und Altertum im Elßig I. S. 539.

<sup>12)</sup> Bergl. oben.

<sup>13)</sup> Siehe die Abbildung bei Springer, der im Handbuch der Kunstgeschichte IV (7. Aufl., S. 167/68) das Herz Jean Züke anschreibt

<sup>14)</sup> J. E. Weiffen, Die Gestalten des Todes und des Teufels in der barocken Kunst Leipzig 1876, S. 16 ff.

<sup>15)</sup> Siehe Lambert Herle, Erlanger Außg. 18. Band, S. 189 ff.

auf einem ganz andern Boden. Nicht mehr Weltlust — Astele —, sondern Verdrängung in der Welt, wie sie der Kurfürst dort in Augsburg 1530 betrieb. Diese fittliche Altruität, wie sie normal für den andern großen Teutschen, Bismarck: in serviendo consumor, war, ist für Luther die eigentliche Aufgabe des Menschen, das Schwere, das andere Sterben. Dieser Gedanke nun von der Überwindung der Welt seitens des Gläubigen, in fittlicher Gestaltung durch den Betenden zum Ausdruck gebracht, wird an sich voll Kraft sein. Ohne Frage aber kann der Kontrast, der in dem Leichnam unten im Sarkophag zur Darstellung kommt, die Unmittelbarkeit und Wirkungskraft des Gedankens nur erhöhen und so die angeregten Gefühle nur um so mehr in dem Frieden und Glüd seines Gegenjähres ruhen lassen.

Unflarer, aber immerhin bezeichnend genug, ist die Form, wo man auch über den vernehmen Leichnam auf dem Sarkophagdeckel den Verbliebenen noch einmal darstellt, aber nun so, daß man gerade bei dieser zweiten Darstellung des Toten den besonderen Akzent legt, der das befreiende Gefühl auszulösen vermag. Der Tote wird hier, etwa bei dem Grabmal in der Warburger Elisabethkirche, das hier das Paragima bilden kann — nicht in der betenden Vereingung mit Gott dargestellt — sondern man übernimmt das altbergrachte Motiv, das den Toten schlafend darstellt. In seiner Isolierung hat dieser Typus gewiß kein volles Recht, hier aber als Gegenlag zu dem vernehmen Leichnam kann er uns nicht oder doch wenigstens nicht viel sagen. Daß der friedlich schlafende Tote die Vergänglichkeit überwinden und Ruhe gefunden hat, konnte nur durch die künstlerische Darstellung des christlichen Gedankens der Vereingung mit Gott zu einer freudigen Beweiseit werden. Während man der in Warburg beliebten Zusammenstellung im Gegentheil an dem vernehmen Leichnam unten mit Schauern den Gedanken ablesen muß, daß der Friede der oten Schlummernden nur Täuschung ist, die bald grausam durch Schar der Schlangen, Kröten ufl. gehört wird.

Nun ist aber die Zahl der hierher gehörigen Grabmäler, die, man darf wohl sagen, auf Kontrastwirkung angelegt sind, sehr gering. Weitauß die meisten Grabsteine, die hier in Frage kommen, weisen nur die Leichnamdarstellung auf. Es kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß die Künstler jener Grabmäler überwiegend nicht auf voller künstlerischer Höhe standen. Sie isolierten das Bild der Vergänglichkeit, den vernehmen Leichnam, weil sie vergessen hatten, daß es nur mit seinem Gegenbild seine Erstehensberechtigung hat, es war das Bild der Häßlichkeit und Gräßlichkeit zum Selbstjewe geworden.

Aber diese Tatsache fordert eine Erklärung, warum die Künstler gerade dieses gräßliche Bild — den Leichnam oder das Scelet wählen. Warum jagen sie nicht die beglückendere Erdrückung des sanft Schlafenden oder des Betenden oder irgend eine andere vor. Zunächst, darf man nicht etwa annehmen, die Grabmäler mit Leichnamdarstellungen hätten die anderen verdrängt, durchaus nicht. Gerade aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sind uns Denkmäler erhalten, die schlicht und realistisch zwar den Verstorbenen vor dem Kreuzjitz beieud darstellen, aber doch befest und voll Innigkeit wie nie zuvor. Aber die auffallende Tatsache besteht doch nun einmal, daß man in einem fast haardarf der bestren Zeitraum das Bild der Vergänglichkeit, das Scelet, in den Vordergrund schob. Welches Motiv lag der Bewegung zugrunde?

Bedenklich erscheint es, wenn Lind die Darstellung des Leichnams einfach als Ausdrück der Lust nach bildlicher Dar-

(Schluß

stellung fählt (vergl. oben). Er stellt damit das bildliche Darstellen selbst unter ein moralisches Urteil, während es doch zum mindesten ein Adipositor ist, oder im Gegentheil das Verlangen, alles bildlich darstellen zu wollen und zu können, eine höchst bedeutame technische Aufgabe für alle Kunst ist. Und das Problem, warum unter allem, was man darstellen konnte, gerade der Leichnam vom Künstler bevorzugt wurde, wird durch jene „Sucht“ nicht aufgelöst. Eger könnte man daran denken, daß die Freude an dem eben ausfallenden anatomischen Wissen die bildenden Künstler verleitete, ihre Kenntnisse bei jeder Gelegenheit — so auch an Grabmal, und da besonders, wo die Bestimmung des Kunstwerths, besonders seit dem Augenbild, da mon Leiden hier darzustellen hatte, dieses Wissen direkt herauszuordern (sien — zu jeigen.<sup>15</sup>) Aber so weit wir das ikonographische Material hier kennen — ist fast nirgend die Spur davon zu finden, daß ein Künstler den Gezeig zeigt, mit anatomischem Wissen zu glänzen. Im Gegentheil, der Leichnam ist in der Regel so schematisch wie möglich gezeichnet und nur die Tendenz malt vor, den Zustand der Bewerlung so schreuslich wie möglich zu schildern. Man sieht, auch die Freude an anatomischen Wissen kann schwerlich in unvollfender Weise die Bewegung verursacht haben, die den Leichnam das Grabmal brachte.

Doch die soeben erkannte Absicht bei diesem künstlerischen Schaffen: die Vergänglichkeit des menschlichen Körpers so furchbar wie möglich zu schildern — führt uns auf die eigentliche Ursache der seltsamen Erscheinung. Wir haben hier den Einfluß der damaligen Weltanschauung weiter Kreise. Wie kaum etwas anderes beschäftigten Gedanken über die Nichtigkeit des Lebens und Strebens die Zeit. Und es ist ja ein freubeloses Bild, das die letzten zwei Jahrhunderte des Mittelalters gemähen. Ohne Reiz schon für den allgemeinen Anblick und immer abschreckender, je näher man ihm tritt. Namentlich gilt das in bezug auf Teutschland. Die großen Gedanken, die früherhin das ganze Volk mit Kraft und schöpferischer Freudigkeit erfüllt hatten, waren abhanden gekommen. Vor allem kamen nun in diesen Jahrhunderten zu den entlofen Schreden des Krieges, geklänt wie noch nie, all die rätselhaften und unbegreifbaren Schreden der Natur: Pest, Erdbeben, Überschwemmungen, Jungernöte. Und am drückendsten lag die Last natürlichen Glends auf dem deutlichen Volke, und dazu die geistlichen, stitlichen und politischen Mäte der Zeit, sie alle schlugen keinem anderen Lande so tiefe Wunden als Teutschland.<sup>16</sup>) Da war es, daß ein Schrei des Erstehens über die Grausamkeit des furchtbaren Todes, der grauenvollen Vergänglichkeit durch die Wäfler ging. Es ist etwas anderes, wenn der Greis lebensmüd und lebensfast nach den Tagen, die ihm die allgütige Mutter Natur gewährt, den Voten des letzten, friedlichen Schlafs, des Todes erwartet. Und es ist etwas anderes, wenn der Semtenmann schier sinnlos Täuende und Abersäuende der Jünglinge und Männer, die sich im Vollezgeiß ihrer Natur, ihrer Kraft gegen das raiende Geschick aufbäumen, dahin mäht.

<sup>15</sup>) Besonntlich sind ja die berühmten Zeichnungen des Andreas Breliss — ab. 1514 — inestendst die ersten vorzüglicheren anatomischen Darstellungen; in Wehdeutschland hatte man schon Ende des 15. Jahrhunderts ausgezeichnete anatomische Blätter (vergl. Uffonius: Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen. 1852).

<sup>16</sup>) Vergl. B. Waternagel: Der Totentanz in W. Dampis Zeitschrift für deutsches Altertum. IX. 1853. S. 302 f.

### Bücherbesprechungen.

— Gäfte im Kirchenjahr. Freipredigten bei besonderen Anlässen von Oberprediger Dr. Köhler in Chemnitz. Dresden, Franz Sturm & Co. Oct. 1. M. 50 S. — Bei Verteilung dieser Predigten können wir uns fúrzer fassen unter Berufung auf unsere ausführliche Anzeige der Sammlung „Altag im Kirchenjahr“, die vielleicht manchem Leser noch erinnerlich ist. Es ist über die hier vorliegende ziemlich dasselbe zu sagen, wie über jene andere. Neben einigen ganz trefflichen Predigten finden wir solche, in denen die Inwangsätze eines einzigen sonderbaren Gedankens das gesunde Fortschreiten der ganzen Predigt lähmte. So muß dem Fingstische zu liebe Maria zu Jesu Frlhen „flümen“ und unter seinen Worten

„brennen“, was sie beides gar nicht getan hat. Ebenso wenig fehlt es an geuchten Ausdrücken und gezwungenen Behauptungen; auch eine Antike bei dem guten Abraham a Sancta Clara wird nicht geachtet (Wassensüber fangen mit dem großen W und sind selber ein großes Weh). Sogar bei dem Märden-Bonus ist der Prediger in die Schule gegangen: eine ganze Predigt baut sich auf der Geschichte von Dornsdöden (das deutsche Volk) und ihrem Königsjoden (Christus) auf. Das Kirchgänger, die Gottes Wort lieben und Erkenntnis seiner Wahrheit besitzen, zu dieser Predigt gelangt haben, darnach hat der Verleser vermuthlich nicht gelacht. Denn nach der Menge behagt, das stellt sich ihm breit in den Vordergrund. Wenn Luther so hätte predigen wollen, denn würde es mit der Reformation schneller vorwärts und nachher sehr schnell — abwärts gegangen sein.

Tauschen mit uns aber nicht, so bietet diese Sammlung etwas mehr Anlaß zu der Hoffnung, daß der Verfasser noch einmal ein rechter Prediger werden kann. B. K.

— Sonntag und Gottesdienst. Neue Predigten für die kirchliche Gemeinde von Peter Bomfleur, Pastor. Gütersloh, G. Bertelsmann. 150 K. — Die Predigten behandeln ebensoviele die Sonntagfeier im allgemeinen in ihrer Nothwendigkeit und ihrem Segen, wie besonders in ihrer gottesdienstlichen Gestaltung durch Predigt und Sacramentsfeier. Der Prediger steht auf gläubig-religiösem Standpunkt, ist aber von Gernad nicht unbeeinflusst. Er gibt sich alle Mühe, den dürftigen Überbleibseln, die für die Bedeutung des Sacramentes nach der Lehre seiner Kirche noch gelunden werden, den möglichsten Wert beizumessen. Im übrigen hat er sich die Mühe, die christliche Wahrheit an Herz und Gemüthen heranzubringen, und lehrerfüllt ist jedenfalls alles, was er bietet. B. K.

— Pant, D., D. Geh. Kirchenrat und Pfarrer zu St. Thomä in Leipzig, Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes. 12. Aufl. 8. 357 S. Halle a. S., G. G. Müller's Verlag. 4 K., geb. 5,20 K. — In fünfundsiebzig Jahren zwölf Auflagen — das ist ein großer Erfolg, der nur wenig Predigtwerke jenseit geworden ist. Es ist es kaum nötig, auf die neue Auflage hinzuweisen. Im Anschluß an das Vorliegende: „Das Leben im Lichte des Wortes Gottes“ geht der gelehrte Prediger das ganze christliche Leben in Predigten durch. Man darf diesen 30 Predigten immer neue Leser wünschen. D. K.

— 1) Das Leben Jesu Christi, dargestellt von Dr. Konrad Furrer (Pfarrer und Professor in Zürich). 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig, Hinrichs und Zürich, Müller, Werder & Co. VIII und 262 S. Preis 3, gebd. 4 K.; 2) Der Charakter Jesu Christi. Von Fr. G. Peabody (Professor an der Harvard-Universität in Cambridge, Am.). Deutsch von G. Wälldenboff. Oesien, Rieder (Töpelmann). 31 S. fl. 8. Preis 60 S. — Furrer, der Verfasser des erstgenannten Buches, hat, wie er selbst berichtet (S. 6), seit 47 Jahren das Evangelium Jesu Christi studiert, auch vor Jahren im Zusammenhang mit dieser Lieblingsbeschäftigung Palästina bereist, monen er in einem eigenen, gern geliesenen Buche und sonst Rieder erstattete Wanderungen durch Palästina 1865, 91), jobann aber im Winter 1899—1900 Vorträge über das Leben Jesu Christi vor Zuhörern aller Stände, nicht zuletzt aus Arbeiterkreisen, gehalten, welche nicht einen wissenschaftlichen, sondern dem praktischen Zwecke dienen sollte, die „viel zu geringe“ Kenntnis des Volkes über diesen wichtigen Gegenstand zu mehren und zu vertiefen, und zwar in feiner Fühlung mit den Hören, und hat das Ergebnis 1902 im Druck erscheinen lassen. Die vorliegende 2. Auflage bedeutet nun eine Abrundung jener ersten. Man wird das auch so lebendiger Erfahrung erwachsene und mit ebenso großer Anschaulichkeit als herzlicher Freude und Liebe geschriebene Buch für den Zweck der Erweckung und Nahrung gleicher Kenntnis und Freude bei sich und anderen mit Nachdruck empfehlen dürfen, sei es ersten Laien und Weltfreunden, sei es insbesondere den Lehrern in Kirche und Schule als Hilfsmittel zur „Vertiefung und Unterweisung“, sondersich in unseren Tagen, die so gedeutlich eine geschichtlich ernsthaftere Auffassung der Person Jesu Christi fordern. Denn lebendiger der „geschichtliche“ Christus ist es zum Unterschiede von dem „theoretischen“, den Furrer schildert (S. 9). Er schließt daher mit der Kreuzigung auf Golgatha, obwohl mit dem Bekenntnis des Hauptmanns: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.“ Im einzelnen kann dabei nicht überall Zustimmung gelten. Im Eingang fällt die Siderheit auf, mit der von Locutus und Eueton ausgegangen, und die Kraft, mit der das Evangelium in von seiner jüdischen Heimat aus beleuchtet wie in die gesamte Religionsgeschichte eingebracht wird. Doch fehlt trotzdem zuweilen an entscheidenden Stellen (z. B. bei der Versuchung und dem Aufstehen Jesu) die volle Beleuchtung von jüdischen Gedankeninhalten aus. Nicht ganz ersichtlich ist auch, warum oft die Namen Christus und Jesus wie gleichbedeutend behandelt werden. Das Wort Pauli vom Ärgernis des Kreuzes scheint auf S. 8 mit nicht größerem als dem landläufigen Verständnis, das einem Misverständnis gleichkommt, bezogen. — Die kleine Schrift von Peabody ist anmutig zu lesen und kann modernen Christen nützlich werden, die dem Einbrüche des Verfasser entsprechen, daß ein lebhaftes Fragen nach der „persönlichen und ethischen“ Seite ein Hauptzeichen der Gegenwart sei. Doch ist der Inhalt in dem Maße nicht von großem Belang, als es vielmehr der große ein-

same, (S. 28) Mensch, statt der messianische Menschensohn ist, der geschilbert wird. G. Schriedermann.

— 1) Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands: Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bestimmungsmäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen ev. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz, herausgegeben von Hermann Mulert. Tübingen und Leipzig, Mohr (W. Siebeck), 1904. XII u. 99 S. gr. 8. Preis 1,60 K. 2) Kirchliche Statistik. Wie steht es um die kirchliche Statistik in Deutschland? Ein Wort über kirchliche Statistik. Statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens. Drei Aufsätze von Paul Maria Baumgarten. Bärenköpfe 1905. 222 S. gr. 8. Preis 2,50 K. — Zwei Hilfsmittel, zunächst für die kirchliche Praxis, das eine der evangelischen Kirchengemeinde die Einsicht in die rechtlich wie inhaltlich fragwürdige, so gut auch ihre Meinung ist), was andere, mit einem biblisch-augustinischen Imprimatur versehen, der römisch-katholischen Kirche hinans. Doch reicht ihre Absicht und Bedeutung über die Praxis hinaus. Dies gilt jedenfalls von der Schrift unseres Landmanns Mulert. Sie will nach dem Vorwort nicht durchgesehen sein, sondern jedesmal da Handreichung tun, wo es in den Kämpfen um die Berechtigung von den bisherigen abweichender theologischer Anschauungen zu der juristischen Frage kommt, ob nicht ein Diener der Kirche, der solche Anschauungen vertritt, damit gegen den ausdrücklichen Wortlaut von Bestimmungen verhöft, auf die er beim Antritt seines Amtes verpflichtet worden ist.“ Man erkennt sofort, daß eine sorgfältige Zusammenstellung der bez. Bestimmungen, ebenso mühsam als dankenswert und verdienstlich, für alle Beteiligten, Behörden wie Vertraute, Theologen wie Juristen, Lehrer wie Gemeinde, von großer Bedeutung sein kann, sei es zur Orientierung, sei es zur Gemeinnschärfung, sei es zur ersten Bindung, sei es zur vertieften Befreiung von innen heraus, und für die Zukunft auch zu etwaiger Verjüngung dieser oder jener Bestimmung und zur Vertiefung ihrer Auslegung. — Die Schrift des von der Verlags-handlung wohl mit Recht in diesen Dingen wohl eingesehigten Paul Maria Baumgarten besagt im ersten Aufsatze (wohl zur Verminderung vieler Evangelischer, die Rom's Kirche in solchen Dingen überall für überaus wohlverforgt halten möchten) schwere Mängel der katholischen im Vergleich zu der protestantischen Statistik in Deutschland (die katholische Kirche befindet sich auf diesem Gebiete „im ärgsten Rückstand“, S. 7 f.), gibt ferner allgemeine Gesichtspunkte für die Statistik und geht jobann genauer auf die bez. italienischen Verhältnisse ein. Letzterer Hauptteil des durchaus vornehm und sachlich gehaltenen Büchleins wird daselbst nicht zuletzt aus der großen Zahl genauerer Freunde und Kenner der Geschichte und Topographie Italiens, insbesondere Roms, angenehm erscheinen lassen, besonders da sein statistischer Inhalt den unzulänglichen Eintrag großer (von Unterzeichnetem nicht zu beurteilender) Gediegenheit macht, und ein treffliches Register den Gebrauch erleichtert. G. Schriedermann.

— Trinität und Weltföpfung, die Grundlagen des positiven Christentums. Von Theodor Weber, latb. Bischof. Oespa, Friedrich Andreas Perthes. 60 S. — Die Schrift liefert den Beweis, daß der Altatolizismus keine kirchenbildende Kraft hat. In der Lehre von der Trinität und der Weltföpfung erkennt der Verfasser die Grundlagen des wahren Christentums und fordert die ganze Christenheit auf, sich auf dieser Grundlage zu vereinigen. Wir meinen doch, daß es noch einige andere Lehren gibt, betreffs deren eine Einigung zu erzielen sein würde, ehe die „neue kirchliche Katechese“ anbrechen kann. Die dogmatische Begründung jener Lehren ist fortsetzt nach den alten Bekenntnisschriften und bietet manne wertvolle Gesichtspunkte. Auch fehlt es nicht an biblischer Begründung. Aber wenn sich der Verfasser für die Gültigkeit des Trinitätsdogmas auf die alten Kirchenvertrammungen beruft, die es so erkannt und fixiert hätten, so wird man ihm von römischer Seite aus lagen, daß die neuen Kirchenvertrammungen mindestens ebenso legal berufen seien und ihre dogmatischen Festlegungen dieselbe Gültigkeit beanspruchen könnten. Wer nicht römisch-katholisch bleiben, aber auch nicht evangelisch werden will, der wird immer eine schwerere Stand haben, wenn er christlichen Glauben lehren soll. Außerdem hat er sich von der alten Gemeinshaft geloben, aber sein ganzes Denken und Fühlen ist römisch geblieben. B. K.

## Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Julius Niefert in Leipzig.

Bezugspreis  
 per Abholung: 1. M. 25 S.,  
 bei wöchentlichem Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 Leipzig 1. M. 61 S., für  
 außerhalb 1. M. 64 S.,  
 vierteljährlich  
 einzelne Nummern 6 S.

Erscheint

Dienstage, Donnerstage  
 und Sonnabende und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 140.

Dienstag den 28. November abends.

1905.

## Die Darstellung von Leichen auf Grabmälern am Ausgang des Mittelalters.

Von Carl Nidner.

(Schluß.)

Schon einmal — so weiß die Kulturgeschichte zu erzählen — war die Vergänglichkeit, der Tod einem Volke in seiner ganzen Grausamkeit vor die Augen getreten. Man kennt ja die Erzählung des Petronius, wie Trimalchio beim Mahle seinen Gästen ein silbernes Skelett herumtricht mit den jüdischen Worten: „Sic erimus cuncti, postquam nos auferat Orcus. Ergo vivamus, dum licet esse bene. (Das ist unter aller Schidial, wenn und erst der Orkus, der Tod, fortischleppt, daher laßt uns essen und trinken, solange es uns vergönnt ist.)“<sup>17)</sup> Es ist das Zeitalter des Niedergangs in Rom — und man merkt es den Worten an, die Decadence leitet mit dem Skelett und legt sich mit Frivolitäten über das Verhängnis hinweg.

Wie ganz anders das Mittelalter — auch da sah man sich von allen Seiten vom tödlichen Geheiß umlauert. Ja auch in seiner Melancholie hatte man sich verirrt und mußte seinen Küsmeg. Und dennoch ein anderes Bild: denn der Kern des Volkes, etwa in Teutschland, war gesund und so war man wohl zerknirscht oder kumm vor Entsetzen, man schaute gelangigt nach einem Ritter aus, aber man gab sich selbst nicht in gemeinem jüdischen Spott auf.

Obgleich muß man sich den furchtbaren Ernst der Zeitalage klar machen. Hier, wo schwere, düstere Wetterwolken sich zusammengehakt hatten, war Boden für ein furchtbares Drama voll Tragik geschaffen.

Die älteste das Zeitalter ist, wird einem am Gegenfag recht deutlich. Heiter, liebenswürdig scheint zwei, drei Jahrhunderte früher der Himmel zu lächeln, glücklich — und ob des großen Glückes etwas leichtsinnig die Menschheit zu sein, wenn uns der Chronist erzählt: Karl v. Böhmen, den Sohn eines reicheren Königs, lachte das Leben im Feld und an den Höfen. Durch seine Schönheit und Tapferkeit machte er sich bei Königen und Fürstlichkeiten beliebt. Als er nun einst mit seinem Onkel Gerhard Bastard von einem in Worms gehaltenen Turnier nach Mainz tritt, kamen die beiden Freunde in ein liebliches Gefilde, das reich war an Blumen und springenden Quellen. Stimmt durchgehend es die beiden Ritter. Daum eröffnete einer dem andern seine Gedanken. Wie sie der reizende Ort, als er so bald entweichend, an die Stillezeit und den irdischen Untergang alle denken, was in der Welt grünte und blühte, erinnert habe. Sie beschloßen über Meer zu fahren und fünf Jahre lang für den blauen zu kämpfen. Nach Ablauf dieser Frist wollten sie zu Simmerode in den Erden treten — und so geschah es.<sup>18)</sup> Das ist die Höhenkautzeit: Heiterer Sonnenschein — Lust — Romantik und — Kosele. Aber nun bracht man wohl: Das liebliche Gefilde mit Blumen und Quellen erinnert die beiden Ritter an die Vergänglichkeit.

Das späte Mittelalter kennt eine Erzählung, die der obigen aufs Haar gleicht — nur im entscheidenden Punkt zeigt sich, daß dieses mit einem furchtbaren Geheiß zu kämpfen hat. Nicht Blumen und Quellen, lieblich anzuhauchen, erinnern das späte Mittelalter an die Vergänglichkeit: nein der schauerliche Tod selbst in seinen furchtbaren Gestalten tritt ins Menschengebüß und da ward man schauernd der Nichtigkeit des Menschen inne.

<sup>17)</sup> Vergl. Lessings bekannte Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. 5. Band S. 309 der Ausgabe von Lessings Werken bei G. Hölshen. Stuttgart 1887.

<sup>18)</sup> Hist. monast. Vilard bei Martene et Duraut: Nov. thesaur. III. p. 139 ff.

Es ist die Legende von den drei Lebenden und drei Toten, wie sie schon auf dem Trionfo della morte dargestellt und dann in Variationen zahllose Mal wiederholt worden ist: Drei hochgenuete Ritter (oder Könige, so in Pisa) reiten aus zur frühlichen Jagd. Da treffen sie tief im Wald drei Särge; die Leichen darin, eine immer gräßlicher zerstückt als die vorhergehende, erinnern die Ritter, daß das auch ihr Schidial sein werde, so zu verfallen, und mahnen sie zur Umkehr. Aufs tiefste erschüttert ledren die drei Gefellen jurüd, die so lebensstrog ausgezogen waren. Mag immerhin die Legende auf indisch-buddhistische Quelle zurückgehen, jedenfalls erhielt sie im 14. und 15. Jahrhundert für das Mittelalter erst ihre Bedeutung und in den Schreden der Zeit hatte man für sie ein unmittelbares Verständnis, so daß man sie immer und immer wiederholen konnte. Zwischen trügerischen Hoffnungen und quälenden Besorgnissen, zwischen Genuß und Gefahren schwebte eben damals das Leben. Die Pantomie des Zeitalters war darum auch äußerlich gereizt und sah überall Schredenangehalten. So bekam das Leben einen trüben Schein und hier hatte die Reizung zu schweremütigen Betrachtungen, zu Einwirkungen auf die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge, zu Todesgedanken ihren letzten Grund.<sup>19)</sup>

Und dieses Ergründen der Volksseele spürt man nicht nur in den Legenden, sondern auch sonst in der Literatur. Tamasch schrieb Erasmus seine Abhandlung: „Über die Verachtung des Todes.“ Welche Resignation spricht sich hier aus, wenn er zitiert: „Am besten ist es, nicht geboren zu werden, das nächstbeste, so schnell wie möglich aus dem Leben zu verschwinden“ und hinzuzusetzt: „Wer sollte nicht diesen Ausdruck mit dem vollsten Recht billigen?“ Da ist auch der scharfsichtige Staatsmann. Erwa der händrische Edelmann Philipp von Comminas, der sich einen ruhigen, festen Blick für die Wirklichkeit erworben hatte, da er in den Diensten Karls des Kühnen und Ludwigs XI. von Frankreich die wichtigen Ereignissen sein staatsmännisches Ansehen gewann. Voll gläubigen Vertrauens blickt er auf die göttliche Führung. Trotzdem aber preßt auch ihm die Not der Zeit wiederholt in seinen Memoiren die Klage über das Gland des menschlichen Lebens ab. Dem gegenüber hunderte Jahre etwa früher: Jean Froissart. Wie heiter und begehrendstern vor diesem da noch das Dasein erheben!<sup>20)</sup>

Man sieht aber, das bedrückende Verhängnis des Todes wird durch die noch düstere Wirklichkeit des Lebens paralisirt — wie Erasmus es mit nüchternen Worten tut. Von hier aus erklärt sich auch die Freude an den Lotentänzen, den gemalten, gemischelten oder dramatisch vorgeführten: Es war doch wenigstens eine Vermutung, wenn der bis aufs Blut Ausgezehene im Bilde schauen konnte, wie der Tod den gierigen Wucherer zwingt, das gleißende, blutbefleckte Geld hinter sich zu lassen:

Tod:


Dein Gold und gett ich nicht an,  
 Du wucherer und gottlos mann.  
 Christus hat dich das nicht geliebt  
 Ein schwerer todt ist dein geschick.

<sup>19)</sup> Schmaoe: Geschichte der bildenden Künste im 15. Jahrhundert. Stuttgart 1879 S. 34 ff.

<sup>20)</sup> Vergl. Siford. Taschenbuch. 6. Folge. 1. Jahrg. 1871. S. 181 ff. — Weber: Jean Froissart und seine Zeit.

**Bucherer:**

Ich fragt nicht viel nach Christi Lehr,  
Wein wucher, der trug mir viel mehr.  
Jez bleibet der leiden all dahinen,  
Was hilft mein Schaben und mein Schinden. \*)

Es war nun natürlich, daß diese düstern Gedanken von der grauamen Macht des Todes und der Vergänglichkeit auch in der Poesie ihren Niederschlag fanden. Wir wollen hier nur ein Lied erwähnen, das wie kaum ein anderes die Fruchtbarkeit und die Schrecken des Todes, des föterlichen Verfalls ausmalte. Kreuzer teilt es a. a. C. mit. Es ist zu beachten, daß es auch am Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Es beginnt mit dem oft gebrauchten Bild des Todes als Jäger: 

Der grimmig Tod mit seinem Pfeil  
Ist nach dem Leben zielen,

und fährt dann in der sechsten Strophe fort:

Im Grab verborgen worten dein  
Biel Kröten und auch Schlangen.  
Die werden dann dein Sanges find seyn  
Dir grüßen mit Berlangen.  
Ihr Gockerey wird dort kein frei,  
Keins darf die Bech' bezahlen.  
Es frieden'heim bis auf die Reim  
Wochen's nach ihren Gefallen. \*\*)

Und wie im Totentanz der Maler, wendet sich hier der Dichter zu den Järlern:

Des Königs Stab bricht er Flug ob  
Und fährt ihn an der Keim.  
Ein'n engen Satz wird er da han  
Für seines Königs Saale.  
Das Tod wird auf der Role kehrl  
Wertz auf ihr Järlern alle!

Es mühte hier scharf betont werden, daß fortschreitbare Naturereignisse, die blutigen Spuren geistiger, sozialer und politischer Kämpfe drohend denn je die Naturgemalt des Todes dem ausgehenden Mittelalter vor Augen stellten und daß deshalb diese Schreckensgemalt die Phantasie der Künstler erfüllte. Daher steht nicht nur das Volk, der Gelehrte, der Gebildete und der Dichter, sondern eben auch die bildende Kunst unter dem Haun des Eisenmannes. Es gilt das um so mehr hervorzuheben, da man neuerdings wieder die Übernahme jüdischer Totenbilder in die mittelalterliche Kunst aus dem Schrecken der Kirche erklärt hat, durch diesen Begriff des Todes die Verblüffung am Jügel zu halten.

Man wird die Annahme solcher Bestimmungen allerdings nicht ablehnen — aber sie trifft hier nicht den Kern der Sache. Diese Ziele der Kirche haben nicht die Kunst veranlaßt, sich einem so heftigen Vorwurf zu suchen — sondern umgekehrt, die Kirche des Mittelalters hat sich dann das ihr von der Kunst Darzubotene zunutze gemacht. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die Tendenz der Kirche eine ganz andere ist — als die dieser Kunstwerke. Die geschichtliche Orientierung läßt darüber keinen Zweifel. Der Gegensatz des früheren Mittelalters zum späteren stellt das klar heraus: Die Kirche war — sonst sie hier in Frage kommt — vielfach geblieben, ihr Ideal hat sie noch in der Poesie und auch das Mittel, auf das Ziel hinzuwirken, konnte nur der Ausblick aufs Gericht im Jenseits sein. Ihrem Einfluß war es daher zuzuschreiben, daß sich die Phantasie des frühen Mittelalters im ganzen mehr mit den Schrecken der Hölle und den Verurtheilungen des Teufels, als mit dem Tode beschäftigte. Die Kirche hatte bei dem ihr vorwührenden Ideal des Höfsten kein sonstliches Interesse daran, die jüdische Naturgemalt des Todes in den Vordergrund zu rücken. Die Hölle forderte ein treisinniges Jüdischsein und dem Leben und hatte daher keine demartige Veranlassung, viel an das plüßliche Ende desselben durch den natürlichen Tod zu denken. Ja, man verspottete geradezu die Todesfurcht des Weltwunders — so durch die gleichmüthigen Künstler auf dem Trionfo della morte in Pisa. Also gerade im Gegenteil: nicht mit der Todesfurcht, sondern mit ihrer Freiheit von den Schrecken des Todes hat die östlich gerichtete Kirche das Volk zu gewinnen gesucht. \*\*)

\*) Vergl. Wagnmann: Die Bolesler Totentänze. Stuttgart 1847. Weilage IX b 2. Groß-Vollet Nr. 24.

\*\*) Die Strophen erscheinen als Variationen des Themas, das Stroch 10, 13 angehängt wird: „Und wenn der Mensch tot ist, so kriechen ihn Schlangen und Widmer.“

\*) Schneide a. a. D. S. 84 ff

Nicht also die Kirche mit ihrem Ideal hat die Künstler des ausgehenden Mittelalters bei den Grabmalern beeinflusst. Von ganz wo anders her — durch die Naturgemalt des Todes selbst — bekam die Phantasie der Zeit eine neue Richtung. Hier sind die Künstler unmittelbar beeinflusst worden — ganz abgesehen übrigens davon, daß der erste Künstler immer und stets für die von ihm zur Darstellung gebrachten Gedanken und für den Ausdruck, besser er sich dabei bedient, lebendig ganz allein die Verantwortung tragen muß.

Wie sehr aber der Künstler gerade bei den Grabmalern dem Gedanken folgt, die in der Zeit lagen, selbst wo sie Seitenprünge machen, dafür konnte u. a. der Grabstein des ebr- und geldbegierigen Kardinals Duprat, des Kaisers Franz I. von Frankreich, in der Kathedrale zu Sens ein Beispiel sein. Man wird an die Freude des ausgeprägten Armen beim Tode des Bucherers erinnert, wenn das Denkmal den Kardinal († 1535) halb verzehrt von Würmern darstellt. \*) Noch frappanter ist ja die Ueber-einstimmung des von Kreuzer erwähnten, oben angeführten Viebes mit fast allen den Leichen-darstellungen. Die beiden Grabsteine in Lorch a. d. Ems und in Württemberg, der Bernhard von Polheim in Weß und der in Marburg u. a. m. verdamnen nicht, recht drastisch Schlangen und Eidechsen und Kröten — im Widerspruch zur Wirklichkeit übrigens — am Berke zu zeigen. Nebenbei bemerkt sei, daß natürlich auch der Totentanz seine Schatten herüber-wirft. Es erinnert an die Reime der Totentänze, wenn auf der Grabplatte Horns Baumgartens in Ruffeln über dem liegenden Scelet steht: „Arm und reich, fern all dem bild gleich!“ \*\*)

Indes — nicht leicht so deutlich die innige Verbindung des Künstlers mit der Volkseele bei diesen Darstellungen, als die auffallende Art und Weise, mit der die Darstellung von Leichen verdiminet. Zwei Momente sind hier charakteristisch. Einmal: mit der vollständigen Aufnahme der Renaissance, die mit ihren klassischen Formen und Gedanken dem inneren Charakter der nothwendigen Hölle fremd war und fremd blieb, sind das Scelet und der Leichnam in ihrer früheren individuellen Gestalt vom Grabmal verschwunden. Die letzten Denkmäler dieser Art sind nach Firmmels Aufzählung das des Pierre de la Grange von 1549 (vergl. Guilhaemy: Inscription de la France du V<sup>e</sup> siècle au XVIII. II Band S. 535) und das in der Kathedrale von Amiens befindliche Grabmal, auf dem Wlaffet Kobauer in einer jünger-matte dargestellt ist. Wir setzen also, sobald sich der Künstler von den Gedanken und der Formwelt der Reimait hinweg-wendet, mit dem Augenblick, wo seine Phantasie mit und von importierten Gedanken überkommen und ertrinkt wird, in auch der Malner Tod und sein Begleiter, der Leichnam, vom Grabstein so gut wie verschwunden. Nun kommen wieder die beideren Genies, die alle fortschreitbaren Todesgedanken so jählich mit der gesentten Fackel zu verurtheilen verstehen. Interessant ist übrigens, daß sich auf dem Grabmal Franz I. und seiner Gemahlin Altes und Neues, der Leichnam und der Genius begegnen. War ja auch der Einfluß der Jolioner in Frankreich schon bei dem Anfang des 16. Jahrhunderts stärker als im übrigen jüdischen Europa. Aber noch ein zweites, viel bedeutungsvolleres Moment ist hier anzuführen, demzufolge der Leichnam vom Grabmal vertrieben wurde. Auch die Stimmung des Volkes ist eine andere geworden. Von Krieg und Kämpen auch jetzt nicht, aber nicht mehr drohende Verurtheilung und summe Resignation, sondern Kampfeslust und Daisentraube ist die Signatur der Zeit. Ein Volkserwählung war angebrochen und alles atmet auf. Dafür wird eine Erscheinung überaus reichend. In kurzer Zeit verliert man nicht mehr die düstern Grabmäler mit den fahlen, zerfetzten Leichen, mit den von Önemium durchfurchten Sceleten. Man kann sich nicht mehr denken, daß eine ganze Zeit hier den verzweifelten Schrei über die Nichtigkeit des Lebens, über das anwalde und doch so vergänglich-e Dasein zum Ausdruck gebracht hat. Und so kommt man daran, daß ein einzelnes, außerordentliches Ereignis ein so ungemüthliches Denkmal bedingt haben müße. Die Phantasie aber des Volkes ist

\*) Vergl. Millin: Voyage dans les départements du midi de la France. Paris 1807. T. I, p. 75. Le prélat étoit représenté mort et déjà dévoré par les vers, usage adopté à cette époque, et qu'il étoit aussi dégoûtant par les objets hideux qu'il offroit à la vue, qu'il étoit peu favorable au développement et au progrès de l'art. Das Denkmal ist in der Revolutionszeit zerstört worden. Vergl. dazu auch Kreuzer a. a. C.

\*\*) Vergl. Grunbriff d. Kirch. Kunsthaltentümer in Deutschland. Göttingen 1900, wo Seite 253 eine Abbild. der Grabplatte

geschäftig und mit der Behendigkeit der dichtenden Volkseele erhebt um diese Zeitmaler nun ein Kranz von Legenden.

Wir wollen hier nur auf vier sagenhafte Gebeide hinweisen, die sich auf zwei Typen zurückführen lassen. Mit Interesse folgt man hier den Fäden, denn kaum irgendwo sieht man deutlicher den Volkseidioten und Legendenfieber bei der Arbeit. In den mittelmässigen Ländern finden wir zwei „schöne“ Junker von Weissen. Merkwürdig genug sind auch beide auf ihren Grabmälern als Reichen dargestellt. Schon das läßt vermuten, daß die Schönheit mit der Darstellung auf dem Grabmal bez. umgekehrt die Darstellung mit der Schönheit in Beziehung gebracht wird. Der eine der beiden Junker ist der Canonicus Rudolf v. Wänau, dessen Denkmal im Dom zu Naumburg durch die eigentümliche Ornamentierung des Hintergrunds einzig in seiner Art dasteht. Man darf wohl kühn behaupten: der ehrliche Canonicus ist nicht weiter als der Pöppelgänger des schönen Schleinig in Weissen und es ist es geworden, eben weil er wie dieser als Reiche auf seinem Grabstein dasteht — natürlich können wir das nur behaupten bez. bis auf weiteres vermuten. Und nun Wolfgang v. Schleinig, von dem wir schon an dieser Stelle (in Nr. 111 Jg. 1904) gesprochen haben.

Wir wiederholen: es handelt sich darum, ob ein einzelnes Ereignis, eine absonderliche Erscheinung oder ob die ganze Zeitlage das eigentümliche Grabmal veranlaßt hat: Das Volk bebauet in der Legende, die ungenügende Körperlichkeit des Junkers habe ihn veranlaßt, in seinem Grabmal eine Wohnung an die Vergänglichkeit zu geben. Interessant ist es, daß man noch in neuester Zeit im Sinn der Legendenbilder weiter zu spinnen verfuhr hat: Man weiß zu erzählen, daß Wolfgang besonders bei Frauen beliebt war, natürlich wegen seiner Schönheit — denn er wird öfters, sehr oft als Vormund von Tauen der Aristokratie genannt. Vor der Geschichte aber halten derartige Folgerungen nicht Stich. Denn Wolf war Rat Herzog Georgs, und wie jeder andere Ratgeber. Hat sehr häufige derartige Vermundschaften zu übernehmen hatte, so auch Schleinig, ohne das man Rücksicht auf Schönheit oder Hässlichkeit des Tutors nahm. Aber dann weiter, als Wolf 1523 starb, schon ein bejahrter Mann, denn bereits 1501 wird er als herzogl. Rat genannt, hatte er drückendere Sorgen als seine Schönheit, sein Grundbesitz war durch Schuldenlast gefährdet, menschenfreundlich, wie er war, hatte er als einer der ersten die Bauerntroude u. a., nicht zu seinem Vorteil, kriert, aber vor allem als religiöser Mensch und guter Sohn der allenfremden Kirche ward er mit seinem Bruder, dem Meißner Bischof, durch die Reformation seelisch und wohl auch körperlich auf äußerste in Mitleidenschaft gezogen. Und da ist es doch bedeutsam, daß nicht seine Kinder, nicht seine Gattin, sondern Johann VII. von Weissen, sein Bruder, ihm das Denkmal setzen läßt. Das ist's — die beiden standen noch auf dem alten Boden, mo man zerrinselt nur Vergänglichkeit sah — und die Brüder, die auf dem am meisten exponierten Punkt der alten Kirche standen, mußten, solange sie auf dem Boden der alten Kirche standen, in erhöhtem Maße den Eindruck der Vergänglichkeit haben, so vor ihren Augen das ihnen Feigliche zusammenbröckelte. In diesem Lichte scheint der Stein vielmehr ein Klageruf des Bischofs zu sein — der ja auch dem Böhmerer den Auftrag gab.

Und setzen wir uns nun die Überlieferung an, so ist sie diesen Ermägungen nur günstig. Wir haben früher (in Nr. 111, Jg. 1904) schon erwähnt, daß Fabricius, ter der Zeit am nächsten liegt, nichts von der Schönheit Wolfs v. Schleinig zu erzählen weiß. Der erste, der diese zu räumen weiß, ist, soviel wir sehen, Laurentius Faustus und dann Georg Camerarius. Aber sehen wir uns nach den historischen Beweisen bei Faustus um, mit denen er für seine Erzählung eintritt, so zerfallen sie — er selbst ist unsicher, wie vielen schon früher darauf hin, er beginnt mit dem unglücklichen: es wird berichtet, nur eine leiche Stöße hat er: den Grabstein —, aber den haben wir auch, und wieviel und wiewenig wir davon ablesen können, wissen wir leider selbst.

Nun darf man aber diesen Stein überhaupt nicht isoliert betrachten, sondern man muß ihn mit den anderen Steinen in Naumburg, Lübeck, Vorch, Straßburg, mit denen er auf gemeinsamem Boden steht, zusammenstellen, und da ist es gar nicht zweifelhaft, daß die, nun wieder speziell den beiden Schleinigen nahegelegte pessimistische Festimmung des Meißner Denkmal erklärt. Jedenfalls aber ist es bemerkenswert, daß man schon 1588, als L. Faustus sein Buch schrieb, an die Stimmung,

auch der heraus das Schleinigdenkmal geboren zu sein scheint, überhaupt nicht mehr dachte.

Noch deutlicher wird das Festgreifen der Legende bei dem zweiten Typus, den Denkmälern in Warburg und in Vorch in Württemberg. In vorwegener Weise hat da der dichtende Volkgeist seine Fabulierten spielen lassen — historisches und Sagenhaftes, Zeit und Personen sind toll durcheinandergeworfen und vermengt worden. Von Warburg besaßte die Legende, daß das Monument mit der Zeichnungsdarstellung dem 1500 verstorbenen Landgraf Wilhelm III. auszuführen sei, eine Zeichnung hat das Grabmal nicht. In Vorch haben wir, wie wir schon wissen, den Grabstein des Ritters L. v. Wollmarth, † 1505, vor uns. Über einstimmend berichtet nun die Sage von beiden, dem Fürsten und dem Edelmann, daß sie beide auf der Jagd verirrte, gestürzt und umgekommen seien und daß man sie, so wie man sie nach Wochen im Frost gefunden hat, auf dem Grabsteine abgebildet habe.

Die Tradition wird an sich schon sehr verdächtig, daß sie ganz offenbar Anfänge an die Sage von den drei Lebenden und drei Toten hat (von der wir schon oben sprachen). Für Vorch ist bis auf weiteres der historische Tatsachend der, daß wir nur wissen, daß Heinrich v. Wollmarth das Denkmal vor 1525 setzen ließ. Alle sonstigen Umstände, die hier zuverlässig Auskunft geben könnten, sind, wie man versteht, vernichtet. Immerhin macht der Umstand, daß der gewissenhafte Chronist, der Ritter des Klosters, dem wir die Nachricht über die Errichtung des Denkmals entnehmen, von dem Ereignis, das auf dem Stein verewigt worden sein soll, nichts weiß, dieses nicht gerade sehr wahrscheinlich. Und sollte sich ein Chronist, der so kurze Zeit darauf — 1525 — schrieb, sich die Erzählung doch ebenso romantisch-geläuerlichen wie interessantem Anlaßes zu diesem Denkmal haben entgehen lassen?\*)

Und nun das letzte Stück, das die Sage sich gefaltet hat, in Warburg. In lehrreicher Weise hat Dr. Greuter in der schon wiederholt genannten Abhandlung: Das vermeinte Grabmal Landgraf Wilhelms III. von Hessen, die Fäden bloßgelegt und die historische Wahrheit an den Tag gestellt, wobei sich ergibt, daß an der schönen Sage kein Wort wahr ist.

Es ist allerdings Tatsache, daß Wilhelm III. 1500 am Valentinstage (14. Februar) auf der Jagd fürzte, indes ist er nach den besten, gleichzeitigen Quellen, sofort auf sein Schloss Rauschenberg zurückgebracht worden und erst drei Tage später, versehen mit dem Sterbekraften usw., auf dem Schloße verabschiedet. Der Punkt also, den ja gerade die Sage ausfüllen soll, nämlich, daß der Leichnam im Zustand der Verwesung auf dem Grabmal dargestellt wird, bleibt im Dunkel. Denn der verfallene Körper des verstorbenen Landgrafen so, wie er erst nach langem Suchen gefunden worden sein soll, ist weiter nichts als ein Phantasiegebilde des Volkes. Zum Überflus hat sich in durchaus überzeugender Weise dazum lassen, daß nicht Wilhelm III., sondern der Vater Philipps des Großmächtigen, Landgraf Wilhelm II., der 1509 starb, in dem sonderbaren Grabstein sein Denkmal gefunden hat.

Man kann wohl kaum an einem anderen Beispiele es deutlicher machen, wie munter das Volk darauf losbricht, wenn sich nur ein Kristallisationspunkt findet. Und diese sonderbaren, geheimnisvollen Grabsteine waren nur zu sehr darnach angetan, daß das Volk an ihnen herumräselnd für seine Phantasie ein weites Feld fand. Solchame Beispiele phantastischer Deutungen bringt gerade für dieses Denkmal Wilhelms II. ein Aufsatz in Julius Fesslachs Denkwürdigkeiten VI, 2. Teil, S. 143 ff. (Warburg, 1805). Aber eben aus all diesem sieht man wieder, daß das Volk sich selbst in den früheren Jahrhunderten nicht wieder erkennt. Die Wandlungen sind zu groß gewesen — in Warburg ist kaum 140 Jahre später (1648) die Sage zum erstenmal nachzuweisen. Wunderbar, 140 Jahre hier in Warburg und gar nur 60 Jahre dort in Weissen genügen, um so tiefe Wunden, so schmerzliche Erfahrungen, von denen die Leidenstrahlung doch Zeugnis geben sollte, aus der Erinnerung schwinden und auslöschen zu lassen. Aber schließlich ist es heute nicht ebenso? Wer aus uns Jüngeren kann sich noch recht in die Stimmung vor 1870 oder gar 1866 zurückversetzen, eine psychologische Tatsache, die so manchen historischen Vorgang erklären kann.

\*) Bergl. hierzu: Württembergische Bietesjahrbücher für Landesgeschichte. 1879. S. 61 f. und J. S. Baumeister: Galerie der Familienbilder in der Wollmarth'schen Totenhalle. 1816 und 1898.

Schließlich sei nur noch darauf hingewiesen, daß natürlich noch eine besondere Urkunde nebenher geben kann, ein so scheidendes Grabmal errichten zu lassen. Es etwa bei Landgraf Wilhelm II. seine furchtbare Krankheit<sup>1)</sup>, das glückliche Geschick, das dem Sterbenden überdes von seiner Umgebung jutell wird, dies alles hat der Vermutend Name gegeben, daß der Landgraf selbst noch in seiner Lebenszeit den eigenen Grabstein anfertigen ließ — wofür das Fehlen der Inschrift auf dem Monument nur spricht — aber auch bei dem Schleinigbentmal, wie wir schon darauf hin, hatte man sonderliche Urkunde wohl gehabt, einen Stein, der an die Vergänglichkei mahnt, errichten zu lassen ufi.

Aber diese unmittelbare Veranlassung reicht eben nicht aus, eine Ersehnung zu erklären, die auf eine tiefere, weitgehende Bewegung weist. Noch heute kann ein einzelnes Ereignis Veranlassung werden, vom Künstler ein Bild der Vergänglichkei schaffen zu lassen. Aber der Künstler will heute für den Gegenstand einen anderen Typus nehmen als den des ausgehenden Mittelalters — den, der unserm Zeitempfinden entspricht. Das furchtbare Bild der Vergänglichkei, der Leichnam im Zustand der Verwesung, ist eben nicht individuell, sondern Eigentum einer ganzen Zeit — des geängsteten, ausgehenden Mittelalters.

Wenn nun noch die Frage, die durch Stellung ein allgemeineres Interesse gewonnen hat, berührt werden soll, was haben wir in diesem fast individuellen Leichnam vor uns, eine Personifikation des Todes? und wenn nicht — was dann? so wird man dahin hinauskommen: Die Annahme einer Personifikation ist natürlich nicht ausgeschlossen. Der Leichnam ist seine „landende Person“ und der Tod wird ja eben dadurch personifiziert, daß man ihn handelnd sieht z. B. bei den Totentänzen. Der Leichnam ist aber in der Regel auf den Grabmalen auch nicht die individuelle Darstellung des Verstorbenen, meist ist die Zeichnung ganz schematisch, ein Charakteri etums, persönliche Eige sämtlich scheint in den wenigsten Fällen gedacht worden zu sein. Offenbar aber wchte man bei dieser Darstellung den Tod zu symbolisieren. Im

<sup>1)</sup> Bergl. v. Hommel's Geschichte von Hessen III (S. 125 ff.).

### Bücherbesprechungen.

— E. v. Schlopp, Kameruner Skizzen. Preis 2,25 M. Berlin, Verlag Wiedemann & Söhne. — Der Verfasser lebte als Kaufmann längere Zeit in Kamerun. Ein offenes Auge hat er für das Gute und Schädliche unserer kolonialen Tätigkeit. Es wird die und da ein hartes Wort der „Missionsmoralität“ geendet. Im großen ganzen sind die Skizzen flott und oft humoristisch geschrieben, und sie dürften geeignet sein, der kolonialen Sache neue Freunde zuzuführen; denn es ist dringend notwendig, daß weite Kreise unseres Volkes an der Entwidlung der überseeischen Völkungen warmen Anteil nehmen. Neben der Art und Weise, wie die Gründung einer Kolonie (Neubremen) vor sich geht, wird von den verschiedenen Gefahren und Unannehmlichkeiten berichtet, denen eine neue Ansiedelung im Urwalde ausgeht, ist aber auch von den Freuden und der inneren Befriedigung, die die zielbewußte und energische kolonialistische Tätigkeit mit sich bringt. Das Buch enthält des weitern beachtenswerte Mitteilungen über die Pflanzen- und Tierwelt Kameruns, besonders auch über die Bewohner und den Umgang mit den Einheimischen. Es.

— Karpelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Natur- und Heimwelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 79. Bändchen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, geb. 1 M., geb. 1,25 M. — Der Direktor des Hamburger Museums hat sich als biologischer Schriftsteller von großer Anregung und pädagogischer Begabung bereits so gut bewährt, daß in dieser Hinsicht auch über das vorliegende Buch nicht weiter zu sagen ist. Auffallend ist dagegen diesmal die außerordentliche Fülle des Materials, das überall bis zur Benutzung der neuesten Forschungen weitergeführt und bewältigt ist, unter flarer Auseinanderlegung nach bestimmten Gesichtspunkten. Neue Hypothesen werden nicht gerade hervorgerufen, aber die Masse gliedert sich so, daß überall das geschehnisse Geschehen aus der Kombination hervorleuchtet. Der Verf. beginnt mit den Beziehungen der Geschlechter zueinander, wobei die Sprödigkeit der Weibchen als eine wesentliche

Wortsinnt ist ja beim Symbol etwas Bekanntes, das individuell dazu gehört, heranzubringen, zu ergänzen, und, so verständigigt, ergibt der Gegenstand erit die Vorstellung. So ist beim Leichnam das Moment hinzuzusetzen, demzufolge diese Veränderungen in: dem Körper vor sich gehen können, und dieser entscheidende Moment ist — der Tod. Das Skelett oder der Leichnam ist also das Symbol der zerstörenden Macht des Todes.

Also ist Frimmel's oben angeführte Fassung: diese Denkmäler seien Darstellungen von Verstorbenen, einzuführen, dagegen trifft Lind ganz gemiß das richtige, wenn er a. a. O. das Bild fopordigen Verfalls als Darstellung charakterisiert, „die den Tod symbolisieren soll“ (vergl. oben).

Schauen wir abschließend noch einmal zurück, so drängt sich uns das Urteil auf, jene Denkmäler müssen in der Forderung der Darstellung gerechter Zeichen den Künstler aus peinlichster Verlegen. Inbes ein Volk, das bis auf den Grund seiner Seele vom Schmeiz durchwühlt ist, kann nicht in stielenden Genien, sondern wird immer in gemaltiger, stärkster Form den Ausdruck seiner Qualen suchen. Der erschütternde Ernst gibt diesen Darstellungen die Weise — die furchtbare Naturgemalt des Todes hatte in dem Ernst der Darstellung einen großen, weil wahren Ausdruck gefunden — nur hatte der größere Künstler gefehlt, der die Form fand, die nicht nur wahr blieb, sondern auch auswärts führte, emporsch, es sei denn, daß man in Dürer diesen Künstler sieht.

So können wir diese Denkmäler doch schließlich nur als Historiker recht beurteilen, indem wir sie aus der Zeit heraus verstehen lernen, und da sind sie uns ehrwürdige Zeugen der Tage, da unser Volk blutend, verzweifelt am Boden lag. Sie sind der grelle — versteinerte Ausdruck des Verzweiflungsschreies eines ganzen, gequälten Volkes und daher verdienen sie alle Beachtung. Der furchtbare Ernst aber, der aus diesen Grabsteinen zu uns — dem Geschlecht einer stielbiederer, weniger harten Zeit — spricht, läßt uns allein die ganze Größe des Gefühls der Befreiung verstehen, als nun der neue Tag anbrach. Von hier aus erhält der Gruß Dürer's und Hans Sachs', mit denen sie die Reformation begrüßten, erst den tiefen, vollen Klang

Anpassung erscheint, teils um dem Grundtriebe, der die Cyonidmännlichkeit befruchtet, ein Hemmuß anzulegen, teils um den mannigfachen Schmutz der Männen zu erklären. Er deont die Mittel, die Sprödigkeit der Weibchen durch Einwirkung auf die Sinnestorgane zu überwinden. Hieran schließen sich naturgemäß die Einrichtungen an, die zur Erhaltung und Aufzucht der Brut dienen, natürliche und künstliche Schutzmittel, Ausstattung mit Nahrungsvoorräten, Brutpflege. Es folgt die Bildung von Schwärmen, Herden, Staaten. Sie erreichen ihr Maximum auf dem Lande, bei den höheren Wirbeltieren auf Grund intellektueller Eigenschaften, bei den staatenbildenden Insekten durch weitgehende Arbeitsteilung. Die Wechselwirkungen der verschiedenen Tierarten aufeinander zeigen sich in den Schuß- und Trugmitteln der Beute, in Wästen und Vist der Raubtiere, in Synkrit, Epolie, Parasite, in Parasitismus, Symbiose und Mutualismus, der wieder im Insektenstaat seine höchste Ausbildung erreicht. Die Beziehungen zwischen Tieren und Pflanzen sind teils feindlich, wobei beide Parteien ihre besonderen Einrichtungen gegeneinander auspielen, manche Pflanzen auch selbst Tiere fangen oder auf ihnen schwarzen, teils unschädlich, wie bei der Verbreitung der Samen durch Tiere u. dgl., teils endlich solche, die beiden Tieren Vorteil gewähren. Sie befehen die gegenseitige Anpassung zwischen Västen und Tieren, vorwiegend Insekten, die Verbreitung der Früchte durch Dartrien von Raubung und zuletzt die Symbiose von Pflanzen und Tieren. — Das Buch ist enthalten auf Grund einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser mit vielem Erfolg vor einem großen Hamburger Publikum gehalten hat. Da ist dann ebenfalls noch die lebendige Anschauung, wie sie die Mittel eines nach modernen Grundbügen geleiteten Museums gewähren, als wesentliche Hilfe dazu gekommen. Aber auch ohne diese ist die Lektüre in hohem Maße genutzlich. Das ausführliche Register, das den Band beschließt, war bei der Fülle des gebotenen Stoffes, der sich im einzelnen oft genug an unermüdeten Stelle verdirgt, sehr angebracht und erleichtert die gelegentlich wiederholte Benutzung.

H. S.



Dienstag, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Verleger, die Königliche  
Expedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1 M 25 S.,  
bei wöchentlichem Zustande  
unter Kreuzband: für  
Leipzig: 1 M 50 S., für  
auswärts: 1 M 60 S.,  
vierteljährlich  
Einzeln Nummern 5 S.

Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 141.

Donnerstag den 30. November abends.

1905.

## Ollo Erlers „Jar Peter“.

Zu rechter Stunde für lebendige Wirkung und unmittelbaren Erfolg tritt das Drama „Jar Peter“ eines jungen Dichters von wohlhaftem Talent, Otto Erlers, hervor, das am 19. Okt. im Dresdner Schauspielhaus seine Feuertaufe bestand und zu der glänzenden Aufnahme, die es bei dieser ersten Aufführung und zehn Wiederholungen fand, einen weiteren Erfolg mit den seit 26. Okt. im Stadttheater zu Köln stattgehabten Vorstellungen zu verbinden hatte.) Dem Dichter hat nichts ferner gelegen als die Berechnung auf die gespannte Teilnahme, mit der die Welt augenblicklich nach dem heiligen Auslauf hinüberseht, sein Drama vertritt, das es aus ganz andern Gründen, als denen der sogenannten Aktualität erwachen ließ. Und ebenso wenig hat Erlers, dessen Dichtung deutlich zeigt, daß sie in Jahren gereift und ausgetragen ist, voraussehen können, daß plötzlich eine neue Zuversicht auf die Lebens- und Wirkungskraft des historischen Dramas erwachen werde. Er hat, wie die großen Vorgänger Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, aus deren Schule er sichtlich stammt, ohne daß man seinem ganz selbständigen Talent und seiner durch aus persönlichen Weltanschauung und Weiterfassung den Vorwurf der Nachahmung machen könnte, den geschichtlichen Stoff als einen solchen erachtet, in dem die großen Konflikte des Lebens und die Mängel der Menschennatur, die didaktisch erlöst und gelöst werden müssen, besonders bedeutsam und einbringlich erscheinen. Er hat zur Geschichte Peters des Großen, seines Jaremitsch Alexeis und seines Günstlings Menschitsch gegriffen, weil der mächtige und ewige Konflikt, der zwischen Vätern und Söhnen immer neu erwacht, in diesem Spiegel in größter Schärfe und erschütterndster Tragik erscheint, er hat mit der Handlung und Charakteristik, die für ihn die Hauptaufgaben sind, ein Bild russischen Lebens vor zwei Jahrhunderten gegeben, weil ohne dies Bild die schicksalvolle Hauptabhandlung nicht deutlich und menschlich begreiflich würde. Glücklicher Zufall, Wunsch der Umstände oder wie man's sonst nennen mag, ist's, daß Erlers Drama mit der augenblicklichen Wendung der öffentlichen Teilnahme nach Moskau hin und mit der mächtigen Erkenntnis zusammenstößt, daß das historische Drama, wenn auch in einem andern Sinne als dem der rednerischen Jamben- und Sentenzenschemata, keineswegs erloschen ist. Doch dieser Zufall, der dem Erfolg zugute kommt, fällt für die künstlerische Schöpfung Erlers und seines Dramas nicht ins Gewicht. Die Hauptfache bleibt, und dies hier ein edler Dichter und wieder einmal eine starke selbständige und entwicklungsfähige dramatische Phantasie und Gehaltungsgabe gegenübertritt.

Mächtig und geheimnisvoller Anziehungskraft ragt die Erscheinung Jar Peters des Großen und dem Halbdunkel barbarischer Zeiten und Zustände in den Tag europäischer Geschichte und Kultur hinein. Seine majestätische Gestalt, seine durchdringenden schwarzen Augen mit dem finstern Bild, ein antikes Wächern und sein unbemühtes Herzensdenken haben sich so lebendig in der Vorstellung der Nachwelt erhalten, wie die seltsamen Neigungen des gewaltigen Selbstherrschers: seine Leidenschaft für Schiffbau und Seefahrt, sein ralloles, allseitiger Nachahmungstrieb, seine Unerklichkeit in allen physischen Genüssen. Die tiefere geschichtliche Würdigung seiner ungeheuren Lebensarbeit muß ihn als den Schöpfer des heutigen russischen Reiches und seiner Weltstellung ehren und dabei einräumen, daß nur die einzige Wirkung von unwürdiger Barbarei und heiligem Bildungs-

druck, von brutaler Selbstsucht und elementarem Pflichtgefühl, von wilder Willkür und genialer Einsicht in Jar Peter das russische Land und Volk in so neue Bahnen zu reisen vermocht hat. Die eiserne Festigkeit, mit der dieser Herrscher seinen Staatsgedanken und seinem Willen dem Widerstande seiner näheren und ferneren Umgebung, einem feindseligen Herrtömmen und jeder Unangut der heimatischen Natur auszuwagte, mit der er, sich selbst nicht schonend, nichts und niemand außer sich schonte, trägt ein dämonisches Gepräge. Der große Despot hatte, als Herrscher seiner ungeheuren Erfolge, die erschütterndsten Katastrophen seines persönlichen Lebens zu bestehen. Seine erste Gemahlin verließ er ins Kloster. Seinen und ihren Sohn, den Thronfolger Alexei, dessen schwächlich-härrischer Trotz und dessen tiefe Abneigung gegen das Weien und Tun des Vaters, das Lebenswerk des Vaters, die Zukunft des Reiches bedrohte, warf er mit furchtbarer Entschlossenheit banister und überleitete ihm den Tode. Eine seiner zahlreichen Geliebten, von dunkler Herkunft, die sich durch weibliche Klugheit und ehrliche Teilnahme an seinem Lebenswerke ihm unentbehrlich gemacht, erhob er zur Jarin, ließ sie tödnen und ward schließlich doch an ihr und dem ihr nahestehenden, talentvollsten und hilfreichsten seiner Günstlinge, dem Fürsten Alexander Menschitsch, so irre, daß kurz vor seinem Tode alle bis dahin getroffenen Bestimmungen über die Nachfolge der Katharina ins Wanken kamen. In todbringendem Mißtrauen und tiefer Vereinnahmung schied der Jar aus dem Leben, aber bis zuletzt lenkte er gewaltsam-trautvoll die Geschäfte seines Millionenreiches und starb wie ein Krieger auf der Breche.

Bei dieser Tragik im Schicksal Peters legt das Drama Erlers ein, die dunklen Konflikte im zarischen Hause geben dem Dichter des „Jar Peter“ die Möglichkeit, mit Kühner und freier, aber vollberechtigter, weil mit geschichtlich wahrheit und geschichtlichem Geist durchgeführter Erfindungskraft, in einer Folge, einer reich verarbeiteten Handlung, die Ereignisse vieler Jahre: das unheilvolle Jermitsch zwischen Vater und Sohn, die Katastrophe Alexeis, den letzten Druck Peters mit seinem Weibe und seinem erst zum Verzeug gemachten, dann sich gegen ihn erbebenden Günstling Menschitsch zusammenzubringen. Die Schlußmeisterdramaturgie wird sich auch in diesem Falle, obgleich der Dichter fast Zug für Zug seiner Handlung historisch belegen kann, nicht nehmen lassen, die „Abweichungen von der Geschichte“ zu erörtern. Gegenüber der Wahrheit des psychologischen Dramas kommen sie gar nicht in Frage.

Die Gehaltungsfrage Erlers drängt die Fülle der Vorgänge wie der Charakteristik, die Ermüdung der mächtigen gegeneinander wirkenden Gegensätze in theatralisch höchst wirksame Bilder hinein. Der erste Akt, am Ostermorgen in Moskau spielend, führt uns in eine der Elsbaba (Freundenstadt) der Deutschen nahegelegene etende Vorstadt und läßt in einer Folge von charakteristischen Volksszenen nicht nur das Milieu der dramatischen Handlung, sondern auch die Hauptmotive des Konflikts und seines tragischen Ausgangs ganz natürlich vor uns stehen. Die dumpfe Abneigung des Aristokratens gegen Jar Peters Neuerungen, die Furcht der Volksmassen vor dem gewaltigen Herrscher, der Fremdenhaß, die heimliche Hoffnung auf den Jaremitsch, der seine eigenen lieblichen Wege liebt und selbst bei der Krankheit des Vaters diesem auszuweichen und zu entrienen sucht, wird in einer sich nach zur dramatischen Handlung aufspielenden Szenenfolge lebendig gemacht. Prinz Alexei findet Vergegenheit in einer Leidenschaft mit der sinnlichen Verleidenen Krascha, mit der er in einem Handbuck bei der Spelunde des Schantwirts Wassili zusammenkommt. Hier erteilt ihn zuerst die Gorge Fürst Menschitsch, der

\*) Jar Peter. Drama in vier Aufzügen von Otto Erlers. Bänden 1905. Verlag von Georg D. W. Callwey. — Im Leipziger Stadttheater wird das Drama im Februar nächsten Jahres aufgeführt.

für den schwachen Jarensohn das liebevolle Mitleid eines Starken hegt, in das sich die seltsame Hoffnung mischt, dereinst für den künftigen Freund das Reich regieren zu dürfen. Menschloff steht zwischen Jar Peter und Alexei mit dem erblichen Willen, insond an ihm ist, einen milden Zusammenstoß und unheilbaren Bruch zu vermeiden, Alexei lo weit emporzurücken, daß er den nächsten Pflichten genügt. Jetzt kommt er mit der Vorahnung, daß der schmerzhaft Jar nach dem Sohne verlange, und muß mit Alexei förmlich kämpfen, daß dieser verspricht, sich in einer Stunde im Kreml einzufinden. Mittlerweile erscheint Jar Peter selbst, den die herrliche Ungeduld vom Krankenzimmer empor in einen Dienstsaal getrieben hat, zwingt Alexei vor allem Volke, ihm seine Geliebte Katarina vorzuführen, die er verächtlich fortjagt. Indem er Alexei gewaltthätig mit sich nehmen will, überkommt ihn ein neuer Krampfanfall, er stürzt scheinbar tot zusammen, die neutrich gestimmte Menge beginnt den Jarowitsch zum Jaren auszurufen und dieser läßt sich im Augenblick, als die Jarin Katarina, die ihrem Gemahl besorgt nachgeeilt ist, vor seine Augen kommt, vom alten Stolz und neuer Hoffnung hinreißen, die verhaßte Katarina, die seine Mutter verdrängt hat, zu beschimpfen. Das Volk stößt ihm bei, aber im gleichen Augenblick erweckt Jar Peter aus seiner Erstarrung und hört die Stimme Anafis, eines Tropfen aus der Steube, der ihm löhnend vertritt, das Gott ihn niebergenommen: „Du stehst nicht wieder auf!“ Der Jar aber reißt ein Pistol aus dem Gürtel seiner Gemahlin, schießt den Heiligen nieder: „Du stehst nicht wieder auf!“ Menschloff erscheint mit Truppen, die er aus der Sloboda geholt hat, die Volksmasse wirft sich zitternd vor dem Gemähtigen nieder. Alexei steht tief gedemüthigt, Peter herrscht ihm befehlend zu: „Mir ist, ich ging dich luden, jedoch ich fand dich nicht. Ich muß dich finden. Ich lebe nur dafür. Hört du mich, Alexei?“ „Ja Herr!“ „So kommt! Du sollst's beweisen.“

Der zweite Akt spielt im Jelt vor der in der Ferne sichtbaren Tufenfestung Niow, die der Jar schon befehlen, durch den Frieden von Bruch wieder verloren hat und deren er sich jetzt durch raschen Überfall zu bemächtigen hofft. Zum Führer dieses Überfalls ist Alexei an die Spitze der kühnen Saporogor Kosaken auszuweisen, und die Minute in der der jaghafte Alexei tomlod verspricht, dem Willen des Vaters zu gehorchen, Peter aufjagt: „Er geht, er geht! Katarina, sieh den Jarowitsch an. Sieh ihn nur. Der kann das Reich auf seinen Schultern tragen. Dich freud das weiter nicht, mich aber freud's! Beim großen Gott mich freud's!“ eröffnet hiergleich die Aussicht auf eine Veröhnung des Vaters mit dem Sohne und verrät die geheime Sehnsucht Peters. Der unselige Alexei versteht sie nicht, kann sie nicht verstehen, sieht im Vater nur den Feind, das Ungeheuer, das hungriig nach ihm ist, bricht angegriffen der Tat und der Jarenkrone hilflos zusammen, steht Menschloff um Rettung, um Hilfe zur Flucht an. Der entsetzte Gänstling sucht umsonst den Schwächling emporzureißen und zu stählen. Als er aber sieht, daß er Alexei nicht von der eigenen Seele einbauen kann, erfaßt ihn das Mitleid mit dem Armen, daneben tritt sich die ehrgeizige Hoffnung, nach dem Verschwinden des Träuererben an seine Stelle treten zu können. Kurz er verhilft ihm zur Flucht ins Ausland, nachdem er ihn zuvor aus Kreuz hat schmören lassen, daß er niemals wiederkehren wolle und werde. Dem hereinbrechenden jordanischen Jaren gegenüber verliert er wenig seine eigenmächtige Handlung zu vertreten, erzieht sich an Alexeis Stelle Niow zu erklimmen, es dem Jaren zu bringen, muß aber verkommen, als Peter ihm sagt, daß er den Jarowitsch wieder holen müsse, tot oder lebend. Das Kreuz, das er gestiftet hat, ist von Holz, er wird kommen, wenn die Vätergen ihn rufen. Menschloff wird es nicht hindern. „Das wird ein Schicksal! Dein Blut zahlt mit! Willst du mein Volk mich kennen lehren?“ Er ist der angenehmen reidmässige Erbe. Peter läßt Menschloff verhaften — in seiner Seele wächert der Gedanke, den unfähigen, unwürdigen Sohn dem künftigen Wohl des Reichs zu opfern, schon jetzt empor.

Im dritten Akt find Jar Peters Entschlüsse fest. Ohne seine Schwermuth, seinen Vertrauen Menschloff hat er sie geliebt. In den Thronen hat er dem emporstehenden Sohn nachgelassen, mit Hilfe des Gerichts, daß er selbst, der Jar, tobrant ist, läßt er Alexei nach dem heiligen Stufland zurücklocken. Von der Grenze an umschwirrt und verblendet den Sturzkräftigen, Engbetragigen die Kunde, daß sein Vater gestorben, er kommt, er lebt, darnach, Jar in seinem Sinne zu sein, eine Buppe in den

Händen der Wojaren, ein Betrüder und Heiligenbildschneider. Jetzt soll er im Kreml als Jar empfangen werden, die Wojaren, die um des geheimen Einverständnisses mit ihm willen verhaftet waren, sind freigelassen, sie können nicht anders denken, als daß es mit Peter wirklich zu Ende sei, und werden Alexei süßigen. Menschloff, der erst jetzt Niow kein Schwert und seine Wunden vom Jaren zurückempfangt, weigert sich, in der lobesdrohenden Komödie, die der Vater dem Sohn bereitet, mitzuspielen. Peter sagt ihm: „Wenn er sich plötzlich veränderte. Wenn er nun, da er sich Jar wähnt, eine Wunderkraft in sich entdeckte und träte ihn und späche: ich will in meines Vaters Bahnen gehen, hilf mir dazu, Alexander Danilowitsch! Und sprich“ er auch nicht so, sieh er nur ahnen, daß er je so sprechen könnte, wer möchte ihn verderben wollen?“ Menschloff aber, der weiß, der vorausfühlt, wie Alexei, sobald er sich Herr weiß, auftreten wird, leucht umsonst, ihn von der furchtbaren Aufgabe zu befreien, den Unfähigen zu verderben. Peter legt die Entscheidung in seine Hand. „Du bist frei, du halt dein Schwert. Dein Regiment besetzt den Kreml. Dein ist die Macht. Du magst handeln. Willst du ihn schügen, ihn befreien, ich kann's nicht hindern!“ Er will Menschloff gewaltsam werden. Und tritt beiseite, um im rechten Augenblicke das furchtbare Spiel, das nun anhebt, zu enden. Menschloff steht im härtesten Kampfe, der unselige betrogene Alexei tritt auf, mit seinen ersten Lauten zu Menschloff verrät er, daß er der ist, der er war, daß er kommt sein Regiment anzuhängen, zeigt Menschloff, der ihn erschüttert und nicht freudig empfangen hat, wachsende Ungnade, wendet sich zu dem Wojaren- und Altblaubigen und hat nur den einen klaren Gedanken, seiner ins Koller Sußal verbannten und nun herbeigerufenen Mutter Eudofia Würden und Ehren der Jarin zurückzugeben und Katarina, die Magd, die Fremde, zu demüthigen. Er läßt Katarina, die nichts von dem furchtbaren Schauspiel ahnt, vor sich rufen, sie marnt ihn und seine Rote umsonst, Alexei bricht los: „Schaffst sie mir aus den Augen. Sie ist mir widerlich!“ Katarina ruf ihm zu: „Ich will nicht eines Kossakewiebers Damer hier noch bleiben. Doch müßte ich dir wünschen, du könntest mich noch wiedersehen!“ Er hört weder sie, noch Menschloff's halbig anstöhnendes Jammern: „Schick die fort, geh dich ausruhen.“ Im Herrenhofe sprudert er hervor, nach ihm am Herge lagert: die neue Stadt St. Petersburg soll vernichtet werden, kein Rußse förderrich sich erlauben, mit Schiffen das Meer zu pflügen, er will von Kriegsrüstung, Waffen und Kanonen nichts mehr hören, von den Fremden Wert, des Teufels Wert los zerbrechen, er donnert Menschloff, der dagegen aufsteht, gewaltsam nieder. Und wie er so seine ganze Natur und volle Unfähigkeit entthüllt hat, bricht er vor dem plötzlich hereinretretenden Vater zusammen, die ganze Rote der Süßigen, die eben noch Jar Alexei und Väterchen Alexei gerufen hat, sucht mit jämmerlichem Schreie einen Fluchweg, der bereit veriperrt ist. Jar Peter schmertert in lochender Wut Alexei von den Stufen des Throns herab, entreis, als der Arme wenigstens die Mutter schügen will, einem Soldaten die Krone und führt einen Schlag nach Alexei, von dem dieser zu Boden stürzt. Menschloff wirft sich dazwischen: „Galt, halt — wir beide nun, wir beide.“ Es bleibt im wöthigen Dunkel, ob der Jarowitsch vom Herzhelg getroffen oder wirklich der Faust des erbitterten Jaren erliegt ist.

Denn im vierten Akt begegnen wir Alexei nur noch in seinem Saras, als er im Kreml zur Gruft getragen wird. Der Jar fühlt es, daß er die Natur in sich zu Boden treten, ein Opfer gebracht hat, daß ihm keiner dankt. Dem alten Andrej, der ihn früher verliucht hat und sich jetzt vor seiner Gerechtigkeit beugt, sagt er bitter resignirt: „Vielleicht daß du von Fremden noch empfängst, was dir der Eigne nicht geben konnte. Ich lude auch den Fremden.“ Während Peter schon bei sich eremüdet, ob er nicht lieber Menschloff als Katarina die Krone lassen soll, erbebt sich Menschloff, nachdem er zuvor die Jarin an sich gerissen, die er vor Peter geliebt und diesem als dem Stärkeren nur überlassen hat, gegen seinen früheren Wohlthäter herrlich fordernd, im Leid gehärtet. Bei Peter aber macht angegriffen dieser Empörung des von ihm Erzeugenen, von ihm zum Fürsten und Staatslenker Ergehernen, das alte Gefühl der Uebermacht wieder auf und indem er Menschloff niederwirft, Krone und Jarenmantel hinter sich läßt, um im Kronrat, den Menschloff eigenmächtig und im Glauben, der Jar werde ihm die Krone übertragen, berufen hat, den Fürsten als madtredenden Narren hinzustellen. Menschloff stürzt dem Jaren nach,

ihn um jeden Preis zurückzubalten, erleiht ihm auf einer Laufbrücke, ringt mit ihm und stößt den Farn in die Tiefe. Jäh ermuntert wie erklütert fühlt er, daß der Verdacht, seinen Herrn und Wohlthäter mit Überlegung gemordet zu haben, auf ihm wie vor Zeiten auf Boris Godunov ruhen wird, wenn er die von den Bojaren angebotene Krone, nach der er seit Alexeis Sturz trachtet, jetzt annimmt. Er verzichtet und ruft die Jarin Katharina als Selbstherrscherin aller Reußen aus.

Dies ist in kurzen Zügen das Bild der Hauptanbahnung und ihres letzten Ziels. Weber die Mängel, noch die eminenten Vorzüge des Dramas können aus dieser Skizze voll erschichtlich werden. Die ersten sind in der Überfülle der Nebenzüge zu suchen, die knappe durchgegriffene und charakteristische Prosa verleiht dem Dichter zu überreichen Einzelheiten, die von der Darstellung nicht zu ebenso unkörperlicher, so flüchtig greifiger Wirkung gebracht werden können, wie in der Sektüre. So kam zum Beispiel die Farnenwunde im dritten Akt bei der Prediger Aufklärung nicht so klarartig, so geistlich grauenvoll und traumhaft vorüberfliegend heraus, wie sie vom Dichter gedacht ist, das Gleichgewicht zwischen poetischer und theatralischer Wirkung erscheint gefährdet. Der erste und zweite Akt gelangen ohne weiteres zu ganz

reiner Ausprägung des dichterischen Grundgedankens, der dritte und vierte müßten im Feuer mancher Darstellung noch in den vollen Fluß gebracht werden, dessen sie fähig sind. Die Vorzüge des Dramas, das edle stark lebensgefühl, der Zug zum Höchsten und Tiefsten, die einfache große vorwärts weisende Linie der ganzen Handlung, das Ringen nach dem tragischen Gleichgewicht, bei dem alle Gestalten, alle Träger der schicksalvollen Handlung, nach der Tragik des Weltalls Recht und Unrecht zugleich haben, die Fügigkeit, mit wenig starken Zügen ein volles Menschenbild hinzustellen, treten doch vielleicht aus dem zweiten Akt, in dem auch der Stimmungsgedank an mächtigsten ist, am überzeugendsten hervor. Der Dichter sieht die Welt nicht im rosigem Licht, aber er ist auch kein tendenziöser Vertreter des Pessimismus. Seine Fügigkeit, große Gegensätze bis in die letzten Wurzeln der Menschennatur hinein zu erkennen, seine klare Anknüpfung der historischen Kämpfe, seine energische Ausdrucksfähigkeit und ein reiner schlichter Künstlerwitz werden bei jeder Aufführung empfunden werden und ermeden mit Recht die freudigsten Hoffnungen auf eine Kraft, die nun einmal wirklich eine selbständige und in der Tat nicht der Ruhmeskanalabart irgend einer Clique ist. Adolf Stern.

### Bücherbesprechungen.

— Fritz Lienhard, Gedichte. Zweite Auflage. Stuttgart, Greim & Pfeiffer. M. 3, geb. M. 4. — Der Jungesaffir Fritz Lienhard läßt hier seine bisher erschienenen Gedichtsammlungen — Vierer eines Schäfers, Nordlandslieber, Burenlieder — in einen Band zusammen, indem er sie einer nochmaligen Redaktion unterzieht, wäscht, ändert und früher Entstandenes, aber noch nicht Gedrucktes hinzufügt, um das Ganze abzurunden. Es ist eine gärende Welt von viel wolkendem Nebel, in die wir eintreten, und es muß man den Willen für die Tat nehmen. Aber die Gärung berührt nicht immer unangenehm. Wir sehen da einen jungen Angehörigen der westlichen Grenzmark, die er als Kind noch unter französischer Herrschaft stehend gesehen hat, sich aus dem Bann des Althergebrachten losringt, sich dem Neuen, dem Protestantismus zuwenden, sich mit den Zuständen nicht nur verstehen, sondern ihnen auch gute Seiten abgeminnen und von Deutschland fordern, daß es auch Rücksicht auf die neuen Landesteile nehme, die nicht nur empfangen, sondern auch geben. Allerdings kriechelet sich der Dichter, der nimmer fern von der alten Heimat lebt, oft Sehnsucht nach dem bürgerlichen Sauber, und dieser Sehnsucht leihen die Gedichte der ersten Abteilung des Bandes, z. B. „Abschied vom Eliaß“, „Grabeschrift“, die sich mit der Waldheime beschäftigen, einen Ausdruck, der seine Wirkung auf den Leser nicht verfehlt. So ist dem Dichter der Obilienberg mit dem Kloster der heiligen Otilie, der Schutzpatronin des Eliaß, gewissermaßen die bleue Blume, die er in der Fremde immer sucht, aber nicht finden kann. Ihr, der Heiligen, sind einige prächtige Stücke der Sammlung gewidmet, „Herbst auf Obilienberg“, „Sonntagmorgen auf Obilienberg“ u. s. Die Sonntage seiner Kindheit sind Lienhard besonders ins Herz geschlossen. Er denkt daran zurück, wie er am stillen Tage des Herrn, wenn Großmutter und Großmutter im Schloß dämmerten, in der Bauernstube des heimathlichen Dorfes mit dem Bruder allein saß und beide den Schloß der Alten dazu benutzten, sich die alte Bilderbibel anzusehen, deren liebste Blatt ihnen das mit der Kreuzigung war. Mit den Erinnerungen an die eigene Kindheit itagen die Erinnerungen an die Sagenwelt des Eliaß auf, an Walter und Hildegunde am Wasgenstein, den Kampf dafelbst, das Liebesglück, an die Heren auf dem Heilberg, dem stofflichen Hloßberg, mit Frau Jta an der Spitze. Die geschichtlichen Erinnerungen fehlen nicht, an die Krimaosenen, die auffsässigen Bauern, das schone Bärbel, den Hüter von Kauerberg und was der Sachen mehr sind. Der stark märchenhafte Zug, der Lienhard eigen ist, macht sich auch hier geltend und man begegnet Stücken, die in jene Sphäre hinüberleiten, in der Petrus alenstische Balladen leben, Tom der Reimer u. a. m. Und als Lienhard der Heimat den Rücken zugewandt hat, um in der Fremde, d. h. in Altdeutschland zu leben und zu lernen, nach Berlin übergesiedelt ist, dem entgegengelegten Pol der Reichslande, da fällt er sich einmal, abgelenkt von dem geräuschvollen, oft widersprüchlichen Treiben dafelbst und er beschließt nicht zu werden, wie die Heilighausstädter, sondern seine alemannische Eigenart zu wahren, trotz der neuen Bildungs-

elemente, die er in sich aufgenommen. „Wie wie die Großstadt!“ ist eines jener flammenden Gedichte übersehrieben, die sich gegen die Lyranne des großstädtischen Beiles auflehnen und einen Schwur gleichen, sich selbst treu zu bleiben. Im Frontdienst in Berlin lebend sieht Lienhard im Geist die Berge und Wälder der Heimat, aber, wenn er auch unglücklich ist, fühlt er sich doch nicht allein, denn er hat gute Geister bei sich, heißt die bösen draußen bleiben und baut sich im Gebirge der Großstadt eine „innere Stabt“ auf, die mit seinem eigenen Innern identisch ist und alles enthält, was an Gutem in ihm ist, das ihm nicht verloren geht. Die „Burenlieder“, die nun folgen, enthalten den christlichen Ausdruck einer Menschlichkeit, die sich ob des Unrechts empört, das einem kleinen, schwachen, tüchtigen Volke angetan wird, gleiches aber mehr Momentenbildern, flüchtig aufgenommen und viel Neben-sächlichkeiten, Auseren haltend. Aus dem Stoff ein Kunstwerk von bleibendem Werte zu gestalten, war möglichen gemein wäre, ist dem Dichter nicht gelungen. Doch regt sich hier der Humor und „Jendriks Brautraub“ sei den Negatoren, die für den heiteren Schluß ihres Programms etwas Gediegenes suchen, empfohlen. Von Südafrika meißt ich das Land, dem sich das Interesse und die Sehnsucht Lienhard's nimmer zuwenden, das Nordland, insbesondere Schottland, die Heimat Robert Burns', eines Lieblichen alteren Dichters, dem dieser einen Satz „Burns' Gedächtnis" (Roman) gewidmet hat, der zu den besten Stücken der Sammlung gehört, weil sich in ihm mit der Innigkeit des Empfindens am meisten Gestaltungskraft verbindet, nach der F. J. Lienhard in diesen Jugendgedichten noch ringt. Er sagt einmal („Der Zug nach Norden“), daß seine Aosen wohl aus dem Norden nach dem Land der Alemannen verschlagen sein möchten und sich dort heimlich gemacht hätten, und nun erwoche in dem Entel die Sehnsucht nach der Heimat seiner Vorfahren und die Reue darüber, daß das Geschlecht seinem Urth treulos geworden sei. Diee jehz den Bergen des Stammes immer wieder dahin zurück. „Aosker am Meer“ nennt er sich, der aber daselbst hinüberzögern wollte. Er hält in einem Gedichte Döberfus, dem Bisinger der alten Griechen, die altorbischen Wisinger entgegen, die uns durch eine Art von Perwandtschaft näher ständen, und gibt dem alten Heilenen den Rat, das deutsche Publikum mit den Erzählungen seiner Abenteuer nicht länger zu behelligen. Steht hier auch manche jugendliche Ubertreibung darin, so enthält das alles doch einen Kern Wahrheit, der beherzigenswerth ist, wenn er auch nicht mehr neu genannt werden kann. Damit wäre der Stoffkreis der Gedichte Lienhard's nimmer erschöpft und es bliebe noch zu sagen, daß dieselben im ganzen und großen genommen etwas versprechen. An dem Dichter selbst ist es, das Versprechen, das er mit dieser Talentprobe gegeben, nimmer zu halten und etwas zu leisten. Sein Gedichtband zehnt nicht zu jenen, die durch Abgelährtheit der Weltanschauung. Plastik der Gestalten, Bedeutung der Stoffe etwas Innerangenehmes abgeben, an denen die Welle der Zeit sich vergebens abmüht, abzubrüden und zu zerfließen. Noch dürfte auch kein Musiker zu den Bedienten, die hier aufgeschaltet sind, greifen, wie nach den Poemen eines Adrife, Gottfried Keller, C. F. Meier u. a. m. Es ist also

von Wienhard noch nicht Vollendetes geleistet worden. Aber sein Buch ragt, schon durch den Willen, etwas Besonderes zu sein, aus der Masse hervor, so daß es Beachtung verdient und auch bei Dinwidd und den Tadel der Kritik, die beide ihm hier in etwas ausführlicherer Weise zuteil geworden sind. J. R.

— Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Zu Weihnächten 1905 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum mit Schmid von E. R. Weiß, einem Treuhänder nach einem Gemälde M. A. Strömels, sowie mehreren Holzschnitten und Äbungen nach alten Vorlagen im Dieterichschen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher in Leipzig, gewöhnliche Ausgabe 1 K., Vorkausgabe 3 K. — Otto Erich Goethe's Goethe-Brevier und Hermann Less's Gedanken an Goethe's Werken haben bei dem jetzt neu erscheinenden Unternehmen, das Otto Julius Bierbaum fortlaufend jährlich herausgeben möchte, Feste gefunden. Beider Arbeiten, die alle zwei ein gemisses erstelltes und einheitliches Gepräge aufweisen, so zwar daß bei Hartleben der junge, bei Leber der alte Goethe vorwiegend, möchte Bierbaum gewissermaßen ergänzen und verbinden, „weil nur“, wie er in der Vorrede sagt, „eine Gesamtansicht sowohl des äußeren wie des inneren Lebens Goethe's, nur ein Bild des Menschen, des Dichters, des Zenters in einem ganz zur Erreichung des Zieles geeignet zu sein scheint: dieses höchste Phänomen deutschen Lebens in seinem ganzen unerhörten Reichtum auch den Zeitgenossen nahebringen, die aus Goethe kein Einübung machen können und denen, trotz vorrätlicher Biographien, meist nur ein recht einheitliches Bild des größten Deutschen gegenwärtig ist. Die Kalenderform hat Bierbaum für seine Publikation gewählt, weil ihm der Kalender noch immer als der passendste Rahmen zu einem Handbuche erschien. „Im Kalender symbolisiert sich praktisch unser Verhältnis mit dem Weltganzen. . . er ist das Orientierungsbuch im eigentlichen Sinne. Was könnte sich daher einem Kalendarium für Deutsche füglicher angelehnen, als Worte Goethe's, der, wie kein anderer Mensch deutschen Blutes, über alle menschlichen Beziehungen orientiert, maßvollensicht und mitteleuropäisch.“ Der Kalender enthält übrigens nicht nur Worte von Goethe selbst, sondern auch Verse über ihn, Berichte aus seinem Leben, Schilderungen seiner Persönlichkeit, ja auch Meinungen über seine Werke. „Tuch soll alles, was nach Ästhetikern über Goethe schmeckt, möglichst vermeiden und nur in Äußerungen von besonderem Werte dargestellt werden. Denn die ästhetischen Ziele, die der Goethe-Kalender verfolgt, liegen in Goethe's Werken selbst. Was daraus, durch Vorzugung weniger bekannter Partien, mitgeteilt wird, soll immer auch ein Wegweiser in die Werke selbst sein. Aber in erster Linie soll es, wie alles, was der Goethe-Kalender bringt, die vorbildliche Persönlichkeit des Menschen Goethe offenbaren, der vom frühesten Jünglingsalter an bis zu seinem letzten Tage das wunderbare Schauspiel eines unangewiesenen und unbeirrt nach Vollkommenung strebenden Lebens für uns gelebt hat.“ Wir haben hier, um Wesen und Ziele des neuen Goethe-Kalenders recht deutlich werden zu lassen, fast ausschließlich dem Herausgeber das Wort gegeben. Es gehe auch noch in dem folgenden Satz: „Wenn es dem Goethe-Kalender gelingt, recht vielen den Verkehr mit Goethe zum Bedürfnis zu machen, indem er Jahr für Jahr zeigt, daß mit Goethe verkehren heißt: sein eigenes Leben mit Genuß und Glanz und Bereicherung und die Kraft des Triebes nach Vollkommenung erheben, dann ist der Zweck dieses Unternehmens erreicht.“ Derselbe bemerkt sei nur noch, daß es dem Verfasser tatsächlich gelungen ist, mit seiner Knappheit aus Worten von und über Goethe den Menschen Goethe in der mannigfachen Verkörperung zu zeigen. Der Goethefreund wird deshalb gern zu diesem neuen Kalender greifen und sich von ihm in steter Hinweisung auf den Dichter durch den Lauf des Jahres führen lassen. Unsere vielgestaltige deutsche Kalenderliteratur, die in den letzten Jahren eine so lebendige und vielversprechende Aufschwung genommen hat, ist durch ihn um eine eigenartige Erscheinung verwohlländigt worden. Möge der vornehm und gut ausgestattete und trotzdem billige Kalender seinen Platz an der Sonne finden und behaupten. W. B.

— Was Toby v. Krole schrieb und andere Geschichten von Viktor v. Koblenneg. Berlin 1905, 3. Fontane & Co. — Novellen, Skizzen, Stimmungsbilder, nirgends ein länger anhaltender epischer Ton, also echt modern, ein wenig Fontane, ein wenig Tostet; doch der Autor wird seinen Weg machen, er wird in dem Fragmentarischen, Kernlos nicht Reden

bleiben; er hat schon größere Romane geschrieben, die uns unbekannt sind, deren breitere Form von selbst die Überwindung des Stillschaltens verlangt. Die Darstellungsweise des Verfassers hat etwas Frühes und Resolutes und es finden sich in den 111 Novellen manche psychologische Feinheiten, die nur durch drückende Abfälligkeit beeinträchtigt werden; die Zuminungen an eine phantastische Ergänzung seitens der Leser fielen wohl besser fort. „Was Toby v. Krole schrieb“, das enthält einen ausdauernden Humor, wenngleich die fraktile Vorbereitung des Verfassers um eine junge vornehme Dame nur einen etwas mageren Inhalt bietet; die „Groschama“ ist nicht viel mehr als die Bleistiftzeichnung eines Charakterkopfes. Gestaltungsansätze sind die Lieblingss-motive des Dichters, bisweilen nicht viel über Stimmungsbilder hinausgehend, wie in „Frau von Lesien“ und „Als er nichtkam“, bisweilen dramatisch bewegt, wie im „Tag der Erkenntnis“, wo die Ehefrau in allen Briefen herumhöhnend sich überlegen, daß sie nur um des Gelbes willen, nicht aus Liebe geheiratet worden, und nun blindlings einer lebensschändlichen Reigung folgt, oder tragisch endend, wie „Gräfin Ebe“. „Stiefhild Rade“ ist das gelungenste Charakterbild eines männlichen Nischenbröckels. R. v. G.

— Schneeflocken. Erzählungen für groß und klein. 50 Feste in farbenprächtigen Umschlägen. Preis des Festes 10 S., 50 Feste 4,50 K., 100 Feste 8 K. Verlag von E. Bertelsmann, Gütersloh. — Von den bereits früher angelegten für alt und jung geeigneten Erzählungen sind die Nummern 46 bis 50 erschienen. Sie enthalten Geschichten von Charlotte Kiefe, Magdalene Kühn, Helene Plannschönd-Beumer, Odecht vom Rhein und Berta Clément und eignen sich sehr zur Verwendung bei Vorträgen. Für Volks- und Jugendbibliotheken ist eine Bandausgabe hergestellt, die je 10 Feste vereinigt und für 1,50 K. abgegeben wird. D. K.

— Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas, Vorkalender im Zoologischen Garten in Leipzig. Herausgegeben von Julius R. Gaarhaus. Leipzig, Jfr. W. B. Grurow. Preis brosch. 4,50, geb. 5 K. — Mit allgemeiner Spannung sah man dem Erscheinen dieses Buches entgegen, versprach man sich doch von einem unter solchem Titel angefügten Werke eine Fülle von Schilderungen der interessantesten und abenteuerlichsten Erlebnisse. Diese Erwartungen sind erfüllt worden, denn original und bunt genug ist alles das, was der Held des Buches im Beschele seiner Lebensschicksale durchgemacht hat, bis er als Wärter im Zoologischen Garten zu Leipzig endgültig dauernde Anstellung fand. Völlig neu dachten den meisten Lesern vor allem die außerordentlich forschenden Beschreibungen des Lebens und Treibens, sowie der höchst merkwürdigen Umgangssprache der Handwerkerburichen oder sogenannten „Kunden“ sein, ebenso wie die vielen anziehenden Anekdoten, welche das Buch Komödiantenleben dem Leser im kaleidoskopartigen Beschele vorführt. Besonders zu loben ist zunächst an dem vorliegenden Werke, daß auch die Schilderungen einiger gemäßigter Situationen, wie sie im Leben aller „Landstreicher“ so nicht selten vorkommen, so dezent gehalten sind, daß sie nicht verletzen. Sehr angenehm fällt weiter die äußerst geschickte Zusammenstellung des Erzählers, sowie die schlichte, aber sehr anschauliche und allgemein verständliche Schreibweise auf, deren der Herausgeber — lebt zum Vorteil des Ganzen — sich beschränkt, und welche so seltend ist, daß man darüber manche Breiten, wie sie namentlich die Darstellungen des Komödiantenlebens hier und da aufweisen, gern übersieht. Geradezu prägnant muß das Gedächtnis von R. Thomas genannt werden, welcher, ohne jemals ein Tagelohne geführt zu haben, sich einer solchen Ummenge der mannigfaltigsten Lebens- und Wandererlebnisse, vieler Hunderte von Ortswechseln zu erinnern vermag, daß, denn wiederholt haben ihn seine Wanderfahrten durch ganz Deutschland geführt. Später, im Auftrage von Menageriebesorgern und besonders der Direktion des Zoologischen Gartens in Leipzig, hat Thomas als Tierhändler auch das Ausland, besonders West- und Norddeutschland bereist und kennen gelernt. Ein solches Interesse gewinnt für uns aber das Buch schließlich nicht allein dadurch, daß sein Held ein bekannter schicklicherer Beamter unseres Zoologischen Gartens ist, sondern daß auch über diesen allerdings interessanten Mitteilungen im Schlußstücke des Thomas'schen Werkes gemacht werden. Als Weihnachtsgeschenk dürfte diese prächtige Neuerscheinung sehr vielen gewiß willkommen sein.

Dr. E. S. Jörn.

Ersteilung  
Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kann für sich nur durch den Herausgeber, die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße 6, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Kistner in Leipzig.

Nr. 142.

Sonnabend den 2. Dezember abends.

1905.

Das Kuf- und Berghaus in der Hoflösnitz einst und jetzt.

Von Dr. Hans Beschorner (Dresden).

Bekannt ist jedem in Dresdens Umgebung einigermaßen Veranlaßten das Spitzhaus, jenes einst wirklich auffällig spitzige Häuschen auf der Höhe der Wölsniger Berge, das leider seit einigen Jahren durch Anbau zweier Flügel seine charakteristische Gestalt verloren hat. Herrlich sieht es sich da oben an einem schönen Sommerabend. Weit schweift der Blick ostwärts über das in leichten Dunst gehüllte Dresden nach den Bergen der Sächsischen Schweiz. Mit Entzücken ruht er auf den südwärts sich erhebenden Höhen mit den vielen lauberen Ortschaften, auf der in leichten Bindungen durch die Ebene ziehenden Elbe und auf den im Grünen fast verschwindenden, weithin sich dehnenden Wölsnig-Ortschaften. Wahrheit eine liebliche, aber auch eine an historischen Erinnerungen reiche Gegend!

Frühe, im 13. oder vielleicht gar schon 12. Jahrhundert, kam hier an den sonnigen Hängen der Wölsnig-Berge der Weinbau auf und übte in immer zunehmendem Maße seine Anziehungskraft aus. Schon im 13. Jahrhundert hatte das Bistum Meissen nadelmäßig einen großen Teil des Weinlandes inne. Wohl möglich, daß die alte Jagennuobene Bennsburg in Oberlösnitz einst ein bischöflicher Wirtschaftshof oder Herrenhof war. Seit 1401 begegnen wir auch den Bettinern als Grundbesitzern in der Wölsnig. Während der bekannten Dohnaischen Feste eigneten sie sich einfach den Grund und Boden der Burganlagen von Dohna an. Als dann der Hof immer eifriger den Weinbau betrieb und sich seit dem 17. Jahrhundert ab seit dem 18. Jahrhundert immer häufiger zur Weinkle in der Wölsnig einfindet, da lauten sich hier auch zahlreiche Mitglieder des Adels und bemittelte Dresdener Bürger an. Es gehörte gemäßigteren zum guten Ton, hier ein Anwesen zu besitzen. Wer etwas in der Wölsnig Bescheid weiß, der kennt sie, diese idyllischen Grundstücke und malerischen Gebäude aus alter Zeit: Waderbarths Ruhe mit der bemerkenswerten Kapelle dahinter und dem Jacobsturm auf einsamer Höhe, die Burg Friedheim mit Alt- und Neu-Friedheim nicht weit davon, das bereits genannte alte, wenn auch nicht gerade aus dem 13. Jahrhundert stammende Bennschloßchen, den Rindwischchen und den Weinholdischen Weinberg, die schöne Oreganzische Besingung „Sorgenfrei“ und wie sie sonst noch heißen. Wer sie aber nicht genauer kennt, der nehme das Heft „Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt“ der „Bau- und Kunstbildmaler“ zur Hand. Neben Moritzburg, Pillnitz, Schönfeld, Rabenberg, Herrnsdorf, Seifersdorf und Wachau wiederum es sich auch der Wölsnig ergebend. Was irgendwo vom kunsthistorischen Standpunkt aus beachtenswert ist, legt hier C. Gurlitt in Wort und Bild fest. Auch geschichtliche Notizen der er mannißig eingelassen, ohne sich freilich in Einzelheiten einzulassen. Die Geschichte, namentlich auch die Entstehungsgeschichte der meisten Bauwerke, ruht noch in tiefstem Dunkel. Hier bleibt dem Historiker, dem Lokalforscher ein weites Feld gewinnbringender Tätigkeit. Was hat z. B. Waderbarths Ruhe alles durchgemacht! Was konnten vermutlich die Steine der Bennsburg erzählen, wenn sie sprechen könnten!

Die erinnerungsreiche Vergangenheit hat aber weißlos jenes altertümliche Gebäude, das wir halbwegs zum Spitzhaus aus zu unseren Häusern, nicht weit vom Eingange zum Wölsniggrund, erblicken: die Hoflösnitz. Wahrheit! Es lohnt sich, diese Hoflösnitz, der Gurlitt einen gewaltigen, bitterreichen Abschnitt gewidmet hat und über die ein Aufsat in den Dresdener Geschichtsbüchern (XIII, 1904, S. 209—226 und 239—247) ausführlich handelt, näher zu betrachten.

Wir haben vom Spitzhause nicht weit bis hin; denn da der Wollramsdorfsche Weinberg, dessen Mittelpunkt das Hofe Haus

(Spitzhaus) bildete, einst auch zu dem Hoflösnitz-Kreuz gehörte, verbindet eine große Treppe beide miteinander. Wir brauchen nur einige hundert Schritte oben auf den Berggründen westwärts in der Richtung auf den „Weiser“ zu gehen, so gelangen wir zu einem sonnenbaren, halbrunden Tempelchen. Von diesem nischenartigen Bau, an dessen Stelle August der Starke eigentlich ein schmuckes Lusthaus von Wöppelmann errichten lassen wollte, führt „die große Treppe“ fast schur gerade hinab zur Hoflösnitz. Wenn übrigens die Volkserlieferung dieser Treppe, die in den Jahren 1747—1750, wohl auch nach Wöppelmannschen Plänen, gebaut wurde, so viele Stufen zuschreibt, wie seine Länge im Jahre, so stimmt das nicht ganz; nach den Bauakten sind es nur 325. Während wir die alle sechs Stufen von Abflüssen (Flecken) unterbrochene Treppe hinabsteigen, haben wir Ruhe, und die Hoflösnitz im allgemeinen etwas näher zu betrachten. Unten am Fuße des Berges, an der dem Wölsniggrunde zutretenden Straße, liegt eine Gruppe von kleineren Gebäuden um einen Hof herum: der sogenannte Untere oder Hofhof. Etwa 50 m darüber bildet der Berg einen Abhang; hier liegt der Obere oder Herrenhof, mit dem unteren durch eine ziemlich steile, zweieinhalbstufige Treppe verbunden. Wie eine aus dem Jahre 1622 stammende Zeichnung lehrt, hand hier ursprünglich ein mehr als einfaches Bräuhäuschen mit einem quer vorgelegten Fachwerkhäuschen für den Bergverwalter und einem seitlich davon errichteten Bortürmchen. Nachdem die Bettiner, wie in den Dresdener Geschichtsbüchern näher ausgeführt ist, im 16. und 17. Jahrhundert immer eher über die ganze Wölsnig verkreuzten Weinbergbesitz um die Hoflösnitz in engerem Sinne konzentriert hatten, reichte sich allmählich Gebäude an Gebäude: dem Herrenhaus folgten im 17. und namentlich im 18. Jahrhundert das Kellergebäude mit Kellern, gewissermaßen geschalteten Kellerräumen, die Küche, Ställe, Schuppen, Wägenwohnungen usw. Das lebensechte dieser Gebäude, dem wir auch hier allein unsere Aufmerksamkeit zuwenden, ist natürlich das Herrenhaus oder, wie es in den Akten meist genannt wird, das Lust- und Berghaus. Ein aus den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts stammendes Kupferblatt in Knolls berühmtem Binnillustriergedächtnis zeigt uns seine älteste Gestalt. Es war ein einfacher, einhöckeriger Fachwerkbau mit hohem Walmdach, an den sich hinten ein helmbedeckter Treppenturm anlegte. Heute macht das Gebäude noch einen weitlich freundlicheren Eindruck als früher durch einen achselig angebrachten Dachreiter im Stile des 18. Jahrhunderts. Dieses Hoflofttürmchen stammt, wie die Terrassen und Balustraden unten herum, von dem General G. v. Sudaanoff, der 1899 das Herrenhaus mit jugendlichem Kavalier, nachdem sich der Staat 1889 des Besizes entäußert hatte. Der russische Graf hatte große Pläne. Die Gebäude sollten, unter Erhaltung aller Altertümer, in tadellosem Zustand gesetzt, aus den ehemaligen Weinbergen aber prächtige Parkanlagen geschaffen werden. Schade, daß der kunstsinigere Mann mitten aus seinen teilweise schon verwirklichten Plänen am 1. Februar 1900 durch den Tod abgerufen wurde und daß seine Erbin den Besig möglichst schnell wieder los zu werden suchte. Wer weiß, was in nächster Zeit mit dieser Sehenswürdigkeit ersten Ranges wird, die Gurlitt „das bemerkenswertere Beispiel der Dekorationsweise des 17. Jahrhunderts“ nennt!

Wenig bemerkenswert ist das Erdgesch. Es enthält mehrere gemöblierte Räume, die sich um einen länglichen Vorplatz legen und einst, wie die sogenannte Tafelstube zur Linken und die Marien- oder Bachschloß zur Rechten, der Annehmlichkeit des Hofes als Wohnungen für Hofbeamte dienten, oder, wie der an die ehe-

malige Küche anstoßende Behergarten, zur Aufbewahrung für Küchengeräte und -vorräte verwendet wurden. Die Ausstattung mit Eisen, Mobiliar, Teppichen, Tortentrettern, Bildern, Girsch- und Nesselbüscheln war, wie die alten Inventare erkennen lassen, nicht gerade spärlich.

Nachdem wir nun einen flüchtigen Blick in diese Räume zu ebener Erde geworfen haben, steigen wir die einst mit Jagdtrophäen ausgeschaltete, ziemlich enge Turtreppe empor und betreten den ersten Stock durch die niedrige, mit großen Ornamenten ziemlich ausfallend bemalte Türe. Welch' seltsamer Anblick! Wir stehen in einem großen, quadratischen Saale, der von der Südseite durch zwei getupelte, von der Nord- oder Ostseite her durch zwei einfache, quadratische Fenster Licht erhält. Ringsum eine bunte Farbenpracht! Erstaunt rücken wir unwillkürlich den Blick zunächst auf die sonderbare Decke, die durch die hervortretenden Fedbalken und durch rechtwinklig dazu laufende Leisten, alle bunt bemalt und auch noch sonst verziert, in 80 etwa quadratmetergroße Felder geteilt wird. Diese Felder sind ausgefüllt mit trefflich gemalten Bildern von erotischen Dämonen, lauter brasilianische Arten, wie die heischdröhenden, oft recht seltsam klingenden Namen bekräftigen. Was bedeutet dieser seltsame Pederasmus, wie er so leicht in der Welt nicht wieder anzutreffen sein dürfte? Wir kommen auf die Frage noch zurück.

Das Gemälde schmerzt uns bald von der ungemessenen Haltung. So lassen wir die Augen von der Decke ab und sehen unsere Aufmerksamkeit den Wänden zu. Auch hier begegnen wir einem Geräusch verwirrenden Durcheinander bunfarbiger Bilder, die durch ebenfalls in allen Farben leuchtende Säulen, Architrave, Metopen usw. voneinander getrennt werden. Links und rechts der beiden, an den Luerseiten befindlichen, ziemlich plumpen Sandstein-Kamine, unten, über und seitlich der Fenster, links und rechts des von dem sächsisch-polnischen Doppelkronen gekrönten Haupteinganges, auf den in die Seitengewänder stützenden Türen, überall Bilder eigentümlicher Art. Ein Sims läuft ungefähr in Kopfhöhe rings an der Wand herum. Die 16 Bilder unterhalb desselben stellen Tugenden in der Gestalt von Frauen dar. Da treten uns in allegorischer Darstellung die Benevolentia, Vigilantia, Fortitudo usw. entgegen (vgl. Gurlitt S. 140 f.). Die über dem Sims eingelaissenen Rahmen sind leer. Die einst darin befindlichen Bildnisse von 50 Mitgliedern, Verwandten und Freunden des sächsischen Herrscherhauses sind vermutlich 1889 bei Veräußerung der Hofbibliothek nach irgend einem königlichen Schlosse übergeführt worden. Auch von den übrigen Bildern ist ziemlich die Hälfte nicht mehr vorhanden. Zusammen mit denen, die der General Suckaschew von Antiquaren zurückkaufte, sind es nur noch 22. Was sie darstellen, kann man jetzt bei Gurlitt S. 141 f. genau lesen. Es sind meist wunderliche Bornürse, die sich der Künstler wüthte und durch beigeschriebene, moralisierende Sprüche erklärte. Da wird z. B. ein Mann von einem Pferde, das er am Schwanz zieht, mit dem Hufe geschlagen; darunter steht: „Oebe ja vorsichtig und behutsam mit denen umd, so große Macht und Gewalt haben.“ Gegen einen weinbedrängten Bacchus, der auf einer Tonne reitet und mit der Rechten einen Pokal emporhält, liest man ein Pferd an. Als Erklärung ist beigefügt: „Der Wein zwinget manchen oft mehr Stärke und Weisheit ein, als er kann und vermag.“ Ein Bild mit der Darstellung des Getreuzigen trägt die Aufschrift: „Scopus vitae meae Christus“, ein anderes, auf dem ein geflügelter Cereskopf zu sehen ist, das Wort: „im-mobilis“. „Sardanapal, König der Assirer, der alle Höhen und Ehren von sich stieß, um der Wollust willen“, ist abstronisiert, usw.

Nachdem wir unsere Neugierde hinreichend an diesen seltsamen Erzeugnissen einer eigentümlichen Künstlerphantasie betriedigt haben, verlassen wir den Saal, dessen Fenster einst, wie alle anderen dieses ersten Stockes, mit grünen Vorhängen versehen waren, über dessen feinerem Fußboden weiche Teppiche lagen und dessen Mobiliar aus zwei langen, grün überzogenen Tafeln, aus vierunddreißig Lehnhühlen (zwei großen und zweiunddreißig kleinen), aus einer Standuhr und anderem Hausatze bestand. Schreiten wir von dem Eingange her der ersten Türe rechter Hand zu, so kommen wir in einen kleinen, von zwei Seiten durch Fenster erhellen Raum, der einst dem Kurfürsten als Schlafzimmer diente. Die Ausfüllung dieser, eben so wie der drei folgenden, gleich noch zu besprechenden Stuben gleicht der des Saales vollkommen. Auch hier überall bunte, unmittelbar in die Decke und Wände eingelaissene Bilder. Die an des Kurfürsten Schlafzimmer stellen allerdings Seegerter und

Seeungeheuer dar oder Rajaden, die im Kampfe mit solchen Meerungeheuren liegen. Leider sind sie nur unvollständig vorhanden, z. B. fehlen alle bildlichen Darstellungen, die einst oberhalb des Simses angebracht waren. Genau daselbe ist der Fall in dem anstoßenden Wohnzimmer des Kurfürsten. Diana und ihre neun Jagdgesährtinnen unterhalb des Simses sind noch erhalten. Dagegen sind die Malereien über dem Sims laut und besonders zertrümmert. Wir wissen nur aus alten Inventaren noch, was sie darstellten: Landthiere, Schlangen, Fruchtbüsche, Tiere, die Festung Königsitz usw. Besonders beachtenswert ist auch in diesem Räume die Decke. Sie zeigt abnorme Jagdbeutestücke Johann Georgs I. aus den Jahren 1625 bis 1652, meist mit genauer Angabe von Größe, Gewicht, Tag und Ort der Erlegung (l. Gurlitt).

Diese beiden Zimmer des Kurfürsten, die heute keine gerade bequaglichen Eindruck weiter machen, waren einst sehr wohllich eingerichtet. Die weißen, blau-gelbe Teppiche bedeckten den Boden. Für Tisch und solchbare Tischdecken und lederbeschlagene Stühle war reichlich gesorgt. Schöne silberne Leuchter standen auf dem Tisch und hingen an den Wänden. Auch waren zwischen dem Gemälden kirchliche Kesthäpchen in Menge befestigt. Ramentlich konnte man sich in dem Schlafzimmer wohl fühlen. Schöne, grüne, geklammerte Damastvorhänge mit Spitzen und silbernen Franzen wehrten dem einbringenden Tageslichte. Das mit weichen Polstern, Kissen und Decken verschwenderisch ausgestattete Bett stand unten einem ebenfalls aus grünem Damast hergestellten Bettstimmel. Alles, was der Kurfürst zu seiner Bequemlichkeit brauchte, war da: ein Wohlthun mit dem nötigen Gefährt, ein Schreibstisch mit originellem Schreibzeug und Abreißkalender, ein Fernrohr, damit er gleich früh beim Aufstehen die herrliche Aussicht aus seinen Fenstern genießen konnte, usw. Ja, selbst ein grün-damasterner Schlafrock mit silbernen Galons und Knöpfen und eine dazu passende Nachtmise fehlten nicht! Zum Überflusse stand noch in dem Räume, gewissermaßen unter persönlicher Aufsicht des Kurfürsten, ein Glasbureau mit allerhand Kunstwerken, die heute zum Teil im Grünen Gemölde anbewahrt werden: aus Holz, Eisenblech und Edelmetallen geschnitzte Winger und Wingerinnen, ein silbernes Fäseln mit dem Bacchus darauf, Schalen, Gläser und Krüge der verschiedensten Art.

Die entsprechenden Zimmer auf der anderen Seite des Saales waren für die Kurfürstin bestimmt. Die Decken dieser beiden Gemäcker sind einheitlich mit puscheligen und rundgliedrigen Ornamenten bemalt, die Blumen in ihren biden Händen halten. Auch die Wände der Schlafstube sind unten herum mit seltsamen Aroretten und allerhand Obst- und Blumenornamenten geziert, während oben herum zwölf Amazonen-Brustbilder laufen. Der Wandbischud des Wohnzimmers spielt, teilweise neugierig, auf den Namen der ersten Kurfürstinnen an, die hier wohnten oder wohnen sollten. Da nämlich sowohl Johann Georg I. beide Gattinnen, als auch Johann Georg II. Gemahlin Sibylla hießen, wählte der Künstler für die Feder über dem Sims die zwölf römischen Sibollen, während er unten herum neun Künste und Wissenschaften, die Arithmetica, Musica usw., durch Putten verfinnbildliche (l. Gurlitt S. 145).

Auch die Zimmer der Kurfürstin waren, natürlich mit Fenstervorhängen, Teppichen und verschiedenartigen Mobiliar ausgestattet, wenn auch viel einfacher, als die des Kurfürsten. Herorgehoben seien nur ein auf Weinsand gemaltes „Fisch-nachspiel“ und ein ebenfalls gemaltes „Königsbpiel“ (Schachbrett). Auch bei der beiden prächtigen Majolikaföden, die in den beiden Wohnzimmern stehen, noch ausdrücklich gedacht. Für den weiß und blauen Eisen in dem kurfürstlichen Wohnzimmer, der mit höchst eigenartigen Reliefdarstellungen (Feurolamander und Ignis) geschmückt ist, bot vor einigen Jahren ein Engländer bare 4000 „M.“

Von wann und von wem stammt nun dieses köstliche Lust- und Berghaus? Genau lassen sich diese beiden Fragen, trotz eifriger Nachforschungen, zunächst noch nicht beantworten. So viel steht nach den erklärenden Berichten, die Johann Paul Knoll dem bereits erwähnten Mittelstuler seines 1667 erdriehenen Binnkulturbüchleins beifügt, fest: Johann Georg I. ließ das Haus im letzten Decennium seines Lebens bauen, sein Sohn, Johann Georg II., fügte in dem ersten Jahrzehnte seiner Regierung die Ausmalung der Räume, zum größten Teile neugierlich, hinzu.

Genauerer aber läßt sich schwer feststellen. In den Dresdner Geschichtsbüchern III (1804) S. 218 ist gesagt, daß das Haus, auch verschiedenen Aemtern zum Schließen, insbesondere im Sommer

1650 gebaut sein müsse. Das ist richtig, aber der Termin scheint noch wesentlich früher zu liegen. Zweifellos ist mit dem Bau bereits in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts begonnen worden; denn schon am 14. August 1650 bittet der Bauführer Gieseler Eckardt den Kommandanten des Sommerheims Oberstleutnant Johann Sigismund von Venedau um siebenzehn Tafeln Gottart Sanftheins, die er vorrätig habe. Sie würden „zur Verlegung des Fußbodens u. an dem befindlichen Saale des neuerbauten Bergbauens in der Lessnitz“ notwendig gebraucht; denn der Kurfürst wolle den Saal „in geschwinder Eyle . . . vollends zum Stande gebracht wissen“, die Gottart Steinbrüche aber vermöchten die Platten nicht so schnell zu liefern.

Aber den Baumeister verläutet bisher nicht. Wolf Raspar v. Stengel, der Oberlandbaumeister, an den man vielleicht am ersten denken möchte, kann es nicht gewesen sein, da dieser vom Ende August 1647 bis Ende 1655, mit zwei kurzen Unterbrechungen 1650<sup>1)</sup> und 1654, im Auslande weilte.

Dem Künstler, der die Schildeereien im Inneren schuf, kommen wir vielleicht auf die Spur durch die Vogelbilder in der Decke des Hauptsaales, von denen oben bereits die Rede war. Die auffällige Ausschmückung dieser Decke hängt zweifellos, wie in den Dresdner Geschichtsblättern III (1904) S. 219—221, Anm. 28, genauer unter sucht worden ist, mit der niederländischen Expedition nach Brasilien zusammen, die Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen 1636 bis 1644 im Auftrage der Westindischen Kompagnie unternahm und an der sich neben Geflehten, wie dem bekannten Naturforscher Georg Marggraf aus Sachsen, auch verschiedene Künstler beteiligten, z. B. Albert Eyckhout aus Amersfoort (in Holland), Franz Volk aus Haarlem und Joharias Wagner aus Dresden. Daß von diesen drei Künstlern Eyckhout der Schöpfer der Deckengemälde war, dafür spricht eine ganze Reihe besonderer Umstände. Albert Eyckhout war acht Jahre mit in Brasilien gewesen und hatte während dieser Zeit „viele fremde Sachen gesehn und gemahlet“. Durch Vermittlung des Grafen von Nassau und Beschloß er sich im März 1653, „sobald reisbar Wetter sein wirt“, an den Hof Johann Georgs II. von Sachsen zu gehen, der ihn als Hofmaler anstellen, zunächst aber zu einem ganz bestimmten „Werte“ gebrauchen wollte und Wert darauf legte, daß er zu diesem Zwecke „alles, was er noch von Indien (d. h. Brasilien) und sich halt, mitbringe“. Als Bedingungen stellte der Künstler, „weil er in Holland wohl gesehn, 400 Thaler Geld, frey Taffel, freye Wohnung, frey Brandt, Lieferung von Farben und Theuch“; ferner 2—300 Taler Reisgeld und Zusicherung freier Religionsübung, „weil er reformirt“; auch bat er um vorzügliche Zusagebung der Verhaltung und des Reisepasses, weil sich seine Gemahlin meierete, Holland eher zu verlassen, als bis sie des Kurfürsten „eigen Underschrift und ihres Mans Bestollung sehe“; die Weiber hätten nun

einmal, fügte der Graf von Nassau in seinem Schreiben erkl. bei, „in Holland das meiste Commando“. Bis 1663 ist dann Eyckhout am kurfürstlichen Hofe als Hofmaler tätig gewesen, mit einer wohl nur kurzen Unterbrechung im Jahre 1655, wo er nach Kopenhagen ging, um dem Könige von Dänemark „etliche Brasilianische Stücke und Schildereyen“ zu liefern. Da also jene Wirklichkeit am kaiserlichen Hofe genau zu der Zeit zusammenfällt, in der das Hofschloßler Herrenhaus ausgemalt werden muß, da es Josthöfner Perrenbaum ausgemalt unter den mit in Brasilien gelehrten Malern als der gerühmt wird, „dems die Posturen selbiger Leute (d. h. der Brasilianer) und andere Lands-abrhten (d. h. die Pflanzen, Tiere u. dergl.) am besten bekannt sind“ und da er endlich „verweisenermaßen“ „die indianischen Sachen, die er in Brasil gemacht, mit sich brachte“, so kann dies als sicher angesehen werden, daß die Vogeldarstellungen in der Saaldecke der Hofschloßler Eyckhout stammen.

Ob nun die Technik der anderen Decken- und Wandmalereien, verglichen mit der dieser Vogelbilder, den Schluss zuläßt, daß Eyckhout nicht bloß die Saaldecke, sondern überhaupt den künstlerischen Schmuck der verschiedenen Zimmer geschaffen hat, ist schwer zu entscheiden. Unmöglich ist es wohl nicht. Sit man aber doch gegungen, sich nach anderen Künstlern umzufragen, so könnten in Frage kommen Centurio Wiebel, der am 29. September 1652 vom Kurfürsten in Dienst genommen wurde, und Christian Siebiling, ein ungemein vielseitiger Künstler, der am 8. Juni 1660 noch langjähriger, treuen Diensten zum Oberhofmaler ernannt wurde, für die Fürstlichbischöflichen im großen Saale aber der 1644 zum Oberhofmaler beförderte Johann Fink und der am 9. Oktober 1664 als Hofmaler angenommene Augustus Schumann, die beide in erster Linie als Porträtmaler am kurfürstlichen Hofe tätig waren.

So, wie sie die beiden Johann Georg schufen, ist die Josthöfner, vom Mobiliar und den fehlenden Bildern selbstverständlich abgesehen, im wesentlichen aus und gekommen. Zwar wurden 1671 (unter Leitung des Oberlandbaumeisters v. Klenge), 1699, 1703 umfassende Ausbesserungen vorgenommen und namentlich 1727 „viele in den Gebäuden geändert“. Aber zu dem großen Umbau, den August der Starke plante und von dem ein Riß im Hauptstaatsarchiv Zeugnis gibt, kam es nicht. Der heute noch vorhandene Treppenturm mit den schiefen Fenstern sollte nämlich beseitigt und an seine Stelle eine hülsenförmige Freitreppe gesetzt werden. Mitten auf diese sollte, nach Abtragung der im Hofe stehenden Wirtschaftsgedäude, eine große, die Spitzgahöhe mit dem Herkules verbindende Treppe zu laufen. Der Entwurf trägt zwar das Fiat des Königs, kam aber, vermutlich aus Geldmangel, nie zur Ausführung. Nur die große Treppe wurde, wenn auch in etwas veränderter Gestalt und Richtung, 1747—1750 gebaut (s. o.). (Schluß folgt.)

### Bücherbesprechungen.

— Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung. Von Walter J. Billlicenus. (— Aus Natur und Wesenheit. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 69. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. IV, 118 S. 8<sup>o</sup>. Preis geb. 1,25 Mk. — Ein Werkchen, das die Kritik mit dem besten Wissen von der Welt undbedenklich warmstens empfehlen darf. Knapp und klar, wissenschaftlich genau und jedem verständlich: das sind Vorzüge, wie sie gewiß selten in einem und demselben Buche vereint sich zeigen. Aus Grund einer mathematisch-physiologischen Einleitung über die Zeitspaße werden in je einem, längeren oder kürzeren Abschnitt die Kalender der Christen (der julianische, der gregorianische und der russische), die der Juden, der Mohammedaner und der französischen Revolution behandelt. Für etwaz weitere Studien wird dann auf Nob. Schramms großartige „Kalendariographische Tafeln“ verwiesen; einen willkommenen Anhang bilden Tabellen über die Osterdaten im julianischen Kalender für die Jahre 800—2000 und über die Osterdaten im gregorianischen Kalender von 1583—2000. Trotz der Kürze der Darstellung wird hier und da selbst der Historiker von Fach auf diesem von einem unfer bekanntesten Astronomen zusammengestellten Hilfsbuche lernen können. Als Motto könnte man darüber schreiben: Aus der Wissenschaft für die Praxis des täglichen Lebens.

IV, 105 S.; 8<sup>o</sup>. Preis 2,50 Mk. — Ein Buch, dem gegenüber in der Zeilage zu einer Tageszeitung Stellung zu nehmen sehr schwer ist. Eine Art von „Fischt in die Öffentlichkeit“. Während sich nämlich bisher der Streit über die richtige Methode der Beobachtung bloß in Fachschriften abspielte, pflegt, fährt Klenzberg einen breiten Leserkreis in die doch wohl etwas fremde Welt gelehrter Erörterungen und „Liebenswürdigkeiten“ ein. Schade, kann's ja an sich nicht. Aber ich kann den leichten Zweifel nicht unterdrücken, ob den meisten, die doch von den Problemen der Sanskrit usw. sicherdingens keine Ahnung haben, mit dieser von ihnen immer noch zu viel Vorkenntnis voraussetzenden, für Indologen und Indagenossen aber viel zu breiten Polemik gegen die „Biblical Studies“ (Wichel und Geldner) wirklich gegen sie. Eigentümlich bleibt aber dies Veriahen auf alle Fälle. Und an klarer Gegenrede wird's nicht fehlen. Ht.

— Fährnde, R. G., Geistlicher Inspektor der königl. Landesbibliothek Borna: Billibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur 5-jährigen Wiederkehr seines Todestages. Auf Grund von Tagebüchern, Briefen und eigenen Erinnerungen. Mit sechs Abbildungen. S. 191 S. 3 Mk., in Leinwand 4 Mk. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig. — Wenn der am 25. November 1900 im Alter von 77 Jahren heimgegangene Beyschlag dem Andenken des Bruders einst das weitverbreitete Buch: „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“ mit liebkösenden Worten geschrieben hat, so schließen wir einen ähn-

— Bedarfsforschung von Hermann Oldenberg. Stuttgart und Berlin 1905, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

sigen warmen Herzschlag bei der Lektüre dieser Biographie, die der Schwierigkeit des Berichtigten auf Grund eines reichen Materials von Aufzeichnungen und eigenen Beobachtungen beruht. Der Verfasser schildert uns die Jahre des Berceus und Reisens, des Wirkens und Rämpfens an dem Studenten, dem Lirier Doktor, dem Karlsruher Hofprediger und dem Hallenser Professor mit liebevoller Hingebung an den ihm so vertrauten und treuen Stoff. Seine Schrift wird besonders den zahlreichen Schülern herzlich sehr willkommen sein. D. K.

— **Abessinien und die Coangalische Kirche.** 5. Heft der Missionstenden von R. B. Dietel. Zweite Auflage, neu bearbeitet von P. R. Paul, Schriftführer der Sächsischen Missionstenden. Dresden, C. Ludwig Ungelent. 1. K. 50 S. — Wie durch seine selbständigen Werke über die Mission hat sich der Verfasser auch durch seine den neuen Forschungen entsprechende Neuausgabe der altbekannten Dietelschen Missionstenden ein großes Verdienst erworben. Wie es einst ausgehen hat und nunmehr aussieht in dem fernem Lande, dessen neuerdings auch in Deutschland so viel gedacht worden ist, das wird uns hier in 8 Abhandlungen bargelegt, die man im Vergleich zu den einstigen 8 Missionstenden Dietels als völlig neue Arbeiten zu bezeichnen hat. Wie Dietel fehlte der strenghistorische Gang, und viele seiner Behauptungen konnten nicht mehr aufrecht erhalten werden. Was uns hier mitgeteilt wird, beruht auf den verbürgten Nachrichten, wie sie erst in neuerer Zeit zu uns gekommen sind. Deshalb brauchen wir über den Wert des Buches für Kirchen- und Missionsgeschichte kein Wort zu verlieren, möchten aber desto nachdrücklicher darauf hinweisen, daß es auch für Geographie und Ethnographie von großer Bedeutung ist. Denn wer nicht besonders Gewicht auf Einzelheiten aus dem Gebiete der Industrie und des Handels legt, wird hier die beste Auskunft über Land und Volk in vieler Beziehung erhalten. H. K.

— **Die Guphralkünder und das Mittelmeer.** Von Dr. Hugo Bindler, Professor an der Universität Berlin. Mit drei Abbildungen. (= Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 7. Jahrgang, Heft 2.) 32 S. 8". Preis (einzeln): 60 S. — Wie alles, was aus Hugo Bindlers fleißiger Feder stammt, ist auch dies Schriftchen anregend, flott, großzügig und dabei durch und durch wissenschaftlich. Ich meine „wissenschaftlich“ in dem höheren Sinne, daß es wirklich nicht darauf ankommt, eine geistreiche Hypothese später wieder lösen zu lassen, wenn sie nur vorher zu genauerer Erforschung Anlaß gegeben hätte. Von seinem wahrhaft weltgeschichtlichen Standpunkt hat Bindler die vielfachen Beziehungen Babyloniens zu den Mittelmeerländern untersucht und überzeugend dargestellt, wie stark die Vereinigungen gewesen sind, die bei an Kulturerrungenschaften so reiche Orient in 2½ Jahrtausenden von Sargon bis auf Nebudnegar auf den Westen ausgeht. Ht.

— **Monographien der Balkanstaaten.** Herausgegeben von Wilhelm Ruland. I. Felix Kanig, Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Erster Band. Land und Bevölkerung. Leipzig, Verlag von Bernhard Neuner. Bez. R. XIV a. 653 S. — Philipp Felix Kanig gehört wohl mit zu den besten Kennern der südländischen Länder. Seine Werke über Serbien und Bulgarien sind grundlegend aus eigener Anschauung und langjährigem, einmütigem Einbium von Land und Leuten hervorgegangen und enthalten einen großen Schatz von Wissen, der bleibenden Wert hat. Ein neues zeitgemäßes literarisches Unternehmen mit seinem Namen zu inaugurations ist daher ein ebenso glücklicher wie verheißungsvoller Gedanke, wie dadurch, daß man das Königreich Serbien, die Vorkämpfer der Südländer, als Einleitung der Monographien der Balkanstaaten“ aussersehen hat. Leider ist es Felix Kanig nicht mehr vergönnt gewesen, seine letzte umfangreiche Arbeit vollendet vor sich zu sehen; am 5. Januar vorigen Jahres ist der im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens stehende Gelehrte und Künstler aus einem rathlos tätigen Leben, aus einem Leben, das bis an sein Ende der Forschung und der Arbeit unausgesetzt gewidmet gewesen ist, abgerufen worden, das ihm aber auch reiche Früchte und schöne Erfolge gebracht hat. Glücklicherweise hat er das Werk nicht unvollendet gelassen, so hat er noch die letzten Korrekturen im Schlussbogen des ersten Bandes anbringen

können, während der zweite und dritte Band druckfertig vorliegen. Bis jetzt ist der erste Band des Werkes in trefflicher Ausstattung erschienen, er mit dem zweiten bilden eine durchaus neue Bearbeitung früherer Arbeiten, wobei namentlich das Buchwerk „Serbiens prähistorische Monumente. Wiener k. k. Staatsdruckerei 1862“, ferner jene heute vergriffene, viel gesuchte, aber selbst antiquarisch nur sehr schwer zu erhaltende „Serbien, historisch-ethnographische Reise Studien aus den Jahren 1859 bis 1875. Leipzig 1862“, sowie seine „Königlichen Studien über Serbien. Wiener k. Akademie der Wissenschaften 1892“ Verwendung gefunden haben. Diese beiden Bände bieten durch eigene Zeichnungen und Pläne Kanigs, der sowohl Gelehrter war, wie mit dem Griffel umzugehen verstand, belebte Schilderungen von Land und Bevölkerung mit zahlreichen Beiträgen zur Altertumskunde, Geschichte, Völkertunde, Volkswirtschaft und anderen Gebieten, während der dritte Staat und Gesellschaft behandeln wird. Er wird mit kritischer Benutzung der serbischen Literatur und neuester Statistik ein Entwicklungsbild des Königreichs Serbien und des Serbeniums von den Nemanjiden bis zur Gegenwart enthalten, der das tragische Ende des letzten Obrenowitsch und die Berufung des Königs Peter I. Karadjordjevitich auf den verwaisten serbischen Thron ein ganz besonders aktuelles Gespräch aufgedrückt haben. Das Werk verpricht nach dem oortliegenden ersten Bande ein „Standard work“ über Serbien zu werden. Sobald das Werk vollendet vorliegen wird, werden wir nochmals darauf zurückkommen.

— **Ruhn, Dr. jur., Der Mißbrauch des Roten Kreuzes.** Eine kritisch-dogmatische Studie. München, G. J. Beck. 2. K. — Nach einer kurzen Einleitung, in der Verfasser als Beziehung des besonderen Abwehrens der Genfer Konvention den Ausdruck „Unverpflichtungszeichen“ oder „Schutzzeichen“ vorschlägt, werden die Mißbräuche des Roten Kreuzes, wie sie im Kriege und im Frieden begangen worden sind, geschildert. Der größere Abschnitt der Abhandlung beschäftigt sich mit den Maßregeln gegen den Mißbrauch des Roten Kreuzes und gibt die Maßnahmen der Einzelstaaten, insbesondere die legislativen Sonderbestimmungen wieder. Nach den Ausführungen des Verfassers, welche die ganze einschlägige Literatur berücksichtigen, kann man nur dem Wunsch nach einer baldigen Revision der Genfer Konvention zustimmen. — t.

— **Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition.** Von Hermann Häfner. Zweiter Band. In einem Plane des Schlachtfeldes von Zürich. Götze, Friedr. Andr. Perthes. Groß. 8. K. — Nach ist dem ersten Bande der zweite gefolgt, der den Feldzug Suworows in der Schweiz, den Feldzug der Russen und Engländer in Holland, den Ausgang des Krieges in Deutschland und zum Schluss den Staatsstreich vom 18. Brumaire behandelt. Im Vordergrund der Darstellung steht natürlich die diplomatische Geschichte dieses Zeitabschnitts, wofür ja der Verfasser durch seine fast ein Menschenalter betriebenen Quellenstudien hervorragend befähigt und ausgerüstet ist. Die Gelehrtenwelt wird mit Freunden den Abschlüssen dieses Werkes begrüßen, welches die fast unentwirrbar ertürrten Fäden der Diplomatie jener Tage und ihre Wechselwirkung auf die militärischen Operationen bloßlegt. Besonders in bezug auf die Politik Kaiser Pauls und die Tätigkeit Suworows wird manche bisher noch offene Frage geklärt. Auch wer als Nichtfachmann an das Buch herantritt, wird willig der lebendigen Darstellung dieses Weltkriegsjahres folgen. H. St.

— **Die Uniformen der deutschen Armee in 800 übersichtlichen Farbendruckstellungen** nebst Text. I. Abteilung. 29. Auflage. Moriz Rusß, Leipzig. K. 2,50. — Die vielverbreiteten und beliebten Bücher des Russischen Verlags über Uniformtunde bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Mit einem Blick vermag man sich über jede Einzelheit der Uniformen des gesamten deutschen Reichsheeres zu informieren, damit der überaus sinnreichen und schönen Art der Zusammenstellung. Auch die Truppenteile, die in diesem Jahre erst formiert wurden, sind vertreten. Im Text werden die Abbildungen besonders hinsichtlich der Besonderheiten der einzelnen Regimenter in bezug auf Auszeichnungen, Bizele usw. erläutert. In Anbetracht des Gebotenen ist der Preis sehr mäßig; möchte sich das Buch immer mehr Freunde erwerben. H. St.



## Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1. M 25.5,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Jahrg. 1. M 61.5, für  
auswärts 1. M 64.5,  
vierteljährlich  
Eingel. Nummern 5. A.

Redakteur: Dr. Julius Kiffert in Leipzig.

Nr. 143.

Dienstag den 5. Dezember abends.

1905.

## Das Luß- und Berghaus in der Hoflösnitz einst und jetzt.

Von Dr. Hans Wechsner (Dresden).

(Schluß.)

In dieser Hoflösnitz, wie sie eben geschildert wurde, sind namentlich während des 18. Jahrhunderts viele große Feste gefeiert worden. Diese trugen alle durchgehends denselben Charakter, wie er sich in den Tagen Augusts des Starken entwickelt hatte. Im Laufe des Vormittags langten gewöhnlich die hohen Herrschaften an, saßen in den Bergen dem Feiern und in der Presse dem Pressen zu, schnitten auch manchmal ein paar Trauben selber ab und pressten eigenhändig einen „Ruden“. Mittags wurde dann auf dem Saale Tafel gehalten, wobei ein Winterumzug stattfand. Wegen der Enge des Raumes aber wurde dieser Winteraufzug, der sich bald zum Mittelpunkt des ganzen Festes herausbildete, auf den Nachmittag verhöhen und hinunter in den Hof verlegt. In ihren bunten Trachten, oft aber auch in allerhand spaßhaften Bekleidungen, erschienen sämtliche Winger und Wingerinnen mit ihren Vorgesetzten und überreichen den Herrschaften eine große, aus hunderten einzelnen Trauben zusammengedundene Niesentraube. Seit 1748 wurde es üblich, diese große Traube unter Abführung eigens dafür gebildeter Wingerlieder, wie uns deren mehrere erhalten sind, zu übergeben. Zum Lobne für seine Vortreibungen durfte sich zum Schluß das Winterpersonal an Bier und Wein ein Stück tun und mit Tänzern oder Spielen vergnügen. Als Spiele waren besonders beliebt das Ringelrennen mit dem Wasserfrauen, das Wägelrennen oder Bauerndamen-Rennen, das Fahnen schlagen und das Berberennen nach der Gans. Näher soll hier auf diese bereits in den Dresdner Geschichtsbildern III (1904) S. 240—245 ausführlich beschriebenen Feste nicht eingegangen werden und stat dessen lieber auf Grund neuen, im Oberhofmarschallamtarchiv gefundenen Materials das Fest von 1727, von dem bisher nur ein kurzer Bericht bekannt war, geschildert werden.

Langer Hand war alles für dieses dreitägige Fest vorbereitet worden. Nicht nur das hohe Haus, das wenig Mobiliar besaß, war mit Tischen und Stühlen aus dem königlichen Palais auf der Birnichen Gasse versehen worden. Auch für das Herrenhaus hatte das Oberhofmarschallamt besondere Tafeln jammern lassen, die man wegen ihrer Größe durch das Fenster hatte in den Saal schaffen müssen. In großer Menge waren auch Betten, Spieltische und Bretzspiele (Billardt) angefahren worden. Für die zahlreich zu erwartenden Gäste und die noch zahlreichere Dienerschaft war in der Nachbarschaft Quartier bestellt. Wie Weinbergshäuser in der Nähe hatten herhalten müssen, dazu die Vorder Serawitz und Kadebau. Für einen Teil des Dienstpersonals waren auch im Freien, z. B. oben beim Spitzhaus, Zelte aufgeschlagen. Besondere Mühe hatte man sich mit Verschönerung der Eingangstüre gegeben. Hier waren drei gemalte Bilder mit launigen Begrüßungsgeheften darunter angebracht, die aus der Feder des bekannten Hofpoeten Ulrich v. König stammten. Über dem Haupteingange zum Oberen Hofe prangte ein Bauer oder Winger mit einem Schlafe Most in der Hand. Darunter standen die Verse:

Der Wirt ist gut, daß ist der Most,  
Recht er, weil auch die Jes' nicht toß!

Über dem Gattortore des Unteren Hofes dagegen war eine Bauernmagd zu sehen, die ein Glas roten Most kredenzte mit den Worten:

Mein Most ist roth und süß doch fey,  
Wer lossen will, dem Recht es sey.

Am Herrenhause selbst endlich, über dem Eingange zum Treppen-

turme, stand folgende Unterschrift zu einem mit einer Preißche ausgearbeiteten und auf einem Fasse reitenden Bacchus:

Hier wohnt nicht, als Luß, als Freiheit, Scherz und Ruh.  
Der Kummer sich verbannt! Ihr Götze kommt herzul!  
Kommt, kommt und wibnet nun die ungestuwungen Triebe  
Hier wechseleth allcin dem Bacchus und der Liebe.  
Nachdem die Gischkrantz-Zeit und Fickereu worden,  
Steht in der Wein-Zees auch nun auch das Weichen frey.  
Doch wer den andern hier was wird vor Übel halten,  
An dem wird Joseph bald sein Preißchen-Amble verwalten.

Am 27. Oktober, früh morgens bereits nach 8 Uhr, traf der König, von Moritzburg kommend, ein, mit ihm ein Teil seines Hofstaates, während die Mehrzahl der Dienerschaft schon am Tage vorher eingetroffen sein mochte. Es war ein ganzes Heer von Bedienten, die auf höchsten Befehl meist die graue Livree mit leiblosen Bauerntrachten verlauscht hatten. Da waren gekommen der Paazhofmeister Oberst mit 2 Jagd- und 16 Silberpagen, der Hofsecretarius Weigel, 2 königliche Kammerdiener, der Leibdiener Weis, der Kammerfuriar Knudolph, der Leibschreiber Ziehe, der Vertraueter, der Schreiber vom Oberhofmarschallamte Fesse, der Apothergewisse Weisser, der Stubenbeyler, der Leibschreiber, 2 Trompeter, 24 Laftain, 12 Heubden, 5 Käufer, der Küchmeister Dural mit dem Hofküchschreiber Müller, dem Schreiber Gleichmann, 2 Mundköchen, 10 Hof- und Beisolden, dem Jehrärtner, 2 Bearbeitern, 8 Kochjungen und 5 Küchenmägden, der Kellerfchreiber Graß und der Mundköchen Grundmann mit dem Hofböttcher und 7 Schellern, der Silberkammerer Weigel mit 2 Silberdienern (Wiegk und Komprich), 2 Silberwälderinnen und 4 Weigschellen, der Hofkonditor Reper mit 4 Gefellen, 2 Jungen und 2 Mägden, der Leibrecht, der Sattelfrecht, der Schirmmeister und der Schmied vom königlichen Stall, 6 Ghalenträger in gelber Mantur, 4 Feuermeister von der Dresdner Feuerweh mit Spritzen und 40 Mann Infanterie. Auch 2 königliche Jwergs fehlten nicht. Nimmt man noch den Leitmobilus Hofrat Dr. Troppaneger, den Oberlandkammerer Boppelman und den Kapitän Boppelman hinzu, so betrug allein das Gefolge des Königs für diese 3 Tage nicht weniger als 194 Personen.

Erst nach 11 Uhr kamen die Gäste aus Dresden an, 24 Kavaliere aus aller Herren Länder, darunter auch der englische und der französische Gesandte, und 9 Damen, nämlich Fr. Gräfin Drygalski, Gräfin Poceran, Gemahlin des Jeldherren Poceran, Gräfin Vagnasco und Gräfin Mantuffel, Frau Geh. Rätin v. Loß, Frau Kronkammerfchreiberin Fürstin Lubomirska, Frau Gnednik Gräfin Billina, Frau Oberfchentrin v. Seyffertitz, Fr. Friederike Alexandria Gräfin v. Goffel, die zweite, am 27. Oktober 1709 geborene Tochter der bekannten Anna Constanze Gräfin v. Goffel. Diesen Damen hatte der König höfischerweise das Herrnhaus, Erdgeschos und ersten Stod, eingeräumt, während er selbst mit einem Zimmer im Stallgebäude unter der Linde südlich nahm; nur die Baronin v. Seyffertitz war, da ja im Herrenhause nur sieben wohnbare Räume zur Verfügung standen, in des Schneiders Offenfelder Weinbergshaus untergebracht worden. Bei ihrer Ankunft wurden die Damen von acht „bürgerlichen Stadjunglern, so in französischen Bauerin-Gabris gekleidet waren, ... angenommen und in die Zimmer begleitet“. Von den Mägden, die der König unter Aufsicht einer Gouvernante, der Frau Hofkammerfchreiberin Köchlin, aus Dresden hatte kommen lassen, wählte Fr. Köchlin als Köchin, Fr. Bernheben als Apothekerin, Fr.

Winnetin als Wingerin, Fr. Pogoldin als Komtitorin, Fr. Trenzin als Kellerin, Fr. Kleberin als Aufgeberin, Fr. Kitteln als Wäfscherin und Fr. Freyerin als Secretärin.

Nach 12 Uhr wurde oben im Saale gefeist, und zwar an einer Haupttafel von 25 und einer Markstalltafel von 18 Personen; außerdem waren noch zwei Tische vor die Mädchen, einer für den Beismedico und vier sonstige dahin gemiesen worden war, und einer für die Officianten, natürlich nicht im Saale, hergerichtet. Während des Essens, geschah der Wintzer- und Bauer-Kunztug mit vier großen Wein-Trauben nach dem Speise-Saal des Herrn Hauke's. Dreimal bewegte sich der Zug, an dem 54 Personen teilnahmen, um die königliche Tafel. Vorweg zogen die acht Stadt-Junglern, als Kämpfer gekleidet, mit ihrer Gubernantin, welche erlern jede auf einem lacquirten Zeller in einem Futteral eine Paar-Nadel trugen und solche derjenigen Dame, so von ihr bedient wurde, präsentirte. Ihnen folgten vier Musikanten mit drei teuffichen Schallmeyern und einem Frago, der Berg-Verwalter Richter mit dem beim Hoflöfchnig-Inventario befindlichen Marfchalls-Stab, der Wäfscher und der Goffebauer Berg-Boigt mit Stöden, der Wäfscher und Goffebauer Bergmeister mit ihren Preis-Beilen, vier Winger, so zwei große Weintrauben an Stangen trugen, zwölf Paar Winger mit ihrem Geräthe, wieder vier Winger, trugen noch zwei große Weintrauben, der Weinböfcher Berg-Boigt mit seinem Stode, drei Musikanten mit einer Bod-Weiffe (Sack-Weiffen) und zwei Violinen. Zwölf Paar Bauerleute machten den Beschluß. Nach der Rückkunft des Bauer- und Wintzer-Aufzugs aus dem Speiseaal erlaubigten sich solche (d. h. die Teilnehmer des Zuges) eine gute Weile auf dem Hof mit Tanzen und Springen. Die hohen Herrschaften aber begaben sich nach der Tafel in die Presse, also die Wintzer die Preis-Arbeit vorrichteten, und wurde sodann die übrige Zeit bis zur Abend-Tafel mit Spielen und anderen Diversisements zugebracht. An jetzt bemelten Abend wurde der Fräulein Frederica Alexandrina Gräfin von Goffeln Hof-Geburts-Tag, welche den 19ten Jahr angetreten, bey der Tafel celebriert. Der Geburts-Kuchen ward vom Hof-Comditore Meeren mit einer dreysachen Erhöhung aus Marzipan gefertigt, mit 19 Lichtern in großen Ötern, aus welchen F. A. C. C. gemakelt war. Auf denen dreysachen Erhöhungen stunden viele Klein-Karten und Figuren aus Tragant gemacht, so die völlige Wintzer-, Berg- und Preis-Arbeit vorstellten. Nach einigemener solcher Abend-Nachspiel diversierten sich einige Dames und Cavalier mit Tanzen und Spielen, und hiermit wurde dieser Tag zu allerleith Contementem beschloffen. Den 28. Octobr. nahm der Kronprinz, der auf der Fahrt von Dresden nach Bernsdorf die Hoflöfchnig betriete, an der Tafel teil, nach der die acht Stadtjunglern wieder denen Dames Coffee und andre

Refrachements brachten. Abends nach 6 Uhr wurde der ganze Wäfscher Herren-Hof mit Laternen, welche an grünen Säulen standen, beleuchtet, das ganze Preis-Gebäude mit Lehl-Lampen, von unten bis unter Dach über einander, illuminiert und an dem Randsborghen Weinberge oder Hohen-Pause ein schönes Feuerwerk angezündet). Nachdem nun solches sich geniebt, beliebeten König. Maj. sich in dero Zimmer zu retiriren und alleine zu speisen. Die Gesellschaft aber speisete wieder, wie vorerwählt, und die Zeit nach der Tafel (wurde) mit Tanzen und Spielen bis 12 Uhr zugebracht. Den 29. duto brachten früh Morgens die Stadt-Junglern denen Dames den Coffee. 3ten König. Maj. aber begaben sich um 8 Uhr nach dem Randsborghen Weinbergs-Lust-Haus, wohin die übrigen Dames und Cavaliers nach 10 Uhr folgten. Auf bemelten Lust-Hause wurden mittags zwei Tafeln, als die Gesellschafts-Tafel von 18 und die Marfchalls-Tafel von 15 Personen, gespeiset. Nach aufgehobener Tafel begaben sich König. Maj. mit einer kleinen Suite nach Moritzburg, die übrigen aber nach Dresden, und hiermit wurde, da das ursprünglich für den 30. Octobr. geplante Vertheilungstreiben vom Programm abgeseht worden war, diese Wein-Feest zu allerleith hohen Contementem glücklich beschloffen.

So lustig, wie in diesen eben geschilderten Octobertagen des Jahres 1727, ging es noch manchmal in der Hoflöfchnig zu, bis zum Jahre 1840. Noch einmal wurde da, um einen höheren Gemeinfinn für die waterländische Kultur des Weinbaues zu erwecken, von der Weinbau-Gesellschaft für das Königreich Sachsen am 25. Octobr. ein glänzender Festzug veranstaltet, den uns der bekannte Zeichner Moriz Reich in Hilde festgehalten hat. Er sollte nach der Absicht der Veranstalter den Anbruch einer neuen Zeit bedeuten. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Der Weinbau blühte nicht wieder recht auf, und schließlich kam die Reblaus und vernichtete die Weinbauten, vertrieb das lustige Volkchen der Winger. Schon lange sieht nun das Hoflöfchniger Herrenhaus leer, bis 1889 nur vorübergehend von Hofbeamten im Sommer besucht oder zur Abhaltung kleinerer Ballfeste verwendet, seit 1889 aber, wie bereits erwähnt, in Privatände übergegangen und seine Besitzer fortwährend wechselnd. Was wird sein künftiges Schicksal sein? Wird es vom Geboden verschwinden? Oder wird es einen kunstfertigen Eigentümer, wie den zu früh verstorbenen General Sudanoff, finden, der liebevoll seine Hand über all die Herrlichkeiten aus längst vergangenen Tagen breitet? Hoffen wir das letztere!

\*) Vgl. Hauptstaatsarchiv Dresden, Loc. 14604, Feuerwerk u. Carnevalsbelustigungen 1727—1737, Nr. 7.

### Väherbesprechungen.

— B. Schatepsars dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck. Neubiert von Hermann Conrad. Fünf Bände. Stuttgart und Leipzig, Teufels Verlagshandlung. 10 M., geb. 15 M. — Mit hübscher Bilderillustration, hat, wenn der Vergleiche erlaubt ist, die Schlegel-Tieckische Schatepsar-Übersetzung nicht nur die Güte der Verdeutschung gemein, sondern auch das Schicksal, revidirt worden zu sein. Jetzt liegt eine neue derartige Revision vor, die von Hermann Conrad, die, wie die früheren, dadurch nötig geworden ist, daß die unter Tieck's Namen laufenden Übersetzungen, die in Wahrheit von seiner Tochter Dorothea Tieck und seinem Schwiegersohn, dem Grafen Wawiffin, herrühren, zum Teil wenigstens minderwertige Leistungen sind. Und auch die ungleich besseren, ja weiser- und musterhaften Übersetzungen des Sprachstülers Schlegel sind der Verbesserung bedürftig, da Schlegel zwar eine reiche Intuition besaß, die ihm die unangenehm Sprachkenntnisse ersetzte, aber doch mit ungleich ermiclicherem lexicographischen und philologischen Material arbeitete, als wir heutzutage, und sich auch an nicht wenigen Stellen ziemlich gehen ließ, sich vor Nachlässigkeiten nicht scheute und öftlich Homer schickte. Hier hat Hermann Conrad, Lehrer an der Rabatenschule in Groß-Wietertelde, angeregt durch Professor Siegm. in Nürnberg, eingegriffen und sämtliche Schlegel-Tieckische Übersetzungen einer Revision unterzogen, die sich nicht immer auf äußerlichkeiten erstreckt. Es gewährt einen Genuß, sich in diese geistige Arbeit zu versetzen, die die Schwierigkeit

der Tätigkeit eines Bilderreinerers in sich birgt und mit Anerkennung bedacht werden muß. Das Material, das sich bei der Betrachtung ergibt, ist sogar ein so reichhaltiges, daß es zu ausgedehnten Untersuchungen Anlaß gibt, die jedoch an dieser Stelle nicht einmal verjucht werden können. Nur in großen Strichen können wir zeichnen. Wir sind auch nicht immer einverstanden mit dem, was Conrad bei seiner Schürfarbeit zutage gebracht hat. So hat uns die eine Änderung im „Hamlet“ trotz reiflichen Nachdenkens keine Zustimmung entlocken können. Sie betrifft den Rufus mit der „fchlosterischen Königin“. Schatepsar schreibt „to mobled queen“. Conrad übersezt so: „Doch wer sehen, o Jammert! Die Königin im Pöbeltrief nah.“ Hamlet: „Die Königin im Pöbeltrief!“ Polonius: „Das ist gut! Königin im Pöbeltrief ist gut.“ Conrad liest nicht: mobled queen sondern, mob led queen: vom Mob geführte Königin. Er sagt, daß eine Königin wie Petula in der vom bekämtenenden Schauspieler geschilderten Situation verwirrt, fchlosterlich sei, wäre doch nicht etwas so Unzeremoniöses, daß es zu dem Zwischenfall Hamlets und der Zwischenbemerkung des Polonius Anlaß geben könnte. Dagegen stöße es dem aristokratischen Geistes Hamlets auf, wenn die greise Herrscherin im Pöbeltrief embergehe. Warum soll denn Petula aber gerade vom Pöbel aus dem Palast geführt werden, um Zeuge der Jammerszene zu sein, wie Verurtheilte den Bräutigam erschlägt? Es kam auch darauf an, wie die praktische Bühne sich zu der Änderung stellt, die praktische Bühne, die ja bei der Meinung des Schatepsarrechtet auch in Betracht gezogen werden muß, soll diese nicht auf dem Papiere stehen bleiben, und die andererseits einen großen Vorteil von einer derartigen

Renovation haben könnte, da Shakespeares Texte auf der Bühne mit einer Gleichgültigkeit behandelt zu werden pflegen, die die Trägheit der Gemüthsheit erzeugt. Wird sie sich von der einmal beliebt und zur Gemüthsheit geordneten „schlotterlichen Königin“ trennen können und wollen? Wir bezweifeln es. Pagen haben und andere Änderungen Conrads überzogen. Es muß heißen: „Fluch (statt Schmach) und Oram, Das ich zur Welt sie einzurufen kam!“ Es muß ferner heißen: „So macht das Denken (statt Gewissen) Freige aus uns allen.“ Hamlet beschäftigt sich mit dem Selbstmord. Weil er aber nicht weiß, was nachher, nach dem Tode kommt, unterläßt er ihn. So macht das Nachdenken einen Frigling aus ihm, wie er folgt. Man sieht aus allem dem schon, mit welcher Sorgfalt Conrad bei seiner Revision des Schlegel-Textes vorgegangen ist. Ausführlich Nachenschaft hat der Revisor gegeben in einem Auszuge der Preussischen Jahrbücher, der über Uebersetzung beigegeben ist, der ungemein viel Anregendes enthält. Auch nach der formellen Seite hin. Conrad ist Shakespeares Verstand mit Feinsichtigkeit nachgegangen und hat auch in dieser Beziehung revidirt und so, wo die Uebersetzung halt der gedungenen, nach Wohlklang nicht freudigen Jamben der reifen Periode des Briten glatte Verse gebracht haben, nachgeholfen und gebessert, wie im „Macbeth“, dessen Uebersetzung zu den schlechtesten Arbeiten des Textes Anteil gehört. Wir besitzen, nebenbei gesagt, vom „Macbeth“ relativ gute Uebersetzungen von Bodenstedt und Friedrich Theodor Vischer. An die Stücke der reiferen Mannesperiode Shakespeares hat sich Schlegel übrigens nicht herangewagt, ob aus Jussall oder Absicht, läßt sich nicht erkennen, und es wäre von Reiz, zu wissen, wie er sich mit diesem so ganz anders gearteten Stil abgefunden haben würde. Er hielt sich an die mittlere Zeit des Dramatikers, deren Erzeugnisse leichter zu übertragen waren, aber doch nicht so leicht, als man sich vorstellen möchte. Denn selbst die Jugendprodukte zu überlegen ist eine schwere Aufgabe, wie „Love's labour's lost“ beweist, da sich Shakespeare in ihnen, für uns unendlich, in jenem italienisirenden, spikähnlichen Wesen bewegt, das neben dem Zierlichkeitsgeschmack und Vorherrschaft und Verwegenheit Marlowes, man denke an „Titus Andronicus“, den jungen Dichter zuerst beherrschte. Im ganzen und großen ist Conrad an seine Aufgabe mit Erfolg herangetreten und sein Werk, von dem wir hier nur eine Stichprobe anstellen konnten, ist als ein Fortschritt auf dem Wege zu einer vollendeten Shakespeares-Uebersetzung zu betrachten. Vorausgesetzt ist, daß man bei Uebersetzungen den Begriff des Vollendeten überhaupt anwenden will und kann, da sich im Grunde genommen nichts überlegen läßt, wie nichts deutlicher als die melodische und sich angenehm lesende Verdeutschung der Sonette Shakespeares durch Bodenstedt beweist, die vom Original nicht mehr an sich hat und von ihrem trappen, einfühligem Charakter so weit wie möglich entfernt ist. Der Revisor weiß in seiner Vorrede selbst darauf hin, daß bei einer neuen Auflage sich wohl noch Verbesserungen würden anbringen lassen. Er hat seine Arbeit Sachmännern überlassen, deren theils zustimmende, theils ablehnende Beurteilungen nicht mehr verwendet werden konnten, da es sich um bereits Gedrucktes handelte. Möchten sie in Zukunft noch Berücksichtigung finden! Es ist ein Beweis für die Fortschrittlichkeit eines Werkes, wenn man nicht mehr wird, an ihm noch zu bessern. Und nicht nur am Köhner Dom wird immer und ewig nachgeholfen und gebaut. J. R.

— In majorem Dei gloriam. Ein Gedächtnisbuch aus dem 17. Jahrhundert, von Wilhelm Jenzen. Dresden, Verlag von Carl Reißner. — Ein neuer historischer Roman des Dichters, der als ein „Gedächtnisbuch“ angeündigt wird und allerdings in ganz eigenartiger Weise aus einer Chronik herauswächst, welche die Begebenheiten in dem Fürstenthum Pfalz-Neuburg in der Zeit nach dem westfälischen Frieden berichtet. Mit großer Anschaulichkeit schildert uns Jenzen die durch den dreißigjährigen Krieg verwüsteten deutschen Lande, die verödeten in Trümmer liegenden Städte und ländlichen Heimstätten. Doch der Frieden ist nicht in die durch verschiedene Glaubensbekenntnisse getrennten Familien eingegangen. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg ist ein laicistischer Katholik, konnte aber als Oberherr des Hauses nicht verdingen, daß die Sulzbachische Seitenlinie zum Protestantismus überging; doch er verfolgt seitdem die vom Kirchengelände abtrünnigen Familienglieder mit ingrimmigem Haß. Mit dem Stammbaum der Sulzbachischen Linie, der in Nürnberg wohnenden Witwe des Pfalzgrafen August, Hedwig, einer ehrwürdigen Matrone, ihren Töchtern und Söhnen macht und die Chronik, die der alte Baccalaureus Daniel Scheidler

schreibt, auf das genaueste bekannt, ja genauer als dem Romanleser willkommen ist; denn die altertümliche Chronik (sammt auch manches dürre Holz und weisse Blatt des Stammbaums ein, die für den Fortgang des Romans ohne alle Interesse sind. Wichtig ist nur die Tatsache, daß der eine Sohn der Pfalzgräfin Hedwig, Philipp, spurlos verschwunden ist. Daran knüpft die Erfindung des Dichters an. Nach dem Friedensschluß leert eine Gruppe von Landbesessern aus dem fernem Kurland zurück, wohin sie sich vor den alles verödeten Truppen der Liga geflüchtet; sie suchen die alte Heimstätte wieder auf. Der Führer derselben, Farnbüchler, ist aber kein Bauersmann, sondern Pfarrer und Magister gewesen, und einer, der sich zu dem wandernden Trupp gefunden, selber Pfalzgraf, der seine Schicksale und Arbeiten teilt, ist niemand anders als der vermisste Sohn des Pfalzgrafen Philipp. Das wird natürlich nicht logisch von der vorläufigen Muße des Dichters ausgeplaudert, sondern ist eine für die sich zum Abschluß neigende Erzählung vorbehaltene Uebersetzung. Walter liebt die jüngste Tochter Farnbüchlers, die liebreizende Elisabeth. Da wird der Chronikschreiber vom Dichter abgelöst; dichterisch sind die Schilderungen aus der Bergwelt des rätischen Jura, besonders die Gemüthsregung in der Tropfenhöhle; ganz unerwartet taucht aus diesen Schilderungen das Problem einer Doppelliebe auf. Der junge Fürst liebt nicht nur die holdselbige Elisabeth, sondern auch die Pflegtochter seiner Mutter, die schöne Agnes von Altenlund — und diesen Zweipalt seines Herzens, der ihn in die Lage des Trajen v. Gleichen versetzt, kommt ein Nürnberger Rathsbefehl zu Hilfe, der in Betracht der großen, durch den Krieg hervorgerufenen Entvölkerung des Landes es veranlaßt, daß ein Mann zwei Frauen heiraten kann. Ist doch im früheren Jahrhundert selbst Luther als Verteidiger der Doppellebe des Langgrafen Philipp von Jessen eingetreten. Die beiden Mädchen sind anfangs damit einverstanden, doch der Dichter hat einen schmerzlichen Problems darstellend, wie es sich in den Liebeserhältnissen gestaltet. Da hilft er sich, indem er die arme Elisabeth befreit — auf den jungen Langgrafen wird ein Attentat ausgeführt und Elisabeth, die sich in verträumter abnungsvoller Aufregung vor die Türe desselben hingelagert, wird ein Opfer der mörderischen Eindringlinge. Nun verzichtet aber Philipp auf die Hand der geliebten Agnes — hält zweier Frauen keine. Ingerirtlich melbet der Baccalaureus, daß der ältere Bruder Philipps, der regierende Pfalzgraf von Sulzbach, durch die Jesuiten, die er wieder ins Land gerufen, wieder in den Schoß der alleinigmächtigen Kirche zurückgeführt worden sei. Kraus und wunderbar ist das Gedächtnisbuch; das Historienhafte herrscht darin vor. Die altertümliche Chronik läßt lange Zeit keine rechte Spannung aufkommen, dann verliert sich die Erzählung selbst in eine etwas abenteuerliche Romantik, die Motivierungen sind nicht immer durchsichtig und bisweilen wohl auch nicht sichtlich. Dafür entschädigt eine dichterische Kraft, die sich in origineller Darstellungweise offenbart und einige poetische Juwelen in das sonst flüchtige Kranzgewinde der Erzählung flicht, in dem es an kultigen, aber auch an einzelnen strohen Blumen nicht fehlt.

R. v. G.

— Auf Gottes Wegen. Roman von Björn Kjerna Björnson. Autorisirte Uebersetzung von G. S. Wjden-Nielsen. Verlag von Albert Langen. — Nach dem weit angelegten Erziehungsroman „Thomas Rendalen“, dessen deutsche Uebersetzung seinerzeit als Festgabe zu des nordischen Dichters sechzigstem Geburtstag erschien, hat jetzt als zweiter in der Reihe von Björnsons großen Prosaerwerken der Roman „Auf Gottes Wegen“ Einlaß in die deutsche Uebersetzungsliteratur gefunden, der auch äußerlich durch die allerdings nur episodische Hiebereinführung Thomas Rendalens mit jenem zusammenhängt. Auch dieses Werk wird kaum etwas an dem Urteil ändern, daß man den Romancier Björnson dem Dramatiker und Novellisten nicht gleich zu stellen vermag. Zwar zeigt der neue Roman eine bedeutsam einheitlichere und geschlossener Komposition als sein Vorgänger; auch sind hier wie dort die Jugendjahre der beiden Schulreue Eduard Kallern und Ole Tust hübsch und anziehend mit Einbürgerung von manchem fein beobachteten Zug der Kindespsychologie geschildert, so daß diese Stellen zu den Glanzpartien des Werkes werden, nicht ohne im weiteren Verlauf der Erzählung in dem Wirken der beiden Jugendfreunde als Arzt und Seelsofger und ihrem beiderseitigen Verhältnis zu den verschiedensten Bevölkerungsklassen der Kleinstadt gleichwertige Pendant zu finden

aber im ganzen und großen ist die Lebensgeschichte der beiden Helden, die uns, wenn auch nicht von der Wiege bis zur Bahre, aber doch von der Schulbank bis zum reiferen Mannesalter erzählt wird, viel zu breit auseinander geflossen, um künstlerisch irgendwie intensiver zu interessieren. Mit fast geschwämiger Ausführlichkeit verweilt der Autor auch bei minderwichtigen Episoden und Nebenumständen; anfast nur die Höhepunkte plastisch herauszuheben und auszugestalten, verzieht er sich mit tageweisiger Gewissenhaftigkeit das fernere Schicksal der beiden Familien und ihres Anhangs, die im Rahmen des Ganzen bald zu zwei Fehlgängen werden, in denen man dort für freie Menschlichkeit, hier für harte Justiz halten an Wort und Buchstaben streitet. Natürlich glaubt jede der streitenden Parteien einzig und allein auf den rechten Gottesweg zu wandeln. Persönliche, durch Mißverständnisse zu Animositäten aufgelpelte und durch Stöckelhaft aufgebaute Meinungsverschiedenheiten über Ehecheidung und Wiederverheiratung geben den Anlaß zu einer wachsenden Entfremdung der beiden verwandterten Familien und tragen am Tode von Eduard Kallens Weib unglückbare Mitschuld. Dieser weist nunmehr in seiner Fergensfähigkeit immer Maß und Ziel zu finden, so daß für ihn die Selbstgerechtigkeit zu einem Unrecht an der leidlichen Schwelger wird. In langen, bangen Stunden des Suchens nach der Verschwendung seines Mann und Schwager als einseitige Jugendfreunde sich wiederfinden und die tiefe Wahrheit des paulinischen Wortes von der Liebe verstehen. Nach langen und — erlich gehalten — recht ermüdenden Unmogen führt Björn den Lebensbahnen des Freudenten und des Gottesgelehrten wieder zusammen auf dem rechten Gotteswege und läßt sie erkennen, daß sie beide, in alzu einseitigem Vertrauen auf ihre weltliche und geistige Vollkommenheit, auf Irrwegen gewandelt sind. Unterdessen, wenn auch nicht verkürzt wird die Darstellung dieses Familienzwistes durch eine Reihe äußerst gelungener Episoden aus dem Leben und Treiben der norwegischen Kleinstadt. Hier erweist sich Björn als ebenso guter Beobachter wie feinselber Erzähler, vornehmlich im Beidringen amüsanten und charakteristischer Details. A.

— Im Reichen der Ernte. Roman von Frieda Frein v. Bülow. Verlag von Carl Neisner, Dresden. — Hatte sich sonst Frieda v. Bülow im „Füter der Schmelze“ und anderen Schöpfungen ihrer fleißigen Feder aus dem fränkisch-thüringischen Land- und Freitalabel die Träger ihrer Romanhandlungen gewöhlt, so hat sie diesmal, freilich nur mit leidlichem Erfolge, einen Ausflucht südwärts über die Alpen hin ins Land der Morien, Zitronen und Goldorangen gewagt, um in den Streifen der italienischen Gänge- und Lalmariokratie nach interessanten Stoffen und Problemen zu forschen. Wir werden im „Reichen der Ernte“ in einen durch Verbindung ungleich gearteter Naturen geschaffenen Gefensitt geführt; an den Grafen Bulgargini, den Apud eines lebenswichtigen und geistreichen Lebemanns, sieht sich in oft bedrängter, aber immer wieder siegreich durchbrechender Liebe Bielante Vorti, die Hauptfigur des Romans, gefesselt. In nie sich erschöpfenden Qualen, in der fleischlichen Hoffnung, den noch immer Geliebten seinem Statterleben zu entreißen, zieht sich ihr Leben dahin, doppelt verbittert durch einen Zwist zwischen ihrem Bruder, einem leidlichen, aber knapp und streng gehaltenen Genußmenschen, und dem Vater, einem entwürdigenden und genau rechnenden Landwirt. Es wird den Lesern von Frieda v. Bülow namentlich zu Anfang nicht leicht gemacht, sich in die Situation hineinzuversetzen und die gleich gar zu sehr an masse austretenden graflichen Familienmitglieder auseinander zu halten, zumal ihre Charakteristik unter einer gewissen Breite der Anlage und störenden Wiederholungen arg leidet. Ein Glück, daß man wenigstens an den farbensatten, buntbewegten Bildern italienischen Landliebes seine Freude haben kann. Immer auch neue fesseln namentlich die impulsiven Ausbrüche südländischer temperamentvoller Natur, die durch ihre charaktervoller realistischen Schilderungen zugleich dem Buche einen gewissen kulturgeschichtlichen Wert verleihen. Erst um die Mitte des Buches vermag sich der Verlauf der Handlung von dem äppigen Episodenreue freier zu machen, die Darstellung an Konzentration und das Interesse der Leser an Sammlung zu gewinnen, um sich am Ende durch den recht unmotiviert, rein äußerlich herbeigeführten Abschlus, als der doch der Automobil-Unfallsfall gelten muß, wieder ziemlich abgesehen zu fühlen. Das Toff-Toff als deus ex machina ist wirklich kein großer Gebanke und keineswegs des Schwereis der

Edelsten wert. Die Kritik hat nach den schon verschiedentlich in der Belletristik vorliegenden Proben zum mindesten keinen Anlaß, einer ausgedehnten Verurteilung des — Gott sei Dank! — noch nicht allgemein beliebigen Verlesrsmittels in Roman oder Novelle das Wort zu reden. Sapienter sat. A.

— An der Saale hellem Strande. Fünf Blätter aus der Geschichte von Alt-Salle von Armin Stein (S. Riefischmann). Altenburg S. K. Stephan Geisels Verlag, 161 Seiten. Preis 1,80 M. geb. 2,40 M. — Das Buch macht dem Volkspatrioten Stein mehr Ehre als den Dichter. Ein Volkspatriotismus, der den Ausspruch: „Salle liegt im Mittelpunkt der Erde“ als bedenkenswert bezeichnet und meint, daß sich Berlin hinsichtlich des Reichtums seiner Geschichte mit Halle nicht von ferne messen könne, wird kaum noch einer Steigerung fähig sein. Die literarische Form der Erzählungen dagegen läßt sehr viel zu wünschen übrig. Im ganzen wäre es wohl besser gewesen, wenn den geschichtlichen Darstellungen aus der Vergangenheit der alten Saalstadt die düstige norddeutsche Einfriedung ganz fern gelassen wäre. Nur die erste Erzählung des Buches „Budorigs“, die in der forstlichen Vorgeschiehten Halle spielt, ist wohl freie Erfindung des Verfassers. Die Fabel ist nichts weiter als eine Übertragung der altatlantischen Erzählung von der Tochter Jepthas ins Sorbische. Die Sprache ist wohl durch nachfolgenden Satz genügend gekennzeichnet: „Zu seiner Rechten stand ein Wägdlein, schon wie ein Maienmorgen. Fürliche Höhe blühte aus ihren langberimperten, schwarzen Augen, während das sonnige, wonnige Lächeln ihres roten, blühenden Mundes warme Fergensgefühle künbete.“ Das Wägdlein, schon wie ein Maienmorgen mit dem sonnigen, wonnigen Lächeln erinnert an ein längt überwundenen Stadium unterer Erzählungsstufen. Auch die Fabel, die auf „Schwindelhafter Turnspitze wehelt“ (S. 131), gehört hierher. Mag nun immerhin der Verfasser seine eigentlich literarischen Ansprüche erheben, sondern sein Buch mehr als Volksschrift betrachtet wissen wollen, wofür sich die Artba wenigstens insofern eignet, als der Inhalt durchaus unbedenklich ist, so daß doch auch in solchen Schriften die Form nicht ganz vernachlässigt werden. Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch die geschichtliche Darstellung hier und da Unrichtigkeiten enthält. Soanteit z. B., den Stein als Gott der Slaven mehtsch anrufen läßt, war zu der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, den Slaven noch eine unbekannte Gottheit. Soanteit ist erst im 9. Jahrhundert als St. Vitus durch Goroer Mönche zu den Wilken gebracht worden und hat sich dort erst allmählich aus einem christlichen Heiligen nach der großen heidnischen Reaktion des 10. Jahrhunderts in eine heidnische Gottheit verandelt. (Vgl. J. B. Willrich: Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen S. 393.) Um ein wirklich ganz zutreffendes kulturhistorisches Bild zu schaffen, muß man eben sehr gründliche historische Studien machen. Ein bloß flüchtiges Vertrautsein mit den Verhältnissen der zu behandelnden Zeit genügt da durchaus nicht. W. B.

— Aus der Buchhandlung der Russischen Kolportagevereinigung zu Gorbun: V. Schorsch, Uderwunden. Eine Erzählung aus dem russischen Volks- und Bauernleben. Aus dem Französischen überf. 8°. 221 S. Broch. 1,20 M., geb. in Bibliotheksbdd. 1,60 M., eleg. geb. 2 M. Diese zeitgemäße Erzählung, die uns in die Zustände im gegenwärtigen Russland verlegt, und zwar an der Hand einer fesselnden Geschichte, darf wohl empfohlen werden und eignet sich sehr zum Vorlesen im Familienkreis oder kleineren Vereinskreise. — Jennu Chappel, Immer glücklich. Lebensbild von Helene Keller. Aus dem Englischen übertragen von Frau Dr. Frodenius. 8°. 108 S. mit 5 Illustrationen. 80 S., Bibliotheksbdd. 1,20 M., eleg. geb. 1,40 M. Das Lebensbild des so viel genannten blinden und taubstummen Wädchens, das nicht nur sprechen, lesen und schreiben lernte, sondern auch einen besonders hohen Grad der Bildung, ja Gelehrsamkeit erreicht hat, wird auch in dieser Darstellung auf die interessanteste Weise gebracht. — U. Lörrcher, Aus Ungarns Glaubenskämpfen. 8°. 241 S. Broch. 1 M., geb. in Bibliotheksbdd. 1,40 M., eleg. geb. 1,60 M. Eine Lebensgeschichte der Gungelischen Ungarns, die auf eingehenden historischen Studien beruht und wohl geeignet ist, dem religiös vielfach gleichgültigen Geschlecht unserer Tage die Glaubenskreue der vorigen Zeiten als leuchtendes Beispiel vorzuhalten. D. K.

Ersteinst  
 Dienstage, Donnerstage  
 und Sonnabende und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, der Königlich  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 5, bezogen werden.

Redakteur: Dr. Julius Köffert in Leipzig.

Nr. 144.

Donnerstag den 7. Dezember abends.

1905.

Das frühere Vorkommen des Bibern in Sachsen.

Der Biber, *Castor Fiber*, teilt gegenwärtig das Schicksal aller absterbenden Tiergattungen, indem er noch einmal allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf das verfallende Dalein seines Geschlechts lenkt. Auch die letzte deutsche Wilderoase in den Gegenden der mittleren Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg erscheint vom Untergange bedroht, und keine Bemühung wird mit noch so sorgfältig aufgetoanem Schutze das Verhängnis abzuwenden vermögen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Tierarten, die durch ungünstige Gestaltung ihrer Lebensbedingungen bis auf kritische Verhältnisse zusammenzulammen, rettungslos von der Bildfläche verschwinden. Für das Königreich Sachsen hat sich dieser Verlauf beim Biber längst vollzogen, und wer hier nach dessen Spuren forscht, muß sie in vergangenen Jahrhunderten suchen.

Schon aus der vorgeschichtlichen Zeit bezeugen wir einige Felslettkunde, welche Beweise von dem Vorkommen dieses Nagetiers und seiner Verwendung im Hausdalu der einstigen Bewohner des Landes abgeben. Dr. Gotfr. Dr. Schmidler entdeckte in einer Herdbeide der heimgelassen, und zwar neolithischen Niederlassung auf einem Fingeleinrundstück in Jauschwitz nördlich von Pegau, etwa 500 bis 600 Meter von der Elster entfernt, mit zahlreichen neolithischen, handverfertigten Gefäßscherben zusammen einen wohl erhaltenen Unterkiefer des Bibern, dem nur der Schneidezahn fehlte. Sodann wurde an der sogenannten Heideschanze bei Roschütz südwestlich von Dresden, einem alten Burgwall auf dem rechten Flußufer der Weißeritz, ein ziemlich gut erhaltener Unterkiefer mit Schneidezahn aufgefunden. Die Roschützener Heideschanze zeigt eine doppelte Kulturschicht: eine untere vorlamlische und eine obere slawische, es ist nicht selbstehell, aus welcher der beiden Schichten der Biberknochen stammt. Diese Belegstücke sind im prähistorischen Museum zu Dresden untergebracht.

Aus der spätern Zeit bieten Jagdergebnisse, Akten und Jagdschriften ausreichend zuverlässigen, leider aber nur spärlichen Aufschluß. In einem als Manuskript mit künstlerischer Ausführung in der Bibliothek der Königl. Forstakademie zu Taranant aufbewahrten Verzeichnis alles hohen und niedrigen Wildbreits, welches in Johann Georgs II. Jahre vom 9. Oktober 1656 bis mit 22. August 1680 in 24 Jahren gefangen, geflossen, gehetzt, gebriht und erhalten wurde, merben 597 Biber aufgezählt, unter welchen 9 von dem Kurfürsten selbst, die übrigen 588 von dem Jagdpersonal, insbesondere wohl von den hierzu eingekleideten kurlürstlichen Wiberängern erbeutet worden waren. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Sachsen zu jener Zeit im Besitz der preussischen Lausitz mit ihrem Oberförstern und der Provinz Sachsen stand, wo Wiberanstellungen an der Elbe, wie bereits erwähnt, noch vorkamen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgte die Hauptlieferung an den Dresden Hof aus diesen damals anheimenden noch hiberreichen Wiberungen, obwohl kaum bezweifelt werden kann, daß von anderen Wiberstätten Biber ebenfalls eingeschleppt wurden. Hierfür liegen aus dem 18. Jahrhundert ausdrückliche Beweise vor. Denn in den Akten des Königl. Hauptlaatsarchivs in Dresden ist eine Verordnung des Oberhofjägermeisters v. Wolfferdorff an den Biber- und Fischotterfänger Kluge in Dittersbach bei Chemnitz vom 28. Februar 1750 aufbewahrt, worin letzterem vorgehalten wird, daß er „die Biber ohne Unterscheid der Zeit gefangen und eingeliefert, da doch laut bereits erteilter Verordnung solches nicht eher als zur jetzigen Frostzeit, da es hergegen daran mangelt, geschehen sollen.“ Es wird ihm von neuem anbefohlen, künftig keine Biber eher als bis zur Frostzeit zu fangen und

in der Haut ins Dresden Proviandhaus zu schicken. „Dafem ein Biber von ungefahr eingeht, so ist solcher jedoch jejedmal in der Haut zum Dresden Proviandhaus einzuschicken.“ Kluge war Biber- und Otterfänger in den Ämtern Augustsburg, Wollenstein, Oranibain, Schwarzberg, Stollberg, Chemnitz, Roschütz, Golditz, Orimma, Wurzen, Leisnig und Sachsenburg und wird die Biber daher wohl meist in den Waldgebungen erlangt haben, wo sie im Anhaltischen jetzt noch haufen. 1636 haite sich hier fogar eine bis Jandau vertritt und wurde am 17. Mai beim Fischen in der Mulde gefunden (Herzog, Chronik von Jandau, 1845). Auch für die Elbe ist ein solcher Fall weiten Jandauamendens bekannt, da man 1748 einen harten Biber auf einem Elbeger in der Nähe von Mauen (Grunzig, Sammlungen zu der Natur- und Kunstgeschichte, 1756). Wenn ihn jedoch Lehmann in seinem „Historischen Schauspahl der natürlichen Wertwirdigkeiten im Meissnischen Obererzgebirge“, 1699, anfährt, indem er schreibt: „Die Biber sind so gemein nicht als die Fischottern, welche aber von den dazu bestellten Otterfängern aufgesucht und ausgegraben werden“, so darf man dieser nicht näher begründeten Bemerkung, für die jede anderweitige Befätigung zu fehlen scheint, wohl keinen Wert beimessen. Denn der Biber liebt Wasserläufe mit geringem Gefälle und ausgedehnten Uferholzbeständen, deren Rinde und Blätter ihm Nahrung gemähren, diese Anforderungen erfüllt das sichtenbewaldete Erzgebirge mit seinen kleinen, ruhenden Gewässern aber nicht. Hierin liegt ja auch die Ursache, warum der Biber nicht wie das Murmeltier und die Gemse in höhere Alpengebirge flüchtete, als ihm der Aufenthalt in den tieferen Lagen, wo er im 16. Jahrhundert nach Gerner noch ein „gemein Tier“ war, verleidet ward, sondern aus der Schweiz verjagt ward.

Die Bestandsurkunden der Biber- und Fischotterfänger enthalten die Vorricht, im Frühjahr und Herbst von einem Amt zum anderen zu ziehen, um den Fang zu betreiben, der sich überdieß auch auf das gesamte kleinere Raubzeug erstrecken sollte. Außer in dem genannten, die Grenzen des heutigen Königreichs nicht überschreitenden Bezirke mit dem Sige in Augustsburg gab es weiterhin einen Jäger in Eisenau an der Elbe im Regierungsbezirk Magdeburg und zu Eibenau an der schwarzen Elster. Es sind das Orte, die jetzt zu Preußen gehören. Sie bekamen für sich, ihre Weibsen und Hunde eine tägliche Auslösung, solange sie unterwegs waren, und gegen Händerbindung der Helle beziehtlich ausgewasene Tiere usw. den Jägerlohn. 1764 schaffte Prinz Xaver, Administrator des Kurlürstentums, durch eine Verordnung die Stellen der Otter- und Biberfänger ab und hob die Auslösung auf, erhöhte dagegen jedoch das Fanggeld für einen Otter, Biber und Dach auf 1 Taler 18 Groschen (Königl. Hauptlaatsarchiv). Diese Maßregel förderte jejedmal die Verfolgungen wesentlich, zumal dadurch eine gewisse Bedachtnahme auf Nachzucht wegfiel, welche der verpflichtete Jäger vorher sicherlich hatte wolle lassen, wenn er sich nicht künftiger Einnahmen berauben wollte.

Zu weidmännischer Begiehung teilte man den Biber nach einem Dresden Verzeichnis aus dem Jahre 1662 und einem Mandat von 1717 der niederen Jagd zu. Unter den früheren sächsischen Jagdschriftstellern beschäftigten sich besonders v. Fleming im Vollkommenen Deutschen Jäger, 1719 und 1724, Döbel in den Jäger-Praktika, 1746, und Dietrich aus dem Wintell, Handbuch für Jäger, 1805, eingehend mit ihm. Beide sagen die ersten zwei nichts über Vorkommen und Verbreitung in Sachsen, während a. d. Wintell ihn an der Mulde namhaft macht. Fleming benutzt bei der Darstellung der „Anatomie“

fogar ein französisches Vert, „weil dieses Tier hier zu Vande sehr rar und man wenig oder keinen antreffen wird“, und Döbel erwähnt einen genaueren Fall beim am Delauiden, wo er einen lebend im Gornade fangen sah, den er dann streifte. Auch in dem benachbarten Brandenburg scheint seine Abnahme schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts Beforgnis erregt zu haben, da hier im Jahre 1707 unterlag ward, ihn zu schiessen, und zu verlosen (Nösis, Versuch einer pragmat. Geschichte der Otonomikwissenschaft usw., 2. Teil, 1. Abt., 1782).

Kennzeichen für die mangelhafte Naturkenntnis jener Tage erscheint es, daß der Biber in den amtlichen Anweisungen für den Jäger, sowie von Jagdrichtern als schädlicher Fisch und Krebsträger neben den Otter gereiht und deshalb zu den Raubtieren gerednet wird, trotzdem der Wagen niemals Fisch- oder Krebsreste aufwies. „Der Wildbret schmedt sehr nach Fischen, gleich den Fischottern, vorn aber gleicht es den Wadchen . . . Folglich muß auch die Nahrung davon sein.“ äußert sich Fleming, während Binnell diesem Irrtum entgegentritt und nur den Schaden in Anschlag gebracht wissen will, den die Biber der Kung halber dem Holze zufügen, indem sie dasselbe mit ihren meißelartigen Vorberjähnen schälen oder abscheiden. Wie heutzutage noch traf man sie schon damals in unfern Gegenden nicht in größeren Kolonien beisammen, gleich denen Norbamerikas, sondern einzeln oder familienweise. Auch errichtete sie keine wasserumfließerten „Burgen“, vielmehr einfache Bawe, wie der Flußotter, „nur etwas tiefer ausgehölet“, und wurden im Gesehlag zu dem amerikanischen Burghel beisehen als „Stubenbiber“ bezeichnet. „An der Erde und Spitze“, betont Binnell, „sollen, wie man sagt, die Biber noch Burgen bauen. Ich selbst habe nie einen gesehen, obgleich ich mir sehrerlang Mühe gab, am erstemannten Strom dergleichen ausfindig zu machen.“ Immer mehr schrumpfte die Ausbreitung des großen Nagelieres zusammen, das wegen des kostbaren Balges, des Fleisches, wozon man namentlich den Schwanz, der, wie sich Fleming ausdrückt, von ferne aussehst, als wenn ein Karpfen von etwa drei Pfunden hinten angebissen hätte, auf fährlichen Tafeln als Lederbissen schätzte, vor allen Dingen

aber des teuren Weils halber höchst begehrtwert erschielt, welsch in zwei birnenförmigen großen Trüben am Ende der Bauchhöhle abgehoben wird und in der vormaligen Felleunde bedeutendes Ansehen genos. An der Mulde und Erde zog sich der Biber nach dem gegenwärtigen Gebiete jurüd, doch ließen sich für Sachsen seine Spuren bis in das 19. Jahrhundert hinein nachweisen. Schumanns Bericht von Sachsen, 1822, enthält im neunten Bande bei Beschreibung der sächsischen Tiere die Mitteilung, daß Biber sich nur an der Mulde bei Wurzen und an der Erde bei Strehla fanden. Doch wollte es mir nicht gelingen, irgend eine Quelle aufzufinden, welche dieser Behauptung zur Grundlage gedient haben und sie bestätigen könnte. Für die Mulde können dazu vieleicht Binnells Schriftern in Betracht kommen, der lange Zeit bei Wurzen lebte. In der Jagdtagebüchern über das beim Jagdprovinzialhaus in Trebsden eingegangene Wildbret usw. von 1816—27 im Königl. Hauptstaatsarchiv — weitere derartige Bücher sind daselbst nicht vorhanden — wird von Bibern nichts erwähnt. In Guido Hammers „Wild, Wald- und Widmannsbüchern“, 1891, steht ein Artikel: Gines Fallsteller's letzter und verhängnisvoller Fang, der zuerst 1869 in der Zeitschrift Gartenlaube veröffentlicht wurde. Darin wird erzählt, wie in einem Dorfe bei Wurzen ein wilder Schaler „vor etwa 80 Jahren“ einen Biber im Geseh an der Mulde fing, dessen Wildbret er mit seinen Vertrauten verzehrte, während Zell und Weil nach Leipzig wanderten, mo es Fehler heimlich verwerret. Eine nachträgliche Handlung durch Gensarmen, Fortbeamte und den Gemeinbeschluzen verlies daher ergebnislos. Infolge einer tragischen Wendung seines Lebens ersichs sich der Fallsteller bald darauf. Das sei der letzte Biberjäger an der Mulde und der letzte Biber in der borigen Gegend gewesen. Doch trifft dies nicht zu, denn das fährliche Museum in Waldenburg (Sachsen) besist von der Mulde bei Wurzen einen ausgestopften Biber, der aus dem Jahre 1846 stammt. Bei den weiten Streifereien, welche Biber zumeilen unternahmen, und der nicht allzu großen Entfernung ihrer Anstellungen am Unterlauf dieses Flusses von dem Ort des Vorkommnisses ist darüber wohl nicht schwer zu erklären. Der Biber von 1846 dürfte der letzte in Sachsen erlegte sein.

Robert Berge.

### Bücherbesprechungen.

— Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Dritter Band 1864 bis 1870. Berlin 1906. G. S. Mittler & Sohn. — Es sährer allmählich das historische Urteil über die großen Ereignisse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden ist, je klarer die Grundlinien der Entwicklung sich darstellen, je mehr gewisse Vagenden auscheiden und die währlichen Tatsachen heraustreten, um so schärfer wird das Interesse für die Fleisch und Blut gebenden intimen Jüge aus dem Leben der großen Persönlichkeiten jener Zeit. Es werden denn die Aufzeichnungen derer, die Gelegenheit hatten, solche Jüge zu beobachten, mit größter Freude begrüßt. Unter diesen Aufzeichnungen nehmen die des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen einen hervorragenden Plog ein. Als Fingeldjutant Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. hat er Gelegenheit, wichtige Vorgänge der Geschichte aus der Nähe zu beobachten, als General der Artillerie hat er bedeutenden Einfluß auf deren Friedensausbildung und Kriegsverwendung geübt. Mit scharfer Beobachtungsgabe und großem Freimut erzählt er, was er erlebt, gehört und erfahren hat. Den beiden ersten Bänden, die die Zeit von 1848—1863 umfassen, ist jetzt der dritte gefolgt, der den wichtigen Jahren 1864—1870 gewidmet ist. Er führt uns in die beiden die deutsche Einheit vorbereitenden Kriege von 1864 und 1866 und in die Friedenszeit bis 1870. Den Anfang des dänischen Krieges bis zum 18. März machte der Prinz im Hauptquartier Wrangels mit; er hatte den Auftrag, dem Könige über den Gang der Dinge zu berichten. Aberwies wollte er noch vom 19. März bis 4. April in Graevenitein beim Prinzen Friedrich Karl und lehrte am 5. April nach Berlin jurüd. Daß er mitsein dem Hauptreiternissen (Tüppelsturm, Alendurkämpf) nicht beizohnen konnte, hat ihn mit großem Schmerz erfüllt. Aus dem, was Hohenlohe über die Eigentümlichkeiten des alten Wrangel mitteilt, hat die Leipziger Zeitung schon früher einiges angeführt; es wäre ja sehrsch, nun seinen Bemerkungen

über die kriegerischen Maßregeln, über die Taktik, über die Belagerungsarbeiten usw. nachzugehen, doch ist das hier natürlich unmöglich; wir begnügen uns mit der Wiedergabe seines abschließenden Urteils: „Danach war die Kriegsführung unerrichtet bis 1. Febr. bis 5. April eine lange Reihe von Fehlern, die sich infolge einer unerdörten Reihe von Stützpunkten und von Fehlern des Gegners nicht bestrakt machten. Diese Fehler gerichten unserer Arme nicht zur Schande, denn sie waren nur das Resultat des langen Friedens und der mangelnden Kriegserfahrung. Zum Glück befand sich der Gegner in derselben Lage, und zum Glück hatten wir einen kriegserfahrenen Soldaten an der Spitze des Staates und Heeres, der durch seinen energischen Willen der mädchenschaftlichen Schwärmerei in unserer Kriegsführung ein Ende machte. Dann erbrüchten wir durch schnelle Schläge den Gegner mit unserer Uebermacht. — Groß hielt unsere Arme in diesem Feldzuge hauptsächlich nur in einem Punkte da, nämlich darin, daß sie sich durch die Erfolge nicht beirauen ließ und nicht in einen Siegestraume verfiel, der alles Bestehende gutließ. Im Gesehnen, man sammelte alle Erfahrungen, welche die Schwächen in unserer Organisation, Mobilmachung, Strategie, Taktik und Versorgung aufgedekt hatten, und schaffte die Uebstände ab. Auch herein geübte dem Könige persönlich das Hauptverdienst. So wurde dieser seine Experimentalfeldzug zu einer Vorstudie für größere Erfolge, in der wir sogar, statt Lehrgeld zu zahlen, nur Vorberren sammelten.“ An der Friedensarbeit im Heere hat sich der Prinz, der am 24. Juni 1864 zum Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments ernannt wurde, eifrig beteiligt; seine Erzählung läßt manden interessanten Bild in den Dienstbesrieb tun; sehr bemerkenswert ist das, was er über das viele Befehlen, über die großen Mäander und über die Beschäftigungen sagt. Im Feldzuge von 1866 war der Prinz Befehlshaber der Garde-Artillerie. In der folgenden Friedenszeit widmete er sich der weiteren Ausbildung der Artillerie, die man erkannt hatte, daß deren Wirklungen im letzten Kriege den Erwartungen nicht entsprochen hatten. Gelegentlich eines Aurgebrauchs in Reichenhäll wohnete der Prinz der Salz-

burger Zusammenkunft der Kaiser Franz Josef und Napoleon (1867) bei; sehr wertvoll sind die seinen Beobachtungen, die er dazu macht. Bei der Rückreise von Reichenthal besuchte er das Schlachtfeld von Königgrätz: „Mein Kutscher setzte mir die Schlacht aus einander. Er hatte in der Ebene zwischen Wistlar und Ujpa bei einem Jäger-Bataillon in Reserve gestanden. Er erzählte mir, wie sie plötzlich von da oben, von Glimm her, mit Kanonen beschossen worden wären. Er hob die Faust, drohte nach der Höhe hinauf und meinte, wenn er nur einmal einen von denen kriegen könnte, die ihn von da oben beschossen, so wolle er es ihm entgelten lassen. Ich rüchste mich nicht damit, daß ich die gesamte Artillerie da oben kommandiert hatte, denn ich war mit dem Kerl allein und unbewaffnet.“ „Bei Sadoma sprang ich zu Fuß über die Vistritz. In der Schlacht hatte sie ein so bedeutendes Hindernis gebildet, daß man sie nur auf Brücken überschreiten konnte, weil ein bestiger Regen vorher einen Monat lang fast ununterbrochen angefallen hatte, so gegen jetzt Trockenheit herrschte. Bestimmte Urteile über die Regengängigkeit kann man also nicht fällen, auch wenn man gute Quellen hat und das Terrain an Ort und Stelle sieht. Es ändert sich gar zu sehr mit der Witterung.“ Im weiteren verarbeitete er die Erfahrungen des Krieges in seinen Ideen über die Verwendung der Feldartillerie und hat dadurch sehr wesentlich beigetragen zu den vortrefflichen Leistungen der Artillerie in deutsch-französischen Kriegen. — Es wechseln in dem Buche Anekdoten, Berichte über wichtige historische Vorgänge, politische Betrachtungen, tatsächliche Erörterungen miteinander ab, es ergeben sich aus ihm intime Sätze zur Charakteristik der handelnden Personen, wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte und die sachverständigsten Urteile über militärische Fragen, namentlich über Ausbildung und Verwendung der Artillerie. Dabei ist alles in leichtem Plauderton dargestellt. Das Buch wird für jedermann eine angenehme, für den Historiker und Offizier außerdem eine sehr lehrreiche Lektüre bilden. A. Bs.

— E. v. Seydlitz's Geographie. Ausgabe C: Großes Lehrbuch der Geographie. Ausg. mit 284 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielschöner Farbendruck. 24. Bearbeitung. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Prof. Dr. E. Ortmann. Breslau, Kgl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hart. 1905. Preis geb. 5,25 M. — Die Seydlitz'sche Geographie, den Lesern aus der Schulzeit wohlbekannt, hat mit ihren verschiedenen Ausgaben bis jetzt eine Verbreitung in mehr als zwei Millionen Exemplaren gefunden, und die umfangreichste Ausgabe, der sogenannte „Große Seydlitz“, liegt nunmehr schon in der 24. Bearbeitung vor. Es war ursprünglich in Aussicht genommen, alle fünf Jahre eine solche herauszugeben, doch hat ein über Erwarten früher Abzug es schon mehrfach notwendig gemacht, die nächste Auflage früher erscheinen zu lassen. So kommt auch die jetzige bereits nach Ablauf von drei Jahren. Sie stellt keine völlige Umarbeitung dar, zeigt aber eine sorgfältige Revision des Textes in bezug auf Namen, Zahlen und Verhältnisse, die einheitliche Gestaltung der Schreibweise der geographischen Namen und ihrer mannigfachen Zusammenfassungen, die Erneuerung mehrerer Figuren u. s. In Anbetracht der durch den Erfolg höchst begünstigten des Werkes erübrigt es sich, ihm hier eine von neuem begründete Empfehlung anzubringen zu lassen. Es sei nur gerade jetzt, in der Weihnachtszeit, darauf aufmerksam gemacht, daß dieses auf der Höhe der Zeitverhältnisse erhaltene Handbuch für Haus und Bureau ein sehr passendes, wertvolles Geschenk für den Gelehrten, den Kaufmann (wegen besonderer Berücksichtigung der Handelsgeographie), den Militär und den Beamten und auch für vorgezeichnete Schüler bildet. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung gut. — a.

— Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804–1813. Herausgegeben von Ethel Freiin von Gramm. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1906. XV, 234 S.; 8. — Immer mehr gehen nach dem Vorgange von Wolbromer Wend und Paul Gotthausen ein besonders intimer Zweig der Kulturgeschichtsschreibung an Boden: die Stimmungsgeschichte. Da sie ihrer ganzen Natur nach wesentlich literarisch sein muß, gehört ihr gerade in diesen Epochen von Zeit zu Zeit ein angemessener Platz. Zu ihren vorzüglichsten, weil ganz unentbehrlichen Quellen gehören Briefwechsel: aus nichts anderem läßt sich ja die Stimmung vergangener Zeiten so ungehindert und ungetrübt ableiten als aus Briefen,

die, ursprünglich schlechthin nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, einen etwaigen Verdacht der Unbilligkeit von vornherein entrückt zurückweisen dürfen. Unter diesen kulturgeschichtlich hochinteressanten Zeugnissen werden neben den vor einigen Jahren durch den Grafen R. Oberndorf veröffentlichten Schilderungen der Freitrau v. Besthofen („Erinnerungen einer Urogroßmutter“) u. a. Denkwürdigkeiten von nun an die durch die Entziffern herausgegebenen Jugendbriefe der Philippine von Oriesheim an ihre Freundin Carl. Aug. v. Münchhausen gern zu Rate gezogen werden. Es ist eine von der heutigen, so gefühlvollen Zeit außerordentlich abweichende, gefühllosere Atmosphäre, in die wir durch diese Erzähle einer hoffenden, bangenden und dann jäh zerfallenen Seele der Brautjungfer, Albert von Wobell, war einer von den elf schicksallichen Offizieren, die am 16. Sept. 1809 zu Bielefeld erschossen worden sind: neunzehnjährig, fiel er als letzter dieser Braven) verlegt werden. Merkwürdig vor allem mühen und die Beobachtung an, daß mitten in den schmerzlichen Notizen, worin sich damals das Vaterland der Briefschreiberin jahrelang befunden hat, doch so viel Raum übrig war für Baller, Festlichkeiten und Zeremonien aller Art. Oder sollten wir uns am Ende diesem wenig schönen Zuge einer vergangenen Zeit wieder nähern? — Die Ausstattung der Veröffentlichung ist tadellos. Nach den beigegebenen Widmungen zu schließen, muß es sich um ein wirklich schönes Brautpaar gehandelt haben. Ihr Glück hat reichlich ein Jahr gedauert!

Helmolt.

— Marie Hansen, Taylor: Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Titel dieser Schrift: „Aus zwei Weltteilen“ ist so allgemein gehalten, daß niemand hinter denselben Beiträge zur Biographie des amerikanischen Dichters Bayard Taylor vermuten wird, welche seine Witwe, die Tochter des Astronomen Hansen, herausgegeben. Taylor selbst hat sich nicht mit den zwei Weltteilen Amerika und Europa begnügt; er war, wenn auch sein Forschungstrieber, doch einer der unermüdlichsten Touristen, der außer Europa und Amerika auch Asien und Afrika bereist hat. Die Zahl seiner Reisejournale ist überaus groß. Seine erste Wanderfahrt durch Europa with knapsack and staff (1846) schilderte er mit einer Lebendigkeit, die ihm bald großen Ruhm verschaffte. Es folgte eine Reise durch Kalifornien und Mexiko, Kostarica, im Orient nach Indien, China und Japan, nach Zentralafrika und in das Land der Sarazenen, nach Russland und Griechenland, nach Island und Skandinavien, nach Colorado und in das Felsengebirge; seine Aufzeichnungen erschienen meist zuerst in der New York Tribune, einem Blatt, bei dem er auch finanziell mitbeteiligt war, und dann in selbständigen Schriften. Im Jahre 1857 hatte er sich mit Marie Hansen, der Tochter des namhaften Astronomen, verheiratet, und seine geistig regsame Frau, die viele seiner englischen Schriften ins Deutsche übertrug und nach seinem Tod eine Beschreibung seines Lebens und seine Briefe herausgab, hat, veröffentlicht in der obigen Schrift ihre eigenen Lebenserfahrungen, die aber mit den Schildern ihres Gatten so eng zusammenhängen, daß sie in der Hauptsache als eine Ergänzung seiner Biographie zu betrachten sind. Nur die Schilderung ihrer Jugendzeit ist ein Kapitel ihrer ganz selbständigen Autobiographie — und dies Kapitel, das uns in ein trautest Familienheim bei der Sternwarte von Gotha führt, hat einen eigentümlich amütsamen Reiz. Nach der Verheiratung begab sie sich mit ihrem Gatten nach seinem Familienitz zu Gedarcott in Pennsylvania, wo er in reissender Umgebung sich ein neues Haus baute; doch hier war sie oft allein; denn er bereiste die nordamerikanischen Städte, wo er überall Beiträge hielt, er war eine überall beliebte und populäre Persönlichkeit. Gedarcott war ein überaus gefälliges Haus, dort waren die Quäler der Umgegend heimisch, aber auch die Großen der amerikanischen Literatur und Politik. Im Winter lebte das Ehepaar in Newort. 1863 war Taylor als Gesundheitsfürsorge nach St. Petersburg verlagert worden, die Jahre 1867–68 und später wieder 1872–74 bracht er in Europa zu, teils in der thüringischen Heimat seiner Frau, teils in Italien und England. Seine späteren Lebensjahre brachten ihm manche Bebrängnis; er verlor einen Teil seines Vermögens bei der New York Tribune und mußte nun als journalistischer Tagesarbeiter die verlorenen Zinsen eingrubringen suchen. Da wurde er 1878 als Geländer beim Deutschen Reich akkreditiert, doch sein Gesundheitszustand war schon lange unangenehm und so starb er im Dezember dieses Jahres. Taylor war eine

sehr liebenswürdige Persönlichkeit, seine Ehe eine glückliche. Was berieten die Ehegatten zusammen; mit treuer Berechnung, ohne Überdramatisierung spricht sie von seinen Schriften und seinem Charakter. Taylor hat zahlreiche Gedichte, Lektionen und Romane veröffentlicht. Die Erinnerungen von Marie Hansen gestatten uns manchen Einblick in sein bisheriges Leben. Uns Deutsche interessiert besonders, was uns über seine ausgezeichnete Faustübersetzung ins Englische mitgeteilt wird, die er jahrelang mit fesselndem Fleiß ausgearbeitet hat, auch seine Künste, eine Doppelbiographie von Goethe und Schiller zu schreiben; er machte Studien dazu bei einem längerem Aufenthalt in Weimar 1873 und die Briefe, die er von dort an seine Frau richtete, geben uns nicht nur ein Bild des dortigen zeitlichen Lebens und des kunsthaften Hofes, sondern auch einige Mitteilungen über Goethe selbst und besonders seinen Sohn August, die manches Neue bringen, für welches der Maler Preller eine ausgiebige Quelle war. Groß ist die Porträtgalerie, die sich in diesen Erinnerungen erschließt, der geistvolle Herzog Ernst von Sachsen-Rothburg-Gotha, Ludwig und Lennox, von deutschen Schriftstellern Kuehnel, Gutzav Freytag, Spriehagen, von berühmten Diplomaten Fürst Bismarck, Beaconsfield, Gorichaloff neben vielen andern treten lebendig vor uns hin. Die Verfasserin weiß scharf und maßvoll zu charakterisieren. Durch zahlreiche Stellen aus Taylors Briefen werden ihre Mitteilungen ergänzt.

— **W. B.** *Niederdeutsche Heimatsbilder von E. Müllenhoff*, Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 191 S. — Wir haben es hier wohl mit einer Anfängerin zu tun, aber keineswegs mit einer Unbegabten. Das Nüchternste kommt in der Form hier und da noch ziemlich deutlich zutage. Aber es redet Stimmung in diesen Skizzen, wenigstens in den meisten, und zwar echte Stimmung, die sich ungezwungen auf den Leser überträgt, so daß man sich gern von E. Müllenhoff durch die stille, abseits gelegene Welt ihrer niederdeutschen Menschen in den kleinen Städten und Dörfern führen läßt. Den Freunden einer anspruchsvolleren, aber guten und gesunden literarischen Kost kann das Buch wohl empfohlen werden.

— **Magister Bogelius.** Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Nach Aufzeichnungen des Magisters von Johannes Dole. Schöner in Druck, Verlag von Fr. Bahn. Dritte Auflage. 1906. 163 Seiten. Preis 1,80 M., geb. 2,60 M. — Wir haben das Buch bereits vor zwei Jahren (ersch. *Bibl. Zeitschr.* Nr. 148 vom 15. Dez. 1903) bei seinem ersten Erscheinen hier empfohlen als eine schlichte, ansprechende christliche Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die sich besonders gut zur Anschaffung für Volks- und Schulbibliotheken eigne, aber auch im christlichen Familienkreise Freunde finden könne. Diese Freunde scheint das Buch tatsächlich inzwischen gefunden zu haben, denn es liegt heute schon in vierter Auflage vor. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf unsere frühere Besprechung.

— **Kämpfende Kräfte.** Romane von Knut Hamsun, übersetzt von Hermann Sip. Verlag von Albert Langen, München. — Einzigartig wird niemand den Romanen Knut Hamsuns vorwerfen können, weder Einzigartig noch Flachheit noch künstlerische Unreife. Wenn ich auch für den Stoff, der in diesen Romanen künstlerisch verwendet worden ist, fast nie Sympathie empfinden konnte, so war mir doch die Art zu schreiben, dies fast objektive Schauen der Menschen und Verhältnisse, dieser trappe, klare, von allem gedankenlosen Wortkram befreite Stil äußerst geschichtlich. Bestimmend gibt den Grundton in all diesen Geschichten; es ist aber der Pessimismus eines Menschen, der sich fast voll abgeben hat mit dem Erbärmlichen, Unzulänglichen in der Menschheit. Er hat sich durchgerungen zu dem verzeihenden Mitleid, dem gutmütigen Spott ob all der Armutigkeit. Es behält sein Inneres nicht mehr verlebend, er leidet nicht mehr am Menschen. Sein unentrübtes Auge sieht leidenschaftlos, wie die tierischen Triebe im Menschen — er nennt sie „kämpfende Kräfte“ — einander bekämpfen. Und weil Hamsun Pessimist im Grunde seiner Seele zu sein scheint, sucht und schildert er im Menschen nur und gerade das was seiner Art zu sein entspricht: nämlich die niederen Kräfte des Menschen. In „Auf der Laurentinsel“ und „Migander und Leonarda“ behandelt er dasselbe Problem. Das fastherge, egoistische Weib treibt den Liebhaber zur Raserei; seiner selbst nicht mehr mächtig, tötet er die Selbsttätige. Die Novelle

„Sommerwonne“ könnte dem Dekamere entnommen sein. „Frauensieg“ wird leben, der nicht selber pervert empfunden, sehr peinlich anmuten. Die Novelle enthält das Erlebnis eines amerikanischen Straßenbahnführers. Ein Herr will Selbstmord sündigen, um auf seine Frau zu wirken; er besichtigt den Schaffner, der ihm helfen soll, die Komodie in Szene zu setzen. Der Herr will in ein unterirdisches Bassin steigen, über das die Bahn zu fahren hat; der Selbstmord hätte im Misshandeln des Kopfes durch die Bahn zu scheitern. Im geeigneten Moment soll der Schaffner anhalten lassen, und den fallenden Selbstmörder wider seinen Willen retten. Die Komodie beginnt; als jedoch der Schaffner halten lassen will, bleibt der Zugführer taub; der Herr, der zum Spas herbeikommen wollte, stirbt im Ernst. Und wie kam das? Der Zugführer war auch bestochen, aber von der Gattin des Selbstmörders; sie hatte mehr begahrt. Sie selbst sibt ungeschuldig lächelnd im Wagen, während für ihr Geld der Selbstmordbeuger ins Jenseits befördert wird: Frauensieg! Ich muß gestehen, für diese Art Lebensauffassung bin ich noch nicht modern genug. „Bagabondage“ lebt sich fast wie eine Geschichte von Gott, so gut, so peinlich klar ist das Trüben der Bagabunden geeignet. „Kleinhadelen“ ist die Pele dieser Novellen; nur wer selber lebenden Augen in einer Kleinstadt gelebt hat, kann mit vollem Genuß Hamluns vortreffliche, humorvolle, naturwahre Verfassungen nachempfinden. Ein Rabinettstück feiner Ironie ist die nächtliche Unterhaltung zwischen dem Konul und Tønnes Daa, es ist eine Platte für literarische Gourmands; wor den Sinn für Situationskomik besitzt, wird viel Vergnügen daran haben.

E. Wolfgram.

— **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagenort des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Elfter Band. Kimpolu bis Kyzikos. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, In Halleber Gedruckt worden 10 M. — Die 6. Auflage von Meyers janzigbändigem Großen Konversations-Lexikon hat nunmehr die erste Hälfte ihrer Bände gänzlich überschritten. Das gegebene Wert, das schon in seinen früheren Auflagen eine Fülle der engstoffsicheren Literatur bildete, ist in seiner neuen Auflage in der Tat, wie die Herausgeber ohne Nachdrucklichkeit versichern dürfen, gänzlich neu bearbeitet und wesentlich vermehrt worden, ohne daß deshalb eine Preissteigerung stattgefunden hat, und jetzt auch in seinem neuesten Bande von der großen Umsicht der Redaktion und ihrer Mitarbeiter, die, soweit es sich in der verhältnismäßig freilich immerhin kurzen Zeit zwischen Büchern nachprüfen ließ, es verstanden haben, Beiläufiges auszumergen und durch Neues, Wichtiges zu ersetzen oder das Alte, soweit es erhalten bleiben mußte, doch überall nach Möglichkeit zu ergänzen und unter zweckmäßiger Hervorhebung der neuesten Forschungen wie auch der neuesten Ereignisse zu vervollständigen, so daß so leicht ferner etwas von Belang vermissen wird. Über die Zweckmäßigkeit der Aufnahme oder Nichtaufnahme einzelner Artikel, zumal biographischer, läßt sich streiten. Was dagegen die Bibliographie in den einzelnen Lebensskizzen betrifft, so wird dem freien Ermessen der Mitarbeiter schon mehr ein Ziel gesetzt werden müssen, soll diese Biographie nicht, wie z. B. in dem Artikel Heinrich v. Kleist, lächerlich ausfallen und dadurch der Schein einer gewissen Billigkeit zugunsten oder „ungunsten“ einzelner erweckt werden. Im übrigen ist Parteilosigkeit gerade ein Grundgesetz, der von der Redaktion und ihren zahlreichen Mitarbeitern mit Recht peinlichst in rühmlicher Weise gewahrt wird, wie es ja die Ehrenpflicht jedes Gelehrten ist, auch das Verdienstliche anzuerkennen, das ihm fremdenorts geschafften haben. Von den sonstigen Kritikern seien als besonders lehrreich die demal nur die auf Kolonien, Kranke und Krieg bezüglichen mit Nennung hervorgehoben. Große Sorgfalt ist auch in diesem Bande wieder dem Illustrationsdienst zugewendet worden. Besonders die Farbendrucktafeln „Kirchen“, „Kollibri“, „Lebende Riffkorallen“, „Kohlme“ (nicht weniger als 3 Tafeln) und „Bläuliche Kriechler“ sind in ihrer kunstvollen Ausführung alles Vobes wert und kleine Meisterwerke in ihrer Art. Auch die äußere Ausstattung des ganzen Bandes, der 70 Tafeln und Karten, darunter 21 neue, enthält, ist des Riesenwerkes durchaus würdig, das sich vor allem als Weisheitsdichtung empfiehlt. Prof. Dr. Karl Siegen.



Dienstags, Donnerstags  
und Sonnabends und kann  
für sich nur durch den  
Herausgeber, die Königl.  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

# Leipziger Zeitung.

Bezugspreis  
bei Abholung: 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Zeitg. 1 M 5 A, für  
auswärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich.  
Eingelagerte Nummern 5 A.

Redakteur: Dr. Julius Kiefert in Leipzig.

Nr. 145.

Sonnabend den 9. Dezember abends.

1905.

## Neue Musik-Literatur.

I.

Eine Menge neuer und neuherausgegebener Werke zur Musikgeschichte, über das Leben einzelner Musiker, zur Musikästhetik und Musiktheorie liegt vor uns, und nahe herbeigekommen ist das Weihnachtsfest, für das manchen von uns deren vortrefflichen Lesern ein Hinweis auf wertvollere Neu-Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Musikliteratur willkommen sein dürfte; so wollen wir denn, um mit unsrer Empfehlung ja nicht zu spät zu kommen, von eingehender Ausführlichkeit Abstand nehmen und Wert und Bedeutung aller uns zur Behrderung eingefandenen Werke kurz zu bestimmen und zu charakterisieren versuchen. Von den zur 20 Werken, die nachstehend angeführt und genehmigt worden sollen, sind nicht weniger als zehn aus dem ganz ungemein rührigen Verlage von Breitkopf & Härtel herorgegangen, und wir konstatieren diese Tatsache gleich hier, um uns fernerhin auf spezielle Verlagsnennung bei den wenigen nicht durch Breitkopf & Härtel publizierten Werken beschränken zu können.

Von Hugo Riemann's „Handbuch der Musikgeschichte“ ist der „die Musik des Mittelalters (bis 1450)“ behandelnde zweite Teil des ersten Bandes erschienen, und als erster Band der von Hermann Kreyhmer herausgegebenen „kleinen Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen“ wurde ein von H. Schering verfaßtes „Geschichte des Instrumentalfonzerts“ veröffentlicht. Bei aller Verschiedenartigkeit der in ihnen geschilderten um Jahrhunderte voneinander abliegenden Entwicklungsperioden und bei aller mit dadurch bedingten Verschiedenheit der Darstellung haben diese beiden trefflich abgefaßten und reich mit verständigenden Notenbeispielen durchsetzten Werke eines miteinander gemein: die kundige und ausgiebige Tiefenbeziehung und Vermoerung all der vielen neuen einschlägigen Materialien, die mittlerweile von der seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts so energisch in Angriff genommenen und von vielen wohlorguebiteten und wahrhaft berufenen Männern so erfolgreich betriebenen Musikforschung jutage gefördert worden sind. Schon ein flüchtiger Vergleich des Riemann'schen Wertes mit den die gleichen Zeitalterschnitte behandelnden Kapiteln in Ambros' „Geschichte der Musik“ — und andererseits der Schering'schen Arbeit mit den auf die Entwicklung der Instrumentalmusik bezüglichen Monographien J. v. Ballienski's läßt erkennen, wie reiden Zuwachs das Wissen von der Musikpflege früherer Zeiten durch die rastlose Arbeit der Musikforscher im Laufe der letzten Jahrzehnte erhalten hat, und bei näherem Hinblick gemahrt man mit Freude, wie nunmehr selbst manche ebendam fließende Fäden der Musikgeschichte (so die Musik des 14. Jahrhunderts; bei Riemann S. 305—344) ausgefüllt werden konnte und wie jetzt tatsächlich ganz folgerichtige entwicklungsgeschichtliche Darstellungen sowohl der Musik des Mittelalters (Riemann) als auch der Anfänge des Instrumentalfonzerts (Schering) möglich geworden sind. Prof. Dr. Hugo Riemann hat seine strengwissenschaftliche Musikgeschichte des Mittelalters, die alles Wissenswerte über den altkirchlichen kirurgischen Gesang, die Kirchengesänge, die frühmittelalterlichen Notenschriften, die Anfänge der mehrstimmigen Musik, die Solimilation, die Menural-Notenschrift, die Troubadours und Minnesänger und das Aufkommen der begleiteten Rondele in Italien und in Frankreich bringt, durch ihre reichliche Einmischung charakteristischer Melodiebeispiele und vollausgeprägter Kompositionen so fesseln beleben und so anschaulich gestalten können, daß man sich beim Zurückarbeiten des Wertes der Studierensmühe kaum mehr bemußt wird, sondern wie in anregender Lektüre zugleich Erkenntnis und lebensvolle Anschauung gewinnt. Außer einem genauen alphabetischen Register, das beim

Gebrauche des ebenso tiefgründigen als vollständigen Riemann'schen Handbuchs der Musikgeschichte gute Dienste leisten wird, ist auch dem neuesten Teile wieder ein sehr umfangreiches Literatur-Verzeichnis beigegeben, das den angehenden Musikforscher mit allen wichtigsten Quellen seiner Wissenschaft bekannt macht. — In voller Bederrigung seiner Aufgabe und in anregend genandeter Darstellung schildert Dr. Arnold Schering, von dessen Konzertieren des 16. Jahrhunderts ausgehend, die Entfaltung und weitere Ausbildung des Instrumentalfonzerts, berichtet von allen Meistern und ihren Werken, deren Sogegenständlichkeiten und Entstehungsart vielfach durch Musikzitate nachweisen, und gelangt über die Konzerte Biondis, Bachs, Mozarts, Beethovens und der Romantiker schließlich auch zu einer recht umfassenden Ueberschau über die Klavier-, Violin- und Violoncell-Konzerte der Gegenwart, wo er denn — wie im vorausgegangenen durch eindringliches historisches, theoretisches und ästhetisches Wissen — mit kurzgefaßten fernigen und unparteiischen Beurteilungen der verschiedenartigen Werke (man lese J. B. was Seite 192 und folge. über Sigt und Brahm's geschrieben steht) sein wirkliches Berufseinem zum Musikforscher erweist. Denn die weiteren Bände der „kleinen Handbücher der Musikgeschichte nach Gattungen“, von denen nun zunächst eine von Hermann Kreyhmer selbst verfaßte „Geschichte des neuen deutschen Liedes“ in Aussicht steht, der Schering'schen Arbeit gleichkommen, so wird diese Sammlung von historisch-ästhetischen Monographien bereinigt wohl die wertvollste Ergänzung zu jeder bedeutenderen allgemeinen Musikgeschichte bilden.

An den weiteren Kreis aller muskliebenden Gebildeten wendet sich Hans Merian's „Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert“, von der jedoch durch den Verlag Otto Spamer eine neu herausgegebene und vielfach ergänzte zweite Auflage herausgegeben wurde. Mit gutem Rechte ist im Vorworte zur neuen Auflage des nach Inhalt und Form bedeutenden und wahrhaft zeitgemäßen Wertes gesagt worden: „Vermöge seiner unübertrefflichen Empfindens- und seines durchaus modern-künstlerischen Empfindens hat Merian Individualismus und Naturalismus als die treibenden Kräfte im Musikschaffen des neunzehnten Jahrhunderts aufspüren und überzeugend nachweisen — und aus solcher Erkenntnis hervor eine ungemein einheitliche und großzügige Einführung in die Musikentwicklung von Palestrina zu Beethoven und von Beethoven zu Wagner geben können, die allenthalben nicht nur belehrend und anregend, sondern auch in schöner Weise verständlich wirken muß“ — und so möge denn der neue „Merian“ allen Musikliebhabern als vortreffliche Weihnachtsgabe empfohlen sein. Außer manchen erforderlichen gemordenen Exzerptierungen, unter denen man beispielsweise auch eine Charakterisierung des Komponisten Max Regers antrifft, bringt die neue Auflage ein ganz wesentlich bereichertes Illustrationsmaterial, von dem hier nur eine Reproduktion des Klangerfassen „Beethoven“, ein unblanternier Beethovenkopf und neue, zum Teil sehr wertvolle Bildnisse von Beethoven, Berlioz, Sigt, Wagner (nach einer Photographie aus dem fünfzigsten Jahre), Hans v. Bülow, Cornelius, Fritz Draeske, F. J. Schaffhausen, Hugo Wolf, Eugen d'Albert und Max Reger angeführt sein mögen.

„Harmonie und Melodie“, die von Dr. Wilhelm Kieselb verdeutschte Sammlung geistvoller Musikpublikationen von Camille Saint-Saëns, ist durch die Berliner Verlagsgesellschaft Harmonie (oben in zweiter, mit einem Bildnis des Autors geschmückter Auflage herausgegeben worden. Zu einer neuerlichen Behrderung des während der letzten drei Jahre auch in Deutsch-

land vielbesprochenen und in Einzelaufgaben vielfach abgedruckten amüsanten Büchleins gibt und die Neu-Ausgabe keinen Anlaß; doch möchten wir erwidern, daß gerade jetzt, da der bedeutende französische Komponist von „Samson und Dalila“, „Danse macabre“, „Le roset d'Ophale“ und vielen auch in Deutschland heimisch gewordenen Werken für konzertierende Solo-Instrumente und für Kammermusik eben erst seinen fechtigsten Geburtsstag feiern konnte, ein Einblick in die Kunstansichten, Kunstleistungen und Kunstforerungen des Meisters recht angebracht sein dürfte, und daß man sich einen solchen aus „Harmonie und Melodie“ gar wohl gewinnen kann.

Ganz kurz sei aus Neuauflagen zweier sehr wertvollen kleineren Werke hingewiesen, in denen allerdings Besondereheiten der Musikpflege einerseits einer warmherzig-geistvollen Produktionen Kritik unterzogen — andererseits ja ganz entscheidenden nützlichen Schilderungen verarbeitet worden sind. Felix Weingartner's seltend geschriebene und ernsthaft belehrende Schrift „Über das Dirigieren“, deren Uebersetzung allen Musiktreibenden und allen Musikfördernden zu weiterer Heranbildung des Geschmacks und des Urteils angelegentlich empfohlen werden kann, ist in dritter, vollständig umgearbeiteter Auflage erschienen, und Karl Schübler's netteliebliche, wunderbar gemüthliche „Musikantengeschichte“ sind nun in einbändig, wohlfeiler Volksausgabe (B. Wehr's Verlag, Berlin) so recht zum Volksbuche gestempelt worden, das jedermann sich erwerben kann und erwerben sollte, um Geist und Seele an den feinsinnigen Schilderungen schlichten Menschentums und wahrhaftiger Musikfreude zu erlaben.

Aus klein-bürgerlich traulichen Zielen zu großgehirnig schönen Höhen führen einige biographische Werke, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer verehrlichen Leser nun hinzuwenden haben. Von Otto Johans „B. A. Mozart“, dem weitbekanntesten standard work der musikbiographischen Literatur, ist nunmehr, 50 Jahre nach der Abfassung des Werkes und 16 Jahre nach Erscheinen der dritten Auflage, die Herausgabe einer vierten Auflage erforderlich geworden, und rechtzeitig noch zum Christfeste und zur nahe bevorstehenden Feiertage von Mozarts 150. Geburtstage erschien soeben der erste Teil des Werkes in der wiederum von Hermann Weiler's bearbeiteten neuen Auflage. Die letzten Fünftage der dritten Auflage hat Dr. Weiler nun in den Text hineinverarbeitet und auch sonst noch einige Berichtigungen und Ergänzungen vorgenommen, — im übrigen ist aber das Werk auch in der neuen Auflage das alte geblieben: eine meisterliche Schöpfung über den kaiserlichen Meister, deren weiteres Anpreisenwollen einer Kürze nicht gleichkame.

Die hochinteressanten „Memoiren von Hector Berlioz“ liegen in der trefflichen Uebersetzung von Eug. Elies nun vollständig vor, nachdem auch der von 1841 bis 1865 reichende, die Schilderungen der Reisen nach Deutschland, Österreich, Ungarn und Rußland, sowie der Schwärmfahrt in die Dauphiné enthaltende zweite Teil als Band II der Selbstaussage von „Hector Berlioz' literarischen Werken“ im Buchhandel erschienen ist. Da wir die sehr lebendige, geistprügende Schilderungskunst des französischen Meisters hier schon des öfteren gerühmt und um einzelnen Aitaten nachgewiesen haben, kann eine Befprechung des zweiten Memoiren-Bandes sogleich unterbleiben; doch möchten wir immerhin erwähnen, daß in diesem zweiten Bande jene an Stephen Heller und an den Geiger E. B. Ernst gerichteten Kunstbriefe enthalten sind, mit denen Berlioz von seinen Erlebnissen in Leipzig und in Dresden, von seinem Verhältnis zu Mendelssohn und dem bekannten Austausch der Taktstücke, vom damaligen (1841) Richterpostenfein eines Engländers, einer Opferteile und einer Harke im Gewandhausorchester, von den Einbrüchen, die er von Wagner's „Rienzi“ und „Fingerring" dem interessierenden Weise Bericht ertattet. Den Schluß des Bandes bilden Briefe, die nach dem späten Wiederbegehren des Künstlers mit seiner ersten Jugendliebe, der „stella del monte“, zwischen Berlioz und Madame Elise Fornier gewechselt wurden.

Wir gelangen nunmehr zu zwei Werken, die der Erinnerung an zwei große Frauen, an die edle Künstlerin und Künstlergattin Clara Schumann und an die gefürchtete Kunstfreundin und Künstlergenossin Carlota Sagn-Wittgenstein gewidmet sind. Diese beiden Frauen, die selbst wahrhaft bedeutend waren und erbotte Bedeutung dadurch gewannen, daß sie an der Seite großer Künstler lebten, haben miteinander das Schicksal gemein, daß ihr Charakterbild seit ihres Lebens nur allzu häufig von der Partein Gunst und Haß vermischt wurde und nun erst nach

ihrem Tode in voller, Liebe und Bewunderung zugleich erwerbender Deutlichkeit allgemeinhin erkennbar werden kann. Wie über Frau Clara Schumann im egerischen Lager viel Häßliches von angeblicher Bevormundung des Gatten und von künstlerischer Engbergigkeit geredet wurde, so haben wir selbst noch ganz v. Bülow die Anklage aussprechen hören, daß die Fürstin Wittgenstein und ihre Hofhaltung es verdrückt hätten, daß Rüst als schaffender Geist nicht zu jener Vollenbung gelangt sei, die er sich gleich Bach, Beethoven, Wagner und Brahms nur in ruhevoll-einsamerer Eigenleben hätte gewinnen können, und jedenfalls scheinen die beiden großen Frauen — ähnlich wie große Babel für die Förderstärker Raute — für viele Mitlebende „eines Fürchtbares“ gehabt zu haben. Es mag das — wir man es ja neuerdings häufig genug im Halle Gesinnung Wagner beobachten kann — hauptsächlich wohl daher kommen, daß im Manne, falls er sich nicht häufigemalig neben die herrschende Frau zu stellen vermag, ein hartes, halb natürliches und halb anergenes Widerstreben gegen alles und jedes nicht amoröse sondern intellektuelle Beherrschwerden durch Frauen regt ist, welches Frau Schumann und der Fürstin Wittgenstein gegenüber wohl vielfach durch Parteiverstimmungen noch verschärfte Widerstreben denn auch gar leicht den Anlaß zu vielen offenen Verbindungen und heimlichen Besorgungen — und damit zu mancher üblen Nachrede gegeben haben kann. Alles derartig Kleinliche gehört aber der persönlich-begrenzten Zeit an und schwindet mit dieser, und Befand vor dem prüfenden Urtheile der Nachwelt haben nur diejenigen Wesenszüge, die entweder von den „Großen“ selbst oder von großartigen, ungetrübten Beurteilern herrühren. Nach solchen Zeugnissen schuf Berthold Litzmann die „Gedächtnis 1840—1866“ umfassenden zweiten Band seines schönen biographischen Werkes „Clara Schumann“, — aus solchen Zeugnissen gestaltete Clara das der Fürstin Wittgenstein geliebte hochinteressante Erinnerungsbuch „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg“, und da zeigen sich und denn nun zwei Charakterbilder von wahrhaft außerordentlicher Tiefe, Schönheit und Größe Gleichwie schon beim ersten Bande seiner Clara Schumann-Biographie, über den in der Weimarer Verlagsanstalt. Verlage Nr. 148 vom Jahre 1902 berichtet wurde, hat Prof. Litzmann nun auch für den zweiten Band ausführliche Tagebuch-Aufzeichnungen und Brief-Mitteilungen von Frau Schumann und auch von Robert Schumann zum Grundriss seines reich ausgefüllten Lebensbildes nehmen können, und durch das Vorherrschende solcher von den geschätzten Personen selbst herrührenden Äußerungen wird im Uebendern geradezu die Unflös eines Mitleidens von allen dem endlich vereinten Künstlerpaare beschiedenen Freunden und künftigen Leiden herbeigeführt. Da diesen denn zunächst die verstorbenen Jahre des jungen Eheglückes und der gesüßtesten Schaffens-treue mit ihren selbst bis an die Wurzeln des Kramel führenden Konzerteilen am Leser vorüber, da kommt er mit Robert und Clara Schumann erst nach Dresden (1844—1850) und dann nach Düsseldorf, wo 1854 die tragische Katastrophe eintritt, die Mann und Weib voneinander reißt und die tapferere Frau zwingt, fürderhin allein für das Wohl ihrer Kinder weiterzustämpfen, da sieht er den schönen, trotzgebenden Freundschaftsbund zwischen Frau Clara und Johannes Brahms erblühen und sieht es selbst mit, welchen Halt das Juristeleben eines so männlich-ernten Kunstgeniezeiten Freundes der sorgenden und bangenden Frau während Schumann's zwölfeinhalbjährigen Verweilens in der Trennungsalte und beim Tode des schwärmerisch geliebten Gatten geben konnte. Von aller reichlichen Kunstfreude und Erbesinnung, die hell ob dem durch tiefe Kunst führende Lebenswege Clara Schumann's leuchteten, fällt viel schöner Lichtglanz auf die Seiten des Litzmann'schen Buches, und sehr interessant werden die mehreren Absätze, in denen das Verhältnis des Schumann'schen Paares zu manchen berühmten Zeitgenossen, zu Mendelssohn, der Schreiber-Durand, Wagner, Rüst, der Jenua Lind, Hindemann, Brahms, Joachim u. a. m. geschildert werden. Uebral aber offenbart sich Clara's Wesen als das einer an Gemüth und Geist groß gestarteten Frau und Künstlerin, und selbst mit einzelnen Zügen von Aufstiegs-befränktheit und Schroffheit, wie solche besonders ihre Stellungnahme gegenüber dem anderartigen Wesen und Schaffen eines Wagner und eines Rüst wahrnehmen läßt, können der schöne Idealismus und der treue Pflichterkenntnis ihres abligen Charakteres, das zu kleinem Vorgehaken von dem vielen Herlich-Schönen, das der zweite Band der Clara Schumann-Biographie enthält,

sei hier die von Robert Schumann abgefaßte und von beiden Gatteten unterzeichnete erste Eintragung in das am Tage der Eheschließung in Angriff genommene Tagebuch auszugsweise wiedergegeben. „Dies Büchlein hat eine gar innige Bedeutung; es soll ein Tagebuch werden, über alles, was und gemeinsam berührt in unserem Haus- und Ehestand, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen sollen darin aufgezeichnet werden; auch soll es sein ein Büchlein der Bitten, die wir aneinander zu richten haben, wenn das Wort nicht ausreicht; auch eines der Vermittlung und Versöhnung, wenn wir uns etwa verkannt hatten; kurz ein guter, wahrer Freund soll es uns sein, dem wir alles anvertrauen, dem unsere Herzen offen stehen. — Alle acht Tage wechseln wir ab in der Führung des Secretariats; alle Sonntage . . . erfolgt die Übergabe. Das Geschriebene wird allabend gelesen, Vergessenes nachgetragen . . . und überhaupt der ganze Lebenslauf der Beide sorgfältig ertragen, ob es auch ein würdiger und lässiger war, ob wir uns noch innen und außen immer mehr im Wohlstand befindet, ob wir uns auch in unserer geliebten Kunst immer mehr vervollkommen haben. — Eine Fierde unseres Tagebuchs soll die Kritik unserer künstlerischen Leistungen werden, — eine andere: Charakteristiken jener 3. bedeutender Künstler, die wir in der Nähe gesehen. — Das Schönste und Herzigste aber, was das Buch enthalten soll, will ich Dir, mein liebes Weib, nicht noch beim Namen nennen: Deine und meine schönen Hoffnungen, die der Himmel segnen wolle, Deine und meine Beforgnisse, wie sie das Leben in der Ehe mit sich bringt; kurz allen Freuden und Leiden des ehelichen Lebens soll hier eine treue Geschichte geschrieben werden, die uns noch im späteren Alter erfreuen wird. Bist Du mit alle diesem einverstanden, mein Herzchen, so schreibe Deinen Namen unter meinen, und laß als Talisman noch die drei Worte aussprechen, worauf alles Glück des Lebens beruht: Fleiß, Sparsamkeit und Treue.“

Mit all ihrem schönen Idealismus und hohen Kunstwirken blieben Robert und Clara Schumann doch geistlich in eine zwar tiefertraulich und liebenswürdig aber zugleich auch ein wenig fleinbüchrig wirkende Empfindsamkeit und Anschauungseigenschaft gebannt, so daß ihrer mehr ruhelos jarten und ganz nach innen gerichteten Sinnestadt das lebensschäftlich auflockernde Weien des fampfschlüssigen Dramatischen Wagner und vieles weimännlich-küsterliche in der damaligen Kunstbildung und Lebensführung des allenthalben veredelteten Virtuosen nicht gleich unsonpatfisch sein mußten, wasier denn auch bei Rigmann manche neue Belege zu finden sind. Da heißt es in Robert's Aufzeichnungen und Briefen einmal (1846): „R. Wagner besitzt eine enorme Suade, fiedt voller sich erdrückender Gedanken; man kann ihn nicht lange zuhören“, und ein anderes Mal (1849): „Wagner ist ein poetischer und überdem gefeuerter Kopf; aber über das eigentlich Musikalische sucht er in keinem Urtheil hinwegzujommen“; über den anderen Meister aber notiert er sich nach Gesprächen mit Mendelssohn voller Bewunderung dessen Äußerung, „daß Liszt's Treiben ein stetes Wechseln zwischen Standal und Aposieiose sei“. Dieses höfliche Wort mag im Jahre 1846, da es gesprochen wurde, seine Berechtigung gehabt haben, — bald darauf aber vollzog sich in Liszt's Leben eine so vollständige Umänderung, wie sie bis dahin wohl noch kein anderes Künstlerleben hatte wahrnehmen lassen: der von ganz Europa jubelnd gefeierte Virtuose hielt plötzlich inmitten seines beifallumtobten Triumpzuges inne und zog sich in das stille Nijal der Weimarer Altenburg zurück, um füberhin nur mehr als leiblicher, schaffender und lehrender Künstler zu wirken. Solch ungeheuren Wandel hatte die Liebe herbeigeführt, tiefe Herzens- und Geistesfindgabe an die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein, die Liszt im Februar 1847 in Kiew kennen gelernt hatte und die bereits im April 1848 mit ihrer Tochter den ungeliebten Gatten und ihr pödelisches Erbgut Boronince verließ, um sich ganz zu Liszt zu stellen und im Verein mit ihm die Altenburg zu einem Kunst- und Geisteshofe sondergleichen zu weihen. Fretfelnde neue Einblicke in das reiche Geistesleben, das während der Jahre 1848 bis 1860 die wüthlich gelegene, gahfrende Weidung der reichbegabten Fürstin und des fieslenadeligen Franz Liszt umbrander hat, gewähren nun 249 von berühmten Zeitgenossen an die Fürstin Wittgenstein gerichtete und feds von dieser selbst geschriebene besonders wertvolle Briefe, die La Mara unter dem Titel „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg“ fiesben veröffentlichen konnte. Das ist eine schöne, gebantenreiche Sammlung von Briefdocumenten, aus der uns fast alle bedeutenden Künstler, Schriftsteller und Gelehrten jener Tage ent-

getreten, um dem hochgeiftigen Paare auf der Altenburg Verehrung, Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Zu dem allerersten heimischen großen Künstler und Weltmann Liszt war eine Frau getreten, die sich hohen Geistes in allen Gebieten der Kunst und des Wissens heimisch zu machen und tiefste Lebensauffassung mit vollkommenster geistlich-künstlerischer Annuit zu vereinigen vermochte, und also konnte denn die Altenburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fastfächlich zu einem Brennpunkte aller geiftigen und künstlerischen Ausstrahlungen werden. Raum ein Großer jener Tage fehlt in der fasslichen Reihe der Briefschreiber; mit Alexander v. Humboldt ergeht da Jacob Meißelhoff, mit Maria v. Schwinn, Friedrich Preller und Wilhelm v. Kaulbach kommen Eugène Delacroix, Adolph Menzel, Julius Schnorr v. Carolsfeld, Bonaventura Genelli, Eduard Steine und andere große Maler mehr, — mit Christian Rauch die Bildner Ernst Rietfchel, Ernst Döhnel und Gottfried Semper, — mit Hoffmann v. Fallersleben und Geibel die Dichter Meißner, Debbel, Freitag, Gupfow, Heije und Noquette, — mit Berlioz und Wagner auch Clara Schumann, Carl Taubig und Rubinstein und so noch viele andere Meister mehr aus allen Gebieten des Wissens und der Kunst. Sein persönliche Mitteilungen, die lediglich im Hinblick auf den Briefschreiber und die Briefempfängerin Interesse gewinnen, wechfeln da mit an sich fieselben Aufzählungen über künstlerische Wirten und Boffrungen und über schöne Kunstfeste, und hier und da begegnet man selbst tiefergründigen Abhandlungen über Wert und Bedeutung einzelner Kunstströmungen und erster Lebensforderungen; aber noch über alles das hinaus hat La Mara dadurch zu intereffieren vermocht, daß sie die drei Haupttheile der Sammlung: „Boronince 1836—1848“, „Weimar 1848—1860“ und „Rom 1860 bis 1887“ mit prächtigen kurzgefaßten Einführungen in die Schicksale und Umweltszustände der Fürstin verfaßt, daß sie mit 28 französischen Briefen der Gräfin Marie Potoda, die beifamst genau mit einem Jdenaustausch über Dante's „Divina Commedia“ und über ein großes Gefchichtsbuch beginnen, dem Leser die auch schon vor ihrer Verbindung mit Liszt geistig weitgefunde Weienkarte der Fürstin nahe bringt, daß sie eingehend davon berichtet, welche Hindernisse sich der Vermählung Liszt's mit der Fürstin so lange entgegenstimmten, bis letztere auf die, wie es ihr schien, vom Himmel nicht gemachte enge Vereinigung verzichten zu müssen glaubte und diesen Entschluß in einem an Liszt gerichteten wunderbaren Briefe kundgab, der hier (S. 428) erstmalig zur Veröffentlichung gelangt, und daß sie schließlich das Buch mit mehreren Bildnissen der Fürstin, Franz Liszt's, mit Ansichten des pödelischen Gutes Boronince, der Altenburg und der Peterskirche in Rom, mit Reproduktionen mehrerer Künstlergaben (darunter das Vro Scherffer'sche Bild „Die heiligen drei Könige“, aus dem Liszt's Kopf hervortritt) und mit dem Facsimile eines die Rheindödelrklage in Text und Noten enthaltenen Briefes von Richard Wagner schmückte. So ist denn dieses Buch zu einem schönen gehaltenreichen Denmal für die Fürstin Wittgenstein geraten, einem Denmal der Verehrung und Bewunderung für eine der bedeutendsten Frauen des 19. Jahrhunderts, als welche die Fürstin Wittgenstein hier noch mit einigen eigenen, großherzig mutvollen Worten charakteristischer sein möge. Im Jahre 1876, da der bekannte Kunstfchiffsteller Ernst Förster die Fürstin um einen Beitrag für das zu errichtende Cornelius-Denmal angegangen hatte, bestimmte sie von Rom aus für diesen Zweck 150 Gulden, bittet aber Förster, die gleiche Summe für ein zweites Denmal in Empfang zu nehmen, „das man ohne Zweifel Kaulbach bald errichten wird“, und begründet — unbekümmert darum, daß die ihr so nahegehende römische Kirche dem Maler Kaulbach eben erst (1874) das Grab in gemieurer Erde versetzt hatte — diesen Wunsch mit Mitteilungen über ihre Begegnungen mit den beiden Meistern und mit dem ehlen Befanntni: „Cornelius gehört natürlich mehr meinem innerlichen Gefühlskreis an, als Katholik und religiöser Maler, der die ewigen Wahrheiten unseres Glaubens in der Welt der Kunst auf eine so glorieöse Weise wieder aufleben ließ, daß dem Michel Angelo allein eine prägnantere zu Gebote stand. Kaulbach dagegen hat sich in den letzten Jahren fiedt gegen die katholische Kirche geäußert. Solche Männer aber sind nicht noch ihren Meinungen, sondern nur nach ihrem Geiste zu beurteilen. Ihr Glaube, ihre Meinungen sind größtentheils das Wert des Zufalls. Sie hängen zusammen mit ihren Familien- und Lebensverhältnissen, mit ihren Jugend-Eindrücken, mit ihren ersten Freundschaften, ihrer ersten Liebe um. Ich möchte also, foweit

es bei mir steht, abzuwarten, wie unrecht es ist, unsere Bewunderung für Genie und Talent nach Glauben- und Meinungs-Zusammentreffen zu bemessen. Genie und Talent sind Gottesgaben, die wir bewundern und dankbar hinnehmen sollen, wo sie sich nur in all ihrer Schönheit und Größe äußern.“ Wie sehr solche Anschauungsgröße der Fäthn auch mit Geistesfreiheit und Mut gepaart war, das beweist die in einem zweiten Briefe an Förster ertheilte Erlaubnis zur Veröffentlichung des ersten Schreibens.

Eugen Gura, der allseitige Meisterfänger Wagner'scher Tonbramen und Korvetzer Solisten, hat in einem mit Bildnis und mehreren nach eigenen Zeichnungen veredeltigten Cistansichten geschmückten Häftchen: „Erinnerungen aus meinem Leben“ den Werdegang, die reiche Künstlerarbeit und die vielen schönen Taten und Triumphe seines benodeten Künstlerlebens geschildert, und die zahlreichen Verehrer und Freunde des großen Vortragmeisters und liebenswerthen Menschen Gura werden gemiß mit Freuden nach dieser Autobiographie ihres Lieblings greifen. Aber auch in weiteren Kreisen dürfte das frisch geschriebene Buch mit seinen mannigfachen Schilderungen vom Kunstleben der letztvergangenen Jahrzehnte lebhaftem Interesse

begegnen, zumal die treuherzig-sichtige Darstellung des Werdeganges zur Künstlerficht auch in hohem Grade sympathisch berühren muß. Bei der Schilderung seiner Reifezeit hat der Künstler sich leider dazu verleiten lassen, mehrere Urtheile und Berichte über seine Leistungen mitauzuzeichnen, deren Abdruck in einer Autobiographie dem feinsinnigenden Leser auch bei voller Zustimmung zu den berechtigterweise begrierten und lobpreisen Auslassungen doch allzu sehr gegen das Gefühl geht. Zu dem mittellen Teil des Buches (S. 15 bis S. 80) bilden des Künstlers Erinnerungen an die Jahre (1870—1876) seines Leipziger Engagements mit allerhand bedeutsamen Opernaufführungen und Gewandhauskonzerten, Waifahrten nach Halle, Düsseldorf, Jürich und Hamburg, und Vergewungen mit Robert Franz und Richard Wagner, von weletem letzterem auch fünf an Gura gerichtete Briefe wiedergegeben werden, die hier zu manchen interessanten Mittheilungen von den Baureuther Festspielproben des Jahres 1875 überleiten. Ältere Leipziger Kunstfreunde werden sich besonders an diesem mittellen Teile der Gura'schen Autobiographie manches liebe Rückerinnern mahrfen können.

### Sanktge Bächerbesprechung.

— Allen und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen. Herausgegeben von Felician Seb. Erster Band. 1517—1524. Leipzig, B. G. Teubner. LXXXVIII u. 848 S. 8". — Die neueste, seit langen Jahren mit Spannung erwartete Veröffentlichung der Königl. Sächs. Kommission für Geschichte hat eine epochenmachende Bedeutung und darf daher auch an dieser Stelle eine eingehendere Berücksichtigung erwarten; sie verdient fortan unter den Quellenwerken zur Reformationsgeschichte in erster Linie genannt zu werden. Der Umstand, daß schließlich doch immer der Erfolg das Entscheidende aus für das geschichtliche Interesse an der Lebensarbeit eines bedeutenden Mannes ist, erklärt es, wenn das kurze Wirken des Kurfürsten Moriz auf die Forschung so viel mehr Anziehungskraft ausübt hat, als die lange und in vieler Hinsicht ausgezeichnete Regierung seines Oheims, dessen Verhältnis es war, erfolglos gegen den Strom der Zeit anzukämpfen. Aber längst hat man den Mangel einer Biographie dieses Fürsten, der ohne Frage zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des Hauses Wettin gehört und im Kampfe gegen die Lehre Luthers in vorderster Reihe gestanden hat, als eine stoffreiche Lücke empfunden. Auch hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese Lücke auszufüllen; aber über diesen Versuchen schwebte ein eigen unheiliger Unflern: zwei jünger Forscher, die sich die Biographie Georgs zur Lebensaufgabe gemacht hatten, W. Schomburg und L. Schwabe, raffte ein früher Tod hinweg, als sie noch mitten in den Vorarbeiten standen. Freuen wir uns, daß dem dritten, der sich an die umfassende Arbeit gemacht hat, ein glücklicheres Los beschieden ist. Freilich liegt uns zunächst noch keine Biographie, ja auch nicht eigentlich eine Quellenammlung zu einer solchen vor; fr. Ober hat sich aus dem gewaltigen Material denjenigen Teil herausgesucht, der ohne Frage vom allgemein-geschichtlichen Standpunkte aus der dankbarste ist; seine groß angelegte P-blikation will die Quellen für die kirchliche Politik Georgs seit dem Anfangsjahre der Reformation 1517 geben. Demals regierte Georg freilich schon seit 17 Jahren; sollte das Werk die Stellung Georgs zu den kirchlichen Fragen seiner Zeit wirklich klären, so konnte diese Zeit nicht außer Acht bleiben. Der Verfasser hat denn auch in der Einleitung ein knappes, aber eine Fülle von Neuem enthaltendes Bild von der kirchenpolitischen Tätigkeit der Wettiner seit der Mitte des 15. Jahrhunderts und insbesondere des Herzogs Georg in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung entrollt. Wir sehen, daß — was ja schon in der Hauptdele bekannt war — Georg ebensovienig wie seine Vorgänger ein blinder Anhänger des bestehenden Systems war, sich vielmehr vielfach zu ihm in scharfem Gegenwies befand. So fand er in der Reformbewegung, die damals alle geistlichen Orden mächtig ergriff, durchaus auf der Seite der „Oberanten“, der Anhänger der strengen Richtung, gegenüber der laxen Handhabung der Ordensregeln, die in den meisten Klöstern eingerissen war. Ebenso bekämpfte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, das sittenlose Leben der Weltgeistlichkeit; namentlich aber wurde er nicht müde, die geistliche Gerichtsbarkeit, die befähigt das Streben zeigte, ihre Grenzen

zu überschreiten, in ihre Schranken zurückzuweisen. Er betonte nach diesen Richtungen hin seine landesherrliche Nachstellung der geistlichen Gewalt gegenüber auf das Nachdrücklichste. In unmittelbarem Gegensatz mit dem Klerus brachte ihn seine Absepolitik gegenüber dem Abfag, die freilich mehr vom wirtschaftspolitischen als vom kirchlichen Gesichtspunkte ausging, und im Wesen seines Gebietes der durch die ungemessenen Ansprüche des Erzbischofs Albrecht von Mainz gegenüber seinem Klerus verursachte thüringische Subsidienkritik. So gehörte Georg, als Luther's Auftreten die sich seit einem Jahrzehnd und länger vorbereitende kirchliche Revolution entsetzte, zu jenen zahlreichen deutschen Fürsten, die die kirchlichen Mißstände tief empfanden und ihre Besserung ernst anstrebten; wenn auch z. B. seine eifrigen Bemühungen um die Kanonisation des Bischofs Wernro zeigen, daß er persönlich völlig auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche stand, so unerschrocken er sich darin doch kaum von seinem Vater Friedrich dem Weifen, mit dessen Begünstigung des hiesigen Wittenberger Neuerers sich doch eine weitgehende Reinkuenverewigung vertrug. Wie aus dem in seiner Weise reformatorisch gefürten Fürsten beschröfte Gegner Luthers und seiner Lehre wurde, das ergibt sich aus der reichen Fülle der hier vorliegenden Dokumente aus den Jahren 1517—1524 mit überzeugender Klarheit. Zugleich tritt die in so vieler Hinsicht fesselnde Persönlichkeit Georgs mit plastischer Deutlichkeit vor Augen; weitaus die meisten der mitgetheilten Schriftstücke, unter denen sich zahlreiche von seiner eigenen Hand befinden, tragen einen so individuellen Stempel, wie dies bei Anfeammungen nicht oft der Fall ist. Das Werk, das für die Anfänge und das trotz aller Hemmnisse überaus schnelle Fortschreiten der Reformation in den Klöstern und Städten des damaligen albertinischen Sachsens eine Fülle von neuem Material bietet, gemährt dem aufmerksamen Leser ein wahrhaft dramatisches Bild der Zeit. Freilich ist es nicht jedem gegeben, aus dem reichen Stoffe sich dieses Bild selbst zu gestalten, und es wäre deshalb zu wünschen, daß der Herausgeber sich auch dieser Aufgabe unterziehen und die Geschichte der Reformation in Sachsen, zu der er wie kein anderer vorbereitet erscheint, auch darstellend bearbeiten möchte; vielleicht hätte es sich empfohlen, dies gleichzeitig mit der Publikation der Quellen zu tun: es hätten sich dann vielleicht doch erhebliche Kürzungen ermöglichen lassen. Das so manches schon von Seidemann u. a., oft recht inkorrekt, veröffentlichte Schriftstück nochmals abgedruckt wird, bedarf freilich kaum der Rechtfertigung und verpöcht den Benutzer nur ebenso zu Dank, wie die Fülle erläuternder Anmerkungen namentlich biographischer Art, in denen ein ganz erstaunlicher Fleiß steht; die Anmerkungen, die dem Herausgeber dafür gebührt, darf gemiß nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß sich mit der Zeit noch so manne Nachträge und Berichtigungen zu diesen Anmerkungen finden werden. Die Enzyklierung der Vorlagen und ihre Datierung, die oft recht schwierig waren, zeigen, soweit sich aus einzelnen Proben beurteilen läßt, von der peinlichsten Sorgfalt; auch das Register ist vortreflich gearbeitet. So bleibt uns nur der Wunsch übrig, daß die übrigen Bände des Werkes — es sind ihrer noch zwei in Aussicht genommen — sich in nicht allzu langen Zwischenräumen folgen möchten.

**Ersteinst**  
 Dienstag, Donnerstag  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die königliche  
 Expedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 146.

Dienstag den 12. Dezember abends.

1905.

## Neue Musik-Literatur.

## II.

Es erübrigt und nun noch, über einige neue Werke zur Musiktheorie und zur praktischen Musikpflege zu berichten. Da hat zunächst Johannes Schreyer seine hier bereits im Jahre 1903 (Wissenschaftl. Beilage Nr. 151) anerkennend gewürdigte Schrift „Von Wagner zu Bach“ in völlig umgearbeiteter neuer Ausgabe (Hofle und Bahl, Dresden) zu einer „Harmonielehre“ erneuert, die, von den Rameau-Riemann'schen Prinzipien der „Hilfszügigkeit“ auf die drei Akkorde der Tonika, der Ober- und der Unterdominante“, und der „tonalen Funktionen der Harmonie“ ausgehend, die Analyse zum Kernpunkte alles musikalischen Theoriestudiums, alles Musiklehrens und Musikgenießens machen will. „Es kam“, wie es im Vorworte zur Schreyer'schen Harmonielehre heißt, „dem Verfasser besonders darauf an, dem Leser so bald als möglich die Formel: Dreiklang auf der Tonika, Septakkord auf der Unterdominante, Sechsenakkord auf der Dominante und Dreiklang auf der Tonika einzuprägen und den Nachweis zu führen, daß alle in der Musik gebrauchten Zusammenhänge nur Ableiter dieser Stammklänge sind und daß es möglich ist, mit dieser schlichten Formel die kompliziertesten modernen Kompositionen zu analysieren.“ Im Sinne dieser Vereinfachung gibt Schreyer denn auch eine neue wesentlich vereinfachte Saglehre, die ausreicht für Musikbeispielen und mit Aufgaben durchsetzt ist, und geht von den einleitenden Belehrungen an Choralen, Volksmelodien und Sonatensätzen bald schon zur Analyse der schwierigeren Kompositionen über und ganzer Stücke von Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann, Liszt und Wagner über, wobei es ihm dann immerbar gelingt, den Leser lebhaft zu interessieren und musikalisch zu fördern, gelegentlich aber wohl auch zum Widerspruch zu reizen. Durch vieles, häufig allerdings überaus richtigstellendes Kuldeben von tonischen und atastischen Notierungsunreinheiten in den Werken großer Meister und durch scharfes Polemisieren gegenüber manchen Theoretikern bringt Schreyer seine Harmonielehre allerdings in dem Charakter eines für den Unterricht brauchbaren Lehrbuchs, macht sie aber unzureichend so reich an Anregungen zu eigenem Untersuchen und prüfendem Nachdenken, daß sich der bereits vorgelübte Musiker aus ihr um so mehr Belehrung nicht gewinnen können. Analysen, wie sie Schreyer beispielsweise auf S. 141 und 142 zum dritten Sage der C-moll-Symphonie von Beethoven —, auf S. 203—213 zu den „Consolations“ von Liszt —, auf S. 216—223 zu dem gleichen Meisters Faust-Symphonie (I. Satz) und auf den letzten Seiten des Buches zu Wagner's Erban-Vorpiel mittelst, müssen jeden Musiker als Klänge einer eben sehr vereinfachten als vereinfachten Analyseleistung höchstbedeutend interessieren, wie andererseits wohl nur wenige Musiker manchen sehr absonderlichen Tatsachendstellungen des Verfassers — so besonders beim Beethoven-Vorgo auf S. 144 und 145 — werden bestimmen können. Jedenfalls aber verdient Schreyer's Arbeit weithin gelesen zu werden, da sie in bedeutender und eigenartiger Weise zu denkendem Erlassen der musikalischen Saz- und Tatsachen anregt.

Eine Ergänzung- und Berichtigungsbearbeitung Otto Abrahams und Erich M. v. Hornbostels in den Sammelbänden der Internationalen Musikgesellschaft und in der Zeitschrift für Ethnographie veröffentlichten Aufzeichnungen und Deutungen indischer, türkischer und japanischer Melodien will die Schrift: „Die Harmonisierung indischer, türkischer und japanischer Melodien — Neue Beiträge zur Lehre von den Tonempfindungen“ von K. J. Polak sein und mag als solche

allen Interessenten für exotische Musik zur Ergänzung ihres Wissens und — zu weiterer Berichtigung anempfohlen sein. Überzeugende Kraft ist den Ausführungen des Verfassers nur selten gegeben und den Herren Abraham und Hornbostel konnte es daher nicht schwer fallen, in ihrer mittlerweile verdienstlichen Gegenseitigkeit (Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, Jahrgang VII, Heft 1) mancherlei Irrtümer und Willkürlichkeiten in den „Beiträgen“ des Hrn. Polak aufzudecken, — ganz unverständlich wirken aber viele von den Harmonisierungsversuchen des Verfassers, die mehr als Beiträge zur Lehre von neuen — und zwar recht peinlichen Tonempfindungen angelegt zu scheinen und bei denen man unwillkürlich der Repetitionsphrasen-Worte: „Ein Aeh, der istuliert um. um.“ gedanken muß. Hrn. Polak's Annahme, daß ein unbrauchtes Gefühl für Harmonie und Lokalität eine allgemein-menschliche Veranlagung sei und somit auch bei Völkern von minder hoher kultureller Entwicklung vorhanden sein müßte, stimmen wir zu, glauben aber viele Einzelheiten seiner Harmonisierungsversuche auf eine äußerst individuell-menschliche Gehörveranlagung zurückzuführen zu müssen.

Im Laufe der letzten zehn bis zwanzig Jahre ist vielfach das Beharren jutage getreten, den für das Klavierpiel erforderlichen psychologisch-mechanischen Muskel- und Gelenkbewegungen eingehender nachzuspüren und so zu einer wissenschaftlichen Begründung der Klaviertechnik zu gelangen. Zahlreiche Klavierpädagogen und Musikwissenschaftler sind mit Schriften hervorgetreten, in denen sie entweder rein empirisch oder unter Mitinbeziehung unzulänglicher physiologischer Kenntnisse die Bewegungsabgänge beim Klavierpiel zu erklären und bestimmte Anweisungen für den Gebrauch der Finger, Hand-, Arm-Muskeln und Gelenke zu geben versuchten, und da ist es denn gut, daß einmal ein Fachmann, ein Physiologe von Beruf, das Wort ergreift, um an den bisherigen Arbeiten ernst-wissenschaftliche Kritik zu üben und vom Standpunkte des Gelehrten aus eine physiologisch begründete Darstellung der Anschlagsbewegungen zu geben. Beides gefah durch Dr. F. A. Steinhilber, der in einer ziemlich umfangreichen Studie sich über „Die physiologischen Fehler und die Umgestaltung der Klaviertechnik“ verbreitet. Dr. Steinhilber unterzieht die ganze einschlägige Literatur einer sehr eingehenden Prüfung und gelangt dabei zu dem Resultate, daß neben vielem ganz Wertlosen hier und da doch recht brauchbare Ahnungen von den wichtigen Funktionen der Gelenke und Muskeln jutage getreten sind, die jedoch von den im Fingerübungsmanne befangenen oder aber ungenügend wissenschaftlich gebildeten Autoren nicht zu selten Begriffen ausfallt werden konnten. Zugleich mit der Kritik gibt der Verfasser eine streng-physiologische Erklärung der nach seiner Meinung einzig sinngemäßen und vollste, künstliche Ausnutzung des Instrumentes ermöglichenden Anschlagsbewegungen, als deren Grundform er „eine schwingende Bewegung des ganzen Wastes des Armes von der Schulter abwärts im Verein mit schwingender Rollbewegung des Unterarmes und schwingender Beteiligung der Hand und der Fingerglieder“ fordert. Diese nur „bei Beteiligung aller Glieder der Extremität und Befestigung aller Fixation, Ausnutzung der Kraft der großen Muskeln der Extremität und geringstem Kraftaufwand während des Liegens auf der Laute beim Weiter-schwingen der Saite“ erreichbare Spielweise soll nach des Verfassers Ansicht „mit Hilfe der Rollbewegung Befestigung der isolierten Fingertechnik“ ermöglichen und bei „höherer Abstufbarkeit der Tonstärke Ersparnis von Kraft und Ermüdung“ verbürgen. Wir müssen

und an diesem kurzen Hinweis genügen lassen, dem übrigen jeder für höheres Klavierpiel ernstlich interessierte Leser gewiß die Anregung zu eingehender Beschäftigung mit der Steinhaufen'schen Schrift entnehmen dürfte.

Von ähnlichen, eine Reform des Violinspiels anbahnenden Bestrebungen haben wir an dieser Stelle bereits früher einmal (Wissensch. Beilage Nr. 63 vom Jahre 1904) berichten können. Damals lag uns der in Buchform gedruckte und „Die Grundlagen der Technik des Violinpiels. Eine Darstellung der Gelege und Mittel der technischen Schulung“ betitelt erste Teil einer groß angelegten Violinschule von Amadeo von der Sonata vor, von der nacheinander in Beilage von Max Hoff, Leipzig drei den zweiten Teil bildende hässliche Bände in Notenform erschienen sind. Die „dem Großmeister Josef Joachim“ gewidmete erste Abteilung des 2. Teiles (XXXVIII Seiten Text, 28 Blatt Tabellen und Anschauungsbildung der Griffstellen, und ca. 120 Seiten Übungen) gibt in ganz moderner, auf Physiologie und Musiktheorie begründeter und vielfach durch Illustrationen erläuterter Darstellung die „theoretisch-praktische Elementarlehre“, — die Prof. Hugo Hermann gewidmete zweite Abteilung des 2. Teiles (190 Seiten Übungen) bringt als „praktisch-technische Elementarlehre“ Ergänzungsmaterial für die bis zum gegenwärtigen hinüberrühende speziell-technische Ausbildung, — und ein Prof. Gustav Hollander gewidmete Anhang zum 2. Teil (72 Seiten) enthält „Tonleiter-, Akkord- und Intervall-Studien“. Ein Wert von solch gewaltigster Ausführlichkeit und mit so konsequenter Nüchternheit aller für die Griffbewegungen und für die Fogenführung in Betracht kommenden physiologischen Momente und aller für das Greifen und Tonbewußtsein bedeutsamen musiktheoretischen Belehrung hat es, soviel wir wissen, in der Unterriichtsliteratur für Violine bislang noch nicht gegeben, und so glauben wir denn alle Lehrenden und Lernenden einbringlichst auf Amadeo v. d. Sonas „Grundlagen der Technik des Violinpiels“ aufmerksam machen zu sollen, zumal der Preis der einzelnen Bände (5  $\mathcal{M}$ ; 5  $\mathcal{M}$  und 2  $\mathcal{M}$ ) im Hinblick auf den reichen Inhalt und die kostspielige Ausstattung wahrlich nicht zu hoch bemessen erscheint.

Dr. Johann Georg Herzog's durch den Göttinger Verlag von G. Bertelsmann herausgegebene „62 Geistliche Lieder und Volksweisen aus älterer und neuerer Zeit in vierstimmigen, leicht spielbarem Tonlage für Gesang, Klavier und Harmonium“, sollen zur Ergänzung solcher Choralbücher, in denen kein Anhang geistlicher Lieder und Volksweisen vorhanden ist, dienen, zugleich aber auch sich über Kirche und Gemeinde hinaus an die Schulen, Familien und Gesangsvereine wenden und diesen manche weniger albekannte und doch sehr fingerfertige Erbauungs- und Erhebungslieder für alle kirchlichen und bürgerlichen Feste und für die Heilbetenden des täglichen Lebens an die Hand geben. Den 62 für solche Zwecke bestimmten Gesängen hat der Verfasser in einem Anhang noch sechs kirchliche Melodien — darunter zwei recht wohlgeartete von eigener Komposition — angefügt, nach denen die in den meisten Gesang- und Choralbüchern nicht mit eigenen, ganz zutreffenden Reizen versehenen Chorde „Das malte Gott, der helfen kann“,

„Johanna, David's Sohn“, „Schmüdt das Fest mit Mien“ „Wenn Christus seine Kirche schmückt“ und „Willkommen, Held im Streite“ gelungen werden könnten. Hier und da birgt der vierstimmige Tonlag einige nicht recht klugangängige Intervallverdoppelungen (so z. B. in Lied 1, Takt 17 — Lied 11, Takt 1 — Lied 47, Takt 3 — Lied 53b, Takt 15 und Lied 60, verletzter Takt), im allgemeinen ist ihm aber Klarheit, Kernigkeit und Klangschönheit nachzurühnen, und da allenthalben auf Schlichtheit der Stimmführung und auf bequeme Stimmlage Obacht genommen wurde, dürfte und sollte Dr. J. G. Herzog's wohlgedachte Sammlung weitläufige Verbreitung finden. Das klar gedruckte Bändchen, das alle 68 Lieder und Weisen in auf zwei Systeme verteiltem vierstimmigen Tonlage und mit voller, nur bei ganz wenigen Nummern auf drei Strophen beschränkter Textwiedergabe enthält, kostet 1,20  $\mathcal{M}$  und wird bei größerem Bezuge entsprechend billiger (20 Exemplare für 18  $\mathcal{M}$ ) abgegeben.

Schließlich aber sei hier noch eines vortrefflichen Wertes gedacht, das durch Schott Frères in Brüssel (Otto Junne, Leipzig) veröffentlicht wurde, und zu dem Natur, Kunst und Wissenschaft in gleich reicher und schöner Weise beigeleitet haben: der Volkslieder-Antologie „Chansons Populaires des Provinces Belges“, die 206 von Ernest Glosion gesammelte und meisterhaft harmonisierte flämändichen und wallonische Lieder enthält und durch eine gleichfalls von Glosion herrührende musikalisch-geschichtliche und musikwissenschaftliche Einleitung und durch viele orientierende Fußnoten zu einer Arbeit von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ausgefaltet worden ist. Wir ermahnen hier des Raumes für eine Würdigung all des Vortrefflichen, das Ernest Glosion mit seiner in französischer Sprache abgefaßten vortrefflichen Einleitung und mit der gewissenhaften Auswahl und feinsinnigen Begleitharmonisierung der Lieder geleistet hat, und wir müssen uns daher auf die Mitteilung beschränken, daß allen sündenden und singenden Freunden volkstümlicher Kunst mit dieser neuesten Volksliederammlung wirklich ein erkauntlich reicher und mannigfaltig interessanter Liederzweig dargeboten worden ist, ein Schatz, dessen Hebung dem Einzelnen jetzt nur noch die kleine Mühe verursacht, sich bei den flämändichen Liedern in den nördlichen (holländisch-deutscher Dialekt) Texten (von denen unten ebem Liede übrigens eine französische Übersetzung angefügt ist) — und bei den wallonischen Liedern in dem französischen Dialekt der hier einzig abgedruckten Originaltexte zuerkennen. Es ist das nicht allzu schwer, zumal man bei den flämändichen Liedern sehr bald durch eine an unsere deutschen Volkslieder erinnernde Sprachhaltigkeit, Innigkeit und Fröhlichkeit — bei den wallonischen aber durch echt französische Grazie oder Verwe der Melodie und Pikantie der Motiven zu immer intimerer Befriedung mächtig angeleitet wird. Für die Schulen, für alle Singenden und besonders für viele moderne Vortragskünstlerinnen dürfte diese Sammlung zu einer Fundgrube von erstklassigen Gesangsnaivitäten werden, und niemand, den es nach einem frischen, erquickenden Trank aus dem Volksliederlande verlangt, sollte die interessanten und wohlleinen ( $\mathcal{M}$  6) „Chansons Populaires des Provinces Belges“ unbeachtet lassen.

Arthur Smolian.

### Sonstige Bücherbesprechungen.

— Reuters Werke. Herausgegeben von Wilhelm Seemann. Krönlich durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Von der Reuters Ausgabe, mit der Wiener Klavier-Ausgaben eine willkommene Erweiterung finden, sind jetzt der vierte und der fünfte Band erschienen. Sie schließen die kleine Ausgabe ab, während für die auf sieben Bände berechnete Große Ausgabe noch zwei ausbleiben. Der vierte Band enthält „Scurr-Murr“, unter welchem Titel fünf Stücke zusammengefaßt sind, nämlich drei Erzählungen, eine Klavieren- und Erwählungen. Letztere sind „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ benannt, geben auf Reuters' Jugendzeit zurück und bilden den wertvollsten Bestandteil der Sammlung, deren meistgelesenes Stück wohl die in „müßigen“ bodenständig geschriebene „Aventüre des Entsetzter Straß“ sind. Die zweite Hälfte des angenehmen Bandes fällt Reuters' „Ur mine Festungsbild“, nächst der „Stromid“ sein reiches Wert, an dem man, wie der Bearbeiter Dr. Brandes mit Bezug auf den großen Erfolg bei den Zeitgenossen schreibt, „vorzüglich die Kunst eines Dichters bewundern konnte, der den Schmerz seiner

Fesseln nicht vergessen hatte und doch das Höher einer schlimmen Zeit durch das Brisma seiner Poesienlaune in viele bessere Farben zu brechen verstand“. Von Ernst Brandes (Oberlehrer in Demmin), der sich an der niederdeutschen Sprach- und Literaturforschung anerkennenswert beteiligt, ist auch „De Reif nach Belgien“ bearbeitet, die mit „Ganne Räte“ den Inhalt des fünften Bandes ausmacht, jene erste größere Dichtung, der Ernst Moriz Arndt in der Königlich Preussischen Zeitung, „eine glückliche reiche Laune und die Gabe trefflicher Natur- und Verstandesbildung“ nachrühmt. In gleicher Richtung äußert Brandes in seiner feinsinnigen Einleitung: „Die Erzählung ist zunächst mit ihrer Bauernsicht ins Blaue nicht nur an und für sich ein großer Wunsch, sondern sie zeigt auch aus vielen kleinen Sonderlässigkeiten moiaitartig zusammen. Aber das Ganze hat dann ein echter Dichtergest durchdrungen und mit dem unvorsichtigen Mittel, alles vom Bauernstandpunkt aus aufzufassen, zu einer organischen Einheit verschmolzen. Über einzelne, oft tömliche Eigentümlichkeiten einzelner Personen wird die Menschenseele dem Dichter immer mehr Hauptplätze, insbesondere die erwachende Seele des jungen Weibes. Damit hat Reuter sein Kleiersondlichste gegeben: das viele Glück seiner späten, für ihn

so bedeutungsvollen Ebe.“ Die Bearbeitung von „Jenne Rüte un de lütte Pudel“ hat der Herausgeber besorgt. Einer der ersten Beurteiler nannte die Dichtung die glänzendste und gediegenste Schrift, welche man von dem Dichter besitze, und das erscheint mit Bezug auf die ersten Abschnitte wohlverstandlich, während die ersten, die eigentliche Erzählung bietenden Stücke „Jenne Rütens“ von dem älteren Werke „Reit Hühnung“, someit dieses himmungs-verwandt ist, übertroffen werden. Das meint auch Selmann, der über die Dichtung, ihre Entfaltung, ihre Beeinflussung durch literarische Vorbilder und Bestimmungen und ihre Bedeutung viel Treffendes zu sagen hat. Die Reiter-Ausgabe sei als die beste, die nach dem „Freiwerden“ erschienen ist, und überhaupt als eine durch die wissenschaftliche Sorgfalt wie die damit geknüpfte vereinte Rücksicht auf den genießenden Leser ausgezeichnete sehr empfohlene. Sie gibt ein prächtiges Preisnachschlagelicht ab.

— Ernst v. Wildenbruch, Das schwarze Holz-Roman. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. — Eine Anzahl eigenartiger Probleme hat Ernst v. Wildenbruch in seinem jüngsten Roman kundiger Hand miteinander verknüpft und zu einem oft befremdlichen, aber immer interessanten, gegen Schluß hin sogar fesselnden Ganzen verwebt. Adelgunde Schwarzholz, eine Dorfmadg thüringischen Stammes von fast abstoßender Hässlichkeit, deren Hyänenreißer trotz des Einflusses von forstlich-waldweidlicher Blute wohl auf den Höhen verlaufen vermag, von denen in alten Zeiten zinnendeberchte Burgen sich in den blauen Wellen der Saale spiegeln, sucht sich einen schmuden Gardeurtauler aus der Reichslochlucht, den Sohn des Schlosskastellans, zu erobern. Diesen locht wohl ihr Geld, doch ist ihm, der für die fast monumentale Urwüchsigkeit ihrer Formen und die geradezu elementaren Ausdrücke ihrer Leidenschaftlichkeit kein Verständnis besitzt, ihr Küsseris für seinen profanen Alltagsgeschmack ein Guel; kein Wunder, doch ihm das nette Kammerjungen Anna weit mehr in die Augen ficht, als es seiner Jufünftigen gefüllt. Während er schon den Plan bei sich ermägt, die eine zu erringen und die andere nicht zu lassen, lauft Adelgunde in ihrem primitiven Rechtsbewußtsein mit einer beträchtlichen Summe ihres lauer erarbeiteten Lohnes der Nebenbuhlerin ihre Ansprüche ab. Unterdessen haben die klaffischen Venen ihrer Gestalt die Sinne des jungen, etwas müden, ästhetisch veranlagten Schloßherren erregt, des Ritters Eberhard v. Zennhätten. Er endbet an ihr das ursprüngliche Gesicht ihrer Klasse, die Sige jener alten gewalttätigen, großen und doch langst zugrunde gegangenen Geschlechter; er will täglich seine Augen an diesen Herrlichkeiten weiden und nimmt die Jungfrau mit sich als Wirtschaftlerin in sein Berliner Junggesellenheim. Hier treffen die beiden Rivalinnen von einst mit dem schmuden Gardeergeanten wieder zusammen. In jener dämonisch düsternen Beleuchtung, wie sie dem Dichter der „Kindertränen“ so eigentlichlich ist, mit den Äffelten höchster Leidenschaftlichkeit schildert Wildenbruch nun den Kampf dieser beiden Naturen, in dem Adelgunde, in der naiven Einfach ihrer Empfindungen sich den schlaun, dreisten Intrigen ihrer welt- und lebensludigeren Gegerin nicht gewachsen zeigt und in den Lintiefen des modernen Kulturlebens notgedrungen zugrunde geben muß, nicht ohne vorher von der Zehrerin ihres besseren Selbst eine an die wilden Sitten aller Zeiten gemahnende Sühne zu heischen. Das Experiment der jungen Rüteten, in Adelgundes Renaissancegestalt auch eine psychologische Umformung nach seinem Geschmack hervorjuzulien, ist mißglückt; nur die wilden Urinstinkte des eiferdächtigen, in ihren heiligen und heißesten Gefühlen verletzten Weibes sind in ihr erwacht und reihen mit der Gegerin aus sie ins Irdenben. Ob dieser Bruch in dem Charakter der einfachen Landmadg möglich ist, müssen wir der Verantwortung des Dichters anheimstellen; so recht glaublich ist er uns nicht erschienen. Eine eigenartige, hart das Bereich des Sexualpathologischen streifende Episodenhaftigkeit hat Wildenbruch noch in der demi-vierge der Modistin Floira geschaffen, die als einzige der armen, zu Boden geschmetterten Adelgunde Liebe und Freundschaft erweist. So endet das Buch, eine der eigenartigsten und wunderbarsten Proben Wildenbruchscher Erzählungskunst, die den Leser anfangs eigentlich befremden, von der Rüte des Romanes an lebhaft interessieren und gegen Schluß hin gewaltig mit sich fortziehen, ja erschüttern wird.

— Herzeloide. Roman von Georg Fihren. v. Ompeda. Verlag von Egon Fieischel & Co., Berlin. — Ein neuer Ompeda, der erstreuerweise nicht nur für die Liebhabinnen eines Ereignisses bedeutet, sondern an des Autors frühere gute Werke erinnert.

Der Dichter bewegt sich in dem Herzenroman seiner Herzeloide auf ihm vertrauten Boden. Die Personen hat er sich aus den Kreisen des „Deutschen Adels“ geholt, von denen drei Teilen der geistigen Atmosphäre nach wohl der Schlußband „Gäcille von Sarron“ seiner jüngsten Arbeit am nächsten steht. In einzelnen übertrifft sie sogar ihre Vorgängerin. Zwei sühne und dabei wohl-gelungene Versuche einer technischen Verfeinerung hat Ompeda diesmal unternommen: er hat sich der vielfach angefeindeten Form des Ich-Romans bedient, die eine ungemein feine Sphärierung erfordert, wenn sie nicht ermüdend wirken, sondern unmittelbar und persönlich zum Leser sprechen soll, und er ist von den Bahnen fähler, objektiv realistischer Darstellung, die fast ausschließlich seine früheren Gesellschaftsromane auszeichnete, in die vielfach verwicklungenen, reizvollen Plote des Impressionismus eingeleitet, der des Genießenden Sinne mit der Macht der Stimmung gefangen nimmt und in ihrem zwingenden Banne festhält. Der Held dieses zweiseitigen Herzenromans ist natürlich wieder ein abeliger Offizier, der noch als junger Mann, den nach den ersten Gepauelten schmüden, seine Herzeloide kennen lernt, doch bald des Spruches Wahrheit erfährt: man sieht sich, lernt sich kennen, man liebt sich, muß sich trennen. Das Lebenswunderliche Wechselfälle führen beide aneinander, nicht jedoch ohne daß Herzeloide dem Geliebten ein hülles unaussprechliches Gebenken bewahrt. Diesen nehmen bald wieder andere Bande gefangen, er heiratet, und halb aus alter Freundschaft, halb aus Unkenntnis, wie tief die Liebe in Herzeloide's Seele Wurzel geschlagen hat, will er der Jugendliebenden gerne seines jungen, nur allzu kurzen Eheglückes mitgenießendes fröhliches Anichauen gönnen. Doch dies übersteigt das stillen Wählens Kräfte, und erit als der bunfte Lobesengel dem Krankenbette der jungen Gattin naht, eilt sie herbei, um dem noch immer Geliebten und der neugeonnenen Freundin, von der sie so Schwerer trennte, in der heißen Feibes und Seelennot beizuhelfen. Hier hat Ompeda manch' feiner psychologischen Jug aus „Gäcille von Sarron“ wieder verwendet, vertieft und nicht in fähler tatsächlicher Darstellung, sondern mit künstlerisch in ihren Wirkungen berechneten Stimmungsanwendungen ausgeführt. Das Gesicht der jungen Frau hat sich vollendet; in strenger Diensterfällung und auf Urlaubstreifen im Bereiche alter, liebetrauer Stätten seines verschwundenen Glücks — hier dürfte wohl der Brief an die tote Gattin einigem Befremden begegnen — sucht der Gramgeplagte seinen Schmerz zu betäuben. Das wir hierbei in der Darstellung alpiner Natur mit verschiedenen ausgezeichneten Schilderungen in Ompeda den Autor des Romanes „Aus großen Höhen“ wiedererkennen, sei nur nebenbei erwähnt. Zum Schluß wird natürlich alles gut: aus der armen Herzeloide wird eine fröhliche „Frau Oberst“, worüber sich nicht nur die jüngsten „Dächle“ des Regiments, sondern auch alle Leser des Romanes — noch mehr die Leserrinnen! — herzlich freuen werden. In Summa: ein unterhaltendes, auch anregendes Buch, nicht mit dem Herzblut des Verfassers, aber mit sympathischer Anteilnahme geschrieben, im Stil und in der Komposition erheblich besser als die letzten Romane seines Schöpfers, auf den man nach „Herzeloide“ wieder Hoffnungen setzen darf.

— Unfindbare Bande. Erzählungen von Selma Lagerlöf; Deutsch von Margat Langfeldt. Verlag von Franz Bueber, Berlin. — In Selma Lagerlöf, der Tochter des schwedischen Bergmanes, ist der nordischen Literatur eine reich begabte, gestaltungskräftige Wortkämpferin der neuromanischen Strömung erstanden, die neben Knut Damian entschieden als das härteste Talent dieser Richtung zu gelten hat. In bemühter Anknüpfung an die bewährten Traditionen alter Volkstümlichkeit sucht sie vielfach die literarischen Schätze der Vergangenheit für ihre Zeitgenossen zu neuem Leben zu erwecken, um diese mit nationalem Stolze zu erfüllen, wobei sie hies auf neue ihre große, in echt Volkstümlichen wurzelnde Kunst betätigt. Auch in diesem Erzählungsbande verleiht Selma Lagerlöf uralte Sagen und Legendenstoffe mit der frei waltenden Phantasie der echten Dichterin, deren harkes schöpferisches Vermögen man nur bewundern kann. Sie führt ihre Vier wiederum durch den Wandel der Zeiten, von den Tagen, in denen die Söhne der Menschen noch um die Töchter der Bergnein freien oder altersgrau Enliebter in sonderbaren Zubühungen des Himmels Nacht ihrem Willen gefügig zu machen suchten, über die Zeiten hinweg, in denen im 14. Jahrhundert Dänemark vierter Waldemar, genannt Atterdag, mit Hilfe von Ung Hankes, des Goldschmiedes, Tochterlein das reiche Witwe einnahm und brandstahlte, bis

in die Lage der Gegenwart, aus der sie u. a. auch die erschreckende Idenklage über die 1866 erst verlorbene schwedische Dichterin Friederike Bremer entnommen hat. Nicht selten bezieht sich Selma Lagerlöf, wenn es der Stoff gestattet, auch eines balladesthen Zones für ihre Darstellung, so daß man manche ihrer Erzählungen wohl als Balladen in Prosa bezeichnen könnte. Auch einige Reminiszenzen aus ihrem berühmten Erstlingswerke, der wunderbaren Götta Berling-Gaga, sehen nicht, so wird wenigstens der anfangs ungerne gelesene „Weinachtskaff“, der kleine Notenschriftsteller Ruter als einer der ehemaligen Kavaliere der Majorin Cameliuss auf Götbo genannt. Allen Erzählungen dieses Bandes ist ein heimlich seines Innehalts zu eigen, das durch ihren Gesamtstil, unlässigbare Sätze“ trefflich gekennzeichnet wird. Unschätzbare Bande bestimmen jedoch in den, einen epischen Fallbündel der alten Heldenlieder und Legenden entnommenen Stoffen das Handeln der Menschen, wie in den anderen aus schreuen, gebrocheneu, romantischen Tönen weltfremden Empfindens zusammen geflümmen Erzählungen, von denen sich das „Damenbild“ als typisches Beispiel anführen läßt. Die geschmackvolle Verdeutschung des Originals durch Max Langstiel wird sicher das Ihre dazu beitragen auch diesem Werte Selma Lagerlöfs den Weg in die breite Öffentlichkeit noch Wohlthätig zu ebnen. A.

— Fünfzig Beichtreden, gehalten von D. H. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii. Zweite Auflage. Halle a. S. Richard Wilmanns Verlagbuchhandlung (Max Stoffe) 1906. 3 M 60 A. — Wir haben diese kleine, wertvolle Gabe aus dem Nachlaß Hoffmanns bei ihrem ersten Erscheinen gewürdigt (Vjg. Bg. Nr. 298 von 1902). Inzwischen ist von allen den homiletischen Leistungen des heimgegangenen Predigers in der theologischen Welt so viel Gutes gesagt worden, daß wir uns darauf beschränken könnten, das Herauskommen dieser zweiten Auflage eben nur zu vermelden. Da sie uns aber gerade zu dieser Zeit zugeht, so möchten wir die Gelegenheiten nicht vorübergehen lassen, darauf hinzuweisen, welchen Wert dieses Buch hat als Weisheitslehre für Studenten und Kandidaten der Theologie, für Geistliche und erstgenannte Christen, die sich im Gegensatz zu mancher Sentimentalität, wie sie in Knackts- und Kommunionbüchern hier und da gefunden wird, auf Grund einer ersten, durchaus nüchternen und doch rein biblischen Anleitung zum Abendmahlsgang vorbereiten wollen. Hier schließen sich die Schätze der biblischen Wahrheit auf und der Leser erfährt, worum es sich handelt in dem Evangelium von Christus, und woraus es ankommt, wenn man beglückenden Anteil daran haben will. B. K.

— In der Hofapotheke. Im Schloß. Erinnerungen eines alten Eisenacher Kindes von Marie Rasch. Leipzig, Friedrich Janke. 2 Bändchen zu je 80 A. — Die Bändchen sind klein, aber der Preis erscheint immer noch niedrig genug, wenn man erfährt, daß wertvolle Bilder beigegeben sind, dem ersten mehrere Ansichten der Eisenacher Hofapotheke von früher und von jetzt, dem zweiten ein Bild des Eisenacher Schlosses, und eine Wiedergabe, die sonst noch nirgend vorliegt, von einem kleinen Ölgemälde Schwinds, auf dem er dargestellt ist, wie die Herzogin Helene von Orleans zu einem seiner Wandgemälde auf der Wartburg eine kleine Blume hingumangelt und ihr Malerzeichen hinzugefügt hat. Von dem Stillleben dieser edlen verstorbenen Frau handelt das zweite Bändchen, wie sie bei bürgerlich-einfachster Lebensweise der Erziehung ihrer Söhne und einer verständigen Wohlthätigkeit ihr Dasein gemüthlich hat. Es liest sich wunderbarlich, wie sie einem armen thüringischen Weber dadurch aufgeholfen hat, daß sie seine „Butterkäse“, deren großen Vorrat er bei den schlechten Zeiten nicht abgeben konnte, nach dem klugen Rat des Kommanbanten der Wartburg unter die Leute und gleichzeitig die ihnen nachgebildeten altdeutschen Decken in die Mode gebracht hat. Das erigenannte Bändchen enthält ein sogenanntes Kabinettstückchen von beschreibender Kleinmalerei und behandelt mit prächtigem Humor das Leben und Treiben in der Eisenacher Hofapotheke sowohl in ruhigen Zeiten, wie während der Kriegshölle des Jahres 1866. Beide Büchlein liefern köstlichen Viehloß für die Familie. B. K.

— Thürmer-Jahrbuch 1906. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Großhau. Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart. 348 Seiten. Preis 6 M. — Konnte das Thürmer-Jahrbuch schon bisher für sich den Anspruch erheben, als das am vornehmsten und reichsten ausgestattete deutsche Jahrbuch zu gelten, so übertrifft der neueste Band dieses Jahrbuches

seine Vorgänger nach dieser Richtung hin noch um ein wesentliches. Es bereitet schon einen Genuß, den schönen handlichere Band, dessen Format gegen die früheren Bände größer geworden ist, wodurch die einigeraugen schmerzliche Lide vermieden werden konnte, von außen zu betrachten und sich des vornehm gelegenen Einbandes zu erfreuen. Beim Aufschlagen macht sich dann sofort das gute Papier, der deutliche große Druck und die Fülle der prächtigen Kunstbeilagen angenehm bemerkbar. An der stofflichen Anordnung des Jahrbuchs, die wir früher besprochen haben, hat sich nichts Bedeutendes geändert. An eine Reihe größerer Aufsätze schließt sich zunächst eine Auswahl von Lyrik, aus Werten entnommen, die im verflochtenen Jahre herausgegeben sind. Wir begeben da Emanuel Geibel („Kudamergische Gedichte“), Martin Crisp, Heinrich Bierord, Josef Kurz, Alberta v. Puttkamer, S. Waldburg, Alexander v. Bernus, K. de Kara, Richard Schaul, Gustav Schuler, Ludwig v. Filler, Martin Boelig, Oskar Wiener, Maurice v. Stern, Karl Frhr. v. Firdt, Albert Serzel und Erich Selde. Die unter dem Sammelbegriff „Am Wehstuh der Zeit“ zusammengefaßten Jahresrückblicke haben wohl, soweit wir uns erinnern, in der Hauptsache ihre alten Spezialberichterhalter behalten, nur ist für die Abtheilung: Deutsche Erzähler an Otto v. Leizners Stelle Dr. Karl Stord getreten, der aber ganz in dem Geiste seines Vorgängers und Meisters urteilt. Die einzelnen Rubriken berichten über: die große Welt, evangelische Kirche, katholische Kirche, Philosophie, Pädagogik (höherer und Volksschulwesen getrennt), Naturwissenschaft, Technik, Medizin und Hygiene, Geographie und Völkerkunde, Geschichte und Kulturgeschichte, Volkswirtschaft, Gesetz und Recht, Heer und Flotte, Landwirtschaft, Frauenfrage, Literaturgeschichte, Schöne Literatur (Unterabteilungen: Deutsche Erzähler, Deutsche Lyrik, Nordische, Englische, Amerikanische, Französische, Italienische, Spanische, Russische Literatur), Theater, Musik, Bildende Kunst und schließlich Kunstgewerbe. Wir haben einen großen Teil dieser Einzelberichte schon bei den früheren Anzeigen des Thürmer-Jahrbuchs kurz charakterisirt, hat damals Gefolge hat in der Hauptsache auch heute noch Gültigen. In den Einzelrubriken werden viele dieser Berichte die Lesenden, je nach deren eigener Auffassung, mehr oder weniger zum Widerspruch reizen. In ihrer Gesamtheit sind sie trotzdem sehr dankenswert und schon durch die jedem Berichte angehängte Bibliographie über sein Spezialgebiet auch für den praktischen Handgebrauch nutzbar. Der erste Teil des Jahrbuchs bringt drei belletristische Beiträge: 1) „Mein japanisches Frauen“. Eine japanische Odyse von Elise Holland, 2) „Ein Volksschullehrer vor vierhundert Jahren“. Nach alter Chronik erzählt von Johannes Wolf und 3) die kurze Skizze „Veimat“ von Eilhard Erich Bank. Drei geben der gutarrichteten Deutschen Geschichte von diesen Breiten den Vortzug. Auch Elise Hollands Dystole liest sich recht gut, erscheint uns aber im Thürmer-Jahrbuch, ohne gesagt, nicht am richtigen Fied. Die literarisch-historischen Aufsätze dieses Jahrganges stehen naturgemäß unter dem Zeichen Schillers. Prof. Dr. Rudolf Euden gibt seine bei der vollständigen Schillerfeier im Ballhaus zu Jena gehaltenen Rede: „Schiller und das deutsche Volk“, Dr. Rudolf Kraus untersucht noch einmal Schillers Verhältnis zu Herzog Karl Eugen von Württemberg und plaidirt für eine gerechtere Würdigung des letzteren. Religiöse und philosophische Fragen behandeln Dr. Paul Farms in „Zwischen Glauben und Wissen“ und Edward v. Hartmann in dem Aufsatz „Die Funktion“. Sozialpolitische und politische Thematia erörtern die Aufsätze: „Zerfallenen in der Großstadt“ von Prof. Dr. Julius v. Pfugl-Hartung, „Gibt es eine Frauenfrage?“ von Augusta Bender und „Selbstherrlichkeit und Befreiung in Fabrik und Werkstat“ von Dr. Richard Bahr. Schließlich sind noch zwei Aufsätze von Dr. Karl Stord zu nennen, der erste: „Richard Wagner und die Entwicklungsmöglichkeiten der Oper“, der zweite: „Unsere Bilder“. In ihm gibt der Verfasser in Anlehnung an den reichen Bilderreichtum des Jahrbuchs, das 17 Kunstbeilagen aus Werken von Remel, Oswald Achenbach, Rudolf v. Alt, Anton Braut, Paul Dubois, Rudolf Köhler, Konstantin Meunier, Wilhelm Steinhausen und Victor Weisbach, und außerdem zwei Porträts von Otto Erich Hartleben und Hermann Ling enthält, u. a. jehr ansprechende Ausführungen über das Weien der Technik in der Malerei und den Unterschied zwischen deutscher und französischer Maltechnik. Der vornehmste Buchschmuck des Bandes rührt von Franz Stäfen her. Der Preis des Jahrbuchs ist von 8 auf 6 M. ermäßigt worden. W. B.



Redakteur: Dr. Julius Niffert in Leipzig.

Nr. 147.

Donnerstag den 14. Dezember abends.

1905.

### Leipziger Ausgrabungen in Ägypten.

Im Jahre 1902 hatte der Professor für ägyptische Archäologie an der Universität Leipzig Hr. Prof. Dr. Steinbröck zur Beteiligung an Ausgrabungen im Totenfelde an der Cheops-Pyramide aufgefordert, welche der Attache der deutschen Gesandtschaft Dr. E. Borchardt angeregt hatte. Die Kosten wurden für die im März 1903 begonnene Kampagne von Leipziger Bürgern aufgebracht, darunter Prof. Hans Meyer, Edgar und Paul Geruth, Bankier Oskar Meyer u. a. Einen erheblichen Zuschuß leistete der in Kairo anlässliche Konful Feljusch bei. Das Arbeitsgebiet wurde mit amerikanischen und italienischen Ägyptologen geteilt und zwar auf Grund des Planes, den 1845 Rich. Lepsius für die Umgebung der großen Pyramiden von Cheops, Ghesen und Miterinos aufgestellt hatte. Diese im März 1903 begonnene Ausgrabung umfaßte etwa nur 400 qm, ergab aber manches Wichtige betreffs der interessanten Stein- und Holzskulpturen, alten Stein- und Ziegelbauten und ließ den Wunsch nach einer umfangreicheren Fortsetzung entstehen.

Es fanden sich zur Durchführung dieses Planes wiederum freigeigige Förderer in Leipzig, darunter Buchhändler Fritz Baedeker, Kaufmann Sukmann, Fabrikbesitzer Veroditz; auch bewilligten Rat und Stadtverordneten 3000 M., so daß ein Areal in der Größe von etwa 1 Hektar in einer Kampagne von 84 Arbeitstagen in der Zeit vom Februar bis April d. J. erschlossen werden konnte. Den Leiter unterführten hierbei der Ägyptologe Dr. Georg Möller und Regierungsbaumeister Dittmar aus Weingarten. Auch standen ihm geeignete, von Dr. Borchardt bei seinen Ausgrabungen angelernte Arbeiter und Poliere zur Verfügung, sowie eine von der Deutschen Orientgesellschaft geliebene Heilisenbahn, durch welche der Abtransport der Schuttmassen auf geeignete, 1 km entfernt gelegene Lagerplätze ermöglicht wurde, während man im Jahre 1903 dieselben neben den Ausgrabungen hatte ablagern müssen. Bis zu 130 Mann und 180 Staben wurden beschäftigt, bei einem Tagelohn von 3 Pfalter (63 s.) bezw. 2 Pfalter; bezw. durch Austausch eine Lohnerhöhung zu erzielen, mißglückten.

Hatte man im Jahre 1903 nur 15 Steingräber aufdecken können, so gelang es in diesem Jahre, deren 50 freizulegen, und zwar liegen diese unregelmäßig gruppiert am Fuße der Cheops-Pyramide und stammen sämtlich aus der Zeit der 5. Dynastie, also aus den Jahren 2750 bis 2600 vor Christus. Während Lepsius im Jahre 1842 eine Grabstätte aufgedeckt hatte, die man für die des Königs Cheops hielt, fand Dr. Steinbröck in dem aufgedeckten Totenfelde die Gräber von kleineren Beamten, Priestern der Pyramide, Händlern und Bauern. Alle Gräber waren nur einmal benutzt und vielfach ganz unvorbereitet.

Der Topus dieser Gräber ist jetzt noch besser erkannt worden, als es im Jahre 1903 möglich geworden war. Dieselben sind als Nullaba (Wänte) bezeichnet worden infolge ihrer rechtlichen Form, laufen etwas nach oben an und sind von Kalksteinen oder Ziegeln hergestellt. Die verschiednen großen Gräber sind massiv aufgeführt, bis auf Schächte, welche bis in den Felsen Grund (bis zu 17 m Tiefe) hinabgetrieben wurden. Durch sie findet man den Eingang zu der im Felsen ausgehauenen zum Teil mit Bruchsteinen oder Kalksteinplatten versehenen eigentlichen Totenkammer. An der Öffnung dieser Nullaba-Gräber findet sich eine platte Kiste mit einer Lüre (Schmünte) davor, die dazu bestimmt ist, den hier Beerdigten nach dem Austritt aus dem Grabe zu er-

möglichen. Denn an ein solches Nachwandel glaubte man und daher befanden sich vor diesen Kisten auch die Opfersteine, die in Form von Bänken oder Tischen gehalten waren, auf welchen Speise, Blumen und andere Liebesgaben niedergelegt wurden. Jeweilen wurden die Kisten jedoch zu zwei kleinen Kammern erweitert, die mit je einer richtigen Tür geschlossen und mit Reliefdarstellungen geschmückt waren, auch fanden sich mehrfach neben diesen Kisten kleine Pyramiden als Türhüter aufgestellt. Bemerkenswert ist es, daß viele dieser Gräber eine unregelmäßige Form aufwiesen, da sie behufs Belegung von Angehörigen Begräbnissen und Zubauten erhalten haben; die Umfassungen sind meistens von Kalksteinen hergestellt. Das Innere ist mit ungebrannten Schlammeiegeln ausgelegt. In den Grabkammern fand man vielfach noch Reste der Skelette, deren Gesicht nach Osten gerichtet war, während die Beine sich nach dem Kopf gezogen befanden. Mehrfach lagen diese Reste auf Dreifußgeräten, Jeweilen mit Binden von Leinwand darauf befestigt. In dem Boden der Kistenkammer war eine Vertiefung zur Aufnahme der Leiche eingearbeitet. Später bediente man sich zu diesem Zwecke einfacher Särge von Stein oder solcher in Form höherer Netze aus mit gewölbtem Deckel.

Zen Toten wurden in die Grabkammer eigenartige Beigaben mitgegeben; es waren oft Kupfergeräte, die für diesen Zweck besonders gearbeitet waren und Modelle von den im Leben benutzten Geräten darstellten. Auch Kupfergefäße und Basen von Kalkstein fanden sich vor; letztere waren wohl zur Aufnahme der Eingeweide, wenn die Leiden einbalsamiert worden waren, bestimmt. Ebenso fanden sich bei den Leichen Schmutzfächer vor, darunter Perlenketten aus Gold und Bronzefäden, und auch ein Diadem von Bronze, vergoldet und mit aus Holz geschnittenen Perlen, welches das wertvollste Stück der Ausgrabungsfunde bildet.

Besonderes Interesse hat schon längere Zeit die in den Nullabas vorhandene kleine Kammer, Sarab genannt, erregt, da sie vollständig vermauert war und nur durch ein kleines Schlitzenfenster erkennbar war. Ein diente zur Aufnahme der Statue des Beschörbenen und der Zugehörigen, das heißt solcher, welche mit ihm in der Grabstätte lagen oder im Leben bei ihm in Diensten standen. Obgleich diese Statuenkammern fest vermauert waren, sind sie doch vielfach zerbrochen und von den Archäologen und Antikenhändlern ihres Inhalts beraubt worden. Trotzdem sind in den aufgedeckten 50 Gräbern noch 30 Statuen aufgefunden worden, zum Teil mit wichtigen Inschriften bedeckt. Daraus war z. B. zu entnehmen, daß ein Solcha genannter beerdigt war, der von 15 Dienern umgeben war, die bei der Beerdigung der verschiednen Tagesarbeiten, z. B. Kornessen und Bierbereitung, dargeleistet waren.

Es gilt noch manches wissenschaftliche Problem durch Fortführung der Arbeiten zu lösen, insbesondere die Arbeit dort fortzusetzen, wo jetzt der für die Transportbahn erforderlich gewesene Damm steht oder die Totenstadt im Jahre 1903 durch Ausgrabungsmassen überdeckt wurde.

Alle diese Mitteilungen machte Steinbröck in einem Vortrage am 10. Dezember, der sich mit seinen Ausgrabungen im Jahre 1903 und 1905 beschäftigte. Die wissenschaftlichen Ergebnisse wurden durch zahlreiche Lichtbilder erläutert, während die wertvollen Funde selbst, die im Antikenmuseum aufgestellt worden sind, einer gemeinsamen Besichtigung unterzogen wurden.

## Die Empfänger der Nobelpreise.

Bemerkenswert bei der diesmaligen Verteilung der Nobelpreise ist die starke Vertretung der deutschen Wissenschaft. Über das Wirken des Professors Robert Koch, dem der medizinische Preis zufließt, braucht kaum Näheres erwähnt zu werden. Er ist 1843 in Klausthal geboren, widmete sich frühzeitig bakteriologischen Studien und schuf die bedeutungsvolle Methode der Reinkultivierung von Bakterien. Ebenso arbeitete er eine Menge anderer wichtiger bakteriologischer Methoden aus. Zu seinen hervorragenden Entdeckungen gehört die der Tuberkelbazillen (1882) und einige Jahre später der Kommabazillen. Für letztere Entdeckung erhielt er eine Staatsbezahlung von 100 000  $\text{M}$ . Im Jahre 1891 erregte er durch seine Mitteilung über das von ihm hergestellte Tuberkulin großes Aufsehen. Vor kurzem lehrte Professor Koch wie bekannt von einer wissenschaftlichen Expedition nach Afrika zurück, die zu interessanten Ergebnissen über die Erreger verschiedener Tropenkrankheiten geführt hat.

Der Preis für Physik fiel dem Professor Philipp Lenard in Kiel zu. Dieser ist 1862 in Preetz bei Hamburg geboren, studierte in Heidelberg, Wien, Berlin und Heidelberg, wurde 1884 Professor in Breslau, dann in Gießen und Heidelberg, bis er 1898 nach Kiel berufen wurde. Seine Wirksamkeit ist eng mit der ganzen modernen Forschung über Elektrizität verknüpft. Besonders wichtig waren namentlich seine Forschungen über die sog. Kathodenstrahlen und im allgemeinen seine Untersuchungen über Entladung der Elektrizität durch stark verdünnte Luft. Bei Experimenten auf diesem Gebiete konnten Strahlen zum Vorschein, die man bei Radium wiederfindet, und durch das Studium dieser Strahlen hat Lenard der modernen Radiumforschung und dem Experimentieren mit den radioaktiven Stoffen in hohem Grade den Weg gebahnt. Ein anderes Gebiet, auf dem Lenard arbeitet, ist das Studium der Wirkung des Lichtes auf elektrisch geladene Körper.

### Bücherbesprechungen.

— Poetischen und fürs deutsche Heim, insbesondere für die bildungsfreudigere Jugend. Von Karl Friedrich Vintke, Herausgeber der illustrierten Deutschen Literaturstudien, der Kleinen Literaturkunde. Sechste Ausgabe. Hannover 1905, Berlin W 35, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), gr. 8. XVI und 556 S. Geb. 8  $\text{M}$ . — 130 Dichter des 19. Jahrhunderts sind in vorliegender Sammlung vertreten. In 8 Abschnitten werden behandelt 1) Die Sängler der Freiheitskriege, 2) Nachwirkung der klassischen und romantischen Poesie, 3) Das junge Deutschland und die politische Poesie, 4) Die Erhebung gegen die Tendenzpoesie, 5) Realismus, 6) Nach 1870. Realismus und Naturalismus, 7) Ende des 19. Jahrhunderts, 8) Dichter, deren Gaben aus allgemeinen pädagogischen Gründen für die Schule von Wert sind). Wenn die Sammlung in einer Reihe von Gebieten naturgemäß Übereinstimmung mit ähnlichen Büchern aufweist, so finden sich doch auch mehrere, die der Herausgeber feinsinnig selbständig ausgemacht hat, z. B. Einfluß von Johann Georg Pöcher. Einführende Bemerkungen, sachliche Erklärungen und persönliche Notizen begleiten und verbinden die einzelnen Gedichte. 3 Register nach der Entstehungszeit, dem Inhalt und der alphabetischen Reihenfolge der Dichter erleichtern den Gebrauch des Buches, das von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet und daher als Geschenk wohl geeignet ist. a.

— Neue Christotexte 1906. Deutsch-österreichisches Jahrbuch, begründet von Rudolf Hägel, Emil Frommel und Wilhelm Baar. Herausgegeben von Reinhard Mumm. 27. Jahrgang. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagbuchhandlung, 1906; 383 Seiten. Preis 4  $\text{M}$ . in Geschenkband 5  $\text{M}$ . mit Goldschnitt 5,20  $\text{M}$ . — Die Christotexte richtet ihr Augenmerk viel ausschließlich auf andere deutsche Jahrbücher auf einen ganz bestimmten Vorkreis, die positiven Evangelien; das bedingt einerseits eine gewisse Einseitigkeit des Inhalts und Einschränkung des Wirkungsbereiches, gewährt andererseits aber auch eine innere Beschlossenheit des ganzen Werkes und eine Intimität des Winkens an Leser, die seit Jahren die reihen und treuen Anhänger des Jahrbuchs sind, die auch den nicht unbedingt innerhalb dieses Kreises Stehenden fesseln, ihm Zuhörung abnöthigen und so langsam velleicht, aber

Professor Adolph v. Baeyer, der den Chemiepreis erhielt ist 1835 in Berlin geboren. Es gibt kaum ein Gebiet der organischen Chemie, auf dem nicht Baeyer gearbeitet hätte, und sein Hauptbetreiben war die künstliche Darstellung der Stoffe, die es in der Natur gab. Auf diese Art kam er zu Ergabinen, die von ungewohnter Tragweite sind. Man braucht nur an seine Darstellung künstlicher Indigo zu erinnern, ein Verfahren, mit dem der wertvolle Farbstoff, der früher sehr kostspielig von einer Pflanze gewonnen wurde, über die Hälfte billiger hergestellt werden konnte. Ebenso war er auch der erste, der Terpentinsäure künstlich herstellte.

Henry Sienkiewicz, der Gewinner des Literaturpreises, ist 1846 in Wola Tarczajca geboren, studierte in Warschau und widmete sich der Schriftstellerei sozialer Tendenzen. In den 60er Jahren reiste er nach Amerika, wo er längere Zeit in Kalifornien lebte. Anfang der 80er Jahre wandte er sich dem historischen Roman zu, die bekanntesten Werke dieser Art sind "Tatarische Gelangenschaft", "Mit Feuer und Schwert" und vor allem der Roman "Quo vadis". Die Verteilung dieses letzten Literaturpreises hat in Schweden nicht mit Unrecht Anlaß zur Bemängelung gegeben, indem man darauf hinweist, wie wenig die eigenen Dichter berücksichtigt werden. Allerdings bezieht auch die schwedische Literatur beispielsweise in Weimer v. Redenstam und Selma Lagerlöf Vertreter, deren Wirken sehr gut mit dem, was sonst geleistet wird, in die Schranken treten kann.

Den Friedenspreis erhielt Bertha v. Suttner als Anerkennung für ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Friedensbestrebungen. Björnström Björnlund, der der norwegischen Nobelpreisbekanntmachung, hatte nach der vorjährigen Preisverteilung, bei der er wegen Abwesenheit im Auslande nicht mitwirte, geklagt, er würde aus der Kommission ausgetreten sein, wenn Bertha v. Suttner nicht den Preis bekäme. Diese Drohung scheint gewirkt zu haben. M.

schwer auch die Kreise der Christotextergemeinde weiter ziehen müssen. Von einer Gemeinde darf man hier bei der Christotexte wohl mit noch besserem Rechte als sonst bei Büchern, Zeitschriften oder Schriftstellern sprechen, ist doch der Angelpunkt, um den sich das ganze Sein und Wesen der Christotexte dreht, das Christentum, und zwar das evangelische Christentum. Aus dem Inhalt des jüngsten Bandes seien hier noch kurz einige Arbeiten hervorzuheben, zunächst einige Betrachtungen und Abhandlungen erbaulichen und religiösen Charakters, denen auch die Erzählungen der gleichen Tendenz eingefügt seien: "Zweifimmen", ein Lesebuch von Hermann Oster; "Die Weiße christlicher Heidenstätten", zwei Erinnerungsbilder von Konfessorialrat D. Hermann Dalton; "An'n Himmel hinein", eine Geschichte von Elisabeth Frein von le Fort; "Der suchbare Blid der Mutter und ein besserer Blid", eine Erzählung von D. Otto Junke; "Zei Gott — mein Gott", Novelle von G. v. Hippel; "Die Verborgene mit Christ in Gott, Col. 3, 1—4", von Oberbischöflicher Dr. A. Kögel; Besonders zu erwähnen ist die Geschichte von Fritz Andert: "Gern Handel von Sommerstorf's, Inhabers pp. selige Reife", die mit ihrem humoristisch-satirischen Ton aus der Gruppe der übrigen Erzählungen heraustritt. Erwähnt sei hier auch gleich, daß sich unter denen, die irdische Beiträge für diesen Band beigeleitet haben, Adolf Bartels, Karl Ernst Knodt und Emil Prinz Schönach-Carolath befinden. Endlich bleiben uns noch den der Abhandlung von Dr. Gottlob Büttner: "Schiller's Idealismus beleuchtet aus seinen Briefen" noch einige gelegene historische Anknüpfungen zu nennen. Querschnitts und Jane Weiss Carlisle. Die Geschichte einer Ehe" von Marinobischof Leo Christian Rogge, weiter "Ravenna", Reiseerinnerung von Oberkonfessorialrat Prof. Dr. A. Gole; dann: "Was blies Gustav Adolfs Herz?" von D. Paul Kaiser, worin entgegen der Annahme, daß Gustav Adolfs Herz unter der Kanzel der Weissenfelder Kirche begraben liegt, es sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß das Herz des großen Schwedenkönigs wie sein übriger Leichnam in Stockholm seine Ruhestätte gefunden habe. Manche hübsche Füge enthält auch die kleine Arbeit von Elisabeth Lorenzen: "Die Stadt des Frauenregiments", gemeint ist Cueddinburg mit seinem im 1803 reichskunmittelbar geliebten freirechtlichen Frauentum. Der Verfasser des Aufsatzes "Der Ursprung der deutschen Kaiserriege" ist einzuwenden, daß über den von ihm nochmals gestützten Nachweis,

daß die Barbarossa- Sage sich ursprünglich auf Kaiser Friedrich II. bezogen hat, bereits eine ganze Literatur besteht. D. Adolf Stöber endlich, der vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag begangen hat, hat auch zu diesem Bande, wie stets seit einer Reihe von Jahren, eine politisch-historische Runderzählung aus seinem lampförmigen politischen Wirken beigeleitet, die stets warmes Interesse erweckt. Diesmal ist der Beitrag der Berliner Bewegung gewidmet und führt den Titel: „Die Berliner Bewegung ein Stück deutscher Erneuerung.“ Wir haben damit, ohne jeden Beitrag einzeln zu erwähnen, den Inhalt der Hefenreihe knapp skizziert. Einer besonderen Empfehlung dieses über ein Vierteljahrhundert bestehenden Jahrbuches, dem schon eine ältere Vorläuferin jahrelang vorausgegangen ist, bedarf es darüber hinaus wohl kaum noch.

W. B.

— Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. Leipzig, Verlag von Fr. Wils. Stenow. 560 Seiten. — Fritz Anders, der Verfasser der bekannten und beliebten „Stützen aus unsemem heutigem Volkstleben“, bietet uns in seinem „Herrenmenschen“ einen Roman, der das reifste Gepräge der Persönlichkeit seines Verfassers trägt. Der Roman, der in Epochen spielt und die einigermaßen vorläufigen Zustände eines kleinen litauischen Nestes zum Hintergrund hat, das sich in der mehr zeitlosen als angenehmen Zwittrstellung zwischen einem im Werden begriffenen Seebade und einem schier unmöglichen litauischen Unterwald- und Fiederortse befindet, das auf dem Bunde nicht einmal einen sicheren öffentlichen Kommunikationsweg mit der übrigen Welt besitzt, weist eine Reihe sehr romantischer Züge auf und ist durchaus auf Spannung gearbeitet (trotz oft recht reichlicher Breite und behaglicher Ausmalung aller Details). Der glückliche Zufall spielt in dem Verlauf des Romans mehr als einmal eine recht hervorragende Rolle und wir müssen manches in den Kauf nehmen, was von vornherein nicht gerade besonders wahrscheinlich anmutet. Nun halten wir die Tatsache, daß ein Roman spannend ist, d. h. das Interesse des Lesers an dem äußeren Verlauf der Handlung vom Anfang bis zum Schluß noch erhält, nicht ohne weiteres für einen Fehler, sondern durchaus für einen Vorzug, wenn darüber der übrige künstlerische Inhalt der Arbeit nicht zu kurz kommt. Auch die einzelnen Unwahrscheinlichkeiten nehmen wir dafür mit in den Kauf, daß der Roman im übrigen das oben bereits erwähnte echte Gepräge der Persönlichkeit seines Autors trägt. Die bemerkt tendenziöse, zuweilen etwas hausbackene, spießbürgerliche aber stets gesunde Moral vernehmende, dabei jenseits stark satirische Art Anders', der sich mildern freilich oft ein gutmütiger Humor der Schilderung beigemischt, ist zu rein persönlich, um allgemeinen Anklang zu finden, doch wird dafür der Freundeskreis auch ein desto sicherer und treuerer sein. Dieser Freundeskreis wird an den „Herrenmenschen“ seine besten Freunde haben, in denen Anders einen ideologischen Herrenmenschen durch die Verhältnisse, in die er in Tapitten, dem bereits erwähnten litauischen Nest, durch einen halben Zufall hineingerät und die ihn zur Betätigung des besten Rächtenliebe Schritt für Schritt, ohne daß er es selbst recht inne wird, hintreiben, befehrt werden und über einen praktischen Herrenmenschen, der ohne Riechziele zu kennen, ganz nach dessen Grundregeln handelt, den Sieg davontreten läßt. Die dritte Herrentypen ist das Prinzipien Ewa, die Tochter des praktischen Verfechters der Herrenmoral, in der die Liebe zu Dr. Ramborn, dem Gespenst ihres Vaters, die Umwandlung vollzieht. Um diese drei Hauptgestalten gruppieren sich die übrigen Personen des Romans, einmal das Landchen und der Maler Sprechend, als die Vertreter des schlichten von feiner modernen Philosophie angefärbten gesunden Menschenverstandes und der meiständigen Rächtenliebe, dann die Gestalten der beiden Maler Paage und Stadlerberg, des Barons Bordeaux und des Hrn. o. Kugelnig, die Hauptträger des humoristischen Einschlags in das Romangewebe, und endlich die ganze Reihe der Eingeborenen-typen, die dem lokalen Hintergrund der Erzählung die Farbe geben. Wir wollen diesen neuesten Roman Fritz Anders' seinen Freunden unter unsern Lesern bringend empfehlen und glauben, daß auch mancher, der von den älteren Arbeiten des Verfassers noch nichts kennen gelernt hat, durch ihn veranlaßt werden dürfte, sich mit Anders' näher vertraut zu machen.

W. B.

— Königsräume. Roman von Fritz Döring. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin. — Eine Episode aus dem letzten Pökenausstand zu Anfang der schmerzlichen Jahre des verflochtenen Jahresübers, der unter der Führung von Langewitz seinen besonders rühmlichen Ausgang nahm, vielmehr mit der völligen

Abregelung des polnischen Nationalgefühls endete, hat Fritz Döring zu einem recht lesbaren Roman ausgefaltet. Reicht sein schriftstellerisches Talent hierbei auch noch nicht an die farbige Pracht der Schilderungen eines Sienkiewicz, an die fesselnde Darstellung von Band und Leuten einer Clara Diebig im „schlafenden Heere“ heran, so ist die Erzählung Dörings doch gut komponiert, in klarem Zuge ohne störende Längen durdgeführt und von reich pulsierendem Leben in oft dramatischer Zuspitzung erfüllt. Die Charakteristik greift zwar selten sonders tief, erweist sich dafür aber einer durchaus sympathischen, Licht und Schatten in beiden Beschlagern gerecht verteilenden Objektivität. Die Vorgeschichte dieses später fast ausschließlich auf russischem Boden sich abspielenden Querfluges, der nur in einer, von rein persönlichen Motiven diktierten Ostkreuzerlei über die preußische Grenze hindügergriff, die Schilderung der Gegenstände zwischen germanischem und slawischem Leben, der Entpaltung der geheimen Umtriebe, sowie der von dem Abgelandten des Pariser Parlamentes unter Fürst Gortyork und der Barfäuer Nationalregierung geleiteten Minierarbeit, die Darstellung der schwülen Atmosphäre, die dem unmittelbaren Ausdruck des Kampfes vordringt, — das alles gibt uns ein anschauliches Bild von den damaligen politischen Zuständen in der preussischen Ostmark, das seinem gerade um ein Menschenalter früher zu datierenden Sachschied in Ostauß Freitags „Soll und Haben“ nicht wesentlich nachsteht. Kommt die Gegenpartei der russischen Mächte in den Schilderungen des Romans fast zu spärlich weg, so hat sich Döring mit um so größerer Liebe des deutschen Elementes angenommen, und in der Kernmarke des Ostbüren Hans Albert v. Grafenid, der für seine polnisch-katholischen Dienstleistungen immer zwei bewährte „Tröster“, die Lutherbibel und den bankesten Wackelstempel hielt, eine stöckliche Figur geschaffen. Und in Grafenids Tochter Hanna ruht der eigentliche Anknüpfung der ganzen Romanhandlung. Denn der Kern, den sie dem Grafen Napoleon Stanislaus Rukowski „dem Deutschen“ gibt, entkamm diesen zu totenstiller Eiferucht gegen seinen glücklichen Nebenbuhler, den preussischen „blauen Dragoon“, Reutnant, die wiederum in seiner Seele die Königsräume seiner Knabenjahre greifbare Gestalt annehmen läßt und ihn zu klügtem Eingreifen in die Konspirationspläne seiner Ständes- und Volksgenossen bekümmert. Der Sturm auf das Grafenidische Herrenhaus und das Treffen bei Slupja, das dank der Klugheit des zur Unterstützung erwarteten polnischen Generals verloren geht und den Grafen Rukowski das Leben kostet, erweisen sich einer ungemein lebendigen, fast schmerzhaften Darstellung. Da auch die Nebenfiguren, so der preussische Landgendarm in seinem Zwiepsait zwischen Dienspflicht und Abhängigkeit an seine polnischen Volksgenossen, die unwürdige Kroatinn des Verführers, die rührende Gestalt seines vertriebenen Sohnes Juch, des lutherischen Muttergotteskämpfers, die polnische Aristokratie in ihren verächtlichen Typen, in zum weitaus größten Teile überaus eindrucksvoller Zeichnung erscheinen, kann man das Buch Dörings zu den besseren „historischen“ Romanen zählen, dem es überdies bei der noch immer nicht zur Klärung gelangten „Polenfrage“ gerade augenblicklich nicht an dem Reiz der Aktualität fehlt.

A.

— Zwischen zwei Ehen. Roman von C. Espell. Kitzberger. (Frau Victor Wülfing.) Alwin Veders Verlag, Gernheim. — Wie es in der Malerei Kunst und Kunstgerade gibt, so auch in der Literatur. Handelt es sich um ein Buch oder um ein Bild, das allein ist Kunstwert, dem es gelingt, uns, wenn auch nur auf kurze Frist, aus dem Treiben des Alltags aufzurütteln, und über diesen Alltag zu erheben. Was wir von Drama und Tragödie erwarten, wenn wir ins Theater gehen, ist eben dies „Aufgepußtwerden“ aus der Stumpfheit des Lebens, wir nennen es „Anregung“. In dem Maße als der Künstler vermag uns „anzuregen“, vermag zu applizieren an das in uns schlummernde Empfindungsvermögen für Größe des Denkens, Begehrens oder Handelns; in dem Maße als er suggestiv auf uns wirkt, hat er ein Kunstwerk geschaffen. Auch ein Bild, ein Buch kann bewirken, daß wir plötzlich neu und intensiv das Leben in uns draußen fühlen, daß sich uns für Augenblicke ungeahnte große Daseinsmöglichkeiten erschließen. Relativ wenigen ist gegeben, so wahrhaft künstlerisch zu schaffen; all die anderen treiben, wenn ich so sagen darf, mit mehr oder minder Geschick Kunstgewerbe. Es liegt mir fern, das geringfügige in der Literatur aburteilen zu wollen. „Zwischen zwei Ehen“ gehört nun ausgesprochen zum Kunstgewerbe der Literatur. Es ist flott geschrieben, abwechslungsreich, die Charaktere sind ganz sauber gezeichnet, gute Beobachtung vereint sich mit farbiger Schilderung,

geleudes Empfinden mit konsequenter Durchführung, — so kann der Roman als Unterhaltungsliteratur empfohlen werden.

E. Wolfram.

— Verflogene Vögel. Vorkuren von Georg von der Gabelern. Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin. — Der Titel des Buches ist gut gewählt und bezeichnet recht treffend den Inhalt: Verflogene Vögel! Welche Vögel, ungeschickte aber ganz hübsche, auch wohl Geschicht drerer, die bei Nacht leben, nämlich in das Leben, das der Tag verbringt, haben sich hier zusammengedrängt, Falken und Adler, Nachtigallen und Paradiesvögel sind aber nicht darunter. Man hat den Eindruck, als ob der Autor Reue über sämtliche Mäßen seines Schreibnisses abgehalten habe, und das Ergebnis dieser Reue sei der vorliegende Band gewesen. Es sind eigentlich auch keine Novellen, sondern Erzählungen, Skizzen, Allegorien, Betrachtungen. Ein pseudo-möde der verschiedenen Erzeugnisse von Gabelerns Feder aus den verschiedenen Heftabschnitten seiner dichterischen Evolution. Es scheint, als sei dem Schreiberliche alles nur irgend Verwendbare entnommen worden, auf daß ein neues Buch entstände. Die Wingerphantasie „Gudrun Flammenbaar“ würde ich eher in den literarischen Jugendblättern eines schwärmerischen Trimmerer luchen, als im Wert eines Schriftstellers von Beruf, ebenso „Bois ton sang, Beau manoir!“ Der Autor liest über die Kästel des menschlichen Seelenlebens zu sinnen, aber was er darüber schreibt, ist nicht mehr als sogenannte Unterhaltungsliteratur. Am innerlichsten ist wohl „Johel Gruner's Gehe“ und „Jedini“; in den anderen längeren Erzählungen „Ein einsamer Mensch“ und „Flammen“ hat es den Anschein, als habe der Autor gern etwas möglichst Klarheit, Passionselles bringen wollen, es wirkt ausgedehnt und läßt deshalb fast. Ganz vorzüglich ist die Allegorie „Am Strom“. Und was Gabelern in der allegorischen Skizze „Der rote Tänzer“ Hervorheben hat sagen wollen, das was — vielleicht! — nur er allein. Ich gebe mich viel mit dem Studium von Allegorien und Symbolen ab; jedoch in diesem „Roten Tänzer“ habe ich beim besten Willen keinen Sinn, den zu entdecken sich lohnen würde, herausfinden können. Sprache, Stil, farbenreiche Schilderung — die ganze äußere Wache lassen fast nichts zu wünschen übrig. Um so lieber hätte man unter der hübschen Hülle einen Edelstein gefunden.

E. Wolfram.

— Heidens Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide von Dietrich Spedmann. Mit Buchschmuck von Theodor Herrmann. Dritte Auflage. 189 Seiten. Berlin, Verlag von Martin Bärner, 1905. Preis brosch. 2 M., geb. 3 M. — Wir haben Dietrich Spedmanns Bekanntheit erst in diesem Jahre gemacht — einmal in der vorliegenden Erzählung und Johann in dem bereits besprochenen diesjährigen Bande von Aus Höhen und Tiefen —, obwohl Heidens Heimkehr bereits in dritter Auflage vorliegt; aber wir können auch sagen, daß uns diese Bekanntheit nicht nur und wir unseren Lesern wohl raten möchten, ebenfalls diese Bekanntheit zu machen. Es steht eine gewisse Tendenz in dem Buche, und das wird vielfach gefürchtet, obwohl wir den Grund für diese Scheu nicht recht einsehen können, sofern es nur dem Dichter gelingt, seine Tendenz so zu vertreten, daß sie der Dichtung als Kunstwerk keinen Eintrag tut, ja vielmehr den künstlerischen Reiz des Wertes noch fördert. Das ist Spedmann, wo ich glaube, in vollem Maße gelungen. Ein Warrerbjoh aus der Lüneburger Heide, der, um Kunstmalen zu werden, nach dem Tode seiner Eltern nach München gegangen ist, wird in der neuen Umwelt, in die er sich in München gestellt sieht, an seiner Weltanschauung und auch an seinem Berufe irre. Ein Selbstkrieger, an sich selbst Bezweifelnder, kehrt er, mehr einem dunklen inneren Gefühl, als einer Überlegung folgend, in die ihm fast fremdgenordene Heimat zurück, wo er sich zunächst schon in der Verborgtheit eines einsamen Osthause aufhält. Allmählich beginnt nun an ihm die Heimat ihr selbes Wert der Genesung, er gewinnt seine Kunst, seinen Glauben an Gott, an die Welt und sich selbst zurück und erregt schließlich noch ein geliebtes Weib. Das alles hat die Heimat, die stille Lüneburger Heide mit ihren einfachen ersten Menschen ihm geschenkt, der hinaus in die glänzende fremde Welt gezogen war und dort nichts gefunden, sondern nur sich selbst verloren hatte. Wenn man dieses Gerippe der Erzählung so überblickt, möchte man wohl annehmen, daß der Verfasser eine unerträglich aufdringliche Tendenz vorgesetzt hat. Aber man verzieht die Tendenz beim Lesen, man verzieht, daß der Dichter aus eine Predigt über den Wert der Heimatdichtung für den Menschen

halten will und auch recht eindringlich hält, man verzieht das über der wunderbaren, mit den einfaches Mitteln arbeitenden Kunst, mit der Spedmann hier Land und Leute seiner Heide vor und erleben läßt, mit einer Frische und Lebendigkeit, die in der Heimatdichtung unserer Tage ihresgleichen sucht. Und gerade weil und der Künstler seine Tendenz so völlig vergehen macht, erzieht er mit ihm tiefer Wirkung, wohl er uns durchaus von der Wahrheit des von ihm vertretenen Gedankens so überzeugen. Das kleine Buch ist einfach aber würdig ausgestattet, hüben empfinden aber haben wir beim Lesen eine ganze Reihe lebendiger Beobachter. Da möge die Verlagsbuchhandlung bei der vierten Auflage für Wohlfeil sorgen. W. B.

— Vor der Sündflut. Erzählung von Hunsbolls Ende von Johannes Dole. Schwann'sche Med., Verlag von Fr. Vieweg, 1906. 412 Seiten. Preis 5 M., geb. 6 M. — Die literarische Erziehung Johannes Dole's wird von der Kritik sehr verschieden beurteilt, während die einen lebhaft für ihn eintreten, wird er von anderen scharf verurteilt oder doch sehr wenig hoch eingeschätzt. So hat noch jüngst Adolf Bartels über Dole ein recht scharfes und, wie wir glauben, nicht ganz gerechtfertigtes Urteil gefällt. In einem großen Teil trägt aber nach unserer Überzeugung die Schuld an diesem zweifelhaften Urteil doch der Autor selbst. Dole ist ein ungemein schnellarbeitender Schriftsteller, der es unter ein paar Novellen neben mindestens einem größeren Roman im Jahre nicht tut. Daß bei solcher Produktion neben Vollwertigen auch manches unterläßt, das dem literarischen Aufste seines Urberbers nicht gerade förderlich ist, ist leicht verständlich, ja kaum zu vermeiden. So haben auch wir, die wir nur einen Teil, und zwar nur den kleineren Teil, der schon recht kostlichen Reihe Dole'scher Schöpfungen kennen, schon recht Ungleichwertiges bei ihm angetroffen. Im allgemeinen darf man dabei wohl sagen, daß seine größeren Arbeiten, die denen der Dichter seine Darstellungskraft stark zusammengewonnen hat vor den kleineren, leichte Ware darstellenden den Vorzug verdienen. So haben wir in früheren Jahren seine „Eigier von Bornhöved“ und seinen „Mutterlohn“ hier warm empfehlen können. Bei seinem neuesten heute vorliegenden Roman: „Vor der Sündflut. Erzählung von Hunsbolls Ende“ sind wir erst allmählich warm geworden, da der Anfang manche ermüdende Längen aufweist und das Realolorit trotz einer zuweilen erzwungen archaisierenden Sprache nicht immer richtig getroffen erscheint. Wenn man es nicht beim Lesen selbst herausfühle, so verriet es einem der beigegebenen „Wahrsprüche“, daß Dole mit seiner Schilderung des mittelalterlichen friesischen Sodoms und Gomorras, der reihen und selbstgerechten sündigen Kaufkraft Hunsboll sowie ihres Unterganges in einer gemaltigen Sturmflut, einer „Mannbrände“ der Neujahrnacht des Jahres 1300 der gegenwärtigen Zeit einen mahnenden Spiegel vorhalten wollte. Unter dieser pädagogischen Absicht scheint die künstlerische Gestaltung etwas Schaden gelitten zu haben. Trotzdem befriedigt das Werk als ganzes durchaus und wir sind dem Dichter, nachdem die ersten Schwierigkeiten und Bedenken überwunden waren, willig und mit steigendem Genuß bis an das Ende gefolgt. Hunsboll ist das sagenhafte von den Wellen der Korbe verhängene Binn der Friesen, das lange vor Hamburg und überst im Korbe als Dombelbstadt gelübt haben soll, und um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts durch die Selbstgerechtigkeit, den Eigendünkel, die hoffärtige Sorglosigkeit und den selbsthüchigen Geiz seiner Kaufherren und geistlichen Würdenträger der Stadt gleich viel bei dem Untergange Sodoms und Gomorras dem Verderben entgingen. Wie die demokratischen und revolutionären Zustände, die damals am Ausgang des 13. Jahrhunderts das religiöse, politische und soziale Leben des Abendlandes erschütterten, die Waldenzer, die Weiblerer (= Gleichsteller, Name für die unter dem Namen der Vitalienbrüder bekannteren, gewisse sozialistische Züge tragenden Ceeräuber der Ost- und Nordsee), die Flagellanten mit ihren Uraden, den großen Hungernöten, dem schwarzen Tod usw. hat Dole gefischt in seine Erzählung verweben und so ein Gemälde entworfen, das trotz der gemachten Ausstellungen ein seltendes und unterhaltenes geworden ist, so daß die alten Freunde Dole's auch bei diesem neuen Bande ihre Rechnung finden werden. W. B.

In dem Aufsatz „Neue Realit.-Literatur II“, in Nr. 146 ist Spalte 1 Seite 15 von oben „Sergastoff“ auf der Unterdominanz zu lesen.

Ersteinst  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königl.  
 Erpedition der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 6, bezogen werden.

Nr. 148.

Sonnabend den 16. Dezember abends.

1905.

Die Wohnstätten der Urmenschen.

Eine prähistorische Skizze aus unserer engeren Heimat.

Von Karl Waacke.

Wenn wir zu Fuß von Leipzig aus die Schauffee nach Merseburg entlang wandern, so kommen wir, ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Städten, bei den Dörfern Günthersdorf und Göhren und umweit der Landstraße bei Meritzsch und Pölkau an verschiedenen Sandbänken vorüber. Nehmen wir einmal eine derselben näher in Augenschein! Über den sedimentären Sandbänken liegt eine dunkle, tiefschwarze Humusschicht. Die lagert ungefähr in gleichartiger Mächtigkeit auf den Sedimenten. Oft bringen lefeleartiger Vertiefungen, die sich durch ihre tiefschwarze Farbe prächtig von den hellgelben Sandwänden abheben, in die Unterlage ein. Diese freistehenden sonnenigen Gruben sind die Überreste der Urmenchenwohnungen, die wir jetzt miteinander ausgraben, und aus deren Innhalte wir uns dann ein Bild von dem Leben und Treiben dieser Menschen machen wollen.

In der frühesten prähistorischen Zeit, der „älteren Steinzeit“ oder „paläolithischen Periode“ hatten die Menschen noch keine festen Wohnsitze, sie konnten noch nicht Ackerbau und Viehzucht, waren folglich nicht an bestimmte Gegenden gebunden, sondern konnten auf ihren Jagdzügen weite Gebiete durchstreifen und brauchten am Abend nicht wieder den Ort erreicht zu haben, welchen sie des Morgens verlassen. Ihre Nachlager waren schnell bereitet. In den Wäldern suchten sie Schutz; vielleicht verflochten sie die Zweige noch dichter miteinander, als sie die Natur lehrte, dadurch wurde der Schutz noch erhöht. Oft bot die Gelegenheit bessere Unterschlupfe, die dann mit Vorliebe benutzt wurden; hierzu gehören hohle Baumstämme, überhängende Felsen und Erdhöhlen. Die Menschen der älteren Steinzeit hatten nur ganz einfache, gerahmte Steinwaffen; Knochen, Hörner und Zähne verarbeiteten sie ebenfalls zu Geräten. Alle Werkzeuge waren sehr primitiv eingerichtet. Die Technik vorwollähnliche sich natürlich immer mehr und mehr. So finden wir in der darauf folgenden Periode, der „jüngeren Steinzeit“ oder „neolithischen Periode“ bereits kunstvoll gearbeitete und polierte Steingeräte; auch die Vermertung des Zinns wird bekannt, Tongefäße treten auf. Mit Ackerbau und Viehzucht begann man sich neben der Jagd zu beschäftigen, und alle diese Fortschritte bewirkten, daß der Urmench nicht mehr unbeständig umherstreifen konnte, sondern er wurde allmählich an die Stelle gefesselt; er war genötigt, sich feste Wohnungen anzulegen. Die zwischen den einzelnen prähistorischen Zeitaltern kein plötzlicher, sondern ein ganz allmählicher Übergang erfolgte, so wurden auch die Urmenchen nicht plötzlich anständig, sondern nach und nach verlor sich das ziellose Umherstreifen und machte der Anständigkeits Flüg. Die Anlage der festen Wohnstätten geschahle sie je nach der Gegend recht verschieden. Wo Höhlen von der Natur gebildet waren, wurden dieselben lefeleerähnlich benutzt; wo aber kein festes natürlicher Unterschlupf zu finden war, da entschloß man sich zum Hütenbau. Drei Hauptarten von Wohnungsanlagen kann man unterscheiden.

1. Wo Überschwemmungen das Land unsicher zum Bewohnen, aber fruchtbar zum Bebauen machten; da wo das Wohnen in den Bergwäldern, wegen der wilden Tiere, höchst gefährlich war, legten die Urmenchen Pfahlbauten an. Mittens aus dem Wasser erhoben sich diese Pfahlbauten, ein schmaler Steg verband sie mit dem Festlande. So baute man schon vor vielen tausenden von Jahren Venedig im Meinen. In den Alpenen hat man bis jetzt fast 300 solcher Pfahlbauten bloßgelegt. Südlich der Alpen, in Oberitalien bauten die Menschen auch Pfahlbauten auf

trocknem Lande; hoch auf Pfählen, geschützt, lagen dann diese Hüten. Man bezeichnet solche Pfahlbauten als Terramare.

In Bayern, Schwaben, Böhmen usw. bot das Land Höhlen genug, da dachte man natürlich nicht an Hüten. Man spricht hier von Höhlenwohnungen, die Bewohner nennt man im Gegensatz zu den paläolithischen Höhlenmenschen die neolithischen Troglodyten (Höhlenbewohner).

Wann anders legten die Steinzeitmenschen ihre Wohnungen hier in unserer Gegend an. In Mitteldeutschland finden wir keine Pfahlbauten, keine Terramare, wenig Höhlenwohnungen. Während man im Süden den Boden der Hüten erhöhte, auf einen Pfahlrost stellte, so wurde er hier vertieft; diese Vertiefungen, von denen wir schon in der Einleitung sprachen, nennt man Wohngruben oder Wohnmulden. Als Untergrund der Hüte auf trockenem Boden benutzte man eine solche Mulde oder Grube. Diese Mulden sind das einzige, was in der heutigen Zeit noch von den Hüten übrig ist. Darüber wurden in der frühesten Zeit runde Hüten erhöht, die mit einem kegelförmigen Tuche versehen waren. Später baute man auch aus praktischen Rücksichten viereckige Hüten. Die Vertiefungen schuf man, damit der Hohlraum der Wohnungen ein höherer wurde. Um die Gruben herum schlug man im Kreise Pfähle, die dann den kegelförmigen Dachstuhl trugen. Die Pfähle wurden miteinander durch Zweige verbunden, dieselben verflochten sie mit Lehm, damit die Hüten gegen Wind und Wetter geschützt waren. Eine kleine Tür schloß die Hüte. Diese Tür konnte von außen und innen, je nachdem das Bedürfnis dazu vorhanden war, geöffnet und geschlossen werden. Die Wohngruben oder Wohnmulden sind oft 2 Meter tief, oft auch eben so breit, größte Dimensionen erreichen sie selten. In ihrer tiefsten Stelle hat vermutlich stets ein Feuer gebrannt, das zum Bereiten der Speisen und zur Erwärmlung der Hüte diente. Ofter waren auch zwei kreisförmige Mulden nebeneinander angelegt, dadurch entstanden elliptische Umbauere Hüten. Würde man die Summschicht einer Sandgrube so weit abhählen, daß die oberste Sandbänke frei läge, so könnte man die ganze Anlage einer solchen Hundbüttenanlage erblicken. Die Erde, welche man aus den Gruben schaufelte, wurde um die fertige Hüte gelegt. Von der Seite oder im kretrechten Durchschnitt erschiene die Sandgruben als niedrige Böder.

Beim Ausgraben solcher Wohnmulden finden wir die mannigfaltigen Gegenstände, Steinwaffen, gebrannten Lehm, Urmenchen, wenn das Glück günstig ist, ganze Gefäße, glatte Steine, muldenartig vertiefte Steine, angebrannte und aufgeschlagene Knochen, Hörner, Geweihstücke, mit Lehm zusammengegebundene Getreidekörner und vieles andere. Uns allen diesen Funden können wir recht vieles ableiten. Zunächst erfahren wir, aus welcher Zeit diese Wohnungsstätten stammen. Selbstverständlich kann man nicht von einem gefundenen Scherben auf die ganze Periode schließen, sondern durch Ausgraben vieler solcher Mulden ist erst möglich, feste Behauptungen aufzustellen. Die meisten Hundbüttenanlagen entstammen der „jüngeren oder polierten Steinzeit“ oder wie sie noch heißt „der neolithischen Periode“. Vereinzelt kommen auch Mulden vor, die der Bronzezeit angehören; denn Bronzezeit und Scherben, die Gefäße dieser Periode angehören, findet man in ihnen. — Die elliptischen Mulden kommen verhältnismäßig selten vor. Manchmal stehen auch zwei Mulden durch einen Gang in Verbindung.

Wie komme ich nun dazu, zu behaupten, daß die Hüften die Gestalt hatten, die oben des Näheren beschrieben worden ist? Die Vermutung läge noch näher, daß über diesen Gruben kegelförmige Helle, etwa nach Art der Indianerwiggams, errichtet gewesen wären. Das ist nicht der Fall, sonst wären die Helle, die um die Mulde gefaßt haben, scharf in die Erde gerammt worden. Im Wirklichkeit liegen aber die Pfahlstreife und auch Löcher, die auf vorhanden gemessene Pfähle deuteten, und die man dann und wann noch neben den Gruben findet, senkrecht. Auch daß die Hüften mit Weisig umflochten und mit Lehm beklebt waren ist keine aus der Luft gegriffene Behauptung; denn wenn wir die Lehmstücke, die in den Mulden gefunden worden und die nebenbei bemerkt durch das Aufsteigen ganz rot gebrannt sind, näher in Augenschein nehmen, so sehen wir oft noch ganz deutlich die Abdrücke von dem Weisig, mit welchem die Pfähle zunächst umflochten waren. Im nördlichen Teile der Provinz Sachsen, z. B. bei Köthenleben und in der Provinz Brandenburg hat man Urnen gefunden, die genau die mutmaßliche Gestalt dieser Rundhüften hatten, man hat diesen Gefäßen den Namen Hausurnen gegeben, weil die Gestalt der Wohnung nachgebildet war. Ebenfalls wurde die Asche der Toten in diese Urnen getan, auch nach dem Tode sollten sie sich in einem solchen Raume aufhalten, der ihnen im Leben lieb und wert gewesen. Diese Urnenart verhielt also noch die Behauptungen, die über die Hüftenform aufgestellt sind.

Die Funde der Wohngruben lehren uns auch recht viel von der Handfertigkeit der jüngeren Steinzeitmenschen. Als Waffen wurden noch häufig dieselben Formen benutzt, die uns schon in der älteren Steinzeit entgegentraten. Kleine Schaber, prismatische Messer, Pfeilspitzen, hammerartige Werkzeuge, die durch Beschlagen von großen Feuersteinblöcken entstanden, finden wir. Daneben treten auch solche Stüde auf, die an dem Rande fein gegelstet waren; die bei der Dangelung oder Freisetzung der Werkzeuge durch Druck erzeugten Vertiefungen heißen Retoucheen. Schlag und Druck waren in der älteren Steinzeit die beiden Hauptmittel zur Verarbeitung der Steinmassen. Jetzt in der „neolithischen Periode“ kam man dahinter, die Werkzeuge noch zu härten und zu glätten. Diese Art der Steinzerlegung war eine bedeutend vorteilhaftere; denn die scharfen und glatt polierten Steinmassen brangen viel tiefer in das Fleisch ein, vermochten also dem Jagdopfer eher den Todesstoß zu versetzen, als das bei den paläolithischen Artenfalls geschah. In den Wohngruben finden wir mancher schon polierte Waffe und viele Bruchstücke von solchen. Feuersteine wurden hierzu weniger benutzt, um so mehr treten uns Flint (Grünstein), Braunauze und Kieselsteine entgegen. Diese Gesteinsarten wurden nicht, wie man früher annahm, eingeschleppt, sondern die Leipziger Gegend lieferte sie selbst. Der Schotter des alten Saalklauses und auf den Feldern liegende Geröllstücke bieten uns dieses Rohmaterial noch heute dar. Aus demselben wurden Formen, die flachen Beilen, Meißeln, Hobeln, Messern, Hämmern, Äxten und ähnlichen Werkzeugen gleichen, geschlagen. Oft wurden diese Geräte durchbohrt, damit man sie besser befeigen konnte, dann polierte man sie und verahf sie mit Schärren. Auch Horn, Knochen und Tierzähne wurden als Waffen benutzt. Aus den Geweihhlingen der Hirsche verfertigte man Schlagwerkzeuge, die Tierknochen wurden zu Priemen und Nadeln verarbeitet, die Eckzähne der Raubtiere (Döhlenbär) lieferten gute Reiß- oder Schlitzwerkzeuge. Zum Beschlagen der Steinbeile und anderer Steinmassen nahm man kugelförmige und gebogene Poliersteine.

### Hüherbeiprägnungen.

— Eduard Mörike, Lieder und Gedichte in Auswahl mit Buchdruck von H. Bageler, Leipzig. Leipzig, G. J. Götchen. Auf Vütenpapier gedruckt und in Originalpapband geb. 2,50 M. Nummerierte Exemplare auf schönem Vütenpapier in Pergament oder Leder geb. 12 M. — In einem außerordentlich vornehmen Gewande, das das Buch für Geschenkzweck besonders geeignet macht, werden uns hier in einer Auszahl etwa 55 Gedichte des großen Lyrikers geboten, die bestimmt sind, dem, der Eduard Mörike noch nicht näher kennen sollte, einen tiefen Eindruck von der eigentümlich altdeutschen und doch suntsingagelneuen Poesie des Schwaben Mörike zu machen, der auf dem Gebiete der Vieraktstüme dem Franzosen Goethe fast ebenbürtig ist, so daß er Höflichkeit und Tieflichkeit

Als etwas ganz Neues tritt in der ersten schärfsten Periode der Menschheit die Bearbeitung des Tonens auf. Die Töpferei begann sich zu entwickeln. Freilich benutzte man zum Herstellen der Gefäße noch keine Drehschiffe, aber immerhin treten uralte, wenn auch meist in Bruchstücken, schöne Formen entgegen, so daß wir über die Handfertigkeit kaum müssen. Zuerst branten die Urnenmenschen einfache zylindrische Gefäße, die alle jegliche Verzierungen waren; später aber gab man den Gefäßen schon geschwungene Formen und schon ziemlich geschmackvolle, wenn auch einfache Sandverzierungen wurden eingeätzt. Man kann diese Zeit der neolithischen Periode daher als Epoche der Vordorfkeramik bezeichnen. Besonders schöne Reste von dieser finden wir in den Hüftenhöhlen Wohngruben. Auch den Ton zu den Gefäßen haben die Urnenmenschen an Ort und Stelle gegraben; denn unter und zwischen den Mörteligen Wohnmulden lagert Ton, der gebrannt dieselbe Farbe und Struktur zeigt, wie die dazwischen gefundenen neolithischen Gefäßscherben.

Unsere Grubensfunde lehren uns ferner, daß die Steinzeitmenschen der erdachten Seidelungen Ackerbau, wenigstens Getreidebau betrieben haben. Zwischen Weisig und Lehm finden wir des öfteren Körner. Drei Arten von Getrealen treten uns entgegen, nämlich Gerste, Weizen und Hirse. Von dem Anbau des Roggens und Hafers erfahren wir nichts. Das Getreide wurde auch schon gemahlen, besser gesagt gequetscht. Die Körner wurden in einen muldenartig vertieften Stein geschüttet und dann mit einem glatten Steine, dem Reibeisstein, zerrieben. Solche Reibeissteine treten in den Gruben in verhältnismäßig großer Zahl auf, während man von den muldenartigen Maßsteinen nur dann und wann Bruchstücke findet.

Mit der Haustierzucht war man ebenfalls vertraut. Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde waren die fünf Tierarten, die sich die Menschen der damaligen Zeit dienstbar gemacht hatten; massenhaft Anhängungen von Knochen dieser Tiere in den neolithischen Niederlassungen beweisen das.

Die liebste Beschäftigung für die Menschen der neolithischen Periode war und blieb die Jagd. Ackerbau und Viehzucht wurden nicht so regelrecht wie heute betrieben. Das lag da näher, als Vertreter dieser beiden Erwerbe im Nebenanne, Jägermann dagegen im Hauptamt zu sein? Der Wald zeigte einen reichen Tierbestand. Hirsche, Rehe, Bälse, Bären, Füchse und Wildschweine traten in Menge auf. Diese wurden mit Lanzenwürfen erlegt oder durch Pfeilschüsse niedergelockt. Viehschiff fing man sie auch in Fallstricken und tötete sie dann durch Langzeitlöcher. Knochen von Jagdtieren treten in den Mulden vielfach auf. Rest sind sie aufgefunden worden, damit man zu dem härtesten Marke gelangen konnte, oft sind sie von Hundten benagt worden, das zeigen die Zahnspuren dieser Tiere an den Knochen. Recht zu verwundern ist es, daß Knochen von Bögeln verhältnismäßig selten auftreten. Ebenfalls reichen die einfachen kleineren Pfeilspitzen noch nicht aus, den Vogel herunterzuholen.

So haben wir den Wohngruben oder Wohnmulden einen Besuch abgesehen und aus ihren Funden das Wichtigste der jüngeren Steinzeit kennen gelernt. Oft wird der Leser einen solchen Mulde begegnet sein, doch ohne sie zu beachten ging er vorüber. Die noch nicht alte prähistorische Wissenschaft wäre viel geflärt, wenn ihr nur einigermaßen etwas Interesse dargebracht würde, und man sollte meinen, das wäre nicht schwer.

die Anerkennung abdrängte, er ersahene beinahe wie ein Sprößling, aus einer milden ehelichen Verbindung des großen Clompfers hervorgegangen. Nach vier Seiten hin krablt sich hier das Bösen Mörikes aus. Wir sehen zuerst den eigentlichen Wiederdichter Mörike vor uns, wie er durch die Vertonungen Hugo Wolfs, der zur Popularisierung der Poesien Mörikes viel beigetragen hat, in die Konzertsäle und das Publikum gebrungen ist („Gefallen stieg die Nacht ans Land“, „Sauswein“, Brauwind“, „So ist die Lieb!“, „Früh, wann die Söhne trahn“, „Vollzeit! wie schnell vordra“, „Auf ihrem Leidröschchen, So weiß wie der Schnee“, „Jülich ist des Bogels Tritt im Schnee“, „Ach, wenn's nur der König auch rüst“, „Wie heißt König Ringangs Tochterlein?“, „Ein Tännlein grünt mo“). Sodann sehen wir in einer Reihe von Märchen, Schwänzen und Jbnellen („Der Feuerreiter“) den Freund Moriz Schwinds, wie

er das scheinbar Unbelebte belebt macht und eine Welt von Phantasie erschafft, wie sie etwa der Geist des Weines erzeugt, wozu die beim Weine zu findende Ballade „Des Schloßküpers Geister zu Lübingen“ Zeugnis ablegt, oder wie vertieft und in die außerordentlich beglückte Stimmung der Kleinmalerie, wie sie aus dem alten „Turban“ weht. Seltener sehen wir Märie von der religiösen Seite („Herr schide, was du willst“, „Och, o Welt, o laß mich sein!“) wor der Dichter, ohne Zeigung und Begabung für seinen patriarchalischen Beruf, auch kein guter Geistlicher, so war er, gleich anderen bedeutenden Geistern, doch ein Herzengriß, beläßt Ringergemüt und echte deutsche, an das sechzehnte Jahrhundert, an Luther, Hans Sachs und Bärer erinnernde Frömmigkeit und mußte ihr einen ebenso tiefen wie jarten Ausdruck zu geben. In der letzten Abteilung endlich haben wir Märie den Menschen vor uns, wie er sich, was er gern tat, beglücklich geben läßt, im Hauskreise dichtet und schnitzet, das Lob der Faulheit singt, am Waldsaime lange Nachmittage, dem Ruden forschend, im Grase liegt und träumt, sich von der Lektüre sader Gedichte dadurch befreit und reinigt, daß er einen herzhafteu Rittich verpeißt und noch der kleinen anheimelnden charakteristischen Züge mehr sind. Innerhalb der drei Abteilungen sind die einzelnen Stücke in chronologischer Ordnung gehalten, so daß wir ein Bild der Entwicklung des Poeten bekommen. Im ganzen erhalten wir das Bild eines echten Dichters, der ohne Reflexion schafft und somit unmittelbar zum Menschenhingen spricht, wozu die Musik Gebrauch gemacht hat. Außerordentlich ist auch die Bestkunst Märies. Scheinbar jwang- und müheles springt alles wie ein Quell aus dem Innern hervor und ist auch auf Intuition zurückzuführen. Manches mußt nachlässig und unregelmäßig an und ist es doch nicht. Denn bei näherem Zusehen bemerkt man erst, wie die Unregelmäßigkeit schön ist und wie auch sie Gesegen entspringt, die das glatt Dahinfließende als langweilig und unschön verpönd und fordern, das durch Dissonanzen der Wohlklang erst recht hervorgehoben und zur Geltung gebracht werde. Wie aus dem Inhalt der Poesie Märies unsere Zeit so recht erleben kann, was Poesie ist, so kann sie auch in der Form derselben die Bedeutung und den Zauber einer solchen erkennen lernen. Sie kann endlich einsehen, daß die wahre Kunst, unberechnlich von Zeitereignissen und Tagesgeschmack, sich immer gleich bleibt und mit dem nicht gemein hat, was die Verblindung des Publikums und der Schaffenden vorübergehend zur Geltung erhebt. J. R.

— Frauenleben. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hanns v. Hobelitz. VII. Maria Stuart von Prof. Dr. G. Sed. VIII. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (die Pfälzer Gefolge) von Prof. Dr. J. Wille. Wiesbaden und Leipzig, Verlag von Lehmann u. Neumann. 1905. Preis je 3 K. — In den Frauen, deren Schicksale die Teilnahme der Nachwelt besonders lebhaft erregen haben, gehört unumwieselt Maria Stuart. Schon in der Wiege war sie Schottensönigin, dann kam sie als Braut des Dauphin an den französischen Hof, wurde Königin von Frankreich und erlebte hier eine glückliche Jugend. Der Tod des Gemahls und der Tod ihrer Mutter, der Regentin Schottlands, führte sie aus dem sonnigen Süden in die rauhe nordische Heimat zurück; es folgte ein kurzer Aufenthalt, in dem sie sich ihren Leidensschicksal hingab und schwere Schuld auf sich lud, und darauf der tiefe Sturz einer langen Gefangenschaft und das Ende auf dem Schafot. Das ist ein Leben, an sich schon erschütternd, und Deutschen aber noch besonders nahe gebracht durch Schillers Drama. Es ist deshalb verständlich, daß in die Sammlung „Frauenleben“ auch eine Geschichte der Maria Stuart aufgenommen worden ist. Jedoch nicht zuerst einen Abriß der schottischen Geschichte und erzählt dann das Leben der historischen Maria Stuart. In den vielmehrstrittenen und oft erörterten Schuldfragen tritt er nicht auf die Seite der Verteidiger Märies. Er deutet an, daß er an intime Beziehungen zu Riccio glaubt, womit er vielleicht etwas zu weit geht. Betreffs der Frage, ob Maria in den Plan zur Ermordung des Gatten eingeweiht gewesen, trifft er keine endgültige Entscheidung, nimmt aber ein Liebesverhältnis mit Botwell an; beides entspricht durchaus dem Stande der Forschung. Auch in der Beurteilung des Anteils der Maria an den Hochverratsplänen und in der ihres Todes muß man ihm zustimmen. Recht beachtenswert ist, wie sich Heyd zu denen stellt (S. 208), die Maria Stuart für das heute an allen überlieferungen Schranken räuelnde Freiheitsbegierden der Frau in Anspruch nehmen, die das Jüngendrecht der Schönheit und des rücksichtslosen Aufwandes

in heißen und folgen weiblichen Blut veründen. Er sagt, daß hierbei eine Beziehung zu Maria Stuart nur durch eine kulturhistorische Vergleichung gewonnen werden können, daß von einer „bemühten, selbstigenen Souveränität der Gittlichkeit, die sich ihre Gebote im Sinne der individuellen Vollfreiheit und des Kampfes gegen die allgemeine Herkömmlichkeit selber setzt“ im geschichtlichen Betradt nicht die Rede sein könne. Alles in allem können wir diese Biographie unseren Lesern warm empfehlen, geschmädt ist sie mit 5 sehr gut ausgeführten Bildern. — Ebenso waran können wir auch das zweite Bändchen empfehlen, das Viselotte Leben erzählt. Auch sie ist über die Dähne gegangen und hat von jeder das Interesse auf sich gezogen. Den Namen Viselotte trug Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Gemahlin Philipp von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV. Ihr Verlenntnis: „Man ist doch nie wohl in der Fremde und besser zu Haus und in seinem Vaterlande“ zeichnet ihren Charakter. Sie besahte am französischen Hofe ihre deutsche Gesinnung, ihre pfälzische Natur und ist allgemein bekannt durch ihre frisch und ungeschminkt geschriebenen Briefe, die ihr naive, herbes und witziges Wesen zeigen und ein angezogenes Bild vom französischen Hofleben geben. Inmitten der dort herrschenden Sittenlosigkeit an der Seite eines unmürdigen Gatten, der ein lasterhafter Bähling war, bewährte sie eine strenge Sitteneinheit und gewann sich die allgemeine Achtung: „Alles was ich sage und tue, es sei gut oder überzerg, ähmieren die Hofleute dergaßen, daß es mich wohl laden macht.“ Ihrem Grundfah „Kein Watt vors Watt nehmen“ blieb sie auch dem Könige gegenüber treu; er liebte ihr frisches Wesen, ihr ungeschwungenes Auftreten und ihr gelundes Urteil. Ihr starker und ungerichtetes Haß gegen die Maintenon hat seine Quelle in der eifersüchtigen Furcht, durch sie auch der Gunit des Königs verdrängt zu werden, und in dem Stolz auf ihre fürstliche Geburt der Bürgerlichen gegenüber. Ohne ihre Schuld wurde ihre Ehe für ihre Heimat der Anlaß zu vielem Unglück. Ludwig XIV. nahm ihre Erbanprüche zum Vorwand für den dritten Raubkrieg, in dem die Pfalz so furchtbar verwüßt („verbrannt“) wurde, Ereignisse, von denen die Ruinen des Heidelberg Schlosses noch heute Zeugnis ablegen. Mit schwerlicher Sorge erfüllte Viselotte der an dem Beispiel des Vaters verdorbene Charakter ihres Sohnes Philipp von Orleans und seine Regentenschaft; in seinem Kriege gehörte das Vater zum guten Ton, und seine Verwaltung (der Lawche Sanftmütigkeit) brachte Frankreich an den Rand des Abgrunds und hat die Zustände großziehen helfen, die zur französischen Revolution führten. Der Verfasser der vorliegenden Biographie, Oberbibliothekar Prof. Dr. Wille in Heidelberg, läßt sich als Wähler zu ihr besonders hingezogen und hat sich schon früher als Forscher mit ihrem Leben beschäftigt; auch in dieser Darstellung beweist er, daß ein neues Charakterbild der Viselotte durchaus nicht überflüssig gewesen ist. Geschmädt ist das Bändchen mit fünf trefflichen Kunstwerken. Beide Bänder sind elegant auch sonst ausgestattet und als Weihnachtsgeschenke passend. A. Bs.

— Kinder ihrer Zeit, Geschichten von August Sperl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1906, 284 S. Gehet 4 K., gebunden 5 K. — Der Historiker Sperl hat hier dem Dichter Sperl zu eintüchtigem Wirten die Hand geboten, eine selten glückende, wenigstens so vollkommen glückende Verbindung, aus der Lütchtiges, ja Vortügliches hervorgegangen ist. Die Sprache dieser Novellen ist knapp und markig, die Gestaltung des Stoffes scharf und charakteristisch. In Farben und Ton der Darstellung sind die Geschichten dem Weien der Zeit, in der sie spielen, mit seinem Empfinden angepaßt. Man vergleiche dafür die erste Novelle, die kurz nach dem dreißigjährigen Kriege spielt und uns unwillkürlich an einen Band in die gleiche Zeit geleitet J. J. Davidich Geschichten erinnert hat, mit der zweiten, die den Geist der Renaissancezeit atmet, als diese neue Geistesbewegung nach Deutschland hinüber zu irrsen begann. Nicht wie in Italien hat hier der neue Geist eine wirklich maßvolle Bewegung ins Leben zu rufen vermocht. Als Enttäus empfinden sich daher die von ihm in der Fremde Brütchen. Ein weltverachtender Stoppismus, der sich hier und da in einer burlesken Verpöpfung des Treibens der Mittel, das zu ändern oder zu beherzigen man sich ohnmächtig fühlte, Vult schaffte, war die geistige Grundverfassung seiner Träger. Das bringt die zweite Novelle des Bandes: „Die beiden Heiligen“ gut zum Ausdruck, in der zwei wunderwürdige heilige Antonieus von Padua, die sich als Konturen in zwei benachbarten Kirchen, der eines Klosters und einer Stadtpfarrkirche, angefindet haben, auf Befehl des Klosterweiges sich auf dem seine Gottesurteil unterziehen

müssen, wobei der Heilige des Klosters zwar wegen seiner künstlerisch herbeigeführten Schwere den Sieg gewinnt, aber im See, wo er am tiefsten ist, verirrt, der flüchtige zwar an der Oberfläche bleibt, aber als unergiebigen entlarvt wird. Die dritte Geschichte des Bandes spielt zur Zeit der Bauernkriege und hat einen Bauernjungen zum Helden, eine edle Simplicitas Simplicitätsgestalt, der, von den aufrührerischen Bauern zum Mitum gepreßt, nach Würzburg, dem Ziel seiner Träume gelangt und hier zur Teilnahme an dem Sturm auf das bischöfliche Schloß durch die Aussicht, nach Erlösung des Schloßes in die Heimat, nach dem väterlichen Lindobhof, wohin er weder Weg noch Stieg kennt, zurückkehren zu dürfen, ermunert wird. Beim vergeblichen Sturm fällt der „Mildtäter“, und im tödlichen Wundenbermah findet er den Weg in die Heimat, den er auf Erden in seiner kindlichen Beschränktheit verloren hatte, wieder. Die schon erwähnte erste Novelle des Bandes, „Der Obrist“, spielt in einer etwas jüngeren Zeit als die beiden anderen Geschichten. Sie ist wohl mit gutem Vorbedacht trotzdem von der letzten an die erste Stelle gerückt worden, denn sie übertreibt an Wucht der Darstellung und trefflicher Zeitaltercharakterisierung die beiden anderen, wenn auch die Exposition und Vorgeschichte einige Unklarheiten übrig lassen und nicht begreift, weshalb bei alle Obrist gerade den Ort, wo er im Jugendübermut schwere Blutschuld auf sich geladen, als Heim für sein Kind erwählt hat, in das es als Obris einkehrt, ohne den Platz sofort wieder zu erkennen, und wo er schließlich durch die Wucht der Erinnerungen erdrückt Hand an sich selbst legen muß. Man vergißt aber diese anfänglich aufsteigenden Bedenten über den lebensvollen Erscheinungen dieses Obristen, des Pfarrers und auch des Kapitäns Brandner. Die düstere Szene der Beisigung des Obristen in der Gruft der Dorfkirche, in der auch die von ihm vor Jahren in den Tod Getriebenen ruhen, ist von grandioser Wirkung. Pfarrer und Kapitän setzen sich an der offenen Gruft gegenüber, jener im Begriff, trotz der Drohung des Kapitäns einen Zeichenkern im Grabe des alttestamentlichen „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ zu halten, dieser entschlossen, den Pfarrer niederzuschleifen, sobald jener das furchtbare Geheißnis des Obristen, das er durchschaut, lüftet. Ein Kind, der unschuldige Enkel des Obristen, ist es schließlich, das den Geistlichen, was die Willen des Kapitäns nicht vermocht haben, zur Milde führt und einen veröhnlichen Ausstieg gestattet. Es ist im allgemeinen gefährlich, Vergleiche zu ziehen, und es verführt meistens zur Ueberschätzung, deshalb möchten wir hier nur bemerken, daß die Epischen Novellen an die Werke eines Meisters der historischen Novelle, Conrad Ferdinand Meyer, unmisslich erinnern.

des Wilderers, die schleichende Verfolgung, die atemlose, heiße Jagd auf Menschen, darin die Überlegung ganz betäubt wird von der Oer zu fallen, zu halten, der unheilvolle Schuß des jungen Menschen, das gräßliche, glibberartige Estante, als der Tod plötzlich in den Waldesjauber tritt, und schließlich die hilflose Verweisung, das alles ist unübertrefflich gegeben. Von hier an wird der Roman nach und nach flacher; in nächsten Kapitel wird noch gelüßelt, wie die Seele des Klemens sich Trost sucht in den Begriffen: Verpflichtung, Gutmachen, Wohlthat. Dann sehen wir ihn nach ein paar Jahren wieder als Mann, und das skaurige Ereignis spielt durch alle Vorgänge, als Wärgе zu der üblichen Liebesgeschichte zweier Paare. Diese Liebesgeschichte selbst ist mit allen Vorzügen von Goldner Schreibweise ausgestattet und sie handelt von den Folgen, welche die Wohlthat an der Familie des Erbschotten für Klemens und die Seinen hat. Man hat sich da aus reinstem Willen, um mit Frau v. Gauth, Klemens' Vater, zu sprechen, etwas Schönes „aufgelacht“. Und nicht einmal freilich und möglichst gewirkt, sagt zwischen den Zeilen die Autorin. Ja, Wohlthat ist eine der schwierigsten Kunst. Es gehört dazu nur eine Kleinigkeit: Menschenkenntnis, Herzengüte und Objektivität. Interesse ist das Buch sicherlich, wenn es ihm auch an der psychologischen Vertiefung mangelt, die andere Werke der Autorin auszeichnet.

E. Wolfgram.

— Marie Joachim, Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Eugen Diederichs Verlag, Jena und Leipzig. 4. A., geb. 5. A. — Eine gut-unterrichtete Dame, die sich schon mehrfach mit den Charakteren und Problemen der deutschen Romantik beschäftigt hat, will einem weiteren Publikum durch dieses Buch vom Verständnis der Romantik helfen. Au Recht ist ihr dabei Friedrich Schlegel Führer und Topus; scharf zeigt sie, wie Wilhelm Schlegel verlassend populärer hat, während die schwankende Haltung Lieds nicht minder deutlich auch Licht gegeben wird. Da die Verfasserin sich später ausführlicher mit Goethe auseinandersetzen will (S. 118), sei ihr Streben, Fr. Schlegels Dunkelheiten als bloß formale Schwächen zu betrachten, nur erwähnt. Seiten kann die häufige Wiederkehr gleicher Gedankengänge, die bei der Anordnung des Stoffes (nach den Grundbegriffen der Romantik) freilich nur schwer zu vermeiden war. Von „Deutscher Germanistik“ zu reden (S. 152), ist nicht raffisch: Deutlichphilologie oder Germanistik schlechthin muß es heißen. Die Meinung, daß man an der blühenden Pflanze schneller und leichter demonstrieren könne als an der langsam keimenden Zwiebel (S. 30), wird die Botanik unserer Tage kaum teilen; ebenso wenig hält es der Referent für methodisch heilam, daß die Verfasserin ihre Darstellung mit dem Höhepunkte der romantischen Kunst- und Weltanschauung, der Zentrumslehre, beginnt. Schwierige Lehren lassen sich noch immer am leichtesten aus ihrer Genese verfolgen. Eben wegen ihrer Vertrautheit der Materie legt Marie Joachim oft zu viel voraus bei denen, die sie doch emporeben will. So ist es ein fleißiges, aber kein ganz leicht lesbares Buch, das sie uns gegeben.

Dr. C. G. M.

— Eine Wohlthat. Roman von Ida Bog, Ed. Verlag von Helweg & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Die mit Recht beliebte Verfasserin hat hier, wie wir schein, einen Traut aus zweierlei Weinen gemischt, aus edlem und minderwertigem Gemisch. Ein tiefes Problem: Wie ist übererlöste Wohlthat — denn es ist ja nicht einmal erwiesen, ob dieser Wohlthat als in Notwehr verübt angesehen werden kann — zu süßen an den Hinterlassenen des Toten? Hält sich überhaupt vergleichen süßen? Kann man das durch Wohlthaten gut machen? Und — was ist denn überhaupt Wohlthat? Der Mörder ist der junge lebensfrohe Sohn einer adeligen Familie, der auf der Jagd einen Wilderer verfolgt und erschießt. Diese Begebenheit bildet das erste Kapitel des Romans, das außerordentlich wiedererlebend ist. Mit Meisterhand ist dieser Morgen im Frühlingsschmelze gezeichnet, und die harmloseste Stimmung des jungen Menschen, wie er mit Archibald, dem Forstgehilfen, Faticum und Bauerphilosophen, erwartungsvoll und abnungsvoll hineinschreitet in die dümmrigen Buchenhallen. „Tausend Lüfte vermischen sich miteinander und gaben der herben Frühluft eine kräuterige Würze. Es duftete das Moos, stark und süß mit der Junge schmeckbar; es duftete das junge Laub —, der Esen —, der überreife Waldmeister wie süße und leise Fäulnis. Klemens schloß die Balconeten um Entäuden ein. Mit allen Sinnen nahm er die Welt in sich auf, kein Zeichen ihres Erwachens entging ihm.“ Die Freudigkeit der gesunden Jugend erfüllt ihn ganz. Und noch eines kommt hinzu, die Lust der Jugend am Abenteuer, die Erwartung, ob wohl Wilderer sich zeigen werden. Diese Stimmung des Jünglings, das Erwachen des Morgens, das Weben von Pflanzen- und Tierleben im Walde, das Austausch

— Schule und Leben. Reden und Ansprachen von Dr. Gustav Heider, Geh. Regierungsrat, weil. Gymnasialdirektor in Stettin und Schlefungen. Mit Bildnis und Lebensbild. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Buchhandels 1905. Gr. 8. 171 S. 2,50 A. — In wissenschaftlichen Kreisen ist der Verfasser der vorliegenden Reden durch sein Buch über Das Schulwesen der Jesuiten nach den Ordensgesetzen dargestellt (1863) bekannt; unter feinen Schülern genos er großes Ansehen als Direktor des Königl. Gymnasiums zu Schlefungen und seit 1878 des Marienstiftsgymnasiums zu Stettin. Wie er mit großer Verteidigung die Vermaltungstätigkeit ausübte, so wußte er die Herzen durch seine Reden zu begeistern. Unter den 11 Entlassungsreden für die Abiturienten sei die herausgehoben, mit der er 1899, zum 60. Male, die mit dem Zeugnis der Reife abgehenden Schüler entließ: Paläoptron und Kretzer, Bestand des Alters und der Jugendfreude, heißt die Überschrift. Wie hier, so waltet auch in den übrigen Reden Goethe'scher Geist. Auf die fülle geistvoller Antikthesen, die in trefflicher Weise an die bekannte Dichtung anknüpfen, können wir nicht eingehen. Vier Ansprachen wurden an patriotischen Gedenktagen, vier an Gedenktagen der Reformation, zwei in Schulandachten gehalten.

u.



## Theodor Fontanes gesammelte Werke.

Nicht viel über ein Jahrfrüh nach dem Tode Theodor Fontanes, der am 20. September 1898 zu Berlin aus seinem tätigen fruchtreichen Leben scheid, tritt eine Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ hervor, deren erste Serie, die Romane und Novellen des Dichters umfassen, zur Stunde fertig vorliegt (Berlin, Fontane u. Co.). So gut es zu verstehen ist, daß gerade diese bekanntesten und verbreitetsten Schöpfungen Fontanes an die Spitze der beachtlichsten vollständigen Sammlung seiner Werke gestellt werden, so entschließt man sich des Gedankens nicht, daß man recht gut diese zum Teil in fünfter, sechster, achter, je zwölfter und fünfzehnter Auflage vorliegenden Romane zunächst noch für sich selber sorgen lassen konnte und daß die Fortsetzung der zweiten oder unter Umständen der dritten Serie, die Sammlung der Gedichte, der autobiographischen, der schildernden Schriften, der Wanderungen und Kriegsbereiche für den eigentlichen Juvet einer Gesamtausgabe von größerer Wichtigkeit und Dringlichkeit gewesen wäre. Das Gesamtbild einer so unerschöpflichen, von Herkömmlichen weit abweichenden Natur und Entwicklung, einer Lebensanschauung und Weltanschauung, deren volle Bekanntheit, wie deren ästhetische und ethische Höhe sich erst bei der vergleichenden Würdigung aller Leistungen Fontanes ergibt, wird so lange unvollständig bleiben, als nur die Erzählungen des Schriftstellers vorliegen und auch von Bewunderern ausschließlich beachtet werden. Man darf wohl sagen, daß die Romane Fontanes ein treuer Spiegel des geistigen Lebens wie der vorwaltenden Grundrichtung dieses Dichters in der zweiten Hälfte seines Schaffens sind. Wer doch nur für die Wissenden, die sich beständig der neben ihnen erklingenden Weisheit, der christlichen Selbstbekenntnisse, der Eindrücke der Außenwelt auf sein Fühlen und Denken erinnern. Der ganze Fontane, die in sich geschlossene Individualität ergibt sich erst aus dem Zusammenwirken der beiden Gewalten, die sein Leben und Dichten beherrscht haben: der Stimmungskraft und künstlerischen Empfänglichkeit für das menschlich Edle, das Erhabene und Tiefe und der Gabe der schärfsten Beobachtung, der nichts im großen Bereich der menschlichen Dinge entgeht und nichts minderwertig erspricht. In einem Teil seiner Romane und Erzählungen hat der Dichter fast nebenbei, jedenfalls mit bewusster Einseitigkeit die letztere Gewalt vorherrschend lassen, in einem anderen Teile ist das Gleichgewicht zwischen beiden besser gemahnt, immer aber gehört es zur vollen Würdigung dieser Prosa, daß ihr Urheber zum Vers ausgegangen ist und eine Zeit in seinem Dichterleben gehabt hat, in der er den Vers ausschließlich prägte. Die Melancholie, die aus Fontanes Romanen hervorleuchtet, ist keine von Haus aus fertig, sondern unter inneren Kämpfen und Wandlungen entwickelt, für deren volles Verständnis es bei der Briefe des Schriftstellers nicht gut, die autobiographischen Aufzeichnungen aber keinesfalls entbehrt werden können. Es ist also nur ein Anfang zu der unerlässlichen Gesamtausgabe von Fontanes Werken, der mit dieser ersten Serie vorliegt — freilich der Anfang, der auf die zahlreichste und weiteste Empfänglichkeit, auf den stärksten Beifall zu rechnen hat. Daß diese inhaltreichen wie umfangreichen zehn Bände unter allen Umständen zum bleibenden, nachwirkenden Gewinn der deutschen Literatur aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts eingeschätzt werden müssen, brauche ich nicht zu sagen. Aber sicher sprechen die Romane und ihre Lebensbilder nicht alles aus, was Fontane fühlte und dachte, obgleich sie es Schritt für Schritt können tun — im letzten Werk „Der Stechlin“ vielleicht am häufigsten — und nur die Fäden, die von den Gedichten und persönlichen Lebenserinnerungen zu ihnen oder auch aus ihnen heraus zu den Gedichten und Erinnerungen zurückzuführen, geben das ganze höchst wunderbare Gewebe seines

Geistes und seiner Anschauung. In B. Diltzeys neuestem ganz vorzüglichem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung“ stehen ein paar wundervolle Stellen über Lessing: „in der Tat sind gewichtige Gründe vorhanden, zu glauben, daß er seine letzten höchsten Lebensresultate teils gar nicht, teils in halb verschüttenden Formen seinen Zeitgenossen vorlegte. — Er war der erste Deutsche, welcher von alter Tradition und aller Neigung wie aller Abneigung ihr gegenüber völlig befreit, sich unmittelbar dem Leben gegenüber eine selbständige und positive Lebensansicht bildete. Man fühlt es förmlich um ihn einfarmer und einfarmer werden. Dies war seine Stellung und mit ihr erklärt sich die Möglichkeit, daß weder was vorliegt ganz so seine Meinung ist, noch in diesem Vorliegenden die letzten Resultate seines Lebens niedergelegt sind.“ Nun Fontane ist sicher kein Lessing und das mutatis mutandis geht hier weit genug. Und doch erwehrt man sich eines gewissen Vergleichs nicht. Die innere Entwicklung dieses Balladen dichters und Romanschriftstellers drängte ihn von den Parteien und Gesellschaftsrichtungen, mit denen ihn natürliche Sympathien und Zufälle verbunden hatten, weiter und weiter hinweg, zu der Einsamkeit des Geistes, der die Übersetzungen auf Herz und Nieren prüft, die „fortschrittlichen“ und „revolutionären“ natürlich noch härter als die konservativen, denen unter allen Umständen wenigstens ein Stück Natur zugrunde liegt. Fontane konnte auch mit den literarischen Gruppen und Schütern, deren Richtungen und künstlerische Überzeugungen er bis zu einem gewissen Punkte teilte, immer nur bis zu diesem Punkt zusammen stehen. Nicht aus Trotz oder Selbstüberhebung, aber aus dem Unabwägbarsteinsgefühl eines durch und durch freien und wahrhaftigen Geistes heraus, der weder den Ton sittlicher noch den ästhetischer Überblichkeit je anschlag, noch an anderen zu ertragen vermochte. So galt in jedem Betracht von ihm, was er am Schluß seines Romans „Der Stechlin“ dem Pastor Lorenzen vom alten Dubslav von Stechlin rühmend läßt: „Soß man ihn, so schien er ein Alter auch in dem, aber er Zeit und Leben anlag; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war recht eigentlich frei. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache.“ Und goldnes Kalb war ihm, wenn auch vor allem doch nicht ausschließlich der materielle Besitz und dessen zum Diktionsmaß gefeierte Verehrung. Auch geistiges Bonum-tum und seine angenehme Stellung traf auf seinen lauten und stillen Widerstand. Den lauten, wo er klar lag, welchen Sägen die Welt halbte. Den stillen, wo er mit sich noch nicht einig war, ob die Übersetzung zunächst mehr Segen als Schaden stiftete, oder wo er fürchten mußte, von hasser Neuerungslust mißverstanden zu werden und mit seinem persönlichen Mißgefühl lautere Demütiger zu kränken. Hier malte in ihm ein Gemut, das den Vergleich mit Lessing nahe legte.

Die eingehende Charakteristik Fontanes und seiner Entwicklung schließt ein großes Stück neuerer deutscher Kultur- und Literaturgeschichte mit ein. Im knappsten Rahmen einer Anzeige seiner Romane und Erzählungen lassen sich nur Andeutungen geben. An seinem Verus zweifelte er von der Mitte seines Lebens und vielleicht schon früher niemals. Freilich hatte kein Dichterselbstbewußtsein den herben Beigeham. „Die Gleichgültigkeit der Menschen gegen Poterieren übersteigt alles Maß und es ist mir ein Demüt meines natürlichen Angewiesens- und Eingeführtenmenschen auf diese Dinge, daß ich trotz der klaren und niederdrückenden Erkenntnis von dem Nichts dieser Beidatigung doch dabei ausbarre, einfach weil ich nicht anders kann.“ Daß er darum doch allezeit sein

Befes tat, liegt in diesem Buch. Ich kann hier nur wiederholen, was ich in meiner kleinen Studie über Theodor Fontane (Studien zur Literatur der Gegenwart. Dritte Auflage. Tredten 1905) dargelegt habe. „Die Natur hatte dem Bereden und in seiner Fröhlichkeit von mancherlei literarischen Vorbildern und Einflüssen bestimmten doch ein unmittelbares, zum entschlossenen Individualismus drängendes Lebensgefühl, einen hellen und untrüglichen Wirklichkeitsbegriff, eine nie versiegende Lust am Reichtum der äußeren und inneren Welt gegeben, zu denen sich die Besenberheit seiner halb autobiographischen Bildung gesellte. In seiner Seele und seiner Auffassung des Menschen war das heilige Maß vorhanden, das die Gegenwart so schände misachtet und das selbst ehemalige Portenier und Mitglieder griechischer Gesellschaften nur vom Hörenzagen kennen. So konnte Fontane mit keinem schneidender Klarheit die konventionellen Fügen, die Feuchtheit und das falsche Spiel des gesellschaftlichen Lebens geißeln, konnte das »Bourgeoisdasein« mit einer Leidenschaft haften, als ob er ein eingeschwoener Sozialdemokrat wäre, konnte mit Schopenhauer sagen: »Das Beste, was wir haben, ist Mitleid. Mitleid ist auch vielfach ganz echt. Aber mit all dem anderen Schicksal steht es wenigstens aus, konnte energisch gegen alles Böse, Versteckteste, Parochiale und falsch Freireiche Protest machen und die volle Berechtigung eines weitgehenden Reformismus betonen, aber daneben doch die Nüchternheit der Selbstanalyse Jolos von Leben und Kunst verweisen und erkennen: »So ist das Leben nicht, und wenn es so wäre, so müßte der verkündende Schönheitsfehler dafür geschaffen werden. Aber dies erst schaffen, ist gar nicht nötig, die Schönheit ist da, man muß nur ein Auge dafür haben, oder es wenigstens nicht absichtlich verschließen. Der echte Realismus wird auch immer schönheitsvoll sein, denn das Schöne Gott sei Dank gehört dem Leben gerade so gut an wie das Häßliche. Vielleicht ist es noch nicht einmal erwiesen, daß das Häßliche präponderiert. Die Beimischung von Kleinlichem und Selbstlichem, die selbst unsere Empfindungen haben, schafft wohl die sogenannten Menschlichkeiten, aber nicht die naechste Gesinnungsgemeinschaft.« Er mochte jeder Zalmempfindung stehen, weil er den wahren Adel der menschlichen Natur in jeder Hülle und Form sah und gebührend würdigte. Für das eigene Leben blieb ihm jenes Maß getreu. Er durfte sich rühmen: »Reicht zu leben, ohne Geschick, beiter zu sein, ohne Ausgeschlossenheit, Mut zu haben, ohne Übermut, Vertrauen und fröhliche Ergebung zu zeigen, ohne törlischen Fatalismus — das ist die Kunst des Lebens.« In vielen Stücken ordnete sich nicht unter, aber in diesem Punkt ist sich Autorsität.« Sein Scheitern von der Überhebung pflüchter Blüthenheit und der Wirkung des gemainen Reides, mit denen er Jahrzehnte hindurch zu kämpfen hatte, war peinlich scharf. Der Gegensatz zwischen dem sehen und reinen Selbstbewußtsein des Schöpfenden und der ihm umgebenden Welt heizte sich bis zur tragischen Erschütterung. Seine »großen Erfolge« kamen erst, als er in einseitiger Betonung gewisser Seiten seines Wesens und einzelner Vorzüge seiner späteren Romane von naturalistischen Poeten und Kritikern als der Altmeister der Moderne gefeiert wurde. Er konnte sich gefallen lassen, weil gewiss etwas Wahres darin lag, daß er gelegentlich das Wesentliche für die Hauptache erklärte, daß er an ein Jatum in und über alle menschlichen Dingen glaubte, daß ihm der größere Teil menschlicher Schicksale, Charaktere, Tugenden und Mängel aus den Vorbereidungen der Geburt, der Umgebungen, der Zustände (die er doch nicht bis zum Urmalten des »Mitleids« steigerte) vererblich wurden. Er durfte sich dabei jederzeit sagen, daß der Tag einer vollen und gerecherten Einwirkung für ihn kommen müsse. Denn die »Berliner Romane«, die bei der Parteinahme der naturalistischen Kritik für den alten Fontane ausschlaggebend waren, stellen doch selbst für den Romanhistoriker nur einen Teil seiner Weiterentwicklung und Bewältigungskraft dar. Und der ganze Fontane kam dabei wesentlich zu kurz, die bewussten Lebensbilder aus dem modernen Berlin sind mehr Kern noch Spitze seiner Eigenart und sowohl »Vor dem Sturm« und »Gute Winde« auf der einen, als »Offe Briefe« und »Der Siedling« auf der anderen Seite enthalten viel mehr von seinem inneren Leben. Aberhaupt können nur die Leser, die eins ins andere zu räumen vermögen und das Charakterbild wie das Weltbild Fontanes aus der Gesamtheit seines Schaffens, Ringens und Ruhens zu erkennen suchen, die volle Würdigung des eigenartigen Geistes, Weges und Willens gewinnen, auf die er einen Anspruch hat. Der Ernst an den einzelnen Werken, also auch an den einzelnen Romanen, ist davon unabhängig,

und wer sagt, daß ihn der Zusammenhang von Fontanes Natur und Bildung mit seinen einzelnen Leistungen nicht lammere, der mag in seiner Weise auch recht haben. Aber er verzichtet damit auf ein Befes und innerhalb der modernen deutschen Literatur nicht zu häufig Wiederbefes.

Von dem Lyriker, dem Balladenbichter, dem England- und Schottlandbildner, hat eine Anzeige der ersten Serie der Werke also abzulehnen. Sie steht darum nicht weniger einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit gegenüber. Denn das Fontanes Naturell und Bildung die Variationen eines Themas nicht zuließ, wird auch beim flüchtigen Vergleich der einzelnen Erzählungen und vollends der Gruppen, in die sich die erzählenden Schöpfungen Fontanes aus inneren Gründen teilen, ohne weiteres klar. Der Fort war sehr allmählich, sehr langsam ein Prosafrüherer geworden. Er erzählt aus seiner literarischen Jugendtagen: »Ich war sehr fleißig und schlug mich durch. Wie? weiß ich nicht mehr recht. Denn das ich einnahm, war bezeichnenderweise sehr gering, weil ich nicht davon ablassen wollte, mein literarisches Leben auf den Versen zu stellen. Ein Entschluß, der übrigens schließlich und zwar um vieles mehr als ich damals vermutete, das Richtige traf. Ich sagte mir: wenn Du jetzt ein Gedicht machst, das dir nicht einbringt, so halt Du wenigstens ein Gedicht. Das Gedicht ist dein Besitz und wenn es nur lieblich gut ist, kann es immerhin für etwas gelten.« Doch wie in die Prosaarbeitung hinüber- und hineinwuchs, lautete er Geistes wie Kunsttheorie dieser Darstellung allezeit mit so glücklichem Instinkt ab, das Charakteristische tat es ihm so an, daß man sogar von einer Rückwirkung seiner Prosa auf einen Teil seiner späteren Dichtungen sprechen könnte. Die Meisterhaftigkeit in der Ballade hat den Dichter um so weniger in Versuchung gesetzt, rein mit Ton, Stimmung und Bild auch in der Erzählung wirken zu wollen, als er sich von Haus aus zu größeren Kompositionen gedrängt fühlte und die Form der künstlerisch-tonzentrierten, dramatisch zugespitzten und gesteigerten Novelle nicht pflegte. Immerhin gibt es Verbindungen zwischen seinen Anfängen und den späteren Prosaerfahrungen. Ja in dem kleinen Aufsatz »Mein Erstling, Das Schicksal des Großherzogs« (A. F. Franzos »Die Geschichte des Großherzogs«) erzählt er selbst, daß ein Schulaufsatz mit einer Erinnerung aus den Erzählungen seiner Mutter seine erste Wanderung durch die Mark Brandenburg gewesen sei. Die späteren »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« zeigen, wie aus dem Balladenbichter allmählich ein Novellist hervordrückt. Gewisse Kapitel dieser Heimatführungen sind noch Balladen in Prosa, andere iritten sich noch Anlage und Kern zu Novellen aus, denen nur die Einzelausführung verweigert wird. Die Übergänge zu dieser Wandlung sind fern, und doch ist für den Schätferbilden die Begabung Fontanes zur Erzählung wohl erheblich. In anderen Tagen unserer Literatur, in denen die Freude an Mythos und Klein lebendiger war, als in der Gegenwart, möchte wohl auch diese erzählende Begabung, der eine gleich große oder größere für die lyrisch-epische Dichtung entgegenhalten, wie manche ähnliche früherer Zeit latent geblieben sein. Niemand, der den »Geistlichen« gelesen hat, weißt ein Schiller'salem für den Roman, niemand, der den »Verbrecher aus verlornen Ehre« kennt, stellt in Abrede, daß der große Dichter auch ein Erzähler im Stile Diderots sein konnte. Die ideale Richtung auf die Form, zugleich im höchsten und engsten Sinne des Wortes, schloß die Weiterentwicklung sowohl des Talentes Schillers als manches kleineren Talentes für Roman und Novelle aus; der Romanhistoriker geht aber noch nur als der Halbbruder des Dichters. Die neueste Periode unserer Literatur treibt umgekehrt beinahe jede darstellende Begabung in die Erzählung hinein, es spielt dabei so viel äußerer Zwang wie innerer Zwang mit, und man vermag sehr oft den Lyriker oder den Dramatiker aus den Einien und der Ausföhrung moderner Novellen und Romane zu erkennen. Die Fontane ist das nun nicht der Fall, sein Talent ist ein entscheidend episches, er besitzt wenig Neigung für dramatische Steigerung und dramatische Konflikte, er hat der erzählenden Prosa, wenn er überhaupt ein Opfer gebracht und nicht lediglich einer Forderung reiferer Jahre genügt hat, nur das eigene Schagen am Reiz und Klang der gebundenen Rede geopfert. Die rasche Ausbreitung aber innerhalb des neuen Form des Romans, die verschiedensten Anläufe, neue Gebiete und seither verborgene Besonderheiten des Lebens in seine Darstellung hineinzuziehen, bringen mit der Anknüpfung über das Beständige des Schönen und des bloß Originellen in der Kunst zusammen, zu der sich Fontane

unumwunden bekannte. Er faßte seine Überzeugung von der Notwendigkeit, neues Leben und neues Milieu für die poetische Literatur zu gewinnen, in dem gewöhnlichen Satze zu zusammen: „Nächst nicht mehr wieder was da sein, ein Stoff in Reinform. So haben die mehr oder weniger tabula rasa vorfindenden Quattrocentisten den Stoff geschaffen für das Volle, das nach ihnen kam, und die Welt, nachdem jene Stoffspender schon bald vergessen waren, hat sich nachträglich zur Dankbarkeit auch gegen sie befehrt.“ Er vergaß natürlich nicht, daß auch unter den Quattrocentisten gewaltige Unterschiede obwalteten, und vertraute darauf, daß der „Rohstoff“, den er mit seinen Darstellungen aus dem Berliner Leben herzubradete, sich von dem anderer Autoren — Umbaud und Max Kreyer's z. B. — sehr wesentlich abhebe und daß der Geist, aus dem heraus er schrieb und „das Gezeugensein“ dichterlich nachzuweisen“ seine Romane und Erzählungen über die Augenbildnisphotographie hinausstelle. Gleichwohl lag in der Schätzung des neuen Rohstoffes eine Gefahr, das menschlich Große, Starke und Tiefe, weil es selten vorkommt, überhaupt nicht mehr zu sehen und das unausgesprochene aber wirksame Pathos echter Leidenschaft zu verkennen, weil z. B. die Durchschnittswelt der Reichthumsphantasie naturgemäß viel mehr Abweichungen und individuelle Besonderheiten nach der Tiefe liest nach der Höhe aufweist und weil das erlogene und falsche Pathos (das von Fontane bis auf den Tod gehäute Bourgeoispathos) viel häufiger vorkommt als das echte. Des Dichters tiefe Abneigung gegen das Feierliche traf mit seiner Empfänglichkeit für das Genetische, Anekdotische, Beauque, Gutwillige zusammen. Sein Willkürgefühl und ein feiner Instinkt für das Menschliche in wunderlicher Hülle und Schale zwang ihn zu der besonderen Auffassung und Spiegelung des Weltalls, die uns in den modernern Berliner Geschichten und Gesellschaftsbildungen entgegentritt. Die Naturtreue und die Ironiegeistes seiner Schilderungen läßt der Satze neben dem ausgeführten Bilde Raum, doch auch in der flüchtigsten Skizze regt sich ein künstlerischer Geist.

Der Drang, neuen, der poetischen Darstellung bisher fern liegenden Rohstoff zu gewinnen, macht sich schon in Fontanes erstem und ausgedehntem Roman „Vor dem Sturm“, einer höchst lebendigen und nur zu sehr ausgeführten Bierpiegelung brandenburgischer Menschen und Zustände im verhängnisvollen Winter von 1812 zu 1813, entscheidend geltend. In zwei kleineren historischen Romanen „Grote Winde“ und „Schaß von Wulstow“, der erstere am Ausgang des 16. Jahrhunderts in der altmärkischen Stadt Tangermünde, der andere, eine Geschichte aus den Tagen des Regiments Gens d'Armes im Winter von 1805–1806 in Berlin spielend, legen über jeden Zweifel hinaus dar, daß Fontane sich als historischer Romanbildner den Platz neben Willibald Alexis hätte erwerben können. Er wollte mehr. Die Gegenwart ergriß ihn so lebhaft als die Vergangenheit, die „tendenzlose Darstellung des Lebens mit seinen Selbstverständlichkeiten, seinen Widersprüchen und der natürlichen Justiz seiner unflüchtig waltenden Mächte“ (Gellinger, Th. Fontane) war eine Aufgabe, die sich mit dem Bedürfnis nach neuem Rohstoff zwanglos vereinigen ließ, und so legen die Berliner Romane Fontanes mit der dem Leben nur allzumittelbar entnommenen „Kulturn“, in verhältnismäßig früher Zeit ein. „Die sechs Romane und Erzählungen „Kulturn“, „Geile“, „Jrungen-Wirrungen“, „Stine“, „Frau Jenny Treibel“, „Die Voggenpulis“ bilden in gewissem Sinne eine Einheit. Die scharfe Beobachtung des Lebens grundverschiedener Kreise, der seine Rauberei der Wechselwirkung von Lebensgewohnheiten, Standesvorurteilen und von persönlichen Eigenschaften und Schwächen durch alle diese Kreise hindurch, die milde Ironie, mit der der Schriftsteller die unermesslichen Menschlichkeiten behandelt, und die schneidende Kritik, die er allen Überbilities, Herzensgärten und heuchlerischen Lügen gegenüber eintrifft, sind in erzählenden und wachen in der Wirkung weit über die jenseitigen und großen Berliner Bilder der jüngeren Naturalisten hinaus. Seine Schilderungen namentlich der deoturgischen Gesellschaft, obgleich von aller Schönfärberei weit entfernt, entsprechen in seiner Zeichnung und seinen Farben der Wirklichkeit ganz anders, als die Karikaturen, an denen die Wirkung der Kladderadatschtypen und gewisser Zeitartikel in Fortschrittsblättern unerkennbar waren, während Fontanes scharfer und durchdringender Blick die Wahrheit des Lebens und das Walten eines Schicksals über all diesem Leben zugleich erfaßt. Leider, die nur die freilich köstlichen und meisthersten Genetisier in diesen Romanen aufzählen, werden kaum einen Unterschied zwischen ihnen gelten lassen.

Doch sind diese Unterschiede groß. Von Haus kann man sagen, daß Romane, wie „Geile“, „Stine“, „Frau Jenny Treibel“ hauptsächlich durch die Scharfe und Deutlichkeit ihrer Beobachtung auf den Bestand wirken, ein tieferer Gemüthsreiz durch „Jrungen-Wirrungen“ und im beschränkteren Sinn durch „Die Voggenpulis“ erweckt wird. Über „Frau Jenny Treibel“ und die letzte genannte Geschichte „Die Voggenpulis“ spielen dann wieder die Lichter des Humors. Im Zusammenhange betrachtet, ergeben die sämtlichen sechs Erzählungen ein Bild des heutigen Berliner Lebens, das nicht weniger als erhellend ist und bei dem man wohl versteht, daß Naturen, die sich der unfeigbaren Wahrheit der Charakteristik, der Zustandsbeschreibung, der mit bewunderungswürdiger Virtuosität als Kunstmittel verwendeten Gespräche nicht entziehen können, gelegentlich nach ein wenig mehr schönem Schein seufzen. Wäre Fontane der Mann der „Spezialität“ gewesen, zu dem ihn einzelne seiner Bewunderer humpeln wollten, so würde er über ein Gebiet, das ihm so unbetreten geblie, wie die poetische Erfassung und Verkörperung der Reichthumsphantasie, nicht so oft und so mannigfaltig hinausgegriffen haben, als es geschehen ist. Die Sammlung der Romane enthält die drei Stücke, mit denen der Dichter in das dunkle Reich der Verbrechensgeheimnisse grät. Zwar die Erzählung „Eleraklipp“ mit ihrem kaldbalkenhaften Kiar kann nur mit einiger Gewaltigkeit den Kriminalgeschichten hinzugeordnet werden. Erno widerspruchshalber gilt dies von dem kleinen Roman „Untern Birnbaum“. Die Geschichte eines Mordes aus dem elendesten aller Motive, der augenblicklichen Selbstvergessenheit, in der der Dichter eine doppelt unheimliche Darstellungsart entwickelt, sowohl in der Wiedergabe der kalten Bewußtlosigkeit, mit der das schaltliche Gepar in die dunkle Tat hineinwaltet, als der kühlantenden Gewissenhaftigkeit, die Abel Grabstich und seine Frau in verschiedener Weise in den Tod treibt. Höher steht der im ersten Teil im Riesengebirge, im andern in America verlaufende Roman „Luitt“, die Darstellung der Leidenschaft zwischen dem Grenz-Bekehrten Menz und dem Förster Cwig die sich beim Militär, bei den Gortliger Jägern entsponnen hat und zur Erschießung des Försters durch Bekehrte führt. Der Totschläger entkommt glücklich nach America und hofft im Frieden der Nennentienionelle Rogat Ehre, Ruhe und ein neues Leben zu gewinnen, muß aber, verunglückt, durch ein gleich langweiliges Sterben in hilfloser Einsamkeit das alte Verbrechen sühnen. In eine andere Welt als die seiner Kriminalgeschichten läßt uns Fontane mit den beiden Romanen „Graf Petöin“ und „Unverderblich“, zwei tragische Geschichten aus aristokratischen Lebenskreisen, deren physiologische Entwicklung über die vorzügliche Schilderung des Zukünftigen weit hinausragt. Der erste verlegt uns in die Wiener Gesellschaft und ein einwärts unangenehm Schicksal, der zweite auf den gräßlich folkischen Landst. am Meer in Schleswig und in Kopenhagen, beide finden ihren Abschluß durch einen freiwilligen Tod dort des alten Grafen Petöin, hier der Gräfin Holt. Graf Petöin hat, in Bestimmung des Naturgelezes, als Siebziger eine Ehe mit einer jungen Schulpfisterin geschlossen und trägt das Leben nicht mehr, als er erkennen muß, in welchen thöweren Konflikt er seine junge Frau hinein geführt hat, als bei ihr die natürlichen Gefühle der Jugend erwachen. Umgekehrt kann die Gräfin Holt nicht darüber hinaus, daß ihr Gatte einmal von ihr abgerrit, ist weil sich ihm darum zu ihr zurückgekehrt ist, weil sich ihm die von ihm begehrte Tame verliert hat. In beiden Romanen bleibt die Fähigkeit, sich in eine jedesmal anders geartete konventionelle, von Urtellierungen und besonders historischen Bedingungen abhängige Welt hineinzuwerfen, die gleichwohl den Drang des Blutes und die persönliche Empfindung nicht aufhebt, durchaus bewunderungswürdig. Die Fülle seiner Beobachtungen erweckt das Gefühl, daß der Dichter beidemal ein Erlebtes wiedergibt, in wie fremde Umgebung er auch das ursprünglich Geschaute und Ergründete verlegen mag. Der Humor hat in beiden tragischen Geschichten keinen Platz. Sie bezeichnen überdies die letzten Ausflüge der Phantasie Fontanes in anders als das heimatische „Milieu“, bestätigen aber, daß seine Fortsetzung neuen „Rohstoffes“ den künstlerischen Drang nach vollendeter Ausgestaltung zu seiner Zeit aufhob. Der Schritt zu den beiden letzten Romanen des Dichters, die auch den Abschluß der ersten Reihe der „Gesammelten Werke“ bilden, legt mir wiederum einen Vergleich nahe, dem ich in meinen „Studien zur Literatur der Gegenwart“ Ausdruck gegeben habe. Theodor Fontanes Erscheinung weist mannigfache An-

lichten mit feinem großen Bandmann Adolf Menzel auf. Die der Historienmaler, längst nachdem „Der Überfall von Hochkirch“ und „Die Zerkünder Friedrichs des Großen zu Sousoici“ Bewunderung und Entzücken erregt hatten, nicht hätte wurde, seine Naturstudien nach allen Seiten zu erstrecken, und neben dem glänzenden Bilde der Königsberger Krönung seine modernen Kutschen im Eisenmalwerk und den Sturm auf das Ballbühnen malte, so drängte es den Dichter, das Gebiet seiner Lebenskenntnis und Darstellung unablässig zu erweitern und aufsteigend nüchternen Alltagsbeindrücken doch poetische Bilder und Stimmungen abzugewinnen. Und wie Menzel dann immer wieder von Skizzen, Aquarellen und Federzeichnungen zum großen Gemälde zurückkehrte und in ihm alle Kraft sammelt, so sucht auch Fontane gegen den Ausklang seines Lebens zum Roman, der ein Weltbild ist, zurückzutreten. Es kam ihm deutlich zum Bewußtsein, daß, um seine eigene Unterscheidung zu brauchen, der Spiegel, den er für gewisse Vorgänge angewandt, gar kein Spiegel, sondern nur ein Spiegelrahmen gewesen sei und die Bilder in ihm „eingefasste Stücke lebhaftiger Natur, wie wir sie auf drei Schritt Entfernung durch ein offenes Fenster sehen, geliebt werden“. Und so ließ er in seinen beiden letzten Romanen „Effe Briest“ und „Der Stechlin“ eine fast subjektive Beleuchtung der gut beobachteten äußeren Welt eintreten und durchschaute die lebendig empfunden und verknüpften Vorgänge mit der Stimmungsgewalt, die nur dem echten Dichter eigen ist und gerade in diesen Schöpfungen hinter Stern und Keller nicht zurücksteht. „Effe Briest“ ist die Geschichte einer jungen unglücklichen Frau, die sich ihr tragisches Geschick vor dem Erwachen ihres klaren Bewußtseins vorbereitet hat und zu einer Zeit, wo sie anfängt, ihre Schuld im rechten

Sichte zu sehen und sich innerlich darüber zu erheben, die Folgen einer frühen Verirrung auf sich zu nehmen hat. Die ganze Unvollkommenheit und, wie Heinrich v. Kleist sagen würde, Unbedeutendheit unserer Welt, die Notwendigkeit, ihre Widersprüche durch Mitleid und menschliches Mitleid auszugleichen, tritt in diesem Roman mit übermäßigem Deutlichkeit hervor und wirkt mit unwiderstehlicher Kraft nach. Noch tröder in der Fülle angeschauten Lebens, noch eigenartiger und tiefer in individuellem Wit und Nachdenken der Dinge, noch fähiger und mächtiger im Urteil, noch liebenswürdiger, prägnanter im Ton tritt uns „Der Stechlin“ gegenüber. Die schlichte und stille Erzählung eines märkischen Edelmanns, der für Fontane in gewissem Sinne bis zuletzt Idealismus blieb, dient hier zum Spiegel der bewegten Welt und der gährenden Zeit, die Handlung erscheint wieder dadurch dramatisch, noch abenteuerlicher. Aber durch die ganze wechsellöbliche und innerlich hochinteressante Entwicklung des Helden Dabblaw von Stechlin geht ein Etwas von Fontanes eigenem besten Wesen hindurch, das unwiderstehlich anzieht und die Bürgerschaft für eine lange und tiefe Nachwirkung des Wertes in sich fähigt. „Der Stechlin“ ist ohne Zweifel der subjektivste Roman des Dichters, in einem gewissen Sinne der wertvollste, er bezeugt einen Pol der inneren Entwicklung Fontanes wie „Oreste Munde“ den andern. Gerade dieser letzte Band der „Romane und Novellen“ muß den lebhaftesten Wunsch erwecken und hinterlassen, bald die andere Serie, die „Gesammelten Werke“ Theodor Fontanes zu erhalten, damit sein Bild vor den Augen der Verkündenden sich runde, sein geistiger letzter Wille völlig deutlich werde.

Wolff Stern.

### Consigne Bücherbesprechungen.

— Rudolf Strag: Zu bist die Rus. Roman. Verlag der J. O. Göttsche Buchhandlung, Stuttgart. — Es ist kein Ganz-Großer der modernen Literatur, der durch Rudolf Strag in dem Roman zu uns spricht, aber ohne Frage einer unserer geschicktesten und vornehmsten Unterhaltungschriftsteller. Auch diesmal zwingt er uns durch die durchdachte Komposition seiner Schöpfungen und die stillhische Ergreifung zur Achtung, ja zur Bewunderung für seine temperamentvolle Natur- und Landschaftsbildungen. Wie er in einem seiner früheren Romane das eigenartige Milieu der südrussischen Hafen- und Handelsstadt Odessa mit ihrem seltsamen Willkürlichem eingehend geschildert hat, so wählte er diesmal die Metropolis des Russentums, das hügelgeränderte Moskau zum Schauplatz der Handlung für sein jüngstes Werk, deren Träger allerdings die kirchlich-katholischen Orthodoxe wenig in Beziehung stehen. Die Gesellschaftskreise, in die er uns führt, sind die der Großkaufmannschaft, die dem Baumwollen-Engroshandel ihr Ausfließen verdankt. Mit großem Geschick hat Strag dem etwas nüchternen und trockenen Stoff manche interessante Serie abzugewinnen vermocht, so daß man schließlich sogar das Schwanen- und die Kurze in Liverpool und Newport mit Spannung verfolgt, zumal an ihnen das Schicksal der Personen hängt, die unserer Teilnahme im Verlaufe der Erzählung näher gerückt werden. Da ist zunächst der Seemannsman Alexander Biersch, der in allen Saiten kundige Direktor der großen Aktienpinnerei, und neben ihm Ivan Michels, der Besitzer eines kleineren privaten Konfekturunternehmens, ein mehr technisch geschulter Praktiker als weit voraussehender Kaufmann, der in Händen tollbreiter Plakier, wie der ehemaligen deutschen Korpsstudenten Charles L. Egel, seinem gefälligen Mann entgegengeht. Zwischen beide, Jugendfreunde von einst, tritt nun das Weib, der als Gattin von Ivan Michels und Mutter seiner Kinder auch die bitteren und herben Stunden des Richterhandlenswerdens nur wenig erparat bleiben. Sehr glücklich hat hier Strag das Auf- und Niedergehen der Erfolge und Stimmungen dargestellt, bis zuletzt in der Stunde höchster Gefahr der bessere Kern, die Willkür in deren Charakter liegt. Die Nebenfiguren des Romans, vor allem Ivan Michels Mutter, die alte welt- und lebenskluge Salonschöne, und ihr getreuer Hausfreund, der kleine, verdrotnete Agent Petruschka von Bibber mit seiner Sehnsucht nach den nie gesehenen Tulpenfeldern seines holländischen Heimatlandes, geben Anlaß zu manch ergötzlicher Einrede, während die Typen der russischen Dienerschaft und der stets die Fährgeheimnisse nach der vorausschicklichen Höhe des erwarteten „Legeleis“ regulierende Kutsher ebenfalls zu frischerer

Belebung dieser und jener Scene beitragen. Zu den Hauptpunkten des Romans gehören die Schilderungen der alten Krönungshat in ihrem weißglänzenden, frohlockenden Winterkleide und einzelne kulturgeschichtliche, groß gefasste Ausblicke in die Zukunft des Landes, die den Wert des Buches beträchtlich erhöhen. — In dem gleichen Verlag und von dem gleichen Autor, der seine Feder nicht nur sehr gewandt, sondern zugleich sehr fleißig führt, ist soeben auch noch ein neuer Novellenband erschienen: „Ich har' des Glücks“, dem so ziemlich die gleichen Vorzüge nachzurühmen sind. Vornehmlich unter den ersten Seiten befinden sich einige, die durch starkes Temperament, ja fast dramatische Ausgestaltung überraschen und mit zu dem Besten gehören, was der Autor geschrieben hat.

— Luther und Schiller. Ein Nachklang von der Schillerfeier zum Lutherjahr 1905 von Dr. Hermann Rosapp, Schulrat in Stuttgart. Stuttgart, Max Neumanns Verlag. — Herausgeber ist durch seine Schriften Lutherstätten (1889), Luther als deutscher Bismarck (1903), J. Andrea (1890) u. a. als Kenner des 16. Jahrhunderts bekannt; mit der Zeit Schillers hat er sich in mehreren Schriften beschäftigt, auf das pädagogische Gebiet beziehen sich die von ihm herausgegebenen neuen Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht. Zwei 3 Seiten treten im vorliegenden Vortrage deutlich hervor, der in Luther wie Schillers Leben und die Ähnlichkeit der äußeren Entwicklung, dann die Bismarckähnlichkeit in dem Charakter und der Einwirkung auf breite Volksschichten in klarer und wirkungsvoller Weise nachweist. Auch die Poesie ist sachkundig verwendet. J. W. das Gedicht R. F. Meyers: Herr Doktor, sprach, wo naht ihr her — das deutsche Wort so voll und schwer? &

— Kürschners Jahrbuch 1906. Kalender, Wert- und Nachschlagewerk für jedermann, begründet 1898 von Joseph Kürschner, herausgegeben von Hermann Hüllger. Hermann Hüllgers Verlag in Leipzig, Preis 1 M. — Man kann Kürschners Jahrbuch mit seinen 924 Spalten und den vielen Abbildungen wohl getrost den reichhaltigsten Kalender nennen, den es gibt. Kein Gebiet unseres heutigen Lebens, zu dem das Jahrbuch nicht mit Tabellen, Statiitiken, Verzeichnissen und längeren belehrenden Aufsätzen aufwartete. Es ist jedenfalls schon einmal des Zuschauers wert, vielerlei auf den Spalten dieses Kalenders nebeneinander Platz gefunden hat, und wie übersichtlich trotz strengster, natürlich erforderlicher Raumökonomie alles angeordnet ist. Der Kalender ist auf den Massenablass berechnet und wird diesen wohl auch finden, da er tatsächlich den mannigfaltigsten Bedürfnissen des vielföpfigen und vielfinnigen Publikums Rechnung trägt.

W. B.

# Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 150.

Donnerstag den 21. Dezember abends.

1905.

## Ein Auszug in das nordgauische Sprachgebiet.

Bei dem Kampfe, der zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen entbrannt ist, hat jederzeit das Egerland sich mit aller Kraft dagegen verwahrt, daß es als gemischtsprachig oder gar als ein tschechisches Gebiet angesehen werde. Und allerdings gehört es bis zum 12. Jahrhundert dem Nordgau (pagus Nort-gowe) an, der ein oberpfälzisch-bayerisches Gebiet mit besonderer Mundart war, so daß sich noch jetzt vielfache Verbindungen der Egerländer zum benachbarten Deutschen Reich nachweisen lassen.

Will man das Gebiet des Egerländer oder nordgauischen Dialektes seinem Umfange noch beschreiben, so muß man dazu rechnen die Bezirke Risch, Eger, Falkenau a. d. E., Karlsbad, Suditz, Tepl, Plan, Tachau, Mies und Bischofssteinige Teile der Bezirke Grätzsch, Joachimsthal, Raaben, Pödersam, Zaas und Klattau. Es wird also das Gebiet des nordwestlichen Böhmens berührt, welches sich vom Hainberg bei Risch südwärts bis zu den höchsten Spizen bei Eisenstein, dem Ofen und Arber, von der böhmisch-bayerischen Grenze bis zum Tuppenauer Gebirge bei Schlackenwerth erstreckt.

Dieses Egerländer oder nordgauische Sprachgebiet hat ethnographische und volkstümliche Bedeutung, denn es herrscht darin neben einseitiger Sprache auch Einheit in Volkstum, in Brauch und Sitte, in Einrichtung von Haus und Hof, in Siedelung und Wirtschaftsweise.

Im Volksbewußtsein wird allerdings das Gebiet nicht so weit gefaßt und als „Egerländer“ wird in der Regel nur der bezeichnet, der aus Eger selbst oder dem engbegrenzten Egerlande stammt. Es beruht das auf der Geschichte der Stadt Eger und ihrer Umgebung. Im Mittelalter war dies ein alter reichsherrlicher Boden, gegen Böhmen scharf abgegrenzt. Auch hat sich die Stadt Eger lange Zeit und tapfer gegen die Einverleibung in die Krone Böhmen gewehrt.

Das kleine Egerländchen bildet nicht nur den Ausgangspunkt für Verbreitung der nordgauischen (Oberpfälzer) Mundart in Böhmen, sondern auch den für Verbreitung des Egerer (Rürnbergers) Stadtrechts und daher mag das noch heute lebendige Selbstgefühl des echten Egerländers gegenüber seinen Nachbarn gleichfalls stammen.

Von verschiedenen Gelehrten sind seit einigen Jahren eifrig volkstümliche Forschungen in diesem Gebiete angestellt worden. Besonders A. John in Eger hat in neun Jahrgängen seiner Zeitschrift: „Unser Egerland“ nicht nur wertvolle Mitteilungen von Prof. J. Bachmann, A. Böhl, Gottraf Höller und anderen Forschern veröffentlicht, sondern selbst in zahlreichen Aufsätzen Forschungen aus dem Gebiet der Sprache, der Gebräuche, des Volksglaubens, der Sage und Dichtung Mitteilungen gemacht, wodurch der Beweis erbracht wird, daß die Bewohner des ganzen bezeichneten Gebietes nicht nur in sprachlicher, sondern auch in volkstümlicher Hinsicht als ein Stammesvolk bezeichnet werden müssen. Da sich jedoch hierbei gleichzeitig eine große Ähnlichkeit vieler Ergebnisse mit volkstümlichen Erscheinungen im anstößenden reichsböhmischen Gebiete herausstellt, so hat das Egerland und seine Bewohner für den Deutschen

ein besonderes Interesse und der fleißige Besuch des nordwestlichen böhmischen Landesteiles von Sachsen und Bayern aus ist nicht zu verwundern.

Prof. Jost Bachmann rühmt an dem Egerländer als Tugenden seine Rechtschaffenheit und Bedachtsamkeit, Eltern-, Nächsten- und Heimatliebe, seine Religiosität und seinen Patriotismus, Treue, Fleiß, Sparsamkeit und Gastfreundschaft. Mit der Umgestaltung der Kleidung, besonders infolge regeren Verkehrs zwischen Stadt und Land, ist allerdings wohl vielfach manche dieser Tugenden abhanden gekommen.

Die Bevölkerung des Egerlandes beschäftigt sich noch vorwiegend mit der Landwirtschaft, soweit nicht größere Städte zu industriellen Anlagen reizten. Ackerbau und Viehzucht, besonders die Pflege der braunen Egerländer Rasse, bilden die wesentliche Beschäftigung der Egerländer Bauern.

Charakteristisch ist die Einrichtung der Egerländer Bauernstuben; ein vorderes Drittel des Fußbodens ist mit Fieselflatten belegt, der übrige Teil ist geblät. Gewöhnlich der Eingangstür und an den Seiten sind an den Wänden einfache Bänke angebracht; der Ofen steht frei rechts vom Eingange, so daß sich zwischen der rechten Stubenwand und dem Ofen selbst ein halb-dunkler Raum, „d' Höl“ (die Hölle), ergibt, wo der Bauer nach harter Arbeit gerne ruhet und sein Pfeifen schmaucht. Am Ofen befindet sich die Dienbank, an der linken Seite die Gefährtbank zur Aufbewahrung der Schüsseln, Teller, Schalen und Töpfe. In der rechten Ecke steht wohl nirgends ein Kreuzstuhl mit einigen Heiligenbildern. Davor steht der eigene Tisch mit weißblinden Platte und Stühlen. In der Nebenküche befindet sich die Schlafkammer des Bauern und seiner Familie, während das Gefinde auf dem Boden über dem Kuhstall untergebracht wird. Manchmal aber ist im Dach eine weitere Stube, die „gute Stube“ vorhanden, wo neben einigen Mobilien auch ein Gestell aufgeschlagen ist. Die Gebäude sind noch vorwiegend aus Holz aufgeführt, doch wird dies bereits durch zahlreiche Neubauten verdrängt.

Die Kost des Egerländers ist ziemlich einfach, da Kartoffeln und Weizen die Hauptbestandteile bilden, woraus die Hauptfrüchte vornehmlich Knödel, Schmarren und Suppen zu bereiten wissen. Milch und Butter sind die üblichen Zutaten, welche wie das Obst die heimische Scholle liefert. Für die Ernte und Ausdreschzeiten, sowie für einzelne Festtage gibt es besondere Gerichte.

Der Egerländer hält noch jetzt vielfach an eigentümlichen Bräuchen fest und gibt sich infolge dessen leicht dem Aberglauben hin. Gerade nach dieser Richtung hin ist das Ergebnis der volkstümlichen Forschung im Egerland besonders ergiebig gewesen, ergiebiger als j. B. in dem benachbarten sächsischen Erzgebirge, wo der Bauer nicht so lange so abgeschlossen von Kultur und Fortschritt geblieben ist, als im Egerland. Bereits ist die Sammlung der Sagen und Bräuche zu einem ansehnlichen Umfange angewachsen und wird fleißig fortgesetzt auch von Egerländer-Bereinigern, die sich auch außerhalb des nordgauischen Gebietes vorwiegend in Oberdeutsch, so in Kuffitz, Linz, Prag, Teplitz, Teicheln, Wien u. c. gebildet haben. Prafte.

## Bücherbesprechungen.

— Julius Vogel, Aus Goethes römischen Tagen. Kultur- und kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters. Leipzig 1905, Verlag von E. M. Seemann. 330 S. — Der Kunsthistoriker Julius Vogel, Autor am Leipziger städtischen Museum, ist seinerzeit (1898) Carl Justi ein Mitstreiter gewesen

bei der Neuauflage seines großen Werkes „Winkelmann und seine Zeitgenossen“, welches in vollendeter Weise ein Kulturbild des Winkelmannigen Zeitalters entwirft. Wer aber im Winkelmannigen Rom so heimisch geworden war, war durch die beste Schule gegangen, um ein Gleiches wagen zu dürfen für die römische Welt Goethes, die ja so ganz und gar von Winkelmanns Geist beherrscht ist. Und wenn der Verfasser in seiner

Bescheidenheit es abweist, an jenem Standbilde gemessen zu werden, so soll er sich doch sagen lassen, daß ihm sein Gemälde, das naturgemäß in einen anspruchsvolleren Rahmen gefaßt werden mußte als das Jüdische Meisterwerk, ganz vorzüglich gelungen ist. Es mußte ein solches Bild geschrieben werden als notwendige Ergänzung zu den Kommentaren von Goethe's „Italienischer Reise“. Wohl hat Tänger in seinem fleißigen Kommentar der Gemälden Ausgabe unerschöpfliches Material zusammengetragen und der Unterzeichnete hat sich bemüht, in der neuen Goetheausgabe des Bibliographischen Instituts die zeitgenössische Kunstkritik in weitem Umfang zur Erklärung heranzuziehen und darauf zu verzichten, aber daß ist doch verlorene Mühe, ein lebendiges Kulturbild des Goethischen Rom's konnte erst gewonnen werden aus einer zusammenfassenden Darstellung, wie sie das vorliegende Buch gibt. Ähnliches hatte wohl Otto Harnack gewollt in seinem „Deutschen Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik“, aber das Buch war magar ausgefallen. Drei reichere Quellen sind dem Bogenländer Buche zuzurechnen. Ein Kapitel „Zur Ostkunde“ schildert uns, wie zu Goethe's Zeit Rom aussah, indem die damalige Einteilung der Stadt in 14 Regionen zugrunde gelegt wird. Aber wir leben auch die wichtigsten Epochen, wie sie Goethe sah, mit eigenen Augen in 13 jener erstollen Rebduten des Kupferstechers Piran. II, die dem Buche beigegeben sind. Topographischer Natur ist auch das Kapitel „Die Kunstsammlungen“, ein Beitrag zu der wichtigen Geschichte des Kunstbesitzes, der nie noch so wenig gemacht ist. Denn es ist wichtig zu wissen, welche Kunstschätze Goethe damals sehen konnte und wo er sie vorfand. Begreiflicherweise lassen sich seine Aufzeichnungen hierfür in vielen Fällen im Stich, und so helfen andre Quellen. Dazu hat Goethe manches in Rom gesehen, was durch den frauipfischen Kunstraub der napoleonischen Zeit unvierderirgling für Italien verloren gegangen ist, während andererseits das Jahrhundert seit Goethe die italienischen Museen auch mit den herrlichen Meisterwerken bereichert hat, mit denen wir Goethe nicht in Verbindung bringen dürfen. Hat auch Goethe mit der Persönlichkeitslehre des Papstes Pius VI. nichts zu tun, so ist ihm doch mit vollem Recht ein ganzes Kapitel gewidmet worden, um das politische Leben der Zeit darzustellen. Der Kreis der Künstler, in dem Goethe aller Besten frei wie ein „Künstlerbursch“ lebte, nach des ariegasimigen Herder Ausdruck, der Kreis der Gelehrten und Freunde findet seine ausführliche Darstellung. Tischbein, Kunz, Gynrich Meser, Reiffenstein, Girt, Moriz, Angelica Kaufmann und die schöne Mailänderin Maddalena Riggi sind die wichtigen Namen, die dafür zu nennen sind. Von besonderem Werte aber erscheint dem Referenten das Kapitel, in dem Goethe's Standpunkt gegenüber der Kunst der Renaissance bargelegt wird, eine Materie, die schon oft, aber nie mit solcher Gründlichkeit und Klarheit behandelt worden ist. Die Quintessenz ist die, daß es die künstlerische Wiederbelebung des antiken Geistes in Wiedermännlichem Sinne ist, die Urteil und Aufspaltung bestimmt. Darnach werden die Werke der Malerei des Quattro- und Cinquecento gewertet, darnach behalten die Gelehrten die hohe Einwirkung in seiner Vertiefung sein ganzes Leben hindurch, darnach ist Palladio, der Nachahmer Vitruvs, der „recht innerlich und von innen heraus große Mensch“, während die Plastik der „Kunstseife“, der „Plastiker Michelangelo einschloß, ganz in Wiedermännlichem Geiste seine Gnade vor ihm findet. Erst in späterer Zeit hat sich diese Einseitigkeit Goethischer Kunstbetrachtung gemildert. Verwundernswürdig ist nie auf eine wichtige Biestelle aus dem 2. Florentiner Aufenthalt (an den Herzog vom 6. Mai 1788) hingewiesen worden, die bereits den Florentiner Luatrocenisten mehr Gerechtigkeit zuteil werden läßt: „Ich habe fast alles gesehen, was Florenz an Kunstschätzen enthält (Goethe's Aufenthalt währte ungefähr 14 Tage), und man könnte wohl mit großem Nutzen einige Zeit hier verweilen. . . Die Medici'sche Venus übertrifft alle Erwartung und übersteigt alle Gläubigen. Wie manche andere kostbare Antiken sind noch hier! An Gemälden treffliche Sachen. Besonders habe ich mich an die älteren Meister gehalten; ich kenne nur die Urnatur recht genau, und so lernt man ihre Schüler und Nachfolger recht kennen und schätzen.“ Endlich findet das gesellschaftliche Leben Rom's sowie die Theaterverhältnisse der Zeit eingehende Schilderung. Nur eine Seite römischen Kunstlebens, der Goethe gerade in den letzten Monaten seines römischen Aufenthalts, seit der Komponist Philipp Christoph Kayser aus Zürich eingetroffen war, sein Interesse zuzuwende, ist ohne Befandlung geblieben, die Musik. „So wird sich denn auch noch die Musik zu mir stellen, um ein Reizen zu schließen, den die Künste um mich ziehen.“ Wohl

werden Goethe's Bemühungen um das deutsche Singspiel kurz erwähnt, aber wir hören nichts über die großen Musikaufführungen der Festzeit und insbesondere der Karwoche, deren eifrigste Hörer Goethe und Kayser waren. Das ganze Buch ist mit einer Liebe und Begeisterung für das alte und neue Rom geschrieben, die jedem rombegeisterten Leser das Herz erfreuen muß. So mußte es auch sein um Goethe's Willen, der auf seiner Heimreise Herder erklärte, daß er in Rom „in seinem Leben das erheumal unbeding glücklich war“, der 1814 zum Kayser v. Müller äußerte: „Guch dar ich's wohl gesehen, seit ich über den Pontemolle heimwärts fuhr, habe ich feiner rein glücklichen Tag mehr gehabt“, und der noch 1828 zu Eckermann sprach: „Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Gluck der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder hoch geworden.“ Das Buch ist geschmackvoll ausgestattet. Der Druck mit alter, Breitlocher'scher Fraktur, die schönen alten Kupferstiche mit ihren Kränzen und Gewinden verlegen himmelungswoll in Goethische Zeit. Eine Reihe von Autotypen, zeitgenössische Portraits und Goethische Zeichnungen aus Italien darstellen, eine Originalabridung unserer Leipziger Künstler's Hebruz, die den Goethekopf nach dem Tischbein'schen Gemälde wiedergibt, gereichen dem Buch zu besonderem Schmuck. Das Werk, voll vom Geiste Wiedermännlich, ist Meister Kayser's Klinger zugeeignet, nicht ohne besondere Bedeutung, wie ich meine, weiß er ja wie kein anderer die klassische Tradition untrer Kunst mit dem modernen Geiste zu vereinigen.

Dr. Robert Weber.

— Wolfgang's Römerfahrt. Dichtung von Adolf Stern. Dresden und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (S. Ehrler). — In weiten Abständen haben die größten epischen Gedichte Adolf Stern's das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Zunächst dem Erscheinen der beiden ersten liegen vierzehn Jahre, und von „Gutenberg“ bis zu „Wolfgang's Römerfahrt“ sind mehr als drei Jahrzehnte verfloßen. Unbeirrt um Bourgeoisie des Zeitgeschmacks hat sich der Dichter dem gehaltenen Triebe überlassen, der in ihm ruht, und unbefümmert um die hart eingetriebene Furcht vor Bräupen übergibt er jetzt die neue Schöpfung, die selbst mit „Gutenberg“ verglichen, für ein kräftiges Baustein an innerem Gehalt Heugnis ablegt. Eine der vornehmsten Kultur-talente bildete den Kern des glanzvollen, reich belebten Gutenberges; wie in dem von Friedrich Heibel freudig begrüßten „Jerusalem“ handelt es sich indes auch in der neuen Dichtung darum, ein weltgeschichtliches Ereignis, das alleherwürdige Kultur gestützt sollte, aus menschlich nahe zu bringen. Ferner aber Heibel in jenem Literaturbrieffe, in dem er das genannte epische Jugendwerk beurteilt, die Bedeutung der Persönlichkeiten für das Epös nachdrücklich hervorhebt, la hat gerade Stern sich nie dazu verleiten lassen, das persönliche Interesse über dem kulturellen zu vernachlässigen. Eine historische Begebenheit ersten Ranges, der saeco di Roma vom Jahre 1527, veridicht sich in der Darstellung des Meisters um allerpersönlichste Erlebnis und doch ist der Best, einschiger Beidheit toll genug, um den Widerspruch zu empfinden zwischen der Tatsache, daß in der Geschichte am letzten Ende immer der große Mann wirkt, und der anderen, daß auch das christliche Wollen des Kleinmenschlichen, nicht von der Woge der Beistromung Betragen nicht vermag. „Du glaubst zu schäben und du wirst geschoben“ wäre kein unebenes Geleitwort für die Schicksalsbewegungen, die uns der Dichter teilnehmend erläutern läßt. Die Reformation hat den braven Medizinstudenten Wolfgang Vott aus seiner Bahn gestohlet. Kleinlich dünkte es ihm Tränke für den einzelnen Kranken zu brauen, anstatt mit wichtigen Schlägen der lebenden Weltgeist zu helfen. Dem süßen Augustinerorden folgte er nach Leipzig zur Disputation mit Gd.; in ihm sah er den Gottesknechten, der die Welt einzunetzen berufen sei. Aber der Luzifer, der auf der Wartburg saß und von seinem Besse abtrümmig geworden zu sein schien, ward ihm, dem Stürmer, zum Absehen. Und er hatte doch selbst eine aufsteigende Liebe erstickt, um seinem Ideale treu zu bleiben. So eilt er der Wertetrommel nach, um an seinem Teile die vermeintlich nötige Umwandlung der Welt vollenden zu helfen. Von der Eroberung Rom's, von Sturze des Antidid's hofft er das Herunterbrechen des Weltgeists, das alles Verrottete hinwegwege wie der Wind die Ernu. Aber es war eine Verneinung, den Lauf des schariften Geschehens abändern zu wollen, und bitter genug wird Wolfgang dafür

gestraut. Durch Verletzung von Umständen sieht er sich mit der schwereren Aufgabe betraut, in seinen eigenen Angelegenheiten Ordnung zu schaffen, und muß fühlen, wie selbst dazu seine Kraft nicht ausreicht. Ein armes, kaum dem Tode entronnenem Geschöpf schließt sich an ihn, seinen Helfer, mit schnell erwachtem Zutruhen an und wäscht ihm aus Herz. Nachdem endlich Rom genommen ist, muß er das vollständige Scheitern seines idealen Planes erleben. Vergebens mahnt er den sich alles Unheils, die Engelsburg, zu erheben; er findet kein Gehör; die Soldateska läßt sich an der Befriedigung ihrer rohesten Luste genügen. In einem Palaste, in dem er sich wider Willen gedrängt sieht, erblüht er die nie vergessene blonde Jugendliebe wieder, und deren herbender Vater gibt ihr Schicksal in seine Hand. Der Versuch, die beiden ihm so nahe gerathenen Mädchen zu erträglichem Nebenamdeleben zu vermögen, mißlingt. Da opfert sich die brave Anna für das Glück des Freundes auf, und als Wolfgang am Morgen eines Sommertages die ihm verbleibende Erbtut auf's Noth heilt, um, all dem Brauennothen erweichend, der Heimat zuzueilten, ist er ein gebrochener Mann, der sich aus den dürftigen Ueberresten seines Traumbildes ein Leben zusammenleimen muß. Der Reichtum an dichterischem Gehalt, ja selbst an bloßem Inhalt, ist mit diesen Heilen nicht entfernt angedeutet. Durch den Mund des fährnißigen Frieder verkündet Stern seine im besten Sinne konservativ-Religionsschauung. Das gerade die mensichlich wertvollsten Lehren untergehen, gibt dem Werke ein tief-mehrwichtiges Gespräch. Neben den plastischen Gestalten der Dichtung fesseln die glanzvoll bewegten Bilder, die mit feinsten Einfühlung gezeichnet sind. Die Konzentration der übermäßig empormendenden Ereignisse erweckt namentlich gegen Schluß ein Bewunderung. Der Verhältniß beifit für die Befreiung eines Städtchens teufel Vergangenen heit, wor das tiefe Problem erfafit, das dem Grotz jugrunde liegt, wor die Feinheiten der Sprache und des jeder Stimmung angelegentlich Rhythmus empfindet, der muß diese in sich geschlossene männliche Betenntnisbildung tief gewinnen.

#### Karl Reuskel.

— Frau Kleit. Roman von Josef Lauff. O. Brotsche Verlagsbuchhandlung, Berlin. — Nicht ganz auf der Höhe künstlerischer Reife wie „Marie Bernabon“ oder „Nichte Vitjenmüt“ steht des niedererfeinften Romanziers längstes Werk. Am härtesten spricht auch hier seine Bekante, seit langem anerkannte Meisterhaftigkeit in der eingehenden und anschaulichen Schilderung seines engeren Vaterlandes zu uns, das ihm schon so oft zum Schauplatz seiner Handlung in Vers und Prosa gedient. Der Dichter läßt uns wieder heimlich werden in den piekisch-gelbemischen Grenzlanden, die fruchtbarste Marksgegend von Kaller und Kleo mit ihren schützenden Tannen und Weiden vor unsrer Augen sich weiten und den Rhein, den heiligen Strom, dem wir in einer poetischen Hochfluthsilderung begegnen, eine bestimmte Rolle spielen. Und wie dem Land, so schenkt Lauff den Leuten vom Rieberecken seine wärmte Teilnahme. Das Leben und Treiben des kleinen Städtchens, in dem eine Reminiscenz an den berühmten Reitergeneral v. Seydlitz das allerdings nicht direkt am Strom gelegene Kaller vermuten läßt, tritt uns in bewegten, oft mit köstlichem Humor ausgefärbten Bildern entgegen. In greifbarer Lebendigkeit erstehen hier die kleinbürgerlichen Originale von der greisen, fast achtzigjährigen Baabelst-Jena mit ihrem Borsdorfer Kieselgeschicht unter dem Staatsbaubaus bis zu dem Kaufmannssohn Hannibal Binsgen, dem kleinen Aktenkopisten Frise Sätenit und der Kleinfinderschule der würdigen Madame Wömmes in ihrer fäthlichen Mischung von rheinischer Lebensfröhlichkeit und vämlischer Bescheidenheit. Auch die weniger sympathischen, im Sinne ultramontaner Kirchendornigkeit stehenden Figuren des Romans weif der Dichter verhältnißlich so heben, unferem Gefühle näher zu rücken. Einer der interessantesten Charaktere, der fast wie eine Reliquie aus den Tagen des Jan Bodelson und Knipperdoling erscheint, ist Lauff in dem bibeleschen „Zeichengel, dem Köwi“ gelungen. Weider hat sich der Dichter gerade in der Zeichnung der Titelfeldin seines Romans, der Frau Kleit, verfehen, die in ihrer durchweg passiven Haltung sich wenig aus dem Rahmen der medelvollsten Handlung heraushebt, ja uns mensichlich eigentlich recht wenig nahe tritt. Es ist schwer zu verstehen, warum Lauff diese Frau, das Weib eines brutalen Kraftmenschen und Hofeifers, zur Titelfigur seiner Erzählung gemacht hat, da sich doch das Hauptinteresse um die Person des Zeigraffen Gert Pfeffer dreht, um seine Kämpfe in der Durchsetzung wasserbautechnischer Pläne gegen bäuerlichen Egoismus und um sein Ringen

gegen die wieder auflebende Jugendleidenschaft seiner Liebe zu Kleit, die das Weib eines andern geworden ist. Diese Leidenschaft verlorf ihm und läßt ihn nicht los seit dem Tode, da ihn nach jahrelangem Fernsein von der Heimat sein erler Inspizienhang über die Feinde am Fingerringstulhof vorüberführt, sie bestimmt sein Handeln, als er in der Stunde höchster Gefahr die Kräfte um Schutze des bedrohten Hinterlandes leitet, und sie führt ihn endlich auf seinem letzten Gange zusammen mit der vereinnamten Kleit, aus dem Dilemma zwischen Weineid und der geistlichfäthlichen Ägung der geliebten Frau in die Tiefe des „Totenloches“. Es liegt eine herbe Tragik in dem Schicksal der Hauptpersonen: die starken Naturen des Zeigraffen, des „Donnerjens“ Berichs von Laaf und der Frau Kleit werden von der Allmächtigkeit kleinlicher Verdächnisse bezwungen, während die liebe Mittelmäßigkeit des ehrenwerten Hrn. Crispinus v. Brommel und seines von wehleidiger Frömmigkeit triefenden Bruders nebst „leuchter“ Gattin sich über den Sieg und die fette Erbschaft triumphierend die Hände reifen darf. Nur möchte man wünschen, daß der Dichter diese Gegensätze in ihrer tiefen und ersten Bedeutung für das menschliche Leben schärfer herausgehoben, prägnanter dargestellt hätte. Sie verschwinden leider zu sehr unter der äppigen Fülle von allerlei, wenn auch meist recht unterhaltenden Episodenweifen, das allerdings nicht zuletzt den Genuß bei der Lektüre des jedenfalls schätzenswerten Wertes bestimmend erhöh.

— Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Paul Heufe. Mit Portrait nach G. v. Lenbach. Stuttgart und Berlin, J. O. Cotta Nachfolger. 4. M. — Per am 18. Juni d. J. in hohem Alter geftorbene Dichter Hermann Lingg, der Freund Sebalds und Mitglied jener Tafelrunde, die sich im kunstfreundlichen und gäthlichen München einst aufwar, als begabte herrliche Mäcene waren, der Verfasser zahlreicher Gedichtsammlungen, Novellen und Dramen, die allerdings seinen lyrischen Gaben nicht ebenbürtig sind, wird hier dem Publikum dadurch näher gebracht, daß ein langjähriger Freund von ihm, der sojagende das Entzehen der einzelnen Gedichte mit erlebt hat, ein Berufener, Paul Heufe, der Senior der deutlichen Dichter, eine sorgfältige Auswahl der Brief voranstellte, die um so mehr nötig war, als Lingg in einem langen, durch seine Sorge beschwächteten, von seinem Amt in Würzburg genommenen, rein idyllischen und in beschaulichem Aalein und in Verlesung in die Poesie verlaufenen Leben nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ viel geleistet hatte. Aus dieser Fülle wird hier ein Strauß Blumen zusammengestellt, der wohl geeignet ist, uns zu zeigen, was wir an Hermann Lingg haben, und auch wohl bezeugt, daß große Publikum für den sich vornehm zurückhaltenden Dichter, der in aristokratischen Höfen lebte, zu interessieren, weil es eben eine Auswahl und das Beste ist, was er geschaffen hat. Wir haben hier jene Lieber vor uns, von denen Paul Heufe in seiner treffenden, feinen, hüßigen Einführung nicht mit Unrecht sagt, daß sie würdig sind, neben die Erzugnisse von Mörice und Sturm zu treten, wir gemieken alsdann dasjenige, was an Lingg neu und sich eigentümlich Befiß ist, jene „historische Lyrik“, die in grandioser, von einem großen geistlichfäthlichen Sinne zeugender Weise das Gebiet der Weltgeschichte sich als Gegenstand erforen hat, und bekommen endlich Proben aus des Dichters Welterwanderungsbesuch zu hören, seinem umfangreichsten, wennschon nicht seinem bedeutendsten Werk, das trotzdem das Wert seines Lebens bildete, in dem er den gewaltigen Stoff der Bäderbewegung in den angehenden Mittelalter in wohlklingenden Stangen behandelt, in einer Aneinanderreihung, die bahnbahnend, wie Sand und Salz in der Balle, ohne rechte Erhebung, ohne Mittelpunkt, im ganzen ungenießbar. Dieser Ansicht war auch Eduard Mörike gewesen, dem das Manuskript des Reisegebüchis zur Beurteilung vorgelegen hatte, als er Lektor und literarischer Berater der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung war. Er schrieb in seiner offenen, durch keine persönlichen Rücksichten beeinflussten Weise an den Verfasser, das Werk habe ihn gereizelt und abgesehen, abgesehen als Ganzes, das ihm — man beachte die oben angeführten charakteristischen Eigenschaften des Gebüchis — nicht gefallen habe, gestieft einzelner schöner, anziehender Partien wegen, die ihm Achtung abentwöhnt. Mörike schrieb, daß er der Cotta'schen Verbuchhandlung von Drid abgeraten habe — Cotta nahm das Werk doch! —, gab aber dem Verfasser den Rat, einzelne Partien davon zu veröffentlichen, die schön seien. Wie recht Mörike mit seinem herben Urteil gebät hat, geht daraus hervor, daß man jetzt, nach des Dichters Tode, ummeßr daran

geht, Sings groß aber etwas umständliches Epos den weiteren Kreisen dadurch näher zu führen, daß man einzelne kleine Teile daraus in Uebersetzung bringt, die Gannenschlacht und einiges andere mehr, was weit ist, bekannt und gerichtet zu werden. Das geschieht hier in der vorliegenden Auswahl, die in ihrem vornehmen Aeußeren, in ihrem geliebten Einband, in ihrer ganzen Ausstattung, die Götter, des privilegierten Besizers unserer Kasse, „alten Tragen“ an der Stirn trägt, an die Gedächtnisse unserer Vorfahren und nachlassigen Zeit, die den großen Meistern nachempfunden, erinnert, und nicht nur bestimmt ist, als Geschenk für vorübergehende Gelegenheiten zu dienen, sondern einen bleibenden Reiz für unser Volk zu bedeuten. Insofern ist die Hesperide Auswahl mit Freuden zu begrüßen, als sie das Wertvolle dem weniger Wertvollen gelendet und die goldene Frucht in silberner Schale gesendet hat. Auch all diese großen und kleinen Gefänge, die sich oft mit den innigsten und würdevollsten Gegenständen beschäftigen, wie der Tierwelt, der Liebe zu dieser, die zu den gewaltigen Nordwätern aus der Weltgeschichte in einen angenehmen Gegensatz treten und Umwechslung bieten, weicht etwas Unvorzählliches, das die Jahrhunderte überdauert, und jener Tiefinnigkeit aus, an der von der flachen Verlandlichkeit fern ist, und zum Kadaveren und Gräbern reizt, das nicht immer zu einem Endergebnis führt, sich selbst und uns nicht gerade zum Schaden. Es tut der Poesie keinen Eintrag, wenn ein Reiz übrig bleibt, in den unser Geiz nicht hat eindringen können, der unsere Begehrlichkeit reizt, sich immer wieder an ihm und der Lösung des Rätsels zu versuchen. Das ist das Geheimnis aller großen Dichtungen und aller großen Dichter von Homer bis Goethe gewesen und der zuletzt genannte Klomper hat es ja einmal ausgesprochen, daß jedes Gedicht im einzelnen ein Wischen Unvernünftiges haben sollte.“ Wenn man den Begriff „unvernünftig“ richtig versteht wird man Goethe beistimmen müssen.

J. R.

Der Östliche Verein im nördlichen Deutschland, der in Leipzig bei C. E. Schulze und bei Paul Kloppe in Gießen eine Niederlage seiner Schriften hat, legt uns drei Bände von Erzählungen in gutem ansprechenden Einband vor: Ulrich, Martin, Oberpfarrer a. D., Anstaltsleiter, Versuchungene Wege. S. 140 S. Der Band enthält drei Erzählungen: 1) Die feindlichen Brüder. 2) Der Erbe des Lindenbols. 3) In goldenen Zeiten, von denen die erste und die in Kapellezeit verlegt und den Weg des Gotteslosen und den des Gerechten mit lebhaften Farben zeichnet, die zweite uns in den preussisch-österreichischen Krieg 1866 führt und die Hand Gottes und den Preis der Tugend auf verfallenen Wegen verschieden gerädelter Menschen schildert, die dritte von unheimlichem Vortriebs, Verhängnis und wohlverdientem Unglück zu erzählen weiß. — Strauß, Alfred, Bahar in Kunzendorf, Menschenlust und Menschenleid. Neue Geschichten. S. 248 S. Strauß bietet uns 8 Erzählungen, von denen uns besonders „Ochsenstahl“ und „Großhadelend“ wohl gefallen hat. Wir tun die Ansicht und den Wunsch des Vereins, der insonderheit wegen dieser Erzählung für das Buch eine recht weite Verbreitung in ländlichen Kreisen erwartet. In der ersten Erzählung „Die Waite zu Heilbrunn“ ist die große Ueberzeugung in Schließen 1902 und der Besuch der Kaiserin dabei verwertet. — Eitner, Mathy, Durch viele Wasser. Erzählung. S. 198 S. Eitner ist eine christliche Erzählerin längst bekannt und bietet auch hier eine hübsche Geschichte von Ausopferung und schöner Menschenliebe. Jedes dieser Volksbücher geht den Mitgliedern des Vereins für 1905 für den Jahresbeitrag von nur 1,50 M. zu; im Buchhandel kosten sie das Doppelte. Sie eignen sich besonders auch für Gemeindegeliebte, zum Vorlesen in Familien und Vereinen. D. K. — Schudall, A., Fiel und ihre Freunde. Eine Geschichte aus dem Böhmerland. S. 101 S. Kober, C. F. Späters Nachfolger, Basel. — A. Schudall hat sich besonders durch ihre Kindergeschichten und Erzählungen für die Jugend bekannt gemacht. Die vorliegende Geschichte verlegt uns in das Land, in dem das evangelische Bekenntnis sich wieder mehr und mehr durchzusetzen anfängt. Sie weiß in schlichter, geistvoller Weise neben der Kraft der Uebergung die Macht der überwindenden Liebe zu schildern. Die Erzählung eignet sich besonders zum Vorlesen in christlichen Jugendvereinen. D. K.

— Ausflug und Japan im Kampf um die Macht in Ostasien. Ein Volksbuch von Gustav Föder, in zwei

Bänden mit zahlreichen Bildern und Karten, elegant gebunden 13 M., broschiert 11 M. Verlag von Carl Siebner, Rattowitz und Leipzig. — Dem ersten Bande dieses zeitgemäßen Werkes, der kurz vor Wägnachten vorigen Jahres erschien, ist nunmehr der zweite Band gefolgt, der den Abfluß des Krieges schildert, in welchem die russische Hegemonie in Ostasien einen so schmerzlichen Stoß erlitten hat. Der vorliegende zweite Band, der mit Abbildungen und Karten versehen ist, ruft uns all die blutigen Kämpfe und Katastrophen ins Gedächtnis zurück, die mit um so größerer Spannung verfolgt wurden, als es bekannt ist, daß die hervorragenden literarischen Leistungen der Japaner nicht zum geringsten Teile ermöglicht worden sind durch das Studium der deutschen militärischen Einrichtungen und der deutschen Strategie, dem sich japanische Offiziere als Gäste des Deutschen Reiches in Berlin und anderwärts mit unermüdlichem Eifer hingebend hatten. In kurzer Zeit hatten es die gelbbärtigen Bogamden der östlichen Inseln fertig gebracht, sich all jene Kenntnisse der neuesten Kriegsführung und die Errungenschaften der modernen Technik anzueignen, die heutzutage unbedingte Erfordernisse eines erfolgreich verlaufenden Feldzuges sind. Gerade dieses wird in unserem Buche dem Leser immer und immer wieder zum Bewußtsein gebracht. Was nützte den russischen Soldaten der fatalistische Gleichmut, mit dem sie in den Tod gingen, was half ihnen die verzweiflungsvolle Wucht im Angriff, wenn es galt, verlorene Positionen wiederzugewinnen, die höhere Intelligenz der Japaner bei den Führern sowohl wie bei den Mannschaften, die zweckmäßigere Ausrüstung, die schnellere und bequomere Beförderung ihrer Truppen und nicht zum wenigsten die geregelte Verpflegung haben den „Söhnen Japans“ den Sieg über die Russen gesichert. Es wird uns nicht nur eine militärwissenschaftliche Belehrung über die strategischen Operationen zuteil, sondern wir blicken auch hinter die Kulissen und beobachten die Russen sowohl, wie die Japaner bei dem Lagerleben, in Lagarets, in Bezug auf das Transport- und Verpflegungswesen. Das Werk ist aus Verichten der Kriegskorrespondenten großer deutscher und ausländischer Zeitungen, die der Verfasser mit großem Geschick benutzt hat, zusammengetragen. Es dürfte sich in seinem eleganten Einbande als Geschenk eignen.

O. — A. Brüdner, Geschichte der russischen Literatur. (Die Literatur des Ostens, Bd. 2.) Leipzig, Amelang, 508 S. 7,50 M. — Eine Darstellung der russischen Literatur kommt gerade jetzt sehr erwünscht, zumal durch einen so berufenen Vertreter seiner Wissenschaft, der zugleich ein so feinsinniger Darsteller ist und sich auf einen so hohen Standpunkt zu stellen vermag. Wie schon in seiner Darstellung der polnischen Literatur (Bd. 1 dieser Sammlung) weiß Brüdner auch hier wieder seine Vorgänger in das rechte Licht zu stellen. Er geht mit dem Hergang in seinem Stoff auf und sieht mit seinem Verstande hoch über ihm. Selbst von Orbut Slawie, ist er doch an Bildung völlig Deutscher, und so ist er insofern, dem deutschen Publikum ein treffes Bild der russischen Kultur- und Literaturkämpfe vorzuführen. Beide sind ja in der russischen Geistesentwicklung nicht zu trennen. Daher auch die Schwierigkeit, eine Literatur klar anzudeuten, die einen völlig unorganischen Charakter hat, in der fast jede Periode von einer scharf gezeichneten Persönlichkeit beherrscht wird, die wieder völlig auf sich selbst ruht, die nicht von einer dreiten Strömung getragen wird, sondern „trächtig gegen den Strom schwimmen“ muß, um sich zu behaupten. Die russische Literatur ist menschenliche Gesellschaftsliteratur, die kein Bürger- und Bauerntum hinter sich, nur ein hemmendes und erlärtes Staatsfindentum gegen sich hat, die nicht aus dem Volke hervorkommt, sondern erst das Volk erobert mußte. Bedenkt man das, so wird man dem Verfasser die wenig durchsichtige Anlage seines Buches kaum als seine Schuld ausrechnen können. Auch wird man es verzeihen finden, daß er, wie in der polnischen Literatur, auf eine Behandlung der Volkspoesie verzichtet und dadurch einen ausserordentlich feinen und für das Verständnis auch wichtigeren kulturgeschichtlichen Hintergrund gezeichnet hat (Kap. 1 bis 5), aus dem die handelnden und lebenden Gestalten der russischen Literatur allmählich herauszutreten und sich zu feinen Charakterentwürfen, lebendigen Porträts abzuzeichnen, die in Puschkin (Kap. 6), Tolstoj (Kap. 13) und Dostojewski (Kap. 14) ihre höchste Vollendung finden. Wünschenswert wäre gewesen, wenn ein sachlicher Index die Benutzung nach bestimmten Gesichtspunkten erleichtert hätte.

K. D.



**Grüßzeit**  
 Dienstags, Donnerstags  
 und Sonnabends und kann  
 für sich nur durch den  
 Herausgeber, die Königlich  
 Geprüften der Leipziger  
 Zeitung in Leipzig, Post-  
 straße 5, bezogen werden.

**Bezugspreis**  
 bei Abholung: 1. M 56.3,  
 bei wöchentlichem Zustellung  
 unter Kreuzband: für  
 12. M 61.3, für  
 auswärtig 1. M 64.3,  
 vierteljährlich  
 1. M 161.3, halbjährlich  
 1. M 311.3, jährlich  
 1. M 611.3.

Die Weihnachtszeit im Spiegel germanischer Ahnen- und Götterkultes.

Hart an die Grenzmarke zwieser Jahre, in die dunkelsten und grämlichsten Tage des Jahreslaufes, aber auch in diejenigen, die aus der Finsternis wieder zum Lichte hinaufführen, haben deutsche Sitten und christliche Kultur das Weihnachtsfest geknüpft. So bildet die Zeit, in der wir das Fest der Feste feiern, selbst das natürliche Symbol für seinen Inhalt: die fromme Legende erzählt, daß vor den Hirten, die in der heiligen Nacht auf dem Felde waren, ein Stern daherkam, der sie gen Bethlehem führte, er zeigte den Königen aus Morgenland den Weg zur Krippe, in der das Christkind lag. Der Stern ist das Licht der christlichen Lehre, das aus der Finsternis der Bergangzeit hindurchleitet in den neuen Abschnitt der Menschheitsgeschichte, aus dunklen in lichte Tage; er ist das Sinnbild der alle Völker und Länder besitzenden Kraft des Christentums.

Ein großes Freudenfest, wie es das Christfest ist, wurde in der Zeit, wo wir jetzt die Geburt des Heilands feierlich begehen, in germanischen Ländern schon gefeiert, längst ehe das Christentum seinen Einzug in diese hielt. Es war das große Winterfest der Germanen, das ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen galt, die nach der Volksvorstellung um die Zeit der Winter-sonnenwende ihren Umzug durch die Lande hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Es wurde Ende Dezember, bei einigen Stämmen erst im Januar begangen und dauerte in der Regel zwölf Tage. Im Norden wurde bei diesem Feste neben den Seelen der Dahingefahrenen auch den großen Göttern, besonders Odin (Wotan, altpöhd. Wotan), Thor (Donar) und Freyr (Fro) geweiht und Erntegessen für das kommende Jahr erhehrt.

Es ist eine seltene Aufgabe für den Forscher, die alten heidnischen Vorstellungen zu vergleichen mit den späteren christlichen Auslegungen, den veränderten Sagen nachzuspüren, die beide miteinander verbinden, das Dunkel zu erhellen, das über jene zum Teil noch heute gelagert ist, aus den nichtchristlichen Vorstellungen die herauszuheben, die später von der christlichen Kirche übernommen wurden, um dem germanischen Heidentum den Übertritt zum Christentum zu erleichtern. Freilich, so seltend diese Aufgabe ist, so unsicher bleiben zunächst immer noch die Ergebnisse des Vergleichens, Nachspürens und Herauslösend. Hat man auch gelernt, die Quellen kritischer zu benutzen, so läuft man doch auch heute noch Gefahr, oftmals rein Hypothetisches zu verwenden und mit ganz späten, zum Teil schon von christlichen Elementen durchsetzten oder wenigstens christlich gefärbten Kulturgütern solche zu vermischen, die in den alten Mythen zum Ausdruck kommen.

Beruhend wie einige solche Vergleichen, Nachspürungen und Herauslösenden. Die christliche Kirche unserer Vorfahren feierte die heilige Zeit der Weihnacht mit nützlich erfüllten Gottesdiensten. Dergleichen durchbraute die geweihten Räume und andachtsvolle Lippen sangen gläubige Weihnachtsliedern von der Geburt des Weltheilands, von der Mutter Maria, den Hirten und den anbetenden und Gaben spendenden Königen aus Morgenland. An diese nützlich erfüllten Mitten schlossen sich in früheren Zeiten fast überall in deutschen Ländern, jetzt noch in manchen Gegenden, religiöse Umzüge, die mit seltsamen Mitteln in phantastischen Darstellungen die Vorgänge der Nacht in Bethlehem zum Ausdruck brachten. Zum Teil mit ihnen verbunden, zum anderen Teile unabhängig von ihnen wurden Gedraue geübt, die auf nichtchristliche Vorstellungen hindeuten, also zweifellos dem germanischen Ahnen- und Götterkult entstammen. Die Entstehung der letzteren erkennt man, wenn man weiß, wie diese Kulte und die mit ihnen verknüpften Braude beschaffen waren, nämlich so für die Zeit, von der hier

die Rede ist: mit Beginn des Winters zogen die Götter und in ihrem Gefolge die Seelen der Dahingefahrenen durch die Lande, voran der einäugige Wotan, der „Wunderspäher“, die allwaltende, schöpferische Kraft, auf weißem Rosse, das Haupt bedeckt mit einem breitkämpfigen Hute und den Leib geküllt in einen weiten, dunkel-farbigen Mantel, wodurch Sonne, Wolken und Himmelsgewölbe symbolisiert wurden, nach ihm Frjja (altnord. Frigg), die Erdgöttin, die die Saaten beküdete und dem Hauswesen vorstand, ferner Donar, der Semitgötter, und Fro, der Gott der Fruchtbarkeit. Wenn diese Götter und mit ihnen die Seelen der Verstorbenen der Erde sich nahen, dann lebten die Menschen auf ihr in feierlicher Zeit. Große Schmaue und Gelage wurden abgehalten und in den heiligen Hainen wurden Opferfeiern gehalten. Denn in ihnen, wie überhaupt im Walde, dachte sich der Germane den Sieg der höheren Haimen, nicht nur der Götter, sondern auch der irdischen Wesen, der Zwerg und Riesen usw., hier waren seine Kultstätten, hier die Wälder seiner Sippe.

Jede Naturreligion stellt mit ihrer Göttermelt, mit ihren heiligen Festen und Opferfeiern einen riesigen, phantastisch erweiterten Bild der heimatischen Erde und des heimatischen Himmels mit all' ihren wechselvollen Erscheinungen: Sonnenhimmeln, Nebel, Sturm und Unwetter, Frühlingsschneid, Sommerglut und Wintersturm, Saat und Ernte, Erwaachen und Bergehen des Starbens dar. Versehen wir das, so verstehen wir auch den tiefen Sinn der Naturbeziehung unserer Vorfahren. Seelen lebten noch ihrer Vorstellung nicht nur in den Tieren des Waldes, sondern auch in den Bäumen, mit denen er bestanden war. Aus ihnen schuf die Volkspopulanz alle die Waldgeister, die in unseren Märchen noch heute leben, die Holzmännchen und Waldfrauen, die guten und bösen Wesen, die ihr gutmütig-nedliches oder boshaftes Spiel im Walde treiben. Ja, selbst göttliche Wesen fürten sich wohl den gewaltigen Stamm einer Eiche oder Linde oder der Eberesche zum Plage, von dem aus sie das Treiben der Menschen mit freundschaftlichen oder ärmenden Willen betrachteten.

Genau: wir können so die Vorstellung unserer Ahnen begreifen, daß in den Tagen, wo der Wintersturm brausend durch den Wald fuhr, wo gepochtlich die Wolken am nachdrücklichen Himmel dahinjagten, der Götterhimmel sich öffnete und ihre Besonnener zur Erde niederließen, um durch Wald und Feld zu wandern, die Menschen segnend und ihnen die Zukunft verständig. Mit ihrem Erscheinen oder der Vorstellung ihrer Erdnächsten verbanden unsere heidnischen Vorfahren jene religiösen Handlungen und Umzüge, deren Stelle wir in den oben erwähnten Umzügen der altchristlichen Zeit erkennen.

Das Christentum, namentlich als es bereits feste Wurzeln in germanischen Ländern gefaßt hatte, ließ dem Volke, um ihm den Gewinn des Glaubens an Gott und den Heiland zu erleichtern, seine tiefingewurzelten Sitten und Gebräuche, soweit sie der christlichen Religion nicht feindlich gegenübertraten, es ließ ihnen nur ein christliches Gewand oder Kempte sie zu Leuten und Rinderspielen um, als welche sie dann schablos neben der neuen Religion und Sitten beliehen. Die Götter der Zeit, in die jetzt unter Weihnachtsfest fällt, wurden entweder zu Kirchengeweihten umgewandelt oder zu Figuren eines Puppenkastens, und die Handlungen, die man ihnen zu Ehren veranstaltete, erhielten die Gestalt von Kultstätten, die einseitigen feierlichen Aufzüge diejenigen von bunten Vorträgen. Auch die Namen der Feste veränderte man in christliche Namen; das Weihnachtsfest trat an die Stelle des einseitigen Winterfestes, das nordischen Julfest, und die heidnischen Feste, die sich um diese gruppiert hatten, erhielten ohne Ausnahme ihre Beziehung zu dem Tage der Geburt des Heilands.

Von den Sitten und Gebräuchen, den Vorstellungen und Aufstellungen, welche die heidnischen Germanen von dem Winterfeste begh. dem Julfeste verbanden, haben sich zahlreiche bis in die jüngste Vergangenheit, ja einzelne bis in unsere Zeit hinein erhalten. Dieses Fest war nicht nur ein hoher Feiertag im Jahreslaufe unserer Vorfäter, sondern ein ganzer Kreis von Feiertagen. Die ganze Zeit, welche die Sonne zum Erreichen ihrer Wendepunkte umfaßt, bis zu dem Tage, wo sie wieder nordwärts beginnt, hier die „jodis Rächte“, dort einfach „die Jodlsten“, anderw. „Rauchnächte“ oder „Postage“, genannt, war heilig. Man verhielt sich in ihr möglichst still, Geschäftsbetriebe und alle unbillige Arbeit, Jagd- und Pflanzarbeit insbesondere, ruhte. Man brachte den Göttern Opfer dar, besprengte die Wohnungen am Winternacht mit aus heiligen Quellen geschöpftem Wasser und entzündete auf Bergen und Hügel in Holzhöfe zu Ehren der Götter oder sollte von Knaben brennende Holzräder, welche die Sonne symbolisirten, in die Läger hinauf. Der Herd des Hauses wurde in der Zeit der Jodlsten erneuert und von neuem geweiht. Das Anders als Stelle dieser Vorstellungen und Gebräuche sind die Sitten, die sich in Nord- und Süddeutschland erhalten haben, z. B. die, daß während der Zeit der jodis Rächte alle Arbeit ruhe, daß in ihr kein Prot gebühre, kein Spinnrad gedreht, keine Jagdwaffe gebraucht werden dürfe. Wenn in einem medienburgischen Weidte in den Rauchnächten ein Kleidungsstück gewaschen wird, so sitzt zwölf Jahre lang alljährlich ein Mensch aus dem Hause.“ In den Gegenden unlers Vaterlandes, wo noch geponnen wird, trägt am Weihnachtsabend die Hausfrau die Spinnräder auf den Hausboden, damit sie während der Jodlsten nicht gebraucht werden; aus gewaschen darf nicht werden, und vor allem muß alles das ruhen, was tödliche Bewegung hat, also außer dem Spinnrad auch das Rad des Wagens, ja selbst die Erbe, die auf dem Lische dahingleitet. Die Entstehung dieses Aberglaubens ist ohne Schwierigkeiten zu erklären. Nach dem Glauben unserer heidnischen Ahnen hand die Sonne während der Jodlsten still; daher ließen auch sie alles ruhen, was in Form oder Bewegung der Sonnenbeide gleich, vor allem das Rad, dessen Speichen die Strahlen der Sonne symbolisirten. Auf diesen durch Boban verkörperten Sonnenult zurückzuführen ist wohl auch ein Brauch, der in der wendischen Lausitz von Bauerleuten noch heute da und dort geübt wird. Man schlachtet am Weihnachtsabend einen Hahn, brät ihn, teilt ihn in Bissen und gibt jedem im Hause von ihm. Fragt man, weshalb dies geschieht, so erhält man zur Antwort, dieser Brauch schied vor Krankheit und befördere den Wohlstand. Das ist die Erklärung von heute, die aus germanischer Dorgeit lautet: damals wurde in der Zeit, wo nach der Volksvorstellung die zwölfstige Sonne stillstand, an jedem Morgen während der Jodlsten ein Hahn geopfert als Tribut an die Spindrin von Gesundheit und Wohlstand.

An die altgermanischen Sonnenwendopfer erinnert in Schwaben die Sitte, am Weihnachtsabend eine Garbe „für die Vögel“ auf eine Stange zu hängen, oder in Tirol der Brauch, die „Glemente“ zu sätern, indem man Mehl in die Luft warf, Brot in die Erde vergrub, in den Brunnen versenkte und ins Feuer fallen ließ. An die oben erwähnte Erneuerung und Reueweihe des Herdes aber erinnert der in der Gegend von Sieg geübte Brauch, am Weihnachtsabend einen Holsloß im Feuer zu verbrennen und seine Asche auf die Felder zu verstreuen, und die altgermanischen Julfeier haben sich erhalten in den Feuerbränden, die am Niederrhein in der Zurstigung am Weihnachtsabende veranstaltet, indem sie vor's Tor zieht, dort eine Pyramide aus Felssteinen errichtet und auf ihr, unter Abzingen von Weihnachtsliedern, Holzschiffe verbrennt.

Daß der Fauber auch in den Weihnachtsgebräuchen, wie in den Öber-, Pfingst-, Johannis- usw. Bräuchen eine bedeutsame Rolle spielt, ist ohne weiteres verständlich angesichts der Tatsache, daß unsere heidnischen Voreltern in der Zeit der Winter Sonnenwende die Götter sich besonders nahe fühlten, daß daher nach ihrer Auffassung die Erde in diesen Tagen erfüllt war von geheimnisvoll webenden Kräften: Wasser und Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen besäßen Gaudermacht, und mer Mut, Kraft und Ausdauer hatte, der konnte Schätze heben, Krankheiten heilen und in die Zukunft schauen. Betrachten wir einige solcher abergläubischen Vorstellungen. Im Oberinntale sagt man: wer, wenn es zur Christm

läutet, sich unter drei Brücken das Gesicht wäscht, der sieht alles, was das nächste Jahr ihm bringt. Weiterbringt man früher die Vorstellung, daß in der Christnacht am Winternacht die Tiere in den Ställen Sprache erhalten und miteinander reden. Der konnte ihre Sprache verstehen, der keine Todsünde auf dem Gewissen hat. Da und dort hört man noch heute alten Entfess vernehmen, daß um die mitternächte Stunde des Christtages die Tiere auf die Rnie fallen und beten. In Schwaben z. B. wo man sagt, daß die Sonne in ihr zwei Freudensprünge tue und dann ihren Lauf ändere, in welchem Augenblicke nicht nur das Stallvieh, sondern auch die Waldtiere betend auf die Rnie fallen. Alle diese Vorstellungen hängen innig zusammen mit dem Winter Sonnenwendult der Germanen, mit der Wohnsicherung als Personifikation des Sonnenballes. Schwer nachzuweisen sind die Verbindungsäden mit heidnisch-germanischem Ursprung bei dem oberfeiermännischen Brauche, am Christabend, um Reichtum zu erlangen, eine Bahre dreimal um die Kirche zu tragen, und zwar in der Frist von einer halben Stunde<sup>7)</sup>. Das Umtragen ist nicht leicht zu vollbringen, denn die armen Seelen legen sich auf die Bahre, daß sie ganz samer wird. Deshalb muß einer mitgehen, der die armen Seelen vom Bahrendreht gerunterwirft. Selig ist es, in der selbgezeiten halben Stunde zum Ziele zu kommen, so erhält jeder einen Haufen Geld; gelang es nicht, so ist das Leben der Bahrenträger verurteilt. Ja, mehr noch. In Gifenez in Oberfeiermark muß man die Leide, die zuletzt zur Ruhe beflattet wurde, wieder aufscharen und auf einer Bahre nach zwischen elf und zwölf Uhr um eine Kirche ziehen, die drei Tore und einen Friedhof hat.<sup>8)</sup> Einer muß ziehen, ein anderer muß mit einer Rute vom Hellenbaum (Eberesche), die drei Knospen hat, fortwährend einhauen, weil die Teufel sich auf die Bahre legen und das Ziehen erschweren. Die weihen kamen nach der Überlieferung bis zwölf Uhr nicht zum Ziele und hüpften ihr Wagnis mit grauem Lobe, weil sie um Teufel gerissen wurden. Einem gelang es, im kritischen Augenblicke sich durch einen Sprung über die Friedhofsmauer zu retten, so daß der Teufel nur den Zipfel seines Rockes erwischte. Wer zum Ziele kommt, daß dafür großen Lohn zu erwarten. Der Teufel weist ihm die Leide mit Gold an. In thüringischen Dörfern hörchen die Wäde in der Christnacht auf der Schwelle des Pferdestalles, ob ein Hengst wiederste, geschah es, so meldete sich bis zum Johannistage ein Freier bei ihnen. Andere wieder händen an Kreuzwegen und Grenzsteinen und hörten nach Schmerzteufel und Rossewäher; hören sie es, so war Kriegsnat für die nächste Zeit zu erwarten. Die Jäger gossen und gossen wohl da und dort heute noch in der heiligen Nacht Freitügeln, weil diese alles treffen, was man treffen will, und wäre es auch meilenweit entfernt.

Auch diese zuletzt erwähnten Bräuche lassen sich zunächst nicht durch altgermanische Vorstellungen erklären, weil eher dagegen die Behalten, die im Volksleben in der Weihnachtszeit eine Rolle spielen, vor allem die des weit und breit bekannten Knechts Ruprecht, des Niklas, des Schimmelreiters, der Frau Holle und wie alle sie heißen. Für die Gestalt des Knechts Ruprecht, der in Sachsen und Thüringen, in Brandenburg und Niederhessen jedem Kinde bekannt ist, hat die Forschung mehrere Erklärungen. Rudolph Prutz, d. h. Rufesprache war ein Beiname Wobans, der, wenn er als solcher erschien, von seinem sturmähnlichen Wolfe herabgestiegen war und hatt des flatternden Wolkenmantels einen Jodelpehl trug, hat die gemaltigen Speers eine Rute schwang. Andere Forscher wollen in Ruprecht, der auch Ruprich, Rumpknecht, Rumprecht und Uprrecht genannt wird, den altgermanischen Feuertog Donar erkennen, während von diesen St. Nikolaus als Woban bezeichnet wird. Ob nun diese oder jene Erklärung die richtige ist: darin besteht Übereinstimmung, daß sowohl im Ruprecht, wie im Niklas und im Schimmelreiter und der Frau Holle die in unseren Märchen und Sagen oft auftretenden alten Götter verdrängt sind, welche die Menschen auf ihre Jugendhaftigkeit prüfen. Der „Schimmelreiter“ ist kein Geringerer als der Göttervater Woban, der Eber, der ihm begleitet, Fro, der Gott der Fruchtbarkeit, und der „Klapperbod“, der auch zu seinem Gefolge gehört, der rothaarige Donar. Die Nummeri des „Schimmelreiters“ ist in Norddeutschland und Schlesien auf dem Lande noch heute im Schwange. Bei den Wenden der Lausitz, in Schlesien und Pommern kommt er noch heute in die Spinn-

<sup>7)</sup> Bgl. Kleitschel, Weihnachtsen in Kirche, Kunst und Volksleben.

<sup>8)</sup> Ebenda

<sup>9)</sup> Bgl. Buhf, Deutscher Volksglaube.

füßen. Ein oder mehrere Burschen stellen ihn dar, indem sie sich mit einem Tuche bedecken, vorn einen aus Berg nachgebildeten Pferdekopf und hinten einen aus Schweiß aus Flach tragen. Oft befindet sich im Gesolge dieses Schweißreiters ein Bursch, der, in Erbstüch geküllt, einen „Erbstüch“ darstellt (Er steht im Blattdeschen das männliche Schrein) und in Pommern gefesselt sich zu Schimmel und Eber, also zu den Personifikationen Wobans und Fros, der Klapperboot, Donat, in Gestalt einer Siege. Drei oder vier Buben vor dem Feste geht Kuprecht mit seinen Begleitern von Haus zu Haus, fragt trummend, ob die Kinder begleitet haben und ob sie beten können; haben sie das und können sie beten, so wirft er Rüsse und Kpel unter sie; flagen die Eltern über Unfolgsamkeit der Kinder und können sie nicht beten, so kößt sie der Klapperboot.

Wenn man die Bräuche der germanischen Völkerstämme betrachtet, so findet man, daß der Wald nicht nur Träger des Religionskultus war, sondern auch als anregendes Moment der meisten poetischen Schöpfungen in Sage und Sage diente. So deutet eine germanische Sage z. B. die Schöpfungsgegeschichte des Menschen, indem sie erzählt, daß, als der Göttertrio einm mit seinen Söhnen am Ufer des Meeres lustwandelte, sie zwei Baumstämme — eine Eiche und eine Erle — fanden und aus ihnen den Menschen schufen, indem einer der Götter ihnen Lebensodem einhauchte, ein anderer sie mit Vernunft und Bewegung begabte und ein dritter ihnen Blut und Farbe schenkte. Diese Sage weist wiederum auf die innige Vertrautheit des alten Germanen mit dem Walde hin; es wäre daher nicht an der Stelle, ein fupolitischer Zug gewesen, daß (was von manchem Schriftsteller behauptet wird) die Verbreiter des Christentums in Deutschland den Anteil des Waldes auch in der Feier des Weihnachtsfestes auszuschließen finden ließen, indem sie den Tannenbaum aus dem Walde jandacht in die Kirche und später ins Haus trugen. Denn in heidnischer Zeit hatte man das Fest der Winterjonnennende begangen, indem man die Bäume des Waldes mit dem Blute geopfertiere Tiere besprenge und sie mit Kränzen umwand; in die Zweige der Bäume aber steckte man Licht als Opfergaben für die Götter und für die Seelen der Verstorbenen auf. Nur irren jene Schriftsteller darin, daß der Weihnachtsbaum nicht mit jener germanischen Sitte in Verbindung zu bringen ist. Denn diesen poetischen Brauch kannte die Zeit, in der das Christentum in Deutschland eingeführt wurde, noch nicht; er verdamt seine Entstehung vielmehr erst dem späteren Mittelalter. Nicht überall ist übrigens die schöne Sitte des Christbaumputzens so gang und gäbe wie bei uns. Namentlich in katholischen Ländern, in einem großen Teile Bayerns und vor allem in Tirol, ist ein anderer Weihnachtsbrauch üblich, der des Krippenaufbauens. Da aber auch dieser Brauch rein christlichen Ursprungs ist, so brauchen wir uns mit ihm in diesem Aufsatze, der nur diejenigen Sitten und Vorstellungen betrachten will, die mit dem germanischen Winterjonnennenfest zusammenhängen, ebenfalls nicht weiter zu beschäftigen.

Eine Erinnerung an diesen, an die Schmähung und Selage der Jufzeit, finden wir dagegen in den Samauerleien, die zur Weihnachtszeit in vielen Gegenden Deutschlands Brauch waren, und in den Arten von Speisen, die man in ihr verzehrt. Beim Jufste leerten die Germanen auf das Gedächtnis der Götter und der Hünen feierlich manchen Becher; noch heute geschieht dies in einigen Gegenden Württembergs, indem von jedem Dorfbewohner ein Maß Wein zur Kirche gebracht, dort vom Pfarrer in aller Form geweiht und dann zu Hause getrunken wird, weil man der Meinung ist, daß dies vor Schaden bewahre. Ferner: Bei den Jufschmäusen war der Eber, das Attribut des Gottes Fros, das hauptsächlichste Opfer, sein Kopf stand als Hauptbestandteil auf jeder germanischen Tafel. Dieser Eber begegnet uns heute in vielen Gegenden Englands noch als herkömmliches Weihnachtsgericht, in der Uckermark ist der Schweinekopf ebenfalls ein beliebter Weihnachtsmahls, in Schweden gibt man dem Weihnachtsgebäck die Eberform, und in Niederösterreich besteht der Glaube, daß dem während des ganzen Jahres das Geld nicht ausgeht, der am Weihnachtsabende einen gefüllten Schweinekopf isst. Reste des heidnischen Winterfestkultus mag man wohl auch in dem schwäbischen Puzelbrot, in den Christollen, Striezeln und Schwäbischen Mittelweihnachtsbrot, in den medienburschen und pommerschen Pfefferküssen vermuten. Andererseits gibt es aber auch

Gebirge, die in den Jrdstößen nicht genossen werden sollen, insbesondere Füllensrüde nicht, in welchem Brauche man wohl wieder an die germanische Sitte erinnert wird, nichts zu berühren, was an die Regelgehalt der Sonne erinnert.

Nach zu erwähnen sind schließlich die vielerlei Sagen, die sich um die Zeit der Jrdstößen gruppieren und wohl ohne Ausnahme germanischen, also heidnischen Ursprungs sind. In Übungen lief früher nach der Volksoberlieferung in der Winternachtsstunde vor dem Christfeste ein weißes Schrein (das schon mehrfach erwähnte Attribut Fros) aus dem Kornhause an der Kammer die Marktgasse entlang bis an die trumme Brücke, unter der es verschwand. In manchen Gegenden erscheint zur selben Stunde der Teufel denen, die noch ihm rufen, um von ihm Freitugeln und andere Zauberbringe zu erhalten — sein anderer natürlich als Woban, der „Wunscherleher“, hier von der Kirche nicht zu einem Heiligen, sondern zu einem Dämon verdammt. Auch der Umzug des wilden Heeres gehört hierher, das in Westfalen als „engelste Jagd“ in Graubünden als „Totenwolf“, im Bernerland als „Rachstoolf“ und in Schwaben als „Wuotidbeer“ oder „Wuotidbeer“ sein Wesen treibt, durch die zuletztgenannte Bezeichnung charakterisiert als der Heereszug desjenigen Gottes, dem vor allen anderen Göttern das germanische Winterfest galt. In gemäßigtem Sturmwind braust der Spud über die Erde dahin. Solch erzählt in seinem Buche „Deutscher Volksglaube“ eine ganze Reihe von Geschichten, die in Immenhausen und Wüllingen, in Astenburg am Redar, in Wittelsstätt und anderen Orten in aller Leute Munde sind. Auch in der nördlichen Schweiz, im Elfaß und in Hessen werden solche Sagen erzählt, und im Norden spukt dieses wilde Heer als „Gerodes“, als „Falsberg“ oder „Falsbergs“, als „wilder Jäger“ und als „Wobe“ in den Jrdstößen durch die Nacht. Dieser wilde Jäger und sein Heer ist kein anderer als Woban mit der Schar der nach Walbal gelabenen Helden, der an seinem Feste gespenstlich durch die Lande streift. Wäre überhaupt ein Zweifel an dieser Erklärung möglich, so möchte er beseitigt werden durch die Tatsache, daß er in einigen Gegenden Deutschlands kurzerhand „Wreitkut“ genannt wird, das Anselogen für den Seimannen „Eitthötr“, den Döin, der skandinavische Woban, in der Edda fährt.

In den kulturhistorischen Wanderzügen, die man zur Weihnachtszeit in den Zeitungen liest, begegnet man häufig dem Namen des nördlichen Gottes Walder (altind. Walde). Das Winterjonnennenfest wird in diesen Aufsätzen mit ihm, dem lichten Sonnengotte, in Verbindung gebracht, indem man sagt, unsere heidnischen Voreltern hätten das Winterfest zu seinen Ehren, als Fest der Wiedergeburt des Sonnenlichtes, begangen und die christliche Kirche habe bei der Einführung der Heilandlehre in germanische Lande sich diesen Kult zunutze gemacht, indem sie Christus als neuen Lichtbringer, als neuen, christlichen Walder charakterisiert habe. Diese Parallele hat viel Reizvolles für sich, denn die Mythe schildert Walder in der Tat als Gott der Güte und männlichen Schönheit, der Weisheit und der Berebbarkeit, von solcher Anmut und Lieblichkeit, daß „ein glänzendes Licht von ihm ausgeht“; aber sie wird hinsichtlich schon durch die Tatsache, daß, außer in dem zweiten der sogenannten Merleburger Zauberprüche, nirgends von einer germanischen Verehrung dieses Gottes die Rede ist, vor allem aber nicht in bezug auf das Winterfest. Erklärt wird die unrichtige Deutung wohl durch die Benutzung der Begriffe der Edden oder der Darstellungen des Valdermuthus, die der dänische Geschichtschreiber Saga Grammaticus gibt.

Daß einzelne Forscher“ das Vorhandensein eines altgermanischen Festes zu Ehren der wiedergeborenen Sonne überhaupt bestritten, das es anderen“ zweifelhaft erscheint, mag im Zusammenhange mit dieser Valdererklärung erwähnt sein; dieser Rufus wollte sich nicht mit dieser Spezialfrage befassen, die ja täglich noch neuen Deutungen und Erklärungen unterliegen kann, sondern er wollte durch Vergleichen von heidnischen mit christlichen Gebräuchen und Sitten zu weiterer Beschäftigung mit der Frage anregen, welcher Art das Fest gewesen sein mag, das in der Zeit der Jrdstößen in germanischen Landen begangen wurde: ob es ausschließlich dem Hünen oder nur dem Götterkult oder beiden gemeinsam galt.

W. D.

\*) Vgl. z. B. Rogl in Meyers, „Das deutsche Volkstum“.

\*\*) Vgl. Steinhausen, „Germanische Kultur d. Urgelt“.

### Bücherbesprechungen.

— Dreierlei Wege zum Ziele. Lebensbilder. Von Johannes Franke. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite revidierte Auflage mit Illustrationen von B. Weingärtner. Von Johannes Renatus (Prof. Frhr. v. Wagner). Max Spändig in Leipzig. Je 3 M. — Der beliebte Erzähler bietet in dem erwähnten Buch eine zu einem Ganzen vereinigte Reihe von Lebensbildern aus den verschiedensten Schichten der menschlichen Gesellschaft. Der beherzigende Gedanke ist der Spruch des Konfuzius, nach dem die Menschen entweder durch Nachdenken oder durch Nachahmung oder durch bittere Erfahrung klug werden. Für jeden der drei Wege sind Beispiele zum Teil in mehrfacher Zahl gegeben, und der Verfasser versteht es vortrefflich, uns die Haupttendenzen des modernen Lebens vorzuführen und sie so lehrreich zu gestalten, indem er ihr Treiben der Kritik mahler Lebensweisheit unterwirft. Ist die Darstellung mitunter etwas breit, so entschädigt dafür die Schönheit mancher Naturfilderung und die schlaueste Treuezeitigkeit, die der Beschreibung das viel bewunderten Erzählers zu eigen ist. Daß der Selbstmord in diesen Lebensbildern eine ziemlich Rolle spielt, würde der schriftstellerischen Absicht vollkommen entsprechen, denn er bezieht eben die völlige Verleugung des Zieles. Es erklärt sich das aber außerdem durch die Entstehungsgeschichte des Buches, von der das Wortwort deutet. Aus dem Seligen ergibt sich, daß das Buch im wesentlichen eine erste Fassung bedeutet; trotzdem eignet es sich auch für die Familie, weil es dem allgemeinen Verständnis angepaßt ist und nicht das geringste Bedenkliche enthält. Dasselbe gilt von dem zu zwei genannten Bände. Aber dieses ist außerdem so geartet, daß es in herorragender Weise zu einem Geschenk paßt, das jungen und alten Theologen, heranwachsenden Gliedern der Familie, deren Lebenskreis über das gewöhnliche Maß ein wenig hinausgeht, und überhaupt allen Freunden der evangelischen Kirche zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und zur Festigung ihres Standpunktes dargeboten werden kann. Der Verfasser hat diese zweite Auflage den Freunden des *Evangelical Alliance* gewidmet. Und wir wissen in der Tat kaum ein Buch namhaft zu machen, das sich zum Vorlesen in den kleinen Kreisen dieses Vereins oder in allerlei Zusammenkünften von Gliedern der Kirche gemeinde und als Stoffsammlung für Neben und Vorträge zum besten jener Sache besser schickte. Der Schauplatz ist Nord-Östern, und die geschilderten Vorgänge fallen in die Zeit kurz vor und kurz nach dem Abschluß des österröischen Konkordats von 1855. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet das Geschick eines jungen Lehrers, der aus Gewissensbedenken auf die geistliche Laufbahn verzichtet hat, aber in seiner Liebe zu einem streng katolischen Mädchen jahrelang, so gut es gehen will, der katholischen Kirche die Treue hält, bis auch er zum evangelischen Bekenntnis sich durchkämpft. Um ihn gruppieren sich eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, junge katholische Geistliche, gelehrte und ungelehrte Anhänger des Evangeliums, die in der Stunde eine große evangelische Bewegung vorbereiten, dann aber durch die Verfolgungen nach dem Abschluß des Konkordats samt und sonders zu Märtyrern ihrer Sache werden. Wie vielen von ihnen die Flucht gelingt und zwar den meisten über das Nierengebirge hinter nach Schlesien, das wird in spannenber Darstellung geschildert, und meisterhafte Beschreibungen der großartigen Wettergötter sind eingefügt. Alle Hauptaktionen in den Ereignissen sind würdlich geschildert; die Erzählung beruht auf Mitteilungen eines jener Flüchtlinge, in dessen evangelischem Pfarrhause der Verfasser oft als Gast gewirkt hat. Sie sind ergänzt durch allerlei weitere Erfahrungen, die er machen durfte, und durch eingehende Studien in Archiven und Geschichtswerken. Aber abgesehen von dem Bunde, der evangelischen Bewegung mit seinem Bunde zu dienen, kann es der Verfasser als eine der besten vollständigen Erzählungen, die wir haben, in Anspruch nehmen. B. K.

— B. Jordans Ribelunge. Erstes Heft: Sigfridsage. Schulausgabe. Herausgegeben von Dr. Ed. Prigge, Oberlehrer am Goethegymnasium zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., B. Jordans Selbstverlag. 1,25 M. — Durch die von der Familie und den Erben des Dichters veranstaltete billigere Volksausgabe der „Ribelunge“ ist der Blick auch neue auf Jordans gewaltiges Wert gelenkt worden, das zum Teil unter dem Einfluß der Musik (Richard Wagner), in letzter Zeit etwas in den Hintergrund gedrängt worden war. Die lange Verfallsollenheit mag auch mit daran liegen, daß des Adolphs Hund

(Wilhelm Jordan ist gestorben am 25. Juni 1904) verkannt war, der sein Gedicht, auch jenseits des Ozeans, einst selbst vortragen und so aller Kenntnis und Verständnis gewahrt hatte, zum Teil aus daran, daß es ein etwas schwerfälliges Ganzes ist, das sich nicht so leicht übersehen und in seine einzelne Teile zerlegen läßt und vielfach überwertig ist von mythischem Bei- und Kontrast, das die aus dem deutschen Ribelungsbild bekannten Einzelheiten von Krimthild und Sigfrid überdeckt, ja erstickt. Mangelhaft nicht poetische Elemente, z. B. die Einfügung der Darmwinzigen Jagdreihe in die Welt des alten Epos, haben es zudem unzuwe gebracht, uns das Jordanische Nierenwert, das schöne Stück im einzelnen hat, zu entfremden. Da ist es mit Freude zu begrüßen, daß hier der wohlgenauene Versuch gemacht wird, die gewiesenen Partien herauszuheben und sie, indem das Begefallene durch Inhablungsbildung ersetzt wird und die gebotenen Bruchstücke durch verbindenden Text als Ganzes erhalten werden, dem Publikum zu bieten, das hier, was besonders wichtig ist, als ein jugendliches, das der Schule gedacht ist. Gelingt es, Jordans nationales Gedicht der Jugend bekannt zu machen, die Schulbehörden dafür zu interessieren, daß sie den vorliegenden Band, der vorerst den ersten Teil der „Ribelunge“ bringt, dem Lehrmaterial einverleiben, so dürften die Erben des Dichters, die ihren Lebensweg darin sehen, die Werte Jordans, voran dessen Hauptwert, die „Ribelunge“, dem deutschen Volke zu Gemüte zu führen, gewonnenes Spiel haben. Aus diesem Grunde halten wir die Idee und den Weg, der hier eingeschlagen worden ist, für außerordentlich gut gewählt. Der Herausgeber, Dr. Eduard Prigge, weil wohlvertraut mit Dichter und Stoff, ist der geeignete Mann zu dem Unternehmen gewesen. Er gibt in der Einleitung, der ein Bild des Dichters beigegeben worden ist, zuerst einen Lebensgang Wilhelm Jordans, führt dann in die Ribelungssage ein, zeigt das mythische und geschichtliche Element, berührt die Weiterentwicklung der Sage über Hans Sachs zu den neueren Dichtern, geht dann auf das Epos ein, den Begriff der *Sigfridsage* und tut dar, wie von allen neueren Bearbeitern der Sage und der *Nibelungen*, Heibel, Wagner, Jordan, der letztere die Frage nach der Notwendigkeit des Ubergangs des Helden am meisten befriedigend beantwortet hat. Sodann erörtert Prigge noch die Vorzüge und, vorurteillos, auch — die Schwächen des Jordanischen Epos, deren oben bereits gedacht worden ist, erläutert den Vers, weist auf die Kunstmittel hin, räumt die Treue, Mäßigkeit und Bateriales, die in Jordans Gedicht eine besondere Verherrlichung finden, und gibt im Anfang noch eine Stammtafel des Geschlechtes, von dem das Gedicht handelt, ein Verzeichnis der Eigennamen sowie alter oder seltener Wörter und sonst bemerkenswerter Ausdrücke. Der Text der „Sigfridsage“ ist in dieser Schulausgabe von 18160 auf 5416 Verse, also um zwei Drittel verkürzt worden. Die ausgelassenen Stellen wurden, wie bereits erwähnt, durch kurze Inhablungsbildungen ersetzt, so daß der Zusammenhang nirgends unterbrochen worden ist, wohl aber gewisse Schwierigkeiten des Verständnis, die sich dem jungen Leser in der Originalausgabe in den Weg stellen, gehoben sind. Auf Anmerkungen unter dem Text wurde fast ganz verzichtet; dafür treten die Stammtafel und die alphabetischen Verzeichnisse am Schluß ein. So ist alles getan worden, um die Absicht des Unternehmers, Jordans gewaltiges Wert dadurch zu popularisieren, daß man es dem heranwachsenden Geschlecht in die Hand gibt, zu verwirklichen. Daß es gelingen wird, daran zweifeln wir keinen Augenblick, wenn, wie gesagt, die Schulbehörden sich für die Sache interessieren. Dafür bürgt einerseits der Gegenstand, Jordans trotz aller Eigenschaften doch meisterschaftliches Wert, andererseits die Bearbeitung Prigges. Und so dürfte auch hier wieder eine neue Bestätigung der alten Wahrheit vorliegen, die besagt, daß, wer die Jugend habe, die Zukunft habe. J. R.

— Straßburger, Egon Hugo. Kinder-Lieder für das Volk. 1.–20. Aufl. 44 S. 0,20 M. von 100 Exemplaren an je 0,13 M. Verlag der Mannheimer, am Rindlerdruckeri K. O. in Mannheim. — Kinderlieder dichten — das ist nicht die leichteste Aufgabe: man muß dabei verstehen, daß man ein Mann oder eine Frau ist und wieder ins Stübchen seiner Kindheit und zum Spielzeug zurückgehen. Straßburger hat es versucht, es ist ihm auch zum Teil geglückt. Einige Wendungen und Worte: „Bruntpalast“, „Sopod“ u. a. sind und nicht kindsch-einfach genug und sind wohl noch schlichter zu geben. D. K.

## Leipziger Zeitung.

Redakteur: Dr. Julius Nitzert in Leipzig.

Bezugspreis

vierteljährlich 1 M 25 A,  
bei wöchentlichem Zusendung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1 M 51 S, für  
andwärts 1 M 64 A,  
vierteljährlich.  
Einzeln Nummern 1 A.

Ersteinst  
Dienstags, Donnerstags  
und Sonntags und kann  
für sich nur durch den  
Berausgeber, die Königlich  
Erpedition der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 8, bezogen werden.

Nr. 152.

Donnerstag den 28. Dezember abends.

1905.

## Die Expedition durch die Nordwestpassage.

Unter den neueren Polarreisen ist keine so vom Glück begünstigt worden, wie die des norwegischen Kapitäns Roald Amundsen. Es gelang der Wedd-Expedition nicht bloß, bereits im ersten Jahre ihrer Reise die im allgemeinen immer zugänglichen Gebiete des magnetischen Nordpols zu erreichen und hier fast zwei Jahre hindurch ihre magnetischen, meteorologischen und sonstigen Forschungen auszuführen, sondern auch die auf's Programm gestellte Durchfahrt durch die Nordwestpassage zu erzwingen. Damit konnte also der aufgestellte Plan, ein bei Polarexpeditionen seltener Fall, im ganzen Umfange durchgeführt werden. Die Fahrt durch die Nordwestpassage ist zwar noch nicht ganz erledigt, aber doch wenigstens in dem schwierigeren Teil, so daß dem völligen Gelingen kaum noch etwas im Wege steht und die Amundsen'sche Expedition bereits jetzt als eine der hervorragenden der Neuzeit bezeichnet werden kann. Gegenwärtig befindet sich die Expedition, wie Amundsen an Nansen telegraphierte, in der Überwinterung bei der Heischelinsel, die westlich von der Mündung des Madenstromes liegt, und von dort aus unternahm Amundsen in Begleitung eines anderen Teilnehmers seiner Expedition eine Schlittenreise ins Innere von Alaska, um mit Hilfe des Telegraphen seine glückliche Fahrt zu melden.

Man muß in Wirklichkeit über sein Glück staunen, wenn man sich die gewaltigen Schwierigkeiten und Opfer vergegenwärtigt, die die Entdeckung der Nordwestpassage gekostet hat. Das Streben, längs der Küstenlinie Amerikas einen Weg zur Beringsstraße zu finden, entsprang Schiffsahrts- und Handelsinteressen. Man suchte hier einen Durchgang nach China, wie ja auch überhaupt die ersten Polarreisen ausschließlich zu dem Zweck unternommen wurden, auf dem Wege durch das arktische Gebiet eine neue Verbindung mit dem Orient herzustellen. Die Suche nach der Nordwestpassage machte England geradezu zu einer nationalen Sache, doch trat nach den Expeditionen zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Pause ein, bis die englische Regierung 1845 mit der Franklinschen Expedition einen neuen Versuch großen Umfangs ausführte. Er verlief ungemein traurig. Beide Schiffe, mit ca. 150 Mann Besatzungen, waren an der Westküste von King Williamland, wo Amundsen 1903 offenes Wasser fand, zwei Jahre hindurch vom Eise eingeschlossen. Man verließ daher die Schiffe, um sich über King Williamland nach dem Festlande zu retten, aber schon auf ersterem kamen die von Entbehrungen geschwächten Leute um. Das Ausbleiben von Nachrichten über Franklins Unternehmern veranlaßte dann die zahlreichen Expeditionen, die Franklins Schicksal aufsuchen sollten. Wenn auch das Hauptziel, die Rettung der Vermissten, nicht erreicht wurde, so führten sie doch zu großen geographischen Entdeckungen, wozu auch der Nachweis der nordwestlichen Durchfahrt gehört, der von Kapitän McClure erbracht wurde, obgleich in einer Weise, die die Unmöglichkeit einer Handelsfahrtsfahrt längs Amerikas ergab. McClure, der eben-

falls den Auftrag hatte, nach Franklin zu suchen, fuhr im Januar 1850 mit seinem Schiff Invegitator von Plymouth ab und erreichte, von der Beringsstraße kommend, im September das Bantland. Hier fuhr er längs der Küste durch die Bring von Balesstraße, trotz aber kurz vor dem nördlichen Ende dieser Ballestraße ein. Inzwischen konnte er auf einer Schlittenreise feststellen, daß die Bring von Balesstraße auf den bereits bekannten Melvilleinsel führte. Die nordwestliche Durchfahrt war somit gefunden. Im Sommer 1851 fuhr nach McClure, da er auch jetzt nicht mit dem Schiff nordwärts kam, längs der Westküste von Bantland zur Nordküste dieses Landes, um dann in den Melvilleinsel zu kommen. Aber an der Nordküste war sein Schicksal besiegelt. Die Invegitator wurde in der Percepsucht, wo sie im September 1851 ins Winterquartier ging, für immer festgehalten. Als der Proviant im folgenden Jahre trotz der eingeschränkten Rationen bedenklich abnahm und der Gesundheitszustand der zahlreichen Mannschaften immer schlechter wurde, beschloß McClure, im Frühjahr 1853 30 Mann auf den Heimweg zu senden. Die eine Hälfte davon sollte das Madenjedielta, die andere Hälfte die an der Barrowstraße liegende Insel Beechey zu erreichen suchen. An der letzteren standen Depots zur Verfügung, die von verschiedenen früheren Expeditionen niedergelegt waren, aber angesichts des Zustandes der Besatzung bildete McClures Plan doch ein verweirlichtes Unternehmen. Zum Glück brauchte es nicht zur Ausführung zu kommen. Eine Boote von dem beabsichtigten Aufbruch traf nämlich bei der Invegitator eine fremde Schlittenexpedition ein. Sie kamme von einer englischen Expedition, die 1852 unter Leitung von Kellet mit zwei Schiffen ausgehakt war und auf der nördlich von Bantland liegenden Melvilleinsel überwintert hatte. Die Invegitator wurde nun von der ganzen Besatzung verlassen, indem diese zu den Kellet'schen Schiffen wanderte. Aber auch diese lagen den ganzen Sommer 1853 über im Eise fest, so daß McClure und seine Begleiter eine nochmalige Überwinterung durchmachen mußten. Im Frühjahr 1854 verließ er jedoch mit seinen Leuten die Schiffe und begab sich mit Schlitten zur Beecheyinsel, wo die Mannschaften mit verschiedenen Fahrzeugen nach England zurückkehrte. McClure und seinen 60 Begleitern wäre es somit beinahe ebenso ergangen wie Franklin. Auf alle Fälle ist er aber der Entdecker der Nordwestpassage, wenn es ihm auch nicht glückte, die ganze Reise mit seinem eigenen Schiffe auszuführen. Für den Handel war der Weg jedoch nutzlos, und in der Zwischenzeit hat auch noch keine Expedition wieder Lust verspürt, die Nordwestpassage zu erproben. Aber Amundsen's interessante Expedition liefert den Beweis, daß die Nordwestpassage auch sehr günstige Verhältnisse aufweisen kann, was dem Weg allerdings für die Handelsfahrtsfahrt nicht verlockender macht.

M.

## Von germanischer Art.

Fürst Schriften, die mir mit andern die Hofstadt des zu Ende gebenden Jahres auf den Schreibtisch geschwemmt hat, will ich unter dem ihren Kern vornehmendsten Kennwort „Von germanischer Art“ zusammenfassend bezeichnen. — An der Spitze liegt billigerweise Felix Dahn mit seinen „Germanen“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905; VIII, 116 S., in 8°; Preis 3 A.). Diese „vollständigen Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur“ sind der schätzbare Niederschlag dessen, was Dahn im Sept. 1904 im Rahmen der rasch berühmt gewordenen Salzburger Hochschulvorträge seinen lieben Deutsch-Osterrichern über

Rasse und Heimat, Wanderungen und Siedlungen, Recht und Staat, Sippe und Volkserkennung, Strafrecht und Stände, Volkswirtschaft, Volksgeschichte und Mythologie der alten Germanen dargeboten hat. Es ist eine Art gedrängter Auszüge aus den zahlreichen übrigen Werken des großen Breslauer Truymen; was etwa Grupp, Fuch oder Steinhausen Standbarch über dasselbe umfangreiche Thema geäußert haben, bleibt selbstverständlich links liegen. Ganz er selber: darin beruht seine Stärke wie seine Schwäche. — Eine von vielen seit langem ersehnte und schon deshalb wirklich sehr wertvolle

Zusammenstellung verbanden wir dem Professor Dr. B. Weigel: „Die deutschen Kaiserpaläste und Königssitze vom achten bis zum sechszehnten Jahrhundert“ (Halle a. [S.] S., Weidmann, 1905; VI, 131 S. in 8<sup>o</sup>; Preis 3.4.). Überreste Altstätten haben daran ausgelegt, daß B. bei der Aufnahme von Nachrichten über normale Paläste usw. zu wenig vollständig verfahren sei — mag sein; der aufgeräumte Sammelleiß verdient auf alle Fälle warme Anerkennung. Ja, diese mit 45 Ansichten (nur die Burg Lindauversteht sich etwas verunglückt) reich ausgestattete Palastliste darf angeführt der leider weit vorgekritenen Vermutung jener Bauten kurzerhand als patriotische Tat hingestellt werden. Solch eine handgreifliche Mahnung ist ein Stück praktischer Denkmalspflege! — Und nun vom Schauplatz, von der Handarbeit mit ihrem Stimmungsgehalte zur gehaltvollen deutschen Persönlichkeit! Da beginnen im Verlage von Eugen Diederichs in Jena — es ziemt sich, diesen Pfadfinder ausdrücklich, d. h. nicht bloß in Klammern, namhaft zu machen — „Gestalten aus der deutschen Vergangenheit“ zu erscheinen; als erste Reihe hat Ernst Bornowolsky elf Hefen über 11 führende Geister und zwei Kunststätten unter dem gemeinsamen Titel „Aus der Zeit des Humanismus“ zu einem Ganzen zusammengefaßt. Wir begegnen hier Hinrichen wie Albr. Dürer, Tilman Riemenschneider, den beiden Holbeins und einem fürstlichen Mäzen wie Kaiser Max, dem Dichter Hans Sachs und lernen die Kunstbetätigung in Augsburg und Nürnberg kennen; aber das Gedröck geben doch die Humanisten Will. Pirckheimer, Erasmus Rotterdams, Joh. Reuchlin, Ulr. v. Hutten und Konr. Celtis. Des sicherlich geistvollen Verfassers besondere Liebhaberei sind Regationen und Antitipen: ich mag nicht wissen, wie oft in

diesem Buche das Wörtchen „nicht“ aber eine entsprechende Wendung vorkommen mag; das ermüdet auf die Dauer. Die Kasthaltung ist furchtlich, der Buchschmuck (von F. F. Schmede) apart. — Born den durch Karl Fr. Haur herausgegebenen „Sämtlichen Werken“ Ernst Moriz Arndts ist schon der achte Band erschienen, die von E. Schirmer bearbeitete neue Ausgabe des ersten Bandes vom „Geist der Zeit“ (Weipzig, im Kommission bei Karl Fr. Haur, XI, 299 S. in 8<sup>o</sup>; Preis 4.4.). Das die ein gutes Unnehmen ist, das jede Förderung verdient, braucht wohl nicht erst herangezogen zu werden. Da in keinem Volke solche Eichen von Charakter, wie wir eine an E. M. Arndt helfen, häufig sind, sollte jeder Deutsche wenigstens die der fernigen Schriften jenes unerschöpflichen Freiheitsmannes sein Eigen nennen; wer das noch nicht von sich behaupten kann, nütze den Tag und laufe sich die Kugabe! — Zum Schluß noch etwas Leidenschaftsdruckweht: „Ein pangermanisches Deutschland“ von Josef Ludwig Reimer (Berlin u. Leipzig, Friedrich Ludhardt, 1905; VIII, 403 S. in 8<sup>o</sup>; Preis 6.4.). Auch wer mit mir meint, daß wir noch alle Hände voll zu tun haben, ehe in Kleindeutschland alles so ist, wie es sein sollte, wird den sittlichen Ernst anerkennen müssen, womit Reimer versucht, auf „der gegenwärtigen wissenschaftlichen Klassenbetätigung für unsere politischen und religiösen Probleme“ die strengsten Konsequenzen zu ziehen. Wie gelangt: ich halte eine in ganz anderer Richtung verlaufene Kulturarbeit für viel dringender; aber eine so eifrige Leistung wie die vorliegende bloß wegen ihrer absehbaren politischen Grundanschauung zu verdamnen, das bringe ich doch nicht übers Herz. Man prüfe selber nach! Ht.

### Königliche Bücherbesprechungen.

— Heil Euch im Siegerkranz. Ein Gedenkbild zur Silberhochzeit unseres Kaiserpaars. Von A. Oster Klausmann. Mit vielem Silberglanz und künstlerischem Einbande von A. Dreßel. Volkshausgabe: 75 s., Gedenkausgabe 2.50. Carl Simanns Verlag, Leipzig und Rastow 1906. — Der 27. Februar 1906, an dem unser Kaiserpaar das fest seiner Silberhochzeit begeht, wird vom deutschen Volke in mannigfaltiger Weise gefeiert werden. Auch an literarischen Erscheinungen wird kein Mangel sein, wie das vorliegende Buch des Jugendstilchriftstellers Klausmann zeigt, der mit diesem vorläufigen Angebilde für das Kaiserliche Jubelpaar zugleich der Jugend eine patriotische Weihnachtsgabe zugebacht hat. In diesem Buche wird das Kaiserpaar lebendig von der rein menschlichen Seite geschildert. Alle freudigen und traurigen Ereignisse, die in das Leben der Kaiserlichen Familie eingegriffen haben, alle wichtigen Persönlichkeiten, die zu ihr in Beziehung getreten sind, werden darin behandelt. Zahlreiche Abbildungen schmücken das Buch, das in einer Volksausgabe zum Preise von 75 s. und einer stattlichen Gedenkausgabe zum Preise von 2.50 s. erschienen ist. — In demselben Verlage ist gleichzeitig im Zusammenhange mit dem in der Kaiserfamilie bevorstehenden Feste ein reich illustriertes Werk über den deutschen Kronprinzen erschienen. Der Verfasser, Max Rudolph, hat darin in stattenartigen Bildern die wichtigsten Momente aus dem Leben des jugendlichen Fürsten zusammengestellt und damit alles das in Verbindung gebracht, was an Charakterzügen und Ausprägungen des Prinzen bisher bekannt geworden ist. Der Preis des geschmackvoll ausgestatteten Buches beträgt 2.50. C. R.

— Biographien bedeutender Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. Bd. IV: Die Gräfin von Calafate von Erich Meier. Bd. V: Kurfürstin Anna von Sachsen von Konrad Sturmbofel. Verlag von E. Haberland, Leipzig. Preis brosch. je 5.4., geb. je 6.4. — Mit Recht erklärt der Verfasser der zuerst genannten Biographie, daß der Einfluß der Frauen auf die gesamte Entwicklung in keinem Lande tiefer und bedeutungsvoller gewesen sei, als in Frankreich. Er erkläre einen Grund dafür in der treuen Stellung, die die Frau dort von jeher eingenommen hat, einen zweiten und wichtigsten aber in der Eigenart der französischen Frauen. Sie haben — und das mögen sich die Führerinnen unserer Frauenbewegung gesagt sein lassen — im großen ganzen nie verlernt die Rollen der Männer zu spielen, nie verlernt die Männer nachzuahmen, sondern haben die große Kunst erlernt, sich

sich unter Bewahrung ihres Geschlechtscharakters auszuheben, haben allein mit den ihrem Geschlechte eigentümlichen Waffen gekämpft und sie errungen, daß die Frau nur im edelsten Sinne des Wortes schön zu sein braucht, um ihr reich bemessenes Teil zu der Gestaltung der Welt beizutragen. Zu den bedeutendsten Frauen des 17. Jahrhunderts gehört die Gräfin von Calafate. Ohne das geringste von ihrem weiblichen Wesen aufzugeben, hat sie einen weitreichenden Einfluß auf das gesamte Weltgeschehen Frankreichs geübt. Man hat sie mit Recht die erste Bittretterin des modernen psychologischen Romans genannt. Im Gegensatz zu den Hirtentromanen und den angeleglich historischen Romanen jener Tage, die ihre Gestalten in eine künstliche, unmaßvolle Zeit wählte sie für ihre Romane eine nur wenig zurückliegende Zeit und legte den Nachdruck auf die feine Schilderung zeitlicher Vorgänge. Da die Gräfin ferner mit vielen bedeutenden Gelehrten der Zeit in Verbindung stand, da sie am Hofe Ludwigs XIV. gelebt und sogar in die politische Geschichte Frankreichs eingegriffen hat, so erweiterte sich die Darstellung ihres Lebens ganz von selbst zu einem Bilde des geistigen und politischen Lebens Frankreichs. All das reicherhaltig eine deutsche Biographie dieser Frau, wie sie Erich Meyer hier bietet, in der neben der bedeutenden Schriftstellerin auch der bedeutende Mensch zu seinem Rechte kommt. Mancher deutschen Frau wird das Buch eine willkommene Lesart sein. Eine Frau ganz anderer Art schildert und Konrad Sturmbofel. Das Leben der Kurfürstin Anna von Sachsen wird schon gefennend durch den Namen „Mutter Anna“, unter dem sie im Volke fortlebt. Sie hat sich an der Seite ihres Gemahls, des Baters August, in erster Linie herangezogen als Hausfrau und bei Vermählung der ihrer Vornamigkeit unterstellten Domantöchter. Sie war ihrem hauswärtlichen Gatten eine treffliche Helferin, hat gesondlich gewirkt inmitten einer sehr hinderrichten Dämlichkeit und vorbildlich genügt weit über den Kreis der von ihr unmittelbar betroffenen Äußer hinaus. Neben dieser Tätigkeit, durch die sie zur ersten Landesmutter geworden ist, tritt ihre politische Wirksamkeit verhältnismäßig zurück, doch gibt ihr Leben natürlich auch Anlaß zur Darstellung der politischen Vorgänge der Zeit. Dadurch erhält der erste Teil der vorliegenden Biographie, der die Überschrift trägt: „Anna als politische Persönlichkeit“, seinen Charakter. Da Anna die Tochter des Dänenönigs Christian III. war, behandelt der Verfasser zuerst in einer Einleitung die skandinavische Geschichte seit der salmarischen Union, dann berichtet er über Annas Eltern, ihre Jugend und Verheiratung und schildert darauf die politische Entwicklung Sachsens und die Verhältnisse unter Kurfürst August sowie Annas Stellung dazu; hier nimmt selbstverständlich die Unter-

dabei bewiesene Härte erscheint und jetzt wenig sympathisch. Um so sympathischer erscheint sie im zweiten Teil des Buches, das den Titel trägt: „Anna in ihrer laub- und haudmütterlichen Tätigkeit“. In ihm wird das Hohenleben gezeichnet, Anna als Gattin und Mutter, als Hausfrau und in ihrer sonstigen Wirksamkeit behandelt, sowie ihr Lebensende erzählt. Wenn von den Französinen gelobt worden ist, daß sie nur durch die ihrem Geschlechte eigentümlichen Gaben Einfluß gewinnen, so kann man daselbe auch von der Kaiserin Anna sagen. Freilich sind das hier ganz andere Gaben als dort; es sind hier die edel weiblichen Tugenden der Gattin, Mutter und Hausfrau. Es erscheint und deshalb erfreulich, daß das Lebensbild der Mutter Anna den deutschen Frauen näher gebracht worden ist. A. B.

— Erinnerungen einer Lehrerin von Marie Franz, Leipzig, Fr. Wils. Grunow. 8°. 96 S. 1,50 M. — „Das unterscheidet uns Volksschullehrerinnen eben von denen anderer Schulen, daß bei uns das Erziehen, das Einwirken auf Kind und Elternhaus, ja sogar das Eingreifen in die elterlichen Rechte eine ganz andere und höchst bedeutende Stelle in unserer Arbeit einnimmt. Eine Lehrerin, und wäre es die vorzüglichste, die nur Lehrerin ist, taugt nichts an der Volksschule. Bei uns kommt es weniger auf große Kenntnisse an, auf den Blick fürs praktische Leben an.“ Diese Worte der Verfasserin (S. 54) können als Motto an die Spitze des ganzen Büchleins gestellt werden, in dem die Geschichte einer jungen, nicht „mittelschulischen“, Lehrerin in früher, fehlender, von Gummer gewährter und eindringlicher Weise erzählt werden. Berufstätigkeit, Erziehung der Kinder wie des Elternhauses und soziale Hilfsarbeit werden vielseitig beleuchtet. Aber auch die persönliche Seite wird eingehend behandelt. Was über Erziehung, sozialistische Verhältnisse, Aussehen, Kleidung, Haartracht, Schmuckfragen erzählt wird, verdient Beachtung, wenn auch nicht alles gebilligt werden wird. So dürfte das Nächste über die Kreise der Lehrerinnen hinaus Interesse erregen, wie die Ausführungen schon als Artikel der Grenzboten Beachtung gefunden haben. a.

— Richard Bärtnner: Kunstpflanze in Haus und Heimat. 77. Bändchen der Sammlung: Kunst Natur und Geisteswelt. B. G. Teubner, Leipzig. 131 Seiten mit 14 Abbildungen. Preis 1 M., geb. 1,25 M. — Kein Buch möchte ich je dem, der sich bemüht, Kunst empfinden und verstehen zu lernen, also jedem strebenden Menschen, lieber in die Hand geben, als dieses so köstlich frisch geschriebene; zu der den ersten Schritt über sei er mitten auf dem Wege, er wird mit diesem zukunftsträgen Buche klarer und erfrischter weiterwandern. Aus der Vergangenheit erklärt es die Gegenwart, sondert ihr Edeles von der Scheitelfunk und weist immer wieder auf die innerliche Tiefe wirklich deutscher Kunst hin. Es antwortet auf alle Fragen der bilden und der anemantenden Künste bis auf Kleidung und Körperpflege, berührt alle die unser Volk jetzt bewegenden Fragen der sichtbaren Kultur. Und was der thüringische Superintendent über Wahrheit und Stil, Unabstoß und Stadt, Melkarrangierungen und Denkmäler, Kirchenbau und öffentliche Kunst, Brimalkunst und Palastarchitektur sagt, ist auch für recht viele Hochmänner sehr beachtenswert. Das Buch sei allgemein aufs allermodernste empfohlen! H. T.

— Geschichte der deutschen Kunst von Dr. F. Schweizer. Verlag von Otto Meier in Ravensburg. — Der Verfasser hat es unternommen, auf dem knappen Raume von 45 Druckbogen eine Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland zu schreiben. Fast zu knapp erscheint der Raum, wenn, wie es hier geschehen ist, die Darstellung bis auf den heutigen Tag fortgeführt werden soll, und mancherlei Bedenken mögen jedem aufstoßen, der die Mißverhältnisse des Materials kennt. Allein die Bedenken schwinden, wenn man das Buch näher betrachtet. Da fällt vor allem ein großes Geschick in der Disposition, eine wohlthuende Proportion der einzelnen Kapitel auf. Klar und einfach wie die äußere Form, die der Autor seinem Werke gegeben hat, ist auch der Vortrag. Man sieht, der Verfasser weiß genau, wozu er will, man sieht, er hat sich vorgenommen, überall kurz und bündig nur das Wichtigste zu sagen. Darin liegt seine Hauptstärke. Er ist Gelehrter von Fach. Deshalb ist es auch nicht nötig, die einzelnen Kapitel durchzuprüfen, die sich mit der älteren Kunst befassen. Die Gebiete, die schon so und so oft durchgegangen und bearbeitet sind, befürchtet er, das liest man schon aus dem vorzüglich redigierten Inhaltsverzeichnis heraus. Interessanter erscheint es, zu erfahren, was der Verfasser über die neue und neueste Kunst zu sagen weiß, und auch da kann man ihm einen

durchaus sicheren Blick für die einzelnen Erscheinungen in ihrer historischen Bedeutung nachrühmen. Die Urteile über uns und unsere Zeitgenossen sind ja ganz gewiß noch hypothetisch. Aber wir haben nun einmal so einen tiefen historischen Blick durch unsere Gelehrtenwelt zu tragen, daß sich an diesem ohne weiteres auch die Fähigkeit der Kritik des Neuen und Neuesten schärft. Gemisse Werte lieben ja so sehr, daß sie nicht mehr umgelassen werden können. Und an dem historischen Wissen ist auch Schweigers Fähigkeit erlhardt, das Neue richtig einzufassen. Die Kapitel über den noch immer umstrittenen Anlehn Feuerbach, und auch über Max Klinger, der von seinem Kritiker so viel Objektivität und Besonnenheit verlangt, beweisen, daß Schweizer zu sehen und zu wagen gelernt hat. Daselbst läßt sich aber von seinen Urteilen über das moderne Kunstgewerbe und über die zeitgenössische Architektur sagen. In dem Kapitel über die moderne Plastik dagegen beschäftigt er sich mit so manchem, daß er bei weiteren Auflagen seines Werkes wohl wieder über Wort werfen wird. Das Buch ist hübsch ausgestattet, wenn auch die einzelnen Abbildungen und besonders die beigegebenen Tafeln nicht von jener Feinheit sind, mit der Firmen wie G. K. Seemann und Brudmann den Leser verwöhnt haben. Aber das liegt auch wieder am Preise, denn das Buch ist offenbar als eine Publikation gedacht, die für billiges Geld in die weitesten Kreise bringen soll. Und von diesem Standpunkte aus läßt sich denn das Wert auch sehr empfehlen. — r.

— Eduard Grisebach in seinem Leben und Wirken. Zu seinem sechzigsten Geburtstage von Dr. Hans Henning. Berlin, Ernst Hermann & Co. — Unser Heuileton hat einen wesentlich internationalen Charakter; wir erfahren von den ausländischen Dichtern nicht nur alles Wissenswürdige, sondern auch vieles, was sich unserer Kenntnis getroßt entziehen könnte. Über Josen Befinden werden fortwährend Bulletin ausgegeben; wir sind genau davon unterrichtet, wie sich Waterloo räupert und wie Gabriele d'Annunzio suacht — und leider! wird dies auch von unserer dichterrischen Jugend vielfach abgequält. Greulich ist es daher, wenn ein talentvolles Genie sich einmal unternimmt, ein deutsches Dichterporträt zu entwerfen und mit lebenmäßigem Florit auszuführen. Dr. Hans Henning gibt uns ein solches Porträt von Eduard Grisebach, dem Dichter des „Neuen Landhäuser“, und bei dem Erfolg, den diese Dichtung und später der „Zanhäuser in Rom“ davongetragen, wird es viele Leserfreile interessieren, über Grisebachs Leben und Wirken Näheres zu erfahren. Geboren war der Dichter am 9. Oktober 1845 als Sohn des berühmten Botanikers, Professors August Grisebach in Göttingen, wo er mit seinen Schulkameraden Albert Pfäfer und Max Schneiderin bereits in Unterprima sich in Schopenhauers Werke vertiefte. 1864 bezog er die Universität in Leipzig, die er dann mit der Berliner vertauschte. 1868 befand er in Göttingen das juristische Doktorexamen. Sein Vater war auf der Universität ein Korpsbruder Bismarcks und sein Tagzweim gewesen; das öffnete dem jungen Juristen den Zutritt in das Haus des Reichskanzlers und später die diplomatische Laufbahn, als er sich dieser zuwendete, nachdem er den Festzug von 1870–71 als Kadett mitgemacht. Da wurde er vielfach in der Welt umhergezerrt, in Rom und St. Petersburg, Smolna und Mailand, zuletzt in Port-au-Prince auf der Insel Haiti. Hier nahm aus Gefühlsbedürfnissen seinen Abschied aus dem Staatsdienste und lebt seitdem in Berlin. Grisebach ist ein leidenschaftlicher Bibliophile; mit Sammlerlei und Fingerringel hat er allmählich eine Bibliothek zusammengetragen, die ein seltenes Wahrzeichen deutscher Tüchtigkeit und Gründlichkeit ist. Er konnte von sich sagen: mein Leben besteht in meinen Büchern und sein „Bibliografverfatalog“ ist reichhaltiger und lehrreicher als viele Schriften über Bibliotekarie. Als Bührendarsteller hat er auch für neuen Ausdruck und Buchschmuck mancherlei Anregungen gegeben. Eingehend und mit vieler Wärme bespricht Henning Grisebachs Gedichte: den „Neuen Landhäuser“ und den „Zanhäuser in Rom“. Die Glat der Empfindung und die Schönheit des Ausdrucks, die in den betreffenden Gesängen des „Zanhäuser in Rom“ wahre Orgien liefern, macht auch den Reiz des „Neuen Landhäuser“ aus, dessen geistreiche und ufeinige Grundidee von dem Jovianal im Menschen die des „Zanhäuser in Rome weit hinter sich zurückläßt. Der „Neue Landhäuser“ bleibt die großartige Schöpfung Grisebachs und der modernen Dicht überhaupt.“ Eingehend berichtet Henning auch über die literarisch-historischen Schriften Grisebachs: seine ästhetischen Studien, seine Aneignung der „treulichen Witwe“ und einige andere Novellen des

Rin. Ku. Ri. Kuan, seine Arbeiten aus dem Goetheischen Zeitalter, seine Herausgabe der Bürgerlichen Gedichte, der Kirchlichen Werke und derjenigen von Hoffmann, seine Schopenhaueriana, seine Biographie des Franziskaner Philosophen, die Herausgabe seiner Werke in der Reichsmanns Universitätsbibliothek: das alles ist zu einem literarischen Gesamtbilde heranzuziehen, das uns einen hervorragenden deutschen Dichter in wünschenswerter Weise näherträgt.

R. v. G.

— Vom alten Sachsenkammer. Novellen von P. Rafael (F. Kieselkamp). Leipzig, G. F. Amelang Verlag 1905. 210 Seiten. Preis brosch. 2 M., geb. 3 M. — Von dem vorher hier besprochenen, in bestimmten Bezüge erschienenen niederdeutschen Heimatbildern („Abtits“) G. Müllenhoff unterscheiden sich Rafael's hier zu einem Bande vereinigte Novellen sehr wesentlich, obwohl beide Bücher Heimatkunst geben und beide aus dem niederländischen Boden entsprossen sind. Neigt Müllenhoff entschieden zum Idyllischen, sind seine Lieblingsgestalten die Stillen und Bescheidenen im Lande, die Sinnierer und Träumer, so hat P. Rafael, ebenfalls übrigens wie G. Müllenhoff eine Lame, eine ausgedehnte Vorliebe für das Kraffe, das Dramatische. Sie schildert gern die Nachleben des menschlichen Seelenlebens, ihre Gestalten tragen zum Teil etwas Partes und Finitiers zur Schau. Leidenschaft, Betrug, Wahnsinn begeben uns auf den Seiten des Buches und man kann sich versucht fühlen, zu bemerken, ob die Landsteuer der Bischofin, die Besondere einer katholischen Gegend Westfalens, ihr für das von ihnen entnommene Kunstwerk besonders dankbar zu sein brauchen. Die Sprache zeigt zwar teils gewisse Härten und Unreinheiten, auch dürften manche Gestalten psychologisch nicht ganz einwandfrei entwickelt sein, trotzdem kann man nicht sagen, daß die Verfasserin etwa obenhin gearbeitet hat, sie hat sich sogar, wie das hinter jeder Novelle beigefügte Entstehungsjahr beweist, reichlich Zeit gelassen und fünf Jahre an dem Bändchen gearbeitet. Es spricht vielmehr ein wirklich ernstes Wollen und auch Können aus dem Buche, das auch da, wo man nicht ganz mit der Verfasserin mitsinken, die Teilnahme an ihrem Schaffen fihert. Den originellsten Vorwurf enthält wohl die letzte Novelle, „Jodmanns Zwilling“, in der der Konflikt daraus entsteht, daß die reiche Anebin des Goldenen Hofes ihre beiden Knechte, die sich vollständig gleichenden Zwillingenbrüder Jodmann, gleichzeitig und mit gleichstarker Leidenschaft für jeden von beiden in ihr Herz schließt. W. B.

C. Collobi, Huppelittischs Abenteuer (Geschichte eines Holzbuten). Illustriert von E. Chiofari. In autorisierter deutscher Bearbeitung von P. H. Eugen Andrae. Preis gebunden 3 M. Carl Simionna, Kottowig und Leipzig 1905. — Ein recht seltsames Buch hat der italienische Schriftsteller Collobi mit seinem „Huppelittisch“ der Jugend geschenkt. Der Zischlermeister Kirche findet ein Stück Holz, das wie ein Kind weint und lacht, und kauft es einem Freunde, der sich daraus einen Holzbuten schneidet. Nach einer großen Menge der merkwürdigsten Abenteuer wird der Holzbuten, der den Namen Huppelittisch erhalten hat, in einen Hesel verwandelt und schließlich wird aus ihm ein richtiger Knabe. Zweifellos ist die Absicht des Verfassers eine läbliche. Er will zeigen, wie übel es einem Kinde, wenn es auf die Mahnungen und Warnungen der Eltern nicht achtet, ergehen kann, und wie andererseits diejenigen Kinder, die die Lehren ihrer Pfleger beachten, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Im Verlaufe der Erzählungen treten die verschiedensten Absichten des Verfassers hier und da ganz ungenutzungen, aber eindringlich hervor. Nichts liegt ihm ferner als Schulmeisterlicher Ton. Die Darstellung ist durchaus humoristisch; freilich hat der Humor für den deutschen Leser etwas Bekremliches, und auch an der Art der Abenteuer wird nicht jedermann Geschmack finden können. Von dem eigentümlichen Reiz und Hauber der deutschen Märchenwelt spürt man in dem Buche keinen Hauch. Die Abbildungen sind höchst sauber ausgeführt; einige Bilder des langnasigen und dünnledrigen Holzbuten wirken aber mehr abstoßend als komisch. Alles in allem ist es ein in guter Absicht gemachtes, geschriebenes, schon ausgestattetes Buch, zu dem berjenige greifen mag, der einmal etwas recht Absonderliches lesen will. C. R.

— Patria, Jahrbuch der „Hilfe“ 1906. Herausgegeben von D. Fr. Raumann, Herausgeber der Wochenchrift „Die Hilfe“. Buchverlag der „Hilfe“ Berlin-Schöneberg. 225 Seiten,

Preis 4 M. — Mit diesem Jahrbuch möchte der Herausgeber offenbar über den Kreis seiner engeren Parteifreunde hinausgreifen. Wir bezweifeln freilich, daß ihm das in dem erhofften Maße gelingen wird, wenn Raumanns geschickte, aber im Grunde genommen recht äußerliche Dialektik, von der er im Vorwort zu diesen Patriabände eine geradezu halbbrecherige Probe ablegt, auch in gewissen Kreisen der ihm politisch Fernerliegenden immer noch goutiert wird. Wir möchten jedenfalls, um das hier gleich am Anfang klar auszusprechen, nicht für das Raumannsche Jahrbuch Propaganda machen, obwohl es einige ganz gute Beiträge enthält. Zu diesen rechnen wir z. B. gleich den ersten Aufsatz von Hermann Lange: „Die sozialen Bewegungen im 15. und 16. Jahrhundert“. Der Verfasser gibt eine gute, zusammenfassende Übersicht über die Hauptmomente dieser Bewegungen, ohne freilich, in Lamprechtischen Gedankengängen sich bewegend, viel Neues zu bringen. Hinter manche Auffassung des Autors wird man aus veracht sein, ein Fragezeichen zu setzen, doch orientiert der Aufsatz im allgemeinen zutreffend und füllt damit seinen Platz in einem solchen Jahrbuch, wo mehr für Laien als für Fachleute geschrieben wird und es deshalb weniger auf das Beibringen neuer Gesichtspunkte als auf das knappe und faßliche Orientieren ankommt, gut aus. Gegen den Schluß, wo Lange auf Thomas Münzer und Karlstadt zu sprechen kommt, erweitert er sogar den Rahmen des allgemeinen Bekannten etwas, ist doch Karlstadt der Gegenstand des eingehenden Studiums des Verfassers gewesen, dessen Ergebnisse er vor kurzem in einem zweifelhafte Werke vorgelegt hat. Auch der folgende Aufsatz über Hamlet, der Paul Schüring zum Verfasser hat und sich an akademische Vorträge Karl Berber's anlehnt, ist durchaus lesenswert. Dem mit reichlichem Tabellen- und Kartenmaterial versehenen Aufsatz Leo Brentanos über den „Streit über die Grundlagen der deutschen Wehrkraft“ scheiden wir hier aus. Ein Eingehen darauf würde den Rahmen eines Buchanzeiger total sprengen. Den Verfasser, der in dieser Sache schon mehrfach in recht einseitiger Weise Stellung genommen hat, ist von anderer gewichtiger Seite ebenso oft entschieden und mit guten Gründen entgegengetreten worden. Die Ausführungen des bekannnten Herausgebers der Christlichen Welt, Professor Dr. Martin Rabe, über „Gott und Wohlthat der Überlieferung für den religiösen Menschen“ haben wir mit Interesse gelesen. Rabes theologischer Standpunkt ist bekannt, wir teilen ihn nur in einem sehr bedingten Maße, doch werden auch seine Gegner Rabe zugestehen müssen, daß er Anregungen zu geben weiß und in seinem Wirken von echt religiösem Gefühl sich leiten läßt. Unter den Reden von Georg Kautler, die ebenfalls auf einen ethisch-religiösen Grundton gestimmt sind, finden sich manche recht ansprechende Stücke. Auch dem, was Marianne Weber-Deibitzberg zu dem Thema: „Brut und Ehe“ beibringt, haben wir in vielen Stücken beifälligenden können. Über die weiteren Aufsätze des Jahrbuches können wir uns kurz lassen: Dr. Robert Dill untersucht das Verhältnis zwischen Kant und Marx. Wir bekennen uns als zu wenig mit diesem schwierigen Thema vertraut, um über Dills Ausführungen hier ein knapper Urteil abgeben zu können. Dr. Hermann Volk-Sturtag referiert kurz in dem Aufsatz „Ein deutscher Einzelgänger“ das Bild, das Friedrich Hill im Jahre 1837 in dem Rotteck-Wedel'schen Staatslexikon von dem Nordamerika des Jahres 1900 sich ausgemalt hat. Was Dr. Raumann an vorliegender Stelle in Form eines Briefwechsels zwischen einer Braut, „dem blonden Schwälbchen“, und ihrem Onkel über den „Geist im Hausestübli“ plaudert, haben wir nicht in Erfahrung gebracht. Derartige briefschreibende Onkels befragen wir uns mit ihrer meist unaufrichtigen Allerneultheit an und für sich sehr wenig Anziehungskraft. Als wir überdes beim ersten Durchblättern sahen, daß in diesen „Ausstattungsbriefen“ ein Plan entworfen war, nach dem in der „guten Stube“ u. a. ein Bisset, ein Ausziehtisch und ein Schreibtisch, in der Wohnküche aber ein Bissetschrank und ein Kleiderkasten Platz finden sollten, haben wir uns das weitere geschenkt. In dem letzten Artikel schreibt Dr. Eugen Kay, gegenwärtiger Redakteur der Hilfe, über „die neuere Entwicklung der Sozialdemokratie“. An dem Grabe des Revisionismus in der Sozialdemokratie wird hier trotz allem die Fahne der nationalsozialen Hoffnung aufgepflanzt. Die Gewerkschaften sollen wie immer die Rettung bringen. Der Aufsatz hat höchstens als Dokument nationalsozialer Auffassungen Wert. W. B.



Erscheint

Dienstage, Donnerstage  
und Sonnabende und kann  
für sich nur durch den  
Berausgeber, die Königlich  
Erhebliche der Leipziger  
Zeitung in Leipzig, Post-  
straße 5, bezogen werden.

Bezugspreis  
beihilflich: 1.4/25 A,  
bei vollständiger Zustellung  
unter Kreuzband: für  
Leipzig 1.4/3 A, für  
auswärts 1.4/6 A, für  
vierteljährlich  
Gänge Nummern 5 A.

Herausgeber: Dr. Julius Wiffert in Leipzig.

Nr. 153.

Sonnabend den 30. Dezember abends.

1905.

## Das Klima von Nordamerika.

Von Dr. Friedrich Kengel.

Die Witterungsverhältnisse Nordamerikas, vor allem der Vereinigten Staaten nehmen die Aufmerksamkeit des Meteorologen wie auch der gesamten Bevölkerung dieses Landes von jeher besonders in Anspruch, da sie das ganze wirtschaftliche Leben in ungleich höherem Maße beeinflussen, als dies in irgend einem anderen Kulturstaat der Fall ist. Während nun das Verhalten des Niederschlags als des wirtschaftlich wichtigsten klimatischen Faktors schon mehrfach eine gründlichen, wissenschaftlichen Bearbeitung unterzogen worden ist — zuletzt in zusammenfassender Darstellung von Dr. F. L. Wachenheim<sup>1)</sup> in Neuport —, fehlt es bisher noch vollkommen an einer entsprechenden Untersuchung über die Temperaturverhältnisse der großen Ländermasse. Das in den großen Wetterbüros der Vereinigten Staaten und Kanadas aufgespeicherte gemaltige Faktenmaterial harret daher gegenwärtig noch der Sichtung und wissenschaftlichen Verarbeitung. Erst werden die charakteristischen Erscheinungen im jährlichen Gang der Temperaturen, ihre periodischen und unperiodischen Schwankungen in allen Uebertägern der Klimatologie, gleichviel ob deutschen, englischen oder amerikanischen Ursprungs, eingehend erörtert, doch ist das Material, welches die Grundlage hierzu bildet, nicht gleichwertig und es werden oft die Beobachtungen weniger Jahre mit langjährigen Reihen vergleichsweise zusammengestellt. Bezeichnend<sup>2)</sup> ist das „Jann“<sup>3)</sup> in der neuesten Auflage seines Handbuchs der Klimatologie mit Bezug auf den Wert solcher Zusammenstellungen sagt:

„Vorder bedenkten wir noch völlig von autoritativer, berufener Seite bearbeiteter Temperaturmittel für Nordamerika, Mittel, welche auf die gleiche Periode reduziert und für den täglichen Gang fortigiert sind. Was wir bis jetzt an Temperaturmitteln besitzen, entspricht keineswegs den gegenwärtigen wissenschaftlichen Anforderungen.“ Aus diesem Grunde verdient die Veröffentlichung 30jähriger Beobachtungsmittel einzelner Orte allerseitige Interesse, um so mehr, wenn sich unter diesen Orten die größte und wichtigste Handelsstadt von ganz Amerika befindet. Ein glücklicher Zufall will es, daß in letzter Zeit nur nacheinander die langjährigen Werte des meteorologischen Observatoriums zu Neuport und zu Winnipeg veröffentlicht und durch Abdruck in der Meteorologischen Zeitschrift den Fachkreisen zugänglich gemacht worden sind.<sup>4)</sup> Beide Orte liegen weit voneinander entfernt und gehören wesentlich verschiedenen Klimagebietern an. Neuport vertritt den Typus des atlantischen Küstenklimas in einer mittleren Breite von etwa 40°, während Winnipeg als Repräsentant des nordamerikanischen Binnenklimas zu gelten hat. Die Wetterwerte zu Neuport liegt im Zentralpark, in einer Seehöhe von 53 m, ungefähr unter 40 1/2° nördl. Breite und 74° westl. Länge von Greenwich. Winnipeg gehört dagegen der kanadischen Provinz Manitoba an. Es liegt über 9° nördlicher und 23° westlich von Neuport, unweit des großen Winnipegsees und ist eine Station der bekannten, nördlichen Überlandbahn, der Canadian Pacific-Bahn. Die Seehöhe des Ortes beträgt 232 m; die Umgebung ist eine fruchtbare Niederung, in welcher der Getreidebau trotz einer wahrhaft sibirischen Winterkälte reichen Ertrag liefert. Im folgenden seien die wichtigsten

Zahlen der vielfährigen bis 1871 bez. 1868 zurückreichenden Beobachtungen beider Orte mitgeteilt und kurz erörtert.

Das Klima im Inneren von Kanada zeichnet sich aus durch außerordentlich starke Schwankungen der Temperaturen sowohl im regelmäßigen jährlichen und täglichen Gang wie auch in den regellosen, aperiodischen Bewegungen im Bereiche der Jahre. Der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat beträgt hier im 30jährigen Mittel rund 40°. Denn einer Januar-temperatur von -21° entspricht eine Juliwärme von 19°. Sehr kalt sind außerdem noch der Dezember mit -15 1/2° und der Februar mit -18 1/2°. Winnipeg gehört noch dem Gebiete größter jahreszeitlicher Unterschiede an, welches den Norden Amerikas, westlich der Sudiboiab, umfaßt und sich jungensförmig bis zu den Eren Manitobas südwärts erstreckt. Ähnliche und noch größere Schwankungen zwischen dem Januar und Juli sind auf der ganzen Erde nur noch in Ostibirien vorhanden, wo in der Nähe des Polarkreises Gegenläufe bis zu 65° (Werschajans) auftreten. Noch mehr kommt der kontinentale Charakter des Klimas von Winnipeg in den Extremtemperaturen zum Ausdruck. Minimaltemperaturen unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers sind in sämtlichen Wintermonaten beobachtet worden. Die tiefste Temperatur innerhalb von 30 Jahren war -47,2° im Dezember. Aber auch in den Frühlings- und Herbstmonaten können noch recht ansehnliche Kältegrade vorkommen. Im März wurden bis zu -38,9°, im November -36,7°, im April noch -25,6° beobachtet, ja selbst in den Monaten Juni und August sind noch Frosttemperaturen bis -6° vorgezeichnet worden, so daß doch der Juli gänzlich von Frost verschont bleibt. Angehängt dieser Zahlen sei darauf hingewiesen, daß Winnipeg auf dem 50. Breitenkreise, also noch etwas südlicher wie Leipzig gelegen ist. Bei uns beträgt die langjährige Mitteltemperatur des kältesten Monats -1°, des wärmsten 18,3°, die Schwpannung demnach 19,3°. Älteste Temperatur seit 1866 wurden in Leipzig -27,4° beobachtet. Sehr auffallend sind in Winnipeg die Maximaltemperaturen während des Sommer. Die höchste Temperatur betrug 36,7° im August, doch kamen Temperaturen von 35 auch noch im Mai, Juni und Juli vor. Über 30° kann außerdem die Wärme noch im April und Oktober steigen. Der Zeitraum starker Wärmeentwicklung ist daher hier ein großer und erstreckt sich über 7 Monate, während bei uns in Deutschland die Maximalwerte von 30° und darüber auf die Monate Mai bis September beschränkt sind. Im Juli und August kommen dagegen gelegentlich ähnlich hohe Temperaturen auch bei uns vor. In den 3 Sommermonaten Juni bis August liegen auch die Mittelwerte aus den Maximaltemperaturen sehr hoch (24° bis 26°). Diese günstigen, sommerlichen Wärmeverhältnisse, verbunden mit ausreichenden Niederschlägen, sind die Ursache, daß der Getreidebau hier trotz der außerordentlichen Schärfe und langen Dauer des Winters einen ebenso reichen Ertrag liefert wie in dem am meisten begünstigten Ackerbaustraßen der Union.

A. Wagner, Regierungslandwirthmeister in Winnipeg, entwirft eine anschauliche Schilderung vom Klima dieser Gegend, aus welcher wir einige Sätze hervorheben: „Jemand, der im östlichen Nordamerika unter dem 45. Breitengrad (Montreal) gelebt und dort die Winter mit ihrem 1 bis 1 1/2 m tiefen Schnee kennen gelernt hat, muß natürlich die Berichte sehr bezweifeln, nach welchen das Vieh, besonders die Pferde, hier im Nordwesten während des Winters nie den Stall zu sehen bekommen, sondern

<sup>1)</sup> F. L. Wachenheim: Die Hydrometeore des gemäßigten Nordamerika. Meteorolog. Zeitschr. 1905, S. 193—211.

<sup>2)</sup> Jann: Handbuch der Klimatologie, Bd. III, S. 264. Stuttgart 1897, Verl. v. J. Engelhorn.

<sup>3)</sup> Meteorolog. Zeitschr. 1905, S. 276 u. 328.

bei gutem, hüllem Wetter in der offenen Prarie, bei stürmlichem dagegen in den kleinen schüdenen Waldungen und Gebüschigen ihr Leben dadurch fristen, daß sie den Schnee mit den Füßen zerhacken und das alte Gras, sowie die neuen grünen Erzeugnisse abmähen. Der Schnee ist hier in der Ebene selten über 20 cm tief und obgleich die Temperatur öfter bis  $-35^{\circ}\text{C}$  sinkt, empfindet man dennoch die Kälte hier nicht so hart wie im dichten Kanada; die Luft ist rein und klar, und wenn nicht gerade scharfe Nordwinde herdröhen, mild und angenehm. Das Klima von Manitoba erinnert in vieler Beziehung an dasjenige des westlichen Sibiriens. Die kurzen aber warmen Sommer entwideln genügende Wärme, um Weizen, Kartoffeln u. z. zur Reife zu bringen. Der Charakter des Klimas ist oft ein außerordentlich kontinentaler, dem strengen Winter folgt rasch ein warmer Sommer und diesem wieder fast ohne mittelebenen Übergang die kalte Jahreszeit. Die jährliche Niederschlagsmenge ist gering (etwa 500 mm), aber günstig verteilt.<sup>1)</sup>

Eine sehr merkwürdige Erscheinung in diesem Gebiet strenger Winterfälle besteht in der großen Veränderlichkeit der Temperaturen innerhalb der verschiedenen Jahre. So betragen z. B. die absoluten Schwanrungen der Dezembermittel im vierjährigen Zeitraum 21,2°, der Februarmittelwerte sogar 22,2°. Das bedeutet, der wärmste Februar von 1871 bis 1900 hatte einen um 22,2° höheren Mittelwert als der kälteste der gleichen Reihe; der Februar 1875 hatte einen Mittelwert von  $-26,8^{\circ}$ , der Februar 1878 dagegen einen solchen von nur  $-4,6^{\circ}$ . Auf dem abnorm milden Dezember des Jahres 1877 mit  $-4,2^{\circ}$  folgte 2 Jahre später der kälteste von allen mit  $-25,4^{\circ}$  Mitteltemperatur. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß auch in Europa der Dezember 1879 wiederum der kälteste seit dem Bestehen der staatlichen meteorologischen Beobachtungsstellen war. Aber der Unterschied gegen die wärmsten Dezembermonate erreicht hier nicht annähernd so hohe Beträge. Für Leipzig ergeben diese Unterschiede der Mittelwerte im Zeitraum 1866—1900 beispielsweise im Dezember 11,9° und im Februar 11,3°.

Eine ähnliche Veränderlichkeit der Monatswerte treffen wir auf der ganzen Erde nur noch im Nordosten Russlands und in Westsibirien. Sie ist dort wie auch in Winnipeg übrigens nur auf die kalten Monate beschränkt. Die Sommermonate weisen viel geringere Schwankungen auf. Juli und August zeichnen sich in Winnipeg sogar durch große Beharrlichkeit aus, denn sie besitzen innerhalb von 30 Jahren nur Schwankungen von  $4^{\circ}$  bis  $5^{\circ}$ , was den Verhältnissen in Leipzig fast genau entsprechen würde.

Das Jahresmittel ist infolge der Winterfälle in Winnipeg sehr niedrig und liegt nur wenig über  $0^{\circ}$  ( $0,7^{\circ}$ ). Nicht weniger als achtmal waren während des Beobachtungszeitraumes die Jahresmittel tiefer als Null. Winnipeg ist in ganz Amerika sowie auch in der ganzen Welt einer der südlichsten Punkte, bis zu welchem die Jahresisotherme von  $0^{\circ}$  von Norden her herabsteigt. Eine ähnliche Ausdehnung nach Süden zeigt diese Linie nur noch in Ostasien, wo sie bis in die Mandchurien herabsteigt.

Wenden wir nun noch einen Blick auf die langjährigen Beobachtungen von Newport. Der Zeitraum, dem die Resultate entstammen, ist für diese Station noch etwas größer und umfaßt 35 Jahre, 1868—1903.

Newport liegt auf denselben Breitenkreise wie Reapel ( $40^{\circ}$  n. Br.), hat aber nur ein Jahresmittel von  $11,2^{\circ}$ , während letzterer Ort  $16^{\circ}$  anweist. Die Lage an der Ostküste dieses großen Kontinents erklärt diese Eigenartlichkeit, die von Georg Forster 1794 zuerst erkannt und von N. v. Humboldt durch Vergleich bewiesen worden ist. Würden wir einen Punkt an der Ostküste Sibiriens in entsprechender Breite herausuchen, z. B. Petung, so würden wir dagegen eine gute Übereinstimmung finden. Petung liegt auf dem 40. Breitenkreise, also nicht ganz 1° südlicher als Newport und hat eine mittlere Jahreswärme von  $11,8^{\circ}$ , die jener von Newport fast gleichkommt. Die Verhältnisse sowohl der alten wie der neuen Welt sind unter gleicher Breite 4 bis 6° wärmer. So hat die kalifornische Küste unter dem 39. Breitenkreise (Marionette) ein Jahresmittel von  $16,4^{\circ}$  und die portugiesische Küste, Estabon  $38,4^{\circ}$ , ein solches von  $16,9^{\circ}$ .

Ein zweites, ebenfalls schon von Humboldt gefundenes Gesetz kommt in den Temperaturverhältnissen Newports sogar zum Ausdruck: Die Chiffren zeigen viel größere Unterschiede zwischen

Winter und Sommer, zwischen dem wärmsten und dem kältesten Monat als die Westküsten. Newport hat trotz der südlichen Lage die gleiche mittlere Januartemperatur wie Leipzig, nämlich  $-0,9^{\circ}\text{C}$ . Der wärmste Monat entspricht jedoch in seinem Durchschnittswert von  $24^{\circ}$  fast dem Juli von Unteritalien, Reapel ( $25,1^{\circ}$ ), so daß sich eine Jahresdifferenz von  $25^{\circ}$  herausstellt. Der vorher genannte Ort Kaliforniens hat dagegen eine Schwankung von nur  $18^{\circ}$ . In Reapel liegen die Temperaturmittel des Januar und Juli  $16^{\circ}$  und in Estabon vollends nur  $11\frac{1}{2}^{\circ}$  auseinander. Letzterer Ort repräsentiert demnach das Extrema der gemäßigten Breiten in reiner Form, während Newport trotz seiner Höhenlage in seinem jährlichen Temperaturgange durchaus die Eigenschaften des Kontinentalklimas zeigt. Das Normalen kalter Landwinde während der Winterzeiten (Nordwest- und Westwinde) erklärt die relativ sehr tiefen Wintertemperaturen; im Sommer sind diese Landwinde an sich schon warm; sie werden aber teilweise von noch wärmeren aus Südost abgelöst, wodurch eine weitere Erhöhung der Temperaturen und damit eine Verstärkung der Gegensätze der Hauptjahreszeiten herbeigeführt wird.

Noch größere Kontraste zwischen Januar und Juli zeigt unter gleicher Breite nur die Küste Chilians, wo die Mittelwerte beider Monate um mehr als  $30^{\circ}$  auseinanderliegen. Petung hat eine Januartemperatur von  $-4,6^{\circ}$  und ein Juli-mittel von  $26,1^{\circ}$ . Allerdings liegt Petung nicht unmittelbar an der Küste, sondern ca. 200 km von ihr entfernt.

Die Minimaltemperaturen des Winters sind in Newport fast so tief wie in der norddeutschen Tiefebene, denn es wurden  $-21,1^{\circ}$  in allen 3 Wintermonaten Dezember bis Februar verzeichnet. Im März kamen noch Minima von  $-16^{\circ}$ , im April von  $-6,7^{\circ}$  vor, dagegen scheinen die bei uns so gefürchteten Minifrisse zu fehlen, denn die tiefste Temperatur dieses Monats im 35-jährigen Zeitraum wird gerade  $0^{\circ}$  angegeben. Auf der anderen Seite sind die Maximaltemperaturen für die südliche Lage nur mäßig hoch. Über  $30^{\circ}$  erhebt sich die Mittagtemperatur in der Zeit vom April bis Oktober, über  $20^{\circ}$  wurden auch in den Wintermonaten mit Ausnahme des Dezember abgelesen. Die höchste in 35 Jahren überhaupt erreichte Temperatur betrug  $38,3^{\circ}$ . Wenn man die alljährlich wiederkehrenden Meldungen von tropischer Glut in Newport diesen Zahlen gegenüberstellt, so wird man leicht an eine amerikanische Uebertreibung der Tatsachen denken. Was den Sommer in Newport so überaus schwer erträglich macht, ist jedenfalls nicht die absolute Höhe der gemessenen Hitzegrade — denn diese bleibt noch unter  $40^{\circ}$  — sondern vielmehr die lange Dauer einer gleichmäßig hohen Temperatur bei großem Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der Mangel an nächtlicher Abkühlung. Die Niederschlagsmengen im Jahre sind in Newport sehr beträchtlich und überliegen mit 1116 mm noch diejenigen unserer Klimaktionen in den deutschen Mittelgebirgen. Der Regen ist ziemlich gleichmäßig auf alle Monate verteilt, nur Juli und August zeichnen sich durch besonders große Quantitäten von 115—120 mm aus. Wollenbruchfähliche Gewitter regen fin zu dieser Zeit am häufigsten und liefern bisweilen in kürzester Zeit ganz erismliche Wassermassen. So wurden am 20. August 1893 in einer halben Stunde 41 mm, am 10. April 1879 56 mm und am 6. August 1878 vollends 67 mm Regen gemessen. Man stelle sich vor: 67 mm in einer halben Stunde, das sind 67 l pro Quadratmeter Fläche. Im Umfang eines einzigen Quadrat-kilometers wären demnach in 30 Minuten 67 Millionen Liter oder 670000 hl Wasser herabgeregnet sein. Der Zentralpart, in welchem sich das meteorologische Observatorium befindet, bedeckt eine Fläche von 335 ha = 3,35 qkm. Hieraus würden bei diesem Wollenbruch allein rund 2¼ Millionen Hektoliter Wasser entfallen und im ganzen Stadtgebiet von Groß-Newport, welches mit den Bororten Brookton, Long Island City, Newmond u. a. m. eine Fläche von 930 qkm einnimmt, würde sich die gesamte Wassermenge während dieses einzigen Regens auf 6231000000 l oder 623 Millionen Hektoliter berechnen lassen. Im Winter empfängt Newport trotz seiner südlichen Lage reichlichen Schnee, der ja, wie aus den Zeitungsberichten bekannt ist, häufig Verlebensbedrohungen von großer Ausdehnung bedingt. Das Observatorium im Zentralpart liegt auch die Mittelwerte für die Schneehöhen an, die nach unseren Begriffen nur in einem recht strengen Winter in ähnlicher Weise und auch dann nur im Binnenland am Fuße unserer Gebirge zu erwarten wären. Im Januar und Februar soll nämlich die Durchschnittshöhe der

<sup>1)</sup> Vorn: Handbuch der Klimatologie Bd. III, S. 531

Schneedeck fast  $\frac{1}{4}$  m, im Dezember und März noch 15 cm betragen und selbst November und April weisen noch eine Schneedeckung bis zu 4 cm Stärke auf. Peruvollständig wird das Bild von diesem ganz eigenartigen Klimagebiet noch durch die Angabe der Sonnenscheindauer in den einzelnen Monaten. Es zeigt sich, daß die Wintermonate relativ am ungünstigsten messem. Denn die mittlere Sonnenscheindauer erreicht hier nur 45—50% der möglichen Dauer, während sich dieses Verhältnis in den Sommermonaten bis auf 65% steigert. So hat der Juli z. B. durchschnittlich 280 Stunden mit Sonnen-

schein, während die mögliche Dauer, d. h. die Zeit während welcher die Sonne in diesem Monat am Himmel steht, 439 Stunden betragen würde.

Die Klimatabellen von Neuport und Winnipeg, aus welchen hier nur die wichtigsten Werte herausgegriffen wurden, verdienen als Grundlagen für die Beurteilung von zwei merkwürdigst einander verchiedenen Klimagebieten der nordamerikanischen Ländermasse die besondere Beachtung des Meteorologen und des Geographen, sie werden in allen künftigen Verhältnissen über die physische Erdkunde dieses Gebietes gebührende Verwendung finden.

### Vücherbeipröcungen.

— Der Kaiser und die Jugend. Die Beicung der Neben Kaiser Wilhelm II. für Deutschlands Jugend. Erläutert von Werner Wilm. Berlin, Hempel'scher Verlag. Preis 4 M. — Das vorliegende Buch hat eigentlich den Titel: „Der Kaiser als Erzieher“ erhalten sollen; ebenfalls wäre dieser Ausdruck besser gewesen als der Jufug: „Die Bedeutung usw.“ ganz abgesehen davon, daß in ihm „Wilhelm II.“ statt „Wilhelm II.“ gedruckt ist. Zur Erziehung der Jugend sollen die Neben des Kaisers dienen, die hier in angemessener Ausmaß und mit entsprechenden Erläuterungen zusammengestellt werden. Des Kaisers unerschütterlicher Glaube, seine rührende Beidit, die heftenslose Lauterkeit seiner Bestimmung, seine glühende Liebe zu Volk und Vaterland, sein hochs Bewußtsein der Pflicht und Verantwortungssicht, sein unermüdlicher Eifer und immer rastender Fleiß, sein freudiges Anerkennen der Verdienste anderer, sein haufenweises Streben, auf allen Gebieten zu lernen und sich zu vertiefen; das alles, verbunden mit dem bescheidenen Zauber einer kraftvollen, in sich selbstgeschlossenen und dabei überaus liebenswürdigen Persönlichkeit, soll vornehmlich auf den deutschen Jüngling wirken. Beißlich besonders an ihrer ersten Gabe manches auszuliegen haben: die Verfasserin ist in der Form noch zuweilen ungenet, wozu mit dem Apoptroph nicht recht unzugehen und benötigt ihn zu oft als erminigten Kottseifer; hier und da treffen wir auf unreine Reime oder auf eine kleine Bergewaltigung der Sprache um des Reimes willen. Aber im ganzen freuen wir uns ihrer „Sonnenbilde“ und „Glockenlänge“ und stehen nicht an, der Dichterin die Bezeichnung einer solchen zuzugestehen. D. K.

— Modeste. Roman von J. R. zur Wegede. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Verfasser von „Luitt“ führt die Leser in seinem neuen Romane in den ostpreussisch-russischen Grenzdistrikt zwischen Memel und Litau. Inmitten des Gutslebens, das er so anschaulich schildert, wie er der fargen Landschaft stimmungsvolle Bilder abgeminnt, entwickelt sich die Geschichte eines jungen Mädchens, das durch die Reizung zu einem einladen, tüchtigen Manne aus der leiblichen Verastlütät ihrer Paronenfamilie getrieben und zugleich von der eigenen, aus sattem Standesbewußtsein kommenden herrischen Hoffart geteilt wird. Bei dem Kampfe, den sie gegen ihre Umgebung wie mit sich selbst führt, kommt ihr allerdings zuzuhaken, daß der Mann, den zunächst ihre eitle Selbstacht begehrt, sie auf eine beliebige Weise zurückstößt, die sie schwer trifft, aber auch in ihr die Erkenntnis von dem Adel des Weibes erndet. Neben der sich allmählich zu ihrem besten Selbst durchringenden Modeste ist der Juppelrot Romeit von Anfang an eine feste, in sich geschlossene Erziehung, ein lauterer Mensch, dessen Eigenschaften und Fortzen im Tun und Treiben des Landmanns zur Geltung kommen. Das größere Interesse wendet sich daher Modeste zu; mit ihrer inneren Wandlung verknüpft sich die Teilnahme und Spannung, die der Roman in uns erregt. Hier in der Hauptplade mit dem Erähler geben, der den Sieg des menschlich Guten und Bösen darstellt, heißt sein Wert anerkennen, in dem mannde Gehalt noch durch ihre frätrige Reizung ausfüllt. So auf der einen Seite die des alten, derben Gutsbesizers Eller, der zuletzt den beiden jungen Menschen die Heimat sichert, und auf der anderen Seite die des ehemaligen Anodenheimländers und gegenwärtigen Erbenbesizers, dessen Empörung über die den neugewählten Adel des Vaters durch eine „Möalliance“ entweichende Tochter keine Grenzen kennt, dessen Fluch die geluterte Modeste aber nicht mehr berührt. Das Zusammenstimmn von Land und Menschen ist ein besonderer Vortrag des Romans, in dem eine zweite, tragisch auslaufende Perzengeschichte zu sehr fein abgemessener gegenseitiger Wirkung gebracht ist. — G.

— Aus dem sonnigen Süden. Italienische Märchen in mündlichen Überlieferungen gesammelt von Wilhelm Dörstel. Nürnberg, Theodor Streifer, Kunstverlag. — Ist der Titel: „Aus dem sonnigen Süden“ nicht eine kleine Modifikation? Was, laut dem Wortort, in den Dörtern der Alpen und Apenninen Italiens vom Volkstum ausgegangen sein soll, bildet uns mit deutschen Märchenanagen an. Obhalten deutscher Märchenpoesie lehren mit südlischer Existenz verleben, das ist in eine italienische Szenarie verlegt, mit italienischen Namen getaucht, zu uns zurück. Nur einzelne Erzählungen, wie „Die Fieleser“, „Bietta“, „Anglia“, „Betrachte Räuber“, „Das Schuppenbrett Italiens“ tragen wirklich italienisches Gepräge. Gleichwohl, der Autor gebietet über eine anmutige Darstellungsgabe. Er hat kleinen und großen Kindern ein liebenswürdiges Buch geschenkt, das sich mit seinem reichen Bilderreichtum Freunde erwerben wird. J.—

— Collier, Hedwig. Sonnenbilde. Gedichte. 3. Laufend. 8. 196 E. Eleg. geb. 3 M. Selbstverlag. Burg, Bezirk Magdeburg. — Glockenlänge. Gedichte. 8. 196 E. Eleg. geb. 3 M. Selbstverlag. Burg, Bez. Magdeburg. — Ein erstensliches Zeugnis davon, daß man im deutschen Volk noch immer christliche und patriotische Lieber nicht nur singt, sondern ihnen auch lauscht, sind die beiden vorliegenden Bände guter klingender Vort, von denen die erste der uns bisher unbekanntem Sammlungen bereits in dritter Auflage vorliegt. Der Gatte der Dichterin hat sie höher im Selbstverlage verbreitet. Die Gedichte sind im ganzen voll Anmut und Schömw, sinniger Anschauung und rühmweidigem Wohlklang. Sie besingen Haus und Heub, Welt und Leben, Zeit und Ewigkeit, Kindesleben und Mutterglück, Frühling und Sommerlage, Heimat und Vaterland. Besonders sind der Dichterin die patriotischen Lieber gelückt; wir dürfen auf diese besonders aufmerksam machen. Aber auch die Lieber, welche Umkreisungen von Hibelvortern sind, werden mandem Leser Erbauung und geistliche Freude schenken. Obßohn die Dichterin, die ihr eigenes Leben in ihren Gedichten erkennen läßt, sich in späteren Jahren befindet, ist sie doch noch in ihrer Ent-

wicklung als Dichterin begriffen; ihr zweites Bändchen weist einen merkliden Fortschritt auf. Eine strengere Kritik wird freilich besonders an ihrer ersten Gabe manches auszuliegen haben: die Verfasserin ist in der Form noch zuweilen ungenet, wozu mit dem Apoptroph nicht recht unzugehen und benötigt ihn zu oft als erminigten Kottseifer; hier und da treffen wir auf unreine Reime oder auf eine kleine Bergewaltigung der Sprache um des Reimes willen. Aber im ganzen freuen wir uns ihrer „Sonnenbilde“ und „Glockenlänge“ und stehen nicht an, der Dichterin die Bezeichnung einer solchen zuzugestehen. D. K.

— Modeste. Roman von J. R. zur Wegede. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Verfasser von „Luitt“ führt die Leser in seinem neuen Romane in den ostpreussisch-russischen Grenzdistrikt zwischen Memel und Litau. Inmitten des Gutslebens, das er so anschaulich schildert, wie er der fargen Landschaft stimmungsvolle Bilder abgeminnt, entwickelt sich die Geschichte eines jungen Mädchens, das durch die Reizung zu einem einladen, tüchtigen Manne aus der leiblichen Verastlütät ihrer Paronenfamilie getrieben und zugleich von der eigenen, aus sattem Standesbewußtsein kommenden herrischen Hoffart geteilt wird. Bei dem Kampfe, den sie gegen ihre Umgebung wie mit sich selbst führt, kommt ihr allerdings zuzuhaken, daß der Mann, den zunächst ihre eitle Selbstacht begehrt, sie auf eine beliebige Weise zurückstößt, die sie schwer trifft, aber auch in ihr die Erkenntnis von dem Adel des Weibes erndet. Neben der sich allmählich zu ihrem besten Selbst durchringenden Modeste ist der Juppelrot Romeit von Anfang an eine feste, in sich geschlossene Erziehung, ein lauterer Mensch, dessen Eigenschaften und Fortzen im Tun und Treiben des Landmanns zur Geltung kommen. Das größere Interesse wendet sich daher Modeste zu; mit ihrer inneren Wandlung verknüpft sich die Teilnahme und Spannung, die der Roman in uns erregt. Hier in der Hauptplade mit dem Erähler geben, der den Sieg des menschlich Guten und Bösen darstellt, heißt sein Wert anerkennen, in dem mannde Gehalt noch durch ihre frätrige Reizung ausfüllt. So auf der einen Seite die des alten, derben Gutsbesizers Eller, der zuletzt den beiden jungen Menschen die Heimat sichert, und auf der anderen Seite die des ehemaligen Anodenheimländers und gegenwärtigen Erbenbesizers, dessen Empörung über die den neugewählten Adel des Vaters durch eine „Möalliance“ entweichende Tochter keine Grenzen kennt, dessen Fluch die geluterte Modeste aber nicht mehr berührt. Das Zusammenstimmn von Land und Menschen ist ein besonderer Vortrag des Romans, in dem eine zweite, tragisch auslaufende Perzengeschichte zu sehr fein abgemessener gegenseitiger Wirkung gebracht ist. — G.

— Die Ketten. Roman von Ida von Ed. Verlag von Helbanen & Hohn, Bielefeld und Leipzig. — Der Titel „Die Ketten“ ist symbolisch gemeint. Fast jeder seiner Charaktere tritt auf dem Lebensweg die Kette ererbter Schuld oder anbezogener Borurteile, unüberlegten Handelns oder dumpfer, resignierter Mut- und Tatlosigkeit am Fuße. Besonders gilt das von der Hauptfigur der Erzählung, dem angehenden publizistischen Jfhoriker Dr. Hennegall, der so sehr d. r. Elasse seiner Zeitgenossen ist, daß er trotz eifrigen Bemühens und der Beihilfe bester Freunde das erst zum Schluß des Romans sich völlig aus dem Fesseln der Abhängigkeit losmachen kann, in die er durch eine Familienschuld vor Jahren geraten. Ähnlich ergeht es den übrigen Trägern der im engsten Kreise sich bewegenden Handlung, dem Geheimerat Wallraven, dem väterlichen Gönner und Protector des jungen Hennegall, und seiner Gattin Carloline. Mit der Schilderung des Verhältnisses des schon bejahrten Wallraven zu Hennegalls ehemaliger Frau, der kleinen kosteten Schauspielersin Sidonie Lindbladt, das lebhaft an tatsächliche Vorkommnisse aus der jüngsten reichshauptstädtlichen Vergangenheit erinnert, hat Frau

Von-Ed ihrem Roman auch eine beträchtliche Dosis von besser nicht verworbenen gesellschaftlichem Goutout beigemischt, die freilich seinen künstlerischen Wert keineswegs erhöht. Viel mehr als gefällig gemachte Unterhaltungsstücke von dem üblichen Kaliber, nur geachtet, routinierter in der Komposition, wird man in den „Ketten“ kaum sehen können A.

— Egon Friedell, *Rossais als Philosoph*, F. Bruckmann Verlag, München. 2 M. — Die letzten Jahre haben drei Neuauflagen der lange vergessenen Werke Friedrichs v. Hardenberg gebracht. Vorher hat das breitere Publikum von ihm kaum mehr als ein Gelangbuchlein („Ich sag' es jedem, daß er lebt“; ein zweites, das sich J. B. in sässlichen Vandeselgangbuch findet („Wenn ich ihn nur habe“), bleibt wegen der schwierigen Melodie meist ungenossen. Und doch ist *Rossais* — nicht bloß in seinen Schwächen, sondern vor allem in seinen Vorzügen — ein literarischer Charakter, der Beachtung verdient. Das gilt nicht nur vom Standpunkte der Neuromantiker aus, nicht allein für die zur Musik neigenden religiösen Unterfröhen unserer Lage: der früh heimgegangene Dichter ist eine so eigenartige Erscheinung, daß er selbst dem flüchtigen Weisheit, dem Manne des süßen Verstandes, dem sinnigen Naturbetrachter zu raten und zu denken aufjibt. Friedell hat sich bemüht, in kurzen Zügen den Rahmen, aus dem *Rossais* trat, und ein Bild des Dichters selbst zu skizzieren. Dann folgt in Ausföhen, die geschickt gruppiert und gut verbunden sind, die Darstellung der philosophischen Weltanschauung Hardenbergs. Die katolischeren Tendenz Hardenbergs hätte dabei in ihren schärfföhen deutlicher jurädigen werden können, wie im ersten Hauptteil die einseitige Geschichtsauffassung und -darstellung der Romantik heller beleuchtet werden müßte, wenn das Buch für weitere Kreise verständlich bleiben soll. Biologie als das „was über Freud, Inhalt und Funktionen des menschlichen Lebens aufgeschickt“ ist, zu lassen, bedeutet eine Besetzung, keine Erweiterung des Begriffs, wie Friedell (S. 82) anzunehmen scheint. Die Ausstattung durch den Verlag ist fast vernehmlich.

Dr. Grimm.

— Späte Lieder. Von Rudolf v. Gottschall. Breslau, Schölesche Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. — Wer der Ansicht sein sollte, in dieser Gabe des in Westöchen Jahren stehenden Dichters ein Nachlassen seiner Kraft, Klagen über das Alter und seine Schwächen, Scheuch auf die Jugend zu finden, der wird sich enttäuscht sehen. Wie die Mythen in Platonischer Formstraffen und Fälligkeit dahin laufen, so bleibt Gottschalls Herz jung und gelegentliche persönliche Vermümmungen und Geföhle der Entzignung, wie S. 63, wo der Dichter es beklagt, daß ihm alle seine Krömen vom Haupt gerissen seien, und nur noch die Hoffnung hegt, daß vielleicht eini aus seinem verdämmten Borne späte Wanderer trinken würden, Wünsche, daß der Tod den einsam Zurückgebliebenen mit den vorangegangenen Lieben vereinen möge (S. 54), werden bald überunden. Gottschall sagt zwar S. 16: „Das Alt ist Ein Uberschreiten zugewessner Frist. Die Krantheit ist's, von der man nie genesi. Ein frühes Grab, moiti der Geist verweh.“ Aber er fügt auch S. 14 hinzu: „Die Dichtung selbst ist ewig jung und sie verjüngt die Dichter“ und S. 19: „Geist ist Lieder, Geist ist Jugend, macht das Alter frisch und leicht. Wenn es samt sie eine Spinne über müde Züge schießt.“ Der Dichter läßt es mit Geistes, der bekanntlich den Anspruch tat, daß das einzige Mittel, jung zu bleiben, das sei, sich stets mit der Jugend zu halten, und als Schöpfer noch den „Wesentlichen Provan“ dächte. Wenn Gottschall den Alter und seinen Anschauungen sein Recht gerecht wissen will, so ist er, der sich in jungen Jahren eini selbst als Junger, ja als „Moderner“ gebärde, weit davon entfernt, der Jugend das Jöre zu nehmen. Auch der Däbe erkennt er ihr Recht zu und wenn er früher um ihre Fahnen den Kranz gewunden hat, so tut er es auch heut noch, wenn er den Stern der Venus besingt, der Morgenstern und Abendstern ist und auch dem Alter noch leuchte. „Und wer dies Wunder nicht begreifen kann, Der flag' die himmlischen Gestirne an.“ (S. 24.) Die Erinnerungen an alte Zeiten werden aber naturgemäß doch nach, regen sich sogar mächtig. Und nicht immer sind die Reminiszenzen, die sich hervorwagen, angenehmer Art. Oft sichtet die Wehmüt ihre Äpfelchen hinein, wie der Sonettentanz „Genua“ bemerkt, der der Erinnerung an die geschiedene Lebensgeföhrtin des Dichters gilt. Ergreifende Töne entquellen des Poeten Brust, wenn er „An den Gräbern“ (S. 61) wandelt.

„O Wundenstein im Rosenhage,  
Der um die Gräber Blüten schlingt!  
Wemüßig Nachtigallenlage,  
Die aus den Ruiböherden bringt!  
Wir lauschen still — ein Dämmereben  
Wird in der tiefsten Brust erweht;  
Wir leben die Schalten sich erheben,  
Die hier der grüne Regen deckt!“

Die Toten haben Ruhe, so führt der Dichter weiter aus, aber den Lebenden wird von ihnen oft der Frieden geföhrt. Wir möchten den Dahingeliebten Liebe spenden, aber es ist zu spät! Das Schwärzen der Wundenstellen unter der Erde ist es, das uns verlaget. Wie oft haben wir das Glück mutlos veräumt!

„Das ist ein drüdend schmerzliches Bangen,  
Ist wege Stein und bitter Dohnt.“

Wir müssen entbehren und entsagen. Die Glut ist erlöschend, die eini geklammert. Wehmüt kann uns ergreifen, ist uns geblieben, aber

„Die Resse hat nur bitter Zähren  
Und hat sich nimmer ausgezweit.“

Wie man sieht, bei aller Lebensfröhlichkeit, die den Dichter befeht, gibt er doch auch ernsten Gedanken Raum und weiß ihnen ergreifenden Ausdruck zu verleihen. Eine Reihe von Zeitgedichten und Prologen beschließt die Sammlung, die die frühe Produktion Gottschalls von 1903, dem Jahre des 70. Geburtstags des Dichters, bis zur Gegenwart umschließt. Vaterländische Mahnungen löst er laut werden und stimmt zum Preise Deutschlands die Leier, Amerika und seine riesenhafte Entzignung feiert er, den Fürken Widmark erweht er aus Anlaß von dessen 80. Geburtstag, die Vöherwelt wird gerühmt als des Landes beste Wehr, die 1870 Großes volbradht, im Prolog zum Frottenfest 1904 offenbar sich der Weisheit, der das Ziel sieht, was uns und unserem Volke not tut zu seiner Zukunft, im Prolog zur Schillerfeier 1905 tut der Epigone dar, daß die Freier ein Totenfest ohne Trauerfröhe sei. Es sind zeitgemäße Themen, die berührt werden, alle vom Kothurn herab und in jenem großen Stil, der Gottschall eigen ist und ihn von vielen dachtenden Zeitgenossen untercheidet, denen vielfach das abhanden gekommen ist, was unsern Dichter auszeichnet, der sich in dieser späten lörischen Gabe immer noch als ein Schaffender bewöhrt, der Beachtung verdient und geföhrt werden muß und der uns jetzt noch fesseln und erfreuen kann.

J. R.

— Glüdauß, Zeitschrift des Erzgebirgs-Bereins 1905. — Mit dem vorliegenden Dezemberheft beschließt das Organ des Erzgebirgs-Bereins seinen 25. Jahrgang. Im zweiten Jahre seines Bestehens, am 26. September 1880, hatte der Verein die Herausgabe einer Zeitschrift beschlossen, welche allen Mitgliedern, damals 1400, zugestiftet werden sollte. Es sollte darin der Austausch von Mitteilungen zwischen dem Gesamtverband und Einzelvereinen ermöglicht werden, Berichte über die Tätigkeit der Zweigvereine sollen zur Veröffentlichung gelangen, Aufsätze über Land und Leute im Erzgebirge, insbesondere auch Proben der erzgebirgischen Mundart bargeboten werden und man wollte zum Zeitschrift des Gebirges die Mitglieder wie auch die Freunde des Gebirges im Niederlande anziehen. Dank der vortheilreichen Leitung der Zeitschrift durch Direktor Dr. Resse, Seminaroberlehrer Dr. Köhler und der derzeitigen Vorsitzenden des Gesamtverbandes Seminaroberlehrer Nödel enthalten die vorliegenden 25 Jahrgänge der Zeitschrift eine Fülle von lehrreichen Aufsätzen, von Beschreibungen aller Art, die mit den Vöherungen des Vereins im Zusammenhang stehen, und von Schilderungen des Vereins und Lebens im Erzgebirge, wobei eine große Zahl von Mitarbeitern hilfreich zur Seite stand. Auch die Geschichte des Vereins selbst läßt sich über die Zeitschrift verfolgen; enthält sie doch Ansprachen, Jahresberichte, Vorträge und Verhandlungsberichte aller abgehaltenen Generalversammlungen und jährliche Berichte aus den Einzelvereinen. So ist der bei der Gründung der Vereinszeitschrift ins Auge gefasste Zweck erreicht worden. Da sich die Auflage im Laufe der 25 Jahre auf 10000 Exemplare erhöht hat, so kann man wohl annehmen, daß das Glüdauß jetzt zu allen Freunden des Erzgebirges gelangt.

E. P.

— Zu J. P. Müllers „Mein System“, das nun wohl schon überallhin seinen Weg gefunden hat, ist bei R. Köhler, Leipzig, eine leicht an der Hand anzubringende Übungsbuch vom Preise von 0,60 M. erschienen, die die Art und Anzahl der Übungen veranschaulicht.

— t.



HP  
30  
L53  
1905



3 6105 014 772 755

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES  
STANFORD, CALIFORNIA  
94305

